THE LIBRARY
OF THE

PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Qrt. 95

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften; der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht unbegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Finnische Runen. 157.
Lieder von A. Stöber. 159.
Eins nur traf ich aller Orten, von A. Stöber. 161.
Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz, von Stieglitz. 163.
An Friedrich Rückert, von L. Seeger. 165.
Strom und Wolke, von A. Stöber. 167.
Lieder eines Autodidakten. 170. 171.
Bilder der Nacht, von L. Seeger. 173.
Lieder von K. Mayer. 176. 177.
Phantasie. 182.
Räthsel: Nummer. 160. — Herz und Aber. 166. 178.
Logogriph: Laube, Laub, Lan. 172.

Erzählungen.

Ein spanisches Abenteuer. 160—167.
Philippe Rameau. 174. 175. 176. 177. 178.
Aquarelle. Der Holzknecht. 179. 180. 181.

Reisen.

Die Straße über das Wormser Joch. 156—160.
St. Vigilius von Trient. 168—173.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Einfluß der Farbe auf die Einsaugung und Ausdünstung von Gerüchen. 156.
Meteorologisches Glaubensbekenntniß. 158.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das deutsche und das englische Zugpferd. 161. 162.
Etwas über deutsche Pflanzennamen und Pflanzensymbolik. 164.
Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen. 165.
Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur. 166. 167. 168.
Goethe an Ritter v. Leonhard. 169. 175.
Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums. 171. 172.
Etwas über den Musiksinn der Italiener und Franzosen. 174.
Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia. 175. 176.
Zeitbilder aus Paris. 177. 178. 179.
Ueber die Arbeit in ihrem Verhältniß zur Entwicklung der Menschheit. 180. 181. 182.

Korrespondenz.

Berlin. 156. 157. — 175. 176. — Paris. 157. 158. 159. 160. 162. 163. 161. 168. 169. 170. 180. 181. 182. — München. 159. 160. 161. 162. — Florenz. 163. 161. 165. — Lyon. 166. 167. 168. 169. 170. — Chambery. 171. 172. — St. Petersburg. 171. — Marseille. 173. 174. — Dresden. 177. 178. — London. 179. 180.

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Kunstverein in München. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834. — Alterthümer. — Maler und Gemälde. — Nekrolog.

Digitized by Google

Nro. 53.

Königliche Akademie der schönen Künste in Turin. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834. (Forts.) — Bauwerke.

Nro. 54.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Neues Denkmal.

Nro. 55.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München. (Forts.) — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Akademien und Vereine.

Nro. 56.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München. (Schluß.) — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Forts.) — Medaillenkunde.

Nro. 57.

Altdeutsche Baukunst. Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. In malerischen Ansichten aufgenommen von J. H. Strack, Architekt, und F. E. Meierheim, mit erläuterndem Text von Dr. F. Kugler. — Briefe über die Kunstausstellung in Paris. (Schluß.) — Kunstausstellung. — Neuere Monumente. — Bauwerke.

Nro. 58.

Kassel. — Nekrolog. Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland. Eine biographische Skizze von Dr. J. P. Mynster. — Alterthümer.

Nro. 59.

Ueber einige Monumente zu Paris. — Kunstverein in München. — Alterthümer. — Sammlungen.

Nro. 60.

Ueber einige Monumente zu Paris. (Forts.) — Literatur. Dichtungen in Versen und Prosa, von Johann Martin Usteri. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers, herausgegeben von D. Heß. — Medaillenkunde.

Nro. 61.

Ueber einige Monumente zu Paris. (Schluß.) — Aphorismen. — Zeichnende Künste.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Orientalische Literatur. 5) Arabische Sprüchwörter, oder die Sitten und Gebräuche der neuern Aegyptier erklärt aus den zu Kairo umlaufenden Sprüchwörtern, von J. L. Burckhardt, herausgegeben von W. Ouseley, deutsch mit einigen Anmerkungen und Registern von H. G. Kirms. — Sprach-Literatur. 3) Beiträge zur deutschen Philologie und Geschichte, von Fr. Schmitthenner.

Nro. 68.

Orientalische Literatur. 6) Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. — Fremdwörterbücher. 1) Allgemeines Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unsrer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. Heyse. — 2) Handwörterbuch zur richtigen Aussprache der Fremdnamen sowohl aller ausländischen Personen-, als Länder- und Städtenamen älterer und jetziger Zeit, so wie der in der Umgangs- und wissenschaftlichen Sprache gebräuchlichen Fremdwörter, von Dr. Lippert.

Nro. 69.

Humoristische Literatur. 1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen.

Nro. 70.

Novelle. Lessing. Novelle von A. Freiherrn v. Sternberg. — Humoristische Literatur. 1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. (Schluß.)

Nro. 71.

Humoristische Literatur. 2) Der Salon, von H. Heine. — Zeitgeschichte. Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform, von Dr. V. A. Huber. — Nachtrag.

Nro. 72.

Humoristische Literatur. 3) Hammelburger Reise, oder meine Abenteuer in der Luft.

Nro. 73.

Das Unrecht der Schriftsteller. — Humoristische Literatur. — 5) Berlin wie es ist und — trinkt, von Ad. Brennglas.

Nro. 74.

Humoristische Literatur. 6) Antithesen oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet von Ritter Braun von Braunthal. — 7) Bunte Briefe, 1832, von Dr. Woldemar Seyffarth. — 8) Stella. Eine poetisch-humoristische Gabe von Ferdinand Stoll.

Nro. 75.

Kunst-Literatur. Niederländische Briefe von Karl Schnaase.

Nro. 76.

Kunst-Literatur. Niederländische Briefe von Karl Schnaase. (Schluß.)

Nro. 77.

Altdeutsche Dichtkunst. 1) Der Nibelunge Lied, nach dem Abdruck der ältesten und reichsten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg, herausgegeben und mit einem Wörterbuch begleitet von D. F. H. Schönhuth. — 2) Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersetzt von dem königl. bayerischen Ober-Appellationsrathe, Josef von Hinsberg.

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Juli 1834.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.

Schiller.

Die Straße über das Wormser Joch.

Die neue Straße, welche aus dem Vintschgau in das Veltliner Thal, über die höchsten Alpen Tyrols, in einer Höhe von 10,000 Fuß über der Meeresfläche, nach Mailand führt, ist von allen europäischen Straßen die bewundernswertheste und das Sehenswürdigste, was Tyrol, so reich an sehenswerthen Dingen, dem Besucher bietet. Kein anderer Alpenpaß, weder der Gotthard, Splügen, Mont-Cenis noch Simplon, zeigt diese Kühnheit in der Anlage, diese Vollendung in der Ausführung; keiner erhebt sich zu solcher Höhe, bei keinem waren die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, so ungeheuer.

Ich verließ Meran um halb fünf Uhr, und hatte um zehn Uhr bereits den Punkt über Eyrs erreicht, wo die neue Straße in geradester Richtung das Vintschgau quer durchschneidet und Prad zuläuft. Hier befindet man sich bereits an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Schon hinter Meran, (1187 F.) die Töll hinan, zieht sich der Weg bedeutend in die Höhe, und auffallend ist bereits der verschiedenartige Anbau der beiden Nachbarthäler der Etsch. Während das eigentliche Etschland wie ein ungeheurer Garten sich den Blicken öffnet, mit Wein, Kastanien, Feigen, Pfirsichen bepflanzt, und in unabsehbarer Kette Schlösser, Kirchen, Dörfer bis zu den höchsten Alpen hinan zeigt, ist die Wiege des Stromes, das alte Vintschgau (Vinstgau, Finisgowe), rauh und wild auf seinen Höhen, und bringt in seinen Niederungen und Schluchten nur nordische Getreidearten, Korn und Gerste hervor. Die edleren Früchte gedeihen hier schon nicht, bis endlich in dem nördlichsten, höchsten Winkel, wo das Vintschgau an die unwirthbare Fernerwelt des Oberinnthals stößt, fast alle Vegetation aufhört. Der Anfang der Straße ist breit, eben, fest, mit niedrigen, behauenen Klötzen von Lärchenholz eingefaßt, und führt durch gut bebaute Felder geradewegs nach Prad, wo der eigentliche Gebirgspaß sich zu erheben beginnt.

Das Thal ist eng, von kühnen Felsenformen eingeschlossen, die zum Theil mit Laubholz bewachsen sind; hie und da sieht man Getreidefelder und wohl auch ein kleines Gärtchen, auf spärlich zusammengetragener Erde und auf wohlgestützten und ummauerten Terrassen, die kleinen Häuser umgeben. Einen interessanten Anblick gewährt Stilfs, das man den Hauptort dieses Passes nennen könnte, da nach ihm der höchste Punkt desselben „das Stilfser Joch" (gioco di Stelvio) benannt wird. Die Tyroler nennen es aber gemeinhin „das Wormser Joch," von Worms (Bormio), der ersten Stadt im Veltlin (Valtelina), wohin mein heutiges Reiseziel gesteckt war.

Digitized by Google

Stilfs liegt rechts am Wege, einen sehr steilen Berg hinan. Die kleinen Gärtchen liegen fast senkrecht unter den Häusern, und diese wieder eben so übereinander. Wer hier seinen Nachbar besuchen will, muß einen halsbrechenden Weg zurücklegen, und das Ganze sieht von unten einer schlechtgemalten Tapete gleich, die an dem Felsen aufgehängt ist. Rings umher sieht man nur unförmliche Steinklumpen statt malerischer Felsenpartien, verwittertes Gerölle und trostlose Alpenhaide. Zu allen diesen Vorzügen kommt noch, daß der arme Ort jeden Winter zerstörenden Lawinen ausgesezt ist. Unten in der Schlucht rollt der wilde Suldnerbach, vom nahen Suldnerferner *) herabströmend, seine aschgrau schäumenden Wogen, bis ihn etwas höher ein noch tosenderes Wasser, der Trosoibach, vom Trosoiferner kommend, ablöst. Schon ragen die höchsten Zinken dieses majestätischen Ferners über den grünen Kuppen hervor; man bemerkt, wie die glatte, feste Lage des Schnees plötzlich wie abgebrochen erscheint: hier hat sich eine Lawine losgelöst. Das Auge verweilt mit Entzücken an dem fremdartigen Schauspiele: Alles erregt Bewunderung, man glaubt, der Schnee bewege sich, er rieselt in die Tiefe — es sind jedoch die Schatten von Wolken, die über der glänzenden Fläche im Fluge vorüberziehen. Oder wird die Gegend, nur einzelne Häuser auf den Anhöhen, der Anbau umgibt sie nur in der engsten Nähe, in der Entfernung verschwindet er gänzlich; Föhren und Tannen kränzen die Felsen, zu beiden Seiten, die Zinken und Hörner der Ferner rücken näher und werden gigantischer; man naht sich bereits den Wildnissen der Natur, wo dem Menschen nicht mehr die wohnlichen Stätten gewährt sind; wir würden uns beengt, von einem unheimlichen Gefühle ergriffen sehen, müßten wir auf einsamem Saumpfade diese Einöde durchziehen, aber diese herrliche Straße wird uns nun zur traulichen Gefährtin. Je steiler die Felsen, desto geebneter zieht sie sich daran hin, je drohender der Abgrund, desto höher, fester, schützender die Brustwehr, je tobender der Gletscherbach, desto sicherer gemauert die Brücke. Dieses angenehme Bewußtseyn läßt uns die wilden Naturscenen, denen wir uns nähern, mit ruhigem Auge betrachten und den wildern mit frohem Muthe entgegen gehen.

So hatten wir Trofoi erreicht am Fuße des Ortelos (Ortlerspitze im Lande geheißen), dessen Gipfel hier jedoch noch nicht sichtbar ist, dem herrlichen Trofoiferner gegenüber. Es war zwölf Uhr und wir machten Halt. Der Ort ist nur klein und die Häuschen sind es auch. Sie sind meist an schroffen Abhängen gebaut. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines Kirchlein, wo die Ehen eingesegnet und die Kinder getauft werden; die Leichen müssen aber über Gebirgssteige nach Stilfs hinunter gebracht werden, weil hier kein Gottesacker ist. Hier wächst nichts mehr; alle Nahrungsmittel müssen fünf Stunden weit herbeigeschafft werden, und doch fanden wir ein Mittagsmahl von vierzehn Schüsseln, das bloß in Folge des früher eingetroffenen Laufzettels auf der Post für uns bereitet war. Wir hatten Hühner, Fische, wilde Tauben, Ragout in Pasteten, Torten, Creme von Chokolade, und Einiges sogar nicht übel zugerichtet; doch war im Ganzen die Kochkunst der Frau Posthalterin nicht eben sehr zu loben, und wir hungerten inmitten des Ueberflusses. Der gute Wille, die Reinlichkeit und die überraschendste Wohlfeilheit verdienen hingegen großes Lob. Die Häuser in Trofoi sind alle mit Holzschindeln gedeckt, die Mauern sehr massiv, die Fenster klein, und man scheint auf den Besuch der Lawinen vorbereitet zu seyn. Wenn gleich Torfoi für die erste Gefahr durch einen bedeutenden Waldstrich oberhalb des Ortes geschüzt zu seyn scheint, so sahen wir doch ungefähr fünfzig Schritte vom Posthause einen Stall, die Brustwehr der Straße und Bäume zertrümmert und zersplittert daliegen, als traurige Zeichen eines verwüstenden Schneesturzes im vorigen Winter.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ferner, in Tyrol für Gletscher.

Ueber den Einfluß der Farbe auf die Einsaugung und Ausdünstung von Gerüchen.

Wenn schon der Einfluß der Farbe auf die Wärme die Aufmerksamkeit der Beobachter, die sich mit der Absorptions- und Ausstrahlungskraft verschiedener Substanzen beschäftigten, nur in geringem Grad auf sich zog, so ist es nicht zu verwundern, wenn der weit minder auffallende Einfluß der Farbe auf die Gerüche denselben fast ganz entging. Ueber diesen Gegenstand enthalten nun in neuester Zeit die philosophischen Transactionen und aus ihnen das polytechnische Journal (Bd. LII. Hft. 5.) die Versuche eines Dr. Stark, deren allgemeinen Resultate auch unsern Lesern interessant seyn werden.

Der Beobachter trug, während er ein anatomisches Theater besuchte, gewöhnlich einen olivengrünen Rock; zufällig kam er nun eines Tags in schwarzen Kleidern in die Säle, und zu seinem Erstaunen nahmen diese den Leichengeruch in hohem Grade an und verloren ihn selbst nach einigen Tagen nicht ganz, während die lichter gefärbten Kleider denselben in weit geringerem Grade angenommen hatten und ganz verloren, wenn man sie nur einige Zeit an der Luft hängen ließ. Dies machte ihn zum erstenmal auf diesen Gegenstand aufmerksam

Digitized by Google

und veranlaßte die Reihe von Versuchen, deren Ergebnisse wir in Kürze anführen.

Er brachte gleiche Gewichtstheile schwarzer und weißer Wolle, Baumwolle und Seide in verschlossenen Büchsen bald mit Kampfer, bald mit Stinkasand zusammen, und fand nach Verfluß einiger Stunden immer, daß die schwarzen Stoffe weit mehr Riechstoff aufgenommen hatten als die weißen. Er brachte verschieden gefärbte Wollenpartien mit Asand zusammen und fand nach 24 Stunden, daß sich die verschiedenen Farben zum Geruche folgendermaßen verhielten: bei weitem am stärksten roch die schwarze Wolle, hierauf kam die blaue, dann die rothe, sodann die grüne, die gelbe roch sehr wenig und die weiße fast gar nicht. Was das Verhältniß betrifft, in welchem vegetabilische und thierische Substanzen hinsichtlich des Einflusses der Farbe zu einander stehen, so fand der Beobachter durch eine Menge Versuche, daß Wolle von allen Farben ungleich mehr Geruch aufgenommen als gleichfarbige Baumwolle. Es kam nun aber nach diesen Versuchen, welche sich nur auf die unsichern Wahrnehmungen durch den Geruchssinn stützten, darauf an, zu beweisen, daß in den angegebenen Fällen wirklich eine verhältnißmäßige Vermehrung des Gewichts der Substanzen stattfinde, und daß die eine Farbe unwandelbar eine größere Quantität Geruch aufnehme als die andere. Zu diesem Behuf wurden die genau gewogenen gefärbten Substanzen bei gelinder Hitze sich verflüchtigendem Kampfer ausgesetzt, und man gelangte auf diesem Weg zu den schlagendsten Resultaten; so wurde z. B. schwarze Wolle (10 Gran) um 0,3, rothe um 0,2, grüne um 0,25 und weiße um 0,1 Gran schwerer. — Um zu ermitteln, ob glatte Oberflächen von gleicher Dichtheit, mit Substanzen gefärbt, die ihrer Natur nach einander so nahe als möglich kommen, die Riechstoffe eben so leicht aufnehmen, als die Wolle, nahm man gleichgroße, mit verschiedenen Bleifarben bestrichene Kartenblätter. Auch hier zeigte sich dasselbe Resultat: die schwarze Farbe zog am meisten Kampfer an, und die übrigen Farben folgten wiederum so aufeinander: blau, roth, grün, gelb, weiß.

Durch eine andere Reihe von Versuchen war zu ermitteln, in welchem Verhältnisse die Anziehungskraft der thierischen Substanzen zu der der vegetabilischen Stoffe stehe. Es zeigte sich dabei, daß die Seide die größte Anziehungskraft für Gerüche besitze. In einem Fall, dem alle andern ungefähr entsprechen, war weiße Seide um 1,4, Wolle um 0,3, Baumwolle um 0,4 Gran schwerer geworden. Es geht daraus hervor, daß verschiedene Substanzen die Gerüche in verschiedenem Grade anziehen, und daß dies mit der Textur oder dem Grade der Feinheit der Fasern dieser Körper nicht im Verhältniß stehe. Denn obgleich die Wollenfasern im Durchschnitt gröber sind als die Baumwollenfasern, so besitzen erstere doch eine größere Anziehungskraft für Gerüche als letztere, und die Seide wiederum eine größere als die Wolle. Im Allgemeinen läßt sich der Schluß ziehen, daß den thierischen Stoffen eine ungleich größere Anziehungskraft zukomme als den vegetabilischen, und daß diese Kraft an allen Stoffen, thierischen wie vegetabilischen Ursprungs, durch die Dunkelheit und Intensität der Farbe erhöht werde. Es scheint ferner aus den Versuchen hervorzugehen, daß die Absorption der Gerüche durch farbige Substanzen sich nach demselben Gesetz richtet, wie die Absorption des Lichts und der Wärme. Die Analogie geht sogar noch weiter, denn bei eigens deßhalb angestellten Versuchen fand der Beobachter jedesmal, daß die Kraft der Farben, Gerüche auszustrahlen, in genauem Verhältniß mit ihrer Wärmestrahlenden Kraft stand. Es schien ihm nach den ersten, auf das bloße Urtheil des Geruchsinns gegründeten Versuchen im Allgemeinen, daß sämmtliche Substanzen ihren Geruch innerhalb eines und desselben Zeitraums verlieren, und daß folglich die schwarzen Körper eine verhältnißmäßig weit größere Menge Riechstoff ausstrahlen müssen. Eigens deßhalb mit den oben erwähnten Kartenblättern angestellte Versuche bestätigten dies auch: so war in einem Fall durch die Kampferdämpfe das dunkelblaue Blatt um 0,9, das dunkelbraune um 0,8, das orangenfarbige um 0,6, das gelbe um 0,3, das weiße um 0,1 Gran schwerer geworden; nachdem diese Blätter vier-und-zwanzig Stunden an der Luft gelegen, hing dem dunkelblauen nur noch 0,03, dem braunen 0,1, dem orangefarbigen 0,2, dem gelben 0,1, dem weißen hingegen 0,3 Gran Kampfer an, so daß folglich das dunkelblaue in dieser Zeit $^{26}/_{30}$, das braune $^{21}/_{30}$, das orangefarbige $^{17}/_{30}$, das gelbe $^{13}/_{30}$ und das weiße $^{3}/_{30}$ Gran an Gewicht verloren hatten.

Aus diesen interessanten Versuchen lassen sich mehrere praktische Resultate ziehen. Vor Allem wird dadurch deutlich auf den Nutzen des Ausweißens aller Zimmer hingewiesen, in welchen sich durch Kranke oder durch Zusammenhäufung zu vieler Menschen böse Ausdünstungen entwickeln. Weiße Wände werfen letztere zurück, so daß sie durch mäßige Ventilation leicht fortgerissen werden, während schmutzige oder dunkel gefärbte Wände sie einsaugen. Der Beobachter räth daher, in Spitälern, Gefängnissen und dergl. Wände und Alles Geräthe weiß anzustreichen und die Wärter und Dienstboten nur weiß zu kleiden. Man sieht, nach diesem Grundsatze ist das österreichische Militär am zweckmäßigsten gekleidet und steht also auch von materieller Seite in gutem Geruche; dagegen konnten die schwarzen Hospitaliterinnen keine fatalere Ordenstracht wählen. Auch die Aerzte haben nicht wohl gethan, daß sie sich dem Leichenpersonal, zu dem sie ohnehin häufig gerechnet werden, auch äußerlich

Digitized by Google

assimilirt und fast aller Orten die schwarze Farbe zur Livree gewählt haben, welche schädliche Gerüche und Dünste am meisten einsaugt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Hegels Denkmal. Der neue Polizeiminister.

Ein Fremder — Gott weiß woher — ließ sich neulich vom Lohnlakaien nach Hegels Grabe führen. Der Lohnlakai kratzte sich hinter dem Ohr. Als er erfuhr, wer Hegel gewesen, nämlich ein Berliner Professor, der kurz nachdem er den rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten, gestorben, brachte er den Kirchhof heraus, wo er begraben worden; denn die Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten hierorts sind mit mehr Accuratesse als in England geführt. Aber auf dem Kirchhof suchten der Lohnlakai und der Fremde beide vergebens nach einem Denkmal für den berühmten Hegel. Der Fremde schüttelte sehr den Kopf und fragte nach dem Fichte'schen Denkmal. Der Lakai meinte, die von Fichtenholz dauerten nicht lange; es müsse von Stein seyn, oder von der Eisengießerei. Das erkannte der Fremde an und erzählte ihm, daß sie zu Rotterdam ihre Professoren in Erz, in Pavia aber in Stein aufstellen. Nun ging dem Lohnlakaien erst ein Licht auf; er führte den Fremden in die Neustädtische Kirche und ließ ihm das Schadow'sche Denkmal des Grafen von der Mark zeigen, und dann auf den Invalidenkirchhof, wo unter einer Trauerweide das jüngst gesetzte für Scharnhorst steht; „denn Professoren," sagte er, „stellt man bei uns nicht auf die Straße." — „Mit Ausnahmen," bemerkte der Wirth des Hotels, „denn der Professor Schleiermacher steht nicht allein auf den Straßen und Ecken, auf der Kanzel und auf der Bettre, ich meine in den Bilderladen, sondern die Italiener tragen ihn uns in's Haus, daß man ordentlich erschrickt, wenn sie einem den Gypskopf zur Thüre hineinstecken und schreien: „Kaufen Sie Schleiermacher." — Der Fremde äußerte seine Verwunderung, in einer Stadt, die nicht allein für den Centralpunkt der Hegelschen Philosophie gelte, sondern von wo sie durch Societäten, gesammelte Werke und Edikte über den preußischen Erdkreis sich verbreite, nicht einmal einen Hegel von Sandstein zu finden. Das rühre lediglich, entgegnete der Wirth, daher, daß Herr Professor Schleiermacher gar nicht besser, der Herr Professor Hegel aber gar nicht schlimmer hätte sterben können, nämlich an der Cholera; „denn dazumal," sagte er, „waren wir Alle gleich, und die Polizei sorgte dafür, daß der Aberglaube unter den gemeinen Leuten abnehme. Das ist nun vorbei." — Der Fremde meinte, wenn es Staat und Stadt nicht thaten, hätten doch Hegels Schüler ihm das Denkmal setzen müssen. Der Wirth lobte sehr den Herrn Professor Gans, der ein charmanter Mann sey, und die andern auch, aber was den Herrn Professor Hegel und den auch seligen Herrn Geheimenrath von Goethe anlange, so wäre das doch eine kitzliche Sache, da man hohen Orts schon ungufrieden gewesen, daß von ihnen so viel in der Zeitung die Rede sey; übrigens haben sie vortreffliche Bildhauer von großer Accuratesse, es sey aber immer für die Eisengießerei, die jetzt bis über Amerika hinaus Lichtschirme und Ofenschirme schicke. — Der Fremde mußte sich mit Scharnhorsts Denkmal begnügen — die vom alten Dessauer, von Schwerin, Ziethen, Blücher u. s. w. kannte er schon — ein schönes Denkmal, und der Lakai sagte ihm, daß Scharnhorst ein großer General gewesen in dem Kriege, den man dazumal den Befreiungskrieg genannt.

Wie sich die Kunst immer mehr dem Praktischen zuwendet, beweist auch das jüngste Erfindungspatent, welches dem Maler und Dichter Kopisch hier — dem Freunde des Grafen Platen-Hallermünde — ertheilt worden für die von ihm erfundenen Spiritusöfen. In wenigen Minuten heizen sie mit geringem Kostenaufwande eine Stube, und sind beim hiesigen Klima von viel mehr Nutzen, als die sapphischen und alcäischen Oden, die für den Süden, wo es gilt, die Wärme abzuhalten, sehr geeignet seyn mögen.

Berlin hat einen neuen Polizeiminister bekommen, den Sohn der seligen Frau von Fouqué, einen jungen Mann, dessen artige Formen und feine Weltbildung den Kredit der Polizei, so hofft man in der Hauptstadt, in diesem Punkte wieder retabliren werden. Herr von Rochow, der nach einer ungewöhnlich raschen Carriere Regierungspräsident in Merseburg geworden und auf diesem Posten viele Wünsche erfüllte, wird auch als Schriftsteller genannt. Irre ich mich nicht, so war er es, der vor einigen Jahren einen Fehdehandschuh mit dem berühmten verstorbenen Briefsteller wechselte und den Todten arg zudeckte. Das Unglück, das diesen letztern noch im Grabe trifft — seine herrlichen Forsten sind ihm aus Walddürre abgebrannt — hat, beiläufig gesagt, unter den Berlinern eine Sensation erregt, die sonst kein Waldbrand verursacht, auch nicht wenn er von Cooper ist. Herr von Rochow findet sehr viel vor, was anders werden muß. Aber Herr von Rochow ist noch jung, und da ein preußischer Minister seinen Posten nur verliert, nachdem er gestorben ist, so dürfen die Berliner wohl hoffen, es noch unter ihm zu erleben, daß, von der Meßfahrt nach Leipzig zurückkehrend, sie nicht mehr nöthig haben, Angesichts ihrer Thore beim Bürgermeister von Treuenbrietzen und Beelitz ihre Pässe visiren zu lassen, was — auch beiläufig gesagt — die empfindlichste Neuerung ist, welche man hier in der Residenz seit der Julirevolution und Warschaus Fall empfindet. Herr von Rochow wird gewiß Mittel finden, zugleich den Bürgermeister von Treuenbrietzen zu entschädigen, die Sicherheit des Staates zu wahren und den Berlinern sich gefällig zu zeigen. Daß ein ehrlicher Mann durch das heilige römische Reich wieder, wie ehedem, ohne Paßscherererei sollte reisen dürfen, sofern er sich nur sonst nöthigenfalls legitimiren kann, wäre wohl zu viel verlangt, und eigentlich eine Unbilligkeit gegen die Propagandisten, die sich mit schweren Kosten alle möglichen Pässe verschafft haben, um am Ende keinen Gebrauch davon zu machen. Wird doch auch von Vielen deßhalb der Zollverein mißbilligt, weil er die Schleichhändler zur Verzweiflung bringen könnte. Als neulich ein junger französischer Literat von hier weg gewiesen werden sollte, aus dem Grunde, weßhalb Kent Generals Hausbofmeister nicht mag, wollte es verlauten, man beabsichtige überhaupt, keinen Franzosen mehr über unsere Grenzen zu lassen, was als Complaisance gegen den Philosophen von Kölleda angesehen werden könnte, da bekanntlich Jahn in jüngster Zeit hier herüber auch Complaisancen gehabt hat, die noch nicht erwidert sind. Aber der bärtige Brummbär ist nicht so leicht zufrieden gestellt; man müßte die französische Sprache wenigstens mit verbieten, wozu sich Herr von Rochow wohl eben so schwer verstehen wird, als es einem so unterrichteten und gebildeten Manne Ernst seyn kann, keine Franzosen zu uns zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Juli 1834.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Kuß erkläng' an seinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut sie geröthet,
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Goethe.

Finnische Runen.

Des Mädchens Warten. *)

Führe Gott mir solchen Mann zu,
Dessen Ring mir passen möchte,
Dessen Brustschmuck taugen möchte,
Der angriffe sich, mich freite!
Aber komme nicht ein Dummer,
Komme wankend nicht ein Hinker,
Wenn nicht Bessre kommen sollten,
Schönere nicht zu mir eilten!
Nie, so lang ich Leben habe
Unter goldnen Mondes Scheinen,
Schlummr' ich ein auf Pfuschers Kleidern,
Beug' ich mich zu leerem Beutel,
Liebe ich zerriss'ne Schuhe.
Aber käm' der Wohlbekannte,
Zeigte sich der Vorgesehne —
Küssen wollt' ich ihn mit Küssen,
Wäre gleich sein Mund in Wolfsblut;
Herzen wollt' ich seine Hände,
Hinge Schlang' an Fingerspitzen.

*) Das finnische Lied Goethe's (Gedichte, erster Theil) ist sichtbar dem obigen nachgebildet.

Hätte, ach! der Wind Verständniß,
Hätte Sturm ein Sprachvermögen,
Botschaft melden sollt' er, bringen,
Führen oft die häuf'ge Botschaft
Zwischen Liebenden, den zweien.

Des Mädchens Klage.

Wer mag mich geschaffen haben,
Wer die Arme wohl gepfuschet,
Her zu diesen bösen Tagen,
Her zu solchen Kümmernissen?
Hättest lieber, meine Mutter,
Du gewaschen kleine Steine,
Eingewindelt Stücke Holzes,
Freundlich Bülten dir gestreichelt,
Lieber als hier diese Tochter,
Zu dergleichen großen Sorgen,
Zu dergleichen Kümmernissen!
So hat Vater mich verlassen,
So wie seine krumme Spindel;
So ist Bruder mir entfremdet,
Wie der dürren Tanne Eichhorn;
So geht mir vorbei die Schwester,
Wie 'nem stein'gen Strande Fische.
Gibt es nicht dergleichen Schwester,

Digitized by Google

Nicht dergleichen Kind der Mutter,
Der ich sagte meine Sorgen,
Der mein Leiden ich erzählte?
Lieber red' ich zu Holzscheiten,
Lieber sag' ich's Weidenbüschen,
Die erzählen es an keinen.
Sind mir mehr Bekümmernisse,
Als die Tanne hat der Aepfel,
Als die Fichte hat der Zapfen,
Als Wachholder hat der Knospen.
Solches Pferd wird nicht gefunden
In dem besten Priesterhofe,
Welches zöge meine Sorgen.
Abends weine ich am Fenster,
Morgens an der Scheune Schwelle,
An der Tristthür im Mondscheine.

Der Traurige.

Wer mag mich geschaffen haben,
Wer gepfuschet mich, den Armen,
Da mich nicht die jungen Dirnen
Sehen wollen, jung und schöne?
Wenn sie wandeln, glänzt die Ferse,
Wenn sie stehen, Wände funkeln,
Wenn sie sitzen, freut sich Erde.
Ihre Schuh aus blankem Stahl sind,
Näglein d'rinn gegoss'nen Kupfers.
Tirti lirti! Pfenn'ge fand ich,
Fand 'nen neuen, fand 'nen alten:
Gab den alten ich den Armen,
Kauft 'nen Hengst mir für den neuen;
Tauschte für den Hengst 'ne Stute,
Baut' Gehöft mir mit der Stute.
Pflügte so zehn lange Furchen,
Hiervon kriegt' ich hundert Garben.
Kam die Ratze, fraß die Garben,
Krankheit kam, und schlug die Hausfrau.
Und so bin ich einsam blieben,
Wie ein dürres Reis der Tanne,
Wie Wachholder, der geschorne,
Wie die abgebrannte Föhre.
Habe mehr Bekümmernisse,
Als die Tanne hat der Aepfel,
Als die Föhre hat der Zapfen,
Als Wachholder hat der Knospen.
Mehr sind der Bekümmernisse
Als Sandstaub auf gutem Wege,
Als auf schlechtem Felde Weiden.
Solches Pferd wird nicht gefunden,
Welches zöge meine Sorgen.

Die Straſse über das Wormser Joch.

(Fortsetzung.)

Hinter Trafoi hebt sich die Straße bereits kühner. Man muß ganze Strecken wieder zurückfahren, um die Höhe allgemach zu erreichen. Oft schlingt sich der Weg um die Felsen wie ein sogenannter Schneckenberg in einem Park; man sieht zehn bis fünfzehn Windungen über einander, sorgfältig ausgemauert und gestützt, die zuletzt in einer halbrunden Brustwehr auf schwindelnder Höhe sich enden, wie ein Belvedere. Man staunt freudig, wenn man die Blicke hinaufsendet, und doch weiß man, daß dies noch nicht das Ziel der Reise ist; höhere Felsen, unwirthbare, mit Eis und Schnee gekrönt, versperren den Hintergrund. Auch sie müssen zurückgelegt werden; wie wird der Weg dahinführen? wo zeigt sich die Bahn? Die Felsen deckt ein festanliegendes Moos und ungeheure Riesentannen, wie ich sie selbst in Polens und Litthauens Urwäldern nie sah, streben aus dem Abgrunde hervor, in dem der brausende Bach immer tiefer sich das Bett wühlt. Diese Baumgiganten halten an der Grenze der Vegetation die ewige Wacht, gleich nach ihnen trifft man nur noch die Zwerge der Pflanzenwelt, das Gestripp und das Knieholz; dann beginnt der Granit zu sprossen aus uraltem Eis und Schnee, die seit Beginn der Schöpfung kein Sonnenstrahl schmolz. Wie in der vegetabilischen, eben so ist es auch in der Thier- und Menschenwelt. Neben dem riesigen Russen wohnt der zwerghafte Samojede, neben dem Patagonen der Pescheräh, und damit hört das Menschengeschlecht auf, und Bären und Wallrosse treiben auf schwimmenden Gletschern des Eismeers. Auch in diesen hohen Thälern leben Bären, die sich im Winter selbst der Straße nähern.

Die Fernerfläche, die man vor Kurzem noch von unten aus ehrerbietiger Ferne begrüßte, rückt nun näher. Wir haben ihren Fuß schon tief unter uns, und die Kapelle „zu den drei Brunnen," ein Wallfahrtsort am Fuße des Ortelos, liegt wie ein Punkt zu unsern Füßen. Das Eis des Ferners ist geborsten und zeigt uns einen hellgrünen Krystall, wie Aquamarin, was gegen den Schnee allerliebst absticht und dem Kolosse einen Anstrich von Eleganz und Zierlichkeit verleiht. Um einen noch angenehmern Kontrast zu bilden, färbt der herabstürzende Bach den von ihm unterminirten Schnee graufschwarz und gibt ihm das Ansehen vulkanischer Asche. Gerade aus der Mitte der sehr breiten Fernerfläche erhebt sich der Riesenkegel des Mandatsch, dunkelschwarz, mit grauen Rissen, und zur Seite lehnt sich gewaltig, wie auf seine feste Stütze mit Zuversicht vertrauend, in ganz schräger Richtung der Fuß des Ortelos, ein kahler, nackter Felsen, der in dem Thale wurzelt. Und neben diesen trotzigen Riesen zieht sich die Straße wie ein leichtes Band in

Digitized by Google

Windungen hin, die mehr die Laune als die Nothwendigkeit geschaffen zu haben scheint. — Wir kommen an ein geräumiges Haus, sehr fest gebaut, mit starkem Dache, kleinen Fenstern und einer Einfahrt. Es ist die erste Cantoniera, die nun bis zur Höhe in gemessenen Zwischenräumen anzutreffen sind. Hier wohnen die Straßenaufseher und Wegmacher, auch sind es Zufluchtsstätten für die Reisenden, die in ungünstiger Jahreszeit hier ein warmes Zimmer, Betten und einige Erfrischungen finden. An dem Felsen, oberhalb der Straße, erblickten wir die erste Strichwand gegen Lawinen; ein Beweis, daß hier bei frischgefallenem Schnee Gefahr obwalte. Diese Strichwände wiederholen sich bis zur höchsten Höhe und dienen sowohl dazu, die Schneemasse zu brechen, als ihr eine Richtung zu geben. In dieser Region sahen wir das lezte Grün, einen kleinen Alpenrain, zur Seite des Gletschers, eine unbewohnte Sennhütte darauf. Sie war zur Hälfte eingefallen und längst der Lawinen wegen verlassen; ein trauriges Bild: der ohnmächtige Kampf des verlöschenden Lebens gegen den starren, eisigen Tod.

Wir blickten über uns und zählten hier sechzehn Windungen, welche die Straße machte, bis sie zulezt sich auf der Höhe wiederum in einem Punkte, gleich einem Belvedere, endete. Es ging nicht sehr steil hinan, bei jeder Wendung sahen wir Trofoi unter uns liegen, und dies überzeugte uns, daß wir, trotz alles Rück- und Vorwärtsfahrens, trotz alles Drehens und Wendens, welches einer der Mitreisenden mit den Touren eines Contretanzes nicht übel verglich, dennoch stets nur einen und denselben Felsen hinanklommen, der die Gletscher schon weit überragte, die wir, auf der Höhe angekommen, tief unter uns erblickten. Hier hatten wir die Poststation „Franzenshöhe“ erreicht, die auf einem Plateau, über den Abgrund hinausragend, erbaut ist. Das Joch thürmte sich nun in seiner furchtbaren Erhabenheit vor uns auf. Der Reisende müßte zusammenschauern, wenn ihn der Gedanke nicht belebte, daß jene kühnen Ingenieurs, welche die Straße bauten, hier auch nicht den Muth verloren haben. Bei der Franzenshöhe angekommen, glaubt man schon das Höchste der Straße erreicht zu haben: tief unten das Pygmäendorf Trofoi, verschwunden die mächtigen Riesentannen, verstummt der Fernerbach, der noch vor Kurzem so donnernd toste und den man noch immer sieht, ohne ihn zu hören, selbst höher schon als die Ferner, deren Spitzen uns so majestätisch überragten. Aber welch ein Anblick! an der steilen Felswand des Joches, wo man vergeblich die Stelle sucht, an der der Fuß haften könnte, hängt die Straße, im Zickzack daran schwebend und von dünnen weißen Streifen umsäumt, was, in der Nähe betrachtet, sechs bis acht Fuß hohe Schneewände sind: Auf einem Punkte hinter der lezten Cantoniera macht uns der Postillion aufmerksam, und wir wenden den Blick. Der Ortelos ist hier unser nächster Nachbar; alle andern Höhen sind zurückgedrängt oder in die Tiefe gesunken. Mit jedem Schritte steigt seine Spitze höher empor. Nie ist mir ein zierlicherer Koloß vorgekommen. Man glaubt, diese 11,000 Fuß hohe Ortelosspitze sey von einem Conditor aus Dragant verfertigt und dann fleißig überzuckert, so nadelspitz läuft sie zu, so anmuthig erhebt sie sich, so reizend zeigt sie einen Vorsprung nach Nordwest, der wie ein Tempeldach auf Säulen aussieht.

Wir standen nunmehr am Fuße des Joches, und der Postillion trieb unsere vier Pferde den Anfang des Zickzacks muthig hinan; der Gedanke, daß wir uns nun dort befanden, wo wir vor wenigen Augenblicken noch so überrascht hinangeblickt hatten, machte uns schwindeln. Wie früher Trofoi, so hatten wir jezt beständig Franzenshöhe und alle die Windungen der Straße, die wir bereits zurückgelegt hatten, senkrecht unter uns. Beim schnellen Umbiegen, indem man eine neue Windung aufwärts fährt, ist dieser Blick in den Abgrund, an dessen schroffen Rand man knapp dahinfährt, wirklich schaudererregend. Die Möglichkeiten, die hier eintreten können, darf man sich gar nicht denken. Wenn die aufgemauerte Straße sich nur ein wenig senkte, wenn sie sich vom Felsen löste, wenn die hölzerne Brustwehr, noch überdies schadhaft und zum Theil zertrümmert, gänzlich wiche? Wenn die furchtbaren, in Tyrol so häufigen Steinlawinen, „Murren“ genannt, uns hier überraschten? Doch wer will sich damit den Sinn umdüstern und die Brust beengen? Wir lachten und scherzten und vertrauten der Straße, der selbst schon der greise Monarch auf seiner Reise in sein lombardisches Königreich sich anvertraut hatte, und die in wenigen Tagen der Erzherzog Johann, aus Mailand kommend, befahren sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. Juni.

Das Mandement des Erzbischofs von Paris.

Am Eingange der Kirchen ist ein recht klägliches Mandement des Erzbischofs von Paris angeschlagen, das beinahe ein historisches Dokument unserer Zeit wird. Ich zweifle, ob zu den Zeiten der Christenverfolgungen die Bischöfe so gejammert haben. Es müßte sich ein Stein über den armen Mann erbarmen, wenn man nicht wüßte, daß ihm noch 50,000 Franken Einkünfte übrig bleiben, mit denen man eben keinen Hunger leidet. Allein der eigentliche Gegenstand des Schmerzes und alles Unbehagens, welches Herr von Quelen leidet, seitdem er keinen Umsturz seines erzbischöflichen Pallastes mehr zu fürchten hat, weil kein Pallast mehr da ist, der eigentliche Schmerzesgrund ist der Reliquienkasten des heil. Vincents von Paula. Wer hätte es im Jahr 1830

vorhergesehen, daß eben dieser silberne Kasten, welcher bei der Kunstausstellung im Jahr 1829 so bewundert worden war und den der Erzbischof mit so vieler Pracht in einer feierlichen Prozession nach der neuen Lazaristenkirche getragen oder begleitet hatte, ihm Prozesse, Spott und mehr Verdruß zuziehen würde, als der Kasten schwer ist? In jenem Jahre aber waren alle Machthaber in Frankreich blind. Karl X. war blind, seine Minister waren blind, und der Erzbischof, der am Hofe besser Bescheid wußte, als in seiner Vaterstadt, hatte auch den Staar. Er wähnte, es sey die Zeit der uneingeschränkten Herrschaft des Cirrus wieder vor der Thüre, und siehe, wie war diese Herrschaft ihrem Sturze so nahe! Er wähnte, er brauche nur bei dem ersten Goldschmiede von Paris einen Reliquienkasten zu bestellen, und die milden Gaben werden in Menge in seinen Schooß niederfallen, mehr als genug, um den Künstler zu bezahlen; und hatte er nicht im Nothfalle den Hof, den gegen den Clerus immer so freigebigen Karl X.? Der Kardinal de Latil brauchte ihm ja nur ein Wörtchen zu sagen, und gewiß zog der König den Beutel und zahlte, was an den Subscriptionen fehlte; allein das Schicksal machte einen unerwarteten Strich durch die Rechnung; wie hätte auch der Herr Erzbischof die drei Julitage vorhersehen können? Daß man ihm zweimal seinen Pallast und noch dazu sein Landhaus zerstören würde, hätte er und mancher Andere mit ihm von den höflichen und hoch civilisirten Parisern nicht erwartet. De Quelen behauptet jezt, ein bedeutender Theil der Subscriptionsgelder habe in seinem Pallast bereit gelegen und sey bei der Zerstörung und Plünderung verschwunden. Bekanntlich hielt sich der Goldschmied an ihn, und verlangte entweder seinen Kasten zurück, oder die bedungene Summe. Der Erzbischof besteht darauf, nicht er, sondern ein Verein frommer Seelen habe den Kasten bestellt; er sey bloß der Empfänger ihrer milden Gaben gewesen, folglich könne er auch nicht für die Bezahlung des Reliquienkastens verantwortlich seyn. Anstatt sich durch diese Antwort für bezahlt zu halten, hat der Goldschmied schon vor zwei Jahren den Hirten des Pariser Sprengels vor Gericht gezogen und ein günstiges Urtheil erhalten; der Erzbischof ist nämlich zur Bezahlung angehalten worden, oder eigentlich zum Ausgleichen der Schuld; denn einen Theil derselben hatte er gleich Anfangs abgetragen. Er hat von diesem Urtheil appellirt; aber wahrscheinlich ist ihm der höhere Gerichtshof nicht günstiger gewesen, als der untere; denn er appellirt jezt in dem Mandement, das eine gute Elle in der Länge hat, an die milden Herzen der Gläubigen, und hofft, daß ihre Spenden ihn in den Stand seyen werden, den ungebührlichen Gläubiger zu befriedigen. Ja, wenn er noch reich wäre, so würde er sich selbst dieser unangenehmen Last unterziehen. Allein er erröthet gar nicht, wie er sagt, seine Armuth zu gestehen. Sie haben ihm Alles geraubt, Alles zerstört (diese Zerstörung erzählt der Erzbischof sehr gern in seinen Mandements); ihm bleibt nicht genug übrig, um künftig wohlthätig zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Volksgalerie in Holzstichen. Schleiermachers Werke.

Die Zeit, wo die Franzosen (intellektuell) brachten, ist vorüber, sie holen jezt nur. Ueberdem, wenn man die Versucher fürchtete, so sind die jungen Franzosen am wenigsten gefährlich; haben sie etwas vom ancien regime geerbt, so ist wenigstens die alte Liebenswürdigkeit nicht darunter. Heutzutage hat der Verführer ein anderes Kleid, und das Schlimme dabei ist, er ist unsichtbar, er geht mit dem Winde und keine Polizei hascht ihn. Einige emeritirte Beamte wollen eine Hinneigung zu revolutionären Prinzipien in der Ernennung des Herrn von Rochow spüren, weil er noch nicht sechzig Jahre alt ist und die gewöhnliche Universitäts- und Referendariatscarriere nicht gemacht hat. So hülfe denn nichts mehr gegen diese Hydra; sie kommt mit den Dekanen und kriecht aus alten Mäuselöchern. Der Himmel sey mit denen auch fürder, die es nicht sehen, und doch glauben.

Das Volksleben regt sich hier bedeutend; denn des Herrn Professor Gubitz Volksgalerie in Holzstichen wird immer mehr erweitert. Es ist wohl ein schönes Gefühl für einen berühmten Mann, in's Volk zu kommen, und es kostet das Volk, nämlich das Individuum, nicht mehr als einen guten Sechser. Für seinen König, seinen Kronprinzen, seinen Blücher gibt der gemeine Mann wohl acht Groschen, aber Humboldt, Goethe, Hufeland, Hahnemann und Schleiermacher können nur durch solche Mittel in's Volk kommen, schlicht, geod, teen, kräftig, wohlfeil. Im Ernst, es ist die beste Unternehmung unter allen Pfennig-, Heller- und Deutspekulationen, denen dieselbe vorsichtige Auswahl der Gegenstände zu wünschen wäre, welche populär werden sollen. Es mag sich zwar mancher Mann in der Gubitzschen Buchhandlung melden, der gerne in's Volk käme, Meldungen wie um Oeden und Aemter; die Controle ist aber bei der Hand, denn der Holzstich macht es doch nicht aus. Aus einer galanten Rücksicht scheinen noch keine Damen in der Galerie aufgenommen.

Man bereitet nun auch Schleiermachers Gesammtwerke vor, jedoch nicht für's Volk. Aber es heißt, die Vormünder seiner geistigen Kinder wollen damit verfahren, wie Moore und Andere mit Byrons: es soll daraus wegbleiben, was ihnen anstößig scheint. Wenn also ein serviles Gemüth darübee käme, so striche man alle freien Worte, die der große Todte in seinem Leben geäußert, oder wenn ein prüd puritanisches, Alles, was seine kleine, enge Sittlichkeitssphäre nicht faßt. In der That, es heißt, man wolle seinen Briefwechsel über die Lucinde weglassen. Das ist das Loos eines großen Mannes! Er selbst war zu groß, etwas, das von ihm ausgegangen, zu verläugnen, er meinte in seinem heitern Bewußtseyn, er könne es tragen, er meinte auch vielleicht, oder er meinte es nicht, aber es sprach sich durch die That aus, daß er ganz der, der er war, nur geworden durch all die eigenthümlichen Wege, auf denen sein Genius sich versucht. Aber er hat Unrecht, seine Testamentsexecutoren verstehen ihn besser. Sie wollen ihn ausnutzen nach ihrem Sinn und den Schleiermacher machen, der für die Nachwelt leben soll. Bei kleinern Geistern, die verlieren können durch Mißverständniß, lasse ich mir diese Pietät gefallen; was ist sie aber hier anders, als der Frevel, der die mildthätigen Stiftungen der Vorzeit zu profanen Zwecken umwandelt? Damit sey nicht gesagt, daß das nie geschehen dürfe, aber nur die Noth oder die Forderung allgemeinen Wohls rechtfertigt solches Einschreiten. Ist das hier der Fall? Der Mann ist noch nicht vermodert, und die ihn lieben, verläugnen ihn. Die Stimmen, welche Schleiermacher eines Abfalls an seiner Sache gezieben, haben hier keinen Eindruck gemacht.

Man höet mit Bedauern, daß Professor Twesten in Kiel den Ruf an Schleiermachers Stelle an der Universität abgelehnt hat. Er war schon früher als Gymnasiallehrer in Berlin. Auch Schleiermachers Predigerstelle ist noch nicht besezt. Ersezt wird sie vor der Hand freilich so wenig werden, als die Hegels, die man noch immer einem Schüler desselben zuzuwenden denkt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Juli 1834.

Seht nur hin! ihr werdet's fassen;
Wenn Merkur sich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlassen
Atmosphäre schwer und leicht.

Goethe.

Meteorologisches Glaubensbekenntniss.

Was der Mensch von den Veränderungen im Luftkreise der Erde weiß, oder vielmehr, wie er sich dieselben nach den Gesetzen seines Verstandes construirt, möchte sich kurz folgendermaßen zusammenfassen lassen.

Die Temperatur der Atmosphäre nimmt in der untern und obern Luftschicht von unten nach oben nach einem proportionalen Verhältnisse ab. Diese Abnahme ist unter den verschiedenen Breiten verschieden. Der Wassergehalt beider Luftschichten nimmt ebenfalls von unten nach oben proportional ab. Die Geschwindigkeit der Luft nimmt von unten nach oben nach einem bis dahin noch unbekannten Gesetze zu. Durch den Einfluß der Sonne und durch die eigenthümliche Gestalt der Erde und die Richtung ihrer Are wird die Erdoberfläche verschiedentlich, an den Polen am wenigsten und zwischen den Wendekreisen am meisten erwärmt. Diese verschiedene Flächentemperatur theilt sich der Atmosphäre mit, und es entsteht dadurch auf beiden Erdhälften, von den Polen ab eine Strömung der Luft nach dem Aequator oder den Wendekreisen, von dort eine Strömung nach den Polen, also ein unterer und oberer Luftstrom. Bewegte sich die Sonne um die Erde, so würde auf der nördlichen Halbkugel die Hauptrichtung des untern Stromes stets südwärts, die des obern stets nordwärts seyn, und auf der südlichen Halbkugel das Entgegengesezte stattfinden. Der Umschwung der Erde und die damit verbundene zunehmende Geschwindigkeit der Atmosphäre bis zum Aequator veranlaßt aber, daß der untere Strom auf seinem Wege vom Nordpole nach dem Aequator oder den Wendekreisen folgende mittlere Richtung einnimmt, nämlich südwärts, südost, ost, südost, süd und südwestwärts, oder die mittlere Windesrichtung ist vom Nordpole bis zum Aequator oder den Wendkreisen nördlich, nordwestlich, westlich, nordwestlich, nördlich, nordöstlich. Die durch den Umschwung bedingte Richtung in der untern Luft ist derjenigen in der obern gerade entgegengesezt. Die Strömung in der untern und obern Luft ist nicht mit der Erdoberfläche, diese eben gedacht, parallel, sondern wellenförmig, besser ausgedrückt, regenförmig, und die Bogenhöhe dieser Luftwogen nimmt von dem Aequator bis nach den Polen zu. Es geht dies hervor aus der Zunahme der Größe der Barometeroscillationen mit der Zunahme der geographischen Breite, aus der tiefer blauen Färbung des Himmels und dem stärkern Funkeln der Sterne in südlichen Gegenden. Der Durchmesser des untern Luftstromes nimmt von den Polen nach dem Aequator oder den Wendekreisen ebenfalls zu; der Durchmesser des obern Stromes nimmt von den Polen nach dem Aequator ab; so ist nach Humboldt die mittlere Höhe des

Digitized by Google

dichten Regengewölks unter den Tropen 9000 — 10,000′, im nördlichen England nach Crosthwaite nicht einmal 2400′. Der untere Strom ist deßhalb regenförmig schräg aufwärts, der obere Strom regenförmig schräg abwärts gerichtet, und dies ist die Ursache des Getragenwerdens der Wolken. Der höchste Punkt des untern Stroms liegt ohngefähr zur Zeit des Frühlings- und Herbstäquinoctiums nahe oberhalb des Aequators, im Frühlinge mehr auf der südlichen Seite, im Herbst auf der nördlichen Seite desselben. Ohngefähr zu Zeit der beiden Solstitien, oder im Sommer und Winter liegt derselbe Punkt das eine Mal nahe oberhalb des einen, das andere Mal oberhalb des anbern Wendecirkels. Es geht dies hervor aus der Zunahme des mittlern Barometerstandes und der Abnahme der Barometeroscillationen vom Februar bis Ende Julius, aus der Abnahme des mittlern Barometerstandes und Zunahme der Barometeroscillationen vom August bis Ende Januars.

Auf der Grenze beider Luftströme, und auch nur dort, entstehen die Wolken. Eine Wolke ist eine Anhäufung von Wasserbläschen, welche in ihrem Innern Wassergas und atmosphärische Luft eingeschlossen enthalten. Eine Wolke entsteht dadurch, daß auf der Grenze beider Luftströme der Wassergehalt des untern Luftstroms sich theilweise niederschlägt. Dieser Niederschlag ist nur Erfolg einer erheblichen Temperaturdifferenz an den Brechungsflächen beider Luftströme, diese Differenz selbst aber ist bedingt durch die Richtung des obern Luftstroms. Hat der untere und obere Luftstrom Eine Richtung, so kann keine Wolkenbildung stattfinden, weil in diesem Falle die Temperatur und der Wassergehalt der Luft von der Erde aufwärts bis zur Grenze der Atmosphäre proportional abnehmen. Hat der untere und obere Luftstrom eine für die Wolkenbildung günstige, differente und dauernde Richtung, so senkt sich die dadurch entstehende Wolkendecke der Erdoberfläche zu, wird von dieser angezogen, und es entsteht Regen. Steht die Temperatur an der Grenze des untern Luftstroms nicht erheblich über dem Gefrierpunkt, und diejenige des obern erheblich unter dem Nullpunkte, so gruppiren sich die gebildeten Wasserbläschen, indem sie erstarren, zu eigenthümlich krystallinischen Gestalten, die sofort abwärts sinken, und bei tiefer Temperatur unvereint, oder bei minder tiefer Temperatur der untern Luftschicht vereint, als Schneeflocken die Erde erreichen; findet die Wolkenbildung durch bedeutende Temperaturdifferenz sehr rasch statt, und ist der Niederschlag durch den bedeutenden Wassergehalt des untern Stroms sehr intensiv (Gewitterbildung, vorzugsweise im Sommer), so ist damit eine außergewöhnliche elektrische Ladung verbunden, und eine so entstandene Wolke ist eine Gewitterwolke. Schwere Gewitter entstehen durch einen in den untern Luftstrom eingreifenden Wirbel des obern Stroms. *) Durch einen Wirbel des untern Stroms, eingreifend in den obern, entsteht der Hagel. Der Durchmesser dieses Wirbels, der Wassergehalt und **) die Geschwindigkeit desselben bedingen die Größe und Masse der fallenden Schlossen; eine Hagelwolke ist ebenfalls bedeutend elektrisch geladen, und es ist eine Hagelwolke eigentlich ein aufwärts gekehrtes Gewitter. Eine Wolkendecke, die eben entstanden, verschwindet durch den Einfluß der veränderten Richtung des obern Luftstroms oft schnell, oft nur nach und nach, und man bezeichnet dieses Phänomen sprachgebräuchlich mit dem Ausdruck: „das Wetter klärt sich auf.“ Wolken, die an der Grenze des untern Luftstroms sich ausbildeten, werden häufig in den obern Luftstrom hinüber gerissen und erhalten dadurch eine von den unter ihnen schwebenden Wolken differente Richtung und Beleuchtung; ein Umstand, wodurch das Vorhandenseyn eines obern und untern Luftstroms sich deutlich erweisen läßt. Die außerordentliche Wandelbarkeit der Wolkenkonturen in jedem Momente veranlaßt bei Beobachtung der Wolken Gesichtstäuschungen, denen man mehrentheils entgehen kann, wenn man die Wolkenzüge nur im Zenith durch Planspiegel mit aufgezogenem Fadenkreuze beobachtet. Mehr als zwei über einander strömende Luftschichten gibt es nicht; die Richtung in dem obern und untern Luftstrom ist jedoch sehr verschieden, oder es besteht der obere und untere Luftstrom aus mehreren neben einander sich bewegenden Strömen. — Der Wind in seinen verschiedenen Abstufungen entsteht dadurch, daß der obere Luftstrom sich der Erdoberfläche mehr nähert. Sturmwind findet deshalb nur bei schnellem Barometerfall und bei tiefem Barometerstande statt; ist es bei steigendem Barometer windig, so ist dieses nur die Schlußscene, nicht der Anfang des Phänomens. Der Barometerstand ist eine Funktion des untern und obern Luftstroms; da nun die Richtung des obern Luftstroms oder jene des untern auf eine für die Wolkenbildung günstige oder nicht günstige Weise sich ändern kann, ohne daß die Höhe oder der Durchmesser beider Ströme sich ändert, so kann es bei demselben Winde und bei unverändertem Barometerstande regnen, trüber und klarer Himmel seyn.

Woher nun aber die außerordentliche Veränderlichkeit der Strömung in der untern und obern Luftschicht und die dadurch bedingte ungemeine Wandelbarkeit der Witterung? Unerklärlich bleibt die sie veranlassende Ursache. Ruht die Atmosphäre der jetzigen Welt auf der versunkenen Atmosphäre (Kohlensäure) der Vorwelt? Gebieten im Innern der Erde vielleicht großartige Ereignisse über

*) Täuschung bei Beobachtungen solcher Gewitterwolken, die von allen Seiten sich zu konzentriren scheinen.

**) Ursache des vernehmbaren Rasselns der sich ausbildenden Schlossen.

Digitized by Google

den Stand der Dinge auf der Oberfläche? Es scheint so, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß, da die Temperatur der Erde einst entweder plötzlich oder nach und nach abgenommen hat und abnehmen wird, endlich die jetzige Atmosphäre ebenfalls versinkt, dadurch die jetzige organische Schöpfung erlischt, um durch einen neuen Schöpfungsmoment unter veränderten Verhältnissen und Formen wieder neu aufzublühen. — Hat sich Vorstehendes als Ueberzeugung manifestirt, so schließt diese von selbst die Annahme aus, daß je die Witterung sich vorher bestimmen lassen werde, und bedingt die Nothwendigkeit, zu bekennen, daß die sorgfältigste Beobachtung meteorologischer Instrumente zu keinen viel weiteren als zu den bereits bekannten Resultaten führen wird.

Die Straße über das Wormser Joch.

(Fortsetzung.)

Wir fuhren nun fast immer unter bedeckten Galerien von sehr solider Bauart und höchst zweckmäßig eingerichtet, um die Lawinen so schnell als möglich in den Abgrund zu befördern. Es sind Schußlehnen, sehr abschüssige, starke Dächer, aus aneinandergefügten Dielen von Lärchenholz, auf Pfählen und Widerhaltern ruhend, durch eiserne Klammern verbunden, wie sie beim stärksten Brückenbau angewendet werden. An der Felsenseite liegen diese Dächer auf Balken, die tief in die Felsen hineingehen, und diese Konstruktionen beruhigen gewiß auch den zaghaftesten Reisenden gänzlich.. Wir sind jezt an jene Stelle gelangt, welche „bei den Wandeln“ genannt wird. Anfänglich hat hier ein Posthaus gestanden; eine Lawine hat es an einem traurigen Winterabende hinabgeschleudert. Der Postmeister, ein junger Mann, wartete auf die Briefpost von Bormio, die des Schnees wegen sehr lange ausblieb. Er war indeß in das obere Stockwerk gestiegen, um sich auf das Bett zu legen, während zwei Knechte unten blieben, um ihn zu wecken. Sie vermochten dies jedoch nicht mehr. Der ankommende Postillon fand Alles in Schutt und Schnee tief unten begraben, auf dem Postmeister lag ein Fels von so beträchtlicher Größe, daß zehn Menschen ihn mit Mühe abwälzten, die Knechte im untern Stocke waren aber wie durch ein Wunder gerettet. Steine und Gebälke hatten ein Schirmdach über ihnen gewölbt, und es gelang, sie wieder in's Leben zurückzubringen. Das Posthaus ist an dieser Stelle nicht wieder erbaut, sondern nach der Höhe verlegt worden. Man schreibt das Unglück zu großer und doch ganz ungeeigneter Vorsorge zu. Denn statt das Haus ganz nach Art der Galerien zu construiren, wurde es nach dem Felsen hin mit einer sehr starken Mauer versehen, die etwas hervorragte, um den Schneesturz aufzuhalten. Aber eben diese Hemmung war es, was Mauer und Haus der Zertrümmerung preisgab. Nicht Hemmnisse, sondern fördernde Brücken soll man so drohendem Feinde bauen.

Auf einigen der Dächer ruhte noch eine schwere Schneelast, die nun unter den Strahlen der Junisonne zu schmelzen begann, so daß wir unter einem beständigen Regen hinfuhren. An den Seiten der Galerien waren dicke Wände, sechs bis acht Fuß hoch, welche jede Aussicht versperrten und Ueberbleibsel von Lawinen zu seyn schienen, denen diese Wandeln am meisten bloßgestellt sind. Die Hälfte der Straße, außerhalb der Galerien, war nicht zu passiren, theils war sie mit Schneebergen bedeckt, theils gänzlich zertrümmert, die Balustraden ausgerissen u. s. w. Endlich erreichten wir die Höhe und jauchzten. Wir hielten mit unserm vierspännigen Reisewagen, höher, als irgend einer in diesem Augenblicke in Europa, denn wir waren die Einzigen hier. Seitwärts war ein abgestumpfter Kegel errichtet, und darauf stand zu lesen: Confine 1828, und nach der Seite, von wo wir kamen: Territorio Tirolese, und nach der, wohin wir fuhren: Territorio Lombardo. Vor uns lag eine Canteniera, wo wir zwei Pferde ließen, und schnell rollten wir zwischen einem fast ebenen, in's Unendliche sich ausdehnenden Schneefelde, die Straße war ausgeschaufelt, dem Posthause: Giogo di Stelvio, zu, etwas mehr als 9800 W. Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres erhaben. Hier wurden unsere Päße visirt, womit der gute Gensdarme eine ziemliche Zeit hinbrachte, weil sie deutsch waren; unterdeß trat ein Kerl an den Wagen, der ein Trinkgeld als Stalliero ziemlich trotzig begehrte; die Postillione schrien laut mit einander, so daß, trotz der siberischen Gegend, wir dennoch merkten, daß wir uns in Italien befanden. An Santa Maria, einer einsam im Schnee stehenden Kirche vorbei, führt der Weg jäh hinab nach Spondalunga. Hier verschwindet der Schnee wieder und man erblickt den nackten Fels. Die Straße stellt sich fast so, wie oberhalb Trofoi dar; nur sind die Windungen kürzer und daher zahlreicher, und die hohen Tannen und Föhren fehlen auch. Die Klüfte zur Rechten werden immer wilder und tiefer, die Felsenmassen zur Linken wölben sich immer trotziger, hängen über, engen die Straße ein und weiter unten verschlingen sie dieselbe gänzlich. Man kann nicht absehen, wie von dort der Weg weiter führt. Von der Höhe bei Spondalunga zieht er sich, in gerader, beträchtlicher Länge, an den Felsenwänden hin. Dieser Punkt ist sehr schön; einige Wasserfälle, worunter ein sehr beträchtlicher, zeigen sich ganz in der Nähe, am Abhange blüht die herrlichste Alpenflora, gelb, roth und blau, in den brillantesten Abstufungen, und in den schroffgethürmten Felsenwänden

Digitized by Google

zeigen sich schwarze Punkte in weiter Ferne, wie runde Löcher, etwas größer als Kanonenmündungen, und dies sind die Einfahrten in die durch den Felsen gesprengten Galerien. Unser Postillion fährt im stärksten Trabe hinab; wir haben nur ein Rad gehemmt. Mit wunderbarer Schnelligkeit legen wir die zwei Posten bis Bormio zurück. — Jezt fahren wir in die erste Galerie ein; sie ist zum Theil gemauert, zum Theil durch den Felsen geleitet, an den sich der gemauerte Theil bald so, bald so anschmiegt, wie es der Bau des Berges, bald vorspringend, bald zurückweichend, erfordert. Man hat schon so viel bewundert, alle Ausrufungen sind erschöpft, und man begnügt sich, still dieses Riesenwerk zu betrachten. Den Londoner Tunnel ausgenommen, dürfte in Europa kein Pendant hiezu gefunden werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Verlegenheiten alter Ultraroyalisten.

Die ganze Erzählung des Prozesses ist mit biblischen Sprüchen belegt, die sich hier gar wunderlich ausnehmen. Ich glaube nicht, daß Jemand einen Prozeß je auf eine so erbauliche Art erzählt hat. Den Reliquienkasten zurückzugeben, damit er im Schmelztigel nngegossen werde, bemerkt der Verfasser des Mandements, wäre jammerschade, und in der That hat Odiot, der geschickteste Goldschmied von Paris, viele Kunst auf diesen Kasten verwendet, der jedoch, ich weiß nicht warum, die Gestalt eines Rubebettes erhalten hat, worin sie auch wirklich die Gebeine des Heiligen im buchstäblichen Sinne gebettet haben. Es bleibt also nichts weiter übrig, als daß die frommen Seelen beisteuern, damit der Kasten bezahlt werde und der langweilige, verdrießliche Prozeß zu Ende gehe. Was den Erzbischof besonders verdrießen muß, ist, daß sich mehrere Zeitungen und Tageblätter über diesen sonderbaren Prozeß lustig gemacht, und sogar seine eigene Person etwas durchgehechelt haben. Die Stellung dieses Erzbischofs ist wirklich höchst sonderbar; er schmollt mit dem Pariser Volke, das ihn freilich sehr rauh behandelt hat, er schmollt mit der jetzigen Regierung, die ihn gegen die Gewaltthätigkeit des Pöbels nicht hat schüzen können oder wollen, er schmollt mit der ganzen französischen Nation, weil sie ihn aus seiner vorher so glänzenden Lage gerissen hat. Er lebt ganz verborgen; denn kaum weiß man, wo er wohnt. Nur von Zeit zu Zeit verrichtet er in irgend einer Kirche eine geistliche Ceremonie, sehr selten aber in seiner Kathedralkirche; bietet sich jedoch eine Gelegenheit, um ein Mandement ergehen zu lassen, so kann man auch sicher seyn, daß er sie benuzt, um seine Klagen ertönen zu lassen. Man ist vielleicht unbillig gegen ihn; allein hätte er sich früher nicht so übermüthig betragen und stände er jezt nicht der Regierung beinahe feindselig gegenüber, so würde man auch milder gegen ihn gesinnt seyn. Uebrigens ist de Quelen nicht der Einzige von der legitimistischen Partei, welcher über zerstörte Hoffnungen, Glücksgebäude und dergleichen laut klagt. Ich habe eben einen Prospektus einer Sammlung von Schriften eines Herrn Roger vor mir, der wiederum ein wunderliches Dokument ist. Roger hat einmal ein gut geschriebenes Lustspiel: „der Advokat," aufführen lassen, das einigen Beifall erhielt. Außerdem hat er noch Mehreres für das Theater geschrieben; davon hat aber das vergeßliche Publikum wenig behalten. Dennoch ist er zum Mitgliede der Académie française ernannt worden. Dieses würde ihm aber wenig geholfen haben, wenn er sich nicht vor vielen Jahren blindlings in die Arme der ultraroyalistischen Partei geworfen und ihr seine Dienste angeboten hätte. Diese ließ ihn denn auch nicht unbeschäftigt. Als die Bourbonen den Versuch machten, Frankreich wieder die Censur aufzudringen, ließ sich Roger zum Censor brauchen; dafür gaben sie ihm die einträgliche Stelle eines Generalsekretärs der Postverwaltung. Allein zu Anfang Augusts 1830 fand er sich nebst so manchen andern wohlbesoldeten Beamten plözlich außer Amt. Sie warteten alle eine Zeitlang, in der Meinung, das Blatt werde sich wenden und sie alle wieder auf ihre Posten versezt werden. Dies geschah aber nicht, und nun wurden diejenigen, die nicht gespart hatten, verlegen. Zu diesen Lezten scheint denn auch Roger zu gehören. Er legt in dieser Hinsicht ein höchst naives Geständniß ab. „Da es," sagt er, „nicht in meiner Natur lag, mich durch meine Aemter zu bereichern, und es nicht von mir abhing, mich viel mit Literatur zu beschäftigen, so hat dieser doppelte Umstand zur Folge gehabt, daß ich weder meinen Beutel, noch meinen Schreibepult gefüllt habe. Nach der Revolution mußte ich aber doch für meine Nahrung sorgen. Ich hatte etwas Silberzeug, dies verkaufte ich; einiges Geschmeide, auch dies veräußerte ich; einige Möbeln und andere Ueberbleibsel meiner kleinen verschwundenen Größe, auch dies ging darauf. Alle diese Opfer brachte ich ohne Bedauern, und ich kann sagen, ohne Murren. Aber bald hatte ich empfindlichere Prüfungen zu bestehen. Ich besaß eine Bibliothek, die ich mit meinen im Kollegium erhaltenen Preisen begonnen und jährlich durch neue Anschaffungen vermehrt hatte; ich opferte zuerst die schönsten Bände auf, dann folgte ein Brett, sodann ein zweites, ein drittes, und auf diese Art sagte ich allmählich der Hälfte meiner Bibliothek Lebewohl." Roger erzählt ferner, wie er eben darauf ausgegangen, auch die andere Hälfte zu veräußern, als ihm sein Freund Charles Nodier gerathen habe, es nicht zu thun und lieber seine Schriften zu sammeln und herauszugeben; der gute Freund hatte sich sogar erboten, der Herausgeber derselben zu werden und die Sammlung zu bevorworten, was denn auch geschehen ist. Die beiden Herren müssen aber eine hohe Meinung von der Gutmüthigkeit des Publikums haben, wenn sie sich einbilden, es werde die unbedeutenden Schriften des Herrn Roger mit einem solchen Eifer kaufen, daß er dadurch aus aller Verlegenheit komme. Warum schreibt der Akademiker nicht ein vortreffliches Werk, das keines Vorwortes bedarf? Warum hat er sich während seines Einflusses nicht bei allen Parteien beliebt zu machen gesucht? Allerdings ist die Lage eines Mannes, der bei seinen hohen Aemtern nichts gespart und auch wenig in der Literatur geleistet hat, und dennoch von lezterer leben soll, beklagenswerth; Roger ist aber immer ein Parteimann gewesen; seine Partei sollte ihm folglich auch aushelfen, sie hat aber leider zu Vielen zu helfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Juli 1834.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund;
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Andrem nicht, den Mund.

Uhland.

Lieder von Adolph Stöber.

Lieder und Poet.

Ein Festgelage steht bereit,
Ein Liederbuch voll Herzlichkeit
Kreist in der Tafelrunde.
„Glückselig ist fürwahr der Mann,
Der solche Lieder singen kann
Aus tiefstem Seelengrunde.

Der hält wohl edle Weine viel,
Der mit so lustighellem Spiel
Vom goldnen Wein gesungen!
Dem ist ein treues Mädchen gut,
Deß Lieder von so warmer Glut
Der Liebe sind durchdrungen!

Dem blüht wohl eine holde Trift,
Der mit so farbenheller Schrift
Weiß Gottes Welt zu schildern!
Der führt ein lustig Wanderloos,
Der scherzen kann so leicht und los
In frischen Reisebildern!“

Sie rufen's all' im frohen Kreis.
Am Fenster plötzlich flüstern leis
Die losen Mädchenzungen:
Ei seht, wie täppisch und wie links!
Der stolpert an den Steinen rings;
Zu Hilf dem guten Jungen! —

Ihr Mägdlein, über den ihr lacht,
Der hat die Lieder all' erdacht,
Die euer Herz erfreuen.
Der Träumer eilt in sein Gemach,
Hat Liedersaamen tausendfach
Auf's Neue zu verstreuen.

Der trinkt sich keinen Rausch fürwahr!
Er singt beim Wasser frisch und klar
Von goldnem Wein und Reben.
Das Wandern auch ist nicht sein Theil;
Er sizt im Kämmerlein, derweil
Er singt vom Wanderleben.

Auf graue Dächer sieht er nur,
Derweil sein Lied durch Maienflur
Und grüne Wälder schreitet;
Kaum daß vom niedern Sims herein
Ein frischer Topf Gelbveigelein
Den süßen Hauch verbreitet.

Digitized by Google

Einſam, vergeſſen und verſchmäht
In ſeiner Kammer ſizt er ſtet,
Ein Liebchen hat er keines.
Und wenn dich, Mädchen, ſein erbarmt,
Dieweil ihm noch kein Herz erwarmt —
Geh hin und bring' ihm deines.

Der Dichter an ſeine Braut.

Hab' dir heute viel zu ſagen,
Schweres liegt am Herzen mir;
Drum ſoll dieſes Liedchen tragen
Meine Botſchaft hin zu dir.

Jüngſt, mein Lieb, erklärte bündig
Mein Familiengericht:
Ich ſey ganz und gar unmündig,
Und zum Haushalt taug' ich nicht.

Meint' ich doch, wer alſo luſtig
Singen, küſſen, trinken kann,
Sey des Mundes nicht verluſtig,
Sey ein mündig wackrer Mann!

Doch ich will mich gerne ſchicken,
Willſt du, Lieb, mein Vormund ſeyn;
Denn in deinen klugen Blicken
Hol' ich treulich Rath mir ein.

Siehe, meinen leichten Bündel
Uebergeb' ich dir zur Stund,
Fügſam will ich als dein Mündel
Hangen ſtets an deinem Mund.

Ihr Angeſicht.

Schweigeſelig Kind, ſie lügen:
Sprachlos iſt dein Angeſicht!
Ach, in deinen holden Zügen
Wiſſen ſie zu leſen nicht.

Aber mir iſt ſchon der Titel
Deiner frommen Stirne kund:
Von dem Frieden ein Kapitel
Leſ' ich aus dem klaren Rund.

In den Augen aufgeſchlagen
Iſt mir auch der Liebe Buch,
Und vernehmlich hör' ich ſagen
Manchen Offenbarungsſpruch.

Auch dein Mund, von Geiſte loht er,
Vieles ahnen läßt er mich,
Sinnig, als ein roſenrother,
Lieblicher Gedankenſtrich.

Bin ich müd' des ſchweren Sinnes,
Bin ich leſ'- und denkematt,
Dann im Grübchen deines Kinnes
Find' ich Punkt und Ruheſtatt.

Die Straſse über das Wormser Joch.

(Fortſetzung.)

In der dritten Galerie, die ganz durch den Felſen geſprengt iſt, kommt man an eine Stelle, wo eine natürliche Höhle ſich gegen den Abgrund öffnet und wo ein Waſſerfall ſich hinabſtürzt, unter dem man ganz wohlbehalten hinwegfährt. Ueberall hört man das Rauſchen verborgener Quellen, das Toſen von Waſſerfällen, ohne ſie zu ſehen. Der Quell der Adda ſpringt aus einer runden Oeffnung des Felſens in beträchtlicher Höhe und ſchon ſehr waſſerreich hervor und gewährt einen maleriſchen Anblick. Mit der Adda wird die Gegend freundlicher; der holde Name erinnerte mich unwillkührlich an Lord Byrons Tochter und eines ſeiner rührendſten Gedichte. Das anmuthige Grün des Valtelins, das nun ſchon das Auge zu erfreuen begann, erhöhete noch dieſe poetiſche Stimmung. Rechts auf einer ſchroffen Spitze liegen alte Gebäude. Hier ſtrömen die Heilquellen von Bormio, die denen von Karlsbad ähnlich ſeyn und ihnen in der Kraft durchaus nichts nachgeben ſollen. Unweit davon liegen einige elende Hütten und ein paar Kirchen; man ſieht keine weißgetünchte Mauer mehr, kein rothes Dach, keine grünen Läden, kein freundliches Thor, Alles trägt die Farbe von dem Schmutze des Weges, dem Stande der Straße. Jahrhunderte lang waren dieſe ſtarken Heilquellen faſt unbeſucht; nur wenige Reiſende kamen dahin auf dem gefährlichen Saumſchlag über das Wormſer Joch, der ſich der jetzigen Straße gegenüber, hart am Fuße der Gletſcher hinzog. Die Landleute der Gegend wollen behaupten, man hätte dort die Straße mit leichterer Mühe, gefahrloſer und dauerhafter anlegen können. Die jetzige Frequenz, die viele Fremde, beſonders Engländer hieher zieht, hat die Unternehmer der Straße veranlaßt, in der Nähe der Heilquellen, an einem reizenden Abhang, ein ſtattliches Gebäude aus Stein, in guten Verhältniſſen aufzuführen, das ſeiner Vollendung bereits nahe iſt. Verbinden ſich einige ſchattenreichen Alleen damit, woran es jezt in dieſer Gegend noch gänzlich fehlt, ſo wird es ein angenehmer Aufenthalt auch für andere Badegäſte werden, als Italiener aus den nahgelegenen Thälern, die bis jezt allein dies treffliche Bad benuzten. Von dem neuerbauten Hauſe hat man die Ausſicht in das von der Adda durchſtrömte Thal, das mit üppigem Grün prangt und

Digitized by Google

am Flusse viele freundliche Orte zeigt. Die Biegung, die das Thal macht, theilt dasselbe in das Val di Sotto und Val di dentro, wie es von den Landleuten benannt wird.

Die Straße läuft nun gemächlich in die Ebene des Thals aus, an deren Seite die Stadt Bormio liegt, die keinen übeln Prospekt zeigt, obgleich sie im Innern schmutzig, eng und winkelig ist. Alles sagt uns hier, daß wir uns in Italien befinden. Die ärmliche Reinlichkeit in Trofoi, die Sorgfältigkeit und Aufrichtigkeit der Bewirthung sind hier nicht mehr anzutreffen, und uns empfängt ein anspruchvoller Schmutz, ein Luxus voll Unrath, und eine Höflichkeit, die nach Eigennutz riecht. Die schlechtesten Zimmer werden uns angewiesen, und erst, nachdem wir zufällig erfahren, daß bessere vorhanden sind, müssen wir sie durch Lärmen und Schelten ertrotzen. Die Leute haben ein wildes, unordentliches Aussehen. Der Koch schielt und sieht einem Zigeuner gleich, die Mägde tragen die dicken, pechschwarzen Haare fliegend im Nacken, der Küchenzettel ist groß und läßt viel hoffen; als wir aber nur zwei Speisen bestellen, so finden wir sie fast ungenießbar. Der Schmied des Ortes, der unsern Radschuh ausbessert, gibt vor, zehn Pfund Eisen darauf verwendet zu haben, und läßt sich die Arbeit wie ein Goldschmied bezahlen, und der Postmeister, ein geborner Deutscher, sagt seufzend: er glaube ein großer Sünder zu seyn, da er verdammt sey, unter diesen Leuten zu leben. So stellte sich uns Bormio bei unserm kurzen Aufenthalte dar; es ist möglich, daß es bei längerer Bekanntschaft gewinnt, auch glauben wir, daß ein zweiter Gasthof, „zum Lamm," dessen Aeußeres sehr freundlich war, uns eine bessere Aufnahme gewährt haben würde.

Am andern Tage gingen wir über das Joch zurück, an all den Wundern wieder vorbei. Der Ortelos hatte sich in Wolken gehüllt, und als eine ganz besondere Artigkeit war es zu betrachten, daß er, wie zum Abschiede, seine Spitze uns noch einmal enthüllte. Reisende, die einige Stunden später denselben Weg machten, haben nicht das Geringste von ihm zu sehen bekommen. — Schon Napoleon faßte den Plan, eine Straße von Tyrol in das Veltlin zu führen. Er wollte jedoch das Wormser Joch umgehen und sie von Spondalunga seitwärts über den Monte Braglio in das Münsterthal lenken. Man behauptet, dies wäre zweckmäßiger und leichter gewesen, wunderbarer jedoch sicher nicht. Der Postdirektor von Innsbruck, ein Postoffizier und der Postmeister von Mals waren die ersten, die mit der Post die Straße bereisten. Nie zuvor war in Bormio ein Posthorn erklungen, da nur das Geläute der Saumthiere Ankömmlinge zu verkündigen pflegte. Der Postillion mußte von einem Ende der Stadt bis zum andern blasen und klatschen, und die Einwohner stürzten aus den Häusern, um die fröhliche Neuigkeit anzustaunen, die sie von nun an mit fernen Gegenden in nahe Berührung setzen sollte, und ihr abgeschlossenes Thal mit der Welt in Verbindung brachte. Und nur wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Noch nicht lange ist es her, daß dort, wo jezt eine heitere Gesellschaft von rüstigen Pferden sich hinaufziehen läßt, die einsamen Wanderer ängstlich und schwindelnd emporklommen; daß kunstvolle Ingenieurs mit Lebensgefahr dort ihre Messungen vornahmen, und Tausende von Arbeitern, an Stricken hängend, oder auf schwanken Brettern über Abgründen schwebend, diesen Riesenbau vollendeten. Augenzeugen vermochten das Gräßliche dieses Anblicks nicht arg genug zu schildern. Dessenungeachtet hat sich während der Arbeit kein Unglück zugetragen, und außer dem Postmeister auf den Wandeln soll, so lange nun die Straße bereist wird, nur Ein Mensch verunglückt seyn. Im vorjährigen Herbste nämlich war ungewöhnlich früh viel Schnee gefallen, und die Postillione, welche zwei Reisewagen hinüberführten, entdeckten oberhalb Spondalunga, daß Gefahr vorhanden sey. Sie hielten an einem sichern Orte und gingen, von den Reisenden begleitet, voraus, um das Terrain zu rekognosciren, während den im Wagen zurückgebliebenen Damen anempfohlen wurde, sich ruhig zu verhalten und ihre Rückkunft zu erwarten. Neugier und Angst trieben die Damen jedoch, dies Verbot zu übertreten; sie folgten den Männern, welche die Lawine schon kommen sahen und ihnen zuriefen, schnell zurückzulaufen. Eine von ihnen verstand den Zuruf nicht und lief weiter; die stürzende Lawine erfaßte sie, warf sie ein paar Mal herum und zerbrach ihr ein Bein. Sie mußte in Skums, am untern Ende der Straße, kurirt werden und kehrte an der Krücke in ihr Vaterland zurück. Es ist wahrhaft tröstlich, auf dem ganzen langen Wege von Prad nach Bormio keinem jener frommen Bilder zu begegnen, die so manche andere Straße einfassen, und den zufälligen Tod armer Reisenden auf eine rohe Weise versinnlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

München-Athen.

Die Najaden und Nixen unserer Isar, haben wirklich die Hände voll zu thun, wenn sie Alpenblumen und Eichenlaub genug herbeischaffen wollen, um den Ehrenkranz fertig zu flechten, der bestimmt ist, unsere Kunststadt zu umschlingen. Haben sie das schöne, künstliche Gewinde mühsam vollendet, so ist das Ganze viel zu eng, um München zu umfassen; während der Arbeit hat sich wie durch Zauberschlag die Stadt um ein Drittheil erweitert; die schöpferische Kunst hat, wie durch Laune oder Zufall, ein neues Saatkorn hier und dort, innerhalb oder außerhalb des Burgfriedens

Digitized by Google

fallen lassen, und bald ist der Saame auch im Aufkeimen und verspricht eine herrliche Prachtpflanze zu werden. Mögen jezt Brachfelder, Sandsteppen, Haide und Moor zwischen der Stadt und einer solchen neuen Prachtschöpfung liegen — unsere Stadt kriecht ihr nach und erklärt, sie beginne da oder höre da auf, wo auch die Pracht und die Herrlichkeit anfängt oder aufhört; auf diese Weise wird München sich wahrscheinlich nach einigen Decennien, wenn auch nicht hinsichtlich der Population, doch gewiß hinsichtlich des Umfanges mit den größten Städten messen können. — Man glaubte bisher, die Glyptothek, die Pinakothek und die Ludwigskirche bilden den äußersten glänzenden Saum von München, man hielt diese Prachtmonumente immer für kolossale Meilensteine oder Wegsäulen, worauf das: „bis hieher und nicht weiter!“ mit goldenen Hieroglyphen eingegraben sey; aber weit gefehlt! Die Schwingen der Kunst rasten nimmer, sie strecken und dehnen sich in die Weite. Oben auf der Sendlinger Höhe, welche terrassenförmig die Oktober- oder Theresienwiese begrenzt, wird sich ein Bau erheben, so großartig und unsterblich, als die Größe und Unsterblichkeit, der er geweiht seyn soll. Ob er Walhalla, Tempel des Ruhms, Pantheon, Westminsterabtei oder wie sonst noch genannt werden soll, kann ich in diesem Augenblicke wirklich nicht berichten, denn das Ganze ist bisher noch ein Geheimniß, wenn auch ein öffentliches. Man spricht wohl ziemlich allgemein davon, aber immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit; man kennt schon die ganze Einrichtung, man ist im Stande, bis auf den lezten Heller den Kostenaufwand zu berechnen, man weiß, wann es angefangen, wann es vollendet seyn wird; aber Alles bleibt, wie sich's von selbst versteht, entre nous. Mit dem besten Willen von der Welt darf ich daher von dem Geheimniß nicht mehr mittheilen, als daß ein solches Geheimniß überhaupt existirt, und daß die Sache, die sich so und so verhält, nun einmal geheim gehalten werden soll. Hier oben soll auch, wie die kolossale Pallas Athene auf der Akropolis, eine eben so kolossale Bavaria von 80 bis 90 Fuß Höhe aufgerichtet werden, der man bis in den Kopf wird hinaufsteigen können, um aus den Augenöffnungen ganz München, einen großen Theil von Altbayern, die Alpen u. s. w. zu übersehen. Wie die Pallas des Parthenon, so wird auch gewiß diese Bavaria ihren Phidias finden. Blickt nicht auch unsere Bavaria von ihrer Sendlinger Höhe, wie einst Athene von der Akropolis, hinab auf eine ganze Stadt voll Athenienser? Liegen ihr nicht auch hier griechische Stoen, Tempel, Odeen u. s. w. zu Füßen, so erhaben und so prächtig, wie nur immer die Stoa Basilios, Poikile, der Tempel des Apollo Lykios, das Odeon des Perikles u. aa., zu Athen seyn konnten? Sprechen nicht schon die Obstländlerinnen und Fischweiber auf dem Victualienmarkte von Argos, Korinth, Arkadien, Lakonien, wo sie vielleicht eine Tochter, ein Bäschen oder Nichtchen haben, welche, getrieben von dem Drange, klassischen Boden zu betreten, den neuen Argenautenzug als Marketenderin mitmachte? unterhalten sie sich nicht schon von Naxos, von der Arethusa, von Marathon, Delphi, von der castalischen Quelle u. s. w., wovon der Herr Vetter Grenadier, Schütze oder Musketier gelehrte und rühren[illegible] Geschichten geschrieben, mit einer solchen klassischen Sicherheit, daß es dem vorüberwandelnden Philologen sonderbar und wehmüthig zu Muthe werden muß? Können wir nicht mit Bestimmtheit erwarten, daß eine nach Hellas gezogene Freiwillige uns bei ihrer Rückkunft mit einer Ambologie neu aufgefundener Fragmente lesbischer Poesien, Dithyramben und Päane beschenken werde, die gewiß gelehrter und kritischer behandelt sind, als die bekannte Madame Dacier ihren Tacitus behandelt hat? Haben wir nicht auch unsere Phidias, Polyklet, Myron, Praxiteles, Apelles u. s. w.? Hat unsere Isar denn nicht wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Ilissus? Fehlt uns also überhaupt noch etwas, um uns zu Athenienſern und die Münchener Bavaria zur vollständigen Athene zu machen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Chateaubriand. Der Constitutionnel.

Chateaubriand befindet sich in einer ähnlichen Lage wie Roger, und vielleicht ist die seinige noch schlimmer, als die seines akademischen Mitbruders; denn er ist an einen größern Aufwand gewöhnt und steht auf einem höhern Standpunkte; ihm muß aber seine Genialität aushelfen, wie sie bisher immer gethan. Seine Hauptstütze sind jezt seine Memoiren, die aber wahrscheinlich nie werden vollendet werden. Durch halb vertrauliche Mittheilungen ist das Publikum bereits von dem Inhalte derselben in Kenntniß gesezt; auch hat es schon geheißen, eine englische Kompagnie habe das Manuscript für mehr als eine halbe Million Franken angekauft, jedoch sich dabei der Bedingung unterwerfen müssen, die Memoiren erst nach seinem Tode herauszugeben. Es gibt aber schwer zu überredende Leute, welche an der Wahrheit dieser Aussage zweifeln und die englische Kompagnie als noch nicht vorhanden, sondern bloß als erwünscht betrachten; vielleicht, meinen sie, habe die pruntende Ankündigung in den Zeitungen bloß zum Zwecke, die Bildung einer französischen oder englischen Kompagnie zu befördern. Auch zweifelt man sehr daran, daß Chateaubriand noch im Stande ist, wichtige Aufschlüsse über sein Leben oder über seine Zeitgenossen zu geben, da er bereits in seinen Schriften sehr viel von sich und von Andern gesprochen hat, und zwar so gut, daß sich nicht erwarten läßt, er werde noch besser von beiden sprechen. — Unter die gefallenen Größen gehört auch das Journal le Constitutionnel; nicht als ob es nöthig hätte, daß ihm eine Kompagnie oder eine Partei zu Hülfe eile, denn es ist noch immer eines der gelesensten Journale in Frankreich; allein beinahe die Hälfte der frühern Abonnenten ist fort, und auch das Ansehen, das sich dieses Blatt zur Zeit der Restauration errungen hatte, ist gesunken; dazu muß es beständig den kleinern Tagesblättern zur Zielscheibe ihres Spottes dienen; sie verfolgen den Constitutionnel unaufhörlich mit Witzeleien und Karrikaturbildern. Seit der Julirevolution hat bekanntlich dieses Blatt eine Mittelfarbe zwischen Ministerialismus und Unabhängigkeit angenommen, die keiner der beiden Hauptparteien gefällt und die als eine Art von Uebertäuferei betrachtet wird; daher ist unter den Exaltirten mehr Erbitterung gegen den Constitutionnel, als wenn er ein entschieden ministerielles Blatt wäre. Seine schillernde Farbe rührt aber daher, daß die Herren Etienne, Jay und einige Andere, welche während der Restauration ihren alten Bonapartismus halber zur Opposition gehörten, [illegible]nde der jetzigen Regierung sind und von derselben be[illegible]rden. Diese Herren wollen daher nicht feindselig gegen die jetzige Regierung verfahren. Andernseits wollen sie aber auch nicht die Gunst des Publikums verlieren, welches ministerielle Blätter mißtrauisch anzusehen pflegt, und mögen den vormaligen Geist des Constitutionnel nicht ganz ändern. Daher diese Mittelstellung, dieses Auftreten zwischen zwei einander gegenüberstehenden Haufen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Juli 1834.

Schmäht Ihr mich, schöne Frau? Ich kenn' Euch nicht! —
Ich strenge meinen Witz vergeblich an,
Der nicht ein Wort von Euch begreifen kann.

Shakespeare.
Comedy of errors.

Ein spanisches Abenteuer.

An einem Winterabend im Jahr 1830 stieg ich bei strömendem Regen zu Buytrago in einer Posada ab, die vielleicht die beste in Alt-Kastilien auf der Straße nach Madrid seyn mag, in welche ich indessen auch den ungeneigtesten der Leser nicht wünschen möchte. Nachdem ich vor dem Kamin versucht hatte, von einem Ding zu essen, das einem mit Oel zubereiteten Ragout gleich sah und den andern Morgen in der Rechnung als Souper figurirte, ward ich in ein großes Zimmer geführt und freute mich der Aussicht auf einen guten Schlaf, denn ich sah nicht weniger als vier ungeheure Betten. Aber kaum hatte ich sie beim Scheine meines Candils gemustert, als ich mich überzeugte, daß ich, wollte ich anders lebendig aus der Schenke kommen, mich gar nicht niederlegen durfte. Während ich so, weil ich nicht einmal auf einem Stuhl einschlafen mochte, im Zimmer auf- und abging, entdeckte ich einen Schrank und in demselben ein altes, dick mit Staub bedecktes spanisches Buch, das die Ratten zu drei Viertheilen aufgezehrt hatten. Ein Kapitel war indessen so ziemlich ganz geblieben, die Geschichte de la bella Malcasada. Sie vertrieb mir den Rest der Nacht sehr angenehm, und ich denke, auch der Leser soll sich gerne einmal wieder, wäre es auch nur zur Abwechslung, in das Novellenreich des Cervantes und Lesage versetzen lassen, in jene Welt der glühenden Leidenschaften, rasender Liebe, Eifersucht und Rache, der untreuen Weiber, der geschlossenen Sänften, Strickleitern, Schleier und blanken Klingen.

* * *

— — Don Andres trank ein Glas Limonade, strich sich den Schnurrbart und begann wie folgt:

Seit ich im Jahr 16.. das Heer in Flandern verlassen und mit meinem Bruder meinen Wohnsitz in Valladolid aufgeschlagen hatte, war ich auf nichts weniger bedacht, als den Aufenthalt in dieser Stadt zu benutzen, um den Großen den Hof zu machen. Das Geschäft jener rührigen, rastlosen Leute, welche, vor Tag aus den Federn, des Augenblicks harren, wo, nachdem die Sonne aufgegangen, auch der Minister aus seiner Kammer hervorgehen wird, war nicht meine Sache; jung und leichtsinnig wie ich war, hatten Ehrgeiz und Neigung bei mir eine ganz andere Richtung. Eitel auf mein Aeußeres, kannte ich nichts Herrlicheres als den glänzendsten Putz, gestickte, mit zahllosen Knöpfen besetzte Kleider, Federn, Bänder, Ketten. Im höchsten Glanze in Konzerten, auf Spazziergängen, in Spielhäusern und im Schauspiele aufzutreten, das war meine Welt. Unter solch eitlen Zerstreuungen hatte ich die ersten Sommermonate zugebracht. Da ging ich einmal, gegen Ende

Digitized by Google

Augusts, an einem drückendheißen Tage, mit Einbruch der Nacht auf den Prado, ein wenig frische Luft zu schöpfen. Ich kam an der Kirche St. Magdalena vorbei und trat ein, um das Weihwasser zu nehmen und mein Ave Maria zu sprechen, und als ich damit fertig war, da stieß mir das seltsamste Abenteuer auf, das mir in meinem Leben begegnet ist.

Auf dem Platze wimmelte es von Wagen, und die eine Reihe zog dicht am Kirchenportal vorüber. Es dauerte mir zu lange, und ungeduldig wollte ich mich eben zwischen zwei Fuhrwerken durchdrängen, als, da ich am Schlage des einen wegging, auf einmal eine verschleierte Dame, die darin saß, die Hand herausstreckte und mich sachte am Mantel zog. Ich war überrascht, hatte indessen doch den Hut gezogen und wollte die Unbekannte fragen, ob ich ihr mit etwas dienen könne; sie kam mir aber zuvor, neigte sich zu mir nieder und sprach mit leiser Stimme: „Seit mehr als vierzehn Tagen, Don Andres, suche ich Gelegenheit, Euch zu sprechen. Wundert Euch nicht, Solches aus meinem Munde zu hören: längst haben meine Augen und mein Herz Bekanntschaft mit Euch gemacht. Wie gerne möchte ich mich schon jezt ganz gegen Euch aussprechen; es wäre aber Raserei, dies Wagniß zu bestehen, bevor ich besser erprobt, was für ein Mann Ihr seyd. Dringend bitte ich Euch, meiner Warnung ein aufmerksames Ohr zu schenken und mir meine Offenheit zu gut zu halten. Es fällt mir schwer, Euch etwas zu sagen, was Euch weh thun mag; ich denke aber, wenn meine Worte hart und strenge sind, so sollt Ihr mich in Eurem Herzen entschuldigen, wenn Ihr seht, daß nur der wärmste Antheil sie mir eingeben konnte.“

Hier machte die verschleierte Dame eine Pause, wie denn bange Seufzer schon mehr als einmal ihre Rede unterbrochen hatten. Was mich betrifft, so war meine Verwunderung mit jedem ihrer Worte größer geworden, und zehnmal hatte ich gemeint, sie wolle sich über mich lustig machen; als sie aber in ihrem Sermon weiter fortfuhr, machte diese Vermuthung bald der äußersten Verlegenheit Platz. „Hört, Don Andres,“ sprach sie jezt mit festerer Stimme, „ohne weitere Umstände sey es gesagt: meine Stellung in der Welt, mein Rang ist von der Art, legt mir solche Rücksichten auf, daß ich mich nimmermehr unzuverlässigen Händen anvertrauen kann. Wie wolltet Ihr aber meine Ehre wahren, da Euch so wenig an Eurem guten Namen liegt? Wer kann auf einen Mann bauen, der keinen Begriff vom unschätzbaren Werth der Zeit hat, und sie auf heillose Weise vergeudet? Um hoher Auszeichnung würdig zu seyn, ist es nicht genug, daß man Edelmann, daß man Ritter ist; mit den schimmernden Eigenschaften müssen solide Hand in Hand gehen. Ihr habt ein sehr vortheilhaftes Aeußere, und das hört Ihr von mir nicht das erste Mal, nicht wahr? Wollte nur Gott, mit Eurem Innern wäre es gleich gut beschaffen! Doch da fehlt viel. Einmal seyd Ihr jähzornig und vorschnell; kein Tag vergeht, wo Ihr nicht in der Hitze Eure Leute mißhandelt, über jede Kleinigkeit wollt Ihr aus der Haut fahren. Das ist nicht gut, Don Andres! Wer etwas auf sich hält, soll sich, wenn er noch so sehr Grund zur Unzufriedenheit hat, nicht zu weit fortreißen lassen, und Amor vollends, mein Freund, kann solche Befehlshaberei gar nicht vertragen; er ist ein Kind, bei dem man mit sanftem Wort und Wesen viel weiter kommt. — Doch weiter! Sagt mir, um's Himmels willen, wie kann man eine solche Lebensweise führen? Habt Ihr Euch in den Kopf gesezt, die Zeit geradezu umzukehren? Aus Nacht macht Ihr Tag und aus Tag Nacht; Ihr eßt und schlaft keinmal wie das andere; nehmt Ihr einmal ein Buch in die Hand, so geschieht es just nach Tische, wo Kopfarbeit Gift ist; Alles treibt Ihr gerade umgekehrt wie andere Leute. Nichts davon zu sprechen, daß diese Lebensweise Eurem Beutel erstaunlich wehe thun muß: wo ist die Gesundheit, die felsenfest genug wäre, um dabei nicht zu erliegen?“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Straße über das Wormser Joch.

(Beschluß.)

Die Civilingenieurs, welche die Straße erbauten, heißen Noli, Paoli und Tallachini. Ich schreibe die Namen, die ich nie gedruckt gelesen, nach dem Gehör, und weiß daher nicht, ob die Orthographie richtig ist. Noli, ein kenntnißreicher junger Mann von zwanzig Jahren, wurde kürzlich beim Bau eines Theaters von einem herabfallenden Balken erschlagen. Der kaiserliche Ingenieur Lambertenghi, eine halbe Stunde von Bormio wohnend, führt nun die Oberaufsicht. Außerdem sind auf Franzenshöhe stets zwei Ingenieuroffiziere, ein Deutscher und ein Italiener. Die Erhaltung der Straße ist auf eine gewisse Zeit den Unternehmern überlassen. Es hat sich jedoch vielen Sachverständigen die Besorgniß aufgedrängt, daß diese kaum im Stande seyn dürften, ihre Obliegenheit ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen. Die Kosten, die erfordert werden, sind zu überschwenglich, der Boden ist an einigen Stellen, auf der deutschen Seite, zu ungünstig, der Kampf mit den Elementen während des Winters unausbleiblich und verheerend. Zu Anfang des Juni fand ich die beschädigten Punkte am höchsten Theile des Joches noch nicht ausgebessert und nur wenige Arbeiter dabei beschäftigt. Das schützende Geländer, das den ängstlichen Reisenden den meisten

Digitized by Google

Trost gewähret, war dort sehr mangelhaft, und die Straße hatte sich hie und da mit ihrer gemauerten Stütze tief in den weichenden Sandboden hineingesenkt. Man sagte mir jedoch, daß bald Arbeiter genug vorhanden seyn würden, um dann binnen vier Wochen, wo eigentlich die Route recht lebhaft zu werden anfängt, Alles in den besten Stand zu setzen.

Die Regierung Kaiser Franz des Ersten bezeichnen viele segensreiche, großartige Unternehmungen, unter denen die merkwürdigsten Straßenbauten, Römerwerke übertreffend, obenan stehen. Zwei davon schenkte er bereits Tyrol: die durch das Pusterthal über Ampezzo nach Venedig, und die hier beschriebene nach Bormio. Eine dritte wird so eben in dem Paß von Finstermünz abgesteckt, und auch diese soll kühn über die Felsen geführt werden. Für das Leben sind diese Werke von großer Bedeutung; die Verbindung wird gefördert, das Reisen wird bequem, es werden Fremde und Geld in's Land gezogen. Wenn aber alle Straßen gebaut seyn werden, jedes Thal besucht, jede Schlucht durchforscht, an jedem Alpenraine, wo jezt die gastliche Hütte dem Wanderer sich öffnet, ein städtisches Gasthaus stehen wird mit gewinnsüchtigen Wirthen und pfiffigen Kellnern, die auf die Gletscher und Wasserfälle in ihrer Nähe spekuliren, dann wird auch Tyrol, wie jezt schon die Schweiz, Vieles von seinen natürlichen, unnennbaren Reizen eingebüßt haben. Bis dies aber eingetreten seyn wird, können noch viele Jahre vorübergehen. Jezt hat Tyrol noch seine abgeschlossenen Thäler, zu denen man nur über steile Jöcher (Bergrücken) gelangt, die so unentweiht, so heiter natürlich, so still und heimlich daliegen, daß jeder Reisende, der sie betritt, sich überreden möchte, er sey der Erste und habe sie entdeckt. Die Naivität dieser Thalbewohner grenzt an den schmucklosen Reiz der wilden Kindlichkeit der Urbewohner Amerikas, ist aber noch um Vieles anziehender für uns, da diese lieben Naturmenschen unsere Landsleute sind und Deutschland uns an seiner Grenze noch so holde Schönheiten bietet, um uns zurückzuhalten und uns von dem ewigen Drange nach der Fremde zu heilen, der uns Allen leider angeboren ist. Eine Reise durch Tyrol ist sehr belohnend; doch verstehe ich darunter nicht einen Besuch bei den Jodlern des Zillerthals, einen Aufenthalt in Innsbruck und die Fahrt auf der Poststraße nach Botzen. Das Oezthal, schöner als Chamouny, mit den prachtvollsten Fernern, muß man sehen, über den Jauffen zu den starken Passeyern steigen, das gewerbsfleißige, liebliche Stuban, und Gröden, mit seiner wunderbaren, babylonischen Sprachverwirrung (das sogenannte Ladinische), das Paradies von Meran, mit seinen theatralisch kostümirten Landleuten, das herrliche, wenn gleich rauhere Pusterthal muß man besuchen. Alles ist schön, Alles ist anders. Und welch ein Abstand, wenn man das italienische Tyrol bereist! Das hochgelegene Nonsberg (Val di None), und Sulzberg (Val di Solo), bergigt und hügeligt, eine unabsehbare Reihe freundlicher Wohnungen und üppiger Felder, durch Schluchten und Abgründe geschieden; dazwischen treffliche Gesundbrunnen und Bäder, die man in Deutschland kaum erst dem Namen nach kennt. Selbst Liebhaber von Abenteuern können hier ihre Rechnung finden, denn die einsamern Gebirgspfade im italienischen Tyrol zeigen alle Erscheinungen des wirklichen Italiens, und es wird rathsam, hier größere Maulthierkaravanen zu bilden.

Der Engländer Inglis und der Franzose Mercy haben zwar das Verdienst, die Blicke zuerst auf Tyrol hingelenkt zu haben, doch waren sie als Ausländer nicht im Stande, ihren Gegenstand nach allen Richtungen zu erschöpfen, und namentlich für Deutsche ein genügendes Bild davon zu entwerfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

München-Athen.

München und Athen hat das früheste Fatum und die neueste Geschichte nun einmal eng zusammengeknüpft; finden wir nicht, ohne gerade eine kühne philologische Hypothese aufzustellen, unser München schon im alten Athen? Was ist Munychia, die Hafenstadt Athens, denn anders als München? Wer die halsbrechenden Ableitungsversuche unserer Philologen kennt, wird leicht einsehen, wie einfach und wie wahr diese Etymologie hier an den Tag gebracht, und daß hier keineswegs zu viel gewagt sey. Unsere Münchener vergessen freilich nicht selten, daß sie Athenienser sind, oder sie erweitern den attischen Dialekt auf eine etwas gar zu willkührliche Weise. So schreiben die meisten hiesigen attischen Blätter Lythographie, und neulich sahen wir sogar auf dem Kunstvereine das Modell zu einem öffentlichen Brunnen unter dem Namen „Hypocrens-Quelle“ ausgestellt, wo mein Athenienser doch hätte wissen sollen, daß er sein Werk eigentlich Hippokrene (Roßquelle) nennen wollte. Doch möglich, daß sich bei den alten Athenienern, wenn sie Tageblätter und einen Kunstverein gehabt hätten, auch dann und wann ein Donatschnitzer eingeschlichen hätte. So viel für's Erste von diesem beabsichtigten großartigen Bau, dem man noch immer ein „dicitur“ oder „narratur“ vorsetzen muß. Später ein Ausführlicheres und Näheres.

Auch mitten in unserm englischen Garten hatten wir bisher ein solch räthselhaft verpupptes Geheimniß. Es wurde dort vor unsern Augen ein rundes, mit zierlichen Nischen versehenes, festes Mauerwerk aufgeführt; doch je höher der Bau stieg, desto höher wurde er auch mit Erde, Schutt und Kies überworfen, so daß bald ein bedeutender, geheimnißvoller Hügel dastand. Aus dieser mystischen Puppe entfaltet sich jezt ein gar sonderbarer, anomaler Schmetterling, der nur einen einzigen Flügel hat, dem es an schillernden Farben nicht fehlen wird. Es wird hier oben nämlich, auf dem Grunde des eben erwähnten Mauerwerks, ein Monopteros, ein Rundtempel mit einem Flügel, dessen Aeußeres, wie die antiken griechischen Tempel, mit bunten enkaustischen

Digitized by Google

Farben geschmückt werden soll, als ein würdiges Denkmal dem ersten Gründer des englischen Gartens, dem Kurfürsten Karl Theodor, errichtet. Neben den Denkmälern von Rumford und Skell werden wir jezt mit diesem neuen Monumente die ganze Genesis des prächtigsten Parks in leserlichen Zügen vor uns haben.

Da die Seudlinger Anhöhe eine starke Viertelstunde westlich von unserer Stadt und der englische Garten am entgegengesezten Ende gegen Nordost liegt, so werden Sie sich leicht vorstellen können, daß unsere blonden Najaden, welche Claude Lorrain oft am einsamen Gestade ihres Stromes belauscht hat, wirklich nicht Blumen, Laub und Hände genug haben, um den großen Kranz in seiner neuen, weiten Ausdehnung für unsere Kunststadt zu winden. Wir haben keine Lorbeerbäume und müssen mit frisch duftenden Alpenblüthen zufrieden seyn, und wahrlich, die ehrlichen, naiven deutschen Blumen und das frische Laub aus unsern Wäldern stehen der Münchener Kunst nicht schlechter, als die vornehmen exotischen Reiser. — Aber welch schadenfroher Satyr hat den schönen poetischen Kranz heimlich und tückisch mit Hopfen durchflochten? Klappern mir nicht die zinnernen Deckel von tausend Maßkrügen um die Ohren? Höre ich nicht Stimmen aller Art schreien und jammern: „á Bier, á Bier!“ so tragisch und kläglich, wie nur König Richard sein „a horse! a horse!“ jammern kann? Tönt mir nicht aus allen Winkeln der Bock- und Judenwalzer entgegen? — O mein Athen, mein Paradies, fahre hin! Wenn doch unsere gelehrten Archäologen, die uns nicht bloß von der Staatshaushaltung der Athenienser, von ihren Tempeln, Theatern, Akademien u. s. w. die strengste Rechenschaft geben können, sondern die auch mit scharfem Kennerblick die Garderobe der athenienfischen Damen bis in's kleinste Detail zu untersuchen pflegen, die das Diploidion und Hemidiploidion bis auf die unscheinbarste Falte durchmustern, ja die sich selbst vor dem keuschen Chiton nicht scheuen und mit dem mysteriösen Gürtel ein gefährliches philologisches Spiel treiben, die den Deckel jedes attischen Suppentopfs lüften, um zu untersuchen, ob es möglich wäre, auch mit attischem Salze eine Suppe zu versalzen: wenn uns doch alle diese hochgelahrten Herren aus irgend einer klassischen Stelle, durch irgend eine, wenn noch so kühne Conjektur nachweisen könnten, daß die alten Athenienser Bier getrunken haben und nichtsdestoweniger Athenienser geblieben seyen, dann wären wir gemachte Leute, dann könnten wir getrost und stolz jedem Spöttischen mit einem: „Non cuique licet adire Corinthum,“ begegnen. Aber unsere Philologen beweisen nichts und die Münchener trinken noch immer Bier. Das Bier ist gesund, nahrhaft, unschuldig, wohlfeil, der Münchener könnte für dasselbe anführen, was Falstaff vom Wein sagt: „Wenn Sekt ein Fehler ist, so helfe Gott den Lasterhaften;“ aber der deutsche Satyr hat es nun einmal zu seinem Stichblatte gewählt, er sezt unserer Kunst immer hämisch das Bier zur Seite, und so kommt es, daß man in dem Biere auch die Schattenseite von München finden will. Der Münchener ist indeß ganz vernarrt in seinen Schatten; nehmt ihm denselben, und er wäre gewiß eben so unglücklich und trostlos, wie Peter Schlemihl, der zulezt Alles hingibt, um seinen lieben, verlornen Schatten wieder zu erlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Constitutionnel.

Was besonders dem Constitutionnel die Sticheleien der schriftstellernden Jugend zuzieht, ist, daß er immer noch mit altväterlicher Bedachtsamkeit den sogenannten klassischen Geschmack in der französischen Dramatik steif und fest vertheidigt und die Romantik, als den alten Regeln der französischen Bühne zuwider, ohne Ausnahme verdammt. Nun ist die Jugend hier, wie anderswo, zugleich romantisch und liberal, und das schöne Geschlecht stimmt, was den ersten Punkt betrifft, ziemlich mit der Jugend überein. Der Constitutionnel hat daher eine bedeutende Partei wider sich, und kann kaum zu Athem kommen, so oft muß er zu Felde ziehen, um sich gegen die witzigen Angriffe seiner jugendlichen und lebhaften Gegner zu vertheidigen. Sie haben den Ausdruck desabonniren für ihn erfunden, und behaupten, man dränge sich zu dem Expeditionsbüreau des Constitutionnel, um sich zu desabonniren. Schon einigemal haben sie sich den Spaß gemacht, dieses Desabonniren bildlich darzustellen, wobei denn die sonderbare Figur des Expeponenten und jezt ministeriellen Etienne nimmer vergessen wird. Diesen Spaß haben sie noch weiter getrieben und die Beerdigung des verstorbenen Constitutionnel karrikirt. Dieses Bild nahm sich in der That sehr possierlich aus. Man erblickte da wiederum Etienne und einige andere Mitarbeiter, welche mit weinenden Augen hinter der hagern Leiche des verblichenen Constitutionnel einhergingen. Diese Trauer-Ceremonie war mit vielem Witze ausgeführt. Ein andermal wurde die Beerdigung erzählend dargestellt, wobei denn wieder viel Witz verschwendet wurde. Sogar auf die Bühne haben sie diesen Spaß bringen wollen, indem ein Vaudeville gedichtet worden war, in welchem der Tod und die Beerdigung eines nicht genannten, aber natürlich Jedermann bekannten Journals dargestellt wurde. Der Constitutionnel hatte dies aber erfahren und sich in einem sehr ernsthaften Aufsatze über die Frechheit seiner Feinde beschwert, welche so boshaft seyen, Pasquille auf ehrenwerthe Bürger nicht allein zu schreiben, sondern sogar darzustellen. Er hoffte, keine Bühne werde sich mit solch verläumderischem Stücke besudeln. Ich weiß nicht, ob dieser Aufsatz die Aufführung des entworfenen Schwankes wirklich verhindert hat. So viel ist gewiß, daß der Constitutionnel so wenig auf der Bühne, als in der Wirklichkeit zu Grabe gegangen ist; allein mit seiner Klassizität wird er heutzutage so wenig Seide spinnen, als mit seinem ministeriellen Firnisse. Freilich werden die muthwilligen Journalisten der kleinen Tageblätter sobald die Freude nicht haben, ihm zu Grabe zu läuten; aber dagegen wird der Constitutionnel auch oft in den Wind predigen und als ein Greis behandelt werden, dem man, seiner Mannesthaten halber, in seiner jetzigen Schwäche Manches zu Gute halten muß. Dg.

Räthsel.

Kaum faßt es selbst ein großer Kopf,
Wenn es vor hundert Brüdern steht.
Doch zieht's ein Tropf oft aus dem Topf.
Worin im Kreis umher es geht.

Ein Mancher dankt sein ganzes Glück
Darauf, und sezt sein Letztes dran.
Und ist ihm günstig das Geschick,
Noch weiß er nicht, ob er gewann.

Vielleicht noch ärmer als zuvor
Ist dieser Arme hintendrein,
Wenn er nicht lernt, kein solcher Thor
Wie mancher andre Reiche seyn. J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 24.

Sonnabend, 5. Juli 1834.

[308] **Zur Nachricht.**

Artistisches Intelligenzblatt.

Die zunehmende Verbreitung des Kunstblatts gewährt auch den häufig eingehenden Kunst-Anzeigen der resp. Kunst- und Buchhandlungen den Vortheil eines allgemeinern Bekanntwerdens, und es ist deßhalb bisher auf schnellen Abdruck derselben um so mehr gesehen worden, als es der Redaktion nicht immer möglich ist, von jeder neuen Erscheinung sogleich eine kritische Anzeige zu liefern. Um nun zugleich auch die Uebersicht zu erleichtern und größere Vollständigkeit zu gewähren, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, diese Anzeigen in ein von Zeit zu Zeit dem Kunstblatt beigegebenes Artistisches Intelligenzblatt zu vereinigen. Die resp. Kunst- und Buchhandlungen werden daher eingeladen, ihre Anzeigen fortwährend, und zwar direkt an die Verlagshandlung, einzusenden. Sobald eine hinreichende Anzahl von Anzeigen eingelaufen seyn wird, soll die erste Nummer erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, 26. Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[306] Bei eingetretener Sommer-Saison beehrt sich die Unterzeichnete, Reisende und Freunde des Vaterlandes auf das in ihrem Verlag erschienene, in allen guten Buchhandlungen zu habende

Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg,

mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Charte von Würtemberg. 12. Preis broch. mit Charte 1 fl. 54 kr., ohne Charte 1 fl. 20 kr. aufmerksam zu machen.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Würtemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, so wie mit den besuchteren Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen seyn, vor allen Anderen Denjenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[303] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Niederländische Briefe

von

Carl Schnaase.

gr. 8. Preis 3 fl. 48 kr.

Neben dem, daß sich unsere Zeit allenthalben auf dem Gebiet der schönen Künste praktisch versucht, zeigt sie in ihr, im Zusammenhang mit dem historischen Geiste überhaupt, sichtbar das Streben, die Vergangenheit und die Gegenwart der Kunst aus dem ganzen Leben der Völker geschichtlich und geographisch zu begreifen. Wir glauben behaupten zu können, daß diese theoretische Richtung nicht leicht ein Werk hervorgebracht hat, das, bei ganz freier, ungezwungener Form und bei beständigem Bezuge auf die lebendige Gegenwart, so umfassende Ansichten und so geistreiche Winke der mannichfachsten Art enthielte, als das gegenwärtige. Während der Verfasser auf einer mit kurzen, aber lebendigen Zügen geschilderten Reise durch die Niederlande den Leser mit den vornehmsten Gemälden und architektonischen Monumenten bekannt macht, führt er ihn, je nachdem sich auf jenem reichen Kunstboden Anknüpfungspunkte darbieten, in die tiefsten Betrachtungen über die Philosophie der Kunst. Die Idee, daß die Kunst in allen ihren Richtungen das eigenste Produkt des Genius eines Volks, seiner äußern Schicksale, wie seiner innersten Anlage sey, findet sich geistreich von den verschiedensten Seiten beleuchtet; wie z. B. in den Abschnitten über das Wesen und die Genesis der Landschaftmalerei, über Genremalerei als wesentliches Produkt der neuern Zeit, über die verschiedenen ästhetischen Charaktere des Innern und des Aeußern der Gebäude bei den Alten und bei den Neuern, über das Verhältniß der Kunst zu der Religion in der Geschichte, über die malerische Anlage bei den verschiedenen neuern Völkern u. s. w. Neben seiner Bedeutung für Geschichte und Philosophie der Kunst, erhält das Buch auch noch dadurch einen besondern Werth, daß es durch die jedem Brief beigegebenen Notizenblätter für Alle, welche Holland, Flandern und Brabant bereisen, zu einem trefflichen Kunstwegweiser wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[294] Subscriptions-Anzeigen.

Deutsches Nationalwerk

für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freimüthiger Volksvertreter

Digitized by Google

ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Gessner, 1824—1827) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesezt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezial-Geschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend bedandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung, wovon die erste bereits erschienen ist und die zweite Lieferung demnächst verschickt werden wird, auf 1 fl. oder 15 gGr., somit für das ganze Werk auf 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gGr. festgestellt, so daß dessen Ankauf mittelst einer monatlichen Ausgabe von 30 kr. oder nicht ganz 1 kr. täglich binnen Jahresfrist bewirkt werden kann. Die folgenden Lieferungen werden rasch aufeinander folgen, so, daß wo möglich in Jahresfrist das ganze Werk in den Händen des Publikums seyn wird. Subscription nehmen alle guten Buchhandlungen an.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 fl. 36 kr. (Verlag von P. Neff.)

— — Rübezahl. Ein Mährchen. 1829. 8. 1 fl. 36 kr.

— — Narcissus. Ein Mährchen. 1830. 8. 2 fl.

— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 fl.

— — Reise nach Oesterreich. 1833. 8. 2 fl. 45 kr.

— — Literaturblatt. 4. 1829—1834. Jeder Jahrgang 6 fl.

Im Verlag der Unterzeichneten erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Sämmtliche Dichtungen

des

Freiherrn von Wessenberg

in

vier kleinen Bänden.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der besten Dichtungen des Verfassers in sich befassen, wovon die meisten noch nicht bekannt sind.

Das erste Bändchen, welches bereits erschienen und verschickt worden ist, besteht aus dem Gedichte: Julius, die Pilgerfahrt eines Jünglings. Es ist mit einem ganz neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen vermehrt. Das Gedicht hat jezt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht: Franz und Paul, dessen Stoff der französischen Revolution entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht: des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: Blüthen aus Italien. Das Gedicht: Fenelon, in drei Gesängen, mit vielen Verbesserungen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chorlieder und Hymnen.

Das vierte Bändchen endlich besteht aus acht Büchern lyrischer Gedichte verschiedener Art. Gewidmet ist das erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den großen Schönheiten und Wundern der Natur, das dritte und vierte: der Freundschaft und den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens, das fünfte: dem Vaterland, das sechste: den ländlichen Vergnügungen und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden Gattung, das achte endlich ist der Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit gewidmet.

Jedes Bändchen wird zwischen 16 bis 18 Bogen betragen. Das erste Bändchen ist zur Ostermesse erschienen, das zweite Bändchen hat bereits die Presse verlassen und wird in einigen Wochen versandt.

Der Subscriptionspreis für alle vier Bändchen ist 3 fl. oder 2 Rthlr., also per Bändchen 45 kr. oder 12 gGr. Nach Vollendung des ganzen Werks tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein. Subscription nehmen alle guten Buchhandlungen an.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. Ein Erbauungsbuch für die Gläubigen, besonders aber für deren Seelsorger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Preis 2 fl.

Zur Nachricht.

Auf den Wunsch der von Herder'schen Familie, und um die Schriften Herder's möglichst zu verbreiten, haben wir die noch vorräthigen Exemplare von

Johann Gottfried von Herder's

sämmtlichen Werken

in 60 Bänden, Taschen-Ausgabe,

Velinpapier von 48 fl. auf 32 fl.

und weiß Druckpapier von 32 fl. auf 24 fl.

herabgesezt, wobei wir bemerken, daß diese Werke von allen soliden Buchhandlungen zu leztern Preisen zu beziehen sind, indem wir sie durch den bei Ladenpreisen gewöhnlich üblichen Rabatt hiezu in Stand sezen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[296] Bei Joh. Chr. Krieger in Cassel ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Hodiesne, Grundregeln der französischen Sprache. Auch unter dem Titel: Principes généraux et élémentaires de la langue française, gr. 8. (12½ Bog.) 1834. Netto 10 gGr.

Digitized by Google

Pfeiffer, Dr. B. W., Kurf. Hess. Oberappellationsrath, Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen. Ein Beitrag zur Würdigung der neueren deutschen Verfassungen überhaupt. Aus authentischen Quellen mitgetheilt. gr. 8. 21 Bog. 1834. geh. 1 Thlr. 6 gGr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 3r Bd. 2te Abthl. Auch unter dem Titel: Geschichte des Mittelalters seit den Kreuzzügen 1 Thlr. Das Zeitalter der Kreuzzüge. 2te Abthl. Geschichte des Morgenlandes. (Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters von demselben Verfasser.) Mit 9 Stammtafeln. gr. 8. 1834. 2 Thlr. 12 gGr.

Theobald, A., über das Verhältniß der Gymnasial-Lehrer zu den Eltern ihrer Schüler und die Bedingungen einer erfolgreichen gemeinschaftlichen Jugend-Erziehung. gr. 8. (4½ Bog.) 1834. geh. 8 gGr.

---

[272] So eben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Winke und wohlmeinende Rathschläge

für israelitische Schulen.

Der königl. hebräisch-deutschen Primär-Hauptschule in Presburg

besonders zugeeignet von

einem unparteiischen christlichen Theologen.

gr. 8. geh. Auf gutem Druckpapier. 10 Gr.

Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[268] Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe.

24 Bände in Taschenformat mit dem Bildniß der Verfasserin.

Die geistige Bildung unserer Nation geht mit Riesenschritten voran und durchdringt alle Stände. Das intellektuelle Leben spricht die Theilnahme der deutschen Frauen mehr als je an. Besser, gedeihlicher läßt es sich aber nicht fördern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geistigen Fortschritte bei dem weiblichen Geschlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielseitiges Wissen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr sittliches Streben, durch ihren feinen, ächt weiblichen Takt, durch ihr Darstellertalent und ihre Sprachgewandtheit steht Johanna Schopenhauer vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unsern berühmtesten Zeitgenossen mit hoher Achtung genannt; ihre Schriften umfassen die anziehendsten Zweige der Kunst und des Wissens.

Diese ausgedehntere Verbreitung der Werke einer so geistvollen Schriftstellerin, welche mit einer wahren Meisterschaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu kräftigen, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die erhabene Bestimmung der Frauen im schönsten Lichte zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagshandlung zu einer wohlfeilen Ausgabe ihrer Schriften veranlaßt. Dieselbe schmeichelt sich, einem Bedürfniß unserer Zeit zu genügen, indem sie den deutschen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, diese Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.

Bieten wir gleich die wohlfeilste Taschenausgabe aller bis jezt erschienenen deutschen Klassiker, so wird dieselbe doch vor allen übrigen sich durch Eleganz auszeichnen und so dem würdigen Namen der Verfasserin und dem Geschmacke derer zumal, für welche diese Schriften zunächst bestimmt sind, vollkommen entsprechen.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt und geheftet, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpapier 2 Rthlr., auf Velinpapier 3 Rthlr.

Um dem Publikum eine Uebersicht der Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der schriftstellerischen Leistungen der berühmten Verfasserin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verschiedenen Lieferungen mit.

I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen.

II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Zugleich sind die nöthigen Anstalten getroffen, daß alle drei Monate eine Lieferung bestimmt erscheint, so daß am Schlusse des Jahres 1834 das ganze Werk in den Händen des Publikums ist.

J. D. Sauerländer.

---

[287] In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Einleitung in das deutsche Privatrecht, dargestellt zu seinen Vorträgen von Professor Dr. Julius Weiske. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Preis 6 gGr., auf Schreibpapier 8 gGr.

Leipzig, den 1. Juni 1834.

Gustav Schaarschmidt.

---

[291] Beachtenswerthe Anzeige

für

die Herren Schulvorsteher und Lehrer an Volksschulen.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

F. A. P. Gutbier, Superintendent in Ohrdruff, kurzer Inbegriff aller nothwendigen und nützlichen Kenntnisse, ein Lehr- und Lesebuch für Schüler in Stadt-, Land- und auch Sonntagsschulen und zur Nachlese für Bürger und Landleute, zur Beförderung der Realwissenschaften und einer vernünftigen Religionskenntniß.

1r Theil, welcher die Naturlehre, Geographie, Naturgeschichte und Technologie enthält. 12 Bogen. gr. 8. Preis 12 Gr.; für Schulen in Partien 10 Gr.

2r Theil, welcher die Lehre vom Menschen, Sprachlehre, Welt- und Menschengeschichte, Arithmetik, Geometrie und Mechanik enthält, mit 1 Steindrucktafel, derselbe Preis.

Digitized by Google

3r Theil, welcher, die Lehre der Religion betreffend, die Mythologie, Religionsgeschichte, biblische Geschichte des alten Testaments, die Geschichte Jesu und der Apostel, das Leben Dr. Luthers, die Religionslehre Jesu nach seinem eignen Ausspruche, den Inhalt der biblischen Bücher, die Angabe der Bekenntnißschriften der protestantischen Kirche, den Kirchen-Kalender mit der Zeitrechnung enthält. (Unter der Presse.)

Für die Brauchbarkeit dieses Buches spricht unter andern der Umstand, daß die beiden fertigen Theile gleich im ersten Monat nach Erscheinen in mehrere Schulen Eingang fanden. Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[298] Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

OEUVRES CHOISIES
de
LE SAGE.

Nach der neuern Orthographie berichtigt und mit einem vollständigen
VERZEICHNISSE
der Wörter und Phrasen versehen
von
M. Christian Ferdinand Fliefsbach,
Lehrer der französischen Sprache an der königl. Landes Schule in Grimma.

Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1834.
268 Seiten in 8. Velinpap. Preis 16 Gr.

---

[301] Ankündigung und Einladung
zur Subscription.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen:

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

In monatlichen Lieferungen von 9 Bogen groß Oktav zum Subscriptionspreise von
Sechs Groschen.

Dieses Werk, dessen erste Lieferung bereits ausgegeben ist, umfaßt die praktische Seite des Lebens auf eine ähnliche Weise, wie die Konversationslexika die theoretische. Es ist ein Erfahrungslexikon, bestimmt, dem Bedürfniß und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu gewähren, welche in häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen den Beistand kundiger Männer wünschenswerth machen. Die alphabetisch geordneten Artikel werden aus allen Wissenschaften und Künsten das allgemein Brauchbare und Nützliche aufnehmen, und so wird das gesammte Werk bald als erfahrner Arzt, bald als kundiger Sachwalter, dann wieder als Physiker, Oekonom, Geschäftsmann u. s. w. dem Hülfe suchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann.

Das Hauslexikon erscheint regelmäßig in monatlichen broschirten Lieferungen von 9 engedruckten Bogen groß Oktav, zu dem überaus billigen Subscriptionspreise von Sechs Groschen. Sammler, welche für 3 Lieferungen vorausbezahlen, erhalten auf 10 Exemplare ein 11tes unentgeldlich.

Nach genauer Erwägung des Stoffes und der bereits druckfertig liegenden Hefte, dürfte das Ganze ungefähr 36 Hefte geben; in keinem Falle aber die Ausdehnung der gebräuchlichen Konversationslexika überschreiten.

Ausführlicher behandelt alle diese Punkte der Prospektus, welcher in jeder Buchhandlung gratis zu haben ist.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscription darauf an.

Leipzig, im Juni 1834.

Breitkopf und Härtel.

---

[289] So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher,
seine Denkart und sein Verdienst
von
Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius.
gr. 8. geh. ⅓ Rthlr.

Ein Geistesverwandter Schleiermachers, der ihn im gemüthvollen Vorworte bescheiden seinen Meister nennt, entwirft hier mit inhaltsvollen Zügen, deren Wahrheit und Feinheit dem Kenner nicht entgehen werden, einen treuen Umriß von dem Wesen und Wirken des großen Todten — ein schönes und edles Denkmal für den Unvergeßlichen, seinen Freunden und Schülern die werthvollste Gabe.

Fr. Frommann.

---

[292] An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:

Becker, Dr. G. W., der Rathgeber vor, bei und nach dem Beischlafe, oder faßliche Anweisung, den Beischlaf so auszuüben, daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird. 13te verbesserte Auflage. geh. Preis 12 Gr.

Vorstehende Schrift wurde durch den oftmals geäußerten Wunsch veranlaßt, daß Neuverheirathete ein Büchlein in die Hände gegeben werden möchte, worin sie über den physischen Zweck der Ehe, und die Mittel, ihn sicher zu erreichen, ohne den andern Bestimmungen der Organisation Eintrag zu thun, die nöthige Belehrung fänden. Unparteiische Richter fällten den Ausspruch, daß der Herr Verfasser seine Aufgabe befriedigend gelöst habe; auch bestätigen dies die wiederholten Auflagen zur Genüge.

---

[299] Bei Duncker und Humblot in Berlin ist im vorigen Jahre erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen, Skizzen und Gedichte
von L. Rellstab.
3 Bände. Geheftet 4 Thlr.

---

[300] Bücher-Anzeige.

Bei Carl Lorleberg in Aschersleben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Niemann, L. F., Geschichte der Grafen von Mansfeld. Mit 3 lithogr. Abbildungen. gr. 8. geh. 22 Bog. auf weiß Papier 1 Rthlr. 20 gGr.

Unter der Presse befindet sich und nehmen alle Buchhandlungen Bestellung darauf an:

Zittwitz, K. v., Geschichte der Grafschaft Ascanien, insbesondere der Stadt Aschersleben. gr. 8. circa 1 Rthlr. 12 gGr.

Digitized by Google

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Juli 1834.

Es ist ein Thema, überfließend wie die See; verwandelt den Sand in beredte Zungen, und mein Pferd gibt ihnen allen zu thun.

Shakespeare.
Heinrich V.

Das deutsche und das englische Zugpferd.

Wir haben in Nr. 150 unserer Blätter Bemerkungen eines Engländers über die deutsche und englische Weise, die Pferde anzuschirren, mitgetheilt. Da sich nun dabei der Verfasser auf einen frühern Abschnitt seines Buchs bezieht, haben verschiedene unserer Leser den Wunsch geäußert, vollständig die Ansicht eines so verständigen, vorurtheilsfreien Beobachters über einen Punkt zu vernehmen, in welchem wir die Engländer fast ausschließlich zu bewundern pflegen; und obgleich wir außer Stande sind, die Majorität unsers Publikums zu befragen, geben wir doch, in Betracht der Popularität des Gegenstands, diesem Verlangen gerne nach. Die Theorie des Verfassers bedarf vielleicht hie und da der wissenschaftlichen Berichtigung, und es soll uns lieb seyn, wenn wir den Kennern und Liebhabern des edlen Thiers — und wo wären sie häufiger als in Deutschland? — Gelegenheit zu einer jener Diskussionen gegeben haben, welche so angenehm den Geist beschäftigen, wenn die Materie der menschlichen und göttlichen Dinge erschöpft ist.

Immerhin, sagt der Engländer, stimme ich mit meinen Landsleuten überein, wenn sie die plumpe, scheckige Ausstaffirung eines deutschen Postillons lächerlich finden; unwillkührlich rümpft sich die Nase, wenn man einen Mann zu Pferd mit großen, einfältigen, gelben Troddeln und anderer lästigen Zierrath behängt sieht, welche Himmelbettladen ungleich besser anstehen als einem Reiter; aber, so sauer es mich ankommt, ich muß bekennen, ihre Rosse scheinen mir, für steten, schweren Zug, weit zweckmäßiger geschirrt, als unsere Pferde in England. Schon vor vielen Jahren machte ich die Bemerkung, daß, komme es nun, woher es wolle, die Pferde auf dem Continent ein schweres Fuhrwerk mit weit geringerer Beschwerde einen steilen Abhang hinauf oder über eine weite Ebene ziehen, als die unsrigen. Jeder Unbefangene, der Achtung gibt, mit welch anscheinend geringer Anstrengung drei kleine, schlecht aussehende Thiere nicht allein seinen eigenen Wagen, sondern gar oft jene plumpe, ungeheure Maschine, die französische Diligence oder den deutschen Eilwagen ziehen, wird gestehen müssen, daß etwas dahinter steckt, es sey nun, was es wolle.

Die ganze Ausstaffirung ist indessen so unscheinbar, das hänfene Geschirr ist so plump, die Pferde ohne Scheuleder sehen so wild aus, der Postillon macht so viel Wesen und Lärm, daß man, weit entfernt, der äußern Erscheinung ein Kompliment zu machen, gar sehr sich geneigt fühlt, über dem Ganzen den Stab zu brechen, und ganz unbekümmert darum, ob solche Mähren sich abarbeiten oder nicht, nichts weiter zu denken,

Digitized by Google

als in England wäre man noch einmal so theuer und mit zehnmal weniger Lärm gereist. Aber es handelt sich hier weder vom Postgeld, noch vom Lärm, denn es kann kein Zweifel seyn, daß jenes bei uns höher, dieser geringer ist. Von was ich Rechenschaft geben möchte, das ist, wie so unansehnliche, schwache Pferde einen Wagen mit so wunderbarer Leichtigkeit einen Abhang hinanziehen können.

Der Kopf des Pferdes wird beim englischen, französischen und deutschen Geschirr auf dreierlei verschiedene Weise behandelt: in England wird er vermittelst des sogenannten Kopfzügels hinaufgezogen, in Frankreich überläßt man ihn seiner natürlichen Lage, in Deutschland wird der Kopf an das Untertheil des Kummts herabgezogen, oder das Kummt ist so eingerichtet, daß das Thier den Kopf nicht aufrichten kann. Nun wird Niemand leugnen, daß das englische Extrem und das deutsche Extrem unmöglich beide richtig seyn können; sehen wir für den Augenblick von der französischen Methode ab, welche wirklich dem Naturzustand entspricht, und betrachten wir, was besser ist: dem Pferde den Kopf hinaufziehen, wie in England, oder abwärts drücken, wie in Deutschland. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist Beides verwerflich; aber der fehlerhaften deutschen Methode liegt doch etwas Rationelles zum Grunde, während wir bei unserer Weise, das arme Thier zu behandeln, uns gegen alle Mechanik versündigen.

Im Naturstande, sich selbst überlassen, hat das Pferd, wie Jedermann weiß, zwei verschiedene Gangweisen oder Stellungen. Kommt ein Mensch, oder ein noch wilderes Thier schnell auf es zu, so fährt es mit dem Kopf in die Höhe, und wie es nun sachte erst vorwärts geht, dann mit gespitzten Ohren dahintrabt, wie es mit schnoppernden Nüstern stolz die Luft einzieht, als freute es sich seiner Freiheit, wie es einen Vorderfuß vor den andern wirft, hat man ein Bild des Zweifels, der Ueberraschung, der Unschlüssigkeit vor sich, und unter dem Einfluß dieser Gefühle sieht es aus, wie ein Reiterpferd, das man parirt. Nun mache man aber Miene, es zu verfolgen, und im Moment wird es scheu, im Moment schüttelt es, zur Flucht entschlossen, den Kopf und schickt sich zum Laufe an; wie ganz anders wird nun aber seine Haltung! Jezt senkt sich sein Kopf, und von den Ohren bis zur Schwanzspitze kommt in die Wirbel eine wellenförmige Bewegung, welche das Thier gewaltsam gleichsam vorwärts treibt, eine Bewegung, die man bei ihm nicht unterbrechen kann, ohne es offenbar materiell in seinem Laufe zu hemmen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsezung.)

„Und all dies," fuhr die Dame fort, „sind nur Kleinigkeiten, Uebel, welche leicht zu heilen sind, Fehler, die immerhin Eure Jugend entschuldigt. Aber lieber Gott! Ihr habt noch viel größere Fehler: Ihr spielt, Ihr seyd ausschweifend. Ich mag mich hierin nicht weiter einlassen; aber, lieber Freund, das sind keine Jugendverirrungen mehr, das sind Laster, grobe, höchst unliebenswürdige Laster, welche Körper und Geist aufreiben, und wobei man Zeitliches und Ewiges auf's Spiel sezt. Und sagt mir einmal, wenn eine Dame so unklug wäre und auf Eure Liebe vertraute, ich bitte Euch, sagt mir, woher wolltet Ihr die Zeit nehmen, ihr aufzuwarten, da Ihr den besten Theil des Tags mit Eurem Putz und mit Eurer werthen Person zubringt? Ich kann mich nicht genug wundern, wenn ich Euch jeden Morgen Stundenlang vor dem Spiegel zubringen sehe, wie Ihr da Euch selbst liebliche Gesichter schneidet, wer weiß wie viel Kleider probirt, Euer Haar in Locken schlagt, Euern Schnurrbart streicht, Euch mit Salben und Essenzen reibt. Schämt Ihr Euch nicht solcher Eitelkeit? in dem Grade stände sie einem Weibe schlecht an; wie viel mehr ist sie nicht eines Mannes unwürdig, und dazu eines Mannes von Eurem Stande! Ach! es läßt mich dies gar sehr fürchten, daß ein Mann, der auf seine Person so große Sorgfalt verwendet und sich selbst so gewaltig liebt, für ein weibliches Wesen eben nicht viel Liebe übrig behalten möchte. Also offenherzig gestanden, Don Andres, ich bezwinge noch mein Herz, aber nur, weil ich in Eure Verschwiegenheit und Treue Mißtrauen setzen muß. Befolgt aber meinen Rath, bessert Euch, im Namen der heiligen Jungfrau! Mein Glück liegt ganz in Eurer Hand, macht darum, daß Ihr anders werdet, Freund; macht, daß ich mit gutem Fug meine Schwachheit, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen mag, wenn die Schwachheit einer Frau wie ich anders zu entschuldigen ist."

Sie schwieg, und ich war sprachlos vor Erstaunen. Noch mehr indeß als das seltsame Abenteuer an sich machte mir das Räthsel zu schaffen, wie die Unbekannte hinter alle meine geheimsten Handlungen gekommen war. War das Weib wohl gar der Teufel in eigener Person? und dies kaum gedacht, bekreuzte ich mich ein Dutzendmal. Was sie da gesagt hatte, war vollkommen richtig, Punkt für Punkt; sie hatte mir mein ganzes Leben haarklein erzählt; unfaßlich! Ich erholte mich indessen nach und nach, und bekam mit der Sprache wiederum auch etwas Geistesgegenwart. Im Herzen dem Schurken fluchend, der mich dergestalt verrathen, gestand ich reumüthig meine schweren Sünden und versprach Besserung.

Digitized by Google

Wieder ganz zu mir selbst gekommen, sagte ich nun der Dame tausend Artigkeiten, die auf's Beste aufgenommen und erwidert wurden. So unterhielten wir uns den ganzen Abend, wobei ich fortwährend am Schlage ihres Wagens ging; ich konnte aber nichts von ihr zu sehen bekommen, als ihre kleine weiße Hand, und ebensowenig im Geringsten herausbringen, wer den Verrath an mir begangen, welcher mich so auf Gnade oder Ungnade in ihre Hände gegeben. Ich hatte wohl unbehutsamerweise in diesem Punkt gar zu große Neugier blicken lassen; sie ward dadurch scheu gemacht, sprang auf einmal um, und wollte mich nun glauben machen, sie habe bloß gescherzt. Sie betheuerte mir, sie habe mich nie gesehen, sie wisse rein nichts von mir, außer vom Kartenschlagen. Endlich wünschte sie mir felices noches, verbot ausdrücklich, ihr nachzugehen, erwiderte auf meine Frage, ob ich sie am andern Tage am selben Platze erwarten dürfe: das möge ich immerhin thun, und hieß ihren Kutscher rasch nach Hause fahren.

Auch ich ging geradewegs nach Hause; ich wohnte mit meinem Bruder in einem Entresol am Platze San Pablo. Mein Erstes war, daß ich meine Leute in ein strenges Verhör nahm; einer um den andern wurde ausgefragt und alles Mögliche mit ihnen versucht; selbst mein Bruder mußte mir Rede stehen; doch Alles umsonst, alle meine Nachforschungen führten zu nichts. Nicht nur entdeckte ich meinen Spion nicht, oder kam auch nur darauf, daß irgend einer das Mindeste ausgeplaudert hätte, ich fand auch nicht eine Spur, der ich im Labyrinth meiner Vermuthungen hätte nachgehen können, oder die mich auch nur zu einer halbwegs vernünftigen Erklärungsweise des Handels geführt hätte. Trotz dem kann man sich leicht vorstellen, daß ich mein Rendezvous auf dem Prado nicht versäumte. Lange schon vor der Dämmerung stand ich auf der Wache und blieb bis spät in die Nacht; umsonst, die verschleierte Dame ließ sich nicht blicken. Ich redete mir selbst ein, ich werde unter der großen Menge von Wagen auf dem Spaziergang den ihrigen nicht herausgefunden haben; da ich aber an den folgenden Abenden nicht glücklicher war, so mußte ich endlich, so sehr und lange sich auch meine Eigenliebe dagegen sträubte, mir selbst bekennen, daß man mich zum Besten gehabt.

Ein Monat war verflossen; ich dachte nachgerade an meine Unbekannte, wie man sich eines Traums erinnert, ihren guten Rath hatte ich aber nicht vergessen. Die Lektion, die sie mir gegeben, war zu scharf und eindringlich gewesen, als daß nicht etwas davon hätte haften sollen, und in Wahrheit, es war ordentlich eine Verwandlung mit mir vorgegangen; ja, ich war nicht mehr derselbe Mensch, nicht mehr der weibische Laffe, der in seine Gestalt verliebte Narciß, dem sie mit dem vollsten Rechte den Text gelesen! Ich war wieder ein Mann geworden, und nicht nur den lächerlichen Kleiderluxus hatte ich abgethan, sondern auch meinen Wandel überhaupt bedeutend gebessert und meine Lebensweise vernünftiger eingerichtet. Mit Einem Wort, aller Orten, auf der Straße, in Gesellschaft, so gut als allein zu Hause, fühlte ich mich unwillkührlich getrieben, so zu handeln, als würde ich beobachtet, und es war mir nicht anders, als ruhte beständig ein wachsamer Blick auf mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eins nur traf ich aller Orten.

Schon entgegen ruft mir helle
Meiner Heimath Glockengruß;
An des Vaterhauses Schwelle
Schüttl' ich froh den Staub vom Fuß.
Gottes reiche Welt durchschritten
Hab' ich frisch in Jugendhast,
Und in manchen Volkes Mitten
Saß, ein Lehrling, ich zu Gast.

Hoch im Nordland, wo die Fichte
Rauschend ihren Wipfel wiegt,
Wo verklärt vom Nordscheinlichte
Die beschneite Haide liegt:
Traf ich Männer, ernster Weise,
Traumhaft stillen Sinnes voll,
In der Seele tiefstem Kreise
Helle Seherkraft entquoll.

Wo im Süden aus dem Laube
Golden die Orange glüht,
Wo die heißdurchsonnte Traube
Aus dem Lavaboden sprüht:
Sah ich heitre Völkchen scherzen,
Und wie Lacrymä Christi
Quoll aus glutherfüllten Herzen
Süßer Wein der Poesie.

Anders hier und anders dorten
Fand ich Welt und Menschenthun;
Eins nur traf ich aller Orten,
Fern und nahe, längst und nun!
Das ist über Land und Wolke
Gottes Himmel um und um!
Das ist unter allem Volke
Manch ein Herz voll Christenthum!

A. Stöber.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Schelling.

Hier, sagt man, braucht ein Fremder auf der Straße nur eine fragende Miene zu machen, und jeder Vorübergehende sieht ihm gleich an, was er will; er zählt ihm, wie es die Kellnerinnen hier in den Gasthäusern zu thun pflegen, wo kein Speisezettel aufliegt, eine ganze Masse von Namen und Gegenständen auf. „Wollen Sie nach der Glyptothek, nach dem Hofbräuhaus, zum Bock, nach der Bildergalerie, zum Pschorrbräu, in den Antikensaal der Akademie, nach dem grünen Baum, in die Pinakothek, in's Häusel, in den neuen Königsbau, nach der Leuchtenbergischen Galerie, zu dem Sendlinger Freskobild oder zu dem Sendlinger Wirth?“ — Sie sind ärgerlich, daß ich Ihnen von München beinahe nichts weiter mitzutheilen weiß, als was jeder Hamburger oder Leipziger Labenbursche auf der Stelle zu sagen im Stande ist, nämlich München sey eine berühmte Stadt, wo sehr viel Kunst getrieben und noch viel mehr Bier getrunken wird. Sie haben Recht, und so hören Sie denn: München hat nicht bloß Kunst und Bier, München hat auch Wissenschaft. Schelling lebt, denkt und lehrt in München. Unter demselben Dache,*) wo vor dem innern Auge des Meisters Cornelius die Gesichte und Gebilde schauerer Welten vorüberzogen, um von der kühnen Hand des Sehers geoffenbart zu werden, da spricht Schelling das größte, gewaltigste Wort, das unheimlich aus der chaotischen Urnacht zu uns herüber tönt, um uns an unser unfreiwilliges Daseyn zu mahnen, ohne dessen Räthsel zu lösen, das: „Es werde!“ des ersten Tages dem Schöpfer noch einmal nach. Wie jene Harfe König Davids, welche, vom ersten, frischen Morgenhauche berührt, den königlichen Sänger aus dem Schlafe weckte, daß er mit dem aufdämmernden Morgen sein „Halleluja!“ singe dem Herrn, so tönt aus Schellings Harfe, bewegt vom ersten, gewaltigen Frühhauch des dämmernden Seyns, der durch ihre Saiten streift, das große Epos von den Welten. Aber es ist nicht das Epos, welches die Zeiten, ihre Gestaltungen und Kämpfe an uns vorüberführt und wieder untergehen läßt, um andern Zeiten und Gebilden Raum zu geben, daß sie siegreich auftauchen, bis sie eben so tragisch dem letzten, siegenden Heros oder dem Fatum erliegen; das Epos, das in jeder Strophe sich selbst vernichten muß, um das Ende und den Triumph auf den Leichen seiner hingeopferten Schöpfungen verkünden und feiern zu können; dessen Leben nur durch den Tod gefristet wird, wie jene kriechende Pflanze, welche, um sich fortbewegen zu können, stets an dem einen Ende abstirbt, um an dem andern eine neue Wurzel zu neuem Fortschreiten zu schlagen; es ist keine Melodie, wo ein Ton den andern jagt, wo der eben verhallende Klang für uns nur Werth hat des folgenden wegen, und wo das Einzelne untergehen muß dem Ganzen zu Liebe: Schellings Epos ist der volle, tönende Akkord, mit seiner Fülle ewiger Harmonien; alle Saiten auf dem großen Spiele der Natur und des unendlichen Geistes erklingen mächtig zusammen, und in dem einzigen, ewigen Klange ersterben alle widerstrebenden Kräfte, alle feindlichen Mächte zu einem ewigen Leben und zu ewiger Versöhnung, und die Geister der Verneinung dienen hier der göttlichen Lust des ewigen Schaffens. Eine solche Harmonie ist ewig, denn sie bedarf keiner Zeit, sie hat ihren Anfang, ihre Gegenwart und Zukunft in sich, neben einander, in der Unendlichkeit des ewigen Raumes; sie ist das ewig Schöne, weil sie das Vollendete ist, ohne aufzuhören, sie kann nicht sterben, weil sie immer neu geboren wird, sie ist die ewige Ruhe, weil sie sich ewig bewegt; Wiege, Grab, Auferstehung, Frühling und Winter, Blüthen und Dornen, Freuden- und Schmerzesthränen, das Leidenszucken der Kreatur und ihre Wollust, Alles löst sich auf in einen ewig schönen Moment, in das ewige: „Es werde!“ der Gottheit. — Wenn wir diese Harmonie fassen, diesem Saitenspiele lauschen wollen, dann müssen wir mit Schelling die höchste Freiheit suchen, unsere Psyche muß jede Fessel des Seyns von sich abstreifen, und frei kann sie dann sich selbst, das All und Gott begreifen und verstehen lernen. Wie nach dem Gesetze der materiellen Natur der von der atmosphärischen Luft befreite Ballon hoch über Städten und Dörfern, über Bergen, Strömen und Seen frei in den Lüften schwimmt, so schwebt auch der befreite Geist in dem Aether, zu dem er sich hinaufgeschwungen; und aus der Vogelperspektive der höchsten Geisterwelt sieht er, wie alle Kräfte und Gewalten sich die Hände reichen zu dem unendlichen Kranze des All; der ewige, erste Frühlingspuls der Schöpfung schlägt ihm freudig entgegen, und er kann dem Schöpfer alle Wonnen der unendlichen Freiheit, alle Seligkeiten des Schaffens nachfühlen. Aber wer die Schelling'sche Weihe empfangen will, um die Wonne seiner Lehre zu empfinden, der sey auch auf Schauer gefaßt. Unser Geist muß durch eine ganze Genesis voll Weben und Leiden geführt werden, um in dem letzten Worte der Lehre das Ganze und dessen Seligkeit verstehen und fühlen zu können; wir müssen erst das schmerzhaft zuckende Glied von dem Ganzen trennen, um die Harmonie des Ganzen zu begreifen. Wir sehen die Kreaturen und die Geister anheim gefallen einer blinden Macht, einer unheimlich schadenfrohen Potenz, wie sie sich sträuben, wie sie ringen gegen das tödtende „Muß“ des Daseyns; wir kämpfen den ganzen Todeskampf vorgeschichtlicher Bildungen und Welten mit durch, von denen noch leise, mit gespenstischer Heimlichkeit die Sage zu uns herüber tönt; wir müssen, wie der heilige Franziskus die Wundmalen seines Heilands empfängt, auch alle heiß brennenden Wunden, an denen die meisten Jahrhunderte unserer Geschichte sich verblutet haben, in uns aufnehmen, die ganze Zerrissenheit einer an Freiheit verzweifelnden Menschenbrust müssen wir mit empfinden; das Räthsel, welches wie ein schwerer Traum, wie ein peinigender Alp der ganzen Natur auf der Brust liegt, daß sie ängstlich aufathmet und zuckt und die Kreaturen mit panischem Schrecken erfüllt, muß uns selbst ängstigen und quälen, bis wir die Lösung gefunden haben in dem letzten Wort, in dem ewigen All, in der Freiheit in Gott. Doch auch die Lösung ist voll erhabener Schauer, und selbst kräftigere Geister können vor der Gewalt derselben zurückbeben. Frau von Staël, welche in ihrem Deutschland darlegte, mit wie vielem Muthe, mit welcher Begeisterung sie der Schelling'schen Lehre durch alle Schrecken einer kühnen Abstraktion bis zum letzten Ziele gefolgt sey, kann sich doch eines Schauers vor Schellings großartiger Erklärung der Unsterblichkeit nicht erwehren: „Cette immortalité ressemble terriblement à la mort.“

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Akademie der Künste und die Universität befinden sich in einem und demselben Gebäude, dem frühern berühmten Jesuitenkollegium.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Juli 1834.

Ich bin ein Esel, bin eines Weibes Diener, und außer mir selbst.

Shakespeare.
Comedy of errors.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Was geschah? Eines Tags, da dieser Geist der Besserung *just am regsten* in mir war, warf ich mich *nach Tische auf das Bett*, um meine Siesta zu halten. Kaum war ich aber eingeschlafen, als ich plötzlich durch einen starken Schlag an das Kopfende meines Bettes aufgeschreckt wurde. Erschrocken sprang ich auf, sah mich überall um, bemerkte aber nichts. Schon meinte ich, mir habe geträumt, und wollte mich wieder niederlegen, da sah ich unten an meinem Bett ein versiegeltes, um einen Stein gewickeltes Briefchen liegen. Ich konnte nichts anders denken, als es sey durch eines der offenen Fenster von der Straße hereingeworfen worden, so schwer und fast unbegreiflich dies auch wegen der Laden und der engen Gitter war. Ich hielt mich indessen dabei nicht auf, sondern öffnete den Brief, der lautete, wie folgt: „Mein Freund, Ihr werdet gedacht haben, ich habe mein Spiel mit Euch getrieben, denn ich bin nicht wieder erschienen, habe mein Wort nicht gehalten. Rechnet mir es nicht zum Verbrechen; jedenfalls ist es ein sehr verzeihliches. Seht, Freund, wer viel auf's Spiel sezt, muß sich zuvor die Sache reiflich überlegen, und kann sich nicht umsichtig genug vor den schlimmen Folgen seines gewagten Schritts sicher stellen. Seit einem Monat liege ich im schweren Kampfe mit meiner Leidenschaft, und jezt, da sie gesiegt hat, ist mein einziger Trost der Gedanke, daß ich unbedingt Eurer Ehre vertrauen kann. Ja, die Art, auf welche Ihr Euch zu einem andern Menschen gemacht habt, bürgt mir für Eure Treue; wer meinem guten Rathe so willig gefolgt ist, kann meine Liebe nimmermehr mit Undank bezahlen. Ich habe nicht Zeit, Euch mehr zu schreiben, Don Andres; aber heute Abend wird Euch eine Sänfte unter den Bogengängen von San Pablo erwarten. Ihr dürft Euch den Trägern ohne Bedenken anvertrauen."

Was sollte der räthselhafte Brief bedeuten? Von wem kam er? wie war er hergekommen? Das Abenteuer wurde nur seltsamer und unbegreiflicher. Was war zu thun? Ich gestehe, ich war unschlüssig: will man mich etwa nur noch länger an der Nase herumführen? oder ist dieses Rendezvous der Köder, der mich in eine schlimme Falle locken soll? wäre es bei dem ganzen Handel am Ende auf einen Dolchstoß abgesehen? Bah! rief ich, auf mein Degengefäß schlagend, führe ich eine kürzere Klinge als irgend ein Bravo in Valladolid? Bei St. Joseph! wenn man in der Schenke um einer Unze Goldes willen tausendmal vom Leder gezogen hat, kann man an so etwas schon sein Leben setzen. Und ich entschloß mich ohne Weiteres, das Abenteuer zu bestehen.

Digitized by Google

Sobald es Nacht war, begab ich mich unter die Bogengänge von San Pablo, und fand daselbst zwei Neger und einen alten Stallmeister auf der Wache. Ich sezte mich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Sänfte, bei der sie standen und die sichtbar für Niemanden bestimmt war, als für mich. Alsbald schloßen sie Thüre und Laden, daß ich gar nicht sehen konnte, was außen vorging; dann sezten sie sich in Bewegung und trugen mich sehr weit fort. Endlich machte man Halt, der Stallmeister öffnete die Sänfte, nahm mich bei der Hand und führte mich über eine schmale finstere Wendeltreppe, worauf er mich in einem kleinen Zimmer ohne Licht stehen ließ.

Der Horizont wurde noch nicht heller; ich kann aber betheuern, daß mein herrschendes Gefühl weit weniger Angst als Ungeduld war. Ich stand aus dem Lehnstuhle auf, wo mich der Stallmeister hatte sitzen heißen, ich tappte im Zimmer umher, fand aber nichts, das geeiguet war, mir Besorgniß einzuflößen; ich bekam unter Fuß und Hand nichts als weiche Teppiche, verzierte Geräthe, seidene Vorhänge, und Alles roch nach Ambra und Rosen. Wo blieb aber die Gottheit des Tempels? Meine Einbildungskraft war begreiflich sehr geschäftig. So wartete ich etwa zehn Minuten, die mir eben so viele Jahre dünkten; endlich ging eine kleine Thüre auf, und eine ehrwürdige Dame, in einem Kleid von straffer Seide, steif und gravitätisch, trat, ein Licht in der Hand, feierlichen Schritts auf mich zu und machte mir eine tiefe Verbeugung. Kalter Schweiß rann mir über die Stirne. Höllische Schlinge, in die ich gefallen! So gehst du mir auf, ersehntes Gestirn! O heiliger Andreas, Schutzpatron, der du nach dem Tode der Gläubigen ihre Seelen drei Tage vor den Klauen des Bösen bewahrst, wie inbrünstig betete ich zu dir, du mögest, wenn mein Stündlein komme, die meinige ihrem Schicksal überlassen und mich dafür erretten aus der Gewalt dieses Gespenstes! Aber noch während dieses Stoßgebetes sprach die Alte mit wackelndem Kopfe: „Die Sennora wird sogleich erscheinen," und „die Sennora wird sogleich erscheinen" sprach ich unwillkührlich nach. Das war also die Duenna. Flugs fühlte ich mich aus der Hölle wiederum in den Himmel versezt, und machte vor der guten Dame eine noch tiefere Verbeugung, als sie vor mir. „Ja, die Sennora wird erscheinen," fuhr die Duenna gravitätisch fort; „geduldet Euch ein wenig, Herr Ritter, und genießt derweil von den Erfrischungen hier," und dabei stellte ein Page, dem sie rief, eine mit Backwerk, Früchten und Weinflaschen besezte kostbare Platte auf den Tisch. Ich hatte nicht zu Abend gegessen, und nahm daher etwas, ohne mich lange bitten zu lassen, worauf die Alte sich mit Pagen und Licht wieder hinwegbegab.

Meine Lage wurde weniger beunruhigend. „Bei St. Diego, dachte ich, gegen wen man Schlimmes im Sinne hat, mit dem macht man keine solche Umstände." Ich hatte indessen nicht Zeit, diesen trostreichen Gedanken nachzuhängen, denn nach kurzer Weile erschien die Alte wieder, und hinter ihr dießmal nicht der Page, sondern eine Donna in schwarzer Mantilla, schlank und fein gewachsen, die ich übrigens nicht im Gesicht sehen konnte, weil sie schnell den Kopf abwandte; zum Ueberfluß hielt die verdammte Alte die Hand vor das schwache Licht, und ehe ich mich in Positur gesezt, ging sie wieder hinaus, zog die Thüre zu, und es war im Zimmer wieder so finster wie zuvor. Ich hätte glauben können, ich sey wieder allein, hätte ich nicht wenige Schritte von mir schwer seufzen hören. Man denke sich meine Verlegenheit, und wie ungestüm mir das Herz schlug. Ich erhob mich vom Kanape, auf dem ich saß, aber die Dame zog mich am Arme wieder nieder, und da sie sich allermittelst gesammelt haben mochte, fing sie mit sanfter, ruhiger Stimme, an der ich sogleich meine verschleierte Dame vom Prado wieder erkannte, folgendermaße an: „Don Andres, meint Ihr nicht auch, daß ein Mann, der sein Leben so leichtsinnig auf's Spiel sezt, wie Ihr in diesem Augenblick, eher toll als galant ist? Heftige Leidenschaft für eine ausgezeichnete Schönheit mag einen Mann von Herz und Muth großer Gefahr trotzen lassen; das ist etwas Anderes; aber ohne Beweggrund der Art — ist dies nicht reine Tollheit? So sagt mir doch die gewichtigen Gründe, die Euch zu dem gewagten Schritt bestimmt! Wußtet Ihr etwa, was Eurer hier wartet? Woher wißt Ihr, daß ich hübsch bin? Ihr kennt mich gar nicht, und so werdet Ihr mir hoffentlich nicht weiß machen wollen, daß Ihr mich liebt, und da Ihr nicht liebt, hat Euch die bloße Neugierde hergetrieben. — Wahrhaftig, Don Andres, ich habe nicht übel Lust, zu bereuen, was ich bis jezt gethan."

(Die Fortsezung folgt.)

Das deutsche und das englische Zugpferd.

(Beschluß.)

Im Geschirr nun hat das Pferd von Natur ganz dieselbe doppelte Gangweise oder Haltung, und es ist immerhin ganz wahr, daß es in der einen wie in der andern mit einem Fuhrwerk vorwärts schreiten kann; aber die Mittel, durch welche es die Aufgabe löst, die physische Kraft, welche es aufwendet, sind in beiden Fällen wesentlich verschieden; denn in der einen Stellung wirkt es nur mit seinen Muskeln, in der andern mittelst seines eigenen todten, oder vielmehr lebendigen Gewichts. Wenn einer, der Korn mahlen wollte, an einem raschen, lebendigen Strome eine Dampfmaschine baute, würde ihm Jedermann bemerken: „Warum läßt du nicht dein Rad durch kaltes, statt durch heißes Wasser umdrehen?

Digitized by Google

Warum bedienst du dich nicht der natürlichen Schwere des Wassers, statt daß du dein Geld verschwendest, um es in Dampfkraft zu verwandeln? Kurz, warum greifst du nicht nach dem einfachen Mittel, das die Natur selbst dir in die Hand gibt?“ — Gerade so könnten die Deutschen zu uns sprechen: „Wir geben zu, ein Pferd kann einen Wagen durch Muskelkraft ziehen; warum greift ihr es aber nicht so an, daß es ihn mittelst seines Gewichts zieht?“

In Frankreich, besonders aber in Deutschland, ziehen die Pferde wirklich mittelst ihres Gewichts; und just damit sie den Rücken heben und die Köpfe abwärts senken, sind die deutschen Kummte beschriebenermaßen eingerichtet, gerade deßhalb wird, nach Anleitung roher Theorie, dem Pferd das Maul gegen das Untertheil des Kummts gezogen, und wenn es scheut, bringt es der Postillon mit sanften Worten wieder in die rechte Positur zum Zug. Auf solche Weise behandelt, lehnt sich das Pferd gleichsam gegen den Widerstand, den es findet, und da sein Gewicht ungleich mächtiger ist, als die bloße Kraft seines Zugs, just weil ihm das Vorwärtsfallen seines eigenen Schwerpunkts zu gute kommt, so läuft das Fuhrwerk hinter ihm drein, ohne daß es sich viel mehr anzustrengen hat, als wenn es sich mit der Brust faul an seine Krippe lehnt. Allerdings können die weichen Theile an der Schulter vom Druck wund werden, aber seine übrigen Muskeln und Sehnen bleiben verhältnißmäßig in Ruhe.

Als Gegenstück zu diesem Bilde des germanischen Pferdes betrachte man jezt ein Paar englischer Postpferde, wenn sie eine schwere Last einen Hügel hinanziehen, und es wird sogleich in die Augen springen, daß die armen Geschöpfe mit all ihren Muskeln arbeiten, und daß der Widerstand nur mit gewaltiger Anstrengung überwunden wird. Wie kann es aber auch anders seyn? denn ihre Köpfe sind bedeutend höher aufgerichtet, als von Natur, im freien Zustand im Gehen, wobei sie doch nichts zu schleppen haben als sich selbst. Der Schwerpunkt ihrer Körper fällt somit ganz von ihrer Last weg, statt sich vortheilhaft gegen sie zu lehnen; und da nun unsere Pferde auf diese Weise, grausam genug, um den mechanischen Vortheil der Schwere, des Gewichts gebracht sind, ein Vortheil, den man doch sonst bei allem in der Welt gebührend zu schätzen weiß, so zerren und schleppen sie, feurig und trefflich gefüttert, wie sie sind, ihr Fuhrwerk rein durch Muskelkraft vorwärts. Wenn sich aber der Leser die Mühe geben will, einem unserer Stagecoach- oder Extrapostpferde mit der Hand über den Rücken zu fahren, wird er bald fühlen, wenn auch nicht so gut, als sie selbst, wie schlimm die Folgen hievon sind. Immerhin macht ein englischer Postillon, wenn es eine recht steile Anhöhe hinaufgeht, seinen Pferden gelegentlich die Kopfzügel los; aber die armen, mißhandelten Geschöpfe, die jahrelang zu einer falschen Stellung dressirt worden sind, können unmöglich in einem Augenblick die rationelle Positur annehmen, zu welcher die deutschen Pferde beständig angeleitet werden; abgesehen davon, sind wir so streng gegen unsere Pferde, wir führen sie beständig so kurz in der Hand, daß sie gar nicht dazu kommen können, sich ihre eigene Schwere zu Nutze zu machen, und stets ihre Knochen brauchen müssen.

Daß ein Pferd, welches mit seinen Muskeln und Sehnen arbeitet, viel besser aussieht und eine weit stolzere Figur macht, als eines, das mit seinem Gewicht vorwärtsdrückt (freilich kann es auch in der Pferdewelt, so gut als unter Menschen, falschen Stolz geben), das will ich nicht läugnen, und gebe gerne zu, daß an Luxusfuhrwerken, wo das eigene Gewicht der zwei edlen Thiere gegen ihre Körperkraft nicht in Betracht kommt, die Thätigkeit ihrer Muskeln für die unbedeutende Last mehr als hinreichend ist; aber einem Pferde am Pflug oder bei jedem steten, schweren Fuhrwerk den Kopf hinaufzuzügeln, ist, meines geringen Dafürhaltens, ein barbarischer Mißgriff, bei dem man nicht beharren sollte.

Ich mag bei dem Versuche, das Faktum zu erklären, daß die Pferde auf dem Kontinent sichtbar mit viel geringerer Mühe schwere Lasten ziehen als die unsrigen, völlig auf unrechtem Wege seyn, und fast muß ich es wünschen; denn da wir uns Alle über deutsches und französisches Geschirr so herzlich lustig machen, ihrer Stricke spotten und uns nicht genug wundern können, warum sie es uns nicht nachmachen, so wäre es doch nicht wenig verdrießlich, wenn wir bei all unserm feinen Geschirr am Ende fänden, daß es, wenigstens bei schwerem Fuhrwerk, verständiger ist, dem Pferde das Maul herabzuziehen, wie es die Deutschen machen, als es ihm hinaufzuziehen, wie es die Engländer machen, und daß die französische Methode, dem Pferde volle Freiheit zu lassen, besser ist als beide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Schicksale der komischen Oper.

Mit Eintritt des Sommers haben sich die Reichen, wie gewöhnlich, zum Theil auf's Land oder auf Reisen begeben, die königliche Familie wohnt in Neuilly; mithin fehlt manner Beweggrund zur Vereinigung und zum Wechsel der Vergnügungen. Allein eine Stadt wie Paris kann die Kammern, die Anwesenheit des Hofes und mancher Reichen entbehren, und dennoch ein sehr lebhafter Schauplatz bleiben; die Reichen, welche sich entfernen, leben meistens von ihren Renten, die arbeitenden Reichen aber bleiben, und deren Anzahl ist noch immer sehr bedeutend. Indessen müssen die Spekulanten, welche ein Théâtre nautique eröffnet haben, doch übel berathen worden seyn, da sie gerade in dieser herrlichen Jahrszeit, wo die Natur viel Schöneres darbietet.

Digitized by Google

als das schönste Theater, mit Darstellungen begonnen haben, die sogar mitten im Winter, wenn alle Pariser Schauspiele gefüllt sind. Mühe haben würden, sich großen Beifall zu erringen. Bekanntlich hatte man zur Restaurationszeit ein prächtiges Operettenhaus erbaut, statt des nunmehr wieder eröffneten Feydeautheaters, und zwar auf einem eigens dazu eingerichteten Platze. Die Regierung hatte die Unternehmer mit einer bedeutenden Geldsumme unterstützt; das Haus wurde mit großem Aufwande angelegt und nach einigen Jahren vollendet. Als man nun angefangen hatte, darin zu spielen, bemerkte man, daß für Bequemlichkeit, Eleganz und Pracht aufs Beste gesorgt worden sey, Eines aber wesentlich fehle, nämlich eine ausgezeichnete Schauspielertruppe; denn die mittelmäßigen Schauspieler und Sänger erschienen in diesem großen und schönen Hause noch mittelmäßiger, als sie wirklich waren; und da nun die Qualität des Spiels mit der Zahl der Zuhörer in geradem Verhältnisse zu stehen pflegt, so blieb ein großer Theil des prächtigen Schauspielsaals meistens leer; dies hatte denn wieder die Folge, daß die Truppe die hohe Miethe des kostbaren Hauses nicht bezahlen konnte und ihre Vorstellungen einstellen mußte. Sie war noch froh, daß sich auf dem Börsenplatze ein durch Bankerott des Théâtre des Nouveautés leer gewordenes Haus vorfand, in welches sie nun einkehrte, daselbst eine Art von Restauration mit sich selbst vornahm und dieses Schauspielhaus in ein Théâtre royal de l'opéra comique umwandelte. Durch diese ihre Restauration war sie eben nicht viel mehr gebessert worden, als diese oder jene Dynastie durch eine politische Restauration gebessert worden ist; allein in einem kleinen Saale erwartet man keine dramatischen Virtuosen. Seitdem wurden mit derselben Truppe noch einige Reformen vorgenommen, und vor Kurzem hat sie nach einer monatlichen Stille ihre vierzehnte oder fünfzehnte Restauration gefeiert. Natürlich bleibt sie ungefähr stets dieselbe; allein bei jeder Restauration hofft man, es werde sich bessern, und in dieser Hoffnung lebt man denn Monate und Jahre lang und gewöhnt sich an das gebotene Mittelmäßige. Einige junge Schriftsteller, anstatt das Publikum mit der Zukunft zu vertrösten, suchen es nun gar zur Verzweiflung zu bringen, indem sie behaupten, mit der Operette, oder der Comédie à ariettes sey es auf ewig aus in Frankreich; diese Schauspielgattung tauge eben so wenig, als das Vaudeville. Daran haben sie aber gewiß Unrecht. Die Operette ist eine ächt französische Gattung, oder wenn man lieber will, eine im französischen Geschmacke vorgenommene Modifizirung der italienischen Opera buffa. Die französischen Künstler haben vortreffliche Operetten geliefert, und ein großer Theil des Opernrepertoires in allen Ländern Europa's, England vielleicht ausgenommen, besteht sicher aus Stücken von der Pariser Operettenbühne. Nun hat sich freilich die große Opernbühne, überzeugt von der Nothwendigkeit, ihren alten Ernst und ihre Langeweile abzulegen, der Operette sehr genähert und ist in das Gebiet derselben hinübergeschweift, wodurch diese also ihre Alleinherrschaft verliert; auch das Vaudeville hat sich manchmal bis zur Operette erhoben; dies stürzt aber die Comédie à ariettes immer noch nicht, wenn es ihr nur gelingt, gute Dichter, gute Tonsetzer und gute Schauspieler zu haben. Diese drei Bedingungen werden aber selten zusammen erfüllt, und daher hat von den seit zwei oder drei Jahren gegebenen Operetten, außer Herolds „Pré aux clercs," kaum eines vielen Beifall erhalten, indeß Mayerbeers „Robert le diable" an der großen Oper jetzt bereits über hundertmal aufgeführt worden ist, ein fast unerhörter Fall auf dieser Bühne.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Juni.

(Beschluß.)

Schelling.

Wer Schelling begreifen will, muß ihm ganz gefolgt seyn; seine Philosophie ist nur ein großes Wort, das wir nicht in dem abgerissenen Buchstaben, in dem einzelnen Laute vernehmen und fassen können; ein Wort, so groß wie das mystische „Jehovah," welches, nach rabbinischer Sage, der Hohepriester im ganzen Jahre nur ein einziges Mal, am Versöhnungsfeste, vor dem ganzen in den Höfen des Tempels versammelten Volke aussprechen durfte, daß Alles vor dem heiligen Schauer und der Gewalt des Namens erbebte und niedersank.

Man hat, in der letzten Zeit besonders, Schelling oft mißverstanden, oder sich Mühe gegeben, ihn mißzuverstehen. Einzelne nachgeschriebene Vorlesungen, die aus dem Zusammenhange gerissen waren, wurden als eine Art Dokument gegen Schelling und oft, noch schimpflicher, als Plagiate benuzt. Wenn der Philosoph auf dem Katheder auch eben so der Oeffentlichkeit und dem Urtheile des Publikums anheim fällt, wie der Redner, der Staatsmann, der Dichter u. s. w., so darf man doch nicht vergessen, daß der Philosoph eher nichts gesagt, nicht eher geendet hat, als bis er das letzte Wort seines Systems ausgesprochen, bis er selbst erklärt, daß es das letzte Wort sey. Es ist nie einem Weltweisen eingefallen, die Stoa, den Portikus oder die Akademie, wo er lehrte, als eine Schaubühne anzusehen, und nach jedem gehaltenen Vortrage, wie der Mime nach durchgespielter Rolle, seinen Zuhörern das: „Plaudite!" zuzurufen. Eine partielle Wahrheit, die aus ihrem innigsten Zusammenhange mit einem einzigen, großen Ganzen gerissen ist, gleicht dem entwendeten Blitze, der in der Hand des Unbeholfenen diesem selbst, so wie vielen Andern zum Verderben gereichen kann, der in der Hand des Boshaften aber als eine tückische Waffe gegen den gekehrt wird, welchem der Götterstrahl entrissen.

Schelling wird, nach einer in der Allgemeinen Zeitung gegebenen Erklärung, wieder auftreten, und mit der Veröffentlichung seiner Philosophie wird sich das lange Schweigen erklären, das er seit seiner lezten, 1815 erschienenen Abhandlung: „Ueber die Gottheiten von Samothrace," hinsichtlich seiner wissenschaftlichen und philosophis.n Ansichten gegen das Publikum beobachtet hat. Geister, wie Schelling, feiern nie; ein so fruchtbarer, gesegneter Acker liegt nie brach; wir dürfen Großes erwarten. Ob diese Lehre für das praktische Leben, für jene ganze Masse von Menschen, denen das Schicksal weder vergönnt hat, selbst zu philosophiren, noch ein großartiges, philosophisches System nach allen Richtungen hin zu verfolgen, die vor lauter Erde und Werkeltagen selten oder nie den Himmel zu sehen bekommen, ob sie für alle diese so oft geängstigten und gequälten Menschen, für so manches zerrissene und blutende Herz, für alle diese Leidensträger auch Trost und Wahrheit genug, wenn auch unbemerkt, abwerfen werde, um zu beruhigen, zu lindern und zu versöhnen; ob die Schelling'sche Philosophie Theil nehmen werde an der Lösung der großen, ernsten Aufgabe unserer Zeit, welcher, wie dem grausamen Sphinxräthsel, schon blutige Sühnopfer genug gefallen sind; ob sie von ihrem Himmel auch auf die Erde herabsteigen werde, um Mittlerin zu seyn in dem zerfleischenden Kampfe feindlicher Prinzipien? das sind Fragen, deren Beantwortung wir einer spätern Zeit überlassen müssen; wir können für jezt nur ein frommes utinam! aussprechen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Juli 1834.

— Es waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sey.
Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht.

Hölderlin.

Der Geist aber machet ein lustig und frei Herz.

(Luther in der Vorrede zum Brief Pauli an die Römer.)

Lebenathmender Gesänge, Hellas, schöne Mutter du,
Siehst aus heiterm Sarkophage du dem trüben Dienste zu,
Den des Wortes frommer Diener heute lehrt so mancher Orten,
Wie er Stein um Stein anschmettert an des Tempels lichte Pforten —

An des Tempels lichte Pforten, deren Heiligthum erhält
Keuschen Dienst des ewig Schönen, jenes Morgenroths der Welt,
Das erfüllt vom Menschlichwahren, und schon darum göttlichschön ist,
Das, weil Gott es und Natur ehrt; nimmer eitles Wortgetön ist —

Nimmer eitles Wortgetön ist, nein, der Gottheit Stimm' im Herzen,
Die verklären will und läutern wüstes Trauern, bange Schmerzen,
Die verklären will und läutern dunkles Ahnen, sel'gen Drang
Im lebendigem Gebilde, in beseelter Farb' und Klang —

In beseelter Farb' und Klang, den ihr verkehrt, ihr verschreit,
In lebendigem Gebild, das frech ihr der Verdammniß weiht —
Hellas, Jugendbraut der Schöpfung, würdest du wohl jemals glauben,
Jene frechen Lästrer dienten einem reinern höhern Glauben?

Einem reinern höhern Glauben, als in dir lebendig ward,
Da Vergangenheit und Zukunft du vereint zur Gegenwart
Lichter herrlicher Vollendung, da auf irdischen Gefilden
Heiter ahnend du die Gottheit wandeln ließest in Gebilden?

Wandeln ließest in Gebilden du im heil'gen Zorn gewiß,
Sähst du jenen frechen Dienst an urtheilloser Finsterniß,
Alle deine Lichtgestalten, fragend jene dumpfen Thoren:
Was denn habt in eurem Dünkel ihr zum Dienst des Geists geboren? —

Ihr, zum Dienst des Geists geboren, schmäht des Geistes Schöpferkraft;
Ihr mißbraucht des Wortes Waffen — denn ihr lähmet und erschlafft
Mit der Lehre, die ihr predigt, jede wahrhaft ächte Regung,
Und das Aechte will sich künden in lebend'ger Fortbewegung.

Digitized by Google

In lebend'ger Fortbewegung freut die Gottheit sich allein;
Darum sandte sie den Sohn aus, von der Knechtschaft zu befrein,
Von der Knechtschaft Joch, dem trüben, das so lang gewagt zu trennen
Geist vom Geiste, vom Altare seiner Flamme reines Brennen.

Seiner Flamme reines Brennen spiegelt in dem Werke sich;
Und im Geist und in der Wahrheit, ew'ger Gott, verehr' ich Dich,
Wenn ich nach dem Maaß der Kräfte, das Dein Wink mir zu vertrauen
Mich gewürdigt, nie ermüde freudig wirkend, bildend, bauend.

Freudig wirkend, bildend, bauend, Dir zum Bilde, laß, ò Herr,
Deine Treuen sich bewähren! Nicht in hohlem Wortgeplärr,
Nicht in müßigem Zernagen, unsre Schwäche einzuhüllen,
Nicht in pfahlerischer Demuth laß uns Dein Gebot erfüllen!

Laß uns Dein Gebot erfüllen Jeglicher in seinem Kreise
Freudig! — Das ist Hellas Jugend, drum ward's niemals Raub dem Greise,
Drum aus dem zerpflückten Brautkranz kount' nach so viel tausend Jahren,
Mutter Erde, dir die Tochter noch so manches Blatt bewahren.

Noch so manches Blatt bewahren freudig Alle wir noch heut;
Und wir sollten, Gottes Kinder, wir, im Geist erstarkt, erneut,
Dulden, daß die schöne Heidin uns mit Recht gestellt die Frage:
Unser Dienst war heitres Wirken — ist der eure trübe Klage?

Heinrich Stieglitz.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Beim Kreuz von Calatrava! nach all den Vorgängen mußte mich solch spitzfindige Schlußfolge nicht wenig in Erstaunen setzen. So einfältig war ich indessen nicht, daß ich Alles buchstäblich genommen hätte; da aber einmal verblümte, auf Schrauben gestellte Redensarten nach dem Geschmack der Dame zu seyn schienen, so wollte auch ich meine Beredsamkeit und meine Logik leuchten lassen, und sprach: „Unmöglich, Sennora, kann ich mich Eurem strengen Urtheilsspruch unterwerfen. Nein, ohne Bedenken, ohne Aussicht auf Lohn ein Wagniß bestehen, das ist nicht Tollheit, wie Ihr sagt, das ist Hochherzigkeit und Edelmuth. In gemeinen Herzen reift kein solcher Entschluß. Ich soll gefehlt haben, weil ich hiehergekommen, ohne Euch zu kennen? ich wisse zu wenig von Euch, um Euch zu lieben? Wohl, aber an mir lag die Schuld gewiß nicht. Nein, Ihr werdet, Ihr müßt es erkennen: der Mann, der soviel gewagt, der Euch Folge geleistet, nachdem er nur ein paar süße Worte aus Eurem Munde vernommen, nachdem er nichts von Euch gesehen, als Eure Hand, der Mann ist Eurer Theilnahme nicht unwürdig." —

Ein lautes Lärm, von der Straße her, wie es schien, unterbrach meine schöne Rede. „Um Gottes willen!" rief die Sennora, zugleich ging die Thür auf, und in höchster Bestürzung erschien die Duenna mit ihrem Licht; und bei seinem Scheine sah ich endlich in das unbeschreiblich reizende Gesicht meiner Dame. Alles vergessend, sank ich auf die Knie, und meine ganze Seele war im Anschauen der himmlischen Schönheit verloren. Wären zwanzig Degen gegen mich gezückt gewesen, sie hätten mich an den Boden gespießt, ehe ich daran gedacht hätte, zum meinigen zu greifen. „Was bedeutet der Lärm, Dominga?" fragte die Sennora mit mühsam errungener Fassung. „Ach! Donna Josepha!" erwiderte die Duenna, händeringend, „wenn unsere liebe Frau del Carmen nicht mit uns ist, so sind wir verloren! Wer kann so spät und so herrisch klopfen, als der Graf?" — „Mit Deiner abgeschmackten Angst!" rief die Gräfin (eine Gräfin war sie, soviel wußte ich jezt). „Was Graf! was willst Du denn? Ich will sehen, was es ist, und Du führst Don Andres in das kleine Kabinet." Zu mir gewendet, fuhr sie fort: „Don Andres, was liegt Ihr hier auf den Knieen, wie bei der Messe? Habt Ihr auch Angst wie ein altes Weib? Auf! seyd ein Mann und geht mit Dominga!" Diese harten Worte rissen mich aus meiner Verzückung, und ich ging hinter Dominga her durch prachtvolle Gemächer in ein kleines, finsteres Zimmer, in dem sie mich einschloß.

So war es mir denn in dieser seltsamen dunkeln Nacht doch einen Augenblick licht geworden. Was wird aber aus dem Lärm werden, der uns mitten in unserer Disputation unterbrochen? Ich dachte wahrhaftig nicht daran; alle meine Gedanken waren bei dem schönen, dem gewaltigen Weibe, mit dem durchbohrenden Feuerblick, mit der leidenschaftlichen Geberde, der gebieterischen Haltung. Es war nicht anders, als ob sie mir befohlen hätte, sie zu lieben; und ich hatte gehorcht auf den ersten Wink: ich liebte sie, ich fühlte, sie hatte mich auf ewig zu ihrem Sklaven gemacht. Nach einer Stunde

Digitized by Google

etwa kam sie selbst, allein, und befreite mich aus meinem Kerker. „Kommt, Don Andres," sprach sie, „kommt! Die Gefahr ist vorüber, fragt mich aber nie, was vorgegangen ist, und nun gute Nacht!" Sie führte mich in das Gemach, wo der alte Stallmeister meiner wartete, der mich in der Sänfte wiederum nach Hause geleiten sollte, und sagte zum Abschied: „Merkt Euch, Don Andres, so lieb Euch Euer Leben ist, merkt es Euch: was Ihr durch Zufall hier gesehen und gehört, von all dem habt Ihr draußen nichts weder gehört noch gesehen; Ihr wißt weder wie ich heiße, noch wer ich bin, Alles sollt Ihr vergessen! Es ist schon zuviel, daß Ihr mein Gesicht gesehen habt; aber es erinnere Euch daran, daß ich Euch liebe, doch an nichts weiter; ich will nicht, daß in Eurem Gedächtniß etwas Anderes lebe."

Sechs Tage waren seit dem merkwürdigen Abend verflossen, der den Funken der glühendsten Leidenschaft in meine Brust geworfen, und mein Herz schlug nur für die Hoffnung, meine schöne Unbekannte wieder zu sehen. Wie unbeschreiblich war daher meine Freude, als ich eines Abends auf meinem Tisch einen zweiten Brief von Donna Josepha fand. Dießmal war die Sache noch unbegreiflicher als das erstemal; ich hatte den ganzen Tag keinen Fuß über meine Schwelle gesezt und war völlig allein gewesen. Der großen Hitze wegen waren nicht allein die Laden herabgelassen, sondern auch die Fenster geschlossen, so daß keine Mücke hätte hereinkommen können. Ueberhaupt waren alle Umstände meines Abenteuers, besonders aber dieser räthselhafte Briefwechsel so ganz außerordentlich, daß ich oft, wenn ich darüber nachgrübelte, den Verstand zu verlieren fürchtete. Der Himmel möge es mir verzeihen! wenn ich mich lange hin und her besonnen hatte, kam ich immer zulezt darauf, am Ende treibe doch der Teufel sein Spiel mit mir. Nur meinte ich wieder, wenn der böse Feind die Hand im Spiel habe, lasse er es sich verdammt sauer werden, mir etwas einzugeben, was mir so süß einging, und ich konnte ihm gar nicht gram deßhalb werden. — Donna Josepha beschied mich dießmal nicht zu sich. Die Gelegenheit, mich zu sprechen, schrieb sie, sey der Natur der Sache nach sehr selten; für beide Theile sey so große Gefahr dabei, daß die äußerste Vorsicht zur Pflicht werde. Sie befahl mir nicht mehr, sie beschwor mich, Alles, was mir vor Augen und Ohren gekommen, fest in meinem Herzen zu verschließen, und niemals wegen weiterer Aufklärung in sie zu dringen. Besonders aber solle ich keinen Versuch machen, ihre Wohnung zu erfahren; wäre sie mir bekannt, so würde ich mich unwillkührlich gedrungen fühlen, den Galanten zu spielen; ich ließ es mir nicht nehmen, ihr auf dem Spaziergang und in der Kirche nachzugehen, Tag und Nacht käme ich nicht aus ihrer Straße weg, brächte Serenaden unter ihren Fenstern, und da sie so strenge bewacht sey, wäre mein und ihr Verderben die unausbleibliche Folge. Ihr Brief enthielt noch eine Menge Ermahnungen ähnlicher Art, und das Ganze konnte als eine ganz artige Predigt über den Text gelten: die Tugend der Weiber beruht auf der Verschwiegenheit der Männer. Sie erlaubte mir indessen, ihr zu antworten; der alte Stallmeister werde den andern Tag um Ave Maria, unter den Bogengängen von San Pablo den Brief aus meinen Händen in Empfang nehmen. Ich merkte wohl, was ihre vornehmste Besorgniß war, und gab mir daher in meinem Briefe, der auf die angegebene Weise befördert wurde, alle Mühe, sie zu beruhigen. Ich schwor ihr, nimmermehr werde ich die Binde, welche ihre schönen Hände um meine Augen geschlungen, gegen ihren Willen zu lüften versuchen; nur zu ihren Füßen solle sie mir das Augenlicht schenken, überall anderswo solle es Nacht für mich seyn u. s. w. Meine Versicherungen mochten gewirkt haben; nicht lange, so ward ich zu ihr beschieden und der Gang auf dieselbe geheimnißvolle Weise gemacht, wie das erstemal. Ganz so war es noch mehrere Male, und in den Zwischenzeiten ward durch Vermittlung des alten Stallmeisters fleißig der Briefwechsel geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Die heilige Philomena.

[illegible] dennoch einmal gesagt und geschrieben: es geschehen keine Wunder mehr, die große Kette übernatürlicher Erscheinungen sey zerrissen; wer sollte aber glauben, daß eben in diesen Tagen der Prosa und des Rationalismus Wunder Schlag auf Schlag folgen würden, eines überraschender als das andere, ein ganzes Land in Erstaunen und Bewegung seyend? Eine neue Heilige ist auferstanden aus der Nacht jahrtausendlangen Vergessens. Vom Süden her, aus einem kleinen Orte im Neapolitanischen, ist das neue Licht über Italien auf- und ausgegangen; der Kirchenstaat ist schon ganz erleuchtet, nichts läßt uns zweifeln, daß auch Ober-Italien bald unter das Banner der heiligen Philomena treten wird, und die Vaterstadt des Dante und Machiavelli ist auf dem besten Wege, Buße dafür zu thun, daß Galilei der Inquisition in's Gesicht behauptet, der Erdball bewege sich. Bei den 101 kleinen Buch- und Maculaturhändlern, die in Wohnungen und auf Straßen ihre Lager aufgeschlagen, verkauft man die Lebensbeschreibungen der Heiligen, von denen es verschiedene Editionen gibt, worunter eine von einem Lehrer am hiesigen Gymnasium (Scuole pie); überall sieht man ihr Bildniß in Kupfer und Lithographie, mit der Unterschrift: Sancta Philomena, ora pro nobis; an den Häusern und an allen Ecken sind Ankündigungen des einen und andern in großen Buchstaben angeschlagen, neben den Theaterzetteln und den Anzeigen des Pallonespiels; Colporteurs rufen sie auf den Straßen aus und tragen sie in die Wohnungen; selbst die zahlreichen Blinden, die bettelnd am Wege stehen, glauben

Digitized by Google

sich mitleidigen Seelen nicht besser empfehlen zu können, als indem sie ihnen versprechen, zur h. Philomena für sie zu beten. Wunder haben sich hier noch nicht ereignet, wenigstens habe ich von keinen vernommen, obgleich in der Kirche San Michelino Visdomini, einst der Schauplatz der Geißelungen der weißen Büßenden, bereits ein mirakulöses Bild der Heiligen ausgestellt ist. In dieser Kirche ist auch schon eine besondere Andacht für die neue Heilige etablirt worden; der Erzbischof von Florenz hat vierzigtägigen Ablaß ausgeschrieben; die Zeitung enthält fortwährend Berichte aus den kleinen toskanischen Orten über die erfreulichen Fortschritte, welche die Verehrung (il culto) Philomenens unter dem Volke macht, und über die löblichen Bestrebungen der Priester, diese Andacht (devozione) immer mehr zu steigern und zu verbreiten. Man tauft Kinder auf ihren Namen, wogegen sich bloß einwenden läßt, daß er einen klassischen Klang hat und man ihn leicht für Philomele halten könnte; Gebete zur Erflehung von Gnaden „unter dem Patrocinium und durch die Vermittelung der heil. Jungfrau und Märtyrin" sind überall zu erhalten: kurz, der gesammte Clerus ist im Jubel über die neue Schutz- und Trutzwaffe gegen den überhandnehmenden Indifferentismus.

Die Geschichte ist ein Wunder vom Anfang bis zum Ende. Ein neapolitanischer Priester, Don Francesco di Lucia, welcher sich mit dem neugewählten Bischofe von Potenza 1805 in Rom befand, wünschte eine Reliquie zu kaufen, und gelangte nach großen Schwierigkeiten in den Besitz von Gebeinen, welche ein paar Jahre früher in den Gräbern bei S. Priscilla gefunden worden waren, in deren Nähe auf einem Stein die Worte standen: Pax tecum Ph... lumena. Die Heilige wurde vorerst nach Neapel gebracht und verrichtete schon auf dem Wege dahin Wunder: sie gab dem Bischofe Schläge auf's Schienbein, weil der Kasten nicht vor seinen Augen in den Wagen gesetzt worden war, und sie [illegible] ihn und Don Francesco vor Verletzung, als das Fuhrwerk in einen Graben fiel. In Mugnano, nicht weit von Neapel, ließ Don Francesco unterdessen eine Kapelle bauen und [illegible] erst gekleidet hatte; d. h. man ließ eine hohle Puppe von Pappdeckel machen, in der man die Gebeine anbrachte; Schuhe und Handschuhe wurden ihr angelegt, Hemde und Rock von feiner Leinwand, ein seidenes Kleid und ein weißes Galaleibchen mit rothseidenem Obergewande vollendeten, nebst einer Coiffüre von kastanienbraunem, seidenem Haar, die Toilette. Mit dieser, so wie mit ihrer unbequemen Lage mit erhobenen Knien in einer engen Lade, scheint die Heilige indeß nicht zufrieden gewesen zu seyn, mag sich überdies geärgert haben, daß man ihr das Gesicht weiß gefärbt und häßliche Lippen gemacht, weil man ihr Zähne einsetzen wollte. Als man den Kasten eines Tages in Mugnano öffnete, fand man sie ganz verändert: statt zu liegen, hatte sie sich gesetzt und das Haupt erhöht; ihr Gesicht und ihre Farbe waren nicht mehr dieselben, das Kinn war gerundet und voll, die verletzte Lippe hatte sich anmuthig geformt, der Haarputz war viel geschmackvoller. Den Arm mit Palme und Lilie hatte sie erhoben; die Augen konnte sie, was Hunderte gesehen, öffnen und schließen, den Mund bewegen; war sie zornig, so nahm ihr Gesicht eine hochrothe Farbe an; bisweilen gab sie auch andere Lebenszeichen, indem sie an das Glasfenster ihres Kastens pochte. Da nach einigen Jahren ihre Kleider fahl und alt geworden, mahnte sie an die Nothwendigkeit einer neuen Toilette, indem sie die alte von selber abstreifte; auch ließ sie sich neues, seidenes Haar wachsen. Ueberdies verstand sie die Kunst, sich, wenn man sie trug, bald federleicht, bald centnerschwer zu machen, und war wenigstens um einen Fuß gewachsen, seit man sie in den Glaskasten gelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Lestocq von Scribe und Auber. Spectacle nautique.

Zur Feier der vierzehnten oder fünfzehnten Restauration der komischen Oper haben Scribe und Auber, die gewöhnlichen Text- und Musiklieferanten der singenden Bühnen, ein großes Stück in vier Aufzügen: „Lestocq," geliefert, das seitdem fast täglich gegeben wird. Der Dichter hat hier den historischen Boden betreten; denn Lestocq ist bekanntlich eine geschichtliche Person, der Arzt der russischen Kaiserin Elisabeth, welcher thätig dazu half, die Prinzessin auf den Thron zu setzen, und später von der undankbaren Regentin zur Folter, zur Knute und zur Verbannung verurtheilt wurde, wogegen hernach Peter III. ihn wieder in seine Würden einsetzte. Lestocq's Leben ist eine auffallende Episode aus der Geschichte der Hofintriguen in Rußland. Als solche betrachtet, bietet es dem dramatischen Dichter reichhaltigen Stoff. Scribe hat aber natürlich nur Einiges aus demselben zu seinem Zwecke gebraucht und das Uebrige hinzugedichtet. Die Kritiker in den Tagesblättern urtheilen jedoch, er habe sich seine Aufgabe etwas zu leicht gemacht, und man finde im Lestocq einen zweiten Raton, der die politischen Kastanien für einen undankbaren Machthaber aus der Asche ziehe und sich dabei die Pfoten verbrenne, wie sein Raton Nr. 1. Auber hat sich seine Aufgabe noch leichter gemacht, als Scribe, denn er hat dabei seine frühern Opernstücke so ziemlich ausgeschrieben, was wie ein hiesiger Kritiker ironisch bemerkt, ein Beweis einer großen Fruchtbarkeit der Phantasie und Erfindung sey, weil, wenn er wenig geliefert hätte, er sich nicht selbst bestehlen und berauben könnte. Zum Glück hat es Auber mit einem Publikum zu thun, das in der Musik eben keine große Gelehrsamkeit besitzt, und keine Forschungen darüber anstellt, ob die musikalischen Sätze, [illegible] bestimmt, schon einmal dagewesen sind oder nicht. Während nun die komische Oper sich in dem kleinen Provisorium des Redoutensaale zu restauriren oder zu renoviren suchte, fanden sich muthige Spekulanten ein, welche den schönen, neuerbauten Saal auf dem kleinen Ventadourplatze benutzen wollten, und daher ein Spectacle nautique ersannen, welches freilich in Paris unbekannt war; denn Wasser ist hier eben nichts Gewöhnliches. Obschon es in Paris nicht an Springbrunnen fehlt, so mangelt es doch diesen Brunnen oft an Wasser, und die Seine scheint allmählich zu versanden, wenigstens im Sommer, so daß die Pariser fürchten, es möchte eines Tages der Fluß ganz ausbleiben. Der Natur der Sache nach konnte der See, auf welchem die Unternehmer ihre Gefechte und Schifffahrten darstellen wollten, nichts weiter seyn, als ein großes Waschbecken; dies haben sie denn mit schweren Kosten, wie es scheint, in die Bühne hineingebracht; es brauchte aber einige Monate Zeit, bis ihr großes Unternehmen völlig zur Ausführung kam. Lange hatten die Zeitungen davon gesprochen, und die Erwartung der leichtgläubigen Pariser war hoch gespannt, als endlich der längst verschlossene Saal wieder aufging und — ein ganz gewöhnliches Schauspiel zum Besten gab, eine Pantomime, Wilhelm Tell genannt, aber ohne See, ohne Sturm, ja ganz ohne Wasser; entweder war keines da, oder die Zuschauer waren nicht so glücklich, sogar mit Hülfe einer Lorgnette es zu entdecken.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Juli 1834.

Laß im blumigen Kreise zu deinen Füßen mich sitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Goethe.

Etwas über deutsche Pflanzennamen und Pflanzensymbolik.

Man klagte sonst vielfältig, daß die deutschen volksthümlichen Namen der meisten Pflanzen, in Vergleich mit den französischen, englischen oder italienischen, doch gar zu barbarisch oder gemein klingen; man ärgerte sich über Teufels-Abbiß, Wolfsmilch, Krötenstuhl (eine Art Schwämme), Teufelsklaue, Hühnerdarm, Teufelsapfel u. s. w., und bedachte nicht, daß manche unheimlich und garstig lautende Benennungen gerade recht passen zur Gestalt und zum Charakter der bezeichneten Pflanze; dagegen vergißt man, daß wir, abgesehen von den vielen gar schönen Pflanzennamen, welche die Botaniker erfunden, auch manche, aus dem Volk selbst entsprungene Namen haben, die freundlich und gut klingen, z. B. Maienglöckchen, Schlüsselblumen, Ehrenpreis, Tausendgüldenkraut — wie angenehm in den Ohren eines geldliebenden Botanikers! — Wohlverlei (Johannisblume), Augentrost (altdeutsch: Augenfrö), Tausendschönchen oder Maaßliebchen, was wohl eben so gut klingt, als marguerite, und wofür selbst Gänseblümchen nicht übel lautet; guter Heinrich (Heunele in der Schweiz), braune Mägdlein u. s. w.; ferner, daß manche aus fremden Sprachen aufgenommene recht gut im Deutschen wiedergegeben werden können.

Besonders sind auch die mit Marie oder Frau zusammengesezten Pflanzennamen zu bemerken. Von der Verehrung der heil. Jungfrau zeugen überhaupt sehr viele deutsche und französische Thier-, Pflanzen- und Steinnamen. Ich weise hin auf Mariengarn oder: unsrer Frauen Fädchen, womit auch der sogenannte fliegende Sommer, Altweibersommer bezeichnet wird, norddeutsch auch Metten genannt — eine Benennung, die, nach Voß, (zu seiner Luise) zuerst Klopstock in die lyrische Sprache aufgenommen. Bekanntlich ist es ein Gespinnst von kleinen Spinnen, und der Volksglaube hält es, wie Adelung bemerkt, für Ueberbleibsel von dem Tuche der Jungfrau Maria, das sie im Grabe umgehabt und bei ihrer Himmelfahrt habe fallen lassen. Schwedisch heißt das Spinngewebe Zwergnetz (Dwergnaet) und Dwerg selbst die Spinne, wobei Ihre eine alte mythologische Beziehung zwischen Zwerg und Spinne vermuthet. Statt Marie steht aber in den Zusammensetzungen häufig auch unsere (liebe) Frau, oder Frau ganz allein, wo aber nach und nach der Begriff der heil. Jungfrau etwas verdunkelt wird und mehr der allgemeinere des Weibes hervortritt, jedoch immer mit dem Nebenbegriffe wirklicher oder eingebildeter Heilsamkeit, der Schönheit oder der Milde. — So haben wir, um von vielen nur wenige

Digitized by Google

zu nennen, einen Marienapfel, der gar lieblich und süß ist, eine heilsame Mariendistel, auch unsere Frauendistel genannt; den Marien- oder Frauenschuh (cypripedium calceolus), eine sehr niedliche Gebirgspflanze; Marienröslein (lychnis); Marienglöcklein (campanula hispanica); goldenes Frauenhaar, Frauenspiegel, Frauenmantel u. s. w. Im Isländischen heißt mária-vændr, d. i. Marienreis, die Enziane, welcher Name bekanntlich auf den Illyrischen König Gentius hinweist.

Wie bei den alten Egyptern, Hindus und Griechen manche durch eigenthümliche Gestalt und Eigenschaft sich auszeichnende Pflanze oder Baum in symbolischer oder mythischer Beziehung auf Götter und Heroen gedacht und so geheiligt ist, z. B. die heilige Lotosblume, das Nelumbium, die Eichen — man denke an die orakelnden Eichen zu Dodona — die Cypressen, Platanen, Myrthen, Pappeln, Pinien mit ihren harzigen Nüssen, so finden wir auch in der skandinavischen und germanischen Welt mehrere Pflanzen und Bäume in ähnlichen mythischen und symbolischen Beziehungen. Ich erinnere gleich an die eben erwähnte Eiche, die, schon frühe ein Lieblingsbaum der gallischen Druiden, auch in der germanischen Rechtssymbolik als Baum des Gerichtes und der Grenze hervortritt, wovon heutiges Tags noch Ortsnamen, wie Drei-Eichen und viele andere Zeugniß geben; ferner an die Weide, als Baum der Verurtheilung; an die heilige Mistel, an die heilige Esche (Yggdrasill), den Baldrian (wenigstens nach Mone so viel als der isländische Balldursdrá (Baldersbraue) und den Schlafdorn in der Edda; an die Haselstaude, den Hollunderbaum und an den Alraun und die Alraunmännchen (mandragora), so wie zulezt noch an unsere Nymphäen oder Teichrosen, die wegen angeblich geheimer Bedeutung hier und da auch Mummelchen (von Mumme, Larve, Schreckbild) oder Nixblumen genannt werden, welche leztere Benennung besonders sehr bezeichnend und bedeutungsvoll ist.

Und wer denkt nicht an den Lieblingsbaum der Minne- und Rittersänger des deutschen Mittelalters, wofür der provençalische Troubadour seine gefeierte Ulme hat, an den Baum ländlicher Lust und Freude, die süß duftende und anmuthig schattende Linde, mit welcher so gern auch kühle Brunnen, Bezauberung, Jungfrauen, Drachen, Abenteuer in Verbindung gebracht werden, wie aus dem Parcival des Wolfram von Eschenbach, dem Zwergenkönig Laurin, dem Nibelungenliede — wer kennt nicht die Linde neben dem verhängnißvollen Brunnen im Odenwalde? — und vor allen aus Iwein, dem Löwenritter, zu ersehen ist! — Man fand ja so gerne „den schate by der sunnen, die linde by den brunnen, die sanften, linden winde u. s. w.“ wie wir in Tristan und Isolt lesen. Als deutsche Lieblingsgewächse sind besonders hervorzuheben: der bey den mittelhochdeutschen und auch spätern Sängern so häufig vorkommende Klee; oft allein für sich, z. B. „hye stent gras, pluemen und der chlee“ (aus einem alten Liede von „der Ehe“); öfters auch für Blumen, Gras, Kraut überhaupt, z. B. „begrabt mich in die Röslein roth, in die Röslein und den Klee.“ (Lied aus dem sechzehnten Jahrhundert), wo nebenbei zu merken, daß der dreiblätterige Klee, der früher in der Druidenlehre geheime Bedeutung gehabt haben soll, später als Symbol der heil. Dreifaltigkeit genommen wurde; ferner die Rose, bedeutungsvoll hervortretend in den beiden Rosengärten, auch ein Symbol des Blutes Christi und der Märtyrer, so wie der Verschwiegenheit der Richter und Tafelgenossen; daher im Sachsenspiegel die Abbildung einer Rose, um erstere zu bezeichnen, und die Redensart: sub rosa. — Wie ferner die Altgriechen gar anmuthige Sagen von Erschaffung der Rose hatten, so finden wir auch im Mittelalter sinnreiche Legenden, in welchen ihre Erschaffung, besonders der rothen Rose, in höherem christlichem Sinne erzählt wird, wie bei Mandeville zu ersehen ist. — Bedeutungsvoll erscheint die Königin der Blumen — hier vorzugsweise die Blume genannt — im Namen Flos, so wie die weißblumige Lilie in Blankflos. In einem Korb voll Rosen wird Flos zur Blankflos gebracht, und noch auf dem Grabmal, das ihm sein Vater errichten ließ, sizt Flos auf einer Rose, Blankflos, die Geliebte, auf einer Lilie. — Bedeutungsvoll erscheint die Rose auch in der Geschichte des oben erwähnten Tristan und der blonden Isolt. Man denke an den Rosenstrauch und die Weinreben, die der gutmüthige König Mark auf das Grab Tristans und seiner Geliebten pflanzen ließ, die ihre Zweige symbolisch in einander verschlangen: ein Gegensatz zu den Feuersäulen, die über dem Einen Scheiterhaufen der beiden feindlichen Brüder von Theben sich noch feindlich trennten. — Eine bedeutende Rolle spielt auch die einst schon durch den heiligsten Mund verherrlichte Lilie, allgemein schon frühe ein Bild der Unschuld und der reinen Gesinnung; im Mittelalter auch Symbol des Friedens, so wie gebrochen, des Friedensbruches, und vor den Kreuzzügen und während derselben ein Symbol der unterdrückten christlichen Kirche im Orient, im Gegensatze zu den Dornen oder Sarazenen.

Zum Schluß eine Frage: ob wohl das berüchtigte Kifferleskraut, über welches Hans Sachs in einem Schwank gleiches Namens so ergötzlich sich beklagt, in der Vaterstadt des ehrlichen Meistersängers noch jezt gedeihen mag? — So viel ist gewiß, daß dort und in der Umgegend und fast allenthalben, außer vielen schönen und heilsamen Blumen und Kräutern jeder Art, nicht nur mancherlei Pilze, die oft in einer Nacht hervor und zu

Digitized by Google

Ehren kommen, und wovon doch manche eßbar und nicht alle giftig sind, nicht nur die stachlichte oder übelriechende Hauhechel — ein rechtes Symbol für manche Stadt-Basen-Satiriker — ferner die unverschämte Hundszunge, die gleichfalls übel riecht, oder der stolze Heinrich, der bei alle dem nicht besser duftet, als jene, sondern sogar der abscheuliche Stechapfel, dessen Blume sich heuchlerisch in die Farbe der Unschuld kleidet, indem sie aus der Ferne einer Lilie ähnlich sieht, von forschenden Botanikern, oft wider ihren Willen, gefunden werden.

Gottl. Zimmermann.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte dieser Liebeshandel mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen, daß ich allem Andern ganz abgestorben war. Aeußerst selten nur sah man mich im Schauspiel oder an einem andern öffentlichen Ort, und von meinen liebsten Freunden hatte ich mich völlig zurückgezogen. Ganze Tage brachte ich allein in meinem Zimmer zu und schrieb lange Episteln an meine Dame, welche ich Abends dem treuen Liebesboten überantwortete, oder las die Briefe, die ich beim Aufwachen wunderbarerweise auf meinem Tisch fand. Diese Zurückgezogenheit, welche gegen mein früheres wüstes Leben so grell abstach, mußte nothwendig meinem Bruder auffallen. Oft und viel befragte er mich deßhalb; wohl schämte ich mich vor mir selbst, daß ich ihn, vor dem ich von Jugend auf nie ein Geheimniß gehabt, belügen sollte, suchte aber lange alle möglichen Ausflüchte. Eines Tages aber drang er so innig, so brüderlich besorgt in mich, daß ich gegen ihn gerührt mein Herz ausschüttete und mein Geheimniß einem Herzen anvertraute, in dem es, wie ich gewiß wußte, so gut aufgehoben war, als in meinem eigenen. Mein Bruder, ein sehr verständiger Mann, machte mir wegen meiner Schwachheit, da die Umstände wirklich gar zu verführerisch gewesen, eben keine starken Vorwürfe, er warnte mich aber und beschwor mich, ein Verhältniß aufzugeben, wobei Alles viel zu auffallend und räthselhaft sey, als daß es nicht ein sehr schlimmes Ende nehmen könnte. Dies hatten wir neben einander in meinem Zimmer, bei verschlossenen Fenstern und Thüren verhandelt. Wer konnte es gehört haben, als Gott und unsere Schutzengel?

Was geschah? nach dem Nachtessen ward ich mit einem der Briefchen beglückt, die mir, wie ich mich galant gegen meine Dame auszudrücken pflegte, vom Himmel gesandt wurden. Aber wahrhaftig! dießmal war von dem sanften, gemessenen Tone, in dem man ohne Zweifel da oben spricht, noch viel weniger darin als sonst; nach der Fassung sowohl als nach der räthselhaften, höchst verdächtigen Weise, wie mir die Botschaft zugekommen, hätte man im Gegentheil billig schließen können, sie komme von einem gewissen, gerade entgegengesetzten Ort. Mit Einem Wort, es war der giftigste Brief, den das rasendste Weib im höchsten Sturme der wahnsinnigsten Leidenschaft je geschrieben haben mag. Mich undankbar, treulos zu schelten, das war ihr viel zu wenig; ich war ein elender, ehrloser Wicht; es war Wahnsinn von ihr gewesen, ein Herz wie das ihrige einer so gemeinen Seele anzuvertrauen. Ich hatte sie schändlich verrathen; so gut solle es mir aber nicht werden, daß ich, wie mein ehrenwerther Bruder mir gerathen, zuerst ein Band löse, das ihr nur zu lange schon Schande gemacht. Sie wisse, was sie zu thun habe, und von Stunde an werde ich nichts mehr von ihr hören.

Ich sage nichts davon, in welche Verzweiflung mich diese Drohungen stürzten, die allerdings ernst gemeint schienen. Ich bekam keinen Brief mehr, und drei Wochen lang schien mich Donna Josepha wirklich vergessen zu haben. Aber ich konnte den grausamen Schlag nicht verwinden und trauerte im tiefsten Herzen. Da ich mich indessen meiner Schwachheit schämte und fürchtete, meine trübe Stimmung möchte nur zu auffallend seyn, verschloß ich mich einsiedlerisch in mein Zimmer und ließ Niemanden vor mich, sogar meinen Bruder nicht, um meinem Schmerze recht nachhängen zu können. Diese meine Zerknirschung blieb für die Gräfin kein Geheimniß und rührte ihr Herz zum Mitleid. Eines Tages ging endlich der Himmel wieder auf und sandte mir eine Botschaft herab, des Inhalts, daß Donna Josepha, gerührt von meiner Reue, mir erlaube, zu ihren Füßen Vergebung für meine schwere Versündigung zu erflehen. Wahrhaftig! dachte ich, die Fee, die ihr die Unterredung mit meinem Bruder haarklein erzählt, hat diesmal etwas gethan, was ihr mehr Ehre macht: sie hat meine Thränen aufgefangen und mir Gnade erwirkt!

Nach dieser Aussöhnung blieb unser Verhältniß die ersten Wintermonate hindurch das alte, und ich war so verstrickt und befangen, daß mir das Wunderbare, Unbegreifliche des ganzen Handels gar nicht mehr auffiel. Hätte mir Donna Josepha eines Tags, statt ihres Alten und der Sänfte, einen jener geflügelten Drachen geschickt, die in unsern Ritterromanen eine so große Rolle spielen, die Sache wäre mir ganz natürlich vorgekommen, ich hätte mich aufgesezt und dem Hippogryphen die Sporen gegeben, ohne mehr dabei zu denken, als wenn ich auf meinem sanftesten Klepper in den Prado getrabt wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Konzerte. Gesellschaften.

Das Théâtre nautique ist augenscheinlich verunglückt, und die Unternehmer können sich auf ein beträchtliches Defizit in ihrer Einnahme gefaßt machen. Zwar haben sie ein zahlreiches Personal zu ihren pantomimischen Vorstellungen angeworben; aber Ballette und Pantomimen hat man eben so gut auf den Boulevardstheatern und viel schöner in der Oper; und wie können sie im Sommer starken Zuspruch erwarten? Vielleicht haben sie gedacht, Wasser komme in der heißen Jahrszeit ganz erwünscht; wenn sie nun aber kein Wasser liefern können, wenigstens kein sichtbares, was wollen sie dann dem neugierigen Publikum bieten? Ich fürchte, hier werden einige Leute wieder um ihr Vermögen kommen, wie bei so manchen andern verunglückten Spekulationen. — Die beiden im vorigen Sommer angefangenen Konzertunternehmungen haben sich den Winter und das Frühjahr hindurch erhalten, und werden diesen Sommer jeden Abend fortgesezt, und zwar eines in den Champs élysées und das andere im sogenannten Jardin turc, der ungefähr hundert Fuß in der Länge und fünfzig in der Breite hat, also nur für ein öffentliches Gärtchen gelten kann. Im Winter sind diese Konzerte in großen Sälen. Zur Beförderung der Tonkunst können sie eben nicht dienen; sie sind bloß eine angenehme Unterhaltung, und im Jardin turc dienen sie dem Inhaber des Lustgartens zur Vermehrung seiner Kunden. An Privatvergnügungen hat es in der lezten Zeit so wenig gefehlt, als in andern Jahrszeiten. Die Dejeuners dansans oder Bals dejeunatoires scheinen aus der Fremde her Mode zu werden; auch werden sie besonders bei den Gesandten und andern Fremden gegeben, wie z. B. neulich vom Grafen Appony. Ein nüzlicheres und interessanteres, ebenfalls den Fremden, und zwar den Engländern, abgeborgtes Fest war das, welches Rothschild auf seinem Landgute Ferrières gab, und wobei ein Wettlauf mit Pflügen, eine Preisvertheilung und allerlei ländliche Lustbarkeiten statisanden. Die Zeitungen, besonders der Temps, gaben einen umständlichen Bericht über das Fest sowohl, als über die Einrichtung der Rothschildschen Landwirthschaft. Eine angenehme Soirée musicale gab noch vor Ende der Session der Kammer Coste, der Haupteigenthümer des Temps, in seinem niedlichen Hause in der Victoirestraße, das einst Talma und dann dem General Bonaparte zugehörte. Hier stieg lezterer ab, als er von seinem Feldzuge in Egypten zurückkam; in eben dem Saale, in welchem jezt Coste die Deputirten, Gelehrten und Künstler versammelt, empfing Bonaparte die Glückwünsche der damaligen Regierung, und wahrscheinlich die Einladung, diese Regierung über den Haufen zu werfen und sich an die Spize einer neuen zu stellen; von diesem Hause aus wanderte er in die Tuilerien, bis er von da aus in die ewige Verbannung sich begeben mußte. An besagtem Abend befand sich in jenem Saale ein Verein von Männern, die schon emporgekommen sind oder emporzukommen streben, und wovon wahrscheinlich keiner zur Konsulatszeit einen großen Ruf hatte. Dupin, der Präsident der Deputirtenkammer, war da, Mauguin, der Oppositionsredner, nebst vielen andern Deputirten; eine Menge Schriftsteller und Gelehrte, als Jomard, Leironne, Geoffroy St. Hilaire, St. Marc Girardin, Pichot; Mad. Damoreau und Nourrit von der großen Oper sangen französische und italienische Arien, Liszt improvisirte ein furchtbar lärmendes Fortepianostück, das ihm so leicht keiner nachmachen wird, und wobei man alle Augenblicke befürchten mußte, der Flügel werde in Stücke zerschlagen werden. Weit angenehmer war ein komisches Duett aus dem Maestro di Capella, das der Verfasser, der berühmte Paer, in bester Laune mit der Damoreau sang, und das man auf keiner Bühne so meisterhaft aufführen hört. Alles war hier interessant, die Musik, die Tonkünstler, die Gesellschaft und der Ort, an welchen sich so manche Erinnerung knüpfte. Dg.

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Die heilige Philomena.

Den Bildsäulen und Porträts der Heiligen theilte sich gleichfalls die wunderthätige Kraft mit. Sie reden, öffnen die Augen, heben den Arm auf, verbreiten himmlischen Wohlgeruch, heilen die gefährlichsten Krankheiten durch Berührung u. s. w. Eine Bildsäule in der Kathedrale von St. Severo in der Provinz Capitanata war zu einem Feste prächtig aufgeputzt worden. Nach dem Feste wollte man ihr die Alltagskleider anlegen. Einige Frauen erboten sich zu diesem Dienst, aber die beiden Sakristane behaupteten, dies sey ihre Sache, und fingen an die Heilige zu entkleiden. Als sie aber im Begriffe standen, die lezte Verhüllung wegzunehmen, wurde die Statue roth vor Scham, ihre Augen rollten auf drohende Weise, so daß die Sakristane, von einem panischen Schrecken ergriffen, auf und davon liefen. Und doch, sagt das Buch, verrichteten die guten Sakristane diesen Kammerfrauendienst aus bloßer Andacht zur Heiligen.

Die Wunder, welche die Heilige, entweder in Person oder durch ihr Blut (das man in einem Fläschchen fand und mit welchem die seltsamsten Dinge vorgingen, indem es bald wie Diamanten, bald gleich Rubinen und Smaragden leuchtete), durch ihre Ebenbilder und einzelne Knochen, im ganzen neapolitanischen Reiche, so wie im Kirchenstaate, zu Terni, Spoleto, Pesaro, Ancona u. s. w. verrichtete, namentlich durch Erweckung von Todten (selbst todter Kinder im Mutterleibe), Heilung von Krankheiten, Teufelsaustreibung, Abwendung von Gefahren, Beschüzung der Unschuld, Bestrafung des Lasters, mysteriöse Erscheinungen, Träume, Weissagungen, Sendung von Regen und Sonnenschein u. m. a., sind so zahlreich, daß die Auswahl der merkwürdigsten einen dicken Band füllt, wobei jedesmal Namen und Wohnort der Beglückten genannt sind. Bei ihrem Einzug in Mugnano erregte der böllische Geist einen Sturm, welcher die ältesten Bäume zu entwurzeln drohte, aber nicht die Macht hatte, eine einzige der Kerzen verlöschen zu machen, welche um die Lade der Heiligen brannten. Ein bibliopolitisches Mirakel weicht so sehr vom gewöhnlichen Schlage ab, daß ich es erzählen muß. Die Exemplare ihrer Lebensbeschreibung, welche Don Francesco di Lucia, dem die Welt eigentlich diese, 1500 Jahre lang ungekannte Heilige verdankt, in zwei Auflagen herausgegeben, vermehrten sich von selbst auf bewundernswürdige Weise nicht bloß bei ihm, sondern auch bei solchen, denen er sie zum Verkaufe gesandt. Statt 225 fand er einmal 500 Abdrücke. Sie sollte Patronin der Buchhändler werden, wie Cosmus und Damian für die Apotheker.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Juli 1834.

— — Mit Licht und Wärme gelebet, in des thätigen Lebens
Kraftwort! Dann dringt Kraft in das Herz, dann füllen den Tempel
Andacht, Trost und Entschluß.

J. H. Voß.
Luise.

Blasen von den Nassauer Gesundbrunnen.

Die lutherische Kirche.

Ich komme eben aus der lutherischen Kirche, und so lange das Bild noch ganz frisch in mir ist, will ich versuchen, das Gesehene und Gehörte wiederzugeben.

Als ich in die Kirche trat, hatte der Gottesdienst begonnen. Zuallererst fiel mir hier auf, daß die Kanzel leer und überhaupt keine geistliche Person irgend einer Art sichtbar war. Die Gemeinde sang einen Psalm, so ziemlich im selben schleppenden Tempo, wie man es in England hört, aber die Ausführung war hier ganz anders. Da alle zusammen so laut sangen, als sie konnten, so war der Chor immerhin zu stark für die Kirche; der Gesang füllte nicht nur das Gebäude, sondern hallte auch durch Thüren und Fenster hinab in die Hauptstraße, wo ich ihn schon weit von der Kirche vernommen. Wenn aber gleich die Dosis sicher zu stark war, so mußte man doch anerkennen, daß diese ländliche Gemeinde natürlichen Sinn für Musik hatte, unendlich mehr, als man irgendwo in England auf dem platten Lande, ja selbst in einer Londoner Kirche findet. Der Gesang war sehr einfach und die Lungen, die ihn modulirten, etwas zu derb, dabei aber fühlte sich das Ohr durchaus nicht beleidigt: nichts von jenem abscheulichen Zeug, jenem näselnden Geschnarre, jenem gemeinen tremulirenden Verschränken mehrerer Noten, nichts von geschmackloser musikalischen Raffinement; jede Note war Ton und Melodie, und offenbar ohne Führung irgend einer Art, trugen diese Natursänger ihren Psalm in der schönsten Harmonie vor. Da dieser Gesang gegen zwanzig Minuten währte, hatte ich volle Zeit, mich umzusehen. Ein Viertheil des kleinen Gotteshauses, dem Haupteingang gegenüber, war um drei Stufen erhöht, und hinten auf dieser kleinen Plattform stand eine bloß aus einem Lesepult bestehende Kanzel, mit einem Himmel, über dem sich eine vergoldete Sonne erhob, die alleinzige Zierrath in der Kirche. Vor der Kanzel bemerkte ich einen kleinen, hohen, länglichen Tisch, mit einem einfachen weißen Tischtuch bedeckt, und links und rechts von der Kanzel befand sich ein wunderlicher Kirchenstuhl, der so eng vergittert war, daß man fast gar nicht hineinsehen konnte.

Die Emporkirchen waren mit Männern besetzt, sämmtlich im landesüblichen blauen Sonntagsstaat, die Bänke unten mit Weibern; und da ich ihre Reihen musterte, bemerkte ich mit Verdruß, wie die Mode sich sogar im kleinen Dorfe Langenschwalbach in die Volkstracht eindrängt, oder vielmehr sie verdrängt. Auf drei Bänken zunächst der Thüre saßen Weiber, sämmtlich in der alten ächten Besenbindertracht des Landes, mit den wunderlichen kleinen weißen Hauben, mit den offenen

Digitized by Google

Miedern und den dicht gefalteten kurzen Röcken, die alle in Einem Modell gemacht schienen; kurz, sie trugen die altväterliche Tracht ihrer Berge. Zunächst ihnen kamen vier Reihen Weiber und Mädchen, welche, bereits vom Geist der Neuerung besessen, die Hauben ihrer weiblichen Vorfahren mit dem Hornkamm vertauscht hatten; über den Miedern trugen manche baumwollene Kleider, deren bunte Muster einander überbieten zu wollen schienen. Auf den nächsten Bänken saßen aufgestuzte, bebänderte Hauben. Die Langenschwalbacher Damen endlich, welche zwei weitere Bänke innehatten, hinter einer Reihe kleiner Jungen, dicht vor dem weißgedeckten Tisch, mußten durchaus Hüte mit künstlichen Blumen und dergl. aufhaben; sie waren überhaupt wie modische Frauenzimmer ausstaffirt, trugen Handschuhe, zierliche Schuhe, puzten ihre Nasen mit Schnupftüchern, und bildeten sich offenbar ein, sie könnten zu London, Paris und an jedem brillanten Ort in der fashionablen Welt sich sehen lassen, und so war es auch.

Der Gesang ging zu Ende, ein paar Sekunden blieb es todtenstille, und ich war begierig, auf welchem Fleck der Kirche sich zunächst eine Menschenstimme werde hören lassen; da sah ich, freilich ganz undeutlich, in einem der Gitterstühle sich etwas bewegen; langsam glitt es der Kanzeltreppe zu, endlich kam es über dem Gitterwerk hervor, und das Nebelgebilde verwandelte sich in einen großen, stattlichen Gentleman im schwarzen Rocke, den man nun gemächlich die Kanzel emporsteigen sah, an deren rechter Seite eine große schwarze Schiefertafel hing, auf welcher mit weißer Kreide die Zahlen 414 und 309 angeschrieben standen.

Der Geistliche warf seine Blicke gravitätisch in der Kirche umher, als wollte er seiner Gemeinde das Maaß nehmen, und nun begann er langsam, Sylbe vor Sylbe, ein Anrede aus dem Herzen; und kaum waren die ersten Worte über seine Lippen, so mußte ich zu meiner Ueberraschung gestehen, daß ich in meinem Leben keine tiefere, ernstere, ausdrucksvollere Stimme gehört hatte. Das Aeußere, das ganze Wesen des Mannes überraschte mich überhaupt höchlich, denn etwas der Art hatte ich im Entferntesten nicht erwartet. Eine Zeitlang hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, hier überhaupt einen Geistlichen zu hören, am wenigsten aber war ich auf einen Mann gefaßt, bei dem Blick, Wort und Aktion als äußere Abbilder eines tief denkenden Geistes erschienen. Er trug einen gewöhnlichen schwarzen Anzug und hatte kein äußeres Abzeichen seines heiligen Berufs als die zwei weißen Läppchen, wie sie auch bei uns die Geistlichen tragen; außer ihnen schien er sogar nichts um den Hals zu haben. In ruhigem, vernehmlichem Tone, ohne alles Feuer, der nicht sowohl zu dem Herzen als zu dem Verstande der Zuhörer zu sprechen schien, vertheidigte er eine Sache, von der er sichtbar überzeugt war, daß sie nimmer unterliegen konnte, und die Ruhe seiner Haltung, die Gemessenheit seines Tons, die eiskalte Ueberlegung, womit er sprach, zeigten deutlich, daß er nicht allein seinen Gegenstand, daß er sich selbst beherrschte. Man sah, jedes Wort, das er sprach, stand deutlich als ein Resler seines Gehirns vor seinen Augen. Er bat nicht, befahl, verbot nicht; sondern gleich einem, der einen Satz mathematisch demonstrirt, führte er vor dem Geiste seiner Zuhörer Schritt vor Schritt Beweisgründe und Wahrheiten vorüber, denen sie, wie er gewiß wußte, nichts entgegenzusetzen hatten. Als er zum Climax gekommen war, wechselte er auf einmal mit der Stimme, und des eben errungenen Sieges sich bewußt, fing er an, in einer Art von mitteltiefem Tone eine Reihe von Fragen aufzuzählen; hinter jeder folgte jedesmal eine lange Pause, und in diesen feierlichen Augenblicken, wenn er jezt das Wort sprach, das seine Schlußfolge siegreich krönte, da flog mit einemmale ein seliges, triumphirendes Lächeln über seine Lippen, das mir Bewunderung abdrang, weil man sah, dieser Blitz der Freude galt Andern, nicht ihm selbst. Während der Predigt hob er zuweilen einen Arm gen Himmel, zuweilen drückte er die Hand über seinem schwarzen Rocke fest an die Brust, streckte sie dann sachte gegen die Gemeinde aus und ließ sie wieder leblos an die Seite niederfallen; so unbedeutend aber diese Bewegungen waren, so wurden sie doch sehr auffallend, wenn man die regungslose Aufmerksamkeit der Gemeinde daneben betrachtete. Hie und da wischte sich ein altes Weib mit dem Knöchel ihres runzligten Fingers die Augen, als hätte sich bei ihr das Gehörte vom Kopf zum Herzen hinabgestohlen; aber am Priester, der zu ihr sprach, war äußerlich keine Spur von Rührung zu sehen; mit apostolischer Würde ging er kalt in seiner Schlußfolge weiter, und im Sturm ihrer Gefühle schritt er ruhig über die Woge. Nie in meinem Leben habe ich Menschen den Worten eines Menschen so regungslos, so starr wie Bildsäulen horchen sehen.

Sobald die Predigt vorbei war, wurde der Psalm angegeben, man hörte überall die Blätter der Gesangbücher rauschen, und über ein Kleines begann die ganze Gemeinde mit weitaufgerissenen Mäulern zu singen. Während dieses Akts sezte sich der Prediger auf der Kanzel nicht nieder, sondern begab sich, da er nichts mehr oben zu thun hatte, in seinen Kirchenstuhl hinab, wo ich seine Gestalt hinter dem Gitterwerk kaum unterscheiden konnte. Ob er mitsang oder nicht, kann ich nicht sagen; ohne Zweifel ruhte er von der gehabten Anstrengung aus.

Lang währte das Singen, und es war in Ton und Vortrag ganz wie bereits beschrieben, und als das

Digitized by Google

Lied zu Ende ward, wurde es wiederum ganz stille. Die Pause dauerte länger als das erstemal; zuletzt aber ging die vordere Thüre des Gitterstuhls auf, und heraus kam derselbe stattliche schwarze Diener des Herrn. Während er langsam über die kleine Plattform vorschritt, rasselte es durch die ganze Gemeinde, weil die Bücher zugemacht wurden; er aber stellte sich gerade vor den kleinen hohen, mit einem weißen Tuche bedeckten Tisch. Mit derselben ruhigen, sanften Würde sprach er einen kurzen Segen über die Gemeinde, wobei sich alle vorwärts neigten, als nähmen sie ihn begierig auf; sodann senkte er seine Arme, die er während dieser kurzen Ceremonie gerade ausgestreckt, drehte sich um, und während er sachte seinem vergitterten Käfigt zuschritt, strömte das Volk auf der andern Seite hinaus, und in wenigen Minuten war die kleine lutherische Kirche von Langenschwalbach leer.

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Es war um die Mitte Januars, in der Zeit der Regen und Nebel, wo die schönen Tage zu Valladolid so selten sind, daß man sie gleich Festtagen feiert und Alles in's Freie eilt, um des blauen Himmels und der Sonne sich zu freuen. Um eines solchen schönen Morgens zu genießen, waren mein Bruder und ich mit drei Bekannten ausgegangen. Einer derselben wollte, bevor wir auf den Prado hinabgingen, ein paar Gänge durch die Straße machen, wo die Dame seines Herzens wohnte, und da der Umweg nicht groß war, gingen wir alle mit. Während er auf- und abging und ungeduldig dem Aufgang seines Sterns entgegensah, der diesen Morgen nicht so pünktlich war als das Tagesgestirn, blieben wir, um ihn nicht zu stören, an der Ecke des Platzes San Estoban stehen, gegenüber einem sehr großen Haus; und ohne daß einer im Geringsten ein eigentliches Interesse dabei hatte, aus bloßer Neckerei und Langeweile, fingen wir hier an, zu ein paar Balkonen, wo sich junge Frauenzimmer hatten blicken lassen, schmachtende Blicke hinaufzusenden und andere Possen zu treiben. So hatten wir uns geraume Zeit unterhalten und hätten wohl noch länger fortgefahren, da machte ein höchst unerwartetes Ereigniß unserm galanten Treiben ein Ende. Plötzlich fuhr aus dem großen Hause, dem wir gegenüberstanden, ein Wagen mit einer Dame heraus. „Ah! das schöne Weib!“ riefen Alle zusammen; „seht doch, Don Andres!“ und da ich gerade nach einer andern Seite sah, stieß mich der Eine mit dem Ellbogen, der Andere riß mich am Mäntel, und ich kehrte mich um. Großer Gott! wie wurde mir, als ich in der Dame, auf welche Alle mit Fingern wiesen, meine geheimnißvolle Schöne erkannte! Auch sie hatte mich nur zu gut erkannt; sie wurde blaß wie eine Leiche, Schnupftuch und Fächer entfielen ihr und sie war sichtbar einer Ohnmacht nahe. Sie faßte sich indessen, warf mir einen Blick zu, eiskalt und flammensprühend zugleich, befahl umzukehren, und fuhr in das Haus zurück. Mein Bruder und die Freunde verwunderten sich höchlich über die Verwirrung der Dame, wie über ihr plötzliches Umkehren. Lange sprachen sie darüber hin und her; nur ich wußte leider zu gut, was es zu bedeuten hatte, und daß ich an Allem Schuld war. Ich befand mich in der grausamsten Verlegenheit; sie wird meinen, dachte ich, ich habe trotz ihres Verbots der Sänfte und dem Stallmeister Jemanden nachschleichen lassen und so ihre Wohnung entdeckt; sie wird sich einbilden, ich habe gegen meine Freunde, wie gegen meinen Bruder geplaudert, habe mit ihnen ihre Schritte belauert und sie hieher geschleppt, ihnen meine Eroberung zu zeigen und mich groß damit zu machen. Da ich mir aber nicht der geringsten Schuld bewußt war, so zweifelte ich nicht daran, daß ich mich auch diesmal werde rechtfertigen können, und beruhigte mich allgemach.

Allermittelst war unser galanter Freund, der endlich seine säumige Dame an ihrem Mirador gesehen und sehr vergnügt war, weil er einen Blick von ihr erhascht hatte, wieder zu uns gestoßen. Nach der Beschreibung, die ihm mein Bruder, dem die Sache besonders im Kopf herumzugehen schien, von dem Wagen und der Livree der Dame machte, erkannte er sie sogleich und erzählte von ihr, was er wußte, während wir dem Prado zugingen. Ich that, als hörte ich kaum zu, verlor aber natürlich kein Wort und erfuhr so von Donna Josepha etwas mehr, als ich bisher gewußt: sie sey die Frau eines großen Herrn, eines Grafen von Waldemoro; ihr Gemahl, ein alter, heftiger Mann, sey desto eifersüchtiger, da er oft abwesend seyn müsse, und lasse sie in einem Hause, das Niemand kenne, und wo kein Mensch Zutritt habe, streng bewachen; die Dame komme nie anders als im Wagen aus dem Hause; man nenne sie daher bei Hofe nur la bella malcasada, die schöne unglücklich Verheirathete.

Gewiß konnte ich meiner Dame keinen bessern Beweis von meiner blinden Unterwürfigkeit unter ihre Befehle geben, als daß ich mich in dieses Gespräch, das mich doch so nahe anging, nicht einmal mit Fragen mischte; ich kam daher voll Zuversicht, daß der Kobold, der mich bewachte, mir bei Donna Josepha ein gutes Zeugniß geben müsse, nach Hause, und war vollends ganz beruhigt, als ich folgenden Brief gelesen hatte, der mir auf die gewöhnliche Weise zugekommen war: „Ich kann kaum glauben, Don Andres, daß es Euch so gar großes Vergnügen gemacht hat, einmal beim Tageslicht

Digitized by Google

und auf der Straße das Gesicht zu betrachten, das sich Euch unter vier Augen so oft enthüllt hat. Doch ohne Zweifel hat Euch hier nur die Leidenschaft weiter geführt, als mir lieb ist. Ihr habt mich durchaus sehen wollen, und wie es geht, in der Ungeduld seyd Ihr etwas unvorsichtig gewesen. Ich kann Euch auch darum eben nicht sehr gram seyn, hoffe indessen, daß die Leute, denen Ihr unser Geheimniß anvertraut haben mögt, gleich Eurem Bruder zuverlässige Freunde sind, von denen wir nichts zu fürchten haben. Ganz frei von Empfindlichkeit bin ich freilich noch nicht; bin ich aber nicht recht schwach, Don Andres, daß ich Euch erlaube, Euch selbst zu verantworten? Doch kann ich Euch erst in vier Tagen sprechen." — Von einer Antwort, die sie von mir erwarte, stand nichts in dem Briefe, und so blieb mir denn nichts übrig, als die vier Tage abzuwarten, die mir entsetzlich lang wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Friedrich Rückert.

Unter sein Bild.

Ihr schaut den goldnen Sängermund,
Der goldne Worte singet,
Und aus der Seele goldnem Grund
An's goldne Licht sie ringet.
Schaut dies Gesicht,
Und lieht es nicht,
Das bleiche, doch goldige Wunder.

Ihr kennt den goldnen Liedermann,
Mit goldnen Liedern sein Handeln,
Der, was er sieht, sogleich auch kann
In pures Gold verwandeln,
Dem, was er rückt
Und was er drückt,
Zum goldnen Lied muß werden.

Er hat, der Erste im ganzen Reich,
Ein goldnes Waarenlager,
Er schafft, sich ewig selber gleich,
Wird nimmer dünn und mager.
Er haucht — es glüht,
Er haucht — es blüht
In Düften aller Zonen.

Und weil er das so wohl gemacht,
Der goldene Geselle,
So schimmre goldnen Kranzes Pracht
Ihm an des Lorbeers Stelle:
Der schaue herein
In lichtem Schein
Auf's blasse, trübe Antlitz!

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Die heilige Philomena.

Nicht immer aber ist die Heilige so gutmüthig, namentlich wenn man nicht hält, was man ihr versprochen. Eine Frau verhieß für ihre schönste goldene Kette, wenn sie ihren taubstummen Sohn heilen wolle. Der Junge fängt auch wirklich zu reden an, die wortlose Mutter aber hängt der Heiligen ein ganz dünnes Kettchen um, und das Kind ist und bleibt stumm, wie zuvor. Ein reicher Mann, der am Gesichtskrebs litt, versprach der Heiligen ein Haus zu schenken, wenn sie ihm helfen wolle. Geholfen wurde, nun meinte aber der Undankbare, die Himmlische könne sich wohl bis nach seinem Tode gedulden. Bald darauf ward er durch ein Geschäftsunglück zu Grunde gerichtet, das Uebel erschien wieder und er starb elend. Ein böses Brüderpaar, welches ihre Erscheinungen und Warnungen im Traum verachtet, ließ sie durch zwei Höllenmeister unter der Gestalt von Banditen umbringen, zwei Andere, die ihrer gespottet, auf dem Wege eines plötzlichen Todes sterben u. a. m.

Da über die Lebensgeschichte Philomena's kein Wort bekannt war, heutzutage aber selbst das unbedeutendste Individuum wenigstens einen Nekrolog bekommt, so sorgte sie selbst für eine vollständige Biographie. Eine Nonne in Neapel, welche Nachts von teuflischen Anfechtungen viel zu leiden hatte, besaß eine kleine Statue der Heiligen, die ihr die ganze Geschichte haarklein erzählte: wie sie eine griechische Königstochter gewesen und Philumena, d. i. Tochter des Lichts, getauft worden, wie Kaiser Diocletian sie zur Gemahlin verlangt und, da sie das Gelübde der Jungfrauschaft nicht habe brechen wollen, nach entsetzlichen Martern, wobei eine Menge Wunder vorfielen, so namentlich, daß sie nach jeder Geißelung reizender erschien, denn zuvor, endlich enthaupten lassen. Dies sey am 10ten August geschehen, an welchem Tage sie auch, durch Gottes und ihre eigene Fügung, ihren feierlichen Einzug in das beglückte Mugnano gehalten. So verhält es sich mit der heiligen Philomena, welche gegenwärtig halb Italien in Bewegung setzt. Die zahllose Geistlichkeit thut Alles, was in ihren Kräften steht, um den Ruhm der neuen Patronin zu verbreiten; Städter und Landvolk schwören zu ihrer Fahne, tausende und zehntausende von Exemplaren ihrer Geschichte und ihres wundertätigen Bildnisses werden verkauft. Ein talentvoller Florentiner Dichter, Mitglied der Crusca und Bibliothekar an der Riccardiana, der Canonicus Borghi, hat in einem Hymnus die neue Heilige gefeiert. Wie es übrigens mit einem großen Theile unsers Clerus steht, zeigt eine kleine Geschichte. Eine schöne und interessante junge Fremde wohnte hier mit ihren Eltern. Ein Geistlicher, an dessen Pfarrwohnung sie täglich vorbeikam (auch einer der Patres der Scuole pie, zu denen verdienstvolle Gelehrte gehören, wie Inghirami und Giorgi), schien es nicht verschmerzen zu können, daß sie, eine Akatholikin, der ewigen Seligkeit nicht theilhaft werden sollte, und schrieb ihr eine Menge Briefe, um sie von ihren Irrthümern zurückzuführen, welche aber eben so wenig Erfolg hatten, als seine Besuche. Endlich reiste die Familie ab; in einem letzten Briefe drückte der Pater sein inniges Bedauern über diese Halsstarrigkeit aus, worauf er mit den Worten schloß: „Was mich aber am meisten schmerzt und mir allen Trost raubt, ist, daß ich beim Abschiede nicht einmal sagen kann: Auf Wiedersehn im Paradiese!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Juli 1834.

— Rosa
Canos odorati capillos
Potamus.
Horat.

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

Die Leser mögen nach der Ueberschrift und dem Charakter unserer Blätter eher etwas über die Kunst, vorzeitige Philosophen zu bilden, als über die Kunst erwarten, frühreife Gurken zu ziehen. Indessen werden einige Bemerkungen über die eigentlich sogenannte Treibhauskultur, die wir nach Anleitung einer im verflossenen März in der Pariser Hortikulturgesellschaft vorgelesenen Abhandlung geben, den zahlreichen Liebhabern der Gärtnerei nicht unwillkommen seyn.

Ein Gewächs treiben, heißt es in ungewöhnliche Verhältnisse versetzen, wobei der Gang seiner Vegetation verkehrt, aber nicht unterbrochen wird, und zwar in der Absicht, künstlich und unabhängig von der Ordnung der Jahreszeiten, Blüthen oder Früchte von ihm zu gewinnen, welche den im Freien erzeugten möglichst nahekommen oder sie in gewissen Eigenschaften sogar übertreffen. Wärme, in ihren verschiedenen Gestalten, ist der vornehmste Lebensfaktor der Vegetabilien, und so ist denn Wärme, nebst dem gehörigen Grade von Feuchtigkeit und einer angemessenen Menge atmosphärischer Luft, das Hauptprinzip bei allen Versuchen zum Treiben der Pflanzen. Bei der Wirkung eines so mächtigen Elements, wie das Feuer, auf ein so zartes Wesen, wie eine Pflanze, ist aber nothwendig die Grenze zwischen Zerstörung und Desorganisation, und zwischen Reiz und Befruchtung eine sehr zarte, und schon daraus wird klar, daß das zweckmäßige Treiben der Pflanzen eine eigentliche Kunst ist. Man hat es darin zwar schon sehr weit gebracht; allein wenn man in Zukunft noch mehr, als bisher, das Geleise der Routine und blinden Praxis verläßt und nach und nach alle Hülfsmittel der Wissenschaft aufbietet, so ist gar nicht abzusehen, welchen Einfluß auf das Leben diese bis jezt größtentheils dem Luxus dienende Kunst gewinnen mag.

Erst bei den Römern finden wir in der Geschichte die ersten Spuren vom künstlichen Treiben der Gewächse, weiter hinauf verlieren sie sich in der Nacht der Zeit. In den Gärten der Römer unter ihren Königen und in den ersten Zeiten der Republik wurden nur sehr wenige Blumen gezogen, und bekanntlich sah man im Garten des Tarquinius Superbus nur Rosen unter dem Mohn. Aber bald, als der Luxus unter den Herrn der Welt einriß, wurde die Leidenschaft für Blumen so groß und allgemein, daß man glaubte, ihr durch Luxusgesetze Einhalt thun zu müssen; nur um priviligirte Stirnen sollten Blumenkränze sich schlingen dürfen. Aber vergeblich! das Gesetz wurde so oft übertreten, daß von Strafe bald nicht mehr die Rede seyn konnte, und nicht lange, so ward das im Gesetze Verpönte gemeines Recht. Wollte Gott, der Mißbrauch der Freiheit hätte im Lauf

Digitized by Google

der Jahrhunderte nie gefährlichere Quellen, nie schlimmere Folgen gehabt. Solch weichliche Sitte vertrug sich freilich schlecht mit der Amtswürde des Richters oder der Autorität des Feldherrn, und Cicero machte es mit Recht dem Verres zum Verbrechen, daß er seine Provinz Sicilien in einer mit Rosen gefüllten Sänfte, einen Blumenkranz im Haar und Blumengewinde über seinem proconsularischen Gewand, besichtigt hatte. Rom hatte diese Sitte, die übrigens bekanntlich im ganzen Morgenlande herrschte, aus Griechenland, zunächst aus Athen erhalten. Die Kränze wurden gemeiniglich aus Rosen, Levkoien, Veilchen, Narcissen und Lilien gewunden. Kränze gehörten zum weiblichen Putz, die Priester schmückten sich und ihre Altäre damit, und sie waren ein wesentliches Element eines luxuriösen Mahles. Man schrieb den Blumen die Kraft zu, den Weindunst zu vertreiben, den Kopf zu stärken, und beim Klange der gleichfalls bekränzten Becher sanfte Heiterkeit über die Gäste zu verbreiten. Eine ganze Menschenklasse gab sich zu Rom mit dem Kränzewinde ab; sie wurden bald aus einerlei Blumen, bald aus verschiedenen, kunstreich vertheilten, oft auch so gewunden, daß das Ganze eine symbolische oder mythologische Bedeutung hatte. Alle Blumen, die dazu dienten, hießen coronarii, weil man sie wirklich fast nur zu Kränzen verwandte.

Es wäre kaum möglich gewesen, eine so große Bevölkerung mit Blumen zu versehen, ohne künstliche Mittel. Die Blumenliebhaberei war schon unter Augusk eine wahre Leidenschaft, aber zu Heliogabals Zeit, der seine Betten, seine Fußboden und Säulengänge mit Blumen bestreuen ließ, artete sie in wahre Raserei aus. Besonders nach Rosen verlangten diese Menschen, deren einziges nicht entnervtes Gefühl Grausamkeit war. Diese Liebhaberei für Rosen war eine aus Egypten herübergebrachte Mode. Cleopatra gab einmal bei einem Gastgebot über ein Talent dafür aus; der Boden des Saales war eine Elle hoch mit Rosenblättern beschüttet, und auf diesem duftenden Bette ward das Bankett gehalten. Was Cleopatra hier verschwendete, ist indessen eine Kleinigkeit gegen die Kosten jenes berüchtigten Mahles, wofür Nero über vier Millionen Sesterzien ausgab. Die Rosen, die diesem wahnsinnigen Luxus dienten, wurden auf Beeten gezogen und mit sehr großen Kosten aus Asien eingeführt. Zur Zeit Martials waren Rosen einer der vornehmsten Luxusartikel, und gerade wie heutzutage wollte man sie einerseits zugleich mit den frühesten Blumen, andererseits noch ganz spät im Jahre haben. Um sie früher zum Aufgehen zu bringen, begoß man die Sträucher mit heißem Wasser, sobald sich die Blüthenknospe zeigte. Ohne Zweifel bediente man sich, um sie zu treiben, auch jener Specularia, hinter welchen man frühe Küchenkräuter zog. Die Fenster dieser Treibhäuser bestanden aus sehr dünnen Blättern des Lapis specularis, und mittelst dieser Einrichtung konnte Tiber das ganze Jahr seine Lieblingsspeise, Kukumern, genießen. Kukumern, dies im Vorbeigehen gesagt, waren überhaupt bei allen morgenländischen Völkern von jeher außerordentlich beliebt, und noch lange gedachten die Kinder Israel der Gurken, die sie in Egypten gegessen. Sie waren so sehr die Lieblingsspeise des Volks, daß man die Gurkenfelder, gleich den Weingärten, durch Wächter in Stroh- oder Laubhütten hüten lassen mußte. Nach der Ernte gingen diese Wächter nach Hause, und Jesaias vergleicht daher die Tochter Zions mit einer solchen verlassenen Hütte: „was noch übrig ist von der Tochter Zion ist wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten.“ Die Römer zogen ihre Gurken in Kisten oder Körben mit Erde und Dünger; Nachts brachte man sie hinter jene durchsichtigen Glimmerplatten, deren sich die Römer statt des Glases bedienten. Auch Trauben und Pfirsiche trieben die Römer auf diese Weise, und Alles weist darauf hin, daß sie eigentliche warme Gewächshäuser, ja bereits zellenförmig abgetheilte Mauern hatten, wie man sie gegenwärtig in England sieht, deren Räume geheizt wurden, um die Reife des Spalierobstes zu beschleunigen. Ein gelehrter Engländer hat die Bemerkung gemacht, daß just zu der Zeit, wo die Römer anfingen, künstliche Wärme beim Gemüse- und Obstbau anzuwenden, auch die Sitte bei ihnen aufkam, ihre Getränke mit Eis abzukühlen; merkwürdigerweise nun fallen diese zwei Erfindungen auch in England in eine und dieselbe Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein spanisches Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Zur festgesetzten Zeit lag ich zu Donna Josephas Füßen. Mit meiner Begnadigung ging es über alles Erwarten schnell; kaum daß sie mir ein paar zarte Vorwürfe machte, und ohne mich zum Wort kommen zu lassen, führte sie mich an den Tisch, wo das Abendessen aufgetragen war. Nie war sie heiterer, liebenswürdiger gewesen, nie hatte ich mich glücklicher gefühlt. Mitten im Mahle zog mich Donna Josepha, auf meinen Degen weisend, lachend damit auf, daß ich mich in voller Rüstung zu Tische setze; ich entschuldigte mich, der Wahrheit gemäß, mit der Befangenheit, in der ich dießmal hergekommen, und eilte, die Waffe in der Ecke abzulegen. Die Gräfin hatte einen kleinen Wachtelhund, der ihr Liebling war und ihr nicht von der Seite wich. Das artige Thier war bisher munter um uns hergehüpft, und jetzt, da ich aufstand, lief er mir nach und schnappte

Digitized by Google

nach meinen Sporen. Auf dem Rückweg zum Tisch kam der Hund der Thüre des anstoßenden Kabinets nahe, machte sie mit der Schnauze auf und drängte sich halb hinein, fuhr aber sogleich drummend und bellend zurück und flüchtete sich ängstlich zwischen meine Beine. „Was ist das, Sennora? was bellt der Hund?“ fragte ich, nichts Schlimmes ahnend, aus bloßer Neugierde; „was ist in dem Kabinet?“ Und damit nahm ich ein Licht und wollte hinein, sie aber stieß einen lauten Schrei aus, sprang auf und hielt mich; im selben Augenblick ging die Thüre auf und drei Männer mit blanken Schwertern stürzten heraus und fielen wüthend über mich her.

Ja, ich gestehe es, das Blinken ihrer Klingen war mir der Blitzstrahl, dem schmetternd der Donnerstreich folgt; schrecklich ist's, so einem elenden, ruhmlosen Tode entgegen zu sehen, ein bitterer Kelch. Unbewaffnet, wie ich war, gab ich mich verloren, doch ganz verließ mich die Besinnung nicht. Ich warf den Leuchter, den ich in der Hand hielt, weg, umschlang die Treulose, so sehr sie sich auch sträubte, und deckte mich hinter ihr, so gut es ging, gegen die Stiche der drei Mordgesellen. Diese, um nicht die Gräfin zu treffen, ließen in ihrer Hitze nach und stachen nicht mehr, ich aber verfolgte lauernd jede ihrer Bewegungen. Ueber dem Ringen war meine Stellung eine andere geworden, und auch meine Feinde hatten bei ihrem Hin- und Herrennen sich ganz von ihrem ersten Standpunkte weggezogen. Mir gegenüber hatte ich sie immer, jezt aber lag das Kabinet, aus dem sie hervorgebrochen waren, gerade hinter mir. Mit einem Satze rückwärts war ich darin und schlug die Thüre hinter mir zu; die Gräfin fiel dicht vor der Thüre zu Boden. Während sie sich aufraffte, konnten die Bravos mir nicht schnell genug nach, und so gewann ich Zeit, die Riegel vorzuschieben, welche ich in der Finsterniß glücklich fand.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Wohl fühlte ich mein Blut aus mehreren Wunden strömen, aber noch war ich aufrecht; meine Brust, durch meine Feindin gedeckt, hatte kein Stich getroffen. Ich hatte, das sah ich wohl, nur eine elende Gnadenfrist gewonnen; indessen belebte sich, nachdem ich mich Gott und der heiligen Jungfrau empfohlen, mein Muth, wenn auch nicht meine Hoffnung, und um das schmähliche Ende, das mir bevorstand, wenigstens einige Augenblicke hinauszuschieben, schleppte ich alles Geräthe, das mir in die Hände fiel, herbei und verrammelte damit die Thüre. Die Thüre aufzusprengen, gelang den Mördern nicht; so machten sie sich denn in ihrer Ungeduld daran, sie zu zerbrechen, und führten so gewaltige Streiche dagegen, daß ich jeden Augenblick meinte, sie müsse in Stücke fliegen. Sie mußte wahrhaftig von tüchtigem Holze seyn, da sie solche Stöße aushielt. Sie wären indessen ohne Zweifel doch bald damit zu Stande gekommen, aber jezt hieß sie die Gräfin selbst aufhören. Sie fürchtete wohl, und mit allem Grunde, der furchtbare Lärm könnte auf der Straße gehört werden und sie verrathen. Sie traten von der Thüre weg und schienen sich zu besprechen; jezt hörte ich sie wieder näher treten. „Was ist aber zu thun?“ fragte einer. — „Man muß,“ sagte die Gräfin, „die Schrauben des Schlosses und der Angeln losmachen; dann geht die Thüre von selbst auf.“

Gerechter Himmel! das Weib, das teuflisch listig die Wege angibt, dir an das Leben zu kommen, das hat dich geliebt! die Stimme, die Blutbefehle gibt, wie süß, wie schmeichlerisch klang sie noch vor einem Augenblick! O Weiber! wohl haust in euch der Himmel oder die Hölle! O Weiber! — doch laßt mich kurz seyn und den einzigen Gedanken aussprechen, der in jenen schauerlichen Augenblicken in mir lebte: Gott bewahre uns vor eurer Liebe!

Gehorchend dem Triebe der Selbsterhaltung, der uns nur mit dem lezten Athemzuge verläßt, fuhr ich indessen fort, das Zimmer zu unterst zu oberst zu kehren, und schichtete alles Geräthe, dessen ich habhaft werden konnte, vor der Thüre auf einander, um, wenn dieselbe aufginge, eine weitere Schutzwehr zu haben. Da geschah es, daß ich, indem ich einen Gueridon von der Stelle rückte, zu meinen Füßen ein schwaches Licht schimmern sah. Ich warf mich rasch auf die Knie und fand, daß eine Fliese des Fußbodens fehle und daß ein Loch abwärts gegraben sey, durch welches der Schein herauffiel. Wunderbar fühlte ich durch diesen, wenn auch schwachen Hoffnungsschimmer meinen Muth gehoben, und ich dankte Gott mit gefalteten Händen dafür. Ich legte jezt den Kopf dicht an die Höhlung und sah durch eine kleine Oeffnung im Getäfel der Decke, ein Astloch oder etwas der Art, auf einen Tisch hinab, auf dem zwei Lichter brannten, und hörte mehrere Männer auf und abgehen und lebhaft mit einander sprechen. Man kann sich leicht denken, daß es mir in meiner Verwirrung nicht einfallen konnte, auf ihre Worte zu horchen, und der Gedanke, der mir plötzlich durch den Kopf schoß, ließ mir auch nicht Zeit dazu. Wie schon gesagt, war eine Fliese ausgehoben; ein Fliesenboden ist aber wie ein Strickstrumpf: sobald eine Masche offen ist, zieht man Alles leicht auf. Mit meinem Dolch, der mir zum Glück geblieben war, brach ich fünf, sechs Backsteine weg und grub dann zwischen zwei Balken des Bodens den Kalk und Lehm heraus, was rasch und leicht vor sich ging.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

Oppositionen gegen die Pariser Literatur.

Unter vielen andern lächerlichen Vorurtheilen herrscht bei den Parisern auch das, daß sie allein eine Literatur besitzen und darin dem ganzen übrigen Frankreich Geschmack, Gesetz und Regel vorschreiben wollen. Dies war allerdings einst so, aber jezt sind wir von dieser Vasallenschaft frei bis auf's Theater. Jene Prätension, jenes Vorurtheil der Pariser wird durch Manches unterhalten und genährt, durch die übertriebenen Lobeserhebungen der dortigen Leser, durch die arge Camaraderie und die dienstfertigen Fuchsschwänzereien der guten Freunde, deßgleichen durch die bezahlten Feuilletons der Journale, bei denen jede Art, jede Abstufung von Lob ihre Taxe hat. Paris hat jezt das Privilegium, das Monopol des Romans, des neuen unphysischen, raschen, grellen, springenden und schlagenden, auf Effekt berechneten Styls, der unter irgend einem auffallenden Titel — Barnave oder Deburcau, Plick-Plock oder Riar-Gull — in die Welt geschleudert wird und Sternschnuppen gleichen soll. Dergleichen Erscheinungen sind auch leicht begreiflich in einer großen Stadt, wo Alles nach Unterhaltung renne und darum so leicht zu amüsiren ist, wenn man ihm nur Neues vorzusetzen weiß, in Paris, wo die Leute durchaus Zerstreuung haben wollen, und darum nach Allem greifen, auch nach dem Unbedeutendsten. Aber auch nur in Paris können die hundert Journalstimmen, die Autorfreundschaften und Gefälligkeiten, die langen und pompösen Ankündigungen mit handhohen Buchstaben, die vielen Kataloge, so wie die Salons-Commerage dem kleinen Talent durch großen Charlatanismus zu Hülfe kommen und mit geringen Kosten Reputationen machen. So ist es begreiflich und wir Lyoner haben gar nichts dagegen, daß Paris ausschließlichen Anspruch macht auf die improvisirte, wie mit Dampfmaschinen hervorgebrachte Romanen- und Novellenliteratur, die mit Pigault-Lebrun's Romanen anfing. Wir beneiden auch die Hauptstadt gar nicht um diese von Balzac, Janin und Gozlan mit Geist, aber auch oft im Fieber und unter dem pariser Fliegenpflaster der Ueppigkeit geschriebenen Kleinigkeiten, um diese Histörchen, die à la Scribe auf die Spitze einer Nadel gebaut sind, wie der Pallast der Königin Mab; um diese Beschreibungen, an denen Decorationen, Maschinerie, Phrasen und neuklingende Beiwörter verschwendet sind; kurz um alles das, was man ehemals Marivaudage nannte und was jezt in Paris Janinisme heißt. Wir haben nichts dagegen, daß die Revue de Paris mit dergleichen Säckchen ihre Leser füttert, daß die Buchhändler Renduel, Gosselin und Andere elegante Bände daraus machen, geziert mit dreiten weißen Rändern; wir sehen es auch ganz gern, daß die Pariser Fashionables und Dandys bei dergleichen Lektüre ganz außer sich gerathen und sich verzücken über die Darstellung Mirabeau's in einem Feuilleton des Journal de Paris, über deren Tiefe, über deren Höhe, während uns nur die Breite daran auffällt; denn die Pariser mögen uns erlauben, daß wir die Literatur anders auffassen und andere Ansprüche daran machen, als sie. Wir Lyoner sind beschränkt und spießbürgerlich genug, einen Zweck und eine Bestimmung von ihr zu verlangen; wir glauben, sie müsse sittlich und erhaltend wirken, das menschliche Gemüth erheben und reinigen, die höhern Stände durch Wissenschaft und Kunst mehr ausbilden, den niedern aber durch Rath und Beispiel helfen, ihre Lage wahrhaft verbessern. Aus Herzens Grund, mit allen Aufmunterungen und Hoffnungen wünschen wir eine würdigere, höhere, ehrenvollere und an guten Resultaten reichere Literatur herbei, als die ist, die gegenwärtig auf Frankreich liegt. Darum freut es uns auch sehr, daß wir, wenn auch nicht in Paris, doch in dem südöstlichen Frankreich eine solche beginnen, sich ausbreiten und erstarken sehen. Auf einem langsamern, aber bessern und sicherern Weg, als durch unsere frühere Akademie, wird jezt ein Stein nach dem andern herbeigefragen und aneinander gefügt, um langsam, aber desto fixerer und dauerhafter eine neue französische Literatur aufzubauen, die auch den böswilligsten Kritikern widerstehen kann. Diese literarische Reaktion der Wissenschaft gegen den Alles verheerenden Roman hat zuerst in der Provinz, bei uns in Lyon und in unserer Nähe begonnen. Dies ist auch nur möglich fern von der Hauptstadt, von ihren politischen Parteiungen, fern von dem Geschrei der Anführer, fern von Egoismus und Charlatanismus, fern von der Herrschaft der Schulen und ihrer Camaraderie. Dieses Streben nach Unabhängigkeit, Eigenthümlichkeit und Verbesserung der Literatur in der Provinz hat vor ungefähr zwei Jahren begonnen und wir sehen es schon gute Früchte tragen. So gab Roux-Ferrand in Nimes sein Gemälde des Mittelalters heraus; in Avignon arbeitete Rastoul auch in dieser Geschichtsepoche; Lamartine, so hoch stehend über der Pariser Literatur, lebt und arbeitet größtentheils in seiner Heimath Mâcon. Dort arbeitet auch Dufour an seinen tiefen Studien über die Natur des Menschen, besonders hinsichtlich der innigen Verbindung der Seele und des Körpers, die bisher in Frankreich immer getrennt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 160:

Nummer.

Räthsel.

Ast oder Zweig vom Baume,
Der seinen Stamm versteckt;
Sie sind längs ihrem Rande
Mit weichem Kleid bedeckt.

Um ihren Stamm im Kreise
Stehn alle rings umher,
Sie ziehn aus ihm die Speise
Und für sie kochet er.

Doch, wenn zu warm er kochet,
Gedeihe es ihnen kaum,
Und kocht er heiß, so kochet
Und stirbt der ganze Baum.

Drum halte du den lauen
Stamm unter guter Hut,
Laß keinen Zweig abhauen,
Sonst fließt des Baumes Blut.

Doch pflanze nur daneben
Den rechten Bruderstamm,
Und alle Zweiglein leben,
Gedeihen wundersam.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 25.

Sonnabend, 12. Juli 1834.

[297] In der Unterzeichneten ist erschienen:

Finnische Runen.

Finnisch und deutsch

von

Dr. M. K. von Schröter.

Herausgegeben

von

G. M. von Schröter.

Mit einer Musikbeilage.

Preis 1 fl. 12 kr.

Der Herausgeber dieser Sammlung gibt uns aus dem unerschöpflichen Borne der Volksdichtung eine Auswahl der köstlichsten Lieder einer noch bis auf den heutigen Tag in ihrer Gesammtheit fortdichtenden Nation, deren Poesie nicht nur von überlieferten Schätzen zehrt, sondern sich beständig von Neuem aus sich selbst erzeugt, und ein gemeinsames Element, eine nothwendige Bedingung des Lebens für das Volk ist, das, von einer kunstvollen, an aller Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks überreichen Sprache begünstigt, Proben seines dichtenden Geistes von uralter Zeit bis auf die neueste aufzuweisen hat. Mit Recht erwartet der Herausgeber, der in dieser Sammlung seinem Bruder, dem Uebersetzer, ein Denkmal errichtet, das in der Unterstützung finnischer Freunde eine Hauptbürgschaft für seinen Werth aufweisen kann, daß diese wunderbare Liederquelle, von einem Deutschen zuerst zugänglich gemacht in unserm Vaterlande, das schon so viele ausheimische Gesangesströme liebend in sich aufgenommen, eine günstige Aufnahme finden werde.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[302] In Unterzeichneter ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. D. G. Memminger.

Jahrgang 1833. Erstes Heft, mit 1 Tabelle.

8. Preis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahrs 1833. — II. Besondere Denkwürdigkeiten: Königliches Haus; sonstige Denkwürdigkeiten; Unglücksfälle. — III. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten: Die würtembergische Armen-Industrie; Bevölkerung des Königreichs nach dem Ergebniß der auf den 1. Nov. 1832 angeordneten Zählung, und Gang der Bevölkerung von 1822 — 1832. (Mit 5 Tabellen); zur Geschichte der Schenken von Winterstetten ꝛc. ꝛc. ꝛc. von Domkapitular Dr. Wannotti; neuentdeckte römische Alterthümer bei Waiblingen auf den Fildern. Der Viehstand des Königreichs Würtemberg nach der Aufnahme auf den 1. Januar 1834. (Mit 1 Tabelle.) Zusammenstellung und Vergleichung der drei Wollmärkte zu Kirchheim, Göppingen und Heilbronn im Jahr 1833 und ihrer Resultate.

Stuttgart und Tübingen, den 18. Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[293] In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

8. Velinpapier. Geheftet.

Erster Theil, enthaltend: **Die Zerrissenen.**

Preis 2 fl.

Zweiter Theil, enthaltend: **Eduard**, oder Fortsetzung der Zerrissenen.

Preis 2 fl. 24 kr.

Dritter Theil, enthaltend: **Lessing.**

Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[310] Empfehlungswerthe äußerst wohlfeile Zeitschriften und Werke, auf welche alle Buchhandlungen Bestellungen annehmen:

Malerische

Reise um die Welt

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungsreisen eines Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Kotzebue, Beechey, Dûmont d'Urville, Laplace ꝛc. ꝛc., verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung des Hrn. Dûmont d'Urville. Deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. Diezmann. In Quarto. Mit 500 Abbildungen.

Die Reise um die Welt erscheint in Lieferungen von einigen Bogen Text mit jedesmal 12 bis 16 fein gestochenen Vignetten, alle 4 bis 6 Wochen. Der Preis für jede Lieferung ist äußerst billig zu

6 Groschen

bestimmt worden, so daß die ganze Reise (zwei enggedruckte prachtvolle, mit 500 Abbildungen ausgestattete Quartbände, welche acht gewöhnliche Bände füllen würden, deren Preis sich auf 20 Thlr. beliefe) nur wenige Thaler kost wird. Fünf Lieferungen sind erschienen.

Digitized by Google

WELT UND ZEIT.

Blätter aus der Gegenwart,
von Dr. A. Diezmann. 5ter Jahrg. 64 dreispaltig und enggedruckte Bogen in Quart mit 150 bis 200 Abbildungen. Preis 3 Thlr. jährlich.

Leipziger Allgemeine Moden-Zeitung,
von Dr. J. A. Bergk. 36r Jahrg. 104 gedruckte hohe Quartbogen, mit 64 bis 104 Kupfern und Extrakupfern in Quart, oder circa 500 bis 800 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, Preis 6 Thaler; mit 116 bis 136 Kupfern, die erwähnten Moden-Figuren und als Doppelkupfer: Portraits, Abbildungen von Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen rc. enthaltend. Pr. 8 Thlr.

Beide Ausgaben enthalten ein

Gratis-Magazin unter dem Titel: „Bilder-Magazin für die elegante Welt," mit 26 Bogen Text und 150 bis 200 feinen Holzschnitten.

Unter den Doppelkupfern sind Darstellungen der Hauptgötter der griechischen Mythologie von Prof. Ender und dem beliebten Kupferstecher Stöber zu Wien, in einem hinreißend schönen Style ausgeführt, so wie Portraits berühmter Frauen aus dem Werk der Herzogin von Abrantes.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß unser Journal an Vielfältigkeit und feiner Ausführung, sowohl der Modenbilder als der übrigen angeführten Abbildungen alle übrigen deutschen Modenjournale bei weitem übertrifft, und führen anstatt aller großsprecherischen Empfehlungen, welche von andern derartigen Unternehmungen beliebt werden, nur an, daß der lezte Jahrgang nicht weniger als

662 nur auf die Moden Bezug habende Abbildungen

lieferte, etwa das Doppelte von andern derartigen Zeitschriften.

Pfennig-Encyklopädie

DER ANATOMIE

oder

bildliche Darstellung der gesammten menschlichen Anatomie

nach Rosenmüller, Loder, Carl Bell, Gordon, Bock etc. Gestochen von J. F. Schröter, mit erklärendem Text von Dr. Th. Richter.

Wir lassen die vollständige menschliche Anatomie, welche fertig in unsern Händen ist, so daß das Erscheinen nie eine Unterbrechung und Verzögerung erfahren wird,

in Lieferungen zu 4 schwarzen Kupfertafeln in Quart, nebst dem dazu gehörigen Texte,

zum Preis von 7 gGr.

für jede Lieferung von Monat zu Monat erscheinen.

Diese Art der Veröffentlichung macht es sogar dem Unbemittelten leicht, sich in den Besitz des schätzbaren Werkes zu setzen, da dazu nur die geringe Ersparniß von 1¾ Gr. wöchentlich erforderlich ist, wodurch der Subscribent in einer kurzen Zeit eine vollständige, nach den besten Quellen bearbeitete Anatomie erhält.

Drei Supplementbände
der allgemeinen Encyklopädie der Haus- und Landwirthschaft der Deutschen.

Herausgegeben vom Dr. C. W. C. Putsche.

Diese Supplementbände werden von folgenden ausgezeichneten Gelehrten geliefert:

Herrn Dr. Brehm in Renthendorf, Hrn. Dr. Horn in Stadt-Bürgel, Hrn. Dr. Kurr in Stuttgart, Hrn. Haushofmeister Teubner in Schleiz, Hrn. Dr. und Professor Völker in Erfurt und Hrn. Dr. und Prof. Zencker in Jena.

Sie enthalten: 1) Die landwirthschaftliche Mineralogie. 2) Denjenigen Theil der Zoologie, welcher das große Heer der Thiere kennen lehrt, welche dem Landwirth in seinen Produktionen und Gewerbe hindernd, störend oder verwüstend entgegen treten. 3) Die ökonomische Rechtskunde. 4) Denjenigen Theil der Haushaltungskunst, welcher die Beköstigung des landwirthschaftlichen Personals und die Küche überhaupt betrifft. 5) Den Vogelfang. 6) Die Forsttechnologie. 7) Zahlreiche Artikel der landwirthschaftlichen Technologie, welche der verewigte Hermstädt zu liefern unterlassen.

Druck und Format wird sich den vorhergehenden Bänden genau anschließen. Jede Wissenschaft wird in 3 Abtheilungen geliefert, so daß jeder Band eine Abtheilung davon enthalten wird. Das Werk wird mit doppelten Seitenzahlen versehen, damit diejenigen, welche es vorziehen, jede Wissenschaft zusammen für sich zu haben, dieselbe unter einem eigenen beigegebenen Titel besonders binden lassen können. Dem Ganzen folgt ein Register.

Baumgärtner's Buchhandlung und Industrie-Comptoir in Leipzig.

---

[319] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Prospectus

über das

Universal-Lexikon der Tonkunst.

Oder:

Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften,

herausgegeben von

M. Fink, Dr. Großheim, Dr. Heinroth, Professor Dr. Marx, Direktor Naun, Ludwig Rellstab, Ritter J. v. Seyfried, Professor Weber u. A.

redigirt von

Dr. G. Schilling.

Unter obigem Titel erscheint in unterzeichneter Buchhandlung ein das ganze Gebiet der Tonkunst umfassendes, bis auf die neueste Zeit fortgeführtes Lexikon, das alle bedeutenden Biographien nebst Charakteristiken und Kritiken der Leistungen, alle historischen, ästhetischen, technischen u. s. w. Ausdrücke, Gegenstände und

Digitized by Google

Begriffe gründlich erläutern, und sich mit einem Wort über alle Theile der musikalischen Wissenschaften erschöpfend verbreiten wird, demnach auch Opern, Kirchenmusik, alle Gattungen von Gesang, Kompositionen aller Arten u. s. w. darin umfassende Artikel erhalten werden.

Die Namen der Herausgeber sind dem musikalischen Publikum bereits längst vortheilhaft bekannt, so daß man hier nur Gediegenes und Reifes zu erwarten hat.

Die Reichhaltigkeit des Werkes kann jeder aus dem in allen Buchhandlungen vorräthigen Prospektus ersehen, welchem das Inhaltsverzeichniß der in A enthaltenen Artikel beigedruckt ist, an der Zahl 665.

Der Umfang ist auf 6 Bände zu 6 Lieferungen berechnet, deren jede aus 8 Bogen im Format des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons besteht, und welche vom September 1834 an monatlich ausgegeben werden.

Um auch weniger Bemittelten dieses jedem wahren Musikfreunde unentbehrliche Werk zugänglich zu machen, findet ein Subscriptionspreis von 10 kr. CM., 45 kr. rhein. und 10 gGr. sächs. für jede Lieferung statt, so daß mit dieser geringen monatlichen Ausgabe sich Jeder auf die billigste Art in den Besitz desselben setzen kann. — Nach dem Erscheinen der ersten Lieferung tritt der Ladenpreis von 48 kr. CM., 54 kr. rhein. und 12 gGr. sächs. bestimmt ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an.

Stuttgart, den 1. Juli 1834.

Die Buchhandlung
F. C. Löflund und Sohn.
Franz Heinrich Köhler.

---

[317] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

PFENNIG-AUSGABE

von

E. L. Bulwer's geistreichstem, neuesten Werke:

Die Pilger des Rheins.

Aus dem Engl. von Dr. Le Petit.

5 Bändchen mit 10 Stahlstichen.

(Aus Creuzbauer's und Rosmäsler's Officinen.)

Ausstattung ganz dem Englischen gleich.

Subscriptionspreis für's Bändchen zu 7 Bogen und 2 Stahlstichen, jedes 6 gGr. = 7½ Sgr. = 24 kr. CM. = 27 kr. Rhein.

Bulwer, dieser leuchtende Stern am Horizont der Novellistik, ist uns von Neuem aufgegangen, — und zwar glänzender, bezaubernder als je! — Schon lange wird Bulwer bewundert, geliebt, unter allen Nationen, wo nur tiefes Gefühl und erleuchteter Geschmack Anklang finden! — Durch sein jüngstes Werk: „die Pilgrime des Rheins," tritt er auf überraschende Art mit uns Deutschen in ein neues, inniges Verhältniß. Deutscher Boden ist der Schauplatz der Handlungen, deutsche Sagen der Gegenstand der reizenden Episoden und — was mehr sagen will — deutsche Tiefe und Innigkeit des Gefühls, eine so hochpoetische Auffassung der zartesten Lebensverhältnisse, wie wir sie nur bei deutschen Dichtern finden, bezeichnen das Ganze und werden ihm die Herzen aller Deutschen im gleichen Grade gewinnen, wie sie einst den Lieblingen unserer Nation, einem Bürger, einem Schiller, einem Goethe zuflogen.

Die beigegebenen — den englischen Originalen ganz gleichen Stahlstiche führen uns den Schauplatz der romantischen Sagen näher vor und sind eine hohe Zierde des Werkes.

Ausführliche Prospekte liegen in allen Buchhandlungen vor.

Leipzig, den 1. Juni 1834.

L. Hanewald's Verlagshandlung.

---

[271] In meinem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Rellstab (Ludwig), 1812.

Ein historischer Roman. Vier Bände. 8. geh. Auf feinem Druckvelinpapier. 8 Thlr.

Wiese (Sigismund), Herrmann.

Ein Roman. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[321] **Ein neues Buch,**

unentbehrlich für die Jugend, nützlich und angenehm für Jedermann.

Die „Reisen zu Wasser und zu Lande" (wovon die dritte Auflage in zehn Bändchen zu dem ungemein billigen Preise von 3 Thlr. 12 Gr. erschienen ist) haben so allgemeinen Beifall gefunden, daß ein neues gediegenes Werk von dem Verfasser derselben, T. F. M. Richter, der Jugend sowohl als Aeltern und Erziehern, wie überhaupt dem gebildeten Publikum, erfreulich und willkommen seyn wird. Es führt den Titel:

Die Wasserwelt

oder

das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange,

zur

Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann,

auch

zum Gebrauch für Seereisende und angehende Seeleute;

von

T. F. M. Richter,

Verfasser der Reisen zu Wasser und zu Lande.

Mit Seekarten und Abbildungen.

Das Meer und die Schifffahrt — sagt der Verfasser in der Vorrede — sind unstreitig Gegenstände, die unsere größte Aufmerksamkeit verdienen, jenes als eine Welt voll höchst wichtiger Erscheinungen und unermeßlicher Naturerzeugnisse, diese als eine Kunst, welche auf den geistigen und körperlichen Zustand des Menschen den entschiedensten Einfluß gehabt und noch hat. Es fehlt zwar nicht an Schriften, die uns darüber Belehrung geben; allein sie beschränken sich auf den einen oder den andern Theil, und sind entweder bloß für den Gelehrten und den Mann vom Fache berechnet, daher weitläufig

Digitized by Google

und kostspielig, oder sie handeln die Materien oberflächlich und in Bruchstücken ab, so daß sich wenig Nutzen daraus schöpfen läßt. Ein Werk, worin das Meer, die Schifffahrt und Alles, was in naher oder entfernter Beziehung damit steht, zu einem Ganzen vereinigt, vollständig und dennoch mit möglicher Kürze und auf eine allgemein verständliche Weise beschrieben werden, ist noch nicht vorhanden.

Diese Aufgabe zu lösen, ist der Zweck des hier angekündigten Werkes. Es wird aus vier Bänden bestehen, wovon der erste das Meer nach seinen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen beschreibt; der zweite soll zuvörderst von der Geschichte der Schifffahrt handeln, dann von dem Schiff- und Hafenbau, den verschiedenen Arten der Schiffe, Flaggen u. s. w., den Verrichtungen der Seeleute und der Kunst, ein Schiff über das Meer zu führen; der dritte von dem Kriege und dem Handel zur See, von den Rechten und Verbindlichkeiten der zum Seewesen gehörigen oder damit in Berührung kommenden Personen, von den Sitten und Gebräuchen der Seeleute, und dem Leben auf der See überhaupt; der vierte Band endlich wird ein nautisches Wörterbuch enthalten.

Bei der Bearbeitung des Werkes ist der Verfasser großentheils eigenen, auf seinen weiten Reisen gemachten Erfahrungen gefolgt, hat jedoch zu gleicher Zeit die besten der schon vorhandenen Schriften zu Rathe gezogen, und besonders auf die neuesten Ereignisse, Entdeckungen und Erfindungen Rücksicht genommen.

Obschon die abgehandelten Materien in eine Menge gelehrter Wissenschaften, z. B. in die Erdkunde, Physik und Chemie, die Mechanik, Geometrie und Astronomie, die Naturgeschichte und allgemeine Weltgeschichte, in die Kriegs- und Rechtswissenschaften einschlagen, so hat doch der Verfasser gesucht, dieselben in ein gefälliges Gewand zu kleiden, indem er diejenigen, welche ein tiefes Nachdenken erfordern, wo möglich abkürzte, schwierige Berechnungen vermied u. s. w.; auch hat er sich bestrebt, seinen Vortrag mehr dem erzählenden als belehrenden Ton anzupassen, und ihm durchaus den Charakter der Einfachheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben. Uebrigens wird das Werk, zur größeren Verständlichkeit und zur Versinnlichung der beschriebenen Gegenstände, mit genauen Karten und treuen Abbildungen ausgestattet werden.

Jeder Band soll aus 4 oder 5 Heften bestehen, wovon eines nicht mehr als 8 Gr. kostet, und wofür das erste Heft bereits in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen ist. Auf 10 Exemplare wird das 11te freigegeben.

Dresden und Leipzig, im Mai 1834.

Arnold'sche Buchhandlung.

---

[324] In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

v. Goethe,

die Leiden des jungen Werther.

5te Aufl. 17½ Bog. 12. Mit dem Portrait des Verfassers.

Preis: broch. 16 Groschen.

Das schnelle Vergreifen der ersten 4 Auflagen dieses trefflichen und schön ausgestatteten Werkes spricht am besten dafür, mit welcher Theilnahme das Publikum dasselbe aufnahm, und enthalten wir uns daher jeder weitern Lobpreisung.

Wegweiser

durch das Gebiet der Naturgeschichte und Technologie, eine Anleitung zum methodischen Verfahren für Lehrer.

Ein Hülfsbuch

zum sichern Fortschreiten für Lernende

von

C. Hiersche.

8. 23 Bogen. Preis 18 Gr.

Der Herr Verfasser, früher selbst praktischer Schulmann, hat in diesem Werkchen, wie in seinen früheren, günstig aufgenommenen Schriften ähnlicher Art, die beim ersten Unterricht vorzüglich nöthige Gründlichkeit beobachtet und die schwere Aufgabe, das Interesse der Jugend für die Wissenschaft immer fest zu halten, mit Erfolg gelöst.

---

[309] Lemgo. So eben ist bei uns erschienen:

Stuhr, P. F. (Professor an der Universität zu Berlin), der siebenjährige Krieg, in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeinern militärischen Beziehungen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gGr.

In diesem so eben erschienenen Werke ist versucht worden, mit Hülfe von Quellen, die bisher sehr wenig oder gar nicht benuzt wurden, das innere geheime Getriebe, welches in den Verhältnissen des siebenjährigen Krieges waltete, zu enthüllen. Nach der Lektüre wird man inne werden, wie irrig die in den meisten Büchern über den Gegenstand aufgestellten Ansichten sind, — auf welche überraschende Weise sich auf dem vom Verfasser eingeschlagenen Wege das Räthsel löset.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[286] In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Sammlung von Bildnissen gelehrter Theologen Deutschlands neuerer Zeit. 1ste Sammlung, enthaltend die Portraits der HH. DD. K. G. Bretschneider, J. D. Goldhorn, A. Hahn, J. F. Röhr. Preis 1 Thlr. 8 gGr. Jedes Portrait einzeln 9 gGr.

Leipzig, den 1. Juni 1834.

Gustav Schaarschmidt.

---

[322] ### Zoll- und Handelskarte

von Preußen, Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, nebst den kleineren Fürstenthümern, insoweit solche dem allgemeinen Zoll- und Handels-Vereine beigetreten,

von

L. Zindel.

In 4 Blättern. Pränumerationspreis 1½ Rthlr.

Die zwei ersten Sektionen von dieser Karte sind erschienen und an die resp. Pränumeranten versandt. Die Pränumeration bleibt bis zur Erscheinung der zwei lezten Sektionen noch offen, dann tritt unabänderlich der Ladenpreis von 2 Rthlr. ein. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesezt, Exemplare davon vorzuzeigen und Bestellung darauf anzunehmen.

Magdeburg, den 1. Juni 1834.

F. Rubach.

Digitized by Google

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Juli 1834.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schäpe, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Goethe.

Strom und Wolke.

Rauschend aus den Felsenquadern,
In des alten Berges Adern
Sammelt sich die Wasserfluth.
Und mit wildem Kindermuth
Aus dem engen Steinverließe
Springt das Brünnlein auf die Wiese;
Schalkhaft eilt es hinter Hecken,
Sich ein Veilchen zu verstecken,
Wieder springt's hervor geschwind,
Wie des Sägemüllers Kind.
Aber schon ist jugendkräftig
Nun der muntre Bach geschäftig,
Rings die Wiesen zu begießen,
Daß die jungen Saaten sprießen.
Und mit hohem Wellenguß
Großgewachsen bald zum Fluß,
In die Stadt enteilt'er fort,
Dienste nehmen will er dort;
Und auf seiner Schulter lasten
Schiffe nun mit bunten Masten,
Und er trägt sie reichbeladen
Nach den fernen Seegestaden.
All' des treuen Fleißes Segen,
Der entblüht auf seinen Wegen,
Was er wirkte hier und dorten,
Eilt er demuthvoll zu legen
An des ew'gen Meeres Pforten.
Strömend aus den Felsenquadern,
Aus des alten Berges Adern
Steigt ein dicht Gewölk herauf,
Nimmt gen Himmel seinen Lauf.
Und von Morgenroth durchdrungen,
Hat es sich dahingeschwungen
Durch des klaren Himmels Blau,
Manchem Aug' zur holden Schau.
Jezt verglimmt das rothe Gold,
Und von Stürmen aufgerollt
Flattert über Meer und Land
Weit dahin sein Nachtgewand,
Und durch seine Finsterniß
Lodert rother Blitze Riß,
Bis von Abendrosengluthen
Wieder seine Wellen fluthen.
Drauf, da rings die Lande dunkeln,
Sieht man durch's Gewölke funkeln
Seligmildes Mondenlicht:
Wie ein Nonnenangesicht
Friedelächelnd schaut hervor
Hinter'm langen, weißen Flor.
So durch blauer Lüfte Plan

Digitized by Google

Ziehet das Gewölk die Bahn,
Himmelstrauer, Himmelsfrieden
Strahlt es in die Thale nieden.
Und zuletzt nach weitem Laufe
Hat es sich in laner Traufe,
Regenbogenlichtgetränkt,
In den Meeresschooß gesenkt.
Nicht mit schwerem Früchtesegen
Eilt's dem ew'gen Meer entgegen;
Aber wenn es bringen könnt',
Was zu wirken ihm vergönnt!
Manch verklärtes Angesicht
Hing entzückt an seinem Licht,
Und mit seinem hehren Schmerz,
Der in Blitzespracht getrauert,
Rührt' es manch ein Menschenherz,
Von des Schönen Lust durchschauert!
Und als Eines Reichs Genossen
In des ew'gen Meeres Wogen
Haben beide sich umschlossen:
Der mit Früchten kam gezogen,
Der des Schönen Bahn durchflogen.

A. Stöber.

Ein spanisches Abenteuer.

(Beschluß.)

Allermittelst arbeiteten auch meine Feinde tüchtig vorwärts, und schon war die Thüre, aus ihren Angeln gehoben, halb offen; jezt war aber auch mein Loch im Boden weit genug. Indessen befand ich mich immer noch in einer schrecklichen Lage: dort drangen mir die Stimmen der Mörder immer lauter, immer drohender entgegen, hier zu meinen Füßen ward es auch laut. Und wenn ich mitten unter Unbekannte in ein fremdes Zimmer hinunterbrach, wie hoch stürzte ich hinab? Hier war indessen nichts zu bedenken: ich trat die Bretter des Getäfels, die mir allein noch im Wege standen, durch, bekreuzte mich, empfahl mich in den Schutz der heiligen Jungfrau — und glitt hinab. Ich schlug heftig mit dem Kopf gegen einen Tisch, aber das Zimmer war nicht hoch, und so betäubte mich der Fall nur auf einen Augenblick.

Doch dies war nicht mein größtes Glück, nicht das größte Wunder. Man denke sich mein Erstaunen, als ich die Augen aufschlug und mich in meinem eigenen Zimmer auf dem Boden liegen sah, als ich in den Leuten, die ich von oben gehört und die, als ich herabkam, mit gezückten Schwertern auf mich losgestürzt waren, meine eigenen Leute, meinen Bruder erkannte! Ich faßte ihre Hände, rief sie bei Namen, griff an die Wände meines Zimmers; ja, es war mein Bruder, es waren meine Diener, es war mein eigenes Gemach! Aber bei allen Heiligen! das Ganze erschien mir nicht anders, als wie ein Mirakel.

Als ich mich etwas gesammelt hatte, erzählte ich in eiligen Worten mein Abenteuer, so gut ich es im Wirrwarr meiner Gedanken vermochte. Ich blutete aus drei Wunden am Kopf und an der Schulter, und geschwächt vom Blutverlust, wäre mir mein Zimmer und mein Bett höchst erwünscht und nothwendig gewesen. Blieb ich aber, so konnte ein Schuß durch das Loch in der Decke mir leicht vollends den Garaus machen, und so faßten denn mein Bruder und die Diener mich unter den Armen und verließen eiligst das Haus mit mir. Aber kaum waren wir über die Straße, so veranlaßte uns ein Lärm ganz in der Nähe, uns in das Dunkel unter dem Dach einer Barbierbude zu flüchten. Aus einer kleinen, unscheindaren Thüre an der Ecke des Hauses, auf die ich früher nie geachtet, die ich aber jezt beim Schein der Laternen in dem engen Durchgang, auf welchen sie führte, ganz deutlich für diejenige erkannte, vor der mich der Stallmeister und die Neger mit der Sänfte immer abgesezt, sah ich die drei Bravos, die Degen in der Faust, herauseilen. Sie wollten mich ohne Zweifel auf der Straße einholen und mir den Rest geben. Bei San Jago! das Blut, das sie mir im Leib gelassen, wallte mächtig auf, und so schwach ich war, ich wollte mich auf sie stürzen und den Schurken zu dem Golde, ihrem Sündenlohn, ein Stück Stahl in die Wämser stecken. Aber mein Bruder hielt mich mit Gewalt, und ließ mich auch nicht mehr in mein Zimmer zurück, sondern führte, oder vielmehr schleppte mich in das Haus eines Bekannten, über das wir frei verfügen konnten, in der Nähe des Klosters San Miguel.

Hier schwebte ich vier Tage zwischen Leben und Tod, denn meine Wunden waren tiefer und schwerer als es Anfangs geschienen; länger als einen Monat blieb ich an das Lager gefesselt und hatte nun volle Muße, meinen trübseligen Gedanken nachzuhängen. Das furchtbare Weib hatte mir das Leben nehmen wollen, aber ach! die Liebe zu ihr war mit dem Leben in meiner Brust geblieben! Ja, ich Elender, Verblendeter, liebte sie noch! Ich redete mir ein, auch sie habe mich wahrhaft geliebt; ich suchte nach Gründen, ihre That zu entschuldigen, und fand sie in dem Umstand, daß sie sich von meinem Verrathe überzeugt halten mußte. Ich führte vor mir selbst den Beweis, daß sie sich für tödtlich beleidigt gehalten und somit volles Recht gehabt habe, Rache zu suchen. Warum kamen mir die heilsamen Betrachtungen, wie ich sie später anstellte, nicht schon jezt! Sie hätten zu meiner körperlichen, wie zu meiner geistigen Genesung mächtig beigetragen. Alle Räthsel, alle Wunder, die mich so lange gequält, alles, was mir oft und viel als

Digitized by Google

eitel Zauberei erschienen, alles war mir nun freilich nach dem lezten schrecklichen Vorfall sehr klar. Die Gräfin und ich wohnten in Einem Hause, unsere Wohnungen hatten aber verschiedene Ausgänge auf die Straße. Das Loch im Boden, das just auf meinen Tisch herabsah, hatte wohl der Zufall angelegt und die Neugierde vollends zugerichtet. Hier hatte sie mich behorcht, von hier waren mir jene räthselhaften Briefe wie vom Himmel herab zugekommen. In die Sänfte, in der ich meiner Meinung nach einen so weiten Weg machte, stieg ich, wie schon gesagt, ganz nahe bei meiner Hausthüre, und nachdem man mich eine Stunde durch die Stadt geschleppt, ward ich nur ein paar Schritte vom selben Fleck wieder abgesezt. Dies ist alles höchst einfach und natürlich; wer wäre aber je darauf verfallen!

Je mehr ich mir alle diese Umstände überlegte, desto mehr trat auch die Vernunft wieder in ihre Rechte ein, und wenn ich mich fragte: war das Liebe? mußte ich mir am Ende sagen: o nein! Und hätte sie mich geliebt, und hätte sie sich verrathen geglaubt, warum ließ sie mich nicht, im glühenden Durst nach schneller, tödtlicher Rache, ohne Bedenken, in einer dunkeln Gasse niederstoßen? Einem edeln, leidenschaftlichen Gemüth mag es unter solchen Umständen verziehen werden, wenn es Rache übt. Aber neiv, vor ihren Augen wollte sie mich erwürgen sehen, um mich sicherer bei Seite zu schaffen, ohne Zweifel, um mich in einem Gewölbe ihres Hauses zu verscharren, und mit meiner Leiche jede Spur ihrer Schande und ihrer Mordthat dem Tageslicht zu entziehen. Heißt das Rache?

Dieser schlimme Handel, der mich um ein Haar das Leben gekostet hätte, vertrieb mir übrigens auf ewig die Lust zu dergleichen Abenteuern, und da die Kur, welche Donna Josepha zu Einleitung unserer Verbindung und zu ihrer eigenen Sicherheit mit mir vorgenommen hatte, auch nachhaltig war, so kann ich wohl mit Recht versichern, daß nicht leicht Jemand rascher und auf außerordentlicherem Wege ein vernünftiger Mensch geworden ist, als ich.

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

(Fortsezung.)

Als das römische Reich den Einfällen der Barbaren erlag, wurden Felder und Gärten zerstört, und das Land, fortwährender Plünderung und Verheerung ausgesezt, ward nothdürftig für den Anbau der unentbehrlichsten Gewächse in Anspruch genommen. Nicht lange aber, so machte der Mönch wieder gut, was der Soldat verdorben hatte; die Religiosen drangen in Wüsten und Einöden, in die ungesundesten Sümpfe, und brachten überall den Segen des Landbaus und namentlich des Gartenbaus mit sich. Große Strecken in Spanien, im südlichen Frankreich, in Deutschland wurden durch sie angebaut. Wir können aber hier die Geschichte des Gartenbaus in Italien seit dem Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften nicht verfolgen. Die Religion brauchte Massen von Blumen für den Gottesdienst, für die Prozessionen, und in den Gärten war die Lilie, das Sinnbild wundervoller Jungfräulichkeit, viel zu selten, als daß man die zahllosen Madonnen damit hätte versehen können. Der Orangebaum brauchte zwar zu Mailand und Florenz Winters Schuz, das Klima ist aber doch selbst in Oberitalien so, daß man die Geschlechter der Melonen und eine Menge anderer wohlschmeckender Früchte in freiem Felde ziehen kann, und so wurde die künstliche Kultur in Italien durchaus vernachlässigt, und das von Natur nüchterne Volk begnügte sich mit den mittelmäßigen Früchten, die ihnen ihr Boden ohne weitere als die gemeinste Pflege lieferte.

Aber in einem Lande weiter gegen Norden feierte später der Gartenbau desto glänzendere Triumphe. Die Holländer waren geborne Blumenfreunde, und diese Nationalliebhaberei mußte durch die schönen Gewächse, welche durch ihren weitverbreiteten Handel in das Land kamen, noch gesteigert werden. Damals gaben sich auch die Botaniker weit mehr mit Gartenbau ab als jezt. Es ist sehr die Frage, ob sie als Wissenschaftsmänner viel dabei gewonnen haben, daß sie die unmittelbare Beobachtung so vieler herrlichen und lieblichen Erscheinungen der Pflanzennatur, für die nur der eigentliche Gärtner die rechten Augen hat, vernachlässigen und Alles der Art vornehm dem Praktiker überlassen. Boerhave, der Professor der Botanik am Leydner Pflanzengarten war, gab sich selbst im Einzelnsten mit allen Kulturen ab; er beschäftigte sich sogar mit der Anlegung der Treibhäuser und war der Erste, der nach physikalischen Gesetzen bestimmte, unter welchem Winkel die Glasdächer, wenn sie so viel als möglich Sonnenstrahlen auffangen sollten, unter dieser oder jener Breite gegen den Horizont geneigt seyn müßten. Linné zu Upsala und die meisten Vorsteher botanischer Gärten in Europa befolgten bald Boerhave's Vorschriften. Mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam unter den Gartenfreunden die Liebhaberei mit den gefüllten Blüthen auf, und damit beginnt ordentlich eine neue Epoche im Gartenbau; denn es bildete sich dadurch in Holland, zum großen Nutzen dieses Landes, ein ganz neuer Handelszweig, und Holland war dabei vollkommen unabhängig und ohne Nebenbuhler, denn diese Industrie gründete sich auf die ganz besondere Tauglichkeit von Boden und Klima für die Zucht von Zwiebelgewächsen. Um die Mitte desselben Jahrhunderts hatte die Florimanie in Holland den höchsten Gipfel erreicht. Im Jahr 1637 ließ die Stadt Alkmaer hundert zwanzig Tulpen versteigern,

und löste daraus 9000 Gulden für das Waisenhaus. Durch ihre Reisen, durch die Erfahrung zu Hause, durch den eigenen Vortheil wurden die Holländer immer weiter geführt, und so gaben sie sich bald auch mit der Zucht von nordischen Gewächsen, von indischen und südafrikanischen Pflanzen ab. Dieses Streben, das dem Gewerbfleiß und der Wissenschaft gleich ersprießlich war, brachte auf diesem doppelt gesegneten Boden eine Menge guter und manche große Botaniker hervor, und die Vorsteher der vornehmsten holländischen Gärten stehen großentheils auf der Liste der bedeutendsten Naturforscher. Indessen war Holland weit entfernt, sich bloß mit Blumen abzugeben. In jener Blüthezeit ihres Gartenbaus versahen sie mit ihren frühen Gemüsen und Früchten sämmtliche fürstliche Tafeln in Europa. Sogar der französische Hof war ihnen hierin tributpflichtig bis zur Regierung Ludwigs XIV., unter welchem, indessen der Monarch so viele Provinzen eroberte und wieder verlor, der Nationalgeist so viel Boden gewann, den er sich nicht wieder nehmen ließ. Ausgezeichnet waren die holländischen Gärtner im Ziehen von Spalierobst; Ananas und Trauben zogen sie in niedrigen Mistbeeten, die noch jezt bâches hollandaises heißen. Sie verstanden es, ihre Trauben im März und April zu voller Reife zu bringen. Wann sie mit dieser sinnreichen und höchst einträglichen Industrie begonnen haben, weiß man nicht genau; wahrscheinlich aber um das Jahr 1750. Im Laufe der Zeit hat diese Treibhausindustrie harte Stöße erlitten, indem ihr nach und nach die Hauptabsatzwege verschlossen worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Unabhängige Provinzialliteratur.

In Lyon commentirte Nolae den Jesaias; Montfalcon gab eine polyglotte Uebersetzung des Horaz heraus, die seiner Gelehrsamkeit Ehre macht, wie der Druck den Pressen des Verlegers. Colombet begann mit seinen lieblichen Mélodies poétiques, ließ dann seinen Cours de Littérature folgen und gab neuerdings eine treffliche neue Textausgabe und Uebersetzung von Salvians Werken heraus, drei Bücher, die ehrenvoll die Vielseitigkeit ihres Verfassers darthun. Was den Kirchenvater Salvian betrifft, so wurden dabei die besten Handschriften zu Basel (1528), Trier (1609), desgleichen die gedruckten Ausgaben des Paulus Manutius zu Rom (1564), des Ritterus zu Altdorf (1611) und des Baluzius zum Grund gelegt. Dem Originaltext gegenüber steht die französische Uebersetzung. Der erste Theil beginnt mit einer Vorrede Grégoirs, eines jungen Lyoner Gelehrten, der sich zur Herausgabe Salvians mit Colombet vereinigt hat. Diese Vorrede ist ein Meisterstück über die Arbeiten der Kirchenväter, über ihre peinlichen Kämpfe für die Kirche, die erste Erstarkung des Christenthums und das Morgenroth einer neuen Civilisation, welches, von ihm ausgehend, als Scheidegruß auf die Trümmer des römischen Reiches fiel. Sehr wahr und bezeichnend für den Zustand der jetzigen literarischen Stimmung in Frankreich sind die letzten Zeilen jener Vorrede, so bezeichnend als wirklich rührend: „Nous avons cru faire chose louable et utile en venant les offrir (die Schriften Salvians) imprimés avec soin à un public légèrement-être, insoucieux et qui n'aura cure ni de notre zèle, ni de nos veilles, ni même de notre argent. Mais nous le savons, à côté des indifférens, il se cache quelques ames privilégiées, quelques hommes d'un autre âge, quelques Nodiers, qui apprécient tout ce qui se fait dans l'intérêt des lettres: c'est auprès de ceux-là que nous espérons avoir accès; un encouragement de leur part sera toute notre récompense." Um so ehrwürdiger und dankenswerther ist der Vorsatz dieser beiden ächten Literatoren, die meisten Werke der Kirchenväter nicht nur neu herauszugeben, sondern ihnen auch eine französische Uebersetzung beizufügen. So sollen nach einander Vincenz von Lerins, Sidonius Apollinaris, die Briefe des St. Hieronymus, die Briefe des St. Cyprianus, die Civitas Dei, die trefflichen Abhandlungen Tertullians erscheinen. Wir wünschen den muthigen Männern Glück.

Ein anderer Umstand, der den Provinzen, unabhängig und geschieden von Paris, mehr literarische Bedeutung geben wird, ist die neuerliche Nachahmung der deutschen und schweizerischen jährlichen Gelehrtenzusammenkünfte. Man begann mit einem geologischen Verein, auf einem für die Wissenschaft höchst interessanten Fleck, mitten zwischen den erloschenen Vulkanen der Auvergne. Von dieser Zusammenkunft hat der jüngere Tournal in Narbonne nähere Nachricht gegeben. Derselbe schlug im Januar einen wissenschaftlichen Kongreß für das südliche Frankreich vor, und dieser Vorschlag wurde sogleich mit vieler Theilnahme von vielen Gelehrten dieser Gegend ergriffen. Die erste Sitzung wurde für den 15ten Mai nach Toulouse ausgeschrieben und sollte in dem großen Saal des illustres auf dem dortigen Capitol gehalten werden, was allerdings ein wenig nach Charlatanerie riecht. Dieser Congrès national will zuerst erörtern, welche Fortschritte das südliche Frankreich bisher in den Wissenschaften, in den schönen Künsten und in der ackerbauenden, kommerziellen und Manufaktur-Industrie gemacht hat, und überdies soll für die Zukunft bestimmt werden, was in dieser dreifachen Beziehung am meisten zu wünschen und am nächsten in's Werk zu setzen ist. Ein dritter wissenschaftlicher Kongreß soll künftigen September in Poitiers zusammentreten. Ich werde Ihnen seiner Zeit das Nähere berichten.

Nach den Gräueln und Zerstörungen im Jahr 1831 und dem vorigen April ist es Vielen nicht übel zu nehmen, wenn sie an die Verlegung unserer Lyoner Seidenfabrik an einen andern Ort gedacht haben. Dies ist vielleicht das einzige Mittel, unsere Häuser vor künftiger Verwüstung zu schützen. Allerdings, Kugeln würden sie dann nicht zerstören, aber sie würden etwas später doch zusammenfallen, weil Elend und Armuth in ihnen eingezogen wären. Man denke doch nicht an solche Veränderungen und Verlegungen; sie sind so gefährlich, als schwer auszuführen, was neuerdings wieder der Engländer Babbage in seinem trefflichen Werk über die ganze Maschinen-Oekonomie auseinander gesetzt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Juli 1834.

Er mischet sich in unsre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Wesen bloß.

Goethe.

Sanct Vigilius von Trient.

Kein Fest wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialstadt in Deutschland während vier-und-zwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B. Nachts, in den Zwischenakten der Oper, vor dem Kaffeehause, oder Mittags bei der wohlbesezten Tafel in fröhlicher Gesellschaft nach den bedeutendsten Städten versezt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichsten Genießens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner großer Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu genießen verstehen, ohne durch übertriebene Aeußerungen sich nur den Genuß im Geringsten zu verkümmern. Dies abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine große Stadt, und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit großem Geschicke. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Cafés, seinen Boulevard, seine nachläßigen Elegants, seine eleganten Mignonnen, einige Uniformen, ein paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiken, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Monferini.

Das thut der Charakter der Italiener und Franzosen. Man gibt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigiliusfeste erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, Alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten; nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genusse abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur größern Nachdruck und Schärfe. So z. B. macht das Oktoberfest aus München eine complette Landstadt, voll brüllenden, blökkenden und meckernden Viehes mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w., und gibt somit, statt es großartig umzugestalten, seinem ursprünglichen, sehr anziehenden idyllischen Charakter ein bedeutenderes Relief.

Ich hielt am Vorabende des Festes meinen Einzug in Trient, als gerade mit allen Glocken geläutet wurde, und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik von

Digitized by Google

entgegengesezten Enden in die Strada longa einritten, um ihre Künste für den Abend zu verkünden. Die Gesellschaften waren ziemlich zahlreich, obgleich sie nur drei bis vier Pferde hatten, denn eben so viel Personen saßen auf einem jeden; ein paar gingen noch überdies zu Fuß. Es lief eine Menge Volks zusammen, Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischte sich in den Lärm, die Handelsleute liefen aus den Boutiken, an den Straßenecken klebten große Zettel mit schönen Verheißungen: Li Arabi nelle Gallie von Pacini bei beleuchtetem Hause, zwei blonde Engelsköpfe aus Roveredo, die mein Reisegefährte genau kannte und freundlich grüßte — Alles verhieß Lust und Freude, und in angenehmer Stimmung rollte ich in den Thorweg des Signor Mazurana, über welchem der göttliche Stier mit der holden Prinzessin Europa, zierlich in Blech getrieben und vergoldet, prangte. Es waren noch Zimmer genug vorhanden, wie uns der Cameriere versicherte, und wir drei Personen erhielten vorläufig Eines mit zwei Betten und der Verheißung, noch Eines mit einem dritten für die Nacht zu bekommen. Auf unsere Bemerkung, ein anstoßendes, worin drei Betten befindlich waren, sogleich für uns in Beschlag nehmen zu wollen, ward uns sehr höflich entgegnet: „Dies sey zu schlecht für uns, man werde uns ein eleganteres einräumen.“ Wir beschieden uns damit und nahmen in dieser Hoffnung Besitz vom Gasthofe all' Europa für die Dauer des Vigiliifestes.

Dieser Vorabend brachte nichts Merkwürdiges. Alles, was wir beim Hereinfahren mit Einem Blicke übersehen hatten, wurde nun, die Bloudinen ausgenommen, etwas genauer beaugenscheinigt, ohne dadurch interessanter zu werden. Jene lieblichen Roveredanerinnen waren aber vom Fenster und aus unserm Gesichtskreis verschwunden. In der Hoffnung, sie auf frommen Wegen zu finden, besuchten wir einige Kirchen. Wir fanden aber auch hier von ihnen keine Spur, wohl aber den Dom mit prächtigen Teppichen behängt, den Chor mit zeltähnlicher Draperie, den Thron des Fürstbischofs und die heiligsten Reliquien in kostbaren Gefäßen in langer Reihe auf dem Hochaltar aufgestellt. In Sta. Maria Maggiore sahen wir die getreue Abbildung des berühmten Conciliums, das in dieser Kirche gehalten wurde, und in St. Peter den kleinen St. Simon von Trient, den dreijährigen Knaben, der nun schon viele hundert Jahre, in seinem Glaskästchen liegend, angebetet wird, weil ihn einst die Juden zum Tode gemartet haben sollen, um sein Blut zu erhalten. Das Histörchen ist an zwei Gebäuden der Stadt, wo der kleine Simon gewohnt, und wo die Mordthat verübt wurde, in Stein versinnlicht. Zwei alte Juden schnüren ihm mit einem langen Handtuche die Kehle zu, während ein altes teufliches Weib dem in einer Schüssel stehenden Knaben mit einem langen Stilet recht vorsichtig die Seite öffnet, damit nichts von dem Blute verloren gehe.

(Die Fortsezung folgt.)

Einiges zur Geschichte der Treibhauskultur.

(Beschluß.)

Blicken wir weiter gegen Norden, so finden wir, daß, je weiter man in Deutschland hinaufkommt, die Treibhauskultur der Natur der Sache nach immer ausgebreiteter und sorgfältiger wird. Ohne sie müßte man den größten Theil des Jahrs hindurch eine Menge Garteuprodukte entbehren, und ohnehin liegt es ja in der Natur des Menschen, daß sein Gelüste durch Hindernisse gereizt wird und er, wenn eine große Schwierigkeit überwunden ist, mit desto größerem Behagen genießt. In diesem Monat März schmiegen sich ohne Zweifel mehr blühende Gewächse an die Doppelfenster der Berliner Häuser, als bei allen Pariser Blumengärtnern zusammen. Der große Friedrich brachte hinter Glasscheiben das herrliche Obst zur Reife, das er aus Holland für seine Potsdamer Spaliere bezogen hatte. Namentlich besaß er eine Menge Ananas, und er war ein so großer Freund davon, daß er sich auf seinem Todtenbette über den Grad ihrer Reife Rapport erstatten ließ, in der eiteln Hoffnung, sie noch zu kosten. In Dänemark, wo die Kälte schon sehr stark ist, wagt es der Gartenkünstler, in der Kälte selbst ein Mittel gegen den Frost zu suchen. Wenn der Frühling kommt, besenchtet man jeden Abend die Zweige der Apfel- und Kirschenbäume, ehe die Blüthenknospen aufgehen. Auf diese Weise schüzt man sie gegen den drohenden Nachtfrost, und zugleich wird dadurch unter der gebildeten Eiskruste, die man bei Sonnenaufgang durch häufiges Benetzen schmilzt, der Trieb des Wachsthums zweckmäßig zurückgehalten. In Gothenburg und Stockholm zieht man Trauben und Pfirsiche in zahlreichen Gewächshäusern; freilich kann die Liebhaberei für Blumen in jenen rauhen Landstrichen nicht allgemein werden, und wenn der Bauer in einem Winkel seines Gartens für einen den Elementen abgedrungenen Lebensgenuß Raum hat, so pflanzt er lieber Tabak als Rosen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die großen Dinge, welche Peter, Catharina II. und Alexander für den höhern Gartenbau in Rußland geleistet. Manche russischen Großen sind dem von den Herrschern gegebenen Beispiele gefolgt; indessen beschränkt sich der Gartenbau, von dem wir hier sprechen, doch vorzüglich auf die Umgebungen von Moskau und Petersburg. Die langen Straßen dieser Städte wimmeln den ganzen Sommer von Leuten, welche die in den Orangerien gezogenen Blumen

Digitized by Google

meist sehr theuer zum Verkauf ausbieten. In diesen Städten ist vorzüglich noch, wie vor einiger Zeit auch bei uns, die Hortensia beliebt. Die russischen Gärtner haben im Brauch, sie mit Alaunauflösung zu begießen, was das ganze Gewächs dauerhafter und die Farben der Blüthen lebendiger machen soll. In der Umgegend von Petersburg gibt es Ananas und Trauben in Menge. Die Trauben und Pfirsiche werden bis gegen Sommers Ende durch künstliches Treiben der Reife nahe gebracht, und genießen dann während des Augusts und Septembers in freier Luft einer Sonne, bei der sie vollends so schmackhaft werden, wenn auch nicht wie im gesegneten Frankreich und Süddeutschland, doch wie in Holland und England. Selbst Apfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen werden im Freien nur selten reif; man muß sie an Mauern pflanzen und mittelst Glasfenstern treiben. Mit eintretendem Frost biegt man die Zweige der Kirschbäume zusammen und bedeckt sie mit Erde, wie man es in Frankreich mit den Feigenbäumen macht.

In England gibt es gegenwärtig fast in jeder Stadt eine Hortikulturgesellschaft, und man hat es in der Kunst des Treibens so weit gebracht, daß man fast das ganze Jahr reife Trauben essen kann. Besonders hat der Gartenkünstler Knight für das Treiben der Ananas, der Kartoffeln, Melonen, Erbsen und einer Menge anderer Küchengewächse ausnehmend viel gethan. Die Heizapparate vervollkommnen sich jeden Tag mehr; Rauch, Dampf, heißes Wasser cirkuliren durch die Mauerzellen, durch die in der Dicke der Beete selbst gelegten gewundenen Röhren. In ungeheuren Treibhäusern werden ausschließlich Obstbäume und Gemüse gezogen, und man meint sich hier förmlich in einen Küchengarten versezt. Trauben, Erbsen und Erdbeeren drängen sich längs der Fensterscheiben wetteifernd dem wohlthätigen Licht entgegen. In andern Häusern sieht man ganze Spaliere jener Bäume der Antillen, deren Früchte bisher nur mit Zucker übergossen, wodurch ihr Geschmack verdorben wurde, zu uns kamen; man sucht jezt diese Früchte, besonders vermittelst eines gut berechneten Schnitts, zu dem Grad der Reife heraufzutreiben, daß sie verhältnißmäßig so gut zum Essen werden, als die Ananas, welche vor ihnen aus ihrem gemeinsamen Vaterland ausgewandert ist.

England besaß zwar schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts etwas Orangerie und die besten Melonensorten; indessen fällt der Anfang der eigentlichen Treibhauskultur erst in das Ende des siebzehnten, um welche Zeit die Ananas eingeführt wurde, das Gewächs, um welches sich Völker und Privaten von jeher so viele Mühe gegeben, und dessen Zucht als Typus und Muster der Treibhauskultur gelten kann, wie der Pfirsichbaum als Typus für den Schnitt am Spalier. Das erste Gewächs, das in England auf Beeten gezogen wurde, die man zu gehöriger Zeit bedecken konnte, war die Melone, und Karl II. besaß das erste warme Gewächshaus. Der Kanzler Baco schlug vor, den Gebrauch der Treibhäuser nicht auf die Zucht exotischer Gewächse warmer Länder, wie Orangen und Myrthen, zu beschränken, sondern sie auch für einheimische Pflanzen zu benutzen, um in allen Jahreszeiten Blüthen und Früchte von ihnen zu gewinnen. Wie wohl thut es, einen so hochstehenden Mann, berühmt als Staatsmann, unsterblich als geistiger Dictator, ich mag nicht sagen sich zu unsern Beschäftigungen herablassen, nein, sie aufsuchen, in ihnen, gleich einem andern berühmten Mann unserer Zeit, Walter Scott, ausruhen und die Lust seiner späten Tage finden zu sehen. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte der Herzog von Rutland die ersten Versuche mit gegen den Horizont geneigten Mauern, und sie wurden die Vorläufer der künstlichen Traubenzucht in England. Nicht lange nachher machte Schwitzer die ersten Plane zu Treibhäusern bekannt, und gab allgemeine Belehrung über den Gegenstand. Um das Jahr 1792 fing man an, sich zur Heizung des Dampfes zu bedienen; indessen wurde diese Methode, welche unstreitig der französische Physiker Bonnemain erfunden und zuerst angewendet hat, erst vom Jahr 1815 an recht allgemein.

Es sind jezt gerade dreihundert Jahre, daß der Pariser Pflanzengarten unter der Leitung des Leibarztes Ludwigs XIII., Labrosse, fertig wurde; aber erst gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. errichtete Fagon daselbst ein paar Treibhäuser mit Glasdächern, die durch Oefen geheizt wurden; sie wurden die Vorbilder für die zahllosen Gewächshäuser, die seitdem in Frankreich erstanden. Erst im Jahr 1776 kamen die ersten vom Gärtner Legrand getriebenen Erdbeeren auf die königliche Tafel; das erste Dutzend kostete 24 Franks. Eine ärmliche Leckerei eines sybaritischen Monarchen gegen den Luxus der Römer, die uns auch in diesem Fache, wo nicht an Kunst, doch gewiß an Großartigkeit übertrafen. Aber die Industrie der Römer mußte spurlos untergehen, just weil sie nur dem wahnsinnigen Luxus Weniger diente. Dagegen ist es der Charakter unserer Zeit, daß etwas, das zur Verschönerung des Lebens im Allgemeinen und Großen dienen kann, nicht nur nicht vergeht, sondern auch nicht stille steht, und so dürfen wir glauben, daß die Kunst, von der wir hier gesprochen, noch einer großen Entwickelung und Verbreitung entgegensieht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsezung.)

Eine neue Taglioni.

Lange haben recht kunstsinnige Leute bei uns zweifeln können, ob der Ballettanz eine schöne Kunst sey. Wer

Digitized by Google

möchte auch die Fertigkeit, eine Pirouette erstaunlich verlängern, ihre Bewegung in der Schnelligkeit immer mehr steigern, ihre Dauer berechnen, das rechte oder das linke Bein in einem Winkel von 90° vom andern recken, sich hereinspringend oder herausspringend aus den Koulissen wie ein Floh schwingen zu können, wer möchte diese Seiltänzerkünste mit irgend einer Geistes- oder Seelenkunst vergleichen? Die Entrechats- und Pirouettenmacher zu den Künstlern zählen, wäre eben nicht verständiger, als Drechsler, Perrückenmacher, Vergolder, Buchbinder und Firnisser mit liberalen Künstlern in Einen Rang setzen. Vor einigen Jahren war der Tanz bei uns noch eine ganz außer der geistigen Kunstsphäre liegende, rein mechanische Fertigkeit. Kraft, Beweglichkeit und Gewandtheit des Körpers waren die herrschenden und entscheidenden Eigenschaften; zum Typus eines ersten Tänzers gehörten ein wohlmuskulirter Torso und vielversprechende Beine; das Gesicht aber konnte so dumm seyn, als es wollte. Das Rezept zu einer ersten Tänzerin war etwas anders, immer jedoch waren die Beine die Hauptsache, aber je mehr wollüstige Formen und Bewegungen, desto besser; ja gar Vielen war dies sogar der nervus rerum. So war es, da erschien die Taglioni, und der Ballettanz, der bisher nur ein besonderer, dem Rhythmus und dem Takt unterworfener Zweig der Gymnastik gewesen war, wurde nun eine wirkliche Kunst, eine in ihren Wirkungen allmächtige Kunst, denn er ist nun nicht mehr, wie die andern Künste, eine Nachahmung der Natur, sondern eine vollendetere Entwickelung, eine neue Darstellung des Schönsten in der Menschenform. Die Tänzerinnen vor der Taglioni, selbst die ausgezeichnetsten, sprachen nur mächtig zu den Sinnen; die Taglioni aber, die luftige, ätherische, unvergleichliche und unnachahmliche, spricht nur zum Geist und zum Herzen. Mit ihrem Namen spreche ich eine neue, bis dahin nicht gekannte Kunst aus, die sie schuf und auch gleich zur Vollendung brachte, eine Kunst, die so zu sagen mit ihr incarnirt ist und vielleicht wieder mit ihr stirbt. Wer hätte nun glauben sollen, daß je in einer Provinzialstadt, hundert Meilen von Paris, jene Tanzperle der Oper in Anmuth, Talent und Leichtigkeit eine würdige Kunstschwester finden würde? Und doch ist es so. Dies finden nicht allein wir Lyoner an Madame Lecomte, sondern auch die zahlreichen Fremden, die von Paris hieher kommen. Wie gesagt, die Lecomte ist keine Nachahmerin der Taglioni, die, wie ich eben bemerkte, nicht nachgeahmt werden kann; aber gerade dadurch gewinnt unsere Künstlerin sehr bei denen, die das eigentliche Wesen der Kunst begreifen. Nachahmen ist nur die Sache der Mittelmäßigkeit, die Taglioni aber kopiren wollen, würde von entschiedener Kunstbeschränktheit zeigen. Vergleichen wir unsere Lyoner Sylphide nicht mit der Pariser; beide wandeln zwar auf demselben Kunstweg, beide erheben den Tanz zur Poesie, aber ihre Mittel dazu sind ganz verschieden. Immer hat man die Lecomte anmuthig, kunstfertig und hübsch gefunden (einen Vorzug, den sie sogar vor der Taglioni besizt), aber immer sah man doch nur eine erste Tänzerin der Provinz. Erst in dem Ballet der Sylphide erkannten wir die seltene Höhe ihres Kunsttalents und der Anmuth, Reinheit und Poesie, mit der sie dies ätherische Wesen aufgefaßt hatte und darstellte. In Bewegungen voll Zartheit und ganz ohne die beim Ballet so schwer zu vermeidende Gezwungenheit. Allerdings hat sie mit ihrer Kunst alle Kenner in Entzücken gesezt, keineswegs aber das große Publikum, das für sein baares Geld, in Lyon, wie anderswo, Sinnliches und Handgreifliches will. Ja sie hätte vielleicht ohne merklichen Applaus gespielt, wenn sie nicht dem abscheulichen Parterre-Geschmack an Pirouetten einigemal nachgegeben hätte. Mußte doch Molière auch seine Comtesse d'Escarbagnas und den Médecin malgré lui schreiben, um seinen Tartuffe und seinen Misanthrope durchzureißen.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Juni.

Verhältnisse des Buchhandels.

Zu ihrem Leidwesen haben die hiesigen Buchhändler, welche bei dem allgemeinen Stocken des Handels am Ende d. J. 1850 eine Summe von 1,200,000 Franken bei der Regierung aufgenommen und dafür ihre Verlagswerke zum Unterpfand gegeben hatten, in der lezten Session der gesezgebenden Kammern wiederum ihre Bitte, man möge dieses Unterpfand als Zahlung behalten und unter die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs vertheilen, trotz der Unterstüzung einiger Deputirten abweisen hören. Wahrscheinlich hat es die Mehrheit der Deputirten unbillig gefunden, die Buchhändler vorzugsweise zu begünstigen und ihnen ein unverdientes Geschenk von 1,200,000 Franken zu machen; denn auch von den andern Handelsständen sind damals Gelder aufgenommen und Waaren zum Unterpfand gegeben worden. Diese hätten nun dasselbe Recht, wie die Buchhändler, und könnten ebenfalls verlangen, man solle ihr Unterpfand statt der Zahlung annehmen. Nun wäre es freilich recht gut, wenn die Provinzialbibliotheken, denen es leider sehr an neuern Werken mangelt, mit guten Büchern versehen würden; allein ein bedeutender Theil der von den Buchhändlern zum Unterpfand gegebenen Bücher eignet sich nicht für Bibliotheken; manche gute Verlagswerke sind von den Verlegern, die sich von ihren damaligen Unfällen seitdem erholt haben, bereits wieder eingelöst worden, und was in den Händen der Regierung bleibt, besteht aus Schriften, die man in öffentlichen Büchersammlungen sehr wohl entbehren kann. Jezt aber wird der Finanzminister gezwungen seyn, die Rückerstattung der vorgeschossenen Gelder zu betreiben, oder widrigenfalls das Unterpfand öffentlich versteigern zu lassen. Die Buchhändler haben in ihren Bittschriften behauptet, dies wäre ein wahres Unglück für den Buchhandel, indem dadurch der Markt mit einer Menge von Büchern überschwemmt würde, die wahrscheinlich nur zu geringen Preisen abgesezt werden könnten, wodurch alsdann ein allgemeines Herabdrücken der Bücherpreise erfolgte. Bisher hat sich die Regierung unthätig bei der Sache verhalten und dieselbe der Entscheidung der Deputirtenkammer überlassen; jezt wird sie aber handeln müssen, und zwar wider die Buchhändler. Glücklicherweise befinden sich diese nicht mehr in der Verlegenheit, wie im Jahr 1850, und obschon ihnen die zahlreiche Nachdruckerzunft in Belgien und in andern Städten Belgiens außerordentlichen Abbruch thut, so machen sie doch wieder bedeutende Geschäfte, aber immer mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit; denn jezt, da die Ausgaben in Heften Mode geworden sind, richten sie fast alle ihre Verlagsartikel in Hefte und Heftchen ein, und deeselben erscheint eine ungeheure Menge. Besonders fruchtbar aber ist das Fach der Journalistik. Es hält schwer, jezt alle erscheinenden Journale zu kennen, und täglich hört man von neuen reden, deren Daseyn man nicht ahnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 26.

Mittwoch, 15. Juli 1834.

[304] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen (Wien bei Gerold) zu haben:

J. L. von Pyrker's sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Auch unter dem besondern Titel:

Perlen der heiligen Vorzeit.

gr. 8. Mit Titelvignette.

Preis 3 fl.

Den vielen Verehrern des gefeierten Verfassers dient zur Nachricht, daß mit diesem dritten Bande dessen sämmtliche Werke geschlossen sind. Auch glauben wir uns verpflichtet, zugleich zu bemerken, daß die „Perlen der heiligen Vorzeit" in dieser neuen Ausgabe sehr bedeutend vermehrt worden sind.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[305] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage.

8. Velinpapier. Preis 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[331] **Anzeige.**

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou recueil général des médailles, monnaies, pierres gravées, basreliefs etc. tant anciens que modernes les plus intéressants sous le rapport de l'art et de l'histoire, gravé par les procédés de M. Achille Collas; sous la direction de M. Paul Delaroche, peintre, membre de l'Institut; de M. Henriquel Dupont, graveur; et de M. Ch. Lenormant, conservateur adjoint du cabinet des médailles et antiques de la bibliothèque royale.

Eine neue höchst wichtige Erfindung tritt in diesem Werke zum ersten Male in ihr volles Recht. Das Verfahren des Hrn. Collas, vermittelst einer Maschine Reliefs unmittelbar und mit mathematischer Genauigkeit auf Metallflächen zu übertragen und so durch den Kupferstich zu vervielfältigen, welches bisher nur bei einzelnen Gegenständen in Anwendung gebracht und daher nur wenig bekannt war, dient hier einem Unternehmen zur Basis, welches sowohl durch die Bedeutung, den Reichthum und die äußerst zweckmäßige Disposition des Inhaltes, als durch die bisher allen ähnlichen Publikationen unerreichbaren äußeren Vortheile, gewiß die allgemeinste Aufmerksamkeit auch des deutschen Publikums auf sich zu ziehen verdient. Obgleich die Kenntniß dieser interessanten Maschine bald überzeugt, daß das einfache Verfahren mit einiger Erweiterung auf einen weit größeren Kreis von Gegenständen angewendet werden könnte, so ist es doch hauptsächlich geeignet, alle flachen Reliefs mäßiger Ausdehnung, namentlich alle Arten von Münzen, Medaillons, geschnittenen Steinen, Siegeln und getriebenen Arbeiten, mit einer Feinheit und überraschenden Treue auf der Metallplatte wieder zu geben, welche die skrupulösesten Forderungen befriedigen müssen.

Die bisherigen Mittel zur Vervielfältigung der genannten Monumente waren entweder die Zeichnung oder der Abguß; beide Mittel lassen aber für den wissenschaftlich genauen oder für den hinlänglich bequemen Gebrauch noch viel zu wünschen übrig. Alle Kupferwerke führten den wesentlichen Uebelstand mit sich, daß jede einzelne Abbildung von der mehr oder minder sichern Hand und dem zwar umgelehrten und schon deßhalb leicht getäuschten Auge des Künstlers abhing, und daß der Beschauer immer gewärtig seyn mußte, in der Abbildung entweder zu wenig oder noch öfter, wenn die Divination des Künstlers oder die Interpretation des Gelehrten dazu trat, zuviel wiedergegeben und fast immer statt des Styles des Originals den des Künstlers ausgedrückt zu finden. Dazu kam, daß der Preis dieser Werke dem der Originale oft fast gleichkam, und also wenig Erleichterung gewährte. Dem ersten Uebelstande wurde durch den sich allmählich verbreitenden Gebrauch der Abgüsse abgeholfen, wodurch aber auf der andern Seite die Bequemlichkeit der Handhabung zu wissenschaftlichem Gebrauche verloren ging. Die Schwierigkeit der Versendung und die platzraubende Aufstellung, so wie die auch hier die gewöhnlichen Mittel übersteigenden Kosten der Anschaffung, mußten diesem Mittel der Vervielfältigung den allgemeinen Eingang in die Stube des Gelehrten und das Atelier des Künstlers nothwendig verschließen.

Die gegenwärtige Publikation, welche die Vortheile der beiden genannten Wege, nämlich die Bequemlichkeit der Kupferwerke und die von der Kunstfertigkeit des Zeichners unabhängige Treue des Abgusses, verbindet, hat vor beiden noch die wesentlichen Vorzüge einer überaus schnellen Ausführung und einer dadurch möglich gemachten unverhältnißmäßig größeren Wohlfeilheit voraus.

Wir enthalten uns, hier auf die für das gelehrte und kunstliebende Publikum gleich hohe Wichtigkeit des Inhaltes noch besonders aufmerksam zu machen; eine Uebersicht des Planes, die wir hier folgen lassen, wird am besten im Stande seyn, von den der Direktion zu Gebote stehenden reichen Mitteln und von der einsichtsvollen Disposition des Ganzen zu überzeugen; für die gewissenhafteste und sorgfältigste Ausführung bürgen schon

Digitized by Google

die auf dem Titel genannten Namen der Mitglieder der Direktion. Als ein besonderes Verdienst heben wir nur noch heraus, daß bei diesem Unternehmen jedem der verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen numismatische, glyptische, sphragistische und andere diesen verwandte Sammlungen interessiren und nützen können, sein Recht gelassen und selbst für die Befriedigung der mannichfachen speciellen Interessen einzelner Wissenschaften jede wünschenswerthe Erweiterung des Planes auch für die Zukunft möglich gemacht worden ist.

Das Werk theilt sich in drei Klassen, die so wie jede ihrer Unterabtheilungen geschlossene Ganze ausmachen, einzeln verkauft werden und daher Niemand nöthigen werden, über seine specielste Theilnahme an den publicirten Gegenständen im Ankauf dieses Werkes hinaus zu gehen. Die erste Klasse ist dem Alterthum, die zweite dem Mittelalter und der neuern Geschichte, die dritte der Geschichte unserer Zeitgenossen von der französischen Revolution an gewidmet. Jede dieser Klassen theilt sich wieder in eine verhältnißmäßige Anzahl Serien unter besondern Titeln.

Jede Serie, auf die besonders subscribirt werden kann, wird in Lieferungen zu 4 Tafeln in Klein-Folio mit 1 oder 2 Blättern Text ausgegeben. Der Text wird sich auf die genauen historischen und artistischen Angaben über Zeit und Ort der Verfertigung, über Material und Kunstwerth des Materials und über die übrigen den Gegenstand charakterisirenden Specialitäten, sobald sie zu ihrer Würdigung nothwendig erscheinen, beschränken, da der Zweck des Unternehmens nicht ist, ein wissenschaftliches Werk, sondern dem Gelehrten, Künstler und Kunstliebhaber die Materialien des betreffenden Kunstzweiges zu liefern.

Der Preis jeder Lieferung, die erst beim Empfang bezahlt wird, ist fünf Franken (1⅓ Rthlr.), ein unverhältnißmäßig geringer Preis für die glänzende äußere Ausstattung, die zu den übrigen Vortheilen dieser Publikation hinzukommt. Alle Blätter sind in Stahl gestochen und werden auf das schönste Papier mit der größten Sorgfalt, wofür schon der Name des Kupferdruckers Hrn. Chardon aîné bürgt, abgezogen.

Die Publikation hat den 3. Mai 1834 begonnen; seitdem erscheint jeden Sonnabend eine Lieferung, und wird in diesen Intervallen fernerhin erscheinen. Es geht die Publikation verschiedener Serien neben einander her, und die hierbei befolgte Ordnung, so wie die Anzahl der Lieferungen, die jede Serie ungefähr umfassen wird, wird immer vor dem Erscheinen bekannt gemacht werden.

Erste Klasse: Monumente des Alterthums.

Sie umfaßt 6 Serien.

1) Eine Auswahl der schönsten für Kunst und Geschichte merkwürdigsten antiken Münzen.

2) Eine vollständige Sammlung der antiken Cameen.

3) Eine Auswahl der wichtigsten, vertieft geschnittenen Steine.

4) Eine griechische Ikonographie oder vollständige Sammlung der griechischen Könige, nach den erhaltenen Münzen und geschnittenen Steinen zusammengestellt. (Diese Serie wird ungefähr 8 Lieferungen enthalten.)

5) Eine mit denselben Mitteln dargestellte römische Ikonographie.

6) Eine Darstellung der Basreliefs am Friese des Parthenon und des Tempels zu Phigalia, nach einer mit der möglichsten Sorgfalt gearbeiteten Reduktion. Auch die übrigen antiken Basreliefs werden nach und nach in den Plan gezogen werden. (Diese Serie wird 4 Lieferungen enthalten.)

Zweite Klasse: Monumente des Mittelalters und der neuern Geschichte.

In 10 Serien werden folgende Gegenstände publicirt werden.

1) Eine Auswahl der merkwürdigsten französischen Geldmünzen der Könige, Bischöfe, Aebte und adeligen Geschlechter von den Merowingern bis Ludwig XIV., dessen Zeit mit inbegriffen.

2) Eine Auswahl der ausländischen Geldmünzen, sowohl in Europa als in Amerika.

3) Eine Auswahl der wichtigsten orientalischen Geldmünzen.

4) Eine Sammlung der gegossenen oder mit dem Grabstichel gearbeiteten Medaillen der Veronesischen (hierher gehören Pisanello, Matteo von Pasti, Sperandio, Johann Boldu u. A., die meist unter dem allgemeinen und ungenauen Namen der Pisaner begriffen werden) und der übrigen italienischen Schulen am Ende des 15ten und am Anfange des 16ten Jahrhunderts. Die Direktion verdankt der Gefälligkeit des Grafen von Ganay mehrere Münzen, die nur im Museum des Großherzogs zu Florenz existiren. (Diese Serie wird ungefähr 12 Lieferungen enthalten.)

5) Eine Auswahl der schönsten neuern, in Italien und dem übrigen Europa geschlagenen oder gegossenen Medaillen, mit Ausnahme der französischen.

6) Eine historische Auswahl der Medaillen der Päbste, die schönste Suite, die in der neuern Zeit publicirt worden ist. (Diese Serie wird ungefähr 8 Lieferungen enthalten.)

7) Eine Auswahl der schönsten französischen Medaillen von Carl VII. bis Ludwig XVI. Diese Serie wird die vollständigen Werke von Dupré und Warin geben. (Sie wird ungefähr 12 Lieferungen enthalten.)

8) Eine Ikonographie der auswärtigen Fürsten mit den merkwürdigsten, auf die Hauptereignisse ihrer Regierungen sich beziehenden Medaillen.

9) Eine Auswahl der merkwürdigsten Siegel von Königen, Fürsten, Bischöfen, Aebten, Gemeinden, Städten und Privatpersonen, unter dem Gesichtspunkte der Kunst und Geschichte. Der Graf August von Bastard hat zur Disposition der Direktion die zahlreichen Materialien gestellt, die er mit so viel Eifer für die Geschichte der Sphragistik im Mittelalter gesammelt hat. (Diese Serie wird ungefähr 7 Lieferungen enthalten.)

10) Eine Sammlung der merkwürdigsten Basreliefs, sowohl in Elfenbein als in Email ausgeführt, interessante Schnitzwerke, Reliquienkästchen, Bischofsstäbe, Spiegel-Einfassungen ꝛc., nebst den vorzüglichsten Holzmedaillons, Verzierungen von Thüren, Meubeln und Altären, Dolchen und Messerscheiden, Degengriffen ꝛc. in Holz, Silber, Bronze und Eisen. In dieser Serie, deren hohes Interesse den Künstlern und Liebhabern nicht entgehen wird, werden auch die vorzüglichsten neuern geschnittenen Steine begriffen werden, die zu wenig zahlreich sind, um sich zum Gegenstand einer besondern Publikation zu eignen.

Dritte Klasse: Monumente der Zeitgeschichte.

Die 3 Serien dieser Klasse werden umfassen:

1) Eine Sammlung der auf die französische Revolution bezüglichen Medaillen, von der Berufung der Generalstaaten bis zur Proklamation des lebenslänglichen Consulats. Herr Rollin hat mehr als 100 noch unedirte und selbst in dem gesuchten Werke von Hennin noch nicht beschriebene, hierher gehörige Medaillen zur Disposition der Direktion gestellt; dergleichen hat dieselbe die Erlaubniß erhalten, in den Privatsammlungen von Mad. Söhnée, H. Colonel Maurin, H. Lagrenée u. A. für

Digitized by Google

ihre Zwecke zu schöpfen. (Diese Serie wird ungefähr 20 Lieferungen enthalten.)

2) Eine Sammlung der auf das Kaiserreich bezüglichen Medaillen.

3) Eine Sammlung der vorzüglichsten Medaillen, die sich auf die politischen Ereignisse des übrigen Europa beziehen.

Hiervon sind bereits erschienen oder werden zunächst erscheinen:

2 Lieferungen		Cl. II. Ser. IX.
2	— —	Cl. I. Ser. VI.
2	— —	Cl. II. Ser. IV.
1	— —	Cl. I. Ser. IV.
1	— —	Cl. II. Ser. VI.
1	— —	Cl. III. Ser. I.
1	— —	Cl. II. Ser. VII.

Man subscribirt zu Paris im Bureau du Trésor de Numismatique et de Glyptique, rue de Colombien, 50, bei Rittner et Goupel, éditeurs, marchands d'estampes, boulevard Montmartre, 9, und in Stuttgart bei C. F. Autenrieth, so wie in allen Haupt- Kunst- und Buchhandlungen Europas. R. L.

---

[270] So eben ist in meinem Verlage vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott),

Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Bände. gr. 8. 215 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist von diesem Werke erschienen:

Des fünften Bandes zweite Abtheilung,

enthaltend die Verbesserungen und Zusätze zur zweiten Auflage. gr. 8. 13 Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.

Leipzig, im Mai 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[311] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Heller-Magazin.

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groschen vierteljähriger Vorausbezahlung. Stereotyp-Ausgabe.

Der Beifall, welchen diese im Absatz fortwährend sich steigernde Zeitschrift erhält, befeuert uns, immer mehr für dieselbe zu thun; es sind die schönsten Abbildungen dafür in Vorbereitung, und wir können, nun wir die nöthige Zeit zu einer würdigen Begründung der technischen Herstellung des Unternehmens gewonnen haben, fortan nur wahrhaft Gutes und, als deutsche Leistungen, das Interesse jedes Kunstfreundes in Anspruch Nehmendes versprechen.

Das Heller-Magazin wird nunmehr nur Original-Abbildungen liefern und mit den Bildern anderer Magazine nie kollidiren.

Wir werden durch den in diesem Journale angewendeten lithogr. Hochdruck einer neu begründeten Methode die Zufriedenheit unserer Abnehmer um so mehr zu erringen wissen, als sich dieser in Deutschland in der Anwendung noch völlig unbekannte Kunstzweig unter unsern Händen so ausgebildet hat, daß er zur Darstellung der anziehendsten und fein ausgeführtesten Bilder geeignet ist und den feinen Holzschnitt bereits erreicht hat.

Gewiß war die Begründung des ersten derartigen vaterländischen Instituts, so viele Anfeindungen es auch finden mag, verdienstlicher, als der stets erneuerte Abdruck englischer oder französischer Abklatsche.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

(Ganz neue, ausgezeichnet schöne und wohlfeile Jugend- und Volksschrift.)

So eben ist erschienen:

BILDER-MAGAZIN

in Miniatur

FÜR DIE DEUTSCHE JUGEND.

(Mit 150 bis 200 feinen englischen Holzschnitten.)

Der Pränumerationspreis ist halbjährig für 6 Monatslieferungen oder 26 Nummern 16 Gr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Diese Zeitschrift ist für die reifere Jugend bestimmt. Sie wird die unterhaltenden Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte angenehmer Belehrung behandeln und mit größter Verständlichkeit, im steten Bewußtseyn ihres Zwecks:

Vermehrung nützlicher und unentbehrlicher Kenntnisse für die Jugend,

dahin streben, auch ältern Lesern willkommen zu seyn. Politik und Angelegenheiten der Kirche sind völlig ausgeschlossen.

Es sind bereits 7 Nummern ausgegeben.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

---

[318] In unserm Verlag erschien und kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Bibel-Atlas,

bestehend aus 12 nach den besten Hülfsmitteln vom Hauptmann C. F. Weiland hier gezeichneten und durch 10 enggedruckte Bogen Text vom Archidiaconus C. Ackermann zu Jena erläuterten Karten zu allen historischen Büchern des alten und neuen Testaments, nebst einem vollständigen biblisch-geographischen Wörterbuch und einer Titelviguette. In 4. auf Maschinen-Velinpapier, in Umschlag geheftet, 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 15 kr.

Dasselbe ohne Text und Wörterbuch 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Dieser Atlas, der erste seiner Art in Deutschland, soll und wird, wie wir glauben, einem längst gefühlten Bedürfnisse der Bibelfreunde abhelfen. Er ist zunächst für das ganze gebildete und für biblische Geschichte sich interessirende Publikum berechnet, wird sich aber, besonders wegen seiner literarischen Nachweisungen, auch Lehrern und Lernenden auf Akademien und Gymnasien als

Digitized by Google

brauchbar empfehlen, so wie er auch in Schulseminarien, beim Privatunterricht in den höhern Ständen und in Töchterschulen erwünschte Dienste leisten wird.

Das Geographische Institut zu Weimar.

---

[323] In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Louise Brachmann

Auserlesene Dichtungen,

herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom

Professor Schütz in Halle,

fortgesezt vom

Hofrath Methusalem Müller in Leipzig.

6 Bände gr. 8. französisches Velinpapier, sauber brochirt 3 Rthlr. 12 Gr.

1r und 2r Band enthalten die schönsten größern und kleinern Gedichte der Verfasserin.

3r bis 6r Band deren auserlesene Erzählungen und Novellen.

Nicht nur die Stimme der Zeitgenossen, und unter diesen selbst die Schillers und anderer Heroen der Dichtkunst, haben den Werken der unglücklich vollendeten Dichterin Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie zu den gelungensten ihrer Zeit gezählt, sondern auch vorzüglich die edeln Frauen unsrer Zeit haben mit Vergnügen die lieblichen Blüthen des sanften und anspruchlosen Geistes der Dichterin aufgenommen und sie ihrem Verdienste nach gewürdigt. — Wir haben, um auch den Unbemittelten den Ankauf dieser Geist und Herz bildenden Werke möglich zu machen, den Preis dieser neuen Ausgabe so niedrig gestellt, daß nur durch die allgemeinste Theilnahme unsere Kosten gedeckt werden können.

---

[327] So eben ist bei Eduard Bühler in Magdeburg erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für beigesezten Preis zu haben:

Massaloup, der Hochmuthsteufel. Eine komische Erzählung. 12. geh. Preis 26⅔ Sgr.

Der Autor obigen Werks hat sich schon vielfach in der belletristischen Literatur versucht, auch sind seine Leistungen in diesem Fache vom lesesüchtigen Publikum allgemein günstig aufgenommen worden. Der Preis im Verhältniß der Bogenzahl und eleganten Ausstattung ist so billig gestellt, daß es wohl Pflicht einer jeden Leihbibliothek ist, diesen Roman sich anzuschaffen.

---

[331] In der Stuhr'schen Buchhandlung zu Berlin, Schloßplatz Nr. 2., ist erschienen:

Kennedy, Miß Grace, Jessy Allan, eine Erzählung für die Jugend. 2te Aufl. 16 und 102 Seiten. broch. Preis ⅓ Thlr.

— Anna Roß, eine Erzählung für Kinder. 2te Aufl. 8. 9½ Bogen. broch. Preis ⅔ Thlr.

Lesser, G. L., Abhandlung über die natürliche Beschaffenheit der Weine, ihre Behandlung und Pflege, ihre Geburtsorte, Krankheiten und deren Heilung, so wie über Weinverfälschungen 8. 11 Bogen. Preis ⅔ Thlr.

Ferrand, E., Gedichte. 8. 276 Seiten. Velin, broch. Preis 1 Thlr.

Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, L. Kosbarsky, A. Rebenstein. 12. 112 Seiten. Velin, broch. Preis ½ Thlr.

---

[328] **E. L. Bulwers Werke.**

Von unserer Gesammtausgabe der Bulwer'schen Werke, übersezt vom Dr. Bärmann, sind im vorigen Monat der 17te bis 22ste Theil erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Diese 6 Theile enthalten:

Paul Clifford; 4 Theile, sauber geh. 1 Thlr.

Die Pilger am Rhein; 2 Theile, sauber geheftet 12 Gr.

Ueber die Vorzüglichkeit der Bärmann'schen Uebersetzungen, so wie über die schöne Ausstattung dieser Ausgabe haben sich alle kritische Journale einstimmig auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine nochmalige Anpreisung unserer Seits würde daher überflüssig seyn.

Die früher erschienenen 16 Theile enthalten:

Eugen Aram, 4 Theile. — Pelham, 4 Theile. — England und die Engländer, 4 Theile. — Der Verstoßene, 4 Theile.

Zwickau, im Juni 1834.

Gebrüder Schumann.

---

[338] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Dekorationen innerer Räume

von Architekt Andreas Romberg.

1s und 2s Heft, jedes von 6 Tafeln in Folio mit Text. Preis des Heftes 1¼ Thlr.

Subscriptionspreis für das Ganze von 4 Heften mit 25 Tafeln, welche alle noch in diesem Jahre erscheinen, 3⅓ Thlr.

Dieses Werk stillt ein wahres Bedürfniß, welches Künstler bei den heutigen Anforderungen der Baukunst haben müssen, und bildet eine reiche Schatzkammer von Ideen für Maler, Architekten, Maurer und Zimmermeister, Tischler, Tapezirer u. v. a. Die Ansicht des Werkes, die man in allen Buchhandlungen erlangen kann, und der überaus billige Preis dürfte wohl viele Freunde dafür gewinnen.

Vollständige Kupfersammlung zu Goethe's sämmtlichen Werken. 55 Bände.

Zur Oktavausgabe in 11 Heften. Preis 5½ Thlr.
Zur Taschenausgabe in 11 Heften. Preis 3⅔ Thlr.

wird als nun beendigt ebenfalls den Besitzern des Buches zur geschmackvollen Auszierung desselben bestens empfohlen.

---

[332] So eben ist erschienen:

Memoiren

eines ausgewanderten

Oesterreichers

über

sein Vaterland und seine Zeit

von

Hans Normann (Groß-Hoffinger).

1r Band. 1 Rthlr. 12 gGr.

Literarisches Museum.

Digitized by Google

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Juli 1834.

„Triebst du doch bald dies, bald das!
War es ernstlich, war es Spaß?" —
Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

Goethe.

Goethe an Ritter v. Leonhard.*)

Weimar, 9ten März 1814.

. . Das Taschenbuch ist nicht allein an Bogenzahl *gewachsen*, sondern es ist auch zugleich gehaltreicher *geworden*. Die beiden ersten Aufsätze, als die ich bis jezt lesen konnte, haben einen vorzüglichen Werth. Es freut mich, daß unser Thüringer Waldgebirge, welches unsern Herrn Voigt und Hein zu so schönen geognostischen Beobachtungen frühzeitig veranlaßte, immerfort jüngere Männer in seiner Nachbarschaft nährt und auffordert, bedeutende Beiträge zu liefern. Der v. Schlotheimische Aufsatz spricht S. 20 mir ganz nach dem Sinne. Ich bin schon längst der Ueberzeugung, daß man bei Erklärung der verschiedenen Erdbildungen nur alsdann gewaltsame Revolutionen zu Hülfe rufen muß, wenn man mit ruhigen Wirkungen, die denn doch der Natur am allergemäßesten sind, nicht mehr auskommen kann. — Ebenso belobe ich die Stelle von Herrn v. Hofs Aufsatz S. 145, daß man nicht Alles, was breccienartig erscheint, für trümmerhaft halten solle. Gar manches sogenannte Todtliegende ist porphyrartig, das heißt, die in der Grundmasse enthaltenen fremdartig scheinenden Theile haben sich vor oder bei der Solidescenz chemisch abgesondert und eine mehr oder weniger deutliche Crystallisation, auch wohl eine Kugel-, Ey- oder Splitterform angenommen, deswegen der atomistische Sinn so gern darin Geschiebe oder Bruchstücke sehen mag. Ich habe mit Sorgfalt für den Zweck einer solchen Darstellung gesammelt und schon vor zwei Jahren über diesen Gegenstand einen Aufsatz zu dictiren angefangen, den ich für dero Taschenbuch bestimmte. Allein er kam nicht gleich zu Stande und blieb nachher um so mehr liegen, als ich mit den herrschenden Meinungen nicht gern in Streit gerathen mag; denn so lang diese die Oberhand haben, so spricht man doch nur in die Luft, besonders wenn man nicht eigentlich vom Metier ist. Schon früher hatte ich auf die scheinbaren Breccien hingedeutet, aber mir damit keinen sonderlichen Dank verdient. Um desto mehr freut es mich, wenn das, was ich für wahr halte, durch jüngere, wohl unterrichtete und geistreiche Männer ausgesprochen und auf einem so schönen und gebahnten Weg

*) Es liegen Briefe Goethe's aus den Jahren 1807 bis 1826 an den berühmten Mineralogen und Geologen, Ritter v. Leonhard, vor uns, in denen sich der Briefsteller mit gewohnter Sicherheit auf dem Gebiete einer seiner Lieblingswissenschaften bewegt. Wir haben Erlaubniß erhalten, Einiges davon mitzutheilen, und wählen auf Gerathewohl die vorliegenden Briefe. — D. Red.

Digitized by Google

verbreitet wird. Vielleicht gewinne ich Raum, den Aufsatz zu concentriren und abzuschließen.

Der mitgetheilte Katalog ist wirklich höchst merkwürdig; das beschriebene Kabinet mag einen prächtigen Anblick gewähren und sehr belehrend seyn; schon ist die Beschreibung, an der mir die Freude, welche der Besitzer an seinen Sachen hat, so angenehm als wirksam erscheint, erfreulich zu lesen.

Das Schreiben an Ihro kaiserl. Hoheit habe zu überreichen nicht verfehlt. Heute besitzen wir die beiden kaiserlichen Brüder, welche vielleicht eher als dieses Schreiben in Hanau anlangen. — Dem Plan der Schlacht bei Hanau sehe mit Verlangen entgegen. — Herrn... danken Sie für die übersendeten Gedichte; es spricht daraus ein zartes Gemüth und ein angenehmes Talent. — Und zum Schluß noch eine Bitte, die vielleicht wunderlich scheinen könnte: dürfte ich um das Recept der Dinte bitten, mit der Sie gewöhnlich schreiben? ihre immer gleiche Schwärze dient ihr zur besondern Empfehlung.

Gehorsamst

Goethe.

Weimar, 27sten Febr. 1815.

Ew. Hochwohlgeboren verzeihen, wenn ich meinen Dank für das Uebersendete später ausdrücke, es hat zeither gar mancherlei auf mir gelegen, auch heute faß ich mich kurz, um nicht ganz zurückzubleiben.

Für die Kennzeichen aus dem Vorkommen sollen Sie gepriesen seyn; ich halte sie, wo nicht wichtiger, doch eben so wichtig als alle übrige. Unter uns gesagt, so muß es seltsam scheinen, wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empirischen Wissen eine Abtheilung vorzüglich empirisch nennt. Ein jedes Mineralienkabinet ist eigentlich empirischer als das Vorkommen der Mineralien; denn dieses deutet doch auf eine ungeheure Naturursache, die wir zwar nicht kennen, aber doch vermuthen und ahnden. Jenes ist eine künstliche Zusammenstellung zersplitterter und unvollständiger Naturprodukte, nach beliebigen Grundsätzen, wie sie dem einen oder dem andern Forscher gewäßer sind. Behalten Ew. Hochwohlgeboren ja bei Ihrer weit verbreiteten Kenntniß die Bezüge jeder Art einen wie den andern beständig im Auge.

Die Altersfolge der Metalle schließt sich genau an das Vorige. Diese Betrachtung belebt alle unsere geognostischen Bemühungen. Ich wüßte an Ihrem Aufsatz nichts zu erinnern. Allenfalls würde ich den Artikel Zinn folgendermaßen fassen: „Zinn, als unmittelbarer Gemengtheil, fein eingesprengt in Granit, oder vielmehr in Gebirgsarten, in die er übergeht, als Gneus u. s. w. Hier kommt es vor: in die ganze Gebirgsmasse vertheilt als sogenanntes Stockwerk, auf Gängen, ohne sich in's Nebengestein weit zu verbreiten, als Lager und in andern abweichenden Bestimmungen. Der an obengenannte Gebirgsarten sich manchmal anschließende Porphyr ist auch nicht ganz gehaltlos, sodann verschwindet das Zinn aus der Gebirgsfolge, und erscheint nur wieder in Seifenwerken als secundär."

Wird es mir möglich, den lang bereiteten Aufsatz über die Zinnformation zu redigiren und zu übersenden, so werden die hier nur kurz gethanen Aeußerungen ihre Rechtfertigung und Erklärung finden. Die beiden Manuscripte behalte ich noch und sende sie nur auf Verlangen zurück, weil ich sie, als sehr bedeutend, immer gern im Auge behalten möchte.

Mich Ew. so wie dem ganzen verehrten Hanauer Zirkel angelegentlichst empfehlend

Goethe.

Sanct Vigilius in Trient.

(Fortsetzung.)

Den armen Juden ist es nach dem Tode des kleinen Simon in Trient schlecht genug ergangen, und da sich zu gleicher Zeit eine ähnliche Geschichte bei Innsbruck zugetragen, so gab dies das Zeichen zu ihrer völligen Ausrottung. Ich konnte die vertrockneten Züge der kleinen Mumie nicht ohne innern Schauer betrachten, da sie gleichsam schmerzhaft verzogen zu seyn schienen, so z. B. der schiefe, geöffnete Mund, der die kleinen Milchzähne des Kindes weiß und glänzend sehen ließ. Der Körper war mit schwarzen Flecken bedeckt, die von dem unterlaufenen Blute, an den Stellen, wo die Nadeln eindrangen, herrühren sollen. Jedenfalls ist an dem Kleinen ein Gräuel verübt worden, um frommen Wahn zu nähren und Fanatismus zu erregen. Der arme Simmerl von Trient, wie ihn das deutsche Landvolk nennt, muß sich jetzt an seiner vielhundertjährigen Heiligkeit für die schmerzvollen Qualen einer frühzeitigen Sterbestunde schadlos zu halten suchen.

Die Orgel in Sta. Maria Maggiore war ein bewundernswerthes Meisterwerk, von dem vielfältige Sagen berichtet werden. Daß der Teufel dem Erbauer dabei geholfen habe, ist eine so gewöhnliche bei allen merkwürdigen Hervorbringungen des Mittelalters, daß es fast überflüssig ist, sie hier zu erwähnen. Interessanter ist die, daß die Trientiner den Meister blenden ließen, um ihm dadurch die Mittel zu benehmen, jemals wieder ein ähnliches Werk zu schaffen. Dieser aber bat um die

Digitized by Google

Gnade, noch einmal, geblendet, zur Orgel geführt zu werden, um einem kleinen Mangel abzuhelfen, den er nur allein kenne, und ihr dadurch die höchste Vollendung zu ertheilen. Als ihm seine grausamen Mitbürger willfahrten, ergriff er ein scharfes Instrument und zerstörte schnell einige Pfeifen, und würde die Orgel vernichtet haben, wenn er nicht sogleich in den Kerker gebracht worden wäre. Trotz dieser Verstümmlung blieb die Orgel bewundert, bis ein Blitzstrahl sie in Asche legte. Seit einigen Jahren ist eine neue erbaut, und obgleich sie der vorigen nicht ganz gleich kommen soll, so wird sie doch für eine der besten in Italien gehalten. Man glaubt Fagotte, Flöten, Clarinette, Posaunen zu hören, und nie noch vernahm ich eine vollkommenere Nachahmung dieser Instrumente; Alles horchte entzückt zu, und als am Schlusse des Amtes der Organist einen pomphaften Opernmarsch mit türkischer Musik erklingen ließ, da fehlte nicht viel, daß ein lauter Applaus in der Kirche ausgebrochen wäre.

Die Oper rief uns um acht in's Theater, das an das Hotel der Europa stößt, und so wie dieses von Herrn Mazurana erbaut wurde. Trient ist eine sagenreiche Stadt, und die Trientiner scheinen Phantasie zu besitzen. Ich weiß nicht, ob zu der Zeit, als die Novelle in Italien blühte, sich ein Einwohner von Trient darin hervorgethan. Der schöne Pallast, den ich aus meinem Fenster sehe, mit der ächtitalienischen Terrasse und der köstlichen Fernsicht auf grüne Feigenbäume und röthliche Berge, wird „der Pallast des Teufels“ genannt, und dieser mächtige Herr soll ihn in Einer Nacht erbaut haben. Lange stand er unbewohnt, und erst seit Kurzem kaufte ihn für einen mäßigen Preis ein Kavalier, der ihn so eben einrichten läßt. Und so auch hängt sich das lose Gespinnst der Sage um jenen langen, breitschulterigen Mann mit dem gelben, finstern Gesichte und den schneeweißen dicken Haaren, der in hinaufgeschobenen Hemdärmeln dort vor der Thür des Kaffeehauses steht und Eisstücke in einen kupfernen Zuber legt. Es ist der Erbauer der hübschen Häuser, die hier neben einander gereiht zu sehen sind und die man ebenfalls gern dem Teufel zuschreiben möchte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Herrn Mazurana selbst herrühren. Man weiß es sich noch sehr gut zu entsinnen, wie der gute Signor Feliee in Trient einwanderte, einige Rasiermesser, ein Becken und etwas Seife in seinem Bündel, wie er dann Cameriere wurde und nichts hatte als Mühe und Plage, und wie er nun Häuser hat und Geschäfte aller Art, und ein sehr reicher Mann ist, obgleich man nicht weiß, wie er es geworden, und allerlei davon fabelt. Der Mann, der das prachtvolle Kaffeehaus in Padua erbaute, hatte früher ein uraltes Häuschen erstanden, das er einreißen ließ, und bezahlte dann alle Kosten seines großen Baues mit Zechinen altvenetischen Gepräges. Hier war der plötzliche Glückswechsel sehr erklärlich. Bei dem Parvenü von Trient kann er so klar nicht nachgewiesen werden. Herr Mazurana ist übrigens ein Mann von Energie und großer Thätigkeit. Einst wird vor seiner Thüre die Straße gepflastert. Es ist Sonnabend und bereits spät; er wünscht, daß die Arbeit bis zum Sonntage beendigt sey. Ein Platzregen treibt die Pflasterer unter Dach, und die Sache scheint unmöglich. Er aber stellt hinter jeden Arbeiter einen Kerl mit einem Regenschirm, gibt Wein vollauf zu trinken, und die Straße wird während des heftigsten Regengusses gepflastert. Dergleichen Extravaganzen dienten nicht wenig dazu, den Mann bei seinen Mitbürgern in sonderbarem Rufe zu erhalten.

Das Pflaster in Trient ist übrigens vortrefflich; die Trottoirs wetteifern mit den schönsten, die ich kenne. Diese Zierde verdankt es, wie auch den prächtigen, noch nicht beendigten Campo santo und manches Andere, seinem verdienstvollen Podesta, dem Grafen Giovanelli. Wegen der Bestreitung des Pflasters entspann sich ein Zwist zwischen diesem und der Bürgerschaft, eben so wurden die Summen zum Ausbau des Rathhauses nicht bewilligt, die von dem Grafen, der gern großartige Plane entwirft, allerdings ziemlich bedeutend angeschlagen wurden. Die Folge ist, daß sowohl die Strada larga, eine der Hauptstraßen, noch in jenem kläglichen Zustande der Pflasterung sich befindet, der noch vor wenigen Jahren in Trient allgemein war, als auch, daß das Rathhaus, mit der Aufschrift: Municipalità, gerade nach dieser Straße hin eine wahrhaft abschreckende Zierde durch kolossale Strebebalken und Stützen erhalten hat, die es vielleicht nicht einmal nöthig haben mag. Man sagt jedoch, daß der Podesta durch diese Maßregel seinen Zweck erreichen werde, und die stolzen Trientiner, um dieser Verunzierung abzuhelfen, bereits in einer Unterhandlung mit ihm begriffen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Zustand der Musik.

Die anarchische Presse wird in Lyon wie in Paris nicht müde mit ihren Deklamationen gegen die Regierung und die Mittelklassen, ja sie klagt sie immer des Undanks gegen das Volk an, und dies in einer Zeit, wo diese Regierung und diese wohlhabenden Stände sich mehr als je bemühen, das Volk aufzuklären, seine Sitten zu ändern und zu reinigen und seine physische Lage zu verbessern. Unglückliches Volk!

Digitized by Google

arme, blinde Masse, die du dich von deinen Schmeichlern und Hofschranzen hintergehen und betrügen lässest! Während die verschrieene, dir immer zu Haß und Rache vorgeführte Bourgeoisie deinem Bedürfniß an Primärschulen und volksthümlichen, wissenschaftlichen Anstalten abzuhelfen bemüht ist, unzählige Asyle für alle Arten von Unglück und Leiden schafft, was thun indessen deine angeblichen Freunde? sie schmeicheln dir und hintergehen dich; sie blasen heftig auf die Gluth der immer regen, rohen Leidenschaften, um wieder zu ihrem Vortheil eine Feuersbrunst anzufachen. Die Wohlthaten, die sie dir bringen, sind die Journale und die Flugschriften, worin sie zu neuem Bürgerkrieg auffordern, die geheimen Associationen, wo sie zu all diesem die Waffen schmieden und vertheilen. Armes Volk! Gott bewahre dich vor deinen falschen Freunden, es sind deine einzigen Feinde. Ich will von Konzerten reden und fange so traurig an. Es ist nun einmal so bei uns in Frankreich; wir, die wir auf dem noch rauchenden und funkensprühenden Krater einer Revolution leben, sind wohl noch lange dazu verdammt, unsere Vergnügungen mit den Ideen von Emeuten, Zerstörung und Tod zu verbinden. Nun, dieses Konzert war auch zum Besten des Volks, und zwar seines interessantesten und hülfsbedürftigsten Theils, seiner Kleinen, die in unserm verdorbenen Lyon mehr denn anderswo vor der Ansteckung der bösen Gewohnheiten geschützt werden müssen. Es wurde zum Vortheil der hiesigen Salles d'asyle oder Kleinkinderschulen gegeben, und das Vorzüglichste darin ward von dem jungen Violinisten Schwaderle aus Straßburg geleistet, denn in ihm sahen wir in Fertigkeit, Vortrag und im Gefühl seines Instruments einen ausgezeichneten Künstler. Um so gewöhnlicher waren die übrigen Musikstücke. Wir haben die Ouvertüre aus dem Freischützen und das Duo aus Tancredi: lasciami non t'ascolte, u. a. so häufig gehört im Theater, in öffentlichen und Privatkonzerten, in größern und kleinern Soirées, wir hören dergleichen auf Gassen und Straßen täglich pfeifen, trällern, singen und brehorgeln, daß man wohl thäte, in Konzerten damit sparsamer umzugehen. Man klagt, die Leute gehen so ungern hinein, es sey fast immer leer darin. Dies ist ganz natürlich; anstatt sich darin immer zu wiederholen, sollte man mehr die Neugierde des Publikums reizen, seinen Geschmack, seinen Neigungen, seiner Leidenschaft für das Neue und Bizarre schmeicheln. Das hat Fetis in Paris recht gut mit seinen historischen Konzerten verstanden. Kehren wir zur alten Musik zurück, die lange vergessen war und dadurch wieder neu geworden ist, zu den Meisterstücken, deren sich von unserer Generation Niemand mehr erinnert, zu Gluck, Piccini, Sacchini, Paesiello, ja auch zu Cimarosa und Paer, zu einigen wenig gekannten Kompositionen Mozarts; Vieles ist noch gar nicht bekannt bei uns, z. B. die Opern von Bellini, Donizetti und Mercadante; der ungeheure Schatz der deutschen Musik kann noch viel besser ausgebeutet werden, ja sogar von den Spaniern und Engländern ist Manches zu entlehnen, was durch Eigenthümlichkeit anzieht. Frankreich, das selbst nichts Vorzügliches mehr hervorbringen kann, muß durchaus bei Andern borgen, um bestehen zu können; so ist es in der Literatur und in der Musik. — Von unserm Theater läßt sich nur sagen, daß es immer mehr fällt; die Pariser Waare fast uns nicht mehr zu und eigene wird bei uns nicht gefertigt, wiewohl Lyon eine Fabrikstadt ist. Aber nicht allein die Bühne ist bei uns im Fallen, wie überall in Europa, sondern auch die Logenleute. Wahrscheinlich wirkt auch hier das Beispiel der weltbeherrschenden Hauptstadt. Bei uns wie dort stürzen die Leute aus den Logen und Galerien in's Parterre, machen da einen großen Eindruck, es geht aber immer ohne Todeschlag ab. Es scheint, die Franzosen wiegen jezt weniger, als ehemals.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Journalistik.

Es ist eine Revue républicaine vorhanden, die ich noch nicht habe zu Gesicht bekommen können, ein Panorama littéraire, das sich ziemlich viel mit fremder Literatur abgibt und doch nur ein geringes Lesepublikum zu haben scheint; überhaupt hat eine Zeitschrift in Frankreich jezt außerordentlich viel zu thun, um sich ein Publikum zu verschaffen; bei der großen Menge von Zeitschriften kann jedes natürlich auch nur auf einen geringen Theil der Lesewelt rechnen. Vorherrschen sieht man eigentlich keine, und was das Schlimmste ist, keine einzige ist im Stande, dem Auslande eine genügende Uebersicht der neuesten Erscheinungen der französischen Literatur zu geben, wie es zuvor die Revue encyclopédique that. Diese geht jezt unter den Händen der ehemaligen Schüler St. Simons zu Grabe, so gut wie dessen vorgebliche Religion. Es gibt zwar Revues in Menge, Revue de Paris, Revue des deux mondes, Revue retrospective; im Grunde wird in denselben wenig revidirt, außer etwa das Pariser Theater, die Pariser Kunstausstellungen und die Tagesbegebenheiten; meistens enthalten sie allerlei Aufsätze, zum Theil gute Versuche oder Bruchstücke größerer Werke von bekannten Schriftstellern, besonders von belletristischen; allein kritische Uebersichten muß man in denselben nicht suchen. Eine Zeitschrift ähnlichen Inhalts ist die France littéraire, welche die Europe littéraire überlebt hat, aber sich keines besondern Beifalls erfreut. Seitdem die großen Tagesblätter Alles abhandeln, Politik, Kunst, Wissenschaft und Literatur, sind den Zeitschriften die Flügel gelähmt und sie können nicht dahin kommen, einen großen Lesecirkel um sich zu bilden. Ihr Hauptabsatz ist in den Lesekabinetten, deren Anzahl sich freilich sehr vermehrt hat. Das Wochenblatt le Voleur lebt noch immer davon, daß es den Tages-, Wochen- und Monatschriften das Beste auf eine honette Art stiehlt und schön wieder abdruckt. Auch geben aus den Zeitungen die besten Aufsätze, besonders aus den Feuilletons, in die Provinzialblätter über, und es ereignet sich oft, daß ein einziger interessanter Aufsatz eines Pariser Tageblattes in Zeit von vierzehn Tagen an zwanzig verschiedenen Orten des Reiches wieder abgedruckt wird. Mit besonderer Eleganz wird das Journal des gens du monde gedruckt; für Damen ist außer den Modejournalen noch ein Journal des jeunes femmes da, und für Mädchen gibt es zwei Journale, nämlich ein Journal des Demoiselles und ein Journal des jeunes personnes, lezteres mit Kupfern, Musik und Stickmustern; sogar die Kinder werden nicht vergessen, denn es gibt auch ein Journal des enfans, und wenn ich nicht irre, noch ein anderes, la Récréation. Von dem wahrhaft zum Feuilletonisten gebornen Jules Janin trifft man wenigstens in zehn Zeitschriften Artikel an, die ihm alle gut bezahlt werden und wovon er vollauf lebt. Eine solche Feuilletonexistenz, wie die seinige, ist einzig in ihrer Art.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Juli 1834.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt.
Ausgestreut ist der Saamen
Ueber alles deutsche Land.

Uhland.

Lieder eines Autodidakten. *)

An eine frisch entknospete Rose.

Rose, du schönste der Nymphen im Garten der Flora,
Liehest die Farben zum Kleide der frühen Aurora;
Schimmert sie morgend herauf aus dem Thale der Schatten,
Muß sie vor deiner erhabenen Schönheit ermatten.

Buhlend umhauchte mit Wonne der Abend dich gestern,
Jüngste und schönste von allen den herrlichen Schwestern;
Und noch verräthen die wonniglich schwellenden Lippen
Euer gepflogenes Kosen und lüsternes Nippen.

Feuchtend umbeben dich perlende Tropfen voll Wonne,
Lechzend entsaugt sie mit glühenden Strahlen die Sonne.
Duftend, mit himmlischen Götterdüften belebend,
Hängest du üppig, die grünende Laube beschwebend.

Liebliche Blume, wo ist deine Wurzel entsprossen?
Wer hat mit Milde dein glühendes Feuer begossen,
Lieblich vermischet das Roth und das Weiß deiner Wangen?
Wer dich so schützend mit wehrenden Dornen umfangen?

Warum bestrafst du den Pflücker mit schmerzlichem Stechen?
Mußt du so schrecklich, du Blume der Liebe, dich rächen,
Daß der empfundenen Freude gleich folgen die Qualen?
Muß dich so theuer dein seliger Finder bezahlen?

Antwort der Rose.

In himmlischem Entzücken
Saß einst die hohe Lust,
An ihre Wonnebrust
Die Sterblichen zu drücken.

Der Mutter Brust entfloß
Die Milch der reinen Freude,
Die noch im Unschuldskleide
Des Menschen Geist genoß.

*) So sehr poetisches Talent eine freie Gabe des Himmels und seiner Natur nach rein geistig ist, so weiß man doch, daß die Anlage mit Ernst ausgebildet, und besonders, daß die Form, in welche sich der poetische Gedanke kleidet, oft mühsam errungen werden muß. Die Leser werden daher die vorliegenden Früchte einer durchaus selbst gewonnenen Bildung mit Theilnahme betrachten und zugestehen, daß der junge Mann, der solche Formen bei den Schwingungen des Preßbengels fand und mit solchen Melodien seines Innern das Klappern der Lettern auf dem Winkelhaken begleitet — er war bei jenem angestellt und führt letztern gegenwärtig — auf Alles Anspruch machen darf, was man mit dem Begriff eines Autodidaktos nur Ehrenvolles verbindet.

D. Red.

Digitized by Google

Mit ihr sich zu vermählen,
Kam nun der bittre Schmerz,
Und nahm ihr sanftes Herz,
Um grausam es zu quälen.

Der hat in wilder Glut
So heftig sie umschlungen,
Daß aus der Brust gedrungen
Mit süßer Milch das Blut.

Und, wo es floß, erglühte
Die Rose sanft von Roth,
Die mit den Dornen droht
Und lächelt mit der Blüthe.

Und wer die Rose pflückt,
Wer Freude will genießen,
Muß opfernd Blut vergießen,
In Lust und Schmerz entzückt.

An einer Quelle.

Quelle, deinem steten Rauschen,
Das in süßverwirrten Stimmen
Einklang meiner Seele schenkt,
Möcht' ich Sprach' und Sinn ablauschen;
Und mein Geist, in Weh versenkt,
Will mit deinen Wellen schwimmen.

Was du ewig schon erzählest
Aus geheimem tiefen Grunde,
Müssen süße Dinge seyn.
O, daß du sie mir verhehlest!
Und mit neuer Sehnsucht Pein
Neigt mein Ohr sich deinem Munde.

An der Waldquelle.

Hier sitz' ich in des Waldes Düstern,
Die halbentlaubten Bäume flüstern,
Der Herbstwind säuselt
Sanft ihren Namen in mein Ohr,
Die Welle in dem Bächlein kräuselt
Mir murmelnd seine Züge vor.

Und Abend wird's, noch horcht verlangend
Mein Ohr, an diesen Stimmen hangend,
Mehr zu erlauschen.
Wenn Alles längst in Stille ruht,
Hör' ich des Wasserfalles Rauschen,
Doch Nichts sagt mir: sie ist dir gut.

Von Thränen wird mein Auge trübe,
Die Theure, die ich ewig liebe,
Kann es nicht finden;
Ach könnt' in dieser Einsamkeit
Ein Blick des ihren uns verbinden,
Entschwunden wäre alles Leid.

Erinn'rung, süße, hilf mir suchen!
O sagt mir doch, vertraute Buchen,
In deren Rinde
Ich, lieblich noch in Eins gepaart,
Die eingegrab'nen Namen finde,
Wo ist, die ihr so treu bewahrt?

Sie ist nicht da, verschwunden alle Spuren
Schon lange von den lieblich trauten Fluren,
Und nur der Rasen,
Auf dem wir einst die süße Glut
Eins in des Andern Augen lasen,
Trinkt meiner Wehmuth Thränenflut.

Nic. Müller.

Sanct Vigilius von Trient.

(Fortsetzung.)

Was die Oper betrifft, so kann ich wenig Gutes davon berichten. Das Theater ist schön; es hat vier Reihen Logen, deren jede mit zierlichen blauseidenen Vorhängen tapezirt ist, dabei versehen mit Spiegeln, Sophas und brennenden Wachskerzen. Diese erhellen zwar das Innere der Logen, aber nicht den Saal, dessen Beleuchtung unter Null ist, denn es ist darin stockfinster. Dafür hat man das Vergnügen, die Bewohnerinnen der Logen im schönsten Lichte zu sehen: ein Vorzug vor vielen deutschen Theatern. Pacinis große Oper hatte einen Ernst zum Lachen und eine Trauer zum Tanzen. Ich will nicht behaupten, daß die Musik nicht Schönheiten enthälte. Das erste Finale könnte einen wilden Deutschen abgeben, wenn ihn Strauß arrangiren wollte. Das Ganze erschien mir aber etwas verwirrt, doch das lag an den Künstlern. So etwas ist für vollendete Virtuosen berechnet, und deßhalb fallen solche Opern in Deutschland auch gewöhnlich durch, wo die Sänger hiezu gänzlich mangeln. Der Trientiner Impressario, der ungefähr mit 10,000 Zwanzigern oder 4000 Gulden seine fiera di San Vigilio bestreiten muß, kann dafür nichts Berühmtes engagiren. Der Contr'alt war nicht übel, die Prima Donna hingegen über die Jahre der Reize hinaus, mit schwankender Stimme, der Tenor in Stellen des Affekts unangenehm, in sanftern und in der Cantilene weich und lieblich à l'italienne, der Baß in der Maske eines Greisen würde mit seinen leidenschaftlich-jugendlichen Bewegungen und eben solcher Stimme in Deutschland ausgelacht worden seyn, hier wurde er beklatscht. Der verschiedene Geschmack der Deutschen und Italiener in Theatersachen ist sattsam bekannt, ich liebe aber dennoch, kleine Züge, wo sie sich mir darbieten, zu

Digitized by Google

sammeln und gelegentlich mitzutheilen, um so manches Allgemeine näher zu bestimmen und Resultate zu gewinnen. Einige deutsche Freunde aus Meran, die mich begleiteten, erklärten, daß ihnen ihre Oper, eine herumziehende deutsche Gesellschaft, die jezt zufällig dort ist, viel mehr Genuß gewähre als die Trientiner. Zwei Abende später war ich in Meran bei der Vorstellung des Zampa gegenwärtig, wo ich zwei junge Leute aus Borgo di Valsugana bemerkte, die bei den ersten Takten, die ein armes junges Mädchen zu singen begann, zu lachen anfingen und erst mit dem Fallen des Vorhangs nach dem ersten Akte zu lachen aufhörten; dann gingen sie fort. Den Borgesen war sicherlich eine gute Oper ein eben so seltener Genuß als den Meranern. Aber der Italiener ist mit seinen Forderungen an das Theater viel mehr im Klaren als der Deutsche. Das, was das Theater in Trient darbot, war für uns mit dem Namen einer mittelmäßigen Oper immerhin zu belegen; in Italien gehörte sie vielleicht zu den schlechtern in diesem Augenblicke. In Deutschland werden „die Araber in Gallien" in Augsburg, Nürnberg, Köln, Bremen, Hannover, Danzig, kurz in Städten von 30 bis 60,000 Einwohnern gewiß nicht besser gegeben. Das Orchester war vollständig und bestand größtentheils aus Musikern, die von Verona herübergekommen waren, der Chor zählte sechzehn Individuen. Die Solisten waren in dem Eröffnungsprogramm genannt und alle Fächer besezt. Die Oper in Meran war hingegen nichts: ein Häufchen armer Schauspieler, die zur Noth singen müssen, ohne alle Schule, die vielleicht nie einen guten Sänger zu hören Gelegenheit hatten, die Solostimmen und Chor zugleich sangen, mit einem Orchester aus Dilettanten, Alles unvollkommen besezt: so wurden Fra Diavolo, Zampa, Maurer und Schlosser gegeben. Ein Fenster stellte ein Haus vor, ein Baum einen Stein, Wienerisch Deutsch, ein wilder Schreier einen Sänger, und ein zusammengerichtetes, unkenntliches Quodlibet eine Oper. Aber der Deutsche nimmt dies Alles mit andächtiger Aufmerksamkeit hin; wir besitzen die Phantasie der Kinder. Der furchtbare Seeräuber Zampa im alten, schwarzen Mantel erschreckt, die Marmorbraut erregt Spannung; die Zuschauer denken sich herrlich in die Situation, sie wollen aber auch nichts davon verlieren. Der Italiener schwazt in Trient wie in Mailand und Neapel, wenn die Comparsen aufmarschiren und die schlechten Chöre abgeleiert werden, und zollt nur bei den ausgezeichneten Stellen Beifall und Bewunderung. Er bringt mehr Urtheil mit in sein Theater, wir mehr Bewunderung. Ich unterschreibe daher nicht unbedingt, was so viele behaupten wollen, der Deutsche sey kälter als der Wälsche; im Theater gewiß nicht. Des Wälschen hergebrachte Beifallszeichen mögen lärmender seyn, aber diese selbst zeigen, wie er die Sache nimmt; der Deutsche hingegen hegt eine stille Wärme, eine wahrhaft übertriebene Leidenschaftlichkeit für das Theater und die Schauspieler.

Nach dem Theater entlud sich ein herrliches Gewitter gerade über Trient, und versprach uns Kühle für den morgenden Tag; indeß mußten wir drei mit den zwei Betten uns begnügen, da der Cameriere behauptete, uns kein drittes versprochen zu haben. Unser Widerspruch half nichts, und da auch die andern Gasthöfe übervoll waren, so machten wir gute Miene zum bösen Spiel. In dieser Nacht glich die Europa einem Caravanserai: überall schlafende Pilger, Thüren und Fenster die ganze Nacht offen, Schläfer auf den luftigen Gängen, die Köpfe in geöffnete Fenster gelegt, die oft fünf Schläfer in Einem Bette sehen ließen. Man weiß, daß italienische Betten eine ansehnliche Breite haben. Als das Gewitter schwieg, verkündete Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Straßen ziehende Musik den Anfang des Festes, uns, die wir schlecht geschlafen hatten und nun erst uns des Morgenschlummers erfreuen wollten, eine unwillkommene Störung. Wir eilten auf die Straße, die schon ein festliches Leben füllte. Obgleich das Gewitter und der dasselbe begleitende Wolkenbruch die Wege im Gebirge unwegsam gemacht hatte und demnach an 7000 Landleute ausgeblieben waren, so war doch die Menge derselben noch immer sehr ansehnlich. Die Trachten zeigten wenig Malerisches. Der italienische Bauer dieser Gegend liebt es, sich in ein zweifarbig schillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hievon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen großen runden Hut, Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weste. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauem Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreise gelegt und eine hübsche Silbernadel durchgesteckt. Die Gesichter der Mädchen, stark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübsch, zogen unsere Blicke an. Einige Weiber aus Tessin (nicht mit Tessino in der Schweiz zu verwechseln) trugen sich sonderbar, doch nichts weniger als schön. Die Röcke waren von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchstreifen besezt; hiezu ein schwarztuchenes Mieder mit rothem oder hellblauem Brustlatz, ein dickes weißes Mousselintuch um den Nacken und vorne so befestigt, daß die starke Brust darin wie in einer Schlinge ruhte; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein großer, fast dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube. Wir sezten uns vor ein Kaffeehaus und ließen die bunten Gruppen an uns vorbeiziehen, die in den aufgestellten Buden die Gegenstände besahen, handelten und kauften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Ehrlicher Heldenmuth im Bürgerkrieg.

Erfreuend in unsern traurigen Zeiten, ich möchte sagen erhebend, ist die Geschichte unsers großen Hospitals, des Hôtel-Dieu, in den gefährlichen Apriltagen, worüber das Einzelne erst jezt bekannt worden ist. Diese treffliche Heilanstalt enthält mehr als fünfzehnhundert Personen. In den Tagen des Bürgerkriegs und der Meyelei in den Straßen wurde sie für unsere Stadt noch bedeutender, als gewöhnlich in ruhigen Zeiten. Die örtliche Lage des Spitals war sehr gefährlich, denn es hatte die nie rastenden Batterien auf dem linken Rhoneufer gerade gegenüber; überdies hängt es unmittelbar mit dem volkreichen Stadttheil zusammen, wo die Empörung mit ihren Hauptsiz hatte. Daher hatte dies Gebäude dreierlei zu fürchten: das Bombardement, die Feuersbrunst und den Ueberfall und das Eindringen der Insurgenten oder der Linientruppen. Im Innern mußte zuerst gesorgt werden für den Unterhalt so vieler Bewohner, für die Aufnahme, Behandlung und Verpflegung der vielen Verwundeten, die alle Augenblicke gebracht wurden; desgleichen für die Aufnahme vieler Unglücklichen aus dem benachbarten brennenden Quartier, die noch einige Trümmer ihrer Habe den Flammen entrissen hatten und damit in's Hôtel-Dieu flüchteten; außerdem retteten sich dahin auch eine Menge ansehnlicher Leute vor dem Kreuzfeuer der Kanonen und Flinten, wodurch alle Straßen unzugänglich wurden. In solch einem Augenblick war gewiß genaue Aufsicht, Muth, Geistesgegenwart, Orts- und Sachkenntniß höchst nöthig; diese Eigenschaften mußten sich überdies bei einem Manne vereinigen, den Alle im Haus kannten und dessen Befehlen sie zu gehorchen bereit waren. Glücklicherweise fand sich dieser Mann in der Person des ersten Verwalters im Haus. Vom Morgen des 9ten bis zum 10ten April Abends war V. Arnaud wie der Kommandant einer schwerbedrohten Festung. Er war aber noch mehr, denn er wagte sich unter dem furchtbarsten Kugelregen aus dem Haus und sorgte in diesem schwierigen Augenblick für Herbeischaffung von Lebensmitteln, die den zahlreichen Bewohnern und Flüchtigen im Hôtel-Dieu so nöthig waren. Im Innern des Hauses übernahm er den Dienst und die Verrichtungen der Hospitalbeamten, die wegen der großen Gefahr in den Straßen nicht herbeikommen konnten und Tagelang ausblieben. So wie die ersten Schüsse in der Stadt fielen, waren auch alle Wundärzte des Hauses auf ihrem Posten. Da ihre Schüler in der Stadt fürchteten, es möchten im Hospital nicht genug Hände seyn, so scheuten sie die Gefahr nicht, dahin zu eilen und sich mehrere Tage mit ihnen einzuschließen. Die außer dem Hospital wohnenden Aerzte des Hauses hatten weniger Muth, denn nur einige fanden sich auf ihrem Posten ein. Indessen war der Eifer und die Thätigkeit der andern so groß, daß kein Verwundeter oder Kranker unbesorgt blieb. Dem muthigen Widerstand Arnauds ist es zu verdanken, daß keine Partei in das Hôtel Dieu eindrang, wo es sogleich ein Schlachtfeld geworden wäre und von der Artillerie nicht hätte geschont werden können. Den größten Muth zeigten die barmherzigen Schwestern. Man sah sie mit Ruhe und sichern Gangs das Haus verlassen und ihre Schritte nach den gefährlichsten Straßen und Plätzen richten, um den Verwundeten auf der Stelle einige Hülfe zu bringen, den Sterbenden beizustehen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen und andere Dienste zu leisten, die ganz außer ihrer Sphäre lagen; nichts hielt sie auf, nicht Barrikaden, zwischen denen sie durchschlüpften oder über die sie wegkletterten, nicht die Warnungen oder Drohungen der Kämpfenden, nicht das Pfeifen der Kugeln und die furchtbare Zerstörung der Kartätschen. Der, in dessen Dienst und Namen sie solchen Heldenmuth übten, hat sie beschüzt, denn keines dieser frommen Mädchen ist auch nur verwundet worden.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Büchertrödler und Bücherliebhaber.

Die Bücherversteigerungen werden unaufhörlich Abends in dem sogenannten Sylvestresaale neben dem Palais-royal fortgesezt, und hier gehen gewiß eine Million Bücher jährlich durch die Hände der Auktionärs. Ein großer Verlust für diese Herrn ist der Tod des englischen Bücherliebhabers Heber gewesen, des einzigen Mannes, welcher im Stande war, den so lange von den hiesigen Büchertrödlern beweinten Boulard zu ersezen. Es war eine goldene Zeit für sie, als Boulard noch lebte und täglich in Paris umherging; denn er pflegte ihnen ganze Schichten alter Bücher abzukaufen und in sein geräumiges Haus niederlegen zu lassen. Während die armen Tröpfe von Gelehrten zuweilen eine Stunde lang handeln, um einen elenden Band zu kaufen, erhandelte Boulard eine ganze Reihe von Bänden, und leerte in kurzer Zeit einen Laden aus. Betrübt sahen sich die Trödler an, als der Tod endlich diesen Wohlthäter des Trödelhandels abholte, und erwarteten einen allgemeinen Bankerott, wenn Boulards dreißigtausend Bände starke Büchersammlung wieder auf den Büchermarkt zurückgeworfen würde, als die Vorsehung zu ihrem Troste den Engländer Heber nach Paris sandte. Noch im Grabe sey dieser Mann gesegnet, als der zweite Schüzer des Handels mit alten Büchern; er war ein Mann ganz nach dem Herzen der Trödler. In England, in Frankreich, in den Niederlanden, und ich glaube auch in Deutschland, kaufte er stets Bücher, und wenn er deren in einem Lande eine Menge beisammen hatte, so miethete er ein großes Zimmer, ließ sie insgesammt hineintragen, schloß das Gemach bedächtig zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging von dannen, um in einem andern Lande seine kosmopolitisch-literarische Laufbahn fortzusezen. In Paris erschien er, wie gesagt, zur Zeit, als die antiquarische Zunft vor Besorgniß, was aus dem Boulardschen Büchervorrathe werden würde, weder essen, noch schlafen, und am allerwenigsten Handel treiben konnte. Zu ihrer Erleichterung war dieser Büchervorrath in mehrere, nach und nach zu versteigernde Abtheilungen zersezt und von jeder ein Katalog gedruckt worden. Der gute Heber kaufte einen ganzen Katalog voll auf einmal, verschloß, wie gewöhnlich, seine Waare in trockene, geräumige Zimmer und kümmerte sich nicht weiter darum, zur großen Freude der Trödler, welche diesmal wenigstens die Gewitterwolke, womit ihnen der Katalog gedroht hatte, vorüberziehen sahen. Doch nun ist auch Heber todt; das Schicksal führt seinen Boulard, einen zweiten Heber herbei, und diesmal werden die Zimmer aufgeschlossen und die Bücher auf den Auktionsmarkt geschüttet; aber glücklicherweise haben die Antiquare Zeit gehabt, sich der übrigen Bücher aus der Boulardschen Sammlung allmählich zu entledigen, und Hebers Tod ist ihnen kein so empfindlicher Stoß, wie es Boulards Verschwinden aus der Bücherwelt gewesen war.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Juli 1834.

Das Jahr und die Jahreszeiten mußten einer Nation geläufig werden, deren Leben und Weben von einer einzigen Naturveränderung abhing, die, jährlich wiederholt, ihnen einen ewigen Landkalender machte.

Herder.

Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums.

In der am 30sten Juni d. J. gehaltenen Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften hat der Akademiker Biot eine Abhandlung vorgelesen, welche zu interessant ist und zu genau mit der in diesen Blättern schon öfters besprochenen ältesten Geschichte der Menschheit zusammenhängt, als daß wir uns nicht beeilen sollten, das Hauptsächliche davon mitzutheilen, obgleich wir vorerst keine andere Quelle haben als die mehr oder weniger unvollständigen Berichte der Pariser Journale. Wir behalten uns vor, wenn die Protokolle der Akademie selbst uns zugekommen seyn werden, darauf zurückzukommen, und die Details zu geben, welche bei Dingen der Art zum vollen Verständniß nothwendig sind.

* * *

Den großen Astronomen und Geometern des vorigen Jahrhunderts verdanken wir nicht allein die Ueberzeugung von der Allherrschaft des Gesetzes, das die Bewegungen der Himmelskörper regiert; ihre auf die abstrakteste Analyse gegründeten Formeln sind so sehr Ausdruck der Natur, daß wir jezt mit ihrer Hülfe jede wahrnehmbare Bewegung am Himmelsgewölbe voraus und rückwärts berechnen können, und zwar in beiden Fällen für eine sehr ansehnliche Zeit. Sie sind gleichsam neue Werkzeuge, neue Organe, mittelst deren wir uns rückwärts in die Jahrhunderte versetzen, die alten Aspekte des Himmels konstruiren, dieselben mit den Beobachtungen und Sagen der Völker vergleichen, damit den Stand ihrer positiven Kenntnisse ermitteln und so ein Element weiter zu der vergleichenden Geschichte des menschlichen Geistes gewinnen. Biot beschäftigte sich aus diesem Gesichtspunkte mit den zahlreichen astronomischen Denkmalen des Volks, bei dem sich, nach dem Zeugnisse aller alten Historiker, zuerst im Abendlande die Kultur entwickelt hat. Er fand, daß die Egypter bereits 3285 julianische Jahre vor Christus die wahre Lage der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, des Sommersolstitiums und der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche am Himmel bestimmt, und 1505 Jahre später, im Jahr 1780 vor unserer Zeitrechnung, erkannt haben, daß jene ursprünglichen Punkte am Himmel sich im Laufe dieser Zeit beträchtlich verrückt hatten; der eine wie der andere Aspekt des Himmels findet sich auf ihren Denkmalen verzeichnet, und es kann somit kein Zweifel seyn, daß ihnen das Faktum vom Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bekannt war.

Champollion hat dargethan, daß das egyptische Jahr von Uralters her mit Zeichen geschrieben wurde, durch welche es in drei Jahreszeiten zerfiel, welche den Phasen

Digitized by Google

entsprachen, die durch die periodischen Ueberschwemmungen des Nils für die verschiedenen Geschäfte des Landbaus wichtig waren. Ueberdieß war jedem der zwölf Monate eine Gottheit vorgesezt, und unter ihnen hat Champollion die Sinnbilder der beiden Solstitien und des Frühlingsäquinoktiums herausgefunden. Biot beweist nun, daß die Vertheilung dieser drei Embleme unter die zwölf personifizirten Monate sehr genau zu den entsprechenden Phasen des wahren Sonnenjahrs paßt, wie es in den dreißig bis vierzig Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung war. Braucht man nun aber eine solche Bezeichnung nicht für ein eigentliches Sonnenjahr, sondern für eine Reihenfolge conventioneller Perioden von gerade 365 Tagen — und so war das bürgerliche Jahr der Egypter — so müssen in Folge des Unterschieds zwischen diesen Perioden und dem Sonnenjahr, der bekanntlich 5 Stunden 48 Minuten und einige Sekunden beträgt, die nominalen Phasen und die wirklichen, die Anfangs wirklich zusammengefallen waren, immer weiter auseinanderdrücken, bis der Unterschied einem vollen bürgerlichen Jahre gleich wird, und sie nun einmal wieder zusammenfallen, um von Neuem von einander abzuweichen. Dieser Cyklus von einer Uebereinstimmung des bürgerlichen Jahrs mit dem wahren zur andern umfaßt eine Periode von 1505 julianischen Jahren. Biot berechnete nun, in welchen Jahren die Bezeichnung der Egypter mit dem wahren Jahre zusammengefallen ist, und fand die Jahre 3285, 1780 und 275 vor Christus. Nach Anleitung dieser Perioden untersuchte er eine astronomische Tafel, welche von Champollion im Roamessium zu Theben entdeckt worden ist, und zum wenigsten 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung entworfen seyn muß, und fand nun, daß auf einer 1500 Jahre später entworfenen Tafel zwei der auf der ersten Tafel befindlichen personifizirten Monate mit zwei andern Symbolen vertauscht waren, die im Griechischen hieroglyphisch das Sternbild der Hyaden oder des Stiers bezeichnen. Er vermuthete, auf der Tafel solle irgend eine astronomische Beziehung zwischen diesem Sternbilde und den großen Perioden, wo das egyptische Jahr mit dem wahren zusammenfällt, angedeutet seyn. Er berechnete daher die Stellung des glänzendsten Sterns im Stier, des Aldebarans, in den Jahren 275, 1780 und 3285 vor Christus. Die beiden ersten Perioden boten ihm nichts Bemerkenswerthes, aber beim Jahr 3285 fand er das wahre Frühlingsäquinoktium gerade auf der Stirne des Stiers unserer jetzigen Karten, wodurch das Sommersolstitium in das Sternbild des Löwen, und das Herbstäquinoktium in den Scorpion zu stehen kommt; und besonders merkwürdig dabei ist, daß, als jenes Frühlingsäquinoktium am Westhorizont von Theben unterging, die Ekliptik just senkrecht über diesem Horizont stand. Zu seiner Verwunderung entdeckte nun Biot, daß dieser ganze Aspekt auf der genannten Tafel aus dem Rhamessium verzeichnet zu sehen ist, und zwar in einem besondern Rahmen. Auf der eigentlichen, etwa fünfzehn Jahrhunderte vor Christus verfaßten Tafel sind die Aequinoktien anders, und zwar weiter rückwärts angegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Sanct Vigilius in Trient.

(Fortsetzung.)

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche die Luft mit Gesang und Spiel erfüllten, war außerordentlich. Hier zwei ziemlich korpulente Schönen, welche die Harfe spielten, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Cello behandelte; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er mit einem Stäbchen im Munde, alle Sangvögel auf das Täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die Niemand ohne Lachen ansehen konnte; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmten; diese Duette, jene Arien singend; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische: das Ideal eines Jahrmarkts von Plundersweilern, zu welchem Goethe schalkisch die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Ich mag mich nicht überreden, daß alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besitzt, aus der Ferne herbeigezogen waren. Mehrere von ihnen hatten nichts von der Abenteuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeußern anklebt. Es schienen mir alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmäßig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen waren, um durch musikalisches Krahen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. Unter diesen bemerkte ich einen Violinspieler, der meine besondere Aufmerksamkeit anzog. Es war ein kleines, mageres Männchen, dessen dünne Beine in grauen engen Pantalons dicht an einen Höcker stießen, der den ganzen Oberleib ausmachte. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter Frack von blauem Tuche flatterte wie ein Wimpel davon herunter. Den Kopf trug der Mann ganz bloß, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zierten noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt waren, wie der Roßschweif auf den Helm eines Kriegers. Die Augen waren matt und schienen einst bessere Tage gesehen haben, denn es lag ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielte.

Digitized by Google

Die Nase war wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie dies bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, doch sehr schmal, das Kinn gar nicht vorhanden. So ragte dieser Kopf nur wenig über dem Höcker empor aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hatte Schule, doch war sein Strich nur schwach, es schien dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber suchte er allen nur möglichen Ausdruck hinein zu legen, und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich war, ergänzten Augen und Mund. Jene drehten sich empor gen Himmel und schienen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnete sich, die Lippen zitterten, er wollte sprechen, er floß von innerer Seligkeit über, aber er konnte kein Wort für sein überschwängliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nahm Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine standen fest und starr, sie, die ohnedies zu schwach waren, den Mann, die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber hoben sich die Schultern und senkten sich wieder wellenförmig, und selbst der Höcker hüpfte dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebte. Meine Freunde lachten, wenn sie den armen Geiger anblickten und sagten boshaft: „sehen Sie nur, wie so ein Italiener sich verstellen kann; er thut, als spiele er mit Ausdruck, und mit welchem?“ Mir thaten diese Bemerkungen weh, denn ich fühlte mit, was der Mann fühlte. Aus der Küche stieg ein Gemisch von aromatischen Düften, man schickte sich an, das Essen aufzutragen, und uns beide hungerte. Ich hatte die Aussicht, meinen Hunger zu stillen, er hungrig zu bleiben. Sein melancholisches Spiel drang mir zu Herzen und ich gab ihm doppelt.

Als Seitenstück zu meinem Geiger kann ich drei Knaben aus dem Gröbener Thale nennen, die mit einiger Allsance im eigenen Einspänner zum Feste gezogen waren. Sie waren anständig gekleidet, in grau und grün, den Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es war Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mochte zehn Jahre alt seyn; man nannte ihn überall „den kleinen Mozart.“ Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigen Gesicht, der, ächt deutsch, kaum den Hut rückte, wenn er Geld erhielt. Er stemmte die Violine an die Brust und spielte mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier, bald dorthin drehte, und mehr an dem Theil nahm, was um ihn vorging, als an seinem Spiel. Dies selbst war jedoch überraschend gut; er griff sehr rein und sein Strich war fest, dabei trug er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Straußischen Walzer, welche dieses Kleeblatt zum Besten gab, hatten es zum Lieblinge des Publikums erhoben, und sie nahmen dreifach ein, wo mein armer melancholischer Violinspieler mit dem Höcker froh seyn mußte, das Einfache zu erhalten. Und doch war mehr vom Künstler in ihm, als in dem kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hatte uns die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, und wir machten förmlich Jagd auf ihn, da wir hörten, daß er zu Pferde die Stadt durchstreiche und auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheile, sondern auch Operationen vornehme.

Welch eine Freude für mich, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland gibt, ohne Treffenrock und Hanswurst, ist ein Mörder; der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriac und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern spekulirt. Eine schreiende Menschenmenge und der quäkende Ton einer schlechten Klarinette gaben uns bald zu erkennen, daß wir unsern Mann gefunden hatten. Er machte sich nur mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkte es jedoch so geschickt hin und her, daß bald ein weiter Kreis um ihn gebildet war, und er nun mit lächelnder Miene seine Klarinette in den Mund steckte, um noch mehr Zuhörer herbeizulocken. Nach einem kurzen marschartigen Stücke hob er sich im Sattel und begann mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nannte uns Alle: „meine Brüder!“ Sein Vortrag war anfänglich ruhig, dann kam er in Feuer, schimpfte auf alle Fakultäten, lachte über die Aerzte in Verona und Wien und sagte: „Ihr mögt euch getrost, meine Brüder, an diese wenden, Abhülfe eurer Leiden werdet ihr nur bei mir finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiederfinden. *)

Wie der Wandrer in der Wüste,
Der des Durstes Qual empfunden,
An die frische Quelle sinkt,
Und sich neues Leben trinkt;
Wie der Schiffer nach der Küste,
Die im Sturm ihm war entschwunden,
Und nun wieder rettend winkt,
Mit zerriss'nen Segeln hinkt:

*) S. die Note zu pag. 677.

Digitized by Google

So, nach langer Liebentbehrung,
Sinkt mein Herz beim Wiederfinden
An das neuerfaßte Bild,
Wo ihm frische Wonne quillt;
Und der Freude Wiederkehrung
Hauchet mich mit sanften Winden,
Säuselnd linde, lächelnd mild,
In das neue Lustgefild.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

Die Anwesenheit des Königs.

Unserer hübschen Stadt fehlt es, wie ich Ihnen schon mehrmals bemerkt habe, nie an Heiterkeit und geselliger Aufregung. Im Winter sorgen wir selbst dafür, im Sommer tragen auch die vielen Fremden und Reisenden bei, die von Air her und sonst bei uns einsprechen. Dieser Monat war besonders lebhaft durch die Ankunft und den Aufenthalt des Königs Karl Albert. Er kam am 31ten Juni Nachmittags mit der Königin an. Man muß den Einwohnern lassen, daß sie Alles thaten, um bei diesem Empfang Eifer, Freude und Zufriedenheit an den Tag zu legen. Es schien wirklich ein Nationalfest. Tausende blauer Fahnen, bunter Tücher und Teppiche hingen aus allen Fenstern, von allen Balkons, frische grüne Guirlanden reichten von einem Haus, von einem Dach zum andern über die Straßen. Ueberall Inschriften, Devisen, Embleme und Transparente, oft fehlerhaft, schlecht stylisirt, aber gut gemeint, denn Jeder wollte auf seine eigene Weise reden und sich vernehmen lassen. Von den zwei schönen Triumphbogen stand einer auf dem Platz St. Léger, der andere beim Anfang der Vorstadt Montmeillan. Am 31ten waren die Bäume unserer hübschen Boulevards und alle Häuser der Stadt erleuchtet. Schon der Tag vor seiner Ankunft war durch das fröhliche Treiben der Menge in den Straßen eine Art von Fest voll Bewegung. Auch die Stimmung der Einwohner beim Empfang des Königs war sehr günstig. Um zwei Uhr zog die Menge ruhig auf die Straße von Montmeillan, nach einer Stunde kehrte sie mit dem König zurück, hinter und um seinen Wagen her, rief, jubelte, sang, tanzte und schrie, daß die Berge widertönten. Es war gewiß nicht kommandirte Fröhlichkeit, denn dazu war sie zu ungeordnet. Wir haben nur fünfzehntausend Einwohner, es wogten aber gewiß zwanzigtausend in den Straßen, ungerechnet die vielen weiblichen Köpfe an den Fenstern. Sehr viele Landleute aus der Umgegend waren herbeigekommen, und wiewohl die Savoyer gar Manches zu wünschen haben, so glaubte man ihnen doch die Freude anzusehen, nicht wie das benachbarte Lyon vom Bürgerkrieg zerrissen zu werden. Vom Montcenis bis hieher fuhr der König zwischen zwei dichten Reihen jubelnder Einwohner. Gleich nach seiner Ankunft, noch mit Staub bedeckt, empfing er mehrere hiesige Einwohner sehr freundlich. Abends ging der König, nur von zwei Adjudanten begleitet, langsam durch die Straßen; nun wurde das Gedränge und das Schreien noch ärger, und oft mußte er mit seinen Offizieren stehen bleiben und warten, bis man ihm Platz machte. Es war recht anmuthig, diese bunte Mischung ganz ungleichartiger Menschen zu sehen: Bauern, Arbeiter, Landmädchen in ihren Provinzialkostümen, elegante Stadtdamen, gemeine Soldaten, Pfarrer, Studenten, ganze Erziehungsanstalten aus dem nahen Genf. Alles drängte sich lebhaft, aber friedlich unter einander. Nirgends fiel die geringste Unordnung vor, nicht einmal ein unpassendes Wort, und doch hatte die Polizei nicht zwanzig Mann auf den Beinen. Die Fremden konnten darüber ihr Erstaunen nicht bergen, denn sie hatten überall in den Nachbarländern gehört, es gebe hier mit der Polizei fürchterlich her. Der Königin waren am Morgen bei ihrer Einfahrt in die Stadt Blumen von zwölf jungen Mädchen überreicht worden; am folgenden Tag schickte sie dieselben nach der Kathedrale, um sie dort mit einem bedeutenden Geschenk für die Armen auf dem Hochaltar niederzulegen. Diese Gaben der Unschuld konnten keine passendere Stelle finden.

(Der Beschluß folgt.)

St. Petersburg, Juni.

Die neue Sternwarte. Der Araktschejewsche Preis.

Ueber die auf Befehl des Kaisers hier zu erbauende Sternwarte kann ich Ihnen jetzt einige genauere Nachrichten mittheilen. Sie ist bestimmt, alles Aehnliche in Großartigkeit der Anlage weit hinter sich zu lassen. Die Sternwarte selbst soll aus drei Thürmen bestehen mit beweglichen Kuppeln für Instrumente, welche sich nach der scheinbaren Bewegung des Himmels drehen. Zwei dieser Thürme werden Instrumente wie der Königsberger Heliometer und der Derpater Refractor erhalten; in den mittlern Thurm aber soll ein Instrument kommen, welches alle andern an Größe übertrifft. Unter den Thürmen werden die Meridians- und die transportabeln Instrumente aufgestellt. Mit der eigentlichen Sternwarte werden durch zwei Corridore ansehnliche Wohnungen für fünf Astronomen verbunden, so daß dadurch ein zusammenhängendes Gebäude entsteht, welches 85 Faden (Klafter) in der Länge hat. Kleinere Nebengebäude zu verschiedenen Zwecken werden die ganze Anlage noch vergrößern, für welche eine Anhöhe anderthalb Meilen von St. Petersburg bestimmt ist.

Der verstorbene Graf Araktschejew, der Stifter der Militärkolonien in Rußland seit dem Jahre 1817, hat in seinem Testamente ein Kapital von 50,000 Rubel Banko ausgesetzt, als Preis für denjenigen russischen Schriftsteller, welcher nach Verlauf von 100 Jahren seit dem Tode Kaiser Alexanders I., d. h. bis zum Jahre 1925, die beste, vollständigste und authentischste Geschichte dieses Kaisers in russischer Sprache verfaßt. Die oberste wissenschaftliche Behörde in Rußland beurtheilt den Werth der Bewerbungsschriften. Nach 82 Jahren wird die Akademie der Wissenschaften öffentlich bekannt machen, daß die Zeit der Bewerbung heranrückt, und im Jahr 1925 erfolgt die Zuerkennung des Preises. Der Verfasser des gekrönten Werks erhält $^{3}/_{4}$ des alsdann vorhandenen Kapitals, $^{1}/_{4}$ bleibt zur Disposition der Akademie der Wissenschaften und wird zum Druck des Werks verwendet, von welchem 10,000 Exemplare zu niedrigem Preis verkauft werden sollen. Für den Erlös werden Uebersetzungen des Werks veranstaltet. Das ausgesetzte Kapital wird zu 4 pCt. Zinsen angelegt, und wird sich im Jahr 1925 auf 1,918,960 Rubel vermehrt haben, so daß der gekrönte Verfasser 1,479,220 Rubel Banko erhält. Einen höhern Preis hat wohl nie ein Schriftsteller gewonnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Juli 1834.

Willst du das Volk belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Goethe.

Sanct Vigilius von Trient.

(Fortsetzung.)

Jezt zog unser Arzt einen großen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar waren, und hing ihn an seinen Sattelknopf. Ich bemerkte Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stande ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtete diese Dinge ohne Schauder, und bewußt seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben verstand, rief er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das Schnellste abzuhelfen. Es drängten sich zwar einige hinzu, um das Arsenal des Doktors in Augenschein zu nehmen, aber Niemand schien Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fuhr ohne Pause in seiner Rede fort. Was jezt an die Reihe kam, war eine Menge Bruchbänder, die er der Menge hinhielt. Er erging sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärte mit reicher Suade die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmäßigkeit seiner Bänder. Er versicherte, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen, und zeigte augenscheinlich an seinem eigenen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kamen die Klystierspritzen an die Reihe. Er zog deren von verschiedenem Kaliber hervor, zeigte ihren Struktur und erklärte ihren Nutzen. Das Getümmel hatte jezt dergestalt zugenommen und die Hitze wurde auf dem Platze so drückend, daß wir uns fortmachten, ohne das Ende des Vortrags abzuwarten. Da die Operationen des Zahnausziehens nun unmittelbar folgten, so war es ohnehin die höchste Zeit für uns. Der belustigende Theil war vorüber.

Wir wandten uns nun dem Dome zu, wo eben die Predigt gehalten wurde. Gleichwie der Feuerwerker, die Operngesellschaft und mehreres Andere noch, so war auch der Prediger verschrieben worden. Man wollte an diesem Tage das Ausgezeichnetste vereinigen. War es, daß das Bild des Quacksalbers und der Ton seiner Rede noch zu lebendig in mir war, oder daß mein Geist nicht im Stande war, sich dem feierlichen Ernste zuzuwenden, genug, ich konnte nicht aufhören, den Prediger mit dem Quacksalber zu vergleichen und eine große Aehnlichkeit zwischen beiden zu finden. Der Prediger nannte uns Brüder wie Jener, es war derselbe Ton der Stimme, dieselbe Art zu deklamiren. Auch er lachte laut und bitter über die Thorheit der Welt. Dann erhob ihn sein Feuer immer mehr und mehr; er begann zu zittern, zu wimmern, und endlich weinte er so stark, daß Alles mitweinte. Dies war der Kulminationspunkt; die Predigt war aus.

Digitized by Google

Die Kirche leerte sich, und man ging, um draußen festen Standpunkt zu gewinnen und die Prozession mit anzusehen. Die üblichen Fahnen eröffneten diese. Sie marschirten in langen Zwischenräumen, doch drangirten sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume blieben leer, und Alles zog vor, die Prozession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Kapuziner in langer Reihe folgten, ihr mit den herrlichsten Blumen reich geschmücktes Kreuz tragend. Dann kamen die Franziskaner mit ihrer Fahne in noch größerer Anzahl. Ich habe nie so viele Mönche dieses Ordens beisammen gesehen; sie hatten ein trauriges Aussehen. Der Zug hielt, und ich konnte ihre Köpfe genauer betrachten. An einigen zeigte sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsagung. Ein alter, langer, hagerer Mönch zog aus seinem Ermel eine kleine beinerne Schnupftabaksdose und schnupfte mit großem Appetite. Ich mußte an Yorik's Franziskaner denken. — Jezt erschien der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Ich versuchte zu errathen, wer von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hatte, und wer es aus eigenem Antriebe gethan; wer einst zu hohen geistlichen Ehren steigen würde, wer seinen ganzen Ehrgeiz darein sezte, einst eine fette Pfründe zu erschnappen, und wer nur in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft suchte. Das lezte war am allerschwersten zu ermitteln. Ich bemerkte einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen, und ein Buch, das er in der Hand hielt, an die Lippen gedrückt. Dies war ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen, und eben dieser konnte die stolzesten Plane für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend wie hier führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele, und deßhalb ist Heuchelei und Verstellung nirgend häufiger wie hier anzutreffen. Nun folgten die Pfarrer und das Domkapitel; Alle trugen kostbare Gefäße, worin Reliquien des heiligen Vigilius waren. Man machte mich auf einen Schrein von Glas aufmerksam, worin die Zunge des heiligen Mannes sichtbar war, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Ich fand sie übermäßig groß und dick, und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wurde der silberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf, unter einem Baldachin getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgte. Da bereits alle einzelnen Stücke in besondern Gefäßen vorübergetragen worden waren, so bleibt es immer räthselhaft, was der große Sarg von den Gebeinen des Märtyrers noch umschließen mag. Die Domherren hatten sehr schwer daran zu tragen und schwizten gewaltig. So wie die Zunge, war die Hand von übermäßigen Dimensionen; doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiß, daß diese Hand es war, welche die Felsen auseinanderschob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es keinen Ausgang mehr gab. Jezt noch bedienen sich alle jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gemachten Felsenpasses, und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend, und Trients insbesondere, das von dort seine besten Lebensmittel bezieht.

Der Fürstbischof ist ein hoher Mann von großer äußerer Würde. Das Ansehen, wozu ihn sein Rang erhebt, wird noch durch seinen Wandel um Vieles erhöht. Er besizt durchaus kein Eigenthum, weil er sein ganzes Einkommen verschenkt und sich selbst oft die Bedürfnisse der Bequemlichkeit entzieht, um seinem Hange zur Wohlthätigkeit zu genügen. Dabei kennt man ihn als einen der erleuchtetsten und gelehrtesten Geistlichen. Die Würde seines äußern Benehmens zeigte sich bei dem Hochamte im schönsten Lichte, obgleich das unendliche Ceremoniell und der unaufhörliche Wechsel der Kleidung bei der großen Hitze die Kräfte des Mannes ganz aufgelöst zu haben schienen, was sich jedoch nur dann kund gab, wenn er während der Musik auf seinem Thronsitze Platz genommen hatte.

Nachdem das Hochamt geendet war, durchzog man die Straßen, und dieser Moment war einer von denen, wo Trient einer großen Stadt am ähnlichsten war. Die Damen hatten größtentheils sehr elegante Toiletten gemacht; die meisten waren ballmäßig in Flor gekleidet und die Herren hatten einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in Provinzialstädten selten findet. Hier wurden die schönen Roveredanerinnen wieder sichtbar und einstimmig als die schönsten Damen des Festes proklamirt. Dies machte einen jungen Maler aus Roveredo so kühn, zu behaupten, daß die Trientinerinnen keinen Vergleich mit den dortigen Schönen aushalten könnten, und wenn dieses auch einigen Widerspruch fand, so wurde doch allgemein Roveredo als der Sitz sehr schöner Weiber anerkannt. Ich eile, dieses der Welt bekannt zu machen. Ist es nicht ungerecht, so viele Jahre von Roveredo's Vorzügen in der Seidenzucht gesprochen zu haben, ohne dieser überwiegenden Vorzüge zu erwähnen? Schöne Weiber und Seidenwürmer! was ist interessanter? Wer zieht nicht eine liebliche Filanda von Intriguen allen andern Filanden der Fabrikanten vor? wohlverstanden, wenn er nicht selbst zu den Leztern gehört und bereits ein gewisses Alter erreicht hat. — Das Diner wurde von Klängen umrauscht, die ewig wechselten und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen waren. Alle virtuosi ambulanti, deren ich früher schon Erwähnung that, und

Digitized by Google

viele Andere noch ließen sich hören. Frische Ankömmlinge warteten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber einige wichtige Punkte aus der Geschichte der Astronomie des Alterthums.

(Beschluß.)

Hat man die Bedeutung dieses in besonderm Rahmen auf der Tafel verzeichneten astronomischen Aspekts aufgefaßt, so muß einem sogleich die Identität desselben mit den asiatischen Mithrasbildern auffallen. Auf diesen Monumenten wirft Mithra, der Sonnengott, einen Stier gegen den westlichen Horizont nieder, während der Scorpion unter dem östlichen Horizont heraufkommt. Ueber die astronomische Bedeutung dieser Bilder kann kein Zweifel obwalten, denn Ost und West sind fast immer durch unzweideutige Symbole angedeutet, meistens durch zwei Figuren, deren eine die Fackel erhebt, während sie die andere senkt. Woher stammt nun aber diese *Allegorie*? Ist sie von den Chaldäern den Egyptern *überliefert* worden? Die auf uns gekommenen Mithras*bilder* geben hierüber keinen Aufschluß, weil sie sämmtlich Werke der Römer sind. Sind die 1900 Jahre umfassenden astronomischen Beobachtungen, worüber Kallisthenes an Aristoteles berichtete, ächt, so reichen sie so nahe zu der Zeit hinauf, wo das egyptische Jahr zum erstenmal mit dem wahren zusammenfiel, nämlich zum Jahr 3285, daß es zweifelhaft bleibt, ob die Beobachtung der Konstellationen zur Zeit jenes Zusammentreffens ursprünglich dem einen oder dem andern Volke angehört. Soviel ist aber gewiß, daß sie wirklich beobachtet worden sind; dies ergibt sich unwidersprechlich eben aus der Genauigkeit, womit sie zu der Bezeichnung auf den egyptischen Monumenten passen. Ist diese Bezeichnung auch erst nach der Beobachtung selbst vorgenommen worden, so bleibt sie immer noch alt genug, weil sie auf Denkmalen steht, deren Alter wenigstens vierzig Jahrhunderte hinaufreicht, wie aus der daneben befindlichen Reihe von Kartuschen mit Königsnamen hervorgeht.

Hindostan, das in seiner uralten Kultur, in seinen Monumenten, Gesetzen und Ueberlieferungen oft die auffallendste Aehnlichkeit mit Persien, Babylon und Egypten zeigt, läßt Biot in seiner Untersuchung bei Seite liegen, und beschäftigt sich dafür mit der Frage, ob sich nicht Spuren ähnlicher Uebereinstimmung zwischen Egyptern und Chinesen auffinden lassen. Wir verdanken den Missionären, die seit zweihundert Jahren Mittel gefunden haben, in China einzudringen, schätzenswerthe, wenn auch unvollständige Nachweisungen über die Astronomie der Chinesen. Man weiß, daß der Ursprung dieses Volkes, das 2 bis 300 Millionen Köpfe zählt, über 4000 Jahre hinaufreicht; man weiß, daß sie für diesen ganzen Zeitraum regelmäßige, fortlaufende, nach periodischen Tages- und Jahrescykeln eingetheilte Geschichtbücher haben, wodurch die Chronologie ganz hinauf festgestellt wird; man weiß, daß sie von jeher den Himmelsbegebenheiten große Aufmerksamkeit geschenkt haben, aber bei alle dem in der Astronomie wahre Kinder geblieben sind, so sehr, daß sie nicht einmal die jährliche Wiederkehr der durch die Gesetze vorgeschriebenen gottesdienstlichen Gebräuche sicher berechnen können. Diese Beschränktheit ihres astronomischen Wissens rührt vor Allem daher, daß es in China Brauch war und blieb, die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten in gerader Ascension auf den Aequator zu beziehen, und nicht auf die Ekliptik, wie die Egypter und nach ihnen die Griechen gethan. Da der Aequator seine Stellung gegen den Himmel beständig ändert, so werden bei dieser Art der Betrachtung die eigenthümlichen Bewegungen der Himmelskörper noch viel verworrener. Ueberdieß ist der chinesische Thierkreis in gerader Ascension verzeichnet und die Stundenkreise sind in 28 Sternbilder mit ungleichen Zwischenräumen getheilt.

Im ältesten chinesischen Buche, dem Chou-king, finden sich die Solstitien und Aequinoktien angegeben, und zwar zur Zeit des Kaisers Yao, dessen Regierung i. J. 2357 vor unserer Zeitrechnung begann. Biot construirte demnach durch den Calcul Yao's Firmament, berechnete die Lage des Aequators und der Ekliptik und die entsprechenden Solstitien und Aequinoktien, und fand leztere wirklich in den Sternbildern, wohin der Chou-king sie versezt. Die ältesten Beobachtungen der Chinesen fallen demnach 900 Jahre nach der Angabe der Solstitien und Aequinoktien auf den Monumenten der Egypter. — Die Weise, wie die Chinesen ihren Himmel eintheilen, und die Namen und Bedeutungen ihrer Sternbilder haben mit dem astronomischen System der Egypter lediglich nichts gemein; und doch liegt die Zeit, in welche die ältesten Beobachtungen der Chinesen fallen, der oft erwähnten egyptischen Epoche, hinsichtlich des Vorrückens der Aequinoktien, so nahe, daß dieselben Symbole, dieselben Allegorien immer noch ganz gut für beide Zeitpunkte gepaßt hätten; denn im Jahr 2357, dem Jahr der chinesischen Beobachtung, stand das Frühlingsäquinoktium in den Plejaden, welche sammt den Hyaden im Bilde des Stiers begriffen waren, wie man ihn auf den egyptischen Monumenten sieht; das Sommersolstitium fiel gleichfalls in den Löwen, und das Herbstäquinoktium in die lezten westlichen Sterne des Scorpions. In den Schriften der Chinesen findet man aber rein nichts, das

Digitized by Google

mit diesen Symbolen verwandt wäre. Nichts weist somit darauf hin, daß von einem dieser Völker in dieser Beziehung Ueberlieferungen auf das andere übergegangen wären. Wenn man zwischen beiden Völkern sonstige Analogien entdeckt, wie die Anbetung des Himmels, die Verehrung der Vorfahren, die Vergleichung der Könige mit der Sonne, den Gebrauch figurativer Zeichen in der ältesten Schrift, so ist in die Augen springend, daß sie auf alle diese Bräuche, als auf rein menschliche, unabhängig von einander kamen; jedenfalls aber ist so viel gewiß, daß, wenn sie ja ihre Kenntnisse demselben Menschenstamm verdanken oder aus einem gemeinschaftlichen Vaterlande mitgebracht haben, diese ihre Berührung vor dem astronomischen Phänomen, womit die Bezeichnung der Egypter beginnt, das heißt vor dem Jahr 3285, wieder aufgehört hat.

Diese Resultate werden besonders auch dadurch sehr interessant, weil sie wieder darauf hinweisen, welch scharfe und tiefe Grenze gezogen ist zwischen den Völkerstämmen, deren historische Richtung im Kontinente der alten Welt westwärts geht, und denjenigen, welche ostwärts gegen den großen Ocean gerichtet sind, zwischen der kaukasischen und der mongolischen Race. Es sind dies zwei gesonderte Krystallisationspunkte der Menschheit, und wenn sie ja weiter rückwärts, als die Traditionen der Völker reichen, eine Einheit, eine gemeinschaftliche Wurzel haben, so verliegt sie sich wohl in der Bildung der Erde selbst und wird von uns schwerlich je ergraben werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

(Beschluß.)

Die Anwesenheit des Königs.

Am 4ten Abends wurde durch Feuerwerkerei die Einnahme des Trocadero dargestellt, ein Kriegsstück, auf das bekanntlich der König sehr viel hält, da es bisher das einzige in seinem Leben ist. Auf dem schönen Hügel jenseits des Schlosses war ein mit starken Thürmen flankirtes Fort erbaut worden. Um neun Uhr Abends wurde es auf drei Seiten von ungefähr zweitausend Mann angegriffen, die mit lauter Sternen und Leuchtkugeln feuerten. Die Kanonen des Forts antworteten eifrig; Congrevesche Raketen wurden gewechselt, und die Nacht war durch die Tausende fallender Sterne und Leuchtkugeln ganz erleuchtet, was eine herrliche Wirkung machte. Die Aktion wurde immer hitziger, immer mehr und dichter kreuzten sich die Feuer, bis endlich nach dreiviertelstündigem Kampf der Prinz Carignan auf dem Wall des Forts in dem Augenblick erschien, wo einer der Thürme in die Luft sprang und dabei eine große Feuergarbe, das sogenannte bouquet du feu d'artifice, aufgehen ließ. Das Ganze war lediglich eine Galanterie der hiesigen Garnison.

Am 5ten früh ließ der König zwei Brigaden Infanterie auf dem Marsfelde manövriren. Während seines ganzen Aufenthalts empfing er täglich Leute aus allen Ständen bei sich, die ihn sprechen wollten; Niemand ward zurückgewiesen und Jedermann war mit dem König allein. Er ging sehr gründlich auf Alles ein, fragte nach allen Umständen, notirte sich Vieles und zeigte in Allem eine ungemeine Sachkenntniß. Dies fanden auch alle Regierungs- und Verwaltungsbeamten, mit denen er sich über ihren Geschäftskreis unterhielt und Fragen an sie that, die von eben so viel Sachkenntniß als Geistesgegenwart zeugen. Mit Allen war der König freundlich und wohlwollend, und ging ohne Widerwillen in alle Einzelnheiten ihres Vortrags ein. Gewiß ist er einer der arbeitsamsten Männer seines Königreichs, denn sein Tagewerk beginnt schon um neun Uhr und endigt nur gegen Mitternacht. Davon sind den eigentlichen Geschäften mehr als zehn Stunden gewidmet. Von Staatsministern war diesmal nur der Graf de Latour, Minister des Auswärtigen, beim König. Mit ihm arbeitete er oft, desgleichen mit dem sardinischen Minister in der Schweiz, den die französischen Radikal-Journale von seinem Posten abrufen und in Ungnade fallen ließen, der aber von seinem König sehr wohlwollend aufgenommen wurde und schon lange auf seinen Posten zurückgekehrt ist. Eine interessante Episode war auch die Ankunft der schweizerischen Bekomplimentirungs-Deputation, bestehend aus den Staatsräthen Laharpe aus Lausanne und Rigaud aus Genf. In der Schweiz, die seit einem Jahre einen politischen Mißgriff auf den andern gehäuft hatte, war diese Sendung, besonders bei den sie bedrohenden Umständen, die erste kluge Maßregel, in die passendsten Hände gelegt und von diesen beiden Männern auch trefflich ausgeführt. In Rigauds Haus hatte der jetzige König in seiner Jugend als Prinz Carignan, bei seinem längern Aufenthalt in Genf, viel Wohlwollen und gastliche Aufnahme gefunden. Dessen erinnerte er sich jetzt auf anmuthige Weise, machte Rigaud Vorwürfe, daß er ihn noch nicht in Turin besucht habe, und lud ihn ein, das Versäumte mit Frau und Kind nachzuholen, dann aber nirgends anders einzukehren, als bei ihm, in dem Haus des Freundes. Aehnliche Züge erzählt man sich mehrere.

Auflösung des Räthsels in Nr. 166:

Die Ader ist Ast oder Zweig des Herzens, welches der Stamm ist.

Logogriph.

In des Sommers heißer Mittagsschwüle,
Wann die Glieder schlaff und träg ermatten,
Flieh ich in des Ganzen dunkeln Schatten,
Labe mich an seiner frischen Kühle.

Als entfernt vom wirren Stadtgewühle,
Abends, wann sich Licht und Dunkel gatten,
Wir uns traulich dort gefunden hatten,
O, wer schildert jener Lust Gefühle!

Nimmst dem Ganzen du das letzte Zeichen,
Wird es mich im Ganzen süß umflüstern,
Ihm nur dankt es sein beschirmend Düstern.

Wirst du noch ein Zeichen an ihm streichen,
Ist's der West, der sanft das Letzte reget,
Mich im Ganzen still zu ruhn beweget.

Nic. Müller.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Juli 1834.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond, an deinem Licht,
Die sie in Fernträumen
Um unsre Schläfe flicht.

Matthisson.

Bilder der Nacht.

1.

Der Himmel ist ein blauer See,
Wenn alle Sternlein flimmen,
Wogend in uferloser Höh',
Drin goldne Fischlein schwimmen.

2.

Viel tausend Augen hat die Nacht,
Schaut sorglich stille nieder;
Sie hat sie Alle in guter Acht,
Die geschlossenen Augenlieder.

3.

Fürstlich aufgeputzt stolziren
Deine Rosse, Königin Nacht!
Goldnes Funkeln muß sie zieren,
Sanft erglänzt der Perlen Pracht;
Und das eine athmet leise,
Und das andre schnaubet wild;
Itzo dröhnt des Sturmes Weise,
Itzo haucht es fromm und mild.

4.

Der Himmel ist ein Blumenfeld,
Das ewig in Rosen sprühet,
Die große, sanfte Lilie
Inmitten, die Fürstin, glühet.

5.

Die Nacht ist Königin, wie ihr wißt,
Und trägt den Wittwenschleier:
Ihr Mann, der Mond, begraben ist,
Jetzt kommen die Sterne, die Freier.

Und als er plötzlich wieder erwacht,
Ganz wider all' Verhoffen,
Das hat sie schreckensbleich gemacht,
Wären gern davongeloffen.

Die Liebe hat's ihnen angethan,
Darum verzieh er ihnen:
Der Königin mußten sie fortan
Als funkelnde Pagen dienen.

6.

Der Nachtgeist wandelt durch die Lüfte
Im langen schwarzen Wolkenkleid,
Es neigt sich Wald und Berg und Klüfte,
Die Schlummerhäupter eng gereiht.

Digitized by Google

Zusammen sinkt das Thal in Schweigen,
Der Bach spricht leis in sich hinein,
Hoch oben zieh'n verhüllte Reigen
Wie Nonnenchör' im Todtenhain.

Den Athem hält, was lebt und hauchet,
In tief Vergessen, stumme Ruh
Ist Höh' und Tiefe eingetauchet,
Die Augen wie für immer zu.

Da schießen rothe Blitzesflammen
Hervor aus glutzerrißnem Port:
Es fährt die Welt im Traum zusammen,
Doch schläft sie ruhig weiter fort.

7.

Man steigt ja wohl in der Erde Schacht,
Zu heben güldene Schätze,
Man taucht hinab nach des Meeres Pracht,
Zu sah'n, was das Auge ergötze.
Ich bot, was ich, o heilige Nacht,
Von deinen Perlen zu Tage gebracht.

Ludwig Seeger.

Sanct Vigilius in Trient.

(Beschluß.)

Der Nachmittag wurde auf dem Schießplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zugebracht, wo sich die Bauern belustigten. Ueberall gab es Lärm vollauf, aber der Lärm, den die Seiltänzergesellschaft machte, um Leute anzulocken, verdient besonderer Erwähnung. Ich glaubte, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern hatten sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken, Pauken schlugen. Der Mann, der mit Diesem und Jenem sprach und ab- und zuging, blies nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Klarinette dazwischen, die Familie aber hörte nicht auf zu schlagen, es mochte die Klarinette die Melodie dazu liefern oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer waren dabei eben so komisch als bewundernswerth. Die Gärten um Trient zeigten sich nicht im besondern Glanze. Ungeachtet des Festes, wurde mitten unter den Gästen Heu eingebracht. Diese tranken größtentheils Bier, weil es seltener und theurer als der Wein, mithin festlicher ist; es war jedoch sauer und fast ungenießbar. Hin und wieder wurde ein Monferino versucht, der hier nationell ist; der großen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeß war auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das große Brettergerüste, das schon seit mehreren Tagen aufgebaut war, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellte einen Tempel vor; in dessen Mitte war der Sarg, oben die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles war mit Raketen schön besezt und verbrämt, und die schaulustige Menge umgab diese Feuerwerkdekoration, wie Kinder den Weihnachttisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprüheten die ersten Schwärmer in den schwarzen Gewitterhimmel, der sich über Trient ausspannte. Der Domplatz und die Strada larga wimmelten von Menschen; alle Fenster und Balkone waren mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wurde mit lautem Beifall begrüßt, der die Pausen ausfüllte und immer rauschender wurde. Man sah nacheinander den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaisers und zulezt den großen Tempel in Brillantfeuer. Das Feuerwerk war geschickt gearbeitet und gut aufgestellt, so daß es ein Jeder sehen konnte. Für den Preis von tausend Gulden wird man an keinem andern Orte etwas Bedeutenderes zu Stande bringen können. Jemand behauptete mit großem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, haben nun fortwährend als Buße die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, daß hiezu ein eigener Fond existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach Eilf begab man sich in die Oper. Es wurde l'Elisir d'Amore von Donizetti gegeben; eine gefällige, heitere Musik, die zum Theil schon Volksmelodien geliefert hat. Besonders ist dies mit einer venetianischen Barcarole der Fall, die man überall hört und die freilich schon früher, wenn gleich in einer andern Stadt, Volkseigenthum gewesen. Donizetti hatte sie mit ihrem ursprünglichen Texte seiner Oper einverleibt. An diesem Abende zeigte sich die Gesellschaft in vortheilhafterem Lichte. Der Soccus stand ihr besser an, als der Cothurn. Die Scene, worin ein Quacksalber auf seinem Wagen erscheint und dem Volke seine Arcana verkauft, ist sehr gut komponirt und erhielt großen Beifall. Nach dem ersten Akte strömte Alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, denn die Hitze war jezt noch erstickend.

In dem Momente gewährte Trient, nach meiner Meinung, für einen weithergereisten Nordländer den überraschendsten Anblick. Ein guter Freund aus München, der nach Rom wollte und den ich zufällig traf, war ganz außer sich vor Freuden. „Das ist nur der Vorhof von Italien," sagte er, „und schon so schön und herrlich!" Ich mochte ihn aus seinem Wahne nicht reißen, aber freilich habe ich Trient auch schon anders erblickt; es wird dort nicht alle Tage ein St. Vigiliusfest gefeiert.

Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben war Alles! Die Sitze vor dem Kaffeehause alle

Digitized by Google

leer, die Wagenburgen vor den Hotels alle fort; wo sind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Dekoration hatte sich in einer Nacht verändert. Der heitere Himmel sah bleichgrau hernieder und regnete langsam, und das abgebrannte Feuerwerk zeigte eine zerrissene, geschwärzte Fronte, und der Platz davor war mit verbranntem Papier, Hülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor während Lust und Hitze schöne Kinder gelabt hatten. Ich erwartete Maulthiere, um sogleich über den Casale nach Giudicarien zu reiten, denn ohne St. Vigilius ist Trient ein monotoner Ort, wie es keinen andern in Tyrol gibt, Aber die Maulthiere kamen nicht und ich mußte wider Willen noch einige Stunden warten. Wolkenbrüche hatten die Wege im Gebirge zerrissen, die Wellen des Gardasees vom tiefsten Grunde aufgewühlt und das Dampfschiff zerschellt; kurz, während die frommen Gemüther sich in Trient zwischen Sinnenlust und Andacht wiegten und über den Himmel nicht die geringste Klage hatten, waren ringsumher die Elemente in fürchterlichen Aufruhr gerathen. Ein kräftiger Windstoß hätte die verderbenschwangere Wolke um einige Stunden weiter treiben können, und unsere ganze Freude wäre zu Wasser geworden.

Mir hatten die Wolkenbrüche aber wirklich ein großes Theil Freude fortgeschwemmt, denn ich mußte den beabsichtigten Ritt über ein herrliches Gebirge, in romantische Thäler, zu einer werthen, hochgebildeten Familie, die mich erwartete, aufgeben, um meine trübe Rückreise im einförmig herabrieselnden Regen anzutreten.

Goethe an Ritter v. Leonhard.

Weimar, 29sten April 1816.

Ew. Hochwohlgeboren verzeihen, daß ich in so langer Zeit nichts von mir hören lassen. Zur Entschuldigung möge mir dienen, daß seit einem Vierteljahr bei mir so viel im Innern vorgegangen, daß man kaum den Blick nach außen wenden durfte. Auch hatte ich, gleich nach Empfang Ihres werthen Schreibens, begonnen, die an mich erlassene Frage etwas umständlich, wie sie verdient, zu beantworten: ob man nämlich die Edelsteine abgeschlossen für sich behandeln, und ihnen in der Natur gewisse Entstehungsepochen anweisen könne?

Schon früher, als Ew. Hochwohlgeb. einer solchen Arbeit gegen mich erwähnten, habe ich darüber nachgedacht, kann aber nicht in's Reine kommen. Mir scheint, als wenn die Natur, wie sie im anorganischen Reiche die höhern chemischen Wirkungen niemals aufgeben kann, auch in jeder Zeitepoche die Veredlung an Form und Farbe u. s. w. sich vorbehalten habe, da sie ja in den lezten Kalk- und Mergelepochen die schönsten und reinsten Bergkrystalle zu bilden vermochte. Im Ganzen wäre jedoch wünschenswerth, daß Ew. Hochwohlgeb. Ihre Bearbeitung dieses Gegenstandes an Ihre Untersuchungen über das Vorkommen überhaupt anschlössen, damit man erführe, wie in den anerkannten Bildungsepochen unserer Erde auch diejenigen Körper, die wir Edelsteine nennen, nach und nach zum Vorschein kommen. Doch wird es immer schwer werden, hier eine Grenze zu ziehen, weil die Veredlung an Form, Durchsichtigkeit, Härte und Farbe entweder zusammen oder doch theilweise den Mineralkörpern mehr oder weniger zukommt, sobald sie, gasförmig oder sonst aufgelöst, in Freiheit gesezt, in den erforderlichen Räumen sich wieder zu verkörpern Gelegenheit finden. Ferner gibt es ja unter den ursprünglichen Gebirgsmassen und Gangarten solche, die gar wohl verdienen, edel genannt zu werden, wie z. B. die Adulare. Im Gegentheil scheint nach den zu uns gekommenen Nachrichten der Diamant ein spätes Erzeugniß, und wenn wir bedenken, welche ungeheure Gebirge noch jezt vom Meere bedeckt und gebildet werden, so dürfen wir vermuthen, daß noch bis auf den heutigen Tag solche Veredlungen vor sich gehen, wie wir denn auch in alten Gruben Krystalle von Rothgültigerz auf Stempeln angeschossen gefunden haben.

Nach allen diesen Betrachtungen scheint es mir schwer, ein ächtes Naturverhältniß aufzufinden, in welchem die Edelsteine unter sich betrachtet werden könnten. Ja, wenn man bedenkt, daß sie zuerst bloß aus Liebe zu Zierde und Putz zusammengestellt worden, und der Türkis wegen seiner angenehmen Farbe auch einen Platz unter ihnen fand, so scheint mir dieses dahin zu deuten, daß sie wohl Jemand zum Gegenstand seines Studiums machen könne, aber nur in empirischer Hinsicht, als etwa um des Handels willen, oder sonst aus Neigung zu der hohen Schönheit dieser Naturgegenstände. Wir haben hievon ein Beispiel an Brückmann und dessen hinterlassenen Sammlungen; auch er konnte keine Grenze ziehen, und die fremdartigsten Körper liegen in einem Schmuckkästchen beisammen.

Auf alle Fälle werden Ew. Untersuchungen gar manches Schöne und Belehrende zu Tag fördern, weil, wie schon erwähnt, die Hauptlehre vom Vorkommen dabei gewinnen muß, womit ich mich zu erfreuen bitte.

Goethe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

Literarische Vereine. Parterreseenen.

Unter unsern zahlreichen Literaturvereinen ist nicht einer, dessen ich rühmlich erwähnen könnte, und wir stehen in dieser Hinsicht sogar hinter Toulon zurück. Die besuchteste

dieser Anstalten ist noch die des Buchhändlers Camoin, aber die Abonnenten haben dort aus dem Lesezimmer ein halbes Spielhaus gemacht, und während man vorne die Paroles d'un croyant durchblättert und die Pariser Zeitungen liest, verursacht im Hintergrund das Klappern der Dominosteine eine widrige Störung. Von den politischen und belletristischen Journalen Frankreichs fehlt natürlich keines, an fremden Zeitungen aber herrscht große Armuth, und nicht einmal die Times hat man für die hier so zahlreichen Engländer angeschafft. Von deutschen Jounalen ist die Allgemeine Zeitung das einzige in ganz Marseille. Ein anderer literarischer Verein ist das sogenannte Athenäum; hier ist die Lektüre noch armseliger, dagegen werden hier wöchentliche Voelesungen gehalten. Diese Vorlesungen sind von dem verschiedensten Inhalt: Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, Geschichte, Reisen, oder auch Kritiken einheimischer und fremder Literatur. Häufig sind es wirklich gediegene Vorträge, manchmal aber wagen sich auch recht seichte Schwätzer auf den Catheder und ernten gewöhnlich nichtsdestoweniger den Beifall der Zuhörer. Bisweilen konnte ich mich in diesem Athenäum eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn ich aus einem solchen unwissenden Munde die Namen Goethe, Kant, Fichte, Wieland hörte, Namen, die den Franzosen dem Rufe nach gar wohl bekannt sind, obwohl sie nie eine Sylbe von den Werken dieser Männer gelesen haben. — Das Loos der einheimischen Dichter ist meist ein ganz anderes, als das unserer Sänger in Deutschland, welche im Leben oft darben müssen und denen man erst nach dem Tode Weihrauch streut. Wenn man den schönsten Dreimaster im Hafen von Marseille sieht, wer sollte da glauben, daß er einem französischen Dichter, dem Herrn von Lamartine, gehört?

Ich habe Ihnen in meinem frühern Briefe vom Schluß unsers Theaters geschrieben; seit der Mitte Mai's ist es mit dem neuen Personale wieder eröffnet und man hat in vieler Hinsicht Ursache, mit diesem zufriedener zu seyn. Wir haben von der neuen Gesellschaft bereits die Vorstellungen eines sehr großen Theils der bekanntesten Opern gesehen, namentlich die beliebtesten Stücke Auber's, Boieldieu's, Rossini's u. s. w. Die Vorstellungen dauern gewöhnlich von Abends sieben Uhr bis fast um Mitternacht. Außer dem Hauptstücke werden immer zur Ausfüllung der Zeit noch ein Vaudeville und ein kleines Lustspiel gegeben; die Zuschauer haben daher für ihr Geld einen hinreichend langen Genuß. Ein sehr zahlreiches Publikum zog vor einiger Zeit die Darstellung eines großen pantomimischen Ballets und Schaustücks mit militärischen Evolutionen herbei. Es wurde unter dem Titel: „Befreiung der Insel Chios.“ angekündigt, und man hatte diesen Text wahrscheinlich nur gewählt, um durch die malerischen Trachten des Morgenlandes die Wirkung der Tänze zu erhöhen. Aber weder die Pracht des Kostüms, noch die Schönheit dieser Tänze machten auf das Publikum einen so großen Eindruck wie die Kriegsscenen, das Türkenmezeln, das Krachen der Musketen und der Pulverdampf, der, wie immer, die Feanzosen zu berauschen schien. Sie glaubten sich in jenen Augenblicken wieder mitten in ihre glänzende Siegesepoche versezt, sie schrien laut auf vor Entzücken, und als zulezt — denn dies ist das seltsame Ende des Stücks — eine Abtheilung französischer Krieger, die den Griechen zu Hülfe kommen, mit der dreifarbigen Fahne auf der Bühne erschien und das Orchester die so hinreißende Marseillaise anstimmte, da erzitterte das ganze Haus vom donnernden Applaus der Menge und das rauschende Bravogeschrei nahm fast kein Ende. Hier zeigte sich so recht der kriegslustige Sinn der Franzosen. Nach den Schlachten von Wagram und Austerlitz erscheinen ihnen die Lorbeeren von Algier und Antwerpen doch als etwas gar zu dürre Reiser, und sie nehmen daher ihre Zuflucht zu den Theaterfiegen, um damit ihre hungernde Eitelkeit zu füttern. Es ist etwas Sonderbares um ein französisches Schauspielhaus; ich wünschte nur, einer unserer ehrlichen deutschen Spiessbürger aus Frankfurt oder Nürnberg würde durch einen Zauberschlag nach Marseille versezt. Er, der gewohnt war, nicht wohl anders als Sonntags das Theater zu besuchen und dann mit seiner Ehehälfte friedlich auf einer Vorderbank des Parterre Platz zu nehmen, um in aller Ruhe die gnädigen Herrschaften in den Logen zu betrachten und geduldig zu harren, bis nach einer Stunde der Vorhang sich bewegte, der bei Menschenhaß und Rene sich die Augen wischte, oder den Bauch hielt, wenn Rochus Pumpernickel „über die Bretter ging.“ was würde der gute Mann sagen, wenn er auf einmal in unserm Schauspielhause diesen Mischmasch der vornehmsten Stände und der niedrigsten Pöbelklasse sähe, dieses Geschrei, Pfeifen, Zischen und Gepolter hörte, dieses Hohngelächter bei jeder Kleinigkeit, diese ungezogenen Reden, die man jeden Augenblick vom Parterre zu den Logen hinaufschreit, wenn dort einer nur zufällig den Rücken kehrt; was würde der ehrliche weiland Reichsbürger denken, wenn er Zeuge eines Auftritts wäre, wie ich ihn vor einigen Wochen selbst mit angesehen? Es war bei der lezten Vorstellung der Stummen von Portici. Diese Oper hat zu Brüssel eine Revolution gestiftet; hier, wo das Volk seit der lezten Schlappe in Lyon ein wenig schüchtern geworden ist, ließ es sich einfallen, wenigstens eine kleine Theaterrevolte zu spielen. Das Parterre hat hier keine Bänke, die Zuschauer stehen oder promeniren herum und haben also einen hinlänglich großen Tummelplatz für ihre Tollheiten. Das Entrée kostet nicht mehr als einen Franken, das Publikum ist daher außerordentlich gemischt; man sieht Matrosen und Lastträger, aber auch gutgekleidete Bürger, denen ein Logenplatz für drei Franken doch ein wenig zu theuer ist. Bei jener Vorstellung fügte es sich nun, daß die Zahl des Pöbels im Parterre gerade sehr stark, die der bessern Klasse sehr gering war. Nach dem dritten Akte war kaum der Vorhang gefallen, als das Gesindel, meistens schadenfrohe Bursche von 18, 19 Jahren in kurzen Jacken, einen großen Kreis schloß, in welchen es alle bessergekleideten junge oder alte Leute hineindrängte. Nun begannen die rohen Buesche diesen von hinten so gewaltige Stöße zu versetzen, daß die armen Teufel von einer Reihe zur andern flogen, und wo sie sich hinzuretten suchten, da waren gleich acht und zehn Hände bereit, sie nach der entgegengesezten Richtung zu schleudern, so daß die Unglücklichen hin und her flogen wie Federbälle, unter wildem Gelächter und Geschrei. Namentlich dauerte mich ein alter, langer, hagerer, gravitätischer Spanier, der während seiner unfreiwilligen Luftsprünge und Purzelbäume Hut und Perrücke verlor und vergebens die Luft mit seinem Angstgeschrei und seinen spanischen Flüchen erfüllte. Was mich dabei besonders wunderte, war, daß der Herr Polizeikommissär ganz ruhig von seiner Loge auf den Skandal herabsah und sich sehr dabei zu amüsiren schien. Bei dem geringsten aufrührerischen Rufe würden auf seinen Wink Hunderte jener Stadtsergeanten mit breiten Hüten und silbernen Quasten im Parterre erschienen seyn und das Publikum hinausgejagt haben; diesmal ließ sich keiner blicken. Ja die Logen waren beinahe böse, als der aufgezogene Vorhang dieser Unterhaltung ein Ende machte. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Juli 1834.

Ein Himmelsstrahl ist das Genie,
Doch fehlt der Narrheitsfunke nie.

Gresset.

Philippe Rameau.

Eine Episode aus dem Leben eines Musikers vor hundert Jahren.

(Nach den auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Quellen.)

In den ersten Monaten des Jahrs 1733 wohnte in einem schwarzen hohen Hause der Straße Chartres St. Honoré im zweiten Stocke ein Ehepaar, das als Muster der Ordnung von der ganzen Nachbarschaft geachtet ward. Der Mann war groß, mager und phlegmatisch, etwa fünfzig Jahre alt, und sprach nie ein Wort mit den andern Hausbewohnern; obwohl Musiker von Profession, lebte er so exemplarisch, daß selbst die bösesten Zungen nichts wider ihn aufzubringen wußten. Er ging alle Tage um dieselbe Minute aus, seine Stunden zu geben, und kam eben so pünktlich heim; dann zog er sich in sein Kabinet zurück, und nur von Zeit zu Zeit unterbrachen die Töne des Klaviers oder seine kreischende Violine die Stille des Hauses; denn er studirte eifrig *Contrapunkt* und gelehrte Musik überhaupt. Selbst die frommen Nachbarn fanden nichts an ihm zu tadeln, denn sein Beruf als Organist an der Kirche zum heil. Kreuze führte ihn und die fromme Ehegenossin regelmäßig zu allen religiösen Feierlichkeiten. Die gute, freundliche, stille Frau von kaum dreißig Jahren war so angenehm von Gesicht, als rein von Sitten. Fortwährend mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, ging sie fast nur aus, um Wirthschaftsvorräthe einzukaufen. Sie mischte sich nie in die Klatschereien der Nachbarschaft, wich allen unnützen Bekanntschaften aus, antwortete jedoch jedem Fragenden mit freundlicher Zuvorkommenheit, und ihre Rede war immer mit einem so süßen Lächeln begleitet, ihre Sprache tönte so lieblich, daß ihre lakonischen Antworten den Betheiligten oft lieber waren, als wenn sie ihnen die schönste Rede gehalten hätte. Trotz der mürrischen Zurückgezogenheit des Alten und den Vorurtheilen, welche in jener Zeit seinem Stande überall entgegentraten, war daher das Ehepaar im ganzen Stadtviertel geachtet, und der Spezereihändler, der die Boutike des Hauses neben dem dunkeln Eingange innehatte, verfehlte niemals, sein Pelzmützchen abzuziehen, wenn der große, hagere Musiker mit seinem kleinen runden Weibchen vorbeiging. Der Gruß wurde allezeit gewissenhaft erwidert, aber nie ward ein Wort gewechselt, und der Spezereihändler konnte oft nicht umhin, sich selbst zu sagen: „Das sind recht honette Leute, aber bei alle dem ist denn doch der lange Hagere verdammt stolz.“

Eine einzige Person im Hause hatte Zutritt bei unserm Ehepaare: eine alte sechzigjährige Demoiselle, die auch sehr zurückgezogen lebte. Sie hatte 3000 Franken

Digitized by Google

Renten; dieſe Fortune, und man bedenke, daß es vor hundert Jahren war, gab ihr eine gewiſſe Superiorität in ihren und den Augen der Nachbarn, ſo daß ſie einen Verſuch gewagt hatte, ſich mit der Muſikerfamilie in Verbindung zu ſetzen. Die alte Dame, ſie nannte ſich Mademoiſelle de Lombard, beſaß ein Spinet, das ſie gar nicht übel ſpielte und auf welchem ſie oft die Symphonien Lullis und andere Muſikſtücke ihrer jungen Jahre wiederholte. Eines Tages, da ſie von einer kleinen Reiſe zurückgekehrt war, kam ſie die Luſt an, Muſik zu machen, aber zu ihrem Verdruß fand ſie das Spinet ſo verſtimmt, daß es unmöglich war, darauf zu ſpielen. Die Geduld war nicht die Haupttugend unſerer alten Muſikliebhaberin; ſie wollte nun einmal auf ihrem Spinet ſpielen, und es ſollte alsbald geſtimmt werden. Da dachte ſie daran, daß ein Muſiker im Hauſe wohne, und ſchickte die Magd hinauf, um ihn ſchleunig herbei zu rufen. Dieſe kam mit der Antwort zurück, der Herr Nachbar ſey kein Stimmer und man habe ſich anderswo umzuſehen. „Du biſt ungeſchickt, Babet; Du hätteſt dem Manne ſechs-und-dreißig Sous verſprechen ſollen, das iſt der Preis, und der Menſch wäre gewiß ſogleich gekommen.“ — „Ja, aber,“ antwortete die ungeſchickte Babet, „das iſt kein Menſch, Mademoiſelle, das iſt ein — Herr.“ — „Ah, wenn er ein Herr iſt,“ meinte Mademoiſelle Lombard, „dann muß ich mich ſchon ſelbſt zu ihm bemühen.“ Geſagt, gethan. „Madame,“ ſpricht Mademoiſelle Lombard zur kleinen Frau, die ihr öffnet, „wohnt nicht ein Muſiker hier?“ — „Ja, das iſt mein Mann, Mademoiſelle.“ — „Hier ſind ſechs-und-dreißig Sous, Madame; ſagen Sie ihm doch, er möchte ſogleich herabkommen und mein Inſtrument ſtimmen.“ — „Mein Mann, Mademoiſelle, iſt für's Erſte kein Stimmer, und dann arbeitet er jezt, ſo daß ich ihn nicht ſtören dürfte, noch möchte.“ — „Ei, wenn er ein Muſiker iſt, muß er wohl ein Spinet in Ordnung bringen können? Noch einmal, ich wünſche, daß er ſogleich herabkomme.“ — „Noch einmal, Mademoiſelle, ich darf meinen Mann jezt durchaus nicht ſtören.“ — Die gute Frau hatte nicht Zeit auszureden, denn unſere alte Kunſtfreundin flog mit einer Haſt, die man ihr nicht zugetraut hätte, nach der nächſten Thüre und ſtand im Arbeitszimmer unſers Muſikers. Dieſer ſaß in einem ungeheuern Großvaterſtuhle vor einem mit Muſik und Büchern bedeckten Tiſche, und war ſo in ſeine Arbeit verſunken, daß er die Mademoiſelle gar nicht gewahr wurde. „Mein Herr, hier ſind ſechs-und-dreißig Sous; ich wünſche, daß man mir mein Spinet ſtimme.“ Keine Antwort. „Mademoiſelle,“ ſagt jezt die junge Frau, „Sie ſehen, er hört Sie nicht, und wenn er Sie hörte, würde er Sie ſehr übel empfangen.“ Ohne darauf zu hören, ſchreit unſere Dame, ſo laut ſie kann: „Herr, hier ſind ſechs-und-dreißig Sous....“ Jezt horcht der magere Mann auf, hebt den Kopf und betrachtet mit feſtem Auge die Fremde; dieſe, ermuthigt, wiederholt mit ſanfterer Stimme ihren Antrag; aber unſer Mann ſcheint ſie nicht verſtanden zu haben: „Warum doch, Luiſe, läßſt Du mich ſo unangenehm ſtören?“ — „Es iſt,“ antwortet faſt ſtotternd die arme kleine Frau, „es iſt nicht meine Schuld. Mademoiſelle will durchaus, Du ſollſt ihr Spinet ſtimmen.“ — „Mademoiſelle, Sie ſind eine Närrin, das iſt die einzige Antwort, die ich Ihnen geben kann.“ Bei dieſen Worten konnte ſich die Dame nicht mehr halten. „Wiſſen Sie, mein Herr!“ ruft ſie, daß Sie mit Mademoiſelle de Lombard ſprechen?“ — „Und wiſſen Sie, Mademoiſelle, daß Sie Philippe Rameau ſechs-und-dreißig Sous bieten, um Ihr Spinet zu ſtimmen?“

Unglücklicherweiſe war die alte Muſikfreundin mit der neuern Muſik nicht ſehr vertraut; ſie kannte weder „la Demonstration du principe de l'harmonie,“ noch die „quatre pièces de Clavecin,“ die einzigen Werke, welche Rameau bis dahin in Druck gegeben hatte. Die Antwort machte daher wenig Eindruck; indeſſen fing ſie doch an zu fürchten, ſie möchte an den unrechten Mann gekommen und er wohl gar kein Muſiker ſeyn; ſie ſchien jezt ſo betroffen, daß der große Mann ſanfter hinzufügte: „Ich bin kein Stimmer, und hätte auch gar nicht Zeit, mich mit Ihrem Inſtrument zu beſchäftigen; aber wenn Sie wollen, gehen Sie in das Nebenzimmer, da können Sie ſich auf meinem Klavier üben, ſo viel und ſo lang Sie wollen.“ Dies geſagt, fiel Rameau in ſeinen Stuhl zurück, und gewahrte keines der graziöſen Komplimente, mit denen ihn Mademoiſelle überhäufte. Sie ging, verſuchte ein wenig das Klavier und ſtieg dann wieder in ihre Wohnung hinunter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über den Muſiksinn der Franzoſen und Italiener.

In nichts wohl zeigt es ſich auffallender, wie verſchieden das geiſtige Gepräge der Völker iſt, als in der muſikaliſchen Anlage. Was ich ſo eben in einem franzöſiſchen Provinzialblatte leſe, bringt mir dies recht lebhaft vor die Seele und veranlaßt mich zu folgenden Betrachtungen.

Vor Kurzem wurde im großen und ſchönen Theater zu Bordeaux Beethovens heroiſche Symphonie gegeben, und zwar von einem guten und geübten Orcheſter, denn in Bordeaux wird große Oper, komiſche Oper und überſezte italieniſche Oper aufgeführt. Was geſchah? die Huronen an der Garonne pfiffen Beethoven aus. Und das Pfeifen war ſo leidenſchaftlich, ſo ſkandalös und ſo

Digitized by Google

hartnäckig, daß ein muthiger Mann im Parterre, der anders dachte, auf seine Bank stieg und ausrief: „O Beethoven, großer Mann, warum handeltest du nicht mit Indigo? dann würdest du hier gefallen.“ Paganini wurde voriges Jahr in Boulogne-sur-mer in seinem Konzert ausgepfiffen. Dies ist jedoch, wenn nicht zu entschuldigen, doch durch irgend eine Bizarrerie im Spiel des großen Meisters erklärlich; überdies ist Boulogne nicht Bordeaux. Die in Bordeaux wohnenden Italiener sollen dies Auspfeifen des deutschen großen Meisters angezettelt haben, den Paris jezt fast so sehr verehrt, wie sein Vaterland, und dieser Haß war nicht etwa Nationaleitelkeit, Partheigeist oder italienische Intriguensucht, sondern innige Ueberzeugung, Beethoven sey ein Stümper. Diese Meinung läßt sich nur mit einer Ansicht des italienischen Musikſinns erklären, die neulich Hector Berlioz, selbst ein tüchtiger Musiker, nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien in einem Journal ausgesprochen hat. „Ich bin,“ sagt er unter anderm, „nach meiner langen Erfahrung an Ort und Stelle, sehr geneigt, die Italiener für das europäische Volk zu halten, dem am wenigsten Sinn für das Poetische, Erhabene, wenn man will, Excentrische der Tonkunst eigen ist. Die Musik ist für die mehrsten Italiener nur ein rein sinnliches Vergnügen, denn sie haben für den Ausdruck musikalischer Gedanken gerade denselben Sinn, wie für die gute Zubereitung eines Lieblingsgerichts. Sie wollen durchaus Compositionen, deren Substanz sie sich vom ersten Takt an bis an's Ende ohne Nachdenken, selbst ohne Aufmerksamkeit aneignen können, ungefähr wie eine Schüssel Maccaroni. Die Franzosen sind gewiß in der Musik klein und beschränkt genug, sie können gleich den Italienern das Theater von ihrem Beifall erschallen lassen, wenn ein Triller, ein chromatischer Lauf der Modesängerin ihre Ohren kitzelt, während sie bei einem trefflichen Chor, bei einem obligaten Recitativ im größten Styl gähnen; sie sind aber doch wenigstens still und hören zu, und wenn sie die Ideen des Tonsetzers nicht verstehen, so ist dies nicht eigentlich ihre Schuld. Jenseits der Alpen aber ist dies ganz anders. Da wird während der Oper ganz laut gesprochen, man schlägt den Takt mit den Füßen, Stöcken oder Regenschirmen; andere wenden der Scene den Rücken zu, in den Logen wird ungenirt conversirt, gelacht, gespielt, gegessen und getrunken, mit einem Wort, es zeigt sich da eine Aufführung, die für die Kunst und den Künstler so erniedrigend ist, daß ich wahrhaftig lieber Pfeffer und Kaffee verkaufen, als eine Oper für Italiener komponiren wollte. Dazu kommt noch, daß sie fanatisch und voll Routine sind und bei der geringsten Neuerung im Styl, in der Harmonie, im Rhythmus oder in der Instrumentation in Wuth gerathen. So war es in Rom, wo die Dilettanti bei der ersten Aufführung des Rossinischen Barbiere di Seviglia, der doch so durchaus italienisch, d. h. in sinnlicher Musik gehalten ist, den jungen Maestro umbringen wollten, weil er die Frechheit gehabt habe, anders zu komponiren als Paëſiello. Es ist auch nicht zu hoffen, daß die Italiener je anders werden und ihre musikalischen Ansichten verbessern, denn was sie sind, das sind sie nur in Folge ihrer Organisation, wie sich schon Dr. Gall und Spurzheim über ihre große Neigung zu allem Tanzenden, Klingelnden, Brillantirten und Heitern ausgesprochen haben. So ist auch ihre Opernmusik, aller dramatischen Wahrheit zum Trotz, oft im grellsten Widerspruch mit der Stimmung und der Erregung der singenden Personen, im Widerspruch mit Zeit und Ort, mit Einem Wort, im Widerspruch mit allem gesunden Menschenverstand. Ihre Musik schmeichelt, tänzelt und lacht immer, und wenn der Componist einen Augenblick nicht absurd ist, so fällt er doch schnell wieder in den vorigen Ton, in den obligaten Styl, in die Rouladen, Gruppetti und Triller, die unmittelbar auf einige wahre und dramatische Stellen folgen, und darum wie ein Spaß aussehen und die Opera seria fast zur Parodie machen. Die Beweise dazu liegen in allen Rossinischen großen Opern zahlreich vor. Von Italien sind auch die conventionellen, unveränderlichen und stereotypen Musikphrasen gekommen, die so viele französische Componisten angenommen haben. Von allen Italienern haben sich allein Cherubini und Spontini diesem Zwang nicht unterworfen; die deutsche Schule ist aber ganz rein davon geblieben. Muß es auch verständig und ächt musikalisch fühlenden Wesen nicht widersinnig vorkommen, daß z. B. in Ensemblestücken vier Personen in ganz verschiedenen, oft widerstreitenden Stimmungen nach einander auf dieselbe melodische Phrase ihre ganz verschiedenen Worte singen, Einer: O Du, die ich anbete — der Andere: Welcher Schreck faßt mich — der Dritte: Das Herz schlägt mir vor Freude — und der Vierte endlich: Ich vergehe vor Wuth! In Italien und Frankreich habe ich zwar oft behaupten hören, dies gehe recht gut, denn die Musik sey eine so vage, unbestimmte Sprache, daß sich darin wohl Liebe, Schreck, Freude und Wuth auf eine und dieselbe Art aussprechen lassen. Wer aber dergleichen behaupten kann, beweist damit nur, daß ihm noch aller höhere Musikſinn abgeht. Dergleichen Unsinn wird auch nie in Deutschland gesagt werden. Schließlich sage ich nur noch Eins. Nachdem ich lange und ohne alle vorgefaßte Meinung den musikalischen Charakter der Italiener studirt hatte, kam ich zu der festen Ueberzeugung: die italienischen Componisten konnten auf keinem andern Weg wandeln, als der ihnen von der Stimmung und der Eigenheit ihrer Landsleute vorgeschrieben war. Beide fanden sich aber schon zu Pergolese's Zeit, denn in seinem berühmten

Digitized by Google

Stabat mater konnte er nicht umhin, eine Aria di bravura zu dem ergreifendsten Vers dieser christlichen Legende zu setzen. Ueber diese Stimmung und Eigenheit der Italiener haben sich schon Martini, Beccaria, Calzabigi und andere ausgezeichnete Männer dieser Nation beklagt, und selbst Gluck konnte, trotz seines mächtigen Tongeistes, und ungeachtet des ungeheuern Erfolgs seines Orfeo, nicht Herr über diese Stimmung werden, da er hauptsächlich für Franzosen und Italiener schrieb. Sänger und Sängerinnen erhalten sie sorgfältig, ja Rossini und seine Schule nähren sie und haben sie in Italien und Frankreich auf den unglaublichen Punkt der Verkehrtheit gebracht, wo wir sie jezt sehen. Es dürfte auch so unmöglich seyn, die Italiener davon zu heilen, wie die Franzosen von ihrer gleichsam angebornen Passion für das unsinnige Vaudeville.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Juli.

(Beschluß.)

Volksbelustigungen. Südliches Landleben.

Die alltäglichen Betustigungen der Provençalen zu schildern, wäre hier wohl zu weitläuftig. Da das Volk außerordentlich zerstreuungssüchtig ist, so finden hier alle Arten von Gauklern ihr Brod. Der Sonntag wird insofern von den Marseillern sehr heilig gehalten, als es jeder Handwerker für eine Todsünde ansehen würde, auch nur einen Hammerschlag oder Nadelstich im Arbeitszimmer zu thun; dagegen hält er das Roulet, das Lotto und alle Arten der verruchtesten Hazardspiele selbst an den heiligsten Festen für völlig erlaubt. An den Sonn- und Feiertagen wimmeln die Alleen von Meilhan, der Cours, die Montagnes russes von den Wogen der vergnügungssüchtigen Spaziergänger. Da findet man Marionettentheater, Polichinells, tanzende Hunde, Bären, Affen, und es sieht fast aus, wie im Oktober auf der Theresienwiese zu München, nur mit dem Unterschiede, daß hier Alles den südlichen Charakter trägt. Nie wird bei uns die Lustbarkeit des Volkes durch trübes Wetter oder Regengüsse gestört, in ewiger Klarheit dreitet sich der provençalische Himmel über die Olivenwälder aus, und eine Sonne, deren Licht kein Nebeldunst verhüllt, schwebt immer heiter strahlend über den bunten Massen. Ich habe so eben der sogenannten Montagnes russes erwähnt, und da dieses ein sehr beliebter und eigenthümlicher Vergnügungsplatz der Marseiller ist, so sage ich davon noch ein paar Worte. Es ist ein großer Platz und Garten auf der Nordseite der Stadt. Man bekommt dort alle Erfrischungen und sieht eine Menge Unterhaltungen, wie das Wagenrutschen, das im ganzen Süden einheimische Kugelwerfen, Pistolenschießen u. dgl. Oefters werden auch sogenannte Athletenkämpfe gegeben, die mit den englischen Boxereien in nächster Verwandtschaft stehen. Es können hier sowohl Boxer von Profession, als auch sonstige Liebhaber der edlen Kunst auftreten. Im Cirkus stehen immer zwei einander gegenüber mit kurzen Hosen und nackter Brust und Armen. Zwei alte Hauptboxer werden zu Kampfrichtern erwählt und haben über die Päffe zu entscheiden, die unter dem Jubel der Zuschauer immer hageldicht fallen. Als Preise sind für den besten Boxer von Profession 100 Franken und für den Amateur eine goldene Uhr bestimmt.

Vor einigen Wochen hatten wir einmal eine Art von spanischem Volksschauspiel, ein Stiergefecht, welches selbst in unserer geräuschvollen Hafenstadt, wo alle Arten von Spektakel vorkommen, etwas ganz Neues war. In einen großen Cirkus von mehr als tausend Schritten im Umkreise wurde ein Stier eingelassen und zuerst von einem Mann zu Pferde gehezt. Dieser trug einen Speer mit eiserner Spitze, womit er dem wüthenden Thiere Stiche versezte, so oft sich dieses gegen ihn kehrte. Nachdem nun der Stier recht in Wuth gebracht war, erschienen die Ringer zu Fuße, die sich ihm behutsam näherten, seinem Hornstoße auswichen, ihn dann geschickt zu packen suchten und mit Riesenkraft zu Boden warfen. Natürlich durfte nur jeder Einzelne seine Stärke und Gewandtheit erproben; nahten sich mehrere Ringer zugleich, so wies sie auf der Stelle der mißbilligende Ruf des Publikums zurück. Da dies aber für einen Einzelnen kein Leichtes war, so gab es auch nur wenige Sieger, und mehr als einer ward, durch einen kräftigen Hornstoß übel zugerichtet, zu Boden geschleudert. Um dem Schauspiele einige Abwechselung zu geben, wurden öfters auch starke Hunde auf die Stiere losgelassen; aber es war ein so grausamer Anblick, wenn einige derselben sich an dem Kopfe des unglücklichen Stiers festgebissen hatten, daß die Zuschauer endlich selbst die Entfernung der Hunde verlangten. Indessen war die immerwährende Wiederholung des schon Gesehenen der Menge, denn sie bestand nicht aus Spaniern, sondern aus Franzosen, bald zu langweilig. Mit einem Male durchbrachen viele Hunderte die Schranken und erschienen selbst in dem Cirkus, und die Stiere sahen sich plötzlich von einer ungeheuern Menschenmasse mit Stöcken und Prügeln angegriffen. So oft sie sich nun mit ihrem Hörnerpaare gegen die Angreifer wandten, stob der Haufe voll Schrecken auseinander, aber nur, um sich auf einer andern Seite wieder zu sammeln und die Stiere von Neuem anzugreifen. Es war schon sehr spät Abends, als das Volk schreiend noch einen zehnten Stier verlangte, der denn endlich auch erschien, aber, weniger muthig als die frühern, bei dem Anblick seiner Peiniger die Flucht ergriff, über die zerbrochenen Planken sezte und nach den benachbarten Gärten entfloh; er wurde erst am andern Tage mit vieler Mühe wiedergefunden.

Die nämliche Abendglocke, die Samstags den Arbeiter aus seiner Werkstätte zur Erholung und zur Freude ruft, hat auch für den Kaufmann einen gar angenehmen Klang. Er schließt die Schreibstube, läßt den Wagen vorfahren und eilt nach seinem Landhause. Eine hohe Steinmauer, welche seine feenartigen Gärten umgibt, schließt ihn da von der äußern Welt ab und hindert die Neugierigen, Zeugen seines epicuräischen Lebens zu seyn. Die Kaufleute vermeiden gerne alle äußere Pracht, ihre Landhäuser sind von Außen zwar geschmackvoll und freundlich, sehen aber durchaus keinem Pallaste gleich, während im Innern ein wahrhaft asiatischer Luxus herrscht. Prächtige chinesische Tapeten und persische Teppiche zieren die Gemächer, welche den Vergleich mit manchem königlichen Appartement aushalten würden. Auch die Gärten sind trotz des unfruchtbaren felsigen Terrains meist sehr blühend. Riesenhafte Cactus und Aloen, die hier im Freien fortkommen, versetzen in eine fremde Zone, zahllose Mandel- und Feigenbäume bieten überall ihre reifen Früchte, an dem armdicken Rebstocke glüht die dunkelblaue Weintraube, während die Gartenbeete mit köstlich duftenden Melonen bedeckt sind. Nimmt man dazu den Anblick der immer grünen Oliven und Cypressen, die dem Lande erst ein recht tropisches Ansehen geben, so findet man die außerordentliche Liebe unserer Marseiller für das Landleben sehr begreiflich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Juli 1834.

— Ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher, o sprich, welcher begehrst du
Sie zu tauschen?

Herder.

Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia.

Ich habe allgemein gefunden, daß die Deutschen, deren es besonders viele in Pensylvanien gibt, ihre Muttersprache bald ganz vergessen und einen englischen Jargon annehmen, der sehr komisch klingt; die Franzosen, die jede Sprache auf ihre Weise sprechen, ohne sich im Geringsten nach dem eigenthümlichen Accente oder der Konstruktion anderer Sprachen zu richten, bilden Anfangs auch einen eigenen Dialekt; endlich verschmilzt das Deutsch-Englische mit dem Französisch-Englischen und dem eigentlichen Englischen, und bildet die schöne stockamerikanische Sprache, die sich nach und nach immer mehr von der Muttersprache entfernen und gewiß einst eine eigenthümliche werden wird. Wenn auch die englische Sprache aus den nämlichen Elementen hervorgegangen ist, so war doch dabei das Mischungsverhältniß ein ganz anderes. Es ist kein Zweifel, daß längstens in hundert Jahren die amerikanische Sprache als ein Produkt der unsinnigsten, aber zugleich friedlichsten Völkerwanderung, von der die Geschichte uns Nachricht gibt, konstituirt seyn und als vollkommen majorenne Schwester in die Familie der übrigen ausgebildeten menschlichen Gedankenbezeichnungsmethoden treten wird.

Die Nationaleitelkeit rückt diese Epoche viel näher und will darin nichts weniger als ein widriges Amalgam, sondern ein eigenes Vorwärtsschreiten in der Bildung, ein Uebertreffen der Muttersprache erblicken. Die Amerikaner zählen bereits ein Halbdutzend Schriftsteller, die sich zusammen durch ein paar Dutzend Romane einen Namen gemacht haben. Zu ihrem Rufe hat der Umstand nicht wenig beigetragen, daß sie Amerikaner sind und in einer Zeit schrieben, wo die Amerikomanie Europa befallen hatte, so sehr, daß sogar die Prairie des übrigens so verdienstvollen Fenimore Cooper ihr Glück machte. Diese Grundpfeiler der Nationalakademie haben bereits einigen hundert nichtenglischen Wörtern das Bürgerrecht verliehen, jedoch selbst in ihren Schriften noch wenig Gebrauch davon gemacht, sondern nur den Gebrauch gerechtfertigt, sanktionirt, den Andere davon machen.

Wer möchte demnach an der Entstehung einer neuen Sprache zweifeln? Es werden aber deren sogar mehrere entstehen; so ist z. B. die Sprache der Yankees, wie die Engländer spottweise die Bewohner der nordöstlichen Staaten Massachusetts, Connecticut ꝛc. nannten, zum Unterschied von den Bewohnern der Vereinigten Staaten überhaupt, die sie sehr passend mit „Bruder Jonathas“ bezeichnen, so ist die yankeesche Mundart dermalen schon von der englischen eben so abweichend, als das Bergschottische. Die Amerikaner lernen keine andern fremden

Digitized by Google

Sprachen, als französisch oder spanisch, und nie, um sie zu sprechen, sondern um, wie sie sagen, sich nicht verkaufen zu lassen, oder auf rein Deutsch, um andere zu belauschen. Am meisten reden die Franzosen untereinander ihre Sprache, doch mischen sie eine Menge englischer Wörter ein, namentlich um Gegenstände des gemeinen Lebens zu bezeichnen, die zum Theil in Frankreich nicht gebräuchlich, oder doch nicht alltäglich sind. So nennen sie z. B. einen Korb, mit dem die Gentlemen hier sehr viel zu schaffen haben, indem sie namentlich damit täglich auf den Markt laufen müssen, un basquet, die Feuerspritze l'inegeá-ine, den Nachtwächter le oitechemaine, den Straßenaufseher le surváyeur, ein eisernes Gitter une grètte, das Dampfboot le stimebaute, eine Ueberfuhr nennen sie une ferry, die Eisenbahn le rellerode, und ein Kosthaus heißt allenthalben un bordiague; daher sagen sie auch: Je borde chez un tel, d. h. ich bin bei Diesem oder Jenem in Kost.

Weit mehr abtrünnig von ihrer Muttersprache, ich möchte fast sagen feindselig gegen dieselbe, sind die eingewanderten Deutschen; sie vergessen sie bald ganz, um, wie gesagt, einen Jargon anzunehmen, in welchem es ihnen oft an Ausdrücken für die einfachsten Dinge fehlt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Einwanderer in Amerika alle für ihre Enkel oder Urenkel arbeiten, ihr Loos ist und bleibt — Schweiß und Elend. Emporgekommene Enkel deutscher Einwanderer gibt es aber manche in Philadelphia. Diese beneiden die Franzosen um den Vorzug, untereinander einen für die Menge unzugänglichen Ideenaustausch zu haben, und diese Eifersucht hat in lezter Zeit den etwas trägen Nationalgeist geweckt. Die wackern deutschen Enkel in Philadelphia sind also zusammengetreten und haben ein Bündniß geschlossen, und zwar zum Zwecke, die deutsche Sprache unter sich wieder aufleben zu lassen. Auf diese Weise ist in dieser Stadt das deutsche Museum entstanden, welches sich von allen übrigen amerikanischen Anstalten gleicher Benennung dadurch wesentlich unterscheidet, daß man darin weder schlechte Bilder und geringe, aber zahlreiche Kupferstiche, weder Schmetterlingssammlungen, noch Muscheln, noch ausgestopfte Vögel, noch lebende Schlangen, noch Laterna magica sieht, auch keine Dudelsackmusik mit Trompetenbegleitung von Negern hört, kurz nichts von Allem, was ein Nationalinstitut dieser Art konstituirt; man findet hier nur Bücher — deutsche Bücher!

Durch die New-Yorker, die immer um ein gutes Bischen listiger sind, oder, wie man es hier zu Lande nennt, mehr von der Yankeenatur haben, ist das neue Museum sogleich reichlichst, wenn auch nicht sehr gewählt, versehen worden; man sieht in den Bücherschränken manches Werkchen unendlich oft wiederholt, ja man hört damit prahlen, daß Bücher zu hundert Exemplaren daliegen. Der Eintrittspreis ist, wie in jedem andern Museum, ein Schilling. Von dem Ertrage bestreiten die Unternehmer die Kosten und schaffen neue Bücher an, d. h. andere Bände. Ein junger Deutscher hat hier als Kustos ein Unterkommen gefunden; es ist aber eine traurige Thatsache, daß, als der Konkurs für diese Stelle in den Zeitungen (1830) eröffnet wurde, sich nicht weniger als neunhundert-drei-und-achtzig gebildete, mit guten Schul-, meistens auch mit guten Sittenzeugnissen und sonstigen Empfehlungen versehene brodlose junge Leute darum beworben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ließ Mademoiselle de Lombard ihre neuen Bekannten fragen, um welche Stunde sie ihre Aufwartung machen könne. Rameau, der eben nicht beschäftigt war, ging sogleich, sie selbst zu holen. Es wurde nun viel über Musik gesprochen, denn die Dame war eine Schülerin des berühmten Couperin und wußte gut Bescheid in der Musik. Sie studirte nun auch die neuere Musik, lernte die ihres Nachbars würdigen, und so ward bald ein gewisses freundschaftliches Verhältniß hergestellt, wenigstens was Madame Rameau anlangte, denn er haßte in der Regel alle neuen Bekanntschaften.

Rameau ging wöchentlich einmal zum Abendessen zu seinem Protektor, dem Generalpächter Herrn de la Poplinière, und einmal hatte er einen Freund bei sich zum Mittagessen. Dies war der berühmte Marchand, dessen Unterricht er genossen hatte und dessen Talente er hoch schäzte. Rameau gab sehr ungern seine Klavierstunden, theils weil er einen höhern Beruf ahnete, theils weil er sah, daß sie ihn zu nichts führten; dagegen spielte er von ganzer Seele gerne seine Orgel zu St. Croix de la Bretonnerie. Sein Werk über die Harmonielehre hatte ihm den Ruf eines gelehrten Musikers erworben; er wollte aber mehr noch als gelehrt seyn, und die Lobeserhebungen seiner Kollegen, die ihn zu hören kamen, machten ihm die größte Freude. Nun hätte er aber gewünscht, daß ihm das Publikum auch applaudiren möchte, und zwar ein großes Publikum. Kurz, es kam ihm die Idee, für das Theater zu schreiben, und, obwohl er nie Jemanden ein Wort davon sagte, dieser Gedanke nahm ihn von nun an ausschließlich in Anspruch. Er war indeß schon fünfzig Jahre alt, und fühlte sehr wohl, daß er nicht mehr zögern dürfe, wenn er es noch zu etwas bringen, wenn er die schönen Träume seiner Phantasie verwirklichen wolle. Er wagte es daher eines Tags, an Houdard de Lamotte zu schreiben und ihn um einen

Digitized by Google

Operntext zu bitten; aber de Lamotte, der, wie andere Dichter, nichts von Musik verstand und Rameau vielleicht gar nicht kannte, hatte den Brief unter hundert andern derselben Art übersehen, und antwortete nicht. Das machte Rameau außerordentlichen Kummer; seine melancholischen Zufälle wiederholten sich öfter, und er schloß sich oft ganze Tage lang in seinem Zimmer ein. Er studirte nun die Partituren aller neuen Opern mit der größten Aufmerksamkeit, und verlor sich am Ende immer in Reflexionen, die oft mit Ausbrüchen eines bittern Grolls endigten. „Wie?“ sprach er dann, „dies sind die Leute, die man mir vorzieht? mir, in dessen kleinster Klavierkomposition mehr wahre Musik ist, als in all diesem chaotischen Gewirr, das man jezt eine Oper nennt? Seit Lulli hat es in Frankreich keinen großen Musiker gegeben, Lalande etwa ausgenommen; doch der hat fast nur für die Kirchen geschrieben, und die Opern von Colasse gibt man auch schon nicht mehr. Was bleibt uns denn? Monsieur de Blamont, Mouret, den sie den Musiker der Grazien genannt haben? Nun, der hat wenigstens noch einige Gedanken; aber Destouches! und vollends dieser Campra!“ Nach solchen Reflexionen lief er oft zu seinem Klavier und improvisirte stundenlang, ja es kam ihm wohl lebhaft der Gedanke, zu schreiben; aber dann erinnerte er sich wieder seines Briefs an de Lamotte, und die Feder ward sogleich wieder weggelegt. „Was nüzt es? wer kann ausführen, wer versteht denn, was ich schreibe? Werden sie es nicht machen wie vor zwanzig Jahren, ein wenig vor meiner Reise nach Italien, in Avignon, wo sie meine ersten Versuche verachteten, weil sie ihnen zu hoch standen! Und jene Musiker in Italien, sie wußten sie wohl zu würdigen meine hier verkannten Werke! Nein, ich muß, um das peinigende Räthsel zu lösen, ein Theater haben, ein Orchester, ein Publikum! Ich glaube, man kann es noch ganz anders machen als Lulli, und auch besser. O! ich werde, ich muß dahin kommen!“ — Und nun ging er rasch hinaus in die freie Luft, wie wenn es ihm in der Stadt zu eng wäre; und wenn er dann Abends nach Hause kam und sich zu Bett legte, ohne der armen Luise ein Wort zu sagen, ihr, die von dem Allen keine Ahnung hatte und gleichwohl so innigen Antheil nahm, o, dann war er wohl unglücklich, recht unglücklich, der sonst so starke Rameau.

Ein unerwarteter Zufall bestimmte endlich unsern Künstler unwiderruflich, sich dem Theater zu widmen. Bei einem Concurs für die Organistenstelle an der St. Paulskirche ward Rameau von Daquin, einem berühmten Organisten, der ihm jedoch nicht gleich kam, überwunden. Von diesem Tage an schien in Rameau eine förmliche Revolution vorgegangen zu seyn; denn er fing nun an, ein ganz anderes Leben zu führen. Er gab mit einem Male alle seine Stunden auf, ging regelmäßig alle Tage in's Theater und kehrte immer sehr spät mit ganz veränderten Zügen nach Haus. Wenn er sich jezt in sein Kabinet einschloß, hörte man ihn bald singen oder Violine spielen, bald tanzen oder lachen und springen, ja endlich sah man ihn auch wohl, den sonst so methodischen, pedantischen Mann, ohne Degen ausgehen, die Perrücke schief und den Hut auf einem Ohr, kurz in größter Unordnung. Die Nachbarn bemerkten bald diese auffallende Veränderung in der Lebensweise des sonst so geregelten, streng sittlichen Mannes, und alle bösen Zungen waren in voller Thätigkeit. Die arme Gattin war nicht die Lezte, welche den unglücklichen, ihr unbegreiflichen Wechsel bemerkte und beweinte, denn ihr so geliebter Mann sprach nicht allein fast gar nicht mehr mit ihr, sondern aß beinahe alle Tage außer dem Hause.

Es war Ostertag und um zehn Uhr befand sich Rameau noch in sein Kabinet eingeschlossen, obwohl er um fünf Uhr schon das Bett verlassen hatte. Madame Rameau hatte eben in einer Kapelle der Straße St. Honoré die Messe gehört. Wie groß war ihr Erstaunen, Rameau noch zu Hause zu finden, während er an seiner Orgel hätte seyn sollen. Sie eilt in sein Zimmer, und o Schrecken! sie sieht den finstern Alten nach der Violine tanzen, und in welchem Aufzug! einen Strumpf zur Hälfte angezogen, in Pantoffeln und Schlafrock, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe. „Aber, Philipp, was denkst Du denn? die große Messe hat angefangen, Du versäumst sicher Dein Kyrie, denn die Prozession ist nun schon in den Chor zurück; eile, eile doch!“ — „Laß mich in Frieden mit Deinem Kyrie,“ erwiderte Rameau, „hör' einmal diesen Passe-pied und sag' mir, ob es sich nicht gut darnach tanzen wird?“ Mit diesen Worten fing er an zu geigen und zu tanzen, so daß ihn die arme Frau für närrisch hielt. „Aber lieber Mann, bedenke doch, Du wirst Deinen Platz verlieren, und jezt, wo Du ohnehin alle Lektionen aufgegeben hast!“ — „Meinen Platz, den habe ich schon seit drei Monaten nicht mehr. Ich habe meine Entlassung genommen. Laß mich jezt allein, wenn Du doch meinen Passe-pied nicht hören willst.“ — Madame Rameau war wie vernichtet; die Organistenstelle war noch ihre einzige Hülfe, sie weinte bitterlich. „Was sollen, was werden wir anfangen, wenn die achthundert Livres, die wir so sauer erspart, aufgezehrt sind! Nun, diese will ich wenigstens in Verwahrung nehmen.“ — Mit diesem Gedanken eilt sie zur Kommode, die den Schatz enthält. Sie öffnet; doch o Jammer! statt achthundert Livres findet sie nur noch zweihundert. Die Arme! sie wußte nicht, was sie denken, was sie beginnen sollte. Sie ging zu Mademoiselle Lombard, und weil ihr das Herz vom lang verhaltenen Kummer ganz voll war, erzählte sie all ihr Unglück der Freundin, die von dem Allen gar nichts gewußt hatte,

Digitized by Google

deren Tröstungen aber nicht eben sehr trostreich waren. Mademoiselle konnte sich die Streiche des Herrn Nachbars nur auf dreierlei Weise erklären: entweder er spielt, oder er trinkt, oder er hat Liebschaften. Da nun der Nachbar fast immer außer dem Hause war, so konnte man nicht anders annehmen, als er habe wenigstens Eine Geliebte; sein Tanzen und seine übertriebene Lustigkeit waren unzweideutige Beweise, daß er sich dem Trunke ergeben, und die vermißten 600 Livres konnten nur dem Spielhause zugewandert seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Unzufriedene aller Art.

Unsere Ultra begreifen den Himmel nicht, warum er nicht donnert und blizt. Der friedliche Ausgang der Wirren auf der pyrenäischen Halbinsel war ihnen schon sehr unbegreiflich und unangenehm. Da sey nun ein stolzer Baum gefallen, der Baum der Legitimität, und er hat nicht einmal Einige von den Frevlern zerschmettert, die wagten, Hand anzulegen! Aber noch unangenehmer, noch unbegreiflicher sind ihnen die französischen Wahlen. Da wenigstens, hatten sie erwartet, werde der Himmel unmittelbar mitwählen, und lauter Republikaner, die das Unterste zu oberst kehren müßten. Nun scheinen alle ihre Voraussagungen, alle ihre Hoffnungen dahin, sie wissen sich nicht in den Himmel und nicht in die Erde zu finden, die sich nicht geöffnet und nicht einmal einen Einzigen von denen verschlungen hat, die da meinen, die Ordnung sey etwas Göttliches, auch abgesehen von der Legitimität. In Spanien hält man sie geradezu für Hexerei; was Frankreich anlangt, so ist man von diesem Lande längst Dinge gewohnt, die über unsere legitimistische Philosophie gehen. Es ist einmal ein von Gott verlassenes, und unser politisches Wochenblatt hat jüngst, in seiner unparteiischen, ruhig abwägenden Manier bei Gelegenheit von Algier bewiesen, daß G... auch aus jedem andern Lande fortgeht, wo die Franzosen hinkommen. Vorläufig kaufen unsere Legitimisten sehr viele Corteskapriere auf, nach Einigen, um zur Vertilgung dieser gottlosen Dokumente beizutragen, nach Andern, um, da es durch keine Glaubensarmee geht, durch Papiere die Regierung der Königin Christine in Verwirrung zu setzen.

Auch unsere Bauern begreifen den Himmel nicht, denn er läßt nicht regnen, und es thut sehr Noth, um unsere Ernte so segensreich zu machen, als die Aspecten waren. Auf eine fette Kuh ist man indessen jedenfalls gefaßt; die Astrologen sind nur darin ungewiß, ob sie die Avantgarde oder die Arrieregarde von Sieben seyn wird. Man hofft sogar auf so starken Weinertrag aus unsern einheimischen Bergen, daß wir den Ihrigen, die unserer Industrie seit dem Zollvertrage gefährlich werden, das Paroli bieten dürfen. Der Deutsche lebt einmal von Hoffnungen. Ob man auf den großen Kometen, der vorläufig auf ein Jahr hinausgerückt ist, hoffen oder fürchten soll, darüber ist man noch nicht einig.

Unzufrieden sind ferner — denn es kommt diesmal ein ganzes Register von Unzufriedenen — unsere Pferdeliebhaber. Das diesjährige Rennen hat die Erwartungen nicht befriedigt. Statt einer Rittenalangelegenheit werde es eine Sache der Spekulation, statt die Zucht zu fördern, muntere die Einrichtung, wie sie ist, nur zur Dressur auf. Da die Gewinner der vorigen Jahre immer wieder zugelassen werden, und erprobte Pferde immer wieder gewinnen, wisse man den Erfolg ziemlich zum voraus, und daher ziehen sich mehr und mehr von den Konkurrenten zurück, und es werde am Ende ein Gegenstand der Wette zwischen einigen Wenigen, welche die meisten Chancen für sich haben. Von der andern Seite werden dagegen eben so viele Vortheile hervorgehoben, die seit der Stiftung der Vereine in's Leben getreten, und wenn es auch nur der wäre, daß die Zucht und Veredlung der Pferde nun nicht mehr ausschließlich von einigen wenigen königlichen Gestüten ausgehe, sondern eine allgemeine, industrielle Theilnahme dafür erwacht sey, so müßte der Umstand allein das Festhalten an den Vereinen zur Pflicht machen. Der hiesige Pferdeverein ist wie der hiesige Kunstverein einer der ersten, daher noch mit Mängeln verhaftet, die sich zeigen lassen. Vorläufig, ich weiß nicht, ob im aristokratischen oder demokratischen Sinne, schlägt man eine Nachahmung der Breslauer Einrichtungen vor, wo das von dem Herrenrennen abgesonderte Bauernrennen ungemein lustig und dem Zweck entsprechender seyn soll.

In den hiesigen Zeitungen sind die Kritiker unzufrieden, daß die Schröder-Devrient in modern italienischen Opern gesungen hat. Es ist förmlich deßhalb Fehde gegen die Bewunderer, das Kennerthum gegen sie oder ihre Wahl wird von den verschiedenartigsten Parteien unterhalten, und an den Batterien stehen geschickte Artilleristen, deren einer sogar Lieutenant war, nämlich Herr L. Rellstab. J. P. Schmidt, Spontini, Fr. v. Raumer in der Staatszeitung, alle von sonst sehr divergirenden Ansichten, haben sich darin die Hand gereicht, es einer so ausgezeichneten Sängerin zum Vorwurf zu machen, daß sie nicht ihre ganze Kraft der klassischen Musik gewidmet habe, die freilich seit dem Abgang der Milder verlassen ist. Nur die literarischen Blätter, der Gesellschafter und Freimüthige, versuchen dann und wann eine Vertheidigung der Sängerin, die aber mehr Entschuldigung als Rechtfertigung wird. Man will nicht ihren Geschmack loben, der sie den Bellinischen Romeo einer Gluckschen Armide vorziehen ließ, aber man fragt, warum es ihr nicht vergönnt seyn solle, neben den großen Werken auch in modernen aufzutreten, da Niemand es ehedem in einer bessern Zeit den Meistern unserer Schauspielkunst zum Verbrechen gemacht, daß sie, während sie in Shakespeareschen Rollen glänzten, auch in Iffland'schen und Kotzebue'schen Bewunderung erregten. Darauf wird, mit einigem Grunde, erwidert, daß das neben nicht verargt werde. Aber wie die Sachen stehen, maßen sich die Nebensachen auf dem Theater den Vorrang vor den Hauptsachen an, und je mehr man willig sey gegen jene, um so mehr werden diese in den Hintergrund zurücktreten. Im Schauspiel sey dies längst der Fall; in der Oper habe sich bis da die Berliner Bühne ehrenvoll über der Zeit erhalten; wenn aber Talente wie das einer Devrient selbst ihr huldigen, was solle man von geringern erwarten, bei denen es leichter zu entschuldigen, wenn sie um leichten Gewinn buhlen? Ueberdem wird warnend das Beispiel von Wien hingestellt, der Stadt, die einen Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven gewiegt, und wo jetzt diese Heroen unverstandene Größen seyen, und nicht allein der Tagesgeschmack, sondern die ganze Bildung dem neuitalienischen Klingklang sich hingegeben habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 27.

Mittwoch, 23. Juli 1834.

[307] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Vierter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1832.

Zweiter Theil.

Mit den Portraits von:

Mi Pascha — Ostrowski — Czartoryski — Ibrahim Pascha — Mianlis — Otto I., König von Griechenland — *Graf von* Armansperg — Fürst Metternich — *Freiherr von* Stein — Dr. Siebenpfeiffer — Dr. Jordan.

Inhalt:

Rußland und Polen: Russische Maßregeln in Posen. — Die polnischen Flüchtlinge. — Rußland. — Der Orient: Die Türkei. — Griechenland. — Skandinavien: Schweden. — Dänemark. — Die Schweiz. — Deutschland: Der deutsche Bund. — Oesterreich. — Preußen. — Bayern. — Würtemberg. — Baden. — Hannover. — Braunschweig. — Hessen-Kassel. — Hessen-Darmstadt. — Nassau. — Sachsen. — Weimar. — Altenburg. — Meiningen. — Oldenburg. — Die übrigen kleinen Bundesstaaten. — Amerika: Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. — Das englische Amerika. — Neger-Unruhen. — Hayti. — Brasilien. — Die spanischen Freistaaten: Mexiko. — Guatimala. — Columbia. — Peru. — Bolivia. — Chili. — Buenos-Ayres. — Montevideo. — Asien, Afrika und Australien: Ostindien. — Persien. — China. — Java. — Neu-Holland. — Neu-Seeland. — Insel Bourbon. — Afrika. — Kleine Chronik: Naturerscheinungen. — Reisen. — Nekrolog des Jahrs 1832. — Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1832.

Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[330] ## Neue Musikalien,

welche bei B. Schotts Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber, Ouvert. zu Serment f. 2 Violinen arr. 54 kr.
— — Dieselbe f. 2 Clarinette errg. 54 kr.
— — Le Serment für 2 Flöten errg. Liv. 1. 2 fl. 24 kr. Liv. 2. 2 fl. 24 kr.
— — Ouvert. aus Fra Diavolo für 2 Clarinette. 54 kr.
— — Ouvert. zu Le Dieu et la Bayedère f. 2 Violinen. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Clarinette. 54 kr.
— — Le Dieu et la Bayadère für 2 Violinen arrg. Liv. 1 et 2. jede 1 fl. 48 kr.
Auber, Ouvert. zu Le Philtre f. 2 Flöten. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Clarinette. 54 kr.
— — Ouvert. zu Gusteve für 2 Clarinette. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Violinen. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Flöten. 54 kr.
— — Choix d'airs aus Le pré aux clercs für Flöte mit Guitarre-Begleitung. 48 kr.
— — 11 Gesänge aus Gustave mit Guit.-Begleitung. à 9 kr. 18 kr. 27 kr. und 36 kr.
Berr et Fessy, 12. Fantas. f. Pfte. u. Clarinet über Th. a. „Le pré aux clercs." 2 fl.
Carafa, Ouvert. a. La prison d'Edimbourg f. Pfte. 1 fl.
— — Dieselbe f. Pfte. mit Violin-Begl. 1 fl. 12 kr.
Czerny, Introd. u. concert. Variat. f. Pfte., Violon und Volle. über ein Chor aus Le pré aux clercs Op. 309. 1 fl. 48 kr.
Eliason. 6 caracterst. Capricen f. Violine nebst einer Abschieds Caprice von Paganini. Op. 12. 1 fl. 12 kr.
Görtz (Graf von), Schlitzer-Bad-Walzer für Tanz-Musik. 42 kr.
Herold, Ouvert. zu Le pré aux clercs für 2 Violinen. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Flöten. 54 kr.
— — Dieselbe für 2 Clarinette. 54 kr.
— — Ouvert. zu „La Médecine sans Médecin" für 2 Clerinette. 54 kr.
— — Fav.-Stücke aus derselben Oper für 2 Flöten. 1 fl. 48 kr.
Herz, H., 6 brillt. Gallops von Auber, Boieldieu, Carafa, Halevy, Herz und Laberre für Pfte. arrg. Nr. 1 — 6. jede 1 fl.
Hünten, Fr., Fantas. für Pfte. zu 4 Händen über 3 Themate a. La prison d'Edimbourg. Op. 62. 1 fl. 36 kr.
— — brill. Walzer. für Pfte. 18 kr.
Hüffner, 6 Walzer und 6 Gallops für Tanzmusik über Th. aus dem Zweikempf. Op. 254. 2 fl. 42 kr.
— — 29. Potpourri für Pfte. und Flöte od. Violine üb. Th. aus Le Serment. Op. 255. 2 fl. 24 kr.
— — Ebenso 30. Potp. a. d. Heilmittel. Op. 256. 2 fl.
— — Ebenso 31. Potp. e. d. Zweikampf. Op. 257. 2 fl.
Mendes, brill. Variat. f. Volle. mit Pfte.-Begl. über eine Cavat. a. d. Piraten. Op. 15. 1 fl. 12 kr.
Snell, Potpourri für gr. Militärmusik üb. Th. aus Robert der Teufel. 3 fl. 6 kr.

Grosheim, Versuch einer ästhetischen Darstellung mehrerer Werke dremetischer Tonmuster älterer und neuerer Zeit. 1 fl. 48 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[333] In Hamburg bei Friedrich Perthes ist erschienen:

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Erster Band. (Mit Innocenzens Bildniß.) XVI und 717 Seiten in gr. 8.

Dieses Werk ist die Frucht beinahe zwanzigjähriger Arbeit; ein Bruchstück der Geschichte Europa's während zwei Jahrzehnden, in welche sich eine Reihe der

Digitized by Google

denkwürdigsten Ereignisse zusammendrängt, wie nie leicht ein ähnlicher Zeitraum eine solche aufzuweisen hat; Innocenz war auf dem unermeßlichen Schauplatz, der von Island bis an die Ufer des Euphrats, von Palästinas Hügeln bis in die skandinavischen Reiche sich erstreckt, in der vielartigen Mannichfaltigkeit der Begegnisse, der Alles verbindende Geist, der Herzschlag, in welchem sich für das gesammte Leben dieses Zeitraumes die Anziehe- und Fliehkraft vereinigt. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, denselben in jener reinen ethischen Würde darzustellen, in welcher sein ganzes Leben ein Bestreben zeigte: die höchste Idee von der Bedeutung seiner Obliegenheit und deren Anforderungen in ihrem ganzen Umfange und in ihren vollen Tiefe zu verwirklichen. Deßwegen aber, und weil dem Verfasser als leitender Grundsatz vor Augen schwebte: Geschichte müsse beschrieben, nicht gemacht werden, hielt er es für gedoppelte Pflicht, die Gewissenhaftigkeit, in welcher er sein Werk ausarbeitete, durch treue Beziehung auf die Zeugen darzutreten, bei den merkwürdigsten Wendungen der Dinge aber Innocenzen seine eigenen Ueberzeugungen oder Meinungen aussprechen zu lassen. — Der zweite Band wird vor Ende des laufenden Jahres erscheinen.

---

[344] **Große Bücherversteigerung.**

So eben hat die Presse verlassen und ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Verzeichniß von 5431 gebundenen oder brochirten Werken, welche vom 13. Oktober 1834 an in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart öffentlich versteigert werden.

Bücherfreunde werden in diesem systematisch geordneten Kataloge neben Werken, die durch Seltenheit höchst merkwürdig sind, eine Menge eben so wichtiger als geschätzter Bücher antreffen, und wohl Manches finden, was sie auf verschiedenen Wegen vergebens zu erhalten gesucht.

---

[329] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

REPERTORIUM

der

gesammten deutschen Literatur,

herausgegeben

von

ERNST GOTTHELF GERSDORF,

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Zweiten Bandes erstes Heft. gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen. 3 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren erster Band in 10 Heften bereits versandt wurde, hat die schwierige Aufgabe über alle in den Ländern deutscher Zunge erschienene und in den allgemeinen Buchhandel gekommene Druckschriften vom J. 1834, so weit diese bis jezt erlangt werden konnten, möglichst schnell zu berichten, nach dem Urtheile sachverständiger Männer bisher gelöst und bei Allen, die reges Interesse an den neuesten Erzeugnissen der deutschen Literatur nehmen, günstige Aufnahme gefunden. Unterstüzt durch eine größere Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt jeder Schrift in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, daß der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nüzlich seyn werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der großen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstüzung auch von Seiten der Herrn Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns versichert halten. Ueber 1000 Schriften sind bereits im ersten Bande angezeigt, und das Auffinden derselben durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse des Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literar-historische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitäts-Nachrichten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleiße aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt. Der erste Band enthält Uebersichten der neuesten dänischen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, russischen, schwedischen und spanischen Literatur, die durch ausgedehntere Korrespondenz künftig noch bedeutend erweitert werden sollen.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein bibliographischer Anzeiger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

„An die Expedition des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur"

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15. Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[335] Literarische Anzeige für die gebildeten Frauen aller Stände.

So eben ist erschienen:

Damen-Conversations-Lexikon.

Herausgegeben im Vereine mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. 1r Band. 1s und 2s Heft. Mit einem Stahlstiche: Jeanne d'Arc, gezeichnet von Professor Retzsch in Dresden, gestochen in dem Kunstverlage von Creuzbauer in Karlsruhe.

Mit Hinweisung auf das bereits erschienene erste und zweite Heft (dem die andern ohne Unterbrechung von 3 zu 3 Wochen folgen) überheben wir uns hier der weitern Bemerkungen über Zweck und Inhalt dieses Werkes.

Ohne Ruhmredigkeit können wir frei behaupten, daß mit unserm Damen-Lexikon der schönern Hälfte des Menschengeschlechts die erste dem Berufe würdige Spende gereicht werde.

Vereint haben Deutschlands gefeierte Schriftsteller und Schriftstellerinnen den Kranz gewunden, der das Schöne mit dem Nüzlichen paart, und dessen weite Tendenz

Belehrung, Bildung und Erheiterung für Damen ist.

Wenn bei Familienfesten oder andern freudigen Ereignissen der Gatte oder Geliebte zweifelnd hin und her sann, womit er die Frau oder Braut erfreue, und dann beim Mangel in der Wahl nach den ephemeren Erscheinungen unserer Tage, nach den Almanachen griff, die

Digitized by Google

häufig außer dem goldnen Bande keine Erinnerung zurücklassen, so glauben wir mit unserem Buche eine würdigere Gabe zu bieten. — Es gibt dem Aeußern nach viel mehr als jene, und dem Innern nach Alles, was die Frau in ihrem Kreise zur Belehrung oder Unterhaltung wünscht.

Das Damen-Conversations-Lexikon erscheint in dreiwöchentlichen Lieferungen von 8 Bogen, jede Lieferung in einem englischen Pracht-Umschlage für den äußerst wohlfeilen Preis von

6 Groschen preuß. Cour.

Vier Lieferungen bilden einen Band, jedem wird ein werthvoller Stahlstich — das Portrait einer berühmten Frau — beigegeben. Das Ganze besteht aus 32 Lieferungen.

Man subscribirt in allen soliden Buchhandlungen, wo überdies Exemplare des 1sten und 2ten Heftes bereit liegen.

Leipzig, im Juni 1834.

Friedrich Volckmar.

---

[325] In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

August Apel's

Metrik.

2 Theile, weiß Druckpapier, sauber brochirt.

Neue wohlfeile Ausgabe. Preis 5 Thlr.

Das hier mit gewandter, durchdringender Spekulation ebensowohl als mit gründlicher Kenntniß der Sache aufgestellte System einer aus dem Leben und der Empirie selbst hervorgegangenen Taktlehre hat sich, trotz des vornehmen Ignorirens der Gegner, doch in Meinecke, Dilschneider, Ramshorn und Andern viele stille und laute Bekenner erworben, und wird bei tieferm Studium desselben durch seine innere Gediegenheit sich gewiß auch noch der allgemeinen Anerkennung zu erfreuen haben.

Kleines

Wörterbuch

der

deutschen Sprache

für die

Aussprache, Rechtschreibung, Beugung und Ableitung nebst der Erklärung aller grammatischen Benennungen und der Verdeutschung vieler fremden Wörter

von

Johann Christoph Adelung,

ehemal. churfürstl. Sächs. Hofrathe und Oberbibliothekar in Dresden.

Sechste, vermehrte und berichtigte und als ein völlig neues Werk erscheinende Ausgabe.

Verfaßt

von

Carl Benjamin Schade,

Doctor der Philosophie und Schloßprediger zu Sorau in der Niederlausitz.

46½ Bogen weiß Druckpapier. Preis 1 Thlr.

Der Werth dieses vom gelehrten Herrn Verfasser mit dem größten Fleiße ausgearbeiteten Werkchens ist zu vortheilhaft bekannt, als daß wir etwas hinzuzufügen für nöthig finden; nur bemerken wir, daß sich diese neue Ausgabe vor den frühern besonders dadurch auszeichnet, daß die abgeleiteten Wörter nicht getrennt, sondern unter ihrem Wurzelworte aufgeführt sind, der frühere Preis auch, trotz dem, daß das Werk um 10 Bogen vermehrt wurde, nicht erhöht und für eine gefällige Ausstattung gesorgt ist.

---

[314] In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

DAS WEIB,

oder:

Thron und Hütte.

Drama in fünf Akten. Nach dem Englischen des James Sheridan Knowles für das deutsche Theater bearbeitet von Wilhelm Gerhard. in gr. 8. auf Velinp. broch. Preis 18 Gr.

Das eminente Talent des englischen Verfassers veranlaßte uns zur Herausgabe dieser Bearbeitung. Die vornehmste kritische Instanz in England, die Literary Gazette, nennt ihn den ersten jetzt lebenden dramatischen Dichter und schreibt ihm ein mächtiges Genie und große innere Selbstständigkeit zu.

In englischer Sprache ließen wir bisher von ihm erscheinen: The Hunchback. Unter der Presse sind: The Wife, Virginius etc.

M. H. Rosenmüller's

MITGABE

für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Konfirmation der Jugend geheiligt. Siebente Auflage. Durchgesehen, berichtigt und vermehrt von Chr. Niemeyer, Pfarrer zu Dedeleben bei Halberstadt. 266 Seiten auf Velinp. mit 1 Stahlstich und 2 Holzschnitten in allegor. Umschlag. Preis 16 Gr.

Dieses vortreffliche, vielverbreitete Buch hat durch die Bearbeitung des bekannten Verfassers des Heldenbuchs, des Buchs für die Jugend ꝛc. an innerm Werth eben so gewonnen, als es das äußere neue Gewand den geschmackvollsten Erscheinungen des Tages anreihet.

Vr BAND DER BIBLIOTHEK UNTERHALTENDER WISSENSCHAFTEN.

Entdeckungen und Abenteuer

in den

POLAR-SEEN

nebst Erläuterungen über Klima, geologische Beschaffenheit und Naturgeschichte dieser Gegenden, so wie auch einem ausführlichen Bericht über den Wallfischfang. Von den Professoren Leslie, Jameson und Hugh Murray. 426 Seiten in 8. mit 1 Karte und 15 Abbildungen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Zweck des vorliegenden Werks ist ein vollständiger zusammenhängender Ueberblick sämmtlicher von den

Digitized by Google

frühsten Zeiten bis auf den heutigen Tag in den Polargegenden unternommenen Reisen, Capt. Roß's Reise mit eingeschlossen, der jedoch später ein eigenes Bändchen geweihet werden wird. Die Zusammenstellung ist geistreich und von der angenehmen Seite aufgefaßt.

---

[336] **Subscriptions-Anzeige.**

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen im Okt. dieses Jahres

Sämmtliche poetische Werke

von

Johann Heinrich Voss.

Herausgegeben

von

Abraham Voss,

Professor in Kreuznach.

Nebst einer Lebensbeschreibung und Charakteristik

von Dr. Fr. E. Theod. Schmid,

Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt.

Einzig rechtmäßige Originalausgabe in Einem Bande.

Auf schönem Patent-Velinpapier, mit einem herrlichen, in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters und dessen Fac-Simile.

Seit Erscheinen der Werke eines Schiller und Körner in Einem Bande war es der wärmste Wunsch so vieler Freunde und Verehrer des Dichters der trefflichen Luise, eine vollständige Ausgabe seiner Original-Werke in Einem Bande zu besitzen, die sich denen jener großen Männer anschließt. Mit Freuden unternimmt es daher der Verleger, dem Publikum einen vertrauten Liebling in neuer Gestaltung wiederzugeben, den gewiß jeder freundlich willkommen heißen wird. Wem sollten die schönen kräftigen Volkslieder, die noch täglich aus hundert Kehlen ertönen, wem eine liebliche Dichtung, wie die der gefeierten Luise, unbekannt seyn? — Jeder, der nur einigermaßen mit unsern deutschen Klassikern vertraut ist, verehrt Voß als ein leuchtendes Gestirn erster Größe an unserm deutschen poetischen Himmel!

Das Publikum erhält in dieser Ausgabe einen Schatz, der durch innern Werth, so wie auch durch äussere Ausstattung eine der schönsten Zierden jeder Bibliothek seyn wird. Das Werk zerfällt in fünf Abtheilungen, nämlich:

1) Die Biographie und Charakteristik; 2) Idyllen (Luise und kleinere Idyllen); 3) Lyrische Gedichte (Oden, Elegien, Lieder, vermischte Gedichte und Epigramme); 4) erläuternde Bemerkungen; und 5) im Anhange, die ersten Entwürfe, verschiedene Lesarten, und Aehnliches, was dem kritischen Leser sehr willkommen seyn wird.

In Hoffnung einer reichen Theilnahme, die das Publikum diesem Unternehmen schenken wird, ist der Subscriptionspreis nur auf 2 Thlr. 16 Gr. sächs. festgesetzt worden (also noch nicht die Hälfte des Preises der bisherigen Ausgaben), der bis zum Erscheinen des Werkes gilt, wo alsdann unwiderruflich der um ⅓ erhöhte Ladenpreis eintritt. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß bei gegenwärtiger Ausgabe nur die poetischen Original-Dichtungen einbegriffen, die Uebersetzungen dagegen ausgeschlossen sind. Einige noch ungedruckte Gedichte sollen an den passenden Orten eingeschaltet werden. Auch mache ich das Publikum im Voraus auf die Biographie und Charakteristik besonders aufmerksam, die als eine werthvolle Arbeit, aus der kundigsten Feder geflossen, viel Interessantes darbietet.

Das Werk dürfte zu Ende Oktober ausgegeben werden. Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und sind daselbst auch Probeblätter zu haben.

Leipzig, im Juni 1834.

Immanuel Müller.

---

[346] Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zschokke's History of Switzerland.

From the german: — with the author's subsequent alterations of the original work by Dr. Howard Howe, 1833. Ausgabe auf Velin cartonirt. 1 Rthlr. 18 Gr. — 3 fl. Auf Druckpapier roh. 1 Rthlr. 8 Gr. — 2 fl. 20 kr.

Da diese Uebersetzung eines anerkannt vortrefflichen Geschichtwerkes unmittelbar nach ihrer Erscheinung in London wörtlich nachgedruckt wurde und in kritischen Blättern Englands die günstigsten Beurtheilungen über sie erschienen, so dürfte diese einfache Ausgabe genügen, derselben auch in Deutschland eine günstige Aufnahme bei Engländern und Deutschen zu bereiten. Das klassische Original ist treu wiedergegeben, und wird, bei angestellter Vergleichung, die ungemeine Sprachgewandtheit des Uebersetzers auf jeder Seite beurkunden. Das durch Stoff und Darstellung gleich anziehende Werk eignet sich besonders zu einem Lesebuch beim Unterricht und zur Uebung in der englischen Sprache.

---

[311] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Berichte des Eisenbahn-Comittée zu Leipzig

Nr. 1 und 2.

Preis für 6 Nummern ½ Thlr.

---

[345] Bei C. Langlois in Burgdorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 fl. 21 kr. zu haben:

Die Badekur in Aargauisch-Baden

mit ihren Vor- und Nachwehen.

Ein Gegenstück zu Hegners Molkenkur

von

J. Jakob Schweizer.

---

[351] Bei Breitkopf und Härtel in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse

für alle Stände.

Zweites Heft.

(Amulet — Aufkündigung.)

Subscriptionspreis Sechs Groschen.

Der Prospektus des Werkes wird in allen Buchhandlungen ausgegeben.

Leipzig, am 1. Juli 1834.

Digitized by Google

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Juli 1834.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!

Goethe.

Philippe Rameau.

(Fortsetzung.)

So war es denn Mademoiselle Lombard klärlich erwiesen, daß die Weiber, das Spiel und der Wein die einzigen Ursachen der traurigen Verirrungen Rameau's seyen. Die arme Luise kam in ihre Wohnung um etwas trostloser zurück, als sie gewesen war. Sie fand ihren Mann, wie sie ihn verlassen hatte, mit dem Unterschiede, daß er jezt eine Gavotte anstatt des Passe-pied tanzte, und der Unglücklichen blieb kein Trost, keine Hoffnung mehr.

Allermittelst kam der erste Mai herbei, der Namenstag ihres sonst so geliebten Philipp. An diesem Tag war es seit langer Zeit Gebrauch, einige Freunde zum Mittageſſen einzuladen, und Madame Rameau machte ihre Einladungen wie gewöhnlich. Damals speiste man um halb zwei Uhr. Um ein Uhr war Rameau, der schon früh ausgegangen, noch nicht wieder nach Hause gekommen; die arme Luise zitterte vor Angst und Ungeduld, er möchte vielleicht den ganzen Tag wegbleiben. Man konnte die Unruhe auf ihrem Gesichte lesen, als endlich Mademoiselle Lombard das Schweigen brach. „Es ist Zeit," sagte sie, sich an die andern Gäste wendend, „diesem Wesen ein Ende zu machen! Der Herr Nachbar muß uns durchaus beim Dessert eine Erklärung über sein ganz sonderbares Betragen geben. Die arme kleine Frau, wenn das so fortgeht, wird ja so mager wie ihr Taugenichts von Mann! das ist ein Scandal, der nicht fortdauern darf und kann!" Diese Harangue ward einstimmig gut aufgenommen und jeder bereitete sich, dem Herrn Wirthe auf seine Weise den Text zu lesen. Die Gäste waren: Mademoiselle Lombard, Marchand, der Organist, Dumont, Küster zum heiligen Kreuz de la Bretonnerie, den man übrigens nur schwer hatte bestimmen können zu kommen, so böse war er auf Rameau, weil er seinen Organistendienst aufgegeben, und Herr Bazin, der Spezereikrämer, den Madame Rameau eingeladen hatte, weil er Miethsherr war, und sie nicht ohne Bangigkeit an den nächsten Termin denken konnte.

Um ein Viertel nach Ein Uhr kam Rameau. Er schien Anfangs überrascht, Gäste bei sich zu sehen, und wollte eben eine Erklärung fordern, als ihm sein gutes Weib mit Zärtlichkeit eine Degenquaste und ein Paar von ihrer Hand gestickte Manschetten überreichte; jezt kam ihm auf einmal das Gedächtniß. „Gute, theure Luise!" sagte er, „Du vergißt doch nichts! Du bist viel besser als ich: ich denke nie an Deinen Namenstag, wenn ihn mir nicht die Kanonenschüsse, die ihn für den König feiern, in's Gedächtniß bringen. Ich habe Dir noch nie etwas gegeben, aber sey ruhig, dieses Jahr soll es anders seyn, das versichere ich Dich." Obwohl es

Digitized by Google

nun jedes Jahr so hieß, so konnte sich Luise dennoch der Thränen nicht enthalten, so sehr war sie aller Merkmale von Liebe und Theilnahme von Seiten ihres Mannes entwöhnt. — Nachdem Rameau seine Frau umarmt hatte, grüßte er respektvoll Mademoiselle de Lombard, reichte Freund Marchand die Hand, warf dem Küster einen vertrauten Wink zu, den dieser, obwohl ihm der süße Duft des Bratens den Mund zu einem lüsternen Lächeln verzog, mit einer bittersüßen Grimasse beantwortete; dem Spezereihändler endlich machte er ein etwas vornehmes Kompliment, das dieser mit einem desgleichen, so lang er war, erwiderte. Nun sezte man sich zur Tafel, und man war Anfangs ganz lustig, je näher aber das Dessert rückte, desto mehr machte sich eine gewisse Spannung fühlbar. Der Wirth war die ganze Zeit so liebenswürdig, so freundlich gewesen, hatte so freigebig seinen trefflichen Burgunder, den er seinen Landsmann nannte, gespendet, daß keiner der Gäste es über sich vermochte, diese gute Stimmung durch Feindseligkeiten zu unterbrechen.

Mademoiselle Lombard hatte zwar versprochen, den Angriff zu machen, indessen war ihr der Muth bedeutend gesunken, und sie suchte nun Herrn Bazin zum Dollmetscher ihres heiligen Eifers zu werben; aber alle Zeichen und Winke waren vergeblich. Der Herr Spezereikrämer hatte bereits für Viere gegessen und dachte sehr vernünftig: wenn wir uns zanken, so trinken wir nicht. Er that daher, als ob er nichts hörte noch verstünde, und ließ gemächlich seine Kinnladen weiter spielen. Die alte Dame verfiel daher auf den guten Gedanken, dem erwählten Redner durch einen leichten Fußtritt ein unzweideutiges Zeichen zu geben; aber sie traf unglücklicherweise die langen Beine des hagern Hauswirths, der mit der entsprechenden Geberde ärgerlich fragte: wer sich das Vergnügen mache, seinen Fuß auf seinem Leichdorn tanzen zu lassen? Mademoiselle Lombard ward roth bis an die Ohren, sie fürchtete, dieser unglückliche Fußtritt möchte einen falschen Schein auf ihre jungfräuliche Sittsamkeit werfen, und die Uebrigen sahen sich ganz erstaunt an, als das in der Straße du Chantre ganz ungewöhnliche Gerassel eines Wagens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Wagen hielt vor dem Hause Rameaus, und bald darauf hörte man die rauhe Stimme eines Bedienten in das Zimmer rufen: Monsieur de la Poplinière.

Bei dem Namen Poplinière erhoben sich ganz verblüfft Rameaus Tischgenossen, und empfingen unter tausend Verbeugungen einen kleinen runden Herrn im schwarzen Sammtkleide, reich mit Gold verziert. „Ist's möglich, gnädiger Herr, Sie würdigen mich Ihres Besuchs?“ stammelte, noch ein wenig verlegen, Rameau; „und ohne mich vorher zu benachrichtigen?“ — „Benachrichtigen?“ erwiderte der kleine Mann, „das könnte man doch nur, wenn man wüßte, ob Sie noch leben, und wie lange schon ich davon keine Kunde habe, das können Sie leicht ausrechnen. Doch still davon! Was muß ich hören, Rameau? Sie schreiben eine Oper? Sie haben Mademoiselle Petitpas heute Morgen zu einer Probe eingeladen? Ich will hoffen, daß diese Probe nirgends anders als bei mir Statt hat. Mein Orchester steht zu Ihren Diensten, und was die Copialien anlangt, das ist meine Sache. Aber wie! wann werden Sie eigentlich an's Werk gehen?“ — „Gnädiger Herr, die Oper ist fertig; es sind nun beinahe drei Monate, daß ich daran arbeite.“ — „Aber woher haben Sie denn ein Libretto genommen?“ — „Der Abbé Pellegrin hat es verfaßt; ich mußte ihm aber 600 Livres als Kaution im Fall des Mißlingens deponiren.“ — „Wie? der Pellegrin hat sich von Ihnen 600 Livres vorauszahlen lassen? da möchte ich doch — “ — „Nun, er, ein Poet, konnte ja freilich nicht wissen, ob ich im Stande bin, eine tüchtige Oper zu schreiben.“ — „Nun, nun, und wie heißt denn die Oper?“ — „Hippolyte et Aricie.“ — „Ah, ein herrliches Sujet! Und was ist's? wann können wir etwas davon zu hören bekommen?“ — „Ich denke, in acht Tagen könnte man wohl den ersten Akt probiren.“ — „Nun denn auf Wiedersehen! Adieu, lieber Rameau; ich freue mich sehr, die Bekanntschaft Ihrer Familie gemacht zu haben. Ihr kleines Weibchen ist wirklich charmant, und Ihre Frau Mutter —“ fügte er mit einem Blicke auf Mademoiselle Lombard hinzu. — „Nein,“ entgegnete Rameau, „Mademoiselle ist unsere Nachbarin und Freundin.“ — „Bitte tausendmal um Verzeihung,“ fuhr der gemüthliche Generalpächter, dem das lange Gesicht der Dame nicht entgangen war, fort, „wenn ich Mademoiselle für die Mutter hielt; sehen Sie — so ist's, wenn man alt wird!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Nationalmuseum in Philadelphia.

(Beschluß.)

In einem Eingangsparlor versammeln sich die besuchenden deutschen Patrioten und unterhalten sich nach den Statuten des Vereins in angeblich deutscher Sprache. Andere setzen ihren Stolz darein, für Beschützer der Wissenschaften angesehen zu werden, vermehren die Fonds durch das höhere Entree, das sie bezahlen, hören zu und unterhalten sich gar nicht. Wenn die Gesellschaft bis auf zwanzig, dreißig Personen angewachsen ist, führt

Digitized by Google

sie der Kustos in den Gemächern herum, zeigt alle Kästen und Schränke, gibt ihren Inhalt und die Zahl der vorhandenen Bände an. Im lezten Zimmer hängt eine große schwarze Tafel, welche die ganze Wand vom Plafond bis zum Fußboden einnimmt; darauf ist in großen rothen weißschattirten Lettern die summarische Uebersicht des Besitzthums der Anstalt verzeichnet. Die erste Rubrik enthält die Namen der Autoren; sie ist ein wahres Basrelief, die Buchstaben sind nämlich aus Goldpapier geschnitten und mit dickem Pappdeckel unterlegt, und bietet manche Curiosität dar, unter Anderm Namen, von denen man in Deutschland nie etwas gehört hat, so ist ein William Berger da, ein Andreas Gerber, ein Lafayette Röslein, und noch andere äußerst fruchtbare Schriftsteller; besonders muß Herr Röslein ein entsetzlicher Scribent gewesen seyn, denn von ihm werden fünfzehn Werke, jedes von vier bis sechs Bänden vorgewiesen, sämmtlich in den Jahren 1828 bis 1830 erschienen, und von jeglichem sollen angeblich dreißig Exemplare da seyn. Welche Gegenstände diese fleißige Feder behandelt hat, ist mir nicht bekannt geworden, ihre Produkte sind aber systematisch als „Oktavbände" klassificirt. Die übrigen Rubriken der großen Tabelle geben Auskunft über die vorräthige Anzahl der Werke jedes Autors, über die Zahl der Bände jedes Werkes, die Classifikation nach dem Format, und endlich die Summa aller Bände. Man sieht, es ist hier nur um Ziffern zu thun, es handelt sich nur um die Summe, als Produkt der Addition. Nie verläßt eine Gesellschaft das Haus, ohne zum Schluß vor diese Tafel zu treten und nachzurechnen. Dieses Geschäft wird mit um so größerer Gewissenhaftigkeit vorgenommen, wenn fremde Reisende zugegen sind, und wenn endlich die langweilige Probe im Reinen ist, da richten sie selbstgefällige fragende Blicke auf den Ausländer, und hie und hört man sogar die Worte: „Habt ihr dergleichen zu Hause, dort drüben über dem Meere?" Es ist natürlich, daß die durch nichts weiter zu controllirende Bücherzahl im Interesse der allgemeinen Eitelkeit auf das Lächerlichste übertrieben wird. Gelesen werden sie wenig, doch dienen sie etwa als Anlaß, ein deutsches Gespräch einzuleiten, ohne daß man nöthig hat, sich den Kopf zu zerbrechen. Es gehört jedoch schon eine ziemliche Kenntniß der englischen Sprache dazu, um an einer Unterhaltung der Art Theil nehmen zu können. Die emsigsten Besucher dieses Museums werden daselbst als Doktoren titulirt. Ein solcher Doktor, der seines Gewerbes ein Nürnberger Waarenhändler war, pflegte auch in das Museum zu kommen, und er unterhielt sich gerne mit mir, um seine Sprachkenntniß zu produziren; französisch oder spanisch reden die Amerikaner nie, obgleich sie beides recht gut verstehen, aber dann und wann brüstet sich Einer, besonders in Philadelphia, mit der deutschen Sprache, und in unserm Museum praugt man offiziell damit, wie sonst mit Griechisch und Hebräisch, spricht es aber kaum wie die Ungarn Latein.

Der Krämer redete mich unter Anderm, zur Verwunderung seiner Herren Kollegen, folgendermaßen an: „Wie thut Ihr lieben Amerikä? Häven Ihr gebne in ti Kauntri? Shurlich ihr feinden es recht gesettelt. Dat könnot sin anderweis, bei ti vielen Emigräschen, da settelt sich das Länd. Ti Volks kommen all over, porschäsen Länds, builden sich Hütten, änd koltiwäten die Graunden. Die wästen Territories bikomen bei and bei Stähten, and die flätterten Hütten mäcken in wenig Jihrs die feinesten Sities. Ti Menschen lewen gud hier, worken wenig, eten viel. Achsen änd Saben thä heven enugg in ti Weildnißen, äud ti Erde ist fruchtfull, giwes à honndretfoldig Korn for à Bittl Pluging. Ta sind soiche Graunden, às känn siu geplugt wit ti fut nur, so loosen, so leuchten tà sind. O! Amerikä is à gud, fein Länd! all harten Werken du's der Stim, weilst der Mensch fläft's."

Was heißt dies? Wer nicht Englisch versteht, kann es nimmermehr ergründen. Der Nachkomme eines deutschen Mannes wollte sagen: „Wie gefällt Ihnen Amerika? Waren Sie auf dem Lande? Nicht wahr, Sie finden es schon recht angebaut? Das kann nicht anders seyn: durch die vielen Auswanderungen bevölkert sich das Land. Die Leute kommen alle herüber, kaufen Ländereien, bauen Hütten und machen die Gründe urbar. Aus wüsten Landstrichen werden nach und nach Staaten und die zerstreuten Hütten sammeln sich in wenig Jahren zu den schönsten Städten. Die Menschen leben hier gut, sie arbeiten wenig und essen viel. Ochsen und Schweine haben sie genug in den Wildnissen, und die Erde ist so fruchtbar, daß sie für ein Bischen Pflügen hundertfältig Korn trägt. Es gibt Gründe hier, die so locker und leicht zu pflügen sind, daß man sie mit dem Fuß umwenden kann. O! Amerika ist ein gutes, schönes Land; alle schwere Arbeit verrichtet der Dampf, während der Mensch schläft." — Dies kann im Allgemeinen als Maßstab gelten, wie die Deutschen in Philadelphia ihre Sprache reden.

Lieder von Karl Mayer.

Beistimmung.

Raben, Raben, ruft nur satt
Wies' und Waldeswinkel aus!
Wär' ich frei, an eurer Statt
Zög' ich jubelnd auch nach Haus.

Digitized by Google

Die aufgesparten Lieder.

Ich gehe heut' an dir vorbei,
Geliebtes Wälderthal,
Mit einem Sinne, schwer wie Blei,
In stummer Sorgenqual.

Sonst immer holt' ich Lieder mir
Aus deinem stillen Grund;
Heut' laß' ich sie zurück in dir
Auf frohern Wiederfund.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theaterwesen. Dampfwagen. Ehrengesetze. Allerlei.

Ueber unser Theater ist man nicht mehr unzufrieden, weil man gar nicht mehr davon redet. Es wurde ein Gegenstand, der aus der Conversation entlassen ist. Raupach ist verreist, ohne etwas hinterlassen zu haben. Spontini fliegt ebenfalls dem Süden zu. Der Direktor des Königsstädtischen Theaters, Herr Cerf, reist auf Acquisitionen in Italien umher. Es ist wenigstens eine Thätigkeit bei seinem Institute, die gelobt werden muß. Herr v. Holtei gastirt mit seiner Frau in Schlesien. Ein Sommertheater, das sich im Vergnügungsort Elysium etablirt hat, ist nicht schlecht. Das trockene Wetter begünstigt das Unternehmen. Gelegenheit, Concession und andere Umstände beschränken indeß dies Theater, das sonst etwas werden könnte, was das Königsstädtische Theater werden sollte, und nicht geworden ist.

Von Dampfwagen und Eisenbahnen lesen wir bis jezt nur. Unsere Fuhrleute meinen, es gehe ja schnell genug. Die kühne Vorstellung, daß der Berliner Bürger künftig Sonntag Nachmittags nur dem Hausknecht zuzurufen braucht: „Zieh den Wagen raus," und zur Frau: „Bring einen Pompadour mit Dampf aus der Küche," und daß sie sich ohne Kutscher und Pferde in ihren Einspänner setzen werden, um nach Treptow oder Tegel zu fahren, will noch nicht recht lockend scheinen. Wenigstens versichern die Damen noch: sie werden sich nie dazu entschließen. „Wär's auch nur," sagte eine Zartfühlende, „der armen Hasen wegen, die man durch die rapide Schnelligkeit umfahren kann," wenn sie nämlich über den Weg laufen, was, den Zeitungen zufolge, neulich einmal in England passirt ist.

Weder unsere Polizei, noch unsere Censur setzen bis jezt den Fortschritten in der Kunst, schnell Licht und Feuer zu machen, etwas in den Weg. Die vervollkommneten Percussionsgewehre, Zündschwämme und Zündhölzer überbieten sich. Man braucht nur mit der Zunge zu schnalzen, mit dem Auge zu blinken, und man wird Licht und Feuer haben. Ob man aber nicht darin schon zu weit ging? ich will gar nicht vom geistigen Feuer reden, ob man aber nicht, der überhandnehmenden freiwilligen Feuersbrünste wegen, von Obrigkeits wegen die Kunst, Feuer zu machen, erschweren sollte? Man kann nie wissen, was aus einer Sache wird, weshalb eigentlich eine gute Polizei Alles verbieten sollte, was nicht von ihr ausgeht.

Ein Rasender hat neulich Nachts auf der Straße einen Offizier insultirt, wie es heißt, aus Eifersucht. Der Rasende hat im lichten Augenblicke sein Unrecht eingesehen, bereut, Satisfaktion angeboten und gegeben. Da aus dem Duell kein erhebliches Resultat herausgekommen, wird wahrscheinlich, um die militärische Ehre des völlig schuldlosen Offiziers nach den Begriffen seines Standes rein zu waschen, noch ein zweites Duell erfolgen, vielleicht auch noch ein drittes, wenn da nichts herauskommt. Der Rasende, in lichten Augenblicken vom Bewußtseyn seiner Schuld durchdrungen, hat in die Luft geschossen und will immer in die Luft schießen; das Duell kann also nur in einer Schießübung, wo er das Ziel ist, bestehen. Der Offizier, der allgemein als ein sehr wackerer Mann und Militär gerühmt wird, hat zu einer solchen Schießübung, wobei keine Gefahr ist, keine Lust, aber er muß, denn seine Ehre gebietet so, wenn er nicht aus dem Dienste ausscheiden will. Man will, wie verlautet, in einem großen Ehrengerichte sich mit der Sache beschäftigen und Untersuchungen anstellen, wo die Ehre anfängt und wo sie aufhört. Ein Stock, der aus einem Fenster fällt und einen vorübergehenden Offizier schlägt, kann, glaube ich, die Ehre noch nicht kränken, aber wenn ein Wahnsinniger auf den ersten Besten, der ihm in den Weg kommt, losschlägt, so ist, wenn dieser erste Beste auch ein Blücher wäre, nach den geltenden Begriffen dessen Ehre lädirt, und er kann nicht mehr dienen, wenn er sich nicht schlägt. Ich weiß nun nicht, ob die Ehrengesetze verlangen, daß er warten muß, bis der Wahnsinnige kurirt ist, oder ob er sich mit einem Tollen schlagen muß. Nach den bekömmlichen Billigkeitsgrundsätzen thut er am besten, dem Thäter auf der Stelle den Degen durch den Leib zu rennen, jedoch nur, wenn er einen Degen trägt. Es wäre bei so manchen in diesem Punkte vorkommenden Zweifeln am besten, wenn diese Gesetze, die gewiß einen tiefen Grund in der Humanität und Bildung haben, durch einen gedruckten Codex bekannt würden.

Literarisch ist hier nichts von Bedeutung erschienen. Der Sommer will seine Ruhe. Von den Büchern des lezten Leipziger Meßkatalogs werden manche hier frei gelesen. Selbst von den verbotenen Paroles d'un croyant ist nachgelassen, insofern in den politischen Zeitungen zu sprechen, als die verschiedenen Länder aufgezählt werden, in denen sie verboten worden. — Ein sehr tüchtiger junger Arzt und Docent an der Universität, von dem man sich auch schriftstellerisch viel versprach, Dr. Becker, ist plötzlich im neun-und-zwanzigsten Jahre gestorben. — Das verbreitete Gerücht, daß Dr. Leßmann durch einen geständigen und bereits hingerichteten Raubmörder umgebracht worden, hat sich als ungegründet erwiesen. — Im Freimüthigen stand ein Aufsatz: Schoppe an Albano, mit Invectiven gegen die Preßfreiheit; der Redakteur des Blattes erklärt jezt, daß er während seiner Abwesenheit zum Abdruck gekommen, und ohne seine eigenen, durch den Conflict der Umstände gestrichenen Anmerkungen niemals von ihm aufgenommen wäre. — Kriminaldirektor Hitzig ist von einer Reise nach Süddeutschland und Paris zurückgekehrt, die, was Caspar Hauser anlangt, von interessanten Resultaten gewesen seyn soll.

Die Reise unsers verehrten Kronprinzen mit seiner Gattin durch die östlichen Theile der Monarchie, um sich nach Petersburg einzuschiffen, gleicht, wie diejenige durch die Rheinprovinzen, einem Triumphzuge, wo Huld und Liebe sich zu einem Bunde begegneten, aus dem nur Hoffnungen entsprießen könnten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Juli 1834.

Des gens enfournent,
D'autres défournent,
Aux broches tournent
Veau, boeuf et mouton.
La table est mise,
La chère exquise!

Béranger.

Zeitbilder aus Paris.

Von Depping.

Die Omnibus-restaurans.

Eines der außerordentlichsten Projekte, die in dieser Hauptstadt der Projektmacherei ausgeheckt worden, ist das eines Vicomte de Botherel. Er will nämlich tragbare Küchen in Paris herumschicken, die er Omnibus-restaurans nennt, und die Jedermann zur Mahlzeit mit allem versehen sollen, was er bedarf, so daß ein Junggeselle, der nicht einmal Messer und Gabel besizt, zur Essenszeit nur aus dem Fenster zu winken braucht, um nach Belieben einen gedeckten Tisch mit allerlei Speisen zu bekommen. Das Mährchen: Tischchen decke dich! will der Vicomte zur Wirklichkeit machen, und der einzige Unterschied zwischen dem Mährchen und dem Botherelschen Unternehmen wird darin bestehen, daß das Tischchen oder, wenn man will, der große Tisch gegen baares Geld aus den Bothereischen Omnibus-restaurans kommt. Dies ist aber eine Kleinigkeit; die Hauptsache ist, daß sich künftig für Jedermann in Paris der Tisch decken wird, so kostbar als er nur immer will. Die Ankündigungen in den Zeitungen über die vortreffliche Zubereitung und die Schmackhaftigkeit der Speisen, über die prompte Bedienung, über die Auswahl der Gerichte waren so schön, daß einem dabei ordentlich der Mund wässerte und man geneigt war, das Tischchen sogleich decken zu lassen. Damit ging es aber nicht so geschwind. Ich vergaß zu sagen, daß der Keller mit der Küche in Paris herumwandeln sollte, und daß man nur zu sagen brauchte, welche Weine man wolle, um sogleich im Zimmer bedient zu seyn. Der Herr Vicomte hatte damit angefangen, ein Gebäude mit großen Küchen anzukaufen, in welchen für die 800,000 Einwohner von Paris, oder doch für diejenigen unter ihnen, welche sich von ihm den Tisch wollten decken lassen, gekocht werden sollte. Ganz Paris wurde eingeladen, die schöne Anstalt zu sehen, und in der That nahm sich das Lokal recht hübsch aus. Man bewundert den ungeheuren Fleischtopf im Invalidenhotel, wo für einige hundert Personen Suppe und Fleisch gekocht wird, und der sich wie ein Wasserbehälter in einem Lustgarten ausnimmt, so groß ist er und so tief geht er in die Erde. Bei Vicomte Botherel schien ein Teich nöthig zu seyn, um die ungeheure Masse von Fleischbrühe zu verfertigen, worauf er zu rechnen hatte. Indessen waren die Sachen doch nach einem kleinern Maaßstabe angelegt; doch wenn in der Folge die 800,000 Einwohner von Paris alle Lust haben, sich von den Fleischtöpfen Bothereis zu nähren, so kann er ja einen Kessel so groß als eine Braupfanne dazu nehmen und die Brühe Eimerweise abzapfen lassen. Auch war ich

Digitized by Google

darüber gar nicht in Sorgen, wie er Suppe und Fleisch für einige hunderttausend Personen zubereiten könne, sondern nur, wie er in einen Wagen oder in eine wandelnde Küche alle beliebigen Speisen, die natürlich warm gehalten werden müssen, ferner Weine, Tischzeug und alles zum Essen nöthige Zubehör werde hineinpraktiziren können. Hierüber habe ich keine befriedigende Auskunft erhalten. Allerdings haben die Zeitungen viel Rühmliches von der künstlichen Einrichtung dieser Wagen und von der wunderbaren Art gesagt, wie der Tisch überall gedeckt und bedient werden solle; so lange man aber so etwas nicht selbst sieht, ist es erlaubt, einige Zweifel zu hegen.

Ich setze den Fall, die Omnibus-restaurans rollen zur Mittagszeit durch die Straßen, und wird aus verschiedenen Fenstern vom ersten bis zum sechsten Stockwerke der Häuser gewinkt, gerufen; der eine verlangt diese Speisen, ein anderer andere. Alle diese Leute mit hungrigem Magen wollen sogleich bedient seyn. Wie viele hundert Kellner und Aufwärter werden da den inhaltschweren Omnibus-restaurans begleiten müssen, um jedem nach seinem Willen den Tisch zu bestellen und hernach wieder abzudecken! Welche Arche Noahs wird nöthig seyn, will man darin bequem hanthieren! Auf den Speisezetteln in den Restaurationen sind Hunderte von Gerichten verzeichnet; diese müßten also alle, und zwar in großer Quantität und meistens warm in dem ungeheuren Omnibus stecken. Zur Essenszeit wären die Straßen beinahe blokirt, und die Polizei müßte auf den Beinen seyn, um den Weg frei zu halten.

Ich vermuthe, nach und nach sind dem Vicomte einige Zweifel, nicht über die Ausführbarkeit seines Plans, sondern über das Gelingen desselben aufgestoßen; denn jezt heißt es nicht mehr, er opfere ein großes Vermögen dafür auf, sondern er läßt Ankündigungen in die Zeitungen einrücken, worin er die Kapitalisten, kleine und große, einladet, an seiner Anstalt Antheil zu nehmen, vermittelst Aktien von 750 Franken. Ein guter Kaffeeschenke in Paris, behauptet er, nehme täglich 1500 Franken ein und habe doch nur einige Kunden, also könne ein Universal-Speise-, Kaffee- und Weinwirth sicherlich auf 80,000 Franken täglich, oder zehn Millionen jährlich rechnen. Das nenne ich die Sachen in's Große treiben: zehn Millionen für Eß- und Trinkwaaren einzunehmen! welcher Geldumsatz! In manchen Staaten wird kaum so viel umgesezt. Dazu verspricht der Unternehmer den Kaufleuten, welche Aktien nehmen, bedeutende Lieferungen, den andern allerlei Stellen als Buchführer, Kellner, Aufwärter, Köche, Karrenführer u. s. w. Er kann alles brauchen, Geld, Waaren, Leute; mit dem erstern soll der Anfang gemacht werden, das übrige wird von selbst kommen. Aber gerade weil jeder Anfang schwer ist, wird der Vicomte, fürchte ich, auch viele Mühe haben, an's Ziel zu kommen, und er hat recht klug daran gethan, daß er nicht selbst sein ganzes Vermögen dabei auf's Spiel gesezt, obschon sein Plan ihn bereits ein Beträchtliches mag gekostet haben.

In dem neuen Vaudeville la Tour de Babel, an welchem ein Dutzend Dichter gearbeitet haben, und das vor der Aufführung so vielen Lärm, nach derselben aber desto weniger gemacht hat, werden auch diese projektirten Omnibus-restaurans durchgehechelt, welche im Einzelnen nicht ohne Nutzen seyn mögen, aber so im Großen, wie sie der Herr Vicomte angelegt hat, eine Narrheit sind. In eben diesem Vaudeville wird, im Vorbeigehen gesagt, auch eine andere Thorheit bespottet, welche bei dem lezten Karneval zur Sprache gekommen war. Es hieß nämlich, wie Herr Musard es unternommen habe, Tanzorchester für geschlossene Gesellschaften und für Soirées de bal zu liefern, so habe Jemand den Plan gefaßt, junge Tänzer für solche Soirées zu liefern, da bekanntermaßen zuweilen empfindlicher Mangel an denselben sey. Diese Tänzer würden sich durch Höflichkeit und gute Haltung auszeichnen, die Damen ganz zierlich zum Tanze führen und sich hernach ruhig neben dem Orchester niedersetzen. Man scherzte viel über dieses Unternehmen, das vielleicht nur von einem Spaßvogel ersonnen worden ist. So erzählte man, ein Hausherr habe bei dem Unternehmer eine Anzahl junger Tänzer für den Abend bestellen wollen, und als er nach dem Preise gefragt, habe der Lieferant für jedes Bein acht Franken gefordert. Dieser Spaß ist auch in jenes Vaudeville übergegangen. Natürlich wird in demselben auch der Constitutionnel nicht vergessen, der als ein alter geiziger Spezereihändler mit der Brille auf der Nase auftritt.

Philippe Rameau.

(Fortsezung.)

Nachdem Herr von Popliniere so die Bekanntschaft aller Anwesenden gemacht und den würdigen Marchand zu seinen Freitagskonzerten eingeladen hatte, verabschiedete er sich. Nun aber hätte man sehen sollen, mit welchem Entzücken sich Luise in die Arme ihres Gatten warf, um ihm all ihren ungerechten Verdacht abzubitten, und wie die andern in der Stille beschämt und gerührt miteinstimmten. „Weil Ihr, lieben Freunde, nun doch einmal mein Geheimniß wißt, will ich's auch nicht länger verbergen,“ sprach Rameau, und nahm sie mit zu seinem Klavier, auf welchem er die ganze große Partitur von fünf Akten ausgearbeitet hatte und jezt mit Hülfe Marchands ausführte. Alle waren entzückt, und Mademoiselle

Digitized by Google

Lombard behauptete geradezu, nur Lulli oder Rameau können solche Meistermusik machen. „Mademoiselle,“ erwiderte der leztere, „man könnte mir sicherlich nie ein schöneres und größeres Kompliment machen; denn Lulli gerade ist es, den ich vor Allen bewundere, dessen schöne Deklamation, dessen herrliche Melodie in den Rezitativen ich in künstlerischer Freiheit nachzuahmen, zu erreichen suche.“ Madame Rameau weinte vor Freude und Entzücken, und auch Dumont der Küster fand die Musik charmant, meinte indeß doch, es sey Schade, daß so schöne Sachen der heiligen Kirche entzogen und dem Profanen geweiht werden. Marchand war ganz bezaubert. „Ich kannte Sie, lieber Freund, längst als einen ausgezeichneten Organisten,“ sagte er zu Rameau, „aber nie hätte ich geglaubt, daß Sie so treffliche Dinge schreiben könnten. Alles ist neu in Ihrem Werke, und gewiß, wenn es das Orchester ausführen kann, so wird und muß diese Oper eine vollständige Revolution in der Musik bewirken.“ — „Ich hoffe,“ erwiderte Rameau, „wir werden mit Fleiß und Geduld alle Schwierigkeiten überwinden. Das war ja bei Lullis erster Oper noch weit ärger; erinnern Sie sich nicht, daß es damals nur zwölf Violinisten in Paris gab? Ein Jahr später existirte bereits die berühmte Bande der vier- und zwanzig Geiger, und seitdem haben wir noch gewaltige Fortschritte gemacht.“

Während der acht Tage, welche zum Abschreiben der Stimmen verwandt wurden, übte Rameau mit seinen Sängern, die damals freilich noch gar sehr schwache Musiker waren, seinen ersten Akt ein, und am festgesezten Tage versammelte sich endlich die schöne Welt vom Hof und aus der Stadt gar zahlreich in den prächtigen Salons des Herrn von Poplinière. So sehr Rameau auch bisher als Theoretiker rühmlichst bekannt war, so wenig war man doch geneigt zu glauben, daß er, ein Mann von fünfzig Jahren, noch in einer Laufbahn Glück machen könne, die vor Allem jugendliche Lebendigkeit und eine lebensfrische Phantasie erheischt. Die Ouvertüre begann; wie alle Ouvertüren jener Zeit im streng fugirten Styl geschrieben, machte sie nur sehr geringen Effekt. Der erste Chor: Accourez, habitans des bois, ward zwar ein wenig besser aufgenommen; aber weil die vornehmen Herren sich zu compromittiren meinten, wenn sie zuerst applaudirten, so wurden mehrere der folgenden Stücke in religiösem Stillschweigen angehört. Rameau, der selbst dirigirte, sah mit großem Verdruß, wie wenig Wirkung seine Musik auf das Publikum machte; die Muthlosigkeit malte sich in allen seinen Zügen, als nach der reizenden Arie: Plaisirs, doux vainqueurs, ein Mann in einem Winkel des Salons auf sein Tabouret steigt und ruft: „Très bien, Rameau! c'est admirable!“ Alle Augen richten sich nach dem kleinen Manne, der so plötzlich die Probe unterbrochen hatte, und den man seines unscheinbaren Anzugs halber schon für einen ungebetenen Gast zu halten geneigt war, da ruft ihm Rameau von seinem Platze zu: „Dank, herzlichen Dank, mein bester Marchand! Ihr Beifall genügt mir vollkommen.“ Der Name Marchands war so berühmt, daß jeder Anwesende das Gewicht seines Beifalls zu würdigen wußte, und der lezte und folgende Chor des Prologs endigte unter allgemeinem Beifallsgeräusch. Die zuvor so gar nicht günstige Stimmung des Publikums war nun völlig umgeändert, und sämmtliche Stücke des ersten Akts wurden mit dem gebührenden Beifalle aufgenommen und belohnt.

Rameau empfing mit großer Freude die zahlreichen Glückwünsche, und Herr von Poplinière strahlte vor Entzücken, da tritt ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann auf unsern Musiker zu, zieht ein Papier aus der Tasche und sagt, indem er es zerreißt: „Sie können Ihre 600 Livres zurücknehmen; wer solche Musik macht, braucht keine Garantie für den guten Erfolg zu geben.“ Jedermann war erfreut über diese Handlungsweise des armen Dichters Pellegrin, dessen beschränkte Lage allgemein bekannt war, und er theilte nun die Lobsprüche, mit denen man den Musiker überhäufte.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayrr.

Wechsel ohne Ende.

Ach! mit welcher süßen Hast
Schon die Rosen sich erschließen!
Blüh'n und Welken seh'n, o Last!
Die mich möchte fast verdrießen.

Will uns jeden Morgen fast
Schon ein andrer Frühling sprießen,
Sagt, wo bleibt uns denn die Rast,
Auch nur Einen zu genießen?

Innere Bewegung.

Als ich in leichtem Zittergras
So einsam in dem Walde saß,
Da fühlt' ich, leises Wonnebeben
Durchzittre auch mein innres Leben.

Die Wasserrosen.

Blätter, grün und rund wie Tische,
Hell von goldnen Wasserrosen,
Schwimmen auf des Flusses Frische,
Und aus Waldgestein und Moosen
Seh' ich, wie zu stillem Feste
Wasserjungfern zieh'n als Gäste.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Fremde Zugvögel. Der Unverbrennliche. Die Wunderfrau von Somsdorf. Eisenbahn.

Immer lebhafter wird der jeden Sommer hier stattfindende Aus- und Einflug auswärtiger Zugvögel. Eine starke Partie sammelte sich plötzlich schon in der ersten Hälfte des verflossenen Monats, aber freilich nur auf die kurze Dauer des jährlich wiederkehrenden Wollmarkts. Desto überraschender sind die Guckkastenbilder seit den letzten Tagen. Der heutige Anzeiger kündigt wieder eine Menge angesehener Fremden, unter andern eine Prinzessin von Perry an, unter der man wohl die Herzogin von Berry, oder Madame, oder Prinzessin Lucchesi-Palli vermuthen muß, da der richtig geschriebene Name Herzogin von Angouleme ihr voransteht, nebst der Bemerkung, daß sie aus Böhmen gekommen. Die böhmischen Bäder sind die Hauptveranlassung zu dem hiesigen bunten, freundlichen Sommertreiben; denn die meisten, nach diesen Heilquellen Eilenden, die nicht zu den ganz hinfälligen Badebesuchern gehören, widmen Dresden gewöhnlich eine Woche auf ihrer Durchreise. Besonders werden ihnen auch die reizvollen Gebirgsgegenden von Hohnstein und Schandau, nebst den dortigen, so anmuthreichen Elbufern, oft zu einer unwiderstehlichen Lockung. Große Wagenzüge richten sich täglich nach dem schönen Punkte der sogenannten Bastei, einem hochgelegenen, die ganze romantische Umgegend beherrschenden Punkte, wo nun schon seit langer Zeit der wohlhabende Reisende um so lieber die Sonne auf- oder untergehen sieht, da für ein sehr anständiges und bequemes Unterkommen und Nachtlager gesorgt ist. Allerdings könnte auch ein Sommer nicht leicht besser zu Vergnügungen solcher Art geeignet seyn; Die Wunder der Natur sind unter so warmem, blauen Himmel zu ansprechend, als daß nicht andern Wundern Abbruch durch sie geschehen sollte. So prachtvoll daher auch der Ruf war, welcher dem durch sich selbst zum russischen Feuerkönige deklarirten Paul Schwarzenberg vorausgegangen, so fand er doch in dem seiner Unverbrennlichkeit eingeräumten Schauspielhause am Linkischen Bade, wie es scheint, nicht hinreichende Theilnahme von Seiten des Publikums; wenigstens ist er sehr bald wieder abgereist. Wer seine Leistungen gesehen hat, läßt ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie das Erstaunen, selbst der am krassesten Unglauben Laborirenden in Anspruch nehmen mußten.

Auch mit andern Wundern will es nicht mehr recht fort. Nun das Publikum die Wunderfrau von Somsdorf näher zu kennen meint, haben ihre Anhänger merklich abgenommen. Der Pietismus ist, trotz der rastlosen Bestrebungen seiner Jünger, durchaus keine Farbe der Zeit. Je bekannter es wurde, daß die Schumann in Somsdorf hauptsächlich durch Murmeln von Gebeten die Heilung der körperlichen Uebel zu bewirken suche, desto mehr verminderte sich das Zutrauen in ihre Heilkraft. Dazu kam, daß, um dem mancherlei, bei den ihr zuströmenden Besuchen im vorigen Sommer vorgekommenen Unfug zu steuern, ihr aufgegeben wurde, ihre Kuren entweder in dem benachbarten Tharand, oder hier in Dresden unter ärztlicher Aufsicht vorzunehmen. Nicht, als ob man bei ihrem Verfahren die Sittlichkeit gefährdet glauben könnte; schon die vielen Jahre heben sie über allen Verdacht von Verführungsanschlägen hinaus. Eben so wenig kann die Besorgniß allzu heftiger, bis zum Somnambulismus führender Manipulationen jene Vorsichtsmaßregel hervorgerufen haben. Unterläßt sie doch sogar großentheils bei denen, welche Heilung von ihr erwarten, das Streichen der leidenden Körpertheile, das sogenannte Massiren, bloß auf das Auflegen ihrer Hand auf die zuweilen völlig gesunde Hand der mit Schmerz in andern Gliedern Behafteten sich beschränkend. Ein Hauptgrund, warum man sie besser im Auge behalten wollte, ist vermuthlich der Umstand, daß sie nebenher auch Kräuter und Salben theils verschreiben, theils selbst geben soll. Wenn auch allerdings dergleichen Mittel, in der Regel wenigstens, das Gute haben, wegen ihrer geringen Kraft selten etwas zu verderben, so kann doch durch ihre fortdauernde, nutzlose Anwendung leicht mancher Patient die Zeit versäumen, wo ihm noch von einem rationellen Arzte zu helfen gewesen wäre. Nachdem der Heilkünstlerin jenes Ansinnen von der Obrigkeit geschehen ist, hat sie im Tageblatte, dem Anzeiger, auf einmal alle Besuche von Kranken in Somsdorf, theils wegen der Abnahme ihrer Körperkraft im Allgemeinen, theils wegen der nachtheiligen Wirkung der seitherigen Anwendung ihres Heilverfahrens auf die eigene Gesundheit, sich verbeten. Aber diese Erklärung bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was sie anscheinend damit bezweckt. Wenigstens will man in den zuvor stark verminderten Fahrten nach Somsdorf seitdem wieder eine Zunahme bemerkt haben.

Die Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig ist, seit dem vor Kurzem darüber in der Leipziger Zeitung erschienenen Bericht des zu Einrichtung derselben niedergesetzten Ausschusses, ein von Neuem überaus lebhaft besprochenes Kapitel. Das Unternehmen, zu welchem auch von Seiten des Staats die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, gewinnt eben durch diese und durch die meisten Namen der Ausschußmitglieder, die in Ansehung theils des geistigen, theils des persönlichen Kredits nichts zu wünschen übrig lassen, immer mehr Vertrauen. Der Bericht kam übrigens gerade zu rechter Zeit, um eine Erschütterung des letztern vergessen zu machen, die das Gerücht von dem geringen Erfolge der in Böhmen bekanntlich schon bestehenden Eisenbahn bei manchem eifrigen Anhänger dieses so ungemein Vortheile der mannichfachsten Art darbietenden Unternehmens veranlaßt hatte. Auch deutete er auf die Gründe hin, aus denen die gerechten Erwartungen von dem in Sachsen beabsichtigten ähnlichen Werke in Erfüllung gehen müßten. — Allerdings soll gegen die vor Kurzem von der Regierung zum Nivelliren der neuen, von hier aus ziemlich weit das linke Elbufer verfolgenden Straße Beauftragten manche Klage, mancher Seufzer verlautet seyn, die freilich in Hinsicht auf das Privatinteresse der Betheiligten verzeihlich genug sind. Die Gutsbesitzer, denen ihre Grundstücke durch den anzulegenden Eisenweg zerschnitten werden, haben alle Ursache zur Unzufriedenheit. Die Gasthöfe und Orte, welche den Genuß, den ihnen so mancher Reisende und dessen Fuhrwerk seither gewährte, verlieren, können diese Störung ihres Wohlstands unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen. Wird doch Frachtfuhrleuten, Lohnkutschern u. s. w. ihre ganze seitherige Existenz von Grund aus erschüttert. Mit Einem Worte, eine ziemliche Zahl von Gewerben hat Ursache, darüber zu trauern; allein, wie im Fabrikwesen die Spinn-, Web- und so viele andere Maschinen als ein Fortschritt der Industrie nicht zurückzuweisen waren, obschon durch sie eine Menge arbeitender Hände entbehrlich wurde, so läßt sich auch dem nicht minder wichtigen Fortschritte, welchen die Zeit durch die Dampfmaschinen und Eisenbahnen gethan, von keinem Staate ein Hinderniß in den Weg stellen, das nicht das allgemeine Beste auf die unverantwortlichste Weise beeinträchtigen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Juli 1834.

— Désespéra l'envie,
Et l'écrasant du poids d'une si belle vie,
Finit par un triomphe et mourut couronné.

Rivarol.

Philippe Rameau.

(Beschluß.)

Von nun an war zwar in den Salons von nichts die Rede, als von Rameaus Oper, und die ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit hatten bereits die Hauptrollen unter sich vertheilt, indessen wurde die Aufführung durch die gewöhnlichen Kabalen und Intriguen noch lange hintertrieben. — Endlich begannen die partiellen Proben, und es ging Alles vortrefflich. Dessenungeachtet wußte der nimmer schlafende Neid und die Eifersucht der Künstler und Komponisten ihre Maschinerien so gut spielen zu lassen, daß sich bald im großen Publikum die Meinung verbreitete: Rameaus Musik sey bizarr, unverständlich, ohne Grazie und Geschmack, und höchstens für die Gelehrten und Liebhaber des Außergewöhnlichen.

So rückte endlich der Tag der Hauptprobe heran, und alle ausführenden Künstler waren an ihrem Posten, trotz der feindseligen Stimmung, welche man in ihnen zu erregen gewußt hatte. Alles ging gut bis zum zweiten Akt. Als man hier nun aber zu der bekannten enharmonischen Stelle des berühmten Parzen-Trio kam, da hörte auf einmal das ganze Orchester auf, denn diese ganz neue Schwierigkeit schien unüberwindlich. Rameau bat ganz ruhig, noch einmal anzufangen, da meinte der Dirigent des Orchesters, die Stelle sey unausführbar. „Das erstemal vielleicht," antwortete Rameau, „aber versuchen wir es nur, es wird gelingen." Auch der zweite Versuch gelang nicht viel besser, und nun galt es die ganze Autorität Rameaus, um eine dritte Wiederholung zu erzwingen, und jezt gelang es endlich.

Die Aufführung einer neuen Oper war zu jener Zeit in Paris ein großes Ereigniß, denn es gab nur drei Theater in Allem: die Oper, die französische und die italienische Komödie. So war denn ganz Paris am Morgen des ersten Oktobers 1735 in Bewegung. Alle Zugänge zur Oper waren von früh an belagert, und mit vieler Mühe nur gelang es unserm guten Rameau, eine kleine, ganz abgelegene Loge für seine Frau, Mademoiselle Lombard und seinen Freund Marchand zu erhalten. Seine Nebenbuhler dagegen, mächtiger und besonders intriganter als er, hatten den ganzen Saal mit ihren Werkzeugen und Anhängern gefüllt. Wie dem armen Weib des Künstlers beim ersten Bogenstriche der Overtüre das Herz pochte! Ihre Freunde suchten sie zu beruhigen; aber sie selbst bedurften des Muthes, denn von dem ersten Akte an entspann sich im Parterre eine so heftige Kabale, daß an die Stelle der Anfangs schon sparsamen Zeichen des Beifalls eine förmliche Stille

Digitized by Google

trat, welche in den lezten Akten nur von mißfälligem Murren von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Marchand war wüthend, Madame Rameau der Ohnmacht nahe, und Mademoiselle Lombard wagte nicht zu sagen, was sie dachte: sie fürchtete, dies Unglück sey die Strafe dafür, daß Rameau die Kirche für das Theater verlassen. Rameau zog sich höchst niedergeschlagen in seine Wohnung zurück. „Ich habe mich geirrt," sagte er; „ich glaubte, mein Geschmack werde gefallen. Ich muß auf die Oper verzichten."

Doch so kam es nicht. Unterdessen hatten sich die regelmäßigen Opernbesucher im Foyer versammelt, und Niemand wagte, sich für eine Musik auszusprechen, die so allgemein mißfallen hatte. Gegen die große Menge der Gegner wagte es nur Poplinière, ihre Vertheidigung zu übernehmen, er predigte aber tauben Ohren. „Fragen wir einen Musiker!" rief jezt der Prinz von Conti, und in demselben Augenblicke trat Campra ein. Dieser war ein braver Mann und berühmter Musiker, und hatte keinen Theil an den gegen Rameau geschmiedeten Kabalen genommen. „Nun, was halten Sie von dieser Musik?" fragte der Prinz. — „Diese Oper, Monseigneur, hat so viel Musik, daß man daraus zehn solcher machen könnte, dergleichen man uns heutzutage auftischt. Dieser Mann wird uns Alle verdunkeln." Das Wort fiel auf und gefiel, bald war es in Aller Munde, und nun entdeckte man bereits bei der zweiten Vorstellung ganz neue Schönheiten. — Die zweite Oper fand noch lautern Beifall, die dritte machte noch größeres Glück, und so wuchs Rameaus Ruhm von Tag zu Tag. — Fast alle seine Werke hatten, wie man in Frankreich und leider auch bei uns sagt, den brillantesten Succes. Eine Oper namentlich, Castor und Pollux, machte so außerordentliches Glück, daß einer seiner Nebenbuhler, Mouset, vor Eifersucht närrisch wurde; im Narrenhaus zu Charenton sang er unaufhörlich den Chor der Dämonen in dieser Oper: qu'au feu du tonnerre etc.

Rameau war einer der größten Musiker, die je gelebt haben. Er allein hat den doppelten Ruhm eines großen Theoretikers und eines eben so großen Componisten in sich vereinigt. Mit Recht kann man ihn den Vater der neuern Musik nennen. Seine Balletstücke waren so beliebt, daß man lange Zeit in Italien keine andern tanzte. Im Jahr 1717 sezte ihm die Oper eine lebenslängliche Pension von 1500 Livres aus. Er ward Kapellmeister des Königs, in den Adelstand erhoben, und sollte eben den St. Michaelsorden erhalten, als er 1764 den 12ten September in hohem Alter starb.

Zeitbilder aus Paris.

Von Depping.

Die Prämienziehung auf dem Stadthause.

„Dienstag den 1sten Juli werden die Stadtobligationen verloost, die aus der Schuld der Stadt ausscheiden, mit Prämien für die sechzehn zuerst gezogenen." Dies hatte der Seinepräfekt, Graf Rambuteau, in allen Blättern verkündigen und an allen Straßenecken anschlagen lassen. Um diese Prämien ist es dem Publikum besonders zu thun; sie können ja einen ehrlichen Mann allen Nahrungssorgen wie mit einem Zauberschlage entheben. Er tritt unbemittelt in's Hôtel de ville und geht als ein ziemlich begüterter Mann wieder nach Hause. Nun hatte ich ganze Völker sowohl als Individuen in kurzer Zeit unglücklich werden sehen; deßhalb kam mich die Lust an, auch einmal zu sehen, wie in wenig Minuten Leute glücklich werden. Allerdings wird hier das Glück in dem Sinne verstanden, in dem die Welt dieses Wort zu nehmen pflegt und welchem zufolge Glück viel Geld, Unglück die Abwesenheit von Geld und Geldeswerth bedeuten. Im Grunde ist diese Definition eben nicht schlecht, wenigstens bei uns Europäern. Ich möchte denjenigen kennen, der bei unserem jetzigen gesellschaftlichen Zustande sich rühmen kann, glücklich zu seyn, wenn er heute nicht weiß, wo er morgen seine Mittagsmahlzeit hernehmen soll. Man zeige mir den Mann, und ich nehme sogleich meine Definition zurück.

Also am 1sten Juli Morgens um zehn Uhr sollten auf dem Rathhause zu Paris einige Glückliche im jetzigen Sinne des Wortes geschaffen werden. Um halb Zehn war ich auf dem Wege zur Place de Grève, auf welchem Platz das verhängnißvolle Hôtel de ville steht.

Die jetzigen Finanzherrn sind doch wahre Genies gegen ihre Kollegen aus den vorigen Jahrhunderten! Eben als ich auf der Straße diesen Gedanken weiter bei mir ausführen wollte, kam in aller Eile ein Leichenwagen nebst einem Zuge von Trauerkutschen herbeigefahren; sie eilten, die Leiche des Tonkünstlers Choron, welcher vor zwei Tagen in der Nähe meiner Wohnung gestorben war, abzuholen und zu seiner lezten Wohnung zu bringen. Der arme Choron hatte das Glück nie auf seine Seite bringen können. Viele Jahre hatte er sich abgequält, um eine Singakademie in Gang zu bringen, und am Ende war sein Gebäude nicht sicherer gegründet, als da er angefangen hatte. Für Ihn hatte kein Glückstopf auf dem Rathhause gestanden. Nun endlich ruht er aus und seine Singakademie macht ihm keine Sorge mehr. Als der Zug vorüber war, was übrigens kaum eine Minute dauerte, so sehr eilten die schwarzen Todeskutscher,

Digitized by Google

fuhr ich weiter fort: die jetzigen Finanzherrn sind doch wahre Genies gegen die der Vorzeit! Was thaten Fürsten und Völker, wenn sie kein Geld hatten, ein Unglück, was ihnen damals so oft zustieß als jezt? Sie vertrieben oder tödteten die geldbesitzenden Juden und bemächtigten sich ihrer Haabe; sie fielen in die Nachbarstaaten ein, um dort zu rauben und zu plündern, oder sie schlugen schlechte Münze. Die Burgherrn legten sich in die Hohlwege und nahmen den zu den Märkten ziehenden Kaufleuten ihre Güter ab. In der Folge, als das Rauben und Plündern und Münzverfälschen etwas erschwert wurde, entstanden, in Frankreich besonders, die Traitans; schlaue Köpfe, welche die Kunst verstanden, Geld zu erpressen, und mit denen die Regierung Verträge ungefähr folgenden Inhalts schloß: „Wir berechtigen Euch, zehn Millionen von unsern lieben und getreuen Unterthanen zu erheben, und von diesen zehn Millionen befehlen wir Euch, vier in unsern königlichen Staatsschatz niederzulegen. Leztere Bedingung leidet keinen Aufschub.“ Sodann that die Finanzwissenschaft einen gewaltigen Schritt vorwärts: sie erfand die Staatsanleihen. Nun entlehnten alle großen Staaten, und die Städte und kleinen Fürsten kamen hintendrein und entlehnten gleichfalls. Viele waren so ehrlich und hielten ihr Versprechen der Zurückzahlung; andere entschuldigten sich mit dem „wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren;“ andere sagten, „wenn man nochmals Geld vorstrecken wollte, würden sie dießmal redlicher seyn u. s. w.“ Allein des Aufnehmens ward so viel, daß es zulezt doch seine Schwierigkeit hatte, Geld zu finden, besonders wenn man an der Börse nicht gut angeschrieben stand. Es mußte also wieder etwas Neues ersonnen werden, um das Geld leichter herbeizulocken. Die Finanzherrn dachten hin und her, endlich fanden sie es, das lang gesuchte Geheimniß: sie ersannen die Zurückzahlung durch Lotterieziehungen.

Im Grunde war die Erfindung auf die uralte Erfahrung gegründet: erregt die Habsucht der Menschen, macht ihnen Hoffnung, für weniges viel zu erlangen, und ihr bekommt, was ihr wollt!

Mit diesem Ueberblicke der Geschichte der Finanzwissenschaft war ich gerade zu Ende, als ich die Place de Grève betrat; ein schaudervoller Platz, denn hier sind im Laufe mehrerer Jahrhunderte Tausende von Schuldigen und Unschuldigen geköpft, verbrannt oder erdrosselt worden. Aberglaube, politische Rachsucht, Gerechtigkeit haben hier ihre Schlachtopfer zum Tode gebracht; Helden, Patrioten, Verbrecher haben hier einerlei trauriges Ende gefunden. Jede Spur dieser Martern ist verwischt, und man treibt hier die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens, als ob es ein ganz gewöhnlicher Platz wäre, und vielleicht denkt keiner von denen, die jezt aufs Hôtel de ville eilen, um einige Nummern aus dem Glückstopfe ziehen zu sehen, wie sonderbar das Schicksal auf diesem Platze gewaltet hat, wo die edelsten, wie die verworfensten Menschen durch ihre Tugend, wie durch ihre Laster den Tod gefunden haben. Sind es doch kaum vier Jahre, seit auf eben diesem Platze um Freiheit und Verfassung gekämpft wurde, und bereits würden die zerstreuten Pariser diese wichtigen Auftritte vergessen haben, wenn die am Hôtel de ville aufgesteckte dreifarbige Fahne nicht ihr Gedächtniß auffrischte.

Es fehlen nur noch einige Minuten an zehn Uhr, und die Eile, womit man die große Treppe des Hôtel de ville hinaufsteigt, beweist, daß Niemand gern den Anfang der Sitzung versäumen möchte, wobei Fortuna den Vorsitz führen soll. Der Saal ist schon voll, und das die vierzig Millionen Franken repräsentirende Corps der Gläubiger der Stadt Paris sizt oder steht, und erwartet nur noch den Repräsentanten seiner Schuldnerin, ich meine den Präfekten des Seinedepartements. Die Stadt Paris hat manche dumme Ausgaben gemacht und ist, ihres großen Einkommens ungeachtet, in Schulden gerathen. Oft sind es die Reichsten, welche am Tiefsten in Schulden stecken. Sie hat es aber mit einem gefälligen Gläubiger zu thun, und dieser zahlt an Auflagen zurück, was die Stadt ihm an Interessen für seine geliehenen Kapitalien halbjährlich verabfolgt.

Ueber einem der beiden großen Kamine des Rathsaales ist das Stadtwappen angebracht, ein silbernes Schiff auf goldenem Grunde: ein bedeutungsvolles Sinnbild der Stadt. So lange sie auf einem Goldgrunde ruht, ist ihren Gläubigern nicht bange; im Gegentheil fürchten sie sich vor einer zu schnellen Rückzahlung ihrer Kapitalien. Da es nun in Paris nimmer an erfinderischen Köpfen fehlt, welche sich jede herrschende Gesinnung zu Nuze machen, so ist auch eine Gesellschaft von Spekulanten zusammengetreten, welche die Leute oder vielmehr ihre Kapitalien gegen die Rückzahlung assekurirt. Gegen eine gewisse Summe kann jeder Gläubiger oder Inhaber einer Obligation auf eine gleichlautende Obligation Anspruch machen, falls die seinige durch das Loos herausgezogen wird; er kann sich also das Vergnügen verschaffen, seines gezwungenen Austritts ungeachtet doch noch ferner mitzuspielen. Ich möchte die Berechnung kennen, welche dieser Assekuranz zum Grunde liegt; sie muß von einem ächt mathematischen Kopfe herrühren, wenn sie gut angelegt ist. Dem sitzenden Publikum und dem Kamine mit dem Stadtwappen gegenüber befindet sich ein anderer altmodischer Kamin, über welchem das Bildniß des Königs hängt, und zwar an demselben Orte, wo sonst Napoleons und dann Karls X. Bildniß hing; beide befinden sich jezt vermuthlich auf dem Speicher des Rathhauses. Der König ist anmuthig

Digitized by Google

lächelnd dargestellt, als ob er zu dem hier versammelten Publikum sagte: „Meine Prämie ist aus dem Glückstopfe gezogen; ich wünsche euch desgleichen.“ Indessen deuten doch die Furchen um seinen Mund auf Sorgen, die beweisen, daß auch ein aus dem Glückstopfe gezogener Thron nicht ohne Ungemach ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Professor Hartmann. Schaubühne.

Große Aufmerksamkeit hat hier bei allen Kunstfreunden eine Schrift erregt, welche der mit der Direktion der hiesigen Kunstakademie beauftragte Professor Hartmann bei Gelegenheit der in der zweiten ständischen Kammer vorgekommenen Verhandlungen über dieses höchst achtungswerthe Institut auf seine Kosten drucken ließ. Die gewichtvollen Aeußerungen und Vorschläge des so gelehrten als einsichtsvollen Künstlers sowohl über die Kunst im Allgemeinen, als in Hinsicht auf diese Kunstschule, deren innere Einrichtung ihm sehr wesentliche Verbesserungen verdankt, werden ohne Zweifel eine wohlthätige Wirkung hervorbringen, wenn der Gegenstand bei der ersten Kammer zur Sprache kommt. Auch als ausübender Künstler fährt Hartmann fort, neben seinem mit mancher Beschwerde verbundenen Direktionsgeschäft seine Thätigkeit erfreulich darzulegen. Dem Vernehmen nach beschäftigt er sich so eben mit der Ausführung eines seit langer Zeit schon von ihm gefaßten und im Geiste fortdauernd gehegten Plans, die aus den Jahren seiner Jugend stammende, köstliche Zeichnung des von den Furien aus dem Schlafe aufgeschreckten Orest in Oel zu malen. Wer die Zeichnung kennt — und bei einer gar großen Anzahl auswärtiger wie einheimischer Künstler und Kunstfreunde ist dieses der Fall — der sieht dem Erscheinen des Gemäldes, welches man auf der im künftigen Monat stattfindenden Kunstausstellung zu finden hofft, gewiß mit großen Erwartungen entgegen.

Die hiesige Schaubühne behandelt das Publikum gegenwärtig, wie ein umsichtiger Arzt seine an Hypochondrie Leidenden: sie setzt ihm größtentheils nur leicht verdauliche Schüsseln vor, kleine Stücke, gemeiniglich aus dem Französischen, zum Theil wahre Fastenspeise. Und um die Magen noch weniger zu überladen, pflegt zwischen zwei Tage, wo diese leichte Abfütterung statt findet, gemeiniglich ein ganzer Fasttag, wo gar nichts gegeben wird, eingeschoben zu werden. Noch vor acht Tagen gab man nur ganz kleine Lückenbüßer von Schauspielen, das Uebrige füllten die Darstellungen der französischen Balletttänzertruppe eines Herrn Cassel aus. Sie fanden Beifall, wenn sie auch nicht gerade großen Enthusiasmus erregten. Alles harret auf das baldige Eintreten einer kräftigern, nahrhaftern Kost. Der jetzt anwesende Raupach muß doch auch wissen, wie seine neuen Stücke auf der Dresdener Bühne sich ausnehmen. Es fehlt freilich noch an mehreren, so eben auf auswärtigen Theatern gastirenden Schauspielern und Schauspielerinnen; allein zum Glück rückt die Zeit ihrer Heimkehr immer näher. Besonders sehnt sich auch Alles nach dem Wiedereintreffen unserer Schröder-Devrient, welches das Signal zum Wiederaufleben mancher lang entbehrten schönen Oper geben wird. Doch heißt es, daß sie zuvor noch die Brunnenkur in Kissingen brauchen werde. Der nebst Morlacchi um die zweckmäßige Einrichtung und Leitung der musikalischen Leistungen auf hiesiger Bühne vielfach verdiente Kapellmeister Reißiger ist bereits von einer Reise wieder heimgekehrt, um sich mit voller Kraft der Schöpfung einer Oper hinzugeben, welche einen recht willkommenen Beitrag zu den nächsten Wintervergnügungen zu bieten verspricht. Turandot heißt sein Sujet. Es erscheint schon auf den ersten Blick so glücklich zu einer Bearbeitung als Oper, daß bei dem talentvollen Tonsetzer die Begeisterung dafür gewiß während des Schaffens immer neue Nahrung gewinnen wird.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 212:

Laube. Laub. Lau.

Räthsel.

Das Alphabet ohne Q in sechs Hauptwörtern mit je vier Buchstaben.

Im Räthselalmanach Sphinx für 1834 steht ein dergleichen Räthsel, dessen Auflösung folgende sechs Worte bilden: Styx. Wehm. Burg. Zopf. Wind. Lack. Der Verfasser hegt das Vertrauen, es werde Niemand sechs andere dergleichen Hauptwörter herausfinden. Wir wollen aber unsern Lesern und Leserinnen sechs deutsche Hauptwörter zu errathen vorlegen, aus denen sie auch ein Alphabet ohne Q machen können.

Der Minnesänger Viele haben
Dich, Leserin, mit Eins genannt;
Die Frucht von ihren Dichtergaben
Ist dir aus Zwei vielleicht bekannt;

Drei zwar im Zwei ist schon veraltet,
Doch zeigt dir mancher Commentar
Vier, um den Sinn, der drinnen waltet,
Und ihre Schrift zu finden klar.

Fünf machtest du dem Sänger gerne,
Der voll war von der „Browen“ Preis,
Und käm' er zu dir aus der Ferne,
Wohl ginge schnell auf dein Geheiß

Die Magd fort in die Sechs, zu holen
Ein Brätchen ihm zum flotten Schmaus,
Zu dessen Schluß den Punsch aus Bowlen
Du auf sein Wohlseyn schöpftest aus.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Juli 1834.

— Hörst du? er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Goethe.

Aquarelle.

Der Holzknecht.

Mit dem ersten Frühlingsmorgen hinaus in die Berge, mit dem lezten gelben Blatt heim — das war seit Jahren mein Wahlspruch. Den ganzen Winter über musterte ich sie aus der Ferne mit lachendem Auge, die blaue Reihe meiner zackigen Lieblinge. Jeden tiefen Schatten, jeden Punkt wußte ich zu deuten und mit seinem Namen zu nennen. Mit dem Bauer des flachen Landes läßt sich höchstens beim Heimkehren vom Abendspaziergange ein kurzes Wort sprechen, wenn er vor seiner Hütte steht, den Hut in der einen Hand und den runden Hornkamm mit der andern durch die langen Haare streichend. Er ist scheu, plump, nicht gesellig, er verbirgt seine Freude vor dem Städter, oder sie kehrt nur dann bei ihm ein, wenn der seltene Festbraten auf seinem Tische dampft. Die ermüdende Tagesarbeit macht ihn unfähig, Abends sich dem Tanze und anderer Lust hinzugeben, sein Schritt ist träge und schwer, gleich dem des Ochsen, dem er am Pfluge nachtritt, sein Lohn ist karg und reicht dürftig nur zum Unterhalte hin. Der Gebirgsbewohner athmet ein himmlischeres Element. Die Luft in den Thälern ist so fein und elastisch, daß sie dem Städter anfänglich die Brust beklemmt. Mit jedem Tage jedoch dehnt sich die Lunge weiter und weiter aus, man steigt immer anhaltender in den Felsen herum, man schreitet immer kühner, und ein Gefühl von Behaglichkeit und Wohlseyn beherrscht uns, wie wir es nie zuvor empfunden. Mitgenommene Bücher werden bei Seite geworfen; wer gewönne Zeit, seine Augen von dem Grün der Matten und den klaren Seen wegzuwenden auf das Weiß und Schwarz des Papiers? Ja, man vergäße so leicht, daß es Papier in der Welt gebe, wenn die malerisch gelegene, lieblich klappernde Papiermühle dort unten am Wasserfalle uns nicht daran erinnerte. Die Gebirgsbewohner sind heiter und sinnlich. Sie haben keine Erde zu durchfurchen, keine langweilig ermüdende Beschäftigung. Ihre Mühseligkeit ist Lust. Sie klettern in die Felsen dem Gemsbock nach, sie steigen zur Alme, um die Milch von der Sennerin zu holen, sie treiben Obstbau und fischen. Von Spitze zu Spitze tönt fröhlicher Gesang; alle athmen Lust und Liebe, Muthwill und Scherz, Kraftgefühl und Glück. Jeder Fremde ist zu ihren Festen geladen, die alle Abende wiederkehren, und ihre einfache Nahrung, aus Milch, Butter und Mehl, die ihnen überreich fließt, theilen sie gastfrei, unentgeldlich mit Allen.

Wir saßen im Spätherbst in der Schenkstube, der Mond schien durch die Fenster. An allen Tischen war es laut. Hier wurde gewürfelt, dort hatte ein

Digitized by Google

durchreisender Krämer seinen Pack geöffnet und die Dirnen umstanden ihn, begafften die bunten seidenen Tücher und feilschten auch wohl dorum; in einem Winkel saß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die gerade herrschende Cholera; etwas abgesondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Sees seinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windstill und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und diese darunter kreuzweis platt auf den Tisch gebreitet; so war er eingeschlafen. Mitten in der Stube wurde ein weniges getanzt, wozu der Wirth selbst die Zither spielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannichfaltigkeit, und jedem Einzelnen sah man die Vorfreude an auf den morgenden Tag, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübsche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle scherzten mit ihr, denn Allen gefiel sie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all' seinen Scharfsinn aufbieten können, ohne deßhalb im geringsten zu ergründen, wer so eigentlich der Bevorzugte sey. Ich kannte sie bereits seit länger, und daher war mir's nicht entgangen, wie sie öfters an den Tisch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, saß, dem Würfelspiel zuschaute und, ohne zu setzen — denn er war arm — emsig die Augen der Würfel zusammenzählte; er schien ein eigenes Orakelspiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen spielt: „er liebt mich, liebt mich nicht." Aber mit recht inniger Lust wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nannis schönen Augen, wenn sie zum Tische trat, und ließ Pasch und die Höchsten werfen, um sich an dieser holden Zwei zu erfreuen. Sie stand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über seinen Kopf auf die andere Seite des Tisches. Er blickte lustig in die Höhe und sang keck, indem er seinen Arm um die Mitte ihres Leibes schlang:

„A Dirnim im Haus is má lieba als draus.
„Da derf i net 'naus, wenn da Wind so stark sauft!"

Sie aber machte sich rasch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was gibts denn?" fragte Sepperl; „schon, sind's etwa die schönen Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die Dir in die Augen stecken?" — „Hab' schöne genug," erwiderte Nanni; „aber den Buschen hätt'st Du sehen sollen, Sepperl, den die Lisl von ihrem Bu' kriegt hat. Es gibt halt keine schönern morgen beim Tanz, das ist gewiß." — „Und darum bist traurig?" fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' Dir morgen früh ein Buschen, der eben so schön und noch schöner seyn soll." — „Ach, Dein Buschen!" meinte Nanni, „das ist was Rechtes! Sie hat die schönsten und raresten Alpenblümeln drinn; solche find'st Du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell, die hab' ich heut gesehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgestiegen bin. Links am Felsen hinunter, da ist ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen, und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Beim Krottenkopf haben's schon Ave Maria geläutet, sonst hätt' ich mir selbst die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich sorgt." — „Keinen Bu'?" rief Sepperl trotzig; „und Du hätt'st keinen? und wer wär' denn ich? Wo sagst Du, daß die Blümeln stehen? Links am Felsen ober dem Krottenkopf, wenn Du nach der Spitzingalm hinaufsteigst?" — „Und was fragst denn Du darnach?" erwiderte sie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um sechs geh' ich in die Kirchen, und die Blümeln kann mir keiner mehr herabschaffen, und einen Buschen, wie der Liesl ihren, wird Keine habe." — „Und Du meinst wirklich, Nanni," sagte Sepperl ernst, „daß ich Dir keinen bringen könnt'?" — „Die blauen Blümeln, die schönsten, kannst mir nit bringen, und für die andern dank' ich," schmollte die hübsche Dirne. Ohne ein Wort zu sagen, drückte Sepperl seinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufstand. „Wo willst hin?" fragte Nanni besorgt. „Dir den Strauß holen," antwortete er. — „Jetzt?" — „Damit Du ihn morgen zur rechten Zeit anstecken kannst. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den graden Weg mache." — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannst ein Unglück haben." — „Sorg' Dich nit um mich; der Mond scheint, und ich bin's Kraxeln bei Nacht schon gewöhnt." — „Ich will die Blümeln nit, Sepperl, ich mag sie nit, bleib nur da!" So rief sie ihm nach; er war aber schon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buschen wieder da bin, dann schlafst Du schon. Laß aber fein Dein Fenster auf, daß ich ihn Dir hineinwerfen kann." — „Ich kann nit schlafen, bis Du wieder da bist!" rief ihm das Mädchen nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Es schlägt endlich zehn Uhr und der Präfekt tritt mit einigen Präfektur- und Munizipalräthen ein. Zwei Waisenknaben stehen schon bereit, und endlich wird das Glücksrad gebracht, in welchem die Nummern enthalten sind. Beim Erscheinen desselben geräth der Gläubiger, das heißt das Publikum, in einige Bewegung; man stellt sich auf die Zehen und steigt auf die Bänke; Jedermann will den Glückskasten sehen, aus welchem in wenig

Digitized by Google

Minuten Gutes und Böses, das heißt Prämien und Nichtprämien fliegen sollen. Es müssen einige Schälke in dem Präfekturrathe sitzen, denn sie haben den Kasten aus zwei runden Glasscheiben zusammengesezt, so daß man durch sie die große Masse von Nummern sehen kann, welche in demselben als ganz demüthige Repräsentanten der Gläubiger aufgehäuft liegen. Gott! welch eine Menge! stöhnen die Zuschauer, und ihre Hoffnungsaktien fallen in diesem Augenblicke um zwanzig Prozent; denn welcher Anschein ist da, daß Fortuna die Hand des Waisenknaben gerade auf die Nummer des ängstlich starrenden Individuums führen und diese unter den vierzigtausend hervorziehen werde! Der Präfekt ging aber ganz ehrlich bei der Sache zu Werke; denn erstlich war der Kasten aus einem so eben entsiegelten Schranke hervorgeholt worden, wie das dem Publikum vorgelesene Protokoll besagte; und zweitens schloß er drei Schlösser auf, die an dem Kasten hingen, und die es unmöglich machten, etwas herauszuziehen. Sogar das Glas, woraus das Glücksrad bestand, dewies die Ehrlichkeit der städtischen Behörde; denn man konnte die Hand des Knaben unter den Nummern wühlen sehen und sich deutlich überzeugen, daß hier nur der Zufall walte. Als nun die Schlösser abgenommen waren, begann man, das Glücksrad vermittelst des angebrachten Schwengels rasch zu drehen. An dem Rasseln und dem Uebereinanderfallen der Nummern bekam man einen neuen Beweis von der Zufälligkeit der nun folgenden Operation. Dieses Rasseln schien den betheiligten Zuschauern durch Mark und Bein zu gehen, es war, als ob Fortuna sich hier leiblich vernehmen ließe.

Nun sollte die Ziehung beginnen. Es entstand eine tiefe Stille im Saale; wahrlich ein feierlicher Moment. Wäre es Zeit und Ort zum Moralisiren gewesen, wie schön hätte ein Prediger auftreten und den mit klopfenden Herzen wartenden Zuschauern ungefähr folgende Worte sagen können: „Liebe Mitbrüder! seht hier vierzigtausend Nummern auf einander gehäuft, alle einander völlig gleich an Werth, die einen nicht besser oder schlechter als die andern. Aber in wenig Minuten wird die vom blinden Ungefähr geleitete Hand des Ziehers einigen einen hohen Geldwerth ertheilen, gerade wie sonst in Frankreich diejenigen Menschen besondere Vorrechte bekamen, welche durch die Hand des Schicksals in gewissen Familien zuerst an's Tageslicht gezogen wurden. Aber denken Sie wohl, liebe Mitbrüder, daß die so bevorrechteten Menschen mehr Ursache hatten, stolz zu seyn, als die Nummern, welche zuerst aus diesem gläsernen Kasten werden gezogen werden?“

Schon hat das Halbdutzend Schreiber, welches zur Rechten des Präfekten sizt, die Feder in's Dintenfaß getaucht, und erwartet viel gleichgültiger als das kreditorische Publikum das erste entscheidende Wort des Präfekten. 4117 heißt dies entscheidende, 50,000 Franken schwere Wort, und kaum ist es den Lippen des Präfekten entschlüpft, so entsteht ein dumpfes Gemurmel im Publikum. Wollte man dies Gemurmel strenge deuten, so könnte man darin Erstaunen, betrogene Hoffnung, vielleicht etwas Eifersucht, Mißgunst und Verwünschung finden. Ich erwartete nun, Jemand werde vor lauter Freude in die Höhe springen oder laut aufjauchzen; es sprang und jauchzte aber Niemand. Derjenige, den ein Handgriff des Geschicks in einer Minute zu einem Rentier mit 2500 Franken Einkünften gestempelt hatte, war also ein ächter Philosoph, das heißt, das Glück ganz gleichmüthig ertragender Mensch, oder er war nicht im Saale gegenwärtig; vielleicht war er noch nicht einmal aufgestanden, schlief noch ganz ruhig und träumte. Er wäre ja nicht der Erste, den das Glück im Schlafe überfallen hat. Als das Gemurmel aufgehört hatte, kam die zweite, 20,000 Franken werthe Nummer heraus; diese wurde schon etwas gleichgültiger angehört, und so ging es stufenweise bis zur sechzehnten, womit die Reihe der vollwichtigen Zahlen, oder des Nummern-Adels geschlossen wurde. Es sollte nun noch ein Plebs von siebenhundert nichtsbedeutenden, das heißt, nichts einbringenden Zahlen gezogen werden. Fünf Achttheile der anwesenden Zuschauer nahmen nun aber Stock und Hut und eilten von dannen. Die meisten mochten denken wie die wahnsinnige Nina, welche täglich auf dem Wege von Rouen nach Paris ihrem treulosen Liebhaber entgegenging, und da er nicht kam, leise sagte: „Heute ist es zu spät, aber morgen wird er gewiß kommen.“ Der Zahlenplebs wurde also nur im Beisein einiger wenigen Zuschauer gezogen, und auch der Präfekt hielt es nicht der Mühe werth, die Zahlen selbst zu proklamiren. Als endlich die siebenhundert heraus waren, verschloß man den Kasten wieder, sezte ihn in den Schrank und versiegelte diesen wieder bis auf künftigen Januar. Die die Schuldnerin vorstellenden Herren fuhren zum Theil in ihren Kutschen von dannen und die Gläubiger gingen meistens zu Fuß nach Hause.

Auf dem Heimweg traf ich mit dem Agenten einiger Wohlthätigkeitsvereine zusammen, welcher mir bei Gelegenheit dieser Ziehung viel von den Launen des Glückes zu erzählen wußte. So war neulich von allerlei von reichen Leuten gelieferten Kunstsachen zum Besten der Armen eine Lotterie veranstaltet worden. Die Baronesse von Rothschild hatte zehn Billette genommen, und acht davon hatten Gewinnste eingebracht. Für zehn Franken hatte sie Kunstsachen erhalten, die 2000 Franken werth waren. „Ich war wüthend,“ sagte er, „ich hätte dem Glücke die Haare ausraufen mögen.“ — „Aber das Glück ist ja kahl von hinten!“ — „Ah!“ sagte er, „l'eau vient toujours à la rivière!“

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juli.

Die deutschen Frauenzimmer nach Mrs. Jameson.

Die liebenswürdige Mrs. Jameson hat uns eben mit einem neuen Werke beschenkt, unter dem Titel: Visits and sketches at home and abroad, wovon der erste und der größte Theil des zweiten Bandes der deutschen Kunst und Literatur gewidmet sind. Sie war, wie wohl Vielen bekannt, im vorigen Sommer in Köln, Frankfurt, München und Dresden, und diese Städte sind es auch, welche den Inhalt ihres Werkes bilden. Mrs. Jameson sieht Alles mit Augen der Liebe und umfaßt Alles mit liebendem Herzen, außer ihren Landsmänninnen. Vor Allem ist ihr Deutschland und seine Bewohner theuer, obgleich sie für jetzt noch wenig von unserer Sprache und unserer Literatur außer durch Uebersetzungen zu kennen scheint. Auch widmete sie ihre Aufmerksamkeit vorzüglich der Kunst und den Künstlern, denen sie großes, doch verständiges Lob ertheilt; dabei aber spricht sie doch auch manchen Tadel aus, welcher der Beherzigung werth scheint. So tadelt sie in der deutschen Porträtmalerei die allzu große Aufmerksamkeit auf Kleidung, Zierrathen und Umgebungen, wodurch das Auge von dem eigentlichen Wesen des Porträts abgezogen wird, und in den Landschaften den Mangel an Atmosphäre; oft, sagt sie, habe sie sich beim Anblicke deutscher Landschaften wie unter einer Luftpumpe gefühlt. Aber selbst ihr Tadel ist voller Liebe und kommt in keinen Vergleich gegen das wohlverdiente Lob, welches sie den herrlichen Werken unserer Cornelius, Overbeck, Wach, Schnorr, Heß, Zimmermann, Schadow, Dannecker, Rauch ertheilt; auch werden sie gewiß ein Heer bewundernder Engländer nach München und Dresden führen, wie die neulich erschienene interessante Beschreibung der Nassauischen Bäder unsere Reisenden jetzt dorthin treibt. Ich möchte Ihnen gern einige Auszüge geben, aber ich kann mich kaum zur Wahl entschließen; gern möchte ich ihre Schilderungen von Dannecker oder Retzsch, oder gar beide mittheilen; aber da das Werk wohl schnell in's Deutsche übersetzt werden wird, so gebe ich bloß als Muster ihrer Manier die Schilderung unserer Frauen: „Es kam mir vor, als seyen die deutschen Frauen von einem gewissen Stande natürlicher als wir. Die sittliche Erziehung eines Mädchens in England ist größtentheils negativ. Da heißt es nicht: „Du mußt dieses thun," sondern immer: „Dies mußt Du nicht thun, das mußt Du nicht sagen, so darfst Du nicht denken," und wagt irgend eine kühnere, strebende Natur die Frage: „Warum?" so ist die allzeitfertige Antwort der Mutter oder Gouvernante: „Es ist gegen den Gebrauch; es schickt sich nicht für eine Dame (it is not ladylike), es ist lächerlich." — „Aber ist es unrecht? warum ist es unrecht?" dann kommt die entscheidende Antwort: „Liebes Kind, Du mußt nicht widersprechen, junge Frauenzimmer widersprechen nie." — „Aber, Mama, ich dachte nur —" — „Liebes Kind, Du mußt nicht denken; geh', schreibe Deine italienische Uebung." u. s. w. Die Idee, daß gewisse Leidenschaften, Geisteskräfte, Empfindungen und Gefühle, welche unser allmächtiger und allweiser Schöpfer in unser Wesen verwebt hat, durch das Gebot einer Erzieherin oder die Vorschrift der Mode unterdrückt werden sollen, ist erschrecklich. Diejenigen, welche uns erziehen, glauben Alles gethan zu haben, wenn sie uns zum Schweigen gebracht und jede Aeußerung eines überströmenden Gemüths oder Gefühls unterdrückt haben; sie wissen nicht oder bedenken nicht, daß unser Wesen sich nur durch den Hinblick auf jene höhern Eigenschaften, die uns unmittelbar mit dem Göttlichen verbinden, selbst zu beherrschen und selbst zu leiten weiß. In Deutschland nun werden die Frauen weniger nach einer besondern Mode herangezogen; die Bildung des Geistes und der äußern Sitten verdrängt nicht so allgemein die Richtung der Sittlichkeit, der Neigungen und Triebe; diese werden nicht so regelmäßig verkrüppelt und entstellt; deßwegen schienen mir die Frauen natürlicher zu seyn und mehr eigenthümlichen Charakter zu besitzen.... Hier trägt man mehr von der Poesie des Lebens in die gemeine Wirklichkeit des Lebens über. Ich sah eine Frische des Gefühls, eine ächte, nicht angelernte Einfachheit, welche mich entzückte. Zuweilen sah ich wohl etwas von Affektation, was mir aber Spaß machte; sie bestand in der Uebertreibung des an sich selbst Guten, nicht in der bloßen Hingebung unserer Persönlichkeit, der Aufopferung der Seelenwahrheit für eine bloße Form des Betragens.... Die deutschen Frauen beschäftigen sich weit mehr mit Haushaltungsangelegenheiten, als Frauen von gleichem Range in England. In vielen Fällen treiben sie dieses zu weit, wie wir es mit dem Gegentheile thun.... Die Beschreibung von Werther's Charlotte, welche Butterbrod schneidet, war für die Engländer von jeher ein Gegenstand des Gelächters, denn schöne Gesinnungen müssen mit noch feinern Formen vergesellschaftet seyn, als sie selbst besitzen, und keine Prinzessin darf toll werden, oder sich auch nur verlieben, außer in weißem Atlas. Diejenigen aber, welche in Deutschland gelebt haben, macht Empfindsamkeit und Butterbrod, oder Poesie und Häuslichkeit, keineswegs zu lachen.... Freilich traf ich Wesen, welche ohne Noth zu Hausmägden herabgesunken waren, deren Seelen nur in der Küche und überhaupt im Kreise der Haushaltung webten, die von nichts zu reden wußten, als von Kochen und Pöckeln; in England aber wären dergleichen Personen, statt sich mit dem Gedanken zu tragen, nützlich zu seyn, bloß leichtsinnig und abgeschmackt gewesen, ohne irgend einen Gedanken zu haben.... Von dem, was man bei uns Vollkommenheiten (accomplishments) nennt, sah ich weit weniger in der Gesellschaft ausgekramt; sie bilden weit weniger als bei uns einen unerläßlichen Theil der Erziehung, aber an wahrhaft gebildeten, wortunterrichteten Frauenzimmern fand ich keinen Mangel. Freilich sah ich deren weniger, welche schlecht zeichneten, erträglich, oder vielmehr schlecht sangen, auf der Harfe klimperten und Metastasio citirten; aber ich traf eben so viele Frauenzimmer, welche, ohne Ansprüche, vollkommene Tonkünstlerinnen waren, wie Künstler malten, umfassende Bekanntschaft mit ihrer Nationalliteratur und ungemeine Sprachkenntniß besaßen, und dabei noch treffliche Hausfrauen nach deutscher Manier waren." Unsere Frauenzimmer, setzt sie hinzu, seyen freilich manchmal ein wenig kokett und spielen mit der Liebe, wobei sie es aber mitunter so ungeschickt anstellen, daß sie sich den Pfeil in den eigenen Busen drücken. Unsere vornehmen Damen seyen gesünder, als dieselbe Klasse Frauenzimmer in England, weil sie naturgemäßer leben. Vom Branntweintrinken finde sich fast keine Spur unter ihnen, was sich von den Engländerinnen leider nicht sagen lasse u. s. w., was Alles unsern Frauen sehr schmeichelhaft seyn muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Juli 1834.

Si, dans la ruche, une abeille disait: tout le miel qui est ici est à moi, que deviendraient les autres abeilles? — La terre est comme une grande ruche, et les hommes sont comme des abeilles.

La Mennais.

Die Arbeit, in ihrem Verhältniss zur Entwicklung der Menschheit.

Die Frage von der Perfektibilität ist in diesen Blättern schon mehrmals philosophisch besprochen und dieselbe dem Menschen, sofern es ihm unmöglich ist, die Grenzen seiner Natur im Organischen wie im Geistigen zu erweitern, abgesprochen worden. Es möchte nicht uninteressant seyn, des Kontrastes wegen die Sache auch einmal aus dem Standtpunkte der Nationalökonomie zu betrachten, welche sich mit jenem Philosophem nicht befaßt und sich vorerst, so lange sie noch mögliche Entwicklung sieht, begnügt, sich jene Grenzen als unendlich weit zu denken. Wenn Rodier die Menschheit, namentlich die Jetztwelt dem Alterthum gegenüber, zu schwarz gemalt hat, so zeigt der folgende Auszug eines Vortrags, mit welchem Rossi zu Paris seine Vorlesungen über Nationalökonomie eingeleitet hat, den Revers der Medaille, und der schmeichelnde Oekonom wird diejenigen befriedigen, in deren Augen der Philosoph ein Verläumder war.

* * *

Es ist der Menschheit Loos, von grober körperlicher Arbeit sich zu Wohlstand und Kultur zu erheben. Aber dieser kurze Satz bezeichnet das Werk von Jahrhunderten, eine lange, mühselige Laufbahn, die manches Volk jetzt erst kaum betreten hat, und die wir nicht abzusehen vermögen, obgleich wir im Schooße vorgerückter Kultur ahnen, daß sie zu grenzenloser Entwicklung führen kann und muß. Blickt man rückwärts in das Alterthum, oder auf Völker, deren geistige Fortschritte noch keine Geschichte haben, so staunt man über die ungeheure Kluft zwischen Nationen, bei denen die Arbeit gefesselt blieb, und solchen, bei denen sie ihre Kraft frei entwickeln konnte. Man weiß nicht, soll man sich mehr darüber wundern, wie schwach unsere Natur ist, oder darüber, wie viel sie vermag, wenn man einerseits sieht, wie lange sich der Mensch in Erniedrigung und Elend dahinschleppen mußte, andernseits, welche Stufe von Wohlseyn und sittlicher Würde er durch eigene Kraft, und als Lohn seiner Anstrengung ersteigen kann.

Die physische und die intellektuelle Kraft entwickeln sich nicht nach demselben Gesetze, und durchaus nicht gleichzeitig. Noch mehr als am Einzelwesen fällt dies auf, wenn man die Menschen in Masse, im geselligen Zustand betrachtet. Die materielle Kraft entwickelt sich zuerst und wird vorherrschend, die Intelligenz, noch unbekannt mit ihren Rechten und Kräften, ohne Ahnung, welche Dienste sie denn doch überall der Nebenbuhlerin leistet, wirft sich vor ihr in den Staub, wie vor einem

Digitized by Google

Idol, und so hat sich denn die rohe Gewalt immer und überall zur Herrscherin der Welt aufgeworfen; anfänglich in ihrem eigenen Namen, indem sie sich keck als wahre und einzige Tugend des Menschen hinstellte, später, indem sie sich in edleres Gewand kleidete und sich Tapferkeit, Schutz und Schirm, Gabe des Himmels, Gottesurtheil nannte. Sie nahm Platz im Rathe der Städte, sie befehligte im Felde, ja sie sezte sich auf die Richterbank, indem sie es über sich nahm, die Wahrheit zu ergründen, hier durch den Zweikampf, dort durch die Folter. Wer selbst arbeitete, und nur die Arbeit Anderer in Anspruch nahm, brachte vor Allem nur die Muskelkraft in Anschlag, und die Kunst der Klügern und Stärkern bestand darin, den Schwächern so viel als möglich mechanische, knechtische Arbeit aufzubürden. So nimmt der Wilde die Jagd und den Krieg über sich; aber in der langen Muße, die ihm diese nur periodisch wiederkehrenden Geschäfte lassen, ladet er seinem Weibe die härteste, erniedrigendste Arbeit auf.

Die erste Stufe, welche der sich der rein physischen, instinktmäßigen Arbeit entringende Mensch ersteigt, ist die Uebung, die Fertigkeit. Seine Organe vervollkommnen sich, allgemach wird er sich auch des Einflusses der Intelligenz auf die Arbeit bewußter, er lernt seine Kräfte und den Werth ihrer richtigen Anwendung kennen, er fühlt sich dem Thier überlegen, dessen Instinkt doch ungleich mehr entwickelt ist; als Jäger, als Fischer ist ihm der Sieg gewiß. Aber noch ist der Kreis seiner Begriffe und Leistungen ein sehr enger, er ist ein gewandter, aber beschränkter Arbeiter. Allermittelst wird es immer auffallender, daß der eine kräftiger, geschickter ist als der andere; nicht lange, so erheben sich Einzelne über den Haufen, und sobald diese ihrer Macht bewußt werden und dieselbe von den Schwächern anerkannt sehen, so liegt es in der Natur, daß sie sich über sie setzen, sey nun Dankbarkeit für geleistete Dienste, oder unmittelbare Gewalt, oder die natürliche Achtung die nächste Veranlassung. Sie kennen keinen andern Dienst, als der durch Körperkraft geleistet wird, und so verlangen sie denn Arbeit, Anfangs zur Befriedigung ihrer wirklichen Bedürfnisse, später um ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihren Launen freien Lauf lassen zu können. Die Lanze und das Schwert behalten sie sich bevor; der Menge geben sie die Hacke, die Stange der Sänfte, das Ruder in die Hand. So machte die Aristokratie der materiellen Gewalt die Welt sich unterwürfig, und zwar vorzugsweise bei den ackerbauenden Völkern, weil hier der feste Wohnsitz und das ruhige Leben dem Verhältniß zwischen Herrn und Unterthan leichter Eingang verschafft, und so ward der Arbeiter zum Sklaven. Der Umstand, daß dies immer und überall so ist, verleitete später, da man für die allgemeinen Zustände der Menschheit, für die Grundlagen des Gesellschaftszustands wissenschaftliche Ausdrücke suchte, die besten Köpfe des Alterthums zu einem Fehlschluß: sie hielten den Zustand der Sklaverei für einen gesetzmäßigen, weil er ganz allgemein war. Ist doch der Mensch nur zu geneigt, theils aus Schwachheit, theils aus Hochmuth seine eigenen Werke zu absoluten Wahrheiten zu erheben, und was man Routine heißt, besteht nur in diesem Kunststück.

(Die Fortsezung folgt.)

Aquarelle.

(Fortsezung.)

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alme zu und sang laut, daß es widerhallte, im frohen Gefühle seiner glücklichen Rückkehr:

„An Sprung üba Gaß'n,
An Juchaza drauf!
An Klopfa an's Fenſta,
Schön's Dirnal mach auf!“

Ein heller Jodler folgte diesen Worten, der noch weit aus der Ferne erschallte, als der nächtliche Sänger schon längst den Augen des Mädchens entschwunden war. Die Töne hörte man jezt sehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felsens umgab und den man nicht durchschritt, wenn man zur weidenreichen Alm hinaufstieg, die sich seitwärts ausbreitete. Sepperl hatte den steilern Richtweg eingeschlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegsamsten Gebirgsschluchten, waren ihm alle Stege wohl bekannt, er selbst, als geübter Kletterer, hatte nichts zu befahren. Das wußte das Mädchen, und ohnedieß nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ sie sich nun ganz dem Gefühle, daß sie morgen den schönsten Strauß haben werde, aus den seltsamsten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es sey, der in später Nachtzeit am jähen Felsenabhange ihn für sie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte sie, daß es Zeit sey, nach den Gästen zu schauen. Der Pfarrer wollte seine Zeche machen und weckte seinen Fährmann. Es war spät und er mußte fort, wollte er bei seiner halbstündigen Wasserfahrt noch des Mondscheins theilhaftig werden.

In der Wirthsstube wurde es nun nach und nach stiller. Zitherspiel und Tanz hatten aufgehört. Der Krämer hatte seine Herrlichkeiten eingepackt und schlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen, und nur die Würfler saßen noch um den Tisch und klapperten und schrien dabei. — Plözlich tritt der erst vor Kurzem

Digitized by Google

hinausgegangene Pfarrer wieder in's Zimmer. Man sieht ihm sogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt Ihr das Nothgeschrei nicht gehört, Leute?“ fragte er schnell. „Es muß Einer verunglückt seyn!“ Die tiefste Ruhe herrschte augenblicklich. Alle recken die Hälse und horchen mit offenem Munde; und fern, ganz fern schallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das ist auf dem See,“ meint der Eine, „auf dem Berg,“ der Andere. Alles sprang auf und lief zum Hause hinaus. Eine tiefe Finsterniß hatte sich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein frischer Wind trieb schwarze Wolken über den Krottenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturms ließ sich vernehmen und dazwischen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See nunmehr brauste, sondern aus der Höhe, die sich mit drohenden Wolken umzog.

„Das ist ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze festsitzt,“ meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angst sich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Gebehrde und unter den bittersten Thränen erzählte sie, daß sie die Ursache sey, weßhalb der wackere Holzknecht sich in dieser Lebensgefahr befinde. Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man sie zurück. „Da ist für jezt keine Rettung möglich,“ sagten Alle. „Er wird sich schon festhalten müssen, bis es Tag wird,“ sprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum ist er so verwegen und dumm zugleich? denn er hätte wissen sollen, daß der Mond jezt zeitig untergeht.“ Alle machten sich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforschen, woher der Schall komme, und wie sie ungefähr den Platz auf dem Felsen erforscht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche sein furchtbares Nachtquartier halten mußte, da ließen sie ein einstimmiges Geschrei ertönen, um ihm anzudeuten, daß man von seiner hülflosen Lage unterrichtet sey, daß er den Muth nicht verlieren solle und bis zum Sonnenaufgange ruhig ausharren möge.

Die Meisten gingen in dieser Nacht gar nicht nach Hause; sie blieben auf dem Platze. Einige der kühnsten Burschen stiegen bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe hinan und versicherten dann, beim Scheine der Blitze den Serperl über einem schwindelnden Abgrund hängen gesehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Nanni's Augen vergossen Thränen in Strömen. Ihre nassen Haare flatterten im Winde, und sie rang trostlos jammernd die Hände.

Endlich lichtete sich die Nacht. Der Sturm trieb die lezten träufelnden Nachzügler in ein benachbartes Thal und es wurden Sterne sichtbar. Nur um die höchsten Berghäupter lagerten noch dichte Wolken, die einzelnen Nadeln der Felsen schnitten sich scharf am blauen Himmel ab. Aus dem See hoben sich weiße Nebel und die nähern Gegenstände schimmerten in leuchtendem Grau. Dies waren die Vorboten des Sonnenaufgangs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Höherauch. Regsamkeit der Industrie.

Sonntag den 25sten Mai herrschte des Morgens bei schönem und trockenem Wetter ein sehr kalter und empfindlicher Nordwind. Um sieben Uhr war der Sonnenschein etwas trübe und es herrschte in der Luft jener sonderbare, im Norden unter dem Namen Höhe- oder Herrauch bekannte Torfgeruch, denn man auch in England, Holland, Deutschland und andern Ländern verspürt, der sich aber im mittäglichen Europa allmählich verliert, daselbst kaum merklich ist und deßhalb die Aufmerksamkeit der Naturforscher wenig auf sich gezogen hat. Auch in Frankreich ist dieser semmerliche, mit Geruch begleitete Nordwind nicht häufig. Man pflegt ihn nur einmal im Jahre zu verspüren, und nicht einmal alle Sommer. In der Champagne nennt ihn das Volk le roux-vent, das heißt, den röthlichen Wind, weil er das Tageslicht etwas röthlich zu färben scheint. Ich habe nicht gehört, daß ihm die Pariser einen besondern Namen geben. In Westphalen zweifelt man keineswegs, daß der mit diesem Winde begleitete Torfgeruch von dem Anstecken des Torfmoors in den nördlichen Gegenden herrühre. Dies ist aber wohl nur ein Irrthum; denn wie könnte man, nach dieser Voraussetzung, denselben Geruch in England und Frankreich verspüren? Nun ist freilich bekannt, daß sich die den Geruchsinn affizirenden Stoffe sehr weit in der Luft verbreiten; welch eine ungeheure Strecke von Torfmoor wäre aber erforderlich, um einen beträchtlichen Theil von Europa mit Geruch anzufüllen! und wie stark müßten alsdann die dem angesteckten Torfmoore nahetiegenden Länder geräuchert werden! Der Südwind müßte ja auch zuweilen dergleichen Geruch mitbringen, da ja auch in südlichen Gegenden Torfmoor angezündet wird; dies ist aber, so viel ich weiß, nicht der Fall; immer nur mit dem Nordwinde erscheint das röthliche Tageslicht und der sonderbare Torfgeruch, der jedoch hier in Paris schwächer zu seyn pflegt, als z. B. in Westphalen. Diesmal, den 25sten Mai, war dieser Nordwind ungemein kalt und schneidend, obschon hernach die Sonne brennend wurde. Der röthliche Dampf verlor sich gegen neun Uhr, und nun schien die Sonne klar und rein; aber der Nordwind wehte fast den ganzen Tag hindurch. Wahrscheinlich ist der sogenannte Höherauch eine besondere Lufterscheinung, die vom Norden ausgeht und kaum bis an die Grenze der gemäßigten nördlichen Zone reicht. Das Wesen derselben bleibt aber wohl noch zu erklären, so wie das der sogenannten Lune rousse, oder des kaltwindigen und reaneriſchen Monats, welcher in Frankreich beim vierten Mondwechsel einzutreten pflegt, wiewohl nicht regelmäßig alle Jahre, und die ganze Mondesdauer hindurch die Witterung verderbt und den Frühling verzögert. Arago, der Akademiker und Deputirte, hat eine Abhandlung darüber geschrieben und diese Erscheinung dem Volke begreiflich zu machen gesucht. Mich dünkt aber, seine Erklärung ist nicht so befriedigend, daß man sie auf guten Glauben hin annehmen könnte.

Digitized by Google

Die Ausstellung der Industrieprodukte ist jezt geschlossen, nachdem sie zwei Monate offen gestanden und unaufhörlich eine Menge Menschen, Fremde und Einheimische, herbeigezogen. Sie hat weit mehr Aufmerksamkeit erregt, als die ihr vorhergegangene Gemäldeausstellung, und zwar aus mehr als einem Grunde; erstlich, weil die Volksmenge mehr Antheil an Sachen nimmt, die sie kennt und braucht, als an Kunstgegenständen, die sie nicht zu würdigen versteht, wenigstens nicht wie die Kunstkenner; zweitens, weil diesmal wirklich viel merkwürdigere Sachen auf dieser Ausstellung vorkamen, als bei der Kunstausstellung, was schon durch den Umstand erklärbar wird, daß seit sieben Jahren keine Industrieausstellung statt hatte, man hier also die Fortschritte des Gewerbfleißes seit sieben Jahren bewundern konnte, wogegen eine Kunstausstellung erst im vorigen Jahre zu sehen war, die Künstler also nur ein Jahr Zeit hatten, ihre Kunstwerke zu vollenden, weßhalb die Zahl der großen Stücke im Verhältniß zu den kleinern gering war. Dazu kommt, daß Gewerbfleiß und Industriespekulationen jezt an der Tagesordnung sind und einen gewaltigen Einfluß auf das Wohl und Weh der Staaten äußern. Bei dem Schwunge, welchen der Gewerbfleiß genommen hat, und bei der in ganz Europa herrschenden Neigung zur Erhaltung des Friedens ist vorherzusehen, daß Industrie und Handel eine immer größere und bedeutendere Rolle spielen werden, wozu die Dampfschifffahrt nicht wenig beiträgt, welche so schnell und leicht Völker und Individuen mit einander in Berührung bringt, und die Erfindungen und Verbesserungen eines Landes in die andern überträgt. Einen wichtigen Dienst leisten auch die Tageblätter, besonders in den Ländern, wo sie sich frei über alle Angelegenheiten äußern können, und dieser Dienst erstreckt sich sogar auf die Länder, die selbst keiner freien Presse genießen. So kommt es denn, daß jezt ein gewaltiges Treiben und Regen in Frankreich, wie anderswo entstanden ist. Die Regierung sieht die Nothwendigkeit ein, den Gewerbfleiß und alle gemeinnüzigen Unternehmungen zu befördern, weil sie dadurch dem Wohlstand des Volkes aufhilft und der durch die Julirevolution aufgeregten Thätigkeit eine heilsame Richtung gibt. Die Kapitalisten haben Englands Beispiel vor Augen, das durch wohlberechnete industrielle Unternehmungen sich die ganze civilisirte Welt gleichsam zinsbar macht und sich bereichert. Wohl nie ist in Paris so viel gebaut und verschönert, wohl nie sind in Frankreich so viele Unternehmungen in Vorschlag gebracht worden, als jezt. Der König liebt das Bauen und Verschönern, und ist in dieser Hinsicht das Widerspiel Karls X., welcher nur für Jagd Sinn und Geschmack zu haben schien und sich wenig um Bauten und neue Anlagen kümmerte. Dem jezigen Könige ist es zu verdanken, daß das so lange unvollendet gebliebene Palais-royal endlich geschmackvoll ausgebaut worden. Auch an den Tuilerien hat sich seine Baulust sogleich bewährt; hier war er aber nicht so glücklich, als im Palais-royal, und vielleicht wäre es besser gewesen, anderswo einen ganz neuen Pallast anzulegen, als den alten, in einem besondern Style angelegten verbessern und ergänzen zu wollen. Freilich wäre dazu eine ungeheure Summe Geldes nöthig gewesen, und man behauptet, mit den Einkünften der Civilliste und mit seinem eigenen, so beträchtlichen Privatvermögen sey es Ludwig Philipp kaum möglich, alle auf der Königswürde lastenden Ausgaben, oder vielmehr diejenigen, die er sich aufbürdet, zu bestreiten; denn allerdings erfordert es die Klugheit, daß der neue König viele Leute beschäftige, viele Künstler aufmuntere, Vieles kaufe und Manches befördere.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die Engländerinnen und Mrs. Jameson.

Mich dünkt, Mrs. Jameson hätte unsern Landsmänninnen Gerechtigkeit widerfahren lassen können, ohne die übrigen so sehr herabzusezen. Ich bin nun schon viele Jahre in England und habe viele Frauenzimmer aus den höhern Ständen kennen gelernt, und obwohl es bei denselben freilich nicht an Affektation und Unnatur fehlt, und in der Erziehung nicht selten die positive Entwickelung über negativem Zurückdrängen, und Geistes- und Herzensbildung über äußerer Dressur vernachlässigt wird, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß es selbst unter den höchsten Klassen, und noch weit häufiger unter den höhern und mittlern, sehr viele höchst gebildete und doch anspruchlose Frauenzimmer gibt, die, ohne gerade Hausfrauen in unserm deutschen Sinne zu seyn, ihr Hauswesen nicht vernachlässigen und treue Gattinnen und liebevolle Mütter sind. Was aber das Branntweintrinken betrifft, so halte ich es unter den Klassen, von denen unsere Verfasserin spricht, wenigstens für eben so selten, als bei uns; unter den Weibern auf den niedrigern Stufen der Mittelklassen mag es vielleicht gemeiner seyn, aber auch hier nimmt der ekelhafte Gebrauch schnell ab. Mrs. Jameson scheint mir überhaupt in dieser ganzen Abtheilung ihres Werkes weniger glücklich als in denen, wo es die Schilderung einzelner Charaktere oder die Beurtheilung von Kunstwerken gilt; ich ließ mich aber in meiner Wahl durch den Gedanken bestimmen, daß meine schönen Landsmänninnen begierig seyn würden, zu erfahren, wie diese geistreiche Engländerin von ihnen urtheilt. Dieses Frauenzimmer soll bloß durch Zufall Schriftstellerin geworden seyn. Ihr Vater war ein Kupferstecher, Namens Murphy, wahrscheinlich ein Irländer, der vorzüglich für Große und Vornehme arbeitete, welche oft Porträts, dann und wann auch andere Gemälde, zum Verschenken an Freunde, stechen lassen. Er erhielt unter Andern von der verstorbenen Prinzessin Charlotte den Auftrag, die Porträtsammlung der am Hofe Karls II. berühmten und berüchtigten Schönen, welche sich im Schlosse zu Windsor befindet, zu stechen. Es war ein Werk von mehreren Jahren, wofür er einige tausend Pfund erhalten sollte, und es war der Vollendung nahe, als die hohe Gönnerin des Künstlers starb. Murphy, im Vertrauen, daß der von der englischen Nation so reichlich bedachte und von der Prinzessin aus Neigung gewählte Gatte mit Freuden die Vollendung eines Werkes sehen würde, das durch ihren Willen und unter ihrer Leitung so weit gediehen war, arbeitete indessen muthig fort, mußte aber den Verdruß erfahren, daß dieser Gatte das Werk, als nicht von ihm bestellt, ablehnte und alle Entschädigung dafür verweigerte. Murphy beschloß also, es dem Publikum zu übergeben und seine Tochter die Lebensbeschreibungen dazu verfassen zu lassen. Es war ein kitzlicher Gegenstand für die Feder eines Frauenzimmers; aber sie entledigte sich ihres Auftrags zu allgemeiner Zufriedenheit, und fühlte sich dadurch ermuntert, sich ganz der Literatur zu widmen. Doch blieb sie noch eine Zeitlang als Erzieherin in einer Familie, welche, wie die arge Welt behauptet, die Hauptrolle in ihrem bekannten Werke: Diary of an Ennuyée, spielt. Sie scheint nicht glücklich verheirathet zu seyn, denn ihr Mann, welcher ehemals Schreiber bei dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten Basil Montagu war, soll schon seit mehreren Jahren im Auslande leben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Juli 1834.

Hier geht's beim Freien nicht wie im alten Lustspiel:
Hand hat nicht Hannen.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Bald erblickte man auch den Verunglückten. Es war ein haarsträubender Anblick. Er schwebte über einer furchtbaren Tiefe; nur das rechte Knie hatte auf der Felsenspitze ein kargesPlätzchen gefunden, um sich daran festzuhalten, und die rechte Hand griff klammernd in ein Strauchwerk, der ganze übrige Körper schwebte frei in der Luft. Auch er sah jetzt unter sich, und seine Klagen wurden stärker, und durch die reine, stille Morgenluft vernahm man die Worte: „Helft mir schnell, sonst bin ich verloren!“

Während diese Worte zu uns herniederdrangen, hatten Viele schon den Fels erklommen, um den Armen aus seiner gräßlichen Lage zu befreien. Man hatte sich dem Platze genähert, so weit es möglich war, aber was die Erfahrensten unten schon bemerkt hatten, fand sich nun bestätigt. Es war nicht möglich, der Klippe beizukommen, und Niemand konnte sich erklären, wie er sich dahin verirrt haben mochte. Indem man berathschlagte, was zu thun sey, wurden die Klagen immer dringender, der Ton der Stimme immer schwächer. Man konnte voraussehen, daß eine gänzliche Erstarrung oder das Ausreißen des Gesträuchs den Leiden des Armen ein baldiges Ende machen würde. Denn der Sturz in diesen Abgrund mußte augenblicklichen Tod bringen.

Da kam der besonnene und sehr erfahrene Alpensteiger, der alte Wirth und Richter, mit seinen Leuten den Fels herauf. Sie trugen Stangen und einen tüchtigen Vorrath von starken Tauen. „Wir müssen auf die Spitze über ihm klettern,“ sagte er im Schreiten, ohne sich aufzuhalten, „und ihm dann ein Seil zuwerfen.“ Voll freudiger Hoffnung folgte ihm Alles, und auch Nanni trocknete ihre Thränen und athmete hoch auf. Sepperl sandte bald seinen Blick nach oben, wie sich die graue Kuppe über ihm mit einem Male belebte, und auch er begann an Rettung zu glauben.

Von den Stangen wurde mit Umsicht eine Art von Gerüste gebaut, das über den Abgrund hinausreichte, und daran das starke Seil befestigt und an der schroffen Felswand hinabgelassen, bis sein Ende den Schwebenden berührte. „Jetzt schling' es Dir um den Leib und wir ziehen Dich sicher herauf!“ rief der Richter ihm zu. — „Das Knie hastet kaum mehr, der Stein, worauf es ruht, ist im Gleiten, und ich darf die Latsche nicht loslassen, die ich mit der Rechten halte. Wie soll ich aber mit der Linken, erstarrt wie ich bin, mir das Seil um den Leib festbinden?“ so klang es trostlos zurück, und dann wieder in einem fort: „Ach, helft mir! helft mir! Ihr guten Leute!“ Da warf der Richter seine Jacke ab

Digitized by Google

und schlang das Seil in mehreren kunstvollen Knoten um seine Weste. Dann betete er ein Vaterunser und schrie: „Nun laßt mich hinab in Gottes Namen und haltet fest und zieht stark und sicher; ich bring' ihn dann schon herauf.“ Alles packte nun das Seil mit Macht, wie der Alte von der Klippe sprang und in freier Luft hing. Mit kräftigen Fußtritten stieß er sich stets von dem Felsen ab, wenn er dessen vorspringenden Zacken zu nahe kam, die ihn leicht verwunden konnten.

Glücklich war er endlich in der Region angelangt, wo Sepperl in Todesangst hing. Mit Macht schwang er sich der Zacke zu und klebte mit der Fußspitze an dem Felsen, unweit des Holzknechts, dem er jezt ein mitgebrachtes Seil um den Leib band, und nachdem dies geschehen war, den Obenstehenden zurief, man solle ihn wieder hinaufziehen. Dies geschah alsbald, und der wackere, unerschrockene Mann brachte das Ende des Seils, das um Sepperl festgebunden war, glücklich zu den andern. Nun war kein Zweifel mehr an seiner Rettung. Man rief ihm zu, loszulassen und sich getrost der Stärke des Seils anzuvertrauen. Hand und Knie entsagten nun der Stütze und dem Anhaltspunkt, und donnernd polterten beide sogleich in jähem Sturze abwärts, während Sepperl, im Freien schwebend, hinaufgezogen wurde. Wenige Augenblicke später, und der herabrollende Fels, der vom Regen losgeweicht und von Sepperls Schwere aus seiner Fuge gedrängt worden war, hätte auch ihn, der nahenden Rettung zum Trotze, in die Tiefe mit hinabgerissen.

Auf der Felsenplatte drängte sich nun Alles um den Geretteten, der bleich und entkräftet dastand und um ein Glas Kirschenwasser bat, das schnell herbeigeholt wurde. Nachdem er getrunken, zog ein schmerzhaftes Lächeln durch seine verstörten Züge. „Das war a sakrische Nacht,“ sprach er mit bebender Stimme und führte das Tuch zur Stirne, um sich die großen Schweißtropfen abzutrocknen. Beim Abnehmen des Hutes fielen seine Blicke auf einen mächtigen Alpenblumenstrauß daran. „Schau', Nanni, Du sollst sie haben,“ sagte er, indem er sie dem Mädchen reichte, das sich dicht zu ihm hingedrängt hatte. „Wenn ich hinabgefallen wär', hätt's keine bekommen.“ Und das war Alles. Kurz, wie Ritter Delorges, doch glaube ich nicht, daß er, wie dieser, den Dank seiner Dame verschmäht haben wird.

Des Wirths Nanni ist noch nicht verheirathet. Sepperl, der zärtliche Bu', wird sie indessen nie heimführen. Das pflegt im Gebirge so zu gehen. Aber die Nacht in Todesangst zugebracht, hat unauslöschlicher Spuren in seinem Gesichte zurückgelassen; er kann nicht mehr zu Berg und fristet, im Hofe herumschlendernd, nur zu häuslichen Diensten tauglich, sein trauriges, sieches Leben.

Die Arbeit, in ihrem Verhältnis zur Entwicklung der Menschheit.

(Fortsetzung.)

Unter der Herrschaft der Sklaverei konnte die Intelligenz, wenigstens in Beziehung auf das, was wir Gewerbfleiß nennen, sich nimmermehr entwickeln. Der Sklave erfindet so viel wie nichts; warum sollte er, neben der körperlichen Arbeit, mit der man ihn belastet, sich auch noch den Kopf zerbrechen? Auch den Herrn ihrerseits lag das Erfinden nicht am Herzen, und so sind denn der Mittel und Kräfte für Gewerbe und Handel, von denen die Alten keine Ahnung hatten, oder an deren Anwendung im Großen sie wenigstens nicht dachten, wahrhaft unzählige. Wie hoch das Alterthum in anderer Beziehung stand, ist allbekannt, und Namen wie Aristoteles und Archimedes sichern ihm einen hohen wissenschaftlichen Ruhm. Mochte aber die Geisteskraft des einzelnen Wissenschaftsmanns noch so gewaltig seyn, so viel ist gewiß, in die Werkstätten war die Wissenschaft nicht gedrungen, wenigstens nicht soweit, daß ihre Gewerbe mit den unsrigen im Entferntesten den Vergleich aushalten konnten. Sobald es sich bei den Alten um große Kraftanstrengung handelte, gab es kein Mittel, als die Muskelkraft einer zahllosen Menschenmenge in Anspruch zu nehmen. Wir lesen bei Herodot, wie zwanzig Jahre lang hunderttausend Menschen an der großen Pyramide bauen mußten; daher fluchte auch das egyptische Volk dem Andenken der Könige, die solche Bauten unternommen. Wie viele Menschen mögen jährlich am Fuß dieser Steinhaufen dem Elend und den Seuchen zum Opfer gefallen seyn? welche Heerden mußten jährlich auf jene Ebenen getrieben werden, um die Masse der Arbeiten vollzählig zu erhalten? An einem neuern Beispiel, von dem man freilich nicht glauben sollte, daß es der jetzigen Geschichte angehöre, sehen wir, wie schrecklich der Mensch erniedrigt wird, wenn man an ihm nichts als die Muskelkraft achtet und ihn nur als Werkzeug zu brauchen weiß. Vor wenigen Jahren wollte man in Egypten einen alten verschlammten Kanal reinigen; da wußte man nichts Besseres, als daß man fünfzigtausend Menschen mit Hacken, Schaufeln, Pumpen anstellte. Man trieb sie in den Schlamm hinein, wie man zuweilen Büffel in die Gräben in den pontinischen Sümpfen wirft, damit sie das lange Gras abweiden, das sie verstopft. Ob man mit der Reinigung des Kanals zu Stande kam, weiß ich nicht; aber nach Verfluß eines Jahrs waren von diesen Menschenmaschinen, die mit Gott weiß was und mit Wasser sich hatten nähren müssen, dreißigtausend zu Grunde gegangen.

Digitized by Google

Die Sklaven wurden im Lauf der Zeit abgelöst von den Kolonisten, und dann im Mittelalter von den Leibeigenen. Noch immer regierte Körperkraft, indessen war der Zustand der Kolonisten und der Leibeigenen schon weit erträglicher als der der Sklaven. Aber neben dem Lehnswesen erhob sich jezt ein anderes, lebenskräftigeres Element: die italienischen Städte, der hanseatische Bund, die Schweizerkantone, die flandrischen und andern Städte, mit ihren geschlossenen Gemeinden, ihren Privilegien, ihrem Gewerbfleiß und Handel, betraten eine ganz neue, in politischer wie in industrieller Hinsicht gleich wichtige Laufbahn. Nicht lange, so machte der erste Schuß aus einem Feuergewehr die Rüstung des Ritters auf ewig unbrauchbar, und mit dem ersten Kanonenschuß verkündete die Intelligenz laut ihr Uebergewicht über die bloße Kraft der Sehnen. Und dieser Sieg der Würde der Menschennatur beschränkte sich keineswegs auf das Schlachtfeld; allgemach wußten sich seine Folgen auch in der friedlichen Werkstätte fühlbar machen. Die Buchdruckerkunst sanktionirte vollends diesen Triumph und führte ihn weiter. Jezt konnte man sagen, der Menschengeist sey wieder in seine Urrechte eingetreten und habe die Bürgschaft erlangt, daß er hinfort nie wieder der Herrschaft verlustig werden, sondern sein Reich nur immer mehr und mehr ausbreiten werde. Neben der sklavischen Arbeit, der Frohn, erhob und entwickelte sich die freie Arbeit. Aber scheu, mißtrauisch, wie jeder freigegebene Sklave, fühlte sie das Bedürfniß, sich nach Schuz und Bürgschaft umzusehen, und ward sich des Rechts dazu bewußt. Sie suchte in der freien Verbrüderung Einzelner die Hülfe, die sie von der Gesellschaft in ihrer noch unvollkommenen Entwicklung nicht erwarten konnte; freiwillig unterwarf sie sich dem Zunft- und Innungszwang, Institute, die ihrer Natur nach temporär und defensiv sind; sie, dem Geiste der Zeit zum Troz, festhalten wollen, heißt im tiefen Frieden gewappnet gehen. Von Stunde an sind die Völker Europas in Allem, troz zahlloser Hindernisse, deßhalb aber in sehr unregelmäßigen Bahnen, unaufhaltsam vorwärts geschritten zum Bessern. Immer mehr und mehr wurde bei der Produktion die geistige Kraft in das Spiel gezogen; die großen Entdeckungen zur See, die Ausbreitung des Handels in Folge derselben, die tausend Erfindungen, groß und klein, die er veranlaßte, Alles verkündete, der Menschengeist sey sich endlich bewußt geworden, welche Rolle er bei dem willkührlichen Einwirken des Menschen auf die Außenwelt, d. h. bei der Arbeit zu spielen habe.

Das achtzehnte Jahrhundert kam und hinterließ, noch ehe es zu Ende ging, den kommenden Geschlechtern ein großes, segensreiches Erbe. In Frankreich und in den Ländern, wo der Volksgeist für die Ideen der neuen gesellschaftlichen Aera reif genug war, wurde all jener Schutt der verflossenen Zeit, wie er sich in ihrem Laufe aufhäuft, und hier nur ein Zeuge der Vergangenheit ist, dort zu einem Merkstein für die Zukunft wird, ganz oder doch größtentheils weggeräumt; der Boden wurde gesäubert, und das Jahr 1789 sah viel zu ungeduldig vorwärts, als daß es sich hätte Zeit nehmen können, mit der Vergangenheit sich abzufinden. Auch jene Fesseln fielen ab, die sich die Arbeit zum eigenen Schuz und Schirm freiwillig angelegt, die Zünfte: der Arbeiter ward frei und unbesorgt, und so ist es gegenwärtig in den civilisirtesten Ländern.

Der mächtige Unterschied zwischen unserer Zeit und frühern Jahrhunderten springt in die Augen. Die heutige Welt ist weder religiös, noch kriegerisch, noch sonst etwas ausschließend, in dem Sinn, wie man andere Jahrhunderte so nannte: die Religion, der kriegerische Geist, die Künste leben nebeneinander; die Welt, wie sie geworden ist, begreift Alles, und keine Richtung des menschlichen Geistes ist ihr ein Räthsel oder ein Unding; sie begreift Wilberforce und Byron, Napoleon und David, einen so gut wie den andern. Sie kann verehren, kann bewundern, kann schwärmen, aber ihre Maxime hierin ist: Alles zu seiner Zeit! und dergleichen Gefühlen gibt sie sich nur augenblicklich, und gleichsam zur Zerstreuung hin. Denn die Hauptangelegenheit der Zeit, was Jedermann vor Allem im Sinne liegt, ist etwas ganz Anderes: Produktion, Gewerbfleiß, Mehrung des Wohlstandes, dahin ist vorzugsweise der Geist der Zeit gerichtet. Ein Lob der Armuth würde man heutzutage anhören, wie sonst Akademien, die nichts Besseres zu thun hatten, das Lob des Fiebers und dergleichen anhörten, als ein Witzspiel, woran man sich einen Augenblick ergözt, und womit es weiter nichts auf sich hat.

Der Typus der jetzigen Welt mit ihren Straßen, Brücken, Kanälen, Banken und Vereinen aller Art, ist ein Bazar, eine Fabrik, ein Markt. Mit stürmender Hand dringt der Gewerbfleiß allüberall hin; in der Eremitenzelle wird Baumwolle gesponnen, Glockenthürme machen Rauchfängen von Dampfmaschinen Platz, und die gothische Kirche wird zum Speicher. Im tiefsten, einsamsten Forst erklingt die Art des Holzhauers, und Hochöfen, Rauch und Cyclopen haben den frommen Einsiedler und den lustigen Jäger verscheucht. Sucht einer in den Thälern des Jura, vom Ungewitter überfallen, Schuz in einer Hütte, so wisse er, daß man darin keine Idyllen singt, sondern Wand- und Taschenuhren fabrizirt, und wer den Alpen zuwandert, wer, heilige Ehrfurcht vor altväterlicher Sitte im Herzen, den Glärner und Appenzeller aufsucht, der bleibe auf den duftenden Matten und höre dem Aelpler zu, wenn er Abends den Kuhreigen bläst; er betrachte sich von ferne die einfachen

Digitized by Google

malerischen Hütten, zerstreut wie die Gehöfte der Germanen, aber er gehe nicht hinein: drinnen stehen Mousselin- und Kattunwebstühle, dort werden die Zeuche gewoben, in welche sich die deutschen, italienischen, russischen Damen kleiden; dort unterscheidet man die egyptische Baumwolle von der indischen, kennt die laufenden Preise, den Stand aller Märkte, die ganze Handels- und Gewerbsprosa. Kurz, die alte Welt verhält sich zu der unsrigen, was Produktion und Wohlstand betrifft, wie die Küstenbarke zum Handelsschiff von langem Kurs, wie ein Rudel Saumthiere mit Waarenbündeln auf schlechter Straße zum Dampfwagen, der mit ungeheurer Last auf der Eisenbahn dahinfliegt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Regsamkeit in Kunst und Industrie.

Jezt sind es besonders die königlichen Lustschlösser, welche Ludwig Philipp beschäftigen. Versailles, das weder Napoleon, noch die beiden Könige der Restauration wieder berücksichtigt hatten und das daher seit der Revolution leer geblieben war, soll nun eine Sammlung von Gemälden und Bildhauerarbeiten bekommen, welche sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen. An Platz fehlt es in den geräumigen Gemächern nicht, welche einst der üppige Hof Ludwigs XIV. füllte; es geht eine furchtbare Menge von Kunstgegenständen hinein, da wohl nie wieder eine königliche Familie dort wohnen wird und man also den sämmtlichen Raum kühn benuzen darf. Daher sind denn erstlich aus dem Vorrathe des Museums im Louvre, das weit mehr besaß, als dort in der Galerie aufgestellt werden konnte, ferner aus der Galerie des Luxemburger Pallastes eine Menge historischer Gemälde abgegeben worden. Dann hat man aus dem, während der Restauration so unklugerweise aufgehobenen Musée des monumens français eine Menge von Kunstgegenständen, als Büsten, Basreliefs, sogar Grabmäler genommen. Endlich sind den Künstlern noch manche zu dem Zwecke der Anstalt passende Kunstgegenstände abgekauft worden. Zu Ende des laufenden Monats, zur Feier der drei Julitage, soll das neue Museum fertig werden; denn Ludwig Philipp sieht gern, wenn Alles rasch von der Hand geht. Man wird dann sehen, ob das Museum wirklich verdient, in einem so schönen Pallast, als der Versailler ist, aufgestellt zu werden. Auch die Lustschlösser St. Cloud und Meudon bekommen manche Kunstgegenstände, und das Tuilerienschloß ist bereits voll davon. Ist künftig jährlich eine Kunstausstellung und muß der König eine bedeutende Zahl von Kunstsachen kaufen, um die Künstler zufrieden zu stellen, so läßt sich voraussehen, daß bald alle Lustschlösser nicht mehr hinreichen, um sie zu fassen. Man behauptet, der Hof zahle die Kunstsachen nicht freigebig genug; aber mich dünkt, es ist besser, wenn er Vieles kauft, als irgend einem oder wenigen Künstlern das Ihrige sehr theuer bezahlt; denn dadurch wird die Kunst im Ganzen mehr aufgemuntert. Natürlich setze ich voraus, daß Alles, was der Hof kauft, wirklichen Kunstwerth hat und keine Sudelei ist; denn schlechte Sachen werden immer noch zu theuer bezahlt, und wer schlechte Künstler aufmuntert, schadet den bessern. Ueber Mangel an Aufmunterung hatten aber die Künstler in Frankreich jezt wahrlich Unrecht, zu klagen; denn der Geschmack an Kunstsachen, besonders an gefälligen, ist weit allgemeiner als sonst, und die Reichen kaufen und bestellen viel, wäre es auch nur, um ihre Wohnungen in der Stadt und auf dem Lande damit zu schmücken. Freilich richtet sich ihr Kunstgeschmack etwas nach der Mode, die in Kunstsachen beinahe so gut als in Putzsachen herrscht, und nach diesem Geschmacke muß sich ein Künstler richten, wofern er nicht so hoch steht, daß sein überwiegendes Talent selbst den Ton angeben kann. Noch viel mehr aber als für Kunst, wird für die Industrie gethan, welche freilich ihres materiellen Nuzens halber auch mehr Reiz für die Menge hat. Häufiger als jemals spricht man hier von Dampfmaschinen und Eisenbahnen, lezlere sind sogar schon im Kleinen eine Belustigung für die Pariser geworden, welche man zuerst ergözen muß, wenn man sie für etwas lebhaft interessiren will. Der Tivoli-Lustgarten hat seinen russischen Rutschberg abtragen lassen, der allen seinen Reiz verloren hat, besonders seit der Unterjochung Polens, und statt des Rutschberges ist ein Railway angelegt worden, auf welchem sich nun die liebenswürdigen Pariserinnen ganz gemächlich können hin und her ziehen lassen. Eben so ist eine Eisenbahn in den Champs élysées angelegt, und auch hier kann man mit großer Schnelligkeit auf Wagen, die ein Dutzend Menschen fassen, die lange Seitenallee für einige Sous hin und her fahren. Nun wäre es freilich nüzlicher, wenn auf den befahrensten großen Landstraßen Eisenbahnen angelegt wären, um Reisende und Güter schneller von einem Orte zum andern zu bringen, z. B. von Paris nach Hâvre, nach Brüssel oder nach Straßburg; allein haben sich die Pariser einmal von der Möglichkeit, solche Bahnen anzulegen, recht überzeugt, so werden sie auch ihre Kapitalien zu dergleichen Unternehmungen hergeben; denn auf die Pariser Kapitalien müssen die Unternehmer vorzüglich rechnen. Eben so werden jezt Versuche mit Dampfwagen in Paris angestellt. Mit diesen Wagen fährt man freilich noch nicht zum Besten, und es ist häufig etwas daran zu bessern; allein auch in England findet man die Aufgabe, Dampfwagen auf unebenen Wegen zu gebrauchen, gar nicht leicht, und ist damit noch nicht zu Stande gekommen. Es wird sich zeigen, ob man in Frankreich glücklicher darin seyn wird. Große Fortschritte macht die Zubereitung des Runkelrübenzuckers, und vielleicht noch größere die Anwendung des Kartoffelbreies zu Speise und Trank. Zu Reuilly bei Paris ist ein große Anstalt entstanden, in welcher täglich einige tausend Pfund Kartoffelsyrup verfertigt werden, der wie ein Wasserfall oben aus den Röhren herabfällt. Er wird zur Verfertigung des Brodes und des Biers gebraucht. Die Brauer können ihr Malz größentheils entbehren, und jeder kann sein Bier auch in kleiner Quantität leicht zubereiten, ohne deßhalb eine Brauerei nöthig zu haben. Mit eben diesem Syrup wird der Brodteig vermengt, und daraus ein vortreffliches, schmackhaftes Brod verfertigt, welches bereits stark im Gebrauche ist; denn wenn die neuen Sachen gut sind, kommen sie in Paris bald in Aufnahme.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Juli 1834.

— Wir Elfen, die mit Tanz
Hekates Gespann umhüpfen,
Und gescheucht vom Sonnenglanz,
Träumen gleich in's Dunkel hüpfen,
Schwärmen jetzo!

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Nachtphantasie.

Es war Nacht,
War die schwüle Nacht des längsten Tages.
Laue Thränen weinte
Noch die bleiche Abendröth' im Westen,
Langsam gegen Osten
Ihre blassen Schimmer sendend. Dunkel
War des Himmels Bogen;
Eine Wolke im Zenith stand drohend,
Furchtsam schlossen sich die lichten Augen
Holder Sterne ringsum — es war Nacht.

Ja, des Grauens unerklärter Schauder,
Unheimliche Sage,
Ahnungsvolle, ungewisse Sorge,
Alles, was ein banges Menschenherz
Mit der Angst, die keinen Namen hat,
Füllt, bis es erbebt —
Alles dieses findet auf dem großen
Saitenspiele der Natur, wo tausend
Harmonien in einander greifen,
Düstere, verwandtanklingende
Mächtige Accorde.

Nicht dem Sonnenschein gehört die Welt,
Nicht der Farben lichtem Reich nur eignet
Diese Schöpfung, dieser Wesen All'.
Vielfach herrscht die Nacht, und nächtlicher
Als der dunkle Mantel ihrer Mutter,
Hat sie finstre Kinder auch geboren.
Zu den buntbeschwingten Luftbewohnern,
Zu den sangesfrohen Vögeln
Sendet sie den grauen Uhu, legt ihm
Schrillend Angstgeschrei in seine Kehle,
Und entstellte Menschenähnlichkeit
Wird der ekeln Fledermaus, die irren
Flugs die kalten Schwingen auf die Stirne
Des Erschreckten schlägt.
In der Blumen Chöre sendet sie
Gift'ge Pracht,
Ueppigen Tod;
Sendet schlaffes, langgeschlungnes Seegras,
Das mit Spinnenarmen noch des Schwimmers
Goldnes Haar erfaßt, und von der Rettung,
Von dem Ufer zerrend ihn zurückhält.
Selbst die schönen Blumen, welche fliegen,
Selbst das Heer der Gaukler Schmetterlinge
Zählet zu sich eine Todtenlarve,
Die allein der Dämmerung vertraut ist.
Formlose Ungeheuer birgt das Meer,

Digitized by Google

Gierige Schlünde,
Ewige Strudel.
Die Berge zeigen eisbedeckte Scheitel,
Weglose Schlüchte, undurchdringliche,
Leblose Wälder und empörte Ströme.
Dort klafft die Erde auf in breiten Rissen
Und öffnet dir zum Abgrund dunkle Pfade.
Unterirdische, lichtlose Flüsse
Drängen sich durch enge, feuchte Höhlen,
Wo ein tropfendes Gestein zu Särgen
Sich und wüsten Zauberbildern füget.
Dumpfe Donner dröhnen aus dem Erdkern,
Schwärzliche Gewitter zieh'n,
Stürme heulen durch die Wintertage,
Wolken jagen durch den grauen Himmel,
Krachend bricht der Eichenstamm im Sturme
Und zerknickt im Sturze tausend Halme;
Winselnd beugt das Schilf sich auf die Teiche,
In der Hütte ducken sich die Kinder —
Schwefelblaue Zungen strecken sich
Nach den Schlummernden —

Vielfach herrscht die Nacht.

F. A. B.

Die Arbeit, in ihrem Verhältniss zur Entwicklung der Menschheit.

(Beschluß.)

Mag man immerhin auf die entschwundene Zeit, auf ihr Lehnswesen, ihr Ritterthum, ihre Gerichtshöfe der Liebe sehnsüchtig zurückblicken; das Gemälde hat einen eigenthümlichen Reiz, so lange man mit dem Blick nur auf dem Vordergrunde verweilt und es nicht der Mühe werth hält, weiter hinten alle die Unterdrückung, all das grenzenlose Elend zu betrachten: gräßliche Dürftigkeit neben plumpem, empörendem Luxus, Legionen Leibeigener neben ein paar übermüthigen Freien, die Länder unaufhörlich durch Krieg, Seuchen und Hunger verheert. Es ist und bleibt wahr: der Wohlstand der Nationen und die Würde des Menschen wachsen im selben Verhältniß, in dem die Arbeit an Ausdehnung, Macht und Freiheit gewinnt. Ursache und Wirkung gehen gleichen Schritts: je freier die Arbeit ist, desto kräftiger kann sie sich entwickeln. Was ist aber die Quelle dieser Kraft? etwa Sehnen und Muskeln? hätte der freie Arbeiter kein ander Augenmerk, als sich immer robustere, derbere Kinder zu erziehen? Nein, Intelligenz ist die Quelle der menschlichen Kraft; nur durch Geisteskraft konnte der Mensch Wunder thun, und thut täglich Wunder, und die Körperkraft hat ihr ein für allemal den Vorrang eingeräumt. Man sah ein, der Mensch sey nicht dazu geboren, ein Handwerker zu seyn auf Erden; man fühlte, seine Organe werden ihm wegen ihrer wunderbaren Biegsamkeit, wegen jener zarten, berechneten, geistigen Wirkung, die niemals eine Maschine ersetzen kann, ewig schätzbar und unentbehrlich seyn, das sey aber einer der herrlichsten Vorzüge unserer Natur, daß wir auf die Materie einwirken können vermittelst der Materie, wobei das, was der Mensch an körperlicher Kraft dazu thut, nur als der Ausdruck des Willens und der Intelligenz des Gebieters erscheint, und sich zum Werke verhält, wie das Geschäft des Steuermanns auf dem segelnden Fahrzeug.

So bildete sich denn im Laufe der Geschichte das große Werkzeug der Kultur in folgender Progression aus: erst rein instinktmäßige Arbeit, sodann sklavische Arbeit mit allen ihren Spielarten, später privilegirte oder verbriefte Arbeit, endlich freie Arbeit. Während dieses Ganges hat sich das eine Werkzeug, das der Mensch besizt, die Intelligenz, fortwährend immer mehr entwickelt und im selben Verhältniß die Wichtigkeit des andern, der Körperkraft, vermindert, und wie die Sachen jezt stehen, ist zwischen der Kraft des Wissens und der Muskelkraft eine ungeheure Kluft befestigt. Man hat berechnet (die Zahlen können hier freilich das Verhältniß nur ungefähr ausdrücken), daß in Frankreich die auf Produktion verwandte Kraft gleichkommt der Gesammtkraft von 50 Millionen männlichen Individuen in der Blüthe des Lebens; Landbau, Handel und Manufakturen werden dabei zusammengenommen. Da nun das, was von Frankreichs Bevölkerung körperlich gearbeitet werden kann, der Gesammtkraft von zwölf bis dreizehn Millionen männlichen Individuen in den besten Jahren gleichkommt, so ergibt sich, daß drei Viertheile dessen, was in Frankreich producirt wird, Werk lebloser oder anderer lebendiger, als menschlicher Kräfte sind, das heißt Werk von Maschinen oder Thieren. Bei England ergibt eine ähnliche Berechnung, daß gar nur der achte Theil des Producirten unmittelbares Werk der Menschenhand ist. Somit beträgt der Antheil der Intelligenz an der Arbeit in Frankreich drei Viertheile, in England sieben Achttheile des Ganzen. Hat damit die Intelligenz die Grenze ihrer Macht erreicht? Wer wollte es behaupten? wer möchte es wünschen? Nein, die verhältnißmäßige Wichtigkeit der unmittelbaren mannellen Thätigkeit des Menschen kann noch immer mehr und mehr abnehmen; so will es der Gang der Natur, und seine Geisteskraft ist unbegrenzt, Keiner kann sagen, wo ihre Schranken sind.

Das geistige Element wird fortwährend und immer mehr die Arbeit durchdringen, und wenn es die Sache einer so strengen Wissenschaft wie die Nationalökonomie wäre, sich mit Weissagungen und poetischen

Digitized by Google

Bildern der Zukunft zu tragen, so könnte sie die Ueberzeugung aussprechen: es wird der Tag kommen, der schöne Tag, wo der Mensch so ziemlich von keiner andern Körperarbeit mehr weiß, als von künstlerischer Arbeit, wo Keiner mehr weder so unwissend, noch so dürftig ist, um mittelst seiner Muskeln allein mit Zugvieh und Materie in Konkurrenz treten zu müssen; wo der Mensch im Garten der Schöpfung sizt und, wenigstens zum größten Theil, das Wort des Dichters verwirklicht: mens agitat molem!

Aber solch glänzende Bilder der Zukunft, sind sie nicht dem Menschengefühl und der Logik gleich sehr zuwider, wenn man auf die Armuth und das Elend blickt, worin so sehr viele Menschen schmachten? Den arbeitenden Klassen geht es schlimm, so hört man in mehr als Einem Lande klagen; es geht ihnen schlimm, und mehr als anderswo im reichen England und in Irland. Es ist, als ob Produktion und Entblößung, Wohlstand und Armuth in gleichem Verhältnisse wüchsen; sie liegen schroff abgeschnitten neben einander, und das eine neutralisirt keineswegs das andere. — Besteht dieser schauerliche Parallelismus in Wirklichkeit? Innerhalb gewisser Grenzen allerdings, und im Grunde stellt Niemand das Faktum in Abrede. Es wäre reine Spitzfindigkeit, wollte man die Zunahme des Wohlstands leugnen, weil er nicht Allen in gleichem Maaße zu Theil geworden ist; andererseits ist das Elend einer Menge von Arbeitern eine gleich unleugbare Thatsache. Ganz England mit seinen parlamentarischen Debatten, seinen Gesetzen, seinen Büchern überzeugt auf den ersten Blick den wärmsten Lobredner der jetzigen Zeit. Durch die Emanzipation der Arbeiter hat die geistige Kraft im Gebiet der Produktion einen ungeheuern Schwung genommen, und die Industrie thut Wunder; die Masse des Reichthums hat sich unendlich vermehrt, aber dabei sind viele, sehr viele Arbeiter im Elend. Woher kommt dies? und ist eine Versöhnung dieses Gegensatzes möglich? Dies ist die Hauptfrage, die Lebensfrage, wie man heutzutage sagt, um deren Lösung man von allen Seiten die Männer der Wissenschaft angeht. Sie haben auch mit der Antwort nicht zurückgehalten, aber dem großen Publikum genügte keine der versuchten Lösungen: fortschreitende Entwicklung und Kultur sollte mit dem Interesse Aller in Einklang gebracht werden. Ist eine Lösung der Frage in diesem Sinne überhaupt möglich? Die ganze Geschichte zeigt, daß immer und überall eine wesentliche Verbesserung im Gesellschaftszustande nur auf Unkosten derer zu Stande kommt, welche nicht darauf gefaßt sind, sich dieselbe zu Nutzen zu machen. Der Natur der Sache nach muß jede einigermaßen bedeutende Veränderung manche Interessen beeinträchtigen. Wenn man den Wagen der Kultur von ferne herbeirollen hört, und, sey es nun Mangel an Vorsicht, an Kraft oder Muth, nicht darauf gefaßt ist, sich im Vorüberrollen auf ihn zu schwingen und einen Platz darauf einzunehmen, so braust der Wagen nichtsdestoweniger weiter, und zerquetscht diejenigen, die ihn aufhalten wollen. Es gilt dies für alle Klassen der Gesellschaft, und keine hat darin ein Privilegium. Wäre das Problem wirklich nicht zu lösen, so möchte man am Ende schließen, es verhalte sich mit den Fortschritten der Kultur in einem einzelnen Lande wie mit dem Gang der allgemeinen Kultur. Die Civilisation gewinnt immer mehr Boden in Amerika, aber auf Kosten der Eingebornen, die auf sie nicht vorbereitet sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Religiöse Sekten. Politische Flüchtlinge. Theatercensur.

Mit den Versuchen, neue Religionen zu stiften, oder einen neuen Gottesdienst einzuführen, ist es jezt in Paris ganz aus, und weder von den St. Simonisten, noch von der Nouvelle église française wird noch im Geringsten gesprochen. Vater Enfantin und die wenigen ihm treugebliebenen Schüler suchen ihr Heil in Egypten, die andern Jünger Saint-Simons, die andern St. Simonisten sind in die bürgerliche Gesellschaft zurückgetreten, einige nach Verlust ihres bedeutenden Vermögens, und da sie zum Theil talentvolle Leute waren, so suchen sie ihre Kenntnisse auf eine für sie und ihre Mitbürger ersprießlichere Weise anzuwenden. Die beiden Stifter der sogenannten neuen französischen Kirche, Abbé Chätel und Abbé Auzou, lassen nichts mehr von sich hören; die Kirche des einen sowohl, als des andern steht leer oder dient zu andern Zwecken, und die beiden Abbé's haben keine Ursache mehr, einander anzufeinden; denn sie haben beide Ansehen und Einfluß verloren; bald werden beide vergessen seyn. Es läßt sich daraus schließen, entweder, daß der jetzige Zeitpunkt zum kirchlichen Reformiren nicht günstig ist, oder daß die beiden Herren nicht dazu geeignet waren, eine solche Reformation zu bewerkstelligen und zu leiten. Nicht besser oder vielmehr noch schlimmer ist es dem Träumer Fourrier mit seinen Phalanstères oder Gemeinden ohne besoldete Obrigkeit und ohne Ehren ergangen; denn nicht einmal ein Versuch eines solchen Phalanstère ist zu Stande gekommen. Zwar hat der Mann so gut als die genannten Herren einige eifrige Schüler und Anhänger gehabt; so erschoß sich vor einiger Zeit Jemand und hatte auf einem Zettel verlangt, man solle auf sein Grab die Inschrift setzen: „Er war ein Fourrierianer.“ was Fourrier nöthigte, sich gegen die Beschuldigung zu rechtfertigen, als ob seine Lehre zum Unglauben und zur Verzweiflung führe. Aber auch diese eifrigen Schüler sind verschwunden, wie die St. Simonisten und Châtelianern; wahrscheinlich haben auch sie sich mit der jezt bestehenden Gesellschaft ausgesöhnt und bestreben sich, ihr auf andere Art zu nützen. Dagegen steht nun ein größerer Mann, oder wenigstens ein größerer Schriftsteller auf, der Abbé de la Mennais, wider welchen in gegenwärtigem Augenblicke außer Landes Interdikte ergehen

und dessen „Worte eines Gläubigen“ zu Tausenden von Exemplaren gedruckt und von Hunderttausenden, ja von Millionen Menschen gelesen werden. Jede Leseanstalt in Paris, und es gibt deren in allen Straßen, muß eines oder mehrere Exemplare davon besitzen, so allgemein ist die Nachfrage darnach; außerdem wird das Werk nach allen Gegenden versendet. Wer hätte solche sengenden „Worte“ von einem katholischen Priester erwartet? von einem Geistlichen, der erst vor Kurzem des Pabstes Gewogenheit erworben hatte und, wie man glaubte, als eifriger Anhänger des Pabstes aus Rom zurückgekommen war? Uebrigens ist dieser Sprecher kein so finsterer Mann, wie man nach seiner Schrift vermuthen sollte; im Gegentheil lebt er mehr in und mit der Welt, als die meisten seiner Mitbrüder, und kennt daher auch die gesellschaftlichen Verhältnisse besser als sie. Silvio Pellico ist ein anderer Tagesheld. Noch hat man sich an seinem „Prigioni“ nicht satt gelesen, und sogar die Jugend nimmt an den Leiden des unglücklichen Italieners und seiner Gefährten innigen Antheil. Ich habe Zeichnungen von Mädchen aus der königlichen Erziehungsanstalt zu St. Denis gesehen, welche den Leidensgefährten Pellicos, den armen Grafen Maroncelli, mit dem einen ihm noch übrigen Beine im Gefängnisse darstellten, denn das andere ist ihm bekanntlich nach eingeholter Genehmigung abgenommen worden. Die Mädchen hatten diese Gestalt nach ihrer Phantasie dargestellt, und ich kann behaupten (denn ich habe Maroncelli hier gesehen), es lag in seinen gramvollen Zügen etwas von dem tiefgefühlten, aber mit Würde ertragenen Leiden dieses edlen Mannes. Der innige Antheil, den man an diesen beiden Italienern nimmt, wird nun bald durch neue Aufschlüsse vermehrt werden, welche ein zweiter Leidensgefährte Pellicos, nämlich der Franzose Andrienne, herausgeben will. Diese werden in einem ganz andern Tone abgefaßt seyn, als Pellicos Geständnisse; nicht als ob Andrienne nicht auch ein christlich ergebener Mensch wäre; aber der Unmuth wird sich in seiner Schrift unverholener äußern, und er möchte Manches sagen, was Pellico verschwiegen hat. Pellico und Maroncelli sind jezt in Nordamerika. Letzterer hat bekanntlich eine italienische Sängerin geheirathet und leitete vor Kurzem das Orchester der italienischen Oper von Newyork, ein sonderbarer Kontrast mit der furchtbaren Gefangenschaft auf dem Spielberge. — Außer den Theaterdichtern tritt jezt in gegenwärtiger, ziemlich ruhiger Zeit keine Person hier merklich hervor. Die große Welt hat sich zerstreut. Ein Theil besucht die Bäder, ein anderer reist herum, ein dritter lebt auf seinen Landgütern, das angenehmste Leben, welches man haben kann, wenn man nicht allzu sehr an Paris hängt. Das Volk, das heißt die Mehrzahl der Pariser Bewohner, arbeitet und verhält sich ruhig. Deßhalb gibt es jezt auch wenig Merkwürdiges aus Paris zu melden, es wäre denn etwa der Zwist der Theater mit der Regierung. Diese will sich wieder eine Art von Censur über die neuen Theaterstücke anmaßen, indem sie zuvor die Einsicht der Manuscripte verlangt. Dies wollen aber diejenigen Theater, welche keine Unterstützung von der Regierung bekommen und also von ihr gar nicht abhängen, nicht zugeben, sondern berufen sich auf die neue Verfassung vom Jahr 1830, welche gar keine vorläufige Censur zuläßt. Eigentlich hat man bloß die Censur für Druckschaften abgeschafft, und man dachte damals, wie es scheint, nicht an's Theater; allein die Verfassung wurde doch so ausgelegt, daß auch das Theater völlig frei seyn solle, und in der That hat man bisher ziemlich in diesem Sinne gehandelt. Zwar hat die Regierung einigemal die Aufführung eines neuen Stückes verhindert, was denn freilich mit der erworbenen Freiheit nicht wohl übereinstimmte. Da dieses jedoch nur selten geschah, so sah man darüber weg; auch hatte man andere Stücke genug, um sich für die Nichtaufführung eines einzelnen schadlos zu halten, zumal nichts die Schauspieldichter hinderte, ein nicht aufgeführtes Stück durch den Druck dem Publikum vorzulegen. Es ist möglich, daß die Regierung das verlorne Recht, über die handschriftlichen Stücke zu verfügen, wieder an sich reißt; im Grunde ist das Uebel aber gering, wenn man nicht den Verlust jeder erworbenen Freiheit für ein großes Uebel hält. Die Hauptsache ist, daß ein Theaterstück ungehindert vor das Publikum komme. Kann es nicht auf der Bühne geschehen, so muß es wenigstens gedruckt werden können. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn die Regierung wirklich jenes Recht sich wieder anmaßt, sie es doch nicht wagt, dasselbe zu mißbrauchen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, der sie ihr eigenes Daseyn verdankt. Es könnten aber Zeiten kommen, wo sie sich stärker fühlen und daher ihre Kraft mißbrauchen könnte. Es ist daher den Dichtern und den Theaterunternehmern nicht zu verdenken, daß sie auf ihrem erworbenen Recht bestehen und aus allen Kräften wider die Anmaßung des Herrn Thiers protestiren. Allerdings ist diese Theaterfreiheit in Europa nirgends vorhanden, sogar nicht in England, wo sich noch vor Kurzem der vom Lord Chamberlain bestallte Revisionsdichter für jedes von ihm genehmigte Lied eines Theaterstückes eine bestimmte Taxe zahlen ließ. So etwas könnte einen Polizeidichter in Frankreich bald reich machen; denn gerade aus Vaudevilles mit einigen Dutzend Liedern besteht das meiste Neue auf der Bühne. Natürlich hat Alexander Dumas den Prozeß nicht gewonnen, den er dem Théâtre français angehängt hatte, weil es seinen „Anthony“ nicht aufführen — konnte. Der Direktor erwiderte: „Ich will ihn ja gerne aufführen, aber ich kann nicht. Herr Dumas beliebe nur das Verbot des Ministers des Innern aufzuheben, und Anthony soll sogleich auf der Bühne erscheinen.“ Dies konnte nun Alex. Dumas noch weniger als der Theaterdirektor, und somit gewann er seinen Prozeß nicht, erhielt auch die verlangte Entschädigung nicht, weil es nicht vom Direktor abhing, sein Stück zu spielen oder nicht zu spielen. Der Constitutionnel war so ungeschickt und mischte sich in den Streit, indem er behauptete, die Regierung thue Recht daran, daß sie ein unmoralisches, monströses Stück nicht auf der von ihr unterstützten ersten Nationalbühne zulasse. Im Grunde konnte der Constitutionnel Recht haben; allein in Paris gibt sich ein Tageblatt immer ein verdächtiges Ansehen, wenn es einen Machtstreich der Regierung billige und lobt. Deßhalb mußte es manchen harten Angriff der kleinen Tageblätter aushalten, und Alex. Dumas rächte sich dadurch, daß er an dem Vaudeville: „La Tour de Babel“ mitarbeitete, in welchem der bereits veraltete Constitutionnel personifizirt wird. Ueberhaupt ist Dumas der Mann nicht, der Jemand etwas schuldig bleibt. Vor einigen Tagen hatte eines der kleinern Journale einen ihn beleidigenden Aufsatz eingerückt. Sogleich war Dumas auch mit einer Herausforderung da, und schlug sich am andern Morgen nicht mit dem Verfasser des Aufsatzes, sondern mit dem Redakteur des Blattes, da Ersterer nicht genannt wurde. Es ist schade, daß so viel Muth und sogar Seelengröße bei Duellen über armseligen Angelegenheiten verschwendet wird.

Dg.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 61. und Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Dom zu Cöln. 183.
Lieder von Karl Mayer. 186. 202.
Stimme des Herzens. 188.
An die verlorne Geliebte. 191.
Aus Venedig, von G. Pfizer. 194.
Der Organist. 196.
Das Schiffermädchen vom Königssee, von G. Pfizer. 197.
Winternacht, von Arnd. 199.
Das Glück von Edenhall, von L. Uhland. 206.
Räthsel: Keyer. 184. — Trug. Druck. 190. — Grab. Krap. 196. — Lippen. 202. — Schaamröthe. 207.

Erzählungen.

Der ungerathene Prinz, von A. T. Beer. 186—192.
Der Gaucho. 198—208.

Länder- und Völkerkunde.

Blicke auf Südtyrol. 204—207.

Reisen.

Am Sand in Passeyer. 189—193.
Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. 195. 196. 197.

Naturgeschichtliches.

Versuche über die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde. 183.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Nürnberger. 193—197.
Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Krbten. 198. 199. 200.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aquarelle. Das Kloster. 183. 184. 185.
Konstantinopels Wasserleitungen. 184—188.
Goethe an Ritter v. Leonhard. 185.
Mißreß Trollope über Deutschland. 201. 202. 203. 208.
Chinesische und neuholländische Journale. 205.

Korrespondenz.

London. 183. 184. 185. — Neapel. 186. — Stuttgart. 187. — Lowell in Massachusetts. 188. 189. — Neuyork. 190. 191. — Paris. 192. 193. 206. 207. 208. — Genf. 194. 195. 196. 197. 198. — Sicilien. 197. 198. 199. 200. Heidelberg. 201. 202. 203. 204. 205. — Berlin. 204. 205.

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Peter Heß. Oelgemälde: Gefecht bei Wörgel in Tyrol im Jahre 1809. — Aphorismen. — Sammlungen.

Nro. 63.

Peter Heß. (Forts.) — Altdeutsche Baukunst. Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Dargestellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und

Digitized by Google

einige andere Ueberreste deutscher Baukunst, herausgegeben von Justus Kopp und Theodor Bülau. — Aphorismen. — Bauwerke. — Zeichnende Künste. — Persönliches.

Nro. 64.

Peter Heß. (Schluß.) — Neue Kupferstichwerke. Der Apostel Jakobus, nach G. Barbieri von Rahl. — 1) Musée de peinture et de sculpture, ou recueil des principaux tableaux, statues et bas-reliefs des Collections publiques et particulières de l'Europe, dessiné et gravé à l'eau forte sur acier par Reveil. — 2) Galerie des arts et de l'histoire, composée des tableaux et statues les plus remarquables des Musées de l'Europe, gravées à l'eau forte par Reveil. — 3) Musée religieux ou choix des plus beaux tableaux des peintres les plus célèbres, gravé à l'eau forte sur acier par Reveil. — Aphorismen. — Neuere Denkmäler. — Archäologie.

Nro. 65.

Numismatik und Glyptik. Trésor de Numismatique et de Glyptique, ou Recueil général de Medailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas-Reliefs etc. — Die neuen Denkmäler in der Schloßkirche zu Pforzheim. — Aphorismen. — Zeichnende Künste. — Literatur. — Kunstverein.

Nro. 66.

Numismatik und Glyptik. Trésor de Numismatique et de Glyptique. (Schluß.) — Kunstverein in München. — Aphorismen. — Architektur. — Sammlungen. — Persönliches.

Nro. 67.

Stuttgart. — Kunstverein in München. (Schluß.) — Aphorismen. — Akademien und Vereine. — Kunstausstellungen.

Nro. 68.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834. (Forts.) — Literatur. Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder die Kunst, in drei Tagen Kenner zu werden. Ein Versuch, bei Gelegenheit der zweiten Kunstausstellung herausgegeben vom Advokaten Detmold in Hannover. — Aphorismen. — Alterthümer. — Malerei. — Kunstsachen. — Akademien.

Nro. 69.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München. (Schluß.) — Kunstliteratur. Zerstreute Gedankenblätter über Kunst. Eine Zugabe zu den Heftchen über Restauration alter Oelgemälde von C. Köster. — Aphorismen. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Altdeutsche Dichtkunst. 3) Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage aus P. E. Müllers Sagabibliothek II. Band, mit Hinzufügung erklärender ꝛc. Anmerkungen und Exkurse, übersezt und kritisch bearbeitet von Dr. Lange. — 4) Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von Frhrn. v. Erlach.

Nro. 79.

Altdeutsche Dichtkunst. 5) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte.

Nro. 80.

Altdeutsche Dichtkunst. 5) Parcival. (Forts.)

Nro. 81.

Altdeutsche Dichtkunst. 5) Parcival. (Schluß.) — 6) Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Ein literarhistorischer Versuch von Dr. Hoffmann.

Nro. 82.

Altdeutsche Dichtkunst. 7) Reinhart Fuchs, von Grimm. — 8) Reinete Vos. Nach der Lübecker Ausgabe von 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. — Zeitgeschichte. Zwei Jahre unter den Mauren oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten, von ihm selbst beschrieben. — Mährchen. Das Buch von Rübezahl. Eine vollständige Sammlung alter Volksmährchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser.

Nro. 83.

Altdeutsche Dichtkunst. 9) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersezt von Karl Simrock und erläutert von demselben und von W. Wackernagel. — 10) Veland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans qui la concernent, par G. B. Depping et Fr. Michel.

Nro. 84.

Altdeutsche Dichtkunst. 11) Der Renner. Ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert, verfaßt durch Hugo von Trimberg. Zum erstenmal herausgegeben vom historischen Verein in Bamberg. — 12) Altdeutsche Dichtungen. Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. H. Meyer und C. F. Mooyer. — 13) Des Meisters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtschreibers, Reimchronik der Stadt Cöln, aus dem 13ten Jahrhundert. Mit Anmerkungen ꝛc. herausgegeben von C. v. Groote.

Nro. 85.

Englische Geschichte. 1) Geschichte der protestantischen Reform in England und Ireland, in einer Reihe von Briefen, von William Cobbet. Aus dem Engl. übersezt. — 2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der 9ten englischen Originalausgabe.

Nro. 86.

Englische Geschichte. 2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. (Schluß.)

Nro. 87.

Englische Geschichte. 3) Ueberlieferungen und Materialien zur Geschichte, von Dr. F. J. A. Schneidawind. — 4) Geschichte der englischen Civilliste, verfaßt von Dr. C. Höfler.

Nro. 88.

Slavische Sprache. 1) Dobrowskys Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur, das Alter der Bukwitza, den Ursprung der römisch-slavischen Liturgie ꝛc. Zweite verb. Aufl. von Wenceslaw Hanka. — 2) Dobrowskys Slavin. Botschaft aus Böhmen an alle slavischen Völker oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, ihrer Mythologie, Geschichte, Alterthümer, Literatur, Sprache. Mit einem Anhang: der böhmische Cato, von demselben. — Englische Geschichte. 4) Geschichte der englischen Civilliste. (Schluß.) — Universitätswesen. Universitäten und Hochschulen, im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Eine wissenschaftliche Abhandlung von C. D. Marbach.

Digitized by Google

№ 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. August 1834.

— Wie zum Laubdach wölben sich
Der schlanken Pfeiler Reih'n,
Und Blatt und Rose wunderlich
Entquellen rings dem Stein.

Fr. Miller.

Der Dom zu Cöln.

Des Deutschen Herz schlägt kühn
Im hohen Eichenwald;
Ihn labt das tiefe Grün,
Des Baumes Kraftgestalt.

Kein Blatt dem andern gleich,
Jedwede Krümmung neu;
Der vielgeschlung'ne Zweig
Allein der Schönheit treu.

In Waldeseinsamkeit
Da weht es frei und kühl,
Da athmet weit und breit
Der Andacht Hochgefühl.

Da ging im Sinnen tief
Waldein ein edler Knecht,
Was in der Seele schlief,
Schaut' er dort klar und recht;

Den hochgeschwung'nen Stamm,
Das vielgekraus'te Blatt
Mit sich im Herzen nahm,
Als er gekehrt zur Stadt.

Ihm war es in dem Wald,
Als sey's ein Gotteshaus,
Wo Amen widerhallt
Im lauten Sturmgebraus.

So wie er heimgekehrt,
Empfängt er Botschaft: Trau'n!
Er soll, wie hochgeehrt!
Die neue Kirche bau'n.

Und bald steigt kühn empor
Der Pfeiler schlanker Wald;
Es ziert den hohen Chor
Des Bildwerks Laubgestalt.

Wohin das Auge reicht,
Hebt sich der edle Bau;
Die letzte Säule weicht
Zurück in dämmernd Grau.

Wie Blumen stehn im Grün,
Im kühlen Waldrevier,
Viel holde Bilder blühn
Zum Schmuck der Kirche hier.

Wie dort in grüner Nacht
Ein Windessäuseln zieht,
Tönt in der Kirche Pracht
Der Andacht heilig Lied.

Digitized by Google

Des Meisters Sinn empfand
Im Wald der Allmacht Wehn,
Und was er schuf, bestand,
Uralt nun, frisch und schön.

Drum wer ein Gotteshaus,
Wo deutsch ist jeder Stein,
Will schau'n, der zieh' hinaus
Zum Dom von Cöln am Rhein.

F. A. B.

Aquarelle.

Das Kloster.

Ich war gestern in einem Kloster armer Bettelmönche. Eine beneidenswerthe Armuth, ein glückliches Betteln. Im Gebete der Frommen ist Kraft, und das haben sie vor andern Bettlern voraus.

Wie ich nach dem Kloster ging, entwarf ich mir eine Schilderung, wie ich es wohl finden würde. Ein Kloster in unsern Tagen ist ein sehr romantisches Ding, dachte ich; Dichter, wie sie noch vor zwanzig Jahren unter uns von der Luft und ihren Versen lebten, würden manch schönes Gedicht, eine Elegie oder sonst etwas nach solch einem Besuche niedergeschrieben haben, ich — ein Kind der jüngern Zeit — muß mich damit begnügen, ein Bild davon zu entwerfen.

Ich werde mich enthalten, meine überschwenglichen Gefühle zu schildern, wie der Elegiendichter es thut, aber ich will mich dafür bemühen, Gefühle in meinem Leser hervorzurufen. Ich werde karg seyn mit den Farben, weder die gebrannte Terra di Siena der untergehenden Sonne, noch sonstiger Reichthum an Lasuren soll sich über meine einfache Schilderung ergießen; ich will nichts Unwahres heucheln, und melde daher, daß es ein ganz gewöhnlicher Abend war, wie er unter unsern Graden nördlicher Breite um die Mitte des Oktobers zu seyn pflegt, und daß eine hölzerne Brücke mich an der offenen Kirche vorbei, worans die Lichter des Hochaltars schimmerten, in das weiß übertünchte Haus führte, worin etwa siebzehn fromme Brüder des heiligen Franciskus wohnten.

Ich hatte von einem Freunde eine mündliche Empfehlung an den jungen Pater Eusebius erhalten, der erst seit Kurzem den Stand der härenen Kutte ergriffen hatte und sich wohl noch erinnern mußte, wie sich's im Galopp so leicht drehen ließ mit einer guten Tänzerin, und welche Lustigkeit in dem Kreise junger Zecher sich verbreite. Wie weit seine Stärke aber reichte, solche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, wußte ich nicht, und ich nahm mir daher vor, mich ihm so ehrerbietig und ernst als möglich zu nahen, um bei dem heiligen Manne kein Aergerniß zu erregen. — Gleich beim Eintritt in das Gebäude bemerkte ich in einigen regelmäßigen Mauervertiefungen hölzerne Bänke und kleine Tische, worauf stattliche Krüge standen, die ich sogleich für solche erkannte, woraus man in der Gegend ein ziemlich allgemein bekanntes und beliebtes Getränk, aus Gerste und Hopfen bereitet, zu trinken pflegt. Und sogleich fiel mir ein, daß das Kloster eben dieses selbst bereiteten Getränks wegen eines besondern guten Rufes genoß. Nun trat ich in den langen Gang, der das ganze beträchtliche Gebäude durchschnitt. Alles war reinlich; die Wände, weiß getüncht, waren in einer gewissen Höhe mit schlechtgemalten Bildern geschmückt, wie es sich für ein Haus von Bettelmönchen in jetziger Zeit schickt, wo kein Leonardo, kein Caracci mehr daran denkt, umsonst und von frommem Eifer getrieben, die Wände solch armer Brüder mit unvergänglichen Fresken zu schmücken. Ein paar Mönche wackelten im eigenthümlichen Kuttenschritt den Gang herunter mir entgegen. Der Eine, ziemlich wohlbeleibt und alt, trug einen leeren Krug und blieb damit vor einem kleinen Fenster in der Mauer stehen, indem er an einem daneben hängenden Klingeldraht läutete. Ich sah ihm zu; sogleich erschien von innen ein kleiner, ganz lustig blickender Kopf, ergriff den Krug, verschwand damit und reichte ihn dann voll und schäumend dem draußen harrenden Mönche, der sogleich daran nippte, um im Gehen von dem köstlichen Naß nichts zu verschütten. Ich näherte mich ihm nun und brachte mein Anliegen vor, den Pater Eusebius sprechen zu wollen. Der gute Mönch führte mich mit großer Bereitwilligkeit die Treppe hinan, sein Krüglein in der Hand tragend. Oben wohnten die Patres. Ueber den Thüren, die zu den Zellen führten, waren die Schutzpatronen auf die Wand gemalt und darunter der Name, und so war es denn gar leicht, die Zelle des Pater Eusebius zu finden.

Ehe ich sie aber erreicht hatte, sah ich, wie einige Mönche eine einfache Bahre von schwarzem Holze und einiges andere befremdende Geräthe aus einer Kammer hervorzogen und sich damit beschäftigten. Mir waren diese Attribute des Todes sehr kennbar, und zum ersten Male lenkte sich mein Sinn in diesem Gebäude auf einen ernsten Gegenstand, das Sterben. „Pater Martinus wird das Zeitliche segnen," sprach mein Führer, „und da wird denn Alles in Bereitschaft gesezt." — „Alles in Bereitschaft!" dachte ich bei mir, und ein leiser Schauder überkam mich. „Der gute Pater Martinus lebt noch, und sie setzen schon Alles für ihn in Bereitschaft. Eine Bahre, einen Sarg, ein schlichtes Leintuch, das hält man für den armen Mönch wie für das reiche Weltkind in Bereitschaft; und die guten Brüder

Digitized by Google

hantbieren schon emsig daran, obgleich Pater Martinus noch lebt; und während wir Alle noch leben, ist der Hanf zu unserm Leichenhemd schon reif und der Wurm schlummert schon im Erdgehäuse, der einst über unserer Leiche zum Leben erwachen soll."

So dachte ich und bemerkte mit innerer Selbstzufriedenheit, daß dieses eine zum Orte ganz passende Betrachtung sey. — Ich wollte suchen, mich in der Stimmung zu erhalten, wurde aber bald herausgerissen. — Wir hatten die Thür des Pater Eusebius erreicht. Mein Führer verließ mich mit tiefer Reverenz.

Ich fand einen jungen, recht blühenden Mann mit blauen Augen und einem großen, freundlich lachenden Munde, der weiße Zähne zeigte. Ohne den entstellenden, geschorenen Kopf würde man sein Gesicht in der Welt schön genannt haben. Er stand in der reinlichen Zelle am Pulte und schrieb, kam mir jedoch bei meinem Eintritte sogleich mit Höflichkeit entgegen. Die Grüße seines Freundes empfing er mit sichtbarer Freude und er sagte sogleich, ohne Scheu vor der Erinnerung zu zeigen, daß er oft mit ihm Musik gemacht habe und noch immer jener Zeiten gedenke. Das gefiel mir von meiner neuen Bekanntschaft. Ich bedauerte, durch meinen Besuch seine Arbeit unterbrochen zu haben. „Ich schreibe die Predigt nieder, die ich am nächsten Sonntage halte," sagte er leicht lächelnd, „und da muß ich mich denn schon ein wenig zusammennehmen, da heute schon Donnerstag ist." Ich ergriff diese Gelegenheit, um mich ihm sogleich zu empfehlen, und versprach, zu einer andern Zeit wieder zu kommen. Er aber sagte ganz mit dem jovialen Tone eines Mannes der guten Gesellschaft: „Wie? Sie wollten schon fort? Es war stets eine schöne Sitte der Klöster, gastfrei zu seyn, und unsere Häuser scheinen mir ganz besonders dazu bestimmt, manche Sitte der Vorzeit zu bergen und zu schützen vor Untergang. Wir wollen Niemand überreden, unser Loos zu theilen, und mögen es auch nicht Jedem verdenken, wenn er es geradezu verschmähte; aber interessant muß es doch auch in gewissen Fällen seyn, ein schönes Klosterleben zu beobachten und zu sehen, wie es sonst in der Welt aussah. Denken Sie sich daher, Sie seyen ein Pilgersmann und bringen dem frommen Pater Eusebius den Gruß des Ritters, seines Jugendfreundes. Glauben Sie nun, Eusebius würde Sie fürbaß ziehen lassen, ohne Imbiß und Trunk? Gastfreundschaft ist unsere Pflicht, die wir üben, so gering auch unsere Mittel sind. Ein Bettler kann nichts, viele Bettler vermögen Etwas. Im Vereinzeln schwindet die Kraft. Folgen Sie mir zum Pater Kellermeister, er soll Ihnen einen frischen Trunk vorsetzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuche über die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde.

Es ist allgemein bekannt, daß nach allen Erfahrungen die Temperatur zunimmt, je tiefer man in den Schichten der Erdrinde abwärts kommt; das Verhältniß der Zunahme der Wärme wurde indessen bedeutend verschieden angegeben. Man war bisher bei diesen Versuchen so ziemlich darauf beschränkt, daß man die Thermometer in die Wasser tiefer Schachte oder in die darin enthaltene Luft brachte. Auf diese Weise konnte aber das Instrument die Temperatur der Schichten nie genau angeben, und überhaupt mußten sich dabei Irrthümer einschleichen. Vor Kurzem hat nun ein tiefes Bohrloch in der Nähe von Genf zwei Franzosen, Delarive und Marcet, Gelegenheit zu Versuchen gegeben, bei welchen, wie es scheint, wirklich die erforderliche Genauigkeit erzielt werden konnte. Die Resultate ihrer Beobachtungen sind in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 19ten Juli bekannt gemacht worden. — Der artesische Brunnen beim Dorf Pregny liegt 299 Fuß über dem See und das Bohrloch wurde 682 Fuß tief, 383 Fuß unter den Spiegel des Sees niedergetrieben. Der Jurakalk wurde nicht erreicht, alles Durchbohrte bestand aus Mergel und Molasse. Das Wasser stieg nur bis dreißig Fuß unter der Oberfläche, und in diesem dickschlammigten Wasser wurde der Thermometer niedergebracht. Es ergab sich, daß von hundert Fuß unter dem Boden an, wo der Thermometer 8°7 Reaumür zeigte, die Temperatur abwärts in einem sehr regelmäßigen Verhältniß zunahm. — Addirt man bei der ersten Reihe von fünfzehn Beobachtungen die jedesmaligen Tiefen und die entsprechenden Temperaturen zusammen, so erhält man 161,8 Grad Reaumür auf 5270 Fuß Tiefe; die zweite, gleich große Reihe von Beobachtungen ergibt 166,53 Grad auf 26,210 Fuß; der Durchschnitt daraus ist 330,41 Grad auf 10,891 Fuß. Nun ist die Temperatur von Genf 7,$^{9}/_{10}$ Grad, die von Pregny, das 200 Fuß höher liegt, kann man zu 7½ Grad annehmen. Zieht man nun lezte Zahl von jenen 330,41 Graden so oft ab, als Beobachtungen vorliegen, nämlich 30mal, so bleiben 105,41 Grad Temperaturzunahme auf 10,891 Fuß, d. i. Ein Grad R. auf 103⅓ Fuß, oder $^{97}/_{100}$ Grad auf 100 Fuß, oder Ein Grad der hunderttheiligen Skale auf 26,8 Meter (gleich 3 F. 11 L. Pariser Maß). — Der Franzose Cordier ist durch seine an andern Orten angestellten Versuche über diesen Gegenstand bekannt. Unterwirft man seine 48 Beobachtungen der eben angeführten Berechnung, so ergeben sich 385,2 Grade der hunderttheiligen Skale Temperaturzunahme bei 10,160 Meter, d. h. Ein Grad auf 26,14

Digitized by Google

Meter, während wir bei unsern Beobachtern, wie gesagt, 26,8 Meter fanden. Diese Uebereinstimmung ist desto merkwürdiger und befriedigender, da sie diese Vergleichung ihrer Beobachtungen mit den Cordierschen nicht selbst angestellt, und ihre Beobachtungen überhaupt nach einer ganz andern als der oben angegebenen Methode berechnet haben.

Nadeln von gehärtetem Stahl, von ausgeglühtem Stahl und von weichem Eisen wurden in eine kupferne, hermetisch verschlossene Büchse gebracht, und zwar so, daß sie immer senkrecht hingen; sie wurden auf den Boden des Bohrlochs hinabgelassen, wo sie vier-und-zwanzig Stunden lang blieben. So oft man sie heraufzog, fand man, daß die Nadeln von ausgeglühtem Stahl und weichem Eisen ungleich stärker magnetisch geworden waren, als oben an der Erdoberfläche in derselben Zeit ebenso aufgehängte, ganz gleiche Nadeln. Die Nadeln von gehärtetem Stahl zeigten gar keinen Magnetismus. Sollte indessen dieser Versuch etwas beweisen, so hätten die Nadeln an der Erdoberfläche fortwährend derselben Temperatur ausgesezt werden müssen, wie die im Bohrloche.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Burnes Reisen in Indien.

So eben ist bei Murray ein für Länder- und Völkerkunde höchst interessantes Werk erschienen, nämlich eine Wasserreise den Indus und einige Nebenströme hinauf nach Lahore, und eine andere von Delhi über Lahore, Kabul, Hindu Kutsch, Buchara und Turkestan nach Teheran, und von da mitten durch Persien zurück, nach dem persischen Meerbusen, und auf dem Meere nach Bombay. Der Verfasser, Lieutenant A. Burnes, ist im Dienst der ostindischen Kompagnie und unternahm beide Reisen auf Veranlassung des Generalgouverneurs, die erste im Jahr 1831, wo ein Geschenk von fünf Pferden von Seiten des Königs von England an den berühmten Herrscher der Seiks, Runjiet Singh, den Vorwand geben mußte, den Indus hinauf zu fahren, und die andere in den zwei folgenden Jahren, in der Absicht, die Länder zwischen dem Indus und dem kaspischen Meere sowohl in militärischer, als kommerzieller Hinsicht genauer kennen zu lernen. Lieutenant Burnes, ein Mann von 30 bis 35 Jahren, wurde zu beiden Unternehmungen von dem verstorbenen Sir John Malcolm empfohlen, und der Erfolg bewies, daß keine glücklichere Wahl hätte getroffen werden können. Muthig und bescheiden, fest und geschmeidig, scharfblickend mit dem Anschein heiterer Sorglosigkeit, freimüthig, aber fügsam, beharrlich und kräftig, mit einem angenehmen Aeußern und den nöthigen Sprachkenntnissen begabt, wagte er sich, als Europäer, mitten unter fremde, halbwilde, räuberische Nationen, von denen manche die Engländer mit Mißtrauen, wo nicht mit feindseligen Augen betrachten, und überwand nicht nur alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegensezten, sondern erwarb sich selbst und dem brittischen Namen überall Freunde, und brachte eine Masse geographischer, topographischer und statistischer Kenntnisse mit zurück, wofür ihm nicht nur seine Regierung, sondern die ganze wissenschaftliche Welt verbunden seyn muß, die Unterhaltung gar nicht zu rechnen, die jeder Leser in den mannichfaltigen Abenteuern und Beschreibungen findet, welche den größten Theil der drei Bände ausmachen, aus denen das Werk *) besteht. Die Reise auf dem Indus machte er als Abgeordneter des Königs von England, aber bloß von einem einzigen Offizier begleitet, ohne Bedeckung und selbst ohne Waffen, indem er sehr richtig urtheilte, daß eine kleine Bedeckung nur dazu dienen könne, Feindseligkeiten zu erregen. Der untere Theil des Indus ist bekanntlich in neuern Zeiten von keinem Europäer befahren worden, und die Engländer haben mit den Herrschern der dortigen Gegend bisher wenig oder keine Verbindung gehabt, und doch muß ihnen, bei dem Fortschreiten der Russen nach Persien und Buchara hin, daran gelegen seyn, ihr indisches Reich, wo nicht durch den Besitz des Indus als Grenzfluß, doch durch ein freundschaftliches Verhältniß mit den an demselben wohnenden Völkern zu sichern. Mit Runjiet Singh stehen sie schon seit mehreren Jahren in den besten Verhältnissen; aber dem Ameer (Emir) von Hydrabad scheint ihre Nähe so wenig zuzusagen, daß Lieutenant Burnes dreimal von der Mündung des Indus zurückgetrieben wurde, und erst einen langen Briefwechsel mit dem dortigen Fürsten führen mußte, worin derselbe allerhand Lügen über die Unfahrbarkeit des Flusses vorbrachte, bis er die Erlaubniß erhielt, denselben zu befahren. Als er endlich am Hof anlangte, benahm man sich zwar freundlich und gefällig, aber keineswegs herzlich. Dagegen fand er die vortrefflichste Aufnahme bei dem Verwandten dieses Fürsten, dem Ameer von Khyrpoor (Chirpur), welcher durchaus einen Freundschaftsbund mit den Engländern zu schließen verlangte, so wie bei einigen andern kleinen Fürsten. Und da unser Reisende die Gewißheit mitbrachte, daß der Strom bis nach Lahore hinauf zu allen Zeiten, selbst für Dampfboote, fahrbar sey, und es wahrscheinlich ist, daß solche Schiffe selbst Attock zu erreichen vermögen, so wird die brittische Regierung in Indien wohl nichts unversucht lassen, den Fürsten von Hydrabad auch auf ihre Seite zu bringen, um ihrem Handel diesen neuen Weg zu eröffnen und ihren politischen Einfluß zu verbreiten. Freilich sind es nicht die Regierungen allein, welche gewonnen werden müssen; der Handel würde auch von der Raubsucht vieler an den Ufern wohnenden Völkerschaften zu befahren haben. Aber auch diese Schwierigkeit ließe sich überwinden, da Lieutenant Burnes ohne weitere Bedeckung als 24 halbwilde Belooches bis an die Grenze von Punjab reiste, und er sein Fahrzeug oft von den neugierigen Anwohnern gedrängt voll hatte, ohne auf der ganzen Fahrt um den Werth eines Hellers bestohlen worden zu seyn, oder daß irgendwo auch nur die Miene gemacht wurde, ihm etwas gewaltsam zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es führt den englischen Titel: Burnes's Travels into Bokhara etc. London 1834.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. August. 1834.

Nie sah ich Schöneres, nie hört' ich Töne,
So wunderlieblich als den Bosphorus entlang.

Byron.
Childe Harold.

Konstantinopels Wasserleitungen.

Es gibt vielleicht in keinem Lande der Welt eine Scene von so mannichfaltiger, immer wechselnden, immer überraschenden Schönheit, wie die, welche der Bosphorus vom Leandersthurm bis zu den alten Schlössern darbietet. Man glaubt sich in das Reich der arabischen Mährchen versetzt: solchen Eindruck machen der gewaltige Strom, von stolzsegelnden Schiffen und tausend leichten Kaiks durchschnitten, die gepriesene Sultanenstadt, des überreichen Orients blendenden Glanz mit den Resten griechischer Kaiserzeit und das Gewirr und Elend des Lebens grell neben einander hinstellend; die zahlreichen Dörfer auf beiden Ufern, eins an das andere sich reihend; Scutari mit seinen Moscheen, seinen Kasernen, seinen Cypressenwaldungen und dem hinter ihm emporstrebenden Gipfel des Bulpurlu; Beschiktasch und Beylerbeyköi mit den Palästen des Großherrn; ununterbrochen Moscheen; elegante Kiosks, Wohnungen, Friedhöfe, kleine Gehölze, tiefe Buchten, von dichtem Grün umwachsen, Schiffe und kleine Fahrzeuge bergend; den Kanal verengende Vorgebirge, an welche die Strömung mit lautem Getöse anschlägt. Rumili- und Anatoli-Hissar, jenes mit seinen dicken, runden Thürmen und unregelmäßigen Mauerlinien den arabischen Schriftzug des Namens seines Erbauers Mahomed bildend, dieses durch seinen schwarzen Thurm berüchtigt, bezeichnen einen Abschnitt da, wo die Küsten Asiens und Europas einander ganz nahe treten und die Gewässer des Pontus sich brausend zwischen beiden hindurchwälzen. Dieser Teufelsströmung entgegen, wie Türke und Franke sie nennt, muß selbst der leichteste Kaik gezogen werden. Von hier aus wird man schon des Riesenberges ansichtig, läßt zur Linken den geräumigen Busen von Fidalia und den sichern, waldumhegten Hafen Stenia, folgt der großen nordöstlichen Krümmung des Stromes, schifft um die Vorgebirge von Yeniköi und Therapia, und ist bald der weiten Bucht Buyukderes gegenüber, hinter welcher, wo die Hügel eine Oeffnung lassen, man in der Entfernung von beinahe einer Stunde die Bogen eines großen Aquäducts erblickt. Er ist der von Bagdscheköi, dem Meere am nächsten gelegen von allen denen, welche das mächtige Byzanz mit den frischen Quellen versorgen, die auf dem südwestlichen Abhange der lezten Verzweigung des Hämusgebirges entspringen.

Die Landzunge des thrazischen Kontinents, deren Spitze das Serail des Großherrn mit seinen Gärten und weitläuftigen Gebäuden einnimmt, im Rücken von den Riesenarmen der kolossalen Stadt umfangen, bietet, abgesehen von der malerischen Schönheit, eine günstigere Lage für eine große, handeltreibende, feste Stadt dar,

Digitized by Google

als unser Welttheil vielleicht irgendwo aufzuweisen hat. Aber der Boden dieser, zu zahlreichen Hügeln sich erhebenden, von vielen Thälern durchschnittenen Landzunge ist trocken; wenige Quellen entsprudeln dem Erdreich, während umher, auf den Höhen, welche die große Ebene von S. Stephano einschließen, in dem waldigen Hochlande, welches sich den westlichen Abhang des kleinen Balcan hinanzieht, helles, gesundes Wasser im Ueberfluß strömt, zum Theil sich zu zwei kleinen Flüssen vereinigend, welche, vor Alters der Cydaris und Barbyses genannt, durch das reizende Thal der süßen Gewässer sich in das goldene Horn ergießen. Daher suchten, schon bevor Constantin der Stadt Größe und Namen gab, römische Kaiser diesem Mangel abzuhelfen. Wasserleitungen und Cisternen, Lieblingswerke jener Zeiten, mehrten sich mit dem Umfange und der Bevölkerung Konstantinopels, und die Tage osmanischer Herrschaft, wo man denselben Wasserbedarf, wie früher, größern noch wegen der durch die Religion Mohameds gebotenen Gebräuche hat, behielten nicht nur die alten Vorkehrungen größtentheils bei, sondern ergänzten sie theilweise noch durch neue große Werke. Strenge wird über die Vertheilung des Wassers gewacht. Mußten schon Kaiser, wie Grazian, Valentinian, Theodosius, Arcadius u. a. Verordnungen erlassen, durch welche der Antheil einer jeden Wohnung, ihrer Größe gemäß, bestimmt und sechs Pfunde Goldes als Strafe bei Vergehungen gegen die bestehende Einrichtung festgesezt wurden, so bestimmte auch die osmanische Regierung ziemlich genau die Vertheilung der beinahe auf 24 Millionen Pfunde sich belaufenden Wassermenge, deren Konstantinopel bedarf, und nach welcher Graf Andreossy die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte auf etwa sechsmalhunderttausend Seelen anschlug. — Dennoch ist das System der Wasserversorgung der Stadt nicht vollkommen zu nennen. Der große Aquäduct des Valens, in seiner Verstümmlung durch Avaren und Türken noch 1884 Schuh lang, erbaut aus den Trümmern Chalcedons, das, nun ein unbedeutendes Dorf und Kadiköi geheißen, auf dem asiatischen Ufer unterhalb Scutari an der Küste der Propontis liegt — dieser Aquäduct, welcher in seiner imposanten Größe, zwei Hügel der Stadt mit einander verbindend, über die meisten Gebäude stolz emporragt, ist halb zerstört; die ungeheuren Cisternen der Kaiserzeit, unterirdische Paläste mit weiten, gewölbten Hallen und Säulenreihen von allen Ordnungen und aus allen Zeiten, sind meist unbrauchbar und verödet, zum Theil mit sumpfigem Wasser gefüllt, zum Theil trocken, wie die tausend-und-einsäulige, im Alterthum die des Philoxenus genannt, welche zu einer Seidenspinnerei umgeschaffen ist. Ein Feind, wenn er die Zugänge auf der Seite des thrazischen Festlandes gewinnt, kann der Hauptstadt dies unentbehrlichste aller Bedürfnisse bald entziehen.

Anmuthig und reizend ist das Thal von Belgrad. Von den sich verflachenden Hügeln des Hämusgebirges eingeschlossen, von grünen Waldungen umhegt und durchschnitten, liegt es da mit seinen blumenbedeckten Wiesen, wo das Vergißmeinnicht am Ufer der Bäche neben aromatischen Pflanzen blüht, in klösterlicher Einsamkeit außerhalb des Geräusches der Welt, deren Treiben nie seine freundliche Stille gestört zu haben scheint. Die Eiche biegt mit der Platane, die Buche mit der Ulme ihre Aeste zusammen, ein Laubdach bildend, hie und da einen Durchblick in die Ferne gönnend; alle Hügel bewaldet, alle Niederungen mit grünem Teppich bedeckt. Keine Art richtet hier Verheerungen an, heilig sind dem Volke diese dichtbelaubten Bäume, denn sie hindern das Austrocknen des Bodens durch den sengenden Sonnenstrahl, und strenge Gesetze sichern die Unverletzlichkeit dieses Haines. Zerstreut, meist von Gärten und Weideplätzen eingeschlossen, sind die Wohnungen des Dörfchen, dessen Name in illyrischer Sprache Weißschloß bedeutet. Ein hübscher marmorner Brunnen, der wohlthätigen, auch an einsamen und selten vom Fuß der Menschen und Lastthiere betretenen Orten geübten Sitte der Morgenländer gemäß, läßt unaufhörlich einen erquickenden Wasserstrahl hervorsprudeln, der als Bächlein weiter rinnt. Erinnerungen aus der Kaiserzeit knüpfen sich an diesen Ort, der einmal Petra genannt wurde. Hier wurde eines der Wasserbecken durch jenen Andronicus Comnenus angelegt, dessen Charakter und Leben ein überraschendes Beispiel der Vereinigung der wildesten Grausamkeit mit dem kühnsten Unternehmungsgeiste, ungebeugtem Muthe und standhafter Ausdauer in Entbehrungen und Gefahren darbieten, dem man seine Bewunderung kaum versagen kann, während sein gräßliches Ende unter den Händen des rasenden Pöbels zeigt, wie weit die einmal zum Ausbruch gereizte Volkswuth zu gehen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aquärelle.

(Fortsetzung.)

Eusebius hatte mich freundlich bei der Hand genommen und schritt mit mir der Treppe zu. Als wir bei der Bahre vorbeikamen, fragte er die dort beschäftigten Brüder, wie es dem Pater Martinus gehe? — Er liegt in den lezten Zügen, war die Antwort. Eusebius murmelte leise ein Gebet und ließ mich los, um das Kreuz

Digitized by Google

zu machen, dann ergriff er wieder meine Hand und führte mich in den untern Gang zu einer Thür, wodurch wir in das geräumige Refectorium traten. Die Tische waren gedeckt, jedoch auf ganz eigene Weise. Auf den Plätzen lag eine grobe Serviette halb ausgebreitet, die andere Hälfte zusammengeschlagen. Auf dem ausgebreiteten Theile standen zwei irdene Krüge, durch einen Griff verbunden, wovon der größere zum Wasser, der kleinere zum Bier bestimmt war; daneben ein hölzerner Teller, ein Löffel von Horn, Messer und Gabel mit eisernen Stielen. An dem obern Tafelende war für den Prior gedeckt; die Serviette war etwas feiner, die Krüge weiß glasirt, der Teller und das Besteck von Eisen, so wie der Löffel, durch zinnernes Geräthe ersezt. Ringsum hingen große Gemälde, von schlechter Hand ausgeführt, die Geschichte des Heiligen vorstellend, vor den Fenstern standen Vogelbauer mit schreienden und singenden Bewohnern, und der Garten, den noch buntes herbstliches Laub und viele Äpfel schmückten, und der sich an der Rückseite des Gebäudes durch die Fenster zeigte, durchzog der Bruder Küchenmeister, um in hochaufgehobener Kutte etwas Sellerie und anderes Gemüse zu sammeln, die Abendsuppe der frommen Brüder damit zu würzen.

Dasselbe freundliche Gesicht, das ich schon beim Eintritte in das Kloster am Fenster, den vollen Krug hinausreichend, erblickt, kredenzte mir nun auf den Wink des Pater Eusebius ein Glas Bier und ein Stück Brod. Ich fragte meinen artigen Wirth, ob er nicht auch davon genießen wollte, er bemerkte aber, daß es ihnen nicht erlaubt sey, außer ihren zwei regelmäßigen Mahlzeiten Speise und Trank zu nehmen. Dann kniete er vor dem Tisch nieder, hinter dem ich auf der Bank saß, die längs der Mauer hinlief, stüzte seinen Ellenbogen darauf und legte seinen Kopf in die flache Hand, indem er sagte: „Außer den Mahlzeiten pflegen wir uns auch nicht zu setzen. Sind wir müde, so machen wir es so, wie ich es jezt zeige. Lassen Sie sich's schmecken und seyen Sie überzeugt, daß wir von diesen einfachen, aber vortrefflichen Nahrungsmitteln genug besitzen, um unsern Gästen, die uns beehren, reichlich davon vorsetzen zu können.“ Bier und Brod waren überaus kräftig und wohlschmeckend, ich lobte beides und wunderte mich, daß es in der ganzen Stadt nicht so angetroffen werde. „Das geschieht aus dem einfachen Grunde,“ erwiderte Eusebius, „weil wir es nicht bereiten, um beim Verkaufe zu gewinnen, sondern zu unserm eigenen Gedeihen. Es konnte auch nicht fehlen, daß viele Bürger und andere Einwohner oft im Kloster einsprachen, um sich an der lieben Gottesgabe zu laben, und dann reichlicher Zahlung dafür spendeten, als hätten sie ihren Abendtrunk im Wirthshause genossen. Die geistliche Behörde glaubte dadurch dem Kloster eine Einnahme zu verschaffen, und erlaubte uns also, jeden Gast, gegen freiwillige Gaben, zu bewirthen. Bald hatte sich der Ruf unserer Erzeugnisse, des Biers und des Brodes, so wie der trefflichen Gemüse unsers Gartens, weit und breit ausgedehnt, und wir sahen Besuch vollauf bei uns, bis zur sechsten Abendstunde, wo wir im Refectorium das gemeinschaftliche Nachtmahl halten und sich alle Fremden entfernen mußten. Doch kamen nicht immer stille Bürger zu uns, die mit Erbauung in diesen Mauern sich Erquickung und Stärkung holen wollten; junge Leute aus allen Ständen eilten herbei und gedachten hier Gelage in Saus und Braus zu feiern. Sie begehrten mehr zu trinken, als sie vertragen konnten, brachten kalte Speisen mit, damit ihnen der Trunk besser munde, wollten auf unsere höfliche Mahnung nicht mehr um sechs Uhr das Refectorium räumen, und verhöhnten und verspotteten die Brüder. Einst, es war das leztemal, daß unsere Hallen entweiht wurden, hatte sich eine große Anzahl von Gästen bei uns eingefunden. Sie schmausten von mitgebrachter Küche, und der Bruder Kellermeister dort, Frater Hortensius, hatte nicht Hände genug, um Gläser und Krüge zu füllen. Die Hallen ertönten von lästerlichen Gesangsweisen, und große Hunde, die unter den Bänken lagen, heulten darein, daß es gräßlich anzuhören war. Wir baten, jammerten, drohten, nichts wollte fruchten. Die sechste Stunde kam, Niemand entfernte sich, und wir, die wir stets hungrig unserer Mahlzeit entgegensehen, da wir sonst keine Nahrung zu uns nehmen, mußten uns zum vollständigsten Hungern bequemen. Indessen nahm der Lärm immer mehr überhand; sie zerschlugen unsere Trinkgeschirre, warfen die Teller zur Erde, öffneten die Käfige und ließen die Singvögel, die wir sorgsam aufzieben, im Zimmer umherflattern und die Hunde darauf Jagd machen, die sie fingen und auffraßen. Es war ein Gräuel anzusehen, wir wußten uns nicht zu retten vor dem fürchterlich rohen Troß. Endlich traten Gensdarmen ein, die im Vorübergehen den Lärm gehört hatten. Ein paar Worte genügten, sie von dem Geschehenen zu unterrichten, und die Ruhestörer wurden verhaftet. Seit jenem Vorfalle ist es nicht mehr erlaubt, das Kloster zum Wirthshause zu entweihen. Niemand, er sey wer er wolle, erhält hier Trunk und Imbiß für Geld; zu bewirthen ist uns gestattet, und will der Gast den armen Mönchen dafür eine Gabe reichen, so dürfen wir sie in Demuth nicht ausschlagen.“

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Burnes Reisen in Indien.

An den meisten Orten war nie vorher, wenigstens nicht seit Menschengedenken, ein Weißer gesehen worden; die Neugierde war daher sehr groß. Alle, Vornehme wie Geringe, hegten die höchste Meinung von den Engländern, und das Geringste, was sie von ihnen glaubten, war, daß sie Zauberer seyn müßten, zu welcher Vermuthung sie besonders der außerordentlich günstige Wind, welcher den Lieutenant auf der ganzen Reise begleitete und dieselbe ungewöhnlich schnell machte, zu verleiten schien. Ein solcher Glaube kann indessen nicht auffallen bei so großem Aberglauben, wie unser Reisender hier fand, besonders unter den Mahomedanern, selbst bei den Gebildetsten und Vernünftigsten. Folgendes sind Beispiele: „Im Innern des Forts (zu Mooltan nämlich) ist ein hindu'scher Tempel, welcher von den Bekennern dieser Religion für uralt gehalten wird, und womit sie folgende Legende verknüpfen. Ein gewisser Hurnakus, ein Riese, verachtete Gott und betete sich selbst an; er verlangte von seinem Sohne Pylad, er solle seinen Schritten folgen, und wollte ihn eben wegen seiner Widersetzlichkeit ermorden, als er durch eine Erscheinung der Gottheit, welche sich in der Gestalt eines Löwenmenschen verkörperte, wunderbarer Weise gerettet wurde. Hurnakus hatte erklärt, sein Tod könne nie, weder auf Erden, noch in der Luft, im Wasser oder Feuer, durch Schwert, Bogen, bei Tag oder Nacht erfolgen; und so geschah es: der eingefleischte Gott (Nusingavater) nahm ihn in der Dämmerung auf's Knie und riß ihn in Stücken. — Nicht weit von Mooltan befindet sich das Grab des mahomedanischen Heiligen Schumsi-Tabriezie, welcher unter andern Wundern auch Todte erweckt haben soll, und endlich, lebendig geschunden, den Märtyrertod starb. Er habe, so erzählt man, lange sein Brod erbettelt; einmal habe er in großem Hunger einen Fisch gefangen, und denselben gegen die Sonne haltend, dieses Gestirn so nahe herangezogen, daß er seinen Fang daran briet. Auch schreiben die Bewohner Mooltans die hier herrschende überaus große Hitze noch jezt diesem Wunder zu. — Unterhalb der Stadt Tolumba nimmt der Raven zwölf englische Meilen weit einen schnurgeraden Lauf und gewährt einen überaus schönen Anblick, indem die Ufer mit hohen, überhängenden Bäumen bedeckt sind. Diese Eigenthümlichkeit des Flusses wird von den Einwohnern göttlichem Einfluß zugeschrieben. Man wusch die Kleider eines Heiligen darin, und als dieser die Augen aufhob, um darnach zu sehen, wurde der Fluß ganz gerade.“ — In Hynde befinden sich viele Spuds oder Nachkommen des Propheten, welche sich durch besondere Frömmigkeit auszeichnen. Was diesen an den Engländern am meisten mißfiel, war, daß sie sich die Zähne mit Bürsten von Schweinsborsten reinigten. Dieser Abscheu vor Allem, was von diesem unreinen Thiere berühret, ist allgemein bei den Mahomedanern. So traf z. B. Burnes auf seiner Reise einen Afghanenfürst, der zu Calcutta gewesen und dort Vieles von englischen Sitten, und unter andern auch den Gebrauch des englischen Sattels angenommen hatte. Als er aber erfuhr, daß dieser zum Theil aus Schweinsleder bestand, so bat er den Lieutenant, ihm solchen abzunehmen; zu gleicher Zeit aber ersuchte er diesen — sonderbar genug — um eine Zahnbürste. Uebrigens sind die Mahomedaner in Indien viel duldsamer geworden, als sie sonst waren; nur gegen die Seiks ist ihr Haß sehr groß, und Manche haben ihr ganzes Leben durch einen Vertilgungskrieg gegen sie gelobt, worin sie mit Freuden, als das gottgefälligste Werk, das sie verrichten können, das Leben lassen. Die Seiks dagegen — außer den Fanatikern unter ihnen, welche in ihrer mystischen Raserei selbst ihre Glaubensgenossen nicht schonen und ihrer eigenen Regierung viel zu schaffen machen — begnügen sich damit, den Mahomedanern, wo solche immer unter ihre Botmäßigkeit gerathen, den öffentlichen Gottesdienst zu untersagen. So lebten deren zu Mooltan an 40,000 in stummer Unterwürfigkeit, worin nicht mehr als 500 Seiks, welche das Schloß besezt halten, sie zu erhalten wissen. Die Moscheen sind ihnen zum Theil verblieben; einige aber sind in Kasernen und Magazine umgewandelt, in manchen, so wie in vielen ihrer Grabmäler, treiben auch die Priester der neuern Sekte ihr Wesen. Diese zeigten sich eben so bereitwillig, die Opfergaben des ungläubigen Fremdlings, als ihrer Glaubensgenossen anzunehmen, und lasen ihm dafür Stellen aus dem heiligen Buche vor, über das sie beständig mit dem Wedel einer Tibetschen Kuh hinfuhren. — Die Aufnahme, welche Lieutenant Burnes von Runjiet Singh, als Abgeordneter Sr. brittischen Majestät, zu Theil wurde, war sehr schmeichelhaft und eines mächtigen Fürsten würdig. Schon an der äußersten Grenze kamen ihm mehrere Hofbeamte und Offiziere mit einer Abtheilung regelmäßiger Truppen, Elephanten u. s. w. entgegen. Bei jedem Dorfe waren Leute bereit, ihre Böte stromaufwärts zu ziehen; Lebensmittel, so gut sie nur das Land zu liefern vermochten, kamen im Ueberfluß, dazu manche kostbare Geschenke, besonders jeden Tag eine Börse mit 1100 Rupies. Nach einer Fahrt von sechzig Tagen, von der Mündung des Indus an, erreichten sie Lahore. Hier fanden sie zwei englische Herrn, welche von Lodiana aus, einer Station, welche die Engländer als eine Art von Vorposten an der Grenze der Wüste haben, hieher gesandt worden waren. Sie erhielten ihr Quartier bei dem Chevalier Allard, einem der Franzosen, welche sich im Dienste des Runjiet Singh befinden, und der dessen Reiterei befehligt. Hier, in der alten Hauptstadt der mongolischen Kaiser, trafen sie beim Frühstück eine europäische Gesellschaft, und statt des Thees oder Kaffees — Champagner.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ein Wort, das Mancher schon verflucht,
Bei dem man solches Hassen
Als gutem Christen nicht gesucht,
Oft auch gebraucht zum Spassen;
Ein Kranker, viel vom Arzt geplagt
Mit „starkem Aderlassen.“
Daß ihm der Tag nicht mehr getagt,
Ja selbst gedöpst in Massen.

Ein Weiser, der Großväter Hohn,
Dem Schwarzen selbst verbündet,
Deß Weisheit erst der Enkelsohn
Als Wahrheit neu ergründet;
Ein armes und verirrtes Schaf,
Dem sich die Hölle mündet,
Und dem vielleicht oft süßer Schlaf
Den Himmel im Traum verkündet.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 28.

Sonnabend, 2. August 1834.

[360] In unterzeichneter Verlagshandlung ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Hand- und Hülfsbuch
für
den kleinen Gutsbesitzer und Landmann
von
J. G. Elsner.

Preis 2 fl. 30 kr.

Inhalt: I. Vorbereitung des Landwirths zu seinem Berufe. — Theorie und Praxis. — Wie man sich Theorie erwirbt. — Mißgriffe der Theoretiker. — Wozu Theorie dienen soll. — Was von beiden (Theorie und Praxis) das Beste? — Praxis insbesondere. — Welche Lebenszeit die beste sey für den Landwirth zur Vorbereitung zu seinem Fache. — II. Erwerb des Grundeigenthums. Wie man dazu gelangt. — Lehren und Vorsichtsmaßregeln. — Wie der Werth des Landguts zu beurtheilen. — Er ist absolut und relativ. — Worin der absolute und relative Werth bestehe. — Seine Geldmittel hat Jeder vor dem Ankauf zu prüfen. — III. Einrichtung des Landgutes. a) Gebäude, Vieh- und Wirthschaftsgeräthe. — Die Wirthschaftsgebäude. — Der Hofraum. — Nöthiges Wasser. — Viehstämme. — Arbeitsvieh. — Nutzvieh. — Kühe. — Schafe. — Schweine. — Acker-, Fahr- und andere Geräthe. b) Einrichtung der Aecker und Wiesen. — Futterbau. — Die Wiesen. — Das Schröpfen der Wiesen. — Die Wässerungen. — Die Düngung der Wiesen. — Einrichtung der Aecker. Futterbau auf den Aeckern. — Getreidebau. — Feste Systeme. — Freie Wirthschaft. — IV. Betrieb der Oekonomie. Kultur der Aecker im Allgemeinen. — Gute Zugthiere. — Gute Ackerwerkzeuge. — Der Pflug. — Die Egge. — Die Dienstboten. 1) Der Ackerbau insbesondere: 1. Der Grund und Boden. — 2. Die Bearbeitung des Ackers. — 3. Die Bereicherung des Bodens. — 4. Die Besamung des Ackers oder der Anbau. — Allgemeiner Begriff hievon: a) Das Getreide. b) Die Blattfrüchte. c) Die bedeckten Früchte. d) Die Handelsgewächse. e) Die Futterkräuter. — 5. Aberntung der Früchte. — Des Getreides. — Der Hülsenfrüchte. — Der Knollengewächse. — Der Handelsgewächse. — Der Futterkräuter. — Von Feinen. — 2) Der Wiesenbau: Einleitung. — Die künstlichen Wiesen. — Die natürlichen und deren Kultur. — Aberntung derselben. — 3) Von den Hutweiden. — 4) Von der Viehzucht: Das Arbeitsvieh. — Das Nutzvieh. — V. Das Hauswesen. Einleitung. a) Von den häuslichen Beschäftigungen. — Das Dreschen. — Die Arbeiten auf dem Speicher. — Die Beschäftigungen im Stalle und Keller. — Aufsicht bei der Schafschur. — Instandhaltung der Gebäude. — b) Vom Kauf und Verkauf der Produkte. Einleitung. — Verkauf. — Einkauf. — c) Das Rechnungswesen. — Im Allgemeinen. — Die Geldrechnung. — Die Naturalrechnung. — Der jährliche Entwurf (das Projekt). — Der jährliche Hauptabschluß. — VI. Guter Rath für den Landwirth in einigen besondern Fällen. — Bei gegenwärtiger drückender Konjunktur. — Versicherung gegen Feuer, Hagel und Wasser. — Der Landwirth muß mit der Zeit fortgehen. — Er soll nicht ohne Prüfung plötzlich von Einem zum Andern übergehen. — Separation der Grundstücke. — Rath beim Einkauf des Gutes.

Die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit dieses für den Landmann unentbehrlichen Werkes geht aus dem angeführten Inhalt schon so deutlich hervor, daß wir uns jeder weitern Empfehlung enthalten.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[361] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG
DER STADT ROM
von
Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell.

Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und E. Sarti.

Zweiter Band.

Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen.

Zweite Abtheilung oder der Beschreibung zweites Buch.

Preis 5 fl.

Inhalt: Erstes Hauptstück. Das vaticanische Museum. a) Appartamento Borgia. b) Das Belvedere. — I. Galleria lapidaria. — II. Museo Chiaromonti. — III. Neuer Saal des Museo Chiaramonti, il braccio nuovo. — IV. Giardino della Pigna. — V. Tor de' Venti mit den ägyptischen Denkmälern. — VI. Museo Pio-Clementino: 1) Eingang. — 2) Cortile di Belvedere. — 3) Sala degli animali. — 4) Galleria delle Statue. — 5) Stanze de' Busti. — 6) Loggia scoperta. — 7) Gabinetto delle Maschere. — 8) Sala delle Muse. — 9) Sala rotonda. — 10) Sala a Croce greca. — 11) Sala della Biga. — 12) Galleria de' Candelabri. — 13) Galleria geografica. — Zweites Hauptstück. Die vaticanische Bibliothek mit dem Archiv. A) Geschichtliche Einleitung. — Von dem Archiv des lateranischen Palastes. — B) Das vaticanische Archiv. — C) Allmählige Entstehung, Bestand und Verwaltung der vaticanischen Bibliothek. — D) Beschreibung des Bibliothek-Gebäudes und der in ihm befindlichen einzelnen Denkmäler. — E) Die Handschriften und Miniaturen der Bibliothek. — I. Die Handschriften der vaticanischen Bibliothek. — II. Beschreibung der wichtigsten Miniaturen der Bibliothek. — a) Abendländische Miniaturen aus den Zeiten des Verfalls der Kunst.

Digitized by Google

— I. Antike und deren Nachbildung. II. Originalminiaturen. — b) Byzantinische Miniaturen. — F) Beschreibung des christlichen Museums. — Erste Classe: Denkmäler des christlichen Alterthums. — Zweite Classe: Denkmäler des Mittelalters. — G) Beschreibung der antiken Vasen der Bibliothek. — Drittes Hauptstück. Die Tapeten Raphaels und die vaticanische Gemäldesammlung. — Nachträge und Beilagen.

Ferner ist in demselben Verlag erschienen:

BILDERHEFT

zur

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell.

Dreizehn Blätter, enthaltend:

1) Planta della Citta di Roma. 2) Drei Plane von den vier Regionen des Servius Tullius. 3) Vergleichende Plane des vaticanischen Gebiets. 4) Grundriss der neuen Peterskirche in ihren verschiedenen Bauperioden. 5) Geognostisches Bild von Rom. 6) Grundriss der Basilike von St. Peter im Jahre 800. 7) Grundriss der Basilika von St. Peter im Jahre 1506. 8) Grundriss der Basilike von St. Peter nach ihren verschiedenen Baumeistern. 9) Grundplane des vaticanischen Palastes und Durchschnitt des Museo Pio-Clementino. 10) Plan der vaticanischen Grotten mit einigen Darstellungen der alten Kirche. 11) Mausoleum des Kaisers Hadrian, nach den neuesten Nachgrabungen aufgenommen und gezeichnet von M. Knapp im Jahre 1825.

Preis 10 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[315] In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

REPERTORIUM

der

Königlich Preußischen Landes-Gesetze.

Ein neues Hülfsbuch für sämmtliche Königliche Beamte, den Bürger und Landmann, enthaltend eine alphabetische Zusammenstellung aller Gegenstände der Gesetzgebung mit den darauf bezüglichen und gültigen Verordnungen und Erläuterungen. Von Optatus Wilhelm Leopold Richter, Königl. Preuß. Kriminalrathe. 4r u. 5r Band. gr. 8. Velinp, Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieses herrliche Werk geht ungestört fort, und wird von Seiten des Verfassers und der Verlagshandlung, in deren Händen ein großer Theil des Manuscripts bereits befindlich ist, mit großem Eifer betrieben. Nach genauer, durch Erfahrung der Redaktion von 5 Bänden begründeten Berechnung des Verfassers, wird das ganze Werk in 20 Bänden geliefert werden können. Wenn dieses Repertorium beendigt ist, dürfte es den meisten königlichen Beamten und den Praktikern zur höchsten Nothdurft werden; wir erlauben uns deßhalb, darauf aufmerksam zu machen, daß der Ankauf in Bänden die Anschaffung sehr erliechtert und die Ausgabe dafür nicht fühlbar ist, und machen zugleich bekannt, daß wir den so äußerst wohlfeilen Preis für das herrlich ausgestattete Werk nur noch einige Zeit bestehen zu lassen entschlossen sind, da die für die Subscription bestimmte Anzahl von Exempl. bald vergriffen ist.

Architektonische Pläne

oder

Details, Grund-, Auf- und Profilrisse zu öffentlichen und Privatgebäuden, sowie zu anderen zur Verschönerung, zum Vergnügen oder zum Nutzen bestimmten Bauwerken

für

Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, Architekten und Freunde der schönen Baukunst, auch zum Behuf als Vorlegeblätter für Gewerbs- und andere Schulen. I. Heft. Entworfen und gezeichnet von *Friedrich Wilhelm Mercker*, Architekt, Lehrer an der Sonntags- und polytechnischen Schule und Mitglied der polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig. 6 große in Kupfer gestochene Blätter. I. Heft. in gr. Fol. Preis 16 Gr.

Wir bieten hier ein außerordentlich billiges Mittel zum Unterricht und zur Belehrung des Gewerbestandes, welches um so besser aufgenommen werden wird, als der Verfasser dabei besonders von dem Gesichtspunkt der größten Deutlichkeit und des praktischen Nutzens ausgegangen ist. Die Entwürfe sind jedesmal von den erläuternden Rissen und der sorgfältigen Darstellung aller Einzelheiten begleitet.

---

[310] So eben erschien bei Friedrich Fleischer in Leipzig:

Vorhallen zur seligen Ewigkeit

von J. P. Silbert.

21 Bogen. Preis 1⅓ Thlr.

Man wird dies gewiß als eins der geistreichsten und erbaulichsten Werke des geschätzten Verfassers anerkennen, welches namentlich kein gebildeter katholischer Christ ungelesen lassen sollte.

---

[317] ## Für Harzreisende.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Zimmermann, Dr. Chr. (Bergsekretär zu Clausthal), Anleitung zur Bereisung des Harzgebirges, in Verbindung mit Freunden herausgegeben. Mit 14 Ansichten und einer kolorirten Karte. gr. 8. kartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr.

Diese Anleitung macht den zweiten Theil des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks:

Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert,

aus; der erste oder naturwissenschaftliche und technologische Theil kostet besonders 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., beide Theile 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Die mit Eleganz gestochene und sorgsam colorirte Karte, nach Lasius, Villefosse, Julius, Berghaus

Digitized by Google

und Hoffmann bearbeitet, mit eigenen Berichtigungen, kostet 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr., auf Perkal aufgezogen in Etuis 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

An das oben genannte Werk schließt sich an:

Brockenpanorama, oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. Vier Blätter, nebst einer Scala in Etuis. Gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von Wilh. Saresen, Lehrer in der Berg- und Forstschule zu Clausthal. Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieses Panorama wird für jeden Besteiger des Brockens einen angenehmen und nützlichen Begleiter abgeben, sowie es für Alle, welche das großartige Schauspiel der Brockenaussicht bereits sich verschafft haben, als freundliche Erinnerungsblätter gelten wird.

Darmstadt, im Juni 1834.

C. W. Leske.

---

[349] An alle Buchhandlungen sind versandt worden:

Friedrich v. Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1784—1805. Herausgegeben von Dr. Heinr. Döring. gr. 8. geh. 1½ Rthlr.

Den zahlreichen Verehrern des Verewigten eine gewiß äußerst willkommene Erscheinung.

Aus Dante Alighieri's göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem fröhlichen Ausgange. gr. 8. geh. ⅓ Rthlr.

Des *M. Aurelius* Olympius Nemesianus vier Idyllen, *metrisch* übersezt von R. Müller. Mit gegenüberstehendem latein. Text. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geh. ⅓ Rthlr.

Der Komet von 1759, wiederkehrend im Jahre 1835, wahrscheinlich das von den heil. drei Königen beobachtete Gestirn. Mit angehängter Uebersicht des Wissenswürdigsten über den Lauf und die Natur der Kometen. 2te Aufl. 12. geh. ¼ Rthlr.

Zeitz, im Juli 1834.

Im. Webel.

---

[348] Neue Schrift.

Im Verlage der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen:

Chronologischer Abriß
der Geschichte der europäischen Staaten,
von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des Jahres 1833.
Erstes Bändchen: Frankreich.

236 Seiten, broch. Subscriptionspreis 48 kr. od. ½ Thlr.

Geographie für Schulen,
nach den neuesten Bestimmungen, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland,
von C. G. Kies, Professor.

Vierte, nach den gegenwärtigen Anforderungen bearbeitete und vermehrte Auflage. 23½ Bogen. Preis 1 fl. oder ⅔ Thlr.

Dieses Schulbuch ist bei seinem ungemein billigen Preise besonders geeignet, Schülern selbst in die Hand gegeben zu werden. — Die Geographie ist in solchem durchaus nach den Anforderungen der neuesten Zeit behandelt, und dem gemäß die natürliche von der politischen getrennt und die Topographie jedem Lande angehängt, so daß der Lehrer freie Wahl hat, welche Lehrmethode er seinem Unterrichte zu Grunde legen will.

Ahasverus.
Frei aus dem Französischen des
EDGAR QUINET.

Elegant brochirt. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr.

Ueber den Werth dieser ganz eigenthümlichen Dichtung haben der Courrier français und die Revue de Paris sich ausführlich geäußert. Die ganze Entwickelung des Menschen-Geschlechtes in allen seinen tausendfachen Schattirungen findet sich darin in das Schicksal eines Einzigen — Ahasverus — zusammengedrängt, und in vier Tagen: der Schöpfung, der Leidenszeit, dem Tode und dem jüngsten Gericht — nach großen Umrissen zur Darstellung gebracht. — Wie in Frankreich, wird das, durch Originalität und Reichthum von Poesie ausgezeichnete Werk auch bei uns enthusiastisches Lob und bittern Tadel, kurz, es wird das Schicksal alles Außergewöhnlichen erfahren; — und hierin liegt sein Interesse und seine beste Empfehlung.

Der erste und zweite Tag ist versandt und in allen Buchhandlungen vorräthig, der dritte und vierte, jeder ungefähr 9 Bogen stark, folgen in ein paar Wochen nach.

---

[350] In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rahel.
Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.
(Herausgeg. von K. A. Varnhagen v. Ense.)

3 Theile. (113½ Bog.) geh. 3 Thlr.

Die Theilnahme, welche eine kleine Auswahl des geistigen Nachlasses einer der edelsten Frauen unserer Zeit bei seinem ersten Erscheinen im Freundeskreise gefunden, hat zugleich das allgemeinste Verlangen danach rege gemacht. Wir freuen uns daher, diesem Verlangen entsprechen und dem Publikum diese erweiterte Ausgabe in 3 Bänden übergeben zu können.

Duncker u. Humblot in Berlin.

---

[352] Anzeige.

Alle Freunde, Lehrer und Lernende der französischen Sprache und Literatur, sowie Geschäftsmänner, werden auf das in unserem Verlage so eben erschienene neue zweckmäßige französische Wörterbuch zum Schul- und Handgebrauch, (als Seitenstück zum lateinischen Hand-Lexikon von Lünemann und Georges,) hiermit aufmerksam gemacht, welches durch alle Buchhandlungen zur vorherigen Ansicht zu erhalten ist, die auch ausführlichere Anzeigen und Druckproben gratis ausgeben:

Neues
französisch-deutsches und deutsch-französisches
Wörterbuch
von
J. F. Schaffer.

Inhalt: 1) Alle gebräuchlichen Wörter und ihre verschiedenen Bedeutungen im eigenthümlichen und bildlichen Sinne, dargestellt durch eine Menge von Beispielen aus den besten Schriftstellern; 2) die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste; 3) die Benennungen der alten und neuen Geographie, und die Eigennamen der

Digitized by Google

Personen; 4) die Aussprache, wenn sie sich von den gewöhnlichen Regeln entfernt; 5) die vorzüglichsten Synonyme beider Sprachen, in einem besondern Wörterbuche; 6) Tabellen, welche die allgemeine und besondere Konjugation der Zeitwörter, die lexikologische Bildung der Wörter, und das neu-französische Maß- und Gewichtssystem darstellen.

Erster Theil. Französisch-deutsch. A—Z. 1834.

92 Bogen im größten Lexikon-Oktav. Preis nur 3 Rthlr. (oder circa 9 Pf. pro Bogen.) (Der zweite deutsch-französische Theil erscheint im k. J. und wird ebenfalls 3 Rthlr., also das Ganze 6 Rthlr., kosten.)

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[359]

Industrie.

Pittoreske Beschreibung der europäischen Industrie.

Herausgegeben unter der Leitung

Stephan Flacht's,

Ingenieur und Oekonom, Mitarbeiter an: Les Vues politiques et pratiques sur les Travaux publics de France, Herausgeber der: Histoire du Canal calédonien etc.

Frei in das Deutsche übertragen von einem Vereine Gelehrter

unter der Direktion

Friedrich Pohl's,

ordentlichen Professors der Oekonomie und Technologie zu Leipzig, Mitgliedes der Leipziger polyt. Gesellschaft, Präses der kameralistischen Gesellschaft, Mitgliedes der Leipziger ökon. Societät, der G. H. Sächs. Societät der Mineralogie zu Jena, der naturforschenden zu Leipzig, Halle und Altenburg, der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Rostock, Langensalze, Potsdam, des Lithauischen und Bayerischen landwirthschaftlichen Vereins, der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Länderkunde, der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, des Kunst- und Handwerkvereins zu Altenburg, der Landwirthschaftsgesellschaft in Steiermark, in Kurhessen, der Schles. Gesellschaft für Kultur, der kaiserlich-russischen zu Moskau, der Gartenvereine zu Frauendorf und Braunschweig und des Apothekervereins.

100 Lieferungen à 4½ Gr. jede Lieferung.

Die beste Empfehlung, welche wir dem Publikum von diesem Werke geben können, ist, daß wir die Anzahl der Subscribenten bekannt machen, welche sich beeilen, dieses schöne Unternehmen zu unterstützen. — Dieses werden wir thun, sobald die Subscriptionslisten geschlossen sind. — Am Ende eines jeden Bandes wird daher ein Namensverzeichniß unserer Abonnenten, nebst der Anzahl Exemplare, für welche sie unterzeichneten, erscheinen.

Seit dem Erscheinen der vier ersten Lieferungen haben wir allein in Leipzig 216 Abonnenten erhalten.

Sobald die Herren Buchhändler uns ihre Subscriptionslisten einsenden, werden wir die erste Liste, mit Angabe der Städte und der Anzahl Exemplare, welche jede Stadt bedarf, bekannt machen; dies wird als eine Art Vergleichungstabelle zwischen den verschiedenen Ortschaften dienen, woraus sich auf die höhere oder geringere Entwickelung der Industrie jeder derselben schließen läßt; denn das Werk, welches wir herausgeben, umfaßt alle Gewerbe, und jeder Kaufmann, jeder Fabrikant, jeder Oekonom, alle, welche ein Gewerbe oder Handwerk treiben, sollten sich es anschaffen. Es ist ein

Conversations-Lexikon der Industrie, der Künste und Gewerbe;

und man darf im Voraus annehmen, daß die Stadt, welche die wenigsten Subscribenten zählt, in der Industrie auch noch am weitesten zurück ist. — Unser Werk würde daher unvollständig seyn, wenn ihm die Liste der Subscribenten mangelte.

Die Subscription bleibt für sechs Monat offen; nach Ablauf dieser Zeit tritt der erhöhete Preis von 11 Thlr. für den Band, oder 28 Thlr. für das ganze Werk ein.

Jeder Band enthält 50 Lieferungen.

Leipzig, im Juli 1834.

Allgem. Niederl. Buchhandlung.

---

[355] **Für Reisende und Bäder-Besuchende.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Grimm, A. L. (Professor zu Weinheim), Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwalde. Erinnerungsblätter für Freunde dieser Gegenden. Mit 34 Ansichten. Zweite verbesserte Auflage. Geb. Taschenformat, mit deutschem oder französischem Text. 4 fl.

(Die Haas'sche Karte von jenen Gegenden wird zu 1 fl. 30 kr. dazu gegeben.)

Daraus ist besonders zu haben:

Die Bergstraße ꝛc. Mit 15 Kupfertafeln. Geb. Deutsch oder französisch. 1 fl. 45 kr.

Der Neckar von seinem Einfluß bis Wimpfen. Mit 12 Kupfertafeln. Geb. Deutsch oder französisch. 1 fl. 30 kr.

Der Odenwald. Mit 9 Kupfertafeln. Geb. Deutsch oder französisch. 1 fl.

Fenner von Fenneberg, Dr. H. (Geheimerrath und Brunnenarzt), Schwalbach und seine Heilquellen. Ein Handbüchlein für Kurgäste. 3te verbesserte und verm. Auflage. Mit 2 Kupf. 12. 1834. geh. 1 fl.

Dessen Schlangenbad und seine Heiltugenden. 8. 1824. geh. 40 kr.

Dessen Selters und seine Heilkräfte. 8. 1824. geh. 1 fl.

Dessen Kurgeschenk für Brunnen- und Badegäste. 3 Bändchen. 12. geh. 2 fl. 42 kr.

---

[337] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

The complete Works of E. L. Bulwer, Esq.

Vol. 1. Pelham, Vol. 2. England and the English, Vol. 3. The pilgrims on the Rhine, Vol. 4. The Disowned.

Der Subscriptionspreis für jeden Band bei Abnahme des Ganzen ist 1 Thlr. Einzeln ist jeder Band, der stets ein vollständiges Werk enthält, für 1½ Thlr. zu erhalten.

Diese eben so elegante, sehr korrekte und überaus wohlfeile Oktavausgabe des berühmten Schriftstellers wird noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden und 8 bis 10 Bände füllen. Die Ansicht der fertigen Bände, welche man in jeder Buchhandlung erlangen kann, wird die beste Empfehlung des Dargebotenen abgeben.

Digitized by Google

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. August 1834.

Rom! so taubensanft und schlangenklug!

Grabbe.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Ich sah lächelnd dem Pater Eusebius in die hellen Augen, die er nicht niederschlug. Das Mönchthum mit seinen grauen Satzungen zeigte sich mit einem Male vor meinen innern Blicken. Wie wunderbar ist doch dieser Riesenbau der Kirche, selbst in den kleinsten Theilen! Ueberall spricht uns derselbe Geist daraus an; überall dieselbe unantastbare Heiligkeit, überall dieselbe stolze Demuth! — Mein guter Pater Eusebius mochte etwas von diesen Gedanken auf meiner Stirne lesen, er erhob sich aus seiner knienden Stellung. „Sie entschuldigen, wenn ich Sie nun allein hier lassen muß. Meine Predigt zu beendigen, brauche ich noch ein Stündchen vor dem Nachtmahle. Bleiben Sie indeß hier und lassen Sie sich's schmecken.“ So sprach er, indem er mir die Hand drückte. „Und wie lange bringen Sie beim Nachtmahle zu?“ fragte ich. „Eine Stunde.“ — „Da ist Ihr Mahl wohl reich bestellt?“ — „Nichts als eine Wassersuppe und ein Ey, hart oder weich gesotten. Bier wird Abends auch nicht getrunken.“ — „Und bei solch frugalem Mahle bringen Sie eine volle Stunde hin?“ — „Wir hören den Vorlesungen zu aus den Schriften der Heiligen, die ein Bruder, so wie ihn die Reihe trifft, von jenem Katheder herab während der Mahlzeiten halten muß.“ — „Und nach dieser Stunde, was beginnen Sie da? wie bringen Sie den Abend hin?“ — „Einsam auf unserer Zelle, mit Lesen oder Schreiben, so weit uns dieses erlaubt ist. Dies darf wieder eine Stunde dauern, im Sommer wohl auch eine halbe Stunde länger.“ — „Und dann? — „Dann legen wir uns zur Ruhe.“ Ich betrachtete ihn mitleidig. Er verstand mich.

„Ja, ja,“ sezte er hinzu, „was man da draußen Leben nennt, davon ist hier keine Spur zu finden. Hier entfaltet sich aber ein inneres Leben dafür, das höhern Werth hat. — Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, besuchen Sie mich öfter, und Sie werden immer mehr die Wahrheit von dem einsehen, was ich Ihnen so eben sagte, uns mehr und mehr verstehen, und dann begreifen, daß selbst im Jahre 1834 noch ein Kloster von Bettelmönchen einen würdigen Platz ausfüllt und selbst eine höhere Bedeutung haben kann, als manche gepriesene neuere Institution, der Menschen Werk; denn das ist eben unser Vorzug, daß die Religion von Gott ist.“

Er grüßte und ich sah ihn in seiner langen, verschossenen und geflickten Kutte davongehen, mit gebeugtem, geschorenem Kopfe, und er erschien mir groß, dieser Bettler, in der seltsamen Stimmung, die mich

Digitized by Google

ergriffen hatte. Dieser strenge Zwang und diese Freiheit, diese Armuth und diese sorgenfreie Existenz, diese Entsagung und doch keine Entbehrung, Stolz und Demuth, freie Bewirthung, gastfreie Aufnahme und milde Spende, Allmosen dabei, welche Widersprüche scheinbar, und dennoch keine! Nie hat die Welt einen vollkommnern Organismus gesehen, als den der katholischen Hierarchie. Lange schon ging das Bestreben der Welt darauf aus, ihr ein ähnliches Werk an Macht und Herrlichkeit entgegenzustellen, doch was auch unternommen wurde, jeder Versuch scheiterte. — Ich legte ein Geldstück auf den Teller, dankte dem Bruder Kellermeister, der mir einen jungen schmutzigen Burschen, der dem Frater Gärtner beim Umgraben geholfen hatte, als Novizen vorstellte. Ich kannte ihn, er war Kellner in einem der besuchtesten Gasthöfe der Stadt gewesen, hatte am Billard markirt und wußte den Champagnerkork trefflich springen zu lassen. Auf meine Frage, was ihn dazu bewogen habe, in's Kloster zu gehen, erwiderte er lächelnd: „Ich habe große Lust daran.“ Auch der Bruder Kellermeister lächelte und reichte ihm mein Glas hin zum Reinigen. Ich ging fort und dachte lange an das: „ich habe große Lust daran,“ des Jungen.

Im Gange draußen fiel es mir ein, wie ich Weihrauchduft bemerkte, nach dem sterbenden Pater Martinus zu sehen. Ich stieg die Treppe hinan. Die Thür seiner Zelle stand offen, die Bahre mitten im Zimmer, und der alte Mönch lag auf seinem harten Lager, die Hände kreuzweis und ein Krucifix darin — er war todt. Ein tiefer Glockenton ließ sich hören. Die Mönche verließen ihre Zellen, auch Pater Eusebius kam heran. Er ging auf mich zu und sagte mit derselben Heiterkeit, die ich früher an ihm bemerkt hatte, indem er mir die Hand drückte: „So leben wir — so sterben wir.“

Die Mönche gingen zum Refectorium, ihr Nachtmahl zu nehmen, und der Todte lag einsam und stumm in seiner Zelle. Ich aber verließ das Kloster mit andern Gefühlen, als die, womit ich es betreten hatte.

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

In Belgrad sind fast ausschließlich Armenier und Griechen ansäßig, die sich den Augen ihrer immer gefürchteten Nachbarn und Herrscher gewissermaßen entzogen haben. In seinem dunkelroth gefärbten, geräumigen und reinlichen Hause sizt der Armenier, dessen Gesichtsform die ächte schöne Bildung der kaukasischen Race zeigt, dessen Statur hoch, dessen Kleidung weit und bequem ist wie die fast aller Völker des Orients, halbe Tage lang auf dem Sophalik neben dem halbvergitterten Fenster, ohne sich zu bewegen, unverwandt auf die Straße hinausschauend, das lange, mit Bernsteinmundstück versehene Pfeifenrohr nicht einen Augenblick von sich legend. Einen großen Theil seines Lebens hindurch hat er vielleicht als Mäkler und Commissionär sich bemüht, ein in jedem Moment gefährdetes Vermögen mühsam zusammenzuscharren und noch mühsamer vor Habgier und Verfolgungssucht zu bewahren. Denn der Armenier hat zwei schlimme Feinde: den Osmanen und seinen eigenen Landsmann, welcher zu einer andern Kirche gehört, indem beide Konfessionen, die orientalisch-armenische und die katholische, einander als Ketzer hassen und verfolgen. Endlich kommt auch für ihn, wenn er glücklich genug gewesen ist, sich den Blicken des luchsäugigen Neides zu entziehen, wenn ihm nicht etwa der gefährliche Posten eines Primaten der Nation, oder gar eines kaiserlichen Münzdirektors zugedacht worden ist, die Zeit der Ruhe. Für ihn gibts kein Heimweh: Sklave von der Wiege an, außer dem Stammlande geboren, kennt und sucht er kein andres Vaterland; nicht die eisbedeckten Höhen des Ararat, nicht Etschmiadzins kirchlicher Glanz, nicht Nakschewans Ebene, in welcher nach der Sündfluth die geretteten Paare gelebt, ziehen ihn an. In einer stillen Wohnung auf dem Ufer des Bosphorus oder in den benachbarten Dörfern birgt er sein Erspartes und lebt ruhig und zufrieden. Gegen Abend sieht man die Familien, schöne, aber etwas starkgebaute Frauen mit dunklem Haar und Auge, und blühende Kinder, auf dem Wiesengrün, auf Teppichen und Kissen lagernd, ihr mäßig Vesperbrod verzehren oder lustwandeln unter den Bäumen.

Auch Franken wohnen in Belgrad und einige besitzen hier stattliche Häuser. Wer Lady Montagues Briefe gelesen, wird sich dieses Ortes erinnern, dessen freundliche Stille die geistreiche und schöne Frau beschreibt. Jezt wählt man diesen Aufenthalt indeß nur im Frühling, wenn der Schnee vom Gebirge verschwunden, wenn Baum und Wiese sich in helles Grün gekleidet, wenn die Wege trocken genug sind, um Reiter und schwerfällige, von Ochsen geschleppte Arabas, auf denen bisweilen eine ganze Familie zusammengekauert sizt, nicht zu gefährden. Dann ziehen von den Bewohnern Peras jene Wenigen, die es über sich gewinnen können, der freien, schönen Natur zu lieb ihrem täglichen Brod, ihrem unentbehrlichen, zur Sommerszeit mit der ganzen Haushaltung nach Buyukdere verpflanzten Geklatsch und ihrer müßigen Fraubaserei zu entsagen, in das frische Waldthal, bis das Nahen der heißen Tage, wo die Verminderung der Wassermasse in den Behältern durch Gebrauch und Verdunsten die Luft mit Krankheitsstoff schwängert, sie an den Abzug mahnt.

Digitized by Google

Im Walde von Belgrad entspringt die Mehrzahl der Quellen, welche Konstantinopel mit Trinkwasser versorgen. In diesen, dem Sonnenstrahl unzugänglichen Schluchten, wo der Schnee langsam schmilzt und der Boden im Zustande immerwährender Feuchtigkeit bleibt, finden sie Nahrung und sammeln sich zu zahlreichen kleinen Strömungen. Die besondern Verhältnisse des Landstrichs, welcher sie von der gegen drei Stunden Weges entfernt liegenden Stadt trennt, hat das zusammengesetzte System veranlaßt, von welchen gegenwärtige Bemerkungen eine gedrängte Darstellung zu geben sich bemühen. Zwei kleine Gewässer, die schon genannten Cydaris und Barbyses der Griechen, gegenwärtig dieser der Fluß von Kiahat-shan (Papierfabrik), jener der von Alibey-Koi geheißen, durchströmen von Norden her das Plateau, welches sich vom Dorfe Pyrgos in's Thal der süßen Gewässer hinabsenkt, das die Griechen den Silbersee, Argyrolimne, nannten, und welches mit seinen schattigen Baumgängen, seinen smaragdnen Wiesen und seinem Lustschlosse Mahmuds I., abwechselnd mit dem anmuthigen Thal von Göksu auf dem asiatischen Ufer, der Lieblingsspaziergang ist, wo türkische Frauen von ihren bunt und fantastisch aufgeputzten Kindern begleitet, am Freitagsmorgen im Frühling zu lustwandeln pflegen, während die Männer gravitätisch miteinander sich unterreden und die vergoldeten, roth ausgeschlagenen und mit Blumen bemalten Arabas mit ihren Lenkern in der Nähe warten. Ueber die erwähnten beiden Bäche, ihre Zuströmungen und Thäler hinweg mußte das Trinkwasser geleitet werden, bevor es den großen Wasserbehälter (Taksim) am bulgarischen oder krummen Thor (Egri Kapu) erreichen kann, von wo es sich vermittelst der Nebentaksims von At-Basar (Pferdemarkt), von Aia Sofia und Yeni Bagdsche (neuer Garten), durch Kanäle und Wasserpfeiler in ganz Konstantinopel vertheilt. Aber nicht nur für die Stadt selbst, auch für die jenseits des Hafens gelegenen fränkischen Vorstädte Pera und Galata, für das jüdische Chasskòi, in dessen Nähe der israelitische Friedhof, ohne Baum und mit flachen Grabsteinen, mit den pittoresken türkischen Todtenäcker einen auffallenden Kontrast bildet, für das griechische S. Dimitri, für Tophana, Kassim Pascha mußte gesorgt werden. Für diese ist der unter türkischer Herrschaft errichtete Aquäduct von Bagdschekòi (Gartendorf) destimmt.

Wenn man von Bujukdere aus den Weg nach Bagdschekòi einschlägt, so gelangt man, nachdem man die enge, schmutzige Gasse des häßlichen Dorfes verlassen hat, in welchem das große, schwarz angestrichene preußische Gesandtschaftshotel, das schöne Franchinische Haus und die katholische und griechische Kapelle liegen, auf die Wiese, von den Peroten vorzugsweise la Prairie genannt, durch die alte Platane geschmückt, welcher die Türken die Benennung „die sieben Brüder“ (Jedi Kardatsch) gegeben, wo, einer in der Geschichte nicht begründeten Volkssage gemäß, Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheer lagerte, bevor er nach dem anatolischen Ufer übersetzte. Auch jezt noch sieht man dann und wann Zelte aufgeschlagen, wenn unzählige Pferde hier auf die Weide getrieben werden. Wiesen, Getreidefelder und Gärten wechseln ab in diesem fruchtbaren, feuchten Thale, das auf beiden Seiten von parallellaufenden, niedrigen grünen Hügelreihen eingeschlossen wird, bis man sich der Wasserleitung nähert, welche, bedeutend höher liegend als die Ebene, über eine schmale Schlucht hinwegführt, wo die erwähnten Hügel einander ganz nahe kommen und dann zu beiden Seiten abschweifen. In der Nähe liegt das kleine Dorf.

Ein-und-zwanzig hochgewölbte Bogen bilden den Aquäduct, der sich in einer Ausdehnung von 560 Ellen erstreckt, ein großartiges und dauerhaftes, aus festen Steinblöcken gemauertes Werk Sultan Mahmud I., der es im Jahr 1731 mit großem Aufwande erbaute. In der Tiefe der Schlucht läßt ein kleinerer Bogen einen Durchgang, und von hier hat man eine unvergleichliche Aussicht über das wie in einen Rahmen gefaßte blühende Thal, im Hintergrund das Meer und die asiatische Küste mit ihren flachen Hügeln. Mehr als einmal verweilte ich, gegen Abend aus dem Belgrader Walde heimkehrend, an dieser Stelle: von dichtem Baumwuchs rings umgeben, lag hinter mir das Hochthal von Baydschekòi; ein einzelner Reiter oder ein verspäteter Hirte kam langsam den von den Regengüssen des Winters tief ausgeschnittenen Hohlweg heran, Dunst stieg bläulich aus der Niederung auf und legte sich auf die Ferne, während Trommelwirbel und der Donner des Geschützes im russischen Lager und auf der im Bosphorus ankernden Flotte durch die stille Abendluft zu mir getragen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe an Ritter von Leonhard.

Weimar, 16ten Novbr. 1815.

Wenn in der gegenwärtigen Zeit eine den allgemeinen Wünschen so sehr gemäße Umwälzung uns bedrängt und theilweise vernichtet, so daß der Verstand sich vergebens anstrengt, um auszusinnen, wie hieraus eine neue Gestaltung der Dinge sich ergeben möchte, so kann nichts tröstender seyn als die Gegenwart solcher Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseyns der höchsten Bildung theilhaftig geworden, deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß

Digitized by Google

Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde.

Der Frau Herzogin von Oldenburg kaiserl. Hoheit *) haben, als ich von meinen Verhältnissen in der Maingegend sprach, und wegen der Verbundenen in Hanau einige Besorgniß äußerte, gnädigst geruht, dieses Blatt übernehmen zu wollen, um es Ihnen einhändigen zu lassen, und, wenn es die Umstände erlauben, Sie selbst zu sprechen. Da ich in diesem Falle gar wohl von mir auf Ew. Hochwohlgeb. schließen kann, so wüßte ich nichts zu Ihrer Beruhigung und Aufrichtung in dem gegenwärtigen Augenblick Wirksameres, das Ihnen das Glück zuwenden könnte, als sich persönlich von den Vorzügen einer Dame zu überzeugen, die durch Worte und Beschreibung nicht zu schildern sind; ich erbitte mir dagegen Ihre wohlwollende Theilnahme und Mittheilung. Unter besten Wünschen

Goethe.

*) Katharina, Großfürstin von Rußland, Herzogin von Oldenburg, von 1816 an Königin von Würtemberg, † 1819.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Burnes Reisen in Indien.

Die Franzosen in Lahore benahmen sich auf's Freundschaftlichste gegen Burnes sowohl bei dieser Gelegenheit, als bei seiner spätern Durchreise, und theilten ihm alle ihre Erfahrungen mit, um ihm sein gefährliches Unternehmen zu erleichtern. Besonders gab ihm Herr Court Verhaltungsregeln mit, welche Burnes im Original beifügt und die von jedem Reisenden im Orient Beherzigung verdienen. „Dieser Mann," sagt Burnes, „ist sowohl Geograph, als Alterthumskenner. Er sowohl, als seine Kameraden befanden sich vormals im Dienst eines persischen Prinzen, und er reiste nach Indien als Eingeborner, was ihm Gelegenheit gab, die besten Nachrichten über die dazwischen liegenden Länder zu sammeln." Er zeigte ihm den Weg, den er von Kermanschah über Herat, Kandahar, Ghuzni und Kabul nach Attok zurückgelegt, mit großer Sorgfalt topographisch entworfen, und sagte, es sey ihm weniger darum zu thun gewesen, eine vollständige Karte von jenem Theile Asiens zu bekommen, als eine einzige gute Straße mit allen ihren Wendungen, so wie die Länder in militärischer und statistischer Hinsicht zu erforschen. Auch hat er vortreffliche Wege, sowohl für Infanterie, als Kavallerie ausgemittelt. Seinen vierjährigen Aufenthalt in Punjab hat er dazu benuzt, die Geographie dieses Landes genauer kennen zu lernen; und obgleich Runjiet Singh es nicht ganz gern zu sehen schien, ist es ihm doch gelungen, von Attok bis nahe an der britischen Grenze einen breiten Streif aufzunehmen. Er wird wahrscheinlich in Kurzem das Resultat seiner Forschungen mittelst der geographischen Gesellschaft zu Paris der Welt mittheilen. — Diese französischen Offiziere haben dem Runjiet Singh ein zwischen 30 bis 40,000 Mann starkes regelmäßiges Heer gebildet, und zwar von allen Waffengattungen und mit einer verhältnißmäßig starken Artillerie, welche vortrefflich bedient seyn soll; alles Kommando ist französisch. Der Verfall des Afghanenreichs hat diesem unternehmenden Fürsten Gelegenheit gegeben, seine Eroberungen bis jenseits des Indus auszudehnen. Die Feste Attok, mit den Pässen, welche das eigentliche Thor von Mittelasien nach Hindostan bilden, sind in seiner Gewalt, und der Herrscher von Peschawur entrichtet ihm Tribut. Kaschmier, das zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Afghanen erobert worden war, ist ihnen seit einigen Jahren von Runjiet abgenommen worden; der Reichthum dieses Landes scheint jedes Volk, welches es besessen, zum Herrn der umgebenden Völker gemacht zu haben. Runjiet hatte im Jahr 1831 sechs-und-dreißig Lac Rupies daraus bezogen, und dabei versicherte er, er werde von Allen bestohlen, die er als Statthalter dahin schicke, und er werde wohl genöthigt seyn, selbst hinzugehen oder doch einen seiner Söhne hinzusenden. Er bedient sich der herrlichen Gewebe jenes Landes zu Vorhängen, Fußteppichen, Zelten, Satteldecken u. s. w., und da die Waare gegenwärtig nicht so verkäuflich ist als sonst, so bezahlt er seine Truppen damit, und gibt z. B. einem Offizier, welcher 500 Rupies zu empfangen hat, für 500 Rupies Shawls, womit, wie der geschwäzige Monarch versicherte, dieselben sehr zufrieden seyen. Das Militär scheint aber in der That nicht zufrieden, weil er dasselbe nicht mehr so gut, noch so regelmäßig bezahlt, als er sonst zu thun pflegte, und wie ein Monarch, dessen Macht durch das Schwert gegründet worden und auf der Treue der Truppen beruht, thun sollte. Lieutenant Burnes fand z. B. die Besazung von Attok in offener Meuterei; sie hatte ihre Offiziere verjagt und erklärte sich entschlossen, nicht zur Unterwürfigkeit zurückzukehren, bis sie ihren rückständigen Sold empfangen, und damit der Fürst ihre Unzufriedenheit desto mehr bemerken möchte, ließen sie die Reisenden nicht in die Stadt. Dennoch glaubt der Verfasser nicht, daß seinem Reiche während seines Lebens Gefahr drohe; aber er ist alt und fängt an schwach zu werden, und unter seinen Angehörigen soll noch keiner hervorstechendes Talent gezeigt haben, das ihm das Uebergewicht über die wahrscheinlichen Mitbewerber um den Thron sichern könnte, besonders da die Geistlichkeit den Versuch machen wird, die weltliche Herrschaft zu schmälern. Doch ich muß schließen und Ihre Leser auf das Werk selbst verweisen, welches, sonderbar genug, ohne Karte erschienen ist, obgleich es ohne eine solche kaum verständlich ist. Indessen hat J. Arrowsmith, dem Lieutenant Burnes alle seine Materialien und Beobachtungen mitgetheilt, eine Karte herausgegeben. Sie ist besonders zu haben, gehört aber auch zum Universalatlas, welchen dieser talentvolle Geograph so eben vollendet hat. Burnes scheint ihm seine Materialien deßwegen anvertraut zu haben, weil er bei seiner Ankunft in England dessen Karte von Mittelasien richtiger fand als alle andern, und dieselbe daher der wenigsten Berichtigungen bedurfte.

Von dem unterhaltenden Werkchen: Bubbles of the Brunnens of Nassau, by an old Man, ist bereits eine zweite Auflage erschienen. Der Verfasser ist ein Kapitän Head, welcher durch seinen Galopp durch die Pampas von Buenos Ayres schon früher vortheilhaft bekannt war. Es enthält unter vielen Irrthümern manch Fünkchen Wahrheit und verdient wohl, gelesen zu werden.

Gern hätte ich noch etwas über die Händelsche Jubiläumsfeier hinzugesezt, aber mein Papier ist voll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. August 1834.

Wir waren Zwillingslämmer, die sich trob
Im Sonnenschein anblöcken, Unschuld nur
Um Unschuld tauschten wir. —

Shakespeare.
Wintermährchen.

Der ungerathene Prinz.

Erzählung von A. T. Beer.

Ich will einen Theil meiner Lebensgeschichte, trostlos und einfach wie sie ist, mir zur wehmüthigen Erinnerung, andern zur Warnung aufschreiben. Denn vieles, was ich bereue, hat dies Herz bewegt, vieles, was ich hätte bekämpfen sollen, hat mich zu einer Handlungsweise getrieben, die ich durch nichts entschuldigen kann, als durch die Leere, die ein Herz empfand, dessen schönste Blüthen ein früher Frost dahingerafft hat, und durch tausend Irrthümer auszufüllen suchte.

Ich bin in einem Stande geboren, wo es leicht ist, liebenswürdig, aber schwer, tugendhaft zu seyn. Mein Vater war der Fürst N., der Aelteste eines reichen, durch Jahrhunderte berühmten Stammes; er heirathete in sehr früher Jugend. Meine Mutter war eine kleine, determinirte Frau, die viele Eigenheiten hatte, unter andern die, daß sie keine Veilchen riechen mochte; sie soll einst sehr hübsch gewesen seyn, und von interessantem Aeußern habe ich sie noch gekannt. — Ihre klaren Adleraugen blickten etwas kalt; sie hatte nicht oft geweint, aber desto mehr beobachtet, und meinen Vater, der ein kränklicher, schwacher Herr war, unumschränkt beherrscht. Es war wirklich schwer, ihr zu widerstehen, wenn sie etwas ernsthaft verlangte. Ich sehe sie noch vor mir stehen, mit dem Spazierstöckchen in der Hand, das sie gewöhnlich trug, mit dem Amazonenkleide auf dem zarten Körper, mit Kamaschen an den schönsten kleinen Füßen der Erde, mit dem runden Federhute auf dem zierlichen Kopfe, dessen despotischer Sinn so seltsam kontrastirte mit der zarten Form ihres Körpers. Die Verwalter zitterten vor ihren Ermahnungen; sie bekümmerte sich um Alles, deritt die Felder, machte Anlagen, ließ pflanzen und ausrotten. Ihr praktischer Sinn offenbarte sich auch darin, daß sie auf ihren Spaziergängen immer eine kleine Säge mit hatte, um die trocknen Zweige, die sie erreichen konnte, damit abzunehmen, was mich oft, wenn ich sie begleitete, recht herzlich langweilte. Sie hatte über Alles ihre eigene Meinung fest aufgebaut; über Magnetismus, Galls System und Politik sprach sie mit gleicher Bestimmheit, und wenn auch nicht immer mit Sachkenntniß, doch nie ohne Verstand und Scharfsinn; auch durften sie die Herren nicht sehr in die Enge treiben, weil sie eine zu vornehme und gefürchtete Dame war, und mit Frauen sprach sie selten.

Diese meine Mutter übte über mein Gemüth eine unumschränkte Gewalt; mein Vater starb schon frühe und sie war meine Vormünderin und Erzieherin. Ihre einzige Herzensfreundin war eine Prinzessin von S... brück, die meines Vaters Jugendliebe gewesen seyn soll; sie

Digitized by Google

war eine sanfte Frau in mittlern Jahren, ohne festen Charakter, aber fromm und unbedingt meiner Mutter sich fügend. Die Prinzessin hatte ein junges Mädchen zu sich genommen, die Tochter eines Obristen von Riepen, den sie einst sterbend in einem Dorfe fand und mit christlicher Milde pflegte.

Adelheid v. Riepen war neun Jahre alt, als sie zuerst in unser Haus kam, und es ward beschlossen, daß, so lange die Prinzessin von S...brück in R., wo wir im Winter wohnten, bleiben würde, die Kleine und ich unsere Lehrstunden theilen sollten, weil sie ein fleißiges, sittsames Mädchen, ich aber ein fauler, wilder Junge war. Wir lernten zusammen Geschichte, Geographie, neuere Sprachen und Zeichnen. Letzteres machte ihr viel Verdruß, denn es ging so damit: Unser Lehrer hatte die gute oder schlechte Methode, uns gleich nach der Natur, nie nach Mustern zeichnen zu lassen. — Er setzte sich z. B. vor Adelheid hin und sagte ihr: „sehen Sie doch einmal meine Nase genau an.“ Sie that es. „Nun zeichnen Sie sie nach.“ Das arme Mädchen war es nicht im Stande vor Lachen und Verlegenheit; ich aber nahm einen dicken Bleistift, machte einen weit ausgeholten Bogen, den ich kühn in einer Spitze endigen ließ, und der Meister sagte: „Bravo! das Charakteristische ist aufgefaßt.“ Endlich kamen wir zu ganzen Menschen; der Lehrer setzte sich hin, drapirte sich mit einem leinenen Tuch und sagte: „Nun zeichnen Sie die Falten nach.“ Adelheid weinte beinahe über die Zumuthung. Ich sagte: „Herr O., allein können wir es nicht, drapiren Sie Fräulein Adelhaid, und beim Nachzeichnen helfen Sie mir; dann leiste ich ihr denselben Dienst.“ Er war es zufrieden; ich zeichnete, und wunderbar! das junge Köpfchen stand auf meinem Papiere, die schmale Mädchenschulter war sanft unter dem Mantel angedeutet, der schlanke Arm stützte sich unverkennbar auf den Stuhl. Er sagte: „Bravo, mein Prinz! das ist mehr, als für Ihren Stand nöthig ist.“ Als nun aber Adelheid mich nachzeichnen sollte, ach! da konnte man recht sehen, welch ein Unterschied zwischen einem Prinzen und einem bloßen Fräulein ist; sie war ungeschickt wie ein Gänschen; ich schnitt ihr Gesichter, sie lachte, und der Lehrer nahm ihr entrüstet den Bleistift aus der Hand. Dann herzte ich sie dafür, wenn er weg war und ich sie einen Augenblick allein erhaschen konnte, denn der Hofmeister oder eine von den Müttern war uns immer auf den Fersen. Nun kam der italienische Lehrer. Er sagte: „Principe! Signorina! passen Sie auf: das Zeitwort andare. Wie sagt man auf italienisch: laßt uns im Garten des Prinzen Schwarzenberg spazieren gehen?“ Ich wußte es nicht; sie sagte mit süßem Stimmchen und beschämt, mich beschämen zu müssen: „andiamo a spasso nel giardino del principe Schwarzenberg.“ — „Va ben! Signora!“ sagte der Lehrer. „Nun sagen Sie mir einmal weiter: laßt uns im Garten des Prinzen Lobkowitz spazieren gehen.“ Sie sah ihn groß an, sie glaubte, ihn mißverstanden zu haben; ich aber rief schnell: „andiamo a spasso nel giardino del principe Lobkowitz.“ — „Bravo, principe!“ rief der Lehrer sehr befriedigt. „Sie werden leicht so viel lernen, als Sie brauchen.“ Adelheid schlug die Augen nieder, aber sah mich dann gleich wieder freundlich an. Einst bauten wir uns eine Burg im Garten, es fehlte nichts als das Gitterthor. Wir schleppten ein Eisengitter herbei. „Ich kann's nicht halten!“ rief sie ängstlich. „Versuche es nur,“ erwiderte ich, „strenge Dich etwas an!“ Aber ach! ihre Händchen ließen los, das schwere Gitter rutschte an ihren Beinen herab und zerriß das Kleid und die Haut, daß das Blut herab strömte. Ich wusch sie an der nahen Quelle, ich küßte ihre Wunde, sie sah mich lächelnd und weinend an. „Ach, wie wird die Bonne schelten über mein Kleid!“ klagte sie. „Und die Mama,“ rief ich, „schlägt mich gewiß, wenn sie Dein Bein sieht.“ — „Davon soll kein Mensch was erfahren!“ rief sie halb demüthig; und sie hielt Wort, sie litt um meinetwillen Schmerzen, ohne daß sie sich's merken ließ. Drei Tage hinter einander stahlen wir uns unbemerkt in den Garten, wo ich sie mit feinem Leinen und einer Salbe verband, die sie mitbrachte. — Ich habe ihr die Wunde nie vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

Der Linie der Bauwerke folgend, gelangt man in wenigen Minuten an einigen schlanken Pinien vorbei, welche ihr Laubdach hoch emportragen, nach dem Dorfe, und von dort zu dem im Jahre 1749 erbauten Mahmudsbende, welcher den Aquäduct versieht. In ein tiefes, aber ziemlich hochliegendes Thal, das auf drei Seiten künstlich eingedämmt ist, ergießen sich mehrere Quellen und kleine Bäche, welche eine bedeutende Wassermasse bilden. Eine gewaltige, mit großen Steinplatten belegte, durchgehends mit Marmor verzierte Brustwehr schneidet das Thal oder den Bend an seinem Eingange ab und läßt durch ein Schleußenthor in der Mitte nur so viel Wasser abfließen, als der Aquäduct bedarf. Diese festungähnliche hohe Mauer, bisweilen 24 Fuß dick, oben mit einer breiten Plattform und umlaufenden Galerien

Digitized by Google

versehen, zu denen Stiegen auf beiden Seiten hinaufführen und von welchen der Blick über die Wasserfläche schweift, welche einem kleinen, von Laubholz umhegten Landsee gleicht, blendend weiß, so dauerhaft als elegant gebaut und mit vergoldeten Inschriften versehen, macht eine ganz eigenthümliche Wirkung in dieser waldigen Wildniß, wo das dunkle Grün der Bäume die wirksamste Folie bildet. — So sind die Bende beschaffen, in denen sich die Gewässer sammeln und deren es im Belgrader Walde sieben von verschiedenem Umfange gibt. Einer der elegantesten unter denselben ist der Bend der Walide, oder der Sultanin Mutter Mahmuds I., welcher nicht fern von dem erstgenannten weiter nach Belgrad zu in einer anmuthigen Gegend liegt, wo schmale Pfade durch das Dickicht führen, das immer frisch und mit Thauperlen besäet, in allen Nüancen des dunkelsten bis zum hellsten Grün spielt und das Auge ergözt. Auch dieser Bend versorgt den Aquäduct von Bagdschekòi, mit welchem er zu gleicher Zeit erbaut wurde. Freundliche, aber etwas verfallene hölzerne Kiosks, die Wände mit Arabesken und Blumenmalereien verziert, liegen an beiden Enden der Plattform, auf welcher eine marmorne Inschrifttafel die Geschichte des Baues und das Lob des Ortes in pomphaften Worten berichtet. Hieher kommen oft, namentlich Freitags, aus den Dörfern der Umgebung ganze Schaaren türkischer Frauen, Morgens, wenn der Bend noch im Schatten liegt, oder wenn der Sonnenstrahl das vom Abendwinde sanft gewiegte Laub röthet und immer wechselnde phantastische Gebilde auf Boden und Wand in leichten, zerfließenden Umrissen hinzeichnet. Ein Araba trägt sie und die Labung, welche unter unaufhörlichem Geschwäz verzehrt wird, nachdem sie im Kiosk Vorkehrungen getroffen, daß kein Zudringlicher ihre entschleierten Züge belauschen kann.

Das Dörfchen Bagdschekòi muß man an einem Jahrmarkttage im Monat Mai sehen. Dann zieht alle Welt von Buyukdere und Therapia dahin, in Arabas, zu Pferde, zu Fuß — dies die wenigsten, denn nach der Sitte der Orientalen scheuen im Durchschnitt auch die Peroten, die weder dem Morgen- noch dem Abendlande angehören, jede anstrengende Bewegung. Auf der großen Wiese vor dem Dorfe lagert Alles und ißt und trinkt nach Herzenslust von den mitgebrachten Vorräthen, denn ohne Essen und Trinken gehts einmal nicht, und was man in Bagdschekòi findet, mundet nicht sehr: in schlechtem Oel gebackene Mehlspeisen, fette Fleischkuchen und ähnliche Leckerbissen; dazu, wenn man etwa einen Bekannten im Orte hat, Kaffee und Rosenkonfekt, welche bei jeder Gelegenheit aufgetragen werden. Den ganzen Tag über lärmt und schießt und trommelt man, nachdem früh Morgens der Papa in der Kirchthüre den Segen ertheilt; auf dem Rasen tanzt das Männervolk die Romaika, in den Wohnungen, aus denen ohrzerreißende Musik schallt, hüpfen die griechischen Frauen umher, welche bei diesen Gelegenheiten sehr geschmückt sind, mit goldenen Borten besezte Leibchen, Röcke von gestreifter Seide aus Brussa, gestickte Pantoffeln und einen gewaltigen, aus bunten seidenen Tüchern zusammengesezten, turbanähnlichen Kopfputz tragen. — Einen Kontrast mit dieser Scene bildet eine andere, von der ich ein paar Mal Zeuge war. Hinter dem Dorfe erstreckt sich bis zum Eingange des Waldes ein Wiesengrund, wo während der Sommernächte ein Zigeunertrupp seine Zelte aufzuschlagen pflegt. Diese wanderlustigen Kinder eines fremden Erdtheils ziehen seit lange ungestört im türkischen Reiche umher, das Labyrinth von Völkerschaften vergrößernd, welches dasselbe von der Donau bis zum Euphrat und bis zu den Katarakten des Nil zu einem fruchtbaren Felde für den Ethnographen macht. Abends sieht man sie Feuer unter großen Kesseln anschüren, schmuzige Weiber bringen die halbnackten Kinder zur Ruhe und ordnen das Nachtmahl, die Männer befestigen die Zeltdecken und breiten auf den Rasen zerlöcherte Teppiche aus, die ihnen als Schlafstellen dienen. Lumpen, halbverkohltes Holz und versengte Stellen im Grase bezeichnen am andern Morgen den Ort, wo sie ihr Nachtquartier aufgeschlagen.

Das Wasser der beiden Bende von Bagdschekòi, welches durch den schönen, bereits beschriebenen Aquäduct über die einzige bedeutende Schlucht hinweggeleitet wird, die es auf seinem Wege antrifft, strömt in einer mehrmals leicht sich krümmenden Linie auf Pera zu. Auf dem Wege dahin befördern sechs Wasserpfeiler seinen Lauf. Diese, welche von den Türken Suterazi genannt werden, sind viereckige, aus Mauerwerk errichtete, oben abgestumpfte Pfeiler, in welchen das in gesenkter Linie zuströmende Wasser durch bleierne Röhren auf der einen Seite hinaufsteigt, auf der andern wieder fällt. In manchen Fällen können solche Pfeiler den weit kostspieligern Aquäduct ersetzen. In der Nähe von Pera findet sich das erste Taksim, durch welches ein Theil der Wassermasse nach den beiden am Bosphorus gelegenen Dörfern Dolmabagdsche (der Kürbißgarten) und Beschiktasch (das heißt der Wiegenstein) abgeleitet wird, wo der Sultan gewöhnlich den Winter zuzubringen pflegt, nachdem ihm seit der lezten Janitscharenverschwörung das große Serail unheimlich geworden ist, und wo einst Mahomed II. einen Theil seiner Flotte eine Landreise anstellen ließ, um in den Hafen einzudringen. Auch nach dem landeinwärts gelegenen San Dimitri, einem wegen des dort sich aufhaltenden Gesindels aller Art übelberüchtigten Orte, wird von dort aus das Trinkwasser geschafft. Am Ende der langen Gasse Pera's

Digitized by Google

sieht man das zweite große Taksim, welches die den Hafen einschließenden Vorstädte versorgt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die umfassendste wissenschaftliche Darstellung des gesammten Systems der Wasserleitungen der türkischen Hauptstadt findet man in dem verdienstvollen und reichhaltigen Buche des verstorbenen Grafen Andreossy, vormaligen französischen Botschafters bei der Pforte: „Voyage à l'embouchure de la mer noire." (Paris, 1818) wo die mechanischen Vorrichtungen der Suterazis, Taksims u. s. w. ausführlich und genau erläutert und durch Abbildungen und Karten anschaulich gemacht sind. Eine ganz detaillirte Karte der hydraulischen Werke fehlt uns aber noch immer. Auch Herrn v. Hammers Constantinopolis und der Bosporos enthält in seinen beiden Theilen manches Hiehergehörige, welches alles, neben den Ergebnissen wiederholter eigener Ansicht bei Besuchen der Gegend, in der vorstehenden Schilderung benutzt worden ist. Mellings großes Kupferwerk gibt eine schöne und getreue Ansicht des Justinianischen Aquäducts.

Lieder von Karl Mayer.

Aufstörung.

Den Rehbock hab' ich aufgeschreckt.
Wie hat er laut den Wald durchscholten!
Wer Einsame im Grünen weckt,
Dem wird mit schlechtem Dank vergolten.

Abends im Felde.

Erfüllt von ländlichem Behagen,
Vermiss' ich Flügel, die mich tragen,
Dem Käfer gleich, in's Reich der Lüfte;
Doch wehrt mir nichts, in Feld und Düfte
Mit dieser Käfer frohem Brummen
Mein Abendlied hinauszusummen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juni.

Der Grabstein Konradins von Staufen.

... Einer der ersten Gegenstände, welche hier meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, waren die Lokalitäten, an welche sich das Andenken Konradins von Schwaben knüpft. In die Gefühle, welche diese Wallfahrt in mir heraufgerufen, habe ich noch keine Ordnung bringen können, und ich beschränke mich für diesmal auf eine kurze historische Notiz, besonders über den Grabstein, der das Andenken Konradins und Friederichs von Oesterreich bewahrt. Es ist auffallend, daß Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen desselben gar nicht erwähnt, was er immerhin verdient hätte, aus welcher Zeit er auch herrühren mag.

Es ist bekannt, daß Konradin, der letzte Sprößling des Hohenstaufischen Kaiserhauses, auf der Piazza del mercato zu Neapel am 29sten Oktober 1268 unter den Augen seines ungerechten Richters, Karls von Anjou, enthauptet wurde. Dieser Platz befand sich damals noch außerhalb der Mauern der Stadt, denn erst unter Ferdinand I. von Arragonien im Jahr 1484 wurde dieser östliche Theil zur Stadt gezogen und die Mauern errichtet, welche von der Kirche S. Maria del Carmine bis zu S. Giovanni a Carbonara gehen und noch jetzt vorhanden sind. Karl von Anjou wählte diesen Platz zur Richtstätte, weil zu seiner Zeit, wie noch jetzt, kein freier Platz in den innern, alten Theilen Neapels sich befand; denn das Plätzchen bei S. Lorenzo, das früher als Marktplatz diente, war zu klein für die öffentlichen Zurüstungen, die Karl zur Hinrichtung Konradins und seiner Leidensgenossen machen ließ. Neben der Piazza del mercato war eine kleine Kapelle, S. Maria del Carmine, und — so erzählten beinahe einstimmig die neapolitanischen Geschichtschreiber und Topographen — die mitleidigen Karmelitermönche dieser Kirche nahmen den Leichnam des jungen Fürsten, der noch die Tröstungen der Kirche vor seinem Tode erhalten hatte, und begruben ihn sammt dem Leichname des Friederich von Oesterreich, seines Freundes, auf der Stelle, da sie enthauptet wurden. Die Mutter Konradins — fahren jene fort — die auf die Nachricht seiner Gefangennehmung zur See sich nach Neapel begeben hatte, um ihn loszukaufen, fand ihren Sohn schon enthauptet; sie ließ durch den Erzbischof den Karl um die Erlaubniß bitten, ihrem Sohne ein marmornes Denkmal auf der Stelle der Enthauptung zu errichten; der König aber gestattete ihr bloß, den Leichnam Konradins von der Piazza del mercato in die Kirche S. Maria del Carmine bringen zu lassen. Historisch gewiß ist nun, daß die Mutter Konradins reichliche Spenden dieser Kirche übermachte, so daß dieselbe bedeutend verherrlichert werden konnte. Hinter dem Hauptaltar sieht man den wenig beachteten Grabstein Konradins und Friederichs mit folgender italienischer Inschrift:

Qui giacciono Corradino di Stoufen
figlio dell' Imperatrice Margarita
di Corrado re di Napoli
ultimo de' duchi dell' imperale casa
di Suevia
e Federico d'Absburg
ultimo de' duchi d'Austria.
Anno 1269.

Die Geschichtsforscher müssen über das Alter dieser Inschrift entscheiden und die genealogischen Räthsel lösen, die darin enthalten sind.

Auf der Todesstätte Konradins stand eine Kapelle, genannt Capella della S. Croce, deren Gründer aber geschichtlich nicht erwiesen ist, und neben ihr eine Säule mit dieser Inschrift:

Asturis ungue Leo pullum rapiens aquilinum
Hic deplumavit accphalumque ...

Im Jahr 1781 verwüstete eine Feuersbrunst einige Häuser auf der Piazza del mercato, und die Regierung benutzte diese Gelegenheit, diesen Platz geräumig zu machen, und mußte zu diesem Zwecke mehrere Häuser an sich kaufen und einreißen lassen. Dieses Loos traf auch die alte Kapelle S. Croce; allein es wurde keineswegs an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt, wie Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen sagt, sondern in der Mitte des neuen Platzes steht neuerrichtet die Kapelle S. Croce, in deren Innerm zwei Säulen der alten Kapelle, aber ohne irgend eine Inschrift, eingemauert sind. Der neue Platz ist einer der größten Plätze Neapels und der einzige in dem östlichen Theile der Stadt. Die Ansicht des alten Platzes zur Zeit Masaniello's, der hier seine vorübergehende Herrschaft gründete, ist noch auf einem Gemälde zu sehen, das in dem Museo borbonico zu Neapel aufbewahrt ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. August 1834.

Das System der Wasser, womit man Konstantinopel versorgt, ist eines der merkwürdigsten, im Ganzen sowohl als in den Einzelnheiten. — An den eigenthümlichen Arbeiten der Moslems bemerkt man nicht so viel Größe als an denen der Römer, aber sie verrathen mehr Einfachheit und Feinheit und zeigen den Unterschied zwischen beiden Nationen.

Andréossy.

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Fortsetzung.)

Dies Alles sind türkische Bauten. Wir müssen nun zu dem, den Fuß und die Abhänge des Gebirges deckenden Walde zurückkehren, um die Hauptwerke aufzusuchen, welche die Sultane aus der griechischen Kaiserzeit vorfanden, und welche sie erneuerten, in Stand setzten, vielfach erweiterten und vermehrten. Dicht hinter Bagdschekói beginnt das Gehölz, und in einer halben Stunde gelangt man auf einem angenehmen Pfade, welcher über einen Bergrücken führt, nach Belgrad. Vier Bende umgeben diesen Ort: oberhalb desselben liegt der kleine (Kutschukbend), unterhalb der große (Buyukbend), dem Sultan Mahmud im Jahr 1740 seine gegenwärtige Gestalt gab, und der in seiner unregelmäßigen Ausdehnung mit seinen sich windenden Ufern, wo man unter den hohen, schönen Bäumen und auf dem mit Gras und duftenden Kräutern bedeckten Boden Ruheplätze und freundliche Orte zum Lustwandeln findet, einem See ähnlicher sieht als einem künstlich geformten Wasserbehälter. Sein ungeheurer Dammwall hat eine Länge von mehr denn vierhundert Fuß bei hundertdreißig Fuß Höhe. Zwei andere von geringerer Ausdehnung, wovon einer im Thal des Pascha (Paschadere) gelegen, nach welchem er benannt wird, finden sich auf beiden Seiten in verschiedenen Entfernungen, endlich am weitesten entlegen zur Rechten der Aiwerbend, erst 1761 unter Mustapha III. errichtet, welcher zu einer zweiten Verzweigung gehört, wovon weiter die Rede seyn wird. Die Wassermasse dieser Behälter, durch den großen Wald strömend, welcher sich von Belgrad nach Pyrgos erstreckt, sammelt sich in zwei unterirdischen Kanälen: links jener der Belgrader Gewässer, mit denen sich die von Paschadere vereinigen, nachdem sie durch einen vom Gehölz anmuthig eingehegten und halbverdeckten gleichnamigen Aquäduct geleitet worden sind; rechts der Alwad, gleichfalls in einem kleinen Aquäduct zum Vorschein kommend, bevor er sich nach Pyrgos wendet.

Pyrgos (der Thurm), bei den Türken gewöhnlich Burgos geheißen, ist ein schlechtes, großentheils von Griechen bewohntes Dorf, am Ausgange des Waldes, eine starke Stunde Weges von Belgrad, etwa doppelt so weit von Konstantinopel, auf einer flachen und breiten Anhöhe gelegen, die sich in ein Thal hinabsenkt, durch welches der Barbyses von Norden nach Südwesten vorbeiströmt. Kaum hat man den Ort auf dem Wege zur Stadt verlassen, so erblickt man zu beiden Seiten imposante Bauten, rechts den langen Aquäduct, auch nach Sultan Suleiman benannt, links den ellenbogenförmigen Constantins. Osmanen- und Römerzeit

Digitized by Google

sind hier vereinigt. An Ausdehnung übertrifft der lange Aquäduct, welcher beim Volke noch den Namen des nicht ferne liegenden kleinen Dorfes Petinochori führt, alle übrigen: er hat 716 Meter Länge bei einer Höhe von 26, welche durch zwei Stockwerke von Säulen gebildet wird, die denen von Bagdscheköi gleichen. An Schönheit der Construktion und malerischer Wirkung muß er indeß dem Constantinischen, welcher ein später vielfach erneuertes Römerwerk ist, dessen Entstehungsepoche man nicht mit Gewißheit anzugeben weiß, bei weitem nachstehen. Dieser wird durch zwei in einem rechten Winkel zusammenstoßende Arme gebildet. Der Hauptarm, 216 Meter lang, gewährt dem Barbyses einen Durchgang und besteht aus drei übereinanderliegenden Linien von Bogen, deren Oeffnung in der obersten, welche zwanzig derselben zählt, viel beträchtlicher ist als in der untern, was eben nicht gewöhnlich seyn mag, während die Dicke der Mauern von unten an bedeutend abnimmt. Die Höhe des mit Steinplatten gedeckten Aquäducts beträgt vom Flußbette an 106 Fuß. Der zweite Arm von 126 Meter Länge lehnt sich auf den Abhang der Höhe von Pyrgos in der Richtung des Thals von Paschadere. Unterhalb des Dorfes, auf dem rechten Ufer des Stroms, findet man wieder hie und da Baumwuchs. Bald vernimmt man ein Getöse wie das einer Cascade: es ist das der Gewässer der beiden gewölbten Kanäle, deren Lauf wir bisher folgten und welche, nachdem sie rechts und links an Pyrgos vorbeigestürmt, hier endlich sich in dem Wasserbecken (Baschhaus) vereinigen, welches jener unglückliche Andronicus der Comnene anlegte, und Osman II., dem das Geschick nicht freundlicher war, wieder herstellte. Das Becken ist kreisförmig und hat im Innern, in welches man hinabsteigen kann, dreißig Fuß im Durchmesser. Ein gewölbter Gang führt die nun vereinigte Wassermasse der verschiedenen Bende auf den Aquäduct Kaiser Justinians zu, unter welchem der Cydaris durch ein enges Thal zwischen zwei einander nahe liegenden Hügeln hinwegströmt.

Wir sind nun zu dem ältesten und interessantesten der Bauwerke gekommen. Ist es auch sehr zu bezweifeln, daß dieser Aquäduct wirklich aus der Zeit des Kaisers stammt, dessen Namen er trägt, so gehört er doch den frühern oströmischen Jahrhunderten an. Die Bauart ist ganz eigenthümlich. Zwei Stockwerke, zusammen 107 Fuß hoch, sind jedes von vier, oben spitz zulaufenden, breiten Bogen durchbrochen, welche eine Aussicht auf das Thal und das die Hügel kleidende Gebüsch gewähren. Vorspringende Pfeiler nehmen den Raum zwischen je zwei Arcaden ein, und sind jedesmal wieder von drei übereinander angebrachten Bogenöffnungen von verschiedener Größe durchbrochen. In jedem Geschoß führt ein Gang, zu dem man vermittelst einer Stiege gelangt, von einem Ende zum andern. Die Gesammtlänge des Gebäudes, welches durchgängig mit sorgfältig behauenen Quadern ausgelegt ist, beträgt 720 Fuß. Die Mannichfaltigkeit der Bauart, deren scheinbare Unregelmäßigkeit bei genauer Ansicht bald verschwindet, erhöht noch um vieles die malerische Wirkung; die grauen Steinmassen kontrastiren auf's Angenehmste mit den grünen Hügeln, an welche sie sich lehnen, und der mit Feldblumen übersäeten Wiese, durch welche das Flüßchen langsam hinwegschleicht. Selten trifft man dort etwas anderes an als grasende Heerden und einige vorbeiziehende Wanderer, wenn der einsame Ort nicht von fremden Reisenden besucht wird, welche, von ihrem vorausreitenden Serudji mit langer Peitsche und im hohen Sattel begleitet, dieses mächtige und nützliche Werk der alten Zeit bewundernd, hier verweilen. So wie überhaupt seit der Vernichtung der Janitschaaren und der nachmaligen Beendigung des türkisch-russischen Krieges die Umgebung Konstantinopels an Sicherheit unendlich gewonnen hat, so hat man auch hier wenig von Ueberfall und Angriff zu besorgen, obgleich von den eingebornen Frauken selten einer sich allein an diesen Ort wagt; früher hingegen war die Gegend so wie der ganze Belgrader Wald übelberüchtigt wegen umherstreifenden Gesindels, worunter die Bulgaren immer eine große Rolle spielten. Ist auch die türkische Polizei rasch und thätig in den Städten, um das platte Land kümmert sie sich wenig, und kann auch bei den sonderbaren Verhältnissen dieser so heterogen zusammengesezten Bevölkerung und ihrer Verwaltung, so wie in Betracht der geringen Mittel, welche ihr bei dem fast gänzlichen Mangel aller in andern Staaten längst getroffenen Einrichtungen zu Gebote stehen, nur wenig ausrichten: In einem Lande, wo der unbeschränkteste Despotismus Herr über Leben und Eigenthum der Bewohner ist, waltet dagegen wieder in mancher Hinsicht eine persönliche Ungebundenheit, welche kaum ihres gleichen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Täglich bekam ich Verweise, daß es mit dem Französischen nicht von der Stelle wollte, und es wurde beschlossen, daß wir Kinder französische Komödie spielen sollten, um mich zu üben. Man wählte ein albernes Stückchen; ein kleiner Freund war ein Obrist, Adelhaid eine Geliebte, von der er sich verlassen glaubt, ich ein Gärtner, der sie vereinigt. Mir mißfiel die Rollenvertheilung, ich wäre lieber der Obrist gewesen, um ihr Geliebter zu seyn. Die beiden andern Kinder lernten

Digitized by Google

und spielten genau, wie man's sie gelehrt hatte — in mich war keine Dressur zu bringen, ich geberdete mich wie ein Stock, es war mir ganz unmöglich, Arme oder Stimme mit Grazie zu erheben, denn ich wollte vor Verlegenheit vergehen, aller Augen auf mich gerichtet zu sehen. Endlich kam die verhängnißvolle Stelle, die unserm theatralischen Versuche ein Ende machte. Ich sollte zum Obristen sagen: „il lui a laissé un souvenir dans le coeur qui ne s'effacera jamais," und ich Unglückskind sage statt coeur — corps! Die Gesellschaft brach in lautes Lachen aus. Mama schalt mich unmäßig, Adelhaid und ich standen weinend da und begriffen nicht, warum es gar so strafbar sey, statt coeur, corps zu sagen. Wir fielen uns in Thränen um den Hals; nichts konnte mich aber nach diesem Versuche bewegen, wieder aufzutreten. Eine Copie der lieblichen Gruppe von Amor und Psyche gelangte damals zu uns. Die Prinzessin überraschte meine Mutter eines Abends dadurch, daß sie mich und Adelheid in leichter griechischer Kleidung auf einem Postamente diese Gruppe darstellen ließ. Der Zeichenlehrer hatte uns drapirt und stand entzückt vor dem schönen Kinderpaare, und Mama sagte: „c'est assez joli!" Mir sind alle diese kleinen Züge unvergeßlich und gewiß nicht ohne Einfluß auf die Zukunft geblieben.

So waren wir zwölf Jahre alt geworden, als die Prinzessin nach S...brück zurückging. Ach! welche Trennung war das, ich kann mich nur einer schmerzlichern erinnern. Ich ward fünfzehn Jahre alt und hörte nur selten etwas von der lieblichen Gespielin. Da kehrte mein Onkel, der Fürst Leopold, von seinem Feldzuge zurück und beschloß, sich zu vermählen. Seine Wahl fiel auf Prinzessin Marie S., eines der vornehmsten und schönsten Mädchen des Landes. Sie war im Kloster erzogen und ich sah sie kurz vor ihrer Vermählung zum erstenmal; nie habe ich eine schönere Gestalt, nie lieblichere Züge gesehen. Zwar war ihre Nase etwas zu stark erhaben, aber die Sanftmuth ihrer Augen, vom tiefsten Blau, und ihres weichen Mundes, mit einem Profil, wie es nur Engel haben mögen, das lichte Haar, die makellose Weiße der Haut verwischten aus ihren Zügen jede Härte, die gebogene Nasen sonst leicht geben. Sie war groß, doch fein gebaut; nicht Diana, nicht Venus hatten die Züge zu diesem Mädchen geliehen, sie war nur einem christlichen Engel zu vergleichen.

Mein Onkel war zwei-und-dreißig, sie zwanzig Jahre alt; er war ein schöner Mann, den früher kriegerischer Ruhm, wie der Name seines hohen Geschlechts schmückte; sie hatte weder ihn noch einen andern Mann gekannt, ehe sie seine Braut ward, und stand jezt, voll süßer Demuth zu ihm, der ihre Gestalt noch weit überragte, aufsehend, vor dem Altare. Ihr Onkel, der Erzbischof von O., ein gar ehrwürdiger Herr, traute sie und hielt eine übermäßig alberne Rede. Ich wollte lachen, aber ich sah von ungefähr auf den Bruder des Bräutigams, meinen jüngsten Onkel, den Prinzen Alfred, den ich immer vor Allen geliebt hatte, und die Lachlust verging mir vor dem tiefen Ernst, der heiligen Begeisterung, die in seinen Zügen lag. Als die Braut „Ja" gesagt hatte, sah sie mit thränenden Augen auf die Versammlung; ihr Blick ruhte einen Augenblick länger auf Onkel Alfred, und das war wohl natürlich, denn er stand da, in dem kriegerischen Kleide und mit dem schönen, heiligen Gesichte, wie ein Tempelritter aus alter, großer Zeit. Der Bräutigam sah nur auf seine holde Braut und führte sie, mit dem vollsten Ausdrucke des Glücks, in den Wagen. Die schöne Tante war so rosig, so jugendlich in ihren Bewegungen, als müßte die Heiterkeit bei ihr heimisch seyn; aber es war anders: sie war seit ihrer Vermählung liebend-freundlich, himmlisch-gut gegen Alle, doch lächeln sah man sie selten, und den lieben Onkel Alfred behandelte sie fast kalt, ihm hatte sie unter uns Allen am wenigsten Gutes zu sagen. Er war viel abwesend; wenn er unter uns weilte, sah ich, wie zu einem hohen Vorbilde, zu ihm hinauf, und er belehrte mich sanft und geduldig, zähmte meinen wilden Sinn und ermahnte mich zum Gehorsam gegen die Mutter, deren einzige Stütze ich war. „Du bist das Haupt unserer Familie," sagte er mir oft lächelnd, denn es mochte ihm selbst komisch vorkommen, sich, den vollendeten Mann, dem Knaben unterzuordnen, dessen Gedanken nur auf kindische Streiche gerichtet waren, „Du bist das Haupt unserer Familie und Du mußt Dich dessen würdig zu machen suchen; streife das Kind ab und werde ein Mann!"

Ich ward Soldat, erst auf acht Tage Kadett, und als ich meine erste Wache hielt und die ganze elegante Welt der Hauptstadt an mir vorbeiging, um den reichsten jungen Kavalier des Landes Schildwache stehen zu sehen, da war ich stolz wie ein König unter meiner großen Grenadiermütze. Am Ende der Woche ward ich Lieutenant bei den Husaren. Da ritt ich an einem warmen Tage im Prater spazieren, dem Onkel Leopold und der schönen Tante Marie zur Seite. „Ich will ein Wort mit N. sprechen," sagte der Onkel; „reite mit Marie voraus." Wir thaten es; sie saß so leicht und keck im Sattel, die Lust des Reitens malte sich in dem sonst so ernsten Gesichte, das Pferd flog über den Boden hin, ich weidete mich an dem Schauspiele. Da hören wir hinter uns schreien; ein Pferd ohne Reiter folgt uns: es ist des Onkels Stute. Marie hält ihr Pferd an, stürzt herunter und den Weg, den wir gekommen sind, zurück; nach wenigen Schritten sehen wir, wo sich der Weg dreht, einen Mann an einen Baum gelehnt; sie erkennt ihren Gemahl; ich sehe sie noch, wie sie, durch das lange Reitkleid gehindert, mit brechenden Knieen

Digitized by Google

vorstrebt, wie ein heißer Thränenstrom ihr Gesicht bedeckt, wie der Wind die blonden Haare, als ob sie sich sträubten, zurückpeitscht, und sie endlich fast ohnmächtig auf den Sterbenden sinkt. Es war so: Onkel Leopold starb an demselben Nachmittage. Man balsamirte die Leiche; sie lag in Feldmarschallieutenants-Uniform auf dem Paradebette, ach! fast unkenntlich. Die Wittwe kniete mit den beiden kleinen Kindern des Verstorbenen an dem Katafalk, von wo man sie abholte, als die Begräbnißceremonie anfangen sollte, damit sie während der Zeit auf dem Lande ihren Schmerz vor der Welt verbergen konnte. Onkel Alfred lag weinend zu den Füßen des Todten, und der starke Mann hatte diesmal keine Fassung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juli.

Was berichten wir?

Wenn man Frankreich mit einem großen, schönen Spinnengewebe vergleicht, welches da, wo alle Fäden zusammenlaufen, eine gewaltige Kreuzspinne beherbergt, so ist Deutschland ein ganzer Winkel voll kleinerer Spinnengewebe mit bescheidenern, weniger dickleibigen Künstlerinnen. Deutschland ist stolz auf dieses Verhältniß, es sieht darin eine Quelle von Geist und Kraft für seine einzelnen Glieder, und meint, politische Einköpfigkeit wäre viel zu theuer erkauft auf Kosten der geistigen Unabhängigkeit seiner Stämme. Ist dies gewiß, so ist leider das Resultat davon noch gewisser, daß die Korrespondenten belletristischer Blätter aus allen deutschen Hauptstädten zusammen nicht so viel Neues zu berichten haben, als einer, der in jener Alles verschlingenden Metropolis residirt. Was in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in den deutschen Städten geschieht, mag vortrefflich seyn, alle mögen emsig am Webstuhl der Kultur sitzen; aber Alles wiederholt sich in der Regel so sehr aller Orten, Alles versteht sich so von selbst, daß es wahrhaftig nicht der Mühe werth ist, das übrige Vaterland damit zu behelligen. Ist der Fürst — salvo majori titulo — in das Bad abgereist? hat er irgend etwas geruht? ist eine Aktiengesellschaft zu Gründung einer Eisenbahn zusammengetreten? ist einer wegen politischer Ursachen verhaftet worden, oder hat eine Frau Drillinge geboren? All das nehmen uns die mit Windesschnelle verbreiteten politischen Blätter zum Voraus weg. In dem, was uns übrig bleibt, ist Deutschland noch viel einiger; denn es ist ein unbestreitbares Faktum, daß unsere Einheit im Verfall der dramatischen Kunst in jeder Hauptstadt durch eine Bühne repräsentirt ist, und daß aller Orten kunstvolle Musik gemacht wird, und eben so gewiß ist es, daß den Epistlin über die Leistungen unserer Histrionen und ihre Kunstreisen durch die viel handgreiflichern, plastischern Darstellungen der Pfennig- und Hellermagazine ein klägliches, obgleich verdientes Ende droht. Wir bedauern die Parterrejugend, wenn sie um Annalen kommt, von denen sie zum Theil geistig lebt; die allgemeine Vernunft kann dabei freilich nur gewinnen, doch das geht uns nichts an: ich frage, was sollen wir hinfür berichten? was sollen wir namentlich Sommers berichten, wo die geistige Welt schlafen geht, wie die Natur im Winter! und vollends in einem Sommer wie dieser! Wir können allen unsern Landsleuten in Deutschlands größern Städten zuversichtlich zurufen: Ihr habt fast täglich Nachmittags über 25° R. Wärme, die Halsbinde wird euch zur Last und ihr sinnt auf Mittel, die Leichtigkeit mit der Schicklichkeit zu versöhnen, ihr habt Krieger in weißen Beinkleidern, habt Biergärten und Blechmusik, habt Gelehrte und Beamte, welche ein paar Arbeitsstunden zur Siesta verwenden, und sich es nichtsdestoweniger Abends im Kühlen gut schmecken lassen, ihr vermißt eine Menge eurer angestrengtesten Mitbürger, die sich an Heilquellen in der lieben Sonne für die Langeweile stärken, welche Winters bei Kerzenschein auf sie wartet, ihr seht hin und wieder einen Engländer mit hängendem Kinn und hinter den Manschetten gespreizten Fingern, oder einen Bart à la jeune France, der nicht im Weichbilde gewachsen ist, ihr habt unter euch oder in eurer Nähe ein halb Dutzend, ein Dutzend Staatsgefangene, deren Prozeß noch schwebt, habt eine Bürgerschaft, die sich mit Gottes Rathschlüssen zu Regierung seiner Welt neuerdings ganz versöhnt hat, und mit demselben Tone fragt, was wohl Herr von Münch-Bellinghausen in Frankfurt verkünden werde, und ob der 1834er dem 1822er gleichkommen oder ihn übertreffen dürfte. Gottlob! das Alles haben wir auch, aber auch nicht mehr. Die einzigen Punkte, welche Stuttgart im gegenwärtigen Augenblick von vielen Städten unterscheiden möchten, sind: wir haben, nach der vernünftigen Verfügung unserer Intendanz, in den eigentlichen Sommermonaten gar kein Schauspiel, was besser ist als ein schläfriges, in diesem Jahre könnte sich buchstäblich das Epigramm verwirklichen, das einst ein Franzose auf unsern Redtessel verfertigt hat:

Si à Stoutgart on ne cueillait le raisin,
La ville irait se noyer dans le vin,

und unsere Stadtverordneten und der Gelehrtenausschuß sind durch die Vorbereitungen auf die bevorstehende Naturforscherversammlung so in Anspruch genommen, daß sie die Hitze ignoriren müssen. In unsern Sammlungen und Museen soll es hergehen, wie in einem Hause, wo man einen Onkel aus Holland erwartet: Alles wird gescheuert, die Gläser rein gerieben, die Service geputzt, die Hauptstücke in die erste Reihe rangirt, die Gastzimmer in Ordnung gebracht, und die Töchter sticken bereits an einem Andenken für den werthen Gast; nichts wird gespart, ihn zu vergnügen und ihn keine Bequemlichkeit entbehren zu lassen. So auch hier: die für die fremden Gäste bestimmte Topographie der Stadt schreitet rasch vorwärts, die Sitzungs- und Speiselokale werden ausgemacht, die Sammlungen revidirt, Quartierlisten entworfen. Unsere Stadt hat das Eigenthümliche, daß sie weniger Gasthöfe besitzt, als vielleicht jede andere Stadt gleicher Größe; neben dem Umstande, daß hier der Weinbauer in der Regel das Erzeugniß seiner Berge selbst ausschenkt, rührt dies daher, daß die Stadt abwärts von den Hauptrouten liegt, welche die Sommerzugvögel zu verfolgen pflegen. Im vorliegenden Fall ist uns dies eben recht, weil wir dadurch Gelegenheit bekommen, in noch höherm Maße Gastfreundschaft zu üben. Männer der verschiedensten Stände haben Wohnungen angeboten. Das Heer, das wir erwarten, ist ein ächt republikanisches; zwar hat jede Armee ihre Offiziere, indessen werden die Grade unserer gelehrten Mandarine nur von der öffentlichen Meinung bestimmt, und am gastlichen Herde sind alle gleich. — Alles läßt ein für die fremden Theilnehmer und uns recht erfreuliches Fest hoffen, zumal leicht wenigstens der Anfang der Weinlese in jene Zeit fallen dürfte, und wenige Tage nach geschlossenen Sitzungen das jährliche landwirthschaftliche Fest zu Canstatt gehalten wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. August 1834.

Es übertäubt des Tags Gewühl
Des Herzens leises Saitenspiel,
Das nur im Stillen klinget.

Denis.

Stimme des Herzens.

Wem soll ich dich vergleichen,
Mächtiges Kind der stillen Brust?
Du verstummst in schimmernden Sälen,
Vor leuchtenden Augen
Und Prunkgewändern,
Und im Kreise lärmender Thoren,
Unter tausend strahlenden Lampen;
Armes Kind, selbst vor Tageshelle
Und vor offenen Armen verstummst du.

Aber wird dir gegeben
Säuselnde Kühle,
Tiefe Stille,
Dunkel der Nacht,
Fülle der Einsamkeit —
Dann weißt du zu reden
Herrliche Worte,
Die auf klingenden Flügeln den weiten Himmel
Durchziehn, bis sie auf leuchtenden Sternen ausruhn.
Worte sind es
Schmerzlich süßer Klagen,
Worte nimmer gestillter Sehnsucht,
Worte ewiger Treue.

Aeolische Harfe!
Kein kunstvoller Finger
Wecket für die Bewundrung der Menge
Aus ihrem magischen Schlummer
Die Geister deiner Saiten;
Keinem Staunen erregenden Triller,
Schwierigem Lauf und krauser Verzierung
Dient dein heiliger Laut zur Begleitung.
Windeswehen
Weckt deine schauernden Saiten,
Windeswehen
Trägt auf luft'gen Flügeln
Deine langsam verschallenden Töne.
Bäume des Waldes
Nicken sich zu
Mit flüsternden Zweigen;
Blumen regen
Die schlummernden Köpfe,
Morgenroth träumend;
Geister lauschen,
Schweben im Mondstrahl
Näher vorüber;
Liebende Seelen
Lächeln vor Wonne,
Seufzen vor Sehnsucht,
Weinen vor Liebe.

Digitized by Google

Aeolische Harfe, du gleichst allein
Der nächtlich lauten Stimme meines Herzens.

F. A. B.

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr nach diesem Trauerfalle geschah etwas anderes, was uns höchlich betrübte; mein Onkel Alfred riß sich plötzlich von seiner militärischen Laufbahn los und ward Geistlicher. Niemand wußte, was ihn zu diesem Entschluß bewogen hatte, auch wir nicht; er aber war unerschütterlich darin, und die Schnelligkeit, mit der er zu Werke ging, machte fast allen Widerspruch unmöglich. Er lebte jezt in Rom und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit von dort zurück, weil Tante Marie, an der ein zehrendes Fieber nagte, von ihm die Sakramente zu empfangen begehrte. — O Gott! was war das für eine Zeit, als sie, ohne Klage, aber unrettbar, dem Grabe zueilte! Wir waren im Vorzimmer versammelt, als der Onkel mit dem heiligen Gefäße in das Zimmer der Kranken schritt; er glich, im prächtigen Gewande, einem Bischof, aus einem Raphaelschen Bilde hervorgetreten; doch zuckte ein unaussprechlicher Schmerz um seine Lippen. Er sah nicht nach uns, die wir auf unsere Knie hinsanken, als der Meßner die Klingel rührte, welche die heilige Nähe ankündigte; er ging allein in das Zimmer der Kranken und blieb zwei Stunden bei ihr, dann kam er wie verklärt wieder und wartete nur ihr sanftes Verscheiden ab, um nach Rom zurückzueilen. Die Kinder wurden meiner Mutter anvertraut. Friedrich war ein kecker, guter Knabe, der ihrer Erziehung mehr Ehre machte als ich.

Ich hatte mein neunzehntes Jahr erreicht, als die Fürstin von S...brück wieder nach R. kam. Meine Mutter hatte eine Wohnung für sie gemiethet, dieselbe, die sie früher gehabt hatte. Nachmittags war sie angekommen; Abends erschien sie schon bei uns ohne Adelheid. Ich wagte nicht, nach ihr zu fragen, doch meine Mutter that es bald. „Das arme Kind hat heftige Kopfschmerzen," sagte die Prinzessin, „sie mußte zu Hause bleiben." Dann suchte sie in ihrem Beutel. „Mein Gott," sagte sie, „habe ich doch ein kleines Etui, das ich Dir mitgebracht habe, zu Hause vergessen, und legte es doch oben auf den Schreibtisch, damit ich es im Auge hätte!" — „Soll ich's holen?" rief ich dienstfertig. Die alte Dame freute sich meiner Gefälligkeit und sagte: „Es ist schön, Prinz Constantin, daß Sie so zuvorkommend gegen Frauen in meinen Jahren sind; ich will's auch nicht abschlagen; es liegt auf meinem Schreibtische, ein Etui mit goldnem Schlößchen." Ich lief in ihr Haus, sagte den Leuten, daß ich nur etwas zu holen hätte, und ging hinauf. Das Etui fand ich sogleich in dem mir wohlbekannten Zimmer; aber die Thüre nach dem anstoßenden Kabinete stand offen, ich trat leise hinein, und was sah ich hier? Adelheid, meine geliebte Gespielin, lag schlafend auf dem Sopha; sie hatte noch das Reisehäubchen auf und die Locken waren zurückgestrichen. Ich mußte mir sie genau betrachten, um die alten Züge wieder zu finden. Sie war nicht schön, doch nie glaubte ich ein niedlicheres Gesicht erblickt zu haben. Mit ihren kleinen, kindlichen Zügen erschien sie gewiß um drei Jahre jünger als ich, obgleich wir so ziemlich von Einem Alter waren. Sie war nicht klein, aber ihr Füßchen guckte miniaturartig unter dem seidenen Oberrock hervor, ihre Lippen waren halb geöffnet und zeigten zwei schimmernd weiße kleine Vorderzähne, die langen Wimpern ruhten bequem auf den frischen blühenden Wangen, und der Athem der Gesundheit wehte mir entgegen. Es war ein gar süßes Gefühl, mit dem ich Adelheid so unbemerkt betrachtete; ich hütete mich, sie zu wecken, und eilte, mit meinem Etui in der Tasche, meinen Erinnerungen im Kopfe, nach Hause zurück. „Ist Adelheid hübsch geworden?" fragte meine Mutter. „Nein," erwiderte die Prinzessin, „aber sie ist graziös und gefällt, ohne im Mindesten zu blenden; sie ist meines Herzens Freude und ein vortreffliches Kind." Ich legte keine Zeichen der Theilnahme an den Tag, ein Instinkt lehrte mich vor der Mutter verbergen, was ich fühlte.

Wir sahen uns nun oft, aber die alte Vertraulichkeit kam nicht wieder. Im Frühlinge gingen wir zuerst nach meiner Herrschaft Wornin in Böhmen; die Prinzessin versprach, uns bald zu folgen, aber der größte Theil des Sommers verging, ehe sie kam. Wornin ist einer der romantischsten Flecke, die ich kenne. Das Schloß ist alterthümlich, doch sehr geräumig; man fährt durch ein massives Portal, mit dem Wappen unsers Hauses geschmückt, in einen gepflasterten Hof, den das Gebäude auf allen vier Seiten einschließt. Rings um das zweite Stockwerk läuft ein bedeckter Gang, den man in Böhmen auch an Bauernhäusern häufig findet und dort Bablatsche nennt; in diesen Gang führen alle Thüren der Gaststuben. — Wenn man bei Nachtzeit ankommt, glaubt man nicht, daß man sich auf einer Anhöhe befindet, weil man immer auf ebenem Wege fortrollt; daher ist man am andern Morgen höchlich überrascht, wenn man sich in einem Adlerneste gebettet sieht, dessen schroffe Mauern auf einer senkrechten Felswand ruhen, an deren Fuß die Elbe, durch hemmende Felsstücke aufgehalten, dahinstürmt. Die Aussicht öffnet sich in ein enges Thal, dem es an grünem Rasen und Laubholz gänzlich fehlt; aber ein smaragdener Moosteppich bedeckt die felsige Erde

Digitized by Google

mit grünem Atlasglanze; einzelne ungeheure Tannen, mit Aesten, groß wie gewöhnliche Tannen, starren heraufs und rund um dies Thal zieht sich das dunkle Gehölz, das meine Mutter mit Gängen durchbrochen und dadurch zu einer großartigen Gartenanlage gestempelt hat, und hier und dort erhebt sich ein Hüttchen, ein Tempel, an sich nicht schön, aber als Zielpunkt für längere und kürzere Spaziergänge aus dem Schlosse willkommen. — Alles ladet hier zur Jagdlust ein, das Wild kommt mit Sonnenaufgang, sich an den seichten Stellen der Elbe zu tränken, und die Jäger mußten immer dafür sorgen, daß der Schnee diese Wege im Winter nicht unzugänglich mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopels Wasserleitungen.

(Beschluß.)

Von dem Justinianischen Aquäduct wendet sich der Kanal nach dem nun noch folgenden lezten, der in der Nähe des Dorfes Dschededscheköi auf dem rechten Ufer des Cydaris über einen unbedeutenden Bach führt und aus zwei Bogenreihen besteht. Bei diesem vermehrt ein zweites Baschhaus den Zufluß, worauf die Wassermasse endlich den Ort ihrer Bestimmung, die Hauptstadt erreicht und sich in das gewölbte, aus der Kaiserzeit stammende Taksim am Egri-Kapu ergießt, nachdem sie, aus fünf Venden Nahrung ziehend, durch die Hülfe von sechs Aquäducten über Ströme und Schluchten hinweggetragen worden ist. — Dicht bei dem Justinianischen Bau biegt der zu den Vorstädten führende Weg zur Linken ab, und leitet meist über Wiesengrund nach dem anmuthig gelegenen Dörfchen Alibeys und durch das mit aller Pracht einer reichen Vegetation geschmückte Thal nach Kiahathhan, von dem schon die Rede war. Jezt geht's wieder den Hügel hinan; zu seiner Verwunderung sieht man sich in einen öden, baumlosen Strich versezt, wo man auf die von Buyukdere nach Pera führende Straße gelangt und dann in Bälde den leztern Ort erreicht.

Die beiden Todtenäcker, Lieblingsspaziergänge der Peroten, sind allgemein bekannt. Waren sie auch während der jüngsten Zeiten, bei der allgemeinen Entvölkerung nach der Einäscherung der Stadt, als diese eine schwarze Trümmermasse darbot, und bei der durch häufige Pestfälle stets unterhaltenen Furcht, weniger besucht als ehedem, so fingen sie doch im verwichenen Jahre wieder an, ihren alten Glanz langsam zu gewinnen. Am kleinen Todtenacker hatte ein Kaffeewirth seine Bude aufgeschlagen, wo man sich während der Sommerabende versammelte, um Gefrornes zu essen. Der vor den Häusern vorbeiführende und diese von den Gräbern trennende Weg war schmal; nach und nach begann man ihn zu erweitern. Ein Grab nach dem andern wurde unvermerkt mit Erde bedeckt, bis man dahin gelangte, einen kleinen Platz zu bilden, wo man nun Tische und Bänke hinstellte. Anfangs schienen die Türken wenig darauf Acht zu haben; als sie aber sahen, daß die Giaurs immer kecker wurden, nahmen die Weiber sich der Sache der Todten an. Ein zahlreicher Haufe versammelte sich eines Abends auf dieser Seite bei den fränkischen Wohnungen, gräßliche Verwünschungen gegen die Christenhunde ausstoßend, heulend über die Entweihung der Ruhestätten der Gläubigen; denn die Türkinnen theilen mit den Pariser Damen der Halle das Privilegium, bei Volksaufläufen in der ersten Linie zu stehen. Der Kaffeewirth und die dicht dabei wohnende Familie des sardinischen Dragoman zitterten und bebten, aber dabei blieb es auch. Die Christen, die es bisher nicht gewagt, die Trümmer eines Minarets und einer kleinen Moschee wegzuräumen, welche seit dem lezten Brande eines ihrer Winkelgäßchen zu einem eigentlichen Engpasse machen, waren besonnen genug, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen, und die Weiber, welche beim stärkern Geschlecht ebensowenig Beistand als Enthusiasmus fanden, ließen nach einer zweiten Nachtmusik die Sache auf sich beruhen. — Wenn man von dieser Stelle aus auf schmalen und steilen gepflasterten Wegen zwischen Gräberlinien und düstern Cypressengruppen zum sogenannten Landungsplatz der Todten (Echelle des morts) hinabsteigt, so genießt man einer unvergleichlichen Aussicht auf den von einem Mastenwalde mit den Flaggen aller Nationen bedeckten Hafen und auf die Hauptstadt, über deren zahllosen Wohnungen, Moscheen und gezackten Mauern die Suleimanije sich riesenhaft emporthürmt, bis nach Ejub, wo der Fahnenträger des Propheten in der schöngelegenen, mit Aia Sophia an Heiligkeit wetteifernden Moschee seine Ruhestätte hat, und zu den Höhen, welche Ramis Tschifflik beherrscht. Auch der hochliegende Aquäduct des Valens bietet sich hier dem Auge imposant und vortheilhaft dar. Es sind die von den Hügeln, welche die Ebene von S. Stephano einschließen, herströmenden Gewässer, die durch dieses Römerwerk über das Thal hinweggetragen werden. — Einem Fremden wird während seines ersten Aufenthalts in Konstantinopel das dortige Wasser wegen seines Geschmacks und seiner trüben Farbe wenig munden; aber er wird mit dem Bewohner der Stadt die weise Fürsorge segnen, welche den allezeit reichlichen Gebrauch dieses Elements möglich gemacht hat, das aus den zahlreichen, die Mährchenpracht und reiche Eleganz des Orients so recht versinnlichenden, mit Pagodendächern versehenen, mit vergoldetem Gitterwerk

Digitized by Google

und Koransprüchen bedeckten Fontänen der öffentlichen Plätze, aus den tausend kleineren Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen und an den Straßenecken hervorsprudelt, und in den geräumigen Bädern (Hamams) und den Brunnenhäusern (Sebil-hhans) dem Erhizten und Müden Labsal und Erquickung ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Die Fabrikstadt Lowell.

Wir haben seit einiger Zeit Manches mitgetheilt, wodurch das ganze Leben in der nordamerikanischen Union in moralischer Hinsicht nicht von der vortheilhaftesten Seite erscheint. Auf eine Widerlegung der Behauptungen unsers Korrespondenten, die uns aus Amerika selbst angekündigt war, haben wir bis jezt vergeblich gewartet. Inzwischen geben wir ein Bild, bei welchem die amerikanischen Verhältnisse nur von der materiellen Seite aufgefaßt sind, von welcher aus sie allerdings vortheilhafter erscheinen, obgleich sie auch so die Ansichten unsers bisherigen Berichterstatters vielmehr bekräftigen als widerlegen möchten. Die folgende Skizze einer neuen amerikanischen Fabrikstadt nebst ihrer Genesis ist einer Privatkorrespondenz des Journal des Debats entnommen.

* * *

Lowell in Massachusetts, im Sommer 1834.

Lowell ist erst eilf Jahre alt und zählt bereits 14 bis 15,000 Einwohner, die anstoßende Vorstadt Bel edere mit eingerechnet. Vor zwölf Jahren war hier noch eine völlige Einöde, deren Schweigen durch nichts gebrochen wurde, als durch das Murmeln des Flüßchens Concorde und das Brausen der klaren Gewässer des Merrimack, der sich hier über Granitfelsen, die sein Bete verengen, herabstürzt. Jezt sieht man hier ungeheure Fabrikgebäude, von fünf und sechs Stockwerken, jedes mit einem kleinen weißen Glockenthurm, der angenehm vom übrigen rothen Mauerwerk absticht und sich scharf von den dunkeln Hügeln abhebt, welche den Horizont begrenzen; dort Häuschen von Fachwerk, weiß getüncht, mit grünen Läden, gar reinlich und gut verwahrt, mit einigen kleinen Bäumen umgeben, oder backsteinerne Häuser im englischen Geschmack, das heißt sehr hübsch, außen einfach, innen höchst comfortabel; hier Kaufladen, Waarenlager, zahllose Modekanzlungen, denn das weibliche Geschlecht schlägt bedeutend vor in Lowell; *) ungeheure Gasthäuser nach amerikanischer Sitte, Kasernen ähnlich, und sonst gibt es keine Kasernen in Lowell; dort Kanäle, Wasserräder, Brücken, Gießereien, Banken, Schulen, Buchdruckereien und Buchhandlungen; denn in Lowell wird gewaltig viel gelesen, es gibt im Grunde auch keine andere Unterhaltung, und darum bestehen hier nicht weniger als sieben Zeitungen; wo man hinblickt, Kirchen und Kapellen aller Secten, der Bischöflichen, der Wiedertäufer, Congregationisten, Methodisten, Universalisten, Unitarier, und wie sie alle heißen, auch die Katholiken haben eine Kapelle; kurz, hier ist an Gebäuden Alles zu sehen, was man in einer blühenden Stadt der alten Welt trifft, ausgenommen Gefängnisse und Spitäler. Die Hämmer pochen, die Webereischiffe sausen, die Glocken rufen die Arbeiter zum Geschäft oder verkündigen die Feierstunden. Dutzende mit sechs Pferden kommen an, gehen ab, das Pulver kracht, womit man die Felsen sprengt, um das Terrain zu ebnen; überall vernimmt man das friedliche Getöse einer geschäftigen Menge, deren Bewegungen und ganzes Treiben so regelmäßig sind, als der Gang einer Uhr; und diese Menge hat zu Lowell nicht das Licht der Welt erblickt, und wenigstens die Hälfte dieser Menschen stirbt seine von hier, nachdem sie in gleicher Weise noch drei, vier Städte haben gründen helfen; denn das hat der Amerikaner von reinem Blute mit dem Tartaren gemein, daß er auf dem Boden, den sein Fuß tritt, nur gelagert, nicht festgesiedelt ist.

In Massachusetts und den anstoßenden kleinen Staaten, welche das eigentlich sogenannte Neuengland bilden, gibt es noch manche andere Manufakturorte wie Lowell; indessen hat keiner einen so wunderbaren Aufschwung genommen. Ein Eingeborner, der Alle Verhältnisse kennt, hat mir über die Entstehung aller dieser Fabrikstädte und Lowells insbesondere folgende Auskunft gegeben.

Im Jahr 1812 erklärten die Staaten von Nordamerika England den Krieg, um die Ehre ihrer gröblich beschimpften Flagge zu retten. Boston und ganz Neuengland protestirten gegen diesen Krieg, weßhalb sie von ihren Mitbürgern im Centrum und im Süden viel zu leiden hatten und manchmal noch zu leiden haben. Sicher fühlten sie den Schimpf, den die Herrn des Oceans ihrer Flagge angethan, so tief als irgend ein Amerikaner; überhaupt läßt sich der Patriotismus der Neuengländer nicht im Geringsten verdächtigen, von ihnen ging die Unabhängigkeitserklärung aus und sie vorzüglich haben die Lasten des Kriegs *) getragen, dessen Frucht eben die Unabhängigkeit war. Auch sie waren entschlossen, England für seine Plackereien büßen zu lassen, waren doch ihnen am meisten Matrosen von den englischen Schiffen gepreßt worden; **) aber nicht mit Kanonen wollten sie es dahin bringen. Als reines Handelsvolk hatten sie bei einem Seekrieg viel zu verlieren und nichts zu gewinnen; als kluge Leute wußten sie wohl, daß Gott auf der Seite der großen Heeresmassen ist, und welchem Theil standen große Heere und mächtige Flotten zu Gebot? Und dann meinten sie auch, Krieg sey ein barbarisches, altväterisches, ihres regen Erfindungsgeistes ganz unwürdiges Mittel. Der Yankee thut nichts wie andere Leute, und er erreicht stets seinen Zweck auf Wegen, an die sonst kein Mensch gedacht hätte. Nach reiflicher Ueberlegung sprachen denn die Yankee's: Man kann England nicht wirksamer bekriegen, als wenn man es in den Quellen seines Wohlstands angreift. Was ist aber die Hauptquelle von Großbritanniens Reichthum? seine Manufakturen, und welches sind die einträglichsten derselben? seine Kattunfabriken. Laßt uns auch Spinnereien und Zeugfabriken errichten; das sey der Krieg, den wir mit England führen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Der Verf. behauptet, es wohnen in Lowell so viele Frauenzimmer von 15 bis 25 Jahren, als sonst in Städten von wenigstens 50,000 Einwohnern, was doch wohl übertrieben ist.

*) Im Jahr 1775 bestand das amerikanische Heer aus 27,443 Mann, welche mit Ausnahme von nur 2475 lauter Neuengländer waren. Im Jahr 1762 hatte Neuengland von 14,256 Mann 8578.

**) Neuengland, dessen Bevölkerung nicht dem sechsten Theil der der Union gleichkommt, besizt die Hälfte der ganzen Handelsmarine, 700,000 Tonnen von nur wenig mehr als 1,400,000.

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. August 1834.

Wehe! auf den Triften der Alpen weidet heerdengesegnet ein Völkchen,
Wünschend und fürchtend wie wir, nimmer befriedigt, sein Werk.

Matthisson.

Am Sand in Passeyer.

Der Passerbach durchströmt ein rauhes Thal, das nur auf den Höhen Anbau zeigt, da in der Ebene sein wildes Wasser jeden Versuch dazu schnell vernichten würde. Vor ungefähr 50 bis 60 Jahren brach ein, auf hohem Berge gelegener See plötzlich durch und verwüstete die ganze Gegend, welche noch die Spuren davon trägt, und jezt droht die furchtbare „Kellerlahn“ einem Theile des Thales Verderben. Man könnte diese „Kellerlahn“ einen Schlammvulkan nennen, denn bei heftigen Gewittern löst sich von der Höhe des Gebirges eine ungeheure Masse Schlamm und Lehm los, die sich in die Tiefe stürzt und dort langsam wie ein Lavastrom sich fortbewegt, bis sie erhärtet. Alles, was sie auf ihrem Wege erreicht, nimmt sie mit sich fort, und ihre Bahn bezeichnet Ruin und Graus. Später wird sie zur fruchtbarsten Erde, und dort, wo sie, seit langen Jahren aufgehäuft, bereits hohe Abhänge bildet, erblickt man Bauerhöfe und schöne Aecker, die gegen die Umgebung, welche Spuren neuerer Ausbrüche zeigt, grell abstechen. Hinter diesen Wohnungen erhebt sich der Berg, der die Kellerlahn herabsendet, mit seinen fürchterlichen Brüchen und Klüften, und man kann sich banger Besorgniß nicht erwehren, blickt man auf den drohenden Riesen und die freundlichen Häuser unter ihm. Man hat Beispiele, daß selbst Menschen, von der Kellerlahn ereilt, ihr nicht zu entkommen vermochten, und noch kürzlich soll ein Hirt mit Schaafen in ihr den Untergang gefunden haben. In das Thal führt keine Fahrstraße. Nur auf Fuß- oder Saumwegen kann man dahin gelangen. Nach Süden öffnet es sich, und im Norden wird es durch seine herrlichen Alpen, wo die zahlreichen Heerden hinaufgetrieben werden, von dem übrigen Tyrol abgeschnitten.

Gegen Nordosten hin geht der Weg über den Jaufen in's Eisakthal nach Sterzing, und nach Nordwesten zieht sich ein wildromantisches Seitenthal: das innere Passeyer, bis zu den erhabenen Fernern des Oezthales hinter Pfelders hinauf.

Am Eingange des Thales zeigen sich in sehr beträchtlicher Höhe zu beiden Seiten lange Reihen von Bauerhöfen, umgeben von Aeckern, Wiesen und schönem Laubholze; hier hausen „der König auf der Gfeis“ und „der Kaiser in Verdins“. Mit diesen stolzen Namen werden zwei Bauern bezeichnet, die auf der Höhe links, die Gfeis, und auf der Höhe rechts, Verdins, wohnen. Auf der leztern befindet sich auch ein Bad, das von den Landleuten häufig besucht wird, und das zwar nicht Roulette und Ballsaal, dafür aber eine sehr wirksame Eisenquelle hat. Weiterhin erhebt sich die hübsche Kirche von Riffian mit einigen Wohnungen an einem gefährlichen

Digitized by Google

Abhange, den der Ausbruch des Sees gebildet hat. Mit diesem gut angebauten Flecke erstirbt die Bodenkultur fast gänzlich, und traurig nimmt man von dem lezten Rebengelände Abschied. Auf einer Waldhöhe liegt ganz einsam der Hof „Salthaus“, dann führt der Weg die Passer entlang nach St. Martin, und von hier, am Sande vorbei, nach St. Leonhard, dem Ende des Hauptthales und dem Sitze des Landgerichts.

Die Einwohner des Thals sind ein großer, sehr kräftiger Menschenschlag; die Männer werden für die schönsten in Tyrol gehalten, jedoch sind sie nicht so gewandt wie die Zillerthaler, und deßhalb in der Fremde minder beliebt. Ihre Tracht ist der des Etschlandes ähnlich, ihr Hemde (Jacke) ziert statt des scharlachrothen Aufschlages eine schmale Einfassung von roth und grün. Der breitkrämpige gelde Hut ist der höchste Putz des Passeyerers. Ihr Hauptnahrungszweig ist der Viehhandel, daneben sind sie „Krarenträger“. Im Frühjahre ziehen sie bis tief nach Ungarn, um dort zahllose Heerden von Böcken und Schaafen zu kaufen, die sie dann durch's Pusterthal in die Heimath treiben. Da sie für die Verpflegung auf dem weiten Marsche nicht sorgen, sondern die Thiere fressen lassen, wo sie etwas finden, so legen sie den weiten Weg ohne große Kosten zurück und erreichen die fetten Alpen ihrer Berge, wo sie den Sommer über bleiben und dann im Herbste auf die Märkte ziehen. Dies ist auch der Zeitpunkt, wo sie in die „Stadt“ herabkommen; darunter wird bei den meisten Thalbewohnern Meran, die alte Hauptstadt, verstanden, die sie mit Blut und Mord erfüllen. „Die Passeyerer schlachten!“ heißt es dann, und viele in Meran verlassen ihre Wohnungen auf einige Zeit, oder verschließen sich ganz darin, denn nicht nur für den Verkauf, sondern für ihren eigenen Jahresbedarf schlachten sie, da sie das ganze Jahr hindurch nur geräuchertes Fleisch essen. In der Hauptstraße wimmelt dann Alles von brüllendem und blökendem Vieh, blutige Menschen begegnen uns überall, und ein unerträglicher Gestank erfüllt die Luft. — Die „Krarenträger“ verlassen ihr Thal in der Mitte des Sommers, ihre Krare auf dem Rücken, eine hohe, wie ein Dach über dem Kopf hinwegragende Trage. Sie besuchen die obstreichen Gegenden des Etschlandes, lassen dort ihre Krare mit den vortrefflichsten Früchten füllen, und wandern damit nach München und noch weiter. Durch sie werden jene Gegenden mit dem beliebten Tyroler Obst versehen.

Die Menschen hier sind roh und eben nicht arbeitsam. Zum Handel haben sie die meiste Lust und das meiste Geschick, auch werden sie darin von ihren wohlbegüterten Landsleuten gern unterstüzt. Wenn sie nach Ungarn ziehen, so nimmt mancher von ihnen an zweitausend Gulden und mehr noch mit, und diese treibt er bei den Kapitalisten in Passeyer in vielen kleinen Posten zusammen. Gewöhnlich geben diese das Geld zu sehr hohen Interessen her. Mißlingt das Unternehmen, wie es wohl auch zuweilen geschieht, so mißt der Bankerottirer den Juden nicht mehr zurück.

Eines Menschen Leben wird nicht eben hoch angeschlagen. Um ein kleines Grasplätzchen auf schwindelnder Höhe am schrecklichen Abgrunde abzumähen, dessen Ertrag kaum zum Frühstücke für eine Kuh hinreicht, sezt ein Mahder (Mäher) sein Leben auf's Spiel. Sie werden an Seilen hinaufgezogen, und oft kann man sie von unten reihenweise, wie zappelnde Drosseln in der Schlinge, an den schroffsten Klippen hängen sehen, um eine Handvoll Heu zu gewinnen. Stürzt Einer herab, so erregt es kein Bedauern; nicht einmal die Anzeige wird davon gemacht. „Er ist zu Tod geschippen oder gescheipt,“ (schippen heißt fallen) ist eine so alltägliche Redensart in Passeyer und erregt so wenig allgemeine Theilnahme, als wenn es in andern Gegenden heißt: er hat sich den Magen verdorben. Beim Vieh ist dies aber anders. Eine einzige Kuh, die verunglückt, erregt nicht nur die herzzerreißende Wehklage des Eigenthümers, sondern das tiefste Mitleid der ganzen Gemeinde. Als bei einem frühzeitigen, strengen Winter viele Schaafe auf den Bergen erfroren, war die Trauer allgemein, man klagte laut über dieses seltene Unglück, denn daß Menschen erfroren sind, war wohl schon erlebt worden, aber nun gar Schaafe — darüber konnte man sich nicht trösten. — Die Sprache der Passeyerer ist reich an Eigenheiten, wie denn jedes Thal seine besondern hat. Hier heißt der Kopf Grind, die Hände Bratzen, die Füße Stützen, der Bauch Wampen u. s. w.

(Die Fortsezung folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsezung.)

Ein Flügel des Schlosses, der die schönste Aussicht gewährte, war damals neu und schön möblirt; aus einem Saale dieses Flügels führt ein Altan hinaus, wie ich keinen zweiten gesehen habe, denn man schwebt recht eigentlich über dem Abgrunde, der tief und schauerlich, wie ein Blick in die Nacht, unten ruht. Hier stand ich oft und kühlte die heiße Brust, wenn ich sie zuvor mit Bildern meiner Jugendliebe, die ich erst zu ahnen anfing, erhizt hatte. — So konnte ich halbe Stunden lang vor der Gruppe, die Amor und Psyche darstellt, stehen und der Zeit gedenken, wo Adelheid und ich in solcher Unschuld lebten, daß man es ohne Gefahr wagen konnte, uns so traulich umschlungen hinzustellen.

Da kam sie an mit ihrer guten, langweiligen Prinzessin; meine Freude war so augenscheinlich, daß

Digitized by Google

meine Mutter zum ersten Male anfing, mich mit forschendem Auge zu betrachten. Es hatten sich noch mehrere Gäste eingefunden; einige entfernte Verwandte und ein Geschäftsmann halfen der Mutter die Honneurs machen, denn man verlangte wegen meiner Jugend noch nicht, daß ich alle Pflichten eines Hausherrn auf mich laden sollte. — Ich mußte des Morgens mit auf die Jagd, auf der uns manchmal die Damen nachkamen, um das Frühstück einzunehmen. Adelheid aber kam meistens nicht mit, sie leistete meiner Mutter Gesellschaft, welche die Morgenstunden nicht ganz dem Vergnügen widmen konnte, da sie mit selbstgemachten Geschäften überhäuft war. Eines Morgens ging ich auch auf die Jagd, da fiel mir ein, daß Adelheid am Abend vorher gesagt hatte, sie wolle am andern Morgen in der Wildschlucht zeichnen. Der Morgen war wunderschön; ich kehrte, von den Meisten unbemerkt, nach einer halben Stunde um, ging auf Umwegen in das tiefe Thal, in das noch kein Sonnenstrahl seinen Weg gefunden hatte, obgleich der Mittag vorüber war, und wirklich sah ich Adelheid auf einer Felsenbank, mit ihrem Portefeuille in der Hand, sitzen. — Ich nahte mich ihr und sah ihr über die Schulter in die Zeichnung; sie fühlte meinen Hauch, obgleich ihr das Rauschen des Wassers das Geräusch meiner Schritte verborgen hatte; erschrocken sah sie sich um, und als sie mich erblickte, goß sich ein schönes Roth und ein Lächeln, das damit verschmolzen schien, über ihr Gesicht. „Prinz Constantin," sagte sie, „wie kommen Sie hieher? Ich glaubte Sie auf der Jagd." — „Ich wollte auch hin," sagte ich, „aber mir fiel ein, daß Sie hier zeichnen wollten, und ich sehne mich nach einer Stunde, wo ich einmal über die liebe alte Zeit mit Ihnen schwatzen kann." — „Werden die andern aber nicht böse?" fragte sie unbefangen. „Gewiß nicht," sagte ich, „sie werden mich nicht vermissen. Liebe Adelheid," fuhr ich fort und faßte ihre Hand, die sie mir ohne Sträuben ließ, „denken Sie noch an unsere Zeichenstunden?" Sie lachte; „und an den italienischen Lehrer?" sezte sie hinzu. So schwatzten wir unschuldig fort, in die Erinnerungen der Kindheit versunken. Da schreckte uns ein Glockenton über unserm Haupte empor; es war die Speiseglocke, die zehn Minuten vor dem Anrichten erschallte. Wie erschracken wir! Es war auf dem gewöhnlichen Wege wohl eine halbe Stunde bis zum Schlosse, das hoch über uns in die Wolken ragte; aber ich wußte einen ganz nahen, steilen Fußpfad, der den Fels gerade hinanführte. Ich fragte sie, ob sie klettern könne. „Wie ein Eichhörnchen," sagte sie. — „Nun, dann Muth!" und somit nahm ich die Mappe unter den Arm und wir stiegen rüstig vorwärts. Hand in Hand flogen wir den Berg hinan; die Brust war uns beiden weit und kein Mangel an Athem hemmte unsern Lauf. Da, o Schreck! rieselte ein Bach quer über unsern Weg hinunter und hüpfte lustig in das Thal. „Ach Gott, was nun thun!" rief sie kläglich. — „Ich trage Sie durch," erwiderte ich rasch. — „Kehren wir um," sagte sie ein wenig scheu. — „Dann kommen Sie eine Stunde zu spät," bemerkte ich, „und die Prinzessin ist sehr böse." — „Ach ja, ja!" rief sie, „wir müssen durch, nur Muth!" — „Halt," sagte ich, „noch nicht; erst eine Bedingung. Sie versprechen mir, Niemand etwas davon zu sagen, daß wir den glücklichen Morgen zusammen im Thale gesessen haben." — „Das kann ich nicht versprechen," sagte sie, „der Prinzessin muß ich's erzählen." — „Gut," erwiderte ich, „der Prinzessin sagen Sie es, aber Mama auf keinen Fall." — „Gewiß nicht," versprach sie, und ich nahm die liebe Last auf meinen Arm und trug sie durch den Bach, der mir kaum über die Knie reichte. Ich ging die kurze Strecke langsam und drückte sie fest, fest an mich, als fürchtete ich, sie fallen zu lassen. Es ist das einzige Mal gewesen, daß ihr Herz an dem meinen geschlagen hat. Sie lag in süßer Hingebung da und sah mir von unten hinauf in die Augen. Ach selige, selige Zeit voll unschuldiger Freude! wie lachte mir damals das Leben! wie hat es später der Winterfrost entblättert! Wir kamen zur rechten Zeit auf dem Schlosse an; Adelheid warf schnell noch ein anderes Kleid über und ich wechselte eilig die hohen Jagdstiefeln. Niemand hatte unser Zusammensein bemerkt; nur schalt die Prinzessin, daß Adelheid so wenig gezeichnet hatte.

Es trieb mich jezt in die Einsamkeit hinaus, ich warf mich an der Quelle des Waldes nieder und dichtete manches Lied, das mir das Herz schwellte. Die Prinzessin, die sich dieses Hanges freute, weil sie sich einen fürstlichen Troubadour als eine recht anziehende Erscheinung dachte, fragte mich einst, was die Quelle meiner Lieder sey. Ich antwortete ihr:

„Du fragest, wie so mancherlei Gedichte
Der junge Lenz in meinem Busen wecke?
Sieh! eine Stimme sagt mir immer: „Schmecke
Den Lebenstrunnel, eh' er wird zunichte."

Mein Liedchen, daß es selber Dir's berichte,
Es sucht nicht Ruhm, es dienet and'rem Zwecke:
Der Brust entströmt es, und ich schöpf' es kecke,
Nicht daß ich lang' in einem Liede sichte.

Die Blätter fallen welk herab von Bäumen,
Wenn Lenz und Sommer vor dem Herbste schwinden:
So welkt, so stiebt die Jugend, ohne Säumen.

Den Lenz, den Sommer kannst Du wiederfinden,
Die Jugend findest Du, bejahrt, in Träumen:
Wie soll' ich reiner Lust mich denn entwinden?

Es war wie Vorahnung vom traurigen Jezt.

Ich hatte einst weinend meine Augen in das weiche Moos des Waldes gedrückt, als Adelheid plözlich in ihrer Lieblichkeit vor mir stand; ich bemerkte sie erst, nachdem

Digitized by Google

mein trüber Blick sie erschreckt hatte; besorgt fragte sie mich: „was ist Ihnen?“ — „Ich will ein andermal antworten,“ sagte ich und sprang auf und ging neben ihr durch die tiefe Einsamkeit, die uns ein Paradies war. — Ich durfte es wohl glauben, daß sie mir auch gut war, denn sie mußte ja mein Gefühl verstehen, und blieb mir dennoch so freundlich; deßwegen wagte ich's und gab ihr Abends ein Gedicht, das meine Gefühle in herzlichen Worten schilderte. Sie nahm es zwar verstohlen, aber sagte mir dann später, ich müsse sie nicht mehr in solche Versuchungen führen, es dürfen keine Geheimnisse zwischen ihr und mir stattfinden. Ich sah ihr in die Augen, sie waren voller Thränen. Vom Gedichte sprach sie nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lowell in Massachusetts, im Sommer 1834.

(Beschluß.)

Die Fabrikstadt Lowell.

Etwa zehn Jahre gingen mit Versuchen hin, und bis ein Kern von Arbeitern gebildet und der Maschinenbau im Lande naturalisirt war. Im Jahr 1825 ließ sich endlich die Merrimack-Corporation, da, wo jezt Lowell steht, das heißt an einer Stelle des Flusses nieder, wo er einen 32 Fuß hohen Sturz bildet und somit eine ungeheure Wasserkraft darbietet. Dann kamen nacheinander die Compagnien Hamilton, Appleton, Lowell, Tremont u. s. w. Lowell? wer oder was ist das? So hieß der Handelsmann, der die Kattunmanufaktur zuerst und am thätigsten in den Vereinigten Staaten betrieb; nach ihm wurde die neue Stadt getauft. Wie so ganz anders hier und in Europa! Dort wurden einst die Städte durch einen Halbgott, einen Sprößling des Zeus, oder einen Helden des trojanischen Kriegs gegründet, oder ein Alexander, ein Cäsar waren die erhabenen Stifter, oder ein heiliger Mönch sammelte durch seine Wunder die Menge um sich; ein andermal ist es die Laune eines Ludwigs oder Friederichs, oder ein Edikt eines Peters, was Städte aus dem Boden zaubert; unsere Stadt hier ist weder eine fromme Stiftung, noch eine Zufluchtsstätte Vertriebener, noch ein militärischer Vorposten, es ist eine Spekulation des Bostoner Handelsstandes. Derselbe Unternehmungsgeist, der voriges Jahr zu Boston ein Schiff mit Eis befrachtete und es um Cap Horn nach Calcutta sandte, faßte die Idee, hier auf eigene Kosten der Unternehmer eine ganze Stadt zu bauen, mit allen Bedürfnissen einer vorgeschrittenen Kultur an Gebäuden und Anstalten aller Art, und daselbst Calicots zu fabriziren; und die Spekulation war gut, wie gewöhnlich. Die Dividenden der Lowelleer Manufakturgesellschaften betragen gewöhnlich 5 bis 6 Prozent halbjährlich.

Ueberhaupt nehmen in Amerika die Kattunfabriken, welche sich wirklich erst vom lezten Krieg mit England herschreiben, einen raschen Aufschwung, obgleich die in Folge der Demonstrationen von Südkarolina voriges Jahr mit dem Zollsystem vorgenommenen Abänderungen den Eifer der Fabrikanten ein wenig abgekühlt haben. Boston geht darauf aus, gleich Liverpool, ein Lancashire in seinem Rücken zu haben. Da in Neuengland der Stromschnellen und Wasserfälle eine Menge sind, wird man der Dampfmaschinen noch lange entbehren können. Dieser Strich des amerikanischen Gebiets ist übrigens im Allgemeinen nicht sehr fruchtbar; es gehörte die Ausdauer, ja der Eigensinn der Puritaner *) dazu, um hieher Kultur und Lebensbequemlichkeit zu verpflanzen. Das Land ist sehr durchschnitten, bergigt, kalt; es beginnt hier die Kette der Alleghanis, welche von da dem mexikanischen Meerbusen zustreichen und dabei immer mehr von der Küste des atlantischen Meers wegrücken. Der Gewässer sind sehr viele und ihr Fall ist sehr stark, weßhalb man an ihnen Wehre und somit Werke in Menge anlegen kann. Die Einwohner besitzen im höchsten Grade Talent für Mechanik; sie sind geduldig, aufmerksam und höchst sinnreich, im Manufakturwesen müssen sie viel leisten. Und so ist es auch wirklich: Lowell stellt bereits ein Manchester im Kleinen vor. Man fabrizirt hier jährlich vier Millionen Meter Baumwollenzeug, die Wollenstoffe, Cassimirs, Teppiche ungerechnet; man braucht über 30.000 Ballen Baumwolle, was dem sechsten Theil des ganzen Verbrauchs in den Vereinigten Staaten gleichkommt. Um ihrer Stadt noch mehr Aehnlichkeit mit Liverpool zu geben, haben die Bostoner Kaufleute beschlossen, eine Eisenbahn zwischen Boston und Lowell anzulegen; die Entfernung beträgt fünf deutsche Meilen. Ein Kanal war bereits vorhanden, wie zwischen Manchester und Liverpool auch; aber es ward beliebt, man reiche damit nicht mehr aus, gerade wie zu Manchester und Liverpool. Sie verschmähten es, ihre Eisenbahn in dem verwegenen Styl mit dem Charakter des bloß Provisorischen anzulegen, den man sonst meistens an den amerikanischen Eisenbahnen bemerkt: sie wollten etwas Solides, Römisches, und ihre Ingenieurs haben sie nach Verlangen bedient. Sie bekamen sicher die solideste Eisenbahn in der Welt; nur das schöne Mauerwerk, die Gewölbe aus Bruchsteinen, die Säulen, kurz, die ganze architektonische Pracht, wodurch die Bahn zwischen Liverpool und Manchester zu einem Wunder der neuern Zeit wird, fand man für gut, vorläufig wegzulassen: solcher Zierrath trägt nichts ein. Indessen kostet die Bostoner Bahn in ihrer römischen, oder vielmehr cyclopischen Einfachheit dennoch 1.200.000 Francs die deutsche Meile, und vielleicht mehr.

Reist man in der Gegend von Manchester, so machen die großen Spinnereien einen wahrhaft großartigen Eindruck. Sieht man bei Mondschein diese mächtigen weißen Häuser aus der Ebene steigen, sieht aus Hunderten von Fenstern das Gaslicht strömen und die Rauchfänge gleich den höchsten Obelisken emporstreben, so meint man Paläste, Feenschlösser vor sich zu haben. Aber es sind übertünchte Gräber! Der Zauber schwindet mit dem ersten Schritt über die Schwelle, beim ersten Blick auf das jämmerliche Ansehen, auf die Lumpen der Menge, welche die weiten Gebäude füllt, auf die armen Kinder, welche das Parlament vergeblich gegen die Fruchtbarkeit ihrer Eltern, die ihnen beständig neue Concurrenten nachschiebt, und gegen die Peitsche des Aufsehers zu schützen sucht. Kommt man nach Lowell, so wird einem der erste Eindruck dieser jungen, frischen Stadt, dieser ganzen Scenerie, so bunt und lebendig als eine Operndekoration, durch den Gedanken verbittert: Ist es hier wohl wie in Lancashire? stecken hinter diesem Firniß von Glück und Wohlstand beim Armen Jammer und Elend und jene gräßlichen Laster, welche die Armuth in Fabrikstädten ausbrütet, beim Reichen die peinigende Angst vor Menterei, welche über seinem Haupte gleich einem Schwert am Faden hängt, den der nächste beste Zufall, eine Unvorsichtigkeit oder der Hauch der schlimmen Leidenschaften zerreißen kann? — Davon das nächstemal.

*) Die ersten Niederlassungen in Neuengland sind die der Puritaner im Jahr 1620.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. August 1834.

O Mutter! Mutter! was ersannest du!

Schiller.

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war Adelheid wieder mit meiner Mutter allein zu Hause; ich ging nicht mit auf die Jagd, weil eine leichte Erkältung mich abhielt. Nach dem Frühstücke sagte ich möglichst unbefangen: „Mama, soll ich Fräulein Adelheid zur Mooshütte führen? sie wünscht sie schon lange einmal zu sehen.“ — „Das würde sich schlecht schicken,“ sagte meine Mutter, „wenn Du mit dem Fräulein allein durch den Wald schweiftest; wenn Sie es wünschen, die Hütte zu sehen, so will ich Sie begleiten.“ Adelheid dankte und nahm das Anerbieten freundlich an, ich aber muß sehr verdrießlich ausgesehen haben. „In dem Fall,“ sagte ich mürrisch, „ist meine Begleitung wohl überflüssig.“ — „Nicht im Geringsten,“ erwiderte die Mutter mit ihrer gewöhnlichen Unumwundenheit; „aber Du hast nur Lust zu dem, was Dir nicht erlaubt ist. Allein mit Fräulein Adelheid zu gehen, schickt sich nicht, dazu hast Du Lust; mit mir und ihr zu gehen, schickt sich, aber das reizt Dich nicht.“ — „Doch,“ sagte ich, „und wenn Du erlaubst, so hol' ich Dir und dem Fräulein Hut und Shawl und wir machen uns auf den Weg.“

Als wir zurück waren, sagte ich zu meiner Mutter: „Wie Unrecht thust Du mir, wenn Du mir Schuld gibst, nur das Unerlaubte gern zu thun; was wäre denn in meiner Neigung für Adelheid, was das Urtheil der Welt oder Gottes Auge zu scheuen hätte?“ — „Und für was rechnest Du es denn,“ erwiderte die Mutter, „den Ruf eines so guten Mädchens auf das Spiel zu setzen? was soll man denn davon sagen, wenn Du Promenaden unter vier Augen mit ihr machst, ihr heimlich Gedichte zusendest, ihr täglicher Tischnachbar bist?“ — „Und was sollte man denn darüber sagen,“ erwiderte ich erröthend, da sie des Gedichts erwähnte, „als daß ich um diejenige, die ich zu meiner Frau machen will, erst werbe! — Ich liebe Adelheid, gute Mutter, und ich bitte Dich, daß Du sie auch liebst. — Du wirst sehen, wie ich gut und fromm werden will, wenn der Engel mir zu Seite steht.“ — „Das ist eine andere Ansicht der Sache,“ sagte meine Mutter ruhig, „die ich mir erst überlegen muß. Ein solcher Schritt kann nicht in einem Augenblick entschieden werden. Sey indessen ruhig und kompromittire Adelheid nicht; versprich mir auch, ihr keine förmliche Liebeserklärung zu machen.“ Ich that, was sie verlangte.

Ein paar Tage nachher langte eine Nichte meiner Mutter in Wornin an, eine reiche Comtesse, gar gut und einfach; sie war mir zur Frau bestimmt, aber ein Ungefähr belehrte mich bald, daß ich kein Herz brechen würde, wenn ich auf die Familienplane nicht einginge.

Digitized by Google

Thereſe, ſo hieß meine Couſine, wurde auf Mädchenart gar ſchnell mit Adelheid bekannt. Einſt ging ich im Garten ſpazieren, da hörte ich der Couſine Stimme, wie ſie aus gepreßtem Herzen mit der Geliebten ſprach. „Ach, Fürſt Karl S.,“ ſagte ſie, „iſt mir viel lieber als der Vetter Conſtantin; wir haben uns von Kindheit an lieb, und alle Menſchen waren einverſtanden damit, bis ſie die unglückliche Idee bekamen, mein ſchönes Vermögen mit der Worminſchen Herrſchaft zu verſchmelzen. — Finden Sie nicht auch Fürſt Karl viel hübſcher?“ Adelheid erwiderte: „O ja, im Ganzen iſt er's wohl, aber Fürſt Conſtantins hübſcher Mund iſt mir lieber als der ganze Prinz Karl.“ Ich hätte beide Mädchen küſſen mögen, ſo zufrieden war ich über ihre Meinung von mir.

Bei Tiſch ſagte ich zu Adelheid: „Wie gefällt Ihnen Thereſe?“ — „Gut,“ erwiderte ſie, „ſie iſt ein gar herzliches Mädchen. — “ — „Wer dieſen Fiſch fängt,“ verſetzte ich, „deſſen Netz iſt gefüllt.“ — „Fangen Sie ihn,“ ſagte Adelheid und ſchlug die Augen nieder. Ich ſtreifte leiſe an ihre Hand, die auf dem Schooße lag, und flüſterte ihr zu: „Glauben Sie nicht, daß ich je nach Stand und Geld heirathen werde; wenn ich Ihrer Zuneigung ſicher wäre, ſo wüßte ich wohl, welches Mädchen ich mir vor der ganzen Welt auserkoren hätte.“ Sie ward purpurroth und ſah mich wehmüthig an, ich ſie auch, und ſo ſaßen wir lange, die Geſellſchaft, die Verhältniſſe, Alles vergeſſend. Eine Art magnetiſcher Kraft zwang mich, aufzuſehen, und ich traf auf meiner Mutter Augen, die wie zwei Pfeile auf mich zielten. Seitdem konnte ich kaum mehr einen Augenblick erhaſchen, der Geliebten ein Wort zu ſagen. Nach wenigen Tagen reiſte ſie ab, nach wenigen Wochen hoffte ich ſie in der Stadt wieder zu ſehen — und dennoch war es mir, als würde mir mein Leben entriſſen. Ein paar Tage nach ihrer Abreiſe fand ich ein hellblaues Tuch, das ich oft an ihrer Bruſt geſehen hatte, in einem der Zimmer liegen, es war vergeſſen worden. Was gibt es Köſtlicheres als ein ſolches ſprechendes Ueberbleibſel aus einer glücklichen Zeit! Die Falten, die ſich auf ihrem Halſe gebildet hatten, waren noch in dem Seidenzeuge; ein kleiner Fleck, den ich ihr einſt muthwillig mit Orangenſaft gemacht hatte, war noch ſichtbar; den Augenblick, da es geſchah, die ſüße Geſtalt, die Herzenswärme, die mich immer in ihrer Nähe durchglühte, Alles fühlte, Alles ſah ich beim Anblick dieſes Tuches wieder.

Wir kehrten nun mit dem erſten Schnee nach der Hauptſtadt zurück, wo mein Regiment ſtand, in welchem ich jetzt ſchon eine Escadron kommandirte. Der Winter verging unter der ſtets vereitelten Hoffnung, die Prinzeſſin von S... drück ankommen zu ſehen — ſie kam nicht. Gegen das Frühjahr erklärte ich meiner Mutter, zu ihr reiſen zu wollen. „Deine Reiſe würde Dich wenig befriedigen,“ erwiderte ſie, „denn Deine Wünſche in Betreff Adelheids v. Riepen mußt Du aufgeben; ſie iſt verheirathet. — “ Es hat wohl nie eine Mutter ihr Kind ſchmerzlicher verwundet, als mich die meinige mit dieſen Worten. Ich weiß nicht, was die Verzweiflung mir in dieſer Stunde erpreßte, was ich ihr ſagte; aber ich weiß, daß ein Leben voll Sünde und raſenden Leichtſinns von dieſem Augenblick an für mich begann. Ich ſuchte eine entſetzliche Rache an ihr zu nehmen, indem ich ihr den einzigen Sohn zum Gegenſtande ewiger Angſt und unendlichen Kummers machte. — Ich entſagte der Scheu, die mich bis jetzt für meine Adelheid rein erhalten hatte; ich ſtürzte mich in den Pfuhl des Laſters. — Weiber, Wein und Karten mußten mich abwechſelnd berauſchen; ich war der elendeſte Menſch unter der Sonne. Bald riß meine Volljährigkeit alle Scheanken nieder; das feierliche, ſtille Wormin ward der Sammelplatz roher Wüſtlinge, die Väter zeigten mich ihren Töchtern, um ſie vor mir zu warnen, die tollſten Jagdzüge zerſtörten ihrer Hände Arbeit oder hemmten ſie wenigſtens in ihrem Fleiß, und ich — o! ich Unglückſeliger, wenn ich, erſchöpft von wilder Luſt, einen einſamen Augenblick hatte, in mein Inneres zu blicken — welcher Verurtheilte ſah wohl ſo hoffnungslos auf ſeine Zukunft, als ich! Bald war ich verabſcheut von meiner ganzen Familie; meine Mutter weinte in ihrem Kämmerlein und rang die Hände, dann trat ich vor ſie hin und ſagte in frevelhaftem Hohn: „Genieße die Früchte Deiner Weisheit. Sieh, ſo wär's nicht gekommen, hätteſt Du mir Adelheid gelaſſen — “ und ihr Name erpreßte mir heiße Thränen. „O welch ein Schickſal hat mich getroffen!“ klagte dann meine verſtändige, ſtarke Mutter mit gebrochenem Sinn; „ich glaubte nur klug zu handeln, und was für hundert Eltern als weiſe Saat gute Früchte trägt, die Unterdrückung einer thörichten Jugendliebe, die ihre Kinder vom rechten Wege abzieht, das hat mich zur elendeſten Frau gemacht! — Conſtantin, haſt Du kein Erbarmen mit mir?“ Aber ich dachte der Zeit, wo ich in vollem Vertrauen ihr mein Herz geöffnet hatte, wo ſie einzugehen ſchien in meine Wünſche, und mich verrieth. Erſt als ſie kränkelte und endlich ſtarb, erſt dann fühlte ich mein Unrecht; aber mit ihr war auch die letzte Schranke gefallen. Ich glaubte nicht mehr zurück zu können — und ich wollte es auch nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Am Sand in Passeyer.

(Fortſetzung.)

Nach einem ſehr beſchwerlichen Wege durch Waſſer und über ſpitzige Steine gelangt man nach St. Martin,

Digitized by Google

einem reinlichen Flecken auf einer Anhöhe am Passerbache. Die Bauern, die sich im Wirthshause nach der Kirche eingefunden hatten, es war ein Sonntag, versammelten sich um mich und meine Reisegefährten, als hätten sie nie noch im Leben anders gekleidete Menschen gesehen. Sie umstanden uns dicht im Kreise und glotzten uns sehr ernst an, ohne ein Wort zu sagen, oder auch nur durch eine Bewegung zu verrathen, was in ihnen vorging. Es war die reinste Neugier, das starrste Staunen, die sich in ihrem ganzen Wesen kundgaben und die sich Alten und Jungen mitgetheilt hatten. Nicht anders konnten die wilden Insulaner ausgesehen haben, als ihnen Columbus die erste Visite machte; dieser Gedanke drängte sich mir unwillkührlich auf. Nachdem wir bereits wohl eine halbe Stunde so angestaunt dagesessen hatten, zog Jemand von unserer Gesellschaft seine Cigarrendose hervor, machte Feuer und fing an recht appetitlich zu rauchen. Dies war der Moment, wo die leblos scheinenden Gruppen um uns Bewegung gewannen. Sie lächelten und in ihren Mienen malte sich etwas, das ich wie Abscheu deutete. Endlich drängte sich ein Alter zu uns und fragte — es waren die ersten Worte, die wir hier zu hören bekamen — „ob denn das Zeug da nicht recht stark beiße?“ Der Raucher versicherte; ganz und gar nicht, und bot ihm eine Cigarre an, damit er selbst versuchen möchte. Der Alte lächelte aber und meinte: er verstehe nicht damit umzugehen und würde gewiß verbrennen. Als er die Frage, ob er sonst Tabak rauche, bejahte, drangen wir ihm eine Cigarre auf, die er unter großem Gelächter der Andern in den Mund steckte. Man mußte ihm nun förmlichen Unterricht ertheilen, da er anfänglich sie zu kauen begann und gar jämmerlich das Gesicht verzog. Wie endlich Alles im Gange war, blickte er stolz umher, rief Alle herbei und that sich nicht wenig auf sein Wagstück zu gut. Nachdem er bis zur Hälfte mit der Cigarre fertig war, überließ er sie einem jungen Burschen, der auch einmal versuchen wollte, aber dieser hatte kaum die ersten Züge gethan, als er triumphirend ausrief: „Das müssen andere Leute auch sehen!“ und so in's Dorf hinabsprang.

In diesem Thale, unter diesen Leuten, lebte vor fünf-und-zwanzig Jahren, wo die Bekanntschaft mit dem Fremden wahrlich noch weniger vorauszusetzen ist, als in diesem Augenblicke, auf seinem angeerbten Hause am Sand der Wirth Andre Hofer. Der sogenannte „Sand“ ist das steinige Passerufer selbst, und das Haus ist so nahe am Wasser gelegen, daß die Bewohner im steten Vertheidigungskampfe mit ihm begriffen seyn müssen. Die Nahrung im Wirthshause war eben nicht sehr ergiebig; fremde Einkehr fand nicht statt, und der Thalbewohner zieht es vor, Sonntags seinen Wein dort zu trinken, wo ihn zugleich eine Kirche zur Andacht lockt. Hofer war in mißlichen Umständen. Er mußte zu einem Nebengeschäfte greifen, kaufte ein paar Pferde und „saamte“ (saumte) über den Jaufen hinüber und herüber, Güter und Menschen. Hofer, der Sandwirth, war also ein Saumer dabei. Er war als ein rechtschaffener Mann bekannt; wegen seiner Armuth und seines herumziehenden Lebens aber stand er nicht in besonderm Ansehen; er war streng gottesfürchtig und von ziemlich beschränktem Verstande. Einen überwiegenden Hang zu Seltsamkeiten zeigte er oftmals. So ließ er z. B. ein Jahr nach seiner Hochzeit, da er vier-und-zwanzig alt war, den Bart stehen, der ihm später zu dem verhängnißvollen Ehrentitel; Général Barbon, verhelfen sollte. Auch in der Kleidung zeichnete er sich aus, denn er trug, der Mode seines Thales zuwider, einen grünen Rock und hatte an den grünen Hosenträgern nach der Art des Etschlandes, da man in Passeyer bloß lederne trägt, ein kleines Muttergottesbild als Amulet angeheftet. Bis in sein vierzigstes Jahr erregte er nicht die geringste Aufmerksamkeit; er hauste am Sande mit seinem Weibe, einem Sohne und drei Töchtern, suchte sie auf rechtliche Weise zu ernähren, so gut es ging, trieb seine Saumthiere über den Jaufen, verschacherte manchmal ein Pferd mit Vortheil, und quälte sich und mühete sich ab, sich und die Seinigen ehrlich durchzubringen. Man weiß nichts Anderes von seinen frühern Lebensverhältnissen, auch ist sicher nichts Bedeutendes daran gewesen, bis die Politik ihn sich zum Opfer erkor.

Wie der Plan, Tyrol aufzuwiegeln, in's Leben treten sollte, suchte man einen Mann, den man der Insurrektion als Chef voranstellen könnte. Die Thäler wurden durchzogen, die Hütten durchforscht, und bei dem Hause am Sande Halt gemacht. Man hatte sich in der Wahl nicht getäuscht, Andre Hofer war der rechte Mann dazu. „Mißlingt die Sache, so kann es den Kopf kosten.“ dies verhehlte man ihm nicht; aber Hofer ging dennoch auf Alles ein. Es heißt, seine Lage sey damals sehr bedrängt und ein Konkurs dem Ausbruch nahe gewesen. Er zog heimlich nach Wien, kam zurück, und in seinem kleinen, niedrigen Stübchen mit dem Erker wurde der Kongreß gehalten und das Kindlein geboren, das die Felsen Tyrols mit Blut waschen, die Klüfte Tyrols mit zerschmetterten Gebeinen füllen, und Hofers breite Brust im Rondell von Mantua zum Ziel für zwölf französische Gewehrläufe bestimmen sollte. Gleich Muhamed wurde Hofer in seinem vierzigsten Jahre zum Haupte seines Volkes erkoren, gleich Muhamed ward er Krieger und nahm seinen Platz in der großen Weltgeschichte ein; dies sind aber auch die einzigen Beziehungen zwischen Beiden. Der arme Saumer vom Jaufenberge und der arabische Kaufmann böten keine fernern Vergleichungspunkte dar, selbst wenn Hofers

Digitized by Google

Katastrophe nicht so traurig gewesen wäre. Als Hofer Landeskommandant geworden war, in der kaiserlichen Hofburg zu Insbruck residirt und Münzen hatte schlagen lassen, stand er auf dem Gipfel seiner Größe. Er war dahin vom Glück und fast ohne sein Zuthun getragen worden, wie dies gemeinhin zu gehen pflegt; Muth und Thatkraft zeigte er nur, als er den gefährlichen Posten annahm, den man ihm angetragen. Seine herrliche, selbst überraschende Persönlichkeit, seine schmucklosen, treuherzigen Reden, ganz im Charakter des Landvolks, dem er angehörte, seine schlichten, einfältigen Proklamationen, Tagsbefehle und Handschreiben sind bekannt genug. „Thut's, oder laßt's bleiben!“ ist der Sinn von den meisten; seine Entschuldigung, wenn er gerechten Klagen nicht abhelfen konnte, war stets: „I kann nit überall seyn.“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Insbrucker Schulen ihm aufwarteten, empfahl er ihnen die Jugend auf's Beste, und schloß mit den Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vakanzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

Statistische Notizen.

Zu Boston erscheint jährlich seit 1830 ein amerikanischer Kalender, nach dem Muster des brittischen Kalenders, welchen die Londoner Gesellschaft zu Verbreitung nützlicher Kenntnisse seit dem Jahr 1828 herausgibt. Der neueste Jahrgang des amerikanischen Kalenders liegt vor mir und ich theile Einiges daraus mit, was ich für geeignet halte, Ihre Leser zu interessiren.

Der eigentliche Kalender enthält in der Kolumne, wo sonst die Heiligennamen stehen, nur wenige Feste, den andern Tagen gegenüber sind entweder die Conjunktionen der Planeten oder merkwürdige Ereignisse aus der Geschichte von Amerika und Europa, namentlich von England angemerkt. Bei jedem Tag ist ferner Sonnenauf- und Untergang für Boston, Newyork, Washington, Charlestown und New-Orleans verzeichnet. Nach andern, sehr zweckmäßig eingerichteten astronomischen Tabellen kommen die Miszellen, welche sich auch über andere Länder als Amerika und auf eine für Europäer oft sehr auffallende Weise aussprechen. Darauf folgen statistische Notizen über die Union.

Die Union besteht aus 24 Staaten; der bevölkertste derselben, Newyork, zählte im Jahr 1850: 1,918,608 Einwohner; der kleinste, Delaware, 76,748. Die ganze Bevölkerung betrug:

1790	5,929,827.
1800	4,305,925.
1810	7,239,814.
1820	9,638,831.
1830	12,866,020.

Es ist dies eine Zunahme von ungefähr 5 Prozenten jährlich, wornach sich die Bevölkerung in etwa 23½ Jahr verdoppeln würde. Diesem nach müßte sie bei der nächsten Zählung im Jahr 1840 mehr als 17 Millionen betragen. Im Jahr 1835 zählte man in den Vereinigten Staaten 2,009.000 Sklaven. Nur in wenigen Staaten gibt es lauter Freie, in keinem aber findet ein Sklave Asyl. Die noch geltende Konstitution von 1787 enthält folgenden Artikel: „Keiner, der in einem Staate, gemäß den Gesetzen desselben, in Dienst oder Arbeit steht, kann, wenn er sich in einen andern Staat flüchtete, seines Dienstes oder seiner Arbeit entbunden werden, sondern er wird auf Verlangen desjenigen, dem er den Dienst oder die Arbeit schuldet, ausgeliefert.“ Man sieht, die Fassung dieses Artikels ist ein wenig ängstlich. Es ist, als ob man bei Abfassung der Konstitution sich geschent hätte, das Wort Sklave in die Charte der Union zu schreiben, aber die Sklaverei besteht nichtsdestoweniger unter der Aegide der Verfassung.

Die Gesetze und Einrichtungen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts und der freien Künste sind in den verschiedenen Staaten durchaus nicht gleichförmig. In den sechs nördlichen Staaten, gewöhnlich Neuengland genannt, und in Newyork hat jeder Distrikt von etwa viertausend englischen Quadratmeilen eine Schule, wo Kinder aller Stände unentgeldlich in den Anfangsgründen unterrichtet werden. In diesem Theile der Union ist es mit den Schulkenntnissen sehr gut bestellt; im Jahr 1820 zählte der Staat Massachussets 525.287 Seelen, und auf einer Strecke des Staates, die 200.000 Einwohner zählt, fand man im Jahr 1823 nur zehn Individuen von 11 bis 21 Jahren, die nicht lesen und schreiben konnten. Im Staat Newyork genießen wirklich fast alle Kinder den Schulunterricht; der Staat gab im Jahr 1832 für diesen Zweck 1,126.000 Piaster aus, wovon die Besoldungen für die Lehrer über die Hälfte ausmachen. Man darf nicht vergessen, daß die Bevölkerung dieses Staates fast 2 Millionen beträgt. Mehr als 500.000 Kinder besuchen die Schulen, und ihre Zahl entspricht etwa $^{1}/_{25}$ oder etwa dem Viertheil der Bevölkerung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 184:

Keyser.

Hart und Weich.

1.

1) Vorne ein hartes, hinten ein weiches Zeichen.

2.

2) Vorne ein weiches, hinten ein hartes Zeichen.

1. hat Manchen irrgeleitet,
2. hat Jenes oft verbreitet;
1. hat Viele dumm gemacht.
2. sie zum Verstand gebracht;
1. bringt Manchen unter's Joch,
Hart empfand er 2 denn doch.
1. aus seinem Hirn genommen.
Weiß dem 2 er zu entkommen;
1. hilft ihm wohl selbst dazu:
2. sein Diener spürt's im Nu.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 29.

Sonnabend, 9. August 1834.

[554] ## Neue Schrift.

Bei den Verwüstungen, welche gegenwärtig in vielen Gegenden des Landes durch die Maikäferlarven (Engerlinge) auf Wiesen und Feldern stattfinden, machen wir wiederholt auf folgende Schrift aufmerksam:

Der Maikäfer als Larve und als Käfer, gemeinfaßliche Belehrung über seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben, für den Bürger und Landmann nach fremden und eigenen Beobachtungen zusammengestellt von Prof. Dr. Plieninger, wissenschaftlichem Sekretär der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg. 5¼ Bogen. 8. in Umschlag geheftet. Preis 30 kr.

Diese Schrift, im Auftrage der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins verfaßt und für die Belehrung des Landmannes und Güterbesitzers, sowie zur Grundlage eines Unterrichtes der Jugend über diesen Gegenstand in Sonn- und Werktagsschulen bestimmt, verbreitet sich über die Natur und Lebensweise dieses schädlichen Insekts und gibt die bis jetzt bekannten Mittel zu seiner Niederhaltung und Vertilgung an. Diese Mittel sind jedoch von der Art, daß sie allgemein und durchgreifend angewendet werden müssen, wenn sie von Erfolg seyn sollen, daher die Schrift auch für die Ortsvorsteher von Interesse seyn dürfte. Da dieselben von Seiten des königl. Ministeriums des Innern zur Anschaffung in die Gemeinden des Landes empfohlen und die Einrichtung getroffen ist, daß die königl. Bezirksämter den durch die Communalämter ihnen angezeigten Bedarf des Bezirks an Exemplaren für die Gemeinden, sowie bei Einzelnen durch die königl. Kreisregierungen an die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins berichten werden, so macht die unterzeichnete Buchhandlung hiermit bekannt, daß für die auf diesem Wege in einer Anzahl von mehreren Hundert Exemplaren gemachten Bestellungen ein Partheipreis für das Exemplar, unter Voraussetzung portofreier Einsendung des Betrags durch die Communalämter, von 10 kr. festgesetzt worden ist, indem die unterzeichnete Buchhandlung nichts versäumen will, um dieser gemeinnützigen Schrift die möglich größte Verbreitung zu geben. Hingegen kann diese Piece, einzeln auf dem Wege des Buchhandels bezogen, nur für den bereits angezeigten Ladenpreis von 30 kr. erlassen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[339] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keferstein, Chr., die Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. 1r Bd., die Physiologie der Erde und Geognosie. 2r Band, die Geologie und Paläontologie. gr. 8. 82 Bogen. 5½ Thlr.

Schönherr, C. J., Genera et Species Curculionidum cum Synonymis hujus familiae. Tom. I. p. 1. et 2. et Tom. II. p. 1. gr. 8. 6 Thlr. Wird in 4 Vol. vollendet seyn.

Sternberg, Graf K., Versuch einer geognost.-botan. Darstellung der Flora der Vorwelt. 5s, 6s Heft. Fol. Mit 20 illum. Kupf. 10 Thlr.

Silbert, J. P., Vorhallen zur seligen Ewigkeit. gr. 8. 24 Bogen. 1¼ Thlr.

Clarus und Radius, Beiträge zur praktischen Heilkunde, mit besondrer Rücksicht auf medizin. Geographie und Epidemiologie. 1r Bd. 4 Hefte gr. 8. 4 Thlr.

Bhagavad-Gita, das hohe Lied des Indus, übersetzt und erläutert von E. R. S. Peiper. 8. 20 gr.

Platonis Convivium recens. Dr. *A. Hommel.* Cum Tab. II. gr. 8. 30 Bogen. 2¼ Thlr.

---

[573] ## Verzeichniß
der
Verlags- und Commissionsbücher
und
Kunstsachen
von
Carl Wilhelm Leske in Darmstadt
von der Herbstmesse 1833 bis zu Johanni 1834, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Auszug aus den in der 2ten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen in Bezug auf die Beschlüsse der hohen deutschen Bundesversammlung vom 28. Juni 1832 erstatteten Vorträgen. 8. 1833. geheftet. 8 gr. oder 36 kr.

Beck, F. K. H., das Hessische Staatsrecht. IX. Buch. Von dem Forstwesen. 1r Band. Von der Forstorganisation und dem Forstdienst im Allgemeinen. gr. 8. 1834. Ladenpreis 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 48 kr. Subscriptionspreis 1 Thlr. 2 gr. oder 1 fl. 52 kr.

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersetzt von D. F. H. Ungewitter. 3r und letzter Theil. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Creuzer, Dr. Fr., zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmal der heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kurhessen. Eine archäologische Abhandlung. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1834. geh. 2 Thlr. 6 gr. od. 4 fl.

Fenner v. Fenneberg (Herzogl. Nass. Geheimerath und Brunnenarzt), Schwalbach und seine Heilquellen. 5te verbess. und verm. Auflage. Mit zwei Ansichten. 8. 14 gr. oder 1 fl.

Glaubrecht, Jos., Ueber die gesetzlichen Garantien der persönlichen Freiheit in Rheinhessen. Ein Beitrag zur Kenntniß der französischen Gesetzgebung in deutschen Staaten. 8. 1834. geh. 10 gr. oder 45 kr.

Graff, G., die wichtigsten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen des Alterthums, für die reifere Jugend erzählt. 1stes Bändchen. 8. 1833. geh. 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Hausfreund, der Hessische, ein Volkskalender für das Jahr 1834. Zum zwölften Male herausgegeben. 4. geh. 2 gr. oder 8 kr.

Digitized by Google

Hundeiker, Dr. J. K. (Herzogl. Braunschw. Educationsrath), Biblische Feierstunden für gebildete Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse. Ein Erbauungsbuch für das Haus. Zwei Bände. Mit Königlich Würtemberg. Privilegium. gr. 8. Zweite wohlfeile Ausg. 1834. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Kleine Ausgabe in ordin. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Auch unter dem Titel:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 9r u. 10r Bd.

Kirchenzeitung, allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche, nebst einer kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Urkundensammlung. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Fortgesetzt von D. K. G. Bretschneider (Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent in Gotha) und Georg Zimmermann. 12r Jahrg. 1833. 1s und 2s Semester. 13r Jahrg. 1834. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich mit dem Literaturbl. 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr. oder 5 fl. in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.

(Wird fortgesetzt.)

Larrey, J., chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militär-Hospitälern. A. d. Franz. von Dr. Fr. Amelung. 3r Band (den 4. Bd. des Orginals enthaltend). Mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1834. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

Für die Besitzer der Berliner Uebersetzung der ersten drei Bände, von Dr. Sachs, auch unter dem Titel: Beobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äußere Krankheiten.

Literaturblatt, theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. 9r Jahrgang. 1833. 2s Semester. 10r Jahrgang. 1834. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 gr. oder 4 fl. 30 kr. (Wird fortgesetzt.)

Melodien zu Dr. *C. Weitershausen* 260 frohen Gesängen für Bürger und Landleute. Quer 8. 1833. 12 gr. oder 48 kr.

(Die 260 frohe Gesänge für Bürger und Landleute — kosten im Ladenpreis 8 gr. oder 36 kr. Bei Abnahme von 25 Exemplaren findet der Subscriptionspreis von 6 gr. oder 24 kr. noch statt.)

Militärzeitung, allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militärbeamten. 8r Jahrg. 1833. 2s Semester. 9r Jahrgang. 1834. 1s Semester. gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl. (In wöchentlicher oder monatlicher Lieferung.)

(Wird fortgesetzt.)

Müller, Dr. *Joh.*, Erklärung der isochromatischen Kurven, welche einaxige parallel mit der Axe geschnittene Krystalle im homogenen polarisirten Lichte zeigen. 4. 1834. 6 gr. oder 24 kr.

Norvins, der Feldzug von 1813. 2 Bdchn. 1833. 16. geh. 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Pabst, H. W. (Großherzogl. Hess. Oekonomierath), Lehrbuch der Landwirthschaft. 2r Bd. 2te Abth.

Auch unter dem Titel:

Landwirthschaftliche Betriebslehre. gr. 8. 1834. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. (Wird fortgesetzt.)

Pope, G., der Mensch. Gedicht in 4 Gesängen, übersetzt von Hohlfeldt. Neue unveränderte Ausgabe. 1834. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. Velinpapier 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Sackreuter, L., Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen. 4te verb. Auflage. 4 gr. oder 18 kr.

(Bei Partien von 25 Exempl. werden 3, bei 50 Ex. 8, bei 75 Ex. 16, und bei 100 Ex. 20 Freiex. gegeben.)

Scheidler, Dr. K. H., Handbuch der Psychologie, zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbststudium, 1r Theil. gr. 8. Zweite sehr vermehrte Ausg. 1833. 2 Thlr. 6 gr. oder 4 fl.

Auch unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauch für Vorlesungen.

Schreib- und Geschäftskalender für das Jahr 1834. 8. geb. auf ord. Pap. 12 gr. oder 48 kr. — auf fein Papier in elegantem Bande 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Schulzeitung, allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaft des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höheren und niederen Lehranstalten. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Erste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen, herausgegeben von K. Zimmermann. Zweite Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung, herausgegeben von Dr. L. Chr. Zimmermann. 10r Jahrg. 1833. 2 Semester. gr. 4. Preis eines Semesters 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr., in monatlicher oder wöchentlicher Lieferung.

Schulzeitung, 1ste Abthl., für das allgemeine und Volksschulwesen. Herausgegeben von K. Zimmermann (Großh. Hofdiakonus). 10r Jahrg. 1833. 2. Semester. 11r Jahrg. 1834. 1. Semester. Preis des halben Jahrgangs 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 45 kr. In monatlichen und wöchentlichen Lieferungen.

(Wird fortgesetzt.)

Schulzeitung, allg., 2te Abthl., für Berufs- und Gelehrtenbildung. Herausgeg. von Dr. *L. Chr. Zimmermann*. In monatlicher Lieferung. Jahrgang 1833. 2. Semester. Preis des halben Jahrgangs 3 Thlr. oder 5 fl.

(Die zweite Abtheilung der Allg. Schulzeitung hat mit dem Jahrgang 1833 aufgehört zu erscheinen.)

Schwabe, Dr. J. F. H., Selbstbekenntnisse, den sämmtlichen Amtsbrüdern im Großherzogthum Hessen statt eines Hirtenbriefes gewidmet. gr. 8. 1833. 6 gr. oder 24 kr.

Dessen Predigten und Reden, welche auf Veranlassung des am ersten Weihnachtstage 1833 zu Darmstadt gefeierten Confessions-Vereinigungs-Festes gehalten worden sind. Nebst einigen Nachrichten von der Feier selbst. 8. 1834. 4 gr. oder 18 kr.

Dessen erste Predigt, gehalten in der Hauptkirche zu Darmstadt. 8. 1833. 3 gr. oder 12 kr.

Suckow, Dr. *G.*, System der Mineralogie. Ein Grundriß für akademische Vorlesungen. Nebst einem Anhange, enthaltend die Beschreibung einiger Mineralien des Grossh. mineralogischen Museums in Jena. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1834. 12 gr. od 54 kr.

Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum, quas in itineribus suis per Italiam, Galliam et Britanniam factis exscripsit et partimque nunc primum ed. *Fr. Osann*. 1834. Fasc. X. Pol. 4 Thlr. 12 gr. oder 8 fl.

(Das nun vollständige Werk kostet cartonnirt 20 Thlr. 12 gr. oder 36 fl.

Vereins-Zoll-Tarif für die Königreiche Preußen, Baiern, Würtemberg und Sachsen, das Großherzogthum Hessen, das Kurfürstenthum Hessen u. s. w., zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle. 8. geb. 3 gr. oder 12 kr.

Verordnung, die Erhebung der Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle im Großherzogthum Hessen betreffend. Nebst dem Vereins-Zoll-Tarif. Neue Ausgabe. broch. 8. 1834. 7 gr. oder 30 kr.

Digitized by Google

Wagner, G. W. J., Hessisches Volksbuch oder vaterländische Denkwürdigkeiten, zur Warnung, Belehrung und Unterhaltung, zunächst für Volksschulen und den Landmann. 8. 1834. 8 gr. oder 36 kr.

(Bei Einführung in Schulen, wenn wenigstens 25 Exempl. zusammen genommen werden, kosten solche gebunden 10 fl.)

Weitershausen, Dr. C. (Lehrer an der Großherzogl. Militärschule zu Darmstadt), Lehrbuch der Geographie, mit besonderer Rücksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. gr. 8. 56 Bogen. 1834. 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 48 kr.

(Bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. zugleich findet ein Partiepreis von 1 Thlr. 14 gr. oder 2 fl. 42 kr. statt.)

Wolff (Professor in Cassel), Beiträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architectur. Roy.-8. Mit 28 Kupfert. 1834. Cartonnirt. 5 Thlr. 16 gr. oder 10 fl.

v. Zahlhas, J. B., Karl von Bourbon, historisches Schauspiel in 5 Acten. 8. 1833. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dessen Jacobe von Baden. Schauspiel in 5 Acten. 8. 1833. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst (Großh. Hess. Oeconomierath und beständiger Secretär dieser Vereine). Jahrgang 1834. gr. 8. geh.

Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. J. F. G. Bödmer jun., Ph. Bopp und Dr. Jäger. 1r Bd. 3s und 6s Heft. gr. 8. Der vollständige erste Band von 6 Heften 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Zimmermann, Dr. Chr. (königl. hannöv. Bergsecretär zu Clausthal), das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde; ein Handbuch für Reisende und alle, die das Gebirge näher kennen zu lernen wünschen; mit Nachweisungen über die Naturschönheiten desselben. In Verbindung mit Freunden unternommen. 1r und 2r Theil, mit 14 Kupfertafeln und einer Karte. gr. 8. 1833. geh. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

(Der erste Band wird einzeln à 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.; der zweite, auch unter dem Titel: Anleitung zur Bereisung des Harzes, mit der Karte und den Kupfern à 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr. abgegeben. Die Karte besonders kostet 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.)

Zollvereinigungsvertrag zwischen dem Großherzogthum Hessen, dem Königreich Preußen und dem Kurfürstenthum Hessen einerseits; dann dem Königreich Bayern und Würtemberg andererseits. Nebst dem Tarif zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle in den Vereinsstaaten. 8. geh. 4 gr. oder 18 kr.

Kunstsachen und Landkarten.

Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und erläutert von *C. R. Cockerell, W. Hinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton*, als Supplement des *Stuart-Revett*'schen Werkes. 1ste bis Vte und letzte Lieferung in 57 Blättern, Royal-Folio.

Subscriptionspreis cartonnirt mit dem Text auf Velinpapier 10 Thlr. 8 gr. oder 18 fl. 36 kr. Auf ordin. Papier 8 Thlr. 6 gr. oder 14 fl. 24 kr.

Der Text ist von Hrn. Dr. Wagner bearbeitet und kostet besonders 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Moller, Dr. *G.* (Großh. Hess. Hofbaudirector und Oberbaurath), Beiträge zur Lehre von den Constructionen. 2s Heft mit 6 Kupfertafeln. Royal-Folio. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Müller, Dr. *F. H.*, Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in vierteljährigen Heften mit theilweise colorirten Steindrükken. 2r Jahrgang. 1833. 1s bis 3s Heft. gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Rondelet, J., Theoretisch-praktische Anleitung zur Kunst zu bauen. Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen übersetzt, in 6 Bänden mit den 207 Kupfern der Originalausgabe. Royal-8. Die Kupfer Royal-Folio. 1r Theil mit 8 Kupfert. 2r Theil mit 62 Kupfertafeln. Subscriptionspreis eines jeden Bandes 5 Thlr. oder 8 fl. 45 kr.

Bei Ablieferung des 1sten Bandes wird die Vorausbezahlung für den 2ten Band, bei Ablieferung des 2ten Bandes die für den 3ten und sofort geleistet, und der letzte Band als vorausbezahlt gratis geliefert. Diese Bedingung ist zur Sicherheit, daß keine Exemplare der letzteren Bände der Verlagshandlung als unvollständig übrig bleiben, nothwendig und unerläßlich. Wer nicht darauf eingehen will, hat den um ein Viertheil erhöheten Ladenpreis zu bezahlen, welcher nach Erscheinen eines jeden Bandes für denselben eintritt. — Der Ladenpreis des 1sten und 2ten Bandes ist 12 Thlr. 12 gr. oder 22 fl.

Weicker, L. C. (Schullehrer zu Großrohrheim), Kalligraphische Wandfibel der Cursivschrift in methodischer Stufenfolge, zum Gebrauch in Schulen, besonders für Elementarklassen. In 20 Tafeln mit 5 Zoll hoher Schrift. gr. Fol. 1834. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

---

[364] Handbücher für Reisende im südlichen Deutschland, besonders am Rheine und nach den Bädern, im Verlage von J. Engelmann in Heidelberg und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland ꝛc. Von A. Schreiber. Vierte Auflage. Mit 3 neuen Karten, gezeichnet von Dr. Streit. 8. Brosch. 5 fl. — 3 Thlr. 8 gr.

Dasselbe mit 8 Städteplanen. Elegant geb. 6 fl. 36 kr.

Schreibers, A., Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein ꝛc. Vierte Auflage, enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf und in die Bäder des Taunus ꝛc. Nebst einem Anhange, die Mainreise von Mainz nach Frankfurt, Hanau bis Aschaffenburg ꝛc. enthaltend. Mit 1 Karte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 3 fl. — 2 Thlr.

Taschenbuch für Reisende durch die Schweiz längs dem Rheine (von seinen Quellen an) durch Vorarlberg, am Bodensee, durch Baden, Rheinbayern, Rheinhessen bis Mainz ꝛc. ꝛc. Als besondere Abth. des obigen Handbuchs. Von A. Schreiber. Nebst einer ausführlichen Anleitung für Reisende im Elsasse, von J. F. Aufschlager. Mit 1 Karte. 8. Gebunden in Futteral 3 fl. 45 kr. — 2 Thlr. 12 gr.

Der erneuerte Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein ꝛc. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 50 Abbildungen merkwürd. Städte des Rheinlandes ꝛc. 8. Brosch. 6 fl. — 4 Thlr.

Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum ꝛc. Von A. Schreiber. Mit 1 Karte und 9 Ansichten. Brosch. 3 fl. — 2 Thlr.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seine Umgebungen ꝛc. Von H. v. Chezy. Auf Velinpapier mit 21 Ansichten, 1 Planen und 1 Karte. 8. Brosch.

Digitized by Google

6 fl. — 4 Thlr. Ohne Ansicht mit 4 Plan. und 1 Karte 3 fl. — 2 Thlr.

Anleitung für Reisende in Heidelberg, auf seinem Schlosse und in seinen Umgebungen. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte. 8. Br. 2 fl. — 1 Thlr. 8 gr.

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Cannstadt bis Heidelberg und in dem Odenwalde ꝛc. Von K. Jäger. Mit Ans. 8. Br. 3 fl.

Handbuch für Reisende in dem ehemal. Fränkischen Kreise ꝛc. Von Jos. Heller. Mit 1 Karte und 1 Titelkpf. gr. 8. Br. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr.

Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds. Von A. Schreiber. 2te sehr vermehrte Auflage. 8. Br. 2 fl. — 1 Thlr. 8 gr.

Die Volkssagen der Rheinlande. In Romanzen und Balladen. Von K. Geib. Mit 22 Kupf. 8. Prachteinband in Etui. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr.

Nouveau manuel du voyageur, or the Traveller's Pocket companion; containing copious and familiar conversations in English, German, French and Italian, etc. Seconde édit. 3 fl. — 2 Thlr.

Guide du voyageur en France, divisé en cinq Régions etc. Par *Richard*. Avec une carte. Eleg. brosch. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr.

Panorama de Paris et Guide de l'Etranger à Paris etc. Avec 12 vues et le plan de Paris. Br. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr.

Traditions populaires du Rhin etc. Par M. *A. Schreiber* et autres. Avec 32 estampes, dessines et gravées par les meilleurs maitres. Seconde édit. Sup. rel. en étui. 5 fl. 36 kr. — 3 Thlr. 16 gr.

— Second Vol. Avec 17 estampes. Sup. rel etc. 3 fl. — 2 Thlr.

---

[365] Bei Breitkopf und Härtel in Leipzig ist erschienen und so eben an alle Buch- und Musikhandlungen versandt worden:

Kiesewetter, R. G., Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik; Darstellung ihres Ursprunges und ihrer stufenweisen Entwickelung, bis auf unsere Zeit. gr. 4. 1834. Brosch. à Rthlr. 2.

Kandler, F. S., Ueber das Leben und die Werke G. P. Palestrina's. Nach den Memorie storico-critiche des Abbate G. Baini. Nachgelassenes Werk, mit einem Vorworte und Anmerkungen versehen von R. G. Kiesewetter. gr. 8. 1834. Brosch. à Rthlr. 1. 18 ggr.

---

[312] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

M. Tullii Ciceronis

DE OFFICIIS

libri tres

recensuit Rudolphus Stuerenburg.

Accedunt commentationes. In gr. 8. Velinpapier. Preis 1 Thlr. 4 gr.

Wie sehr diese Ausgabe der Bücher de Officiis von allen frühern abweicht, wird man daraus abnehmen können; dafs der Herausgeber kein Werk des Cicero für corruptar hält. Aufser dem kritisch berichtigten Text aber und der Vorrede enthält diese Ausgabe einen Brief an den Herrn Consistorialrath Dr. Ilgen, worin die trefflichsten Erörterungen dieses so gelehrten als scharfsinnigen Mannes über viele Stellen der Rede pro Archia mitgetheilt werden; endlich Abhandlungen über einen Theil der lateinischen Negationen.

Wir verweisen hier auf die vielfache kritische Anerkennung, welche desselben Verfassers Ausgabe der Rede pro Archia unseres Verlags gefunden hat, und gewifs werden die Erwartungen, welche man von dessen fernerm liter. Wirken hegt, durch dieses neue Resultat seines Talents und seines grofsen Fleifses auf's Glänzendste gerechtfertigt werden.

J. M. Duncanii

NOVUM LEXICON GRAECUM

ex *Chr. Tob. Duncanii* Lexico homerico-pindarico vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractatum emendavit et auxit V. C. F. Rost, Ph. Dr. Prof. etc. 1352 Seiten in gr. 4. dreispaltig. Velinpapier. gebunden. Preis 8 Thlr.

Dieses inhaltreiche, deutscher Gelehrsamkeit wahrhaft Ehre machende Werk erscheint hier durch einen rühmlichst bekannten Philologen auf's Neue durchgearbeitet und viel vermehrt, da es die englische Ausgabe des Buchdruckers Duncan, welcher zuerst die alphabetische Ordnung eintreten liefs, den alten Text des Damm aber Wort für Wort abdruckte, um *nicht* weniger als 500 Quartseiten an Stärke übertrifft.

Wir überlassen es der Kritik, ausführlich zu zeigen, inwiefern das Werk auf den Standpunkt des heutigen philologischen Wissens geführt worden ist, welche gründliche Arbeiten der neue Herausgeber dafür geliefert hat, und inwiefern es die nun daneben werthlose englische Arbeit übertrifft.

Das Werk ist auch äufserlich herrlich ausgestattet und zeichnet sich durch grofse Correctheit aus.

CORPUS JURIS CIVILIS

recognoverunt brevibusque adnotationibus criticis instructum ediderunt *Dr. Albertus et Dr. Mauritius Fratres Krigelii* (Editio stereotypa). Opus uno volumine absolutum. Pars prior, Institutiones et digesta continens. Carton. 992 Seiten im gröfsten Lex. 8. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

Bei fester Bestellung des ganzen Werks findet für dasselbe noch der Subscriptions-Preis von 3½ Thlr. statt.

Diese Ausgabe ist durch die Kritik bereits hinlänglich und von der günstigsten Seite bekannt. Neben seinen wissenschaftlichen grofsen Vorzügen verweisen wir nur auf seine aufserordentliche Bequemlichkeit zum Handgebrauch, da eine eigene sinnreiche Einrichtung des Nachschlagen auf's Aeusserste erleichtert. Die Verlagshandlung fügt hinzu, dafs sie nach Möglichkeit dafür sorgen wird, um diese schöne Ausgabe, trotz dem Unglücksfall des frühzeitigen Ablebens des älteren Herrn Verfassers, in kurzer Zeit zu einem erwünschten Ende zu führen.

---

[371] Universitäten und Hochschulen im auf Intelligenz sich gründenden Staate.

Eine wissenschaftliche Abhandlung von G. Dew. Marbach, akad. Doct. in Leipzig. gr. 8. 1834. geh. 12 gr.

ist so eben bei Hinrichs in Leipzig erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Digitized by Google

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. August 1834.

O Oesterreich, ich habe
Die Commandantenschaft
Bewähret bis zum Grabe
Für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdrossen,
Daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erschossen,
Weiß ich es ward für dich.

Rückert.

Am Sand in Passeyer.

(Fortsetzung.)

Nur von den Bauern gezwungen, übernahm Andre Hofer zum zweiten Male das Kommando, und wie Alles verloren war, flüchtete er in die höchsten Alpen hinter seinem Hause, gegen das Sarnthal zu, das, von unwegsamen Jöchern eingeschlossen, im Winter nur schwer zugänglich ist. Hier hielt er sich Monatelang mitten im Schnee, in einer verlassenen Alpenhütte auf. In dem einsamen Salthaus am Eingange des Thals saßen seine Vedetten, um ihn bei nahender Gefahr sogleich zu benachrichtigen. — Warum er hier versteckt blieb? warum er nicht schnell seinen Bart entfernte und in anderer Kleidung, unerkannt, von Joch zu Joch fliehend, durch die ihm so gut bekannten Thäler Oesterreich zu erreichen suchte? Das gewöhnliche Urtheil spricht ihm im entscheidenden Augenblicke rasche Ueberlegungskraft und Geistesgegenwart ab. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen. Die edle Natur Hofers war zur Flucht und Verstellung nicht gemacht; er hoffte, gerechtfertigt von der Welt, anerkannt von dem Volke und geachtet von dem Feinde, aus seiner Verborgenheit hervortreten zu können; er glaubte eine Amnestie für sich und die Seinigen, nachdem die Händel vollkommen geschlichtet seyn würden.

Der an ihm verübte Verrath ist einem Geistlichen aufgebürdet worden. Dies ist selbst in's Conversationslexikon übergegangen. Der Geistliche hatte seine Vertheidigung gegen diese freche, auf nichts begründete Anklage niedergeschrieben; er erhielt jedoch nicht die Erlaubniß, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er ist nun todt; in Tyrol glaubt Niemand an seine Verrätherei. Die allgemeine Stimme nennt einen Passeyrer, der früher mit Hofer in Zwist gelebt, als den, der ihn verrathen. Dieser Mann trug nach dem Ereigniß die Verachtung aller Uebrigen, und mußte, der ewigen Verfolgung müde, das Land verlassen. Er wandte sich nach Bayern, wo er als Wegaufseher eine Anstellung erhalten haben soll; der Lohn, der ihm von den Franzosen für seine schnöde That zu Theil ward, soll sehr gering gewesen seyn. In Passeyer selbst hörte ich zum ersten Male über Hofers Gefangennehmung eine neue Angabe. Ein Hirt suchte ein verlaufenes Stück seiner Heerde. Hofer erblickt ihn, und da auch er von ihm schon bemerkt worden war, so bietet er ihm drei Kronen und bittet ihn, er möge ihn nicht verrathen. Kurze Zeit darauf soll er gefangen genommen worden seyn. Die Geschichte ist nicht haltbar, der Hirt wäre denn aus einem fremden Thale gewesen, da in Passeyer Alle Hofers Schlupfwinkel

Digitized by Google

kannten. Sein Weib und sein Sohn, die früher tiefer hinein, bei Moos, im Versteck gewesen waren, eilten kurz vor seiner Verhaftung ängstlich zu ihm, als ahnten sie die Gefahr, welche ihn bedrohte. Sie kamen zur rechten Zeit, um sie zu theilen. Die Franzosen zogen in's Thal, und keiner von den in Salthaus aufgestellten Spähern eilte zu dem verlornen Manne, dessen Stunde gekommen war. Unabwendbar war sein Geschick. Die Hütte wurde umstellt, die Gewehre auf Fenster und Thüren gerichtet und Hofer zur Ergebung aufgefordert. Er trat mit Weib und Kind den Feinden entgegen, die ihn mit fürchterlichem Hohne empfingen und unter Verwünschungen und Gelächter zum Thal hinausschleppten. In Salthaus, wo sie kurze Zeit Rast machten und tranken, kamen sie auf den unseligen Gedanken, als Andenken an den gefürchteten General Barbou, einige Haare seines Bartes mitzunehmen, und nun fingen sie an, ihm seinen schönen Bart auszureißen. Der Einzug in Meran war ein entsetzliches Schauspiel von rohem Uebermuthe und berechnender Vorsicht, denn zu der Freude, den zu haben, welchen man für den Rädelsführer und die Seele der Insurrektion hielt, gesellte sich die Besorgniß, daß das Landvolk seinen ehemaligen Chef mit Gewalt befreien würde. Ein Regiment mit klingelndem Spiel und wirbelnden Trommeln escortirte die Gefangenen, Alles hatte scharf geladen; neben den Schlachtopfern gingen Soldaten mit gespanntem Hahn, vor und hinter denselben zogen Kanonen. Hofer und seine Familie gingen baarfuß, von dem Eis und den spitzigen Steinen waren ihre Füße blutig. Der schöne Mann war fast unkenntlich, das Gesicht mit Blut bedeckt, einen Theil seines Bartes hatten die Unmenschen ihm an den Hut gesteckt. Er war schwer gefesselt. So ging es durch Meran; die Einwohner zogen sich ängstlich in das Innere ihrer Häuser zurück; nur hin und wieder guckte Einer neugierig durch das Fenster, von der schallenden Militärmusik gelockt, auf das herzzerreißende Schauspiel. In Botzen, wo die Verhöre begannen, wurde der Gefangene mit mehr Anstand behandelt und dann in einem Wagen nach Mantua abgeführt. Frau und Sohn wurden entlassen und durften in die Heimath zurückkehren; hier aber wurde die arme Wittwe des erschossenen treuen Mannes von Verhör zu Verhör geschleppt und hatte noch der Drangsale viele zu bestehen.

Die Ehren und Belohnungen, welche später der edle Kaiser auf die Familie seines getreuen Dieners häufte, haben im eigentlichen Tyrol nicht den Beifall gefunden, den man sich davon hätte versprechen sollen. Während in der Gegend von Innsbruck Alles von dieser gerechten Anerkennung durchdrungen ist und sich, wie billig, einen Theil der Glorie zumißt, sind Einige in Hofers Heimath und deren nächsten Umgebung eben so wenig mit den ihm gewordenen Apotheosen, als mit den ausgezeichneten Wohlthaten zufriedengestellt, welche die Huld des Monarchen so reichlich über seine Angehörigen ausschüttet. Die Tyroler Treue hätte nach dieser Leute Meinung ein anderes Denkmal verdient, als das Standbild des Sandwirths, dessen kolossale Größe ihnen nicht kolossal genug scheint; die Verwöhnten messen Alles nach ihren Riesenfelsen, und da erscheint denn der Stein in der Hofkirche zu Innsbruck freilich nur winzig. Vielleicht sind aber dennoch die Tyroler Felsen der einzige richtige Maaßstab für die Tyroler Treue, den Tyroler Muth, die Tyroler Stärke. — Sie besitzen nicht jene Eitelkeit gebildeter Leute, die in dem wohlgemeißelten Sandwirth das ganze Volk erkennen wollen; nach ihrer Meinung hätte der Insurrektion ein Denkmal errichtet werden und Hofers Namen daranf neben andern glänzen müssen. Es ist nicht die große Armee, die sich in Napoleons Säule auf dem Vendomeplatze vergöttert sieht. Hofer war kein Feldherr, sein Leben wie sein Tod konnte dem Tyroler Aufstande keine Herrlichkeit verleihen; Hofers Standbild ist nur persönlich. — Die Wohlthaten, deren sich seine Familie erfreut und die einer gerechten, gütigen Regung in dem Herzen des Kaisers entquellen, können nur vom gemeinen Neide mißdeutet werden, um so mehr, da auch andern Anführern und Invaliden aus jener Zeit ähnliche Gnaden, wenn auch nicht in solchem Maaße zugeflossen sind. Hofers Wittwe und Nachkommenschaft sind in den Adelstand erhoben worden und beziehen reichliche Pensionen; ein naher Verwandter von ihm, Besitzer eines Bauerhofes in Passeyer und Hauptmann während des Aufstandes, ist Schloßhauptmann des Landschlosses Tyrol, und des Kaisers Wohlwollen ist noch immer unerschöpflich und jede Bitte der Familie wird gewiß berücksichtigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ungerathene Prinz.

(Fortsetzung.)

Mein Onkel Alfred ward jetzt zum Erzbischof von Ormann, denn der alte ehrwürdige Herr, der meine Tante Maria getraut hatte, war gestorben. Seine Ermahnungen hätten vielleicht noch gut auf mich gewirkt, aber er weigerte sich streng, mich zu sehen. — Ich war erschüttert durch dies Zeichen der Verachtung von einem so theuren Verwandten, aber ich besserte mich nicht. Da machte, nach einer langen Laufbahn der Liederlichkeit, ein schrecklicher Zufall meinen Ausschweifungen ein unerwartetes Ende. Nach einem Gelage, worin ich mich dem Trunke unmäßig überlassen hatte, traf mich ein schlagartiger Zufall, der meine rechte Seite gänzlich lähmte und mich auf ein schmerzensvolles Krankenlager

Digitized by Google

warf. Doch mein Sinn blieb derselbe, kein Strahl himmlischen Trostes erleuchtete ihn. Als jezt mein Onkel Alfred mich zu sehen begehrte, ließ ich ihn nicht vor und verschloß mich trotzig jedem sanfteren Gefühl. — Ich genas, aber ich war im vier-und-dreißigsten Jahre ein Krüppel; meine rechte Seite blieb gelähmt, ich mußte den Dienst verlassen und lebte nun in scheuer Zurückgezogenheit in Wornin als Menschenfeind, unglücklich und mit mir selbst zerfallen.

Mein Neffe Friedrich war jezt neunzehn Jahre alt geworden, und mir gehörte gesetzlich die erste Stimme in seinen Erziehungsangelegenheiten. Ich sandte ihn, ehe er in den Dienst trat, mit einem Major vom Generalstabe, einem sehr gebildeten, braven Manne, auf Reisen. Nach Jahresfrist kehrte er heim, mir meinen Neffen als einen jungen Menschen zurückführend, dessen Anblick sogar mein vertrocknetes Herz erfrischte. Jugendlust und Treuherzigkeit lachten aus seinen großen blauen Augen. Ich sah auf meine eigene Jugend zurück, und war innig bewegt: auch in seinem Blicke lag ein Blitz tiefen Gefühls, das ihn verzehren oder beglücken konnte. Der Major erzählte von seinen Reisen, von England und Paris, und von seiner Rückreise über Frankfurt. „A propos," sagte er, sich besinnend, „von Frankfurt aus soll ich Ewr. Durchlaucht einen Gruß bringen. Wir trafen auf einem Balle mit einer Dame zusammen, die, als sie den Namen des Prinzen hörte, nach Ihrer seligen Frau Mutter und Ihrer ganzen Familie mit recht innigem Antheil sich erkundigte." — „Wer ist die Dame?" fragte ich, nicht eben neugierig. — „Ich habe ihren Namen nie gehört," erwiderte der Major; „sie bat mich, Sie nur von Adelheid Riepen zu grüßen." — Ich war wie elektrisirt und sprang lebhaft auf. „Sie haben sie gesehen?" rief ich, „sie? O Gott! sprechen Sie mir von ihr! wie sieht sie aus? gedenkt sie meiner? ist sie glücklich? in welchen Verhältnissen lebt sie?" — „Ich kann nichts," sagte der Major, „als Ihnen Alles wiederholen, was sie selbst und was Andere mir von ihr sagten. Wir saßen zufällig neben einander, ich hatte sie unter den vielen Fremden kaum beachtet; sie ist ziemlich groß, sehr stark und nicht mehr jugendlich, aber als sie mir freundlich sagte: „Ich bin in früherer Zeit beinahe Ihre Landsmännin gewesen," zog mich ihr sanftes Gesicht an. Sie fragte bald, ob Ew. Durchlaucht verheirathet seyen, ich mußte leider verneinen, und konnte ihr über Ihre Gesundheit auch nicht viel Gutes sagen. Ihre Augen wurden feucht. „Grüßen Sie ihn doch von Adelheid Riepen," sagte sie gerührt, „er erinnert sich meiner wohl noch; sagen Sie ihm, daß ich noch immer der schönen Tage in Wornin gedenke. Harten!" rief sie einem angenehm aussehenden Herrn zu, „hier höre ich einmal etwas von Prinz Constantin, von dem ich Dir so oft erzählt habe." Er nahte sich theilnehmend und mischte sich in unser Gespräch. — Man sagte mir später," fuhr der Major fort, „sie leben in beschränkten Umständen auf einem kleinen Gut des Herrn von Harten und erziehen dort ihre Kinder, obgleich mit Anstrengung, sehr sorgsam. Mehr weiß ich nicht zu sagen."

Es war mir genug! O wie fühlte ich jezt, wie genügsam ich in meinen Ansprüchen an das Leben gewesen wäre, wenn ich sie hätte mein nennen dürfen. Ihr bloßes Andenken veränderte mein ganzes Gemüth. Adelheid lebt, sie gedenkt Deiner, sie hat die alten Tage nicht vergessen! Das war in der That eine Aufforderung an das Leben; und sie lebt in beschränkten Umständen, ich konnte ihren Kindern vielleicht nützlich seyn! Schnell ergriff ich ein Blatt Papier und schrieb mit der linken Hand an Herrn von Harten: „Ein Freund Ihrer vortrefflichen, edlen Frau hat nach langen Jahren einen Gruß von ihr empfangen; ein Mann, auf den ich vertraue, hat mir von Ihnen, mein Herr, der Sie so glücklich sind, diese Frau zu besitzen, gesprochen, und ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß Ihnen ein Glück geworden ist, dessen Entbehrung mich zum bedauernswürdigsten Menschen gemacht hat. Seitdem sind Jahre verflossen; Ihre Frau hat Sie zum Vater gemacht, den vielleicht die Erziehung seiner Kinder manche Sorge kostet. — Ich bin nicht mehr der lebensfrohe Mann wie einst; ich bin ein Greis im sechs-und-dreißigsten Jahre, gelähmt an Arm und Hand, und was schlimmer ist, an der Seele. Das Jugendfeuer hat ausgetobt, aber eine reine Freundschaft für das Mädchen meiner einzigen Liebe ist zurückgeblieben. Kommen Sie Alle zu mir, bewirthschaften Sie statt meiner, da ich unfähig dazu bin, eines meiner Güter, später vielleicht alle; verschönern Sie eines verlassenen Mannes Leben und verbreiten Sie Gutes unter Tausenden meiner Unterthanen!"

(Der Beschluß folgt.)

An die verlorne Geliebte.

Wenn du fragst, ob noch in stillen Stunden
Der Gedanke schauernd mich durchbebt,
Daß wir einst, so eng' und fest verbunden,
Paradiesesstunden durchgelebt?
Wenn Du fragst, ob noch um meine Wunden
Die Erinn'rung meiner Wonnen schwebt?
Wisse, daß ich dir in bitt'rer Treue
Meine Liebe nicht, mein Leiden weihe!

Wenn du fragst, ob dieser Gramgedanke
Unbesiegt in meinem Busen bleibt?
Ob er nicht im Sturm der Jahre wanke?
Ob in Erz er deinen Namen schreibt?

Digitized by Google

Ob er, an des Erdenlebens Schranke,
Einst den Blick in trübe Fernen treibt?
Ja, so weit mein Herz bisher ermessen,
Deiner werd' ich nimmermehr vergessen.

Sieh, man fabelte in grauen Tagen
Von dem Marmorbild in Wüstenri'n;
Hoch und ernst sah man ein Steinbild ragen,
Ging die Sonne auf, dann klang der Stein,
Senkte Abends sich der goldne Wagen,
Tönt' es wieder in dem Purpurschein;
Starr der Busen, starr die edeln Glieder,
Doch die Sonne weckte Memnons Lieder.

So ist das Gedächtniß jener Leiden.
Kalt und staer steht's auf dem öden Plan,
Magst dich wohl an seiner Größe weiden,
Doch das stumme redet dich nicht an;
Aber nah'n der Liebessonne Freuden,
Wird die starre Lippe aufgethan,
Milde thauend in den Purpurgluthen.
Strömen tönend meines Schmerzes Fluthen.

F. A. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Juni.

(Beschluß.)

Statistische Notizen.

Nach dem Staate Newyork ist am bevölkertsten Pensylvanien. Schon William Penn, der berühmte Stifter von Stadt und Staat, hatte i. J. 1682 die Errichtung von Volksschulen dringend empfohlen; trotz dem ward das gegenwärtig gültige Gesetz über den Unterricht erst im Jahr 1830 durchgesetzt. Bis dahin erhielten von mehr als 400.000 Kindern höchstens 150.000 einigen Unterricht, und zwar in von Privaten gegründeten Anstalten. Die Verfassung des Staats Maine enthält folgenden Artikel, den wir ausdrücklich anführen: „Da zu Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Volks allgemeiner Unterricht ganz wesentlich ist, so wird der Legislatur aufgegeben, darauf zu bestehen, daß sämmtliche Städte auf ihre Kosten öffentliche Schulen halten. Ueberdies soll sie sämmtliche Akademien, Kollegien und Seminarien im Staat aufmuntern und gehörig ausstatten; nur hat sie sich bei den denselben zugedenden Unterstützungen das Recht vorzubehalten, im eigenen wohlverstandenen Interesse dieser wissenschaftlichen Anstalten ihre Privilegien zu modifiziren, zu beschränken oder ganz aufzuheben." — Letztere Klausel ist sehr weise, sie dürfte vielleicht für alle Stiftungen gelten. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur an die in neuester Zeit vom englischen Parlament angeordneten Untersuchungen denken, welche endlich an das Tageslicht gebracht haben, welch unglaubliche Mißbräuche sich nach und nach in der Verwaltung von Gütern eingeschlichen haben, welche ursprünglich für Unterrichtsanstalten gestiftet waren.

Der Staat Connecticut besitzt neben andern Gütern ein Kapital von etwa zwei Millionen Piastern (weit über fünf Millionen Gulden), welches ganz allein für den öffentlichen Unterricht bestimmt ist, und dessen Zinsen, die über 80.000 Piaster betragen, unter die Schulen nach der Anzahl der Schüler zwischen vier und fünfzehn Jahren vertheilt werden. Statt, wie man denken sollte, die erfreulichsten Früchte zu tragen, hat diese sehr bedeutende Unterstützung den Eifer der Bürger für Erziehungsanstalten vielmehr gelähmt; denn während diese Anstalten im Staate Newyork eine Summe kosten, welche auf den Kopf der Bevölkerung etwa einen Reichsthaler ausmacht, begnügt man sich, scheint es, in Connecticut damit, den Ertrag eines um die Hälfte kleinern Kapitals darauf zu wenden, so daß auf den Kopf nur 45 kr. kommen. Auch in den Staaten Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, wo die Schulen allein durch Steuern, welche jede Gemeinde erhebt, erhalten werden, verwendet man, im Verhältniß zur Bevölkerung, mehr als in Connecticut, und der Unterricht macht sehr bedeutende Fortschritte. — Bisher war von den nördlichen Staaten die Rede; je weiter nach Süden, desto schlimmer ist es mit dem Unterricht bestellt, und in Nord- und Süd-Carolina und in Georgien scheint so gut als nichts dafür zu geschehen.

Die vornehmste und älteste Universität in den Vereinigten Staaten ist Harward-College in Cambridge bei Boston, gestiftet im Jahr 1656. Sie hat einen Fond von etwa 500.000 Piastern, und ihre jährlichen Ausgaben betragen mehr als 48.000, die Kosten der theologischen und Rechtsschulen nicht gerechnet. Die dortige Bibliothek ist die bedeutendste in Amerika mit 40.000 Bänden. Im Jahr 1833 befanden sich hier 212 nicht graduirte Studirende, von denen 51 Theologie, 50 die Rechte, 82 Medizin, die übrigen Anderes studirten. Was ein Studene jährlich für Zimmermiethe, Kost auf 32 Wochen und Bücher braucht, wird auf 200 Piaster, etwa 510 fl., berechnet. — In zwölf Staaten wird die Erlaubniß zu Ausübung der Medizin und Chirurgie nur dann ertheilt, wenn man zwei bis drei Jahre auf der Universität studirt hat; in sieben Staaten kann man sich die Erlaubniß dazu ohne diese Bedingung verschaffen, und in den fünf übrigen endlich ist die Praxis durchaus freigegeben. Zu letztern gehört Pensylvanien, das die beste Arzneischule besitzt. Ungefähr nach denselben Grundsätzen wird in den verschiedenen Staaten die Rechtspraxis behandelt.

Bekanntlich gibt es nirgends in Nordamerika eine herrschende Kirche, noch Gesetze zu Unterhaltung irgend eines Gottesdienstes. Nur im Staate Massachusetts besteht das Gesetz, daß jeder Bürger irgend einer religiösen Gemeinde beitreten, und damit zur Besoldung des Geistlichen u. s. w. beitragen muß. — Im Allgemeinen sind die Verwaltungskosten der einzelnen Staaten sehr gering und die Abgaben höchst mäßig. Aber mehrere Staaten haben für Straßen-, Kanalbau und dergl. ungeheure Summen ausgegeben, und deßhalb Geld aufgenommen; die Anleihen sind zum Theil in Europa negozirt worden. Die Zinsen der aufgenommenen Kapitalien sind indessen nichts weniger als ein Verlust für den debitirenden Staat; diese Zinsen kommen, oft mit Wucher, an den Zöllen herein, womit man Straßen und Kanäle belegt. Es sind wahre Handelsspekulationen und keine Quellen neuer Auflagen, wie meistens die Anleihen europäischer Regierungen. So hat der im Jahr 1817 begonnene, 1825 vollendete Eriekanal, der den Staat Newyork auf neun Millionen Piaster zu stehen kam, allein im Jahr 1851 an Zoll 1.100.000 Piaster abgeworfen. Pensylvanien hat für Kanalbauten 15 Millionen Piaster, mehr als 40 Mill. Gulden, aufgenommen und ausgegeben. Es ist zu bemerken, daß Werke der Art in einem jungen Lande den Privatunternehmungen durchaus keinen Eintrag thun, im Gegentheil dieselben nicht selten mächtig emporbringen. Neben dem, daß die Staaten im Großen für Kommunikationsmittel sorgen, bilden sich täglich Privat-Vereine zu Herstellung kleinerer Straßen, namentlich aber zu Anlegung von Eisenbahnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. August 1834.

Den Segen, den du uns versagt, o Himmel!
Den häufe zwiefach auf der Kinder Haupt!

Th. Moore.

Der ungerathene Prinz.

(Beschluß.)

Der Brief blieb nicht ohne Wirkung. Harten reiste zu mir, um mich erst persönlich kennen zu lernen, wir gefielen uns gegenseitig und er beschloß, sein Gütchen zu verkaufen und mit Weib und Kind nach Wornin zu ziehen. Ich richtete selbst ihre Wohnung ein und brachte die Familie bequem und angenehm in den Zimmern unter, von welchen man die schöne Aussicht nach der Wildschlucht hatte. Der Tag ihrer Ankunft rückte heran; wie pochte mein Herz! Erst wollte ich ihnen entgegenfahren, dann wollte ich sie allein in meinem Kabinete empfangen. Aber als ich den Wagen in den Hof rollen hörte, war es mir unmöglich; ich ergriff meine Krücke und hinkte ihnen bis in's Vorgemach entgegen. — Da standen wir, nach fast zwanzig Jahren, einander gegenüber, ich, auf eine Krücke gestützt, nicht einmal im Stande, ihr die Hand zu reichen; sie, eine Frau ohne Anspruch auf Schönheit, viel zu stark von Körper, und der Rosenhauch der blendenden Haut durch den zu rothen Teint älterer Frauen verdrängt. — Aber als ich sie näher ansah, als sie mir gerührt in's Auge blickte, war es doch das Antlitz, das meiner Jugend Mondenlicht gewesen. Der edle Harten störte unsere erste Zusammenkunft nicht durch seine Gegenwart, erst nach fünf Minuten trat er mit einer bildschönen, etwa vierzehnjährigen Tochter am Arm und einem schwarzäugigen, ihm ganz ähnlichen Knaben an der Hand herein. Constance Harten war viel schöner als ihre Mutter je gewesen war, aber für mich hat es doch nie ein Gesicht auf dieser Erde gegeben, das mir so wohlthuend entgegenleuchtete, wie Adelheidens.

Ein ganz neues Leben begann nun; ich war der Glücklichste unter den Glücklichen. Harten leitete meine Geschäfte mit kräftiger Hand, seine Frau liebte ihn und mich fast mit gleicher Liebe; ich hatte eine Heimath, eine Häuslichkeit, ich erzog die Kinder, ich las mit ihnen. O Gott im Himmel! wie danke ich dir für jenen Frankfurter Ball, der mein ganzes Leben in ein Freudenfest verwandelt hat! Auch zum Onkel Alfred hatte ich mich gleich, Verzeihung erbittend, zurückgewendet, und die Arme des liebenden Verwandten hatten sich mir wieder geöffnet.

Aber so ganz ohne Stürme sollte es doch in keiner Epoche meines Lebens abgehen. Mein Neffe Friedrich ward nachdenklich, tausend Gedanken schienen seine Stirn zu durchkreuzen; kurz, eine Liebe zu Constance Harten erwachte in seinem jungen Herzen. — Du brauchtest nichts zu fürchten, lieber Sohn, von mir hatte diese Neigung nichts zu besorgen; mir hatte die kalte Hand der Welt zu eisig in das Herz gegriffen, als daß ich auch nur des Gedankens fähig gewesen wäre, Andern ein ähnliches

Digitized by Google

Loos zu bereiten. Aber alle Leute schienen überzeugt zu seyn, daß hier an keine Verbindung zu denken sey, und eine Wolke des Kummers lag auch auf des Erzbischofs geweihter Stirn, wenn er das Mädchen und den Jüngling betrachtete.

Wir alle waren noch in der Stadt versammelt, wohin mich Hartens auf einen Monat begleitet hatten. Es war der Todestag des Onkels Leopold; ein warmer Maihauch badete die Natur in Wonne, da schrieb mir Onkel Alfred des Morgens, ob ich ihm einige ungestörte Stunden des Gesprächs in meinem Kabinete zusichern könne, er habe Wichtiges mit mir zu besprechen. Ich bat Adelheid, alle Störungen abzuhalten und erwartete ihn mit Ungeduld. Nachdem wir uns herzlich bewillkommt und neben einander gesezt hatten, hob er an: „Mein Sohn! ich komme in einer doppelten Absicht her: die eine ist, Dir meine traurige Geschichte zu erzählen; sie in *eines* Menschen Brust niederzulegen, ist mir Bedürfniß, und Neigung und Umstände veranlassen mich, Dich zu meinem Vertrauten zu machen; die zweite Absicht werde ich berühren, wenn ich die erste erfüllt habe.“ Ich horchte gespannt. „Du bist kein Zeitgenosse meiner Jugendthorheiten gewesen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „darum hast Du mich immer als ein Muster der Vollkommenheit angesehen. — O mein Sohn, wie überschäztest Du mich! Zwar waren meine Fehler nicht die gewöhnlichen meines Alters, Leichtsinn nämlich und Begierde nach Vergnügungen; aber sie waren kaum besserer Art. Unheiliger Dünkel erfüllte meine Brust; ich glaubte mich über andere Menschen erhaben, ich nährte den Wahn, mich von allen menschlichen Schwächen frei halten zu können, und war auch der Liebe immer abhold. — Meine früheren Feldzüge ließen mir freilich kaum Muße, mich um Frauenzimmer zu bekümmern; mein beschränkteres Loos als jüngster Bruder machte es mir sogar unmöglich, eine Frau standesmäßig zu ernähren. Da rief mich Leopold hieher, um seiner Hochzeitfeier beizuwohnen. Von wichtigen Geschäften aufgehalten, kam ich erst am Morgen der Trauung an, eilte in mein Zimmer, mich umzukleiden, und kaum war ich bereit, als auch der Zug sich schon in Bewegung sezte. Erst als wir in der Kapelle versammelt waren, musterte ich die Anwesenden. — O Constantin! welch ein Gefühl ergriff mich, als ich Maria, Deine selige Tante, vor mir stehen sah! — Sprich selbst, war sie nicht ein Himmelsbild, ein Engel der Verkündigung? — O! daß ich sie sehen mußte, im Augenblicke, wo ich sie auf immer verlor, an den geliebten, arglosen Bruder verlor! Sie sah mich an, ihre Seele lag in dem *einen* Blicke — alle Schauer der Wonne und des Schmerzes durchzuckten mich. — Constantin! verstehst Du, was ich darin las?“ — „O ja, Onkel!“ rief ich gerührt; „nur zu gut verstehe ich es!“ Er seufzte und fuhr fort: „Wir sahen uns nun oft als nahe Verwandte; aber nie verrieth ein Wort den Bruder, den ich zärtlich liebte; nur ich verstand Mariens tiefen Ernst, nur ich kannte den Wurm, der an ihrer Seele nagte; denn nie hat eine heißere Leidenschaft zwei Wesen durchglüht, als sie und ich für einander empfanden. Wie zwei Flammen, die in eine zusammenschlagen wollen, so war es, wenn wir einander zur Seite standen. Die Tugend aber schüzte uns vor Vergehen in Worten und Handlungen; nur unsere Gefühle sündigten. Da starb mein Bruder den schnellen, schrecklichen Tod, unvorbereitet, in der Mitte seines Erdenglücks. — Maria blickte mich zagend an, als ich sie zuerst allein und frei wieder sah; ich erlaubte mir kein Zeichen einer unanständigen Freude, aber mich durchzuckte doch, neben der Trauer, ein beseligendes Gefühl. Da sagte mir ein Freund: „Nun, Alfred, für Dich ist in dem Tode Deines Bruders Schmerz und Freude seltsam verbunden; denn die Geliebte Deines Herzens ist nun frei!“ Ich starrte ihn an, aber ich konnte nicht sagen: Du lügst; denn er deckte mein Inneres gewaltsam auf. — So war denn mein tiefstes, heiligstes Geheimniß in dem Munde der Leute! so war denn das Ziel, das mir in dämmernder Ferne als noch kaum erreichbar schien, vor den Augen der Menschen als eine Begebenheit bezeichnet worden, die ich selbst mit dem Leben eines Bruders zu erkaufen willig war! — Deine Mutter sagte mir kurze Zeit darauf: „Lieber Alfred, pressire die Sachen mit Marien nicht, ich rathe es Dir, als Deine ältere Schwester; sieh! *wir* sind ganz überzeugt von Deiner und Mariens Schuldlosigkeit; aber die Welt könnte doch leicht manchen unangenehmen Verdacht schöpfen.“ O Gott! mein Paradies war verschwunden, verschlungen in den Abgrund der Gemeinheit, den man die öffentliche Meinung nennt! Ich trennte mich von Euch Allen und eilte nach Rom; ich band mich mit wahnsinniger Eile und dachte nicht an Mariens Schmerz; ich opferte dies theure Weib einem ehrsüchtigen Dünkel, den ich Tugend nannte. — Sie erkrankte, und die Botschaft, daß ich zu ihr eilen sollte, traf mich im Taumel der Siegerfreude. — Als sie den lezten Trost aus meiner Hand empfangen hatte, sagte sie: „Noch eine Frage, mein Bruder. Du weißt, daß ich Dich, als ich es nicht sollte, heiß geliebt habe; jezt, am Rande des Grabes, gestehe mir, warum Du mich so schnöde verlassen und mich dadurch der peinigendsten Selbstverachtung zum Raube gegeben hast? denn ich konnte mir nicht anders denken, als daß Du mich für eine Schwäche strafen wolltest, die ich; ach! nicht sorgfältig genug zu verbergen wußte!“ Ich erzählte ihr Alles, was in meinem getäuschten Herzen vorgegangen war, und jezt erst erkannte ich mein großes Unrecht. Was hinderte mich denn, das Glück, das Gott mich zwar mit Thränen erkaufen lassen wollte, das er mir aber doch beschieden

Digitized by Google

hatte, was hinderte mich denn, es dankbar aus seinen Händen hinzunehmen, als der unwürdige Stolz, einer nicht weniger unwürdigen Welt beweisen zu wollen, wie erhaben ich über jeder Schwäche dastehe? Aber ich empfing auch in dieser Stunde Mariens heilige Vergebung, die mich zu einem neuen Leben weihte! — Und nun, Constantin, Mariens Sohn lebt noch; seine Mutter war das Opfer der Hindernisse, die eine kalte Berechnung zwischen sie und ihres Herzens Neigung legte; laß ihn glücklicher seyn als seine Mutter, liege seiner Verbindung mit Constance Harten nichts in den Weg!" — „O mein Onkel!" rief ich tief erschüttert aus, „was bin denn ich! was hat denn die Weltklugheit aus mir gemacht! Einen Krüppel, einen Menschen, der seine eigene Verachtung auf sich geladen, der seine Mutter zu Tode gegrämt hat! Onkel! ich liebte Adelheid, Constancens Mutter, und daß ich ihr entsagen mußte, nur das hat meinen schwachen Sinn zu dem elenden Leben getrieben, das Dich und alle Bessern von mir entfernte." — „Klage Dich nicht an!" rief Alfred und legte die Hände segnend auf meine Stirn. „Deine Sünde hast Du von Dir abgestreift, und Dein und mein Unglück wird Segen verbreiten über die unschuldigen Häupter Friedrichs und Constancens; mögen sie in Frieden das Glück dieser Erde genießen und in Demuth und Ergebung der höheren Vollendung entgegenreifen!"

Am Sand in Passeyer.

(Fortsetzung.)

Das nunmehr berühmte Wirthshaus „am Sand" war kurze Zeit nach dem sogenannten „Befreiungskriege" das Ziel vieler englischen Wallfahrer, die mit ihrer großartigen Neugier und voll Freude über den Sturz Napoleons über den Jaufen heranzogen. Sie hatten Wellington, mit der kolossalen Lilie im Knopfloche, in Paris einreiten sehen, und waren bei der sonderbaren Prozession, als Blücher in London einzog, zugegen gewesen, sie hatten „Vive Henri IV." und „Heil dir im Siegerkranz" mitgesungen, und Theil genommen an Allem, was der damalige Freudentaumel entstehen ließ; es war nun auch billig, die kleine, unbedeutende Frau zu sehen, deren Mann der Buchhändler Palm gewesen war, und die nun von einer englischen Pension in Nürnberg lebte, mehr aber noch die Wittwe Hofers zu besuchen, hier auf das Andenken des wackern Mannes acht Tage lang zu trinken und ein Stück seiner Kniebänder für die Sammlung historischer Gegenstände daheim mitzunehmen. In der That ist die gemslederne Hose Hofers, die auch mir gezeigt wurde, der Kniebänder beraubt, welche die Engländer nach und nach abgeschnitten haben; nur mit Mühe konnte man sie davon abhalten, Stücke aus der Hose selbst herauszuschneiden. Mit glühender Lust wetzten sie ihre Messer schon, um über die breiten Schenkel herzufallen. Jezt hat diese Sucht nachgelassen. Hofers Andenken scheint in England vergessen zu seyn; möglich, daß der Fremde vor seinem Standbilde in Innsbruck sich seiner wieder erinnert und den beschwerlichen Jaufenpaß nicht scheut, um das bescheidene Haus „am Sande" aufzusuchen.

Wenn man von St. Martin kommt und der hochgelegenen Jaufenburg, einer malerischen Ruine, zuwandert, erblickt man rechts ein Haus von zwei Stockwerken, deren jedes mit einer Galerie geziert ist, ganz unbegreiflich so dicht an den wilden Bach hingebaut, als wollte man ihn zum Kampfe herausfordern, während alle andern Anbauer auf den Höhen ihre Wohnungen anlegten, und dem lärmenden Gesellen sein Kiesbett und breites Erdreich zu beiden Seiten zum freien Spiel überließen. Das Haus ist von einem lockern Steindamm umzogen, und man hat einige unbehülfliche hydraulische Versuche gemacht, die Wuth des Wassers zu brechen. Ein Schild am langen Eisenarme enthält eine schön vergoldete Kaiserkrone und darunter die Worte: Andre v. Hofer und Aana v. Hofer, geb. Ladurner. Hier waren wir zur Stelle und traten ein. Eine Magd führte uns auf die Galerie des obern Stockwerkes, wo wir Gesellschaft fanden. Es waren die Damen aus St. Leonhard, die einen Spaziergang hieher gemacht hatten. Ueber der Thüre zu Hofers Wohnzimmer hing die Scheibe, wonach bei Gelegenheit der Beisetzung seiner Gebeine in der Hofkirche zu Innsbruck geschossen wurde; den Mittelpunkt machte das seiner Familie verliehene Wappen. Es ist in vier Felder getheilt; zwei davon sind Gold, zwei roth. Die goldenen enthalten den Tyroler Adler und einen festen Thurm; die rothen einen Lorbeerkranz und einen Gebirgsschützen mit angelegter Büchse. Wir schritten über die Schwelle in Hofers Zimmer; ich glaube, es sieht hier nicht mehr so aus, wie vor fünf-und-zwanzig Jahren, und die geadelte Familie war bemüht, ihrem berühmt gewordenen Vater einige früher in diesen Wänden nicht gekannte Eleganz anzudichten. Da hängen Hofers Bildnisse, einmal in farbigem Wachs, ein ander Mal in gut getroffenem Kupferstich, darunter eine kunstfertige Stickerei in Seide und Gold, von Hofers Tochter im Institute der englischen Fräulein verfertigt; auf der zierlichen Kommode zwischen Porzellan und Glas viele kleine Büsten des Kaisers u. s. w. Guter Sandwirth! was wußtest du von dem Allen? deines Kaisers Bild trugst du im Herzen, hattest es aber gewiß nicht so oft in deinem Zimmer; und die vornehme Stickerei! — dachtest du jemals daran, dein

Digitized by Google

Kind bei den englischen Fräulein erziehen zu lassen? Armer Sandwirth! dein kleines Stübchen hätte ich sehen mögen, mit dem Wandkalender, wo du deine Anmerkungen hineinschriebst, mit dem Schreibpulte, woran du deinen kleinen Handel aufnotirtest und manchmal sorgenvoll dir die Stirn riebst, nicht aus noch ein mehr wußtest, bis dich dein Geschick nach dem Außerordentlichen greifen ließ. Ich sah mich rings um, keine Spur von ehemals; dafür hing über der Thüre ein großer Bogen Papier, und darauf standen die Worte mit Initialen:

„Hier wohnte der Alpenheld,
„Dessen Asche Innsbruck bewahrt."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die spanische Weltgeistlichkeit.

Vor Kurzem sind hier bei Galignani spanische Skizzen von einem Engländer, Namens Cook, erschienen, der sich drei Jahre auf der Halbinsel aufgehalten und die verborgensten Schlupfwinkel des Landes durchforscht hat. Das Buch enthält viel Neues, wird aber besonders dadurch merkwürdig, daß es die spanischen Verhältnisse auf eine Weise schildert, welche von den Darstellungen anderer Reisebeschreiber [illegible] folgenden Abschnitte über die Weltgeistlichkeit und den Zustand der Sittlichkeit in Spanien dienen. Wenn es wahr ist, daß die Reisenden die edle Nation nicht selten verläumdet haben, so möchte der Engländer, vielleicht eben deshalb, Alles in einem zu günstigen Licht gesehen haben. Auf jeden Fall ist es, zumal im gegenwärtigen Augenblick, interessant, auch einmal eine Ansicht zu hören, welche von der herkömmlichen abweicht.

Die Weltgeistlichkeit, sagt der Engländer, übt bei weitem den größten Einfluß auf das spanische Volk; der Pfarrer ist in Allem das Orakel des Bauern, und lebt mit ihm auf einem Fuß, der beiden Theilen Ehre macht. Diese Geistlichen sind größtentheils höchst achtungswerthe Männer und stehen, was allgemeine Bildung betrifft, weit über den Menschen, unter denen sie leben, und die sie nicht sowohl beherrschen, als leiten. Sie erwerben sich ihre Liebe durch Dienstleistungen aller Art, welche auf der Bildungsstufe des spanischen Landmanns wahre Bedürfnisse sind. Der Bauer trägt ihr Joch, weil es ein so sanftes ist, keineswegs aus fanatischer, bigotter Anhänglichkeit, wie man gewöhnlich glaubt. Ihr Benehmen ist durchaus ungezwungen, voll Anstand und Würde. Sie sind die Rathgeber ihrer Pfarrkinder und treten bei ihren Zwistigkeiten als Vermittler auf, sie bringen höhern Trost in Krankheit und auf dem Sterbebette, und im beiderseitigen Verkehr ist weder kriechende Demuth von der einen, noch hochfahrender Stolz von der andern Seite zu bemerken. Häufig ist ihr Gehalt sehr gering, besonders wegen der Maßregeln der Regierung in den letzten Jahren, und sie sind somit, wenn sie nicht ausreichen, auf den guten Willen ihrer Pfarrkinder verwiesen; sie haben in der That keine Sinecuren, sondern häufig ein wahrhaft mühsames Amt. Dem Sittenverderbniß wirken sie mit aller Kraft entgegen, und an vielen Orten hat das gemeine Volk Niemanden außer ihnen, der sich seiner annähme. Wenn es mit dem Lebenswandel der gemeinen Weiber so gut, oder eher besser als im übrigen Europa aussieht, so ist dies die Frucht ihrer Ermahnungen und ihrer Klagen.

Die Herrschaft der Kirche wird allerdings niemals aus dem Auge gelassen, aber nach Umständen weiß man sie auch zu modifiziren und in den Hintergrund treten zu lassen, und erlangt dadurch, was man wohl vergeblich zu erzwingen gesucht hätte — Gehorsam. So erlauben die Pfarrer an vielen Orten, Sonntags zu arbeiten in der Jahreszeit, wo Ein Tag oft dem Landmann ausnehmend viel gilt. Man läßt also den Sonntag fahren, da aber an diesem Tag Messe gehört werden muß, so liest sie der Priester Morgens um vier Uhr, und nun geht der Bauer mit seiner Messe im Leib, la misa en el cuerpo, wie er sagt, munter an die Arbeit. Wollte die Geistlichkeit streng auf der Heiligung des Sonntags beharren, so würde man ihr schwerlich Folge leisten, und ihre Autorität müßte darunter leiden.

Der Gottesdienst entspricht vollkommen dem ernsten, feierlichen Charakter des Volks, und ist gewiß würdiger und anständiger, als irgendwo in Europa. All die abgeschmackten Beiwerke, welche man sonst überall im Süden trifft, sind aus dem Ritus verbannt, und widerliche Auftritte, dergleichen man in Italien sehen muß, hat man nie zu befahren. Eines Tags, da ich durch Neapel ging, sah ich kleine Kanonen aufgefahren und andere Vorkehrungen zu einer Festlichkeit getroffen; nicht lange, so erschien eine Prozession: ein prächtig aufgeputzter Heiliger, den Männer trugen, ward der Bude eines Gewürzkrämers gegenüber niedergesetzt. Der Krämer kam heraus, bestieg die Estrade, auf welcher der Heilige stand, und reichte ihm Proben der Artikel hin, welche er im Laden führte, einen nach dem andern, und machte jedesmal einen tiefen Bückling dazu. Er legte die Gegenstände dem Heiligen eine kleine Weile in die Hand, nahm sie dann wieder und gab sie einem Diener, der sie sofort in den Laden zurücktrug. Alles dies geschah mit der jenem Volk eigenthümlichen Art, die sich gar nicht beschreiben läßt, und wenn der Krämer auf die umgebende Volksmenge herabsah, ließ sich durchaus nicht sagen, ob es ihm Ernst war, oder ob er die Sache als eine Posse behandelte. Etwas dergleichen würde in Spanien nicht geduldet. Allerdings hat diese Regel auch Ausnahmen, wie die Prozessionen zu Sevilla in der heiligen Woche, und Anderes dergleichen; man muß sie aber, wie das Volk auch wirklich thut, nicht als religiöse Ceremonien, sondern als Maskeraden betrachten; mit dem wirklichen Gottesdienste haben sie auf keine Weise etwas zu schaffen; man behält sie als alte Gebräuche bei, und die Polizei ordnet sie selbst an, um dem Handel unter die Arme zu greifen und Geld unter die Leute zu bringen. Die Einrichtung des Gottesdienstes ist ganz darauf berechnet, den Kirchenbesuch zu erleichtern, und man hätte vielleicht in der Reformation wohl gethan, ein ähnliches System beizubehalten; das Volk wäre dann nicht in die Winkelkirchen gezogen worden, zu denen es jetzt natürlich seine Zuflucht nimmt, da der Gottesdienst in den eigentlichen Kirchen viel zu lange dauert und der Raum darin viel zu beschränkt und aristokratisch abgetheilt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. August 1834.

Il sera de nos jours la fameuse merveille,
Et des bouts de la terre en ces superbes lieux
Attirera les pas des savans curieux.

Molière.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben unsern vorigen Bericht (Nr. 148 ff. dieser Blätter) mit einer Notiz über die Hauptsternwarte für Rußland eröffnet, und wir kommen auf diesen wichtigen Gegenstand nach unterdeß darüber eingegangenen speciellen Nachrichten auch sogleich wieder zurück. Seine erste Sternwarte erhielt Rußland, so wie überhaupt seine erste wissenschaftliche Bildung, durch Peter den Großen, welcher diese Sternwarte auf Wassili-Ostrow erbauen ließ. Catharina II. beschenkte dieselbe nachher mit den erforderlichen bessern Instrumenten. Die eigentliche Gründung russischer Astronomie aber hebt erst mit Alexander an, unter dessen Regierung der große russische Astronom Schubert lebte, der eben so ausgezeichnet in der gelehrten, als in der populären Behandlung dieser Wissenschaft ist, und den Geschmack dafür in Rußland verbreitete. *) Alexander war es, welcher, vielleicht angeregt durch diesen Impuls, die neuen Sternwarten zu Abo und Dorpat gründete, von denen namentlich die leztere unter Leitung ihres Direktors Struve jezt eines so ausgezeichneten Rufes genießt. Für Dorpat ward Frauenhofers großer Refractor erworben, dieses bis jezt in seiner Art einzige Instrument von 13 Fuß Brennweite, 9 Zoll Oeffnung des Objektivs, dessen Vergrößerungen auf das 600fache geben, und welches gleichwohl durch das neue Fernrohr noch übertroffen werden soll, dessen Anfertigung man für die Hauptsternwarte beabsichtigt. — Im Begriffe, noch eine dritte Sternwarte zu Nicolajef am schwarzen Meere anzulegen, ward Alexander vom Tode übereilt; aber die Wissenschaft büßte unter seinem Nachfolger nichts ein. Er befahl bei Veranlassung der Verlegung der Universität von Abo nach Helsingfors die Einrichtung eines neuen Observatoriums am leztern Orte, welches mit kaiserlicher Munificenz ausgestattet wurde und unter Argelanders Direktion schnell Wichtiges für die Wissenschaft zu leisten verspricht. Gleichermaßen erhoben sich Sternwarten zu Kasan, Moskau und, wie wir erfahren, wird auch

*) Schubert war eigentlich ein Deutscher, geboren zu Helmstädt 1759, kam aber früh nach Rußland und ward Geograph der Petersburger Akademie. Seine „populäre Astronomie", Petersburg 1803. 3 Bde. 8. und vielleicht noch mehr seine „vermischten Schriften", Tübingen 1823. 4 Bde. 8., meistens astronomischen Inhalts, gehören gewiß zum Anmuthigsten, was je im Gebiete populärer Darstellung der abstractesten Materien geleistet worden ist. Die Verdienste des wackern, im Jahre 1825 verstorbenen Mannes als gelehrten Astronomen übergehe ich. N.

Digitized by Google

Kiew bald damit versehen werden. Wie viel aber solchergestalt für beobachtende Astronomie bisher im großen russischen Reiche bereits geschehen ist, so soll dies Alles doch übertroffen werden eben durch die jezt beabsichtigte Petersburger Hauptsternwarte, wo man Einrichtungen zu treffen gedenkt, um den höchsten Anforderungen der so sehr ausgebildeten Wissenschaft zu entsprechen. Schon früher scheint man bei der Petersburger Akademie der Wissenschaften, diesem, von Peter dem Großen am 1sten Februar 1725 begründeten, jezt in so großer Blüthe stehenden Institute die Nothwendigkeit einer solchen Schöpfung gefühlt zu haben, indem bereits seit längerer Zeit ein vom Akademiker Parrot (auch einem Deutschen, geboren zu Mömpelgard, nachherigem russischen Staatsrathe) ausgearbeitetes, ausführliches Projekt dazu bereit lag, worin der Kostenbetrag für den Bau und die Anschaffung der Instrumente auf beiläufig eine halbe Million Rubel angeschlagen war. Es wurden vorerst 100,000 Rubel zu vorläufiger Bestellung der Instrumente angewiesen, und der Kaiser befahl, daß der Bau schon im Frühjahr des laufenden Jahrs beginnen solle, wobei die Auswahl einer geeigneten Stelle der Akademie überlassen wurde. Aus der Mitte derselben bildete sich nun eine Kommission, welche sich, nach reiflicher Ueberlegung, für den unfern Petersburg gelegenen Pulkowaschen Berg entschied. Im Apeil ward Struve, als Mitglied dieser Kommission, mit Abstattung eines mündlichen Kommissionalberichts an den Kaiser beauftragt, und dieser genehmigte nicht nur die gemachten Vorschläge ohne Ausnahme, sondern beauftragte auch den Akademiker mit einer Reise nach Deutschland, Frankreich und England, Behufs der Anschaffung der ausgezeichnetsten Instrumente. Wir erfahren, daß dazu eine Summe von 200,000 Rubel assignirt worden ist, wogegen sich die Kosten des Baues selbst erst aus dem, noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommenen Bauanschlage werden übersehen lassen. In keinem Falle aber wird die von uns in unserer vorigen Mittheilung angegebene Summe von einer Million Rubel, als Gesammtbelauf aller Kosten, zu hoch seyn, wobei Grund und Boden, welchen der Kaiser ebenfalls geschenkt hat, nicht einmal mitgerechnet ist. Hinsichtlich der Instrumente ist aber auch Außerordentliches zu erwarten, da, wenigstens was den Refractor betrifft, das berühmte optische Institut zu München eine Leistung zugesichert hat, die alles bis jezt aus demselben Hervorgegangene übertreffen soll. Der Bau wird auch seine besonderen Schwierigkeiten haben, da die vorgeschriebene Beweglichkeit der Kuppeldächer, um der Bewegung der Himmelskörper folgen zu können, eine ganz außerordentliche Festigkeit der Grundmauern erfordert, deren gänzliche Unverrückbarkeit doch eine Grundbedingung der Genauigkeit aller feineren astronomischen Beobachtung ist. Ein Reisender erzählt uns, daß das ganze astronomische Riesenetablissement in der Richtung von West nach Ost, dem Plane zufolge, eine Ausdehnung von fast 1000 Fuß haben werde. Das eigentliche Observatorium soll in der Mitte liegen und ein Kreuz bilden, welches in meridionaler Richtung 120 Fuß, und in der drauf perpendicularen 200 Fuß hält, und worin sich Alles vereinigt finden soll, was die raffinirteste Beobachtung irgend verlangen kann. So wird z. B. ein eigenes Zimmer zur Uhrprüfung und Reparatur angelegt werden, mit einer Einrichtung zur Erzeugung sehr großer Temperaturdifferenzen, so daß der Einfluß derselben auf die Instrumente beobachtet werden kann, was allerdings ein vortrefflicher Gedanke genannt werden darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Am Sand in Passeyer.

(Beschluß.)

Die gefällige Tochter, die Frau des jetzigen Sandwirths, zeigte uns die schwere Gnadenkette mit dem Bilde des Kaisers, und die Kleidung, welche Hofer an dem Tage in Innsbruck trug, als sie ihm umgehängt wurde. Den breiten Gürtel zieren die Buchstaben:

E. V. A. H. O. H. V. T.

Andreas Hofer, Oberkommandant von Tirol, ist leicht verständlich; das E. V. im Anfange wußte man mir jedoch nicht zu entziffern. Den Hut hatten ihm die Ursulinerinnen gar schön verziert und aufgepuzt; auch er hat die obige Inschrift, in Gold auf breitem Bande gestickt. Bei der lezten Anwesenheit des Kaisers in Meran zogen auch die Schützen aus Passeyer, schöne, riesengroße Männer, sehr langsam und feierlich heran. Der Sandwirth Andre Erb, Hofers Schwiegersohn, führte sie an, gekleidet in dieselbe Tracht, die Hofer an seinem höchsten Ehrentage in Innsbruck getragen.

Wir hatten gehört, daß die nunmehrige Frau von Hofer nur schwer zu bewegen sey, neugierigen Fremden Rede zu stehen, und daß sie gewöhnlich sich in ein Zimmer verschließe, wo sie Niemand zu Gesichte bekomme. Man hatte uns dies als einen dummen Stolz geschildert, und die arme Frau, die so viel Unglück in ihrem Leben gehabt, mit sehr gehässigen Faeben gemalt. Uns sollte ein günstiger Stern leuchten. Wie man uns im Hause sagte, erwartete sie in kurzer Zeit ihre Tochter, das Fräulein v. Hofer, aus Wien, und dies hatte sie in die humanste Stimmung versezt. Ich selbst sah zufällig den Brief, der die nahe Ankunft meldete, mit der Aufschrift:

à Madame Nanette de Hofer,
née Ladurner,
à Passeyer.

Digitized by Google

Wenn Hofer das erlebt hätte? Ob er sich wohl gefreut haben würde? . . .

Wir sahen vor unserm Söller in ein kleines Gärtchen, wie man sie im Hochgebirge sieht. Da war noch nichts verschönert worden. Knoblauch, Zwiebeln und Salat auf einigen Beeten, nichts weiter! Eine alte Bäurin bückte sich und pflückte Salat zum Nachtessen. Sie war groß, hatte ehrwürdige weiße Haare, und wenn sie manchmal den Kopf wandte, so zeigte sich ein bleiches Gesicht von edlem Ausdrucke, worin sich Kümmerniß und ein alter Schmerz eingegraben hatten. Dies war Frau von Hofer selbst. Wir sahen ihr Alle mit stummer Theilnahme zu; Niemand mochte sie mit einer vorwitzigen Anrede bei ihrer Arbeit stören. Jezt trat sie aus dem Garten, gab ihren Korb einer Magd und ging langsam in's Haus. Kurze Zeit darauf erschien sie auf dem Söller unter uns, die Hausleute und einige fremde Bauern, die eingekehrt waren, gesellten sich zu ihr, und nun kniete sie nieder, faltete die Hände und betete leise, und alle Andern mit ihr. Die Knienden nahmen die ganze Länge der Gallerie ein; neben der Alten knieten ein paar schöne Enkelinnen. Vor ihnen ragten die himmelhohen Berge, hinter denen die Sonnenscheibe zu verschwinden begann, unten rauschte die Passer, von St. Leonhard tönten die Glocken herunter. Es war ein stilles Gebet, nicht das leiseste Murmeln vernahm man; es währte lange, die Sonne war fort und die lezte Röthe schwamm auf der Spitze der seitwärtsliegenden Berge. Wir waren Alle von diesem Gebete ergriffen. Ich ging nach seiner Beendigung hinab; der Sandwirth, ein hübscher, sauber gekleideter Mann, kam mir mit höflicher Freundlichkeit entgegen. „Meine Schwiegermutter," erwiderte er auf meine deßhalb an ihn gerichtete Frage, „spricht nur wenig, aber sprechen können Sie deßhalb doch mit ihr." Sie saß in einer Ecke des Söllers und schmauchte ihr Pfeifchen. Ja, ja! Frau von Hofer liebt sehr das Tabakrauchen, wie mir der Schwiegersohn selbst sagte. Wie ich auf sie zuging, stand sie auf und legte die Pfeife weg. Nur schwer war sie zu bewegen, sich zu setzen, die Pfeife wieder zu nehmen, durchaus nicht. Der Zwang, den sich die gute Frau meinetwegen auflegte, nöthigte mich, die Unterhaltung abzubrechen. Diese Scheu, sich der Neugier der Fremden bloßzustellen, verbunden mit dem Ausdrucke der Würde, die selbst an äußerlichen Stolz streifte, gefiel mir sehr wohl. Eine gemeine Wirthin würde mit eitler Gesprächigkeit von den überstandenen Leiden und Gefahren die Fremden zu unterhalten und anzuziehen suchen und die alte Geschichte wie eine wohlgelernte Lection ableiern; die Wittwe des Sandwirths benimmt sich mit dem Anstande, welcher der Frau dessen ziemt, der in Innsbruck neben Kaiser Max erhöht wurde, sie, die einzige übriggebliebene Trägerin eines tragischen Geschicks, unschuldig dazu bestimmt, die größere, schwerere Hälfte desselben zu erdulden.

In ihren eigenen Angelegenheiten zeigt Anna von Hofer viel Klugheit und Umsicht. Sie hat das Wirthshaus „am Sande" von den Gläubigern ihres Mannes befreit, wie sie selbst sich im Protokolle ausdrückte: um sein Andenken zu ehren. Auch hiezu hat sie die Munifizenz des Kaisers in den Stand gesezt. Da sie ihre Pension bei weitem nicht verzehrt, so läßt sich berechnen, daß sie von dieser, so wie von den andern reichlichen Geschenken bereits ein bedeutendes Kapital sich erspart haben muß. Dies hält sie jedoch sehr geheim, und man weiß nicht, wo sie ihre Gelder anlegt; man glaubt jedoch, daß sie den Viehhändlern Vorschüsse macht.

Wir gaben unsern Wunsch zu erkennen, zu übernachten; man schien überrascht, und entschuldigte sich lang und breit, und bat, daß wir fürlieb nehmen möchten, indem man auf den Empfang von Gästen nur wenig eingerichtet sey. Trotz dieser Einleitung von schlechter Vorbedeutung fanden wir Alles in diesem, in der That außerordentlichen Wirthshause vortrefflich. Ein reichliches Abendessen: Suppe, Mehlspeise, gebratene Hühner, Kompot, Sallat, Früchte und Knchen, guter Wein, und am andern Morgen guter Kaffee; wir konnten mit Allem sehr zufrieden seyn. Ich schlief in Hofers Bett, und ruhte ohne Traum, von dem Marsche und den Erschelmungen des Tags ermüdet, bis zum Morgen, trotz eines furchtbaren Gewitters, das während der Nacht durch Passeyer gezogen war und die Mauern des Sandwirthshauses tüchtig erschüttert hatte. Um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, der von der ausgetretenen Passer ziemlich unwegsam gemacht war; auch die Kellerlahn war ausgebrochen, und wir hatten einen beschwerlichen Marsch. Doch achtete ich dessen weniger, als meine Reisegefährten, denn der Abend in Hofers Haus hatte mich für Alles entschädigt. Als Jüngling schon fühlte ich mich von Hofers Schicksal stark ergriffen; ich entwarf zu verschiedenen Malen den Plan, ihn zum Gegenstand eines Drama's zu machen. Ich kannte damals nichts von dem Leben der Gebirgsbewohner, von ihren Sitten, von ihrem Wesen und Charakter. Meine Phantasie sollte mir helfen. Ich dachte mir Hofers Haus, seine Familie, seinen Anhang, die Bauern, seine Gegner, die Herren und Bürger — Alles ganz trefflich. Wie so anders fand ich es jezt! Wenn ich jezt noch jene Versuche hätte, wie ergötzlich wären für mich die Schilderungen, die sie enthalten! Zum großen Glück sind sie längst vernichtet. Sollte mir die Beharrlichkeit bleiben, mit der ich anfing, dies schöne Land und sein Volk in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu erforschen, und mir lebendige Studien auf Tyroler Grund und Boden dabei hülfreich seyn, so verwirkliche ich jezt,

Digitized by Google

in reifern Jahren, den längst gehegten Wunsch, Alles, was ich über die lezte Insurrektion gesammelt, in einem großen Rahmen zu einem Bilde zu gestalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die spanischen Weiber. Häusliche Sitten.

In den Hauptkirchen, Kathedral-, Kollegiat-, Pfarrkirchen wird Sonntags von sechs oder sieben Uhr Morgens an alle Stunden eine Messe gehalten. Diese Ceremonie, welche im Grunde nichts ist als eine Abkürzung des Rituals, wie wir es großentheils vom Katholizismus beibehalten haben, dauert nur eine halbe Stunde. Alles, vom Granden bis zum Niedrigsten im Volk, kniet zusammen nieder, denn am heiligen Orte sind Alle gleich, und von Auszeichnungen, von Bequemlichkeiten für die Höhern weiß man hier nichts. Die Predigt ist ganz vom Uebrigen gesondert und wird um Mittag oder erst Nachmittags gehalten; dasselbe gilt vom Hochamt, das Morgens früh statt hat. Die Liberalität, womit man einem in den majestätischen spanischen Kathedralen Alles zeigt, hat kaum ihres Gleichen. Interessirt man sich für einen Kunstgegenstand, so beeifert sich Alles, vom Priester bis zum untersten Kirchendiener, einem gefällig zu seyn, und den Leuten, deren Amt es ist, die Merkwürdigkeiten zu zeigen, mußte ich immer eine Belohnung aufdringen. Wie sehr sticht dies von dem ab, was der Fremde in London zu erfahren hat! . . .

Die Reisebeschreiber haben Spanien, in Betreff der Sittlichkeit, in die Wette verläumdet. Die meisten ziehen geradezu oder mittelbar gegen die Frauen, namentlich gegen die Andalusierinnen zu Felde, aber wie dem größten Unrecht. Eheliche Untreue kommt zwar vor, ist aber Ausnahme, keineswegs Regel. Wo ist das Land, das ganz rein wäre in dieser Beziehung? Ein charakteristischer Nationalzug ist und war von jeher Treue dem gegebenen Wort, und nur wenige Weiber vergessen ihrer Pflicht, wenn sie gut behandelt und nicht dem Laster in die Arme gestoßen werden, was allerdings vorkommt. Schwerlich trifft man in einem andern Lande mehr Muster häuslichen und ehelichen Glücks, selbst dann, wenn ungleiches Alter oder andere Ursachen Motive zum Gegentheil abgeben. In den besten Familien werden die Töchter zu Hausfrauen erzogen; und sie besitzen die dem weiblichen Geschlecht eigenthümlichen Talente in wirklich ausgezeichnetem Grad. In den Provinzen werden sie von Jugend auf dazu angehalten, ihre Mütter auf den Markt zu begleiten, und in den maurischen Städten nimmt es sich sehr gut aus, wenn sie in der Mantilla, vollkommene Miniaturbilder der ehrwürdigen Matrone neben ihnen, einherschreiten. Sie werden zu Hause und nicht in Klöstern erzogen, gegen welche man sehr eingenommen ist. Kaum geben sich ein paar mit weiblicher Erziehung ab, während es in andern katholischen Ländern allgemeine Sitte ist. Die jüngern Töchter werden von den ältern erzogen. Wenn sie die ganze Nacht hindurch getanzt haben, sieht man sie nichtsdestoweniger den ganzen folgenden Tag unermüdlich, munter und froh, in der Haushaltung oder am Stickrahmen arbeiten, was ihre gewöhnliche Beschäftigung ist. Sie sind vortreffliche Haushälterinnen, höchst gewandt und ordnungsliebend. Ueberhaupt unterscheiden sich die Spanierinnen in Charakter und Sitten gar sehr von den Italienerinnen, während man glauben sollte, sie müßten sehr viel mit einander gemein haben. In einem der besten Landstriche Italiens, in Toskana, hat sich ein sehr lobenswerther, sehr patriotischer Verein von Frauen gebildet, zum Zweck, jungen Mädchen in den Haushaltungsgeschäften Unterricht zu ertheilen; eine solche Anstalt wäre in Spanien ein reiner Ueberfluß. In jedem Haus, besonders aber im Süden, fänden sich Personen, welche in diesem Fache die Lehrmeisterinnen spielen könnten; von dieser Regel möchten nur die höhern Stände in der Hauptstadt auszunehmen seyn. Im südlichen Frankreich begegnete es mir einmal, daß ich im Gasthof einer großen Stadt einer Nähnadel benöthigt war; man mußte eine kaufen, weil kein Weibsbild im Hause eine im Vermögen hatte; in Spanien könnte so etwas nicht vorkommen. Im Süden namentlich kann man oft Damen vom höchsten Rang, höchst einfach gekleidet, im Kreise ihrer Dienerinnen sitzen und emsig die Nadel führen sehen, wie in den alten Zeiten. Ausgezeichnet sind die spanischen Frauen auch als Krankenwärterinnen, und an Zartheit und unermüdlichem Eifer möchten sie bei diesem Geschäft schwerlich ihres Gleichen haben.

Was man von der noch immer nicht erstorbenen Ritterlichkeit der Spanier dem schönen Geschlecht gegenüber erzählt, ist vollkommen wahr. In allen Theilen des Landes findet man die heutigen Sitten stark mit jenen alten Bräuchen versezt, welche Mauren gleichwie Spaniern zukamen. Von der Galanterie, mit der die Majos in Andalusien bei den Fiestas ihren Novias den Hof machen, hat man im übrigen Europa gar keinen Begriff. Gegen sie sind die Südfranzosen und Italiener, welche analoge Gebräuche haben, wahre Grobiane. Die Weiber werden übrigens niemals aus ihrer eigenthümlichen Sphäre herausgerissen, wie in manchen Ländern, wo ein modernerer Geist herrscht, und ihr ganzes Benehmen ist stets ungezwungen, natürlich und höchst weiblich. In den höchsten Klassen findet man noch Damen mit Manieren, ganz so, wie wir uns die edlen Frauen in der Ritterzeit vorstellen.

In allen Ständen werden Diener und Untergebene überhaupt sehr gütig und freundlich behandelt; es kommt selten vor, daß dies von ihrer Seite mißbraucht wird, und die Dienstboten sind im Allgemeinen treu. Die auf Hausdiebstahl gesezten Strafen sind so streng, daß die Herrschaften kleiner Betrügereien wegen nicht leicht vor Gericht gehen. Indessen sind Diebstähle wirklich selten, und während meines ganzen Aufenthalts in Spanien bin ich, so sehr ich mich oft aussezte, nie um das Geringste bestohlen worden.

Die Anhänglichkeit an den Geburtsort ist in den niedrigen und mittlern Ständen vielleicht stärker als irgendwo, gewiß noch mächtiger als das gepriesene Heimweh der Schweizer, und sie spricht sich im ganzen Nationalcharakter aus. Eine Folge davon ist ihre Scheu vor dem Reisen oder gar dem Auswandern, wenn nicht die Noth dazu zwingt; ferner ihre Abneigung vor dem Soldatenstand und die vielen Desertionen. Ganz eigen ist es, welchen Eindruck auf den gemeinen Mann die Vorstellung macht, daß ein Fremder in seine Heimath geht oder dort herkommt, und oft ist es mir vorgekommen, daß man in Familien die Dienstboten hereinrief, um ihnen zu sagen, der Caballero sey in ihrem Geburtsorte bekannt; immer macht ihnen dies die höchste Freude. Mit nichts kann man sich diesen Leuten besser empfehlen, als wenn man von ihrer Heimath rühmend spricht oder irgend Interesse dafür äußert. Dieses schöne Gefühl lebt selbst in den höhern Ständen, und oft kommt es vor, daß einer in Gesellschaft bei guter Gelegenheit sich in die Brust wirft und einem sagt: soy hijo de . . , ich bin ein Sohn dieser oder jener Stadt oder Provinz.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 30.

Mittwoch, 13. August 1834.

[295] ## Bernoulli's Vademecum
oder
Praktisches Handbuch
für
Mechaniker, Maschinen- und Mühlenbauer und Techniker überhaupt,
von
Prof. Christoph Bernoulli.

Zweite Auflage, umgearbeitet und stark vermehrt, von des obigen Sohne,
Joh. Gustav Bernoulli.

Zwei Bändchen; mit Steindrucktafeln. Preis 1 fl. 48 kr.

Inhalt des ersten Bändchens.

Angabe und Vergleichung der gebräuchlichsten Maaße und Gewichte; Berechnung von Flächen mit geradliniger Begrenzung; Berechnung von Kreisflächen; Berechnung von Flächen, die von mehreren krummen Linien eingeschlossen sind; Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern; Inhalt cylindrischer Röhren und Gewicht des Wassers in solchem Inhalt von Fässern; von der Reibung, gleitende Reibung. Achsenreibung; über die Steifigkeit der Seile; vom dynamischen Effekte der Kräfte; von den mechanischen Potenzen, vom Hebel, vom Rad an der Welle, von der Rolle, von der schiefen Fläche, vom Keil, von der Schraube; Auffindung des Schwerpunktes; Berechnung fallender Körper, verzögerter Fall, freier Fall, geworfene Körper; über Maaße und Maaßenmoment; Berechnung der Pendelbewegungen; Mittelpunkt des Stoßes oder Schwunges; vom specifischen Gewichte; wie man das Gewicht eines Körpers berechnet; Gewichtstafeln von Eisenstangen und bleiernen Röhren; Berechnung der Luftballons; von der Stärke der Materialien; über die Transversalstärke von hölzernen Balken; Berechnung der Stärke gußeiserner Bäume; von Räderwerken; Dimensionen der verschiedenen Theile eines Rades; Berechnung des Wasserdrucks; Dicke von Schutzbrettern, Dicke von Wassermauern; über einige andere Gesetze der Hydrostatik; Berechnung der hydraulischen Pressen; Wassermenge, die aus Oeffnungen fließt. Geschwindigkeit des Schalls und Berechnung der Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln.

Inhalt des zweiten Bändchens.

Ausfluß des Wassers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten; Berechnung von Wasserpumpen; Reibung des Kolbens in Pumpstiefeln; Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen, Kanälen u. a.; Bewegung des Wassers in Kanälen und Röhren, und Bestimmung der Neigung derselben; von den Wasserrädern; verschiedene Theile der Wasserräder; Beispiele zur Berechnung der Wasserräder; Berechnungen über Mühlen; Anwendung der verschiedenen Arten Wasserräder zur Bewegung eines Mühlsteins; Stärke der Materialien; vom senkrechten Widerstande der Körper; longitudinaler Widerstand derselben: Transversalstärke der Körper; Dicke der Wellzapfen; Ausdehnung der Körper durch die Wärme; von den Schornsteinen; specifische Wärme der Körper; von der Heizkraft verschiedener Brennmaterialien; Uebergang der Körper vom festen Zustande in den flüssigen. — Data zur Berechnung von Dampfmaschinen: Von der Dampfbildung; von den verschiedenen Theilen der Dampfmaschinen; Bestimmung der Dimensionen derselben; Berechnung des Nuzeffektes bei Expansionsmaschinen; von den Gebläsen. Anhang: Regeln für das Bohren und Abdrehen gußeiserner Cylinder; von der praktischen Anwendung des Dampfes zum Forttreiben der Projektile.

Stuttgart und Tübingen, 1834.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[313] In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Erläuterungen der Staatswirthschaftslehre
durch allgemein verständliche Erzählungen. Aus dem Englischen der Henriette Martineau. Nr. 1. — Leben in den Wüsteneien. Eine Erzählung. br. 140 Seiten in 12. Preis 9 Gr.

Noch zu keiner Zeit wurde die Nationalwirthschaft auf eine so leichte und angenehme Art gelehrt als hier. Der Gedanke der Miß Martineau, dieselbe in ein romantisches Gewand zu kleiden, fand einen unerhörten Beifall, so daß sie die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zog und von ihrem Werke in ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig wurden. Es sind von dieser Sammlung in England bereits 24 Bändchen erschienen; jedes derselben enthält einen Zweig des Gemeinwesens, durch eine Erzählung erläutert. Wir verweisen zur sicherern Beurtheilung der Zwecke des Werks und seiner Einrichtung auf die Vorrede des deutschen Uebersetzers. In unsern Zeiten sind staatswirthschaftliche Begriffe für Jedermann von der höchsten Nothdurft, und gewiß wird deßhalb eine Frau, die von völliger Unbekanntschaft sich plötzlich der Aufmerksamkeit selbst des brittischen Ministeriums würdig machte und welche die englischen Zeitschriften ein Phänomen nennen, auch in Deutschland mit Interesse gehört werden.

Dr. Caspari's
Taschenbuch für Neuvermählte
zum Selbstunterricht über ein Zeichen und Zufälle der Schwangerschaft, der Niederkunft und des Wochenbettes; nebst den Regeln zur Behandlung der Kinder; als Geschenk junger Ehemänner an ihre Frauen nach dem Hochzeittage. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Dr. F. Hartmann. kart. Preis 12 Gr.

Dieses nützliche Büchelchen erscheint von Neuem in veränderter Gestalt; es ist nunmehr aus dem rein homöopathischen Gesichtspunkte abgefaßt. Dasselbe wird, seinem Titel entsprechend, stets mit dem größten Nutzen zu Rathe gezogen werden und empfiehlt sich deßhalb als ein paßliches Hochzeitgeschenk.

Digitized by Google

Dr. Caspari's
Homöopathisches Dispensatorium
(homöopathische Pharmacopoe)

für Aerzte und Apotheker, worin nicht nur die bis jezt bekannten, sondern auch die in Hofrath Hahnemann's neuestem Werke, die in Hartlaub's und Trink's Arzneimittellehre und klinischen Annalen und die in dem Archive für homöopathische Heilkunst enthaltenen Arzneien aufgenommen worden sind. Herausgegeben von Dr. F. Hartmann. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. broch. Preis 12 Gr.

Der Werth dieses Werks ist längst erwiesen und geht von Neuem aus der schnellen Vermehrung der Auflage hervor.

Die Medizin unserer Tage

in ihrer Vervollkommnung durch das homöopathische Heilsystem; oder nöthiges Wissen für alle allopathische Aerzte sowohl als gebildete Nichtärzte in Absicht auf eben so glückliche als segensreiche Ausübung der homöopathischen Heilmethode; mit einer vollkommenen Anweisung zur zweckmäßigen und besten Bereitungsweise homöopathischer Arzneien. Ein Wort des Friedens und der Versöhnung an Deutschlands Aerzte und ihre Kranken gerichtet von Dr. J. Braun. broch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Wir liefern hier ein höchst inhaltvolles Werk, welches nicht verfehlen wird, das Interesse aller Aerzte jeder Schule im höchsten Grade zu erregen. Ein erleuchteter Mann tritt als gründlicher Beobachter zwischen die Parteien, um den heillosen Streit unter den Bekennern beider Systeme schlichten zu helfen, Frieden zu stiften und dadurch der Medizin im Allgemeinen das frühere Zutrauen der Welt, welches dieser Zwiespalt immer mehr erschüttert — wieder zu gewinnen. Dieses Werk gibt eine solche Masse Stoff, daß wir behaupten dürfen, dasselbe biete eine homöopathische Encyklopädie in einer Gabe und mache eine bedeutende Anzahl homöopathischer Werke völlig entbehrlich.

Dupuytren's
klinisch-chirurgische Vorträge

im Hôtel-Dieu zu Paris, gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein. Für Deutschland bearbeitet von den DD. der Medizin Emil Bech und Rudolph Leonhardi. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. Mit 4 Kupfern. in gr. 8. Velinp. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der zweite und lezte Band dieses äußerst wichtigen chirurgischen Werks ist unter der Presse.

---

[343] Lehrbücher ausländischer Sprachen, neu erschienen im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig:

Ahn, Dr. F., Italienisches Lesebuch in 3 Cursus mit Wörterverz. 8. 5/8 Thlr.

Bertoletti Racconti e pitture di costumi. Mit steter Hinweisung auf Fornasari ital. Gramm., u. e. Wörterbuch, herausg. von G. B. Ghezzi. gr. 8. 1½ Thlr.

Goldoni Commedie Scelte. Herausgeg. von Dr. A. Montucci. gr. 12. 4 Vol. 3⅓ Thlr. jeder Band einzeln ⅚ Thlr.

Murray, L., English Grammar. 40th Edition. 8. 1 Thlr.

— — English Exercises adapted to the Grammar. 42d Ed. 8. ⅝ Thlr.

Williams, O., das Sprechen der Engl. Sprache. Ein Hülfsbuch für solche, welche eine gute Aussprache d. Engl. erlernen wollen. gr. 8. 1⅔ Thlr.

Theatre British classic. With notes by Owen Williams. Royal 8. 2d Edition. 3 Thlr.

Monicke, Selection from the works of the best English writers. Particularly those of the 19th century. gr. 8. 1⅙ Thlr.

— — English and German dialogues. 8. ⅔ Thlr.

— — English Spellingbook with reading lessons etc. 8. ⅔ Thlr.

Haag, E., Traité du genre des Substantifs. 8. ⅙ Thlr.

Franceson, C. F., Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Taschenwörterbuch. 2 Bände. (100 Bog.) gr. 12. 3 Thlr.

Bei allen diesen Werken, deren Werth schon durch mehrfache Einführung in Unterrichtsanstalten u. s. w. anerkannt ist, sichert der Verleger, bei Abnahme von Parthien, die billigsten Bedingungen zu, wenn man sich deshalb selbst an ihn wenden will.

---

[372] Kretschmar, Dr. K. J., Streitfrage aus dem Gebiete der Homöopathie. (3½ Bog. in gr. 8.) Leipzig, Hinrichs. 1834. geh. 6 Gr.

Ein denkender Arzt, Verehrer und Ausüber der homöopathischen Praxis, spricht sich hier über die Unsicherheit oder Unstatthaftigkeit mancher Sätze der Hahnemann'schen Theorie freimüthig und unbefangen aus, und zeigt dadurch, daß es wohl jezt noch zu früh war, eine allgemeine alleingültige Theorie des Heilverfahrens aufzustellen.

---

[358] In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nr. 11.) erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Ilé, A. (Maitre des Langues française et italienne), Le Secrétaire français, ou l'art de la correspondence française, renfermant des modèles de lettres sur toutes sortes de sujets, avec leurs réponses; suivis de modèles de pétitions, de lettres de change, de billets à ordre, de quittances, de mémoires, d'engagements, de baux, d'actes d'échange, de vente, etc. etc., et précédés d'une instruction sur le cérémonial à observer dans les lettres. 8. broché 1 Thlr.

Schoppe (Amalia, geb. Weise), Briefsteller für Damen, oder faßliche Anweisung, alle Arten von Briefen zu schreiben; nebst einer kurzen deutschen Sprach- und Schreiblehre. Mit 320 Musterbriefen über alle Verhältnisse des Lebens, Denksprüchen zu Stammbüchern, der Blumensprache u. s. w. Ein Fest- und Toilettengeschenk für deutsche Frauen. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. geh. 1 Thlr.

Im nämlichen Verlage erschienen früher:

Solger, Dr. S. E., Praktischer Rathgeber für das Geschäftsleben in Privat- und öffentlichen Verhältnissen. Ein vollständiges Handbuch für den Bürger, Kaufmann und Beamten. gr. 8. 1 Thlr. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Digitized by Google

Vollbeding, Joh. Chr., Neuer gemeinnütziger Briefsteller für das bürgerliche Geschäftsleben, enthaltend eine ausführliche und durch auserlesene Beispiele erläuterte Anleitung zum Briefschreiben, alphabetisch geordnete Erklärungen zahlreicher kaufmännischer, gerichtlicher und fremdartiger Ausdrücke, Anweisungen in Testaments-, Erbschafts- und Stempel-Angelegenheiten, Vorschriften zu Wechseln, Obligationen, Kontrakten, Nachrichten vom Postwesen, Münzen, Maaß- und Gewichtsvergleichungen, Meilenanzeiger, Zeitrechnungen ꝛc. Nebst einem Anhange, die neueste Titulatur-Art der Behörden ꝛc. in den Königl. Preußischen Staaten enthaltend. 8. 7te verb. Aufl. Mit Titelkupfer. (56 kompr. Bog.) 20 gGr. oder 25 Sgr.

---

[384] Bei C. Ritter in Zweibrücken ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

DER SOMMER.

Versuch einer Fortsetzung

von

Kleist's Frühling,

von

K. J. Schuler.

Zweite Auflage. 1834. 6 gGr. oder 27 kr.

Ueber den Werth dieser Dichtung (erste Auflage) spricht sich das Literaturblatt Nr. 101, 1833, in folgenden wenigen Worten aus: „Als eine Fortsetzung, „wofür es sich ausgibt, wohlgelungen. Mit Geschmack „hat der Dichter die hohlen Exclamationen, die Anprei„sungen der Güte Gottes und die eigenen Rührungen „erspart, und uns nicht empfindsame Worte, sondern „Bilder gegeben, uns den ganzen Sommer gemalt, „wobei er die Natur bis in ihre kleinsten Züge verfolgt."

---

[357] Literarische Anzeige.

Ein Buch für Jedermann.

In allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Der homöopathische Arzt

als Hausfreund; oder kurzgefaßte und deutliche Anweisung, wie man sich bei allen Krankheitsvorfällen sowohl Erwachsener als Kinder nach homöopathischen Grundsätzen zu benehmen habe. Aus eigner Erfahrung und nach dem Studium der besten Schriftsteller für alle diejenigen zusammengestellt, welche nützliche Belehrung wünschen, oder sich vorkommenden Falles nicht sogleich ärztlichen Rathes erfreuen können; nebst einer Uebersicht der wichtigsten diätetischen Vorschriften für Gesunde und Kranke. Von Dr. L. B. Weickart. Leipzig, 1834, bei Leopold Michelsen. Preis geh. 1 Thlr.

Die täglich von Allopathen erscheinenden populär medicinischen Schriften schienen dem Verfasser ein hinreichender Grund zur Herausgabe dieses Werkes zu seyn; es hat dasselbe vor den ihm ähnlichen Schriften den großen Vorzug, daß in demselben die unterscheidenden Krankheitszeichen so vollständig aufgezählt werden, daß es selbst dem Laien leicht wird, jede Krankheit zu erkennen, und daß es nicht bloß Reihen von Heilmitteln enthält, sondern auch die Umstände genau angibt, unter denen jedes einzelne Mittel mit Nutzen gereicht werden kann. Die diätetischen Vorschriften sowohl für Gesunde als für Kranke geben über alle hinsichtlich dieses Gegenstandes zu stellende Fragen die genügendste Auskunft, und ebenso sind die Ursachen der Krankheiten und die nöthigen Maßregeln, um denselben vorzubauen, mit der größten Sorgfalt angegeben worden; — als ein wahrer Hausfreund entspricht gewiß dieses Werk für Jedermann allen gerechten Ansprüchen.

---

[356] Anzeige

eines neuen sehr wohlfeilen und höchst reichhaltigen deutschen Lesebuchs für Schulen und Familien.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Deutsches Lesebuch für Schulen.

Zweiter Cursus.

Für das reifere Jugendalter.

Mustersammlung aus deutschen Dichtern und Schriftstellern,

enthaltend

Materialien zur Belebung des Gefühls für das Gute und Schöne, zur Beförderung des ausdrucksvollen Lesens und guten Styls, der Kenntniß der besten deutschen Dichter und des Verstehens ihrer Werke; nebst einem kurzen Abriß des Wichtigsten der Poetik und biographischer Notizen

von

Carl Oltrogge.

gr. 8. 32½ Bogen. 1834. 20 gGr.

Der erste Cursus gr. 8. 1833, 25 Bogen, kostet 16 gGr., also das Ganze, 57½ Bogen, 1 Rthlr. 12 gGr. (oder 7 Pf. pro Bogen.)

Aeltern und Lehrer werden auf dieses neue Lesebuch, welches durch alle Buchhandlungen zur Ansicht und Prüfung zu erhalten ist, besonders aufmerksam gemacht, da die Lektüre deutscher Dichter und Schriftsteller nebst den übrigen Zweigen des Unterrichts im Deutschen, in deutscher Grammatik und Anweisung zu Aufsätzen, worin bereits von einem Heyse, Fallmann u. A. so viel geleistet ist, zu den wichtigsten Lehrgegenständen gehört; auch das obige Werk dadurch noch einen wesentlichen Vorzug hat, daß es eine kurze Poetik, die Grundzüge der Literärgeschichte und Biographien der bekanntesten Dichter enthält.

---

[382] In meinem Verlage ist so eben erschienen:

C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adjecit Fridericus Kritzius, Ph. Dr. Vol. II. Jugurtham continens. 8 maj. 1831. 2 Thlr.

Bielitz, Dr. G. A., Analyse und Erläuterungen des preußischen Gesetzes über das Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde vom 11. December 1833. gr. 8. 1834. broch. 8 Gr.

Blätter aus dem Tagebuche eines Halle'schen Pietisten, Gedichte, Briefe und Miscellen. Zur Lehre und

Digitized by Google

Warnung für Pietisten und Nicht-Pietisten herausgegeben von dem Verfasser „der kritischen Glossen zum Halle'schen Missionsbericht." gr. 8. 1834. broch. 4 Gr.

Raritäten aus der Schatzkammer der katholischen Kirche, vorzüglich des Papstthums. Mitgetheilt von A. F. Philander. gr. 8. 1834. broch. 6 Gr.

Hasert, Chr. Fr., Superint. und Oberpfarrer zu Buttstädt, Sechs Einführungsreden. Mit einer Vorrede von Dr. H. A. Schott, Geh. Kirchenrath und ordentl. Prof. d. Theol. zu Jena. gr. 8. 1834. 6 Gr.

Leipzig, den 15. Juli 1834.

August Lehnhold.

---

[369] Wichtiges und höchst interessantes Werk.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Leben und Sitten
in Nordamerika,
vom
Oberst Hamilton.

Motto: Städte schaut' er und erkannte der Menschen Sinn.

Aus dem Englischen übersezt von Franz Bauer. 2 Bände. Auf Velinpapier. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Das neueste, gediegenste und interessanteste Werk über die Vereinigten Staaten von Nordamerika! — Der Verfasser ist mit Allem begabt, um eine Land- und Sittenkarte der Menschen zu entwerfen. Innig vertraut mit praktischer Lebensphilosophie, ausgerüstet mit vielseitiger Bildung, mit feinen äußeren Organen und einem präcisen Takt des innern Sinnes begabt, rücksichtslos das Wahre und Edle im Auge, öffnet er den Vorhang: wir blicken tief in das Innere des Staats- und Privatlebens mit seinen mannichfachen Beziehungen, — wir sehen das Erhabene, wahrhaft Große und Bewundernswerthe, aber auch die vielen Mängel der großen Union. Der Verfasser weiß philosophische Tiefe mit interessanter Unterhaltung überall meisterhaft zu verketten; daher das Ganze eine höchst belehrende Unterhaltung für jeden Gebildeten ist.

---

[368] Anzeige.

Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig erscheint und nehmen alle gute Buchhandlungen Bestellungen an auf die

Pfennig-Ausgabe
(in Heften à 6 gGr. oder 7½ Sgr. oder 27 kr. rhein.)
der
Geschichte des Preußischen Staates und Volkes,
für alle Stände bearbeitet
von
Dr. Ed. Heinel,
evangel. Pfarrer zu Tannsee.
Fünf Bände in gr. Octav.

Diese „Geschichte des Preußischen Staates und Volkes für alle Stände," wird, wie oben bemerkt, in fünf Bänden, in groß Octav mit schöner deutlicher deutscher Schrift auf gutem weißen Papier sauber und korrekt gedruckt erscheinen; um nun dieses wichtige und gehaltvolle Werk, welches nicht für den gelehrten Forscher, sondern für die Gebildeten aller Stände zur belehrenden und zugleich angenehm unterhaltenden Lektüre geschrieben ist, auch allen Ständen zugänglich zu machen, und selbst die Unbemittelten in den Stand zu setzen, sich dasselbe anschaffen zu können, wird es in Heften von 6 — 8 Bogen ausgegeben werden. Fünf bis sechs solcher Hefte bilden immer einen Band und der Preis eines Heftes ist 6 gGr. oder 7½ Sgr. oder 27 kr. rhein., zahlbar bei Empfang.

Wer 6 Exemplare nimmt, erhält ein Frei-Exemplar.

Der Druck hat bereits begonnen und wird ununterbrochen fortgesezt. Alle 3 — 4 Wochen wird ein Heft ausgegeben; das Erste am 15. September d. J.

Die Subscription gilt für das ganze Werk, und rechnet die Verlagshandlung auf eine bedeutende Theilnahme um so mehr, als das Werk, ein eben so interessantes als belehrendes, einem lang gefühlten Bedürfniß abhilft, der Preis billig gestellt, und die Anschaffung durch das Erscheinen in Heften so außerordentlich erleichtert ist. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

---

[367] In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist so eben erschienen:

Ueber Eisenbahnen und Dampfwagen.
Aus dem Englischen übersezt von
Fr. Boldemann.
3 Bogen gr. 8. geh. 8 gGr.

Bei der Theilnahme, welche die Erfindung der Eisenbahnen und Dampfwagen als vervollkommnetes Mittel der Communikation und des Verkehrs jezt fast in allen Theilen Deutschlands findet, wird diese Schrift, als ein Beitrag, sich über diese Gegenstände zu unterrichten, dem Publico willkommen seyn.

---

[376] In meinem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Thaddäus Kosciuszko,
nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben
geschildert von
Karl Falkenstein.

Zweite, umgearbeitete, mit dem (schön lithographirten) Bildniß und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, sowie mit neuen Aktenstücken vermehrte Auflage.

gr. 8. Auf gutem Druckpapier. geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Kosciuszko's Bildniß. Lithogr. von L. Zöllner. Abdrücke auf chines. Papier in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[379] Bei Craz u. Gerlach in Freiberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kühn, K. A., Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues. Erster Band, mit einer lithographirten Zeichnung. gr. 8. 4 Rthlr. 12 gGr.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. August 1834.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen.

Platen.

Aus Venedig, von E. Pfizer.

Venedigs Kirchhof.

Wenn in der unterird'schen Wohnung
Die Parze schloß ihr ernstes Spiel,
Ein blühend Leben ohne Schonung,
Gleich einem welken Strauß zerfiel:

Dann harre noch, so ging die Sage,
Des Todten eine lezte Bahn,
Durch Acherons Gewässer trage
Den Schatten Charons schwarzer Kahn;

Und auf den feuchten Wassern brennen
Des Lebens lezte Funken aus,
Und Acheron und Lethe trennen
Ihn ewig von der Heimat Haus.

Vom Rudern haben deine Arme,
O greiser Charon! längst geruht;
Mit deiner heitern Götter Schwarme
Versankst auch du in Lethes Fluth.

Doch als ich jüngst auf glattem Meere
Dahinfuhr in des Abends Roth,
Da war auf einmal mir, als wäre
Der alte Fährmann noch nicht todt.

Ein schwarzes Schiff durchschnitt die Wellen,
Ein Leichnam nur war seine Fracht;
Es färbten rings um's Schiff die hellen
Gewässer sich mit tiefer Nacht.

Hinüber nach St. Christoph eilte
Das finstre Schiff mit seiner Last;
Ein Priester, schwarzvermummt, ertheilte
Den Segen noch dem stillen Gast.

Die du so sorglich deine Leichen,
Venetia, vom Leben trennst,
O Wittwe von drei Königreichen,
Du selber dünkst mich ein Gespenst!

Der inngeborne Lebensfunken
Ist längst erloschen und verglüht;
Es ist ein hohles Schattenprunken,
Was noch um deine Stirne blüht.

Dir hat der Feind ein Gift gegeben,
Das deiner Jugend Mark versengt;
Dann hat er noch ein falsches Leben
Dem müden Leichnam aufgedrängt.

Geschlossen sind des Ruhmes Bahnen,
Dein Kiel zerbarst am Felsenriff;
Man stickt schon an den schwarzen Fahnen,
Dem lezten Schmuck für's goldne Schiff.

Digitized by Google

Mit lauter Leichnamen befrachtet,
Verſinkeſt du ſammt deinem Leu'n;
Doch wenn dich ganz die Fluth umnachtet,
Wird hell dein Name ſich erneu'n:

Wenn deine Spur das Meer zerſtreute,
Entſteigt den Fluthen, groß und mild,
Der Doge mit der Türkenbeute,
Der Künſtler mit dem heil'gen Bild.

Die Ferne.

Ich ſteh' auf hohem Thurm — umher
Der blaue Abendhimmel —
Und auf dem grünen, hellen Meer
Der Barken froh Gewimmel.

Wie ſcheint das Wühlen in dem Schaum
Ein leichtes Spiel der Kräfte!
Ein Tröpfchen Schweiß wohl rinnet kaum
Beim läſtigen Geſchäfte.

Wie fällt ſo leicht das lock'ge Haar
Den Schiffern um den Nacken!
Iſt rother Sammt, iſt Seide gar
An bunter Müz' und Jacken?

O Ferne, wie du trügriſch
So ſchön uns Alles maleſt,
Wie du den ſchuppiggrauen Fiſch
Mit Silber überſtrahleſt!

Wie du des Lebens Müh' und Noth
Für unſer Auge minderſt,
Und ſelbſt den gräßlich kalten Tod
Zum holden Schlafe linderſt!

Ich preiſe Moſes mild Geſchick,
Das den Beſitz ihm raubte,
Und in's gelobte Land den Blick
Von Weitem nur erlaubte:

Gleich einem Eden, hell und rein,
Sah er die Triften ragen,
Die Wermuth ſeinem Volk ſtatt Wein,
Und Gift ſtatt Milch getragen.

Mein harret wohl kein goldner Schatz,
Mir fiel das Loos, zu darben;
Drum tröſte du mich zum Erſatz
Mit deinen Zauberfarben.

Ja! ſchließe du mit mir den Bund,
Verſchmähte, Vielverkannte,
Die bisher noch kein Dichtermund
Zum Götterthum ernannte.

Es ſchöpft aus deinem Element
Die Hoffnung ihre Flammen;
Du hefteteſt an's Firmament
Die Sterne, ihre Ammen.

Begnügt entſag' ich gern vor dir
Dem glühenden Genuſſe;
Durch ſanfte Lüfte ſende mir
Den Hauch von deinem Kuſſe.

Gieb immer nur ein farbig Land,
Statt Früchte, meinen Bäumen,
Und laß mich in des Kampfes Staub
Von kühlen Palmen träumen.

Natur- und gewerbswiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Unter den Apparaten, mit welchen man dieſe Sternwarte zu verſehen hat, wird ſich unzweifelhaft auch der neue Declinationsmeſſer der Magnetnadel nach der ſinnreichen Angabe unſeres treflichen Gauß befinden, von welchem vorläufig ſchon in einem unſerer früheren Berichte die Rede geweſen iſt, und über deſſen Einrichtung jezt ebenfalls Näheres bekannt wird. Unſere Leſer erinnern ſich nämlich aus jenem Berichte, daß die Magnetnadel, außer den größeren Veränderungen in der Abweichung von der Normalrichtung, die ſie in längeren Perioden von noch unbeſtimmter Dauer erleidet, auch täglichen, ja ſtündlichen Oscillationen unterworfen iſt, welche auf ein ziemlich verwickeltes magnetiſches Naturgeſetz hindeuten. Im Allgemeinen verändert die horizontale Magnetnadel ihre Richtung von Stunde zu Stunde, wohl auch in noch kleineren Zeitintervallen, und hat überdies eine tägliche und eine monatliche, oder, wie man ſich vielleicht noch genauer ausdrückt, eine vierteljährliche Schwankung. Sie vollendet außerdem in etwa zwölf Stunden eine beſtimmte Schwankung, indem ſie in Europa Nachts um zwei Uhr am öſtlichſten, und Nachmittags um zwei Uhr am weſtlichſten ſteht. Zwiſchen 6 bis 8 Uhr Morgens und Abends ſcheint ſie ferner eine Art von Ruhepunkt zu haben, wo die Richtung ſtationär wird; endlich aber ſind die Bewegungen der Nadel am Tage und im Sommer ſtärker als bei Nacht und im Winter. Dieſer leztere Umſtand ſcheint offenbar eine Abhängigkeit des Standes der Nadel vom Sonnenſtande, und demnach eine ſchon ſo lange behauptete Verwandtſchaft zwiſchen Magnetismus und Wärme anzukündigen, und es muß alſo für die Naturforſchung von äußerſter Wichtigkeit ſeyn, das Geſetz dieſer ſo höchſt

Digitized by Google

interessanten Beziehung aufzuklären. Zu diesem Ende aber waren zunächst vervielfältigte, sehr genaue Beobachtungsreihen mit vervollkommneten Apparaten nothwendig. Denn die große Empfindlichkeit der Magnetnadel gegen metallische Einwirkungen, vielleicht gegen die Nähe des Beobachters mit seiner Körperwärme u. s. w. machten eine Menge von Täuschungen möglich, wodurch man zu Trugschlüssen hinsichtlich der beobachteten Abweichungen mit ihren Gründen hätte verleitet werden können. Diesem Allen beugt nun Gauß's sinnreiche Apparat zur Messung der Declinationsveränderungen vor, welchen man uns folgendermaßen beschreibt. In einem ohne Anwendung von Metall construirten Gemache befindet sich eine sehr lange und empfindliche Magnetnadel, auf deren einem Endpunkte ein Spiegel perpendicular ist. Dem andern Endpunkte entspricht in größerer Entfernung ein sehr genau getheilter Kreisbogen, den der Beobachter mittelst eines Fernrohrs in jenem Spiegel sieht. Sobald also die Nadel mit diesem Spiegel auch nur die kleinste Bewegung macht, so nimmt man das Maß derselben am Spiegelbilde des Limbus wahr; und diese Beobachtung ist frei von Einflüssen eines Metalles oder der Nähe des Beobachters. Da die Abweichungen der Magnetnadel jezt an sehr vielen Orten den Gegenstand der eifrigsten Beobachtungen abgeben, und gewiß auch auf der neuen Petersburger Sternwarte betrieben werden, so darf man sich, wie gesagt, schmeicheln, den so vortrefflichen Gauß'schen Apparat dort ebenfalls vorzufinden.

Immer mehr bildet sich unterdeß die ursprünglich von dem englischen Lieutenant Drummond (nicht aber, wie kürzlich behauptet wurde, von Frankreich) herrührende Erfindung aus: durch Leitung eines Stromes von entzündetem Wasserstoff- und Sauerstoffgas auf Kalk ein höchst reines und blendendes Licht hervorzubringen, welches, wie wir neulich auch schon erwähnt haben, jedes andere bis jezt bekannte, natürliche und künstliche Licht an Intensität bei weitem übertrifft. Der Erfinder hat dieses Licht bei seinen neuesten Versuchen in eine Argandsche Lampe mit paraboliſchem Reflector gebracht, wobei es 15 deutsche Meilen weit hat gesehen werden können, so daß es sich also zu Signalen, Blickfeuern auf Leuchtthürmen u. s. w. vor jedem andern Lichte zu schicken scheint. Noch mehr aber ist es bis jezt benuzt worden für Mikroskope von der Einrichtung der bisherigen Sonnenmikroskope, bei denen es, mit entschiedenem Vortheile, die Stelle des Sonnenlichts vertritt, indem man hier die Vergrößerung, der Deutlichkeit unbeschadet, in dem Maße steigern kann, als solche Gegenstände, welche das Licht durchlassen, von der Rückseite her stärker beleuchtet werden können. So zeigt (oder zeigte doch wenigstens kürzlich) ein gewisser Doktor Worwich ein solches Instrument zu Paris (Rue St. Honoré Nr. 219), welches eine 76,000malige Vergrößerung aushält; und ein anderer Künstler, mit Namen Lang, hat das Drummonds-Licht, wie wir es, seinem Erfinder zu Ehren, künftig nennen möchten, für die Laterna magica, deren Einrichtungsprinzip freilich von dem des Sonnenmikroskops nicht wesentlich verschieden ist, mit dem überraschendsten Erfolge angewendet. Auch dieser Mann zeigte seine Experimente zu Paris, und hat nicht bloß die Badauds gefesselt. Am auffallendsten war der Erfolg, wenn er in einer Höhlung des Glasschiebers, welchen man bei der Laterna magica sonst mit gemalten Figuren bedeckt findet, einen oder einige Tropfen Wasser anbrachte. Eine neue Thierwelt offenbarte sich dann plözlich den Blicken der überraschten Zuschauer, und riesenhafte, entsezliche Gestalten bewegten sich in dem zu einem kleinen Meere vergrößerten Tropfen. Man hätte dies für Sinnentäuschung nehmen können; aber eine eigenthümliche und gewiß höchst merkwürdige Erfahrung, wie sie auch Referent bis jezt bei mikroskopischen Beobachtungen noch nicht gemacht hat, ließ über die Realität der Vorgänge und den Grund der Erscheinung auch nicht den leisesten Zweifel übrig. Wasser verschiedenen Ursprungs nämlich, z. B. Seinewasser und Brunnenwasser, enthielt auch ganz verschiedene Generationen solcher mikroskopischen Ungeheuer; und wenn man dergleichen verschiedenartiges Wasser mischte, so schien ein Gefühl von Schreck und Bestürzung die unerwartet zusammengebrachten Fremden zu durchdringen, bis es zu heftigen Kämpfen zwischen ihnen kam, welche mit der Vernichtung einer Menge von Individuen dieser Wasserwelt endigten. — Obgleich nun hiernach die Ausbildung mikroskopischer Darstellung die äußerste Grenze der Kunst erreicht zu haben schien, so versichert man uns doch, daß der bekannte Optiker Chevalier zu Paris auf der lezten dortigen Kunstausstellung ein zusammengesezтes achromatisches Mikroskop vorgezeigt habe, welches an Vergrößerungskraft und Klarheit jene mit Drumondschem Licht erleuchteten Apparate noch weit hinter sich lasse und eine fast Millionenfache Vergrößerung gewähre. Es sey dadurch gelungen, die Puppe eines Floheies genau zu betrachten, was mit keiner der frühern mikroskopischen Vorrichtungen gelingt. Die Einrichtung dieses neuen Chevalierschen Mikroskops findet sich nicht näher angegeben, und wird vom Künstler wohl noch als Geheimniß behandelt werden; wir vermuthen aber, daß es ihm gelungen seyn möge, zur Linse eine bis jezt unbekannte Glaskomposition anzuwenden, indem man neuerlich in England auch Diamanten mit einem außerordentlichem Erfolge dazu verwendet hat. In jedem Falle steht die Chevaliersche Leistung schon darum noch höher als die Drumondsche, weil sich leztere, wie schon

Digitized by Google

angedeutet worden, ihrer Natur nach auf Körper beschränkt, welche viel Licht durchlassen, wogegen ein zusammengesetztes Mikroskop auch auf undurchsichtige Körper ausgedehnt werden kann. Indeß hat man dem Sonnenmikroskop früher schon eine Einrichtung zu geben verstanden, um die Gegenstände von der Vorderseite zu erleuchten (opake solar microscope), und es wird nun darauf ankommen, diese Vorrichtung, vielleicht selbst in noch vervollkommneter Gestalt, bei den Drummondschen Mikroskopen in Anwendung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Journalistik.

Das leztemal, wo ich Ihnen schrieb — im Februar — handelte ich lediglich von der Polenaffaire und dem Einfall der Abenteurer in Savoyen, an deren Nachwehen die Schweiz bis Anfangs Juli litt, ja noch lange Grimmen verspüren wird. Sie wurde endlich durch den drohenden Ernst der Nachbarn etwas verständiger und gab nach, was sie gleich Anfangs hätte thun sollen, da nichts Unbilliges von ihr verlangt wurde, und da nichts lächerlicher ist, als große Worte, auf welche kleine folgen. Wie das Land über diese Schnurren seine eigenen innern Angelegenheiten vernachläßigte, so ging es auch mir, Ihrem Korrespondenten.

Heute will ich nun das Uebersprungene nachtragen und Späteres daran knüpfen. Die Regierung hat sich durch kein Schreien, Toben und Geberden der hiesigen consöderirten und französischen Radikalen von ihrem würdigen, ruhigen und besonnen fortschreitenden Gang abdringen lassen. Wir haben in der Justizverwaltung, in der Trennung der Gewalten, in der Administration und im parlamentarischen Leben bedeutende Verbesserungen vornehmen sehen. Ohne alle üblen Folgen wurden die Sitzungen unsers Großraths öffentlich, und trotz schreiender Mißbräuche hielt man es doch nicht für klug, inmitten der Bewegung und Aufregung die in schamlose Preßfrechheit ausgeartete Preßfreiheit zu beschränken, bevor dazu von der Tagsatzung der Impuls gegeben sey. Die Bundes- und die Kantonalregierungen leiden dadurch gleich sehr, haben aber in sich nicht Kraft genug, um das Uebel abzustellen. Eine Regierung muß in sich durch moralischen Halt und durch die öffentliche Meinung der Bessern recht fest stehen und gute Wurzeln geschlagen haben, wenn sie auf die Länge das ununterbrochene Rütteln, Verläumden, Geifern, Lügen und Trügen der radikalen Presse ertragen will. Davon haben wir hier ein schlagendes Beispiel. Eines unserer radikalen Journale, das Journal de Genève, ist ganz eingegangen, ein anderes, der National, schadet viel, weil es in seiner Trivialität auf die Massen berechnet ist und ihnen bei jeder Gelegenheit hofirt. Das dritte Blatt, die Europe centrale, hat einen in der Phraseologie der Revolution, in der Rabulistik des Jacobinismus und in der Sophistik der Convention wohlerfahrnen, auch sonst in der politischen Oekonomie des St. Simonismus, in revolutionärer Staatskunst und in allen Seitenkünsten dieser Schule bewanderten Redakteur, der in Paris die Révolution herausgegeben hatte, diese Stadt aber verlassen mußte und sich nun in seine Heimath Genf zurückzog. Sein Blatt hörte vor Kurzem aus Mangel an Abnahme einige Zeit auf, hat sich aber durch die Unterstützung eines vermögenden Liebhabers wieder für einen Augenblick aufgerafft, erscheint jedoch nicht mehr, wie sonst, täglich, sondern nur einige Mal in der Woche. Es steht mit allen französischen Journalen seiner Farbe in Camaraderie-Contract, d. h., es muß ihre Artikel loben, bewundern und ausziehen, wogegen sie das Nämliche thun. Hier wäscht also nicht, sondern beschmuzt eine Hand die andere. Die Masse der verständigen Einwohner, der Billigdenkenden, der Wohlhabenden, die bei einem Umsturz nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren haben, ist zu groß, als daß sich ein Radikaljournal hier auf die Länge halten könnte. Wie das ehemals neun Jahre hindurch so achtbare Journal de Genève eingehen mußte, als ihm sein neuer Redakteur, der französische Advokat Thourel, eine radikale Farbe geben wollte, so wird es auch den andern gehen. Um so achtenswerther ist der Fédéral, den vor drei Jahren der Professor Rossi als Sprechsaal gegen den in der Schweiz immer heftiger werdenden Revolutionismus gründete. Als Rossi leider Genf verließ und nach Paris ging, wurde die Redaktion einem Comité tüchtiger und ehrenwerther Männer übertragen. So ist es auch jezt noch, und A. Peschier — dessen man sich in Berlin und Frankfurt a. M. von seinen interessanten französischen Literaturvorlesungen her noch erinnern wird — hat die laufenden Geschäfte übernommen. Dieses Blattes politische Haltung ist durchaus besonnenes Fortschreiten und Entwickeln im Innern, deßgleichen Ehre und Unabhängigkeit nach Außen. Bei der Bewegung des Februars hat es durch Aufklärung der Massen über den wahren Standpunkt, durch ruhige Darstellung der Wahrheit und durch Beruhigung der gährenden Elemente nicht bloß für Genf, sondern für die ganze Schweiz viel Gutes gestiftet. Durch Peschiers Beiträge hat der Fédéral in sittlicher und intellectueller Beziehung eine deutsche Farbe angenommen, die ihm neben dem Gallizismus der andern Schweizerblätter sehr gut steht, seinen politischen Ansichten aber durchaus nichts von ihrer Unabhängigkeit nimmt.

In unserer litterarischen Journalistik ist ein Album littéraire geboren worden, das im Anfang manches Gute enthielt; ferner ein Étudiant Genevois, an dem nie etwas Gutes war. Da das Journalfieber bei uns noch immer im Steigen ist, so haben die Buben der lateinischen Schule, oder des Collegs, auch eines haben wollen, was nicht mehr als recht und billig ist. Sie lassen also ein manuscriptes unter sich kursiren, worin sie politische Fragen mit der ihnen eigenen Gründlichkeit ventiliren. Darüber gerathen freilich Exercitien und Versionen sehr in's Stocken; wer wird aber an solchen Lappalien hängen, bilden sich doch dadurch dem Staat Volkssprecher und große republikanische Genies. Diese Knaben bilden unter einander einen eigenen Staat, oft in entschiedenem Widerspruch mit dem, worin ihre Väter als Mitglieder des Großraths, des Staatsraths oder der Verwaltung wirken. Es versteht sich, Alle stehen unter dem Panier der unbeschränktesten Republik, ohne Pensum, ohne Arbeiten, ohne Strafen, ohne das Ansehen Aelterer; ihre Personen sind unverletzlich, d. h., sie dürfen nicht mehr geohrfeigt, geprügelt und eingesteckt werden; der Staat ist ein Brüderverein, worin Keiner über dem Andern sizt, worin sich Keiner unterfängt, weniger Fehler in seinen Aufgaben zu machen oder sich sonst vor den Andern auszuzeichnen, wo Alle gleich viel Aepfel und Birnen in der Tasche haben, wo Alle Prämien erhalten und Alle silberne Medaillen im Knopfloch tragen, Hinz wie Kunz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. August 1834.

Les voyez vous, quand la tempête gronde,
Sur l'avalanche au loin porter leur pas?
Le noble instinct du chien qui les seconde
Trouve un enfant qu'il arrache au trépas.

Lied, gesungen in der Versammlung der schweizer. naturwiss. Gesellschaft auf dem St. Bernhard im Juli 1829.

Das Hospiz auf dem grosen St. Bernhard. Im Juli 1834.

Halb krank hatte ich mich gestern niedergelegt, heute früh erwachte ich gesund und wohl bei den Orgeltönen, die aus der nahen Kirche durch den Kreuzgang zu mir drangen. Ein gar schönes Erwachen! so ungefähr denke ich mir ein anderes. Es hatte eben erst sechs Uhr auf dem Kloster geschlagen. Im Hof und im Hospiz war noch Alles still, nur an den Fenstern rüttelten manchmal Sturm und Regen. Die Orgel klang dazwischen, als ob sie durch ihren milden, heiligen Gesang auch das Stürmen draußen beruhigen wollte, wie sie schon manch inneres Toben beschwichtigte. Wer längere Zeit auf dem St. Bernhard verweilt hat, kennt wohl den Eindruck, welchen hier oben in dieser menschenleeren Oede der heitere katholische Gottesdienst macht. Ich zog mich an, und wiewohl es ziemlich kalt war, ging ich doch in die Kirche.

Nach dem Gottesdienst, bei dem mich auch die schönen Männerstimmen der Hospitaliter erfreuten, besah ich das liegende Wachsbild der heiligen Faustina, rechts am Mittelaltar, ein freiwilliges Geschenk des Pabstes an das St. Bernhardshospiz. Ihr Skelett ward in den römischen Catakomben mit einer lateinischen Namensüberschrift und der Angabe gefunden, daß sie unter Nero für den Christenglauben als Märtyrerin gestorben. Ueber das Gebein ließ der Pabst nach katholischer Art eine jugendlich reizende Hülle von Wachs machen, sie mit reichen Gewändern in Seide und Gold anthun und so hierher bringen. Diese Faustina ist so schön, daß sie an die jüngere Kaiserin ihres Namens erinnert; sie ist liegend und schlafend in anmuthiger Stellung abgebildet. Desair Todtenmonument dagegen hat nichts Anziehendes. Die Basreliefs, wiewohl von einem Mitglied der französischen Akademie und Ritter der Ehrenlegion gearbeitet, sind verzeichnet, auch sonst im Gedanken und in der Ausführung höchst mittelmäßig und ohne allen Ausdruck. Außerdem hat die Kirche noch mehrere Gemälde, aus denen hier und da wohl ein leidlicher Kopf herausieht, die aber sonst keine Erwähnung verdienen. Der Hochaltar, ganz aus schwarzem Marmor, ist unter allen Kunstsachen das Beste, und man begreift nicht, wie diese ansehnlichen Säulen aus Einem Stücke auf Maulesselrücken den steilen, brüchigen, schwierigen Weg hierhergebracht werden konnten. Bonapartes Kanonen, von ihren Lavetten abgenommen, waren freilich gewichtiger, aber nicht so groß. Er hatte überdieß eine Armee kräftiger Männer zu seiner Disposition, die vielen Saumthiere, welche dabei zu Grund gingen, kamen bei ihm nicht in Anschlag; das Hospiz hatte hingegen zu dem Marmortransport nur geringe und sehr theure Mittel,

Digitized by Google

wie ihm denn alle Gegenstände dadurch kostbar werden, selbst Dinge, die an Ort und Stelle fast nichts kosten, z. B. der Wein und das Holz. Lezteres läßt das Hospiz durch seine Saumthiere vom steilen Col de Ferrat herbringen. Dort oben kostet es zwar nichts, als die Mühe, es zu fällen; wenn es aber in geringen Quantitäten heruntergetragen ist, kommt es das Hospiz viel theurer zu stehen, als die Leute im platten Lande, welchen das Holz auf der Are vom Jura oder von Savoyen hergebracht wird.

Von St. Pierre bis zum Hospiz mußte ich dreimal über dreite Schneefelder, unter denen die Wasser donnerten. Es waren Ueberbleibsel von den diesen Frühling gegangenen Lawinen. Bei alle dem kamen im vergangenen Jahre keine Unglücksfälle vor; dergleichen werden jezt überhaupt immer seltener. Die jüngste Leiche in der Morgue ist drei Jahr alt, die älteste fünfzehn. Es thut mir leid, bei dieser Gelegenheit mehrere immer wiederholte und nachgesagte poetische Irrthümer berichtigen zu müssen, in welche das St. Berndardshospiz wie in seine Frühnebel gehüllt ist. So sagt man immer, die Canoniker gehen in Stürmen hinaus, um Unglückliche aufzusuchen und zu retten. Dies ist jedoch nur höchst selten der Fall und geschieht nur bei ganz außerordentlicher Gefahr, denn dazu hält das Hospiz seine Maronniers, welche lauter in diesem Geschäft erfahrene, starke, jugendliche und rüstige Männer sind. Dergleichen heißen im Savoyischen, Waadländischen und Aostischen Patois Marons, daher der Name. Sie geben nach Stürmen und gefallenen Lawinen hinaus, um die etwa Verunglückten zu suchen, auszugraben und in's Hospiz zu bringen. Dabei werden sie durch den feinen Geruch der Hunde geleitet; diese folgen der entdeckten Spur, und wenn sie Menschen gefunden, rufen sie durch ihr Bellen die Maronniers herbei und helfen die Verunglückten aus dem Schnee kratzen. Durchaus Fabel aber ist's, daß sie kleine längliche Flaschen mit Spirituosen und stärkenden Getränken am Hals tragen, denn Wein und ähnliches würde bei dem hohen Kältegrad des hiesigen Winters in den kleinen Gefäßen sogleich frieren; sie lecken auch die Verunglückten nicht aus der Erstarrung, denn dazu müssen sogleich kräftigere Mittel angewendet werden; sie bringen ihnen auch keine aufgeschnallten Mäntel, wie auf einem berühmten englischen Kupferstich dargestellt ist, denn mit dergleichen Paketen und Hindernissen würden sich die Hunde nicht frei bewegen können. Türk, Munk und ihre drei Gesellen sind mir liebe, vertraute Freunde, aber gerade heraus, wie sie, kann ich die falschen Reputationen und den Charlatanismus der Sentimentalität nicht leiden. Diese Hunde sind auch keine besondere Race, wie man lange geglaubt, sondern lediglich der große hellbraune Metzgerhund, der aber hier oben bessern Umgang hat, nicht mit Kreti und Pleti auf Straßen und Gassen herumläuft, sondern sich in kleiner, aber guter Gesellschaft veredelt und bessere Sitten annimmt. Mit diesen Thieren wird in der Ebene viel Betrug und Marktschreierei getrieben; Unkundige bezahlen Hunde sehr theuer (zwei bis dreihundert Schweizerfranken), wenn man ihnen glaublich macht, daß sie vom St. Bernhard stammen. Es mag ursprünglich die große dänische Dogge mit dem Bullenbeißer gekreuzt worden seyn, jezt aber erinnern mich die St. Bernhardshunde nur noch an den Hund in Gellerts Fabeln. Gar hübsch sieht es aus, sie allein auf den hohen Schneefeldern der benachbarten Berge herumlaufen und auf den bekannten Ruf ihrer Herren und Meister pfeilschnell über Stock und Stein herunterkommen zu sehen. Sie haben aber auch Unarten an sich, sie zausen und beißen sich manchmal um einen Knochen wüthend herum, gerade wie ihre Vettern und Muhmen in der Ebene, sie wühlen die kleinen, auf der Südseite angelegten Gemüsegärten des Hospizes um und zerstören dadurch in einem Augenblick, was lange und mühsam gepflegt worden ist. Alles dies nimmt ihnen jedoch nichts von ihrem sonstigen Verdienst und Würdigkeit, und meine Zöglinge ließen sich dadurch nicht hindern, ihnen Haare auszuraufen und sie — wie sie es später mit den Locken ihrer Geliebten machen werden — sorgfältig eingewickelt in ihren Brieftaschen zu verwahren.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Wir haben in unserm Berichte in Nr. 119 dieser Blätter des schönen Unternehmens einer neuen Mondkarte durch die Berliner Astronomen Beer und Mädler Erwähnung gethan, ohne den vollen Titel dieser Karte anzugeben. Hier ist derselbe nachträglich: Mappa selenographica totam lunae hemisphaeram visibilem complectens, observationibus propriis secundum projectionem orthographicam quatuor sectionibus constructa et delineata. Auct. Guil. Beer et J. H. Maedler. Berlin 1834. Bis jezt ist zwar nur erst eine Section erschienen; die drei übrigen Sectionen werden aber bis zum Jahre 1836 gewiß versprochen, und wir möchten uns für Einhaltung dieses Termins selbst verbürgen, da wir wissen, daß der dritte Quadrant bereits großentheils fertig gezeichnet, vom zweiten schon ein bedeutender Theil vollendet und auch der vierte schon begonnen ist. Der Autor der neuen Mondkarte, Wilhelm Beer, ist der Bruder von Michel Beer und Meyer Beer, von denen sich jener als Dichter, dieser aber als Komponist hinreichend bekannt gemacht hat. Seine

Digitized by Google

ökonomische Lage hat ihn in den Stand gesezt, auf seiner Villa nahe beim Brandenburger Thore in Berlin eine zwar kleine, aber vortrefflich ausgerüstete Sternwarte anzulegen, unter deren Instrumenten sich ein Frauenhoferscher Refractor von 4½ Fuß Brennweite und vier Zoll Apertur auszeichnet, welcher eine 300malige Vergrößerung aushält und sehr gelobt wird. Mit diesem Instrumente beobachteten Beer und sein astronomischer Freund Mädler schon im September 1830 eine Opposition des Mars, und gaben darüber eine Schrift *) heraus, welche wir als eine der interessantesten Bereicherungen der Planetentopographie betrachten, und von welcher in Nr. 46 d. J. unseres Literaturblattes ausführlich die Rede war. Auch das französische Institut erkannte diese Arbeit ehrenvoll an, und vielleicht sind es diese Ermunterungen gewesen, welche die wackern jungen Astronomen zur Mondkarte veranlaßt haben. Wir haben den auf der ersten Section enthaltenen Theil der sichtbaren Mondoberfläche schon in unserm vorigen Berichte angedeutet, bemerken aber dazu noch, daß besonders der so schwierigen Darstellung der Randpartien ein außerordentlicher Fleiß gewidmet ist. Uebrigens versprechen die Herausgeber auch noch eine besondere Mondtopographie, welche wahrscheinlich noch vor Beendigung der ganzen Karte erscheinen und namentlich die physischen Resultate ihrer Beobachtungen enthalten soll. Die Conjecturalastronomie darf viel davon erwarten. Vielleicht gehen die Verfasser dabei von dem Gesichtspunkte der Frage aus: wie dies und jenes Irdische auf dem Nachbarplaneten erscheinen müsse? um solchergestalt den Schluß auf den Grund der Erscheinungen zu machen, welche umgekehrt der Mond dem irdischen Beobachter darbietet. Den höchsten Reiz dabei bietet aber unzweifelhaft die Entscheidung des Umstandes dar, ob der Mond bewohnt sey oder nicht, und ob sich wirklich Spuren einer Kultur auf ihm vorfinden? Ist denn kein Refractor zu erfinden, welcher so tief in die Gebirge und Thäler dieses bizarren Himmelskörpers eindränge, um endlich gar keinen Zweifel mehr hierüber übrig zu lassen? Und will man unsern, auf Veranlassung der lezten totalen Mondfinsterniß in diesen Blättern gemachten Vorschlag nicht berücksichtigen: bei Wiedereintritt dieser Himmelsbegebenheit auf der dem Monde dann zugekehrten Erdhälfte große Signalfeuer anzuzünden, um solchergestalt mit den Seleniten, in Erwartung gleicher oder ähnlicher Erwiderung, eine Art von Zeichensprache anzuknüpfen? Welch eine Satisfaktion, wenn man, in Beantwortung z. B. von drei im Dreieck angezündeten solchen großen irdischen Signalfeuern, bei derselben oder der folgenden Mondfinsterniß drei ähnlich vertheilte Feuer auf der uns zugekehrten Mondhalbkugel entbrennen sähe! Entgehen könnte uns eine solche Antwort bei der Schärfe unserer Instrumente nicht, und es käme also nur darauf an, ob die Refractoren oder Reflectoren der Seleniten gleich scharf wären.

In der Erwartung aber, daß es einer vervollkommneten Astronomie noch gelingen könnte, solche oder ähnliche Relationen mit den Bewohnern wenigstens der uns nächsten Himmelskörper anzuknüpfen, versetze ich meine Leser aus dem Gebiete der Mondspekulation im raschen Sprunge auf das nähere Feld irdischen Bedürfnisses, indem ich ihnen mittheile, daß es den verdienstlichen Bemühungen der Dr. Bunsen und Berthold zu Göttingen endlich geglückt ist, im Eisenoxydhydrat ein Gegengift gegen den Arsenik, dessen zerstörende Wirkungen auf den thierischen, besonders menschlichen Organismus hinlänglich bekannt sind, zu entdecken. Daß man unter „Eisenoxyd“ eine Verbindung des Eisens mit dem Sauerstoffe versteht, ist den Lesern geläufig; die neuere Chemie aber, welche bemerkte, daß sich diese metallischen Oxyde bei ihren Fällungen aus Säuren stets mit Wasser in einem verdichteten Zustande verbinden, wodurch sie abweichende Eigenschaften von den reinen Oxyden, besonders auch eine andere Farbe erlangen, nannte dergleichen Verbindungen der Oxyde mit verdichtetem Wasser „Hydrate.“ Das Eisenoxydhydrat ist also auch eine solche Verbindung von Eisenoxyd mit darin verdichtetem Wasser, und eben ihm nun wohnt nach der angeführten Entdeckung die Kraft eines Gegengiftes gegen das fürchterlichste aller Metallgifte, die arsenige Säure, bei. Das Nähere über diese, nur eben erst bekannt werdende, wichtige und wohlthätige Entdeckung findet sich in einer zugleich erschienenen kleinen Schrift: „Das Eisenoxydhydrat als Gegengift der arsenigen Säure. Von Bunsen und Berthold. Göttingen, Diedrich,“ auf welche wir vorläufig verweisen müssen.

Da wir uns einmal in der Sphäre der chemischen Physik befinden, so wollen wir gleich eine dahin gehörige merkwürdige Erfahrung über die isolirende Eigenschaft des Eises beibringen, welche wegen der daraus abzuleitenden Folgerungen große Aufmerksamkeit verdient. Ich muß aber zur Verständlichkeit zuerst daran erinnern, daß, wenn man z. B. eine Zink- und Kupferplatte an die Enden eines Drahtes von beliebigem Metall befestigt und sodann in ein gläsernes oder irdenes Gefäß mit leitender Flüssigkeit, etwa Wasser mit etwas Salz- oder Salpetersäure, taucht, so daß sie in diesem Gefäße nur mittelst der Flüssigkeit kommuniciren, durch eine solche Anordnung, welche eine einfache Kette, gleichwie der dabei angewendete Draht der Schließungsbogen heißt, sehr auffallende Erscheinungen bewirkt werden können. Bringt man namentlich einen solchen „Schließungsdraht“

*) Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830. Von Beer und Mädler. Berlin 1834.

Digitized by Google

in paralleler Richtung über eine Magnetnadel, so wird dieselbe sogleich aus ihrer Richtung abgelenkt, welchen wunderbaren Umstand man dem Einflusse eines elektrischen Stromes zuschreibt, der im Drahte von dem einen Metalle durch die leitende Flüssigkeit zum andern Metall einen beständigen Kreislauf macht. Man nennt die Kette der beiden Metall-Elemente (Elektromotoren) in diesem Zustande geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. Juli.

(Fortsetzung.)

Der Bubenstaat. Das Musikfest.

Ein anderer Bubenstaat hat sich außer der Schule, besonders in Carouge, gebildet, und man sagt, er betrage über dreihundert Köpfe. Nicht die Republik ist ihnen eigentlicher Zweck und Ziel, sondern der Skandal. Skandal bei allen Gelegenheiten, auf allen Stellen, wo sich viel Menschen zusammenfinden und wo die Polizei nicht frei wirken kann, Skandal durch Rufen in den Straßen, Skandal im Theater mit Toben und Werfen, Skandal in der Nacht durch Schreien und Schlagen an Thüren und Fenster, Skandal am Tag durch Drängen, Stoßen, Hindern u. s. w. Die Weisung zu dem jedesmaligen Cri erhält der Schreistaat von den Radikaljournalen und ihren Gehülfen. So habe ich nach und nach schreien hören: Vivant les Polonais! vive la république! à bas le gouvernement! vive la révolution! vive la guillotine! à bas les aristocrates! à bas l'ordre public! Diese Buben erhalten für ihre Hülfsleistung von der Republik zehn Sous franz. oder bei besondern Gelegenheiten alte Schuhe, Hosen, Strümpfe u. s. w., denn das Ohnehosenthum soll erst künftiges Jahr eingeführt werden. Fragen Sie nach der Ursache dieser furchtbaren Ausartung unserer Jugend, so ist die Antwort darauf ganz leicht. Zuerst unser unsinniges Volkserziehungssystem in den Lancasterschulen, wo zwar etwas Weniges schnell und oberflächlich gelernt wird, wo sich aber die ganze Rohheit der Bubennatur recht con amore entwickeln kann, und wo durchaus nicht auf die sittliche und religiöse Bildung der Kinder gewirkt wird, die doch bei aller Erziehung Hauptsache und Grundlage seyn muß. Auf diese verwahrlosten, mit allen Lastern vertrauten Buben wirkt denn das Beispiel des benachbarten Frankreichs schnell, denn es findet einen trefflichen, wohl vorbereiteten Boden. Aber lassen wir diesen Schmutz und wenden wir uns zu dem sonnigen, reinen, tröstenden Reich der Kunst.

Wir hatten vorige Woche nach acht Jahren wieder das große helvetische Konzert hier, das in den letzten Jahren bei der Aufregung und Spaltung des Landes unterbleiben mußte. Aber auch jetzt, welcher Abstand zwischen 1826 und 1834! Damals das innigste, brüderlichste Entgegenkommen. Innigkeit und Vertrauen der Eidgenossen zu einander, jetzt oft Kälte und Entfremdung der Andersdenkenden aus den verschiedenen Kantonen. Man mußte es wissen, daß hier Bundesgenossen vereinigt waren, um es zu glauben. So ist das Sonst und Jetzt der Schweiz, die Geißel, die auf dem Lande liegt. Dies ist nicht Genfs Schuld, sondern die Folge der traurigen Umstände, Folge des beengenden Moments in der vor vier Jahren noch so einigen, innig verbündeten, glücklichen, vom Auslande geachteten Schweiz. Das große Gesetz der Tonkunst: Einklang, hat glücklicherweise bei allen Kunstleistungen vorgewaltet, und wie sich da das scheinbar Dissonirende auflöste und in bewundernswürdigen Fugen ausglich und versöhnte, so möge es auch künftig mit der Schweiz gehen!

Am 22sten Juli gegen Abend kamen die Gäste hier an und wurden am Hafen von der musikalischen Gesellschaft Genfs auf's Freundlichste und Feierlichste empfangen und begrüßt. In unserm schönen botanischen Garten, wohin man unter Musik und Fahnenschwingen gezogen war, fand eine Collation statt und dann suchte Jeder seine ihm zugetheilte Gastfreundswohnung, deren auch diesmal weit über das Bedürfniß angeboten waren. Der 23ste Juli begann mit der Generalversammlung, und darauf folgte die Hauptprobe des großen Konzerts. Am Nachmittag war ein Fest auf dem See, wie vor acht Jahren. Damals lagen die gepuzten, bewimpelten Festschiffe, wie einem fremden Zauberlande angehörig, an dem schwarzen, schmutzigen Kay, an den abscheulichen Holzhäusern, aus denen, neben vielfach Pernizidsem, auch sehr schlechte Gerüche herabkamen. Der See endigte sich in armseliger Verflachung unter jenen drohenden Holzgalerien, die ihm am Ufer einen sichtbaren Grund von alten Töpfen, Tellern, Schüsseln, Hunde- und Katzenkadavern und andern animalischen Agglomeraten gegeben hatten. Wie ganz anders war dies jetzt! Da zog sich ein breiter, imposanter Kay, glänzend wie ein schöner Frauengürtel, hin und an ihm standen große steinerne Häuser in gutem Styl und Verhältnissen, lang hingedehnt, stattlich in vier bis fünf Stockwerken, deren hohe Fenster mit gepuzten Frauen verblümt waren. Die Rhone verflacht sich jetzt nicht mehr, stagnirt nicht, sondern strömt in ihrer Beengung wieder blau, klar, wild und rasch, würdig ihrer Gletscherheimath. Von dem neuen Kay zieht sich die lange Eisenbrücke über den breiten Fluß, eine sehr geschmackvolle Verbindung mit dem sich imposant erhebenden Stadttheil des Bergues; ein Verein von Strom, Kays, Brücke, Insel, Parkanlagen, inmitten zwischen der blauen Fluth und großartigen Gebäuden, wodurch dieser Theil Genfs zu einem der schönsten Punkte europäischer Städte geworden ist, der sich noch täglich verschönert. An diesem neuen Kay lagen nun die mit Blumengehängen, Flaggen und Wimpeln bunt und lustig herausgepuzten Festschiffe, so wie die zwei Dampfboote, welche sie in's Schlepptau nehmen sollten. Ehe man aber abfuhr, kam ein Nachen mit sechs gepuzten jungen Damen die hier reißende Rhone pfeilschnell herabgefahren, gegen den südöstlichsten Brückenpfeiler hin. Die Strömung war zu stark, als daß der einzige, überdies ziemlich ungeschickte Ruderer ihr hätte widerstehen können. Das Boot wurde heftig gegen den Pfeiler getrieben, und durch den starken Stoß schlug es fast ganz um. Drei Damen fielen schreiend in's Wasser, wurden aber sogleich wieder herausgezogen. Bedenklich war hierauf ihr einen Augenblick früher so frischer Puz anzusehen, denn die Kleider klebten ihnen am Leib, Hüte, Blumen und Schleier mischten ihre Farben ineinander und hingen betrübt herab. So wurden die armen, zitternden Mädchen nach Hause geführt, oder eigentlich getragen, und kamen um das schöne Fest. Unaufhörlich war das Heranströmen der schaulustigen Menge nach dem Dampfboot. Noch dichter gedrängte, mit schreienden und stoßenden Straßenbuben gemischte Massen wogten außerdem auf dem breiten, langen Kay, und an den Fenstern hingen Guirlanden und Arabesken von Kinder- und Großmütterköpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. August 1834.

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtengesang! —
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

Bürger.

Der Organist.

Ein Traum.

Wenn von dem alten Dome
Die Geisterglocke schallt,
Der Organist im Grabe
Die Faust zusammenballt.

Er reißt den schweren Deckel
Von dem bestaubten Sarg,
Der viele lange Jahre
Den greisen Leichnam barg.

Er eilt im Geisterfluge,
Es flattert sein Gewand,
Das Thor zur Gothenkirche
Sprengt seine Knochenhand.

Er steigt empor zur Orgel,
Die er sich einst gebaut,
Der Sturmwind treibt die Bälge,
Und Donner werden laut.

Von acht gewalt'gen Glocken
Er nun die Stränge zieht,
Und läutet längst Verstorbnen
Ein Auferstehungslied.

Aus trübem Mittelreiche
Kommt düster angeschwebt
Die Schaar gefallner Geister,
Die einst mit ihm gelebt.

Zur grauenvollen Stunde
Wird jeder Geist zum Ton,
Und klagt mit bangem Zagen
Ob seinem Sündenlohn.

Nun greift er in die Tasten
Mit voller Geisterkraft,
Laut tönt der Chor der Seelen
Nach langer Grabeshaft.

Und von den fernsten Sternen
Hallt wieder ihr Gesang;
Wie dünkt den armen Sündern
Die Ewigkeit so lang!

Er zieht ein manch Register,
Er rast auf dem Pedal,
Es braust der Baß der Männer
Verzweiflung, Höllenqual.

Der kleinen Kinder Jammer
Tönt wieder im Diskant,
Der Weiber banges Klagen
Erbebt im Tremulant.

Digitized by Google

So tobt der Sang der Geister
Bis früh zum Hahnenschrei,
Die Messe ist vorüber,
Der Sturmwind zieht vorbei.

Die Tasten werden Bahren,
Drin birgt sich jeder Ton,
Der bleiche Orgelmeister
Schleicht sich zulezt davon.

Sandor von S.

Das Hospiz auf dem grosen St. Bernhard. Im Juli 1834.

(Fortsezung.)

Die Canoniker, von denen Barras — der freundliche, herzliche Reisende des Hospizes — mein alter, lieber Gastfreund ist, fand ich ganz dieselben, wie vor zwei Jahren: offen, gastlich, zuvorkommend gegen Jedermann, selbst gegen die unleidlichen jungen Travellers und Touristen, welche hieher kommen, mehrere Tage da bleiben, unbändig essen und trinken, kein Wort mit den „Herren“ reden und endlich wieder abziehen, ohne diesen nur ein kleines Wort des Dankes zu sagen für so viel Gastlichkeit und Freundlichkeit.

Ein aufmerksamer Blick in das innere Leben der Canoniker zeigt, daß es ihnen gar nicht übel geht, ja sogar recht gut in Vergleich mit andern Cönobiten. Jeder — ihrer sind jezt zwölf — hat sein reinliches, trauliches, sorgfältig durch doppelte Holztäfelung der Wände und durch doppelte Fenster gegen die Kälte geschüztes, überdies durch Ofen und Calorifère geheiztes Zimmerchen mit Schreibschrank, Tisch, Stühlen, Schränken und gutem Bette. Neben ihren sehr mäßigen kirchlichen Verrichtungen können sie sich mit Literatur und Wissenschaften beschäftigen, wozu eine ansehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und ein physikalischer Apparat zu ihrer Disposition stehen. In ihrem wohlausgetäfelten, immer geheizten, comfortablen Refectorium, das ihnen zugleich zum Sprach- und Versammlungszimmer dient, finden sie einen guten nahrhaften Tisch mit Wein. Wenn Fremde da sind, so essen der Prior und Barras am großen Tisch und machen da mit vielem Anstand und Anmuth die Wirthe. Außerdem aber beschäftigen sie sich in ihren Zimmern mit Studiren und naturhistorischen Arbeiten, mit meteorologischen und andern physikalischen Beobachtungen, denn für astronomische ist der Horizont zu eng, da das Hospiz auf einem von hohen Bergen umgebenen Col liegt.

Ich habe oft wiederholen hören, der St. Bernhard sey ein wegen seiner Kälte die Gesundheit zerstörender Aufenthalt, die Canoniker altern früh und müssen schon nach zehn Jahren wieder in die Ebene versezt werden, wo sie für ihre großen Anstrengungen Pfarreien in Wallis erhalten. Ersteres ist abermals ein Irrthum, denn das Klima muß hier oben sehr gesund genannt werden, zwar nicht für Lungensüchtige und andere Kranke, wohl aber für kräftige Männer, deren physisches Wohlseyn hier oben in der reinen Bergluft, gegen Kälte gehörig geschüzt, immer zunimmt. Barras, der die Einsammlungen in der Schweiz für das Hospiz macht, desgleichen der Prior, haben mich versichert, daß sie seit länger denn zwanzig Jahren hier oben seyen, in Wallis gute Pfarreien haben könnten, aber in der Ebene, sogar in Waad, Bern und Genf nicht leben könnten, weil ihnen nur hier oben ganz wohl sey; schon nach einigen Wochen Aufenthalt in der Ebene, selbst im Winter, werde ihnen das Athmen schwer und sie müssen wieder hinauf in ihre Heimath. Alle Canoniker sehen auch aus wie das Leben, sind voll Gesundheit, Heiterkeit und Kraft, ebenso die Maronniers, denen auch hier oben wohler ist als in der Ebene, aus der sie stammen. Mit den Hunden ist's eben so: nichts Kräftigeres, Lustigeres und Muthvolleres als diese Thiere; ja ihr Geruch wird hier oben noch feiner, denn man hat mich versichert, daß, wenn sie mit einem ihrer Herrn unten im Land sind, in Aosta oder in Wallis, sie Jeden, der auf dem St. Bernhard im Hospiz gewesen ist, am Geruch erkennen, ihm als altem Bekannten schmeicheln, während sie mit großem Ernst an allen andern vorübergehen, die nicht oben gewesen. Auch die Sinne der Menschen schärfen sich hier, besonders Gesicht und Geruch.

Die Antiken- und Münzsammlung im Nebenzimmer des Fremdensalons hat um Einiges zugenommen. Römische Kaisermünzen werden auf der Stelle des Jupiter-Penninustempels noch oft gefunden. Die lezte war ein kupferner Diocletian. Unter den Bronzen ist noch immer der kleine Herkules Penninus und das kleine Basrelief am merkwürdigsten, auf dem in guter Arbeit ein Maulesel vorgestellt ist, der, mit zwei Fäßchen beladen, gerade so aussieht und auch so gezäumt ist, wie die heutigen. Die Herren werden wohl thun, von den Alterthümern alles Moderne und auch alles Antike auszuscheiden, was nicht auf Ort und Stelle selbst Bezug hat, oder da gefunden worden ist. Von Kupferstichen oder sonstigen Kunstsachen ist in den lezten Jahren nichts Bedeutendes hergeschenkt worden. Das Vorzüglichste stammt von Engländern, die auch den St. Bernhard unter allen Nationen bei Weitem am häufigsten besuchen und seine Gastlichkeit in Anspruch nehmen, versteht sich, die Arbeitsleute aus Piemont und Wallis ausgenommen,

Digitized by Google

von denen jährlich acht- bis zehntausend hinüber- und herüberwandern. Engländer füllen auch den bei Weitem größten Theil des Fremdenbuchs mit ihren Namen, machen aber dabei weniger Exclamationen, Phrasen und Verse. Dies lassen sich die Franzosen nicht nehmen, und von ihnen stammen auch oft ganz unpassende Bemerkungen, z. B. über den Vorzug der katholischen Religion vor der protestantischen, zu denen dann wieder andere Franzosen Randglossen gemacht haben. Den braven, bescheidenen, Maaß und Wahrheit über Alles liebenden Hospitalitern ist solche Art bei ihrem stillen, friedlichen und glanzlosen Wesen sehr fatal, zumal die Schreiber mit dergleichen Ansprüche auf Anerkennung und Dank machen.

Wiewohl es mich sehr glücklich machte, in den vierzehn Tagen meiner Gebirgswanderung kein Wort von Politik zu hören und keine Zeitung zu sehen, so wollte ich doch die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, mich hier über die behauptete Theilnahme der Canoniker an den Unruhen in Unterwallis zu erkundigen. Darüber erfuhr ich nun Folgendes. Das Hospiz besizt in Wallis eine Menge Pfarreien, die von ihm abhängen und von ihm besezt werden. Bei dem augenscheinlichen, höchst nachtheiligen Einfluß des französischen und schweizerischen Radikalismus auf Erziehung und Sitten, hielten es jene Pfarrer natürlich für ihre Pflicht, sich dem von Waad und Bern ausgehenden, besonders von Monthey her verbreiteten Radikalismus nach allen Kräften zu widersetzen. Dadurch erwarben sie sich neuen Anspruch auf den Dank des Landes und aller Gutdenkenden.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Marx, Professor der Physik zu Braunschweig, kam nun auf den Einfall, bei einer solchen „geschlossenen Kette," statt des flüssigen Wassers, gefrornes anzuwenden, indem er die Platten von heterogenen Metallen auf einem Eisblock anfrieren ließ. In diesem Zustande nun wirkte der Schließungsdraht gar nicht auf die Magnetnadel, obwohl das Eis, zu Steigerung der Leitungsfähigkeit, mit Salzsäure ganz durchfeuchtet wurde. Eis besizt also eine merkwürdige isolirende Eigenschaft, indem es die elektrische Strömung in der Kette, wovon, wie gesagt, die Wirkung abhängt, unterbricht. Es würde interessant seyn, zu erfahren, welcher Erfolg einträte, wenn man statt wirklichen Eises nur möglichst erkaltetes Wasser nähme, und ob jener Erfolg also von der Aggregationsform oder bloß von der Temperatur abhängt; und Referent wünscht, seine Leser zur Anstellung dieses Versuchs zu veranlassen, zu welchem er, wie leicht und einfach derselbe auch ist, doch jezt selbst keine Zeit hat. Auf ein großes Gesez der gegenseitigen Abhängigkeit von Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus scheint der richtige Versuch von Marx unter allen Umständen wieder hinzudeuten.

Die Betrachtung dieser vier großen und geheimnißvollen Naturkräfte: Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus, welche wahrscheinlich bei allen atmosphärischen Prozessen, und also auch bei der Witterung, eine Hauptrolle spielen, führt mich auf die regelwidrige diesjährige Witterung, bei welcher ich mich in meiner langjährigen Erfahrung vergeblich nach einem zweiten Beispiele umsehe. In der Breite z. B., in welcher ich lebe (53° nördl.), ist es Regel, daß Dürre und zehrende Ostwinde vor Johannis, nach Johannis aber häufige Regen eintreten, wogegen in diesem Jahre gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Zugleich aber zeigt die Atmosphäre eine ganz besondere Neigung zu außergewöhnlichen Meteoren, und Mondregenbogen und Nebensonnen, welche man sonst als Seltenheiten betrachtet, sind häufig. Die Ungewöhnlichkeit der Mondregenbogen namentlich rührt daher, weil es sich selten trifft, daß es, während der Mond, bei nicht zu hohem Stande, welcher, der Theorie des Regenbogens gemäß, nicht über 42 Grad betragen darf, hell scheint, auf der entgegengesezten Seite stark regnet. Auch sind dergleichen Mondregenbogen in der Regel viel blasser, als die gewöhnlichen, durch das Sonnenlicht veranlaßten Regenbogen, welcher Umstand ganz einfach davon herrührt, daß das Mondlicht so unendlich schwächer als das Sonnenlicht ist. Es mußte daher Verwunderung erregen, als am 15ten Juni d. J. zu Breslau, kurz vor Mitternacht, ein sehr glänzender Mondregenbogen beobachtet wurde, welchem sogar der gewöhnliche Begleiter der Sonnenregenbogen, ein zweiter, schwächerer, farbiger Bogen, nicht fehlte, und man schloß daraus mit Recht auf ein ganz eigenthümliches atmosphärisches Verhalten. Wenige Tage nachher, am 19ten Juni, Abends um 7½ Uhr, wurde ebendaselbst auch das glänzende Phänomen zweier Nebensonnen beobachtet, eine Erscheinung, welche mir immer um so merkwürdiger vorgekommen ist, da derjenige unserer Naturforscher, der sich am meisten damit beschäftigt hat, der kürzlich verstorbene wackere Brandes zu Leipzig, bescheiden eingesteht, daß er sie gar nicht recht zu erklären wisse. Bei dem diesmaligen Vorkommen derselben bildete sich um die Sonne plözlich, genau 12 Grad koncentrisch von ihrer Scheibe abstehend, ein lichter Kreis, dessen glänzende Strahlen sich hoch in die Bläue des Himmels verliefen.

Digitized by Google

Auf einmal löste sich dieser Glanz zu zwei Nebensonnen auf, welche rechts und links der wahren Sonne im siebenfachen farbigen Lichte prangten, und, obwohl allmählich an Glanz abnehmend, fast eine Stunde lang zu sehen waren. Ich muß hiebei noch anführen, daß der bekannte Optiker Fraunhofer auch mit einer Erklärung dieser und ähnlicher Meteore beschäftigt gewesen ist. Er bemerkt, daß man, durch ein Gitter von horizontalen Fäden sehend, ebenfalls Nebensonnen gewahre, und daß also eine gewisse bestimmte Lage der Dunstkügelchen in der Atmosphäre zu derselben optischen Täuschung Veranlassung geben können. Es muß den Lesern überlassen bleiben, sich eine solche gitterartige Vertheilung von Dunstkügelchen in der Atmosphäre zu denken. Auch ist der Vorgang selten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Musikfest.

Endlich ward zum Hafen hinausgefahren. Hundert bunt geschmückte kleine Barken zogen vor uns her, hundert folgten nach, wie plätschernde Tritonen um Poseidons mächtigen Seewagen. Aber es waren doch viel weniger, als bei dem gleichen Fest vor acht Jahren. Auf den Festbarken, die wir zogen, waren die Herren und Damen der Musikgesellschaft und des Konzerts im Putz, zwischen ihnen herumeilend die Chevaliers mit ihren helvetischen Bänderrosen, und vom Himmel der größten Barke ließ sich unsere, durch Savons Bemühung gut gewordene Militärmusik vernehmen. Es war fast fünf Uhr; die dem Jura zugewendete Sonne ließ mit ihrer Hitze etwas nach; die beiden Ufer lächelten sich mit ihren Buchten, Gärten, Baumgärten und Landhäusern als alte Bekannte zu, das südliche war aber schöner, denn es trat nun immer mehr in's Abendlicht und breitete seine reizenden Schatten aus; darüber her ragten die röthlichen savoyischen Voralpen und über ihnen die ewigen Giebel des uralten Gletscherhauses, deren Schneelicht wie eine Braut gegen Abend hin immer mehr erröthet. Nach einigen Umfahrten brachten die Dampfboote die Festbarken an's Ufer, denn auf Bartholony's schönem Landsitz wurde der ganzen Musikgesellschaft und vielen dazu Eingeladenen eine Soirée gegeben. Bald waren die Rasenabhänge, Terrassen, Lauben und Gänge des feenartigen Gartens voll bunter, geputzter Gruppen, und in den prächtigen Sälen und Gemächern der Villa, an den Marmorstatuen im Garten und im Innern gingen viele einfache Schweizer herum, staunend, daß lediglich Papier, Glück im Papier solch goldene, krystallene und marmorne Herrlichkeit hervorbringen könne. Später, als es dunkel geworden, folgte ein artiges Feuerwerk mit keck aufschießenden Raketen und silbernen Leuchtkugeln. Von mehreren pfeilschnell in einiger Entfernung von dem Landsitz herumkreuzenden Schaluppen wurde auf die flackernden und leuchtenden Fragen flackernd und leuchtend geantwortet. Nichts ist lieblicher, als beim Aufgang eines Strahls aus der Nacht die vielen großen und kleinen Barken hervortreten und die fliegenden Sterne, Sternhaufen und Kometen sich zitternd im Wasser abspiegeln zu sehen. In den Bartholony'schen Sälen ließ der auch in Deutschland hinlänglich bekannte Dronet seine Zauberflöte und seine deutsche Frau ihren schönen Gesang hören. Bei der Heimfahrt gegen zehn Uhr sahen wir viele am See liegende Gärten und Landhäuser, desgleichen die Häuser am Kay festlich erleuchtet. So endigte der erste musikalische Feiertag.

Am 24sten war das große Konzert in St. Peter, unserer Hauptkirche. Da, wo seit dem strengen, unduldsamen Calvin immer nur klang- und farbloser Protestantismus zu Hause war, herrschte heute der prächtigste Tondichter der katholischen Kirche, Beethoven, dieser Titan, der mit seinen Akkorden nicht den Himmel stürmt, sondern ihn aus den Wolken, in denen er selbst baust, auf die Erde herabzwingt. Das Orchester bestand aus dreihundert Sängern und Sängerinnen mit hundert-und-fünfzig Instrumentalisten, großentheils Genfern. Vor acht Jahren waren die Singstimmen nicht so zahlreich, aber gewählter und durch viele schöne Talente ausgezeichnet; es nahmen hauptsächlich Frauen und Mädchen aus unsern ersten und gebildetsten Familien Antheil. Diesmal war es anders. Durch Kauperts sogenannten Chant national ist der Gesang populärisirt worden, er ist auch in die untern Stände gedrungen, und da diese bald mit der ihnen eigenthümlichen Weise die Ueberzahl bei den Konzertproben bildeten, so zogen jene Familien ihre Töchter und Frauen zurück, was ich eben nicht billigen will, was ich aber natürlich finde und was dem ganzen Fest viel von seiner ehemaligen guten Haltung genommen hat. Die Sängerinnen waren alle weiß gekleidet, mit langen Schleiern. Die Ankunft dieses Zugs singender Schwäne gewährte in der ernsten Kirche einen schönen Anblick, zumal sich hinter ihnen die großen Glasfenster mit ihren Heiligen und Rittern in brennenden Farben erhoben. Das Orchester war gut und malerisch vertheilt und stand unter der Leitung unsers Musikdirektors Bloch. Bis auf einen lächerlichen Mißgriff hatte man nur den Werken großer deutscher Tonsetzer hier eine Stelle vergönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 190:

Trug. Druck.

Hart und Weich.

Vorn und hinten hart,
Steigt es aus der Erde,
Daß geröthet werde,
Was sonst bleicher war.

Vorn und hinten weich,
Dringt es in die Erde,
Daß gebleichet werde,
Was sonst röther war.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. August 1834.

Herrlich vor Tausenden mußte dies heute dem Wandrer erscheinen,
Der sich auf Alpenschnee noch gestern im Nebel verlor.

Matthisson.

Das Hospiz auf dem grosen St. Bernhard. Im Juli 1834.

(Beschluß.)

Während meines diesmaligen Aufenthalts auf dem St. Bernhard traf ich mit keinem ausgezeichneten Reisenden zusammen. Die meisten waren Engländer, unter denen ich mich der Bekanntschaft eines gar unterrichteten, liebenswürdigen Mannes von einem gewissen Alter erfreute. Unterrichtet, aber nicht liebenswürdig war auch eine englische Dame, die par monts et par vaux botanisiren ging, halb Männerkleider trug, einen sehr hübschen Bedienten in Livree bei sich hatte, eine Reitpeitsche manipulirte, überlaut in groben Gurgellauten sprach und Spirituosa trank wie ein ungarischer Husar. Einige ihrer Landsleute, mit denen sie ein Gespräch anknüpfen wollte, wichen ihr einstylbig aus. Die Küche des Hospizes schien weit unter ihrer Erwartung, dem trefflichen Astiwein sprach sie jedoch stark zu.

Ich schlug den Canonikern vor, durch eines der würdigsten Glieder ihres Ordens Sammlungen in Deutschland für ihr Hospiz zu machen, wozu gewiß unsere Fürsten, Fürstinnen und alle wohlhabenden Stände mit Freuden beitragen würden. Sie lehnten dies aber mit der Bemerkung ab, das Vermögen des Hospizes und die Einsammlungen in der Schweiz, besonders in Bern, Waad, Wallis und Genf, genügen ihnen für ihre bescheidenen Bedürfnisse, da für lange hinaus kein Bau mehr vorzunehmen sey, auch sonst keine außerordentlichen Ausgaben vorlägen. Sie rühmten dabei das Wohlwollen des jetzigen Königs von Sardinien gegen ihr Haus, und ich sah später in den weiten Magazinen eine Menge Säcke Reis und Mais, die Karl Albert hieher geschenkt hat. Aus den Bergdörfern, deren Einwohner immer herüber und hinüber gehen und dabei im Hospiz einsprechen, werden, wie ich selbst sah, Ziegen, Kälber und andere Lebensmittel als freiwillige Gabe dem Hospiz dargebracht. Jeder bedürftige Reisende bekommt nicht nur sein gutes Nachtlager, reichliche Nahrung mit Wein, sondern, im Fall der Noth, auch Schuhe, Strümpfe und andere Kleider mit einem Zehrpfennig. Zu diesen großen Vorräthen sind weite Magazine unter dem Dach vorhanden, in der Nähe der ungeheuren Schlafsäle der Reisenden, wo ich an einem Abend dreihundert und dreißig zählte. Der Bau des Dachstuhls am Hauptgebäude ist sehr merkwürdig wegen seiner Stärke, Festigkeit und Geräumigkeit, deßgleichen das Dach selbst. Es besteht, um den hier so furchtbaren Stürmen und Schneewehen keinen Zugang und auch nicht die geringste Oeffnung zu lassen, aus genau in Kitt eingelassenen Schieferplatten und

Digitized by Google

daeüber aus Dachziegeln, die beide im Innern sorgfältig mit Kalk verschmiert sind.

Italien so nah, das ich seit acht Jahren nicht mehr gesehen, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, wenigstens in das schöne Aostathal hinabzusteigen, zur Abwechslung mit der grandiosen und kühnen Alpennatur in Savoyen und der Schweiz. Ich verließ also den St. Bernhard an einem schönen Morgen. Barras begleitete mich mit drei Hunden bis zur Vertiefung des Jupiterstempels. Dieser südliche Bergabhang hat wirklich etwas Zauberisches. Während bei Liddes auf der Nordseite nur noch Nadelholz fortkommt, das bei St. Pierre (4890') schon krüpelhaft wird, beim Hospital aber auch nicht einmal ein kleiner Strauch wächst, fängt am südlichen Abhang schon bei St. Oyen (4898') der Oelbaum an und bald darauf alle seine italienischen Gevatterbäume. Die Vegetation wird immer reicher, üppiger und prachtvoller, es kommen Exemplare von duftenden Nußbäumen vor, wie ich sie noch nirgend gesehen. Es beginnt nun der Bau des Weinstocks an kleinen weißen Säulen, an denen er sich hinaufrankt und dann mit dem Nachbar Kämmerchen bildet, auch mit ihm hoch über Weg und Steg länft, von Baum zu Baum, von Haus zu Haus. Diese Laub- und Laubenarchitektur ist unendlich reizend und bringt gar anmuthige, immer wechselnde Lichteffekte hervor. Bei Signaye begegnete mir eine schöne junge Frau auf einem Maulesel, den ihr Mann führte; sie hatte auf genuesische Art die blendendweiße Mantilla um Kopf und Schultern und hielt vor sich ihr Kind an der blühenden Brust. Es fehlte also nichts zur Madonna. Bald darauf lag das ganze herrliche Thal mit seinen schön gezeichneten Bergen und Gründen, mit seiner freundlichen Stadt, seinem reichen, schwellenden Grün, und oben als Hüter des Hortes der weiße Velan mit seinem ewigen Schneehaupte vor mir.

Trotz der unerträglichen Hitze, trotz der mich in den Straßen anbettelnden, heftig gestikulierenden, grunsenden und geifernden Cretins ging ich doch in Aosta wieder zu den römischen Alterthümern, die ich früher einmal flüchtig im Regen gesehen hatte. Ich fand sie im goldnen Sonnenschein viel bedeutender als damals. Augusts Triumphbogen imponirt besonders durch Reinheit und Schönheit der Verhältnisse, trotz der Armuth seines Materials. Kein Triumphbogen Roms kommt ihm hierin gleich. Ueberdies ist er sehr gut erhalten und die Akanthusblätter der korinthischen Säulen an den Ecken springen noch so scharf hervor, als wenn sie gestern erst fertig geworden wären. Thor, Brücke, Amphitheater, Souterrains und die großen Mosaiken in der Kathedrale zogen mich dagegen nicht sehr an; dergleichen wird anderswo besser gefunden. Warum verderbt doch die Polizei den schönen Triumphbogen durch ihre oft wiederholten ungeheuren Inschriften zum Verbot der ordures? Will sie vielleicht damit sagen, daß der ganze römische Triumph über die braven Salasser eigentlich eine ordure war? — Sehr lobenswerth fand ich zweierlei in Aosta: den Polizeikommissär Bianchi wegen seiner Höflichkeit bei aller Genauigkeit und politischen Umsichtigkeit, wie denn überhaupt sardinische Polizei und Douaniers auf diesem Weg sehr artig und billig sind. Gleichfalls lobe ich mir Matheys, des wackern, freundlichen Waadländers Gasthof (écu neuf), wo ich Alles gut, reichlich und für geringen Preis fand.

Am folgenden Tag kehrte ich auf den St. Bernhard zurück, und in diesem Augenblick bereite ich mich, das in so vieler Beziehung anziehende Hospiz zu verlassen und seinen trefflichen, freundlichen Männern Lebewohl zu sagen, so auch Dir, lieber Leser. Dr. Mr.

Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Indeß erzählen die Mémoires de l'académie de Paris für 1722, daß man am 24sten Oktober gedachten Jahres daselbst, Abends nach einem warmen Tage, ebenfalls drei gut begrenzte, glänzende Sonnen wahrgenommen habe, von denen die mittlere die wahre war. Sie gingen der Reihe nach unter, und als die dritte allein noch über dem Horizont stand, erschien sie so hell, daß man sie für die wahre hätte halten mögen. Alle Gegenstände sahen im Scheine dieser drei Sonnen ganz feurig aus, ein Umstand, auf den Frauenhofers Theorie gleich gar nicht zu passen scheint. Unsere Kenntniß von den verschiedenen Lichtbrechungen in der irdischen Atmosphäre ist wirklich noch sehr unvollkommen. In Poggendorfs Annalen, II. 410, wird noch ein Beispiel einer Beobachtung von sieben Nebensonnen auf einmal angeführt, welche, vier an der einen, drei an der andern Seite, ebenfalls horizontal neben der wahren Sonne standen. Wie kann es nun, nach denselben optischen Prinzipien, gar damit zusammengehangen haben?

Außer den angeführten Meteoren aber ist dieses Jahr im Februar an mehreren Orten Schlesiens ein Nordlicht, und zu Berlin kurz vorher ein Sonnenfleck beobachtet worden, welchen man auch auf der Breslauer Sternwarte wahrgenommen hatte. Gerade aber in der Gleichzeitigkeit so vieler merkwürdigen Erscheinungen, bei dem gleichzeitigen auffallenden Witterungscharakter dieses Jahres, liegt das Beachtenswerthe, und man kann sich fast nicht enthalten, einen

Digitized by Google

großen, geheimen Zusammenhang zwischen diesen Umständen zu ahnen. Ueberhaupt hat man beobachten können, daß die alten Witterungsregeln, wie sie sich seit der Zeit, da Virgil seine Georgica schrieb, also seit fast zweitausend Jahren, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, schon lange nirgend mehr recht passen wollen. Besonders augenfällig ist eine gewisse Verfrühung der Jahreszeiten in unsern Gegenden: der Februar hat den Charakter des März, der März den des April u. s. w. angenommen, und die größte Hitze, die man sonst naturgemäß in der lezten Hälfte des Juli und im August erwartete, tritt jezt regelmäßig mit oder gar vor dem Solstitium des Krebses ein. Bringt man damit den Umstand in Verbindung, daß jezt in den Tropengegenden Dämmerungen beobachtet werden, welche sich dort sonst nie zeigten; daß ferner aus der südlichen und nördlichen Polarzone ungeheure Eismassen bis in Breiten hinabtreiben, wo sie früher niemals erblickt worden sind, tausend anderer ähnlichen Anomalien vom sonstigen vermeinten Normalgange der Natur gar nicht zu gedenken, so fühlt man sich fast gezwungen, eine vorgehende Veränderung im Prozesse des Erdlebens und dessen verschiedenartigen Aeußerungen anzunehmen. Ich wähle den Ausdruck Erdleben ausdrücklich, um damit eine Ansicht der Naturforschung zu bezeichnen, welche dem Erdkörper, ohne in der Vergleichung desselben mit dem, was wir gemeinhin lebende Wesen nennen, zu weit zu gehen, doch allerdings gewisse lebendige Kräfte, z. B. der selbstthätigen Wärmeentwicklung in seinem Innern, der Ausstrahlung derselben nach bestimmten Punkten vorzugsweise vor andern u. s. w. beilegt. Ich halte dafür, daß diese Veränderungen in der Lebensthätigkeit der Erde an sehr lange, aber bestimmte Perioden gebunden sind, und die Erhaltung eines Normalzustandes, welcher zwischen gewissen unübersteiglichen Grenzen eingeschlossen ist, bezwecken. Könnte z. B. das Eis fortfahren, sich in den Polarregionen oder auch nur in den Gletschergefilden der Schweiz fort und fort unbegrenzt aufzuhäufen, so müßte daraus eine, das Gesammtleben der Erde beeinträchtigende Folge hervorgehen. Es muß also in der Oekonomie dieses von uns sogenannten Lebens der Erde von Anfang an darauf Rücksicht genommen seyn, daß periodische Crisen eintreten, welche solchen und ähnlichen normalwidrigen Zuständen vorbeugen, und ich nehme zum Schlusse des gegenwärtigen Aufsatzes keinen Anstand, mich dahin zu bekennen, daß ich die besondern Witterungsanomalien der lezten Jahre für die Einleitung zu einer solchen Crisis halte.

Das Schiffermädchen vom Königssee.

Die Haare schwarz, die Wangen braun,
Der Mund gar roth und klein,
Es ließ ihr höhnisch Lächeln schaun
Der Zähne Elfenbein.

Im Regen stand sie rudernd da,
Ihr Auge, kalt und keck,
Halb spöttisch, halb ergrimmt, besah
Die Männer im Verdeck.

Mit wilder Schmäheworte Fluth —
Zu hören war's ein Graus! —
Goß sie aus ihrem Männerhut
Das Regenwasser aus.

Sie saß beim Ofen im Quartier
Mit triefendem Gesicht;
Wir boten ihr vom Brod und Bier —
Sie sprach: mich hungert nicht!

Es litt sie nicht im Zimmer lang,
Zum Wasser hin sie's rief,
Daß rasch sie auf vom Ofen sprang
Und in dem Schiffe schlief.

Zum Ruder dann sie wieder griff
Mit Händen, kalt wie Schnee,
Und lenkte ohne Rast das Schiff
Durch den smaragdnen See.

Dann sprang sie hastig aus dem Kahn,
Sie sprach kein freundlich Wort,
Sie sah mit keinem Blick uns an
Und eilte trotzig fort.

Die Schiffermaid vom Königssee
Ist wohl kein Königskind,
Ist scheu gleich einem wilden Reh
Und kalt, wie Niren sind.

G. Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien. *)

Besteigung des Aetna.

Nicht leicht werden Besteiger des Aetna von den Umständen so begünstigt worden seyn wie wir, und dies veranlaßt mich, mit Uebergehung des schon oft Beschriebenen, eine kurze Schilderung meines Unternehmens zu geben.

*) Der Reisende, dem wir diese Briefe verdanken (A. E. Frhr.), wird seine Reise unter dem Titel: Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden, zu St. Gallen drucken lassen.

Digitized by Google

Nachdem wir in dem Dorfe Nicoloſi die größte Hitze vorbeigehen laſſen und uns inzwiſchen zu unſerer bevorſtehenden mühſamen Reiſe geſtärkt hatten, traten wir dieſelbe, von dem herrlichſten Wetter begünſtigt und von zwei kräftigen Führern begleitet, wohlgemuth an. Ueber eine Stunde lang ritten wir auf Lavaboden, dann erreichten wir die mittlere oder waldige Region, welche auf dieſer Seite mit Eichen und einigen Buchen bedeckt iſt, die zuſammen einen ganz ordentlichen Wald bilden. Wie bekannt, lieferte Aetna's waldige Region ehemals viele Tannen und Pinien, denn der ältere Dionyſios hatte die Hälfte ſeines benöthigten Schiffsholzes daher. Dieſe Forſten müſſen aber ſchon zu Diodors Zeit ſtark eingegangen geweſen ſeyn, indem dieſer Schriftſteller ausdrücklich bemerkt, daß zu Dionyſios Zeit hier häufig Pinien geſtanden haben. Indeſſen muß der Aetna doch zu König Hiero II. Zeit noch reich an Nadelholz geweſen ſeyn, weil dieſer König zum Bau jener ungeheuern Galeere alles benöthigte Holz aus dieſen Waldungen hauen ließ. Wechſelnde Höhen und Thäler, der Wald, der Vollmond zu unſerer Linken und große Dampfwolken des Kraters zu unſerer Rechten gaben dieſer Nacht Schönheiten, welche nur auf dieſem Berge ſo vereinigt anzutreffen, allein auch auf dieſem gewiß äußerſt ſelten ſind. In keiner Nacht ſah ich den Mond ſo ſchön und niemals die Sterne ſo hell, wie in dieſer hohen und reinen Luft. Weit leuchtete der Mond über das ſilberhelle Meer hin. Mit der Sicherheit der Gemſe kletterten die Maultiere über ungeheure Lavaklippen. Bald waren wir im Innern der Waldregion angekommen, wo die ſchauerlich dunkle Lavaſchicht von 1766, furchtbar wie ein erſtarrtes Meer, noch ganz mit ausgerichteten Wellen, zu unſerer Seite lag. Wir waren noch nicht bis an das Ende des Waldes gekommen, als ſich ein ſchneidender Wind erhob, der bald in einen Sturm ausartete und uns dergeſtalt erſtarrte, daß wir bei dem ſchnellen Wechſel der Temperatur ſehr froh waren, am Ende der Waldregion die ſogenannte Ziegenhöhle zu erreichen. Sie beſteht bekanntlich in nichts Anderm, als einer tiefen Wölbung überhangender Lava. Bald loderte ein helles Feuer in dem düſtern Gewölbe, das für unſere erſtarrten Glieder eine große Wohlthat war, und nun ſetzten wir uns zu einem frugalen Nachtmahl nieder. Wir waren dabei um ſo beſſerer Laune, als wir den Rauch immer ganz ſenkrecht aus dem Krater in den ſchwarzblauen Nachthimmel emporſteigen ſahen, und daher mit Zuverſicht auf das Gelingen unſers Unternehmens rechnen durften.

(Die Fortſetzung folgt.)

Genf, Juli.

(Fortſetzung.)

Das Muſikfeſt.

Das Konzert begann mit dem Allegro von Beethovens heroiſcher Symphonie, das brav und kräftig ausgeführt wurde. Hierauf folgte Beethovens herrliche Meſſe (Op. 125), von der aber durch eine nicht ganz verſtändige Hand Einiges weggeſchnitten worden war, was Kundige ungern vermißten. Man ſollte doch nur mit Bangen und Zagen an ſolche Verſtümmelungen gehen, wo unzertrennbare Ideen und Folgeſätze von einander geriſſen, ſo wie ungleichartige an einander gerieben werden, die oft ſo wenig an einander paſſen, als der Bruch ungleich geſpaltener Edelſteine. Das kurze Kyrie war ganz geblieben, vom Gloria aber fiel der Schluß weg, der in einer herrlichen Doppelfuge beſteht, die freilich ſehr ſchwer iſt. Das Credo endigte mit ante omnia saecula; das kurze et incarnatus war ganz geblieben, das wundervolle et resurrexit ſchloß aber ſchon in der Mitte mit filioque procedit. Das Sanctus blieb zum Theil weg, eben ſo Vieles vom Agnus. Dieſe ſo inhaltreiche, aber ſchwere Muſik iſt im Ganzen recht lobenswerth ausgeführt worden, was nicht immer von angeſtellten, beſoldeten Muſikern geſchieht, und daher von bloßen Liebhabern um ſo mehr gerühmt werden muß. Von den dreihundert Sängern und Sängerinnen, von den Tauſenden von Zuhörern in der Kirche haben freilich nur ſehr Wenige den ernſten, großartigen, koloſſalen Beethoven verſtanden, da ihr Kunſtſinn bisher nur mit Roſſiniſchem, Auberiſchem u. ſ. w. Eingemachten und Zuckerwerk genährt worden iſt, wodurch ſie ſich für lange den Magen verdorben. Man hörte alſo auch die kauderwälſcheſten Urtheile und Meinungen über den großen Meiſter, dem man oft nur darum einiges Verdienſt ließ, weil er jetzt in Paris ſtark Mode iſt. „Dort muß man es doch wiſſen.“ Andere behaupteten ſteif und feſt, es könne doch nicht ſo viel an ihm ſeyn, da er in einem ſo deſpotiſchen und inkonſtitutionellen Staat wie Oeſterreich gelebt habe. Einem radikalen Journal war es ſehr verdrießlich, daß in der reformirten St. Peterskirche eine katholiſche Meſſe gegeben worden ſey. — Auf die Beethoveniſche Meſſe, die den erſten Theil des Konzerts beſchloß, folgte zum Beginn des zweiten der Trauermarſch aus ſeiner heroiſchen Symphonie, den B. auf den Tod des Prinzen Louis von Preußen komponirt haben ſoll. Dieſes tiefempfundene, ſeelenvolle Werk wurde durchaus gut ausgeführt. Ein unbegreiflicher Mißgriff war es aber, zwiſchen Beethoven und Mozart, zwiſchen dieſe beiden größten muſikaliſchen Schöpfer, einen religiöſen Hymnus einzuſchalten, den Herr Graff, Muſikhändler in Genf, komponirt hat. Wir beſitzen von ihm mehrere recht hübſche Romanzen, aber weiter nichts. Graff hätte ſich ſelbſt mit Händen und Füßen gegen dieſen großen Irrthum ſtemmen und ſich neben jenen Heroen unheimlich fühlen ſollen, wenn die franzöſiſche Süſſiſance und Eitelkeit nicht über Alles ginge. Dieſe Hymne du soir dans les temples, zum Theil in ſchöner Dichtung von Lamartine, konnte allenfalls in einem wohlwollenden Familienkonzerte Platz finden, nicht aber hier, wo ſie allen Muſikkennern ein hors d'oeuvre ſchien. Wie herrlich, obgleich zart, duftig und wolkenumflort, klang uns hierauf das Ave verum von Mozart in's Herz! Schade nur, daß es ſo kurz iſt. Zum Schluß kam die religiöſe Hymne, welche unſer Carl Maria von Weber der helvetiſchen Muſikgeſellſchaft gewidmet hat. Dieſer Verein legte aber ſo wenig Werth darauf, daß er — ohne ſelbſt eine Abſchrift zurückzubehalten — das Original (!) dem Muſiker Dolmann in Baſel lieh und wahrſcheinlich vergaß, denn dieſer lieh es vor ſeinem Tode weiter nach Mannheim und es kam hierauf ganz abhanden. Durch die Bemühungen unſers lutheriſchen Pfarrers Wend aus Dresden bei Webers dort lebender Wittwe, war dieſe ſo glücklich, eine Abſchrift dieſer Hymne unter Webers hinterlaſſenen Papieren aufzufinden; ſie hatte auch die Güte, ſolche mit einem ſehr verbindlichen Brief einzuſenden. Die ſchöne deutſche Dichtung des Originals erſchien hier in matter franzöſiſcher Ueberſetzung. Dieſe konnte aber über der herrlichen, ſeelenvollen Kompoſition leicht vergeſſen werden; beſonders ſprach uns darin der vierſtimmige Choral wie eine Geiſterſtimme aus der Vorzeit an. Die Ausführung war untadelhaft.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. August 1834.

Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte.

Goethe.

Der Gaucho.

Eine Erzählung.

Die folgende Geschichte mag Bewohnern civilisirter Länder unglaublich vorkommen; wer aber in der Mitte barbarischer Völker gelebt hat, wird diese Greuel in der Ordnung finden. Der Indier versteckt sich hinter einen Baum, um seinen Feind meuchlings niederzustrecken, der Türke erwürgt ihn im Schlaf, der wilde Amerikaner schlizt seinem Beleidiger auf der Stelle den Bauch auf; der Europäer, mit seiner Urbanität, fordert einen, vielleicht seinen Freund, zum Zweikampf, tödtet ihn nach den Regeln der Kunst oder zerschmettert ihm das Gehirn auf einen halben Schritt, und geht von dannen, ohne Reue, mit dem Gefühl ehrenvoll geübter Rache. Welche von diesen Methoden ist die beste? Doch dies gehört nicht hieher.

Ich wurde vor etwa drei Jahren mit einem jungen Engländer, Namens Ord, bekannt, der von seinem Vater bedeutende Güter in Westindien geerbt und sie in Besiz genommen hatte. Bald verband uns die innigste Freundschaft; es war ein schöner, offener Charakter mit einem leichten Anflug von Schwärmerei, die sich schon in seinen edeln Gesichtszügen aussprach und ihn zum unerschrockensten Menschen von der Welt machte. Er war ein leidenschaftlicher Seemann und entschloß sich, eine Ladung, die er nach Buenos-Ayres schickte, selbst dahin zu begleiten, in der einzigen Absicht, die merkwürdigen Pampasebenen zu bereisen. Er beredete mich, ihn zu begleiten, und wir langten nach einer sehr angenehmen Fahrt am Ort unserer Bestimmung an. Unter den Empfehlungsbriefen, die Ord mitgenommen, befand sich einer an einen reichen spanischen Kaufmann, der ein Muster der Bildung und Höflichkeit seiner Nation war. Gleich beim ersten Besuch nahm er meinen Freund sehr gut auf, und von nun an brachten wir täglich einige Stunden in seinem Hause zu. Freilich fühlte sich Ord von einem mächtigen Magnet angezogen: Don Jose Maria Echivera hatte eine einzige Tochter, Donna Luisa, ein Mädchen, in dem sich Jugend, Schönheit und Seelenreinheit zu dem reizendsten Geschöpfe vereinigten. Gleich da sie uns vorgestellt wurde, konnte ich bemerken, daß sie auf meinen Freund einen starken Eindruck machte.

Sie war kaum sechzehn Jahre alt; aber eine sechzehnjährige Spanierin, und vollends im glühenden Amerika, ist unendlich mehr entwickelt als ein Mädchen gleichen Alters in unserm frostigen Klima, und aus Donna Luisas Augen blickte bereits jene sanfte Melancholie, die Vorläuferin und die Mutter der Leidenschaft. In der kleinsten ihrer Bewegungen spiegelte sich ihre Seele,

Digitized by Google

und nie in meinem Leben habe ich ein reizenderes weibliches Wesen gesehen. Gebildeter als ihre Landsmänninnen war sie eben nicht; für die Geistesentwicklung einer Spanierin geschieht nicht viel, allein in der Regel bedarf sie auch keines erworbenen Reizes. — Doch was verweile ich bei der Schilderung jenes entzückenden Geschöpfes, wie ich es aus den Tagen des Glücks und der Liebe vor der Seele habe! Wo ist sie jezt, die Unglückselige? Wir wollen hoffen, daß sie im Grabe ruht, daß der Tod sie vom gräßlichsten Loose befreit hat! Doch zurück zu meiner Erzählung.

Nicht lange, so vertraute mir mein Freund, er habe Donna Luisas Herz und Hand gewonnen; in einem Monat solle die Hochzeit seyn und sie dann mit ihm nach England zurückkehren. „Aber," sprach er, „bevor ich mich für das Leben binde, will ich erst noch einen Ritt im Galopp durch jene schönen Ebenen machen, ein Indianerleben führen, gedörrtes Büffelfleisch essen, vom Wasser der Wüste trinken, auf meinem Sattel schlafen, die Anden besteigen, und von ihrem Gipfel den großen Ocean erblicken. Don Jose verschafft mir die nöthigen Papiere, Sie begleiten mich, und wir reisen, sobald als möglich." Mit dem größten Vergnügen nahm ich seinen Vorschlag an; wir machten uns sogleich an die Zurüstungen zur Reise und ritten täglich weit hinaus, um uns an die Strapatzen in den Pampas zu gewöhnen.

Wenige Tage nach unserem Entschluß ging Ord eines Abends auf dem Platz Almeida mit Donna Luisa und ihrem Vater spazieren, da stieß ein Gaucho vom platten Lande, der betrunken schien, im Vorbeigehen das junge Frauenzimmer grob auf die Seite. Ord meinte, es sey absichtlich geschehen, und streckte den Menschen mit einem Faustschlag zu Boden. Blitzschnell zog der Gaucho ein Messer aus seinem Stiefel von Pferdehaut, strich es, als wollte er es wetzen, zwei, dreimal am Ferse, drückte dann den Griff an seine blökenden Zähne und stürzte auf Ord los, indem er mit wilder Stimme rief: „Wollt Ihr mit der Klinge meines Messers Bekanntschaft machen!" Mein Freund war auf den Angriff nicht gefaßt, aber Don Jose warf sich mit einer Geistesgegenwart und einem Muth, die man dem alten Mann nicht zugetraut hätte, dem Mörder entgegen und gab ihm mit einem Stock, den er immer trug, einen Schlag auf die Hand. Der Gaucho sah seinen neuen Feind einen Moment an, dann hob er sein Messer auf, als wollte er es Don Jose geradezu in die Brust stoßen, senkte aber mit einemmale zuckend die Spitze und sprach in rauhem Kehlton: „Don Jose, Ihr seyd Eures Vaters Sohn, und zum zweitenmale schone ich Eures Lebens; aber nehmt Euch in Acht! aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Denkt an Leonardo, und der junge Mensch da soll auch an ihn denken!" Drauf zog er den Hut mit dem Anstand eines ächten Spaniers, sprach: „A Dios, Sennores," und ging seiner Wege so kaltblütig, als ob nichts vorgefallen wäre. Ord, mit Donna Luisa beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war, konnte dem seltsamen Menschen nicht nachgehen, und Don Jose, statt Leute herbeizurufen, um den Unverschämten zur Rechenschaft zu ziehen, stand starr und regungslos da; wie bezaubert verfolgte er alle seine Bewegungen. Der Gaucho mochte durch den heftigen Auftritt zu sich selbst gekommen seyn, denn es war nichts mehr von Trunkenheit an ihm zu bemerken; festen Schrittes ging er dahin, warf einen großen Fetzen Scharlachtuch mit dem Anstand eines Mannes, der an den langen, zierlichen spanischen Mantel gewöhnt ist, über die Schulter und verlor sich unter der Menge, wobei er beständig auf dem Arm sein langes Messer wezte.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten.

Wir haben den Lesern zu verschiedenen Malen die Ansichten und Versuche neuerer Forscher über eine der interessantesten und dunkelsten Fragen in der Naturgeschichte mitgetheilt, die Frage nämlich, ob die von Alters her sich häufig wiederholenden Fälle, wo angeblich in festem Gestein eingeschlossene lebendige Kröten gefunden wurden, authentisch sind oder auf Irrthümern beruhen. Die Sache ist noch gar nicht entschieden, und bei den bisher angestellten Versuchen scheint man den Punkt, auf welchen es vorzüglich ankommt, außer Acht gelassen zu haben.

Die ersten Versuche wurden im Jahr 1777 von Herissant zu Paris angestellt. Er übergoß drei Kröten mit Gips; nach anderthalb Jahren war eine gestorben, zwei lebten noch. An der Fähigkeit der Kröten, lange ohne Nahrung auszudauern, zweifelte man nicht; das schien aber unbegreiflich, und eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem atmosphärische Luft Lebensbedingung aller organischen Wesen ist, daß die Thiere so lange sollten der Luft entbehren können. Man behauptete also, der Gips werde den Zutritt der Luft nicht ganz abgehalten haben, und der Engländer Edwards that dies im Jahr 1817 auch wirklich dar, und die Kröten starben bei seinen Experimenten bald, wenn man den Gips, der sie umschloß, in Wasser legte. Die Versuche des Engländers Buckland haben wir in Nr. 131, 1835, mitgetheilt. In der neuesten Zeit nun tritt ein Amerikaner Namens Thompson mit einer Abhandlung über denselben Gegenstand auf, worin er Bucklands

Digitized by Google

Ansichten bestreitet und die Sage von den in Stein verschlossenen Kröten in der Weise zu vertheidigen sucht, wie sie im Munde des Volks lebt. Wir theilen das Interessanteste daraus mit.

Bucklands Versuche, sagt der Amerikaner, und die Schlüsse, die er daraus zieht, erregten in mir bald den Zweifel, ob der eigentliche Zweck der Versuche auf dem Wege, den er dabei einschlug, überhaupt erreicht werden konnte. Die Thiere wurden in zweierlei Stein eingeschlossen; das einemal waren 12 Zoll tiefe, 5 Zoll weite Zellen in einen Block körnigen Kalksteins gehauen, das anderemal wurden gleichviel Kröten in sehr festen Kieselsandstein und zwar in kleinere Zellen gebracht. Nach länger als einem Jahr waren die im Sandstein alle todt, während von denen im Kalkstein mehrere noch lebten, aber an Gewicht sehr abgenommen hatten. Die überlebenden Individuen wurden wiederum ein Jahr eingeschlossen, nach dessen Verfluß man alle todt fand. Zu gleicher Zeit waren vier andere Kröten in 5 Zoll tiefe Löcher eines Apfelbaums gebracht und die Löcher mit hölzernen Zapfen fest verkeilt worden, so daß keine Luft zutreten konnte; nach Jahresfrist waren diese Kröten alle todt.

Bei näherer Betrachtung dieser Vorgänge scheint es mir nichts weniger als auffallend, daß die Thiere nach einem, zwei Jahren fast alle todt gefunden wurden, und die Versuche können wohl schwerlich als befriedigend und die eigentliche Frage lösend betrachtet werden. Alle Umstände bei diesen Versuchen beweisen sogar eine ganz außerordentliche Lebenszähigkeit bei diesen Thieren; denn hätte gar kein Zweifel darüber obgewaltet, wie ausnehmend lang sich bei ihnen das Lebensprinzip ohne Nahrung und bei äußerst verkümmerter Luft erhält, so hätte Bukland diese Versuche gar nicht angestellt.

Hier zu Lande (in Amerika) sind Kröten und Frösche unter dreierlei Umständen eingeschlossen gefunden worden: einmal in Sandstein und Kalkstein von sekundärer Formation, sodann beim Graben von Brunnen in Lehmlagern, 12 — 15 Fuß unter dem Boden, endlich in Baumstämmen, in Höhlungen, welche wenigstens scheinbar der Luft unzugänglich waren.

Im ersten Fall, dem wichtigsten und entscheidenden, lagen die Kröten in Zellen, welche den Körper des Thiers gerade faßten, und allem Anschein nach lagen sie hier seit der Zeit, da sich der Sandstein oder Kalkstein an dieser Stelle aus dem Wasser niedergeschlagen. Die Zellen waren sichtbar nach der Form und Größe der Thiere gebildet, und die Steinsubstanz war also damals weich und paßte sich dem Körper des Thiers an. Soviel ist nun klar, daß eine Kröte oder jedes andere Reptil, das in eine solche Zelle gesperrt würde, nicht halb so lange lebte als diejenigen, welche Bukland einschloß; denn Nahrung und Luft sind auf die Länge absolute Lebensbedingungen für jedes Thier, das im Besitz seiner natürlichen Organe ist. Nun ist es aber allgemein bekannt, daß Kröten, Frösche und andere Reptilien Jahrelang, ohne das geringste Lebenszeichen zu geben, liegen können, und wieder zum Leben erwachen, sobald man sie der Luft und einer höhern Temperatur aussezt. Es ist erwiesen, daß sich bei diesen kaltblütigen Thieren während ihres Winterschlafs das Leben erhält ohne Athem und ohne Blutumlauf. Sogar die Nahrungsmittel, welche sich zufällig in ihrem Magen befinden, wenn sie in Erstarrung fallen, scheinen völlig unverdaut und unverändert zu bleiben; nach zwei, drei Jahren sehen sie aus, als lägen sie erst eine Minute im Magen, vorausgesezt, daß die Erstarruug andauert und die Temperatur fortwährend gehörig niedrig bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Freiheit und Gleichheit vor Allem!

Den folgenden Tag, am 26sten Juli, hatte das kleine Konzert im festlich geschmückten Theater statt. Es war ein recht hübsches Konzert, in dem Rossini in viermaliger Wiederholung für die Vernachlässigung am vorigen Tage entschädigt und dadurch auch dem herrschenden Geschmack unserer Genfer gehuldigt wurde, die daher dieses Konzert und sein Mittelgut dem großen bei weitem vorzogen. Abends war großer Ball im Theater, und damit sollte das Musikfest beschlossen werden. Leider dürften unsere lieben Eidgenossen einen traurigen Eindruck davon mit nach Hause nehmen, zwar nicht von dem Ball selbst, denn dieser war ohne Fehl und Tadel, wie so ein Massenball seyn kann, freilich viel weniger gewählt, als vor acht Jahren, aber doch glänzend in dem schönen, freundlich geschmückten, tagbell gelichteten Saal; die Beleuchtung in den anliegenden Spaziergängen und im botanischen Gaeten war anmuthig u. s. w. Desto unangenehmer wird Jedem die Erinnerung an andere Umstände seyn. Unser Theater liegt an der Place-Neuve, dem Musée Rath gegenüber, an der Mündung des Wegs von Carouge, an der neugebauten Corraterie und am Fuß des schönen Treille-Spaziergangs, der vor Jahren in der Pöbelherrschaft unserer Revolution eine so traurige, blutige Rolle gespielt hat. So wie es dunkel zu werden anfing, füllten sich Platz und Straßen mit allerhand Volk, besonders mit Buben und jungen Leuten aus der niedrigsten Klasse. Ihre gemeinen, schmutzigen Aeußerungen und Drohungen ließen fast voraussehen, was kommen sollte. Als nun später die Ballgäste zu Fuß und Wagen anlangten und nur mit Mühe durch die dichten Pöbelhaufen drangen, erfuhren die Frauen und Mädchen eine Behandlung, an die sie gewiß nicht gedacht hatten, denn sonst wäre wohl keine aus ihrem Haus gegangen. Dieser Pöbel begnügte sich nicht, sie auszuspotten, ihnen in's Gesicht zu lachen, ihnen Zoten zu sagen, Geberden dazu zu machen, sondern er ging auch bald zu den obscönsten Thätlichkeiten über. Der Mann konnte seine

Digitized by Google

Frau, der Bruder seine Schwester, der Vater seine Tochter nicht davor schützen, denn von allen Seiten ward er gedrängt, wo möglich von ihnen weggedrängt, und der Buben Hände waren immer in Bewegung, um die armen Frauen zu peinigen und zur Verzweiflung zu bringen, worüber denn unbändig gelacht wurde. So erschienen die armen Damen im Ballsaal bleich, zitternd vor Angst, Unwillen und Scham, mit beschmutzten, zerknitterten Kleidern, abgetretenen Schuhen, abgerissenen Guirlanden und Garnituren. So ging es fast Allen — denn auch die Wagen und Portechaisen öffnete der Pöbel mit Gewalt — selbst die Frauen und Töchter von Syndiken und Offizieren in Uniform und Degen mußten neben ihren Männern und Vätern dasselbe erleiden. Ich höre Sie nun, liebe deutsche Leser, vom Rhein bis zur Memel, von der Eider bis zur Save in unisono fragen: Aber ist denn in Genf keine Ordnung, keine Polizei? Allerdings, es ist in Vielem Ordnung hier, auch an Polizei fehlt es nicht, nur nicht gegen den Pöbel, denn dieser ist ein bedeutender, ja der lauteste und regsamste Theil der souveränen Nation. Bedenken Sie doch, wir sind ja eine demokratische Republik, es herrscht volle Freiheit bei uns; Sie Unglücklicher in dem despotischen Deutschland wissen und ahnen gar nicht, was das sagen will. Fremde konnten bei uns lange gegen befreundete Nachbarstaaten conspiriren, konnten der Regierung trotzen; unsere ersten und geachtetsten Magistrate, unsere Syndiken müssen sich auf Gassen und Plätzen drohen und Grobheiten sagen lassen; die radikalen Journale dürfen sich in Lügen und Verläumdungen überbieten, dürfen die Regierung und Privatpersonen auf das Gehässigste darstellen, dürfen direkt und indirekt zum Widerstand gegen die Staatsbehörde auffordern, dürfen auf unsere Nachbarn und auf alle Häupter Europa's nach Herzenslust schimpfen und lügen; unsere Titl: Straßenbuben und anderes Gesindel dürfen unsere Frauen und Töchter auf offenem Platz beleidigen und mißhandeln, denn — bei uns herrscht Freiheit, unbeschränkte Freiheit, die reine Himmelstochter Freiheit. Ich weiß recht gut, was bei Ihnen in Deutschland in dergleichem Fall geschehen wäre: da hätte sogleich ein Schwarm Polizeidiener und Soldaten, oder im Nothfall Dragoner den Platz in fünf Minuten ganz rein gefegt und dabei einige fünfzig Renitenten zu exemplarischer Bestrafung eingesteckt, oder vielmehr, dergleichen Scenen wären dort gar nicht gewagt worden, das Volk hätte selbst in den niedrigsten Klassen nicht an dergleichen gedacht. Dies beweist aber gerade, daß man bei Ihnen gar keinen rechten Begriff von Freiheit hat. Hier haben wir auch Polizei und Gensdarmen, sie standen schön geputzt vor unserm Theater, man ließ auch bald noch mehrere, ja sogar Militär kommen, aber diese ganze Macht verhielt sich nur bescheiden, defensiv und abwehrend gegen den souveränen Pöbel, denn dieser hätte ja leicht zu einer Emeute übergehen können, vor der uns der Himmel behüten möge: lieber ertragen wir für uns, unsere Frauen und Töchter Alles! Dies ist eine kleine Fatalität, aber Freiheit und Gleichheit vor Allem!

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Als ich am folgenden Tage bei der Rückkehr vom Gipfel des Berges von einem Hirten in der Nähe dieser Höhle Ziegen und Schafe auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeer, weiden sah, fiel mir der Theokritische Schäfer ein, welcher im vollen Gefühl seiner Glückseligkeit ausruft:

Aetna, mein Muttergebirg, ich wohn' in deinen Gewölben,
Schön ist meine Behausung, und Alles, welches in Träumen
Mir erschien, ist nun mein: viel Schafe und Ziegen die Fülle.

Unsere unermüdlichen Maulthiere trugen uns von der Ziegenhöhle behutsam über die verworrenen Lavapfade und unabsehbaren Meere von schwarzer Asche durch die wüste Region empor. Mit Erstaunen und Bewunderung sahen wir in dunkeln Umrissen die furchtbaren Wolkenzüge, mit denen ein eiskalter Wind sein unbarmherziges Spiel trieb. Bisweilen blickte der Mond sanft aus denselben hervor und zeigte uns dann in weiter Ferne auf kurze Augenblicke das wundervoll erleuchtete, tief unten liegende Meer. Er ruhte in diesen Momenten in seiner ganzen melancholischen Herrlichkeit auf dem kolossalen Berge, zwar in gedämpftem Lichte, dennoch aber bezaubernd schön. Vier lange Stunden mußten wir in einem fort steigen. Vom schneidenden Frost zusammengeschüttelt, kletterten wir über große Lavalager und weite Schneefelder, bei denen alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, aufgehört hat.

Ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch kamen wir bei dem sogenannten englischen Hause an. Es liegt schon auf einer Höhe von fast 10.000 Fuß über der Meeresfläche, gerade unter dem Aschenkegel des Kraters, und wurde zur Zeit der englischen Armee, welche Sicilien bis 1814 besetzt hielt, auf Subscription von Offizieren ganz aus Lava erbaut, damit die Reisenden ein oft sehr nothwendiges, immer aber gewiß recht erwünschtes Unterkommen fänden. Leider konnten wir aber dasselbe nicht benutzen, indem der Schnee noch bis über die Hälfte der Thüre ging. Wir waren indessen auf diesen Fall nicht unvorbereitet, sondern hatten auf einem deßwegen eigends mitgenommenen Maulthiere Holz mitgebracht, mit dem nun einer der Führer auf der Seite des Hauses, wo wir vor dem fürchterlich kalten Winde einigermaßen geschützt waren, ein tüchtiges Feuer anzündete, an dem wir uns ungefähr eine Stunde wärmten und dann den letzten Theil unserer Reise zu dem Krater zu Fuß antraten. Wir kamen zuerst über das ungefähr tausend Schritt lange Schnee- und Lavafeld, woselbst es der äußersten Vorsicht bedurfte, um nicht auf spitzige Zacken zu fallen, welche aus dem Schnee hervorragten. Dies war unstreitig die gefährlichste Stelle auf der ganzen Reise, weil viele dieser spitzigen Steine hohl lagen, oft unter dem Tritte nachgaben und sich nicht selten ganz umkehrten. Endlich blieb uns bloß noch die Ersteigung des Aschenkegels übrig. Er ist sehr steil und an einigen Orten so glatt, daß man den Fuß nur mit Mühe setzen kann. An vielen Stellen war zwar die Asche mit Schlacken und großen Bimssteinen vermischt, welche dem Fuße eine Stütze darzubieten schienen, allein man gleitete auf denselben stets wieder rückwärts und verlor gewöhnlich wieder den Raum, welchen man mit vieler Beschwerde gewonnen zu haben glaubte. Dieses mühsame Steigen wurde um so beschwerlicher, als in dieser Höhe die Verdünnung der Luft auch das Athmen bedeutend erschwerte. Ueberdies fing auch hin und wieder der Boden zu glühen an, und während aus vielen hundert kleinen Oeffnungen Schwefeldämpfe emporstiegen, wehte uns der Wind aus dem Krater erstickende Rauchwolken entgegen. Hierin muß man die Ursache suchen, daß der Aschenkegel des Aetna, obschon bloß 1020 Fuß hoch, beschwerlicher zu ersteigen ist, als der des Vesuv, welcher nach Reichard 555 Toisen oder 2130 Pariser Fuß mißt, was mir jedoch etwas übertrieben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. August 1834.

Ob irrend gleich, doch nimmer rastend, spricht
Der Seele Flug im Traume, daß sie sey
Aetherisch, wirkend, schwingvoll, unbegrenzt.

Young.
Nachtgedanken.

Winternacht.

Der Morgen spät begonnen,
Der Mittag ohne Sonnen,
Der Abend niemals weit,
Was schenkt uns diese Zeit?

O Frühling, kehre wieder,
Bring' deine farb'gen Lieder,
Den frühen Tageskuß,
Den duft'gen Abendgruß!

So trübe mich beklagend,
Das Dunkel nicht ertragend,
Facht' ich die Lampe an,
Indeß ich weiter sann.

Ich dacht' der holden Gänge,
Der liebenden Gesänge,
Die mir der Sommer bot
In seinem frühen Roth.

Da trat ich an das Fenster,
Verscheuchend die Gespenster,
Die zum Vergang'nen ziehn
Und nach der Zukunft glühn.

Der Gegenwart entsagend,
Die steilsten Wege wagend,
Sah ich die Sternenwelt
In hohem Traum erhellt.

Die ernsten Wandrer zogen
Auf ihrer Straße Bogen,
Wie eine Geisterschaar,
Ganz einsam, still und klar.

Der Mond schifft durch die Wellen,
Die langsam ihn umquellen,
Ein königlicher Greis,
Und wie Saturnus weiß.

Die Menschen ruhen schweigend,
Die innern Augen zeigend
Dem anverwandten Heer
Am hohen Himmelsmeer.

Ich fühl' in tiefem Schweigen
Des Himmels volles Neigen,
Der Geister holden Sang,
Der Erde dunkeln Drang.

Ich schaut' in meine Seele,
Sonst eine dunkle Höhle,
Entdeckend Stern bei Stern,
Begrüßend mich als Herrn.

Digitized by Google

In immer schönern Bildern
Sah sich mein Innres schildern,
Denn die dort oben glühn,
Die fühlt' ich in mir blühn.

Ich schaute in mein Herze
Und las bei seiner Kerze,
Es schien so voll und klar,
Die Lamp' entbehrlich war.

Dem Schlaf mich überlassend,
Fühlt' ich im Traum umfassend
Das hohe Firmament,
Das schweigend in mir brennt.

Ich fand in meinem Geiste
Das Lieblichste und Meiste
Von Lenz- und Sommerskranz
Bei diesem Winterglanz.

Jan. 1834.

Eduard Arnd.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Erst bei der Rückkehr vom Spaziergang erfuhr ich diesen unangenehmen Vorfall, und als ich meine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Gaucho zu erkennen gab, erklärte es Don Jose folgendermaßen: „Das einzige Gewerbe der Bewohner der Pampas, der Gauchos, ist, wilde Pferde zu bändigen, und mit den Häuten und dem Talg des Rindviehs zu handeln, das in den Ebenen in Menge lebt. Fast alle stammen von den besten spanischen Familien ab, und ihre Ahnen wurden zu dieser abenteuerlichen Lebensweise meist durch Verarmung in Folge des Spiels oder anderer Laster gezwungen. Diese Unglücklichen sind noch immer stolz auf ihre Herkunft und kitzlich im Ehrenpunkt; auch üben sie noch fortwährend in hohem Maaße die Tugenden ihres alten Vaterlandes, Gastfreundschaft und Höflichkeit, und somit ist ein Gaucho in den Pampas, nach den Umständen, der hochmüthigste, artigste, grausamste und gastfreundlichste Mensch. Begegnet er einem in der Ebene, ist er im Stande, ihn auszuplündern, setzt man aber den Fuß über die Schwelle seiner Hütte, so kann man die Worte, womit jeder Gast empfangen wird: „Herr, Alles hier steht zu Euern Diensten," im buchstäblichen Sinne nehmen. Dies macht euch das seltsame Gemisch von Wildheit und Bildung bei jenem Menschen erklärlich." — „Schon recht," erwiderte Ord, „aber verzeihen Sie, die plötzliche Veränderung, die mit dem Menschen vorging, als er Ihrer ansichtig wurde, und seine verwunderlichen Worte sind damit nicht erklärt." Don Jose rauchte seine Cigarre fort, ohne eine Antwort zu geben; man sah aber deutlich, daß er mit einer schlecht verborgenen Verlegenheit rang. Nach einiger Zeit nahm er mit fast feierlichem Ausdruck wiederum das Wort: „Liebe Herrn, verzeiht, aber ich komme schwer daran, euch die räthselhaften Worte des Unglücklichen zu deuten; sie beziehen sich auf Familiengeschichten, die ich mir ungern in's Gedächtniß rufe. — Ja," fuhr er fort und winkte mit der Hand, als sollten wir ihn nicht unterbrechen, „dieser Mensch hat mir wieder ein Gesicht vor die Seele gebracht, das mir in meiner Jugend gar wohl bekannt war und das ich längst im Grabe glaubte. Auch war es mir Anfangs, ich sehe ein Gespenst, und als der Unglückliche den Namen meines Bruders aussprach, lag wiederum die alte Zeit lebendig vor mir." — „Ihr Bruder!" riefen wir beide zumal. „Die Geschichte ist bald erzählt," erwiderte Don Jose in schwankendem Tone, als wäre ihm die Erinnerung an das, was er zu sagen hatte, im höchsten Grade peinlich. „Ehe mein Vater sich verheirathete, war er mit einem Mädchen, das außer Schönheit nichts besaß, in naher Verbindung gestanden; ihr Kind, nach der Mutter Leonardo de Pelasga genannt, ward bis zum fünfzehnten, sechzehnten Jahr im väterlichen Hause erzogen. Seine Mutter hatte ihm hinsichtlich seiner Verhältnisse den Kopf verrückt, und es wird mir unvergeßlich bleiben, in welch grenzenlose Wuth er gerieth, als ihn eines Tags meine Mutter, die von ihm gröblich beleidigt worden war, einen Bastard nannte. Er wurde blaß wie der Tod, knirschte mit den Zähnen, faßte mich beim Arm, riß mich zu der Mutter hin, zog ein großes Messer und rief: „Der hier ist der wahre Bastard! und meine Hand schont seiner nur, weil meines Vaters Blut in seinen Adern fließt!" Mit diesen Worten stürmte er hinaus, ging in das Zimmer meines Vaters, erbrach einen Schrank, nahm einen Beutel mit hundert Dollars, für die er einen Schein auf dem Tisch zurückließ, verschwand und ließ nie mehr etwas von sich sehen. Man hatte seiner so ziemlich vergessen, da kam nach zwei Jahren ein Mann zu Pferde vor die Hausthüre gesprengt, warf in Leonardos Namen einen Beutel mit hundert Dollars in die Schreibstube, und war wieder fort, wie der Blitz. Mehrere Jahre nachher reiste ich in der Sierra Morena, um einige Liegenschaften zu besuchen, die ich eben von meinem Vater ererbt; ich hatte mich an eine Caravane von Reisenden angeschlossen, weil Banditen die Straße unsicher machten. Da wurden wir auf einmal von einem Reitertrupp angefallen; sie bemächtigten sich unsers Fuhrwerks und hießen uns absteigen, worauf sie sich über unser Gepäck hermachten. Wir hatten uns mit

Digitized by Google

dem Gesicht gegen die Erde legen müssen; da hörte ich den Anführer der Bande, der mein Taschenbuch durchstöberte, rufen: „Echivera! Großer Gott, ist es möglich!“ Ich hob bei diesem Rufe den Kopf auf und erkannte in dem wilden Gesicht des Banditen die Züge meines unglücklichen Bruders. In diesem Augenblick pfiff eine Kugel an meinem Ohr vorbei, und ich sah ihn zwei Schritte von mir stürzen; drei, vier Schüsse folgten und eine kleine Abtheilung Soldaten, die hier im Hinterhalt gelegen, warf sich auf die Straße. Im Gefecht, das sich nun entspann, mußten die Räuber sich bald zurückziehen; während man aber unser Gepäck wieder in Ordnung brachte und ich in tiefer Rührung Leonardos Leiche betrachtete, fielen die Banditen von Neuem über uns her und schleppten die Leiche ihres Anführers mit sich fort. Sie wurden lebhaft verfolgt; aber die Schnelligkeit ihrer Rosse und ihre Bekanntschaft mit dem Terrain machten ihnen den Rückzug leicht. Von den Banditen hörte ich nichts weiter, und mein Bruder muß unter einem Felsen in der Sierra Morena begraben liegen. Aber der Elende, mit dem wir heute zu thun hatten, ist von Kopf zu Fuß so ganz Leonardo, wie er jezt aussehen müßte, daß, hätte ich ihn nicht todt zu meinen Füßen gesehen, ich glauben müßte, er sey es selbst gewesen. Aber noch einmal, dies ist unmöglich; eher will ich glauben, daß dieser Gaucho ihn in seiner Jugend gekannt hat; vielleicht gehörte er zu jener Bande, und aus alter Anhänglichkeit an seinen Führer scheute er sich, mir das Leben zu nehmen. Doch wie dem sey,“ fuhr er, zu meinem Freund, fort, „thun Sie mir die Liebe und geben Sie den Ausflug in die Pampas auf. Ein Gaucho vergißt eine Beleidigung so wenig als er sie vergibt. Hier unter dem Schutz der Obrigkeit können Sie seine Drohungen verachten; trifft er Sie aber früh oder spät auf seinem eigenen Grund und Boden, so hängt er sich an Ihre Fersen und ruht nicht, bis er den Schimpf mit Ihrem Herzblut abgewaschen hat.“

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten.

(Fortsezung.)

Wir müssen annehmen, daß seit Bildung unsers Erdkörpers, gerade wie jezt, kalte und warme Jahreszeiten aufeinander gefolgt sind, und daß die Gesetze des thierischen Lebens von jeher die nämlichen waren. Wurde nun ein solches Reptil, während seiner Erstarrung, von Sand oder Kalkmaterie umhüllt, so ist nicht einzusehen, warum seine Lebensfähigkeit sich nicht Jahrtausende lang sollte erhalten können. Wenn in der Kröte der Lebensfunke überhaupt fortglimmt ohne Nahrung, ohne Respiration, ohne Blutumlauf, so sind tausend Jahre so viel als Ein Tag. Sollen diese Thiere aus ihrer Erstarrung wieder zu sich kommen, so braucht es einmal freien Zutritt der Luft, und dann eine erhöhte Temperatur. Es sind keine Beispiele bekannt, daß Kröten oder andere verwandte Thiere anderswo im Sand- oder Kalkstein gefunden worden wären, als in Breiten, wo sie im Frost regelmäßig erstarren. Will man einwenden, die jährliche Wiederkehr der wärmern Jahreszeit hätte die Thiere aufwecken müssen, so bedenke man, daß eine Erdschichte 15 bis 20 Fuß unter der Oberfläche sich auf einer bedeutend niedrigern Temperatur hält, als die obere Luft, und dann ist sehr zu zweifeln, ob ein so tief versenktes Thier je ohne Zutritt der atmosphärischen Luft sich ermuntert. In den südlichen Strichen der Hudsonsbai und in Kanada bleiben Kröten und Frösche Jahrelang fest gefroren und erwachen wiederum. Unter dieser Breite verharren die Kröten im Zustand des Winterschlafs vom ersten November bis zum ersten Mai; im Sommer graben sie sich gewöhnlich 8 — 10 Zoll tief in den Boden ein, oder verstecken sich unter einem Stein weiter oben; im Winter sind sie erstarrt, bis mit dem Mai die kleinen Insekten ihre Winterquartiere verlassen und ihnen Futter gewähren. In diesem Klima ist die Erde im Winter gewöhnlich 15 — 18 Zoll tief gefroren, und was man darein grädt, erstarrt.

Die warmblütigen Thiere, welche Winterschlaf halten, wie das Murmelthier, der Igel, der Iltiß u. s. w., bringen die kalte Jahreszeit auch in einem Zustand der Erstarrung zu. Aber auf sie wirkt die Kälte ganz anders, als auf die kaltblütigen Thiere, bei denen der Blutumlauf unabhängig von der Thätigkeit der Lungen vor sich geht. Wenn die Temperatur der äußern Luft auf 50° Fahrenheit fällt, fangen die kaltblütigen Thiere an, unempfindlich zu werden, mit 40° fallen sie in Erstarrung, und wenn diese Temperatur anhält, können sie in diesem Zustande unendliche Zeit verharren; aus wiederholten Versuchen scheint dies unbestreitbar hervorzugehen.

Wenn man Kröten und Frösche beim Graben von Brunnen in Lehmschichten, 12 — 15 Fuß unter dem Boden, findet, so sieht man nicht ein, warum sie nicht hier, erstarrt, sogar seit der Sündfluth gelegen haben sollen; die Thiere wurden, als sich jene Schichten aus dem Wasser niederschlugen, eingewickelt, und da in der angegebenen Tiefe sich niemals weder die Temperatur verändert, noch ein Zutritt von Luft stattfindet, so können sie in diesem Zustande eine unendlich längere Zeit

Digitized by Google

gelegen haben, als die Lebensdauer beträgt, die man ihnen gewöhnlich zuschreibt.

Am leichtesten ist der Fall zu erklären, wenn man Kröten in Baumstämmen findet. Hier braucht es die Voraussetzung einer lange Zeit ausdauernden Vitalität gar nicht; es ist nichts Wunderbares dabei, wenn eine Kröte, die in die Höhlung eines Baumes gekrochen ist, nicht wieder herauskann, und im Laufe von drei, vier Jahren durch die Vegetation das Loch fast ganz geschlossen wird. Leicht kann man sich denken, daß im Holz eine Ritze geblieben ist, durch welche Insekten hereinkommen und dem Thier zur Nahrung dienen. Ueberdies ist bekannt, daß bei uns die Bäume, wenn sie unter zwei Fuß im Durchmesser halten, im Winter häufig durchaus frieren; vereinigt sich mit diesem Falle der Umstand, daß der Zutritt der äußern Luft ganz abgeschnitten ist, so fällt die Kröte in eine Erstarrung, welche andauert, bis ihr Kerker geöffnet wird. Allem nach leben diese Thiere unter gewöhnlichen Umständen, d. h. im freien Genuß von Luft und Nahrung, nicht über zwölf bis fünfzehn Jahre; das Verhältniß ihrer Körpergröße und das Faktum, daß sie in zwei bis drei Jahren auswachsen, bestätigt diese Annahme.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Um den Krater selbst rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das gewünschte Ziel klar sehen. Ich athmete eine eisskalte Luft, während die warme Asche meine Stiefeln verbrannte. Endlich rief unser Führer, welcher nur wenige Schritte von uns entfernt war: „Sehet hier den höchsten Punkt des Berges!“ Diese Worte flößten uns Allen neuen Muth ein. Wir rafften unsere bereits ganz erschöpften Kräfte zusammen und standen in wenigen Minuten am Rande des großen, unabsehbaren Schlundes, dessen Rachen Berge ausgespieen hat, die selbst in unserm Vaterlande für groß gehalten würden, auf einer der interessantesten Höhen der Erdkugel, und warteten nur auf den Anbruch des Tages, um eines der schönsten Schauspiele der Welt zu genießen. Inzwischen wollte ich die Zeit benutzen, um das Innere des Kraters zu untersuchen, allein ein erstickender Schwefeldampf zwang mich bald, zurückzuweichen. Ich versuchte es, mich auf den Boden zu setzen, um einigermaßen auszuruhen, die gelbe, zerbrechliche Kruste war aber brennend heiß. Wenn Dante Sicilien und den Aetna nicht besucht hat, so ist sein Genie um so mehr zu bewundern, denn er hat in „der Hölle“ das lebendigste, treueste Gemälde dieses Kraters geliefert. Endlich fing Aurora an, am entferntesten Punkte des östlichen Himmels zu flimmern. Der erste Sonnenstrahl machte ganz eigene Effekte auf die Wolken, welche zu unsern Füßen dahinflogen. Mittlerweile erhob sich der majestätische Körper rasch aus der Tiefe des unendlichen Meeres, siegte auch bald über die Morgendünste und vergoldete endlich den Gipfel des Berges, auf dem wir uns befanden. Ganz Sicilien war noch mit einem grauen Schleier bedeckt; doch löste sich auch dieser nach und nach und zeigte uns zuletzt die tiefer gelegenen Gegenden. Dieser Augenblick kam mir wie eine neue Schöpfung vor, denn auch hier sah man eine Scheidung des Lichts von der Finsterniß, des Trockenen und der Gewässer, ein ganzes Chaos gestaltete sich. Weder vierfüßiges Thier, noch Vogel unterbrach die feierliche Stille dieser außerordentlichen Gegend, daher man auf dieselbe die Worte anwenden könnte, womit Klopstock den vereisten Nordpol beschreibt:

„Wo sie keinen Todten begruben und Keiner erstehn wird.“

So wie die Sonne etwas höher stieg, sahen wir nicht nur ganz Sicilien, von drei Meeren umspühlt, zu unsern Füßen, sondern auch der untere Theil Kalabriens, das adriatische Meer jenseits des Busens von Tarent und die Meerenge von Messina schwebten deutlich vor unsern erstaunten Blicken. Am sonderbarsten nahmen sich die äolischen Inseln aus, indem sie durch eine Art optischer Täuschung hoch über dem Meere in freier Luft zu schweben schienen. Dies war auch mit dem Schatten des Berges der Fall, der sich gleich einer ungeheuern Pyramide über die ganze Insel gegen Westen ausbreitete. Die Spitze desselben reichte gleich nach Sonnenaufgang bis in die Gegend von Corleone, welche Stadt in gerader Linie ungefähr 80 Miglien oder 27 Stunden von der Spitze des Aetna entfernt liegt. Dies war also wohl die größte geradlinigte mathematische Figur, die man auf Erden sehen kann; sie wurde aber auch vom größten Baumeister gezeichnet. Je weiter sich die Sonne vom Meere entfernte, desto kleiner wurde auch der Schatten, welcher, sich uns immer mehr und mehr nähernd, zuletzt nur noch einen kleinen Theil der Insel bedeckte. Auch die nördlichen Inseln Alicudi, Felicudi und Ustica, so wie die westlich gelegenen ägadischen Eilande kamen ebenfalls zum Vorschein. Viele behaupten, daß man bei hellem Wetter selbst Malta sehe. Ich war jedoch nicht so glücklich, es zu entdecken, obschon der Morgen sehr hell war. Von dem gehörigen Standpunkte aus erkannte man die verschiedenen Gebirgszüge, welche die Insel nach allen Seiten durchkreuzen. An der Nordseite zog sich die bedeutend hohe Bergkette Bosco di Caronia hin, dann erschien dem Auge der Mittelpunkt Siciliens, der Berg von Castrogiovanni, auf welchem das alte Enna mit dem schönen Tempel der Ceres lag, berühmt durch seinen Hain, seine blumigen Auen und durch die Fabel der bei der Blumenlese von Pluto entführten Proserpina. Die Luft war so außerordentlich dünn und rein, daß wir die entlegensten Städte im Innern der Insel, die Flüsse und Seen, noch deutlicher aber die Städte an der Küste unterscheiden konnten. Auch von Kalabrien sahen wir nicht nur die Gebirge, sondern konnten selbst die Ortschaften erkennen. Vor uns lag der Toro und andere ebenfalls sehr hohe Berge, deren auf der ganzen Oberfläche dieses Kolosses nicht weniger als sechs-und-dreißig von den bedeutendsten liegen. Alle diese vulkanischen Söhne von einem einzigen Vater sahen jedoch von oben wie kleine Hügel aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. August 1834.

Die Kunde schreckt mich und ich häng' den Kopf,
Wie Blüth' im Frost und Gras, vom Sturm gedrückt.
Ja jetzt, jetzt rückt das Leid auf uns heran.

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ich kannte die Unerschrockenheit, ja Verwegenheit meines Freundes zu gut, als daß es mich hätte überraschen sollen, daß er auf seinem Vorsatze beharrte. Er schrieb die Wuth des Gaucho seiner Trunkenheit zu, und Don Joses Besorgnisse erschienen ihm durchaus ungegründet. Aber noch am Tage vor unserer Abreise sollten wir inne werden, daß ein verborgener Feind unsere Schritte belauerte. Wir hatten den Abend bei Don Jose und seiner Tochter zugebracht; vor dem Abschied hatte sie die rührende Ballade gesungen, welche Pizarro in dem Kerker gedichtet, wo er sieben-und-zwanzig lange Jahre schmachten mußte, wir alle waren tief gerührt und Ord traten die Thränen in die Augen, so wenig er auch eine Ahnung davon hatte, daß er Donna Luisa auf ewig Lebewohl sagte. Wir schieden endlich und waren kaum ein paar Schritte vom Hause, als meinem Freunde ein Lasso über den Kopf geworfen und er zu Boden gerissen wurde. Schnell besonnen, zog er sein Messer und durchschnitt den Riemen; da der Widerstand plötzlich nachließ, taumelte der Bandit, der das Ende des Riemens noch hielt, zurück und zeigte sich einen Augenblick außerhalb des Schattens der Mauer, in dem er bisher unsichtbar gewesen; als wir aber hinzusprengen, war er verschwunden. Ord bestand darauf, es sey Niemand anders gewesen, als der Gaucho, den er vor wenigen Tagen geschlagen. Das Mondlicht war zwar zu schwach, als daß er sich vollkommen davon hätte überzeugen können; aber schon die Vorstellung flößte ihm lebhafte Besorgniß für Don Jose und seine Tochter ein, und er beschloß, die Abreise zu verschieben und sie zuvor von der Sache in Kenntniß zu setzen. Zu Hause angekommen, rathschlagten wir weiter, und ich muß gestehen, die Reise lag mir so sehr am Herzen, daß ich ihn vermochte, nur in ein paar Zeilen Don Jose zu bitten, er möchte auf seiner Hut seyn und Abends nicht allein ausgehen. Wir reisten ab und befanden uns am ersten Abend bereits hundert Meilen von Buenos Ayres in einem ganz erträglichen Wirthshaus. Es war an dem Ort ein großer Pferdemarkt; man sah viele Gauchos beschäftigt, die Pferde, die frei im Coral weideten, zu fangen, und verschiedene junge Leute umstanden ein prächtiges Füllen, das eben aus der Ebene gebracht worden war. Einer, der das schöne Thier gern gehabt hätte, hatte eine beträchtliche Summe dem Gaucho geboten, der es über sich nehmen wolle, das Pferd zu bändigen; es war aber so feurig und ungestüm, daß Niemand den Preis verdienen wollte. Endlich trat ein alter Gaucho mit grauem Bart und wahrem Schlangenblick

Digitized by Google

voe, ließ sich das Geld auf die Hand zählen, legte den Sattel dem feurigen Thiee sorgfältig auf, sah nach seinen Spoeen, schwang sich dann auf das bäumende Roß und speengte mit Windesschnelle davon. Da faßte mich mein Freund plötzlich am Arm und sagte mir in's Ohe: „Beim Himmel! er ist's! ee ist uns schon auf den Feesen!“ So wae mir denn dee veestodiene Blick erkläet,' den dee Gaucho auf uns geworfen, ehe er auffaß. Ich erwiderte nichts und ging mit mie selbst zu Rathe, was zu thun seyn möchte, wenn dee Schueke von seinem gefährlichen Ritt zurückkäme.

Will man in Südameeika ein Pferd bändigen, so sezt man es in Galopp und beschreibt dabei einen Kreis von zwei, drei Meilen im Duechmesse. Je nachdem das Thier feurig ist, macht man so längeee oder küezere Zeit foet. Die weite Ebene, die sich vor uns ausbreitete, eignete sich trefflich zu diesem Geschäft; aber statt, wie gewöhnlich, einen Cirkel zu beschreiben, entfernte sich der Reiter rasch in gerader Linie, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß ee ein Betrüger sey. Nicht lange, so beach die Nacht ein und überzeugte vollends die Ungläubigsten, und allgemach zog sich Alles in die Schenke. Keiner dee anwesenden Gauchos wollte den Mann kennen, der so schnöde sein Woet gebeochen. Sie versicherten, man habe ihn noch nie an der Küste gesehen, und er komme gewiß aus dem Innern. Sie äußerten lebhaft ihren Unwillen über seine Schurkerei und ließen dem betrogenen jungen Mann freie Wahl unter allen Pferden im Coral. Dieser schien ihnen eben nicht sehe zu trauen, und ihe Gezänke, das tief in die Nacht foetdauerte, beachte uns um allen Schlaf; wir standen auch müder auf, als wie uns niedergelegt hatten. Aber bald waeh ich gewahe, daß Mangel an Schlaf an dee Bläße und Niedergeschlagendeit meines Freundes nicht allein Schuld war. Eine gräßliche Ahnung war in seinee Seele aufgestiegen und er bekannte mie, er könne des entsetzlichen Gefühls nicht Meistee weeden. Umsonst suchte ich ihn dadurch zu zerstreuen, daß ich ihm von Allem speach, was seinem Herzen theuer war; dies stimmte ihn nur noch trübee, und so schlug ich ihm denn vor, nach Buenos Ayres zurückzukehren. Dagegen steäubte er sich aber hartnäckig, und ich hoffte am Ende, die Zerstreuung dee Reise werde ihn am sichersten heilen; ich drängte daher zum Aufbeuch, unsee Führee trieben ein Rudel Pferde zum Abwechseln vor uns her, und am Abend hatten wir die zweite Station eereicht.

Unsere kleinen Reiseabentheuer zu eezählen, kann nicht meine Absicht seyn; daher nue wenige Woete daeübee. Wir legten jeden Tag wenigstens hundert Meilen zurück, wobei wir acht bis zehnmal die Pferde wechselten. Als wie an den Fuß der Cordilleren gelangten, vertauschten wir die Pferde mit Maulthieren, überstiegen die Anden auf den schrecklichsten Wegen und gelangten endlich nach San Jago in Chili. Während dieser interessanten Reise bekam mein Freund keinen Augenblick seine alte Munterkeit wieder, und auf all mein Zureden erwiderte er immer, er fühle es tief in seinem Innersten, daß es aus sey mit seinem Lebensglück, es sey ihm, als wandle ee in tiefer Finsteeniß am Raude eines Abgrunds. Mit einem Menschen, der mit solcher Ruhe einer schrecklichen Zukunft entgegenblickte, wae nicht viel anzufangen, und wahehaftig, mehe als einmal fürchtete ich, von seinen Geisten angesteckt zu werden. Der vornehmste Gegenstand seiner Besoegnisse war Donna Luisas Sicherheit, und troß dem äußeete er nicht das geringste Verlangen, die Rückreise zu beschleunigen; er hatte sich ganz und gar dem Fatalismus in die Aeme geworfen. Um jeden Preis wollte ich ihn aus diesee schauerlichen Stimmung reißen und beschleunigte daher die Heimreise; aber auch auf unseem raschen Flug duech die Pampas zueück blieb Alles beim Alten. Auf dem Wege waren wir oft in geoßee Besoegniß wegen dee umhersteeifenden Indianerhorden, von deeen Wildheit unsere Führee haarsträubende Geschichten erzählten. Ihe Geoll gegen die Europäee kenne weder Maaß noch Ziel; sie veeheeren und morden, was ihnen in den Weg komme, und nue junge Weiber lassen sie am Leben und schleppen sie in's Innere.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die in festen Erdschichten lebendig gefundenen Kröten.

(Beschluß.)

Alles weist also darauf hin, daß Reptilien, welche man in Sandstein und Kalkstein eingeschlossen gefunden hat, sich in diesem Zustand unendlich längere Zeit befunden haben, als man irgend einem Reptil vernünftigerweise Lebensdauer zuschreiben kann, welche Lebensdauer nue einen Zeitraum umfaßt, innerhalb dessen sich jene Erdschichten, welche die Thiere umschließen, kaum vollständig gebildet haben mochten. Wie kommen somit auf einen ganz andern Schluß als Buklaud, auf den nämlich, daß sich die Lebensfähigkeit dee Kröten unendliche Zeit erhält, wenn das Thier durch Kälte erstarrt ist, so daß Respieation und Blutumlauf bei ihm aufhören, wenn die Temperatue niedeig bleibt und kein Zuteitt dee äußeen Luft stattfindet. Das Innere dee Schichten, aus welchen kalte Quellen entspeingen, verhaeren sicher fortwäheend auf deeselben Tempeeatur, welche das Quellwasser selbst zeigt; eine Kröte, weiche hier eingeschlossen liegt, erwacht also nicht aus iheer Erstareung, so lange sich die Tempeeatur des Wassers und des Gesteins nicht eehöht.

Digitized by Google

Es ist schon zum Voraus höchst unwahrscheinlich, daß in allen Fällen, wo man Kröten in Steinen gefunden, eine Ritze vorhanden war, wodurch Luft und Thiere zum Futter eindringen konnten, und vollends, daß die Ritze immer übersehen worden seyn soll; zumal wenn man bedenkt, daß dergleichen Fälle von jeher die Neugier in hohem Grad in Anspruch genommen haben, und daß noch dazu die Oeffnung immer so groß seyn müßte, um Anfangs dem Reptil den Durchgang zu verstatten. Was mich zum Theil veranlaßte, mich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, war der Umstand, daß ich bei starkem Froste gewaltige fest gefrorene Hechte von einem See zum andern bringen sah, um sie zu versetzen; bei Eintritt der warmen Jahreszeit kamen sie wieder zum Leben und litten keinen Schaden, außer daß sie ein paar Schuppen einbüßten. Ferner sah ich Schlangen, scheinbar so hart gefroren, daß man drei, vier Zoll vom Schwanz wie von einem Eiszapfen abbrechen konnte, zum Leben erwachen, sobald man sie in warme Luft brachte. Früh im Jahr wühlt häufig die Pflugschaar Kröten herauf, welche noch kein Lebenszeichen von sich geben, bis eine wärmere Luft sie bestreicht. Alle diese Fälle, neben denen ich noch viele aufführen könnte, scheinen mir hieher zu gehören.

Vor Kurzem wurde im Staate Newyork ein Brunnen gegraben; nachdem man eine fünf bis sechs Fuß dicke Kiesschichte durchstochen, kam man auf ein festeres Lager, und fünf Fuß tief in demselben wurde eine Kröte gefunden, kaum zu zwei Drittheilen so groß als ein gewöhnliches ausgewachsenes Thier. Sie lag in einer Zelle, etwas größer als sie selbst, aber ganz nach den Umrissen des Körpers geformt. Man suchte die Stücke, welche die Zelle gebildet hatten, zusammen, die Hacke hatte sie aber zu sehr zertrümmert. Das Thier kam an der Luft bald zu sich und fing an, sich zu bewegen; es starb aber nach einer halben Stunde. Es muß bemerkt werden, daß der Brunnen hoch gelegen war und der Puddingstein, in welchem die Kröte gefunden wurde, ein in den Vereinigten Staaten weitverbreitetes Gestein, aus Geröllen mit Lehm verbunden besteht; er ist so hart, daß er nur mit der Hacke gebrochen werden kann, er hat durchaus keine Ritzen und Spalten, und ist für Luft und Wasser so undurchdringlich, als der hiesige Sandstein. Somit war dem Thier ohne Zweifel Luft und Nahrung durchaus abgeschnitten; es lag zu tief, als daß die Sommerwärme zu ihm hätte dringen können, und auch vom Eindringen des Regenwassers kann keine Rede seyn.

So weit der Amerikaner. Wir fügen sogleich noch einige der vornehmsten Beispiele von in festem Gestein gefundenen Kröten bei. Ambrosius Paré, Leibarzt Heinrichs III. von Frankreich, fand mitten in einem großen Steine, den er spalten ließ, in einer Höhlung, ohne die mindeste Kommunikation nach außen, eine lebendige Kröte. Gleicherweise wurden 1740 in Gothland in einem Steinbruch acht Ellen tief, und 1782 im Mannsfeldschen mitten in Kupferschiefern dergleichen Thiere unter Umständen gefunden, welche ein Eindringen derselben von außen wenigstens nicht wahrscheinlich machen. Noch müssen wir eines Umstands erwähnen, der für die Behauptung des amerikanischen Schriftstellers zu sprechen scheint. Der Mund der im Winterschlaf befindlichen Kröten ist nämlich mit einer Art von Schleimhaut verschlossen, und dieselbe Haut ist, scheint es, bei allen lange eingeschlossenen Thieren der Art beobachtet worden.

Daß manche Reptilien einen bedeutenden Theil ihrer Lebensdauer ohne alle eigentliche Nahrung zubringen, daß sie mehrere Jahre im Zustand der Erstarrung verharren können, ohne daß der Lebensfunke erlischt, ist bekannt genug. Aber die Vorstellung, daß bei einem lebenden Wesen der Pendel der Lebensuhr auf Jahrhunderte, ja auf Jahrtausende gestellt und sofort bei Zutritt von Luft und Wärme wieder in Schwung gesetzt werde, ist eine so außerordentliche, wir möchten sagen unheimliche, daß man sich ihr ohne ganz unwiderlegliche Beweise schwerlich wird hingeben mögen. Direkte Versuche wären indessen nicht schwer anzustellen, nur müßte man dabei ganz anders zu Werke gehen, als Bukland. Man müßte, dem von dem Amerikaner gegebenen Winke gemäß, die Thiere nehmen, während sie sich im Winterschlaf befinden, sie mit Gips übergießen oder mit Lehm umgeben und so tief in die Erde graben, daß weder die Sommerwärme, noch die äußere Luft zu ihnen dringen könnte. Die Umstände dabei, hinsichtlich der Natur der Schichten, in welche die Thiere versenkt würden, und ihrer Temperatur, müßten möglichst variirt werden. Eine kurze Reihe von Jahren reichte hin, um eine Akademie der Wissenschaften zu belehren, ob es sich der Mühe lohnt, daß sie ein Mausoleum von Kröten für ihre Nachfolger anlegt und ihnen aufgibt, erst nach einem Jahrhundert etwa die Posaune der Auferstehung zu blasen. Haben die Thiere einmal das erste Säculum überstanden, so kann man die übrigen darein geben und es begreiflich finden, daß Steinbrecher Frösche erwecken, welche vor der großen Fluth gequakt haben; die Wirklichkeit der Revenans aus einer Welt in die andere wäre dann wenigstens in dieser Sphäre bewiesen. Es ist ein fast erschrecklicher Gedanke, daß da, wo länger als viertausend Jahre ein Mammuth mit Haut und Fleisch sich erhalten hat, in den Eiskellern der Pole, vielleicht Lindwürmer einer Vorwelt nur schlafen. Ein Zufall kann einen an das Tageslicht fördern; er reckt die Glieder nach dem langen Schlummer, schlägt das matte Auge auf, betrachtet ein paar Augenblicke die Welt, in die er schauerlich hereinragt und die er so wenig

Digitized by Google

versteht, als ein Cherusker, der aus seinem Grabhügel stiege, das jetzige Treiben, und gibt erst jetzt den Elementen die Stoffe wieder, die sich vor Jahrtausenden zu seinen Riesengliedern gefügt.

Doch im Ernste, die Räthsel, welche uns die nicht sehr seltenen Fälle von lange eingeschlossenen Reptilien aufgeben, sind noch nicht gelöst; die bekannte Lebensfähigkeit der Thiere und die Annahme von Ritzen und Poren, welche Luft und Nahrung zuführen, scheinen in manchen Fällen zur Erklärung wirklich nicht zuzureichen, und so ist denn, wenn man sich zu den von uns vorgeschlagenen Versuchen nicht entschließen will, wenigstens zu wünschen, daß einmal ein Fund der Art in die Hände eines durchaus competenten Richters falle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sicilien.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Aetna.

Von der innern Beschaffenheit des Kraters kann ich wenig erzählen, denn er sandte uns fortwährend eine solche Menge Rauch zu, daß wir über den, wenn auch etwas kalten Wind sehr froh waren, weil er uns doch immer sehr schnell wieder von dem peinigenden Schwefelgeruch befreite. Es war uns daher unmöglich, hinunter zu steigen, was man zu Zeiten, wenn er sich ruhig verhält, bis auf eine gewisse Tiefe soll thun können; doch bleibt ein solches Wagestück immer gefährlich. Ein Engländer soll dasselbe vor nicht gar langer Zeit mit dem Leben gebüßt haben; er ließ sich, an ein Seil gebunden, ziemlich weit hinunter, gab aber das Zeichen zum Hinaufziehen zu spät, und ward von seinen Begleitern zwar wieder an's Tageslicht gefördert, aber in einer Ohnmacht, aus der dieser neue Empedokles nicht wieder erwachte. Ich kann daher nur sagen, daß wir mehr als eine Stunde brauchten, um den Krater zu umgehen, den wir auch, so weit es uns die Rauchwolken erlaubten, von allen Seiten beobachteten und fanden, daß sich in demselben ein Felsen erhebt, der wie eine gothische Thurmspitze aussah. Seine Farbe war röthlich, doch manchmal auch von einem pechartigen Schwarz, und die auf gewissen Theilen hervorleuchtende Kruste entweder gelb oder grün. An andern Stellen schien mir dieser nämliche Felsen wieder aschfarbig zu seyn und Querstreifen von reinem Schwefel zu haben, zwischen welchen man auch hie und da größere und kleinere Lavastücke und Bimssteine bemerkte. Wir warfen einige Steine in den Schlund, welche dumpf donnernd fortrollten, bis sie endlich mit lautem Getöse in irgend eine Flüssigkeit zu stürzen schienen. Vom Wurfe an zählte ich achtundvierzig Pulsschläge, ehe ich das letzte Geräusch vernahm, was mir denn die Meinung derjenigen zu bestärken scheint, welche glauben, daß die Schlünde der Vulkane bis auf die Tiefe des Meeres ausgehöhlt seyen. Wie in der Solfatara bei Puzzuoli fanden wir auch hier rings um den ganzen Rand des Kraters gediegenen Schwefel, jedoch in weit kleinern Stücken. Er war überall so heiß, daß wir die Stiefeln ganz verbrannten. Zu unserer Linken am Fuße des Kegels sah man den zuletzt geöffneten Krater von 1819. Sein glänzend gelber Mund hatte alle Lava ausgespien, welche gegenwärtig das Thal del Bue einfaßt. Die schwarzen, von vierzig kleinen Kratern erzeugten Schlacken bezeichnen jetzt noch die Herrschaft der damaligen Verwüster des schönsten Landes der Erde, denn man kann sich keine Vorstellung machen, wie üppig und glänzend grün derjenige Theil dieses Thales ist, wohin die Lava nicht gelangte. Wo sie aber hinkam, da sah es fürchterlich aus, besonders weil dieses Thal in einer Tiefe von beinahe 8000 Fuß liegt. Es ist dadurch entstanden, daß im Jahr 1669 ein unterirdischer Lavastrom die über ihm gestandenen Berge einriß und dagegen die beiden Monti-Rossi aufwarf. Wir wälzten große Lavastücke hinab, die aber zerstoben, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Wegs zurückgelegt hatten. Gegen diese entsetzliche Lavafurche, oder wenn man lieber will, gegen diesen gräßlichen, mehrere Miglien langen, schroffen, zackigen Abgrund ist selbst der Schlund des jungen Rheins bei Viamala in Graubündten freundlich und lieblich zu nennen, denn hier sieht man der wüstesten Verheerung gleichsam in's Herz hinein.

Nachdem wir auch diesen schauerlich schönen Anblick lange genug genossen hatten, besuchten wir den sogenannten Philosophenthurm, welcher ganz in unserer Nähe war. Man hat behauptet, Empedokles habe die Erscheinungen des Aetna darin beobachtet. Daß dieser Naturforscher diesem Berge vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet habe, ist immerhin wahrscheinlich, aber wohl ein Mährchen, daß er, um für einen Gott gehalten zu werden, sich in den Schlund des Vulkans gestürzt habe, damit man glauben solle, er sey verschwunden. Noch lustiger ist aber die Historie, daß der Aetna den ehernen Pantoffel des Philosophen ausgeworfen und ihn dadurch verrathen habe. Auf dem Aetna stand ehemals ein Tempel des Vulkans. Cluver hielt die Ueberreste des Philosophenthurms dafür; allein nach meiner Meinung muß derselbe in weit tieferer Region gestanden haben, weil er von einem immer grünen Hain umgeben war und überdies Hunde in demselben ernährt wurden. Bei dem Philosophenthurm hätte dies nicht der Fall seyn können, da diese Stelle alle Winter ganz in den Schnee vergraben wird. Jetzt sind zwar sehr wenig Spuren von diesem Gebäude mehr vorhanden, diese wenigen scheinen aber zu beweisen, daß es aus spätern Zeiten stamme.

Von hier aus legten wir beinahe den ganzen Weg zu Fuße zurück, indem wir in der Asche und den Lapilli schnell hinabstiegen. Wir mußten über viele Bäche seyen, welche sich an verschiedenen Stellen durch Lavaschluchten ergossen und mich an den Cyclopen Polyphem bei Theokrit erinnerten, der, um seine geliebte, ihn aber nicht liebende Nymphe Galatea zu locken, sagt:

> Lautere Bächlein rieseln daselbst, die zum kühlenden Trunke
> Mir aus Schnee bereitet der waldernährende Aetna.

Endlich bestiegen wir wieder unsere Maulthiere. Ganz begeistert von dem so herrlichen Gelingen unserer Reise, ritten wir rasch durch die kühle Gegend des Eichwaldes dem uns schon in der Ferne freundlich zuwinkenden Dörfchen Nicolosi zu, wo wir gegen zwei Uhr Nachmittags in der brennendsten Sonnenhitze ankamen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. August 1834.

Sind Britten hier? Sie reisen sonst so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, classisch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.

Goethe.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Die Engländerin, deren Buch über die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor einigen Jahren Aufsehen machte, hat im vorigen Sommer auch einen Theil unsers Vaterlands ihres Besuchs gewürdigt. Die Früchte ihrer Reise, welche sie mit einem Sohn und einem Freunde angestellt, liegen in zwei Bänden vor uns. Unser armes Land genießt gegenwärtig der unerwarteten und unerbetenen Ehre, in seinen Manners und Customs von den stolzen Travellers bewundert zu werden; auch Mistreß Trollope huldigt dieser Mode. Während die Amerikaner sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen hatten, haben wir fast nur Komplimente abzuwehren, denn sie findet bei uns Alles naiv oder vortrefflich, und kein ander Gebrechen an uns, als daß wir Tabak rauchen. Das vorliegende Werk gibt uns indessen durch das, was sie in dem einen Lande vorzüglich entzückt, zu erkennen, warum ihr das andere so gar nicht gefallen hat: das Romantische und Alterthümliche ist ihre Liebhaberei. Die vornehmste Quelle des Genusses lieferten ihr bei uns die großen Landschaftdekorateurs des südwestlichen Deutschlands, die Bauern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, und die Franzosen zu Ende des siebzehnten, und ihr höchstes Vergnügen besteht darin, in den ruinirten Schlössern am Rhein, Neckar und Schwarzwald in Verließe und unterirdische Gänge zu kriechen. Der zweite Hauptpunkt, für den sie schwärmt, ist deutsche Musik, namentlich Gesang, den sie selbst im Munde unserer akademischen Jugend hinreißend findet. Sie unterscheidet sich übrigens wenig oder nicht von andern Touristen, es müßte denn dadurch seyn, daß sie mit seltener Consequenz die deutschen Namen falsch schreibt und überall und zu jeder Tageszeit Kaffee trinkt; ja sie kann sogar für den Typus des Mittelschlages ihrer reisenden Landsleute gelten, und wenn man das Buch liest, meint man, man müsse den Freund mit Zeichenstift und Skizzenbuch, den Sohn mit dem geologischen Hammer und die Mutter mit dem allzeitfertigen Memorandum-book schon gesehen haben. Die Reisebeschreibung ist großentheils nur ein Wegweiser durch Thäler, Kirchen, alte Burgen und fürstliche Schlösser; indessen hat sich auch für uns zur Unterhaltung der Leser einige Ausbeute ergeben.

* * *

Das Konzert zu Bonn.

Die hübsche Stadt Bonn war früher eine kurfürstliche Residenz, und im Pallast, einem ansehnlichen, zierlichen Gebäude, befindet sich jezt zum Theil die Universität. Alles zur Universität Gehörige ist großartig; die Schulen,

Digitized by Google

die Bibliothek, die akademischen Spaziergänge und Gärten, Alles ist schön, und in großem, kostbaren Style angelegt. Wem Oxfords gothische Prachtbauten vor der Einbildung stehen, wer meint, es gebe irgendwo auf der Welt etwas so Vollendetes als Kings-College-Chapel, oder etwas so Prachtvolles als Trinity-College in Cambridge, der wird Bonn weit unter seiner Erwartung finden; wer aber ein für allemal weiß, daß Englands akademische Herrlichkeit einzig dasteht, wird anerkennen, daß es ein edler, schöner Musensitz ist . . .

Bonn genießt eines bedeutenden musikalischen Rufs; mit Stolz zählt es Beethoven unter seine Schüler, und während der Regierung des lezten Kurfürsten hatten mehrere der ersten Virtuosen der Zeit hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Dieser Ruf, obgleich mehr der Vergangenheit als der Jeztzeit angehörig, war es eigentlich, was uns veranlaßte, drei Stunden eines lieblichen Sommerabends einem Konzert zu widmen, das eine Madame Milden gab. Das Opfer, denn als ein solches betrachtete ich es, sollte indessen nicht vergeblich gebracht seyn, denn was wir sahen, war neu und unterhaltend. Im Baalsaale, der zum Konzert benuzt wurde, nahm das Orchester etwa ein Viertheil des Raums ein, und die äußersten Bänke, auf denen die Gesellschaft Platz nahm, waren von den ersten Noteupulten durch nichts als durch einen leeren Raum geschieden. Es waren, wie man uns sagte, zwischen drei und vierhundert Personen anwesend. Mit Vergnügen sah ich mich im Schooße einer so zahlreichen deutschen Gesellschaft, an einem Orte, der weit genug von einer Hauptstadt entfernt ist, um mir von der nationalen Art und Weise einen Begriff zu geben, wenn das konventionelle Air, der gemeinsame Ton nicht in's Spiel kommt, der aus den großen Städten Europas so ziemlich alle nationelle Eigenthümlichkeit verbannt hat. Es kann dies nicht ausbleiben, wo man sich den einförmigen Gesetzen der feinen Lebensart und des gebildeten Geschmacks unterwirft; in Bonn aber war solcher Firniß von Eleganz weder zu erwarten, noch zu besorgen, und ich fand so viele Verschiedenheit zwischen Madame Mildens Konzert und Allem, was ich der Art noch gesehen, als ich nur wünschen konnte; indessen war nichts im Geringsten ungefällig oder gemein. Was mir zuerst auffiel, als ich den weiblichen Theil der Versammlung musterte, war ihr ausnehmend einfacher Anzug; man durfte aber die Gesichter, um welche die reichen Flechten sich so einfach legten, nicht lange betrachten, um sich zu überzeugen, daß die hübschen Mädchen sich mit Recht mehr auf ihr blühendes Aussehen und den lieblichen Ausdruck ihrer Züge verließen, als auf eine feinere Toilette; wir bemerkten manche äußerst liebenswürdige Gesichter. Das Zimmer schien völlig gefüllt; nnn ging aber noch eine Thüre auf, die ich bisher gar nicht bemerkt, und herein trat eine Gesellschaft, an der zum Theil der großstädtische Bonton durchaus nicht zu verkennen war. Sie nahmen auf Stühlen an einer Seite der vordersten Bänke Platz, und sofort begann die Musik. Ein artiger Nachbar, der sich gerne mit mir zu unterhalten schien, sagte mir Namen und Titel derselben; ich habe aber beides vergessen; ich meine, er sagte, sie wohnen in der Nähe der Stadt. Eine der Damen war so liebenswürdig und graziös, als ich je eine gesehen. Dieser vornehme Platz war im Augenblick mit Offizieren umstellt; an der breiten Brust eines unter ihnen zählte ich sieben Dekorationen.

Das Orchester war sehr gut besezt, und ein Violinkonzert wirklich vortrefflich. Madame Milden sang drei, vier Stücke in gutem Styl und mit sehr kräftiger Stimme, die freilich schönere Tage erlebt hatte; es wurde ihr indessen stürmisch Beifall geklatscht, und wenn sie nicht sang, nahm sie Platz unter der Gesellschaft, und Manche, besonders die Elite, unterhielten sich sehr freundlich und liebreich mit ihr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Wir hatten uns indessen, ohne eine schlimme Bekanntschaft der Art zu machen, Buenos Ayres auf drei Tagereisen genähert und athmeten wieder freier. Einmal war ich ein paar Meilen vor der Karavane voraus, da sprang mir ein Strauß über den Weg und ich sezte ihm nach. Ich hatte einige Uebung im Werfen des Lasso, und da ich gerade ein ausnehmend flinkes Pferd ritt, konnte ich hoffen, das Thier zu erjagen. Mit wahrer Lust flog ich blitzschnell dem hübschen Wilde nach; schon war ich ihm ganz nahe, da fiel mein Pferd in ein Loch und richtete mich erbärmlich zn. Den Zügel behielt ich zum Glück in der Hand, blieb aber lange betäubt liegen. Nachdem ich wieder zu mir gekommen, brachte ich mit vieler Mühe das Pferd auf die Beine und mich in den Sattel, nnd wollte nun rasch umkehren. Aber bald mußte ich die Hoffnung aufgeben, die Meinigen wieder zu erreichen; ich war zu weit von der Straße abgekommen und mein Pferd, so übel zugerichtet als ich, konnte nur im Schritt vorwärts. Entsetzlich drang sich mir die Vorstellung auf, was unter diesen Umständen aus mir werden sollte; allein, mitten in der Wüste, mußte ich vor Hunger und Durst umkommen, wenn nicht der Zufall einen Gaucho des Weges führte. Aengstlich musterte ich den Horizont, vergeblich, nirgends ließ sich ein menschliches

Digitized by Google

Wesen blicken. Wie ein Gespenst stieg das schreckliche Ende, das meiner wartete, in meiner Seele auf, und krampfhaft stieß ich dem Pferde die Sporen in die Seite; aber das klägliche Schnauben des armen Thiers und meine eigenen Schmerzen zwangen mich gleich wieder zum langsamen Schritt. Seit meinem Sturz empfand ich einen brennenden Durst, der bald unerträglich wurde, und ich entschloß mich, meinem Pferde eine Ader am Halse zu öffnen. Bevor ich abstieg, warf ich noch einen Blick hinaus auf die Ebene, da gewahrte ich in der Ferne einen Reiter. Ich rief aus Leibeskräften, aber er war zu weit weg, und mit Schrecken sah ich ihn ruhig seinen Weg fortsetzen. Da kam ich auf den glücklichen Gedanken, meine Pistolen abzufeuern; alsbald sah ich das Pferd halten, den Reiter auf mich zulenken und in vollem Galopp heransprengen. Ich hatte Zeit, meine Pistolen wieder zu laden, mein Messer in Bereitschaft zu setzen und meine Lebensgeister zu sammeln, um der Gefahr entgegenzutreten, die mir hier drohen konnte; denn ich wußte wohl, daß ein Gaucho, wenn er einen Fremden allein und wehrlos trifft, leicht in Versuchung kommt, ihm den Hals abzuschneiden und ihn zu plündern, statt ihm hülfreiche Hand zu leisten. Meine Besorgniß war indessen ungegründet; der Reiter zeigte sich als ein Kind von höchstens eilf, zwölf Jahren, und ich steckte Gott dankend meine Pistolen wieder in den Gürtel. „Wer seyd Ihr?“ rief der kleine Bursche, indem er sein Pferd mit fester Hand anhielt. Ich erzählte ihm meinen Unfall und bat ihn, mich in seine Hütte zu führen, die, wie er sagte, nur wenige Meilen entfernt war. Er gab mir aus einem Kuhhorn, das er bei sich führte, Wasser zu trinken, und in meinem Leben vergesse ich nicht die köstliche Empfindung. Er zog sodann aus einem Sack, der am Sattelknopf hing, ein Stück Ochsenfleisch, und ich aß ein paar Bissen, um mich einigermaßen zu stärken. Nachdem so der junge Reiter der Menschenpflicht Genüge gethan, setzte er sich, seinen Lasso über dem Kopf schwingend, in der angegebenen Richtung in Galopp und hielt zuweilen wieder an und ermunterte mich. So gelangten wir endlich zur Thüre einer Hütte, die mir größer und besser gebaut vorkam als alle bisher gesehenen. Sie enthielt zwei große Gemächer und unter einem Dach an der einen Seite sah man eine Art Küche. Der Coral, dieses unentbehrliche Stück im Haushalt eines Gaucho, war reinlicher und ordentlicher als gewöhnlich, und zu meiner Verwunderung sah ich, als wir geritten kamen, einen Rudel Falken auf den Pfählen so ruhig sitzen bleiben, als wären sie ganz vertraut mit den Hausbewohnern. Einige hübsche Rosse weideten frei im Coral, und an ihrer Lebhaftigkeit sah man, daß sie nicht lange aus der Ebene hergebracht waren.

Hatte mich das gute Ansehen des Hauses überrascht, so mußte mir der seltsame Empfang, der mir zu Theil wurde, noch mehr auffallen. Ich wußte aus eigener Erfahrung, wie gastfreundlich und ausnehmend höflich die Gauchos sind. Wie erstaunte ich daher, als der Hausherr, der jezt unter der Thüre erschien, statt mich mit der erwarteten Herzlichkeit zu empfangen, bei meinem Anblick zusammenfuhr und rasch mit drohender Geberde sein Messer zog. Schnell sezte ich ihm auseinander, warum ich seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müsse; da schien er sich zu fassen, murmelte einige entschuldigende Worte, steckte seine Waffe ein und bat mich, in sein Haus zu treten. Aber sein Benehmen paßte schlecht zu seinen Worten, und es war augenscheinlich, daß es ihn große Ueberwindung kostete, die gewöhnlichen Komplimente vorzubringen. Trotz meiner Erschöpfung glaubte ich ihn daher fragen zu müssen, ob vielleicht ein Fremder ihm und den Seinigen zur Last falle? Da warf er sein graues, durchdringendes Auge auf mich, und nach einem langen Blick, der ihn sichtbar zufriedenstellte, machte er sich daran, mein Pferd abzusatteln, und sprach nun mit großem Pathos von dem Glück, das ihm zu Theil werde, einen solchen Caballero bei sich zu sehen. „Lieber Herr,“ fuhr er fort, „entschuldigt einen armen alten Mann, der durch die Gefahren, unter denen er sein Leben zugebracht hat, mißtrauisch geworden ist. In dieser Einöde trifft man mehr Spitzbuben, als gute Christen. Seit Kurzem wissen wir gewiß, daß ein Trupp Indier in der Nähe ist; sie haben ostwärts mehrere Hütten abgebrannt und sind vielleicht vor Tage hier. Mein Mißtrauen ist darum begreiflich und muß den schlechten Empfang entschuldigen, der Euch zu Theil geworden. Doch wozu leere Komplimente! gebt mir die Ehre, lieber Herr, mein armes Haus zu betreten, und seyd überzeugt, daß ich in Allem zu Euern Diensten bin.“ Ich hatte zu viel von den Indiern sprechen hören, als daß der Bericht meines Wirths mir hätte Unruhe machen sollen; es kam mir im Gegentheil der Verdacht, er habe mir damit nur bange machen und mich so bald als möglich wieder vom Hals schaffen wollen. Mochte aber daraus entstehen, was da wollte, ich war zu leidend, um diese Gelegenheit, mich auszuruhen, aufzugeben. Indessen fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: die Stimme des Mannes war mir nicht ganz unbekannt, sie erinnerte mich an den alten Gaucho, der mit dem Pferd davongegangen war; doch konnte ich diesem Gedanken vorläufig nicht weiter nachhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, August.

Kaspar Hauser.

Sie haben in Ihren Blättern und zuletzt in Nr. 123 und 124 Bemerkungen über den Jüngling aufgenommen, der auf eine räthselhafte Weise in das bürgerliche Leben eingetreten ist, und dessen Abschied von dem Leben nicht weniger räthselhaft bleibt. Der Tod Kaspar Hausers mußte das menschliche Interesse an dem Schicksale des Unglücklichen bei denjenigen vermehren, welche glaubten, daß Hauser wirklich von fremder mörderischer Hand gefallen ist; er mußte die Erbitterung gegen diejenigen steigern, welche dem an Hauser verübten Verbrechen durch den Mord den Stempel aufdrückten. Eben die Art dieses Todes war aber auch geeignet, jenen Zweifeln, welche bereits, als Hauser noch lebte, gegen die Wahrhaftigkeit seiner Angaben sich erhoben, ein neues Gewicht zu geben, weil die Umstände, unter welchen seine Verwundung durch eine fremde mörderische Hand erfolgt seyn sollte, theils unwahrscheinlich waren, theils mit andern ausgemachten Umständen im Widerspruche standen, und weil die Meinungsverschiedenheit der Aerzte darüber, ob Hauser sich selbst die Wunde beigebracht haben könne, auch denjenigen, der bisher an Hausers Wahrheitsliebe glaubte, wankend machen konnte. Das große psychologische und juristische Interesse, welches Hausers Erscheinung darbietet, hatte mich schon seit längerer Zeit veranlaßt, Materialien zu sammeln, um unparteiisch in einer zusammenhängenden Darstellung die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung in psychologischer und kriminalistischer Hinsicht zu prüfen. Im Besitze aller über Kaspar Hauser erschienenen Schriften und vieler von Freunden mitgetheilten, dem größern Publikum nicht bekannten Nachrichten über Hausers Benehmen, hoffe ich einst noch auf manche wenige bisher beachtete Rücksichten aufmerksam machen zu können. Da die Erscheinung meiner Schrift noch längere Zeit verzögert werden kann, so erlaube ich mir, einige Bemerkungen über den Hauserschen Fall vorläufig in Ihren Blättern niederzulegen. Der Korrespondent in Nr. 123 und 124 erwähnt das Verhältniß des Lord Stanhope zu Kaspar Hauser, und äußert seine Verwunderung über die geänderten Gesinnungen des Lords in Bezug auf Hauser. Es ist richtig, daß man nicht selten die Stimme hört, welche diese Aenderung den sonderbarsten Motiven und selbst äußern Einflüssen von Personen zuschreibt, welche, feindlich gegen Hauser verschworen, Alles in Bewegung setzen, um den großmüthigen Wohlthäter Hausers gegen seinen Pflegling ungünstig zu stimmen. Wer die Ehre hat, Lord Stanhope näher zu kennen und unparteiisch prüft, wird das Benehmen des edeln Britten eben so begreiflich finden, als ehren. Lord Stanhope gehört zu jenen Männern, welche mit großer Charakterfestigkeit ein für die Noth der Mitmenschen zartfühlendes Gemüth und das Streben verbinden, nach Kräften zur Förderung humaner Anstalten und zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen beizutragen. Mit dieser Charakterstärke ist aber auch eine große Wahrheitsliebe und eine tiefe Abneigung gegen alle Lüge verbunden, weil Lüge und Betrug nahe mit einander verwandt sind, und von der Lüge ein kleiner Schritt zu Verbrechen ist, zu welchen der in dem Netze seiner Lüge Gefangene leicht getrieben wird, um die Maske nicht abwerfen zu müssen, die der Lügner. Anfangs oft nur aus Leichtsinn, wählte. Lord Stanhope, als er nach Nürnberg kam, theilte das allgemeine Interesse, das an dem Schicksale Hausers sich aussprach; sein Wunsch, durch Bestreitung der Kosten zur Entwickelung der verbrecherischen Fäden beizutragen, war eben so groß, als das Streben, zur Unterstützung Hausers zu wirken; sein Interesse war durch den Glauben an Hausers Wahrheitsliebe, an seine Unbefangenheit und an den kindlichen Sinn des Unglücklichen geleitet. Lord Stanhope hat gewissenhaft bis zum Ende des Lebens Hausers die übernommenen Verpflichtungen erfüllt. — Lord Stanhope, dessen edelmüthige Theilnahme an Hauser auch in England großes Aufsehen erweckte, wünschte über Hausers Schicksal auch seinen Freunden in England nähere Nachricht zu geben, und so entstand der Gedanke, Feuerbachs Schrift über Hauser in das Englische zu übersetzen und das Buch den Verwandten und Freunden des Lords mitzutheilen. — Je mehr aber Lord Stanhope mit Kaspar Hauser bekannt wurde, desto mehr entdeckte er eine dem Herzen Stanhope's schmerzliche Eigenthümlichkeit in Hausers Charakter, nämlich einen gewissen Hang zur Lüge. Professer Daumer selbst, ein Mann, der seine wohlwollenden Gesinnungen für Hauser bis zu dem Tode des Unglücklichen treu bewahrte, stellt diesen Hang nicht in Abrede, und seine Erklärung darüber in der Allgemeinen Zeitung beweist dies, und Lord Stanhope bemerkt in seinem als Manuscript gedruckten Briefe an Meyer (vom 27sten März 1834, Seite 14), daß Hausers Hauptfehler, der gänzliche Mangel an Wahrheitsliebe, auch von Meyer beobachtet worden sey. Dieser Grundzug in Hausers Charakter mußte dem Lord Stanhope noch mehr zur traurigen Gewißheit werden, als er die sogenannte, von Hauser selbst verfaßte Lebensgeschichte (nach Hausers Tode als Manuscript gedruckt) erhielt und klar daraus die Ueberzeugung schöpfte, daß die ganze Erzählung eine Kette von Lügen sey. Auch fehlte es nicht an andern Umständen, welche Lord Stanhope an der Wahrhaftigkeit Hausers irre machen mußten. Hauser hatte oft Lord Stanhope erzählt, daß er ein genaues Tagebuch führe; so oft Lord Stanhope es sehen wollte, suchte Hauser durch nichtige Entschuldigungen dem Vorzeigen zu entgehen. Die Art, wie Hauser (nach Lord Stanhope's Erzählung in dem Briefe an Meyer S. 9) sich betrug, als es dazu kommen sollte, daß das Tagebuch vorgezeigt werde, ist nicht geeignet, Zutrauen in die Wahrheit der Angaben Hausers einzuflößen. Eine Menge kleiner Umstände, die Lord Stanhope bemerkte, als er näher den Hauser kennen lernte, mußten ihm Mißtrauen einflößen, und so war es wohl begreiflich, daß er die englische Uebersetzung, die seinen Pflegling als einen der Unterstützung höchst würdigen und unglücklichen Jüngling den Freunden Stanhope's in England bekannt machen sollte, nicht vertheilte, weil er mit gutem Gewissen in jenem Zweifelszustande, in welchem er sich befand, die Garantie für Hauser nicht mehr übernehmen konnte, und zuerst abwarten wollte, welche Wendung die Untersuchung nehmen würde. Vorzüglich war es der Ausgang der im Mai 1832 in Ungarn beendigten Untersuchung, die man anstellte, um in jenem Lande die Herkunft Hausers zu entdecken, der Lord Stanhope doppelt mißtrauisch gegen Hauser machen mußte. Das ganze Benehmen des Lord Stanhope in Bezug auf Hauser in der letzten Zeit war das eines Mannes, der zwar die rechtlich übernommene Pflicht gegen den Jüngling gewissenhaft erfüllte, aber vielfache Ursache hatte, mißtrauisch zu werden gegen Hausers Angaben, und nun Alles anwenden wollte, um die Wahrheit zu entdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. August 1834.

O Büberei, verdammte Büberei!
Ich sinne nach — ich merk' — o Büberei!

Shakespeare.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Die Hütte war auch im Innern ziemlich reinlich; ein Kohlenfeuer und eine an der Decke hängende Lampe erleuchteten schwach das Zimmer, in das ich geführt wurde. Der Nachtfrost hatte meine Glieder erstarrt, innerlich verzehrte mich Fiebergluth, und mir war sehr schlimm. Ich schickte mich an, mir am Arm zur Ader zu lassen, da sah ich an der Erde Menschengestalten sich wimmelnd bewegen, und in einem Augenblick waren vier, fünf Weiber und eben so viele Kinder von allen Farben um mich versammelt, neugierig, Zeugen einer nie gesehenen Operation zu seyn. Eine alte Negerin, die Köchin im Hause, wie es schien, brachte ein irdenes Gefäß herbei, um das Blut aufzufangen; sie benahm sich aber so ungeschickt, daß ich sie ärgerlich laut zurechtwies. In diesem Augenblick ließ sich ein durchdringender Schrei im anstoßenden Gemach hören, und wie der Blitz fuhr der alte Gaucho auf und stürzte mit wüthender Geberde hinein. Ueber dem Blutverlust war mir beinahe ohnmächtig geworden, indessen sah ich doch, wie sich alle Anwesenden Blicke des Einverständnisses zuwarfen, und hörte undeutlich, wie der Gaucho der Person im andern Zimmer drohte. Unmöglich läßt sich schildern, wie mir zu Muthe war. Noch klang mir der Schrei in den Ohren, ehgleich halbe Ohnmacht auf meinen Sinnen lag. Der Schreck und ein gräßlicher Gedanke erstarrten mein Blut, denn plötzlich, wie durch Zauber, brach der Strahl ab. Ich sah, ich hörte Alles, was um mich vorging, konnte aber kein Glied rühren; gleich einem Scheintodten lag ich starr, während ich mit gesteigerter Seelenkraft gräßliche Bilder in mir aufsteigen sah. Ja, die Stimme, welche ich vernommen, es war zuverlässig Donna Luisas Stimme. Ja, ich fühlte es, Luisa war hier neben mir und konnte mir keinen Wink davon geben. Blitzschnell fuhr mir nun eine ganze Schlußfolge durch den Kopf: der alte Gaucho war derjenige, den wir seit langem fürchteten, er hatte Don Jose Echiveras Tochter entführt, um sich an ihm und meinem Freund zu rächen, er hatte mich erkannt, als ich herkam, und hatte Anfangs befürchtet, Donna Luisas Aufenthaltsort möchte entdeckt seyn. Die sonderbare Weise, wie ich war empfangen worden, die Stimme des Gaucho, seine düstern Blicke bestätigten diese meine Vermuthungen nur zu sehr, und in dem halb bewußtlosen Zustand, in dem ich mich befand, sah ich dieses schreckliche Licht als einen Wink von oben an. Als indessen der Paroxysmus bei mir abnahm, fühlte ich eine allgemeine Erschlaffung, kalter Schweiß rann mir über die Stirne und mein Bewußtseyn schwand völlig.

Digitized by Google

Als ich wieder zu mir kam, sah ich, daß sich der alte Gaucho ängstlich über mich gebückt hatte und mit seinem Adlerauge den Ausdruck meines Gesichts beobachtete, während sich die übrige Familie hülfreich um mich bemühte. Sogleich schloß ich die Augen wieder, als könnte ich mich noch nicht völlig ermuntern, und raffte nun mit fast übermenschlicher Anstrengung meine Geisteskräfte zusammen, um zu bedenken, was zunächst zu thun sey. Es war mir bald klar, daß ich um jeden Preis den Verdacht meines Wirths beschwichtigen, mit Tagesanbruch das Haus verlassen, Luisas Freunde benachrichtigen und die gehörigen Anstalten zu ihrer Befreiung treffen müsse. Als ich darüber mit mir einig war, schlug ich matt dir Augen auf und sagte mit schwacher Stimme allen um mich Versammelten meinen Dank. Ich bat, mich ein paar Stunden ruhen zu lassen und mir, wenn es seyn könnte, etwas zum Essen zu reichen, das weniger schwer wäre als die gewöhnliche Landeskost. Ich sah dem Alten an den Augen an, daß ich ihn glücklich hinter das Licht führte; er wurde alsbald ungemein höflich und überschüttete mich mit übertriebenen Complimenten; er gab Befehl, ein Huhn zu kochen, und machte mir eigenhändig ein Bett zurecht, indem er ein paar Mäntel übereinanderwarf. Ich legte mich sogleich nieder und that, als schliefe ich ein; ich war aber zu furchtbar aufgeregt, als daß der Schlaf mich hätte besuchen können. Mein Lager befand sich in einem dunkeln Winkel, von wo ich Alles bemerken konnte, was im Zimmer vorging. Bald sah ich, wie sämmtliche Hüttenbewohner sich im Kreise zum Abendessen niederließen. Es bestand bloß aus einem tüchtigen Stück Ochsenfleisch und aus Wasser; von Brod weiß man in dieser Wildniß nichts. Drauf knieten Alle vor einem Muttergottesbilde nieder, streckten sich hier und dort auf den Boden und schliefen bald fest ein. Der alte Gaucho aber und eine sehr hübsche Mulattin, die ein Kind auf dem Arm hatte, sezten sich zum Feuer, als erwarteten sie noch Jemand. An der jungen Mutter schien ein geheimer Kummer zu nagen, besorgt sah sie ihr Kind an und wandte oft den Kopf nach der Thüre; dann schlug sie scheu das Auge zum Alten auf und äußerte ihre Besorgniß über das lange Ausbleiben eines Mannes, den sie Tebaldo nannte. Der Alte gab keine Antwort, er schien in tiefes Sinnen verloren; der flackernde Schein des Feuers beleuchtete momentan seine harten, wilden Züge und machte den Ausdruck seiner Katzenaugen noch schrecklicher. Nach langer Pause, in der das junge Weib immer unruhiger wurde, blickte sie endlich wieder mit nassen Augen zu ihm auf, und ich hörte wieder den Namen Tebaldo. Der Alte murmelte unwillig eine gräßliche Verwünschung, hieß sie schweigen und versank wieder in sein düsteres Sinnen. Das arme Weib senkte den Kopf, und ihre Thränen fielen auf das bleiche Gesicht ihres Kindes nieder, ohne daß sie es wußte.

(Die Fortsezung folgt.)

Mistreß Trollope über Deutschland.

(Fortsezung.)

In Bonn kann natürlich keine öffentliche Lustbarkeit stattfinden, wobei nicht die jungen Studiosen eine bedeutende Rolle spielen. In diesem Falle schienen sie sich nicht stark mit der Gesellschaft zu mischen, sondern standen gesondert, in Gruppen von dreien oder vieren, und bildeten Tableaux, die mich in eine Galerie von Vandyks und Rubens versezten; denn solche Vorbilder mußten diese Maler vor sich haben. Ich denke, es liegt in der Natur junger Gentlemen, zumal wenn sie beisammen leben, ihre äußere Erscheinung mit einigen Elementen von Phantasterei, ja tant soit peu von Affektation zu versehen. Etwas der Art bemerkt man allerdings auch zu Orford und Cambridge, trotz Mantel und Kappe, welche den Launen des Einzelnen einen mächtigen Zügel anlegen; in Bonn aber, wo kein akademisches Kleid getragen wird, ist die Tracht der jungen Leute zuweilen erstaunlich phantastisch. Wo auch in Europa Jünglinge zum Zweck ihrer lezten Ausbildung beisammen seyn mögen, werden sich wohl immer einige darunter finden, welche zu sehr den Stempel des Gentlemans tragen, als daß sie ihn durch irgend eine Seltsamkeit in der Kleidung verwischen möchten, und dergleichen waren auch unter den Bonner Studenten manche zu bemerken; die Mehrzahl war indessen viel malerischer anzusehen. Langes, merkwürdig aufgesträubtes Haar, offener Hals mit einem fast bis zur Schulter niederfallenden Hemdkragen, hier ein winziges, nett zu einem regelmäßigen Dreieck zugestuztes Kinnbärtchen, dort ein langer, dünner, zierlich gekräuselter Schnurrbart — dies sah man gleichförmig in allen Gruppen, das ganze Zimmer entlang. Einige zeigten hübsche jugendliche, etwas kahle Stirnen à la Byron, andere blickten mit wildrollendem Auge um sich à la Don Juan. Der eine hatte die blasse Wange, das hohle Auge eines frühreifen Philosophen, während ein anderer mit so grenzenloser Keckheit sich überall umsah, daß ich mich wahrhaftig, halb aus Angst, halb zum Spaß, versucht fühlte, ihn zu beobachten, durch welchen tollen Streich er sich der Fülle lustiger Bosheit, die ihm aus den Augen blickte, entladen werde. — Indessen wurde die Unterhaltung nicht durch die mindeste Unanständigkeit,

Digitized by Google

nicht einmal durch zu lautes Wispern, gestört. Wir hatten viel von dem brutalen, ungestümen Wesen deutscher Studenten gehört; ich frage aber, ob wohl häufig so viele junge Leute so lange ohne den geringsten Lärm oder Unfug irgend einer Art beisammen seyn mögen?

Der Gasthof zur Stadt Cöln, wo wir abgestiegen waren, war nichts weniger als uncomfortabel, wenn er gleich in einer so engen Straße liegt, daß wir ein dem unsrigen gerade gegenüberliegendes Zimmer näher hatten, als uns lieb war. Es war von einem jungen Offizier bewohnt, dessen Häuslichkeit zu beobachten, ich mir sicherlich nicht erlaubt haben würde, hätte sich dies bei seiner Weise, den Morgen zuzubringen, vermeiden lassen; aber seine zwei großen Fenster waren von oben bis unten angelweit offen, und so trank er seinen Kaffee so öffentlich, als säße er auf freiem Gerüste; wie wir es angriffen, wollten wir nicht anders in der Dunkelheit sitzen, wir mußten seiner ansichtig werden. So unterwarfen wir uns denn der Nothwendigkeit, und der Auftritt, dessen Zeugen wir auf diese Weise waren, machte uns keinen geringen Spaß. An einer Wand des Zimmers hing eine Reihe schmucker Pfeifen, ich denke, gegen ein Dutzend; als er mit seinem Kaffee fertig war, nahm er eine davon, legte sich in das Fenster und war bald in einen Dunstkreis gehüllt, dessen mystischer Reiz, glaube ich, nur von einem Deutschen gehörig gewürdigt werden kann. Aus den Zügen unseres militärischen Nachbars sprach jene Heiterkeit und Ruhe, der man auf allen Gesichtern begegnet, die man durch eine Tabakswolke sieht; nach einer Zeit war aber der mächtige Pfeifenkopf ausgeraucht; ein Gefühl der Abspannung schien sich mit der Fülle seiner Behaglichkeit zu mischen, er lehnte sein ungeheures Instrument an die Fensterrahme, reckte sich und gähnte. Nicht lange aber, so ging die Thüre auf, und ein Gentleman trat ein, den er auf's Herzlichste bewillkommte; aber den Augenblick darauf, nein, im selben Augenblick, wo er zum freundlichen Gruße seine Hand faßte, eilte er zur Pfeifensammlung, nahm die größte unter allen und reichte sie seinem Freunde. Sodann füllte er flugs wiederum seine eigene, sie sezten sich beide, sichtbar höchst vergnügt, am offenen Fenster nieder, und über ein Kleines entzog sie der beiderseitige Rauch unsern Blicken. Es ist dies ein geselliges Vergnügen, welches nach Verdienst zu würdigen, dem Uneingeweihten sehr schwer fällt; er kann den Werth desselben nur dunkel muthmaßen, wenn er in Betrachtung zieht, was Alles geopfert werden muß, um es sich zu verschaffen.

Lieder von Karl Mayer.

Spätsommer.

Es ist schon was von Herbstesfrieden
In diesem späten Sommerwinde;
Er seufzt nach Freuden, die geschieden,
Durch's Stoppelfeld melodisch linde.

Der goldne Herbst.

Herbstsonne durch's Gewölke bricht
Mit müdem, doch noch goldnem Licht;
Auch hilft der Wald sich selbst vergolden,
Und leistet Beistand ihr, der holden,
So daß kein lichter Sommertag
So goldne Träume wecken mag.

Ergebung.

Gräschen, in beständ'ger Taufe
Von des Wasserfalles Traufe,
Lebst du doch und grünest fort
Am bestimmten Leidensort.

Waldarbeit.

Waldarbeit müht sich ohne Leid;
Ihr Spechte, hämmert nur!
Ihr zeigt im schmucken Federkleid
Gar kleiner Mühe Spur.

Abendnebel.

Wiesennebel läßt die Augen
Stiller Blumen nimmer saugen
An des Himmels Sternenlicht,
Aber wehrt der Sehnsucht nicht,
Daß sich zart ihr Blüthenduft
Schwing' in Nacht und Sternenluft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg. August.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Es ist irrig, wenn in Nr. 125 gesagt wird, daß bei Lord Stanhope die Zweifel zuletzt zu einer Art Lieblingsidee wurden; gewiß kostete es dem Herzen des edeln Britten viel, an demjenigen, an dessen Reinheit und Würdigkeit er so unbedingt glaubte, zweifeln zu müssen; sich absichtlich in der Täuschung zu erhalten, war aber weder des Geistes, noch des Gemüths Lord Stanhope's würdig; sich auf jede Art Wahrheit zu verschaffen, war Pflicht, und alle seine Schritte sind nur von diesem Streben geleitet; darum trat er in Korrespondenz mit Merker, darum sammelte er begierig alle Notizen. Der Tod Hausers erfolgte unter so auffallenden

Umständen, daß neue Zweifel, schon durch die Gutachten der Aerzte veranlaßt, auch in Lord Stanhope rege werden mußten, und so ist das Benehmen des Lord Stanhope auch nach Hausers Tode nur das des Mannes, der Wahrheit sucht, auch wenn ihm die Enthüllung schmerzlich wird; daher korrespondirte der Lord mit Aerzten und Kriminalisten, um ihre Ansichten zu erfahren; daher machte er einige kleine Schriften bekannt. Es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, daß diese Schriften mit einer großen Freigebigkeit ausgestreut wurden; die kleine Zahl der Exemplare, welche Lord Stanhope von diesen nur als Manuscript gedruckten Schriften abziehen ließ, zeigt, wie wenig sie für das größere Publikum bestimmt waren; diese Schriften sollten, ausgetheilt an Freunde und an Personen, deren sachverständiges Urtheil von Interesse seyn konnte, nur Veranlassung werden, um dem Lord neue Nachrichten und Meinungen unterrichteter Personen zu geben. Die Wahrheit kommt nur durch Zweifel und den Kampf der für und wider streitenden Gründe zu Tage. Ich habe Beweise, mit welchem Eifer Lord Stanhope die Wahrheit sucht; daß er seine Zweifel mittheilt, ist klar, weil nur dadurch die Ueberzeugung für Hausers Würdigkeit gewonnen werden kann, wenn die Zweifel widerlegt sind.

Es ist noch nicht möglich, das Dunkel zu durchdringen, das die Geschichte Hausers verhüllt; wenn es aber erlaubt ist, schon jezt eine Meinung nach den jezt vorliegenden Materialien zu äußern, so reduzirt sie sich auf folgende Punkte.

1. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Erzählung von einem Kerker, worin von früher Jugend an Hauser, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, gefangen gehalten wurde, um gleichsam an ihm ein Verbrechen an dem Seelenleben zu verüben, unwahr ist. Die von Hauser selbst gegebene Erzählung seiner Gefangenhaltung und seiner Reise nach Nürnberg ist so voll von Unwahrscheinlichkeiten, daß Niemand an ihre Wahrheit glauben kann. Hauser gibt in dieser Erzählung an: „wenn ich erwachte, war's einmal so hell als das anderemal; ich habe niemals eine solche Tageshelle gesehen, als in der ich jezt lebe;“ demnach müßte sein Aufenthaltsort beständig dunkel gewesen seyn. In dieser Dunkelheit soll nun Hauser das Schreiben gelernt haben. Ueber die Art des Erlernens des Schreibens erzählt Hauser, daß ein Mann gekommen, ein Stückchen Papier und Bleistift hingelegt, dann Hausers Finger zusammengedrückt und etwas vorgeschrieben habe; der Mann habe dies sieben- bis achtmal gethan, und dann habe Hauser fortgeschrieben, wenn auch der Mann die Hand losgelassen. Billig fragt man, ob auf diese Art Jemand (in dem dunkeln Gefängniß) schreiben lernen konnte?

Nach Hausers Erzählung soll der Unbekannte ihn angekleidet und aus dem sogenannten Gefängnisse fortgetragen haben; als Hauser zu gehen anfangen sollte, habe der Mann mit seinen Füßen Hausers Füße fortgeschoben; Hauser sey oft wegen Ermattung eingeschlafen, dann habe aber die Operation mit dem Fortschieben der Füße wieder begonnen. Denkt man sich nun, daß wirklich ein Mann, der Hauser Jahrelang gefangen hielt, ihn auf die angegebene Art transportirt hätte, so müßte man sich diesen Mann als den unklugsten Menschen denken, der muthwillig der Gefahr, entdeckt zu werden, sich aussezte, weil er fürchten mußte, daß allen auf der Straße wandernden Personen die sonderbare Gruppe, worin ein Mann einem Jungen die Füße vorwärtsschiebt, auffallen würde, daß die auf der Straße patrouillirenden Gensdarmen die sonderbaren Wanderer zur Rede stellen, sich um das heftige Weinen Hausers erkundigen und so die Wahrheit entdecken würden. Wie fragen ferner, wie es möglich werden konnte, daß ein Mensch wie Hauser, der Jahrelang in einem Kerker sich befand, in dem er nicht aufrecht stehen konnte, wo die Muskeln alle Elastizität verloren, dennoch nach Nürnberg gegangen seyn soll. Mit dem Vorwärtsschieben der Füße ist es für den, der nie gehen lernte, nicht gethan. Hört man nun aber die Zeugnisse, welche über das erste Auftreten Hausers in Nürnberg uns vorliegen (Merkers wichtige Aufklärungen über K. Hausers Geschichte, Berlin 1834, Seite 7), z. B. das Zeugniß jenes Bürgers, der zuerst Hauser bei dem Eintritt in Nürnberg sah, erfährt man, daß Hauser den Bärleinhüterberg recht ordentlich, nicht gebückt, nicht wackelnd herabgegangen ist, und daß er einen weiten Weg vom Stadtthor bis zum Unschlittplatz ging, so begreift man nicht, wie ein Mensch, der so lange eingesperrt, des Gehens ungewohnt und in einer Lage war, daß ihm die Füße auf dem Wege fortgeschoben wurden, auf die bezeugte Weise gehen konnte. Hauser wird gewöhnlich als ein Mensch dargestellt, dem alle Begriffe der Außenwelt fehlten, der in dem Jahrelangen Kerker, abgeschnitten von menschlicher Gesellschaft, nur ein paar Worte, die ihm sein Wärter einlernte, nachlallen konnte, und nun vergleiche man die Aussage des nämlichen Bürgers, dem er zuerst in Nürnberg begegnete. Als der Bürger Hauser fragte, woher er komme, antwortete dieser: aus Regensburg; wie konnte Hauser so antworten, wenn er wirklich Jahrelang im einsamen Gefängniß sich befand! Nirgends gibt er an, daß ihm auch diese Rede eingelernt war. Nach dem Zeugnisse des Bürgers äußerte Hauser, als der Bürger sagte: wir gehen erstlich zum neuen Thore, wörtlich: „nen Thor erst baut?“ Deutet diese Aeußerung nicht daraus hin, daß er einen Grund für die Bezeichnung Neuthor anzugeben wußte, und schon Erfahrungen gemacht haben mußte, um ein altes und ein neues Thor vergleichen zu können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 196:
Krap, Grab.

Räthsel.

Ich kenne zwei Schwestern, die hab' ich so gern,
Sie dienen mir freundlich, dem fröhlichen Herrn;
Bestand nur bei ihnen in früherer Jugend
Aus Essen und Trinken und Plandern die Tugend,
So haben sie jezt doch mich glücklich gemacht,
Weil andere Schwestern zu mir sie gebracht.

Zwar fehlte den anderen Schwestern das Haar,
Das längst eine Zierde der meinigen war;
Doch macht sie der Fehler nur schöner und reiner,
Die oben, die unten, und süßer und feiner;
Doch zanken sie lang mit den meinen fürwahr,
Eh' sie sich begegnet, ein doppeltes Paar.

Auch jezt noch sprechen sie meist sich zuvor,
Eh' sie sich begegnen im freundlichen Chor;
Doch wenn sie sich finden, so wird es nicht fehlen,
Sie bauen den heimlichen Weg für die Seelen;
Der ist fürwahr nicht ein Pfad von Erz,
Doch schnell fliegt herüber, hinüber das Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. August 1834.

Ne crois pas que je puisse te parler à fond des moeurs et des coutumes: je n'en ai qu'une légère idée, et je n'ai eu à peine que le temps de m'étonner.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Mistreſs Trollope über Deutſchland.

Frankfurt.

Das Stück, das wir im Frankfurter Theater ſahen, hieß „die Brüder,“ ſo ziemlich eine Uebertragung des Stücks: the woman never vexed. Die Aufführung war vortrefflich, und trotz unſerer mangelhaften Kenntniß des Deutſchen, konnten wir der Fabel durchaus ohne Schwierigkeit folgen.

Ein Hauptvorzug des deutſchen Theaters beſteht darin, daß nur Ein Stück gegeben wird; die Aufführung dauert gerade lang genug, daß ſie unterhält, ohne zu ermüden. Aber bei weitem das Schönſte und Treffſichſte dabei ſind die Sitten des Publikums; denn hier iſt von Unanſtändigkeit irgend einer Art ſo wenig die Rede, daß man im Theater ſo ſicher ſizt als in einem Salon. In Folge deſſen wird es von Frauenzimmern jedes Standes beſucht, ſo frei und unbefangen, als wären ſie zu Hauſe, und ſie ſind hier auch vor Beleidigung oder Unfug ſo ſicher als in ihrem Heimweſen. Faſt alle Logen ſind jahrweiſe vermiethet, und die Damen kommen ganz allein her, ohne Pomp oder Anſprüche irgend einer Art. Ich ſah manche Damen, welche, wie ich zufällig wußte, in ihren Wagen angefahren gekommen waren, ihre Hüte abnehmen und an die Nägel hängen, mit denen die Rückwand aller Logen verſehen iſt, mit einer Unbefangenheit und Behaglichkeit, welche den angenehmſten Eindruck auf mich machte. Die Abendparthien ſind nach dem Schauſpiel oder der Oper, und da man früh ſpeiſt, ſo kommt das Theater mit nichts in Conflikt. Kurz, das Frankfurter Theater iſt ſo beſtellt, daß es das Leben mit einem großen geiſtigen Genuß bereichert, ohne daſſelbe im Geringſten zu ſtören . . .

Das Stück, das wir zunächſt ſahen, war eine Oper, Spontinis Veſtalin. Es iſt eine herrliche Oper, und ſie wurde prachtvoll gegeben. Die Chöre, wenigſtens wenn ſie von Deutſchen aufgeführt werden, machen einen Effekt, der ſich nicht beſchreiben läßt: Töne des tiefſten Gefühls, Töne, die alle Empfindungen des Herzens ausſprechen und wieder voll zum Herzen ſprechen. Ich glaube, mein Aerger, wenn ich Shakespeares Stücke zu Opern umgewandelt ſehen mußte, wäre mir erſpart geweſen, hätte ich ſie hier aufführen ſehen . . . Wie angenehm iſt es, von einer Unterhaltung wie dieſe mit noch friſchen, unerſchöpften Lebensgeiſtern zu ſcheiden! Statt ſich zu Bette zu ſchleppen mit wüſtem Kopf, leerem Herzen und gänzlich erſchöpfter Einbildungskraft, geht man aus dem deutſchen Schauſpiel juſt in der Stimmung, in der man ſich über alle irdiſchen Sorgen, alle Unbehaglichkeit erhaben fühlt oder dünkt, und ich ſollte meinen, in den darauf folgenden Abendgeſellſchaften müſſen gerade

Digitized by Google

die besten geselligen Eigenschaften des Menschen ihr freies Spiel treiben.

Nach der Oper begaben wir uns in die öffentlichen Gärten am Fluß; man sagte uns, es sey ausnehmend voll gewesen, jezt aber war die Gesellschaft stark im Rückzug begriffen. Das Orchester, meist Blasinstrumente, spielte sehr hübsch mehrere Stücke von Mozart; da aber so ziemlich von drei Männern, die uns begegneten, zwei mit jenem Marterwerkzeug, der Tabakspfeife bewaffnet waren, so konnten diese Gärten, möchten sie noch so brillant besezt seyn, für mich keinen Reiz haben. Zum Glück ist im Theater und in den Salons das Rauchen nicht gestattet, und so lange dem so ist, kann man es mit Kunst und Vorsicht immerhin dahin bringen, daß man von dieser Seite nicht viel mehr auszustehen hat, als den Aerger, ein so schreiendes Gebrechen an einem Volk zu sehen, das in andern Rücksichten so große Bewunderung verdient.

Ich wunderte mich, als ich auf eine deßhalb an einen Protestanten gerichtete Frage erfuhr, Calvinisten und Lutheraner gehen Sonntags in die Oper, so gut als andere Leute. Ueberhaupt bemerkte ich in Frankfurt keinen Unterschied von ganz katholischen Städten, außer daß Sonntags die Kaufläden nicht offen waren, und dies geschieht, wie man mir sagte, keineswegs aus religiösem Zwang, sondern allein deßhalb, weil im Allgemeinen so viel Wohlstand unter den Bürgern herrscht, daß sie am siebten Tage gar nicht nöthig haben, an Arbeit zu denken. Aus demselben Grunde werden alle Laden in der Stadt täglich um sieben Uhr Abends geschlossen; Niemand will sich in seinen Erholungsstunden durch Geschäfte stören lassen. Der weite Umfang der öffentlichen Spaziergänge, das Theater, Kaffeehäuser und Schenken — Alles ist Sonntags voll, und man versicherte mich, alle Sekten in der Stadt, weß Namens sie seyen, vergnügen sich in gleichem Maaße an Tanz, Musik und Schmaus. Es scheint demnach, die Gesetzgeber dieser Freistadt gehen so ziemlich von denselben Grundsätzen aus, wie König Karl I. gottseligen Angedenkens, und sein Märtyrer, der Erzbischof Laud, in ihrem Book of sports, in welchem Volkslustbarkeit am Sonntag nicht nur erlaubt, sondern geboten ist. Ein anderer merkwürdiger Umstand, dieser christlichen Sonntagsfeier gegenüber, ist, daß Freitag Abends, wo der Sabbath der Juden beginnt, das Theater immer geschlossen bleibt. Warum man dies für nothwendig hält, das konnte mir Niemand sagen; Jedermann aber äußerte, es geschehe, „weil Sabbath ist.“ Sonnabends zu gleicher Stunde, wo die strenge jüdische Feier endet, können Juden und Christen sich wieder zusammen amüsiren.

Ob in Frankfurt irgendwo Armuth, wirklicher Mangel herrscht, weiß ich nicht zu sagen; äußerlich wenigstens erinnert rein nichts daran, und ich sah nie einen Ort, wo Alles so trefflich in Ordnung war und man so wenig Störendem begegnete. Hinsichtlich der politischen Verhältnisse dieser schönen und freien Stadt versicherte mich ein Gentleman, der sich lange hier aufgehalten hat, kein Volk der Welt könne zufriedener seyn mit seinen Gesetzen als die Bürger Frankfurts, und als Beweis davon führte er den Umstand an, daß sie, als einige politische Unruhen ihre Unabhängigkeit zu bedrohen schienen, mit der Ankunft preußischer und österreichischer Truppen so höchlich zufrieden waren.

Der Gaucho.

(Fortsezung.)

Da mit einemmale hörte man raschen Hufschlag, und ehe der Alte und das Weib an die Thüre kommen konnten, trat ein hochgewachsener junger Mann rasch in die Hütte. Der Ausdruck seines Gesichts war hochfahrend, fast roh; er legte die Hand an den Hut, als er den gebräuchlichen Gruß sprach; den Mantel trug er zusammengewickelt um den Leib, und die Blutflecken auf ihm zeigten, daß er wahrscheinlich von der Jagd kam. Die Hunde hinter ihm bluteten aus manchen Wunden, und man sah wohl, der Zeitvertreib ihres Herrn war kein Kinderspiel. Sie bezeugten durch Liebkosungen ihre Freude am alten Gaucho. Allermittelst brachte das junge Weib ihr Kind herbei und legte zärtlich den Arm um den Hals des jungen Mannes. Er erwiderte ihre Liebkosungen so kalt und zerstreut, daß man wohl sah, sein Herz war nicht dabei, und hieß sie bald barsch ihm das Nachtessen rüsten. Sie legte ihr Kind in eine Art Wiege, die fast über meinem Kopf hing, und brachte dann eine Flasche Wein und Speisen herbei, die mir besser schienen, als was die übrige Familie zu sich genommen hatte. Während dessen kam einer der Hunde schnoppernd zu mir her, und verkündete bald durch sein Bellen, daß er einen Fremden entdeckt. „Hier, Tauro, hier!“ rief der Alte, und auf den fragenden Blick seines Sohnes erzählte er ihm jezt leise, wie ich hergekommen. „Bei der Mutter Gottes und allen Heiligen!“ rief der junge Mann heftig; „was habt Ihr da für einen einfältigen Streich gemacht! Ein Fremder! aus der Stadt, sagt Ihr? Lieber wollte ich, alle Teufel der Hölle —“ Der Vater fiel ihm in die Rede und hieß ihn in gebieterischem Tone schweigen. „Du bist sehr jung, Tebaldo,“ fuhr er fort, „und vergißt, daß ich Dein Vater bin; es ist gut, daß ich besser daran denke als Du, sonst könntest Du für Deine losen Reden hart büßen müssen. Doch davon ein andermal; jezt weiter von unserm Gaste.“ — „In die Hölle mit ihm!“ murmelte der junge Mensch, kam dann zu mir

Digitized by Google

her, betrachtete mich lange und schien sich zu überzeugen, daß ich schlafe und von Allem nichts gehört habe. Plötzlich aber, als stiege schnell ein Verdacht in ihm auf, bückte er sich zu mir nieder und riß sein Messer heraus. Es war ein schrecklicher Augenblick für mich; ich merkte, er wolle mich auf die Probe stellen, und fühlte, daß Alles darauf ankam, meiner Herr zu bleiben. Als er aber, sichtbar beruhigt, unter leisen Flüchen wieder wegging, fühlte ich, wie der kalte Schweiß in großen Tropfen mir über Stirn und Wangen rann. Der Alte machte seinem Sohn Vorwürfe, dieser antwortete aber nur mit einem mißtrauischen Blick auf mich, sezte sich zum Feuer und verzehrte sein Essen. Gleich darauf entriß mich die junge Mulattin meiner peinlichen Lage: sie weckte mich und reichte mir die verlangte Fleischbrühe. Ich sah, wie sie eine Schaale voll auch in das andere Zimmer trug. Der alte Gaucho und sein Sohn äußerten Unruhe, während sie drinnen war, und warfen verstohlen lauernde Blicke auf mich. Um ihnen den Verdacht zu benehmen, gab ich meinem Gesicht einen leidenden Ausdruck, den mein Zustand immerhin begreiflich machte, und verbarg so die unsägliche Angst, mit der ich dem Wiedererscheinen des jungen Weibes entgegensah; denn ich glaubte nicht anders, als Donna Luisa werde Mittel finden, mir ihr Hierseyn kund zu thun. Vergeblich sah ich aber der Mulattin, als sie die Fleischbrühe unberührt herausbrachte, in's Gesicht: es war nichts darin zu lesen. Sie sprach leise mit dem Alten, und ich verstand nichts als das Wort Sennorita. Er antwortete nur mit einer Verwünschung, wobei er seinem Sohn einen bedeutenden Blick zuwarf. Der Muth sank mir völlig; peinigende Angst und Besorgniß im Herzen, peinigender als die schrecklichste Gewißheit, ging ich langsam wiederum meinem Lager zu, da glaubte ich in der Hand des jungen Weibes einen goldenen Ring zu erblicken, und jezt hielt sie ihn an's Feuer, um ihn näher zu betrachten. Großer Gott! nun war kein Zweifel mehr! deutlich erkannte ich den Ring, den mein Freund Donna Luisa bei ihrer Verlobung gegeben! Jezt war alle meine Geistesgegenwart dahin; ich schrack zusammen, und unwillkührlich entfuhr mir ein Schrei des Entsetzens. Meine Bewegung, äußerlich wie innerlich, war dabei so heftig, daß die Binde an meinem Arm losging und die Ader plötzlich ansprang. Dieser Zufall rettete mich, denn Alles in der Hütte erschrack über dem Blut, sprang auf mich zu und schrieb meinem eigenen Schrecken die Verwirrung zu, die ich unwillkührlich hatte blicken lassen. Man eilte, den Arm wieder zu verbinden, und ich gewann Zeit, mich zu fassen und den Argwohn der Schurken zu entfernen, die in ihrem bösen Gewissen nur zu geneigt seyn mochten, meinen Schrei ganz anders zu deuten. Mein Abscheu vor Luisas barbarischen Entführern war desto größer, da ich ihn hinter einer unbefangenen, herzlichen Außenseite verbergen mußte, und ich gelobte mir heilig und theuer, sie zu befreien, koste es was es wolle.

Sollte mir Donna Luisa's Befreiung gelingen, mußte ich vor Allem meine Wirthe sicher machen, und ich kehrte daher bald wieder auf mein elendes Lager zurück. Alles im Hause that deßgleichen, und nicht lange, so zeigten die tiefen, gleichförmigen Athemzüge, daß sie schliefen. Was mich betrifft, so hatte die innere Aufregung, verbunden mit dem Sturz, mein Blut in eine furchtbare Wallung versezt, und ich wachte allein in der Hütte. Es mochten zwischen zwei und drei Stunden verflossen seyn, die mir eben so viele Jahre dünkten, da sprang der alte Gaucho auf, reckte sich, nahm die Lampe und beleuchtete mich sachte von allen Seiten. Ich machte die Augen zu, als ich ihn kommen sah; beruhigt sezte er jezt das Licht wiederum nieder, weckte Tebaldo, winkte ihm hinaus, und beide verließen die Hütte. Darauf hatte ich nicht gerechnet, und ich war eine Zeitlang unschlüssig, was ich zu thun hatte. Sollte ich in Luisa's Zimmer dringen und die Thüre vertheidigen? sollte ich die beiden Männer offen, die Pistole in der Hand, angreifen und mich bei diesem Akt der Verzweiflung auf die Vorsehung verlassen? Nach einem harten Selbstkampfe trug die Klugheit den Sieg davon. Aengstlich horchte ich auf die Athemzüge der Schläfer, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß keiner wach sey, schlich ich mich an die Thüre. Der Mond schien hell, aber im Schatten des Hauses konnte ich unbemerkt stehen; ich sah mich rings um: nirgends ein Mensch, aber ich hörte sprechen; ich horchte und erkannte Tebaldo's und seines Vaters Stimme. Sie saßen hinter dem Pfahlwerk des Corals, und ich verlor kein Wort.

„Nun ja," sagte Tebaldo, „wie der Fremde hiehergekommen ist, das habt Ihr mir erklärt, und der Spitzbube, der ihn hergeschleppt, soll dafür schon ein Andenken bekommen; aber ob der Handel auf diese Weise nicht schlimm abläuft? das habt Ihr mir nicht ausgeredet. Woher wißt Ihr, daß der Bursche nicht in der Stadt zur Obrigkeit läuft und angibt, was hier vorgeht? Habt Ihr nicht gesehen, wie er erschrack, als er den Ring der Sennorita bemerkte? Ja, ja, mir entging es nicht, so viel er sich Mühe gab, sich zu verstellen. Herr, es ist ein Spion, zweifelt nicht daran. Nur ein Dolchstoß kann —" — „Beim Himmel!" rief der Vater in hartem, wildem Tone, „das Messer, das auf ihn gezückt ist, müßte erst mir durch den Leib fahren!" Nach einer kleinen Pause fuhr er ruhiger fort: „Ist es ein Wunder, wenn man uns Leuten aus der Ebene verächtlich begegnet? Geht doch die erste, vornehmste Tugend der Gauchos, die gepriesene Gastfreundschaft, die Achtung vor dem Fremden, den die Vorsehung unter

Digitized by Google

unser Dach schickt, allgemach verloren unter dem neuen Geschlechte.“ — „Was soll das heißen?“ unterbrach ihn Tebaldo barsch. „Jeder ist sich selbst der Nächste. Wollt Ihr Euer Leben auf's Spiel setzen wegen eines sogenannten Ehrenpunkts?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Chinesische und Neuholländische Journale.

Das englische Mechanics-Magazine und aus ihm das polytechnische Journal gibt folgende Nachricht:

Unter den neuesten Erscheinungen in der Journalistik erregten in lezter Zeit besonders zwei die Aufmerksamkeit der literarischen Welt in England: nämlich das erste Heft einer Zeitschrift, welche der hochwürdige Dr. Gutzlaff in China herausgibt, und deren langer chinesischer Titel sich mit den kurzen Worten: „das Universal-Magazin,“ übersetzen läßt, und die erste Nummer des New-South-Wales Magazine, welches zu Sydney gedruckt worden. Die chinesische Zeitschrift, die der Vorläufer mancher anderer ähnlicher literarischer Unternehmungen in jenem Lande, und namentlich der Vorläufer eines chinesischen Mechanics-Magazine seyn soll, enthält wichtige geschichtliche Daten und Mehreres über Java und Sumatra, dem ein chinesischer Holzschnitt, eine in europäische Grade eingetheilte Karte dieser Inseln vorstellend, beigefügt ist. — Das New-South-Wales Magazine hingegen scheint mehr für den europäischen Buchhandel, als für den Absatz in jenen Gegenden berechnet. Einer der Hauptmitarbeiter desselben ist Dr. Lhotsky, der vor einigen Jahren eine wissenschaftliche Expedition dahin veranstaltete, und der nun, nachdem er zu Sydney eine Zeitlang Vorträge über Mineralogie und Geologie gehalten, eine Mine-exploring-Associacion gründen will, um auch die mineralischen Schätze Australiens zu Tage zu fördern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, August.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

II. Betrachtet man die Uebertreibungen und Lügen Hausers, seine räthselhaften Erzählungen, seine Hindeutungen auf gewisse, bei genauerer Untersuchung grundlos befundene Spuren seiner Abkunft, so darf man einige psychologische Beobachtungen nicht außer Acht lassen, und muß sich sehr hüten, aus diesen Lügen und Uebertreibungen den Schluß abzuleiten, daß Hauser Betrüger war. Nimmt man nämlich den Umstand, daß Hauser längere Zeit von der menschlichen Gesellschaft entfernt und ohne Unterricht, in einem Zustande lebte, wo nichts für die Entwickelung seines Verstandes gethan wurde, so mußte nothwendig der plötzliche Uebergang aus jener Einsamkeit in das Leben in seiner Seele einen Zustand hervorbringen, in welchem Alles, was er angab, ein aus Dichtung und Wahrheit gemischtes Gewebe war. Neue Eindrücke stürmten auf Hauser ein, seine Phantasie wurde aufgeregt und arbeitete nun rastlos thätig in ihm fort, während es ihm an dem ausgebildeten Verstande fehlte, der als Regulator die Bilder der Phantasie ordnen und in Hauser die Kraft entwickeln konnte, die wirklichen Erfahrungen von den Bildern der Einbildungskraft zu trennen. Die Eindrücke selbst, welche die Gegenstände der Außenwelt auf Hauser machten, mußten anders seyn, als bei den übrigen Menschen. Selbst die Gabe, den Eindruck aufzufassen und wiederzugeben, fehlte Hauser. Auf diese Art erklären sich psychologisch so viele Unwahrheiten in Hausers Erzählungen, deren Daseyn aber nicht beweist, daß er absichtlich und mit dem Bewußtseyn der Unwahrheit seine unwahren Angaben vorbrachte. Selbst für die Beurtheilung der Erzählung Hausers über seinen Aufenthalt in dem angeblichen Kerker ist die Bemerkung wichtig, daß in seiner Seele ein buntes Gemisch wirklicher Erfahrungen und der von der Phantasie gelieferten Vorstellungen entstand, und daß Hauser selbst, immer die Erinnerungen an seinen vorigen Zustand in seiner Seele hervorrufend, sie berichtigte, veränderte und ausschmückte, je nachdem wieder aus dem Hintergrunde alte Bilder aufdämmerten und mit neuen Vorstellungen sich vermischten. Professor Daumer in seinen Mittheilungen über Kaspar Hauser (Seite 41) erzählt, daß Hauser endlos seine Aufsätze umzuarbeiten pflegte. Die Erzählung, welche Lord Stanhope drucken ließ, ist schon ein umgearbeiteter Aufsatz, wovon der Anfang auch in Daumers Mittheilungen (S. 42) abgedruckt ist. Es lag allen diesen Umarbeitungen der Versuch, Neues, Interessantes zu erzählen, zum Grunde; da aber Hauser nicht im Zusammenhange die Wahrnehmungen aufgefaßt hatte, so begreift man leicht, wie wenig Zusammenhang und wie viel Unwahrscheinlichkeiten in Hausers Erzählung liegen mußten. Besonders nachtheilig mußte es für Hauser werden, daß er in Nürnberg zu einem Gegenstand psychologischer Experimente gemacht und daß ihm eine Wichtigkeit beigelegt wurde, welche seine Unbefangenheit stören mußte. Es ist bekannt, daß alle Fremden, die durch Nürnberg reisten, Gelehrte und Halbgebildete, den räthselhaften Knaben sehen wollten, und nun in Gegenwart Hausers ihre oft aus der Luft gegriffenen, mit vornehmer Miene, um den Scharfsinn zu zeigen, ausgekramten Conjecturen und Hypothesen sich mittheilten. Hier konnte es nicht fehlen, daß einzelne Aeußerungen, wobei von vornehmer Herkunft ꝛc. gesprochen wurde, auch auf Hauser wirkten und vielleicht, halbgegründete Erinnerungen weckend, in Hausers Seele fortwirkten, so daß er auf seine elementhümliche Weise die Bilder sich ausmalte und zulezt selbst glaubte. Auch weiß sich aus zuverlässiger Quelle, daß manche Durchreisende mit Hauser förmliche psychologische Examina anstellten, und daß dabei nicht selten etwas hineinexaminirt wird, wo nichts herauszuexaminiren ist, lehrt die Erfahrung. Alles dies war geeignet, Hausers Eigenliebe zu steigern, ihm ein Gefühl von Wichtigkeit beizubringen, seine Unbefangenheit zu zerstören und Aeußerungen zu veranlassen, welche Wahrheit und Dichtung enthielten, und nun bei demjenigen, der, streng prüfend, die Unwahrheiten und Lügen Hausers nachweisen kann, leicht den Glauben begründen, daß Hauser Betrüger war, während der Psycholog unparteiischer urtheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. August 1834.

Wir befinden uns noch immer in Tyrol, aber es sind nicht mehr die Männer und Frauen von Tyrol, welche wir um uns sehen; es ist ein an Gestalt, Sitte, Gesichtsbildung und Charakter ganz anderer Volksstamm. Hier in den südlichen Gegenden ist alle Aehnlichkeit mit dem ächten Tyrolerstamm verloren.

Inglis.
Tyrol.

Blicke auf Südtyrol.

Das Land und die Bewohner.

I.

In den herrlichen Thälern, welche die Etsch, die Sarca, der Noce, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt ein Volk in friedlicher Nachbarschaft, einem Herrn unterthänig, einen Namen führend, von derselben Natur umgeben und genährt, und dem Anscheine nach bloß durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Gebräuchen, in Charakter und Gesinnung. Oft scheidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit Beider betrachtet; denn obgleich man noch in Tyrol ist, vermißt man jene Eigenthümlichkeiten alle, die es dem Reisenden bis dahin so werth gemacht hatten. — Manches davon verliert sich schon, so wie man den Brenner überschritten. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, wie man es im Zillerthal und in den Innthälern findet, verschwindet; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen, so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigen Weinlandgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter dem Schatten von Kastanien und Feigen erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanz beim Klange einer einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich dieser ernstere Charakter dem Einflusse der Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Aber trotz dieses Unterschiedes von Nord und Süd, leuchtet uns noch Reinlichkeit aus den Häusern der deutschen Thäler entgegen, und Treuherzigkeit aus den Gesichtern ihrer Bewohner, wenn ihnen gleich tief im Herzen Mißtrauen gegen die Fremden wurzelt. Bei oberflächlicher Bekanntschaft wird nichts davon verrathen, und man fühlt sich bald heimisch bei den Leuten und kann bei geschicktem Benehmen sich auch wohl nach und nach ihr Zutrauen gewinnen. Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmutzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdärmeln und den bloßen braunen Armen, mit dem markirten Gesichte, einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lektüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tyroler seinen deutschen Bruder porco tedesco, macht sich über seine Art zu leben, zu essen, zu trinken lustig, worin

Digitized by Google

er freilich viel einfacher und nüchterner ist, und trägt nach nichts von Allem Gelüste, als höchstens nach des Deutschen Geld. Oft stiegen schon die schlechten Nachbarn über die Scheidemauern der Thäler, mit langen, spitzigen Stileten im Wamse, um die Deutschen zu überfallen und zu berauben. Erst vor Kurzem sind Mehrere aus dem Nonsthale (Val di None) nach der Festung Gradiska gebracht worden, welche Mord und Straßenraub verübt hatten. Bemerkenswerth war dabei die Verschlagenheit dieser Menschen. Unter sich sprachen sie mit frecher Stirne von ihren Thaten, wenn selbst der Gefangenwärter oder ein Anderer zugegen war, beim Verhör aber leugneten sie Alles wieder weg. Einmal entkamen sie durch List, und ein Einziger hielt mit seiner Pistole einen ganzen Haufen deutscher Bauern lange Zeit in Respekt, bis ein Steinwurf ihn niederstreckte. Als sie vor ihrer Abführung ausgestellt wurden, hielt Einer eine sehr rührende Rede in gebrochenem Deutsch, worin er ermahnte und warnte, und der gute „deutsche Michel" weinte und trug Geld herbei, um das Loos der Unglücklichen zu erleichtern. Allgemein hört man, daß den Bewohnern der italienischen Seitenthäler nicht zu trauen sey; und allerdings ist es gerathen, nicht allein und nicht Nachts zu reisen. Trotz einer trefflichen Gensdarmerie, fallen alljährlich Räubereien vor. Die Zeit, wo der Mais reift, ist die gefährlichste, weil es dem Räuber dann sehr leicht wird, sich in dem Maisfelde zu verbergen. Besonders verrufen ist die Gegend von Verona. Wer Verona nicht noch am Tage erreichen kann, zieht es vor, in der elendesten Dorfschenke zu übernachten; ein Vetturin würde nur schwer zu bewegen seyn, mit einbrechender Nacht diese Straße zurückzulegen. Man gibt an, daß die Uebervölkerung Schuld sey, daß sich die Menschen nicht alle auf ehrliche Weise ernähren können, und wahr ist es, daß einige Thäler, wie z. B. das Val di None, Dorf an Dorf in ununterbrochener Reihe zeigen. Vom Kirchthurm in Cles sieht man über 100 Dörfer.

Das eigentliche Südtyrol beginnt in der Gegend von Briren; der Brenner scheidet den nördlichen Theil davon. Es begreift das untere Eisakthal, das Etschland und die weitverzweigten Seitenthäler desselben.

Den größten Theil des Bodens bedecken Weinpflanzungen. Die Art und Weise, ihn zu bauen, so wie ihn zu bereiten, sind von andern Ländern ganz verschieden. In Italien werden, wie bekannt, die Reben an Bäumen hinaufgezogen und hängen dann von einem zum andern gleich Festons und Guirlanden, was besonders im Herbste einen schönen Anblick gewährt. Dies Verfahren ist auch im welschen Tyrol üblich. Im deutschen Etschlande wird er auf den „Puntaunen" gebaut; dies sind aufrechtstehende, oben schiefgebogene Geländer, woran der Wein emporgezogen wird. Zwischendurch wird Mais, „Türken" genannt, gepflanzt. Die Anlegung oder Räutung eines Rebenackers oder Rauts erfordert großen Aufwand an Geld und Mühe. Das ganze, überaus schwerfällige Latten- und Brettergebäude, woran die Reben gezogen und befestigt werden, alle diese Stecken, Stangen, Marzanen, Trager, Stellaunen, Maneilen, Puntaunen u. s. w., welche dazu dienen, die in die Höhe gerichteten Reben auf einem bestimmten Wege fortzuleiten und zu sichern, kosten ein entsetzliches Geld; dann bleiben die aufkeimenden Raffeln zwei Jahre auf dem Boden, erst im dritten werden sie aufgezeilt, d. h. an die daneben aufgesteckten Reiser befestigt, im vierten aufgeschlagen, an das senkrechte Geländer hingezogen, und im fünften kommen sie zur Trächtigkeit, indem man sie an den Puntaunen hinaufbiegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

„Tebaldo," erwiderte der Alte sehr ernst, „ich bin Herr in meinem Hause, und thue, wie mir gut dünkt. Der Fremde kam schwach, krank, ohne böse Absicht unter mein Dach; ein bloßer Zufall hat ihn hergeführt, ein Spion kann er also nicht seyn. Hast Du daran noch nicht genug, so sage ich Dir, er kam mit Worten des Friedens, er vertraut meinem guten Willen, und bei der Mutter Gottes! kein Haar auf dem Haupte soll ihm gekrümmt werden!" — „Wohl denn," antwortete der Sohn; „doch jezt von dem Mädchen mit den schwarzen Augen. Ich sage Euch, ich will jezt den Lohn für meine Mühe haben; ich mag mich nicht länger an der Nase herumführen lassen." — „Tebaldo," unterbrach ihn der Vater, „davon morgen; Geduld! Geduld!" — „Beim allmächtigen Gott!" schrie Tebaldo, „Du mißbrauchst Deine Gewalt, ich will nicht länger warten!"

Während er so sprach, hörte ich deutlich, wie er sein Messer auf dem Stiefel wezte. Erschüttert durch die Vorstellung eines Vatermords, stand ich im Begriffe, mich unter sie zu werfen; aber der Trieb der Selbsterhaltung siegte in mir über das Entsetzen, und so blieb ich ruhig im Dunkel stehen. So unbedeutend indessen das Geräusch gewesen war, das meine Bewegung im Schreck verursacht, dem geübten Ohr eines Gaucho konnte es nicht entgehen. Ich sah sie aufspringen und die ganze Umgebung des Corals durchstöbern, wobei ihre Messer im Mondschein blinkten. Ich rührte mich nicht, legte aber die Finger auf die Drücker meiner Pistolen, entschlossen, Jener auf sie zu geben, sobald sie auf mich

Digitized by Google

zukämen. Sie sezten sich indessen, nachdem sie die Runde um den Coral gemacht, wieder nieder und sprachen leise weiter, so daß ich nur einzelne Worte verstand. Mit einemmale aber erhob der junge Mensch die Stimme; er schwor mit einem fürchterlichen Fluche, er wolle sich nicht länger durch glatte Worte hinhalten lassen, und gab in bitter höhnischem Ton zu verstehen, der Vater dürfte wohl bei der Sache seine Gründe haben, die er nicht gestehen möge. „Schurke!“ rief der Vater, „elender Sklave der Leidenschaft! eitler Lust willst Du die sicherste, die süßeste Rache opfern? Höre Deinen alten Vater, vertraue seiner Erfahrung: laß mich mit dem Mädchen thun, wie ich im Sinne habe, und Du sollst so viel Schätze gewinnen, daß Du fünfzig Weiber haben kannst, schöner als diese, und dabei erhältst Du wiederum in der Welt den Rang, um den man mich schnöderweise gebracht hat.“

Eine Pause trat ein, während welcher ich mich vorsichtig näher schlich, so daß ich wieder Alles hören konnte. „Das Mädchen, das Du um jeden Preis haben willst,“ fuhr der Vater fort, „ist Deine nahe Verwandte, ist die Tochter meines Bruders. Von meiner Mutter, von meinem Unglück in der Jugend hast Du mich oft sprechen hören. Du weißt, daß mich die Verzweiflung aus meines Vaters Hause trieb, und ich somit jeden Anspruch auf sein Erbe aufgab. Wie es mir in der Sierra Morena erging, weißt Du auch. An Allem, was seit meiner Geburt über mich ergangen, ist der Vater des Mädchens Schuld. Laß mich ihm das ganze Guthaben mit einemmale heimzahlen. Sein Vater war auch mein Vater, aber sein Vater verstieß meine Mutter mit Schimpf und Schande. Gott vergebe es ihm, wenn es seyn kann! aber ich bin dessen eingedenk, ich, den die Welt ausgespieen hat, ich, der, statt im ruhigen Besitze der Güter, welche mir durch meine Geburt rechtmäßig zukamen, in der Wüste und im Elende lebt! Und Du, mein Sohn, der Du meine Schande, mein Unglück theilst, höre mich jezt und sey gehorsam! Dieses Mädchen ist Don Jose Echivera lieber als sein Augapfel, sie zu lösen, gibt er uns mit Freuden ein gut Theil seiner ungeheuren Schätze hin. Ueberdies muß er mir dazu verhelfen, daß ich in das Vaterland zurückkehren kann, und dann wartet Deiner dort das glänzendste Loos. Dazu muß man klüglich unterhandeln und Don Jose nicht wissen lassen, wo seine Tochter versteckt ist. Ehe man sie ihm ausliefert, muß er sich noch durch einen feierlichen Eid verpflichten, den Inhalt unsers Vertrags niemals bekannt zu machen.“ — „Herr,“ antwortete Tebaldo, „ich habe durchaus keine Lust, die Ebenen zu verlassen. Geht mir mit den Sitten und Gebräuchen jener Welt, die Ihr die gebildete nennt! Was weiß ich davon? Ich bin in der Freiheit aufgewachsen und fühle mich glücklich hier. Geht mir mit Euerm Geld und Gut! vollends, wenn man, um es zu bekommen, einem Schurken aus der Stadt auf sein Wort glauben muß!“ — „Tollkopf! Du kennst nicht den Werth der Güter, die Du von Dir stößt. Reichthum, Ehre, Macht, Ruhm, Alles kannst Du haben, und Du willst nicht! Und warum? Um eines Mädchens willen! merk Dir, mein Sohn, was ich sage: um eines Mädchens willen, die Dich nicht lieben kann, wie Du jezt bist. Noch einmal, meines Bruders Reichthümer sind unermeßlich, und sein Wort ist ihm heilig. Glaube mir, junger Mensch, Ehre, Treu und Glauben wohnen nicht allein in den Ebenen der Pampas.“ — „Das mag schon seyn; aber ich will einmal nicht anders leben, als ich jezt lebe; die giftige Luft in der Stadt brächte mir den Tod. Ja, Herr, hier will ich leben und sterben!“ — Er sprach diese Worte in ruhigem, entschlossenem Ton, und trotz der ängstlichen Spannung, in der ich mich befand, konnte ich nicht umhin, die Großherzigkeit des halben Wilden zu bewundern. „Eigensinniger Mensch!“ nahm der Alte fast in flehender Weise wieder das Wort; „da! wüßtest Du, wie süß befriedigter Ehrgeiz ist, welche Genüsse Reichthum verschafft! Ermanne Dich! willst Du gleich seyn dem zähen Gewächs, das sich nimmer aus dem Boden seiner Heimath versetzen läßt? Denkst Du nicht an den Adel Deines Stammes? vergißt Du, daß Du einer der ersten Familien Spaniens angehörst? Wisse, wenn Du Gold hast, sind die flinksten Renner im schönen Andalussien Dein.“ — „Mit meinem Lasso fange ich das vornehmste Roß in der Ebene, und die Pampas sind so reich, daß ich alle Tage ein neues haben kann.“ — „Mein Sohn,“ sprach der Vater in überredendem Tone, „Du bekommst hübsche Landgüter, herrliche Paläste, Unterthanen, die nur Deines Winkes harren! — „Sind nicht die Ebenen von Paraguay mein?“ entgegnete Tebaldo mit Emphase; „die Güter, von denen Ihr sprecht, sind sie wohl so groß? Laufen dort auch zur Jagdlust Strauße zu Hunderten? Sind Spaniens mächtigste Forste so gewaltig als das Gehölz, das die Vorderillas krönt? Ist dort der Löwe, der Jaguar, die wilde Ziege zu Hause? Herr, einmal für tausendmal, die Luft, der Boden meines Landes, was mir lieb war seit Kindesbeinen, ich kann es nicht lassen, es ist zu spät dazu.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. August.

Märkischer Wein. Neue Ansicht von Italien.

Die Ernte ist so früh dieses Jahr, die Zeitungen beschäftigen sich mit der Dürre, mit Brand, Wolkenbrüch-

Digitized by Google

und Hagelschaden, an den Theatern ist nichts, Skandale gibt es nicht, Politik hier auch nicht, so daß ein pflichtgetreuer Korrespondent in Verlegenheit ist, was er aus der diesjährigen Hundstagsperiode berichten soll. Er muß sich auf's Weinverlesen legen und es Andern überlassen, einen rothen Faden um die Sammetstücke zu schlingen. Wir überlassen es Ihnen, über die Freuden des kommenden Weinjahrs sich zu freuen und uns dann mitzutheilen vom Irrthum Uebermaß. Auch wir hatten einstmals Wein, und waren gewiß damals ein ganz anderes Volk, viel heiterer, poetischer, humoristischer, und in einem Jahre, wie dieses, haben sich unsere Vorfahren, die Besitzer der vielen Weinberge, von denen auf uns nur noch einige Namen und Sandhügel gekommen, wahrscheinlich ganz außerordentlich gefreut, denn der Wein wurde fuderweis in die Klöster, Aemter, Schlösser und Burgen geliefert. Aber Viele unter uns meinen, es sey doch zweifelhaft, wenn wir noch in jenen goldenen Zeiten lebten, wo es märkischen Wein gab, ob wir viel davon abbekämen, und insofern tröstet man sich über den Verlust der herben Vergangenheit mit der süßen Aussicht auf die Früchte des Zollvereins. Gepflanzt wird genug, und Einige hatten die kühne Aussicht, es wieder zu inländischem Tischwein zu bringen; aber welche Aussichten nach rückwärts schweben nicht Vielen bei uns vor! Es wollte einmal mit dem Wein nicht gehen, der Geschmack ist verwöhnt. Nach einer uralten Mönchsprophezeiung wird in hundert Jahren der Protestantismus Steine hervortragen, um die Dächer von Kloster Lehnin wieder aufzurichten, alsdann haben wir auch vielleicht wieder Ritter und Wein. Aber Viele behaupten, die Prophezeiung sey grundfalsch, und unter den Vielen bin auch ich.

Vorläufig baut ein Weinhändler eine italienische Weinstube auf das vierte Stockwerk seines Hinterhauses unter den Linden. Sie soll mit Bäumen und Laubgängen geschmückt werden, und erregt schon jetzt, wo sie noch nicht ist, die größte Bewunderung der Vorübergehenden; denn die Aussicht von oben — im schönsten Theile der Stadt — wird zwar entzückend seyn — wo ist sie's nicht in einer Weinstube? — allein der Wirth bemerkt: ein Durstender kommt nicht bis hinauf, und einer, der getrunken hat, nicht mehr hinunter. Also gafft man und räth, und hat es noch nicht errathen. Uebrigens ist Italien auch gar nicht das Land, das wir uns darunter dachten. Ein hiesiges Landeskind hat es uns so eben bewiesen. In einer zwei Bände starken Reisebeschreibung zerreißt er den Zauberschleier, der Hesperien bisher umhüllte, und thut dar, daß Italien das trockenste, häßlichste, ärmste, jämmerlichste, ausgesogenste und unverschämteste Land von der Welt ist, unverschämt erstens, weil es so viel prätendirt zu seyn, und zweitens, weil seine Bewohner und Regierer so viel über die Gebühr von den Fremden fordern. Der neue Entdecker führt den Namen Nicolai, und ist als Musikkenner und enthusiastischer Verehrer Spontini's bekannt. Wie er bei diesem seine Wahrnehmungen über dessen Vaterland vertheidigen will, weiß ich nicht; aber er provocirt auch gewissermaßen in seinem Vorwort ein Märtyrthum, indem er behauptet, der Erste zu seyn, der das ausspricht, was Alle längst gefühlt, aber nicht den Muth gehabt, zu sagen. Er geht so weit, alle seine Landsleute zu warnen, dem Kitzel, in dies verruchte, betrügerische Land zu reisen, nicht nachzugeben, und behauptet, die Deutschen geben sich, wenn sie zurückkehren, ordentlich das Wort, ihre Enttäuschung nicht merken zu lassen, damit die noch nicht Dagewesenen eben so angeführt würden, als sie. Italien ist von so vielen Seiten betrachtet worden, daß es wohl interessant ist, es auch einmal von dieser beschrieben zu sehen. Der Ingrimm des Reisenden beruht übrigens nicht auf Unwahrheiten.

(Der Beschluß folgt.)

Heidelberg, August.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

III. Wenn ich oben die Erzählung von einem Aufenthalte Hausers in einem Gefängnisse, von einem Versuche, das Seelenleben zu morden, und jene romantischen Darstellungen von verbrecherischen Absichten, die Hauser geistig zu verderben suchten, für Unwahrheiten oder doch für höchst unwahrscheinlich halte, so bin ich doch ebenso überzeugt, daß Hauser wirklich längere Zeit, und zwar gerade von jener Zeit an, wo der Unterricht des Knaben und die Entwickelung des Geistes durch das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft beginnen sollte, entfernt von Menschen, an einem einsamen Aufenthaltsorte sich befand, und daß, wie für seine geistige Entwickelung nichts geleistet wurde, auch seine körperliche Entwickelung zurückgehalten war. Es möchte unmöglich seyn, nach den Materialien, welche bisher vorliegen, den Schleier zu lüften, welcher die Art dieses einsamen Aufenthalts Hausers, die Ursachen dieser einsamen Aufbewahrung bedeckt. Als gewiß darf man annehmen, daß nie die Absicht von Seite derjenigen, welche Hauser von Menschen entfernten, dahin ging, ihn für sein ganzes Leben gefangen zu halten und der bürgerlichen Gesellschaft zu entziehen; seine eigene Erzählung zeigt ja, daß man die Absicht hatte, daß er bei dem Militär in Nürnberg Dienste nehmen sollte, und schon dies zerstört die abenteuerlichen Muthmaßungen von dem Morde am Seelenleben oder von den Motiven vornehmer Verbrecher, die Hauser hohe Ansprüche zu rauben beschlossen hatten. Wer einmal solche verbrecherische Absichten hegt, wagt nicht das gefährliche Spiel, denjenigen, welcher der Welt entzogen werden soll, so früh in die Welt zu senden, um Soldat zu werden. Der ganze Brief, welchen Hauser nach Nürnberg mitbrachte, trägt auch nicht das Gepräge eines feinen, gewandten Betrügers an sich, der die Worte im Briefe abwog, um diejenigen irre zu führen, die den Brief einst lesen sollten. Ich habe ein treues fac simile dieses mitgebrachten Briefes gesehen, und bin ebenso überzeugt, daß Hauser, dessen Schriftzüge, als er zuerst in Nürnberg auftrat, ich ebenfalls gesehen habe, den Brief nicht geschrieben hat, als ich die feste Ueberzeugung hege, daß die Schriftzüge in dem Briefe überhaupt nicht absichtlich verstellt wurden, daß vielmehr der Brief von einer Person in Altbayern, die gewöhnlich so schrieb, und zwar von einem ungebildeten Manne geschrieben worden ist. Man ist wohl überhaupt sehr im Irrthum, wenn man die bei Hausers angeblicher Entfernung thätigen Personen in den höhern Kreisen sucht. Für die obige Meinung aber, daß Hausers geistige und körperliche Entwickelung durch lange Entfernung von der menschlichen Gesellschaft zurückgehalten war, sprechen gewichtige Gründe. Sein Auftreten in Nürnberg beweist einen unbeholfenen Menschen, dem die gewöhnlichen Vorstellungen und Begriffe des Lebens fremd waren. Diese Unbeholfenheit lag nicht in seinem Mangel an natürlichen Fähigkeiten; denn die spätere Zeit lehrte, daß Hausers Geist sich schnell, gleichsam als wenn die Natur das Versäumte habe rasch gut machen wollen, entwickelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. August 1834.

Ich brächte nicht noch eine Nacht so zu,
Gält' es auch eine Welt beglückter Tage:
So voll von grausen Schrecken war die Zeit!

Shakespeare.
Richard III.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

„Unglücklicher, Verblendeter!“ rief jetzt der Vater unwillig; „wie kommst Du dazu, Genüsse von Dir zu stoßen, von denen Du gar keinen Begriff hast? Bedenke, Du kannst einst Heere befehligen, kannst Dich auszeichnen vor den edelsten Rittern — “ — „Beim Gott im Himmel!“ unterbrach ihn der Sohn, „ein edles Roß ist mir lieber als der höchste Thron, und meinen Lasso vertauschte ich nicht gegen den Scepter von Hispanien!“ — „Gemeiner Hund!“ entfuhr dem Alten, aber schnell wieder den Ton ändernd, sprach er für sich: „Freilich! freilich! es ist ihm nicht übel zu nehmen! Was weiß er von Ehre, von Ruhm?“ — „Nichts davon!“ rief der junge Jäger verächtlich, „zum leztenmal, nichts davon! Und das Mädchen, das ich liebe,“ fuhr er leiser und mit sichtbarer Rührung im Tone fort, „wer sie mir streitig macht, sey es mein Freund, sey es mein Vater, er komme mit dem Messer in der Hand, und er soll seinen Mann an mir finden, denn nur mit dem Leben will ich sie lassen.“ — „Deine Reden sind erstaunlich keck, und in einem andern Falle möchtest Du Ehre davon haben; Donna Luisa aber — “ — „Nun ja, was?“ — „Du mußt von ihr ablassen,“ fuhr der Alte fort; „wenigstens,“ fiel er sich selbst in die Rede, denn Tebaldo mochte eine unwillige Geberde gemacht haben, „wenigstens bis Du Dir meine Vorschläge besser überlegt. Sieh, mein Sohn, Du bist eben noch ein Kind.“ — „Ein Kind!“ schrie Tebaldo wüthend, und ich hörte den Griff des Messers an seinen Zähnen klappern; „ein Kind! Ihr mißbraucht Euer Ansehen, Herr; das ist mehr, als sich ein Sohn vom Vater gefallen lassen kann. War ich ein Kind, als ich den Löwen erschlug, dem Ihr feig den Rücken wandtet? Bei der heiligen Jungfrau! ich will Euch beweisen, daß ich ein Mann bin! Das Mädchen, das Ihr mir so lange streitig macht, noch heute muß es mein seyn!“ — „Tebaldo!“ erwiderte der Gaucho fest und ernst, „das wirst Du bleiben lassen, und so lange ich lebe, schütze ich sie gegen Dich.“ — „Das dachte ich wohl!“ rief der junge Mann in der äußersten Wuth, mit bebender Stimme; „ha! ha! Du willst sie für Dich behalten!“ — „Es ist aus!“ sprach jetzt der Vater in dumpfem Tone, wie zu sich selbst; „es war mir bange vor dieser Stunde; aber es ist einmal nicht anders, und so muß ich mich darein ergeben! — Tebaldo, Du bist der lezte Sprößling eines edlen Geschlechts; aber ich sehe wohl, gemeines, niederträchtiges Blut fließt von der Mutter her in Deinen Adern, und ich muß mich schämen, Dich gezeugt zu haben. — Dein Messer ist gezogen; wehre Dich Deines Lebens!“

Digitized by Google

Blitzschnell kreuzten sich die Messer; ich hörte die Klingen klirren, rascher und immer rascher folgte Stoß auf Stoß, auf einmal ward es still — nur ein langer, schwerer Seufzer; wer gefallen war im schauderhaften Kampfe, ließ sich nicht unterscheiden. Ich aber, von Entsetzen durchdrungen, flog zurück in die Hütte und warf mich außer mir auf mein Lager. Nach wenigen Minuten hörte ich etwas auf die Hütte zuschleichen, und mein Herz pochte hörbar, als ich die Hand des Mörders die Thierhaut, welche statt der Thüre diente, zurückschlagen sah. Festen Schritts trat der alte Gaucho in das Zimmer. Er nahm die Lampe und besichtigte alle Schläfer; als er sie aber der jungen Mulattin über das Gesicht hielt, glaubte ich seine Hand zittern zu sehen; sie war blutroth. Alles außer mir lag in tiefem Schlaf. Die müden Hunde hatten sich beim Eintritt des Gaucho kaum gerührt; nur ein schönes Windspiel, ein großes, schlankes Thier, fuhr auf, als der Alte an ihm vorbeiging, beroch seine Kleider und flog dann wie ein Pfeil aus der Hütte. Ich wußte, wie muthig, kräftig und klug diese edle Race ist, und dachte mir, das treue Thier werde durch sein Bellen bald Alles im Hause aufwecken und es dem Mörder unmöglich machen, sein Opfer auf die Seite zu schaffen; ich hoffte ferner, im ersten Entsetzen über die That, werden die Weiber mit mir gemeinschaftliche Sache machen, um Tedaldo zu rächen. Allermittelst rüstete sich der Elende mit der höchsten Gelassenheit und Ruhe zu dem furchtbaren Geschäft, die blutigen Reste seines Sohnes zu verscharren. Er holte mehrere Werkzeuge hinter der Thüre vor, überblickte noch einmal die Hütte, löschte die Lampe und ging hinaus.

Lange lauschte ich in der äußersten Spannung; ich hörte nichts. Endlich konnte ich es nicht länger aushalten, stand auf und schlich mich wieder hinaus. Ich sah Niemand, aber am Thor des Corals standen zwei gesattelte Pferde; und nicht lange, so drangen von dem Orte, wo der Mord begangen worden, klägliche Seufzer in mein Ohr, und jezt brach der alte Vater in lautes Schluchzen aus. Endlich war dieses Felsenherz geschmolzen; lange dauerte indessen der Paroxysmus nicht: das Schluchzen hörte so schnell auf, als es begonnen hatte, ich hörte ihn dem Hunde gebieterisch zurufen: „Weg, Tauro, weg!“ und den Moment darauf sah ich ihn im Mondlicht, keuchend unter der Last, unter das Thor kommen, die Leiche seines Sohnes auf eines der Pferde legen, und sie mit seinem Lasso festbinden. Es war ein entsetzlicher Anblick; der Mantel des jungen Menschen war im Kampfe zerrissen worden, die Brust war bloß und ich sah zwei große Wunden; gräßlich stach das geronnene Blut von der weißen Haut ab. Den barbarischen Vater, dessen Hände noch vom Blute seines Kindes geröthet waren, schien indessen die Sorge, den Leichnam gut zu befestigen, ganz in Anspruch zu nehmen; zuweilen aber warf er einen scheuen Blick um sich und griff krampfhaft nach seinem Messer, und dann rang er wieder die Hände in stummer Verzweiflung. Das Windspiel saß neben dem Pferde, auf welchem die Leiche seines Herrn lag, und verwandte kein Auge vom Gesichte derselben; ruhig, wie er dasaß, hätte man glauben können, er sey ganz gleichgültig, aber so oft der Alte den Körper anfaßte, murrte es in seiner Brust wie ferner Donner.

Endlich war Alles fertig; der Gaucho bestieg sein Pferd und ritt, das mit dem Leichnam am Zügel fassend, der Hund hinter ihm, aus dem Coral. Als er am Hause vorbei war, konnte ich mich unbesorgt vorwagen, und so sah ich, wie er nach einer kleinen Strecke sich in scharfen Galopp sezte und bald verschwand. Eine Wolke trat eben vor den Mond, aber noch lange hörte ich den einförmigen, melancholischen Hufschlag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsetzung.)

Je älter der Weinstock, je sandiger und magerer der Grund, desto kräftiger und süßer der Rebensaft. Ein altes Tyroler Sprichwort heißt: Wo die Hasen düngen und der Himmel wässert, wächst der beste Wein. Noch vor 200 Jahren machte man im Etschlande den Wein wie am Rhein und in andern Gegenden. Eine mündliche Ueberlieferung aber meldet, daß der Arzt des Stiftes in Hall, Dr. Hyppolit Guarinoni (v. 1601—54) eine neue Bereitungsart aus Italien eingeführt habe. Diese hat sich nun bis jezt erhalten. Man nennt sie „das Verjähren,“ wobei die ganzen Trauben mit Stengeln u. s. w. auf stehende Ständer gebracht werden, um dort den Gährungsprozeß zu bestehen, und nicht als lauterer Most in liegenden Fässern gähren. Der so „vergährte Wein“ wird gleich von den Ständern abgelassen und heißt Vorschuß; er kann in einigen Wochen schon getrunken werden. Nun werden die Trauben gepreßt und liefern eine zweite, schlechtere Gattung, den sogenannten Druck; das Verfahren nennt man Torkeln. Die ausgetorkelten Bälge geben Branntwein und heißen dann Tröster, die zur Viehmast verwendet werden. Die auf dem Weine obenauf schwimmenden Bälge sind sauer und dienen zur Essigfabrikation. Obgleich der so gewonnene Wein sich nicht viele Jahre lang aufbewahren läßt, so dürfte dennoch diese nun einmal eingeführte Bereitungsart schwerlich durch eine andere verdrängt werden,

Digitized by Google

indem eines Theils die seither gepflanzten weichern Rebsorten dies von selbst verbieten, andern Theils nur den Vorkäufern und Monopolisten Nutzen daraus erwachsen würde. Dessenungeachtet fehlt es hie und da nicht an Spekulanten, die aus reinem Moste bessern und haltbarern Wein zu machen bemüht sind. Ein solcher wird Kritzer oder Krätzer genannt, mithin ganz im Gegensatze zu dem Begriffe, den man im Auslande mit dieser Benennung zu verbinden pflegt, ist der Tyroler Krätzer ein sehr guter, nach Rheinweinart bereiteter Wein. — In der Gegend von Meran wird ein leichter, sehr gesunder Wein gewonnen; der Küchelberger-Leiten ist der edelste dieser Gattung und genießt in Tyrol einer gewissen Celebrität. Wohlschmeckender erscheint dem Fremden der Wein von Botzen; der von Terlan auf Flaschen ist vorzüglich. Der Trientiner ist dick wie Dinte, dabei hitzig und mit Wasser vermischt nicht angenehm zu trinken; dort muß man sich an Vinpiccolo (Halbwein) halten, der auch gewöhnlich in den Haushaltungen getrunken wird. Die Traube von Tramin, am Abhange der Wändel (Mendola), ist von vorzüglicher Güte. Sie ist mit Vortheil nach Würtemberg und dem Rheine verpflanzt worden und liefert unter andern den beliebten Forstertraminer. Der Seewein von Kalbern (Caldera) ist einer der edelsten von Tyrol, doch ist er selten ächt zu haben, denn wie überall, so wird auch hier viel mehr unter der berühmten Firma verkauft, als auf dem kleinen Bezirke erzielt werden kann. Als die Krone der Tyroler Weine nennt man den von Isera, welcher in der Nähe von Roveredo wächst. Sehr ausgezeichnet und einem Gewächse der griechischen Inseln vergleichbar, sind der Vinsanto und der Strohwein, welche auch auf eigene Weise bereitet werden, ersterer um Weihnachten, wovon er den Namen hat. Alle diese feinern Gattungen erhält man im Auslande unter vornehmern Namen, und der in Norddeutschland verkaufte Montepulciano und Aleatico ist oft nur Tyrolerwein; hingegen ist das süßliche Gemische, welches hier und dort unter diesem Namen, selbst in München schon, verkauft wird, wunderbarerweise in ganz Tyrol nicht anzutreffen.

Südlich von Botzen, bei Lavis, erblickt man mitten unter grünenden, üppigen Pflanzungen aller Art plötzlich kahle, entlaubte Bäume, wie im Winter, die eine traurige Rolle spielen und der Landschaft nicht eben zur Zierde gereichen; die Landleute tragen große Körbe auf dem Rücken, hochaufgehäuft mit den weißgelben Cocons (Galetta), und ein ganz eigener, durchdringender Geruch aus den Oefen, wo die Galette geröstet wird, erfüllt die Luft. Hier beginnt der Seidenbau, und neben dem Weinstock wächst der Maulbeerbaum, der im Frühjahr sein Laub zur Nahrung des Wurms hergeben muß, und es dann erst im Herbste wieder erhält. Dieser Theil des Etschthals wird Lägerthal (Valle Lagarina) genannt, und hier spielte das Städchen Ala, an seiner südlichsten Grenze, in der Geschichte der Seidenkultur einst eine wichtige Rolle. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte sein Pfarrer Alphons Bonaiquisti zwei aus Genua entflohenen Sammtwebern den Antrag, bei ihm ihre Kunst auszuüben. Sie errichteten im Pfarrhofe die zwei ersten Webstühle. Bald verbreitete sich dies Geschäft überall. Um 1700 war der Sammt von Ala schon der gesuchteste, und vierzig Jahre später wurden dort 300 Stühle gezählt. Die Kaufleute sandten den dortigen Fabrikanten große Summen voraus, um nur mit der Zeit ihr berühmtes Fabrikat zu erhalten. Garavetta, Grizi und Compagnie, Angelini und Bernardi waren allgemein bekannte Häuser. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstand die durch ihre Größe und ihren Fall berühmt gewordene Handlung Patrizi und Compagnie; später blühte Barchetti, der sich vom Taglöhner zum ersten Fabrikanten emporgeschwungen hatte. Unter Joseph II. erhielt Alas ausgebreiteter Handel den ersten Stoß; Einschränkungen aller Art traten ein, die Arbeiter wurden nach Wien gezogen und das Städtchen verarmte nach und nach immer mehr. Die Seide, die man als Sammt verarbeitete, durfte nicht fein seyn, und deßhalb hatte man dort nie daran gedacht, in Rücksicht der Feinheit mit andern Städten zu konkuriren. Ala erhob sich nicht mehr, aber ihm zur Seite fing Roveredo unter günstigen Verhältnissen und andern Konjuncturen zu blühen an, und ist jezt als der Mittelpunkt des Seidenhandels von Südtyrol zu betrachten. Es hat große, sehr sehenswerthe Filanden; die berühmteste ist die Filanda Battini, durch Dampf getrieben, die im vorigen Jahre einen Gewinn abwarf, den man nach Millionen schätzen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Beschluß.)

Die Parisienne. Königstädtisches Theater. Schleiermachers Werke.

Bei dieser Enttäuschung kommt mir noch eine andere in den Sinn, die hier viel Aufsehen macht und zufällig auch von einem Musikophilos ausgeht. Ein grundgelehrter Kenner der alten Volksmelodien und sonst sehr geistreicher Mann, der geheime Kriegsrath Kretschmer, jezt in Anclam als Advokat praktizirend, hat nämlich erwiesen, daß die berühmte Parisienne, was ihre Melodie anlangt, nicht von Auber herrührt, sondern Note für Note ein altes, und zwar sehr

Digitized by Google

schmutziges, deutsches Soldatenlied ist. Gegen den Beweis läßt sich nichts sagen; mich dünkt indeß, daß darauf wenig ankommt. Auber brüstet sich, so viel mir bekannt, nicht mit der Erfindung, und es kam ihm, wie denen, für die er komponirte, nur darauf an, etwas wirksam Frisches zu haben. Solche Empfindungen bringt jener alte Soldatengassenhauer hervor, und daß, was jezt pathetisch ist, ehedem skurril klang, macht nichts aus. Es passirt so etwas wohl anderwärts, als im Volksgesange. Uebrigens hat ja auch die berühmte, und von Kretschmer ihrer Originalität wegen gerühmte Marseillaise einen Text, der an manchen Stellen der Obscenität unsers alten Gassenhauers wenig nachgibt. Während jener Kretschmersche Aufsaz im Freimüthigen, mit Notenbegleitung, stand, erschien eine Widerlegung im Gesellschafter, die sich indessen nur darauf beschränkt, auf ein gewisses Zusammentreffen aller Volksmelodien aufmerksam zu machen, ohne daß es nöthig wäre, deßhalb an ein Plagiat zu denken.

Das Königsstädtische Theater hat eben sein zehnjähriges Bestehen gefeiert. Es war ein dürftiges Fest. Man wußte nicht recht, was gefeiert werden sollte, die Erinnerungen, oder die Gegenwart, oder die Zukunft. Weislich ließ man sich mit jenen nicht ein, verschleierte die leztere und beschäftigte sich mit Untersuchung der Anforderungen, die der Augenblick macht, was recht witzige Controversen hervorrief, aber eben so gut für Newyork und Lissabon, als für das Königsstädtische Theater paßte. Der Verfasser des Festspiels ist nicht darum zu tadeln, er that, was er thun konnte, aber das Theater hätte die Sache ruhen lassen und nicht erinnern sollen an etwas, was man erwartete und was nicht geschehen ist. Die Schuld trifft freilich nicht eigentlich die, welche jezt dabei sind, es ist eben nur noch eine Fortsezung; aber wenn das Ding noch zusammenhält, soll man sich freuen und zufrieden seyn, und nicht in die Lärmtrompete stoßen. Das königliche Theater hat ein paar Stücke von Bauernfeld, Karl Blum (nach Federici) und der Birch-Pfeiffer gegeben, die eben hingereicht, um täglich Theaterzettel zu drucken; ein Antheil im Publikum ist nicht mehr da. Die „Günstlinge," ein Schauspiel der leztern, eine nicht uninteressante Intriguengeschichte vom Hofe Katharina der Zweiten, sprach noch am meisten an. Die Erelinger fand Gelegenheit, ihre Kunst in allen Nüancen leuchten zu lassen, was noch etwas ist, wo Publikum und Breiter sich verstehen. Auch sah man hier noch keine Katharina von Rußland auf der Bühne, was auch seinen Theil an der Theilnahme hat. Eine Scene am Whistisch der Kaiserin, wo es sich um hundert dreizehn Aufrührer handelt, die durch die Knute vom Leben zum Tode gebracht werden sollen, hat denn auch ihre eigenthümlichen Anzüglichkeiten. — Sonst wird Raupach mit Sehnsucht zurückerwartet. Man hat neulich seine dichterische Fruchtbarkeit zusammengezählt, und herausgezählt, daß zwischen fünfzig und sechzig Stücke von ihm auf der deutschen Bühne gegeben sind. — Ein Veteran des deutschen Gesammttheaters, der Schauspieler Maximilian Scholz, feierte hier sein neunzigstes Geburtsjahr. Er war ein Schüler Flecks und seiner Zeit einer der namhaftesten Künstler; von der jezigen Generation erinnern sich wohl nur noch Wenige seiner. Im Freimüthigen hat W. Albrecht eine interessante Lebensskizze über ihn geliefert.

An Schleiermachers sämmtlichen Werken wird emsig fortgedruckt; man meint, es geschehe fast zu emsig, dergestalt, daß nicht die gehörige Ruhe und Ordnung obwalte. Die projektirte Stiftung zur Ehre seines Namens soll in Stipendien nicht für besonders dürftige, sondern für besonders berufene Schüler der Theologie bestehen, und die Curatoren meinen, auf die Art im Geiste des Seligen zu wirken.

Heidelberg, August.

(Fortsezung.)

Kaspar Hauser.

Alle Zeugen, welche mit Hauser bei seinem ersten Auftreten sprachen, bezeugen, daß er in abgebrochenen Worten wie ein Kind sprach. Der Gefangenwärter Hiltel in Nürnberg (s. Merkers wichtige Aufklärungen S. 19) bezeugt, daß seine Frau etwa sechs bis zehn Tage nach der Ankunft in Nürnberg Hauser wusch, daß der Schmuz in Rollen abfiel und daß Hauser dabei sagte: „Mutter, Haut." So unbedeutend dies Zeugniß scheint, so wichtig ist es, weil es zeigt, daß Hauser wohl Jahrelang nicht gewaschen war, also keine Pflege erhielt, und ebensowenig selbst sich wusch, und es ist die höchste Unbeholfenheit des Geistes, wenn er den dicken Schmuz auf seiner Haut für einen integrirenden Theil seines Körpers hielt. Es ist ferner durch Zeugen hergestellt, daß Hauser nur Brod und Wasser (das erste in großer Menge), als er nach Nürnberg kam, genießen konnte, daß er Zuckungen bekam, wenn nur der Geruch von Fleischspeisen ihm näher kam. Man fragt, wie dieser Umstand damit vereinigt werden sollte, daß Hauser früher unter Menschen lebte. Auch der ärmste Bauernjunge in Bayern weiß, was Fleisch ist, und sehnt sich darnach, wie nach einem Leckerbissen. Ist es hier nicht wahrscheinlich, daß Hauser ein völlig eigenthümliches, von dem aller übrigen Menschen entferntes Leben führte? Es ist hergestellt, daß Hauser, wenn auch nur ein Tropfen Fleischbrühe unter seiner Wassersuppe war, dies bemerkte, was auf eine Feinheit seines Geruchsorgans und eine ganz abnorme Gewöhnung seiner Lebensart deutet. Sage man nicht, daß alles dies nur ein feiner, kunstreicher Betrug war, den Hauser, nach seiner eingelernten Rolle, kunstreich durchzuführen wußte. Ich hoffe, im Verfolge dieser Briefe unumstößlich zeigen zu können, daß, wenn Hauser Betrüger war, er nicht zu diesem Betruge verleitet worden seyn und im Einverständnisse mit Andern den Betrug gespielt haben kann. Nimmt man aber auch einen Betrug an, so muß man Hauser bewundern, der die feinsten Nüancen, durch welche die Rolle eines Jahrelang eingesperrten, in seiner Entwickelung aufgehaltenen Knaben sich charakterisirt, so täuschend nachzuahmen wußte und nie aus der Rolle fiel. Zu der oben aufgestellten Meinung paßt aber auch seine körperliche Beschaffenheit; seine Fußsohlen und Hände waren nämlich so weich und verwundbar, daß man deutlich erkannte, daß er des Gehens und Arbeitens ungewohnt war. Als einen Beweis, daß Hauser Jahrelang eine sitzende Lebensweise ohne alle Bewegung geführt habe, dient der Sektionsbericht über Hausers Leiche in Heidenreichs Schrift: K. Hausers Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung. Berlin 1834. S. 31. Die große Ausdehnung der Leber und die verhältnißmäßig kleine Lunge sind für Jeden bedeutungsvoll, welcher das obwaltende Wechselverhältniß zwischen beiden Organen kennt und weiß, daß gerade bei Personen, welche keiner Bewegung genossen, die Leber auffallend groß ist und der Umfang der Lunge zurückbleibt. Dies deutet auf eine fortdauernd von aller Bewegung entfernte Lebensweise, die eben in jenen Zeiten eintrat, in welchen im jugendlichen Organismus die Organe sich entwickeln. Im nächsten Briefe erlaube ich mir, über den Tod Hausers mich näher zu erklären.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. August 1834.

— Schmeichelnd Glas,
Wie die Genossen meines günst'gen Glücks
Bethörst du mich! —
Da liegt's, zerschmettert in viel hundert Scherben!

Shakespeare.

Das Glück von Edenhall.

Von Ludwig Uhland.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenkt rothen ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!“

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Digitized by Google

Ein stürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsetzung.)

Wenn nun Wein und Seide die Hauptnahrungsquellen des Landes zu nennen sind, so herrscht in einigen Thälern noch eine, den Tyrolern ganz eigenthümliche Industrie. Sie wandern aus, um ihre Fabrikate zu verwerthen oder ihre Eigenschaften in der Fremde geltend zu machen. Wer kennt nicht die Handschuhhändler und Teppichweber aus dem Pusterthale, die Sänger aus dem Zillerthale, die Kanarienvogelhändler, die wälschen Maurer und Rauchfangkehrer, welche durch die ganze Welt reisen? Ein großer, schöner Zillerthaler durchzieht ganz Italien, wird von einem Fürsten an den andern empfohlen, macht bedeutende Geschäfte und wurde selbst vor Kurzem noch von Sr. Heiligkeit mit einem „heiligen Leib" begnadigt, der ihm mit allen Certifikaten und Anhängseln in bester Form übergeben ward. Er lud den Koffer, worin die verehrten Knochen lagen, auf seinen Wagen, und wird nun in seinem Thal unter Glockenläuten und Böllerschießen den feierlichen Einzug halten, und der heilige Märtyrer wird die Ehrenstelle auf dem Altar finden. Den rühmlichsten Platz unter allen diesen Handelsleuten nehmen die Einwohner des Thales von Gröden ein. Ihre kunstvollen Holzschnitzarbeiten finden ungeheuern Absatz, und man trifft in St. Christian und in andern Orten des Thales Frauen, deren Männer seit Jahren abwesend sind, um die Erzeugnisse ihrer Landsleute zu vertreiben. Selbst in Amerika besitzen sie Niederlassungen. Bei diesen Unternehmungen kommt ihnen ihre Sprache sehr zu Statten, das sogenannte Ladinische, ein Gemisch der verschiedenartigsten Sprachen, wodurch sie sich dem Italiener wie dem Spanier verständlich machen können.

Nächst diesen sind die Tesiner zu nennen, die seit langer Zeit den Bilderhandel treiben. Er begann schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Arme Leute aus dem Dorfe Pieve ernährten sich nothdürftig damit, daß sie schlechtgemachte Heiligenbildchen aus der Fabrik von Ramondini in Bassano in's Ausland trugen und dort verkauften. Sie wiederholten ihre Wanderungen von Jahr zu Jahr und gingen immer weiter, bis sie selbst zu einiger Einsicht von der Kunst gelangten und nun ihre Industrie auf bessere Blätter auszudehnen anfingen. Bald handelten sie mit Werken der berühmtesten Künstler aller Länder. Bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm fast die ganze männliche Bevölkerung von Pieve und Bieno Theil an diesem Handel, und es wurden in allen Hauptstädten Europas, selbst in Asien und Amerika, jene Kunsthandlungen gegründet, welche mit ihren Commanditen alle Messen und Märkte bevölkern, und unter dem Namen „italienische Bilderhändler" bekannt, ursprünglich Tyroler aus Val Tesino oder Val Sugana sind. Wie überrascht ist nicht der Reisende, wenn er in diesen Thälern die Namen Novelletto, Weis (Gaspard Weis in Berlin), Zanna, Tessari, Buffa, Granello, Nervo nennen hört, und sich nun erinnert, in Hamburg, Berlin, Petersburg, Königsberg, Warschau, Kopenhagen, diese Herrn in ihren Kunsthandlungen gesehen zu haben, wo sie neben einem Raphael Morghen Salami, Aleatico und romanische Saiten verkaufen. Diese Tyroler kommen nach vielen Jahren, oft erst im hohen Alter, wieder nach Hause, um sich zur Ruhe zu setzen. Nur ungern verläßt der Tyroler sein Vaterland für immer; „und wenn mir der Kaiser viel gäbe und ich dürfte nie wieder heim, so bedankte ich mich schön!" dies kann man oft hören. Viele Auswanderer kehren von ihren weiten Reisen periodisch, immer nach sechs oder acht Monaten zurück. Sie bringen oft Summen von 20 bis 30,000 Gulden in die Heimath, die sie dann im Wirthshause an die Interessenten, die von nah und fern herbeigerufen wurden, vertheilen, ohne daß dabei an eine weitere Rechnungsablage gedacht wird. Ist die Theilung vorüber, so geht Alles in die Kirche und von hier zurück in's Wirthshaus, wo ein Mahl das Ganze beschließt. Der Bergbau beschäftigt nur wenige Hände, weil die Kosten sich stets mehrten und der Betrag geringer wurde. Die Schätze, welche die Schwatzer Silberbergwerke im Mittelalter spendeten, gaben den Fuggern zu Augsburg ihren Glanz. Hans Funger aus Hall war der Erste, welcher durch den Bergbau zu großem Vermögen gelangte. Stets

Digitized by Google

war der nördliche Theil reicher hierin, als der südliche, der vorzüglich Alabaster, Alaun, Bleierz, Bolus, Brannstein, Eisen und Galmey liefert. Ein weißer Marmorbruch im Vinstgau verspricht bedeutend zu werden.

Die größten Waldungen finden sich in den hochgelegenen Thälern Fleims (Val di Fiemme) und Fassa, die auch in geognostischer Hinsicht sehr bemerkenswerth sind. Sie sind reich an Mandelsteinen, von denen im Innsbrucker Museum schöne Exemplare gezeigt werden. In dem Gebirge Ai Frati in Fassa, gegen Gröden hin, liegen sie wie in Massen zusammengebacken, und da die Witterung ihre äußern Schalen zum Theil zerstört hat, so sehen die Kugeln einem in seiner Kapuze halbverhüllten Mönchskopf gleich, woher die Gegend den Namen hat. Man flößt das Holz auf dem Avisio nach Lavis und von dort auf der Etsch nach Verona und weiter, im Winter aber sendet man es zur Achse über die Päße S. Pelegrino und Vallazza, und dann zu Wasser nach Venedig, woselbst ein weit verbreiteter Handel damit getrieben wird. An Wildpret und Gebirgsforellen (Trute) fehlt es in dieser Gegend nicht, die gleichfalls einen Handelsartikel abgeben. Die Fasanen sind ihrer Treue wegen bekannt, und wenn sie zur Messe nach Botzen ziehen, so werden sie von den Kaufleuten vorzugsweise als Markthelfer in Dienste genommen. Man spricht hier italienisch und deutsch, wenn gleich schon die Polenta das Hauptnahrungsmittel und das Ballonspiel die beliebteste Unterhaltung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Die Schauder dieser Nacht drohten immer mehr meine Kräfte zu überwältigen, ich raffte mich aber, meiner Pflicht eingedenk, gewaltsam zusammen. Es kam Alles darauf an, von dem, was ich gesehen und was in mir vorging, nicht das Mindeste merken zu lassen. Indessen suchte ich mein Lager wieder und die völlige Erschöpfung der körperlichen, wie der geistigen Kräfte drückte mir endlich die Augen zu. Als ich sie nach kurzer Zeit wieder aufschlug, war Alles in der Hütte wach und ging seinen gewohnten Geschäften nach; die junge Mulattin spielte mit ihrem Kind, die Hunde gingen aus und ein, und zwei, drei Buben vertrieben sich damit die Zeit, daß sie mit kleinen Lassos die Hühner fingen, welche auf dem vertrautesten Fuß mit der Familie lebten. Man sah wohl, kein Mensch wußte, was in der Nacht vorgefallen war. Ich richtete mich auf von meinem Lager und fand zu meiner großen Freude, daß die Schmerzen vom Sturz sehr abgenommen hatten und das Fieber ganz verschwunden war; nichts war von meinem Unfall geblieben, als eine gewisse Schwäche, doch ohne alles Uebelbefinden. Die alte Negerin brachte mir Waschwasser, und ich fragte gleichgültig, wo mein Wirth und sein Sohn seyen? „Sie sind," war die Antwort, „wie immer, vor Tages Andruch zur Heerde gegangen." — „Mein kleiner Führer ist auch bei ihnen?" — „Nein, Herr, er ist zur nächsten Hütte geritten, ein Frühstück für Euch zu holen; nur dort gibt es Ziegen, und der Herr sagt, die Leute von der Küste lieben die Milch ganz besonders. Er wird aber bald wieder kommen, in zwei Stunden Galopp kann er den Weg machen." Unwiderstehlich trieb es mich auf den Schauplatz der schauderhaften That; aber eben als ich den Fuß über die Schwelle sezte, hörte ich ganz in der Nähe Pferdegetrappel, und bald erschien der junge Bursche, der wegen meines Frühstücks zwanzig Meilen geritten war. Ich ging mit ihm wieder in das Haus und aß eben Milch und Eier, da trat der alte Gaucho herein mit so freier Stirne, so ruhigen Schritts, als wäre ihm sein Sohn zur Seite. Sein Blick, eiskalt wie Schlangenblick, machte mich schaudern, und es kostete mich die größte Ueberwindung, mit ihm das Frühstück zu verzehren. Damit mein Stillschweigen ihm nicht auffallen möchte, fragte ich nach einer Weile nach Tebaldo. „Wir haben," erwiderte er ohne Stocken, „ein paar Gauchos begegnet, die auf die Jagd ziehen, und der Bursche, dem nur draußen wohl ist, wo es wild hergeht, wollte durchaus mit. Ave Maria purissima!" fuhr er sich bekreuzend fort, „möge er gesund wieder heimkommen zu seinem alten Vater!" Die junge Mulattin war herzugetreten nnd wollte etwas fragen, aber ein furchtbarer Blick scheuchte sie in einen Winkel, wo sie bitterlich weinte. „Wie kommt's, daß er die Hunde nicht mitgenommen hat?" fragte ich den Alten, denn trotz aller Gefahr, der ich mich aussezte, fühlte ich mich unwillkührlich getrieben, den Heuchler zu entlarven. „Sie sind müde, Herr," antwortete er ohne Bedenken, „und die Andern waren wohl versehen; er hat nur Tauro, seinen Liebling, mitgenommen, und ich denke, er wird auch von ihm nicht viel haben, der Hund hatte noch genug von der lezten Jagd."

Weiter fiel nichts zwischen uns vor. Als ich ihm meinen Entschluß kund that, mich so bald als möglich zur nächsten Poststation auf den Weg zu machen, hatte er nichts einzuwenden; er lieh mir sogar ein Pferd, weil das meinige unbrauchbar war, und in Kurzem befand ich mich auf dem Wege zur Hauptstraße von Mendoza nach Buenos Ayres, in Begleitung meines jungen Führers, und überfroh, endlich die Höhle des Ungeheuers im

Digitized by Google

Rücken zu haben. Auf der offenen Straße angekommen, hieß ich den Burschen umkehren und gab ihm ein Stück Geld. Sein Auge blitzte vor Freude, er versicherte mich seiner unbedingten Ergebenheit und schwor, wenn ich einen Feind in der Ebene habe, solle sein Herz mein seyn, noch vor Abend. Er nahm Abschied, gab seinem Pferd die Sporen und war mir augenblicklich aus dem Gesicht.

Im Posthause erfuhr ich, Ord habe mich nach allen Seiten suchen lassen, und er selbst sey auf die nächste Posada gegangen; bald aber wurde ich inne, daß die Leute, statt zu streifen, sich in einem benachbarten Fort versteckt hatten, weil es hieß, Indier seyen in der Nähe. Der Mann, der mir dies sagte, war eben selbst daran, seine Familie und seine Habe zu flüchten. Nur mit Mühe verschaffte ich mir im allgemeinen Tumulte ein Pferd, um meinen Freund einzuholen. Als ich zur Posada kam, sah ich zu meiner Verwunderung eine Menge Pferde an die Palisaden gebunden, welche hier eine Art von Befestigung bilden. Soldaten bewegten sich hin und her, die einen fütterten die Pferde, andere unterhielten sich sehr lebhaft. An dem häufig wiederholten Wort: die Indier! die Indier! merkte ich bald, wem diese Rüstung galt. Ich selbst wurde mit Fragen bestürmt: woher ich komme, ob ich etwas von den Indiern gehört, von welcher Seite sie wohl die Ebene betreten möchten. Als der Lärm, den meine Ankunft verursacht, sich ein wenig gelegt hatte, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, alle diese Leute stehen im Solde Don Jose Echiveras, der das Land nach seiner einzigen Tochter durchstreifen lasse, welche ihm entführt worden, und man habe hier, auf die Kunde vom Anmarsch der Indier, Halt gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julusfeier.

Zum drittenmale ist das Jahresfest der unvergeßlichen, so folgereichen Julitage gefeiert worden. Es ist, als ob jedesmal der Bund zwischen den Bürgern unter sich und mit der von ihnen eingesezten Regierung erneuert werden sollte; das Volk begreift die Wichtigkeit und das Sinnige dieser Feier; es ist daher diesmal wieder so ernst, so sittsam gewesen, wie in den frühern Jahren. Obschon Hunderttausende von Menschen in Bewegung waren, hat man doch von keiner einzigen Unordnung gehört, und die Polizei hatte wenig zu thun. Auch den Fremden scheint diese Feier wichtig, denn manche kommen weit her, um derselben beizuwohnen; es ist auch beinahe das einzige ächt patriotische Fest, das in Europa gefeiert wird. Und dennoch, wie viel fehlt ihm zu einem wahren Nationalfest! Schon daß die Regierung das Programm abfaßt und die Feier der drei Tage regelt und zurichtet, ist ein Beweis, daß ihm der wesentliche Charakter eines Volksfestes fehlt; denn ein solches muß von dem Volke selbst ausgehen. Man könnte dagegen einwenden, die öffentlichen Lustbarkeiten seyen sehr kostspielig, und der Staat, da er doch die Kosten bestreite, müsse auch das Recht behalten, die Lustbarkeiten anzuordnen. Er hatte diesmal bloß für die Festlichkeiten in Paris 400,000 Franken von den Kammern verlangt; diese haben weislich nur die Hälfte bewilligt. Mit dem Geldausgeben ist es ja auch bei der Feier des Angedenkens an eine große und wichtige Revolution nicht gethan. Die Hauptsache ist, daß die Bürger einig und zufrieden seyen; alsdann wird auch eine geringe Summe hinreichen, sie zur Freude zu stimmen. Wahrscheinlich haben sich die Kammern erinnert, daß im vorigen Jahre die bewilligte Summe zum Theil auf eine läppische Weise verschleudert worden ist, und daher gedacht, es sey besser, weniger zu bewilligen, damit etwas Klügeres zu Stande komme. Wenn man den kindischen Einfall des Ministers Thiers bedenkt, der im vorigen Jahre 150.000 Franken dafür ausgab, um ein Kauffahrteischiff für drei Tage auf der seichten Seine errichten zu lassen, und wenn man dazu den skandalösen Vorgang mit den 25.000 Franken kennt, die der Unternehmer dieses Schiffes dafür erlegt hatte, um in den Bureaux das Unternehmen zu erhalten, so muß man den Kammern wohl Recht geben, daß sie den Ministern 200.000 Franken gestrichen haben; vielleicht haben diese es mit den 400,000 Franken gar nicht ernstlich gemeint, und nur deßhalb vier verlangt, um desto sicherer zwei zu erhalten, wie es zuweilen geschieht. Die Stadtbehörde war durch den Skandal der 25.000 Franken abgeschreckt worden, wie sonst die Vorbereitungen zum Feste im Geheimen zu treffen. Diesmal wurde alles Feuerwerk, Schauspiel u. s. w. den Wenigstfordernden zugeschlagen. Diese Oeffentlichkeit hat allen Schelmen vorgebeugt und diesmal jedes Aergerniß verhindert. Bedarf es wohl des Zusatzes, daß man dieses der Preßfreiheit zu danken hat? Die Tagesblätter haben sich mit solchem Nachdruck wider die Erneuerung der schändlichen Bestechung des vorigen Jahres erhoben, daß die Regierung, voller Scham über die Aufdeckung des Vorganges, eine gerichtliche Untersuchung verordnet und die Stadtbehörde diesmal cartes sur table gespielt hat. Wäre noch eine Censur vorhanden, so hätte diese wahrscheinlich alle Bemerkungen darüber in den Zeitungen gestrichen, die Bestechung würde noch unverschämter als zuvor aufgetreten seyn und zulezt die Regierung in den Augen der Unterthanen herabgewürdigt haben. Die Preßfreiheit hat zur Rettung der Ehre der Regierung beigetragen und ihr dadurch einen wichtigen Dienst geleistet. Man wußte also diesmal schon zuvor, wie viel die Stadt oder die Regierung für jeden Theil des Festes ausgeben würde, und wer Lust hatte, konnte an dem Unternehmen selbst Theil nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 205, S. 819, Sp. 2, Z. 16 v. u. ist das Wort Dampf am Anfang statt am Ende dieser Zeile zu lesen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. August 1834.

Ich bin so schmerzreich, als Virginius war,
Und habe tausendmal mehr Grund als er.

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Gaucho.

(Fortsetzung.)

Ungestüm pochte mein Herz, als ich dem Zimmer zuging, wo ich den Vater und den Bräutigam der Unglücklichen finden sollte. Ich war entschlossen, ihnen sogleich Donna Luisas Aufenthaltsort zu entdecken und sie zur Hütte des Gaucho zu führen; aber der erste Blick auf meinen Freund überzeugte mich, daß eine solche Ueberraschung schlimme Folgen haben könnte. Ich hatte ihn Tags zuvor niedergeschlagen, schweigsam verlassen, jezt sah ich ihn in der schrecklichsten Aufregung mit großen Schritten auf- und abgehen; aus seinen Augen sprühten Flammen, der schwankende Gang, die drohenden Geberden ließen mich bei ihm eigentliche Geistesverwirrung befürchten. Der unglückliche Vater saß in einem dunkeln Winkel, seine Thränen strömten zwischen den zitternden Fingern hervor, hinter denen er sein Gesicht verbarg, und herzzerreißend klangen unter seinem Schluchzen die Worte: mein Kind! mein Kind! Tief gerührt, mit nassen Augen blickte ich auf Beide, da kam mein armer Freund bei meinem Anblick auf einmal zu sich, trat vor mich hin, schüttelte mir krampfhaft die Hand und rief: „Es ist geschehen! Großer Gott! mußte der Barbar, um mein Herz zu treffen, das ihrige durchbohren! Sie, das schönste, reinste, schuldloseste Geschöpf! sie, deren einziges Verbrechen war, daß sie mir angehörte! Wußte er sonst kein Mittel, seine abscheuliche Rachsucht zu befriedigen!“ Nun verfiel er wieder in seine Raserei, stampfte wüthend mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen und rang verzweiflungsvoll die Hände. Plötzlich ward er wieder ruhig, huschte auf mich zu, sah sich mißtrauisch um, drückte mich auf eine Bank nieder und sezte sich neben mich. „Freund,“ sprach er leise, „wenn man nach einer mühseligen Reise Ruhe sucht, dünkt Dir dies ein Verbrechen? Darf man sich nicht auskleiden, ehe man sich schlafen legt?“ — „Beruhige Dich, lieber Freund,“ sagte ich ängstlich, denn sein grasser Blick machte mich ernstlich für seinen Verstand besorgt. „Was sagst Du dazu,“ fuhr er im selben Tone fort, „wenn Dein Freund, weil ihm des Lebens Last unerträglich ist, vor der Zeit seine sterbliche Hülle von sich wirft und Ruhe sucht im Grabe? Willst Du darum seinen Namen brandmarken lassen? Nein,“ rief er mit Nachdruck, „man kann es für keine That des Wahnsinns erklären! Wer kann mich hindern, den Sprung in die Ewigkeit zu thun, und mich mit der reinen, einzig geliebten Seele zu vereinigen! Luisa, Geliebte! hab' ich Dich denn verloren auf ewig? Ja, mein Herz ahnete das Unglück, und doch war der Schlag unerwartet, fürchterlich!“ Jezt warf er sich auf den Boden nieder und

Digitized by Google

tobte so gräßlich, daß Don Jose seinen Schmerz bezwang und ihn mit mir zu beruhigen suchte. Aber Alles vergeblich; am Ende sprang er auf und rief mit einer Donnerstimme: „Falsch, falsch wie die Hölle! Todt, sagt Ihr? Nichts! sie war zu schön, zu rein, um so zu sterben!“ So fuhr er mit Reden ohne Vernunft und Zusammenhang fort; ich sah den Augenblick kommen, wo seine Seelenkraft völlig unterliegen mußte, und entschloß mich zu einem heroischen Mittel: zur raschen Mittheilung dessen, was ich wußte. Ich hoffte, die Erschütterung durch die unerwartete Nachricht werde wohlthätig wirken, und so erzählte ich denn geradezu mein Abenteuer, und drängte zum Aufbruch.

Ich schildere nicht, wie sich auf dem Gesichte des unglücklichen Vaters abwechselnd Angst und Hoffnung malten, und seine rührende Freude, als er vernahm, daß er hoffen dürfe, sein Kind wiederzufinden. Er dankte Gott mit Inbrunst und ging dann hinaus, den Befehl zum Aufbruch zu geben. Ganz anders war es mit meinem Freunde, und der Muth sank mir gar sehr, als ich sah, welch geringen Eindruck die so wichtige Nachricht auf ihn machte. Er hörte mir Anfangs gespannt zu, sah aber am Ende durch meine Entdeckung nur das bestätigt, was der Hauptinhalt seiner verwirrten Reden war. Er äußerte weder Freude noch Ueberraschung, und wenn ich ihm zurief: „Luisa lebt! Du siehst sie wieder! heute noch!“ antwortete er kalt: „Ich wußte es wohl; ein so herrliches Geschöpf konnte so nicht enden. Doch wir wollen zu ihr,“ setzte er mit derselben Kaltblütigkeit hinzu, „sie soll sich nicht über Mangel an Eifer von unserer Seite zu beschweren haben.“ In furchtbarem Kontraste mit dem ruhigen Charakter dieser Reden stand das wilde Rollen seiner Augen und die gänzlich veränderte Stimme. Meine einzige Hoffnung war jezt, daß Luisas Anblick ihn wieder zu sich bringen werde. Meine Ungeduld stieg mit jedem Augenblick und ich zog Ord zu Don Jose hinaus, den ich im Hofe mitten unter einem Trupp abgesessener Reiter fand, welche durchaus keine Lust bezeugten, die Posada zu verlassen und mit den Indiern handgemein zu werden. Ich erschrack, unser ganzer Plan wurde zu nichte, wenn sie sich nicht zum Aufbruch bewegen ließen. „Don Echivera!“ rief ich, „bieten Sie ihnen zwölf Dollars auf den Kopf; jeder Augenblick ist kostbarer für uns als Gold.“ — „Junger Mann,“ erwiderte der Alte im Ton des Vorwurfs, „Sie meinen, ich zähle meine Dollars, wo es sich von meines Kindes Leben handelt? und ich gäbe Alles, Alles hin, hätte ich meine Tochter im Arme!“ Seine von Thränen erstickte Stimme hob sich wieder. „Nicht Dollars habe ich ihnen geboten, sondern zwölf Unzen Goldes jedem Mann. Aber sie wußten wohl kaum, was und wie viel dies ist, und es war nichts mit ihnen anzufangen. Nun bleibt nur noch Eins übrig: ich will zu ihnen in einem Tone sprechen, den sie besser verstehen. — Soldaten!“ rief er laut, „hört mich: der Vicekönig hat Euch unter meinen Befehl gestellt, und wenn ich wollte, könnte ich Euch für Eure Zuchtlosigkeit hart büßen lassen; doch will ich Euch lieber durch Güte zum Gehorsam bringen, und so schwöre ich denn, und Ihr wißt, mein Wort ist mir heilig, jeder Mann, der in einer Viertelstunde zum Aufbruch bereit ist, erhält zu Hause einen Sattel, einen Zaum, neue Sporen und eine Gallone Branntwein.“ Kaum waren die lezten Worte gesprochen, so verkündete ein allgemeines Jubelgeschrei, daß sie gewirkt hatten; Alles lief nach den Pferden und bald war der ganze Trupp gerüstet.

Schweigend zogen wir dahin im Mondschein. Wir waren nur noch fünf, sechs Meilen von der Hütte des Gaucho entfernt, zu der wir einen andern Weg eingeschlagen, als den ich am Morgen gemacht hatte, da kam auf einmal einer von unserem Vortrab zurückgesprengt und rief uns entsezt zu, im Wege vor uns liege ein Leichnam und neben ihm halte ein böser Geist Wache. Wohl wissend, wie abergläubisch diese Leute sind, fürchtete ich schlimme Folgen von diesem Zufall; ich gab daher meinem Pferde die Sporen und eilte, selbst den Handel aufzuklären; Ord und einige Soldaten begleiteten mich. Das Winseln eines verwundeten Hundes brachte uns bald an die Seite eines Leichnams, den das treue Thier bald aus dem Boden gescharrt, und ich erkannte den unglücklichen Tebaldo und seinen Hund. Der alte Barbar hatte das arme Thier gräßlich zugerichtet; aber ein Geier, der neben der Leiche lag, zeigte, mit welchem Muth noch das Windspiel die Reste des jungen Jägers vertheidigt hatte. Ein Pistolenschuß machte seinen Leiden ein Ende; man legte ihn neben seinen Herrn und bedeckte beide hoch mit Erde.

Ord zeigte sich indessen fortwährend völlig gleichgültig und stumpf; doch jezt konnten wir uns nicht mehr mit ihm abgeben, die Hütte mußte in der Nähe seyn, und so zogen wir in der ängstlichsten Spannung schweigend dahin. Da lief auf einmal ein junger Bursche uns in den Weg und fast den Pferden unter die Füße, mit dem gräßlichen Geschrei: die Indier! die Indier! Alsbald gerieth unser kleiner Trupp in Verwirrung und unsere Leute wären straks davongelaufen, hätten sie gewußt, auf welcher Seite der Feind war oder nicht war. Tausend Fragen und Flüche flogen von Mund zu Mund, von Subordination war keine Rede mehr, und fand gegen die Befehle ihrer Offiziere, rathschlagten die Soldaten unter einander, was zu thun sey. In diesem Augenblick kam Ord auf einmal wieder zu sich; er warf sich unter den Haufen und versuchte durch Bitten und Drohungen wiederum Ordnung herzustellen; sodann fragte

Digitized by Google

er durchaus verständig und besonnen den Jungen aus. Erfreut über diese schnelle Besserung, dachte ich Anfangs nur an meinen Freund; aber bald fiel mir die Stimme des Jungen auf, und ich erkannte in ihm meinen kleinen Führer von gestern. Er hatte vor Schreck völlig den Kopf verloren, und es war nichts aus ihm herauszubringen; nur als ich fragte, wo er die andern Leute in der Hütte gelassen habe, antwortete er schaudernd: „Alle erschlagen!“ — „Großer Gott!“ rief Don Echivera, „meine Tochter! mein einziges Kind! Sprich, sie ist gerettet, sprich es, und für das Wort sollst Du tausend Dollars haben!“ Aber Alles war vergeblich, er schrie nur in einem fort: die Indier! die Indier! Starr vor Schrecken standen die Soldaten um ihn her, und man hörte nichts als das Klirren der Zäume und Gebisse.

Schon seit einiger Zeit war mir, als röche ich Rauch, da auf einmal schlug eine Feuersäule gen Himmel. „Das ist die Hütte, wo ich geboren!“ rief das Kind mit der den Pampasbewohnern eigenthümlichen Emphase; „das ist mein väterliches Dach!“ Vor Schluchzen konnte er nicht weiter sprechen; in mir aber stieg bei diesen Worten eine gräßliche Vermuthung auf: Donna Luisa konnte noch im Hause eingeschlossen seyn, und wenn wir nicht eilten, mußte sie in den Flammen umkommen. „Hundert Dollars dem, der zuerst am Hause ist!“ rief ich und sprengte vorwärts; nur Ord, Don Echivera und der Anführer des Trupps, ein junger muthiger Gaucho, folgten mir; die Soldaten blieben unschlüssig auf dem Fleck, und bald waren sie uns aus dem Gesicht. Wir ritten auf das Feuer zu, und in zehn Minuten befanden wir uns an Ort und Stelle.

(Der Beschluß folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsetzung.)

Das Val di Ledro, zwischen dem Garda- und Idrosee, ist gleichfalls sehr holzreich und hat besonders herrliche Tannenwälder. Es wird von hohen und schroffen Felsen eingeschlossen. Ein sehr beschwerlicher Fußweg führt von hier in's Val Vestino, welches einen tiefen Kessel bildet, dessen Wände den Schnee lange aufbewahren. Es ist stark bevölkert und die Einwohner treiben Viehzucht. Das Thal Chiese, welches in Pieve di Buono und Val Sabbia eingetheilt wird, und Judicarien (Giudicaria) haben nur sehr wenig Getreide, dafür aber treffliche Futterkräuter im Ueberflusse. Alle diese Thäler sind nur zu Fuße oder auf Muli zu besuchen. Hingegen führt östlich von Trient eine gute Poststraße nach dem Val Sugana, von der Brenta durchströmt, das uns über Bassano nach Mestre zu den Lagunen der Adria geleitet. Westlich geht eine Fahrstraße über die Rocchetta in das Val di None (Nons- oder Einsberg) bis Clès und Fondo. Hier gedeiht besonders Getreide im Ueberfluß. Die Hauptstraße zieht sich westlich nach Rabbi, einem überaus kräftigen Sauerbrunnen, und dem Val di Sole (Sulzberg), längs dem Noce, bis an den Fuß des Tonal. Von dort geht es südlich in das Thal der Sarca, die bei ihrem Ausflusse aus dem Gardasee Mincio genannt wird, nördlich auf Muli über den Gampen in's deutsche Ultenthal. — Der Gardasee, dessen nördlicher Theil noch zu Tyrol gehört, zeigt an seinen Ufern reiche Oel- und Citronenpflanzungen, die zwar im Winter geschützt werden müssen, den Sommer hindurch aber in freier Luft ausdauern. Die weißen, gemauerten Pfeiler, welche im Winter die Bedeckungen zu tragen haben, geben, vom See aus gesehen, der Landschaft ein wahrhaft orientalisches Ansehen. Sie gleichen zierlichen Minarets, die sich aus dem herrlichsten Grün erheben. Der See wird oft von Stürmen heimgesucht, die plötzlich hereinbrechen. Der sogenannte Toscano pflegt ihr Vorbote zu seyn; der Spitzjocher, von Garda her, hält nicht lange an; der Ora bläst das ganze Jahr hindurch, ohne den See zu bewegen; der Sovero aber thürmt Wellen empor, wie auf dem Weltmeere. — Von Riva, dem Hafen am nördlichen Gestade des Gardasees, führt ein guter Weg nach Roveredo. Hier erblickt man die schauervollen Ruinen eines großen Bergsturzes, Stavini oder Lavini di Marco genannt, von einem unweit davon liegenden Dörfchen. Diese uralte Schauerstätte hat vielfältige Forschungen und gelehrte Abhandlungen an's Licht gerufen; schon Dante erwähnt ihrer im zwölften Gesange der Hölle:

> Der Bergsturz gleich bei Trento, der den Schooß
> Der Etsch vordem dort ausgefüllt, entstanden
> Durch Unterwühlung oder Erdenstoß;
> Wo man vom Berg, auf dem die Trümmer standen,
> Am steilen Felsen keinen Pfad entdeckt,
> Der niederleite zu den ebnen Landen.

Von Roveredo über Ala erreicht man endlich die berühmte Chiusa di Volargne, die Veroneser Klause, einen engen Gebirgspaß, durch den sich die Etsch drängt und nur noch einen knappen Raum der durchziehenden Straße vergönnt, reich an malerischen Felsenbildungen, Wasserfällen u. dgl. Mit dieser interessanten Partie nehmen die Tyroler Berge Abschied von uns, und man rollt in die einförmige lombardische Ebene hinab.

Das Pusterthal, so wie das Vinstgau dienen dem eigentlichen Südtyrol zur imposanten Einfassung. Sie prangen in ihren Seitenthälern mit den höchsten Gipfeln der Tyroler Alpenkette, dem Glockner, als Markstein gegen Kärnthen, dem Ortelos, gegen Bündten. Ihrem

Digitized by Google

Klima, so wie ihren Produkten nach sind sie eigentlich nicht mehr zu Südtyrol zu zählen. Die höchsten Punkte derselben, die Malser Haide und das Toblacher Feld, rivalisiren mit der Höhe des Brenners, und wenn schon die Etsch auf der Haide entspringt und einen großen Theil des Vinstgaus durchströmt, so beginnt doch das eigentliche Etschland, das fruchtbare, schöne, erst mit dem Städtchen Meran, der alten Hauptstadt der Grafen von Tyrol, deren Gebiet sich auf diese Gegend und einen Theil von Botzen, bis nach Pontalto in Engaddin beschränkte. Das Land im Gebirge (in montanis), das ganze Inn- und Wippthal nämlich, kam erst durch Lehenschaften und verschiedene Erwerbswege später dazu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Julusfeier.

Der erste Tag des Julifestes fiel diesmal auf einen Sonntag, und da an diesem Tage jedesmal die Trauerfeier zum Andenken der im Jahr 1830 im Kampfe Umgekommenen begangen wird, so wurde dieselbe auf den Montag verschoben; dadurch fiel also ein Tag des Festes weg, und es blieben nur zwei übrig. Wahrscheinlich geschah dies absichtlich von Seiten der Regierung, die, wenn sie die drei Tage feiern wollte, den Mittwoch hätte dazu nehmen können. Man hat sich über diese Schmälerung des Festes nicht beklagt, also muß sie wohl die Zustimmung des Volkes erhalten haben. Im Grunde sind drei auf einander folgende Feiertage ein großer Verlust für eine von ihrer Handarbeit lebende Volksmenge, abgesehen davon, daß sie an den Festtagen mehr ausgibt, als gewöhnlich, und für Belustigungen oft ein Bedeutendes vergeudet. Also der Montag sollte diesmal der Trauertag seyn. Das wurde er aber nur halb und halb, denn es war für denselben Tag eine allgemeine Revue der Pariser Nationalgarde und der Garnisonstruppen auf den Boulevards angesagt; an einer solchen Revue nimmt nun aber beinahe ganz Paris Antheil, zumal sie mitten in der Stadt vorgeht, und die Bürger nur wenige Schritte zu machen brauchen, um sie zu sehen. Ueber diese Revue wurden nun die Todten beinahe ganz vergessen; zwar prangten an den Orten, wo die Gefallenen begraben liegen, und am Eingange der Kirchen schwarze Vorhänge mit Silberborden und gestickten Kronen, auf welchen die Worte zu lesen waren: 27., 28., 29. Juillet 1830; dies war aber Alles. Regierungen und Völker sind oft undankbar gegen diejenigen, welche sich für sie aufgeopfert. Auch ist eine so große Volksmenge schwer zur Trauer zu stimmen, und es läßt sich voraussehen, daß in wenig Jahren das Andenken an die Gefallenen nur noch eine leere Ceremonie bei dem Julifeste seyn wird. Gleich Anfangs hätte man auch die Namen der im Streite Gefallenen von denjenigen, welche bloß durch Zufall in den drei Tagen umgekommen sind, trennen sollen, denn nur den Erstern gebührt der Heldentitel, den man Allen beigelegt hat. Ueberhaupt versteht man in Europa keine Nationaltrauer anzuordnen. Ganz anders verhält es sich in den nordamerikanischen Freistaaten. Man lese nur, was die Zeitungen neulich von der öffentlichen Trauer in Newyork über Lafayette's Tod berichten. Welcher Unterschied zwischen diesem patriotischen Feste und der elenden Weise, wie diesmal das Andenken der Gefallenen in Paris gefeiert worden ist! Und doch hat die französische Regierung den Gefallenen noch mehr zu danken, als Nordamerika Lafayette zu danken hatte, in dem es mehr noch den edeln Weltbürger, als den Gefährten Washingtons ehrte. Wie ganz anders, wie patriotisch würde es seyn, wenn am 27sten Juli die Pairs, die Deputirten, der König selbst, die andern Behörden und die Bürger sich etwa vom Louvre aus in feierlichem Zuge zum Pantheon begäben, wenn in diesem erhabenen Gebäude für die Familien der Gefallenen besondere Ehrensitze bestimmt wären, wenn alsdann ein neuer Perikles aufträte und mit Enthusiasmus das Lob der Bürger aussprächе, die im Jahr 1830 für die Erhaltung der Staatsverfassung ihr Leben aufgeopfert haben; wenn nach dieser feierlichen Rede einige Trauerhymnen unter den geräumigen Gewölben ertönten und alsdann der Zug sich nach den Gräbern begäbe? Mit der Zeit würde der Stoff freilich dem Redner nichts Neues mehr darbieten und daher Gefahr laufen, ein bloß rhetorisches Machwerk zu werden. Allein so lange die Zeugen und Theilnehmer an der Julirevolution noch gegenwärtig sind, müßte ein Redner wahrlich ein Stümper seyn, wenn er im Beiseyn der Gesetzgeber, der Volksversammlung und in dem schönen Gebäude, auf welchem die Inschrift prangt: Aux grands hommes la patrie reconnaissante, nicht erhabene Worte und Gedanken fände. Der Gedanke an eine solche patriotische Feier der Revolution ist den Staatsmännern in der ersten Zeit nicht eingefallen; jetzt ist es zu spät, und beinahe wäre es zu wünschen, daß man künftighin den Trauertag ganz wegließe, statt ihn so nachlässig, so nebenhin zu feiern, wie diesmal, da nicht einmal die Theater an diesem Tage geschlossen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 202:

Die Lippen.

Räthsel.

Auf zwei Hügeln, fein und sanft gerundet,
Glänzt, das warmen Frühlingstag verkündet,
Morgenroth, von jungem Licht entzündet;
Oft, wenn diese Morgenröthe leuchtet,
Sind die Hügel auch von Thau befeuchtet.

Heilig Morgenroth! du weihst die Hügel,
Daß ein Gott gern auf sie drückt sein Siegel
Und kühlt ihre Gluth mit sanftem Flügel.
Doch hat erst der Gott Besitz genommen,
Bald ist auch das Morgenroth verglommen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. August 1834.

Ils sont insupportables avec les impertinentes égalités dont ils traitent les gens. Car enfin il faut qu'il y ait de la subordination dans les choses.

Molière.
La comtesse d'Escarbagnas.

Mistreſs Trollope über Deutschland.

Die engliſche und die deutſche Geſellſchaft.

In Ems hatten wir eines Tags bei Tiſch einen köſtlichen Spaß. Ein Freund von uns äußerte einmal gegen einen engliſchen Herrn ſeine Verwunderung, daß man ihn nie an der Table d'hôte ſehe. Dieſer erwiderte, ſeiner Gemahlin ſey ein Wirthstiſch etwas ganz Unausſtehliches; als ihm aber unſer Freund die Annehmlichkeiten unſeres gemeinſchaftlichen Mahles ſchilderte, verſprach er, wenn er anders ſeine geſtrenge Ehehälfte dazu vermögen könne, einmal den Verſuch zu machen. Morgens, ehe wir den Marſch zu den Silberminen antraten, gingen wir in's Hôtel de Russie, um unſere Plätze zu Mittag zu beſtellen, und trafen hier Maſter B., der, nach ohne Zweifel mühſam erhaltener Erlaubniß ſeiner Donna, in derſelben Abſicht hier war.

So erſchienen wir denn an der Table d'hôte, nicht wenig neugierig, wie ſich unſere edle Landsmännin dabei benehmen werde. Es befanden ſich an unſerem Tiſch ein ruſſiſcher Fürſt, ein deutſcher Graf und ſeine Gemahlin (die Verwandte eines Königshauſes), ein deutſcher Reichsbaron u. ſ. w., gegen zwanzig Perſonen. Wir hatten gerade Platz genommen, als Maſter B's Geſellſchaft, aus zwei Damen und drei Herrn beſtehend, anrückte. Maſter B. führte ſeine Gemahlin, und wahrhaftig, ein herzhafter Mann war Maſter B., daß er es wagte, eine ſolche Dame unter Leute zu bringen, über die ſie ſich ſo hoch erhaben dünkte. Ihre Geberden, beſonders aber die Stellung ihrer Naſe, welche buchſtäblich in die Wolken zu ragen ſchien, machten ſie zur poſſierlichſten Figur, die ich je in der Komödie geſehen. Die reſpektable Tiſchgeſellſchaft grüßte ſie, als ſie kamen; da blieb Miſtreß B. auf einmal ſtehen, ſtockſteif, wie verſteinert über ſolche Frechheit. „Dies iſt wohl der zweite Tiſch?“ ſprach ſie laut, und warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Gemahl; aber die höflichen Kellner verſicherten, an dieſer Tafel ſeyen ihre Plätze beſtellt, und ſo ließ ſie ſich nieder, ſah aber aus, wie Juno, wenn ſie der Donnerer zwingt, neben einer Erdgebornen zu weilen, der er zu ſtarke Beweiſe ſeiner Gunſt gegeben. Das Eſſen ging ſeinen Gang; es war vortrefflich; aber noch köſtlicher waren die Grimaſſen der Miſtreß B. Als ihr die Suppe vorgeſetzt wurde, ſchüttelte ſie ſich, winkte, man ſolle ſie wieder wegnehmen, und rief: „Wie kann man mir zumuthen, ſo etwas zu eſſen!“ Drauf kam das fatale geſottene Rindfleiſch ſammt Gurken, woran die Engländer im Allgemeinen ſo wenig Geſchmack finden, ſodann weitere Speiſen, von denen ſie zu koſten wagte. Maſter B. ſprach ihr zwar ehrlich und wacker zu, und ſagte zu ihr hin, ja ihr faſt in's Geſicht: „das iſt ſehr gut,“ aber ſie

Digitized by Google

aß nicht anders, als wäre jeder Biſſen ein auf dem Altar des ehelichen Gehorſams dargebrachtes Opfer. Maſter B. gab ſich Mühe, munter und unbefangen auszuſehen, und ſuchte immer in ein Geſpräch mit ſeiner Geſellſchaft zu kommen, aber die Gegenſtände, die er wohl in der freundlichen Abſicht wählte, ſeiner Dame zu Gefallen zu reden, waren nicht beſonders anziehend. „Es iſt doch wirklich ſonderbar, daß keine Nation außer der engliſchen eigentlich anſtändig leben lernt. Keine Löffel zum Salz, ſehen Sie wohl! und der Fiſch nach dem Fricandeau! wie abgeſchmackt!“ In dieſem Augenblick nahm die Gräfin, welche oben an der Tafel ſaß, ihren Hut ab, und einer der Barone neben ihr hing ihn an einen Nagel. Es wurde damit ein Kopf ſichtbar, wie ich ſelten einen ſchönern, würdevollern geſehen habe; ihr ſchönes Haar war ſehr geſchmackvoll geordnet und von einem ſchmalen Bande zuſammengehalten, das über die liebliche Stirne lief. Jezt hatte aber Miſtreß B's Abſcheu die größte Höhe erreicht; in ihrem Blick las man ihre volle Ueberzeugung, daß ſie ſich in höchſt gemeiner Geſellſchaft befinde, und ſie machte ihrem Unwillen in einem, eben nicht ganz bördaren Geflüſter Luft, das den armen Kreuzträger von Ehemann ſchleunig zum Entſchluß brachte, ſie aus dem Zimmer zu führen.

So grelle Beiſpiele von aldernem Hochmuth, wie dieſes, ſind ſelten, ich gebe es gerne zu; daß ſie aber überhaupt vorkommen, iſt höchſt bedauerlich, deſto mehr, da ſie auf die Augenzeugen einen bleibendern Eindruck machen, als die Sache werth iſt, und im Widerwillen gegen engliſche Sitten, der auf dem Continent ſo allgemein herrſcht, beſtärken und denſelben rechtfertigen. Kurz zuvor ereignete ſich etwas Aehnliches an einem minder beſuchten Kurort. Es waren gegen das Ende der Saiſon nur noch drei Badegäſte übrig, ein Baron F., der Geſandter ſeines Hofs am Hof von St. James geweſen war, ein General aus dem Lande und ein Edelmann, der die Ehre hat, mit der königlich preußiſchen Familie verwandt zu ſeyn. Sie ſtanden am Fenſter, als eben ihre zuſammengeſchmolzene Table d'hôte beginnen ſollte, da fuhr ein engliſcher Wagen mit zwei jungen Männern in das Thor. Die drei Herrn freuten ſich über den Zuwachs der Geſellſchaft, und als die jungen Leute eintraten, wurden ſie freundlich von ihnen begrüßt. Ohne die mindeſte Notiz vom Gruße zu nehmen, deutete aber einer der Engländer auf den Tiſch und fragte: „Qu'est ce que cela?“ — „La table d'hôte, Monsieur,“ erwiderte der Kellner; „on va servir à l'instant!“ — „Table d'hôte!“ rief der junge Reiſende unwillig; „wir ſpeiſen niemals öffentlich, Sir!“ Nachdem er dieſe ehrfurchtgebietenden Worte geſprochen, ſtolzirte er aus dem Zimmer, zu nicht geringer Ergötzlichkeit der edlen Eingedornen.

Es iſt verdrüßlich, ſolche Geſchichten hören zu müſſen, und zu wiſſen, daß ſie wahr ſind, wenn man auch zugleich weiß, daß man darnach die beſſern Engländer ſo wenig beurtheilen darf, als nach den Zerrbildern in den Buchläden im Palais royal. Nirgends in der Welt aber ſehe ich ſolch gemeine Großthuerei mit mehr Verdruß ſich breit machen, als eben vor deutſchen Edelleuten. Auch ſie ſind ſtolz, und vielleicht zu viel; aber ſie haben ihren Stolz, wie ſie ihr Wappen haben: er gehört zu ihrem Hauſe und zeigt ſich vielmehr auf dem Rocke ihres Dieners als auf ihrem eigenen. Ihr Adel wird übrigens niemals außer Acht gelaſſen oder vergeſſen, und ſie haben alſo nicht nöthig, durch Großthuerei oder ungefällige Manieren ſeine Exiſtenz darzuthun. Wo jeder ſeinen Platz kennt und darauf bleibt, hat man nicht zu beſorgen, daß man wider einander rennt. Vom ewigen Streben aller Klaſſen bei uns, ſich zum Rang zunächſt über ihnen hinaufzudrängen, rührt jener Anſtrich von Seldſtprotektion, der allen Ständen auf dem Feſtland ſo höchlich zuwider iſt. Wer in Deutſchland nicht von Adel iſt, dem fällt es nicht entfernt ein, ſich für adelig auszugeben; andernſeits hat, wer Edelmann iſt, nicht zu ſorgen, daß man ihn als ſolchen anerkenne; und dies begründet, meiner Meinung nach, den bedeutenden Unterſchied zwiſchen einer engliſchen und einer deutſchen gemiſchten Geſellſchaft. Leider iſt im gegenwärtigen Augenblick keine Ausſicht dazu, daß wir dieſem ſchönen Beiſpiele folgen; während eine rührige, mächtige Partei mit aller Anſtrengung darauf hinarbeitet, die um die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft gezogenen Schranken niederzureißen, möchte es nicht klug gethan ſeyn, einem geſellſchaftlichen Tone das Wort zu reden, der das Werk der Anarchie unter uns nur fördern würde. So lange England ſo in ſich zerſpalten iſt, wie jezt, kann dort ſolch liebenswürdiges, behagliches, freundliches Verhältniß zwiſchen allen Ständen nicht ſtattfinden. Es braucht übrigens wenig Nachdenken über dieſen Gegenſtand, um die gebildeten Klaſſen der Engländer zu überzeugen, daß ſie unbefangener über das uneingefriedigte Feld der deutſchen Geſellſchaft zu wandeln haben. Die zarten, durchaus nicht ſtörenden Scheidungslinien fallen hinlänglich in die Augen, und wo es Niemanden einfällt, ſie wegnehmen zu wollen, braucht man keine Palliſaden, keine ſpaniſchen Reiter, keine feindlichen Schranken irgend einer Art aufzurichten. Dergleichen würde das freundliche, harmoniſche Ganze nur verunzieren, und nur in Fällen abſoluter Nothwendigkeit mag man darnach greifen. Glücklich das Land, wo ſolche Nothwendigkeit nicht eintritt! Es iſt dies einer der Punkte, worin wir den Vergleich mit dem „gut geordneten Deutſchland“ (well-ordered Germany) gar ſehr zu ſcheuen haben.

Digitized by Google

Der Gaucho.

(Beschluß.)

Die Indier waren nicht mehr da; aber die gräßliche Scene zu beschreiben, die sich jezt vor uns aufthat, ist durchaus unmöglich. Vor und im Coral lag ein Dutzend verstümmelter, noch zuckender Pferde in einem Meer von Blut; näher beim Hause, gerade unter einer mächtigen Feuergarbe, erschlagene Weiber und Kinder, wirr übereinander geworfen. Ich trat hinzu: die alte Negerin und die andern Weiber im Hause erkannte ich, aber die junge Mulattin und Donna Luisa waren nicht darunter. Ach ja! ich wußte es nur zu gut: junge Weiber stehen den Indiern an, die alten ermorden sie mit Männern und Kindern. Nach diesem schauderhaften Geschäfte ging ich hinter die Hütte, nicht als ob ich gehofft hätte, etwas Wichtiges zu entdecken, sondern nur um die Verzweiflung des Vaters und die noch gräßlichere Stumpfheit meines Freundes, in die er alsbald wieder versunken war, nicht mit ansehen zu müssen. Diese Seite hatte das Feuer noch nicht ergriffen, aber ich sah Etwas, dessen Umrisse ich nicht recht unterscheiden konnte, an der Mauer liegen; ich stieß es mit dem Peitschenstiel an und glaubte, einen Seufzer zu vernehmen. Ich bückte mich und sah in die schwarzen, funkelnden Augen eines Indiers; ich fuhr zurück, zog eine Pistole und wollte sie eben auf ihn abfeuern, da loderte die Flamme stärker empor, und ich sah bei ihrem Schein mit Entsetzen, daß eine lange Lanze ihm und seinem Pferd durch den Leib ging, [illegible] auf das Thier gespießt war. Er verzog keine Miene, als ich ihm die Mündung der Pistole an die Stirne sezte; dies und der männliche Muth, womit er seine furchtbaren Qualen ertrug, machten solchen Eindruck auf mich, daß ich unwillkührlich meine Waffe senkte und ihn auf Spanisch anredete. Ich sah ihm am Gesichte an, daß er meine Frage verstanden; konnte er aber nicht reden vor Schmerz, oder war es der die Eingebornen charakterisirende Eigensinn, er gab keine Antwort.

Indessen waren auch meine Begleiter herbeigekommen, und der junge Anführer fand bald Mittel, den Wilden mittheilsamer zu machen. Er zog sein Messer, sezte es ihm auf die Brust und sprach: „Wenn Du uns sagst, was aus den Leuten in der Hütte geworden ist, so mache ich auf der Stelle Deiner Qual ein Ende. Schweigst Du eigensinnig, so mögen die Geier Dich lebendig verzehren. Sprich, willst Du oder nicht?“ Mit fester Stimme antwortete der Indier: „Ein tapferer Krieger fürchtet den Tod nicht, komme er wie er will, und Sangluca ist einer der Tapfern seines Stamms.“ — „Aber,“ erwiderte der junge Gaucho, „ein Tapferer muß sich den Tod wünschen, bevor der Schmerz seinen Muth bricht, und wenn er seine Lanze nicht mehr führen kann, darf er schlafen gehen zu seinen Vätern. Mach mich nicht ungeduldig; sprich: ja oder nein? — Ob wir ihn,“ sprach er leise zu mir, „heute oder morgen in den Höllenrachen werfen, ist gleichviel; aber nur Er kann uns sagen, ob Jemand aus der Hütte dem Tod entgangen ist. Seht die Lanze an: nur der Arm eines Indiers kann sie geworfen haben. Wir müssen ihm aber mit List die Zunge lösen. — Nun,“ fuhr er, wieder zum Indier gewendet, fort, „der Weiße, der Dich da niedergestreckt, hat seine Sache gut gemacht.“ — „Nein,“ sagte der Wilde rasch und in verächtlichem Tone, „nein, das hätte kein Weißer gekonnt; ein Indier, der Freund meines Herzens, hat mich mit der Lanze durchbohrt. Wir kämpften um das Mädchen mit den schwarzen Augen; er siegte, ich fiel; aber ich sterbe doch von der Hand eines Tapfern.“ — „Ungläubiger!“ rief da Don Echivera; „was sagst Du? meine Tochter hätten sie fortgeschleppt? Mein liebes Kind unter einer Rotte von Mördern! Unter Frost, Hunger —“ Er brach ab, die Vorstellung der Leiden, die er aufzählte, anderer, die er gar nicht auszusprechen wagte, überwältigte ihn, er warf sich auf den Boden nieder und überließ sich seiner Verzweiflung. Verwundert, aber verächtlich dabei, sah der Indier auf diesen Ausbruch von Vaterschmerz. „Was weinst Du, Alter?“ sprach er nach einer Weile. „Sie wird eines Tapfern Weib; ihre Kinder leben nicht dort in den Städten, sie schlafen unter des Himmels Dach und jagen Löwen und bleiche Gesichter.“ — „Hund!“ rief der Gaucho [illegible] in die Brust; „fahre zur Hölle! da gehörst Du hin!“ Ein triumph. Lächeln flog über die sich verzerrenden Züge, er hob den Arm gegen die Sterne auf und sprach: „Der Gott der Indier hat keine Hölle! Dort auf den großen Ebenen, dort jagen die Geister meiner Väter, und ich gehe zu ihnen!“

Versunken in den gräßlichen Anblick stand ich noch da, als mich ein lauter Schrei Don Jose's aufschreckte; ich blickte auf und sah eine menschliche Gestalt, ein Messer in der Hand, aus dem brennenden Hause treten. Das Gesicht des Mannes war ganz mit Blut und Ruß bedeckt; er warf uns einen schrecklichen Blick zu, trat dann zu dem alten Kaufmann und sprach: „Don Jose, sieh in mir Leonardo!“ Der alte Mann antwortete nur mit einem Schrei des Entsetzens. „Ich bin,“ fuhr er bitter fort, „der Leonardo, dessen Mutter von Deinem Vater verrathen, von Dir und den Deinigen gehöhnt, und gleich mir aus dem eigenen Hause gejagt wurde. Aber ich bin gerächt: Deine Tochter, Dein Einziges, habe ich einem wilden Indier überantwortet. Kann Dich all Dein Reichthum dafür trösten? Nein! so wenig, als die Qualen, die ich dulde, das Blut meines Sohnes abwaschen, das wider mich schreit, und mir die Meinigen

Digitized by Google

wiederschenken, die ich vor meinen Augen habe würgen sehen. Aber ich bin gerächt! endlich! Was liegt daran, daß der Streich, der Dein Herz trifft, zuvor das meinige gebrochen hat? Und Dir, junger Unbesonnener," sprach er, zu Ord gewendet, weiter, „Dir habe ich zeigen wollen, wie ein Gaucho den Verwegenen bestraft, der ihm seine Ehre angetastet." Ord hatte allermittelst ganz ruhig dem Brande zugesehen und schien diesen neuen Vorfall gar nicht zu beachten; als aber Leonardo einen Schritt auf ihn zumachte, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, riß er eine Pistole heraus und streckte ihn nieder. Taumelnd raffte sich der Elende vom Boden auf, nahm alle seine Kraft zusammen, stürzte auf meinen Freund los und stieß ihm das Messer in die Brust. — Ich lasse den Vorhang fallen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Die Julifeier.

Es blieb nun noch der Dienstag, der zur Freude über die Folgen der Julirevolution bestimmte Tag, übrig. Zur Fröhlichkeit sind die Pariser immer aufgelegt, und die Heiterkeit, womit das Fest in den vorigen Jahren gefeiert worden war, konnte Bürge dafür seyn, daß es auch diesmal nicht an guter Stimmung zur Freude fehlen werde. In der That war dies ein herrlicher Tag; herrlich sowohl wegen des schönen Wetters, als wegen der allgemeinen fröhlichen Theilnahme der Pariser an dem Feste und wegen des vortrefflichen Benehmens des Volkes dabei. Obschon alle Schauspiele schon um ein Uhr dem Volke geöffnet wurden, so strömte nichtsdestoweniger eine ungeheure Volksmenge um eben diese Zeit einige Tage zuvor Tausende von Krämern aller Art niedergelassen hatten. Es war ein Jahrmarkt im großen Style. Ueberall unter den Bäumen mit etwas vertrocknetem Laube wurde gekocht, gesotten und gebraten, aber besonders getrunken. Große Zelte waren zu Kaffeeschenken und Tanzböden eingerichtet; alles dieses war nur Zugabe und gehörte nicht zum Programm des Festes, war aber nicht der uninteressanteste Theil desselben. Die kleine spekulirende Welt erwartete hier die neugierige, und täuschte sich nicht in ihrer Erwartung; denn es wurde viel abgesetzt, zumal da die Steingut-, Glas- und andere Krämer ihre Waaren verloosten und dadurch die Sous einen nach dem andern aus der Tasche der Herumschlendernden lockten. Während dies nun unter den Bäumen vorging, war der große viereckige Platz in den elysäischen Feldern wie gewöhnlich der eigentliche Tummelplatz für die von der Regierung gebotenen Lustbarkeiten: vier große Tanzorchester, ein Pavillon für Musik mit Blasinstrumenten, ein Mal de cocagne in der Mitte, und dann zwei große Bühnen an den beiden Enden des Vierecks, worin historisch-pantomimische Stücke, wie Napoleons Feldzug in Egypten, aufgeführt wurden, und wobei der freie Platz Tausenden von Zuschauern zum Parterre diente, ein Parterre unter freiem Himmel, brennender Sonne und mit etwas Staub. Es wurde in den Pantomimen tüchtig geschossen und geknallt; obschon die Theater sehr groß waren, so schienen sie doch klein im Vergleich mit dem ungeheuern Parterre, das sich unter die Bäume auf den vier Seiten verlor und das man nach Belieben bis an's Ende der Champs élysées verlängern konnte. Freilich ist die sengende Sonne eines Julitages dem Thaterreffekt eben nicht günstig; es ergötzten sich aber dennoch tausend und aber tausend Zuschauer an diesen Darstellungen, und wenn man weit von der Bühne umherging, traf man noch überall Menschen, welche mit unverwandten Blicken dem Gange der Handlung auf der entfernten Bühne folgten und ihre Kinder auf den Schultern hatten, um auch sie an einem so neuen Schauspiel Theil nehmen zu lassen. Unterdessen versuchten Knaben, oben von der mitten im Viereck errichteten Kletterstange eine silberne Uhr oder einen silbernen Becher herunterzuholen. Die Tänze kamen in Gang, und da die Regierung die Erfrischungen nicht mitschenkte, so hatten die vielen kleinen Wein- und Bierschenken unter den Bäumen vollauf zu thun. Um vier Uhr stieg der Aerostat des Herrn Dupuy in die Luft, und gegen acht Uhr strömte man dem Tuileriengarten zu, um von einem hundert Mann starken Orchester die Marseillaise und die Parisienne aufführen zu hören. Es fielen einige Regentropfen; man meinte aber, es habe nichts zu sagen, und blieb. Gegen halb zehn wurde das Feuerwerk auf der Concordebrücke abgebrannt. Die Terrasse in dem schön beleuchteten Tuileriengarten und die langen Kais waren gedrängt voll von Menschen. Ein prächtiger Tempel machte das Schlußstück des Feuerwerks, und obschon die Lustbarkeiten hiemit ein Ende nahmen, so eilte man doch bei dem schwülen Abend nicht sehr, sich nach Hause zu begeben. Aber nun schien es, als ob sich der Himmel auch einmal einen Spaß machen wollte; denn ganz unerwartet fiel ein heftiger Platzregen, der gar kein Ende nahm; die vielen Lampen der Illuminationen erloschen; man befand sich im Dunkeln, man drängte sich von allen Seiten und wußte in der Noth nicht, wohin, denn an Fuhrwerke war nicht zu denken; es ging auf eilf Uhr in der Nacht und der Regen fiel noch immer mit gleicher Heftigkeit. Die Damen waren in der höchsten Noth; welchen Schirm hatten sie für ihre Sommerkleidung, ihre leichten Schuhe, da das Wasser schon stromweise durch die Straßen floß? Diejenigen, welche sich in der Rivolistraße unter die Bogengänge flüchten konnten, schätzten sich glücklich; allein hier war ein furchtbares Gedränge, das sich die Diebe bald zu Nutze machten, um Geschmeide, Halstücher und dergleichen zu rauben, und zudem wußte man nicht, wie man wieder nach Hause kommen sollte; Manche wohnten eine Stunde weit von den Tuilerien. Diejenigen, die in der Traufe geblieben, waren nicht weniger zu beklagen; denn sie wurden von oben und von unten durchnäßt. Eine große Menge Damen soll in dem erschrecklichsten Zustande nach Hause gelangt seyn, einige mit Verlust ihrer leichten Beschuhung, mit herabhängendem, als Dachrinne dienendem Hute, mit oder ohne Busentuch u. s. w. Mehr als eine feingeschmückte oder geschmückt gewesene Dame soll den Arm eines Lastträgers nicht verschmäht haben, um über einen Bach auf der Gasse zu seyen. So kamen denn gegen Mitternacht Tausende von durchnäßten Parisern in ihren Wohnungen an. Die Verheerung unter den Kleidern, besonders an dem Damenputz, muß sehr beträchtlich gewesen seyn. Dergleichen Ungemach verschmerzen die Pariser aber gar leicht, und sie versichern, trotz des verwünschten Platzregens, der das Ganze gekrönt, das diesjährige Fest sey herrlich gewesen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 207:
Die Schamröthe.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 32 u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 32.

Sonnabend, 30. August 1834.

[390] In der Unterzeichneten wird in einigen Tagen die Presse verlassen, und alsbald versandt werden:

Handbuch für Kaufleute

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Nach dem Englischen

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen

von

C. F. E. Richter.

Zweiter Band. Erste Lieferung.

30 Bogen. Indianische Vogelnester — Petersburg,

nebst einer lithographirten Beilage: Plan des Hafens und der Umgebungen von Neu-York.

Preis fl. 3 oder Rthlr. 2.

Diese dritte Lieferung steht keiner der vorhergehenden an Interesse und Reichhaltigkeit nach. Wir erwähnen in Beziehung auf Geographie, Statistik, Waaren-, Wechsel- und Usancenkunde der Artikel: Kanarische Inseln, Kapstadt 4 S.; Konstantinopel, Kopenhagen 8 S.; Lima, Lissabon, Livorno, Lübeck, Madras 8 S.; Malaga, Malta, Man, Manilla, Marseille, Memel, Mocha, Mogadore, Nantes, Neapel 3 S.; Neu-Orleans, Neu-York 27 S. (mit ausführlichen Nachrichten über die Paketboote und Postschiffe, die von hier aus nach Europa gehen, einer Uebersicht der Gesammt-Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten, deren Münzsystem und neuestem Zolltarif, und Betrachtungen über den Einfluß der Zollgesetze auf den Handel Amerikas); Odessa 7 S; Oporto, Patras, Petersburg ꝛc. Ferner Indigo 6 S.; Ingwer, Ipecacuanha, Juchten, Kaffee 12 S.; Kampher, Kartoffeln 8 S. (geschichtliche Nachrichten über Einfuhr und Verbreitung derselben, und eine höchst interessante Untersuchung über den Einfluß des Kartoffelbaues auf Bevölkerung und Wohlstand); Käse, Kattun, Kermes, Krapp 4 S.; Kupfer 5 S.; Kurze Waaren, Lachs, Lack, Leder, Leinen 5 S.; Muskatblüthen und Nüsse, Mahagonyholz, Malz 4 S.; Mandeln, Marmor, Messing, Metalle 9 S.; Milch, Moschus, Nadelhölzer, Nelken, Oele 5 S.; Opium 4 S.; Palmöl, Papier 9 S. (Geschichte seines Ursprungs und seiner Vervollkommnung bis auf die Maschineneinrichtungen der neuesten Zeit); Perlen, Perlmutter ꝛc.

Besonders aber glauben wir auf die umfassenden und belehrenden Artikel aus dem Gebiete der National-Oekonomie und der Finanzwissenschaften mit Recht aufmerksam machen zu dürfen: Die Abhandlung über Korn Gesetze enthält auf 42 S. eine geschichtliche Uebersicht der verschiedenen Korngesetze und ihrer Wirkungen, die Grundsätze des Getreideverkehrs überhaupt, und eine Darstellung des Getreide-Erzeugnisses und Handels in allen Ländern. Der Artikel Lebens-Versicherung, 19 S., entwickelt die Grundsätze, auf welchen diese nützliche Anstalt beruht, und gibt eine vergleichende Uebersicht der Bedingungen, welche von den verschiedenen Gesellschaften aufgestellt werden. Bei dem Artikel Leibrenten sind der lichtvollen Untersuchung über Zinsen, Zinsfuß und deren Anwendung auf Jahresrenten 16 Tabellen zugegeben, die zu Lösung aller der Fragen genügen, welche im praktischen Leben vorkommen. Unter Maaße und Gewichte sind die berühmtesten neuern Systeme neben den alten griechischen, römischen und hebräischen aufgeführt, und unter der Rubrik Münzen findet man, außer geschichtlichen Notizen über die Einführung derselben, die verschiedenen Münzfüße, die Legirung ꝛc., ein Verzeichniß der Münzen des Alterthums, und 25 Tabellen, in welchen die Gold- und Silbermünzen aller neuern Staaten, mit Angabe ihres Feingehaltes und ihres Werthes in Conv.-Geld und Preuß. Courant, aufgeführt sind.

Digitized by Google

Ferner verdienen noch die Artikel: Kapereischiffe, Karavanen 4 S.; Kompaß, Küstenhandel, Lehrlinge, Leuchtthürme 7 S.; Lootsen 10 S.; Makler, Matrosen-Presse, Messen, Passagiere und vor Allem die ausführliche Geschichte der Ostindischen Handels-Gesellschaften, 68 S., der Erwähnung.

Die vierte Lieferung, der Schluß des ganzen Werkes, wird im Monat Oktober dieses Jahres bestimmt erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[413] Bei Unterzeichneter ist unter der Presse und wird in Bälde erscheinen:

Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamiltonischen Grundsätzen

von

Dr. Leonhard Tafel,

Oberreallehrer an dem Gymnasium in Ulm.

Zweiter Kurs.

Das Werk besteht 1) aus einem Vorwort über die verschiedenen Bildungsfächer des Schulunterrichts und einer Apologie der analytischen Lehrmethode; 2) aus Gesprächen und einer kurzen, populären Geschichte Englands mit zwischenzeiliger Uebersetzung; 3) aus dem englischen Texte beider ohne Uebersetzung; 4) aus einer vergleichenden katechetischen Grammatik.

Um den Schüler eines Theils in den Formen der Umgangssprache heimisch zu machen und nebst dem Texte des ersten Kurses einen Uebergang vom Leichtern zum Schwerern zu geben, beginnt der erste Kurs mit Gesprächen über die gewöhnlichen Lebensverhältnisse; um sie sogleich in die Geschichte des Volkes einzuführen, dessen Sprache sie studieren, ist Hort's kurze englische Geschichte zu Grunde gelegt; und um endlich die Repetition zu erleichtern und Stoff zu Sprachübungen zu geben, sind die englischen Fragsätze über den Inhalt der einzelnen Perioden beigefügt. Unter dem Texte ist der Uebergang von der in der Uebersetzung gegebenen Grundbedeutung auf die im Kontext erforderliche abgeleitete Bedeutung, wo sie sich nicht schon von selbst aus dem Zusammenhang ergibt, nachgewiesen. Bei Wörtern, deren Abstammung aus dem Französischen oder Deutschen nicht von selbst in die Augen fällt, ist solche gleichfalls angemerkt. Weil in deutschen Wörterbüchern und Grammatiken die so nahe Verwandtschaft des Dänischen mit dem Englischen oft gar nicht berücksichtigt wird, ist auch diese überall angedeutet.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[380] Bei C. Fr. Amelang in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Historische Anthologie

für Deutschlands Söhne und Töchter. Eine Sammlung von Biographien der merkwürdigsten Männer, Kriegsscenen, Schlachten und anderer geschichtlichen Begebenheiten auf alle Tage des Jahres.

Von **Dr. Schilling.**

2 Theile in gr. 8. Zusammen 58 Bogen, kompresser, aber deutlicher Druck, auf schönem Papier. Mit einem historischen Titelkupfer und 2 Vignetten. Geheftet compl. 2 Thlr. 20 gGr.

In demselben Verlage erschienen noch folgende empfehlungswerthe historische Werke:

Ewald, Dr., Der 30jährige Krieg nebst dem westphälischen Frieden. Nach Schiller, Galetti u. a. Geschichtschreibern dargestellt für die Jugend und zum Selbstunterricht. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

— — Römersinn und Römerthat. Erzählungen für die Jugend aus der alten Geschichte. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

Jost, Dr., Allgemeine Geschichte des Israelitischen Volkes, sowohl seines zweimaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten, bis in die neueste Zeit, in gedrängter Uebersicht, zunächst für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Geistliche und wissenschaftlich gebildete Leser, a. d. Quellen bearbeitet. 2 Bände in gr. 8. compl. 4 Thlr. 18 gGr.

Petiscus (Prof.), Die Allgemeine Weltgeschichte. Zur leichten Uebersicht ihrer Begebenheiten, so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt. 2 Theile in gr. 8. Mit 18 Kupf., 2 Landcharten und 8 Tabellen. compl. 4 Thlr. 12 gGr.

— — Denkmäler menschlicher Tugend und Größe, in Darstellungen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung gewidmet. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

— — Menschenwerth in Beispielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung dargestellt. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

Reuscher, Dr., Lehrbuch der Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums; nebst allgem. Angabe der Hauptquellen zur Beförderung eines zweckmäßigen Studiums der alten Geschichte. gr. 8. 2 Thlr.

Wilmsen, Heidengemälde aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit, der Jugend zur Erweckung aufgestellt. 3te Aufl. 8. Mit Kupfern. geh. 1 Thlr. 6 gGr.

— — Pantheon deutscher Helden. Ein historisches Lesebuch für die Jugend zur Belebung der Vaterlandsliebe und des Eifers für die Wissenschaft. gr. 8. Mit Titelkupf. und Vign. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

— — Der Mensch im Kriege, oder Heldenmuth und Geistesgröße in Kriegsgeschichten aus alter und neuer Zeit. Ein historisches Bilderbuch für die Jugend. kl. 4. 3te Aufl. Mit 7 Kupfern. geh. 1 Thlr. 8 gGr.

---

[397] Bei uns ist erschienen;

König, Anleitung zur Behandlung des Weinstocks nach Recht. Ein Beitrag zur Verbreitung des Weinbaus auf dem Lande. Mit 1 Steindruck. 2te Aufl. 8. geh. 14 gGr.

Jacobi, Buondelmonte Buondelmonti. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1 Rthlr.

Hänisch, de quamquam particula. (Programma.) 5 gGr.

— — Wie erscheint die Athenische Erziehung bei Aristophanes. (Programm.) 8 gGr.

Digitized by Google

Hoffmann, Polonaise f. Pfte. In Es. 4 gGr.
— — — — in D. 4 gGr.

Hermann und Langbein in Ratibor.

---

[395] Bei F. A. Herbig in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu bekommen:

Achte berichtigte, verbesserte und vermehrte Auflage
von
Reichard's
Passagier auf der Reise
in Deutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Paris und Petersburg. Mit besonderer Berücksichtigung der Badeorte, der Reise nach dem Harz und Riesengebirge, der Donau- und Rheinfahrt.

Ein Reisehandbuch für Jedermann.

1834. 708 S. 8. Auf feinstem Patent-Velinpapier, mit einer neuen und sauber illuminirten Postcharte; geb. und in Futteral 3½ Rthlr. Mit einer Beilage, bestehend aus 4 sehr sauber in Kupfer gest. Chärtchen, 3½ Rthlr.

Nach Verlauf von drittehalb Jahren ist wieder eine neue Auflage dieses Reisehandbuches nöthig geworden, unstreitig der beste Beweis für dessen Brauchbarkeit. Es ist als der am zweckmäfsigsten geordnete und sicherste Führer auf Reisen anerkannt, und in dieser achten Auflage unter der Mitwirkung Mehrerer berichtigt und verbessert und um 90 Routen vermehrt worden.

Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen.
Vielleicht ein Wort zu seiner Zeit. Mit 1 Kpfrt. 10 Gr.

---

[387] Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen und Phantasiestücke.
Von E. Duller. 2 Theile. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Die Feuertaufe.
Eine Erzählung von E. Duller. 2 Theile. 8. 3 Rthlr. 5 fl.

Der geistreiche Verfasser zeigt in diesen seinen neuesten Werken den freundlichen Lesern eine Fülle der buntesten Aus- und Ansichten. Ein frischer Hauch des Lebens und der Phantasie belebt seine Erzählungen und Phantasiestücke. Der Leser findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtstück à la Höllenbreugbel. In der „Feuertaufe" führt der Verfasser seine Leser in die Zeiten des furchtbarsten Aberglaubens, in das Gebiet der Hexenprozesse, zugleich aber läßt er den ersten Vertheidiger der Vernunft und Menschenwürde gegen dies Unwesen, den edlen Jesuiten Friedrich Spee, auftreten, einen wahren Schutzgeist seines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchsten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, diese beiden äußerst interessanten Schriften allen Freunden einer geistreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Der Diplomat.
Von L. Storch. Novelle. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 2 fl. 48 kr.

Erzählungen.
Von L. Storch. 4 Theile. 5 Rthlr. 8 Gr. od. 9 fl.

Die Lesewelt erhält in dieser Novelle und den Erzählungen des allgemein beliebten Verfassers eine reiche Gallerie von Darstellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, sowie durch ihre gelungene Form und treffliche Behandlung gewiß das Interesse zu fesseln vermögen. Der Verfasser hat es in diesen kleineren Novellen, wie in seinen größeren Romanen, verstanden, den Leser geistreich zu unterhalten; und wir hoffen, daß Niemand unbefriedigt diese Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen sich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein sicherer Takt, die Spannung vom Anfang bis zum Ende rege zu erhalten, sowie überhaupt alle wackeren Eigenschaften, wodurch sich der Verfasser die Gunst des Publikums erworben, auf's Neue vortheilhaft dargethan finden.

Gallerie zu Byron's Werken.
Erste Lieferung in 11 Blättern. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Diese Gallerie ist besonders auch zur Ausschmückung der deutschen Ausgabe von Byron's Werken (s. untenstehende Anzeige) geeignet, weßhalb denn auch hauptsächlich der Preis so außerordentlich billig gestellt wurde. Die meisten der Stahlstiche gehören zu den ausgezeichnetsten und vorzüglichsten Kunsterzeugnissen, weßhalb sie auch mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Eine nähere Ansicht wird das Gesagte bestätigen.

Byron's sämmtliche Werke,
herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtei. Geh. Auf geglättetem Velinpap. 8 Rthlr. 12 Gr. od. 14 fl. Auf weißem Druckpap. 6 Rthlr. 18 Gr. oder 11 fl.

---

[410] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und an die resp. Subscribenten versandt worden:

Vocabolario grammatico-pratico italiano-tedesco, tedesco-italiano, composto sui migliori e più recenti vocabolarii delle due lingue, et arricchito di circa 40,000 voci, e termini proprii delle szienze ed arti, e di 60,000 nuovi articoli. Vol. II. Italiano-tedesco. M — Z.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bände ist:
auf weifsem Druckpapier . . 16 Thlr. 16 Gr.
auf feinem, ganz weifsen Velinp. 21 Thlr. 20 Gr.
auf Rauch'schem Patentvelinp. 24 Thlr. 16 Gr.
und besteht bis zur Beendigung des ganzen Werkes. Jede Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an.

Der 4te Band, Deutsch-Italienisch, M — Z, ist ebenfalls seiner Vollendung nahe.

---

[393] So eben ist bei uns erschienen:

E. Helwing, Dr. (Professor an der Universität zu Berlin), Geschichte des preußischen Staats. Ersten Bandes 2te Abthl. 2te Lfg. (Geschichte des brandenburgischen Staats vom Aussterben der ballenstädt. Dynastie bis zum Anfange des 30jährigen Krieges.) gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieser 2te Theil, bei dessen Ausarbeitung der Verfasser durch Mittheilung sehr wichtiger Papiere von Seiten

Digitized by Google

mehrerer hoben Staatsbeamten, namentlich Sr. Excellenz des Herrn Justizministers von Kamptz, gütigst unterstützt wurde, enthält, außer den Regierungsgeschichten der während des angegebenen Zeitraums lebenden Kurfürsten, zwei besondere ausführliche Kapitel über die Bildung und Erweiterung des Territoriums, einen großen Abschnitt über die Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg und eine, zwölf Bogen füllende Abhandlung über Verfassung und Verwaltung. Da hiermit der erste, in 2 Theile geschiedene Band gänzlich vollendet ist, so wird jezt das Publikum im Stande seyn, bei Vergleichung mit allen früheren allgemeineren Bearbeitungen der Geschichte des preußischen Staats, über denselben ein bestimmtes Urtheil zu fällen.

Lemgo, im Juli 1834.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

---

[406] Seit Januar 1834 erscheint in monatlichen Heften zu 2—3 Bogen, gr. 8., in sauberm Umschlag, das Heft ⅙ Rthlr. (18 kr.)

Israelitisches Predigt- und Schulmagazin mit historischen Beiheften.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Philippson,

Prediger und geistlichem Lehrer der Israeliten-Gemeinde zu Magdeburg.

Kommission für den Buchhandel: Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

Bereits sind demnächst acht Hefte erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

---

[401] **Literarische Anzeige.**

Für Kunstfreunde und das Reisepublikum.

Im Kunstverlag von W. Creuzbauer in Karlsruhe sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Mit Originalansichten gezeichnet von G. Pezolt und unter Leitung des Gallerie-Direktors Professor Frommel in schönster Ausführung auf Stahl gestochen. 16 Heft und 26 Doppelheft. 1ste—3te Lfg. gr. 4. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die folgenden Hefte dieses interessanten Werkes und treuen Führers durch eine paradiesische Gegend werden rasch erscheinen.

Dreißig Ansichten aus Griechenland, in herrlichstem Stahlstich von Frommel, Poppel u. A.; Gegenden und Monumente wie sie von den griechischen Autoren beschrieben und jezt noch vorhanden sind. Mit Text in deutscher und französischer Sprache.

Royal-Octav 5 Rthlr.

Royal-Quart 7 Rthlr. 12 Gr.

Costumes et moeurs des Italiens d'après Pinelli. 50 Blätter. Elegant gebunden in Taschenbuchformat. 1 Rthlr. 12 Gr.

Baden-Baden und seine Umgebungen in malerischen Ansichten nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Frommel. Mit Text von A. Schreiber, 4 Hefte in elegantester Ausstattung. Folio. 10 Rthlr. 12 Gr.

Baden-Baden und seine Umgebungen in 18 kleinen Ansichten, mit deutschem und französischem Text. Elegant geb. 2 Rthlr. 12 Gr.

---

[377] **Neuester Roman**

von dem Verfasser des „Scipio Cicala".

So-eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Belagerung des Castells von Gozzo oder der lezte Assassine.

Von dem Verfasser des Scipio Cicala.

Zwei Bände. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 4 Thlr.

Der im Jahre 1832 erschienene Roman „Scipio Cicala" (1 Bände. 8. 6 Thlr.) erfreuete sich der ausgezeichnetsten Aufnahme von Seiten der Kritik wie der Lesewelt; in einem noch höhern Grade dürfte diese der „Belagerung von Gozzo" zu Theil werden, in welcher die Resultate großer Lebenserfahrungen und tiefer Studien niedergelegt sind. — Auch der nächste Jahrgang des Taschenbuchs „Urania" wird mit einem trefflichen Beitrage des Verfassers: „Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert", ausgestattet seyn, worauf ich vorläufig aufmerksam mache.

Leipzig, im Juli 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[396] **Kunst-Anzeige.**

Bei L. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

Façaden von Stadt- und Landhäusern, nebst architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Höfe, zu öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Thoren, Brücken, öffentlichen Brunnen, Grabmonumenten, Wachtgebäuden etc., von Carl Aug. Menzel. 27stes und 28stes Heft. Jedes Heft 1⅓ Rthlr.

Mit dem 30sten Hefte wird dieses Kupferstichwerk geschlossen.

---

[409] **SILVIO PELLICO.**

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau erscheint eine vollständige und höchst elegante Ausgabe von

Silvio Pellico's sämmtlichen Werken in Einem Bande.

Uebersezt

von Dr. K. L. Kannegießer und Hier. Müller.

Subscriptionspreis: 2 Thlr. 16 Gr. = 4 fl. Conv. = 4 fl. 48 kr. rhein.

Sauber kartonnirt und mit Pellico's Portrait in Stahl gestochen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Monarchie nehmen Subscription darauf an und haben ausführliche Anzeigen davon vorräthig.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

September.

Wenn Geist mit Muth sich einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten, Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in stärker Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte eines Autodidakten. 215.
Die Krone von Helgoland. 218.
Auferstehung des Gedichts. 225.
Glückliches Finden. 227.
Mosamundgard, aus dem Sanskrit von Hirsel. 230.
Lieder von Karl Mayer. 231.
Der Herbst und die Naturforscher. 232.
Homonyme: Römer. 211.
Räthsel: Das Ohr. 220. — Naturforscher. 226. Das Kinn mit und ohne Bart. 232.

Erzählungen.

Ein Bild aus der Wüste. 211—214.
Mutterliebe. 229—231.

Länder- und Völkerkunde.

Blicke auf Südtyrol. 209. 210. 211.

Reisen.

Briefe aus Schlesien. 224—229.

Naturgeschichtliches.

Noch ein Blick in Warwick's neues Schattenspiel. 312.
Ueber die geognostische Verbreitung der Gewächse. 214—218.
Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere. 231—234.
Ueber den Erdmagnetismus. 233. 234.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Zeitbilder aus Paris. 209.
Mistres Trollope über Deutschland. 210. 216.
Historische Aufklärungen über die Entwendung und Wiederherbeischaffung der französischen Krondiamanten. 215.
Philosophie, Despotismus und Rhetorik, von K. Gutzkow. 217—223.
Der Pariser in Wien. 219. 220. 221.
Wanderungen in Altgermanien. 222.
Montfaucon bei Paris. 225—227.

Korrespondenz.

Stuttgart. 209. — Genf. 210. 211. 212. 221. 222. 223. 224. — Paris. 210. 211. 215. 216. 217. 218. — Dresden. 213. 214. 215. 216. 217. — Marseille. 219. 220. 221. — Clermont. 225. 226. 233. 234. — London. 227. 228. 229. 230. — Heidelberg. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Düsseldorfer Kunstbericht. — Literatur. Kurzgefaßte Kunstgeographie von Europa für Künstler und Kunstfreunde, den Reisenden ein Leitfaden zur Kenntniß berühmter Werke

Digitized by Google

der bildenden Künste nach ihrer Oertlichkeit, entworfen von Th. Kruse. — Aphorismen. — Alterthümer.

Nro. 71.

Düsseldorfer Kunstbericht. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Correggio's heil. Franziskus, gestochen von P. Lutz. — Malerei.

Nro. 72.

Düsseldorfer Kunstbericht. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Il Suonatore di Violino, dal celebre Quadro di Raffaello d'Urbino, esistente nella Galeria Sciarra a Roma, inciso da Giacomo Felsing a Darmstadt. — Aphorismen. Bauwerke. — Denkmäler.

Nro. 73.

Neue Kupferstiche. 1) St. Vincent de Paule, préchant devant la cour de Louis XIII. pour les enfans abandonnés. Peint par P. Delaroche, gravé par Z. Prévost. — 2) Les Moissonneurs dans les marais pontins etc. — 3) Erinnerungsblatt für Freunde Muggendorfs und dessen Umgebungen, nach der Natur gezeichnet und gestochen von E. Wißner. — Düsseldorfer Kunstbericht. (Schluß.) — Aphorismen. — Denkmäler.

Nro. 74.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834. — Handzeichnungen. Lithographirte Kopien und Original-Handzeichnungen berühmter alter Meister, herausgegeben von L. Förster. — Aphorismen. — Denkmäler. — Zeichnende Künste. — Gemälde.

Nro. 75.

Kunstschau in Leipzig. (Forts.) — Verständigung. — Literatur. Ueber niederländische Kunst, oder biographisch-technische Nachrichten von den vorzüglichsten Meistern in der Zeichnungskunst und Malerei in den vereinigten Niederlanden. Aus den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Lit. A. E. Nilson. — Plastik. — Akademien und Vereine. Medaillenkunde. — Alterthümer.

Nro. 76.

Kunstschau in Leipzig. (Forts.) — Verständigung. (Forts.) — Alterthümer.

Nro. 77.

Verständigung. (Forts.) — Kunstschau in Leipzig. (Schluß.) — Aphorismen. — Alterthümer.

Nro. 78.

Verständigung. (Schluß.) — Altdeutsche Kunst. Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, von Dr. Müller. — Aphorismen. — Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Griechische Geschichte. 1) De l'État actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à la restauration, p. Thiersch.

Nro. 90.

Griechische Geschichte. 2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Zinkeisen. — 3) Histoire de la Grèce moderne, p. J. Riso Nerulos.

Nro. 91.

Griechische Geschichte. 2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Zinkeisen. — 3) Histoire de la Grèce moderne, p. J. Riso Nerulos. (Schluß.) — Vermischte Schriften. Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen, von Kohl.

Nro. 92.

Römische Geschichte. 1) Römische Grundverfassung von Hüllmann. — 2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. Sträffer.

Nro. 93.

Werke über Südamerika. 1) Drei Berichte des General-Capitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersezt, mit Vorwort und Anmerkungen von Dr. Koppe. — 2) Geschichte der Revolution des spanischen Amerikas von 1808—1823, vom Obersten von Schepeler. — 3) Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfs im spanischen und portugiesischen Amerika, von P. v. Kobbe. — Römische Geschichte. 3) Des Prokopius von Cäsara Geschichte unserer Zeit. Uebersezt und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. Kanngießer. — 4) Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. Hoffmeister.

Nro. 94.

Werke über Südamerika. 4) Bolivars Denkwürdigkeiten, herausgeg. von seinem General-Adjutanten Ducoudray Holstein. Deutsch bearbeitet von Dr. Röding.

Nro. 95.

Lyrische Dichtkunst. 1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter, herausgegeben von G. H. v. Schröter. — Bitte.

Nro. 96.

Lyrische Dichtkunst. 1) Finnische Runen. (Schluß.) — 2) Romanzen von A. Kahlert.

Nro. 97.

Lyrische Dichtkunst. 3) Geschichtliche Gesänge der Polen, von J. U. Niemcewicz, metrisch bearbeitet von Franz Frhrn. Gaudy. — 4) Esquisses poétiques par X. Marmier. 5) Nouvelles Esquisses poétiques, von Demselben. — 6) Feuilles volantes, souvenir d'Allemagne, von Demselben.

Nro. 98.

Lyrische Dichtkunst. 7) Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835, herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. — 8) Lieder und Elegien von L. Pape. — Vermischte Schriften. Kaspar Hauser, in physiologischen, psychologischen und pathogenisch-pathologischen Untersuchungen beurtheilt von Dr. Zimmermann.

Nro. 99.

Lyrische Dichtkunst. 9) Gedichte von E. Ferrand. — 10) Gedichte von Otto Weber. — 11) Schildsagen, von Franz Frhrn. Gaudy.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. September 1834.

Als Gott den Pariser schuf, sprach er: sey neugierig und laß dich betrügen von Jedermann; du sollst Alles bewundern und nichts unglaublich finden.

Lesage.

Zeitbilder aus Paris.

Von G. B. Depping.

Die Badauds und die Aeronauten.

Schon seit langer Zeit haben die Pariser den Zunamen Badauds, Gaffer, und verdienen ihn in vollem Maße; denn Alles, was ihnen neu ist, schauen sie mit Verwunderung an, und wer ihre Aufmerksamkeit fesseln will, braucht nur etwas Sonderbares zu erfinden. Zwar ist die Volksmenge, worunter ich indessen die Höchsten so gut wie die Niedrigsten begreife, überall so, und der Mensch ist nun einmal mit einer reichlichen Dosis von Neugierde zur Welt gekommen. Da der Pariser aber viel lebhafter ist, als der Bewohner mancher andern großen Stadt, und seine Phantasie ungemein reizbar, so äußert sich seine Neugierde auch auf auffallende Weise. Die ganze Kunst derjenigen, welche in dieser Hauptstadt schnell ihr Glück machen wollen, besteht daher auch darin, daß sie die Neugierde durch eine außerordentliche Ankündigung in Anspruch nehmen, und gelingt es ihnen, zum Tagesgespräche zu werden und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so sind sie geborgen; sie bringen ihre Waare an den Mann und ihre Marktschreierei wird erst hintzrdrein entdeckt, wenn sie ihren Lohn dafür schon eingestrichen haben. Man sollte glauben, endlich müssen den Parisern doch die Augen aufgehen und die Plane der Marktschreier an ihrer Vorsicht scheitern; aber nein, es werden ihnen zu viele Schlingen gelegt, und wenn sie auch einem Dutzend entgehen, so fallen sie doch in die dreizehnte oder vierzehnte. Auch ist ein Unfall hier bald vergessen, und wenn man heute über den spanischen Staatsbankerott wüthet, leiht man morgen den geldbedürftigen Staaten wieder seine Kapitalien und sezt sich derselben Gefahr aus.

An einer Straßenecke sah ich in diesen Tagen einen wandelnden Krämer, der an seine tragbare Bude einen großen Zettel mit den Worten: Plus de rasoirs, plus de savon! (keine Scheermesser, keine Seife mehr!) angeheftet hatte, und viereckige weiße Pasten verkaufte, welche Scheermesser und Seife ersetzen sollten. Da mag denn mancher Pariser denken: „das Bartscheeren ist eine lästige Sache; ich kaufe mir eine solche Paste und mache damit das Geschäft in einer Minute ab; die Wissenschaften und Künste haben ja in der lezten Zeit so große Fortschritte gemacht, somit ist es ja ganz natürlich, daß man auch ein Mittel aufgefunden hat, das langsame Bartscheeren zu ersetzen. Ich kaufe eine Paste und lobe mir den Erfindungsgeist unserer Zeit.“ Wahrscheinlich wird es ihm mit dieser Paste gehen, wie jenem Engländer, welcher vor einem oder zwei Jahren in den

Digitized by Google

Zeitungen ankündigte, Kalk sey ein vortreffliches Mittel, um den Bart los zu werden, aber einige Tage darauf ein Postscriptum in die Zeitungen sezte, des Inhalts, den Bart vertilge der Kalk allerdings, aber die Haut richte er auch zu Grunde. Der Pariser läßt also nach dem ersten Versuche seine weiße Paste liegen und nimmt sein altes Scheermesser wieder zur Hand.

Da es diesen Sommer entsetzlich heiß ist, so sieht er mit Vergnügen aus den Zeitungen und Anschlagzetteln, daß man ein außerordentlich kühlendes Getränk erfunden habe, welches Theobrome heiße. Solch ein gelehrter Name, denkt er, kann nur einem vortrefflichen Getränke beigelegt werden, und kauft ziemlich theuer eine Flasche Theobrome, findet aber beim ersten Versuch, daß er viel wohlfeiler ein eben so kühlendes Getränk hätte selbst verfertigen können, und daß der gelehrte Name einer unbedeutenden Flüssigkeit zum Aushängeschilde dient. Er verspricht sich, künftighin sich durch gelehrte Namen nicht mehr so leicht täuschen zu lassen. Aber nun sieht er große Aushängebogen, des Inhalts: navire aérien, l'aigle, pour des voyages de long cours. Potz tausend! ruft er entzückt, schon längst habe ich gedacht, man werde endlich so weit kommen, mit Luftschiffen große Reisen zu unternehmen. Nun ist es endlich gefunden, das lang gesuchte Geheimniß. Das Aufsteigen des Luftschiffes der Adler darf ich durchaus nicht versäumen, es kostet ja nur einen Franken. Gewiß wird man mich Sonntag den 17ten August um zwei Uhr Nachmittags auf dem Marsfelde erblicken. — Wenn nun zehntausend solcher Badauds also sprechen oder denken, so kann man denken, ob es voll wird auf dem Schauplatze. Natürlich unterlassen die Unternehmer außerordentlicher Dinge nie, die Backen voll zu nehmen und ihr Lob in den Zeitungen ausposaunen zu lassen. So verhielt es sich denn auch mit dem Vorhaben einer großen Luftreise nach England, wovon schon seit einem Monate und länger stark gesprochen wurde. Man fand es ganz natürlich, daß man vermittelst eines großen Luftballons in Gestalt eines Fisches durch die Lüfte segeln könne; man brauche ja nur, hieß es, die günstigen Strömungen in der Luft aufzusuchen, um sich nach Belieben weit forttragen zu lassen; und um diese Strömungen aufzufinden, sey nur ein Zubehör erforderlich, vermittelst dessen man die Luft des Ballons ein- oder auslassen könne, um durch diese Vorkehrung aufzusteigen oder niederzusinken, Alles ad libitum. Einige Halbgelehrte hatten sich in die Unternehmung gemischt und wußten der Sache ein vornehmes Ansehen zu geben. Sie wollten zwar nicht nach England segeln, sagten sie, wofern nicht ein günstiger Wind sie dahintriebe, sondern sie wollten physikalische Versuche in der Luft anstellen; es waren ihrer siebzehn, die alle in einem Luftschiffe auffahren und Gott weiß wo in der Welt landen wollten. Man konnte die Leute täglich für einen Franken arbeiten sehen; sie schwitzten, daß es ein Jammer anzusehen war; allein was thut man nicht der Fortschritte in der Luftschifferei halber? Wie lustig wäre es, wenn man trotz aller Mauthen, Censuren und Gensdarmen plötzlich in ein fremdes Land hinabsinken und es mit fremden Waaren, Schriften, Journalen beschenken könnte! Es war so viel darüber in den Zeitungen geschrieben worden, daß am Sonntag den 17ten August halb Paris oder doch ein Viertel der Volksmenge überzeugt war, es werde gehen. Vier-und-zwanzig Grad Hitze und Staubwolken waren nicht im Stande, die Pariser abzuhalten, nach dem Marsfelde zu wandern, um die siebzehn Abenteurer auffahren zu sehen. Ein Herr Ajasson de Grand-Sagne, der mitfahren sollte, hatte sogar die Güte, das Publikum zu benachrichtigen, daß man, im Falle ihnen ein Unglück begegnete, man doch die Barometer mit der Bezeichnung des in der Höhe beobachteten Luftstandes wieder finden werde. Es scheint, er hielt die Menschen für gebrechlicher als Barometer. Je näher der Augenblick kam, desto bescheidener wurden die Herrn Luftschiffer; in Kurzem sollte das Schauspiel beginnen, als der Ballon zerplazte und dem Dinge ein Ende machte. Erst jezt sah man die Unvorsichtigkeit der Leute ein, welche zu siebzehn Leib und Seele nebst einem großen Boote einem elenden Ballon von überfirnißtem Taffet hatten übergeben wollen. Wäre das Zeeplatzen eine Stunde später geschehen, keiner der siebzehn wäre wieder lebendig auf die Erde gekommen, und den Barometern wäre es nicht besser gegangen. Weg waren nun alle gelehrten Raisonnements in den Zeitungen; ein einziger Umstand hatte den Parisern die Augen geöffnet; sie wußten nun, daß das Ganze ein sinnloses Unternehmen gewesen sey. Zwar behaupteten die Unternehmer, ein bloßer Zufall sey Schuld am Verunglücken des Plans, ein Seil habe nämlich den Ballon zerrissen. Die Pariser muthmaßten aber, die Unternehmer haben selbst den Zufall veranlaßt, weil sie zulezt doch die Thorheit ihres Plans eingesehen. Nun gibt es in Paris gewisse Traditionen, denen das Pariser Volk getreu bleibt. So z. B. wenn auf dem Marsfelde ein Luftballon verunglückt, was von Zeit zu Zeit geschieht, pflegt sich das Volk an dem Ballon zu rächen und ihn in Stücke zu reißen; das geschah denn auch diesmal nach löblichem Herkommen. Auch die Polizei beobachtet pünktlich einen alten Gebrauch: bei einem so verunglückten Versuche nämlich legt sie sogleich Beschlag auf die Kasse, um das Geld den Armen zuzuwenden. Ich stelle mir vor, der Polizeikommissär des Stadtviertels, in welchem das Marsfeld liegt, ruft am Morgen einer solchen Explosion zwei Polizeisergeanten herbei und spricht also zu ihnen:

Digitized by Google

„Da sind wieder Narren, welche in den Lüften fliegen wollen, und die gewiß wieder dumme Streiche machen wie ihre Vorgänger. Stellt Euch also an die Kasse, und sobald Ihr seht, daß das Volk sich über den Ballon her macht, so macht Euch über die Einnahme her und schleppt sie weg, aus Barmherzigkeit für die Armen. Gott wird es Euch vergelten und die Polizei gibt Euch doppelten Taglohn!“

Blicke auf Südtyrol.

II.

Wenn man von Tyrols Einwohnern sprechen hört, so wird darunter fast immer ausschließlich der Bauer verstanden, als ob in den Städten nicht auch Tyroler wohnten. Wahr ist es, daß auch ein großer Theil der Bürger Landwirthschaft treibt, und daß Bauer hier zu Lande ein Ehrenname ist, der allemal der Erste bedeutet. Zwischen den eigentlichen Bauern und den Stadtbewohnern herrscht jedoch eine immerwährende Spannung. Jener begreift unter der Benennung „die Herren“ Alles, was einen Rock trägt, mithin nicht auf bäuerische Weise gekleidet ist. Im innersten Herzen nährt er einen Groll gegen diese, der sich bei kleinlichen Anlässen so oft komisch, als bei wichtigern ernster kundgibt. Will ein sogenannter Herr in der Kirche oder an einem andern Orte sich durch einen Haufen von Landleuten drängen, so kann er darauf gefaßt seyn, daß diese sich mit aller Kraft dagegen stemmen werden, und daß es ihm nur gelingen wird, wenn er zu gleich groben Hülfsmitteln seine Zuflucht nimmt, und mit den Ellenbogen in diese lebendige Mauer eine Bresche zu drücken sucht. Diese Feindschaft ist alt und wurzelt tief. Die Sitten der Herren sind dem Bauer besonders verhaßt. Obgleich er selbst nichts weniger als keusch ist, so hat er doch seine eigenen Begriffe von Zucht. Die Freiheiten, die sich die Herren öffentlich gegen die Frauen erlauben, erscheinen ihm mit Recht verabscheuungswürdig. In ernsten Zeiten nahm diese Spaltung einen andern Charakter an. Während des lezten Aufstandes wuchs das Mißtrauen und die Gehässigkeit zu einer außerordentlichen Höhe. Die Bauern, oder der Landsturm, waren für die Herren furchtbarere Gäste, als Franzosen und Bayern. Mit scheuer Angst blickte man nach den Stadtthoren und andern öffentlichen Gebäuden, wo die blaue Wecke und der Doppeladler stets wechselten, um zu erfahren, welchem Oberherrn man heute angehöre. Man schwebte in steter Furcht, sich verdächtig zu machen, und wie wenig gehörte dazu, bei den Bauern diesen Argwohn zu erregen! Oft erschien ein Haufe und verlangte, daß der Herr Haus und Hof verlasse, um ihn anzuführen; zugleich sollte er aber auch die Löhnung zahlen und für Alles einstehen. Wurde dies nicht unbedingt angenommen, so konnte man sich als Gefangenen behandelt sehen und als Landesverräther vom Standrecht sprechen hören. Bürger und Beamte wurden von ihren Familien gerissen und lebten in steter Furcht in engen, dumpfigen Zimmern, von einem rasenden Bauernhaufen bewacht, der sich bei Wein und Schmaus gütlich that. Während die Gefangenen hungern und dürsten mußten, hörten sie, wie die draußen von ihrem Gute schwelgten und ihnen höhnend zuriefen: „Sie sollen sich nur bereit halten, nach dem Essen werde man sie zum Ziele wählen und die Büchsen einmal probiren.“ Allerdings entstand diese ungemeine Aufregung nur aus Liebe zum Vaterlande, zum alten Regentenhause und zur Geistlichkeit, was hier mit Religiosität wohl gleichbedeutend ist. Der Einfluß, den die Geistlichen üben, ist unbegrenzt. Eine Haupttriebfeder der lezten Insurrektion war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läßt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läßt es bei dem gewöhnlichen Gruße nicht bewenden, sondern er küßt ihm die Hand, wo er ihm begegnet. Gelangt Jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweihen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie“ und „hochwürdigster Herr Bruder,“ und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen knieend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeugungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, daß in dem Augenblicke, wo sie die Weihen empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum großen Aerger ihrer Verwandten. Wie oft Männer aus den niedrigsten Ständen sich zu den höchsten geistlichen Würden erhoben, ist bekannt, und auch hier waren die fürstlichen Bischofsitze von Brixen und Trient, ohne Rücksicht auf früher angeerbten Rang, den Würdigsten verliehen worden. Wir nennen hier vor Allen den wahrhaft hochwürdigen Fürstbischof von Trient, Luschin, eines Landmanns Sohn aus Kärnthen, ernannten Erzbischof von Lemberg, und Tschiderer, aus einer ehrenwerthen Familie in Botzen, Weihbischof von Feldkirch, der ihm zum Nachfolger bestimmt ist. — Daß es bei einem solchen Volke nicht an Feiertagen und

Digitized by Google

der Reiter gewärtig vor den Thoren, und eine Menge Fußgänger finden sich hier zum Spaziergange ein. Aber am Sonntag geht es zehnmal lauter zu. Wagen aus Bonn und den benachbarten Dörfern kommen schaarenweise herbei, alle voll glücklicher Geschöpfe, welche sich einmal einen fröhlichen Sommertag machen wollen; dahinter und dazwischen rasseln Einspänner und Kutschen aller möglichen Sorten mit Studenten von Poppelsdorf und Bonn, im hellen Jubel jugendlicher Ausgelassenheit. Die Table d'hôte ist dann zwei, dreimal stärker als sonst, und statt der Unterhaltung ergözt sich der Badgast an der ausnehmenden Lustigkeit einer großen Gesellschaft. Am angenehmsten aber ist es Abends, wenn Tische zu Kaffee, Wein, Früchten, womit man die Freuden des Tages beschließt, in's Freie gesezt werden. Die Damen nehmen dann ihre Hüte ab, und lassen ihre hübschen Gesichter allein unter dem Schuze der schönen, reichen Haare. Die Herrn, worunter viele Militärs, sezen sich dazu, wenn sich ein Stuhl findet, wo nicht, so bleiben sie als galante Cavaliere hinter ihnen stehen, es wäre denn, daß sie (o greulichster aller Greuel!) sich von der heitern Gruppe bei Seite machen und rauchen. Wäre nicht diese höchst abscheuliche Gewohnheit, so hätte Alles, was ich von Deutschlands geselligen Sitten beobachten konnte, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht; doch dies ist ein garstiger Fleck auf dem freundlichen Bild. Die häßliche Unsitte fällt nirgends bedauerlicher auf, als auf den Universitäten. Es ist wahrhaftig traurig, diese hübschen jungen Leute mit den gescheiten Gesichtern beständig die narkotische Pfeife in der Hand und den Tabaksbeutel im Knopfloch führen zu sehen. Könnte man doch ihrer Eitelkeit, hinsichtlich der Wirkungen, welche die widrige Gewohnheit auf ihr Aeußeres hat, die Augen öffnen! In ihrem Alter müßte es doch so leicht seyn, es sich abzugewöhnen! Wahrhaftig, oft ist mir aus Mitleid fast der Wunsch gekommen, auch die Weiber möchten rauchen. Der Kontrast, ja, ich darf es wohl sagen, das Unrecht ist zu schreiend. Diese zarten, sanftblickenden Wesen dem ernstlichen Ungemach eines durch Tabak verpesteten Athems preiszugeben, ist reine Grausamkeit.

Wie sonderbar sind die Widersprüche des menschlichen Geistes! In demselben Lande, wo die Schwärmerei des Gefühls am weitesten getrieben und mit der höchsten Liebe gepflegt wird, machen sich die jungen Männer kein Bedenken daraus, den Weibern, die sie lieben, mit Seufzern nahe zu kommen, vor denen sie sich abwenden müssen, nicht um die Schamröthe der Liebesseligkeit, sondern um unwillkührlichen Ekel zu verbergen.

Doch ich vergesse den Sonntagabend in Godesberg; zurück zu ihm von dem einzigen Punkt, der mir während meines Aufenthalts in Deutschland einen unangenehmen Eindruck hinterlassen hat. Nie will ich den Genuß vergessen, den uns vier junge Studenten machten, als das Gerassel der abfahrenden Kutschen vorüber war und ein kühler, stiller Abend einen heißen, geräuschvollen Tag abgelöst hatte. Sie sezten sich an einen kleinen Tisch beim Eingang, legten ihre Pfeifen bei Seite und sangen ein Quartett, daß mir noch die Nerven beben vor Entzücken, wenn ich nur daran denke. Welche Stimmen! welche Kunst! und doch paßt lezterer Ausdruck in dem Sinn, wie wir ihn im Allgemeinen bei der Musik brauchen, schwerlich auf sie; denn wir sprechen von Kunst nur bei Leuten, welche die Harmonie lang und gründlich studirt haben, und dies ist wohl schwerlich der Fall bei diesen jungen Leuten und so manchen Andern, die wir mehrstimmig singen hörten, und das so herrlich zart in Takt und Ton, wie wir es selten bei unsern Musikern vom Fach finden, selbst bei denen, die es am weitesten gebracht haben. Dem Deutschen ist es angeboren, und unter den vielen angenehmen Erinnerungen, die einem der Aufenthalt in diesem Lande zurücklässt, ist dies gewiß nicht die geringste.

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsezung.)

Daß die Italiener hierin gegen die Deutschen nicht zurückbleiben, darf wohl nicht erst versichert werden; jedoch stehen jenen die Geistlichen in jeder Hinsicht näher, das Band ist sichtbarer, das sie an die Kirche knüpft, der Geistliche ist Rathgeber, Hausfreund, Gesellschafter. Man sieht sie in den Familien, mit der Jugend, auf Reisen, kurz überall, selbst auf dem Markte mit der Köchin, die ihren Einkauf nach Hause trägt. Jede Familie hat ihren eigenen Seelenarzt. Wenn dies der Vertraulichkeit auf der einen Seite förderlich ist, so schwächt es hingegen auf der andern die ungemessene Ehrfurcht vor dem Stande der Geistlichen im Allgemeinen. Um diese Behauptung wahr zu finden, beobachte man, wie die Bettelmönche in Deutschland, wie in Italien behandelt werden. Dort begegnet man ihnen mit Achtung und trägt selbst die reichlichen Spenden in das Kloster; hier wirft man dem sammelnden Mönch barsch ein Stück Brod hin und jagt ihn fast wie einen Bettler von der Thüre.

Kunstfleiß und Betriebsamkeit regt sich in vielen Thälern Tyrols, aber besonders interessant sind die oft sehr genialen Leistungen, welche die Bewohner dieser oder jener Hütte, dort in der Schlucht, hier auf der Höhe, still und bescheiden zu Tage fördern, ohne andere

Digitized by Google

Aufmunterung, als den innern Trieb, eine Art von edlem, bewundernswerthem Instinkte. So verfertigte Peter Anich, ein armer Bauer, den großen Tyroler Atlas, der seiner Genauigkeit wegen spätern Arbeiten zum Grunde gelegt wurde. Rührend war es, als man nach seinem Tode die von ihm in seiner kleinen Hütte angefangenen Globen nach Wien bringen wollte und man die Thür ausbrechen mußte, weil sie nicht hindurch gingen. Mußte doch der wackere Mann sein ganzes langes Leben gebückt aus- und eingehen, und Niemand dachte daran, sie ihm zu erweitern. Auf seinem Grabe liest man: Rusticus idem ac Tornator, Cosmographus, Astronomus, Geographus, Geometra, Chalcographus, Mechanicus, per omnia excellens.

Noch jezt lebt im Dorfe Obermais Anton Immerhofer, der nach eigener Anleitung Blasinstrumente macht, welche in seiner Gegend sehr gesucht werden. Bei dem Mangel an aller äußern Hülfe war er sogar genöthigt, seine Werkzeuge selbst zu erfinden und zu verfertigen. Dabei dient er seinem Vater als Knecht, und führt eben so geschickt Hane, Sense und Dreschflegel, als er mit den feinsten Instrumenten in Ebenholz, Silber und Elfenbein arbeitet. Viele Bauern beschäftigen sich in ihren Feierstunden mit Reparirung von Uhren und fabriciren sie auch wohl neu. Man erstaunt, wenn man diese geschickten Mechaniker zwischen Bäumen und Felsen, wie diese selbst, wunderbar aus dem Tyroler Boden hervorwachsen sieht.

Hell, ein Landmann aus Tyrol, machte jene kunstvollen Basreliefs in Holz, die in dem Innsbrucker Museum gezeigt werden, und Tschugmall, der mit Automaten umherreist und wirklich nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Mechanik besizt, war früher nur der Tischler seines Dorfes. Ein ganz besonderes Talent hat der Tyroler für die Malerkunst, und die Natur, die ihn umgibt, ihre bald großen, bald lieblichen Formen, ihre stets wechselnde, wunderbare Beleuchtung, ist wohl im Stande, seinen Anlagen weiter fort zu helfen. Oft bleiben diese Maler Naturalisten, leben und sterben in ihrem Dorfe, schmücken ihre Kirche und einige Privatwohnungen, und streben nach keinem höhern Ziele; manchmal jedoch tragen und heben sie äußere Umstände, oder sie kämpfen mit Macht, sich aus einer ungünstigen Lage zu reißen, und nehmen dann ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte ein. So wurden Johann Holzer, Martin Knoller, Joseph Schöpf; das kleine Thal Fleims lieferte allein eine große Zahl, von denen Georg Giovanelli aus Carano und Christoph Unterberg aus Cavales die bedeutendsten sind. Und wer kennt nicht den berühmten Koch in Rom, den Nestor aller deutschen Künstler daselbst? — Aber auch in den Wissenschaften haben sich die Söhne Tyroler Landleute oft schon hervorgethan, und man trifft nicht selten in unbekannten Thälern, in kleinen Dörfern Namen, die man im Auslande zu den berühmten zählt, z. B. Ennemoser in Bonn, Flarer in Pavia u. s. w. — Zur Ausbildung dieser Fähigkeiten trägt nicht wenig die ernste Einförmigkeit bei, welche hier das ganze Leben umgibt. Eine angestrengte Thätigkeit nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch, der Erholung wird nur wenig Raum gestattet, das Vergnügen ist ohne Gepräng und ohne Lustigkeit. Der Mangel an Fruchtland, der durch die gewaltigen Gebirgsstöcke und die unzähligen davon herabstürzenden Wildbäche entsteht, erfordert rastlose Arbeit. Selbst da, wo sich ein ergiebiger Boden dem Bebauer darbietet, welche Anstrengung kostet es nicht, ihn zu sichern, um seinen Ertrag nicht den Zerstörungen der Elemente preiszugeben! Oft reißt ein Platzregen einen Acker in's Thal, wozu mit unsäglicher Mühe die Erde Monatelang in Körben auf den Felsen getragen werden mußte. Der Bewohner des Flachlandes hat von diesen Gefahren keinen Begriff. Die Gewinnung des Futters auf den Bergen ist mit besondern Beschwerden verknüpft. Ganze Familien schweben in Fußeisen an den schroffsten Felswänden, oder an Stricken über schauerlichen Abgründen, um das kärglich wachsende Futter abzumähen. Aber alles dies wird von Fleiß und Ausdauer besiegt. Der Reisende, der dies Land im Fluge sieht, wird durch den zauberischen Anblick entzückt, den eine allgemein verbreitete Bodenkultur gewährt, aber nur bei längerm Aufenthalte überzeugt man sich, wie schwer sie erzielt ward. Zwischen den Weinreihen wird Roggen und etwas Weizen und Gerste, und nachdem dies geerntet, Blende (Haidekorn) und Rüben gesäet. Am meisten aber baut man den Mais; Bohnen und Erbsen siedt man weniger; Kürbisse zieht man zum Schweinefutter, Flaschenkürbisse zu Trinkgeschirren. Kartoffeln sind seit einigen Jahren häufiger geworden; doch werden sie hier nicht so schmackhaft, als in den nördlichen Gegenden. Hanf wird bloß für den Hausbedarf erzeugt; Flachs geräth in der Ebene nicht, auf den Höhen nur schlecht. Dafür wachsen dort oben die Krautköpfe, hier „Kabes“ genannt, die gesäuert in Tyrol, so wie im ganzen übrigen Vaterlande, das beliebteste Nationalgericht liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Erziehungswesen.

Ich habe in diesen Blättern schon manchmal von unserm Erziehungswesen in höherer und niederer Region gesprochen; ich bin manchmal so frei gewesen, die alten Vorurtheile und den Schlendrian zu tadeln, die sich da eingeschlichen

Digitized by Google

haben. Es freut mich, jezt sagen zu müssen, nicht etwa, daß es damit schon anders geworden wäre, nein! nur daß mehr Hoffnung zur Abstellung jener Mängel vorhanden ist, weil sich unter den Censern immer mehr ernste, tadelnde Stimmen dagegen erheben. Der muthigste Vorkämpfer im Streit war Professor Humbert, der wackere Mann, welcher bereits vor zehn Jahren in diesem Sinne sprach, wiewohl er hauptsächlich die Mängel und Lücken unserer Akademie und unsers Collegs zum Gegenstand seines herben, haarscharfen Tadels machte. Ihm folgte, allgemeiner in den Geist ächter Erziehung eingehend, Naville, und neuerdings der treffliche Ramus, einer unserer würdigsten Geistlichen, den man überall mit seiner ächt evangelischen Wärme findet, wo der Menschheit Sache verhandelt wird. So sagte er neulich in einer öffentlichen Rede:

„Den Geist entwickeln und das Herz bilden, ist der wahre Zweck alles Jugendunterrichts. Durch die Erziehung soll die Vernunft, das Gewissen, das Gefühl und jene milde, zarte, liebende und tiefe Frömmigkeit ausgebildet werden, die das Kind an seine Eltern knüpfen muß. Die erste Aufgabe des Jugendlehrers muß also seyn, seine Schüler vernünftig, fromm, dankbar und gut zu machen. Alles übrige, für das Leben nüzliche und ersprießliche Lernen darf erst nach jener ersten und Hauptaufgabe kommen. Hiernach muß der Unterricht in Religion und Moral allem Andern vorgehen, alles Andere muß in zweiten Rang, gleichsam in den Dienst jener Lehren gestellt werden. Möchten doch alle Regierungen, ihre Räthe, alle Lehrer und Geistliche, möchten doch alle Eltern und Alle, denen Gott Kindererziehung anvertraut hat, die wahre Natur, den Hauptzweck und die eigentliche Aufgabe ihres Geschäfts erkennen! Jeder Irrthum hierin ist höchst nachtheilig, jede Vernachlässigung ein großes Unrecht. Prägt es euch tief ein! Eure Aufgabe ist nicht, die Kinder bloß Lesen, Schreiben, Rechnen und ein Exerzitium ohne orthographische Fehler machen zu lehren, es handelt sich von etwas weit Wichtigerm. Es hat leider viel zusammengewirkt, um diese irrige Meinung bei uns einwurzeln zu lassen; zuerst der Schlendrian, der Handwerks- und Routinegeist, der die wünschenswerthesten und leichtesten Verbesserungen als schönen Wahn verschreit; ferner die Eigenliebe und Eitelkeit, die sich gleich beleidigt wähnt, wenn man ihr vorschlägt, etwas anders und besser zu machen, und endlich die Faulheit, aller neuen Ideen, Vorschläge und Bemühungen abgesagte Feindin. Wenn diese Hindernisse alles Bessern, aller Vervollkommnung der getreulichen Erfüllung der Erziehungspflicht große Schwierigkeiten entgegensezen, wenn sie ihr ihr Wichtigstes und Erhabenstes nehmen wollen, so hört nicht auf solche Stimmen; prägt euch in's Herz, daß vor Allem in den jungen Gemüthern die Züge des göttlichen Bildes, nach dem sie gemacht sind, entwickelt werden müssen, daß sie die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden lernen und zur Uebung aller Tugend herangebildet werden. In unsern Elementarschulen erhalten wenigstens $^{11}/_{12}$ unserer Population die Erziehung, die Grundsäze und den Unterricht, die nothwendig zum ehrlichen Mann, zum Christen und zum guten Bürger gehören; von unsern Primärschulen hängt also die ganze Zukunft, das ganze Glück oder Unglück unserer Familien und unsers Landes ab."

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, August.

Alex. Dumas Prozeß mit dem Théâtre français.

Das Handelsgericht hat sich in dem Prozesse des Theaterdichters Alex. Dumas doch vernünftiger, oder, wenn man will, geistreicher gezeigt, als ich vermuthet hatte. In einem meiner lezten Berichte äußerte ich die Vermuthung, es werde den Dichter mit seiner Klage abweisen, welche er gegen den Direktor des Théâtre français erhoben, weil dieser, seiner Uebereinkunft mit ihm zuwider, das Theaterstück Anthony nicht aufgeführt hatte. Man wird sich noch erinnern, daß der Direktor erwiderte, er wolle es wohl aufführen, allein er könne ja nicht, indem der Minister des Innern die Darstellung nicht erlaube, mit der Behauptung, solch ein gräuliches Spektakelstück schicke sich nicht für ein von dem Staate unterstüzes Nationaltheater. Ich zweifelte gar nicht, das Handelsgericht werde dem Direktor Recht geben und sagen: „Allerdings kannst du nicht, wenn der Minister das Stück nicht zulassen will. Es thut uns leid um den Dichter; warum schreibt er aber solche Stücke, wie Anthony? warum will er solche auf dem Théâtre français neben Racine's und Voltaire's Trauerspielen aufgeführt haben? warum läßt er sie nicht auf der Bühne des Porte St. Martintheaters, wo sie das Volk so oft beklatscht hat?" Allein wider alle Erwartung, von meiner Seite wenigstens, hat das Handelsgericht diesmal anders geurtheilt. Es hat nämlich so gefolgert: Der Direktor hat mit dem Dichter einen Vertrag eingegangen, wodurch er sich anheischig gemacht, Alex. Dumas Anthony auf der Bühne des Théâtre français aufzuführen. Bevor er diesen Kontrakt unterzeichnete, mußte er doch wissen, ob er das Stück aufführen könne oder nicht. Er hat ja Verbindungen genug mit dem Minister, um im Voraus erfahren zu können, ob die Aufführung gedultet werden würde oder nicht. Ist er so leichtsinnig gewesen und hat sich eine Verbindlichkeit aufgebürdet, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sie werde erfüllen können, so darf der Dichter deßhalb nicht für die Folgen büßen; denn er hat sich mit vollem Zutrauen dem Direktor hingegeben. Es wurde also ein Urthel abgefaßt, kraft welches der Direktor verpflichtet ist, den Dichter durch die Summe von 10.000 Franken schadlos zu halten. Jedoch bleibt dem Direktor das Recht vorbehalten, höhern Orts um Entschädigung anzuhalten, das heißt, er kann sich mit einer Klage an ein Civilgericht wenden und dem Minister das Recht streitig machen, die Aufführung eines Stückes zu verbieten. Dies wird der Direktor aber wohl bleiben lassen; denn da ihm seine Stelle lieber ist, als 10.000 Franken, wird er sich wohl hüten, gegen den Minister zu prozessiren; wer weiß, ob ihm nicht die 10.000 Franken aus einer ministeriellen Chatoulle, das heißt aus dem Staatsschaze, zufließen! Auf jeden Fall kann man versichert seyn, daß der Direktor des Théâtre français den Herrn Thiers mit keinem Prozesse beunruhigen wird. Uebrigens wird das Recht der Regierung, ein Theaterstück eigenmächtig zu verbieten, ohne daß es von der Justiz verurtheilt worden, noch immer stark bestritten. Ich habe neulich von einer königlichen Ordonnanz gesprochen, welche ein kaiserliches Dekret wieder in Anregung bringt und die vorläufige Einsicht der neuen Theaterstücke als ein Recht der Regierung in Anspruch nimmt. Die unabhängigen Theater und Journale thaten Einsprache gegen diese Ordonnanz und behaupteten, sie sey der neuen Verfassung zuwider, wodurch jede Art von Censur aufgehoben worden, und folglich ungesezlich, da die vorläufige Einsicht eines Theatermanuscripts nichts weiter als eine Censur sey.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. September 1834.

— In diese Wüste dringen,
Das hieße sich in offnem Boot der See
In ihrem Grimm vertrau'n!

W. Scott.

Ein Bild aus der Wüste.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Fragment.

Der Strahl der Sonne brannte senkrecht auf die unabsehbare Wüste, die sich aufwärts von Mecca gegen Syrien hin erstreckt und gegen Osten von der Hochebene der Gebirge von Nadsched eingeschlossen wird; es war dieses eine Stelle, die nicht weit entfernt lag von der Pilgerstraße nach Mecca, dem Wege, den gewöhnlich die großen, jährlich dreimal stattfindenden Karavanenzüge nehmen. Obgleich nun dieser Theil der Wüste noch nicht den schreckbaren Charakter zeigt, den sie wenige Tagereisen weiter nach Süden annimmt, so ist das Schicksal, in diesen Gegenden irre zu gehen, doch schon verzweiflungsvoll genug, und in diesem Gefährniß schien sich ein Trupp Reisender zu befinden, der sich langsam und öfters inne haltend über das glühende Sandmeer daherbewegte. Der Anführer oder der Häuptling im Zuge zeigte sich als ein Mann von mittlern Jahren, von dunkler Gesichtsfarbe und von ernsten, unbeweglichen Gesichtszügen. Die Unruhe und Furcht seiner Gefährten schien auf ihn nicht die mindeste Wirkung zu äußern; stumm und in starrer Haltung thronte er auf dem Rücken seines Kameels, dieses völlig seinem eigenen Willen überlassend. Bei dieser Unthätigkeit des Führers und bei dem blinden Gehorsam, den ihm sein Gefolge erzwungen zollte, hatte sich der Zug schon einige Stunden weiter südwärts bewegt, als eine in der Entfernung aufsteigende trübe Wolke das Herannahen von andern Reisenden bemerken ließ. In der That zeigte sich auch bald ein kleiner Zug, ähnlich dem erstern, der sich jedoch mit mehr Sicherheit und in einem minder elenden Zustande heranbewegte. Ein Mann in einem etwas fremdartigen Anzug führte den Zug an; ein ziemlich stattliches Roß mit arabischem Behänge reitend, zeigte er an seiner eigenen Kleidung, wie an der seiner Gefährten, Spuren von Luxus, der sich von der Einfachheit der Beduinen nicht wenig unterschied und an die Pracht der Bewohner der reichen Küstenstädte erinnerte. Ueber seinem arabischen Anzug trug er ein Mäntelchen von dunklem Sammet, mit Pelzwerk gefüttert, nach Weise der morgenländisch-griechischen Ritterschaft, und statt des Bundes beschattete sein braunes, sonnenverbranntes Antlitz ein ebenfalls nach europäischer Sitte geformter spitziger Hut mit einer Feder.

Als die einsamen Reisenden sich gegenseitig ansichtig wurden, gab der Mann im Mäntelchen in lebhafter Weise die ersten Zeichen von Freude und Verwunderung, die jedoch der, an den sie gerichtet waren, nur mit einem leisen Neigen des Hauptes beantwortete. „Der

Digitized by Google

Prophet segne Dich, mein Freund!“ tönte die wohllautende Stimme; „ich müßte mich sehr täuschen, oder Du bist auf unrechtem Wege; welches ist das nächste Ziel Deiner Reise?“ — „Ich kenne es nicht,“ war die trockene Antwort. — „Und wen suchst Du?“ — „Die Spur des Morgenwindes, die Stätte der flüchtigen Sonnenstrahlen, die Fußstapfen des Straußes, der vor fünf Jahren über diesen Sand lief.“

Der Fremde spornte bei dieser seltsamen Antwort sein Pferd näher heran, und indem er einen prüfenden Blick auf seinen Gegner richtete, erwiderte er mit Lächeln: „Freund, Du suchst flüchtige Dinge; ich sorge, Du und Dein Gefolge könnten dabei selbst verloren gehen. Moslemin,“ setzte er, sich zum Gefolge wendend, hinzu, „wenn Ihr in die nächsten Beduinenzelte zu gelangen trachtet, so seyd Ihr auf unrechtem Wege und im Begriff, tief in die mittägliche Wüste zu gerathen.“ — „Allah sey uns gnädig!“ rief einer aus dem Zuge; „Fremdling, Dich sendet uns der Prophet, um unser Gebein vor dem gefräßigen Zahn der Hyäne zu schützen. Weise uns den Weg zu den nächsten Zelten!“ Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als ein zorniger Blick seines Herrn ihm augenblickliches Schweigen auferlegte. „Wer spricht hier,“ tönte die gebietende Stimme, „wenn Ibrahim Jussuf die Rede verweigert? Elender, hat man Dich gefragt, ob Du Dein Geschick von dem Deiner Gefährten kennen willst oder nicht? Es kann ja seyn,“ setzte er bitter hinzu, „daß der Prophet den Untergang des Stammes Dschosi beschlossen hat, und willst Du dann allein Dich retten? Wenn das ganze kostbare Haus mit allem Geräthe ein Raub des Feuers wird, soll man sich dann wohl die Mühe nehmen, einen armseligen Fliegenwedel aus den Flammen zu tragen?“ Der Gescholtene wich auf seinen Platz zurück, und der ganze Zug schickte sich an, obgleich mit lebhaftem Murren, dem eigensinnigen Anführer tief in die gefährliche Wüste hinein zu folgen; doch sey es, daß Ibrahim, zufrieden mit diesem Beweis des äußersten Gehorsams, für dieses Mal keinen weiter verlangte, oder mochte es ihm selbst gefährlich dünken, den sich so bereitwillig darbietenden Schutz einer bloßen Grille wegen aufzugeben, kurz, er entschloß sich langsam, sein träges Kameel umzulenken und auf's Neue ein Gespräch mit dem Fremdling anzuknüpfen, der noch immer seinen alten Platz behauptete und, wie es schien, diese baldige Zurückkunft erwartet hatte. „Fremdling!“ hob er nach einer Pause seine Rede wieder an, „Du getraust Dir also, in diese furchtbaren Wüste, in diesem Meere von Schrecknissen, uns den Weg zu weisen?“ — „Es haben sich schon andere Leute, als Du bist, mir anvertraut,“ erwiderte Jener mit spöttischem Lächeln, „Leute, die wohl mehr zu verlieren hatten, als die Ladung von zwei armseligen Kameelen und der Werth des Streitrosses, das Du dort mit Dir führst, ausmachen können.“ — „Du redest wahr,“ entgegnete Ibrahim; „Neugierde wie Mißtrauen sind nicht Flecken meines Charakters. Wohlan, der Sohn des Mißgeschicks will gleichen Weg ziehen mit dem kühnen Liebling der Gefahren und Abenteuer. So führe mich denn in die nächsten Zelte dieser guten, ehrlichen Wüstenbewohner. In der That,“ setzte er leiser hinzu, indem er an den Griff seines Dolches rührte, „ich bin auf ihre Ehrlichkeit und Freundschaft vollkommen vorbereitet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Beschluß.)

Während der italienische Tyroler seine gelbe oder schwarze Blende (Polenta) täglich verzehrt und der ärmere Bergbewohner sich mit seinem Roggenmuße und der Geismilch begnügen muß, führt der deutsche Landmann in der Ebene (im Thal) ein üppiges Leben. Wie erstaunt man, hier mitten in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Alles Fleisch, das gegessen wird, ist nämlich geräuchert, und das Brod, für den Bedarf mehrerer Wochen gebacken, ist nach Form und Beschaffenheit dem Schiffszwieback zu vergleichen. Gewöhnlich werden fünf Mahlzeiten gehalten: das Vor- oder Frühmahl, der Halbmittag, der Mittag, die Vesper und das Nachtmahl. Beim Mittag- und Nachtmahl wird geräuchertes Fleisch gegessen und Wein reichlich genossen. Selbst die Knechte erhalten bis zwei Maaß täglich und in der Mäh- und Erntezeit auch wohl mehr. Kastanien, Nüsse und das trefflichste Obst, womit auch ein ziemlich belebter Handel getrieben wird, machen einen Hauptbestandtheil der übrigen Mahlzeiten aus. Gemüse wird nur wenig gegessen, die feinern kennt man nicht einmal dem Namen nach; ihre Stelle nimmt der Salat ein. Knoblauch als Würze ist sehr beliebt, und oft fielen uns die spanischen Hieten ein, wenn uns auf einer Gebirgstour die guten Leute eine Ziege schlachteten und sie uns süßduftend von Knoblauch auftrugen.

Die Vergnügungen ziehen sich wie ein schmales Band durch dieses Leben hin. Besonders übel befinden sich die Beamten, die aus der Geselligkeit großer Städte oft in einsame Thäler versetzt werden, von der übrigen Welt abgeschnitten, und nicht einmal durch bequeme Wege mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Regierung pflegt jedoch die Zeit, die der Beamte in solchen Verhältnissen verlebt, demselben höher anzurechnen, und er kann einer schleunigern Beförderung entgegensehen. Die Bürger in den Städten leben eingezogen, sind wenig gastfrei, gehen

Digitized by Google

nicht miteinander um, und haben außer dem nationellen Gebrauche der Sommerfrische nichts besonders Hervorstechendes in ihrer Lebensweise. Die Sommerfrische besteht darin, daß man während der größten Hitze ein Haus auf einer Anhöhe oder einem Berge bezieht. Wer keines hat, zieht in ein Dorf zu einem Freunde, in ein Wirthshaus, und wenn es auch nur um ein unbedeutendes höher als die gewöhnliche Wohnung läge, und wenn es auch nur für acht oder vierzehn Tage geschieht, gleichviel! Die Sommerfrische muß Jeder halten. Für diese Genüsse hat der Wälsche seine Kaffeehäuser und seinen Corso. Er kennt nichts Anderes, und der Kleinstädter ahmt hierin, so gut er kann, den Großstädter nach. Eine Hauptbelustigung des Tyrolers muß noch vor Allem erwähnt werden: das Schießen. Von Jugend auf ist es seine Lust; die Knaben sieht man mit geladenen Gewehren umherlaufen, und zu verwundern ist es, daß man nichts von Unglücksfällen hört. Sonntags sieht man junge Bursche, statt in die Weinstube zu gehen, mit dem Rohr auf dem Rücken auf die Berge steigen, um Eichhörnchen und Vögel zu schießen. Diese Lust, seit langen Jahren geübt, hat das größere Wild fast ausgerottet, jedoch ist in den höhern, den Gletscherthälern, an Bären und Wölfen kein Mangel. Große Festschießen finden oft statt, doch denke man sich hiebei keine sächsische Vogelwiese; außer dem Schießen, als Hauptsache, wird keine Lust dabei angetroffen. Ein solches Fest trägt mehr den Charakter einer ernsten Uebung als einer Volksbelustigung. Dem Spielen und dem Wetten dabei ist der Tyroler nicht abgeneigt, und Kegel-, auch Kartenspiele sind häufig. Hiebei vermischt sich gewöhnlich der Stadt- und Landbewohner. Im wälschen Theile ist das Ball- und Ballonwerfen das nationelle Spiel; getanzt wird hier nur im Karneval, und dann ausschließlich der Monferino. Jedes Thal dieses Landes hat übrigens seine eigenthümlichen, zum Theil sonderbaren Gebräuche, die sich dort seit undenklichen Zeiten erhalten haben und mit der frömmsten Rücksicht bewahrt und heilig gehalten werden.

So stellt sich uns das südliche Tyrol dar, von hohen Gebirgsrücken nach allen Richtungen durchzogen, von Gletscherketten eingefaßt, mit Schlössern, bewohnt und in Trümmern, mit Städten und Dörfern, Klöstern und Wallfahrtskirchen bebaut, verbunden durch Wege und Steige, Straßen und Saumpfade, die bald der üppigste Anbau, bald die Schaurr der wildesten Natur umgeben; und diese Straßen und Pfade alle säumt eine ununterbrochene Reihe von „Bilderstöcken" (Votivtafeln), Kruzifixen und Heiligen, zum Theil bekleidet, mit Haartouren, und durch Wunden gräßlich entstellt, und je schrecklicher anzusehen, desto heiliger verehrt, mit Blumen, Mais und Aehren behängt. Und zwischen diesen leblosen, wenn gleich sprechenden Erscheinungen wandeln diese alten italienischen Flüchtlinge, die einst unter Rhätus sich hier ansiedelten, getheilt zwischen Arbeit und Gebet, voll glühender Liebe für ihr Land, stolz auf ihre Berge und den Namen Tyrol.

Nachdem in den letzten Jahren die Zugänge zu diesem Lande nach allen Seiten hin mit großen Kosten vermehrt worden, wo Felsen und Abgründe jeden Versuch dazu für immer abzuweisen schienen, ist man jetzt bemüht, es mit einem mächtigen Gürtel verschanzter Thürme zu umgeben, trotzender wie Felsen, vernichtender als Lawinen. Schon ist bei Brixen ein Berg abgetragen, und ein künstlicher Bau erhebt sich, regelmäßig und glatt, der den schroffen, unregelmäßigen, ihm an Größe so weit überlegenen natürlichen Festen rings umher die Stirne bietet. Tausende von Arbeitern graben, schaufeln, sprengen Felsen, behauen Steine, schleppen und karren, um das Werk zu fördern. Aber ein kriegerisches Werk verläugnet seine Natur selbst mitten im Frieden nicht. Die Arbeiter, die es schaffen, erkranken und sterben zu Hunderten. Regen, Hitze, Wein, Wasser, Obst, Alles ist ihnen verderblich; was die Ruhr verschont, rafft das Fieber hin, und wer diesem trotzt, wird von dem Felsblock erreicht, den die Mine in die Luft sprengt. Jede werdende Festung umgibt schon ein weiter Kreis von Leichen, welchen spätere Belagerungen, wie sie jetzt geführt werden, nur wenig verwehren. Man sagte mir, Brixen habe durch den Festungsbau an Leben gewonnen; ich fand den Tod darin, der sich in den vielen Spitälern recht widerlich breit machte. Auch in den engen Felsenschluchten der Finstermünz sind schon Visirstäbe, Astrolabien und Meßtische errichtet, und man sieht Ingenieure an den Steinwänden herumklettern. Wenn alle diese Werke fertig seyn werden, dann ist Tyrol wohl verschlossen und verwahrt, und besser mag es allerdings für das schöne Land seyn, daß fremde Eindringlinge gleich an diesen ehernen Pforten sich die Köpfe zerschellen, als wenn sie die Thäler überfluten, und alte Lust und alter Muth den Landsturm aufregen, um alle Greuel eines Vernichtungskrieges auf's Neue darin entstehen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Der dramatische Ausschuß und die Censur.

Die Regierung fühlte, daß sie ihren Vorsatz nicht wohl durchsetzen könne, und griff daher zu einem Juste-milieu. Es besteht nämlich schon seit mehreren Jahren ein Verein zwischen den meisten dramatischen Dichtern. Dieser Verein hat zum Zweck, über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Interessen zu wachen. Um sich nicht zu oft versammeln zu müssen, hat dieser Verein einen Ausschuß aus seiner Mitte

Digitized by Google

ernannt, der bei den Theatern sowohl, als bei der Regierung die Angelegenheiten des gesammten Vereins besorgt. An diesen Ausschuß nun machte sich das Ministerium und überredete ihn, er solle selbst die Aufsicht über die neu aufzunehmenden Stücke übernehmen und gleichsam eine Familiencensur ausüben. Der Ausschuß that oder versprach es wenigstens, wahrscheinlich, um eine polizeiliche Censur zu verhüten, da eine solche hier allgemein verhaßt ist. Nun traten aber mehrere Mitglieder des Vereins zusammen und erklärten, der Ausschuß habe seine Vollmacht überschritten und sich etwas aufgebürdet, wozu ihn Niemand bevollmächtigt habe. Sie, die Unterzeichner der Erklärung, erkennen keineswegs das ministerielle Recht, irgend eine Art von Censur über Theaterstücke auszuüben, folglich könne das Ministerium auch nicht einer andern Körperschaft ein Recht übertragen, das es nicht selbst besitze. Der Ausschuß befand sich in einer zweideutigen Lage, und nahm seinen Abschied. Es wurde ein neuer Ausschuß gewählt, in den jedoch die meisten Mitglieder des vorigen wieder aufgenommen wurden; einige nahmen aber diese Auszeichnung nicht an. So stehen seitdem die Sachen. Es bleibt noch immer unentschieden, ob wirklich seit der Julirevolution die Regierung das Recht habe, bei Theaterdichtungen eine vorläufige Einsicht zu verordnen. Die Verfassung hat die Censur förmlich und auf ewig abgeschafft. O ja, sagen die Minister, die Büchercensur ist abgeschafft, allein von dem Theater ist keine Rede in der Verfassung. Eben deßhalb bezieht sich das Wort Censur auf alle Zweige der Literatur, erwidern die Liberalen; mithin gilt die verfassungsmäßige Abschaffung der Censur auch für Darstellungen auf der Bühne. Vermuthlich wird die Regierung die Sache lieber in der Ungewißheit lassen wollen, als daß sie es bei den Kammern zu einer Entscheidung bringen möchte, die ihrer Anmaßung zuwider seyn könnte. Unterdessen bleiben die Sachen beim Alten und kein unabhängiger Theaterdirektor schickt seine Theatermanuscripte zur Polizei. Bei den sogenannten königlichen Theatern bedarf es dieser Vorsicht nicht; denn was diese aufführen, kümmert die Regierung wenig, es müßte denn etwa, wie neulich, ein Alex. Dumas einen Spektakel am Théâtre français erregen wollen. Auf den kleinern Bühnen sind die Dichter gewaltig kühn, und zwar in ästhetischer Hinsicht noch mehr als in politischer, und bringen die sonderbarsten Verhältnisse des wirklichen Lebens auf die Bühne. Wohl zu keiner Zeit hat das Theater dazu gedient, die Sitten, und besonders die verdorbenen, so getreu zu dramatisiren, als jezt. Der Roman ist auf die Bühne verpflanzt worden, und was man sonst kaum in Büchern fand, kann man jezt jeden Abend hier lebendig darstellen sehen, ohne daß sich Jemand sehr darüber verwunderte, außer etwa die und da ein junger Theaterkritiker; sonderbar genug sind jezt die Verfasser der Theaterartikel in den Feuilletons der Tagesblätter — meistens junge Leute, die sich das Leben sehr angenehm und bequem machen — die Hauptmoralisten der Nation. Sie bringen sehr erbauliche Sachen über Sitten und Moral vor; sogar Jules Janin predigt zuweilen in diesem Tone, der sich dann in seinem Munde wie Ironie ausnimmt. Dg.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Erziehungswesen.

„Wir hoffen," fährt Ramus fort, „daß man den Kindern künftig andere und bessere Lehrbücher in die Hände geben wird, durch die nicht allein das Gedächtniß, sondern das ganze Geistesvermögen, der gesunde Menschenverstand, die Urtheilskraft und die Ueberlegung beschäftigt werden. Wir hoffen auf die Einführung regelmäßiger Stunden zur Uebung der Kinder im richtigen Denken und Sprechen, zur Berichtigung ihrer irrigen Ideen, Vorurtheile und Sprachfehler, die sie im Umgang mit andern Kindern oder von ihren Eltern hören. Wir hoffen auf die Einführung der Kopfrechnung, der Liniearzeichnung, der Geographie und Geschichte der Schweiz, was Alles für die Entwickelung der Geistes- und Herzensfähigkeiten bei den Kindern von großem Nutzen seyn würde. Vor Allem aber hoffen wir, daß das bisher angenommene, so unsinnige als bedauernswerthe System aufgegeben werde, nach dem Sittenlehre und Religion nebenher und als etwas Unnöthiges besonders gelehrt werden; wir hoffen, man wird endlich einsehen, daß Religion und Sittenlehre keine Nebensache, sondern der unerläßliche Grund aller Elementarerziehung seyn muß, daß Ideen der Sitte und Religion in alle Lehren und in alle Vorträge gemischt werden müssen, wo dies nur auf passende und natürliche Weise geschehen kann, daß sie gleichsam das Element sind, in dem sich Alles bewegen muß, was dem Kinde gelehrt wird, ja daß sittliches und religiöses Gefühl der Kinderschule ihr eigentliches Leben und Bewegung geben muß. Von allen Seiten, in England, Frankreich und der Schweiz, erheben sich Stimmen, um der Elementarerziehung endlich ihre wahre Bestimmung, ihren wahren Charakter wiederzugeben, um vor Allem sittliche und religiöse Schüler zu bilden. Niemanden kann entgehen, daß es Kenntnisse gibt, die erleuchten und erwärmen, wie Kenntnisse, die entzünden und aus denen Unheil hervorgeht. Die rechte Volkserziehung ist nichts als ein Mittel, mit dem man, nach der Richtung, die ihm gegeben wird, viel Gutes, aber auch viel Böses stiften kann. Um an dem Gedeihen, der Ruhe und dem Glück eines Landes zu arbeiten, um ihnen sichere Grundlagen zu geben, um den Grund zu wahrer Civilisation des Volkes zu legen, genügt es keineswegs, die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, sie müssen vielmehr sorgfältig so gebildet werden, daß ihre ganze Intelligenz sogleich zum Dienst des Herzens bereit ist. Wem entgeht die leidenschaftliche Bewegung, der Tumult der Völker, in denen sich wie in einem schrecklichen Vorspiel Unglück und Revolutionen anzukündigen scheinen? Wem ist unbekannt, daß in Frankreich (bei den Lyoner Aprilereignissen) Kinder beiderlei Geschlechts, Kinder von acht Jahren Waffen in ihren Händen trugen und damit das Zeichen zum Bürgerkrieg gaben? Ja, in unserm kleinen Land selbst hat sich unlängst ein Kinderverein zur Erregung von Lärm, Störung und Unordnung aller Art gebildet, der im vergangenen Februar denen zum folgsamen Werkzeug diente, welche die öffentliche Ruhe und Ordnung umwerfen wollten. Die Polizei hat entdeckt, daß in unserm Kanton eine Bande Knaben von zehn bis sechzehn Jahren ohne eigentliche Heimath und Wohnung herumschwärmt und sich nur von Lug, Trug und Stehlen nährt. Die schamlosen Scenen am Bettag des mmstatischen Festes gingen großentheils von Buben zwischen zwölf und sechzehn Jahren aus. Wo nun ein Mittel gegen dieses Uebel, wo einen Zügel gegen diese Ausartung finden, die weder das Ansehen der Obrigkeit anerkennt, noch väterliche Befehle scheut, ja die Gesellschaft in ihren theuersten Interessen bedroht? Dieses Mittel, dieser Zaum liegt lediglich in einer Erziehung, die sich nicht an den bloßen Schein hält, sondern zum Wesen dringt, einer Erziehung, die vor Allem sittlich und religiös ist."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. September 1834.

— Ich kann nicht satt mich wundern:
Gestalten solcher Art, Geberdung,
Die, fehlt gleich der Gebrauch der Zungs, trefflich
Ein stumm Gespräch aufführen.

Shakespeare.
Der Sturm.

Noch ein Blick in Warwicks neues Schattenspiel.

Von G. W. Depping.

(s. Nr. 92.)

Ich konnte die sonderbaren Thiergestalten, die Warwick uns in seinem vergrößernden Schattenspiele gezeigt hatte, nicht vergessen; die monströsen Figuren und ihre bizarren Bewegungen verfolgten mich überall; ich mußte wieder hin, wenigstens um zu sehen, ob es noch immer die nämlichen seyen. Dieser Warwick ist ein phlegmatischer Engländer, der sein Schattenspiel betreibt, wie ein Schuster oder Schneider sein Handwerk. Zuerst nimmt er an der Kasse das Geld ein, und dann macht er den Demonstrator, und sagt an einem Abend nicht mehr und nicht weniger als am andern. Er lebt von seinen unsichtbaren Thieren, wie ein anderer von einem Dromedar oder von einem Bären; natürlich hat dies Leben nicht viel auf sich, dafür hat er aber auch Niemand zu füttern, als etwa seinen Bedienten, der das Schattenspiel in Bewegung sezt, indeß er an der Wand steht und die herumwimmelnden Thierchen erklärt.

Ich dachte, solch ein Mann, der täglich mit der unsichtbaren Wasserwelt umgeht, muß tiefe Blicke in die verborgene Natur gethan haben; allein es läßt sich fast nichts aus ihm herausbringen. Was er weiß, gibt er dem Publikum in wenig Worten zum Besten; alles weitere Fragen ist umsonst.

Etwas Auffallendes dabei ist das regelmäßige Erscheinen derselben Auftritte in seiner Wasserwelt. Wenn er z. B. das Wasser aus dem Behälter im Pflanzengarten nimmt, so erscheinen beständig zwei Schlangen darin, nicht mehr und nicht weniger; es ist, als habe er sie abgerichtet und setze sie jeden Abend in sein Glas. Diese beiden Schlangen haben blutrothe Köpf und Hälse, und gebehrden sich äußerst lebhaft; überhaupt ist es merkwürdig, mit welcher Muskelkraft alle diese Wasserthierchen sich fortschnellen. Ein Floh, sagt man, habe einige hundert Muskeln, so muß eine solche mikroskopische Wasserschlange deren tausende besitzen, um sich auf so vielfache Weise krümmen, winden und fortschnellen zu können. Warwick versichert, diese Schlangen seyen die Väter und Mütter der Mücken; wenn dem so wäre, so sähen die Söhne ihren Eltern gar nicht ähnlich; da man jedoch nicht ganz aus der Art schlägt, so bleibt den Mücken noch etwas von dem kreuzenden Herumirren ihrer Herrn Väter und Frauen Mütter. Als ich den Auftritt mit den Schlangen das erste Mal sah, waren sie die einzigen Schauspieler an der Wand, oder wenn andre Thierchen auftraten, so störten diese doch keineswegs ihre Lust,

Digitized by Google

denn sie waren zu klein und unbedeutend, um ihnen gefährlich zu seyn. Wahrscheinlich war es ein liebendes Paar, denn sie schlängelten sich recht traulich durcheinander, und einmal küßten sie sich sogar, worüber einige Damen unter den Zuschauern roth wurden. Sonst aber gebehrdeten sie sich anständig, obschon sie unmöglich wissen konnten, daß man ihren Liebkosungen so neugierig zuschaue. Eines derselben belustigte sich lange damit, daß es einen Halm, der im Wasser zu wachsen schien, und den man kaum sehen konnte, mit seinem blutrothen Munde faßte und hin und her zog; vielleicht saß ein Thierchen darauf, das ihm zur Speise diente. Da Warwick kurz vorher ein Haar hatte sehen lassen, welches in seinem Mikroskop die Dicke eines Knittels hatte, so mußte dieser Wasserhalm ungefähr tausendmal feiner seyn, als ein Menschenhaar.

Das zweitemal war der Auftritt mit den Schlangen nicht so idyllisch als das erstemal, und nahm ein tragisches Ende. Es war nämlich außer den beiden Schlangen noch ein Thier da, welches keineswegs ihr Freund zu seyn schien. Dieser Zeuge ihrer Liebesfreuden war ein hämischer Bursche, der einem Krokodil ähnlich sah, weßhalb Warwick ihn auch so nennt; nur hat er längere und dünnere Füße und eine Art von Hörnern. Man brauchte ihn nur einen Augenblick zu beobachten, um sich zu überzeugen, daß er gegen das liebende Paar etwas im Schilde führe; denn er schlich so verrätherisch umher, suchte ihnen unvermerkt beikommen, und war doch zu feige, als daß er ihnen auf geradem Wege begegnet wäre. Man sah sogleich, daß dies der Verräther in der schuldlosen Wasserwelt, der Lucifer des Wasserschlangengeschlechts sey. Auch wichen die beiden Schlangen zur Seite und vermieden die Annäherung des hämischen Thieres; daher überließen sie sich diesmal auch keinen solchen Liebkosungen wie das vorigemal, als die Wasserwelt ihnen allein gehörte. Sie waren im Gegentheile ängstlich und wichen nicht von einander. Allein das treulose kleine Krokodill ließ sie keinen Augenblick aus dem Gesichte, richtete seine Hörner scharf in die Höhe, und als sich einmal eine der beiden Schlangen unvorsichtig in seiner Nähe umherschlängelte, fuhr der Spitzbube auf sie los und faßte sie plötzlich bei der Gurgel, vermittelst der vermeintlichen Hörner, die sich aber nun als eine wahre Zange zu erkennen gaben. Da die feigen Thiere immer schwach sind, so hatte auch dieses Krokodil nicht Kraft genug, die Schlange mit sich fortzuziehen, sondern blieb an ihr hängen, als ob nicht sie, sondern er der Gefangene sey. Ich vermuthete, die Schlange werde nun alle ihre Muskelkraft, wovon sie beim Spiele so viel entwickelt hatte, anwenden, um sich von diesem schwachen und feigen Verfolger wieder loszumachen; allein wider Erwarten blieb sie von dem Augenblick an fast unbeweglich ausgestreckt. Wahrscheinlich erstickte sie allmählich, und der Sieger wartete nur noch auf ihr gänzliches Hinscheiden, um sie gemächlich und ohne Gefahr aufspeisen zu können. Ob das Schlachtopfer das Männchen oder das Weibchen sey, konnte Warwick uns nicht sagen. Um die Sache rührender zu machen, denke ich mir, es ist das Weibchen; denn schon von Evas Zeiten her argwohnt das weibliche Geschlecht die Gefahr weniger und fällt daher leichter in die Schlingen. Ich war neugierig, zu sehen, was in diesem kritischen Augenblick das Männchen thun werde. Ach! im ersten Schrecken war es davongeflohen. Jeder denkt zuerst an sich selbst, und in der kleinen Wasserwelt wie auf der großen Erdenwelt ist der Trieb der Selbsterhaltung der lebhafteste aller Triebe. Hernach aber, als es das Weibchen, welches seinen Gefährten vor Kurzem noch durch sein anmuthiges Krümmen und Schlängeln ergötzt hatte, so jämmerlich bangen sah, ergriff die Verzweiflung den verlassenen Wittwer, er kam herangestürzt und machte fürchterliche Sprünge, die aber in der Lage der Sache nichts änderten; denn seiner Verzweiflung ungeachtet, hatte das Männchen doch die Vorsicht, dem Krokodille nicht zu nahe zu kommen. Es machte seine Sprünge nur neben dem Weibchen, dem sie nichts frommen konnten. Ich hätte nun auch gern noch das Ende dieser Tragödie gesehen, allein Warwick ist ein regelrechter Mann: er zog seine Gläser zurück, weil die Zeit ablief und sein Gaslicht zu Ende ging. Jeder mußte sich also das Abschlachten des armen Weibchens vermittelst der Einbildungskraft vorstellen; vielleicht hat der abscheuliche Ariman der Wasserwelt in der folgenden Nacht das Männchen auch geholt und sich zum Frühstück aufgespart. Am folgenden Abend soll Warwick nichtsdestoweniger wieder zwei Schlangen zum Vorscheln gebracht haben. Ich begreife nicht, wie gesagt, wie es zugeht, daß in seinem Wasser aus dem Pflanzengarten immer ein einziges Schlangenpaar sich vorfindet. Fast jeden Abend findet sich auch der Ariman ein; nur ausnahmsweise bleibt er aus und läßt sie ihr anmuthiges Liebesspiel treiben. An solchen Abenden verdauet er vielleicht eine Schlangenmahlzeit des vorigen Abends.

Wenn Warwick nun die Thiere verschiedener Wasserarten einzeln hat erscheinen lassen, so mischt er die Gewässer zusammen, und nun ist, um mit dem Volk zu reden, der Teufel los; denn nun fliegen und schießen die einander fremden Thiergestalten aufgeschreckt durcheinander, stoßen, drängen und verwunden sich und können gar nicht wieder zu sich kommen. Ich dachte dabei, wie komisch es wäre, wenn es auf dem Sirius einen Warwick gäbe, und er seinen Mitbürgern zum Spaß erstlich die Bewohner einzelner Länder unsers Planeten vor ihnen im Schattenspiele erscheinen ließe, und dann Russen und Kaffern, Deutsche und Neger, Franzosen und Karaiben durcheinander mengte und damit den Zuschauern im Sirius ein ähnliches Schauspiel gäbe, wie Warwick uns.

Digitized by Google

Ein Bild aus der Wüste.

(Fortsetzung.)

Beide Züge vereinigten sich und der entgegengesezte Weg wurde eingeschlagen, welcher Umstand jedoch die neuen Ankömmlinge nicht im Mindesten beunruhigte, so groß war ihre freudige Zuversicht auf die Geschicklichkeit und den guten Willen ihrer neuen Freunde. Ein munteres Gespräch kam bald in den Gang, das desto lebhafter geführt wurde, je weiter entfernt die Sprechenden sich von der Ehrfurcht gebietenden Nähe der beiden Anführer befanden. Diese selbst beharrten lange in tiefem Schweigen; der Eine, weil er von den vielen Worten, die man ihm abgezwungen, sich jezt erholen zu müssen glaubte, der Andere, weil er noch etwas auf den Eigensinn seines Gefährten grollte; allein sein angebornes, lebhaftes Wesen hielt das Beschwerliche der Rolle, die er durchzuführen gedachte, nicht lange aus. Sein Wunsch trieb ihn, über die Herkunft seines Gesellschafters, so wie über den Zweck von dessen seltsamer Reise etwas Näheres auszukundschaften; er hoffte den unbezwinglichen Starrsinn zu besiegen, indem er den Schweigsamen nach und nach in Gespräche zu verwickeln sich bemühte. „Du wunderst Dich, Freund," begann er nach der langen Pause, „daß ich so einheimisch hier in der Wüste bin; doch ich könnte Dich noch mehr in Verwunderung setzen, wenn ich Dir von den merkwürdigen Orten, durch die unsere Reise geht, und von den Begebenheiten, welche sich daselbst zugetragen, berichtete." — „Thu es nicht," war die Antwort, „die Bewunderung ist ein unbequemes Gefühl. Bringe mich nicht aus dem Gleichgewicht meiner Empfindungen, indem Du mich zwingst, einer vor der andern den entschiedenen Vorrang zu gestatten." — „Und welcher Beweggrund führt Dich alsdann wohl hierher, wenn es nicht die Wißbegierde ist, Dich mit den Wundern der Wüste bekannt zu machen? besondere Zwecke verfolgst Du nicht, dieses beweiset Deine Gleichgültigkeit, als ich Dich auf Dein Irregehen aufmerksam machte." — „Fremdling," erwiderte Ibrahim verdrüßlich, „ich bitte Dich, suche mich nicht zu erforschen; lasse mir meine Geheimnisse, wie ich Dir die Deinigen lasse." — „Bei meinem Barte!" rief jener, der sich vorgesezt hatte, sich nicht irre machen zu lassen; „dieser Ernst, diese Würde, diese tiefe Verschwiegenheit! Allah müßte meinen Geist mit Blindheit geschlagen haben, wenn diese Eigenschaften mich nicht belehrten, daß ich einen Egypter vor mir habe." — „Ich bin aus der heiligen Stadt Kairo," entgegnete Ibrahim nicht ohne Zeichen eines geschmeichelten Stolzes. „Hab ich's nicht errathen!" triumphirte der Mann mit dem spizigen Hute. „Und da Du als Fremder von der Anhänglichkeit an die Familie Dschosi sprachst, so stehst Du wahrscheinlich bei einem dieser Stammgenossen in Dienst? Nicht wahr, auch diesen Umstand hat mein gutes Glück mich errathen lassen?"

„Bei Gott!" rief der Egyptier im Zorn, „ich war ein Thor, vor dem Blicke eines so scharfsichtigen Falken, wie Du einer bist, irgend etwas verbergen zu wollen. Nur thut es mir leid," sezte er etwas leiser hinzu, „daß dieser Falke zugleich die Eigenschaft des Papageis hat, als schwazhaftesten und zudringlichsten aller Vögel." — „Bei alle dem," fragte sein Gefährte weiter, „weiß ich doch noch nicht, Freund, was Dich hieher in die Wüste führt, und zu welchem Zwecke Du das stolze, schöne Roß mit Dir führst, welches ich gleich am Anfang in Deinem Zuge bemerkt habe." Der Egyptier sah hier seinen Nebenmann mit einem Blicke an, in den sich Ueberraschung und Verachtung theilten. „Wenn Du denn Alles wissen willst, so erfahre, daß das edle Roß zu keinem andern Zwecke bereit ist, als mir zu der eiligsten Flucht zu verhelfen, wenn unnüze und zudringliche Schwäzer mich verfolgen. Und somit lebe wohl, Fremdling!" — „Wie," rief Jener, „Du willst Dich von Neuem den Schrecknissen, denen Du kaum entronnen bist, aussetzen?" — „Ja, Freund, die Wellen der Wüste werden mir vielleicht den Tod bringen; doch will ich lieber diesen stummen Würgern in die Hände fallen, als das Schicksal erleben, an Deinen vielen Fragen zu ersticken."

Er gab bei diesen Worten seiner Truppe einen gebietenden Wink, indem er selbst sein ermüdetes Kameel einer andern Richtung zuzusteuern sich bemühte; doch dieses kluge Thier kannte zu sehr das wahre Heil seines Herrn, um nicht im Bunde mit seinem gutmüthigen Treiber sich allen Versuchen des Erzürnten hartnäckig zu widersetzen. Hassan selbst, so nannte sich der Fremdling, sah sein Unrecht ein und suchte es gut zu machen, indem er versprach, während dem Verfolg der ganzen Reise sich nicht im Mindesten in die Angelegenheiten seines geheimnißvollen Freundes zu mischen. „Ich kenne die Egyptier," bemerkte er leise zu seinem nächsten Reiter; „sie kommen aus einem Lande, wo die langweilige, trockene Geheimnißkrämerei zu Hause ist; bei alle dem sind es aber doch gutmüthige Narren, und wer weiß, wozu dieser uns nüzlich seyn kann." Das Friedensbündniß war nach diesem kleinen kriegerischen Intermezzo völlig hergestellt; Ibrahim thronte wieder auf seinem Kameele ernst und schweigend, indeß Hassan, um gänzlich den Gegenstand der frühern Gespräche zu wechseln, manche der abenteuerlichen Sagen berichtete, die im Munde des phantasiereichen Morgenländers leben, und die in ihrer schauerlichen, tiefen Bedeutsamkeit gewissermaßen die Seele der Wüste ausmachen. Wie oft hatten diese bezaubernden Klänge schon das Ohr der Wanderer mit süßem Grausen gefüllt, wenn die Glöckchen der

Digitized by Google

Kameele über die Fläche ertönen und der lange Zug der Karavane durch das Meer der Wüste schifft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Mißbräuche im Unterrichtswesen. Historische Vorträge.

Wer in Deutschland möchte nicht in diese wahren, tiefgreifenden Worte einstimmen? denn dort ist von der Schule her noch ein Rest von Sittlichkeit und Religion bei den Kindern. Hier aber wird der Elementarunterricht wohl schwerlich in seinem Grund geändert werden, weil zu Viele — ja unsere einflußreichsten Professoren und Gelehrte — zu sehr an dem halten, was in der französischen Kaiserzeit gäng und gäbe war, an den Traditionen des Imperialismus und seiner Universität, wo an die Ausbildung des Gemüthsmenschen gar nicht gedacht, dafür aber die Erlernung positiven Wissens, des Kalkulir-, Meß- und Wägbaren über Alles gestellt, ja als Hauptsache und Zweck des Menschthums angesehen ward. So lange unsere Akademie noch in diese Ideen verwickelt bleibt, und so lange ihre Hauptleute auch Hauptstimmen bei der neuen Organisation unserer Elementar- und höhern Erziehung haben, läßt sich in dieser Beziehung wenig Gutes hoffen. Daher mag es auch wohl kommen, daß die seit fünf Jahren zusammensitzende Kommission bisher für die bessere Organisation unsers Erziehungswesens nichts hervorgebracht hat, als den höchst wichtigen Vorschlag: es sollen künftig nicht mehr, wie bisher, sieben Behörden mit unbestimmten Attributionen Corps directeurs des Erziehungswesens seyn, sondern nur sechs, nämlich die Commission d'instruction publique, die Akademie, das Comité des Collèges, das Comité des écoles primaires, die Société des arts und die Société des Catéchumènes. Letztere hat allein die Lancasterschulen der Stadt unter ihrer Leitung. In diesen aber, in ihrer fehlerhaften und einseitigen Einrichtung, in ihrem von aller sittlichen und religiösen Lehre entblößten Unterricht liegt der eigentliche Krebsschaden. Warum ernennt doch die Regierung nicht ein einziges Conseil d'instruction publique mit fünfundvierzig bis fünfzig Mitgliedern, deren Majorität außerhalb der Akademie und der vénérable compagnie des pasteurs ernannt wäre, und zwar aus den unterrichtetsten, aufgeklärtesten und rechtlichsten Einwohnern der Stadt: Aerzten, Kaufleuten, Künstlern, Privatgelehrten u. s. w., denen einige Obrigkeitspersonen, Geistliche, akademische Professoren und Schullehrer beigegeben wären? Dieses Kollegium, das von Zeit zu Zeit erneut würde, hätte unter dem Staatsrath die Oberleitung über das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen, präsentirte die Professoren zur Ernennung und bildete aus den fähigsten und zuverlässigsten fünf Mitgliedern eine Kommission zur häufigen Inspection der Elementar- und Industrieschulen, desgleichen des Kollegs und der Akademie; alle bisherigen Corps directeurs hörten auf. Man sage nicht mit der Akademie: die Akademie kann unmöglich unter fremder Leitung stehen, sie kann sich unmöglich der Inspektion und dem Tadel Anderer unterwerfen, denn bisher war sie großentheils jenes Conseil d'instruction publique selbst, also Richter in eigener Sache; keiner ihrer Professoren wird diese schöne und bequeme Stellung aufgeben wollen. Wer wagte es, sich über die Akademie zu stellen? Ich meine die Regierung und die Nation. Die Familienväter, die mit ihren Abgaben die Akademie unterhalten, scheinen mir eine gewichtige Stimme in dieser Sache zu haben; ihre Stimmen sollten wenigstens gehört werden, und sie sollten in jenem leitenden Rath die Majorität bilden, damit sich da nicht auch der Coterien- und Kastengeist einschleiche. Wer mag aber jezt der Akademie mißfallen? sie hat durch ihre Familien- und andere Verbindungen den größten Einfluß; bei ihr werden alle größern und kleinern Rücksichten, Ansprüche, Wünsche und Ansichten bedacht. Auf dergleichen ängstlichen Wegen wird man nie zu einer wesentlichen Verbesserung, zu einem dauerhaften Ergebniß kommen. Nach obigem Gesetzprojekt ist die Oberleitung der Commission de l'instruction publique nur scheinbar und dem Namen nach, denn die Akademie bleibt nach wie vor allmächtig und ohne alle Kontrole. Man sehe doch abermals nach Deutschland; wo ist dort eine Regierung, die sich von ihrer Universität oder deren Professoren in ihren Maßregeln beschränken oder in Abhängigkeit halten läßt?

Was ich Ihnen schon früher voraussagte, ist geschehen: Rossi, müde seiner akademischen Stellung, hat uns verlassen und ist nach Paris gegangen, wo er freilich für seine seltenen Talente einen größern Wirkungskreis hat. Mit Rossi verlor unsere Akademie ihre zweite Illustration, und es bleibt ihr nur noch Decandolle, der Vater. Rossi's historische Vorlesungen, sein Schwung, seine Farben, sein ergreifendes Leben in der Darstellung fehlten uns vergangenen Winter sehr, wenigstens zur angenehmen Unterhaltung. Einigen Ersatz gaben des Franzosen Thourel Vorträge über die Geschichte der Reformation. Da Thourel Advokat und ein gewandter Sprecher ist, da er seine Vorträge ganz frei hielt, so hatten sie in dieser Beziehung mehr Leben, als manche andere. Er behandelte darin die Ursachen der Reformation, ihre Geschichte und ihre Wirkungen. Ein allgemeines Bild, das er im Anfang von der Entstehung und dem Fortgang des Christenthums gab, war nicht ohne Verdienst, aber auch nicht ohne Einseitigkeit. Er ergriff das Mittelalter und sein Pabstthum ganz im Sinn der französischen Klassiker und Liberalen. Alles Große, Zeitgemäße und Wohlthätige in jenen Erscheinungen verschwand aus seiner Darstellung, und es blieb nichts übrig als ein häßliches Gerippe. Seine Päpste waren alle nur erbärmliche Pfaffen, und die Kaiser, mit denen sie um die Herrschaft der Welt rangen, selbst die Ottonen und Hohenstaufen erschienen bei ihm als wahre Imbécilles. Das nennt man denn hier zu Land Geschichte! Thourel hat auch den zweiten und dritten Band seiner Geschichte Genfs erscheinen lassen, desgleichen eine biographische Zusammenstellung der ausgezeichnetsten Genfer. Er ist darin in Sprache und Darstellung manches Verdienstliche, überall aber herrscht der französische Liberalismus mit seiner Einseitigkeit in Darstellung und Beurtheilung der Vorzeit. Dadurch tritt auch der Zweck hervor, für den Thourel seine Genfer Geschichte schrieb. Unsere Liberalen und Radikalen brauchten eine solche Grundlage, um feindlich über alles Verdienst der alten Genfer Familien verfallen und sie unter dem Namen Aristokraten dem öffentlichen Unwillen preis geben zu können. Ueber die Reformationsgeschichte wurden auch von zwei Geistlichen Vorträge gehalten. Diodati behandelte den Gegenstand mit ruhiger, gründlicher Tiefe. Merle d'Aubigny auch sehr lobenswerth, aber mit vorherrschender methodistischer Farbe. Es ist erfreulich, in der Stadt, wo einst Calvin mit Rath und That, freilich auch mit Leidenschaft und Flammen für die Reformation handelte, nach drei Jahrhunderten noch so regen Eifer für den Gegenstand zu sehen, dem freilich Genf auch politisch mehr Nutzen verdankt, als irgend ein Land, weil seine politische Emanzipation mit seiner religiösen zusammenfiel.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. September 1834.

Et le vent du desert, et le brillant mirage
Qui montre à l'horizon un fantastique ombrage:
Déroulez ces tableaux à notre souvenir!

Méry et Barthélemy.

Ein Bild aus der Wüste.

(Fortsetzung.)

„Freund!“ rief unser Erzähler, indem er sich anschickte, eine seiner merkwürdigsten Geschichten vorzutragen; „welchen Glauben schenkst Du den Offenbarungen der Geisterwelt und was hältst Du überhaupt von den großen, uns noch zum Theil verschlossenen Naturgeheimnissen?“ Der trockene Egyptier, dem das Wort Geheimniß süß an's Ohr klang, zog die finstern, buschigten Braunen hoch in die Stirne, öffnete weit die leblosen, starren Augen und neigte das Haupt, um nach dieser die Erwartung spannenden Bewegung wiederum in sein früheres Schweigen zu verfallen. „Man sagt,“ fuhr Hassan fort, „daß diese unabsehbare Wüste, die mit allen ihren Schreckulissen uns vor Augen liegt, vor vielen Jahrtausenden zurück dem Beschauer einen ganz andern Anblick gewährt habe. Diese trockene, versengende Luft war der Athem des Paradieses, der, gefüllt mit balsamischen Düften, die Sinne durch sein kühles Fächeln immer wieder stärkt und erfrischt; hohe schattende und blühende Gewächse entsproßten diesem undankbaren Boden und unvergängliche Schönheiten des fernen Gebirges spiegelten sich in klaren Brunnen, die das Auge nie entzückender erblickte. Doch wo sind sie hin, diese Gärten, diese ewigen Paradiese? Der Grimm des Herrn hat sie vernichtet, um ein üppiges, sündhaftes Geschlecht zu strafen, das sich dieses göttlichen Aufenthalts unwürdig machte.“ — „Allah ist gerecht!“ rief der Egyptier. „Das ist er,“ entgegnete Hassan; „doch höre weiter. Nicht allein ewig blühende Gärten, mit allem ausgestattet, was nur Schönes und Erhabenes die Sinne entzückt, breiteten sich über diese Flächen aus; nein, auch der Glanz von Städten schimmerte hier, die in ihrem ungeheuren Bau ganze Tagreisen erforderten, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Das Auge sah hier Paläste, würdig, den Hofstaat Suleimans mit allen seinen Dschinnen, Vögeln, Propheten und Königen zu fassen; gegen die Höhe ihrer Marmorsäle erschien die höchste Zeder Libanons nur als zwerghaftes Bäumchen, und durch die Säulengänge sah man einen Zug von Elephanten nicht größer als eine Heerde Mäuse ziehen. Ganze Völkerschaften füllten die Marktplätze und auf dem Dache eines Hauses führte man oft Kriege. Wo sind diese Städte geblieben? Allah hat sie vernichtet, in seine mächtige Hand hat er sie gefaßt und siehe, sie fielen zerbröckelt als Staub der Wüste nieder! Der arme, zerlumpte Beduine treibt seine kleine Heerde über die Trümmer dieser Welten; er ahnet es nicht, daß der Staub, den er von seiner Ferse schüttelt, die Asche von Königen ist, deren jeder sich Beherrscher

Digitized by Google

der Welt nannte. Ich bin nicht eigennützig, doch eine Gattung von Reichthümern möchte ich vor dem Untergange bewahrt haben: dies sind die Hunderttausende von Haremen, deren jeder eine volle Zahl der schönsten Frauen und Jungfrauen aus allen Ländern der Erde faßte." — „Allah ist weise!" rief der Egypter, indem er sich phlegmatisch den Bart strich; „es ist uns noch eine gehörige Menge von diesen kostbaren Reichthümern übrig geblieben."

„Ein frommer Derwisch," fuhr Hassan fort, „der der merkwürdigsten Erfahrungen gewürdigt worden ist und im genauesten Verkehr mit dem Geisterreiche steht, pflegte nur mit ehrfurchtsvollem Grausen von der Wüste zu sprechen. Er nannte sie den durch Sünden nackt gewordenen Schädel der alten Erde, den großen Gottesacker für die Wunder der Vorwelt, in der alle Dinge größer, herrlicher und gewaltiger gewesen. Ja, die merkwürdigste seiner Erzählungen war die, wenn er von den Geheimnissen des Wunderbaues von Irem sprach, die er mit wachenden Augen geschaut, als er in seiner Jugend die Heerden in der Wüste hütete. Gefällt es Dir, Freund, so will ich Dir Einiges von dem Gehörten wiedererzählen; der Platz, wo unsere Kameele getränkt werden, liegt vor uns; laß uns in dem Schatten der Cisterne niedersitzen." Der Egyptier, dem die Rolle eines stummen Zuhörers nicht beschwerlich fiel, stimmte dem Vorschlag bei und ließ sich an der Quelle nieder, nachdem er zuvor sorgfältig Bart und Antlitz in dem erquickenden Naß gebadet hatte. Hassan kehrte nach einer kurzen Unterredung mit seinem Gefolge zu seinem Gefährten zurück.

„Bemerkt Dein Auge, Freund Egyptier," hob er an, „jene Erhöhung von seltsamen Formen am Gesichtskreis? fast leuchten sie wie Mauern und Thürme einer unabsehbaren Stadt." — „So ist es," entgegnete Ibrahim, „und diese prächtige Stadt kann höchstens eine Tagreise von uns entfernt seyn." Hassan lächelte: „Reise immer zu, und Du wirst sehen, ob Du sie jemals erreichen kannst; eher möchtest Du den Weg durch die Lüfte zum Monde finden, ehe es Dir gelingt, den Fuß in den Bezirk jener wunderbaren Mauern zu setzen. Wisse, daß sie noch jedem Reisenden so erschienen, doch wehe dem, der sich verlocken läßt, dem Blendwerk zu folgen; stets in gleicher Entfernung schweben die gespenstischen Gebilde ihm vor, und er findet seinen gewissen Tod in den Wellen der Wüste. Ganze Karavanen sind auf diese Weise verunglückt. Der Wunderbau von Irem ist darum ein Schreckenswort für jeden Wanderer, der zum erstenmal die Schwelle von Nadsched überschreitet. Nur alle tausend Jahre einmal ist es einem Sterblichen vergönnt, die fürchterliche Todtenstadt zu betreten, und wer ihre Geheimnisse geschaut, dem bleiben die entsetzlichsten wie die entzückendsten Bilder immerdar im Gedächtniß."

(Der Beschluß folgt.)

Historische Aufklärungen über die Entwendung und Wiederherbeischaffung der französischen Krondiamanten im August 1792.

Man erinnert sich, daß wenige Tage nach dem 10ten August 1792, an dem bekanntlich die Tuilerien gestürmt und geplündert wurden, die damals in die Verwahrung der assemblée législative gekommenen Krondiamanten auf unbegreifliche Weise verschwanden und hernach wieder aufgefunden wurden, ohne daß über das Detail dieses Vorganges bis heut etwas Näheres bekannt geworden wäre. Gleichwohl ist die Sache interessant genug, da sich unter diesen Juwelen namentlich der Regent, einer der größten bis jetzt gefundenen Diamanten befand, dessen Werth allein auf mehr als eine Million preuß. Thaler angeschlagen wird. *) Jetzt tritt ein Franzose, Namens Sergent-Marceau, Municipaloffizier und Polizeiadministrator zu Paris in den Jahren 1791 und 1792, jetziges Mitglied am Athenäum zu Brescia, mit einer Erklärung darüber hervor, die, wie fast romantisch sie klingt, doch alle Spuren der Authenticität an sich trägt. Wir entnehmen dieselbe auszüglich dem eben erschienenen neuesten Hefte der Revue rétrospective, einer Zeitschrift, welche in Deutschland kaum bekannt wird, und hoffen damit alle diejenigen Leser zu Proselyten zu machen, welche nicht zugeben wollen, daß die Geschichte oft romantischer ist, als der Roman selbst.

Der Raub der Krondiamanten, so drückt sich unser Polizeiadministrator aus, welcher bald nach dem verhängnißvollen 10ten August Statt hatte, gehört der Geschichte jener Epoche an, weil er damals in Verbindung mit den Ereignissen zu stehen schien, und weil ihn die öffentliche Meinung, verleitet vielleicht durch den Parteigeist, Personen (namentlich dem Nationalarchivisten Camus) beimaß, deren Stellung sie über einen solchen Verdacht hätte erheben sollen. Indeß kann außer mir Niemand Auskunft über den eigentlichen Zusammenhang dieses merkwürdigen Vorfalls geben. Die Art der

*) Dieser Diamant wiegt 136 Karat, zierte später Napoleons Degenknopf und fiel mit dem Wagen des Kaisers am Abend nach der Schlacht von Belle-Alliance in die Hände der Preußen.

Digitized by Google

Wiederauffindung jener Diamanten grenzt an das Romanhafte, und sie würde ohne die Mordscenen des 2ten Septembers nicht Statt gehabt haben. Zunächst aber muß sie einem Akt der Dankbarkeit gegen mich selbst beigemessen werden.

Ich wurde nämlich Ausgangs Augusts 1792 bei einer meiner wöchentlichen Gefängnißinspectionen durch den Kerkermeister Richard der Conciergerie in ein Gemach geführt, in welchem sich die zum Tode verurtheilten Verbrecher befanden. Einer derselben hatte dringend mich zu sprechen verlangt, weil er eine Gunst von mir zu erbitten habe. Ich fand ihn bei meinem Eintreten zitternd vor Fieberfrost; was er von mir zu erbitten hatte, war, ihm den Bart abnehmen zu lassen; eine Begünstigung, welche das Gefängnißreglement aus leicht begreiflichen Gründen verbot. „Sehen Sie, Herr Administrator," sagte dieser Unglückliche, dessen Worte sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt haben, „sehen Sie, welch ein schreckliches Aussehen mir dieser lange Bart gibt. Das Volk, wenn es mich zum Schaffot führen sieht, wird rufen: dieser Mensch sieht recht wie ein Verbrecher aus. Und gleichwohl bin ich kein Verbrecher, ich habe ein gutes Herz und niemals einem Menschen etwas zu Leide gethan. Mein ganzes Vergehen besteht darin, daß ich Bankscheine nachgemacht habe. Gleichwohl wird man mir auf meinem lezten Wege jedes Mitleiden versagen, bloß weil mich mein Bart so entstellt; ich gleiche dem verruchtesten Mörder. Haben Sie die Barmherzigkeit, mich rasiren zu lassen. Mein Haupthaar will ich mir selbst zurechtmachen, denn ich war Damenfriseur; Sie sehen, ich bin kein schlechter Mensch." Diese Bitte, wie sonderbar sie war, rührte mich; die Blicke des Unglücklichen, sein Fieberfrost, seine Todesangst kamen dazu. Genug, ich ließ ihn, unter Beobachtung der allergrößten Vorsicht, rasiren. Wäre ich Polizeiadministrator geblieben, so würde ich eine damals von mir gefaßte Idee eines Stuhls, auf welchem eine solche Operation ganz gefahrlos vorzunehmen ist, ausgeführt haben. Ich war am andern Tage neugierig, meinen Gefangenen wieder zu sehen. Noch gequält vom Fieber, blaß wie der Tod, aber reinlich aussehend, seit der lange Bart verschwunden war, kroch er von seinem Strohlager vor meine Füße, die er mit Inbrunst küßte. Sein Mund floß über von Worten des Dankes. Noch einige Tage konnten bis zu seiner Hinrichtung verstreichen, da er Kassation eingelegt hatte.

Unterdeß fielen die Septemberscenen vor. Acht oder zehn Tage nachher stürzte eines Morgens eine Mulattin, welche Dienste in den Jakobinerklubs versah, in mein Kabinet auf dem Polizeiamte, und rief mir entgegen: „Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen zu den Krondiamanten verhelfe? Ich kann es; da ist ein Mensch, welcher die Entdeckung machen will. Ich wollte ihn erst auf das Comité des recherches weisen, aber er will sich nur Ihnen offenbaren; er behauptet, Ihnen eine große Verbindlichkeit zu haben, weßhalb er wünsche, daß das Vaterland Ihnen die Wiederherbeischaffung dieser Schätze verdanke." — „Bringen Sie ihn sogleich her," erwiderte ich, wiewohl ich eben kein großes Vertrauen in die Worte der Mulattin sezte. Ich durfte indessen dieselben nicht unbedingt auf die leichte Achsel nehmen, da sie im Geruche eines eifrigen Patriotismus stand, und auch nachher in einen weiblichen Jakobinerklub getreten ist, wo Fräulein von Kéralio präsidirte.

Eine Stunde nachher erschien die Mulattin mit einem als Nationalgarde sehr sauber gekleideten Menschen. „Hier ist unser Mann!" sagte sie und ließ mich mit ihm allein. „Herr Polizeiadministrator," hob dieser mit sachter Stimme an, „ich kann Ihnen sämmtliche Krondiamanten wieder schaffen; aber Sie müssen mir erst versprechen, mich nicht unglücklich zu machen." — „Wie?" versezte ich, „was können Sie fürchten, wenn Sie dem Vaterlande einen so wichtigen Dienst leisten? Sie verdienen vielmehr eine Belohnung." — „Mein Name darf bei dieser Sache nicht genannt werden; es geht um mein Leben." — „Reden Sie, ich versichere Sie durchaus meiner Discretion." — „Erkennen Sie mich nicht?" — „Nein, ich meine, ich sehe Sie heute zum ersten Male." — „Geben Sie mir Ihr Wort als Beamter, daß Sie mich nicht ausliefern wollen." — „Wie geheimnißvoll! Haben Sie Theil am Diebstahle, so reden Sie; ich kann Sie retten." — „Nein, mein Herr, ich habe keinen Theil daran. Ich bin Lamiévette, der Damenfriseur, den Sie in der Conciergerie rasiren ließen. Bei den Mordscenen im Gefängnisse haben mich die Volksrichter (die Septembriseurs) entkommen lassen; aber der Gerichtshof kann mich jeden Augenblick reklamiren, da ich nicht begnadigt bin. In der Nacht vor meiner Befreiung brachte man zwei neue Gefangene, die ich nicht weiter gesehen habe, in das Cachot; sie sprachen unter einander im Argot (der Diebessprache), welche ich verstehe, und so habe ich gehört, daß sämmtliche Diamanten in zwei Zapfenlöchern des Hauptbalkens auf dem Boden von Nr. ... in der Straße ... versteckt sind. Senden Sie augenblicklich hin; noch wird sich Alles finden. Aber — er küßte mir die Hand — nennen Sie meinen Namen nicht." Der Mensch zitterte vor Angst. — Ich sandte wirklich sogleich nach dem bezeichneten Hause; man fand die sämmtlichen Diamanten, aber von den Dieben ward nichts entdeckt. Die Bewohner des Hauses schienen nicht einmal geahnt zu haben, welche Reichthümer unter ihrem Dache verborgen gewesen seyen. Indeß fürchtete Lamiévette in Paris zu bleiben; wir waren übereingekommen, daß ich ihn Niemand als dem

Digitized by Google

Maire Petion nennen solle. So sandten wir ihn denn zur Armee, wo er durch den Kriegsminister, auf unsere Empfehlung, mit einem Grade in einem Linienregiment angestellt wurde. Er muß geblieben seyn, denn ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Indeß bestand ein Gesetz, welches Prämien für Wiederauffindung von Nationaleigenthum aussezte, das in der Revolutionszeit abhanden gekommen seyn mochte: die Prämie sollte sich nach dem Werthe des Fundes richten und würde darnach für die Diamanten wenigstens 200,000 Franks betragen haben. Als daher die Mulattin später Lamiévettes Tod erfahren hatte, ersuchte sie mich um ein Certifikat über ihren Antheil an Wiederauffindung der Krondiamanten, und reichte dasselbe beim ersten Konsul ein. Allein Bonaparte fand sich nicht bewogen, die Verpflichtung der Behörde vom 10ten August 1792, welche er nicht liebte, zu erfüllen, und die Mulattin erhielt nichts.“ Mit diesen Worten schließt der Bericht von Sergent-Marceau, in welchem wir, vorläufig wenigstens, eine interessante Bereicherung der Zeitgeschichte erblicken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Mörderurtheil. Elbbad. Kunstausstellung.

Am Vormittage des achten dieses Monats bildete sich auf hiesigem alten Markte vor dem Rathhause ein Volksgewühl, immer dichter und undurchdringlicher, aber nicht etwa, um einen Sturm auf dasselbe zu wagen. Der Zusammenlauf galt der Mörderrotte, deren an zwei alten Frauen verübter scheußlicher Todtschlag im vorigen Winter so allgemeines Grauen erregte. Sie war nach dem Stadtgericht gebracht worden, um dort das Urtheil zu vernehmen. Die Menge bezeigte um so größere Wißbegier, da jeder der sieben Missethäter, obschon die große Mehrheit derselben das Uebrige alles eingestanden, den Akt des Mordes selbst bis zum letzten Augenblicke standhaft geläugnet hatte. Gesellte sich auch allerdings zum anfänglichen Abscheu gegen die Fühllosen in der Folge immer mehr das Mitleid, und sprach auch die Betrachtung, welchen Theil vielleicht schlechte Erziehung, Gesellschaft und andere widrige Umstände daran hatten, daß von der Menschennatur diesen Entarteten fast nur noch der äußere Anschein übrig geblieben war, in gar manchem Herzen für die Verbrecher, so schien es doch, weil nun einmal die Todesstrafe noch existirt, eine schreiende Ungerechtigkeit gegen manchen andern zu dieser Strafe Verurtheilten, wenn gerade so viele Schlechtigkeit, wie hier sich kundgethan, durch ein freches Läugnen vor ihr Schwert finden sollte. Bald sah man aber, daß dies keineswegs der Fall gewesen. Das Urtheil brachte denjenigen fünf des Mordvorhabens auf den Fall, daß der Diebstahl außerdem nicht auszuführen sey, Eingeständigen, dem Hutmacher Backof, dessen Gesellen Rietschel, dem Gemüsehändler Krause, dem Kanonier Geyler und dem Schulmacher Kühne, den Tod durch das Rad. Nur zweien, dem Schuhmacher Richter und dem Agenten Berger, welche nicht nur diese Absicht, sondern auch ihr Wissen um dieselbe fortdauernd geläugnet hatten, wurde die Zuchthausstrafe bis zum Beweise des Nichtgewußthabens der Absicht zuerkannt. — Allerdings war der gewaltsame Tod der beiden umgekommenen Frauen evident. Niemand als jene fünf konnte Gewalt an ihnen verübt haben, und so wurden bei dem allgemeinen Läugnen dieses Umstandes alle fünf zu gleicher Strafe verurtheilt, obschon zwei von ihnen, der allgemeinen Aussage nach, nicht einmal die Wohnung der Gemordeten betreten zu haben meinen. Uebrigens findet gesetzmäßig eine nochmalige Vertheidigung und ein zweites Urtheil der Missethäter statt, wobei jedenfalls die Strafe des Rades in Enthauptung verwandelt werden wird.

Noch niemals hat sich das Bedürfniß, den Elbstrom zum Baden zu benutzen, so mächtig geäußert, als im jetzigen Sommer. Die ungemeine Hitze, bei welcher das Elbwasser 20 bis 22 Grad Reaum. Wärme haben sollte, wies allerdings darauf hin. Die gewöhnlichen öffentlichen Badeplätze sind daher, obschon die Gluth etwas abgenommen, noch immer mit Menschen überhäuft. Weil aber doch diese Art von Publicität nicht Jedermanns Sache ist, und namentlich die Frauen daran durchaus keinen Theil nehmen können, so erscheinen die wenigen abgesonderten Elbbäder ganz unzureichend.

Wie seither gewöhnlich alle Jahre, so hat auch diesmal wieder am 1ten dieses Monats die Maler- und Bildhauerkunst ihre Hallen im vormaligen Doublettensaale auf der Brühlschen Terrasse aufgethan. Das gedruckte Verzeichniß der ausgestellten Leistungen nennt deren 159, eine Zahl, die man sehr bedeutend nennen könnte, wären nicht darin auch die einzelnen Produktionen ganzer Schulen begriffen, deren Beiträge doch großentheils kaum erst an der Grenze der Kunst stehen. Wie immer, hat die Landschaftmalerei das Uebergewicht über die andern Kunstzweige: ungemein viele, zum Theil wahrhaft vortreffliche, mehr oder minder ideale Landschaften und Ansichten, meist treu nach der Natur dargestellt. So zaubern uns drei köstliche Oelgemälde von Kummer die Pracht des Himmels und der Erde in Italien mit ungemeiner Wärme und Wahrheit vor das Auge. Vorzüglich ist das der Fall bei dem dampfenden Aetna dieses Künstlers mit den Ruinen des Amphitheaters von Taormina. Um mit dieser ächt italienischen recht genau die deutsche Natur vergleichen zu können, möchte man wünschen, die Landschaft: der Gewitterssturm, von Erola, unmittelbar daneben aufgestellt zu sehen. Welche Wahrheit und Schönheit auch in diesem Bilde, besonders an dem köstlichen Wolkenhimmel! Es würde zum glücklichen Uebergange auf die trefflichen norwegischen Gemälde von Dahl dienen können, welche das Charakteristische des Nordens in seiner ganzen Bedeutung aussprechen. Die Genremalerei tritt auch diesmal in sehr mannichfachen, bald flacher, bald tiefer aufgegriffenen Sujets recht ergötzlich hervor. Ein Cisterzienser von Knauth, der einer in Gram versenkten Wittwe Trost ertheilt, welche ihr kleinstes Kind auf dem Arme, das größere an der Hand hält, spricht den Sinn des Ganzen so deutlich, als rührend aus. Während dem Lächeln der Kleinen auf dem Arme die Thränen in der Mutter Auge nichts anhaben können, ist das erwachsenere Mädchen, ohne den Zustand der seufzenden Mutter zu durchschauen, doch von der Handlung offenbar zu ernstem Nachdenken aufgeregt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. September 1834.

Wer wollte sich ein paar Schritte auf dem Gebiet des reichsten, schönsten unter den drei Naturreichen verdrießen lassen?

J. J. Rousseau.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

Nach Decandolle. *)

In der liebenswürdigsten der Wissenschaften, der Botanik, ist wohl schwerlich ein Kapitel anziehender für den Layen, als dasjenige, welches die Verbreitung der Gewächse über die Erdoberfläche behandelt, oder die botanische Geographie. Wenn aber auch der Gegenstand keine andern Reize hätte, als seine nahe Beziehung zum künstlichen Gartenbau, müßte eine faßliche Darstellung des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnisse über die Frage, auf welche Weise wohl die Vegetabilien sich über die Erde verbreitet haben, aufmerksame Leser finden.

Daß die Gärtnerei in ihrer Entwicklung mit diesem Zweig der Botanik genau zusammenhängt, springt in die Augen; denn die künstliche Zucht besteht großentheils in nichts Anderem, als daß man jede Pflanzenart künstlich in die physischen Verhältnisse ihres heimischen Bodens versezt. Bei großen Anstalten der Art ist die Hauptaufgabe, Wärme, Licht und Feuchtigkeit auf die Gewächse in der angemessenen Quantität und in den naturgemäßen Perioden wirken zu lassen. So gehört für die Pflanzen aus den dichten Wäldern der Tropen ein dämmerndes Licht, eine fette Dammerde aus vermoderten Blättern, eine gleichförmig heiße, feuchte Luft; die Gewächse aus dem Sandboden Afrikas brauchen viel Sonne, einen leichten, oft auf 30—35 Grade erhizten Boden, eine trockene, am Tage warme, bei Nacht kühle Luft. Gewächse aus Chili oder von den hohen Gebirgen Indiens setzen wir ungestraft in freiem Lande der langen Trockniß und dem starken Temperaturwechsel unsers Klimas aus, während wir diejenigen aus Neuholland, vom Cap oder von den Gestaden des Mittelmeers sorgfältig unter Dach bringen.

Es ist allgemein bekannt, daß mit der Erhebung über die Meeresfläche die Flora eines Landes einen andern Charakter annimmt, daß die Gewächse, je näher an der Schneelinie, denen der Polarländer immer analoger werden. Besteigt man von Genf aus die Dôle oder den Mont Vergy, so wird einem hoch oben auf dem Rasen, den der Schnee eben verlassen hat, sonderbar zu Muthe: die Pflanzen zu unsern Füßen sind größtentheils dieselben, welche der Lappe und der Grönländer in seiner Heimath sieht, dieselben, deren Anblick die kühnen Entdecker Franklin, Roß, Parry erfreute, als die bis jezt unbetretenen Polarländer sich auf wenige Wochen ihrer Schneedecke entkleideten. Die Gipfel unserer Alpen sind

*) Aus einer am 16ten Juni 1834 von Decandolle, dem jüngern, vor einem gemischten Publikum gehaltenen Rede.

Digitized by Google

auch den größten Theil des Jahrs hindurch mit Schnee bedeckt, und in einer so dünnen Luft wirkt das kräftige Licht auf die Vegetation, gerade wie in den Polarländern die langen Sommertage.

Man könnte darnach glauben, die Formen der Gewächse seyen einzig nach den physischen Verhältnissen jeder Lokalität vertheilt, der Zusammenfluß derselben Umstände in Absicht auf Licht, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. rufe überall gleiche Formen hervor. Dem ist aber nicht so. Sehen wir uns z. B. in der ungeheuern Kette der Himalayagebirge nach einem Punkte um, der unsern Alpenhöhen so ähnlich als möglich ist, einen gleich langen Winter hat, gerade so liegt, gleich weit vom ewigen Schnee entfernt ist, so finden wir, daß dort zwar häufig dieselben Geschlechter der Pflanzen, aber fast lauter andere Arten vorkommen.

Nach welchen Gesetzen sind nun aber die Arten der Gewächse vertheilt? Sind sie an den Orten selbst entstanden, wo sie, wie wir historisch wissen, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten wachsen? Sind sie von Einem, oder von wenigen gemeinsamen Mittelpunkten aus durch die Wasser, durch den Wind, durch Wandervögel über die Erde zerstreut worden, oder durch das Geschöpf, das weite Einöden in fruchtbares Ackerland umschafft, das Urwälder mit Art und Feuer ausrottet, und mit immer geschäftigerer Hand die Oberfläche seines Wohnplatzes immer mehr umwandelt? Es springt in die Augen, wie wichtig und interessant diese Fragen sind, zu deren Lösung uns die Geschichte nur sehr dürftige Materialien bietet.

Die ersten Grundlagen der botanischen Geographie verdanken wir Linné; aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts haben sich große Naturforscher diesem Zweig der Wissenschaft mit Eifer zugewandt. Ja, Alles, was wir über die Gesetze der Verbreitung der Gewächse wissen, ist wohl in den Werken von vier Männern enthalten: Humboldt, Decandolle, Brown und Schouw. Seit ihren Forschungen ist schon ziemliche Zeit verstrichen, aber die neuesten Entdeckungen haben die von ihnen aufgestellten Gesetze im Ganzen durchaus bestätigt. Und doch hat sich zu keiner Zeit die Wissenschaft so rasch erweitert, wie in den lezten Jahren. Seit man leicht und sicher reist, sind Expeditionen in ferne Länder ausnehmend häufig geworden, und in Folge der Vergrößerung der Kolonien konnten die Botaniker sich in Ländern, welche ihre Vorgänger durcheilen mußten, lange aufhalten, was für die botanische Geographie von größter Wichtigkeit ist, weil, will man die Vegetation zweier Länder vergleichen, die Floren möglichst vollständig seyn müssen. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß seit etwa fünfzehn Jahren die Reisenden jährlich über tausend neue Arten in die Herbarien und Gärten Europas gebracht haben. Bei Linnés Tod kannte man nicht viel über 8000 Arten, jezt kennt man deren über 60,000. Vier Reisende, St. Hilaire, Pohl, Martius und Sello kamen zu verschiedenen Zeiten aus Brasilien zurück, jeder mit einer Sammlung von 5—6000 Arten, wovon zwei Drittheile ganz neu und in jeder Sammlung wieder anders scheinen. Die Engländer haben vielseitig den Norden Amerikas durchforscht und geben reiche Floren jener Länder heraus. Die weiten Besitzungen der ostindischen Compagnie sind nach allen Richtungen durchstreift, besonders vom unermüdlichen Wallich, der im Namen der ostindischen Compagnie ein Herbarium von zehntausend Exemplaren unter die vornehmsten Botaniker Europas hat vertheilen lassen. Die indischen Hochgebirge wurden von den Engländern Royle und Wight bereist; die russischen Botaniker drangen im Gefolge von Gesandtschaften oder siegreichen Heeren im Innern Asiens vor, besuchten den Norden Chinas, die Gebirgskette des Altai, den Kaukasus, ja den Ararat. So wurde denn das im Mittelpunkt des ungeheuern Kontinents gelegene Plateau durch die Naturforscher beider Nationen von allen Seiten gleich einer Veste berannt; aber die Veste hat 150 deutsche Meilen im Durchmesser und in ihr Inneres ist noch Keiner gedrungen. Auch ein großer Theil von Neuholland, wie das Grab der Reisenden, das innere Afrika, sind noch unbekannt. Aber auch hier, wie anderswo, dringt man immer weiter vor. Das Innere der Insel Madagascar ist von zwei Deutschen, Boyer und Hilsenberg, durchforscht, und der Senegal von den Franzosen Le Prieur und Perrottet.

Wenn wir im Folgenden betrachten, in wie weit die neuesten Entdeckungen die bisher angenommenen Gesetze der botanischen Geographie modifiziren, sehen wir ganz ab von der Vertheilung der Gewächse nach Standorten, d. h. in verschiedenen Lokalitäten eines und desselben Landes, wie Wälder, Berge, süße oder salzige Wasser, Moräste u. s. w. Es ist augenfällig, daß in einem und demselben Lande die Saamen durch den Wind und auf andern Wegen hin und her getragen werden, und daß an jedem bestimmten Platze nur solche Arten fortkommen, deren Organisation sich mit den physischen Verhältnissen des Standorts verträgt. Diese Ursache der Verbreitung der Gewächse nach Standorten unterliegt keinem Zweifel; wir sprechen daher nicht von dieser topographischen, sondern von der geographischen Verbreitung nach Ländern und Breitegraden. Interessante Gesetze, kühne Hypothesen sind in dieser Beziehung aufgestellt worden, und wir wollen nun sehen, wie sie vor der Masse der neuern Entdeckungen bestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Bild aus der Wüste.

(Beschluß.)

„Der fromme Derwisch," fuhr Hassan fort, „von dem ich Dir gesprochen, war einer von denen, die der Wille des Propheten auserlesen, Zeuge zu seyn, wie der Grimm des Herrn die Feinde des Glaubens bestraft. Höre und erstaune! Die Heerde seines Vaters weidend, geschah es einmal, daß mein Freund, der Derwisch; sich verirrte und in eine unbekannte Gegend gelangte, von der er nie hatte sprechen hören. Eine Stadt mit glänzenden Mauern, mit Thoren, deren geringstes von Marmor war, mit kostbaren Steinen ausgelegt, erhob sich vor seinen Blicken; der Schimmer zahlloser goldner Dächer, von Thürmen, deren Spitze ein einziger, prachtvoll geschliffener Edelstein bildete, fiel blendend in seine Augen, zugleich wehte ein Aroma, wie von tausend Blüthengärten, kühlend an seine erhizte Wange. Zitternd wagte er es endlich, durch eines der offenen Thore einzugehen, stets bereit, auf den Wink der Wächter wieder zu entfliehen; doch es rührte sich Niemand, kein Laut ertönte, eine Grabesstille füllte den weiten Bogen des Thorweges. Jezt öffnete sich ihm die Straße, und hier war es nun, wo er das Herrlichste geschaut, was er nie früher selbst im Traume für möglich gehalten: Palläste, so hoch, daß ihre krystallhellen Mauern sich mit dem leichten, fliegenden Gewölk des Himmels zu schmücken schienen, Tempel, deren Säulen von oben bis unten ein Diamant bildete, das Straßenpflaster von hellem Silber, mit Rubinen besäet, die beim Strahl der Sonne wie Bluttropfen schimmerten; weite Thore, auf deren Goldstangen sich schimmernde Papagayen wiegten, bildeten den Eingang zu Gärten, deren Pracht herrliche Springbrunnen vergrößerten. Doch alle diese Herrlichkeiten sind todt, versteinert, auf ewig verdammt. Stille des Grabes herrscht in den Straßen, einsam tönen die Schritte von den Wänden der gewaltigen Palläste wieder, deren prangende Hallen der Ruf keines lebendigen Wesens durchschallt. Die Bäume in den Gärten rauschen nicht, die Quellen murmeln nicht, das Heer der Vögel sieht Dich mit todten Augen an, und ihr geöffneter Schnabel scheint eben die lezten Laute der melodischen Kehle ausgestoßen zu haben. Aber das Fürchterlichste, Freund, sind die stummen, leblosen Gruppen der Menschen in den Häusern und auf den Gassen. Hier scheint Dir ein Gemüseverkäufer in den Weg treten zu wollen, in der Rechten hält er Dir die ausgewählte Frucht entgegen, doch sein beredter Mund scheint plözlich des Wortes beraubt, unbeweglich starrt Dich sein gespenstisches Auge an, indeß das sonst so leicht bewegte grüne Blatt in seiner Hand versteinert stillesteht. Dort bringt man einen Vornehmen getragen, doch mit aufgehobenen Füßen sind die Träger erstarrt. Ein Limonienhändler steht in seinem Laden, ein altes Mütterchen hat eben die reife Limonie zerschnitten; im Begriff, sie in den Mund zu stecken, ist ihr der Mund offen geblieben; man glaubt, die alten runzelvollen Lippen begierig den frischen Saft schlürfen zu sehen; doch schon Jahrtausende sind darüber hingegangen, ohne daß sich die Frucht nur um ein Haarbreit den Lippen genähert hätte, ohne daß die linke Hand das Geld, das sie zwischen den Fingern geklemmt hält, dem Händler abgegeben, der auch seinerseits keine Ungeduld zeigt, den Gewinn einzustreichen. Einen hübschen blonden Knaben siehst Du dort den rothbackigen Apfel in die Luft werfen; doch der Apfel kommt nicht wieder zurück in die gehobenen Händchen des Knaben; er hängt in der Luft, festgebannt, schon viele Menschenalter hindurch, und immer mit gleicher Sehnsucht sieht des Kleinen Blick zu ihm hinauf. Von ängstlicher Rührung ergriffen, wanderst Du ein paar Schritte weiter; da glaubst Du Dich von einem groben Wasserträger angeschrien, schon wähnst Du, das Wasser seines ungeschickt aufgeladenen Schlauches habe Dich überschüttet; doch unnüze Furcht, unbeweglich schimmert der Strahl des Wassers über Deinem Haupte. Du entfliehst in die Häuser; doch hier packt Dich das Entsetzen des Todes mitten unter den Gruppen der Freude. Ein Vater, im Kreise seiner Kinder und Enkel, zeigt sich Dir; noch lauschen die blühenden Kindergesichter auf das Wort aus dem Munde des Greises; ihre Aufmerksamkeit ermüdet nicht, trotz dessen, daß der Alte eine Jahrtausende lange Pause macht; vielleicht erzählte er ihnen ein Mährchen, und an der schreckenvollsten Stelle angelangt, ergriff die Armen das Geschick und machte den Traum zur Wahrheit; seitwärts sizt eine junge Mutter, dem Säugling den Busen von Stein hinreichend. In den schimmernden Sälen der Palläste liegt die Ruhe eines Leichenfeldes über den üppigsten Gruppen des Lebens. Zwischen herrlichen Säulenhallen lagern reizende Frauen, mit dem berauschenden Lächeln der Freude und Zärtlichkeit auf den versteinerten Lippen; ihre Marmorarme halten sich eng umschlossen, holdselige, entzückende Bilder sitzen sie da. Schöne Jünglinge, mit dem vollen Pokal an den Lippen, schauen mit begeisterten Mienen auf die gehobene Fußspitze der Tänzerin, die in der Mitte des Saales sich eben auf den berauschenden Wellen des Wohllauts in den süßesten, schmeichelndsten Stellungen zu wiegen scheint. Du trittst ihr nahe und siehst in ein todtes Auge, Du glaubst ihren Athem zu fühlen, und es ist Dein eigener, der einzige warme Hauch, der im Umkreis so vieler Leichen weht; das geringste Scharren Deines Fußes hallt durch die Säle wie ein dumpfer Donner wider, kein Laut regt sich, und dennoch umgeben Dich Tausende von wilden,

Digitized by Google

schwärmenden Gruppen, Du stehst inmitten eines ausgelassenen Bacchanals. Doch nicht genug, der traurigste Anblick erwartet Dich im Innern des Pallastes, im Gemache des Königs. Der Zorn des Propheten, nicht damit zufrieden, den Herrscher, zusammt seinem widerspenstigen Volke, zum Schrecken kommender Zeit, auf so entsetzliche Weise aus dem Buche des Lebens zu streichen, wählte zur Vollziehung seines Urtheils gerade den Moment, wo ein herrliches Weib eben bereit war, das Entzücken der Liebe dem glücklichen Monarchen zu gewähren, der sich Jahrelang umsonst um ihre Gunst beworben. Du siehst den schönen, aber übermüthigen Prinzen vor einem Ruhebette niedergeworfen, auf dem ein Weib liegt, dessen entzückende Schönheit keine Houri des Paradieses erreicht. Das Licht, das sich mit zärtlicher, schmeichelnder Lust den vollendeten Formen anschließt, fällt durch einen einzigen funkelnden Rubin in's Gemach und spiegelt sich in dessen Wänden, die davon wie in dunkeln Rosenflammen glühen. Der Tod stahl den ersten Kuß von ihren Lippen, und auf Busen und Armen, es ist fürchterlich zu sagen, liegt der Staub der Wüste. Schrecklich ist der Fluch eines Propheten, dieses beweist der Wunderbau von Irem.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Unter der Benennung: Keine Lust zu arbeiten, findet man im Katalog ein kleines Oelgemälde von Raisti aufgeführt. Es fehlt dem Bilde an jeder gefälligen Farbe, um so treuer stellt es daher auch die Landschaft dar, welcher die Sonnenscheibe schon lange hinabsank. Gleichwohl sieht man noch recht genau die unläugbaren Galgenphysiognomien an den beiden, dem Aeußern und Innern nach ohne Zweifel aus einem neidenswerthen Wohlstande tief Heruntergekommenen unter einem Baume. Unweit davon fliegen ein paar Raubvögel, die Spiegelbilder ihres Treibens. Je niederschlagender die mit Genialität flüchtig hingeworfene Idee in diesem Bilde sich erweist, desto ansprechender ist der Gegenstand eines Genrebildes von Hanzsch: der erste Zahn genannt. Der Schauplatz ist eine hübsch geordnete Bauernstube. Die Brille auf der Nase, untersucht eben die Großmutter einem Kinde, dessen Wiege sich dahinter befindet, den Mund, und macht die schmunzelnd um sie her stehenden Eltern auf das erste weiße Kleinod in diesem aufmerksam. Freundlicher, als in der Regel bei solchen Erörterungen, öffnet das kleine Ding dem Finger der Großmutter seine Lippen, und die allgemeine Freude findet einen angenehmen Widerschein auf dem kleinen Gesichte. Wie die Anlage recht sinnvoll geordnet, so nett und passend ist auch die Ausarbeitung, von dem eigenthümlichen Behagen in den Mienen der dargestellten Personen an, bis zu dem klaren Blicke des Wohlgefallens, den die Sonne nach dem Fenster und den darauf stehenden Blumenstöcken richtet. — Most, ein ganz vorzüglicher Meister in der Genremalerei und besonders auch, neben der netten, sorgfältigen Behandlung seiner allerliebsten Darstellungen, durch den schönen innern Zusammenhang der Komposition, wie durch eine auf tiefem Naturstudium beruhende scharfe Individualisirung der Gesichter und Gestalten ausgezeichnet, hat in dem einen seiner zwei Beiträge das schon mehrmals mit ungemeiner Geschicklichkeit dargestellte Dorfwirthshausleben diesmal aus der Stube in's Freie verlegt. Ein Reichthum angenehmer, mit der fröhlichsten Laune aufgefaßter Gruppen von Alt und Jung, Groß und Klein, männlicher und weiblicher Natur spricht uns aus dem kleinen Tableau an, das besonders auch dem Auge den Eingang zu einem Kegelschube eröffnet, wo der lebhafteste Antheil der verschiedenartigen Theilnehmer an dem Spiele auf die sinnigste Weise wiedergegeben ist. — Das Porträt findet sich diesmal bei weitem weniger bedacht, als sonst auf den hiesigen Ausstellungen. Besondere Aufmerksamkeit verdient die über das gewöhnliche Porträt hinausragende Darstellung eines Schulmeisters, der eine Geige in den Händen hat, von Junige. Wenn auch letztere etwas mehr Ausführung wünschen ließen, so hat der wackere junge Künstler doch das Wesentlichere an dem Bilde mit seltenem Fleiß und ungemeiner Liebe behandelt. Der reinste Ausdruck des Wohlwollens in dem sehr günstig geformten, von langem Silberhaar umflossenen Antlitz eines Mannes im höchsten Greisenalter lockt schon aus der Ferne Jedermann näher. Die Klarheit der Farben, das Vermeiden zu starker Schatten ertheilt dem Bilde den vollen, so anmuthigen Schein des Lebendigen und Beweglichen. Der hiesige Kunstverein, dessen Aufmerksamkeit zunächst in dergleichen Gemälden den sinnreichen Zusammenstellungen mehrerer Gestalten mit Recht sich zukehrt, hat durch den Ankauf dieser einzelnen Figur einmal eine Ausnahme von der natürlichen Regel gemacht, welche ihm und dem Künstler selbst zu besonderer Ehre gereicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Alt mahnt's an junge Kraft,
Neu mehr an's Alterthum;
Neu dankt es Weitern mehr,
Alt Männern seinen Ruhm.

Als Rathhaus steht es noch,
Die Rathsherrn waren Fürsten;
Auch freut sein Glanz und Klang
Feinschmecker, welche dürsten.

Doch muß ein ächt Produkt
Vom alten Vater Rhein,
Das da hinein gehört,
Auch drin zu finden seyn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 33.

Sonnabend, 6. September 1834.

[411] **Neue Musikalien,**

welche bei B. Schotts Söhnen in Mainz erschienen sind:

Aerts, Le Depart. Romanze, franz. und deutsch mit Pfte. od. Guit.-Begl. Nr. 317. 18 kr.
Auber, Ouvert. f. 2 Violinen a. d. Liebestrank. 54 kr.
— — Fav.-Stücke a. demselben f. 2 Violinen arrg. Liv. 1 et 2. jedes 2 fl.
— — Fav.-Stücke a. d. Schwur f. 2 Violinen arrg. Liv. 1 et 2. jedes 2 fl. 24 kr.
— — Fav.-Stücke a. d. Schwur f. 1 Flöte arrg. 24 kr.
— — Fav.-Stücke a. d. Schwur f. 1 Flöte mit Guit.-Begl. arrg. 48 kr.
Blum, Gruss an die Schweiz, gr. Scene f. Sopran mit Guit.-Begl. 27 kr.
Gevers, Ton omitié, franz. und deutsch mit Pfte. od. Guit.-Begl. Nr. 315. 18 kr.
— — Encore un jour. Romanze. Ebenso. Nr. 316. 18 kr.
Grisar, La folle. Romanze. Ebenso. Nr. 319. 27 kr.
Herold, Der Zweikampf f. Pfte. ohne Worte arrg. 4 fl. 48 kr.
— — Fav.-Stücke a. d. Zweikampf f. 1 Flöte arrg. 24 kr.
— — Fav.-Stücke a. d. Heilmittel f. 2 Violinen arrg. 2 fl.
Herz et Lefont, 3 concert. Duos f. Pfte. et Violine. Op. 75. Nr. 1. üb. d. Walzer des Herzogs von Reichstadt. 2 fl. 15 kr.
— — Nr. 2. üb. e. Fav.-Thema a. Gustav. 2 fl. 15 kr.
— — Nr. 3. üb. e. Cavatine a. Zelmire. 2 fl. 15 kr.
Hünten, Fr., Der Ball. Fantas. f. Pfte. Op. 61. 1 fl. 12 kr.
Mainzer, prakt. Anweisung zum Gesang. 5 fl. 24 kr.
Mezas, 6 gr. Violine. Duos. Op. 41. Liv. 1 et 2. jedes 2 fl. 48 kr.
Panny, Tafellied mit Guit.-Begl. Nr. 320. 18 kr.
Strauss, Fav.-Walzer mit franz. und deutschen Worten für Singst. mit Pfte. od. Guit.-Begl. 27 kr.
Walzer, Fav., f. Pfte. von Anton üb. Th. a. d. jungen Feldherrn. Nr. 416. 8 kr.
— — — Les cloches. Nr. 417. 8 kr.
Küffner, Ragozi Gallopps f. Pfte. Nr. 421. 422. 424. 423. 427. 428. jeder 8 kr.
Herolds Portrait. 24 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[430] **Zeitschriften auf das Jahr 1834,**

im Verlage der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Der Tempel, zur Erbauung für alle Christen, von F. Ludw. Würkert. Wöchentlich 2 Nummern, halbjährlich 1 Thlr.
Abendzeitung, nebst literarischem und artistischem Notizenblatt, von Th. Hell und C. A. Böttiger, wöchentlich 9 Nummern, halbjährlich 5 Thlr.
Constitutionelle Staatsbürgerzeitung und Insel Rügen, von F. Philippi. Wöchentlich 5 Nummern, halbjährlich 2 Thlr. 12 Gr.
Landtagblatt. Zu Mittheilung der ständischen Verhandlungen im Königr. Sachsen. Herausgegeben von C. W. Krause, 8te Lieferung. Nr. 306 bis 350, mithin 45 Nummern 1 Thlr. Alle 350 Nummern statt 8 Thlr. 6 Thlr.
Polizeiliche Mittheilungen, zunächst für das Königreich Sachsen. Wöchentlich 2 Numern, halbjährl. 1 Thlr.
Zeitung der homöopathischen Heilkunst für Aerzte und Nichtärzte, von Dr. G. A. Schweikert. Wöchentlich 2 Nummern, halbjährl. 1 Thlr. 12 Gr.
Die Allöopathie. Beleuchtet von den homöopathischen Aerzten Dr. Trinks und Dr. Helbig. Wöchentlich 1 Nummer. 24 Nummern 1 Thlr.
Allgemeines Volksblatt, zunächst für Sachsen, zur Belehrung für den Bürger und Landmann, von Dr. Schweitzer und H. Schubarth. Wöchentlich 1 Bogen, halbjährl. 20 Gr.

---

[427] **Sonntags-Magazin.**

Zweiter Jahrgang. 52 Lieferungen mit 300 Abbildungen. Preis 2 Thlr. sächs.

Die vier ersten Nummern des zweiten Jahrgangs werden am 1. Oct. d. J. in allen Buchandlungen vorräthig seyn.

Dieser zweite Jahrgang wird den ersten sowohl an Schönheit der Abbildungen, wie auch an Reichhaltigkeit des Textes weit übertreffen.

Die fünfte Auflage des ersten Jahrgangs ist mit vielen neuen Abbildungen versehen und in allen guten Buchhandlungen zu finden zu

2 Thlr. — Gr. sächs. in losen Blättern,
2 „ 6 „ „ brochirt, und
2 „ 12 „ „ kartonnirt.

Leipzig, im Aug. 1834.

Expedit. d. Sonntags-Magazin.

---

[413] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Helene.

Ein Roman

von

Marie Edgeworth.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

3 Bände. 8. geh. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der Verlagshandlung gereicht es zur besondern Genugthuung, ihren Ausgaben vorzüglicher Romane dieses ausgezeichnete Werk der berühmten englischen Schriftstellerin hinzufügen zu können. Gebildete Mütter werden dieses, durch seinen Inhalt eben so anziehende als lehrreiche Buch gerne ihren erwachsenen, wie ihren heranblühenden Töchtern zum werthvollen Geschenk bestimmen.

„Aus diesem Spiegel strahlt der Wahrheit Licht."

Digitized by Google

[441] **Menzel's Geschichte der Deutschen.**

Dritte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und wird im Laufe der nächsten Woche an alle Buchhandlungen als Fortsetzung versandt:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen. Subscriptionspreis 6 fl. für das Ganze.

Dritte Lieferung.

Subscriptionspreis 1 fl.

Stuttgart und Tübingen, den 31. Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[132] **Naturgeschichte**

nach allen drei Reichen für Schule und Haus.

In Verbindung mit J. F. Naumann bearbeitet von Dr. Heinrich Gräfe. In 12—14 Heften in gr. Octav, jedes 5 Bogen stark zu 4 Gr. oder 18 kr. rhein.

Von dieser für alle Stände berechneten Naturgeschichte sind so eben die ersten beiden Hefte erschienen und werden diese den Beweis liefern, mit welcher Umsicht und Sorgfalt die Herren Verfasser aus dem großen Schatze naturwissenschaftlicher Forschung das Beste und Bewährteste für ihr Werk benutzten, um dadurch den Anforderungen der Pädagogik überhaupt, sowie jedes Gebildeten insbesondere zu genügen. In jeder Buchhandlung werden die fertigen Hefte gern zur Ansicht gegeben.

---

[416] ☞ Für Freunde interessanter Unterhaltungsliteratur.

Von der in unterzeichneter Verlagshandlung erscheinenden

Sammlung historisch-romantischer Erzählungen und Geschichten von F. W. Lips

hat vor Kurzem der dritte Band die Presse verlassen und wurde an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt. Dieser dritte Band enthält die sehr interessante Erzählung:

Gui de Saint Flour.

Eine Novelle aus den Zeiten des französischen Hugenottenkrieges.

8. broch. 264 Seiten. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 fl. 48 kr.

Haben schon die beiden ersten Bände dieser Sammlung des geschätzten, lange Zeit unbekannt gebliebenen Herrn Verfassers, dessen Name nunmehr in der Reihe der neuern deutschen Novellisten eine ehrenvolle Stelle einnimmt, bei den Freunden anziehender Unterhaltungslektüre einer sehr günstigen Aufnahme sich zu erfreuen gehabt, so wird der Inhalt der in dem vorstehenden dritten Bande enthaltenen größeren Novelle: „Gui de Saint Flour," gewiß dazu beitragen, das Interesse der Leser in erhöhtem Grade für diese Novellen-Sammlung zu erwecken und zu begründen. Die Erzählungsweise des Herrn Verfassers, Geist und Gemüth gleich ansprechend und stets die reine Moral im Auge behaltend, gewinnt ihm von Tag zu Tag mehr Freunde.

Von den beiden ersten Bänden, sowie von dem so eben erschienenen dritten Theile, sind durch alle Buchhandlungen Exemplare zu beziehen.

☞ Leihbibliotheken und Lesezirkel, sowie alle Freunde der belletristischen Literatur, mache ich auf diese anziehende Novellen-Sammlung besonders aufmerksam.

Frankfurt a. M., im Juli 1834.

J. D. Sauerländer.

---

[404] Durch alle gute Buchhandlungen ist zu beziehen:

Schilleri, F., Campana, latine reddita, metro archetypi adjecti a D. P. Heine, edit. sec. emendatior, feines Schreibpap geh. 6. Gr.

Bürgeri, C. A., Eleonora, latine reddita metro archetypi, a D. P. Heine, ed 2da. 16. geh. 3 Gr.

Meyer, J. A. G., Sinn und Werth der vornehmsten hochzeitlichen Symbole verschiedener Völker älterer und neuerer Zeiten. gr. 8. 6 Gr.

— — Miscellen, oder über die Elementarstoffe und Grundkräfte der Natur, in besonderer Beziehung auf Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus, Polarität und Universalismus, erster Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.

Lincker, Fr. Dr., Beiträge zur klerischen Praxis, Theorie und Euthymie, d. i. zur Amtsführung, Wissenschaft und Erheiterung des Geistlichen. Ein Buch zum Studiren und Amüsiren auch für Nicht-Geistliche. gr. 8. (19 Bog.) 1½ Rthlr.

Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[407] Neuester Verlag der Vandenhöck-Ruprecht'schen Buchhandlung in Göttingen, welcher durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten ist:

Bernigau, J. C., die Worte des ewigen Lebens zur Erbauung betrachtet mit gebildeten Christen. gr. 8. 12 Gr.

Crome, Dr. F. G., geographisch-historische Beschreibung des Landes Syrien, 1r Theil, geographische Beschreibung, 1ste Abthl., das südliche Drittheil oder das Land Palästina. Mit 1 Karte. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 16 Gr.

Ernesti, H. P. T. L., commentatio de praeclara Christi in apostolis instituendis sapientia. 4 maj. 16 Gr.

Grote, C., über ein Eisenbahnensystem für Deutschland. Allen Staats- und Gewerbsmännern an's Herz gelegt. gr. 8. geh. 6 Gr.

Gülich, G. v., über die gegenwärtige Lage des englischen und deutschen Handels mit einer allgemeinen Uebersicht der Fortschritte der Produktion und Konsumtion in Europa und Amerika. gr. 8. 1 Rthlr.

Köcker, C., etwas über Anwendung der bisher nur als Spielerei benuzten Rutschbahnen zur Anlegung von Kunststraßen. gr. 8. geh. 4 Gr.

Liber classium virorum qui Korani traditionum cognitione excelluerunt, auctore Abu Abdalla Dahabio. In epitomen coegit et continuavit Anonymus. E codice Manuscript. bibliothecae Duc. Gothan. lapide inscrib. cur. H. F. Wüstenfeld. Part. II et III. 4. 2 Rthlr. 12 Gr.

Lorberg, G. A. P., sechs Predigten. gr. 8. 14 Gr.

Oesterley, Dr. F., Ist es rathsam, die Zunftverfassung aufzuheben? gr. 8. geh. 12 Gr.

Digitized by Google

Reiche, Dr. J. S., Versuch einer ausführlichen Erklärung des Briefs Pauli an die Römer, mit historischen Einleitungen und exegetisch-dogmatischen Excursen. 2ter Theil. gr. 8. 2 Rthlr.

Rost, Dr. V. Ch. F., kleine Grammatik des attischen Dialekts der griechischen Sprache zum Gebrauch in den untern Gymnasialklassen und beim Privatunterricht. gr. 8. 16 Gr.

Sander, Ph., Predigt am Sonntage nach dem Brande in Dransfeld, als auf's Fest der Reinigung Mariä oder der Darstellung Christi im Tempel über die Epistel des Tages, Maleachi, 3, 1—5. gr. 8. geh. 4 Gr.

Testament, des neue, griechisch nach den besten Hülfsmitteln kritisch revidirt, mit einer neuen deutschen Uebersetzung und einem kritischen und exeget. Kommentar von H. A. W. Meyer. 2r Theil, den Kommentar enthaltend, 2te Abthl., das Evangel. Johannes. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Weisefeld, Dr. H. A., über den Beschlag und die Behandlung gesunder und kranker Füße der Pferde. 8. 12 Gr.

Zachariä, Dr. Ch. A., über die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze. gr. 8. 9 Gr.

---

[426] Herabgesezte Preise.

Walter Scott's sämmtliche Romane in englischer Sprache. 70 Vol. 8.

haben wir auf die Hälfte des Preises (früherer Preis à 1 Rthlr.) auf 12 Gr. oder 45 kr. CM. à Band herabgesezt, wofür jeder Roman einzeln durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin

---

[400] Literarische Anzeige.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

geistige Natur des Menschen,

Bruchstücke zu einer psychischen Anthropologie.

Von

Dr. Friedrich Groos,

Großherzogl. Bad. Hofrath und dirigirender Arzt der Irrenanstalt zu Heidelberg.

gr. 12. broch. 1 fl. 21 kr. rhein.

In dieser in meinem Verlage erschienenen Schrift, der Frucht des gereifteren Denkens im grau gewordnen Verfasser, strebte derselbe dahin, durch späterhin gewonnene eigenthümliche, ganz neue Ansichten seinen in früheren Schriften niedergelegten Gedanken über das Seelenleben, vorzüglich auch in Beziehung auf das Wesen der Geistesstörungen; — über die persönliche Fortdauer nach dem Tode; — über Traumwelt und wirkliche Welt; — sowie über moralische Freiheit und Nothwendigkeit und die damit in engster Verbindung stehende, praktisch so wichtige Frage über Zurechnungsfähigkeit, — ein durchaus neues höhere Gepräge aufzudrücken, und sie, geläutert von manchem früher Irrthümlichen in denselben, sowie vertheidigt gegen neuere Angriffe, zumal von materialistischer und pantheistischer Seite her, klar und für jeden Gebildeten leicht verständlich vorzutragen.

Es möchte daher das kleine Buch, als eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung, dem psychischen Arzte, so wie dem Philosophen und dem Criminalisten reichlichen Stoff zum Forschen und wohlthätigen Streben und Wirken darbieten, den bescheidnen Zweifler an der Unsterblichkeit der Seele beschämen und beruhigen, den entschiedenen Läugner derselben aber entwaffnen, und für die denkende Klasse von Menschen aller Stände eine eben so faßliche, als zum ernsten Nachdenken auffordernde Lektüre abgeben.

Mannheim, den 30. Juli 1834.

Heinrich Hoff.

---

[417] In der C. J. Edler'schen Buchhandlung in Hanau erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Sammlung ausgewählter Briefe.

Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. Eine vollständige Anleitung zur gründlichen und leichten Erlernung des französischen kaufmännischen Briefstyls; bearbeitet nicht nur für den Schulunterricht, sondern auch ganz vorzüglich für diejenigen, welche sich bereits der Handlung gewidmet haben, mit den erforderlichen französischen Wörtern und Redensarten ꝛc. von Dr. D. Gies. 8. broch. 1 fl. 12 kr.

Durch Auswahl des Mustergiltigen, durch zweck- und natukgemäßes Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, durch den Reichthum der gewählten Muster, wie durch wahrhaft klassischen Ausdruck hat der um Beförderung des französischen Sprachstudiums so verdiente Verfasser sich ein neues Verdienst erworben, so daß die Verlagshandlung das vorliegende Werk mit Recht empfehlen kann, insbesondere aber denen, die im Handelsfach eine gediegene Kenntniß des Briefstyls zu erwerben wünschen.

Von demselben Verfasser sind ebendaselbst erschienen:

Vorbereitende Uebungen zur französischen Sprachlehre. 8. 54 kr.

Ueber das Wesentliche und den Umfang der Mittelwörter (Participes) in der französischen Sprache. 2te verb. Aufl. gr. 8. broch. 40 kr.

Schulanstalten, welche von diesen Werken eine größere Anzahl bestellen, genießen besondere Vortheile.

---

[408] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind im Jahre 1834 folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. F. Bonorden, die Syphilis, pathologisch-diagnostisch und therapeutisch dargestellt. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Fr. Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 19r Bd. (Histor. Taschenbuch, 16r Jahrg. 1e Abthl.) Begebenheiten des Jahres 1830. 12. br. 2 Rthlr.

Feruando Cortes, Generalkapitäns von Neu-Spanien, drei Berichte an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersezt, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von K. W. Koppe; mit einer Karte und einem Fragment des in Hieroglyphen abgefaßten Alt-Mexikanischen Tribut-Regisers. gr. 8. br. 3 Rthlr.

J. F. Dieffenbach, Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden, 3e u. 4e Abthl. mit 4 lithogr. Taf. gr. 8. 1 Rthlr. 21 Gr.

J. B. Friedreich, systematische Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Psychologie. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Digitized by Google

J. F. G. Hecker, der englische Schweifs, ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des 15ten und 16ten Jahrhunderts. gr. 8. br. 1 Rthlr. 12 Gr.

Homiliarium patristicum, coll. annot. crit. exeget. et histor. instr. ed. H. F. Rheinwald et C. Vogt, Vol. I. fasc. 4 et ult. 8. maj. 15 Gr.

Fr. Klug, Jahrbücher der Insektenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlungen des königl. Museums in Berlin. 1r Theil, mit 2 illum. Kupfern. gr. 8. br. 2 Rthlr. 6 Gr.

Ph. A. Piepar, das wechselnde Farbenverhältnifs der verschiedenen Lebensperioden des Blattes, nach seinen Erscheinungen und Ursachen, mit 4 lithogr. Tafeln. gr. 8. 1 Rthlr.

Joh. Nep. Rust, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde, 1r Band mit 3 lithogr. Tafeln. gr. 8. 2 Rthlr. 18 Gr.

— — theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschlufs der syphilit. und Augenkrankheiten, in alphab. Ordnung, 10r bis 15r Bd., Ini—P. gr. 8. Prän.-Preis eines Bandes 3 Rthlr.

Der 15te Band wird diesas Werk schliefsen.

Tacitus, sämmtliche Werke, übers. von Wilh. Böttticher, 3r Bd. Historien 16—36 Buch. 8. 1 Rthlr. 9 Gr.

— — 4r Band, die beiden letzten Bücher der Historien und die kleineren Schriften. 8. 1 Rthlr. 9 Gr.

compl. in 4 Bänden 9 Rthlr. 12 Gr.

Zeitschriften:

Fr. Buchholz, neue Monatschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. 14r Jahrg. 1834. 12 Hefte. gr. 8. 8 Rthlr.

J. F. C. Hecker, wissenschaftliche Annalen der gesammten Heilkunde. 10r Jahrg. 1834. 12 Hefte. gr. 8. 8 Rthlr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preufsen (unter Rust's Präsidio). 3r Jahrg. 1834. Fol. Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. 3 Rthlr. 16 Gr.

---

[405] **Anzeige.**

Von dem

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter

ist so eben der fünfte Band (1828—1830 Juni) erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. zu haben. Bd. 1—4 kosten 8 Thlr.

Duncker und Humblot in Berlin.

---

[418] Bei F. Kupferberg in Mainz haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Betrachtungen über die gelehrten Mittelschulen und über das Bedürfnifs höherer Bürgerschulen als allgemeiner Bildungs-Anstalten für alle Stände. Von einem Freunde der Jugend. gr. 8. geh. 6 gGr. od. 27 kr.

Demeter, Dr. J., Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer, 2r Theil, unter dem Titel: Materialien für Schullehrer und Schulen. 2te verb. Auflage. 8. 1834. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Hoffmann, Dr. C., Tragoedia Graecorum cum plasticae artis operibus comparata. Dissertatio inauguralis. gr. 8. geh. 4 gGr. od. 18 kr.

Ritter, Dr. G. H., von den wahren Mitteln und dem einzigen, sichern Wege, die meisten Krankheiten zu verhüten, sie in der Geburt zu ersticken und der Verkürzung des Lebens auszuweichen. Ein Buch zunächst für deutsche Aerzte und Laien herausgegeben von Dr. H. A. Pecz. 8. 1834. geh. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

---

[412] **ANKÜNDIGUNG.**

BESCHREIBUNG

DER STADT ROM,

von

Ernst Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell.

Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Plane, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Eduard Gerhard und Emiliano Sarti. — Zweiter Band. Das vatikanische Gebiet und die vatikanischen Sammlungen. Zweite Abtheilung, oder: der Beschreibung zweites Buch. — Mit einem Bilderhefte, enthaltend Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Band gehören. gr. 8. Text 5 fl. Das Bilderheft in gr. Quart in Portefeuille, 13 Blätter, 10 fl. 48 kr.

Die eben erschienene zweite Abtheilung des zweiten Bandes dieses gründlichen Werkes beschäftigt sich allein mit dem reichen Kunstinhalte des Vatikans und liefert ein vollständiges Verzeichniss sämmtlicher darin befindlichen Antiken, eine Geschichte und Beschreibung der vatikanischen Bibliothek und des Archives, und ausführliche Nachrichten über die vorzüglichsten Handschriften und Miniaturen, sowie über die bei der Bibliothek befindlichen altchristlichen Denkmäler und antiken Vasen. Ein besonderes Hauptstück ist den Tapeten Raphaels und der vatikanischen Gemäldesammlung gewidmet. Die angehängten Nachträge zu den früheren Theilen beweisen, dafs die Herren Herausgeber keine Mühe gescheut haben, ihren Angaben die gröfste Zuverlässigkeit zu verschaffen. Auch wird die Zweckmäfsigkeit der Anordnung, durch welche es leicht ist, das Wichtige von dem Unwichtigeren zu unterscheiden, jedem Wunsche genügen. Wie dieses aus langen und gewissenhaften Forschungen entstandene Werk als eine reiche Quelle für die Speciel- und Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu betrachten und daher jedem Geschichts- und Kunstkenner unentbehrlich ist, so wird es auch ein zuverlässiger Führer für Jeden seyn, der die Merkwürdigkeiten Roms mit Nutzen betrachten will; es wird daher weder in Gelehrten- noch in Reisebibliotheken fehlen dürfen.

Unter den Kupfern werden der mit der gröfsten Genauigkeit entworfene Plan von Rom und die Blätter über den älteren und neueren Zustand der Peterskirche, sowie die geologische Darstellung des römischen Bodens besondere Aufmerksamkeit erregen. — Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt soll, einer Ankündigung der Herausgeber zufolge, wo möglich in Einen Band zusammengedrängt, im nächsten Jahre erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. September 1834.

M. — O seltenes Talent!

H. — Es ist eine Gabe, die ich besitze, einfach, ganz einfach, ein närrischer ausschweifender Geist voll Formen, Figuren, Gestalten, Objekten, Ideen, Anwendungen.

Shakespeare.
Loves labours lost.

Gedichte eines Autodidakten.

(s. Nr. 170.)

Das Echo.

Als ich irrend unter Buchen
Ging so traurig in dem Hayn,
In der Einsamkeit zu suchen,
Wo die Liebste möge seyn:

Rief ich unter Waldesbäumen
Sehnsuchtsvoll: wer liebet mich?
Und da tönte aus den Räumen
Süß die Antwort: Ich, Ich, Ich!

Und es heilten diese Töne
Meinen tiefen Liebesschmerz,
Und die unbekannte Schöne
Hatte nun mein ganzes Herz.

In den Thälern, in den Auen,
Auf den Bergen, überall
Hofft' ich nun ihr Bild zu schauen,
Horchte seiner Stimme Schall.

Aber nirgends konnt' ich finden
Seine heißersehnte Spur,
Und es zog mich aller Winden
In die Ferne tiefer nur.

Aber wo sein Ton mich lenkte,
Ward mir immer leicht die Brust,
Was mir nicht sein Anblick schenkte,
Gab mir doch der Ahnung Lust.

Denn in jedem neuen Haine
Rief mir Antwort solcher Ton,
Jedes Thälchen hatte eine
Liebste mir bereitet schon.

Und weil ich der Liebe Klagen
Nun so süß gestillet fand,
Fing es endlich an zu tagen
In des Herzens Dämmerland.

Und ich fühlte heißes Brennen
Stets gestillt auf grüner Flur,
Und so lernt' ich endlich kennen
Die Geliebte, die Natur.

Und von nun an will ich singen
Von der Schönen, die mich liebt,
Und wird mir ein Lied gelingen,
Ist's nur sie, die mir es giebt.

Digitized by Google

Der Abendschmetterling.

Wann sich Licht und Dunkel kosen
Dämmernd in dem Hain der Rosen,
  Nicht von Sonn' und Mond belauscht;
Wann die Blumen wonnetrunken
Süßem Schlaf anheim gesunken,
  Liebe leis den Hain durchrauscht,
  Und die Welt den Schleier tauscht:

Ist dein süßes Loos, geschwinde
Wettzueifern mit dem Winde,
  Um der Rose Liebesgruß;
Er mit allem seinem Schmeicheln,
Darf ihr nur die Wangen streicheln,
  Aber dir wird tiefer Kuß,
  Voller Liebeslustgenuß.

Und am Morgen früh erwachend
Blickt die Sonne, freundlich lachend,
  Nach der Rose ungesäumt;
Und besinnend sich bedächtlich,
Ist's der Ros', als hätte nächtlich
  Sie von süßem Spiel geträumt,
  Und der Lieb' ihr Herz geräumt.

Und sie läßt in diesem Wähnen
Träufeln ihre Perlenthränen,
  Neigt gar bald ihr schönes Haupt.
Als der Schmetterling, der lose,
Wiederkommen will zur Rose,
  Und sie noch zu finden glaubt,
  Hat sie schon der Tod geraubt.

Abschied.

Warum so traurig,
  Und scheiden mit Verdruß,
Du nasses Aug? sey heiter!
  'S ist einmal der Beschluß.

Sieh, wie so lustig,
  Die Schifflein auf dem Fluß
Die Wimpel flattern lassen
  Und hallt der Freudenschuß.

Doch du blickst düster,
  Mit einem Thränenguß,
Noch stadtwärts von der Brücke,
  Drauf zögernd wankt der Fuß.

O laß mich weinen,
  Es ist mir jezt Genuß;
Ein Lebewohl noch seufzen,
  Als bittern Abschiedsgruß.

Denn ich muß trauern,
  Weil ohne einen Kuß
Ich aus den kalten Mauern
  Voll Liebe wandern muß.

Ruhe im Grünen.

In dem stillen Wiesenthale,
  Leis umsummt von Bien' und Käfer,
  Liegt im Gras ein junger Schläfer,
Tief versteckt dem Sonnenstrahle;
  Seiner Hand ist schlafestrunken
  Buch und Wanderstab entsunken,
    Und damit er nicht erwacht,
    Flüstern Gras und Laub nur sacht.

Und da träumt er von den Blüthen,
  Und versteht das süße Summen,
  Und die Bäume auch, die stummen,
Sah er, wie sie liederglühten;
  Der Natur geheime Thore
  Waren seinem Aug' und Ohre
    Aufgeschlossen, und die Au
    War nun lauter Ton und Schau.

Und es hatte tiefe Wonne
  Seinen Geist ergriffen mächtig.
  Doch als Alles war so prächtig,
Weckt ihn schnell ein Strahl der Sonne;
  Da war auch der Traum verschwunden,
  Doch des Schläfers Lieder kunden,
    Manchmal dunkel, manchmal klar,
    Was im Schlaf ihm sichtbar war.

N. Müller.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsetzung.)

Man nimmt allgemein an, daß die Zahl der auf einem Landstrich von einer gewissen Ausdehnung vorkommenden Arten desto beträchtlicher ist, je näher das Land dem Aequator liegt. Dieses Gesetz bestätigt sich täglich mehr, wenn man es ganz allgemein versteht und z. B. die ganze heiße Zone mit der gemäßigten, und diese mit der kalten vergleicht; aber innerhalb jeder Zone finden Ausnahmen statt. So haben die Inseln desto weniger Pflanzen auf der Quadratmeile, je kleiner sie sind, und je weiter sie nicht nur vom Aequator, sondern auch von anderm Lande abliegen. Ein schlagendes Beispiel ist folgendes: die beiden Inseln, aus denen Neuseeland besteht, sind an Flächeninhalt Italien und

Digitized by Google

Sicilien zusammen gleich und liegen auf der andern Halbkugel gleich weit vom Aequator ab. Nun haben Italien und Sicilien über 7000 Pflanzenarten, während man auf Neuseeland schwerlich über 7—800 zählt; denn die 400 bis jezt zusammengebrachten Arten scheinen wenigstens die Hälfte der ganzen Flora auszumachen. Dieser Unterschied von 10 zu 1, bei gleicher Oberfläche, rührt daher, daß Neuseeland von den kleinen Inseln der Südsee über 70, und von Neuholland über 300 geogr. Meilen entfernt liegt. Ferner hat Brown die Bemerkung gemacht, daß dieses Gesetz der Zunahme gegen den Aequator in Neuholland und in Afrika Ausnahmen erleidet. Er sezt in diesen Ländern den größten Pflanzenreichthum zwischen den 30sten und 35sten Grad südlicher Breite. Zu den Ländern, welche ungleich reicher sind, als man nach ihrer Breite vermuthen sollte, gehören ferner die Küsten des mittelländischen Meers, der indische Archipelagus und das ganze tropische Amerika. Anderseits sind Arabien, Persien, die Tartarei und das ostindische Festland ärmer als im Durchschnitt andere, unter gleichen Breiten liegende Länder. Die Trockenheit der leztern, die Feuchtigkeit der erstern Länderstriche erklären dieses Verhältniß hinreichend.

Bei gleicher Oberfläche und unter denselben Breiten hat Amerika im Allgemeinen mehr Arten aufzuweisen, als Asien, und dieses wiederum mehr als Afrika. Es erklärt sich dies aus der Amerika eigenthümlichen großen Mannichfaltigkeit der physischen Verhältnisse, andern Welttheilen, namentlich Afrika, gegenüber. Lezterer Continent hat wenig hohe Gebirge, dagegen viele Wüsten und dürre Steppen. Asien hat allerdings so viele und große Gebirge als Amerika; aber dort laufen die Hauptketten von Ost nach West, während sie auf dem amerikanischen Continent sämmtlich von Nord nach Süd streichen; die Folge davon ist, daß in Amerika eine ungleich größere Menge verschiedener Standorte vorkommt, indem sich unter jeder Breite alle möglichen Höhen über dem Meere finden. — Also nach dem Verhältniß der Wärme, der Feuchtigkeit und der Mannichfaltigkeit der Standorte nimmt die absolute Menge der Pflanzenarten ab oder zu, abgesehen von entlegenen Inseln, wo ein viertes Element, die Isolirung, stärkern Einfluß äußert, als alle andern.

Leichter als die absolute Menge der Gewächse ist in jedem Lande das Verhältniß anzugeben, in welchem die großen Abtheilungen des Pflanzenreichs zu einander stehen.

Bekanntlich zerfallen sämmtliche Gewächse in zwei große natürliche Gruppen: die Cryptogamen, und die Phanerogamen; jene umfaßt die einfachern, tiefer stehenden Gewächse mit undeutlicher Fructifikation, die Schwämme, Algen, Flechten, Moose, Farrenkräuter, diese die entwickeltern Vegetabilien mit deutlicher Blüthe und Frucht. Hier gilt nun das allgemeine Gesetz, daß die Menge der niedrigern Gewächse, der Cryptogamen, vom Aequator zu den Polen zunimmt. Hiefür nur Ein Beispiel: der unglückliche Christian Smith, der ein Opfer des mörderischen Klima's von Congo wurde, fand in diesem Tropenlande nur fünf Cryptogamen auf hundert Arten, zehnmal weniger als in seinem Heimathlande Norwegen. Unter den Cryptogamen selbst nehmen wiederum die am tiefsten stehenden, die Schwämme, Flechten u. dgl., gegen Norden zu, während im Gegentheil die vollkommenern, namentlich die Farren, gegen Süden zahlreicher auftreten. In gleicher Weise wächst unter den Phanerogamen das Verhältniß der entwickeltsten Gewächse, der Dicotyledonen, vom Pol zum Aequator, das der einfachern, der Monocotyledonen, vom Aequator zum Pol.

Das Gesetz steht also fest: je näher zum Aequator, desto mehr findet man Gewächse mit zahlreichen, zusammengesezten Organen, desto mannichfaltiger in ihrer Lebensthätigkeit, desto vollkommener in den Augen des Naturforschers wird die Hauptmasse der Vegetation.

Im genauesten Zusammenhange mit den bisher erwähnten Gesetzen steht noch ein weiteres. Die Ausdehnung des Landstrichs, über den sich eine und dieselbe Art verbreitet, ist sehr verschieden. Decandolle, der Vater, nennt Arten, welche nur in Einem Lande vorkommen, endemische, sporadische dagegen solche, welche weiter verbreitet sind. Vergleicht man nun familienweise das Verhältniß dieser beiden Abtheilungen in verschiedenen Ländern, so ergibt sich, daß die Wohnplätze der Arten desto beschränkter erscheinen, je höher die Pflanzen stehen; so sind die Dicotyledonen endemischer, lokaler als die Monocotyledonen, die Farren lokaler als die übrigen, noch tiefer stehenden Cryptogamen, die Phanerogamen überhaupt lokaler als die Cryptogamen. Ferner sind die Wohnplätze der Arten desto beschränkter, je reicher das Land, von dem es sich handelt, an Gewächsen überhaupt ist. Es versteht sich darnach von selbst, daß das Gebiet der einzelnen Arten vom Aequator zum Pol zunimmt, und umgekehrt, und man sieht überhaupt, wie alle angeführten numerischen Gesetze sich gegenseitig bestätigen.

In einem weiten tropischen Continentalland, mit gehöriger Feuchtigkeit und mannichfaltig abgestuften Standorten, findet man demnach manche, auf sehr kleine Distrikte beschränkte Gewächse, die Menge der Dicotyledonen und der Farren sehr vorschlagend, und eine große Zahl von Arten überhaupt. Gelangt man von da in kältere oder zu feuchte Länder, so wird Alles anders: die Distrikte, in welchen dieselben Gewächse vorkommen, werden größer, das Verhältniß der Phanerogamen und die Zahl der Arten im Allgemeinen nehmen ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Kunstverein.

An eigentlich historischen Darstellungen leidet die Kunstausstellung Mangel. Die Gegenstände aus der heiligen Geschichte, als am ersten vielleicht für Kirchen und Privatkapellen gesucht, sind noch am meisten behandelt. Aber im Allgemeinen ist die Theilnahme an ihnen außerordentlich geschwächt. Das rastlose Treiben des Tages stört das Gemüth zu sehr in der stillen religiösen Betrachtung, welche der nächste Grund alles Wohlgefallens an solchen Darstellungen ist. Und wahrlich, die zuweilen bis zur völligen Unscheinbarkeit verblichenen Farben, wodurch manche Künstler nur schon allzu lange die Gemälde alter, unsterblicher Meister, und somit auch das Sterbliche und wirklich Gestorbene an ihnen, in ihre neuen Kunstschöpfungen aufzunehmen suchen, verbunden mit einem Faltenwurfe der Gewande, dessen Aengstlichkeit jene Heroen der Kunstwelt gewiß abgelegt hätten, wären sie so glücklich gewesen, ihr Auge an dem Vollkommneren weiden zu können, diese Seltsamkeiten sind schwerlich geeignet, den neuen, sonst zum Theil recht rühmlichen Leistungen die Anerkennung der Unbefangenen zu sichern. Eine köstliche Gabe ist Hartmanns nunmehr in Oelfarben ausgearbeitete Darstellung des Orest. Poesie und Malerei vereinten sich in diesem Meisterwerke. Durch das Entsetzen eines Traumes von der nächtlichen Ruhestätte aufgeschreckt, fährt der liegende Orest empor und sieht das Gräßlichste: er sieht, daß sein Traum kein Traum gewesen ist, daß vielmehr wirklich die Rachegöttinnen in Gestalt zornentbrannter Frauen mit brennenden Fackeln heranschweben. Sie führen ihm die durch ihn gemordete Mutter, bleichen, vorwurfsvollen Gesichts, im weißen Todtengewande vor das Auge. Fruchtlos streckt er dieses vor dem heillosen Schreckbilde mit der Decke zu schützen. Durch Ergreifen der letztern versagt ihm eine der Furien auch diese schwache Linderung der innern Qual, mit ihrer Fackel die furchtbare Gruppe beleuchtend. Als Gegenstück zu diesem lebendigen Beispiele des rächenden Gewissens sitzt Pylades, Orests Freund, schlafend daneben, die Beine in tiefster Ruhe an einander geschlossen. Ein großer Theil der gebildeten Besucher Dresdens kennt die Zeichnung des Künstlers zu diesem Gemälde aus eigener Anschauung. Viele konnten den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Künstler, was von jeher sein Plan gewesen scheint, durch die Kunst der Farbe den Eindruck des trefflich gedachten Sujets noch erhöhen möchte, und siehe da, es ist geschehen. — Unter den Leistungen der hiesigen Kunstakademie im Fache der Skulptur bringt die Ausstellung ebenfalls manches Schätzenswerthe. Des Professors Rietschel eigene Beiträge, und von diesen besonders die zur Umgebung des Denkmals des Königs Friedrich August bestimmte allegorische Figur, die Frömmigkeit darstellend, beurkunden hinreichend, wie sehr ein so ausgezeichneter Künstler zur Leitung der plastischen Arbeiten der Akademie berufen ist.

Dieses Briefes Abgang nicht zu verspäten, verspare ich manches hier noch zu Bemerkende um so mehr bis zu meiner nächsten Nachricht, da noch viele Beiträge im Rückstande scheinen.

Der hiesige Kunstverein hat abermals eine ziemliche Anzahl ausgewählter Bilder zur Verloosung unter seine Mitglieder erkauft. Dieses Institut befleißt sich, auch diejenigen Theilnehmer, denen das Glück keines der acquirirten Gemälde zuführt, für den jährlichen Beitrag immer reichlicher zu entschädigen. So werden den veranstalteten Umrissen der verloosten Gemälde, wodurch dies bewirkt wird, auch mitunter sogar ausgeführte Kupferstiche beigefügt. Zwei Probedrucke von Landschaften nach Croſa und Oehme, durch den rühmlichst bekannten, der Gesundheit völlig zurückgegebenen Künstler Beith ausgeführt, sind mit ausgestellt und sollen zu diesem Zwecke bestimmt seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Die Akademie der Inschriften.

Mehrere Akademien und Gelehrtenvereine hielten in diesem Sommer ihre öffentlichen Sitzungen. Das schwüle Wetter desselben ist zwar den langen Sitzungen nicht günstig; allein sie sind auf eine bestimmte Zeit festgesetzt, folglich müssen sie gehalten werden. Die Akademie der Inschriften und Belles lettres hielt die ihrige am Ende Juli's. Wenn es mit den Akademien ginge, wie mit den Frauen, von welchen, heißt es, diejenige die beste ist, die am wenigsten zum Gerede Anlaß gibt, so wäre diese Akademie gewiß die beste und erste; nicht als ob einzelne Mitglieder, wenigstens zwölf bis fünfzehn, nicht sehr fleißig wären, aber mit den gemeinschaftlichen Arbeiten geht es langsam, und an dem regen Leben in der Literatur nimmt sie fast gar keinen Antheil. Vielleicht thut eine Akademie wohl daran; sie kann als Ziel dienen, um den zu raschen Aufschwung der jungen Gelehrten zu hemmen, damit sie sich nicht in die Wolken verlieren. Zwar hat diese Akademie in den letzten Jahren mehrere junge Gelehrte aufgenommen; allein diese scheinen sehr bald ihren Schritt nach dem langsamen Gang der alten Akademiker geregelt zu haben und lassen nicht viel von sich hören. Indessen hat die sogenannte Akademie der Inschriften, obschon Inschriften jetzt das Geringste sind, womit sie sich abgibt, doch wichtige Arbeiten unter den Händen, als namentlich die Fortsetzungen der Histoire littéraire de France, der Historiens de France und der Ordonnances des Rois; dazu kommt dann noch die Fortsetzungen ihrer Abhandlungen und der Notices et extraits des manuscrits. In Hinsicht des letztern Werkes wird sie aber jetzt von jungen Gelehrten überflügelt, welche, anstatt Auszüge aus alten Handschriften zu liefern, lieber ganze Werke aus der Literatur des Mittelalters herausgeben. Die Ecole des chartes liefert in dieser Hinsicht manche fleißige Jünglinge, die zu ihrem Eintritte in die literarische Laufbahn die Herausgabe eines noch handschriftlichen Geistesproduktes jener Zeit wählen. Guizot hat diesen Forschungen dadurch einen neuen Schwung gegeben, daß er im letzten Budget über 100.000 Franken dafür anssetzte. Außer den obenerwähnten Sammlungen hat die Akademie der Inschriften noch eine neue unternommen, nämlich die Sammlung der Quellen der auf die Kreuzzüge bezüglichen Geschichte, morgenländischer sowohl, als abendländischer. Zu dieser Arbeit will sie vorzüglich die jüngern Mitglieder brauchen, da die Jugend zu dergleichen thätiger und unverdrossener ist, als das Alter. Man wird sehen, was die jugendliche Gelehrsamkeit leistet. In der obenerwähnten Sitzung las Baron Silv. de Sacy, welcher sich, seiner vielen Aemter und seines hohen Alters ungeachtet, dennoch den lästigen Verrichtungen eines Secrétaire perpétuel unterzogen hat, zwei biographische Notizen über verstorbene Mitglieder, nämlich Dacier und Remusat. Der erste war 92 Jahre alt geworden und schon lange vor der Revolution Akademiker gewesen; er hatte die Akademie zweimal sich erneuern sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. September 1834.

— Du magst nur immer bleiben,
Wird dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben;
In deinem Lande thubst dir was zu Gute,
Doch irr' ich nicht, hier wird dir schlecht zu Muthe.

Goethe.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Landestrachten. Der Ball zu Mannheim.

Abgesehen von den herrlichen Naturscenen in der Bergstraße, war der Weg, den wir heute machten, interessanter als gewöhnlich durch die malerische Tracht des zahlreichen, über die Felder zerstreuten Landvolks. Es war die lezte Woche des Juli und die Ernte aller Erzeugnisse, Wein ausgenommen, vor der Thüre. Das gesammte Landvolk schien auf den Beinen, und höchst ergötzlich und fast unendlich war die Mannichfaltigkeit der Gestalten, welche die Landschaft belebten. Es wimmelte auf den Feldern von Weibern und Männern, Jünglingen und Jungfrauen, lustigen Buben und lichernden Mädchen, alle in der seltsamen phantastischen Landestracht. Sehr hübsch ist die Kleidung der Weiber: weiße, weite, hoch hinaufgestülpte Hemdärmel, farbige Mieder, weite kurze Röcke, das Haar entweder aufgesteckt, oder in lange Zöpfe geflochten, wie es die Mädchen in der Schweiz tragen. Wenige darunter trugen ungeheure Strohhüte; ungleich mehr als hier trafen wir dergleichen später gegen Baden zu. Auch die Männer mit ihren breitrandigen Hüten und schmucken Brusttüchern sehen alle aus wie Bilder aus einer Sammlung von Phantasiekostümen, und das Ganze macht ganz den Effekt wie das corps de ballet bei einem ländlichen Tanz in der französischen Oper . . . .

In Mannheim angekommen, erkundigten wir uns sogleich, welche öffentliche Lustbarkeiten etwa an den beiden Abenden, welche wir hier zubringen wollten, stattfinden möchten. „Heute Nacht," hieß es, „ist Ball und mohren Schauspiel," und wir wünschten uns Glück, denn dergleichen hat man hier nicht alle Tage. Ich wunderte mich indessen, als ich auf meine Erkundigung nach einem Fuhrwerk, das uns auf den Ball bringen könnte, die Auskunft erhielt, wir haben dies gar nicht nöthig, Jedermann gehe zu Fuß nach Mühlau, und es sey eine promenade enchanteresse. Das Wetter war allerdings so, daß ein Abendspaziergang nichts weniger als unangenehm erschien; die Hitze war den Tag über drückend gewesen, jezt aber wehte ein kühler Wind und der Mond schien herrlich, und so brachen wir denn wohlgemuth nach Mühlau auf. — Der Tanzplatz ist höchst einfach, aber in Größe und Form ganz auf den Walzer berechnet. Es war schon sehr voll, aber mit der Artigkeit, oder vielmehr Gefälligkeit, welche ein so hervorstechender Charakterzug dieses Volks ist, wurden wir zu oberst in das Zimmer geführt und bekamen Plätze, wo wir dem Tanze bequem zusehen konnten. Es waren zwar viele hübsche Gesichter da, und am Anzug wie an der Haltung war durchaus nichts auszusetzen; trotz dem

Digitized by Google

sprang es aber sogleich in die Augen, daß dies eine andere Gesellschaft war, als wir erwartet hatten, und auf nachherige Erkundigung ergab es sich auch, daß während der Saison zwei Bälle wöchentlich stattfinden, einer für die Noblesse, der andere für die Bürgerlichen; wir befanden uns auf lezterem. Allerdings hätten wir lieber vornehme Frauenzimmer ihren eigentlichen Nationaltanz aufführen sehen, der sich sachte, aber unfehlbar auch in unsere Sitten einschleicht; indessen fanden wir Manches, was uns dafür schadlos hielt, denn nie in meinem Leben sah ich zweihundert Menschen beisammen, welche so von Herzen lustig waren.

Ich meines Theils fand überdies zu meiner Unterhaltung ein Studium, das mich länger gefesselt hätte, als wir dablieben, ohne daß ich es überdrüßig geworden wäre. Ganz in unserer Nähe befand sich eine Gruppe von Frauenzimmern, ohne Zweifel zwei Familien, denn zwei Frauen, schon im Matronenalter, saßen beisammen, und vier junge Mädchen standen, wenn sie nicht tanzten, ihnen beständig zur Seite. Drei davon waren sicher Schwestern; die vierte mochte eine Base oder Freundin seyn, so viel sah man jeden Falls, sie hielten für den Abend zusammen. Die drei Schwestern konnten als Modelle dienen, wenn auch nicht zu den Grazien, doch zu einer Hebe oder irgend einer Göttin oder Nymphe, welche ein Symbol von Zierlichkeit, Gesundheit, Munterkeit seon soll, frische, liebliche, blondlockigte Geschöpfe mit herrlichen Augen, die aussahen, als hätten sie nichts zu thun, als durch das Leben zu tanzen, und jedem, der ihnen begegnete, einen Blumenstrauß oder einen freundlichen Blick zuzuwerfen. Das einzelne Mädchen war ein kleines, gelbes Ding mit einer offenbaren Mopsnase, und wenn ihre Zähne weiß waren, so brauchte sie sich bei ihrem ausnehmend großen Munde eben nicht viele Mühe zu geben, um sie zu weisen. Aber diese gelbe kleine Kreatur hatte Augen — was für Augen! Ich könnte sie wohl besser beschreiben, wäre ich im Stande gewesen, sie auch nur zwei Sekunden zu fixiren; aber sie funkelten so, sie schoßen solche Blitze, daß kein Mensch hineinblicken konnte, ohne zu blinzeln. Ich kann daher von diesen wundervollen Augen nur so viel gewiß sagen, daß sie schwarz waren. Auch ihr Haar war schwarz, auf der Stirne gescheitelt, und völlig kunstlos und nachlässig hinter die Ohren gestrichen; der übrige Schopf war hinten in einen Knoten aufgebunden. Auch in der Kleidung unterschied sie sich bedeutend von ihren Freundinnen; diese waren hübsch in weiße Mousseline gekleidet, während es dem seltsamen kleinen Geschöpf beliebt hatte, seiner schwarzgelben Haut durch einen dunkelfarbigen Rock von sehr gemeinem Stoffe und ohne den mindesten Schmuck irgend einer Art, noch mehr Relief zu geben.

Dies war also unsere Nachbarschaft, und die am galantesten aussehenden jungen Männer im Zimmer umgaben beständig die Damen; einer, zwei, drei — ihrer sieben zählte ich, welche einer nach dem andern herbeikamen, bevor der Tanz begann. Die blauaugigten Schönen kannten wohl Alle, denn sie lächelten und nickten ihnen entgegen; auch das braune Mädchen kannte sie; aber statt zu lächeln, zuckte sie bei Manchem mit der braunen Achsel und unterhielt sich angelegentlich mit ihrer Mutter; trotz dem forderte jeder der Herren sie zum Tanze auf. An den ersten versagte sie sich, und so oft nun ein weiterer kam, schüttelte sie nur den Kopf, ohne ein Wort zu sagen, und schien von allen insgesammt gar wenig Notiz zu nehmen.

Endlich begann der Walzer. Auch die drei Schönheiten bekamen Tänzer, und alle stürzten sich in den fröhlichen Wirbel. Als sie wieder zu ihren Plätzen kamen, ging es wie zuvor, nur noch ärger, denn sogar die Tänzer der hübschen Mädchen wollten sich nur mit der Braunen unterhalten. Nachlässig warf sie Jedem nur ein Wort, nur eine Sylbe zu; aber die Zigeunerin übte einen Zauber, der unwiderstehlich seyn mußte; und sie wußte es, denn die Weise, wie sie ihre Stückchen spielte, wie sie ihre Blicke umherwarf, verrieth so überlegte Bosheit, daß über diesem monopolistischen Wesen die Freundinnen ganz ärgerlich und deren Mutter bitterböse aussahen.

Wie lange mir noch die Beobachtung dieses losen Spiels Spaß gemacht hätte, weiß ich nicht zu sagen; denn wir wurden jezt durch eine Operation von dannen gejagt, die, wenn sie vorüber ist, zur Bequemlichkeit der Tänzer beitragen mag, es müßte nur die Prozedur selbst ihnen alle Lust zum Tanzen benehmen. Eine tüchtige Menge Staub war durch das stundenlange Rutschen vom Boden aufgetrieben werden, und schlug sich jezt, während die zweihundert Walzenden ein Veilchen ausruhten, wiederum nieder. In dieser Pause erschienen auf einmal zwei derbe Weibsbilder mit einem ungeheuern, schweren, von Wasser triefenden Tuch oder Teppich, den sie, oben im Zimmer angelangt, auf den Boden warfen, wobei jede einen Zipfel in der Hand behielt, und sie nun das Tuch seiner ganzen Breite nach ausspannten. So liefen sie den ganzen Ballsaal hinab und zogen den nassen Lumpen über den Boden; drauf tauchten sie ihn in einen Kübel mit Wasser und schickten sich an, das Verfahren zu wiederholen. Der Aktus und die handelnden Personen waren uns denn doch zu plump; überdies machten der Staub und das Wasser zusammen eine so garstige Luft, daß wir rasch aufbrachen.

Digitized by Google

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsezung.)

Wenn man diese Verschiedenheiten zwischen den Ländern nur oberflächlich betrachtet, fühlt man sich versucht, sie aus denselben Gründen zu erklären, mit denen man sich, wie schon oben erwähnt, von der Verschiedenheit der Vegetation an verschiedenen Standorten eines und desselben Landstrichs vollkommen genügende Rechenschaft gibt. Man stellt sich vor, die Saamen seyen eben in die Weite geführt worden, und denkt, da jedes Gewächs nur bei gewissen Graden der Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. fortkomme, so werde und könne ein dem Orte seines Wachsthums weit entführter Saame nur da aufgehen und sein Geschlecht fortpflanzen, wo die äußern Umstände es gestatten. Aber der Ocean sezt der Verbreitung der Saamen natürliche Schranken. Ueberdies gibt es unter denselben Breitegraden Länder, welche ganz dasselbe Klima und doch fast durchgehends verschiedene Gewächse haben. Das Klima von Buenos Ayres stimmt so ganz mit dem des mittäglichen Europas überein, daß manche unserer Gewächse, die hinüber gebracht worden, dort wild wachsen und sich sehr verbreitet haben; diese dem Boden von Buenos Ayres so ganz angemessenen Pflanzen fanden sich aber ursprünglich daselbst nicht vor. Man schließt daraus, daß die erste, uranfängliche Vertheilung der Gewächsearten mit dem jezigen Zustande der Länder nichts zu schaffen hat, und daß die gegenwärtige Gruppirung der Pflanzen verschiedener Erdgegenden noch von jener ersten Anordnung herrührt. Und damit kommt man auf die Frage von der ursprünglichen Vertheilung der Pflanzenformen, eine Frage, über welche unendlich viel geschrieben worden ist, bevor man auch nur einigermaßen die Elemente zu ihrer Beantwortung beisammen hatte.

Wenn wir der Hypothese Linné's erwähnen, so geschieht es nur, weil die, wenn auch irrigen Ansichten eines großen Mannes historische Bedeutung haben. Linné stellte sich vor, sämmtliche Gewächse seyen mit den Thieren im Paradiese vereinigt, und die übrige Erde sey wüste und leer gewesen. Zu die theologische Frage lassen wir uns nicht ein; man braucht sich indessen nur zu erinnern, daß nach Moses Gras und Kraut am dritten Tag geschaffen, der Garten aber erst nach den sieben Tagen gepflanzt wird. Linné denkt sich den Garten Eden als einen ungeheuern Berg unter dem Aequator, so hoch, daß sein Gipfel ewigen Schnee trägt, und er also in seinen verschiedenen Zonen alle Klimate repräsentirt. Er nimmt ferner an, von jeder Species sey nur Ein Individuum, oder bei den Pflanzen mit getrennten Geschlechtern, ein einziges Paar vorhanden gewesen. Dergleichen Hypothesen waren haltbar zu einer Zeit, wo man nicht den fünfzehnten Theil der Arten kannte und man hoffen konnte, die bekannten auch in den fernsten Ländern wiederzufinden. Jezt zweifelt kein Mensch daran, daß es wohl mehr als hunderttausend Arten gibt. Aber das günstigst gelegene Gebirge der Welt trägt ihrer höchstens vier- bis fünftausend, die reichsten Länder, unendlich größer als ein einzelnes Gebirge, kaum zehn- bis zwölftausend. Wir wissen, daß die große Masse der Arten von Region zu Region immer eine ganz andere ist. Wie hätten sich überdies die Gewächse gegen die Pole zu, über ungeheure Landstriche, wo sie der Hitze wegen nicht fortkommen, verbreiten sollen? Denkt man sich anfänglich nur eines oder zwei Individuen, so muß man auch die grasfressenden Thiere nicht weiden lassen, oder annehmen, sie haben Tag für Tag Tausende von Arten auf ewig vom Erdboden vertilgt.

Buffon ging von der Idee aus, die Temperatur der Erde sey früher weit höher gewesen, als gegenwärtig. Er schloß daraus, die Vegetation habe an den Polen ihren Anfang nehmen müssen, an welchen zuerst eine gemäßigtere Temperatur eintrat; sie sey sodann, im Verhältniß, als sich die Erde mehr und mehr abkühlte, gegen den Aequator vorgedrungen, manche Arten seyen ausgestorben und von andern abgelöst worden, im Maße, als sich das Klima änderte. Dieses System ist vielmehr ein geologisches, als ein botanisches; es gründet sich zunächst auf die Existenz von Fossilien im Schooße der Erdrinde, deren Natur allerdings auf ein Erkalten der Erde hinweist. Linné hielt sich bei seiner Hypothese nur an die gegenwärtigen, mit dem Menschengeschlecht gleichzeitigen Gewächse, Buffon umfaßt in der seinigen die ganze Reihe der den jezt lebenden organischen Wesen vorhergegangenen Vegetationen. Daß die Temperatur des Innern der Erde sehr hoch ist, unterliegt jezt keinem Zweifel mehr; thermometrische Beobachtungen in tiefen Schachten und Bohrlöchern bestätigen es immer mehr. Auch das ist richtig, daß sich in Folge der Ausstrahlung der Wärme in den Raum der Erdball immer mehr abkühlen muß; nur geschieht dies weit langsamer, als Buffon annahm, so langsam, daß man für die paar tausend Jahre, welche seit der lezten Schöpfung organischer Wesen verflossen sind, ganz davon absehen, und annehmen kann, die irdischen Klimate haben seit jener Zeit keine Veränderung erlitten.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Industrieausstellung.

Nach einer Pause von zwei Jahren findet diesmal auch wieder, ebenfalls in einem Theile des vormaligen Doubletten-saales, eine Ausstellung industrieller Gegenstände statt. Die zweijährige Suspension (welche gewiß auch der Kunstausstellung zu statten käme, wenn ihr eine solche vergönnt würde) hat ungemein vortheilhaft auf die Industrieausstellung eingewirkt. Seither beschränkte sie sich hauptsächlich auf die Beiträge aus einigen Städten und Gegenden Sachsens, während viele andere entweder gar keine, oder doch keine hinlängliche Theilnahme an ihr bewiesen. Der Grund schien vorzüglich in der ziemlich allgemeinen Vorstellung zu liegen, daß nur ganz neue und besondere Erzeugnisse auf einen Platz in derselben Anspruch machen könnten, da doch alles in seiner Art Tüchtige und Preiswürdige dahin berufen ist, und der Hauptzweck einer zweckmäßigen Industrieausstellung dahin geht, den Complex der gewerblichen Produktionen des Landes in möglichster Vollständigkeit darzubieten. Höchst erfreulich tritt aus der jetzigen Exposition dieses Bestreben klar hervor, welches die künftigen unstreitig immer besser erreichen werden. Während die Handlungen der ersten Fabrikstädte Sachsens, Chemnitz und Plauen, sich durch ihre Baumwollenartikel hervorgethan haben, sind auch aus den kleinsten Fabrikorten recht werthvolle Beiträge zusammengeflossen. Die Kupfer-, Eisen- und Drahtwerke beweisen ihre Thätigkeit, wie die so mannichfachen Gewebefabriken. Die Linnen- und Tuchmanufaktur hat besonders viel Schätzbares beigetragen, der sächsische Damast seinen langjährigen Ruf bewährt und die Zwillichfabrikation gezeigt, welcher bedeutenden Vervollkommnung sie durch die Anwendung neuer geeigneter Maschinen fähig ist. Von feinen sächsischen Merino's, einer Waare, der es gelungen, sich nicht nur durch ganz Europa, sondern auch weit über die See Bahn zu machen und selbst in Frankreich Absatz zu finden, dessen Merino's doch lange Zeit als nicht erreichte Muster berühmt waren, sind mehrere Stücke von der ersten Fabrikhandlung des Landes in diesem Artikel ausgestellt. Eine besonders merkwürdige Erscheinung sind die vom hiesigen Kammerherrn von Carlowitz gelieferten Proben inländischer Seide, vom rohesten Zustande an bis zu ihrer Verarbeitung in Tücher. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat man dem Seidenbau in Sachsen eine neue Heimath zu gewinnen gestrebt; allein welche Umstände nun damals sich dagegen aufgelehnt haben, die Sache wollte keinen rechten Fortgang bekommen. Eifriger, als je, glaubte man jedoch ganz neuerlich wieder Versuche darin wagen zu müssen. Sie wurden von Seiten der Regierung, hauptsächlich durch unentgeldliche Austheilung von Maulbeerpflanzen und Aussetzung von Prämien angeregt, und fanden in sehr vielen Gegenden Sachsens bereitwillige Hände. Die zunehmende Vorliebe versüßegt beinahe das Gelingen des Unternehmens, welchem schon dadurch eine weit vortheilhaftere Stellung zu Theil geworden, weil man inzwischen mit dem zweckmäßigen Verfahren dabei genau bekannt geworden ist. Namentlich ist von dem Kammerherrn von Carlowitz eine Seidenkulturanstalt in Dresden errichtet worden, und seine Beiträge zur Gewerbausstellung gewähren den ersten öffentlichen Beweis eines glücklichen Erfolges. Doch ich übergehe heute die mancherlei einzelnen Waaren, wie Stickereien, Blonden, Spitzen u. s. w., um nächstens auf die Gewerbausstellung zurückzukommen; denn so reich sie auch bereits erscheint, so ist doch, wie ich eben vernehme, noch Vieles rückständig, weßhalb denn auch erst später sich wird beurtheilen lassen, bis zu welchem Grade sie ihrem vorhin angedeuteten Hauptzwecke entsprechen möchte. Nur das für jezt noch, daß unter den in ihr aufgestellten Maschinen sich auch das Modell eines von dem jezt auf einer Reise nach England begriffenen hiesigen Mathematiker, Professor Schubert, hergestellten Dampfwagens befindet.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Dacier und Abel Remusat.

Dacier trug den Namen eines berühmten Philologen, und dies kam seinem Ruf zu gute; denn manche Leute wußten nicht, daß Dacier, der Philolog aus der Regierungszeit Ludwigs XIV., den Jemand einen mit dem gesammten Gepäcke des Alterthums beladenen Maulesel nannte, und dessen Frau das Griechische nicht weniger zerlaubte als er, schon seit einem Jahrhundert todt ist. Die beiden hellenischen Eheleute sollen sich einmal beinahe vergiftet haben, weil sie ein griechisches Gericht nach einer im Athenäus befindlichen Vorschrift zubereitet hatten. Vielleicht war ein von einem nachlässigen Abschreiber begangener Fehler Schuld an der Vergiftung, und eine Variante hätte das richtige Rezept wieder hergestellt. Mit diesem Stubengelehrten wurde der Akademiker Dacier oft verwechselt, obschon er von einem Stubengelehrten wenig an sich hatte; denn er war ein sehr gewandter Hofmann, ein Mann voll Lebenserfahrung und praktischer Klugheit, ein schlauer Kopf, der alle kleinen Ränke und Schliche, die man sich in den hiesigen Akademien erlaubt, auf den Fingern herzuzählen wußte, und von seinen alten Mitbrüdern manche lustige Anekdoten kannte. Im Gespräch war er daher auch äußerst unterhaltend, wenn auch nicht sehr liebreich und nachsichtig; dabei schrieb er einen angenehmen und blühenden Styl, und besorgte die Notizen über seine verstorbenen Mitbrüder zur allgemeinen Zufriedenheit, weßhalb er zu einem Secrétaire perpétuel wie geschaffen war. Er hatte lange einen bedeutenden Einfluß auf die Akademie ausgeübt; allein in den acht oder neun lezten Jahren, da er bettlägerig war, entging ihm dieser Einfluß, und er mußte zu seinem Leidwesen sehen, daß Andere sich desselben bemächtigt hatten. Uebrigens behielt er seine Aemter und sein reichliches Einkommen, ward Baron und blieb munter und malizids, wie er es von jeher gewesen war. Von seinen gelehrten Arbeiten ist eben nicht viel zu rühmen; denn sie bestehen aus wenigen Leistungen, obgleich wenige Gelehrte eine so lange Laufbahn gehabt haben, als er. Der Mann, der ihn einst als Secrétaire perpétuel zu ersetzen hoffte und fast zu gleicher Zeit starb, obgleich er kaum die Hälfte des Alters Daciers erreichte, war Abel Remusat, der sein Emporkommen einzig seinem Verdienste zu verdanken hatte, und wahrscheinlich, da er eben so schlau, wo nicht noch schlauer war, als Dacier, noch weit höher gestiegen wäre, wenn ihn nicht der Tod so unverhofft überrascht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. September 1834.

— Denkt, ihr seht,
Des Stücks Personen, das vor euch entsteht,
Als ob sie lebten.

Shakespeare.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

Von Karl Gutzkow.

Der Verfasser legt hier dem Publikum eine Probe aus einem Buche vor, das unter dem Titel: Jupiter Vinder, in noch ungemessener Zeit, aber jedenfalls vor Beendigung des sächsischen Landtags, erscheinen dürfte. Es schildert, wie man in Rom sechzig Jahre nach dem Aufgange des Sterns im Morgenlande die Musik, die Philosophie, die Freiheit, die Weiber liebte, vor der Tyrannei zitterte, schwieg und starb. Im Vorgrunde stehen Nero, welcher ein Ungeheuer war, das aber vortrefflich sang und noch besser die Cither spielte, und Julius Vinder, der es wagte, die gallischen Legionen gegen den Kaiser zu führen, seine erste verlorne Schlacht aber mit dem Selbstmorde bestrafte. Die nachstehende Scene zeigt, wie die Philosophie es immer verstanden hat, sich durch das Elend aller Zeiten hindurchzuwinden. Man wird es vielleicht auffallend finden, daß in den Repräsentanten jener alten Bestrebungen um den Endzweck aller Dinge die neuern und neuesten Modelle, welche dem Verfasser dabei gesessen haben, so leicht erkennbar sind; aber ist es nicht ein Satz der Aesthetik, für welchen Shakespeare garantirt, daß man die komische Vergangenheit am glücklichsten mit den Farben der Gegenwart malt? und ist es nicht ebenso bekannt, daß sich Hegel einen Schüler des Parmenides, oder Schleiermacher des Sokrates getauften Freund nannte? Irrthümer und Wahrheiten haben zu allen Zeiten dieselbe Physiognomie getragen, womit sich der Verfasser entschuldigen zu können glaubt.

* * *

Akademie.

(Die Säulengänge sind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils lustwandeln, theils sich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören. Zwei Thürsteher unterhalten sich im Vorgrunde.)

Erster Thürsteher.

Die Philosophie hat sich diesmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen. Was das für ein Himmel und für eine milde Luft ist! Aber sage mir nur, was du dort in der Hand trägst?

Zweiter.

Das ist ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, so muß ich es zwischen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes seinen

Digitized by Google

Behauptungen über das höchste Gut nicht schaden. Denn, sagte er, die Ideen können Alles ertragen, nur nichts Feuchtes: ehe man die Hand umdreht, haben sie den Schnupfen weg, verkälten sich. Doch da ich gerade Zeit habe, wie gefällt dir denn diese neue Lebensart?

Erster.

Ei nun, du wirst dich erinnern, daß ich mich früher damit abgab, Schuhe zu verfertigen. Als die stoische Philosophie neulich von den Epikuräern in die Flucht geschlagen wurde, lief sich jene so sehr die Hacken ab, daß sie sich am liebsten an einen Mann wandte, der sich gleichsam darauf verstand, sie ihr wieder anzusetzen. Nebendei putze ich dem Stoicismus die Stiefeln, klopfe seine Kleider aus und besorg' ihm allerhand kleine Aufträge, welche gewissenhaft ausgeführt seyn wollen.

Zweiter.

Du kannst von Glück sagen, denn du bist besser daran, als ich. Was läßt sich beim Cynismus, bei einer Philosophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir z. B. gern in meinem Verdienste; aber leider verschmäht es dieses System, sich seine Hemden waschen zu lassen. Ich war Bader, ich kann vortrefflich rasiren, Nägel beschneiden, bei Bädern zur Hand seyn, ich besitze chirurgische Kenntnisse; aber was soll ich davon in Anwendung bringen? Glücklicherweise geht die cynische Philosophie baarfuß, also komm' ich doch wenigstens einige Male im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen auszunehmen. Es sind schlechte Zeiten.

Erster.

Sieh, sieh! da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Ein lüderlicher Mensch; immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quellen!

Dritter.

Guten Morgen! Seyd ihr beide noch immer in der Welt? Ihr werdet täglich schmaler; ich schwöre euch, in Kurzem hat euch mein System, das System, dem ich diene, das epikuräische System, in den Sack gesteckt! Wo will das auch mit euch hinaus? Ihr putzt Stiefeln? aber nach welchem System? Von welchen Voraussetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock bürstet? Ihr könnt nach Prinzipien nicht ein Glas Wasser holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorien, die sich von selbst verstehen, einige aneinander gereihte willkührliche Behauptungen, eine Bürste, die Federn läßt, Glanzwichse, welche die Stiefeln verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studirtes, da habt ihr's, das ist euer System. Aber sagt mir nur, wie hoch es an der Zeit ist.

Erster.

Um die neunte Stunde.

Zweiter.

Dein System wirft wohl viel ab?

Dritter.

Freilich wirft es ab: alte Kleider, Blumenkränze, die man noch immer an eine Braut verkaufen kann, Salben, die von Badhaltern eifrig gesucht werden, Leckerbissen, die meine Nahrung sind, und schöne Weiber, die man aus Epikurs Gärten des Morgens nach Hause führen muß. Was sagt ihr dazu?

Erster.

Nun, du bist nicht verheirathet; aber Jemand, der Frau und Kinder hat und schon über die Jahre hinaus ist, der befindet sich bei dem Stoicismus recht wohl, das kannst du glauben, recht wohl.

Dritter.

Jezt fällt mir ein, daß ich euch eine Neuigkeit mittheilen wollte, wenn ihr nur inzwischen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Pastete holen soll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren wollen drüben den Kegelschnitt daran studiren. Nun ja, da soll sich ja jezt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menschen für — für — kurz, das Ding ist zum Henker holen. Diese Sekte nämlich, diese Neuerung, diese Ketzerei behauptet, der Mensch müsse sich Alles selbst machen; denn man werde nicht eher glücklich, ehe man die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse nicht selbst übernimmt. Diese Menschen sagen, man müsse nicht bloß nach dem höchsten Gute streben, sondern auch darauf sehen, daß es Einem so wohlfeil als möglich zu stehen kommt. Sie sagen, die Menschen fingen erst dann an, ihre eigenen Herren zu werden, wenn sie ihre eigenen Diener würden. Jedermann müsse dessen Dienstbote seyn, dessen Herr er ist; so wie sie denn zulezt die Behauptung aufstellen: Jeder Kunde sey sein eigener Schuster! und diese dann umdrehen und schließen: von nun an müsse auch jeder Schuster sein eigener Kunde werden!

Erster.

Aber, mein Gott, dann würde es ja gar keinen Absatz mehr geben.

Zweiter.

Ich habe immer gehofft, der Cynismus werde noch seinen Haß gegen die Seife einmal ablegen; aber diese neue Sekte wäre ja im Stande, sich selbst auf die Waschbank zu stellen.

Digitized by Google

Dritter.

Wie ich euch sage, es ist hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die euch aus dem Brode, mich aber aus dem Kuchen bringen kann. Allein ich versichre euch, von heut Abend geh' ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, so such' ich es zu veranstalten, daß es zum Handgemeng kommt. Aber jezt habe ich in der Desperation vergessen, was ich gleich holen sollte?

Erster.

Ich glaube Kegel, um eine Pastete auszuschieben.

Dritter.

Du bist ein Strohkopf; eine Pastete soll ich holen, damit die jungen Herren die Theorie der Kegelschnitten dran verdauen. Jezt lebt wohl. (Ab.)

Zweiter.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns etwas weiß gemacht. Sieh nur, Empedokles, der mich da ruft, scheint noch der besten Dinge zu seyn. (Ab.)

Erster.

Der Stoicismus hält sich, denn er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Wasser? Sogleich bedient werden! (Ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsetzung.)

Noch einmal, mit Buffons Hypothese ist den Botanikern wenig gedient, weil der Zusammenhang zwischen den verschiedenen, der unsrigen vorhergegangenen Vegetationen lediglich nicht erwiesen ist. Im Gegentheil weist die Geologie bekanntlich in der Erdbildung Zwischenperioden nach, wo sich keine Spur organischer Wesen findet. Es ist somit wahrscheinlich, daß die Vertheilung der im Schooße der Erde begradenen fossilen Gewächse auf die Vertheilung der gegenwärtigen keinen Einfluß gehabt hat.

Willdenow hält die Gipfel der Gebirge für die Punkte, von denen die gegenwärtige Flora ausgegangen, weil sie zuerst ertrocknet, überhaupt zuerst gebildet seyen. Aber die Ebenen unter den Tropen tragen unzählige Gewächse, welche nie auf Bergen gelebt haben können, wo es immer zu kalt ist.

Gegenwärtig nehmen sämmtliche Schriftsteller über diesen Gegenstand mehrere ursprüngliche Ausgangspunkte der Vegetation an, und diesen Satz hat vornehmlich der Däne Schouw in seiner berühmten Abhandlung, über die ursprünglichen Wohnsitze der Gewächse, dargethan. Bedenkt man die große Menge rein lokaler Arten, welche einen sehr beschränkten Landstrich niemals überschreiten, bedenkt man namentlich, welch ungeheure Zahl verschiedener Gewächse man in reichern Ländern, als die unsrigen, bei jedem Schritte findet, so drängt sich einem nothwendig die der Linnéschen gerade entgegengesezte Ansicht auf, nämlich, daß der Entstehungspunkte mindestens so viele gewesen als Arten, und dieselben über die ganze Erde zerstreut. Wir sagen mindestens so viele als Arten; denn daß im Pflanzenreich jede Art von Einem Individuum oder Einem Paare abstamme, läßt sich durch nichts erweisen. Eine Species heißt eine Anzahl organischer Wesen, die sich so sehr gleichen, daß man sie als von Einem Individuum oder Paar abstammend betrachten kann. Man behauptet, wenn man von Art, Species spricht, keineswegs, daß alle dazu gehörigen Individuen einen gemeinschaftlichen Stammvater haben, sondern nur, sie seyen einander so ähnlich, daß es dem so seyn könnte. Ob dem nun aber so ist oder nicht, darüber sind die Gelehrten verschiedener Meinung. Schouw behauptet nicht nur, jeder Punkt der Erdoberfläche habe für sich Gewächse hervorgebracht, was jezt wohl die allgemeine Ansicht ist, sondern auch, die Arten der Vegetabilien haben von Andeginn, wie jezt, aus einer Mehrheit von Individuen bestanden; seine Gründe verdienen eine nähere Betrachtung.

Die süßen Wasser nähren Pflanzen und Thiere, welche in der Luft oder im Salzwasser nicht leben können. Nun findet man aber häufig weit auseinander, in Seen, welche hohe Gebirge oder das Meer scheiden, dieselben Arten. So kommen in Italien und in Frankreich, in der Schweiz und in Schottland nicht selten dieselben Süßwasserfische vor. Die Salvinia natans wächst in den Gewässern Europa's und Amerika's, der Isoetes lacustris in Europa und Ostindien. Ihre Saamen reifen auf dem Grunde des Wassers. Wie hätten nun, einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt angenommen, dergleichen Pflanzen über Berge und Meere wandern können? Muß man nicht annehmen, von Uranfang her seyen Individuen dieser Arten an den verschiedenen Lokalitäten zu finden gewesen?

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Abel Remusat. Akademische Preise.

Abel Remusat war Conservator der orientalischen Handschriften an der königlichen Bibliothek, wie Dacier Conservator der französischen, und dabei Professor des Chinesischen am Collège de France; dieser Lehrstuhl war für ihn errichtet worden, und man kann ihn als den Ersten betrachten, welcher das Studium der chinesischen Sprache in Frankreich eingeführt hat. Sein Nachfolger am Collège de France, Stanislas Julien, hat es leichter, denn Remusat, sein Lehrer, hat ihm die Bahn geebnet; dieser aber hat beinahe Alles selbst schaffen müssen, Sprachlehre, Wörterbuch und Unterrichtsmethode; nur was die Missionarien an Vorarbeiten handschriftlich oder gedruckt nachgelassen hatten, war Remusat zu statten gekommen. Remusat ist viel zu früh für die Wissenschaften gestorben; wahrscheinlich würde er noch viel geleistet haben. Er war gewiß einer der Wenigen, welche der orientalischen Schule in Frankreich Ehre machten. Solcher tüchtigen philosophischen Köpfe haben die Akademien nicht viele aufzuweisen. Außer diesen beiden Notizen wurde noch eine Abhandlung über die Lage des berühmten Ophir im Morgenlande vorgelesen; diese Abhandlung war von Etienne Quatremère, einem ganz in der orientalischen Literatur lebenden Gelehrten, der zwei Lehrstühle inne hat, nämlich einen der hebräischen Sprache am Collège de France und einen an der Schule für orientalische Sprachen an der königlichen Bibliothek. Manche Professoren der einen Anstalt sind auch Lehrer an der andern, und man könnte allenfalls die beiden Anstalten zusammenschmelzen und dadurch manchen Gehalt ersparen. Allein man hat in Frankreich vor den Gelehrten große Achtung, und fürchtet immer, ihnen zu nahe zu treten, weßhalb auch alle Ersparnisse, die sich auf Beschränkung der wissenschaftlichen Anstalten und der Gehalte der Gelehrten beziehen, von den Kammern verworfen zu werden pflegen. Dies hat sein Gutes, wiewohl auch manche unnütze Ausgabe mit unterläuft. — Auch die Académie française hielt neulich ihre öffentliche Sitzung und hatte, wie immer, mehrere Preise auszutheilen, nämlich die sogenannten Tugendpreise an Nothdürftige, denen solche Geldsummen immer wie ein Mannaregen aus den Wolken zufallen. Schon vor mehreren Jahren hatte die Akademie das Lob des menschenfreundlichen Stifters Montyon zu einer Preisaufgabe gemacht; allein es hatte sich kein würdiger Lobredner gefunden; erst diesmal hat ihr eine der eingesandten Lobreden des Preises würdig geschienen. Da indessen der Gekrönte einen in der Literatur unbekannten Namen führt, so steht zu befürchten, daß auch sein Versuch noch nicht dem Zwecke angemessen ist, und die Akademie ihn mehr aus Müdigkeit und Ueberdruß, als aus Ueberzeugung seines Verdienstes belohnt hat. Darüber wird man urtheilen können, wenn die Lobrede im Druck erschienen ist. Uebrigens verdunkelt jezt ein neuer Stifter von Preisen den Glanz des ältern: der junge Baron Gobert, der Sohn eines vormaligen Generals der Napoleonischen Armee, hat, bevor er auf einer Reise in Egypten starb, einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens der Académie française und der Académie des inscriptions vermacht, damit sie mit dem jährlichen Ertrage dieses Vermögens einerseits den beredtesten Schriftsteller in Betreff der Geschichte des Vaterlandes, andernseits den gründlichsten Forscher über dieselbe belohnen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, August.

(Beschluß.)

Lokalposse.

Die hiesigen Bühnengottheiten sind wieder beisammen. Die Nachtigallen Schröder-Devrient und Schneider bezaubern auf's Neue von der mystischen Welt der Bretter aus die wirkliche. Zu den jetzigen Kassenstücken, einem Artikel, der neuerlich den Theatern ziemlich ausgegangen ist, gehört hier: „Aline, Königin von Golconda," oder: „Dresden in einem andern Welttheile." Nach einer Wiener Posse von Bäuerle für das hiesige Theater eingerichtet, bildet das Stück eine Art von Conversationslexikon für alle gangbaren Dresdener Volkswitze und Unwitze. Vielen Gebildeten muß allerdings darin Manches völlig unverständlich erscheinen. Das Ganze ist ein starker Kampf des Unsinns mit dem Sinn, ein Kampf auf Tod und Leben; schade, daß zulezt vor lauter Pulverdampf nicht einmal zu erkennen ist, welche von den zwei Parteien den Sieg davon getragen. Uebrigens ist sogar dies ein gleichgültiger Umstand: das Stück amüsirt. Wenn bei solcher Hitze, in der es wiederholt in dem hölzernen Schauspielhause am Linkschen Bade gegeben wurde, Alles mit Menschen überfüllt ist, so muß das nothwendig der Fall seyn, und will man behaupten, daß von der Theaterintendanz in der Regel für Geschmack und Kunst und für was weiß ich Alles gesorgt zu werden pflegt, so verlangt eben darum die Billigkeit, daß zuweilen auch für den minder gebildeten Theil des Publikums etwas geschehe, der doch auch nicht immer nach Geschmack, Kunst und so weiter bei der Nase geführt seyn will. Das Stück, in welchem nicht der Königin Aline, sondern offenbar dem Barbier Bims die Hauptrolle geworden, hat besonders das Gute, daß es immer toller und toller darin hergeht. Darum ist denn auch, was wirklich sonst selten der Fall zu seyn pflegt, der lezte Akt der beste. Auch die, ihrer Meinung nach, feiner Gebornen und Erzogenen werden von der recht drolligen Tollheit so angenehm überrascht, daß sie lachen müssen, sogar wenn sie nicht wollen. Und das, dünkt mich, ist ein wahrer Triumph für die Posse, und zugleich die beste Rache, die sie an ihren Verächtern nehmen könnte. Recht ergötzlich ist der Einfall, daß die aus Dresden nach Golconda Verschlagenen sich dort plötzlich in Dresdener Gegenden und Wirthshäusern wiederfinden, die vom hiesigen Theatermaler recht artig dargestellt sind. Aber auch viele im Stücke sonst vorkommende Einfälle und Lokalscherze haben ihr Gutes. So wird im dritten Akte dem Barbier Bims ein Wasser zu Theil, welches jedes damit in Berührung kommende Glied übernatürlich stärkt. Mit Hülfe dieses Wassers hört denn auch Bims in Golconda das Geben seiner Uhr, welche doch in Dresden auf dem Leihhause liegt.

Noch darf ich nicht vergessen, eines Oelgemäldes Erwähnung zu thun, zu dem während der lezten Nachmittage des verflossenen Monats in der Privatkunstausstellung der Kaufhallen Jedermann der Zutritt offenstand. Das Sujet ist eine Versammlung griechischer Häuptlinge, denen die Proklamation des Königs Otto vorgelesen wird, von Peyel. Ein höchst ausgezeichnetes Tableau voller Seele und Leben. Die ganze Natur und Nationalität spricht aus den dargestellten Personen. Merkwürdig ist das gespannte Aufmerken Aller. Das Werk ist mit der musterhaftesten Vollendung ausgeführt, große Mannichfaltigkeit in den Köpfen, ohne Zweifel großentheils Porträts. Sehr vornehm und prachtvoll ist das Zimmer ausgestattet, welches eine reizende Aussicht auf Stadt und Gegend gewährt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 34.

Mittwoch, 10. September 1834.

[386] So eben ist in der Unterzeichneten erschienen und wird demnächst in allen soliden Buchhandlungen zu haben seyn:

COUSIN, VICTOR,

über

französische und deutsche Philosophie.

Aus dem Französischen

von

Dr. Hubert Beckers,

Professor der Philosophie am Königlichen Lyceum zu Dillingen.

Nebst einer beurtheilenden Vorrede

des

Herrn Geheimeraths v. Schelling.

gr. 8. broch. Preis 1 fl.

Cousins Abhandlung ist für Deutsche interessant, weil sie zeigt, wie weit der Verfasser in deutsche Ideen eingedrungen, und weil sie gewissermaßen dessen philosophische Konfession enthält, besonders auch über seine persönlichen Verhältnisse zu den ersten deutschen Philosophen. Schelling's Vorrede bezieht sich zwar natürlich zunächst auf die Abhandlung von Cousin, enthält aber, wenn auch in nervöser Kürze, die wichtigsten Andeutungen über seinen Standpunkt in der Philosophie und kann als würdige Vorbereitung seiner demnächst erscheinenden größern philosophischen Werke angesehen werden.

Stuttgart und Tübingen, im August 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[135] **Neue Musikalien,**

welche bei N. Simrock in Bonn erschienen sind:

Adam, A., Melange sur les motifs de la Révolte au Serail p. le Piano. Op. 88. 1 fl. 10 kr.

Cramer, J. B., Anweisung für das Pianoforte. Neue Ausgabe. 1 fl. 52 kr.

Czerny, C., Op. 333. Nr. 2. Var. sur un motif de l'Opéra: La Somnambule de Bellini p. le Piano. 1 fl. 3 kr.

— — Op. 333. Nr. 3. Var. sur une Walse fav. p. le Piano. 1 fl. 3 kr.

Leibl, C., Offertorium „Te decet laus et honor". für 4 Singst. und Orch. mit obligater Orgel, Partitur. 1 fl. 52 kr.

— — dasselbe in ausgesetzten Sing- und Orchesterstimmen. 2 fl. 20 kr.

Herz, H., Op. 51. Var. brill. sur la dernière pensée de C. M. de Weber, arr. à 4 mains par Farrenc. 1 fl. 32 kr.

Pleyel u. Dussek, Kleine Clavierschule, ein Handbuch für Anfänger nebst Uebungen. 56 kr.

— — Petite Méthode p. le Piano. Texte français. 1 fl. 10 kr.

Rossini, G., Polp. à 4 mains, motifs de Barbier de Sevilla, Nr. 1. 56 kr.

— — idem. Nr. 2. 56 kr.

Tolbecque, J. B., Les Chasses, Quadrille de Contredanses sur des motifs de Labarre suivis du Retour en Suisse, Walse de Plantade p. Piano. 28 kr.

— — Les Chasses arr. à 4 mains. 56 kr.

— — Les Chasses, p. Piano av. Vlon, ou Flageol. ou Cornet à piston. 56 kr.

— — 3 Quadrilles de Contredanses, deux Galops et une Walse sur les motifs de Labarre: La Révolte au Serail, p. Piano. Liv. 1. 2. 3. à 35 kr.

---

[128] So eben ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versendet:

Die achte Lieferung der
Allgemeinen deutschen

Realencyklopädie
(Conversations-Lexikon)

in der achten Originalauflage,

durch welche der 1te Band dieses Werks, die Buchstaben F und G umfassend und 66 Bogen stark, geschlossen ist. Die achte Auflage des Conversations-Lexikons besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier

Digitized by Google

16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet. Es bedarf wohl nur dieser einfachen Andeutung, um darauf hinzuweisen, wie sehr sich das in meinem Verlage erschienene Conversations-Lexikon vor so vielen unter gleichem und ähnlichem Titel herausgekommenen encyklopädischen Werken auch durch seine Wohlfeilheit auszeichnet, während zugleich die stete Theilnahme des Publikums bewiesen hat, daß die fortwährenden Bemühungen, dem Werke durch die Gediegenheit seines Inhalts einen unbestrittenen Vorzug vor ähnlichen Unternehmungen zu sichern, den günstigsten Erfolg gehabt haben.

Leipzig, im Aug. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[438] **Neue schöngeistige Schriften.**

Dr. J. Nürnberger, Erzählungen. 2 Theile. 2 Thlr. 4 Gr.

F. Mannstein, der Schwedenkönig Gustav Adolph. Romantisch kriegerisches Gemälde in 2 Theilen. 1 Thlr. 21 Gr.

Von demselben Verfasser erschienen im vorigen Jahre:

Des Schmalkaldischen Bundes Untergang und Rächer. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Herzog von R..... Mit dessen Bildniß. 2 Theile. 1 Thlr. 21 Gr.

A. v. Tromlitz, sämmtliche Schriften. Taschenausgabe. Zweite Sammlung. 1r—9r Band. 3 Thlr. 12 Gr. Prän. Von der ersten Sammlung von 36 Bänden sind noch Exemplare zu 14 Thlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis ist 18 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[422] Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versendet:

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1835. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Mit Stahlstichen von Fleischmann. In eleg. Einbande. 4 fl. od. 2 Thlr. 8 Gr. Mit Abdrücken auf chinesischem Papier 2c. 5 fl. 30 kr. od. 3 Thlr. 8 Gr. ditto kart. 4 fl. 30 kr. od. 2 Thlr. 16 Gr.

Schreibers, A., Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein, vierte Auflage. Enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf nach den Bädern des Taunus und in's Nahethal. Nebst einem Anhange: Die Mainreise von Mainz nach Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. 3 fl. od. 2 Thlr.

Rheinische Geschichten, Sagen und Naturgemälde aus dem Munde deutscher, besonders rheinischer Dichter. Ein Erinnerungsbuch für Fremde und Einheimische, so wie auch für Gedächtniß- und Vortrags-Uebungen in und außer der Schule. Geordnet und herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Beck. Mit einer Ansicht von Rheinstein. 3 fl. od. 2 Thlr.

---

[414] Bei J. A. Mayer in Aachen ist im Laufe des Jahres 1834 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

AIX-LA-CHAPELLE, BORCETTE ET SPA. Manuel à l'usage des Baigneurs, contenant la description de ces trois villes et de leurs environs, ainsi qu'une instruction détaillée sur la manière d'utiliser leurs eaux. D'après les ouvrages des MM. Monheim, Zuccarini, Dardonville, Hoepfner, Reumont et Schreiber. Avec un Plan des environs d'Aix-la-Chapelle et un Tableau de réduction des monnaies. 16. geh. in Futteral. 1 Thlr.

Blätter, der Erinnerung an die Anwesenheit Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen im Regierungsbezirk Aachen gewidmet. 8. geh. 6 gGr.

Bulwer, E. L., Eugen Aram. Aus dem Englischen von C. Richard. Zweite Auflage. Dessen sämmtlicher Werke 4r, 5r und 6r Band. 8. Drei Bände. geh. 3 Thlr.

— — Die Pilgrime am Rhein. Aus dem Englischen von Louis Lar. Dessen sämmtlicher Werke 7r und 8r Band. Zwei Bände. 8. geh. 2 Thlr.

Erzählungen, kleine, von E. L. Bulwer, Lady Blessington und S. C. Hall. Uebersetzt von Louis Lar. geh. 1. Thlr.

Godolphin, oder der Schwur. Nach der zweiten Auflage des Englischen Originals übersetzt von Louis Lar. Drei Bände. 8. 3½ Thlr.

Hermens, F. P., Handbuch der gesammten Staatsgesetzgebung über den christlichen Kultus und über die Verwaltung der Kirchengüter und Einkünfte in den Königl. Preuß. Provinzen am linken Rheinufer. 2 Bde. 103 Bogen gr. 8. 6 Thlr.

Marryat, Captain, Peter Simpel, ein humoristischer Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 8. Drei Bände. geh. 4 Thlr.

Morgan, Lady, Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben. Aus dem Englischen von Louis Lar. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Zwei Bände. 8. geh. 2 Thlr.

Münch, Dr. E., Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. Dritter Band. gr. 8. 370 S. mit 16 genealogischen Tabellen. Auf weißem Druckpap. 2 Thlr.; Velinpap. 3 Thlr.

— — Renea von Este und ihre Töchter: Anna von Guise, Lukrezia von Urbino und Eleonore von Este. Zweiter Band. gr. 8. 280 Seiten. 1 Thlr. 8 gGr.

Schepeler, K. P. Oberst von, Geschichte der Revolution des Spanischen Amerika's von 1808 bis 1813. Zweiter Theil, von 1814 bis 1825. A. u. d. T. Geschichte der Spanischen Monarchie. Vierter Theil. gr. 8. 32 Bogen. geh. 2 Thlr. 16 gGr.

Smets, Dr. W., Was that der Jesuiten Orden für die Wissenschaft? Beantwortet in einem Verzeichnisse der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens und ihrer Schriften. Mit Hinzufügung biographischer und bibliologischer Notizen. gr. 8. XL und 176 Seiten. 1 Thlr.

---

[419] Bei F. Kupferberg in Mainz haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Braun, G. E., Erwin von Steinbach. Novelle. 8. 1834. geh. 18 gGr. od. 1 fl. 20 kr.

Hugo, V., Maria Tudor. Drama. Aus dem Französischen von P. H. Külb. 12. 1834. geh. 10 gGr. od. 45 kr.

Ledrün, E., Vor- und Nachspiele für die Bühne, 2ter Bd., enthaltend:

1) Die kinderlose Ehe. 2) Der freiwillige Landsturm. 3) Ein Fehltritt. 4) Poesie und Prosa. 5) Nummer 777. 6) Die Verstorbenen. 7) Die Intrigue. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Hievon sind besonders zu haben:

1) Der freiwillige Landsturm, Posse in 1 Aufzug. 8. 1834. 6 gGr. od. 27 kr.

2) Die kindeelose Ehe, Vaudeville, Posse in 1 Aufzug. Nach dem Französischen. 8. 1834. 7 gGr. od. 30 kr.

3) Ein Fehltritt. Drama in 2 Akten nach Scribe. 8. 1834. 9 gGr. od. 40 kr.

Digitized by Google

4) Poesie und Prosa, oder der Hausverkauf, Lustspiel in 1 Aufzug. Nach dem Französischen von J. Herzfeld. Neu bearbeitet. 8. 1834. 8 gGr. od. 36 kr.

---

[389] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung
des
Königreichs Würtemberg.
Zehntes Heft,
enthaltend:
Beschreibung
des
Oberamts Waldsee.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Waldsee und vier Tabellen.

Herausgegeben
aus Auftrag der Regierung
von
Oberfinanzrath v. Memminger,
Mitglied des K. Statistisch-Topographischen Bureau.

gr. 8. broch. 1 fl. 12 kr. Subscriptionspreis broch. 1 fl. reh 51 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.
J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[429] Literarische Anzeigen.

Im Verlag von H. Schmidt und v. Cossel's Rathsbuchhandlung in Wismar ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meyer, H., dramatische Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 16 Bändchen. eleg. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Dasselbe enthält vier aus dem Französischen und Italienischen übertragene Lustspiele, die bei dem Mangel deutscher Original-Lustspiele den Theater-Direktionen eben so sehr als dem Publikum willkommen seyn werden. — Es war daher auch wohl vorauszusehen, daß bereits einige Stücke wiederholt mit Beifall gegeben wurden.

Reinhold, A., Doctamedikus — Gedichte in plattdeutscher Mundart. 1s Heft. geh. 9 Gr.

Sengebusch, Dr., Herz und Welt. 2 Lieferungen. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

„Finsterer Ernst und trauriges Entsagen sind aus dem heitern Dienste der Tempel verbannt, in denen hier geopfert ward."

---

[423] Für Leihbibliotheken und Lesegesellschaften.

Bei Tobias Löffler in Mannheim sind so eben folgende sehr empfehlenswerthe Romane erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harry und der Schützling des Korsaren von Saint Demarz. 8. eleg. broch. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Assassinen, die, oder die Eroberung der Königsperle durch den Bund der Blutigen. Eine historisch-romantische Geschichte von F. v. Stengel. 8. eleg. broch. 1 Rthlr. 8 gGr. od. 2 fl. 24 kr.

---

[425] Einladung zur Subscription
auf die
im Oktober d. J. erscheinende
zweite Auflage
von
Th. Körners
sämmtliche Werken
in Einem Bande.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von
Karl Streckfuss.

Auf Maschinen-Velinpapier, mit dem sauber in Stahl gestochenen
Bildnisse des Dichters.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegie.

Subscriptionspreis, bis zum Erscheinen des Werkes gültig. 2 Rthlr. 16 Gr. (Späterer Ladenpreis 3 Rthlr. 12 Gr.)

Der außerordentliche Beifall, mit welchem die im vorigen Jahre von der Mutter des Dichters veranstaltete Gesammt-Ausgabe der Schriften Th. Körners aufgenommen wurde, machte bald nach deren Erscheinen eine neue Auflage nothwendig. Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich daher, hiermit ergebenst anzuzeigen, daß eine solche bereits seit einigen Monaten im Werke ist, und daß sie die Vollendung derselben bis Oktober d. J. mit Gewißheit versprechen kann.

Um den Verehrern Körners die Anschaffung seiner Schriften auch fernerhin möglichst zu erleichtern, und zugleich einem allgemein geäußerten Wunsch entgegen zu kommen, erwählt die Verlagshandlung auch bei dieser neuen Auflage wieder den Weg der Subscription und zwar dergestalt:

daß Diejenigen, welche vor dem Erscheinen derselben darauf unterzeichnen, ein vollständiges, in saubern Umschlag brochirtes Exemplar für den frühern, billigen Subscriptionspreis von 2 Rthlr. 16 Gr. erhalten. Vorausbezahlung wird hierbei nicht bedingt, sondern der Betrag erst bei Ablieferung des Werkes selbst entrichtet.

Hinsichtlich der innern Einrichtung wird die gegenwärtige Auflage der vorigen ganz gleich seyn; was aber die äußere Ausstattung anlangt, so soll sie dieselbe noch übertreffen; die Verlagshandlung hofft hierdurch am besten ihren Dank für den entschiedenen Beifall zu bezeigen, den das Vaterland der ersten vollständigen Gesammt-Ausgabe der Schriften des gefeierten deutschen Heldensängers auf eine so erfreuliche Weise zugewendet.

Eine besondere Subscriptions-Anzeige, welche zugleich als Druckprobe dienen soll, wird in Kurzem in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Berlin, im Aug. 1834.
Nicolai'sche Buchhandlung.

---

[439] Neue Reise-Taschenbücher.

Taschenbuch für den Besuch der sächsischen und böhmischen Schweiz. 3te sehr verb. Auflage. Von Lindau und Wiemann. Mit Kupfer und Karte. eingeb. 16 Gr. Mit 31 Kupfern von L. Richter. 1 Thlr. 22 Gr.

Tharand und seine Umgebungen, von B. C. Mit Kupfer und einer neuen Karte von Tharand und der Umgegend. Taschenformat und eingeb. 12 Gr.

Digitized by Google

Hierzu:

Die sächsische Schweiz, ein großes Blatt mit 19 großen und kleinen Ansichten, von L. Richter. 1 Thlr. 8 Gr., nach der Natur kolorirt 3 Thlr. 12 Gr.

Dresden und seine Umgebungen, ein großes Blatt mit 18 großen und kleineren Ansichten, vom Pr. Richter. 1 Thlr. 8 Gr., nach der Natur kolorirt 3 Thlr. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[133] In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Sechs und sechzigster Band. 1834. April, Mai und Juni.

Inhalt des sechs und sechzigsten Bandes:

Art I. Voyage de l'Arabie pétrée, par Léon de Laborde et Linant, publié par Léon de Laborde. Paris 1830.

II. Memoirs of Doctor Burney, by his Daughter Madame d'Arblay. London 1832.

III. Le Romancero françois. Histoire de quelques anciens Trouvères, et choix de leurs chansons. Le tout nouvellement recueilli par M. Paulin Paris. Paris 1833.

IV. Mithriaca ou les Mithriaques. Mémoire sur le culte de Mithra, son origine, sa nature et ses mystères, envoyé au concours de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres de Paris en 1823 par le Chev. Joseph de Hammer, publié par J. Spencer Smith etc. Paris 1833.

V. Handbuch der Geschichte der Literatur. Von Dr. Ludwig Wachler. Dritte Umarbeitung. Drei Theile. Leipzig 1833.

VI. 1) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. — Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des königl. Archives zu Hannover; von Friedrich Graf von der Decken. Zweiter Theil. Hannover 1834.

2) Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner. — Von F. von der Decken. Hannover 1832.

VII. Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine, recueillis et publiés par M. Raoul-Rochette. Première Partie. Cycle Héroïque. 1833.

Inhalt des Anzeige-Blattes.

Ueber Marokko's militärische Verhältnisse. Vom Herrn Hofrathe von Pflügl. — Hammer's morgenländische Handschriften. — Literarischer Artikel, aus Nr. 79 der osmanischen Staatszeitung vom 10. März 1834. — Ueber Einheit und Würde der Gesellschaft.

---

[134] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt des Königl. Württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Jahrgang 1834. 1r Bd. 3s Heft.

Preis des Jahrgangs in 2 Bänden oder 6 Heften. br. 3 fl.

Inhalt: I. Aufsätze und Abhandlungen. Ueber den sogenannten Wurm an den Weinblättern, von Professor Plieninger. — Ueber den Wiesenbau auf der Alp, von Oberhofgärtner Bosch zu Stuttgart. — Ueber die Entbehrlichkeit des Baumwachses, Harzes ꝛc. beim Verebeln überhaupt, nebst der Verfahrungsart, um ein sicheres und kräftiges Wachsthum frisch versetzter Bäume durch verstärkte Bewurzelung zu bewirken. Von Demselben. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle: Patentgesuch und Ertheilung eines Patentes auf eine verbesserte Art von Getreidemühlen. — Stand der Zöglinge an dem land- und forstwissenschaftlichen Institut im Sommerhalbjahr 1834 in Hohenheim. — Der Musterweinberg zu Mühlhausen. — Beiträge zu den Sammlungen. — Beiträge zur Bibliothek. — Die neuentdeckte Höhle zu Erpfingen. — Schlechte Vorsorge für Blitzableitung auf dem Lande. Wohlfeile Vorrichtung dazu. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Verzeichniß in Würtemberg vorkommender zweiflügeliger Insekten, vom Geh. Legationsrath v. Roser. — Verzeichniß der am Schlusse des Jahres 1833 in Würtemberg neu aufgefundenen Conchilien, mitgetheilt von Hrn. Graf von Seckendorf. — Jahresbericht über die Witterungsverhältnisse des Jahres 1833; nach den Beobachtungen des Beobachtervereins in Würtemberg, von Prof. Plieninger. — IV. Auszüge und Notizen. Torf als Düngungsmittel. — Ueber die Wirkung des gebrannten Thons als Düngungsmittel. — Gewicht der Früchte zu Giengen an der Brenz vom Jahr 1833. — Sonderbare Erscheinung der Saftvertrocknung in den Bäumen in der Nähe von Schafen. — Verbreitung der Raupen durch die Luft. — V. Literatur. — VI. Meteorologische Chronik von Prof. Plieninger.

Stuttgart und Tübingen, im Aug. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[131] In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Deutscher Musenalmanach auf das Jahr 1835.

Herausgegeben von

A. v. Chamisso und G. Schwab.

Sechster Jahrgang.

Mit G. Schwabs Bildniß.

In Futteral mit Goldschnitt 2 fl. 42 kr. rhein.

Von den Dichtern, die zu diesem Jahrgang außer den Herausgebern Beiträge geliefert haben, erwähnen wir nur: König Ludwig von Bayern, Anastasius Grün, Nic. Lenau, G. Pfizer, L. Uhland, W. Wackernagel.

Die ersten 3 Jahrgänge, mit Beiträgen von Goethe, A. W. und Fr. Schlegel, Platen, Schleiermacher und Andern, sind zusammen für den herabgesetzten Preis von 2 fl. 42 kr. rhein. zu beziehen, die ganze Folge von 6 Jahrgängen für 7 fl. 12 kr. rhein.

Daraus die Bildnisse von Goethe, Tieck, A. W. Schlegel, Chamisso, Rückert, Schwab in ersten Abdrücken in 4., jedes zu 54 kr. rhein.

---

[116] Uebersetzungs-Anzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint eine Uebersetzung von:

Ayesha, the Maid of Kars, by J. Morier, Author of Hajji Baba, Zohrab etc. 3 Vols.

Braunschweig, den 4. August 1834.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. September 1834.

Merkt auf, wie ich mich nun vernichten will:
Die schwere Last geb' ich von meinem Haupt,
Den Stolz der Herrschaft aus dem Herzen weg.

Shakespeare.

Die Krone von Helgoland.

Auf Helgoland stehet ein König und schaut hinab in's Meer,
Es drückt die goldene Krone den greisen König schwer;
Doch mag er sie nicht lassen der frechen Räuberhand,
Drum blicket er sorgend hinunter vom röthlichen Felsenstrand.

Denn unten auf stürmischen Wogen, da wehren drei Söhne gut
Dem Kronenräuber und fechten mit nordischem Heldenmuth.
Es krachen die Schiff' an einander, zu dichtem eisernem Knäul
Wirrt sich die Schaar der Kämpfer, es dröhnen Schwert und Beil.

Dazwischen donnern die Wogen den furchtbaren Schlachtgesang,
Und blutiger fallen die Streiche, und heißer wird der Drang,
Da stürzt der ält'ste der Söhne, getroffen zum Tode schwer,
Und aus des Königs Auge fällt eine Thräne in's Meer.

Noch ist die Schlacht nicht verloren, noch kämpfen der Söhne zwei,
Es stehen die nordischen Fluten den heimischen Helden bei.
Schon sinkt mit riesigem Stöhnen tiefathmend in den Grund
Das nächste der feindlichen Schiffe; — doch nicht zur glücklichen Stund'.

Denn mit ihm sank auch hinunter, vergessend die Gefahr,
Kühn mit dem Feinde ringend, der tapfere Hidlandar. —
Da steht der alte König, blickt nieder unverwandt,
Und nimmt vom weißen Scheitel die Krone von Helgoland.

Noch kämpft der lezte der Söhne, zu rächen der Brüder Tod,
Dem Vater zu schützen die Krone; — schon glüht das Meer so roth
Vom Abschiedskuß der Sonne und von der Helden Blut;
Doch heißer, immer heißer entbrennt des Kampfes Glut.

Jezt, alter König, sende den Todesgruß hinab,
Dein Tankbrecht liegt verwundet, es bricht dein lezter Stab!
Da faßt in wildem Schmerze der König die goldne Kron',
Und schleudert sie hinunter vom einsamen Felsenthron.

„Was soll mir noch die Krone? — hab' keinen Sohn ja mehr,
Der sie nach mir kann tragen, mein Haus steht öd und leer." —
Und in der Kämpfer Mitten die goldene Krone fällt,
Und Alle stehen betroffen; nur Tankbrecht nicht, der Held.

Wie auch die Wunden brennen, sein Herzblut reicht noch aus,
Die Krone zu erkämpfen, zu enden diesen Strauß.
Schon ruft ihn die Walküre; — er hört ihr Rufen nicht,
Bis er die Kron' errungen, der Feind erschlagen liegt.

Digitized by Google

Und wie hinabgesunken die Sonne in's grüne Meer,
Da zogen die Helgoländer — wie Geister — still einher,
Und trugen Tandrechts Leiche, die Kron' im blut'gen Haar
Hinauf zum alten König, der grüßt die Heldenschaar:

„Nicht mein ist mehr die Krone, die mir der Todte bringt;
Doch wer von Euch, ihr Helden, sich ihrer würdig dünkt,
Der tret' hervor und nehme sie meinem Tandrecht ab!"
Doch keiner von den Rittern dem König Antwort gab.

Und hoch aus Himmelshöhen herniederrauscht ein Aar,
Und nimmt die blut'ge Krone aus Tandrechts goldnem Haar,
Schwingt hoch empor sich wieder zur steilen Felsenwand,
Und birgt in seinem Horste die Krone von Helgoland.

Da ruft der bleiche König hin durch die dunkle Nacht:
„Wer von des Adlers Horste die Krone zu holen wagt,
Der soll sie nach mir tragen, werth ist sie solchen Preis!
Dies ist mein lezter Wille!" — hinsank der Königsgreis.

Doch Keiner mocht' erringen den königlichen Lohn,
Leer ist fortan geblieben der alte Königsthron.
Und ob wohl tausend Jahre auch gingen in das Land,
Noch immer liegt sie droben, die Krone von Helgoland.

Hermann Matthäy.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Beschluß.)

Aber große Ueberschwemmungen, von denen die Erde so starke Spuren aufzuweisen hat, können ja, indem sie auf einige Zeit das Gebiet jener Gewächse ungeheuer vergrößerten, ihre Saamen verschleppt haben. Man wird die Einwendung machen, solch mächtige Ueberschwemmungen müssen immer vom Ocean, also von Salzwasser ausgegangen seyn; darauf läßt sich aber erwidern, einen geringen Grad von Salzgehalt des Wassers ertragen die meisten Thiere und Pflanzen, und überdies sey durch nichts erwiesen, daß das Meer ehedem so stark gesalzen gewesen, wie jezt. Im Gegentheil waschen die Flüsse und der Regen seit ein paar tausend Jahren die Erdoberfläche beständig aus und führen salzigte Stoffe in den Ocean. Auch ist es wahrscheinlich, daß sich auf dem Grunde des Meeres stellenweise, wie auf dem Festlande, Bänke von Steinsalz finden, welche nach und nach schmelzen. Die Vertheilung der Thiere und Gewächse des süßen Wassers ließe sich also, streng genommen, immerhin durch Verschleppung in alter Zeit erklären; anders ist es aber bei manchen Landgewächsen. Schouw zählt deren gegen dreihundert auf, deren Individuen in so entlegene Länder vertheilt sind, daß eine Wanderung von einem zum andern ganz undenkbar wird. Aus den tropischen Ländern führt er 107 Arten auf, welche Amerika und Asien, 86, welche Afrika und Amerika gemeinsam sind, diejenigen nicht gerechnet, welche der Mensch absichtlich oder unwissend verschleppt hat. Wie aber die Saamen von einem dieser drei Welttheile zum andern, welche just unter dem Aequator durch ungeheure Meeresstrecken getrennt sind, gelangt seyn sollen, läßt sich wirklich nicht absehen. Die Zugvögel streichen niemals nach der Richtung derselben Breitegrade; die Stürme, die Strömungen, so hoch man auch ihre Gewalt anschlagen mag, können doch nicht ein Saamenkorn unversehrt tausend und zweitausend deutsche Meilen weit über das Weltmeer führen. Der Franzose Gaudichard erwähnt sechs Species, die er für eigenthümliche Produkte der Insel Bourbon hielt, die er aber später zu seiner Verwunderung, fünfzehnhundert geographische Meilen davon, auf der andern Seite des Aequators, im Archipelagus der Sandwichsinseln wiederfand. Forster hatte behauptet, auf der Küste von Patagonien und auf den Maluinen wachsen mehrere europäische Pflanzen wild. Dies schien so unwahrscheinlich, daß man es lange nicht glauben wollte; aber die vom Weltumsegler d'Urville mitgebrachte Flora der Maluinen läßt keinen Zweifel mehr, daß mehrere der dortigen Pflanzen völlig identisch mit den unsrigen sind. Besonders sind es Gräser und sogenannte Cyperngräser des nördlichen Europas, die sich in jenen entlegenen Australländern wiederfinden. Ja die Primel der Maluinen soll von der Primula farinosa unserer Alpen rein nicht zu unterscheiden seyn. Da diese Pflanzen zu gar nichts dienen und dabei selten sind, können wir sicher seyn, daß sie nicht von Seefahrern absichtlich oder zufällig hingebracht wurden. Die Maluinen sind von Europa durch die ganze heiße Zone geschieden, in deren Temperatur die Gewächse, von denen hier die Rede ist, nimmer fortkämen; sie können sich also auch nicht allmählich über Inseln oder zwischenliegende Continente von einer Hemisphäre in die andere verbreitet haben, und es muß somit Gewächse geben, welche in verschiedenen Ländern Autochthonen sind, und sie müssen zum wenigsten eben so viele Ausgangspunkte als weitentlegene Standorte gehabt haben.

Nach diesem kann man sich nun nicht mehr wundern, daß man auf den Gipfeln unserer Alpen oder des Kaukasus so sehr viele Arten findet, welche den Polarländern angehören, während bei der Annahme des gemeinsamen Ursprungs jeder Species ihre Verbreitung über die deutschen und russischen Ebenen schwer zu begreifen ist. Nimmt man aber einmal an, von Anbeginn habe

Digitized by Google

es sehr weit auseinander einige Pflanzen gegeben, welche einander so ähnlich sind, daß wir sie zu Einer Species vereinigen müssen, so wird man es zum wenigsten wahrscheinlich finden, daß auf demselben Landstrich, unter noch weit analogeren äußern Verhältnissen, die Individuen aller Arten von Uranfang mehrfach vorhanden waren. Mit andern Worten, es ist wohl kein Zweifel, daß es, seit es auf Erden Gras und Kraut gibt, Arten gab, welche ungleich verbreiteter waren als andere, endemische und sporadische Arten, kurz, daß von jeher ein grüner Teppich das Land deckte, und nicht, wie bei der Annahme Einer Stammpflanze für jede Species, auf einem weiten Striche nur ein einziges Gewächs stand.*) Durch die Verschleppung der Saamen und durch örtliche Modifikationen des Erdreichs wäre das ursprüngliche Verhältniß nur allgemach geändert worden. Die entwickeltsten Gewächse hätten von jeher, wie noch jezt, weniger Individuen gezählt und beschränktere Wohnsitze gehabt, als die unvollkommenern.

Dehnt man diesen Schluß auf sämmtliche organische Wesen aus, so sehen wir die unvollkommenern Arten beider Naturreiche von ihrer Schöpfung an in zahlreichen Haufen über einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche verbreitet; andere Arten werden immer weniger gemein und verbreitet, je höher sie auf der Stufenleiter der Organisation stehen, und am Ende der Reihe erblicken wir den Menschen, dessen Geschlecht wohl am Anfang aus den wenigsten Individuen bestand und den beschränktesten Wohnsitz hatte, und finden somit wiederum alle Zeugnisse der Geschichte und Religion bestätigt.

*) Die Gesammtoberfläche des Landes beträgt etwa 8.250,000 geogr. Quadratmeilen; man rechne wegen der Anschwemmungen in den 6000 Jahren nur 6 Millionen und nehme an, es gebe 120,000 Species, so kommt Eine Species auf 50 Quadratmeilen, und dies ist eher zu wenig als zu viel gerechnet.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsezung.)

Erster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Meine Herren, ich läugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie sehen, wie erhabene Resultate sich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig so viel falsche und ungereimte Gedanken sich in die Herrschaft der Welt theilen? Das kommt von unsern schlechten Zähnen. Mit dem ersten hohlen Zahn wurde der erste hohle Gedanke geboren. Denn unsere vernachlässigten, unregelmäßig gereinigten, mit Weinstein besezten, hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speisen bis zu jener dünnen, flüssigen Masse zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel zersezt, dem Magen willkommen ist. Vielmehr bleibt dem Magen in unserm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeschäft überlassen. Der Körper, der angewiesen ist, seine Frische aus dem Magen zu holen, siecht, und der Geist, der sich in einem kranken Gehäuse nicht wohl befindet, schrumpft zusammen. Das ist eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen also, daß eine Zahnbürste die beste Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philosophie ist?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philosophie nur Haare auf den Zähnen, so ist es unsere Aufgabe, Borsten daraus zu machen. Befolgen Sie meinen Rath, und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraschung gewinnen. Dies ist also mein Fundamentalsatz, den ich nun weiter ausführe.

(Geht vorüber.)

Zweiter Lehrer mit seinen Schülern.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, sich nicht umzusehen nach dem elenden Menschen, der hinter uns hergeht und die Welt aus Nichts construirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beschüzt, dicht geschlossen; denn jenes Menschen Bosheit kennen Sie nicht. Ja, ich habe zuweilen ein Loch im Stiefel; ja, ich begleite meine Lehrsätze immer mit einer dummen Bewegung der linken Schulter, gegen die ich vergebens Bäder gebrauche; allein seitdem er diese kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich widerlegen zu können. Das ganze scharfsinnige Gebäude meines Systems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Assertionen wiegt für seine Schüler nichts mehr, seitdem er ihnen gesagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So sind die Menschen. Wenn sie von Jemanden wissen, daß er eine Perrücke trägt, so ist es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, welches er geschrieben hat, lächerlich seyn muß, so wie sie das, was sie Ihnen nicht zu sagen wagen, so lange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verschweigen werden, wenn Ihnen eine Nath daran aufgegangen ist. O, ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo standen wir?

Digitized by Google

Erster Schüler.

Beim Ding an sich.

Lehrer.

Da haben wir's: der elende Mensch sizt wie eine Klette an mir; ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er ist wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an sich: was behauptete er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß sich die Philosophie nicht mit Dingen, sondern mit Begriffen beschäftigt.

Lehrer.

Es ist zum Todtlachen. O, da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngst gegen mich gespien haben soll. Aber ich muß Sie bitten, doch enger zusammenzutreten; denn ich weiß, daß er in diesem Augenblick von mir spricht, und mich freilich in die Flucht schlägt, wenn er dabei auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Kommen Sie, ich kann seinen Geruch nicht ertragen.

(Gehn vorüber.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Die Gobertschen Preise. Gelehrte Vereine.

Der Ertrag des Gobertschen Vermächtnisses wird beinahe auf 50.000 Franken geschäzt; von diesen wird also jede der beiden Akademien die Hälfte den Preisbewerbern anzubieten haben. Der Stifter hat die sonderbare Bedingung hinzugefügt, daß die beiden Gekrönten so lange im Besize ihres jährlichen Einkommens bleiben sollen, bis andere Konkurrenten etwas Vorzüglicheres geleistet haben; auf diese soll alsdann die den erstern ertheilte Summe übertragen werden. Ich nenne diese Bedingung sonderbar, nicht weil sie an sich befremdend ist, sondern weil sie eine in den akademischen Jahrbüchern ganz neue Verfügung enthält und in der Ausführung sehr große Schwierigkeiten darbieten wird. Die Preise sind so ungeheuer groß, wenigstens in Vergleich mit den von der Regierung gebotenen, daß sie zu furchtbaren Ränken und Schlichen Anlaß geben werden. Dann wird es eine bedenkliche Sache seyn, Jemanden, der z. B. zehn oder fünfzehn Jahre im Besize eines reichlichen Einkommens gewesen ist, dasselbe abzunehmen und es einem Andern zu ertheilen, unter dem Vorgeben, lezterer verdiene es mehr. Zu welchem Zwiespalte und Hader hatte nicht unter Napoleon der bloße Bericht über die Dezennalpreise Anlaß gegeben! Eitelkeit und Eifersucht waren rege geworden und äußerten sich in den Zeitungen auf die unverschämteste Weise. Dies machte Napoleon die Sache so zuwider, daß er lieber gar keine Preise austheilte. Was wird man nun nicht Alles thun, um sich durch einen feierlichen Ausspruch einer Akademie ein jährliches Einkommen von 15,000 Franken zulegen zu lassen! So lange eine Akademie über Handschriften zu urtheilen hat, die nur ihr bekannt sind, wird ihr Urtheil geachtet; soll sie aber über gedruckte, vom Publikum selbst beurtheilte Werke entscheiden, so läuft sie Gefahr, mit der Stimme des Publikums in Collision zu gerathen; in Frankreich besonders, wo die öffentliche Meinung sich frei ausspricht, hat eine Akademie viel Widerspruch zu leiden, wenn sie anders urtheilt, als jene. Solche Stiftungen, wie die Gobertsche, sind daher auch gar nicht nach dem Geschmacke der hiesigen Akademien; denn sie machen ihnen viele Unruhe und stiften nicht immer Gutes. Diejenigen, welche nun aber an der Geschichte Frankreichs arbeiten wollen, wissen, daß es für sie eine Belohnung gibt, wie nirgends eine vorhanden ist. Wenn diese ihren Wetteifer nicht anspornt, so ist wahrlich nichts vermögend, ihn zu wecken. Das geschichtliche Studium ist übrigens jezt beinahe eine Modesache, und es sind kürzlich zwei neue Gelehrtenvereine entstanden, welche zum Zwecke haben, dasselbe zu befördern. Der eine wird von der Regierung begünstigt und will sich ausschließlich mit der Geschichte Frankreichs beschäftigen. Die Mitglieder zahlen starke Beiträge zur Bestreitung der Kosten der Bekanntmachung historischer Dokumente. Der andere Verein nimmt die Geschichte im Allgemeinen in Anspruch, und begreift sogar die Geschichte der Künste, Wissenschaften und Literatur mit in seinen Plan, wodurch also beinahe eine encyclopädische Gesellschaft entsteht. Beide Vereine wollen eine Zeitschrift herausgeben; lezterer hat auch noch den Plan, einen jährlichen Kongreß zu halten. Es scheint aber, als ob lezterer, der sich Institut historique betitelt, mehr Lärm machen, als Forschungen anstellen wolle, und sein Vorhaben nicht reiflich überdacht habe. Er hat überall Mitglieder anzuwerben gesucht und begnügt sich mit geringen Beiträgen. Ersterer Verein scheint auf leztern etwas vornehm herabzuschauen. Ueberhaupt vermehren sich seit einigen Jahren die speziellen Gelehrtenvereine in Paris, so wie in andern Städten Frankreichs sehr; so hat man jezt eine geologische, eine botanische, eine zoologische, eine geographische, eine statistische, zwei historische Gesellschaften u. s. w. Sie sind in der Wissenschaft, was die Theilung der Arbeit in den Fabriken ist; wo jeder ein beschränktes Feld bebaut und sich nur mit diesem abgibt, da kann etwas herauskommen, und wenn alle diese speziellen Gelehrtenvereine auch nur dazu dienten, diejenigen, welche dasselbe Fach bearbeiten, genau mit einander bekannt zu machen, so wären sie schon nicht unnüz. Der Minister Guizot scheint die gelehrten Vereine in den Provinzen besonders aufmuntern zu wollen, indem er sie neulich durch ein Cirkularschreiben eingeladen, ihm ihre Wünsche und Bedürfnisse vorzutragen, und sich dabei erboten hat, ihre Abhandlungen bekannt zu machen. Besser wäre es vielleicht gewesen, ihnen dies Bekanntmachen selbst zu überlassen und ihnen nur die Mittel dazu zu verschaffen; denn ein Minister hat Wichtigeres zu thun, als sich mit dem Herausgeben gelehrter Abhandlungen zu beschäftigen; er müßte es denn etwa einem Büreau oder einer Kommission überlassen, die ganz andere Ansichten haben kann, als der Gelehrtenverein, und deren Aufsicht sich wohl wenige Vereine in Frankreich möchten unterwerfen wollen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. September 1834.

Jener leichte, unterhaltende Ton, mit welchem man über das abspricht, was man nicht weiß, kann seine Eleganz haben, so lange man spricht, verliert sie aber, sobald man schreibt.

Frau v. Staël.

Der Pariser in Wien.

Wir haben in der lezten Zeit angefangen, eine kleine Sammlung von Hohlspiegeln anzulegen, in welchen der Deutsche lachend seine verzerrten Züge betrachtet. Die Leser haben in die von einem englischen Ehrenmann und von einer romantischen Engländerin verfertigten geblickt; früher sind eines, unter den Seinigen sehr hoch stehenden Mannes, St. Marc-Girardins, Schattenspiele deutscher künstlerischer Zustände an uns vorübergezogen, heute soll uns auf ganz anderer Stufe ein Franzose unterhalten, der so wenig, gleich jenem, Deutschland wissenschaftlich bereist hat, daß er vielmehr Attaché bei einer französischen Gesandtschaft zu Wien war. Er gibt seine Erinnerungen an Wien im neuesten, vierzehnten Bande des Livre des cent-et-un. Wenn wir dieselben bloß im Auszuge mittheilen, verliert der Leser nichts dabei; was wegfällt, sind entweder politische Betrachtungen der ordinärsten Sorte, die den Verfasser als Diplomaten nicht sehr hoch stellen, oder ganz unbestreitbare Wahrheiten, wie z. B. die Pracht der Husarenuniform, welche Fürst Esterhazy an Frohnleichnam anlegt.

* * *

Unvergeßlich bleibt mir das herrliche Wien, diese Residenz der Lust und der Behaglichkeit, der Einfalt und des Luxus, diese alterthümliche Stadt mit ihrem schlanken St. Stephan, ihren Tabaksrauchern in mächtigen Hüten und ihren Weibern mit Goldhauben; diese so neue, zierliche, lustige Stadt mit den muntern Schaaren im Prater oder im Volksgarten sich ergehender Frauen, seinen halb deutschen, halb italienischen Balletten und ausgelassenen Redouten, mit den Jagden der Großen, wogegen unsere königlichen Jagden wahre Wildererszüge sind. Sey willkommen, freundliches Angedenken an Wien!

Auf das, was einen in der Hauptstadt Oesterreichs erwartet, wird man auf dem Weg von Straßburg dahin gehörig vorbereitet; gleich in Carlsruhe, mit seinen sieben, vom großherzoglichen Pallaste fächerförmig auslaufenden Straßen. Kaum hat man die Kehler Brücke passirt, ist man tausend Stunden von Frankreich. Auf der ersten Post wundert man sich über das seltsame Wesen des Postillons, der sich, das Posthorn auf dem Rücken, auf den Bock sezt, als gehörte er zum Hause; und seinem Titel nach scheint er auch wirklich dazu berechtigt, denn in ganz Deutschland heißt der Postknecht der Schwager. Sie fahren ziemlich schnell, aber wehe dem, der Eile hat! nicht für einen Dukaten brächte man einen badischen oder würtembergischen Postillon dahin, anders zu fahren, als in dem Trotte, der sein Maximum ist. Zum Glück ist dieses Maximum ganz passabel, und da in Folge der Weggelder die Straßen durchgängig

Digitized by Google

gut sind, so kommt man nicht in den Fall, den liebenswürdigen Schwägern im blau und weißen großherzoglich badischen Kittel allzu derb auf den Rücken zu fluchen. Und man muß auch gestehen, man sieht gar nicht nach der Uhr, wenn man zu beiden Seiten des Wegs ein Land hat, das wie ein Garten angebaut ist, Alles bis an die Gräben in vollem Ertrage: ein Stück Tourraine, nicht anders. Auf dieser schönen Straße kommen einem auch mancherlei Gedanken, wenn man das Schloß von Rastadt erblickt, wo unsere Gesandten von einem Regiment Husaren gemordet wurden, das für diese Verletzung des Völkerrechts schwer büßen mußte: es wurde bis auf den lezten Mann zusammengehauen. Von diesem gesegneten Lande tritt man mit einemmal in die schwarzen Tannenwälder Schwabens; doch auch hier gibt es Stoff zu neuen, interessanten Beobachtungen. Gar angenehm wird man überrascht, wenn man, wie ich, Sommers an einem Sonntag durch so ein schwäbisches Dorf fährt. Diese frischen, blonden Würtembergerinnen mit ihren schwarzen, silbergestickten Miedern, mit ihren Hauben aus Goldbrokat nach phrygischem Schnitt, diese Männer, Hüte von sechs Schuhen im Umfang auf dem Kopf, in Hemdermeln, die am Handgelenk anschließen, in Stallmeisterstiefeln mit Manchetten: sieht man dieses Volk Hand in Hand aus einer Kirche mit einem Giebeldache treten, so könnte man meinen, ein Gemälde aus der alten deutschen Schule sey lebendig geworden, oder die Leute seyen Schauspieler, welche in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts ein Schäferspiel von Voß aufführen wollen. Müßte aber Jemand in Ulm anhalten, wie ich wegen einer zerbrochenen Wagenfeder, und brächte er seine Zeit mit etwas anderem zu, als die Menge kleiner Kunstwerke aus Elfenbein zu bewundern, welche einem sehr artige junge Mädchen anbieten — es wäre ihm nimmermehr zu verzeihen. *) Nichts geht über diese Spinnrädchen und Rocken aus zierlich geschniztem Elfenbein. Ich saß nicht weniger als sechs Stunden vor diesen Wunderdingen, und einige dieser Sächelchen, die ich mit nach Paris brachte, wurden allgemein bewundert. Doch das ist nichts gegen den seltsamen Effekt, den die alte Stadt Augsburg macht. Während die Wache am Thore meinen und meines Begleiters Namen aufschrieb, guckte ich hinaus und sah an allen Häusern Freskogemälde, die leicht so alt seyn mögen als die Confession. Aber die Schildereien am ersten Haus rechts mußte ich mir zweimal betrachten, um mich zu überzeugen, daß ich recht sah; wahrhaftig, man konnte sich schon darüber wundern. Dieses ungeheure Gemälde stellt den h. Joseph vor, wie er als Zimmermann an der Arbeit ist, neben ihm die heilige Jungfrau und das Christuskind. Soweit ist Alles in Ordnung; aber etwas wunderlicher ist das Kostüm, in dem St. Joseph auftritt: es gleicht vielmehr der Tracht eines guten Bayern aus der Zeit der Religionskriege, als derjenigen, die er getragen haben mag, und nicht minder sonderbar ist, was er schafft. Er steht an einer Hobelbank und hobelt ein Brett mit einem ungeheuern Schlichthobel; die Jungfrau neben ihm flickt mit spitzen Fingern Linnenzeug, und das Jesuskind fegt mit einem mächtigen Besen die Späne hinaus. Ganz Bayern ist mit dergleichen Meisterstücken bepinselt. Ich hatte zu lachen genug bis an die österreichische Grenze, doch hier stieß mir ein anderer Spaß auf.

Der Unbequemlichkeit der Untersuchung auf den Zollämtern zu entgehen, hatten wir, wie man es immer thut, wenn man im Namen der Regierung reist, unsere Koffer auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versiegeln lassen. In Braunau, der ersten österreichischen Stadt, angelangt, bemerkte mein Begleiter, daß ein kleines Kistchen, das ihm Frau von S. mitgegeben, und das für mehr als 30,000 Franken Spitzen enthielt, nicht versiegelt war. Er theilte mir seine Besorgnisse mit, und wir zogen uns folgendermaßen aus dem Handel. Ganz ernsthaft zog er ein Gesandtschaftssiegel aus der Tasche, verlangte Licht, nahm Siegellack aus dem Necessaire und versiegelte die Kiste dem Kaiserlig vor der Nase, der ganz verblüfft zusah und keine Miene machte, einzuschreiten. Als es geschehen war, packte er Alles wieder ein und sagte zu dem Mann, der tiefe Kratzfüße vor uns machte: „Sie können sich leicht denken, in Contrebande, 30,000 Franken werth, konnte ich Sie nicht die Nase stecken lassen.“ In meinem Leben habe ich keinen Menschen ein längeres Gesicht machen sehen, als diesen achtungswürdigen Zollbedienten.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Der Franzose scheint hier wahrhaftig die kleine, durch ihre Drechslerarbeiten bekannte, ehemals zum Ulmischen Gebiet gehörige Stadt Geißlingen mit Ulm selbst zu verwechseln.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsezung.)

Dritter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie gesagt, Nichts, meine Herren, also Nichts ist Alles. Jeder, meine Herren, ist also Keiner. Denn gesezt also, zum Exempel, es klopfte, gesezt also, es klopfte Jemand, Jemand also an meine Thür, an meine Thür also: wie? nun wie? was würd' ich sagen? also sagen? Wie gesagt, ich würde fragen: wer da? Also

Digitized by Google

wer da? Nun aber, wie gesagt, würde draußen geantwortet, also geantwortet: Ich! Ja, Ich! Was bin Ich? dumm! Ich ist Jeder, also Jeder: Jeder also, also Jeder ist so viel wie Keiner. Nun aber, also, nun ist doch ohne Zweifel, also ohne Zweifel ist doch Jemand da. Sie sehen also, meine Herren, wie gesagt, das Seyn ist so gut als Nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin denkend freilich; aber die Person draußen, also draußen ist Nichts; denn wie gesagt, sie sagt: Ich! Ich kann aber also Jeder seyn. Nun sehen Sie, wer also pocht, ja pocht auf seine bloße Existenz, seine natürliche Existenz also, ist nichts; denn wie gesagt, das abstrakte, das abstrakte Seyn ist Nichts.

Erster Schüler.

Auch das Meinen ist nichts, also wie gesagt, das Meinen —

Lehrer.

Ja, wer denkt, meine Herren, der ist also: aber Meinen, also Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Mein; aber das Partikuläre, wie gesagt, das Personelle entscheidet nicht, also Mein, Mein also ist Nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie gesagt, ist der Geist, das heißt also, nichts, was ich besitze, so daß es also, also etwas Partikuläres sey, sondern der Geist, also der Geist kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Seyn. Geist ist das Ge-Ist. Also —

Lehrer.

Also das wahre Seyn; so daß also zuletzt, also zuletzt das Seyn doch wieder etwas ist. Ist? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren, die Sprache also, ist also das größte Hinderniß der Philosophie; denn man stößt an, wie gesagt, bei jedem Worte an. Die Wissenschaft braucht aber jedes Wort also, also jedes Wort in einem andern Sinne, also als dem gewöhnlichen also. Drum, meine Herren, drum ist die wahre Philosophie also eine stumme, obschon, wie gesagt, dies Schweigen, dies Schweigen also leicht in Mysticismus übergeht. Die wahre philosophische Sprache also ist die Sprache, wie gesagt, die Sprache Gottes. (Geht vorüber.)

Vierter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Mögen Andre zu wissen glauben; wir, meine Freunde, wollen unsern Stolz darin finden, daß wir zu glauben wissen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wissenschaft, in den meisten aber eine Kunst seyn. Die Quelle der Wissenschaft ist die Vernunft, die der Kunst aber das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und gibt uns Trost, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unsere Ahnung; mit einem Worte, Sie sehen, daß sich auch der Glaube in ein System bringen läßt.

Erster Schüler.

Und was sollen wir glauben?

Lehrer.

Zuerst die heilige Tradition, und sodann das, was ich darüber sage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unsere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae deuteln Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menschen einmal das Bedürfniß empfinden würden, an solche Capriolen zu glauben, wie sie dessentwegen von ihnen gemacht worden sind. Es gibt eine Philosophie (da geht sie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wissen früher sezt, als das Gewußte, und somit die Gottheit nur anerkennt, insofern sie von den Menschen gewußt wird. Wir sagen vom Glauben dasselbe. Die Erfindung der Religion war von Seiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann sich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering ist; denn ein glaubensdurstiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet sich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjekte an die Mythologien fremder Völker, und ich bin gewiß, daß man selbst den indischen, persischen und chaldäischen Göttern sich mit Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie Alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt sich.

Zweiter Schüler.

O recht, Theurer, wir sollen dem Vogel gleichen, der sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, so daß wir den Himmel für die Erde ansehen.

Lehrer.

Und wenn wir dabei auch einmal, statt an einen Stern, an einen Balken stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir dabei denken, daß der Chirurgus ja auch des Himmels Erde ist. (Geht vorüber.)

Fünfter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, diese Rose! Was bewegt uns, sie schön zu nennen?

Erster Schüler.

Weil sie wie der junge Tag blüht, weil sie sich schämt, ihre Reize zu enthüllen, weil sie duftet, süßer als zerschnittene Mandelkerne.

Digitized by Google

Lehrer.

So würde der Dichter sprechen; allein die Schönheit muß sich definiren lassen. Warum ist diese Rose schön? Sie präsentirt sich uns in der ersten Form des Vorstellungsvermögens, im Raume. Sie ist demnach etwas Endliches, und Ideelles muß ihrer räumlichen Erscheinung zum Grunde liegen. Welche Mittelglieder lassen sich nun auffinden zwischen dem Belvederischen Apoll und dieser Rose? Galt dort die Harmonie plastischer Formen, so trifft diese hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: es gibt am Belvederischen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; denn einmal ist er schön als Apoll, als Thema, sodann als Belvederischer in der Copie. Wie nun die Rose? Gibt es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings: wir müssen zuerst auf die Pflanzenbildung zurückgehen, und zweitens den Coincidenzpunkt suchen, wo das Endliche und Unendliche zusammenschlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sizilien —

Zweiter Schüler.

Aber seht doch nur, die Rose ist über euren Definitionen schon ganz welk geworden! (Gehen vorüber.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Ende Augusts.

Witterung. Fruchtmarkt. Weinlese.

Ich habe eine lange Pause gemacht, aber die Hitze war auch groß und die Dinte vertrocknete bei 36 Higgraden. Man schließt sich bei uns seit bald acht Wochen in die Häuser ein, Limonade trinkend und sich Luft zuwehend mit dem Damenfächer; erst wenn die Nacht hereinbricht und mit ihr die Meereslüfte, wagt man sich hinaus in die Alleen und an den Hafen, und trinkt die kühle Luft, und haucht die Düfte der Melonen, und freut sich an dem Glanze der Nachtsonne, die wir im Süden weit lieber haben, als die andere, weil sie auch leuchtet, aber nicht brennt. Jezt muß man unsern Früchtemarkt sehen! Jezt ist die beste Zeit für die Obstesser gekommen. Die frischen Kartoffeln hatten wir schon zu Ende Aprils, die Mandeln im Mai, die Feigen und Oliven im Juni, seit dem Juli endlich die Pfirsiche, die Melonen und die herrliche Weintraube. Das ist ein verführerischer Anblick für einen Nordländer: eine köstliche Melone, groß wie ein Ochsenkopf, kostet nur zwei Sous, und für einen Sous bekommt er mehr Trauben, als er zu essen im Stande ist. Mancher arme Handwerksbursche, der dorther kam aus dem ehrlichen Kreuzer- und Groschenlande, glaubte, hier sey ein Elysium; dort mußte er arbeiten, im Schweiße gebadet, um einen Krug Bier und sein trocken Brod, hier findet er den purpurnen Wein, die edlen Früchte, und auch Arbeit. Er trinkt und ißt die köstlichen Gaben; aber sie sind verrätherischer als der Teufelsapfel; der Geschmack ist so lieblich, die Luft erzeugt Unmäßigkeit, und der arme Nordländer, der hier ein Paradies sich träumte, sieht nun, daß es nur der dunkle Weg ist, der ihn zum andern Paradiese hinüberführt. Aber manche drollige Scene bietet unser Fruchtmarkt: dort steht ein armer Schuhputzerjunge, wahrscheinlich ein kleiner Savoyarde. Zu Hause auf den Bergen hat er nie was gegessen, als Milch und Kartoffeln; wer wird es dem armen Jungen übel nehmen, wenn er lüstern nach den Melonen schielt, deren aromatischer Duft ihm in die Nase steigt? Er hat so eben einem Herrn die Stiefel gewichst und hält zwei Sous in der Hand, überlegend, ob er sie für die schöne Frucht aufwenden soll. Er nähert sich dem großen Melonenhaufen, die ohne Unterdecke auf dem Straßenpflaster und im Korbe aufgethürmt stehen; nach langem Prüfen und Handeln hat er eine gefunden, die ihm gefällt, und man sieht ihn mit dem vergnügtesten Gesichte auf eine Steinbank sich niederlassen; sein Wichskästchen dient ihm zum Schemel und mit seinem Messerchen zerschneidet er emsig die schöne Frucht, die er mit Appetit verzehrt. Ist der arme Junge nicht glücklich? Die höchste Zufriedenheit spricht aus seinem sonneverbrannten Gesichte, und in diesem Augenblicke tauschte er nicht mit dem Könige. Aber die edle Frucht in seiner schmuzigen Hand erscheint fast wie bitterer Spott; denn sehr die Lumpen, die seinen Körper bei weitem nicht bedecken, und an der gebräunten Haut, welche durch die Löcher blickt, merkt man wohl, daß der arme Junge noch nicht viel auf weichem Lager geruht und kein Obdach gegen die Sonnengluth hat. In diesem Lande ist Alles seltsam gepaart. Dem ärmsten Bettler ist es leicht, bei einer Flasche Wein eine Stunde lang sein Elend zu vergessen; aber dann findet er kein Lager, als die harte Steinbank, und der blaue Himmel ist sein Dach; er kann Feigen und Trauben bis zum Ekel genießen, während sein Geld nicht hinreicht für eine Suppe und einen Laib Brod. — Die Fruchternte ist dieses Jahr im Ganzen eine sehr ergiebige zu nennen. Der Olivenbaum steht mit unzähligen Früchten beschwert und der Weinstock ist trefflich gediehen; die diesjährige Lese ist bei uns sowohl in Hinsicht der Güte, als der Menge der Trauben eine der besten, deren man sich erinnern kann. Der provençalische Wein ist indessen nicht von vorzüglicher Qualität; er ist roth, stark, etwas säuerlich, doch nicht unangenehm schmeckend. Die eigentliche Weinlese findet erst in diesem Augenblicke statt. Bei dieser Gelegenheit vergißt auch unser Landvolk nicht, sich wacker lustig zu machen. Der Tanz ist indessen hier weniger Leidenschaft, als in Deutschland oder Spanien; es sind ausschließlich nur junge Leute, die sich ihm hingeben, aber beide Geschlechter entfalten dabei viele Anmuth und Zierlichkeit. Die Musik ist die einfachste; sie besteht gewöhnlich aus zwei langen maurischen Trommeln und einer Sackpfeife. In der Stadt selbst sind öffentliche Tanzunterhaltungen noch weit seltener, als auf dem Lande; sie kommen höchstens bei Hochzeiten und andern Familienfesten vor. Wenn der Tanz nicht zu den besondern Liebhabereien des Provençalen gehört, so ist er dagegen ein leidenschaftlicher Freund der Musik, und er steht hierin weder dem romantischen Spanier mit der Guitarre, noch dem liederreichen Italiener mit seiner melodischen Stimme nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. September 1834.

O leichter ist's, Rhabarber
Im Leibe zu behalten,
Als Urtheil und Gedicht:
„Das hab' Ich ausersonnen,
Mein Meister dies gedichtet!"

Herder.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Sechster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral sind, so vereinigen sich doch alle Gründe, mögen es nun theoretische oder praktische seyn, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abscheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umständen! Das ist das höchste Sittengesetz. O geben Sie doch gleich ein Beispiel an, um zu beweisen, wie untauglich die Vorwände sind, welche die sogenannte Nothlüge beschönigen sollen!

Schüler.

Mörder suchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die schreckliche Gefahr von ihm abzuwenden, wirft sich ihnen entgegen, nennt sich den, den sie suchen, stirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt, und rettet seinen Herrn.

Lehrer.

Ja nun, da haben Sie ja, was ich sage! Dieser Mensch stirbt, noch mit vollem Munde eine elende Lüge kauend. Seyn Sie versichert, meine Herren, das Sittengesetz steht höher als alle Collisionen, in die es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber des kategorischen Imperativs gewesen, ja, ohne Zweifel, er lebte noch. Daraus sehen Sie zugleich, daß man auch mit der Wahrheit zuletzt immer am besten wegkommt.

(Geht vorüber.)

Siebenter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, ihnen das Ideal eines philosophischen Staates, ein rationelles Gemeinwesen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorschlag bringe, besteht aus fünf Bürgerklassen, welche auch zugleich das Fundament für die Regierungsgewalten sind. Diese fünf Klassen bestimmen sich nach den fünf Sinnen, so daß wir haben: die riechende, die hörende, die sehende, die schmeckende und die fühlende Klasse. Die angesehenste Klasse ist die schmeckende, die niedrigste die fühlende, welche sich damit begnügt, die Hauptsache, gleichsam den Braten, nur durch den Nervenäther zu spüren, ohne selbst davon etwas zu sehen oder gar zu schmecken. Die schmeckende Gewalt sind der König, die königlichen Prinzen, die hohe Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit. Die riechende Gewalt

Digitized by Google

sind die natürlichen Kinder des fürstlichen Hauses, die Justiz und die Polizei. Von der sehenden Klasse an beginnen die Unterthanen; doch hat sie noch den Vorzug, weniger Steuern zu zahlen, als die folgenden. Die hörende zahlt nämlich bereitwilliger, da sie nicht sieht, wie ihr Geld zur Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen nur die Ahnung haben, die gewohnt sind, sich in süßen Täuschungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und den Neuerungen abhold sind, also die Weiber, die Gelehrten, die niedere Geistlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsschriftsteller sowohl des einen als des andern Geschlechts.

Schüler.

Und ließe sich denn dieser große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Ja leider, das ist das Schicksal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen Jahrhunderte zu früh! Und, meine Herren, daß ich es gestehe, der Zwiespalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wohl niemals ausgeglichen werden. (Geht vorüber.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Hier bin ich wieder bei dem kleinen Menschenschlage,
Der in dem Abend unsrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, schwärmt.
Wie jeder Chor hier summt und drängt und lärmt,
Und gern die eigne Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der sucht die theure Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eisenschachte;
Der lehrt, wie sich aus einer Flüssigkeit
Ein Würfel schneiden läßt, gleich lang und breit,
Und wie aus längst verwelkten Trauben
Noch Prometheisch Feuer sey zu rauben.
Dies sind die Fragen, die gleich Schmetterlingen
Beflügelt, schillerndbunt, den jungen Knaben
Abseiten ziehn, statt daß an ernsten Dingen
Sich soll die hoffnungsreiche Seele laben.
Nicht in der Zeit allein, selbst im Gedächtniß
Verweht schon unsrer Ahnen stolz Vermächtniß.
Hier steckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Es starb kein Brutus, kein August
Durchstach der Freiheitsgöttin Brust
Mit seines Zungenstachels giftiger Doppelschneide.
An jede Säule hat sich hingestellt
Ein kecker Mann und macht da seine eigne Welt.
Hochbeinig, stelzenfüßig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem, wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büschel Haare schimmert.
Er schickt sich an zum Werk und spinnt,
So wenig sichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen,
Und sammelt alle Sonnenstäubchen,
Damit den Faden zu verlängern.
Schon will der Umkreis sich verengern,
Man steht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenstäubchen spinnt sich fort:
Die langen Spinnenfüße haschen
Den Faden hie und da zu Maschen,
Bis sich zuletzt das Todesnetz
Abzirkelt mathematisch richtig,
Und sich dem grausen Schüler Archimeds
Die arme Mücke findet todespflichtig.
Doch was trägt jenes Drängen dort im Schooß?
Der Schüler reißt sich von dem Lehrer los,
Und läuft dem Wunderding entgegen, das
Unsichtbar sich in eine Wolke steckt.
Tret' ich doch selbst hinzu, zu wissen, was
Ein Vogel für ein Ei dort ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachsende Gruppe zu.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser in Wien.

(Fortsetzung.)

Nach Wien muß man bei Tag kommen. Die Stadt nimmt sich prächtig aus mit ihrem majestätischen Thore in Form eines Triumphbogens. Ich staunte nicht wenig, als ich beim Hereinfahren die ungeheure Menge sehr anständiger Wagen auf dem Platze stehen sah, noch weit mehr aber, als ich erfuhr, es seyen Fiaker. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, die Wiener Fiaker stehen, was äußere Ausstattung, Schnelligkeit und Sanftheit der Fahrt betrifft, weit über den meisten unserer Remisewagen. In Wien fährt Jedermann im Fiaker; Abends nach dem Essen sieht man im Prater junge Leute aus den ersten Häusern Deutschlands in offenem Fiaker ihre ungarische Pfeife rauchen . . .

Jeden Donnerstag um acht Uhr Morgens gibt der Kaiser, wenn er nicht bettlägerig ist, öffentliche Audienz, und da läuft man hin, wie auf den Stephansplatz. Er hört eines Jeden Anbringen an, läßt es notiren, und nie hat sich ein Unglücklicher vergeblich an ihn

Digitized by Google

gewandt, wenn anders das Recht auf seiner Seite war. Die folgende Geschichte ist einem meiner Bekannten begegnet; sie beweist, wie genau er selbst auf Dinge von geringem Belang achtet. Ich befand mich eines Tags bei einem Attaché der spanischen Gesandtschaft, da meldete der Bediente, ein Schlosser, der einen Glockenzug gesetzt, aber nichts dazu geliefert hatte, verlange fünf Gulden gutes Geld. Die Forderung schien so übertrieben, daß der Herr selbst mit dem Mann sprechen wollte. Ich ging mit. Er stand auf seiner Leiter, erklärte, er nehme den Gulden nicht, den man ihm bot und womit er ganz gut bezahlt war, und drohte, wenn man ihm nicht gebe, was er verlangt, werde er, was er gemacht, wieder wegmachen. Das war nun eine Impertinenz; Herr v. S. hieß ihn herabsteigen und seiner Wege gehen, bleibe er da, so werfe er ihn die Treppe hinunter, und damit packte er die Leiter und machte Miene, sie umzuwerfen. Jezt stieg der Mann herab und sagte kalt: „Geben Sie mir den Gulden.“ Als er ihn hatte, sah er die Treppe hinunter, schlug die Arme übereinander, sprach: der Kaiser wird es wissen, und ging. Am folgenden Freitag erhielt Herr v. S. von seinem Gesandten eine Note aus der Staatskanzlei, des Inhalts, dem Schlosser N. sey von Seiten des Kaisers bedeutet worden, er solle in Zukunft höflicher seyn; der Kaiser wolle aber Herrn v. S. gerathen haben, daß er den Leuten, mögen sie gesagt haben was sie wollen, nicht drohe, sie aus dem zweiten Stockwerk die Treppe hinabzuwerfen. Man sieht aus diesem Beispiel, daß der Kaiser gewissermaßen den Friedensrichter macht, und wie sorgsam er darauf achtet, daß ihm nichts entgeht.

Die patriarchalische Sitteneinfalt der kaiserlichen Familie hat ihres Gleichen nicht. Der Kaiser speist mit der Familie um zwölf Uhr! Wenn er in Wien ist, ergeht er sich gerne in zwei kleinen Blumengärten, besonders mit Rosenflor, die wie zwei Körbe am Eingang des Praters liegen. Winters gehen die Kaiserin und die Erzherzoginnen auf die Redoute, ohne Gefolge, ganz wie muntere Bürgerfrauen, im weißen Kleide, Perlen um den Hals, ein paar weiße Blumen im Haar, im Karneval im Domino, und da intriguiren sie den nächsten Besten, unterhalten sich gut, lachen herzlich, wie Leute, die sich gut unterhalten, und der Tag bricht ihnen zu früh an.

Weil ich von der Redoute spreche: man muß wissen, daß eine Wiener Redoute etwas Einziges ist. Wer nicht die Deutschen, wer nicht Wiener, besonders aber Wienerinnen hat tanzen sehen, hat schon gar keinen Begriff, wie man so recht mit Herzenslust tanzt. Die Contretänze in unserm schönen Frankreich kamen mir von jeher so ziemlich abgeschmackt vor; seit ich aber die hiesige Welt gesehen, ihre Redouten, all diese ausgelassen lustigen Bälle, könnte ich stehend einschlafen, wenn ich an Pariser Bälle denke. Es ist etwas Köstliches, ein Anblick, der einen närrisch machen könnte vor Entzücken: hundert Weiber und mehr wirbeln herum, so reißend schnell, daß einem schwindlicht wird, hundert Paare fliegen dahin, so toll, daß man meint, es müsse Alles drunter und drüber gehen, und keines stößt je an das andere, keines kommt auch nur einmal aus dem Schritt; und dann in diesem Tumult, in diesem tollen Treiben voll Maß und Ordnung sich selbst vom Wirbel ergriffen zu fühlen, sich mit einem Weibe zu drehen, das man liebt, das man geliebt hat, oder das man lieben wird — denn in der Welt läuft doch Alles darauf hinaus — ihr die Hand auf das Herz legen dürfen, in ihrem Auge lesen, ihr den Hauch vom Munde stehlen, ihr, wenn man will, zuflüstern können, was man denkt und fühlt, so nahe ist man ihr, und so rasch geht es, so rasch, daß sie zwischen zwei Pas gar nicht Zeit findet, es sich zu verbitten! Ja, wo man so, und nur so tanzt, da sucht und findet man beim Tanze nur Freude, Lust und Genuß. Längst wären unsere Pariser Bälle schwindsüchtig zu Grabe gegangen, hätte ihnen nicht Deutschland durch Inoculation des Galopps neues Leben gegeben. Aber der tollste, athemloseste Galopp in der Chaussée d'Antin gälte auf der Wiener Redoute für einen Leichenzug oder eine gravitätische spanische Pavana. Und dann sind ihre Orchester so herrlich, daß es eine wahre Lust ist, zu solchen Harmonien zu tanzen. Die Klappentrompete, welche erst seit einem, zwei Jahren auch bei uns Aufnahme gefunden hat, kommt vom Rheln herüber, und ich habe sie schon vor fünf Jahren bei allen deutschen Orchestern gehört. Auch die so schöne Idee von Konzerten unter freiem Himmel haben wir von Deutschland entlehnt; dort ist keine Stadt, die nicht in einem öffentlichen Garten eine Harmonie hätte, wie sie es heißen. In Wien spielt jeden Abend ein ausgewähltes Orchester im Volksgarten Harmoniestücke, Walzer und Ouvertüren, ganz so wie bei unsern Konzerten in den Champs-elysées; nur unterscheiden sich die unsrigen von denen an der Donau darin, daß das gute Wiener Volk der Ansicht ist, Harmonie sey, gleich der Luft, der Sonne, dem Licht, für Jedermann, und so spendet denn das Orchester im Volksgarten seine Harmonien Allen, die Ohren haben zu hören.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Ende Augusts.

(Fortsetzung.)

Serenaden. Matrosenschenken. Die Julius-feier.

Es besteht hier auch die liebliche Sitte des Südens, die Serenade, und sie ist, wenn auch nicht so häufig, wie

bei den Spaniern, doch gewiß nicht weniger schön. Die provençalischen Mädchen lieben auch gar sehr diese südlichen Ueberraschungen, wobei sie selten vergessen, dem zärtlichen Troubadour irgend ein Zeichen ihrer dankbaren Gunst zu geben. Die Abende sind hier so milde, die Luft so würzig, der sternflimmernde Himmel so schön; man öffnet das Schlafzimmerfenster, ohne sich der Gefahr auszusetzen, den Schnupfen zu bekommen, und ein verstelltes Husten kündigt dem Troubadour und seinen Begleitern die Gegenwart der Schönen an. — Eine andere Art von Volksmusik findet sich in den kleinen Matrosenkaffeehäusern nächst dem Theater. Dort geht es alle Abend lustig her, und da dergleichen nur in Seestädten getroffen wird, so lohnt es sich schon der Mühe, einen Blick in diese etwas gemeinen Orte zu werfen. Da sitzen an zwei langen Tischreihen vor tüchtigen Gläsern Rum oder Schnaps die braunen Kinder der See mit der sonnverbrannten Haut und der eisernen Faust; fast alle haben ihre Koller ausgezogen und sitzen da mit nackten Herkulesarmen, die Blicke nach dem erhöhten Orchester gerichtet. Dort rumoren gewaltige Baßgeigen und Violinen, aber alle mit Fertigkeit und Ausdruck gespielt; in der vordern Bühne sitzen vier oder fünf weiß und roth, sehr verführerisch gekleidete Mädchen mit Blumenkränzen in den Haaren, welche die Harfe und die Guitarre spielen und dazu singen. Es sind unter ihnen auch fremde Sängerinnen: man hört die spanische Romanze und die komischen italienischen Lieder. Dann tritt Monsieur Mayeux, der bekannte moderne Hanswurst der Franzosen, auf die Bühne, mit seiner lustigen Deklamation, seinen vertiebten Grimassen und seinem Eulengesang. Daß bei diesen Gesängen und dramatischen Stücken nicht immer ganz saubere Gegenstände abgehandelt werden, versteht sich bei solchem Auditorium von selbst; auch gehören die meisten dieser schöngepuzten Mädchen einem Stande an, den man nirgends zahlreicher findet, als in Marseille. Bei recht obscönen Versen erschallt brüllendes Gelächter der Matrosen, und voll Jubel schlagen sie mit den Fäusten auf den Tisch, daß alle Flaschen hüpfen. Es ist höchst interessant, die Reihen dieser wilden, aber ausnehmend kräftigen Gestalten zu mustern. Dort sitzt ein Duzend kolossaler Engländer, stolz auf ihren Namen der Gebieter der Meere; neben ihnen die Amerikaner, ihre Nebenbuhler, die ebenfalls englisch sprechen, sich aber bedeutend von ihnen durch anständigere Manieren unterscheiden. An sie reiht sich der breitschulterige Däne mit dem hausbackigen, gutmüthigen Gesichte, der rohe Russe, der schläfrige Holländer, der gewaltige Dampfwolken von sich bläst; dann die südlichen Völker; die italienischen Matrosen mit den dicken, kohlschwarzen Bärten; die Hydrioten, wahre Riesengestalten mit weiter, schlotterichter, aber malerischer Tracht; eine rothe Mütze birgt ihre langen, schwarzen Haupthaare, und eine bunte Schärpe umschlingt ihren kräftigen Leib; ihr Antlitz ist meist klassisch schön. Die Spezioten sind kleiner, weniger stark, und haben einen verschmizten Zug in ihren tückischen Physiognomien; sie sind alle ehemalige Piraten. Dies sind die vornehmsten täglichen Gäste dieser Kaffehäuser. Bisweilen entspinnt sich in der Branntweinbegeisterung unter den Seemännern ein Wortwechsel über Flaggen, Winde und Fahrwasser, der dann immer englisch geführt wird, was alle Matrosen verstehen. Bei Worten bleibt es selten lange, bald kommt es zur lezten Instanz, und da muß sich denn der neugierige Fremde sogleich aus dem Staube machen, ehe das Donnerwetter losbricht und die Branntweinflaschen ihm um die Ohren sausen; wo diese Eisenfäuste hinfallen, da bleibt kein gesunder Fleck am Leibe. In nüchternen Stunden sind die Matrosen ein lustiger und sehr amüsanter Menschenschlag; sie tanzen und springen und singen ihre Seelieder. Als ich neulich des Morgens über den Kay ging, traf ich eine Anzahl spanischer Matrosen; zwei davon hatten die Guitarre in der Hand und die andern tanzten den Fandango mit vieler Zierlichkeit. Es liegt ein spanisches Schiff „el Arrogante“ im Hafen, zu welchem wahrscheinlich jene Matrosen gehörten; aus diesem ertönen immer gegen Mitternacht Guitarren und spanischer Gesang in wunderherrlichen Tönen. Es ist eine junge, liebliche Stimme, und aus dem Vortrage voll tiefen Gefühls spricht ein schönes, romantisches Gemüth.

In Marseille, wo auf hundert revolutionäre Köpfe Ein Philippist kommt, konnte die Feier der Julustage nicht glänzend ausfallen; aber gerade durch seine Farbtosigkeit bekommt das Fest wiederum Bedeutung, so daß ich es nicht ganz übergehen kann. Von einem Ausbruch der Freude ist längst keine Rede mehr, die Begeisterung ist todt, der Mund, der sich vor vier Jahren zum Jubel öffnete, als die Heldentage des Julius bekannt geworden, ist heute stumm, man heißt die Tapfern, die damals für die Freiheit bluteten, nun Verräther und Narren, weil sie das Joch der Orleans über Frankreich gebracht; man will nichts mehr wissen von den Juliusfesten, man sehnt sich nach der Feier einer dritten Revolution. Sollten die schrecklichen Zeiten von 1789 heute wiederkehren, so würde es hier an einer neuen Rotte jener fürchterlichen Partisans nicht fehlen, die damals nach Paris zogen und so viel zu dem Siege der Pikenmänner aus den Vorstädten beigetragen haben. Der Pöbel von Marseille ist noch heutiges Tages einer der schrecklichsten der Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 214:

Der Römer.

Räthsel.

Den Nürnberger Trichter, so künstlich gewunden,
Mit Rohr und mit Klappe, den hab' ich gefunden!
So hatt' ich im Scherz den Impf-Trichter genannt;
Der, welchen ich meine, gibt wirklich Verstand.

Es fließt in sein Rohr die unsichtbare Welle,
Dringt ein in die Geister und machet sie helle;
Noch grenzet an Wunder, was drinnen sie schafft;
Nur wenn er zu lang ist, verliert sie die Kraft.

Das Rohr ist mit künstlicher Klappe versehen,
Die läßt, ob geschlossen, die Welle durchgehen;
Die Welle verschwindet an heimlichem Ort,
Doch pflanzt sie Gedanken, Gefühle noch fort.

Es haben die ältesten, weisesten Meister
In ähnliche Trichter ergossen die Geister;
Eh' Adam und Eva die Unschuld verlor,
Schlich schon sich die Liebe durch's künstliche Rohr.

Und wäre der Trichter zur Welt nicht geboren,
Die Macht des Gesanges auch wäre verloren,
Nichts übrig vom Klang als die Sandfigur,
Und stumm die Stimmen der Mutter Natur.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. September 1834.

Hat je ein Franzose ein Vergnügen gehabt, in welches sich nicht die Eigenliebe auf diese oder jene Art eingedrängt hätte?

Frau v. Staël.

Der Pariser in Wien.

(Beschluß.)

Von den Theatern kann ich nicht gleich viel Gutes sagen wie von den Konzerten. Das Burg- und das Kärnthnerthortheater stehen für ihre Bestimmung, eine Stadt wie Wien zu unterhalten, nicht ganz hoch genug. Der Saal des erstern ist schlecht gebaut und erleuchtet, so daß man vom einen Ende zum andern nicht seinen besten Freund erkennt. Der Truppe mangelt es indessen durchaus nicht an Verdienst, und wenn der Saal den Talenten der Künstler entspräche, so möchte das Burgtheater immerhin unter den europäischen Bühnen dieser Gattung einen ausgezeichneten Rang behaupten; so aber sind der Mängel so viele, daß gewaltig viel guter Wille dazu gehört, es zu loben. — Als ich nach Wien kam, war Barbaja mit seiner Mustertruppe da, mit Tamburini, Lablache, Rubini, Madame Méric-Lalande, auch die Pasta befand sich in Wien; und somit ging die Oper am Kärnthnerthor wie geschmiert. Aber wahrlich! ein gewaltig saures Gesicht machte ich, als mich nach Abgang der werthen Virtuosi die Anzeige des Kreuzritters von Meyerbeer in das Theater gelockt hatte, und ich nun, statt der Pasta Mademoiselle Hähnel, statt Lablache Fischer, und statt Rubini den fatalen Wild verdauen mußte! Wild war der erste Tenor Deutschlands; aber seine Stimme ist hin, und es ist ja bekannt (ich bin weit entfernt, damit den Deutschen zu nahe treten zu wollen, vor denen ich in der Musik großen Respekt habe), daß die Methode keineswegs die brillante Seite ihrer Sänger ist; man stelle sich demnach einen deutschen Sänger vor, der keine Stimme mehr hat; wenn man meint, dies müsse eben kein Wunderding seyn, so sagt man noch sehr wenig, dies kann ich versichern . . .

Es ist des Guten und Schönen viel, weßhalb man Wien liebgewinnt; aber noch viel lieber wäre mir der Ort, wenn man so vernünftig wäre und nicht um vier Uhr Abends speiste; ich weiß wohl, man muß Winters in's Theater, Sommers in den Prater; ich weiß wohl, man speist zu Nacht und trinkt Thee, und es ist etwas gar Schönes um zu Nacht speisen und Thee trinken; aber bei alle dem klingt es einem gar fatal in die Ohren: Wir speisen um vier Uhr!

Was Wien vornehmlich auszeichnet, das ist die Menge seiner schmucken, so höchst charakteristischen Kirchen mit ihrem hundertjährigen Fayence-Ueberzug, ihren Thürmen, spitz wie eine Picke, ihren Steinbildern, ihren zierlich geschnitzten hölzernen Stühlen, ihren herrlichen bemalten Fenstern, welche in der Sonne wie

Digitized by Google

lauter Rubinen, Sapphire und Topase schillern. Prächtig ist der St. Stephan, das höchste Gebäude in Europa nach St. Peter zu Rom. Nein, es fließt nicht aus der Quelle leeren Vorurtheils, das Gefühl, das einen ergreift, wenn man das Schiff betritt, wo Matthias Corvinus, Scanderbeg und Sobieski auf den Knieen lagen, wo der erste Kreuzzug gepredigt wurde, wo noch die steinerne Kanzel steht, von der Peter der Einsiedler den Völkern zurief: „In's Morgenland! in's Morgenland! Gott will's!“ Nein, es ist nicht Aberglaube, wenn man sich achtungsvoll vor diesen alten Steinen neigt, unter deren Wölbung so viele große Männer wandelten, und die noch stehen, während die großen Männer Staub sind . . .

So ist Wien, so habe ich es wenigstens angesehen, und so hat es mir gefallen. Ja, Wien ist eine gute Stadt, in der es keine Coterie gibt, weil die ganze gute Gesellschaft mit sich verkehrt; dadurch vergrößert sich der Kreis der Gesellschaft und zugleich wird Alles verbannt, was einer Coterie gleich sieht. Es ist eine gute Stadt, wo man die Künste liebt und die Franzosen, wo man nichts als Französisch oder Wienerisch spricht, wo die Straßen gerade und gut gepflastert sind, wo das Volk gut und brav ist, und die Weiber hübsch und aufgeweckt, und die Männer offen und ohne Falsch. Es ist eine gute Stadt, und es wäre die beste aller Städte, wenn man um sieben Uhr speiste, wenn die Theater anständiger beleuchtet und die Sänger besser wären, und wenn es nicht noch eine andere Stadt in der Welt gäbe — Paris genannt.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Nero und Seneka treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umschwirrt man uns mit Flüsterworten.
Was wispert der? der winkt mir zu.
Komm, komm, das läßt mir keine Ruh;
Hier scheint mir Jedermann ein Mann,
Vor dem sich nichts verstecken kann.

Seneka.

Wenn Ihr so laut sprecht, gibt es nur zwei Fälle. Entweder sagt, daß ihr ein Taschenspieler seyd, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Manne kommt, welcher dort mit Begriffen wie ein Escamoteur spielt, vor Enthusiasmus zerrissen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philosophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann nämlich könnt Ihr gewiß seyn, daß man Euch stehen läßt.

Nero (kindisch).

Sey vernünftig, Seneka, und dränge nicht so vor! Es ist ganz abscheulich, sich von den Leuten so betrachten zu lassen, als könnte man ihnen jeden Augenblick hinten das Schnupftuch aus der Tasche stehlen. Das alles hier wären also Philosophen? Ich hasse die Philosophen.

(Pathetisch.)

Die Wahrheit, nur gewohnt, sich dreist zu spreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzustarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Schaam mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraschung schön mit Offenbarem kämpft.
Sie drängt sich dir mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf.
Sie gehet mit dem Ungeschick im Bunde,
Denn stets kommt sie zur ungewünschten Stunde:
Und liehst du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt sie sich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht sich zum Bild, und dich zum schlechten Rahmen.
Wo ist ein Tempel auch im schönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren stand?
Ist Wahrheit nackt, so ist sie's nicht,
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.
Wenn sich der Bach um eine Nymphe schmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will sich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern.
Den höchst durchsicht'gen Gürtel: Nacktheit, bindet
Sie um die Tunika, die sich doch nirgends findet.
Hier ist, was nackt, nicht schön: und wie kann Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneka, kauften wir die Mandeln nicht, daß sie alle von dir verzehrt würden. Gieb her davon! Wie wir nur an diesen Ort kommen! Ich weiß nicht, was die Mutter dazu sagen würde, wenn sie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit schon verwandter ist,
Das bleibt die Nichtvollendung, dieser Schöpfungszwist,
Wie jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen.
Hier war noch nichts; wie bei den ersten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein Jeder sucht den Zauberruf,
Der einst aus Leerem Welten schuf.
Beim Einen schlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben saugen.
Das Chaos gähnt bei ihm noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finstre Höhle.

Digitized by Google

Beim Andern fiel der erste Blitzstrahl schon
In seine Welt mit einem Donnerton,
Man sieht die Nächte schon mit Tagen tauschen
Und hört ob seinen Häupten Sonnen rauschen.
Der dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,
Die Blume athmet ihren Duft,
Ein Vogel schwingt sich in die Luft.
Beim Vierten schlägt der Puls der Schöpfung schneller,
Der Stern des Himmels macht die Nacht selbst heller.
Da steht zwar Einer erst noch bei den Affen,
Doch dieser hat den Menschen schon geschaffen.
Indessen hier noch Paradiesesstunden,
Sind nebenan die Staaten schon erfunden.
Nun steigt's empor, es muß den Giftpokal
Jezt Sokrates, der fromme Grieche, trinken,
Es wächst der Tugenden und Laster Zahl,
Und Cäsar seh' ich an Pompejus Säule sinken.

Ich möchte weinen, wenn ich wüßte, daß es sich schickte. Aber was geschieht nur dort, wo Alles zusammenläuft?

Seneka.

Es scheint, als sollte da ein neuer Gedanke geboren werden. Gebt Acht, sind wir da, so heißt es, wegen eingetretener Hindernisse könne der angekündigte Gedanke erst morgen erscheinen. Wir wollen sehen.

(Sie mischen sich unter die Menge.)

Ein Rhetor, in stuyerhaftem Aufzuge, auf dem Rücken mehrerer Sklaven sitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greisen umringt, die begierig seine Worte auffangen.

Rhetor.

Meine Herren, die Luft ist blau, ein sanfter Hauch weht aus Westen, ich wiege mich auf dem elastischen Rücken meiner Sklaven und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künste gibt, deren Theorie vollendeter ist, als ihre praktische Ausführung, so will ich heute von einer Kunst reden, die im Leben zu mannichfacher Ausübung bereits gelangt ist, doch bis jezt noch in kein vollständiges System gebracht wurde. Dies ist die Kunst der Schmeichelei. Die Schmeichelei, meine Herren, ist mehr als ein Kunstgriff, der uns zu einer reichen Erbschaft oder zu einer angesehenen Stelle im Staate verhilft; ich sage, sie ist mehr als eine Armseligkeit. Sie läßt sich in die Reihe der edelsten Geistesthätigkeiten stellen und auf Grundsätze zurückführen, welche vielleicht der zarteste, duftigste Theil, die Blume der Rhetorik sind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich sehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, daß sie in den Senat, in den Rath des Kaisers, in ihr Priesterkollegium zurückkommen; drum gebe ich Ihnen meinen Versuch, die Umrisse eines Systems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichster Eile.

Nero.

Wär' dieser Mann Poet, so faßt' er sein
Zusammen, wie in allen Sachen
Der schöne Schein den Werth bestimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der untersten Stufe der Niederträchtigkeit an erhebt sich in allmähliger Progression die Unterwürfigkeit bis zu der höchsten Stufe, wo sie die feine, geistreiche, glückliche Schmeichelei geworden ist, die ich mir zu schildern vorbehalte. Gewissermaßen schmeicheln mir diese elenden Menschen, auf deren Rücken ich sitze (o sprecht mir da unten nicht!), in ihrer Art auch; denn sie geben sich den Schein eines Divans, und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauses. Allein hier ist noch Alles plump, roh; hier ist die Sklaverei noch kein Entschluß der Freiheit. Erst dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn sie von Menschen ausgeht, welche unter den Gesetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier ist es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt sie, die Unwahrheit sagen? Nein, dann wäre sie Lüge. Nun ist es aber doch eingestanden, daß sie auch nicht die Wahrheit sagt. Was folgt daraus? Daß ihre Definition nur eine modale seyn kann.

Seneka.

Der weidete auf mir bekannten Triften,
Es ist ein Sklave, der von meinen Schriften
Copien fertigte. Ich hoffe doch,
Er hat vor mir soviel Verehrung noch,
Daß er mit seinem Lob mich nicht beschmiert,
Und mich nicht öffentlich für sich citirt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Ende Augusts.

(Beschluß.)

Die Juliusfeier. Fremde Thierwelt. Bodco.

Doch zurück zu der Juliusfeier. Weil denn das Volk schwieg, so mußten desto lauter die Kanonen reden; die Schiffe waren alle prächtig mit Flaggen und bunten Wimpeln geziert, namentlich die französischen; die dreifarbigen Fahnen wehten herrlich im Sonnenglanze; man hatte die Farben wieder aufgefrischt, und nur die große Fahne auf dem Hôtel de ville war, ich weiß nicht warum, ohne Restauration geblieben. Diese Fahne ist ein Bild der Julisrevolution selbst. Als sie vor vier Jahren auf dem Stadthause als ein Triumphzeichen der erkämpften Freiheit aufgesteckt wurde, da waren ihre Farben neu und glänzend. Wie

Digitized by Google

ein großer, kräftig beschwingter Aar flatterte sie stolz in den Winden, und wer sollte damals keine Freude gehabt haben an dem lieben blau, weiß und roth, das so schöne Erinnerungen an des Vaterlandes glänzendste Zeiten zurückrief? Aber in diesen vier Jahren haben Sonne, Regen und Ungewitter die schönen Farben gebleicht; schlaff, altersschwach, in ausgewaschener Schmutzfarbe hängt die Fahne wie ein mürber Lappen von ihrer Stange herab, und in dieser kläglichen Gestalt will sie keinem Menschen mehr gefallen. Das Fest schloß mit einer Beleuchtung des Stadthauses und einem großen Volksklettern, welches auf einem der belebtesten Plätze in der Nähe des Hafens statt fand. Bei diesem zeigte sich das Gouvernement sehr freigebig, denn oben an der Kletterstange waren nicht etwa wie bei einer deutschen Kirmse eine Tabakspfeife und ein Schnupftuch aufgesteckt, nein, dort oben schimmerten Uhren und goldene Ketten, silberne Tischbestecke, Trinkpokale u. dgl. m. Viele Bursche, in den schmutzigsten Lumpen und ganz mit Sand eingepudert, sammelten sich um den Balken und starrten mit den gierigsten Blicken nach den verführerischen Dingen hinauf. Das Klettern begann in aller Ordnung, aber es vergingen mehrere Stunden, bis endlich einer hinaufkam; der Balken war ganz glatt, und Sand und Asche verschafften den Kletterern keinen festen Anhaltspunkt. Als es so gar lange dauerte, wollte einer einen Affen seine Geschicklichkeit versuchen lassen; dies wurde aber nicht gestattet. Die Affen werden nämlich in Marseille gar oft zu ähnlichen Botschaften gebraucht. Viele Betteljungen halten sich hier kleine Affen aus Spekulation, und lassen diese an den Häusern oft bis in die obersten Stockwerke hinaufklettern, um eine kleine Gabe für sie herunterzuholen. Welch ein drolliger Anblick, wenn am offenen Fenster plötzlich eine solche kleine Bestie erscheint, in rothem Frack, den Hut von Pappendeckel höflich in der Hand haltend und mit dem Gesicht, halb Mensch, halb Thier, freundlich um ein Almosen grinzend! Wirft man ihm etwas in den Hut, so steigt er flink damit zu seinem Herrn hinab. Die Zahmheit dieser Thiere ist bewundernswürdig; viele reiten auf Pudeln, und wenn sie von ihrem Herrn abkommen, so stößt der Affe sein Pferdchen in die Seite und kommt wie ihm Fluge hinter ihm her galoppirt. Die fremde Thierwelt gehört überhaupt zu den originellsten Erscheinungen Marseille's. Da wird man in allen Straßen von geschwätzigen Papageien angerufen, deren jeder wenigstens ein paar französische Worte plaudert; sie sind nicht in Käfigen eingesperrt, sondern hüpfen ganz frei auf der Stange herum. Eine Menge anderer exotischer Vögel aus Brasilien und Mexiko, im prächtigsten Federschmucke, findet man vor den Laden der Naturalienhändler; aber diese wunderschönen Thiere ergötzen bloß durch den Farbenschimmer, ihr Laut ist ein widriges Zwitschern, die herrlichen Töne der nordischen Waldsänger sind ihnen fremd. — Eine große Merkwürdigkeit war vor einigen Wochen aus Egypten angekommen: eine lebende Giraffe, die dritte, welche nach Europa kommt. Es war ein schönes Weibchen, und übertraf an Höhe fast noch die Giraffe im Pflanzengarten zu Paris; ein reicher Engländer ließ sie nebst einigen andern Thieren aus Afrika nach England hinüberschaffen; sie verweilte hier mehrere Tage. — Die Erscheinung eines andern Wunders, des berühmten Schwarzkünstlers Bosco, den man auch in Deutschland schon gesehen und bewundert hat, setzte unsere Stadt nicht minder in Allarm. Bosco kam hier krank und ermattet von der unerträglichen Hitze an; ein ungeheurer Ruf war ihm schon längst hervorgegangen; von Nimes aus berichtete man die wunderbarsten Anekdoten von dem fremden Hexenmeister. Trotz seines bedeutenden Rufes gelang es aber Bosco bis jetzt noch nicht, den Director unsers Stadttheaters zu einer Uebereinkunft mit ihm zu vermögen, und da der einzige große Saal, den Marseille zu solchen Vorstellungen besaß, vor kurzer Zeit abbrannte, so befindet sich der Künstler in Verlegenheit, und wird wohl unsere Stadt wieder verlassen müssen, ohne die Bewunderung der Marseiller geerntet zu haben.

Genf, August.

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Erfreulich für die eben nicht zahlreichen Freunde der deutschen Literatur in Genf waren A. Peschiers Vorlesungen darüber, denen es weder an geistreicher Auffassung und Darstellung, noch an oratorischer Anmuth fehlte. Als geborner Genfer war es ihm leichter vergönnt, sich auf's Günstigste über Deutsche, deutschen Charakter, deutsches Leben und Seyn und deutsche Literatur zu äußern, und dies hatte um so mehr Gewicht, da Peschier sich längere Zeit in Deutschland, besonders in Berlin und Frankfurt a. M., aufgehalten und dort mit ausgezeichneten Literateren Umgang gepflogen hatte. Durch seinen frühern Aufenthalt in Paris, durch seine hierauf folgenden anziehenden Vorlesungen über französische Literatur in Genf hatte er sich eine Stimme in Sachen der Literatur erworben. Es dürfte nicht ohne Interesse in Deutschland seyn, Einiges von Peschiers Darstellungen zu hören.

„Die Literatur ist der Ausdruck und Abdruck der Gesellschaft. Bevor man also eine Literatur in ihren Haupterzeugnissen und nach ihrem generischen Charakter studirt, muß man das Volk kennen lernen, dem sie angehört und das ihr seine Eigenthümlichkeit, seine Familienzüge aufgedrückt hat. Zwar verwischt sich die Individualität der gebildeten europäischen Völker immer mehr, der Cosmopolitismus der modernen Civilisation dehnt sich täglich mehr aus, und die europäischen Nationen werden sich dadurch immer ähnlicher. Allerdings leben wir nur in einer Uebergangszeit, aber jene Annäherung und Ausgleichung der Völker ist nur erst im Beginnen, ist nur ein Streben, nichts vollendet Geschehenes. Ueberdies hat kein Volk eine so scharf und stark ausgesprochene und im Allgemeinen so rein erhaltene Volksthümlichkeit, als das alte Deutschland; wenige Völker verdienen so viel Lob für ihre sittlichen Eigenschaften, für ihre Gründlichkeit in Allem und ihre Bescheidenheit; wenige haben überdies eine so alte, reine, mannichfache und durch sich selbst reiche Literatur. Es ist dasselbe Volk, von dem Voltaire sagte: J'avais demandé des hommes, et on m'envoie des Allemands. — In der heroischen Zeit zeigt sich in Deutschland jene glänzende runische und skandinavische Theogonie; im Mittelalter Schulen und Universitäten, wo Frankreich noch keine besaß (?); später Schriftsteller ersten Ranges in allen Zweigen, Namen wie Schiller und Goethe. Welche Kraft des Geistes, welche Macht des Verstandes, welche Kühnheit des Genies gehörten nicht bei diesem Volk dazu, sich Rom zu widersetzen, gegen den päbstlichen Koloß mit den Waffen der Vernunft zu kämpfen und seine thönernen Beine zu brechen: Luther stand auf und die Reformation begann. — Bei einem Vergleich der Deutschen mit den Franzosen muß besonders hervorgehoben werden die Tiefe der Erstern in ihren Ansichten, ihr Suchen nach dem Absoluten, ihre tiefen Studien über den Menschen, ihre scharfe Scheidung des Sinnlichen vom Geistigen, ihre träumende, tiefsinnige Dichtkunst.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. September 1834.

Teutonen und Ambronen werden diejenigen genannt, welche gegen das Lager des Marius zogen, wie die Römer glaubten, um durch das Land der Ligurier Italien zu erreichen.

Luden.

Wanderungen in Altgermanien.

(S. Nr. 31 u. 51.)

Die Ambronen.

Wir versuchen heute die Deutung eines zwar nicht rein germanischen, aber nahe verwandten und in die Geschichte Altdeutschlands verflochtenen Namens, und stellen wiederum einfach ein Beispiel auf, aus welchem hervorzugehen scheint, daß die Etymologie als Nachhülfe für die Geschichte immerhin einige Aufmerksamkeit verdient. Ich glaube dies auch an den Ambronen darthun zu können.

Bei Aquä Sextiä in der Provincia (der Provence) holte Marius im Jahr 101 vor Christus das nach Italien dringende Heer der Teutonen und Ambronen ein, und wählte ihm gegenüber auf einer Anhöhe sein Lager. Es gebrach an Wasser. „Um Blut ist's dort zu haben!“ rief der Feldherr seinen vom Durst gequälten und daher ungeduldigen Römern zu, auf einen Fluß zeigend, der das feindliche Lager berührte. Aber ehe sie hinabgingen, sollte erst noch die Befestigung des Lagers vollendet werden. Indeß wagten die Knechte vom Troß, zum Theil soldatisch, zum Theil mit Aexten bewaffnet, auf eigene Faust den Versuch, sich und den Zugthieren von dorther Wasser zu verschaffen. Die dort gelagerte feindliche Schaar hatte eben gebadet und hielt ihr Mahl, ein Theil badete noch, nur wenige stellten sich daher entgegen. Dennoch war der Kampf um das Flußwasser so laut und geräuschvoll, daß die Soldaten im römischen Lager, dadurch aufgeregt, nicht mehr zurückgehalten werden konnten, und so auch jenseits die Ambronen zu den Waffen eilten. Ihrer waren 30,000. In festgeschlossenen Reihen und mit taktmäßigem Schritt und Waffenklang rückten sie an, und als Feldgeschrei (die Alten sagten dafür krey) diente ihnen ihr eigener Name: Ambrones. Bei den entgegenziehenden Römern standen die Ligver (oder Ligurer) vorauf, und den Schlachtruf des Feindes vernehmend, riefen sie aus: auch wir sind Ambronen! Sofort tönte der Ruf: Ambrones, herüber und hinüber. Jene aber brachte ihr Vordringen durch den Fluß in Nachtheil; sie wichen, Viele waren im Angriff gefallen, Viele kamen nun auch noch auf der Flucht um. Bis zum feindlichen Lager gelangten die verfolgenden Römer. Heldenmüthige Frauen empfingen hier die Fliehenden, auf sie scheltend und schlagend; sie warfen sich auch den Siegern entgegen und stürzten sich in die Schwerter derselben. Nun aber war die Nacht im Anbrechen, und die Römer zogen wieder ihrem Lager zu. Dies war, wie Plutarch, dem wir dies nacherzählen, in seinem Marius sie nennt, „die Schlacht am Fluß,“ das traurige Vorspiel des

Digitized by Google

folgenden Tags, der über das teutonische Gesammtheer so großes Unglück brachte.

Woher stammten nun jene Ambronen? Wer nennt ein Ambronenland? Kein Geograph der alten Zeit gibt uns einen Wink über ihre Wohnsitze. Kein Geschichtschreiber gedenkt ihrer nach jener Begebenheit noch einmal. Und wie kommen wieder die Ligyer dazu, sich für Ambronen auszugeben? Eine Kriegslist möchte hier undenkbar seyn. Führten sie also etwa wirklich diesen Namen? Ligyer, wie die Griechen sagen, Ligurer, wie die Lateiner sie nennen, hießen gewöhnlich die Bewohner des italischen Landes vom Varus, dem alten Grenzflusse zwischen Italien und Gallien, bis zur Macra. Aber ihr Name ward auch auf anliegendes gallisches Land bezogen, so wie auf Gegenden nördlich vom Padus (Po). Sehr früh hören wir Ligurer nennen, aber als Ambronen werden sie nirgends aufgeführt. Plutarch nimmt zu der Vermuthung seine Zuflucht, daß sie Stammgenossen der Ambronen gewesen seyn dürften. Keltischen Ursprungs waren, wie es scheint, die Ligurer in Italien, und unzweifelhaft die außerhalb Italien, so auch die Ambronen. Aber dann war der gemeinsame Name „Kelten.“ Wir sind berechtigt, anderwärts Aufschluß zu suchen, und wenden uns zur Etymologie.

Am rechten Ufer der Arar (Saone) finden wir die Ambarri. Wir wollen sie nicht etwa zu Ambronen machen, aber wir können sie wohl gebrauchen. Cäsar nennt sie theils Stammgenossen der Aeduer, theils Aedui Ambarri, theils begreift er sie (Gallischer Krieg I. 11) schlechthin unter dem Namen Aeduer. Als die Sequaner über den Arar in das Aeduerland eindrangen, traf der Stoß zuerst auf jene Ambarri. Aus dem offenen Lande vertrieben, vermochten sie sich kaum in den festen Plätzen zu behaupten. Wer kann noch zweifeln, daß sie eben die Aeduer waren, die um den Arar wohnten, den die Sequaner überschritten hatten? Ja, waren sie auch keine Aeduer, so waren sie doch gewiß Nachbarn der Arar. Hieß nun, wie nach Wachter bei den Kambern oder ghalisch am, so nach Schilter bei den Kelten amb und amba soviel als das althochdeutsche umpi, umbe, und das angelsächsische ymbe und unsee um und an, entsprechend dem griechischen ἀμφί, dem lateinischen amb, so ist nichts deutlicher, als dies: Ambarri bedeutete die um den Aear, im Munde des Volks Arr, amb Aer. Feener wohnte nach Strabo ein Theil der Noriker, die auch zu den Kelten gerechnet wurden, nicht weit von Aquileja und dem Adriameere. Als südliche Noriker nennt uns aber Ptolemäus die Ambisontioi. Dort kommen wir an den obern Lisonzo, einst Sontius genannt. Wer werden also die Ambisontii seyn, als die Noriker ambi Sonti? und die Noriker, die Ptolemäus Ambidranoi nennt, wer anders wohl, als die ambi Darin, an der Drau? Er hat für das gewöhnliche Dravus oder Drabos die Namen Darin und Daros.

Wir schreiten nun zu den Ambrones vor. Wir brauchen offenbar nur Ambrón und können die lateinische oder griechische Endung in es übersehen. Unstreitig waren sie die amb Rhón oder Rhodan. Wenn Arar in der Volkssprache zu Arr wurde, warum sollte man nicht auch schon damals gemeinhin Rhon für Rhodan gesezt haben, zumal in gleicher Zusammensetzung, amb-Rhon? Auch eignet sich keine Gegend besser zum Wohnsitz der Ambronen, als das Land an der obern Rhone. Wohnten sie da, so waren sie nicht fern von jenen andern gallischen Stämmen, die sich den Deutschen in jener Zeit anschlossen und die, wie die Ambronen, nirgends im innern Gallien handelnd auftraten. In den westlich vom Stromgebiet der Rhone wie vom Rhein gelegenen, von den Deutschen feindlich behandelten und dazu offenen Ländern würde es, aus Rücksicht auf die Zukunft, nicht so leicht ein gallisches Volk gewagt haben, mit diesen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ferner wenn „die amb Rhon“ den Namen des heimathlichen Stromes ausriefen, indem sie dem Feind entgegenzogen, so war dies nach den religiösen Begriffen ihrer Zeit zugleich Anrufung einer höheren Macht und ganz am rechten Ort. Ohne Zweifel führten sie aber noch einen andern Volksnamen außer dem „amb Rhon.“ — Man wird vielleicht diese Namendeutung noch immer nicht überzeugend genug finden; hören wir also weiter. Erst wenn das „amb Rhon“ gilt, wird es erklärlich, warum von römischer Seite derselbe Ruf herüdertönte. Ligyer nennt Plutarch diejenigen, die das Ambrones entgegenriefen. Wie uns aber Strabo belehrt, bezeichneten die älteren griechischen Schriftsteller, aus denen auch Plutarch schöpfte, mit dem Namen Ligyer zugleich die bis zur niedern Rhone hin wohnenden Salyer und die angrenzenden Massilier mit ihrem Gebiet, von dem ein Theil selbst noch jenseits der Rhone lag. Selbst in der Stadt Massilia, dem heutigen Marseille, sprach man neben dem Griechischen, das die Phokäer dahin gebracht hatten, das Keltische. Wie viel mehr wird es sich in der Umgegend behauptet haben. Darf es uns nun wundern, wenn die Nachbarn des Rhonestroms, das „amb Rhon“ aus dem Munde des Feindes vernehmend, es zurückgeben und auch sich für Anwohner und Schützlinge des bei ihnen so gewaltigen Stromes erklären? Waren nun aber wirklich diese Nachbarn der Rhone in den Reihen der Ligyer? Ja, eben sie! Ausdrücklich bemerkt Strabo, daß Marius den Massiliern die neue Rhonemündung, die er hatte graben lassen, die Fossa Mariana, in Besitz gegeben habe, zur Belohnung für ihre Dienste im Kampf gegen die Ambronen. So ist Alles klar: dort die aufwärts amb Rhon, hier die in der niedern Gegend.

Digitized by Google

Wir brauchen die Ambrones, die eigentlich so benannten, nun weder zwischen der Isar und Amber zu suchen, noch an der schweizerischen Emme, noch an der westphälischen Emmer; noch auch brauchen wir zu den Ptolemäischen Ombrones in dem fernen Sarmatien unsere Zuflucht zu nehmen. Sie haben es uns selbst deutlich gesagt, wo sie wohnten; nicht minder deutlich sagen es uns ihre Gegner, und wir wissen, warum auch diese das amb Rhon entgegenriefen.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Rhetor.

Mein Satz ist dieser: Schmeichelei heißt, sich mit bewaffneter Hand von einem Waffenlosen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch selbst durchsezte, schmeichelt dem Besiegten. Dies sind noch sehr einfache Stufen: sie werden aber zusammengesezter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloser er ist in seinen spitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle erhalten werden kann, desto bessern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, die der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Albernheit und bösen Willen. Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenswürze, von der wir sprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft ist, doch dem Auge wunderbar wohlthut. Sie gibt selbst der Kraft, der Ueberschwenglichkeit eine so sanfte Mäßigung, daß ihr Ungestüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Gesellschaft sind, nicht stört. Die Schmeichelei stellt Alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Last, sondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laster seine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Wesen. Sie macht aus dem Leben ein Kunstwerk und stellt Alles unter das glücklichste Niveau, unter das Niveau der Schönheit.

Nero.

Jezt läßt er ab von seinem Ungeschicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du bist auf guter Fährte.
Er drückt das besser aus, was Seneka mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei stört; denn sie sezt den Empfänger in Verlegenheit. Was soll die Schöne sagen, der ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? was der Kaiser, wenn ein Senatsbeschluß festsezte, daß das römische Volk von einem Reitknecht des Julischen Hauses herstamme? Solche Reden sind plump, gemein, nicht anzuhören. Eben so kann die Schmeichelei so fein gespizt seyn, daß sie in's Alberne fällt und belacht werden muß. Dolabella machte sich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müsse ein Triumphzug dekretirt werden, weil er einmal in Campanien einen kleinen Spaziergang gemacht hatte. Die gefährlichste Klippe bleibt freilich der böse Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, diesen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer seinen Haß hinter Liebe, seinen Neid hinter Theilnahme, seine Furcht hinter Vertrauen versteckt, muß seiner Gesichtszüge und seiner Worte gleich großer Meister seyn. Schmeichelt er, so kann er selten die Maximen befolgen, welche den Harmlosen immer zum Ziele führen; er muß weit verschlungenere Pfade einschlagen. Eine Huldigung sogar, die einzeln stände, würde ihn verrathen: sein ganzes Benehmen muß von der Schmeichelei durchdrungen seyn.

Julius Vindex.

Ich horche staunend, und schon glaub' ich fest,
Der Mann gibt eine Waare, die sich kaufen läßt.
Spann doch der alte Brutus auch sich ein
In Blödsinn, seines Brütens falschen Schein.
Ich geb' auf diese Reden sorglich Acht:
Denn leicht gewußt ist, was man will, weit schwerer,
wie man's macht.

Rhetor.

Die Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlasse ich meinen spätern Vorträgen; hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Geist derselben vertraut machen sollen. Es heißt geistreich und gewandt huldigen, wenn man Jemanden schmeichelt und sich stellt, als wolle man nur der Wahrheit zu Ehren sprechen, und sich sogar nicht scheuen, wenn man ihn durch seine Rede erzürne. Gesezt, das Staatsoberhaupt wünschte irgend ein Gesetz zu unterdrücken, und es träte Jemand auf, der wie aus freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abschaffung antrüge, so würde er seine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er diesen Antrag stelle, selbst mit der Gefahr, den Zorn des Staatsoberhauptes auf sich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bis jezt noch aufrecht hält?

Digitized by Google

Wie weise, was er spricht, auch sey,
Er ist ein Thor, er spricht zu frei.

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man Laster nennen könnte, so wird es ihm immer darauf ankommen, sie für Tugenden angesehen zu wissen. Die feine Schmeichelei geht in diesem Falle nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz bei Seite liegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Ansicht, Grundsätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wie Saatkörner auf das nebenan lauschende, argwöhnische Herz des Fürsten fallen und hundertfaltige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht sich um und räuspert sich,
Und spricht noch mehr ganz sicherlich.
Das Bild, das er von uns gemacht,
Ist deutlich; denn die Menge lacht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. August.

(Fortsetzung.)

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Folgen wir den Deutschen in das Innere ihres Familienlebens, zu ihren religiösen und Volksfesten, sehen wir sie bei den gemüthlichen Weihnachten und hören wir auf die vielen innigen und herzlichen Ausdrücke, womit sie alle Lagen und Verhältnisse eines befreundeten Lebens zu bezeichnen wissen. Die Deutschen unterscheidet besonders ein lebendiger, reiner, tiefer Glaube an das Höhere, eine immer thätige, aber oft träumende Einbildungskraft, im Geleit eines einfachen, glanzlosen Lebens; ein oft mystischer Idealismus, strenge Religion und ein wahrer Herzenskultus; außerdem unermüdliches und gewissenhaftes Arbeiten und Mühen, weit mehr gründliche, als glänzende, mehr wirkliche, als scheinende Eigenschaften; in der Politik nach außen Ruhe, und intellektuelle Bewegung nach innen. — Fast immer zeigen sich die charakteristischen Züge eines Volkes in der Art, wie es die Kunst betrachtet und betreibt. So ist es mit der Musik. In Deutschland wird sie den Kindern angeboren, in Frankreich aber wird sie nur erlernt. Der Gesang ist wesentlich in dem deutschen Leben; er erleichtert dem Landmann und Arbeiter seine Mühen, der Student erholt sich singend von seinen Anstrengungen und Nachtwachen; Gesang mischt sich in die Spiele der Kinder und erfreut auch noch das Alter. In Preußen nimmt der Soldat, der rauchend in der Schenke sitzt, ungern seinen Pfeifenstummel aus dem Mund, um mit rauher Stimme ein rohes und grobes Lied zu singen, wozu seine Kompagnie unter häufigem Trinken Chorus macht. An der Elbe und an der Donau, in der Gegend von Danzig, in den Tyroler Gebirgen und selbst im Elsaß ertönen dieselben Lieder nach derselben einfachen, wahren und harmonischen Weise. Die Deutschen singen nicht wie der Rabe in der Fabel, um eine schöne Stimme zu zeigen; sie singen nie aus Eigenliebe, oder um Effekt hervorzubringen, oder Beifall einzuernten. In Deutschland ist die Musik eine geheimnißvolle Sprache, in der die Seele nur ihre Eindrücke und Empfindungen ausspricht, sie ist nur der Accent der Trauer, der Hoffnung, des Bedauerns und des Leids, das Wort gefühlvoller Gemüther. Im Gesang findet die Frömmigkeit ihre Stimme, wie die Liebe, die tiefe, glühende Leidenschaft. Die Deutschen singen, während die Franzosen schreien, denn letztere haben selten den musikalischen Instinkt zu richtiger Intonation, noch das Gefühl der Harmonie, das gleichsam eine Seele in der Seele des Musikers ist, und das ihm bald leichte und lebhafte Melodien, bald schwermüthige und ernste Motive, dann wieder angenehme, süße und zärtliche Akkorde eingibt. So haben die Franzosen auch keinen Taktsinn, der viel häufiger eine glückliche Naturgabe, als eine Frucht des Studiums und der Geduld, also meistens keine Eroberung der Kunst ist. Die Deutschen haben Volkslieder, die den Franzosen fehlen; denn als Volkslieder können doch gewiß weder le bon Roi Dagobert, noch Malbrouck s'en va-t-en guerre, noch Fanfan la tulipe, oder gar Guernadier que tu m'affliges angeführt werden, wiewohl diese höchst trivialen und abgeschmackten Lieder mit ihren ohrzerreißenden Melodien in Frankreich sehr im Schwung sind und eine Art Popularität erhalten haben. Vielleicht möchte man die Marseillaise ein französisches Nationallied nennen. Dies scheint sie mir aber nicht zu seyn, denn sie hat eine rein politische Richtung, die nach den Umständen steigt oder fällt, und in der ganzen Kaiserzeit mit dem Lied selbst verschwunden war, welches auch jetzt wieder nur ein Parteizeichen ist, das viele Franzosen ungern und nicht ohne Besorgniß hören. Aehnliche Bewandtniß hat es mit Berangers Liedern, mit diesen lyrischen Meisterstücken in Form und Ausdruck, die aber, Paris und Lyon ausgenommen, vom Volk wenig gekannt, also so wenig national sind, als Voltaire und Rousseau. In der Instrumentalmusik ist ein wahrer Abgrund zwischen Franzosen und Deutschen befestigt; denn letztere zeigen darin wieder Tiefe, reiches Gefühl, Schwermuth, Kenntniß des menschlichen Herzens, große und erhabene Gedanken, großartige, reiche Entwickelung, pittoreske und malerische Formen; die Franzosen aber, Méhul und Grétry (Boieldieu?) ausgenommen, zeichnen sich nur durch Glänzendes, aber Oberflächliches, durch die Anmuth und Frische der Gesänge, die Neuheit der Motive, das Colorit und die Lebhaftigkeit des musikalischen Dialogs und durch eine geschickte Combination schmeichelnder Töne aus, die dem Ohr wohl thun, aber das Gemüth nicht ergreifen und rühren. Um die unbestreitbare Ueberlegenheit der deutschen Tondichter über die Komponisten zu zeigen, auf die Frankreich so stolz ist, braucht man nur Namen anzuführen wie Händel, diesen Künstler voll Feuer und Majestät, dem die religiöse Begeisterung jene herrlichen Oratorien eingab, die als Meisterwerke der Kirchenmusik angesehen werden müssen; oder Sebastian Bach, diesen ernsten, tiefdenkenden und originellen Tonseyer; oder Haydn, bei dem man nicht weiß, was auszuzeichneter ist, die Mannichfaltigkeit und Anmuth, oder die Schönheit der Verhältnisse, die Fruchtbarkeit und der harmonische Reichthum; oder Mozart, den begeisterten, hinreißenden, wollüstigen Künstler, der es im dramatischen und leidenschaftlichen Ausdruck weiter gebracht hat, als alle seine Vorgänger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. September 1834.

— Es hängt der Kopf,
Und schlottert Hüft' und Haut den armen Mähren,
Und ihre Henker fliegen über ihnen,
Die frechen Krähn, die Stunde kaum erwartend.

Shakespeare.

Montfaucon bei Paris.

Seit den Tagen des Direktoriums, wo Frankreich seinen Rausch ausschlief, ist es in Paris nicht mehr so ruhig gewesen als diesen Sommer. Dieselbe Sonne, welche im Julius 1830 die patriotische Glut der Pariser anfachte, steht dieses Jahr mit der schläfrigen Richtung des Augenblicks im Bunde. Vergeblich sehe ich mich nach einem Bilde um, das ich in den Rahmen Ihres Blattes setzen könnte. Bataillenstücke sind längst aus der Mode; Genregemälde? der Humor schläft bei 30 Graden Hitze; Porträts? lauter langweilige Gesichter! Gehen wir einmal hinaus aus der todten Stadt der Lebendigen zu der belebten Stätte des Todes; nicht etwa auf den sentimentalen Gottesacker Père la Chaise, auch nicht in die schauerlichen Catakomben, sondern zu ihrem Gegenstück über der Erde und am andern Ende der Stadt, zu der ungeheuern Schädelstätte der thierischen Welt. Lernen wir einmal Paris auch vom Standpunkte des Schindangers aus kennen. Schon die Aussicht auf eine nicht ganz unbedeutende naturgeschichtliche Ausbeute wird den Leser vermögen, uns dahin zu folgen.

Auf einer Anhöhe zwischen den Vorstädten St. Martin und du Temple, keine tausend Schritte von der jetzigen Barrière, erhob sich einst ein hohes Gemäuer, gekrönt von dreizehn steinernen Pfeilern; über ihnen lag ein starkes Gebälke, und an diesem hingen eiserne Ketten, in welchen die hier oder in der Stadt hingerichteten Verbrecher aufgehängt wurden. Fünfzig, sechzig Skelette schaukelten sich beständig im Winde; aber ringsum lagen hübsche Landhäuser reicher Leute, und zahlreiche Scheuken. Dies war das berühmte Hochgericht von Montfaucon; unter den hier Aufgehängten zählt man im Laufe von Frankreichs Geschichte nicht weniger als neun Finanzminister; aber jezt gibt es keinen Galgen von Montfaucon mehr, weder für einen Finanzminister, noch sonst für Jemand. Der Platz ist jezt der Schindanger für die Pferde und die Niederlage für den ganzen Unrath von Paris; einst ein Ort des Grausens, jezt nur des Ekels, sonst hing man hier Menschen, jezt deckt man Pferde ab.

Wir werfen einen Blick auf dieses Feld des Todes, und behalten dabei vorzüglich das interessanteste unserer Hausthiere, das Pferd, im Auge; denn hier ist die wahre Hochschule für die Geschichte des edlen Geschöpfs nach seinem Tode.

Nach Montfaucon kommen die Pferde entweder todt oder lebendig. Die Unternehmer bezahlen demjenigen, der ihnen ein todtes Pferd in der Stadt anzeigt, eine Prämie; unverzüglich begeben sie sich hin, und geben 12 bis 15 Franks für die Erlaubniß, es fortführen zu dürfen. Gewöhnlich haben sie an gefallenen Pferden mehr

Digitized by Google

Profit, als an solchen, welche sie selbst abdecken. Es ist wirklich ein ergreifender Anblick, das schöne Thier, unsern treuen Gefährten bei Lust und Arbeit, auf der Reise und im Kampfe, krank oder altersschwach vom Menschen niederschlagen zu sehen, der in seinem kalten Undank sogar noch die Reste des guten Geschöpfs zum Gegenstand seiner Gewinnsucht macht. In Haufen von Dutzenden und mehr sieht man die Pferde, mit alten Stricken zusammengekoppelt, nach Montfaucon bringen. Zuerst schneidet man ihnen Mähne und Schweif ab und steckt sie dann in einen engen Stall, wo sie so dicht gedrängt stehen, daß sie sich gar nicht rühren können; viele krepiren hier, weil sie oft schon sehr lange nichts gefressen haben. Die Menge der hieher kommenden Pferde ist zwar das ganze Jahr hindurch sehr groß, am größten aber zu Anfang des Winters, wo sie die Bauern, nachdem sie dieselben den Sommer über stark gebraucht, auf den Märkten verkaufen. Die Unternehmer lassen sie zu Essonne und Fontainebleau zu 4 — 5 Franks das Stück aufkaufen. Der Transport kostet natürlich nichts: mühselig schleppt sich das Pferd zum Stall, wo es endlich von seinen Leiden erlöst werden soll. Ist das Pferd getödtet, so wird man Zeuge eines Auftritts, der einen noch mehr empört, als der Einzug der Schlachtopfer. Um die Gerippe vom Platz, wo das Pferd geschlachtet und abgestreift worden, an den besondern Ort zu transportiren, wo sie aufgeschichtet werden, nimmt der Arbeiter unter den Pferden, an welche zunächst die Reihe kommen soll, dasjenige, das noch die meisten Kräfte hat, und bindet ihm das Gerippe an den schon ganz kahlen Schweif; einen Moment darauf wird sein eigenes Gerippe auf dieselbe Weise fortgeschleppt.

Die erste Statistik über den Abgang an Pferden in Paris verdankt man dem Minister Necker. Damals schätzte man die Zahl der täglich zu Paris und der nächsten Umgebung gefallenen Pferde auf 25, oder 9,125 jährlich. Im Jahr 1827 wurden Tag für Tag 35 Pferde todt oder lebendig nach Montfaucon gebracht; der ersten Categorie gehörte nur ein Viertheil an; es gäbe dies 12,775 jährlich. Nun schätzt man aber, daß in Paris nicht mehr als 20,500 Pferde auf dem Pflaster sind; es kämen demnach jährlich gegen fünf Achttheile davon auf den Schindanger? Dies ist durchaus unmöglich; und doch sind alle Zahlen richtig: denn die lebendig nach Montfaucon gebrachten Pferde kommen bei weitem nicht alle aus Paris, sondern werden, wie schon gesagt, oft auf weit entfernten Märkten aufgekauft.

Die Ueberreste des Pferdes werden auf sehr mannichfaltige Weise genützt. Am Roßhaar läßt sich an dem Orte, von dem wir sprechen, nicht viel profitiren: den Thieren, die hieher kommen, ist es aus Alter oder Krankheit größtentheils ausgefallen, und was sie etwa noch haben, schneidet ihnen der Eigenthümer ab, bevor er sie verkauft. Desto wichtiger ist die Haut; sorgfältig aufgerollt, wandert sie schon nach zwei, drei Tagen zu den Gerbern, die im Innern von Paris längs des kleinen Bièvreflusses ihr Wesen treiben. Warum man das Blut nicht sammelt, ist nicht abzusehen, da doch das Ochsenblut so gesucht wird, daß im Laufe weniger Jahre der Preis desselben um's Dreifache gestiegen ist; die Pariser Fleischer haben im Jahr 1826 alles Blut aus den Schlachthäusern auf zehn Jahre, und zwar zu sehr hohen Summen verkauft. Warum nimmt man nicht das Ochsenblut nur zu der Zuckerraffination und fabrizirt aus Pferdeblut Berlinerblau?

Was fangt man aber mit dem Fleisch an? mit einem Fleisch, das sehr schmackhaft ist und sich im Geschmack vom gewöhnlichen Rindfleisch fast gar nicht unterscheidet? Besonders über dies und über verwandte Gegenstände möchten wir hier etwas sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Beschluß.)

Rhetor.

Am glücklichsten fährt der, welcher sich der Worte der Opposition bedient und doch nur das sagen will, was der Macht willkommen ist. Ein solcher Schmeichler bricht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt aber gerade nur das, was den Gegenstand seiner Huldigung beeinträchtigen will. Er spricht von der alten Sitte, von den Vorfahren, von menschlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in der Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermissen will, doch auf den, dem seine Worte gelten, fallen muß. Hier gibt es viel Nüancen. Gesetzt, ein Fürst wählt sich einen Minister, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geschaffen ist. Der Schmeichler benimmt sich hier so: er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Minister in Schutz, als ein Zugeständniß für die Opposition. Denn will die Opposition nicht, daß das Talent, nicht das Alter die Befähigung zu der Stelle geben soll? Er sucht dann die Partei zu verspotten und als bestrebt darzustellen, welche doch eigentlich die Siegerin ist und deren Kreatur der junge Minister bleibt. Das ist eine der tauglichsten Maximen; denn durch sein Doppelspiel gewinnt man ebenso die bestehende Gewalt, als die Opposition, von der man nur die Wendungen leiht.

Digitized by Google

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er ist es selbst, der Kaiser, der mir dichtet
Zur Seite steht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus und gibt mir meinen Blick
Mit ängstlicher Gebärde fast zurück.
Es ist im ganzen Staate meine Ehre,
Daß ich des Schmeichelns größter Meister wäre.
Was an dem Rufe ist, prüf' ich zur Stund.

(Tritt auf den Rhetor zu; laut.)

Verschlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da sie umsonst den gift'gen Stachel wezt
An Seelen, die dein Athem schon verletzt!
Willst du der Ränke Uebermaaß noch mehren,
Die unsres Staates unbescholtne Ehren
Schon schwärzen überall? Fluch dir; denn diese Künste
Sind wohl der Klugheit übermüthige Gewinnste,
Doch Nieten für die Tugend, die du schmähst.
Noch ist in Rom die Wahrheit nicht verwest;
Sie trägt des Kaisers Kleid, ist seines Volkes Paß,
Ein guter Fürst sieht nie durch buntes Glas.
Pack deinen Kram zusammen, und zu andern Thoren
Such' dir den Eingang, wo der Menschen Ohren
Schon giftgefüllt, nicht taub sind deinem Dunst,
Du Maskenhändler falscher Redekunst!

(Er schlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn; der mich hier schlägt
Beweist, wie Doppellüge sich verträgt!
Er preist den Kaiser mit erlogner Ehre,
Und lügt, als ob der welt von hinnen wäre;
Doch hört dort Nero meiner Rede zu,
Das Windspiel, das ihn roch mit seiner Nase,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Hase,
Dahin zu ihm, und leckt den Koth von seinem Schuh.

(Er entflieht.)

Senatoren und Tribunen.

Was sprach er da? da läuft der Wicht.
Der Kaiser hier? Ich seh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch Strafgericht!
Mein Nebenmann, der ist es nicht.

Cerialis Anicius
(auf Nero zutretend).

Erhalte, Jupiter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero setzt in seines Volkes Mitte!
Du staunst, erhabner Kaiser, daß die Frage
Nach diesem hohen Wunder kaum sich wage
Von einem Mund zum andern fortzuschleichen?
Ein Jeder späht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner holden Nähe erstes Zeichen
Kam uns vom frechen Lästersitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub,
Und tragt wetteifernd euern theuern Raub,
Das schönste Kleinod eurer Schätze,
Durch Roma's überraschte Plätze.

(Setzt Nero's Fuß auf seinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir steht, der trete fort,
Ich hasche wohl ein günstig Wort.
Er sprach noch nicht, noch ist nicht Rath,
Wie viel die Uhr geschlagen hat.

Nero.

Verflucht sey der, der einen Gruß mir beut!
Mit eurer prahlerischen Ehrlichkeit
Fallt ihr höchst räuberhaft mich an:
Wer sagt mir, wie vor eurer Liebe,
Vor eurer Tugend man sich retten kann!
Und wenn ich euer Aller Henker bliebe,
Ein grauser Fensterpocher bei der Nacht,
Ein böser Traum, der, selbst wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet:
So wär' dies Alles wie verschwendet,
Und jedes so, daß es euch doch gefiele.
Mein Wüthen; Morden, meine Trauerspiele,
Nichts rüttelt euern Schlaf und reißt euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schooß.
Ihr lächelt stets, und wo ich Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen, statt der Zähne.
Was schlugt ihr jenen Meister? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien recht ein Ruhebette,
Man sah darauf die Amoretten schaukeln,
Gefiederte Gedanken ab und wieder gaukeln.
Der hat des Lebens Räthsel tief erkannt,
Doch ihr seyd stumpfes Volk; das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Musik.
Euch schuf Natur nur außenhin ein Ohr,
Nur für Disharmonie ein offnes Thor;
Ihr höret mit dem Aug', am Flötenspiel ergözt
Euch einzig, wie die Kunst dabei die Finger setzt.
Drum merk' ich, der auf eurem Rücken sitzt,
Mit Schrecken, wie ihr unten schwizt,
Schon Lust hineinzupumpen in die Kehlen,
Um euch bei mir durch Lieder zu empfehlen.
Tragt mich denn fort! doch störe die Camöne,
Beim Himmel! wenigstens die falschen Töne.

(Nero wird auf den Schultern der Menge davongetragen.)

Julius Vindex (allein).

Nach so viel tausend Opfern schlägt der Kaiser
Selbst unsre Sprache, schnürt sie heiser,

Digitized by Google

Macht aus der Red' ein Würfelspiel,
Wo's gleich, ob hie, ob da ein Wort hinfiel.
Der Sprache stolzes Roß besteigt er,
Macht sich bald schwer, macht bald sich leichter,
Wirft sich im Sattel, stachelt mit den Sporen,
Bläst bald dem Thiere kindisch in die Ohren:
So elend sah man einen Reiter nie sich halten,
Des Römers Rede nie so wirrsam sich gestalten.
Er ist auch hierin ein Komödiant,
Den, wenn er kaum der Rede Anfang fand,
Ein Stichwort so bethört, daß er die stolz'sten Phrasen
Läßt auf des Umgangs Sprachgemeinplatz grasen.
Man wird aus ihm nicht klug: denn wenn er lacht,
Ist der verloren, der's ihm nachgemacht.
Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahllose Thränen sät,
Derweilen man ihn immer trüb erfand,
Wenn sich sein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag sich schicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich! bei den Göttern ist's geschworen,
Bald hab' ich selbst die Sprache aufgespürt,
Die zu versteh'n, ihn Alles kosten wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Endlich führen wir Beethoven an, diesen Riesen der deutschen Tonkunst, dessen wolkige und etwas mystische Dichtung manchmal den sonnigen Glanz seines Genies mildert, der überreich ist an Einbildungskraft und Gefühl, Tiefe und Schwermuth, der überall das Gemüth ergreift, bewegt und erschüttert, der alle Geheimnisse des Herzens, alle seine Leiden, seine Freuden, seine Leidenschaften, seine Thränen und sein Sehnen aufthut, dessen Töne bis in's Mark dringen und die feinsten Fibern unsers Wesens in Bewegung setzen; der uns bald in seinen bewundernswürdigen Symphonien in eine chimärische Welt erhebt, bald wie Klopstock in erhabene Träume lullt, bald in Quartetten spricht und da seinen ganzen Ideenreichthum ausdrückt, nur einfacher, klarer, nackter, aber in mysteriöser Sprache, bald im Trauermarsch für einen gefallenen Helden, ein Marsch, der bei seinem eigenen Begräbniß ausgeführt wurde, und der wie die Rede bei dem Tode seines eigenen Genius klingt: Alles voll tiefergreifender, christlicher Anklänge, voll Würde und Ernst, wie denn zu allen Zeiten die größten Künstler eine unwiderstehliche Neigung zur Behandlung ernster und religiöser Gegenstände gezeigt haben, denn das wahre Genie entlehnt nur in der übernatürlichen Rührung, die den Menschen immer an seinen himmlischen Ursprung erinnert. Man fragt vielleicht nach dem Charakteristischen, das die französische Dichtkunst von der deutschen unterscheidet. Die Antwort ist ganz leicht, denn dieser Unterschied ist nur Folge der Verschiedenheit im Nationalcharakter beider Nationen. Die Deutschen sind zu einer Art von politischem Idyllismus (!) verdammt, und gerade dadurch hat sich ihr ganzes Leben im Innern, im Geist, vor dem äußern politischen, öffentlichen und gesellschaftlichen vorzüglich entwickelt. Ihnen geht der Gedanke über Alles, auch ist ihre ganze Poesie innerlich, betrachtend, psychologisch und subjektiv. sie ist die Dichtkunst der Seele und des Gefühls. Manche mögen die Natur mit ihren unzähligen Wundern, die glänzende Klarheit eines heitern, wolkenlosen Tags, oder Gewitterwolken, auf Sturmesflügeln getragen, oder das majestätische, bloß vom Donner unterbrochene Schweigen des Waldes, oder das Zucken der Blitze am Himmel beschreiben; oder auch das Landleben in allen seinen Theilen und Zeiten, mit allen seinen Reizen. Dergleichen Gegenstände haben allerdings ihren Reiz und ihr Verdienst, besonders gegen den Abend des Lebens hin, wenn es von Stürmen und Schlägen müde geworden ist und sich zu vergessen sucht; in solcher Stimmung findet solch äußere und beschreibende Poesie Anklang und Mitgefühl. Aber beim Eintritt in das Leben, in der vollen Jugendkraft, wenn helle Hoffnungsstrahlen noch Alles verschönern, hört man mit Entzücken den deutschen Dichtern zu, die den Schleier vom innersten Heiligthum lüften und die Seele in ihrem ganzen Sein zeigen, die in das Geheimniß des Gedankens einweihen und dem Menschen gestatten den Blick in den geheimnißvollen Himmel zu eröffnen. Dieser Dichtung voll Gedanken, Trauer und Gefühl steht die Poesie der Franzosen scharf entgegen, denn bei ihr herrscht das theatralische und deklamatorische Element vor, und überall sieht man die Bemühung, Effekt zu machen. Der französische Poet weiß und wiederholt es sich alle Augenblicke, daß er Leser oder Zuhörer im Parterre vor sich hat, die er um jeden Preis gewinnen muß; darum spricht er laut aus, was er wie in materisch-akademischer Stellung in seinem Innern erblickt; seine Gedanken und Gefühle sind immer ganz laut, und er läßt kein einziges hingehen, ohne es wie einen schönen Seidenstoff vor den Augen der Menge zu entfalten, hin- und herzudrehen und in seinem rechten Licht zu zeigen. Seine Gefühle sind für den Augenblick wahr, sie haben aber nur die relative Wahrheit des genau kalkulirten Moments. In Frankreich sind die Leidenschaften nicht still und in sich gekehrt, sondern gesprächig, und wie alle Franzosen hören sie sich gern reden; in ihnen sieht man keine wahre, unbefangene Natur, die sich nur ungern überraschen läßt, sondern es ist eine drapirte Natur, die sich vor Allem gern zeigen will. Zum Beleg für diese Ansichten von der französischen Dichtkunst führe ich fast alle Tragödien Corneille's, Racine's und besonders Voltaire's an, die voll berechneter, ambitiöser und pretentiöser Tiraden, Wendungen und Verse sind; zu gleichem Beispiel dienen die empfindsamen Oden Lebrun's, die sämmtlichen Gedichte aus der Kaiserzeit, Delavigne's Messéniennes, Jal selbst die großen Spektakel-Dramen von Victor Hugo. Nur ein einziger Dichter, der Verfasser der Méditations poétiques, gehört in die Familie der subjektiven, tief in ihr Inneres eingehenden Dichter (rêveur), darum hat auch mit ihm eine neue Epoche für die französische Poesie begonnen; Lamartine hat ihr zuerst den Weg nach Osten eröffnet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. September 1834.

Je ausgeprägter der Charakter derjenigen Völker, welche mehrere Stämme und Sprachen in sich vereinigen, überall da ist, wo man sie beobachtet, desto mehr wundert man sich, wenn man am Ende findet, daß sie im Grunde gar keinen Nationalcharakter haben.

Forster.

Briefe aus Schlesien.

Von J. G. Seltner.

Ratibor, 1834.

In der Regel hat der Fremde über die Provinz Schlesien keine richtigen Begriffe; entweder er überschätzt dies Land, oder er läßt ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Lage desselben, sein Hinziehen von Südost nach Nordwest in einer Länge von mehr denn vierzig deutschen Meilen, bei einer verhältnißmäßig sehr geringen Breite, gibt ihm schon eine gewisse Eigenthümlichkeit. Der obere Theil wird von Polen, Ungarn und Mähren begrenzt (ich schließe nämlich den österreichischen Antheil mit ein) und hat von diesen Ländern zum großen Theil Sprache und Sitte; während der niedere Theil, von Sachsen und der Mark Brandenburg berührt, wiederum von diesen Ländern sehr Vieles in seine Volksthümlichkeit aufgenommen hat. Man sehe nur einmal einen Niederschlesier aus der Gegend von Grünberg neben einem Oberschlesier aus dem Bezirk von Pleß oder Teschen, und man wird einen fast eben so großen Unterschied zwischen beiden finden, wie zwischen einem Schwaben und einem Mecklenburger. Zu dieser großen Verschiedenheit im Charakter und in den Sitten hat schon von uralten Zeiten her die Verfassung des Landes und der oftmalige Wechsel seiner Herren beigetragen. Man denke an die Menge von Herzogen, die das Land regierten, und von welchen jeder sich in seinem Fürstenthume isolirte und nur allzuoft in blutiger Fehde mit seinen Nachbarn lebte; man denke an die Oberherrschaft Polens, die später mit der von Böhmen, alsdann mit der des deutschen Kaisers, oder vielmehr des Hauses Oesterreich, und zuletzt mit der von Preußen wechselte. Unter solchen Verhältnissen mußte sowohl eine Entfremdung des Volks im Innern des Landes, als ein gewisser Indifferentismus in den politischen Verhältnissen nach außen entstehen. Dazu kommt noch, daß das schlesische Volk durch eine Hauptmauer, welche die Völker scheidet, nämlich die Sprache, in zwei Theile gespalten wird. Denn fast die eine Hälfte spricht polnisch, während die andere von deutscher Mundart ist. Die Grenze dieser beiden Sprachen wird größtentheils durch die Oder gezogen, und man hört auf dem rechten Ufer dieses Stromes mehr als die halbe Länge der Provinz herab fast nur polnisch sprechen, während auf dem linken Ufer das Deutsche herrscht. Indeß haben sich zwischendurch einzelne Distrikte gleich Strahlen gezogen, in welchen die andere Mundart vorherrscht und sich erhält. So ist z. B. von Oels und Trebnitz abwärts fast Alles deutsch, während von Leobschütz bis nach Troppau hinauf Alles polnisch, und hier hie und da schon mährisch oder böhmisch spricht.

Digitized by Google

Aus alle dem folgt schon von selbst, daß in Schlesien kein scharf gezeichneter gemeinsamer Nationalcharakter des ganzen Volkes zu finden seyn kann, und doch hat sich im größeren Theil desselben und insbesondere in dem von deutscher Zunge eine gewisse Originalität gebildet, die den Schlesier auch über den Grenzen seines Landes schnell erkennen läßt.

Ratibor ist erst seit der Zeit, daß es der Sitz eines Oberlandesgerichts geworden ist, zu einiger Celebrität gelangt; sonst war es, wie die übrigen Städte Oberschlesiens, ein unbedeutender und schlecht gebauter Ort. Da die Stadt klein ist, so gewinnt sie durch das bei gedachtem Gericht angestellte Personale einige Lebendigkeit. Wer aber an Vergnügungen großer Städte gewöhnt ist, und wer zu diesen besonders schöne Umgebungen rechnet, der findet in Ratibor wenig seine Rechnung. — Ich machte während meines hiesigen Aufenthalts mit meinen Freunden einen Abstecher in das vier Meilen entfernte Troppau. Fast an der ganzen Linie herab, auf welcher preußisch Schlesien mit den österreichischen Staaten grenzt, d. h. von Pleß bis nach Hirschberg, gehört es zu den Volksvergnügungen, zuweilen eine Fahrt über die Grenze zu machen und sich da namentlich im Weine gütlich zu thun, weil er dort, wo kein Impost davon zu zahlen, viel wohlfeiler ist. Die Gastwirthe der österreichischen Grenzörter haben diese Neigung der preußischen Schlesier dadurch zu unterhalten und zu benutzen verstanden, daß sie neben guter Tafel auch für andere Vergnügungen, wie Musik und Tanz, sorgen. — Troppau ist ein großartiger und dabei ungemein freundlich ansprechender Ort. Sonderbar findet man hier die ganz nach Wiener Schnitt gebildete äußere Sitte. Es herrscht in dieser Hinsicht zwischen hier und Ratibor ein himmelweiter Unterschied, und beide Städte bieten, obgleich in ein und demselben Lande und in so geringer Entfernung von einander gelegen, die schlagendsten Kontraste. In Ratibor hat sich durch die Menge von Beamten, welche meistentheils aus den andern preußischen Provinzen hierher versetzt worden sind, das preußische Leben und Wesen in ziemlicher Reinheit begründet und ausgebildet, und in Troppau findet man die Wiener überall recht getreu copirt. Dies gibt dem Fremden den reichhaltigsten Stoff zu Vergleichungen. — Damit mir der Kontrast recht auffallend würde, mußten meine mich nach Troppau begleitenden Freunde gerade Berliner seyn. Wie wir nun im Billardzimmer zu den sieben Kurfürsten mit einer Menge Troppauer zusammen waren, unter welchen sich, besonders unter den Offizieren, einige Originalwiener befanden, so war ich in der That zweifelhaft, welches von den beiden Theaterstücken vor mir aufgeführt wurde, „die Wiener in Berlin," oder die „Berliner in Wien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1739 verbot die Regierung zum erstenmal den Verkauf von Pferdefleisch in Paris, und verfuhr mit großer Strenge gegen diejenigen, welche solches zu Montfaucon holten und damit handelten. Dieses Verbot, heißt es in der Ordonnanz, bestehe schon lange; man habe aber immer Mittel gefunden, auf Schleichwegen die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen. — In der Hungersnoth während der Revolution nahm man dazu seine Zuflucht; ein volles halbes Jahr lang war das Fleisch, das in Paris verzehrt wurde, großentheils Pferdefleisch, und es zeigten sich durchaus keine schädlichen Folgen davon, selbst nicht bei Personen, welche es täglich genossen. Mit der Wiederkehr des Ueberflusses kam es, als allgemeines Nahrungsmittel, wieder außer Gebrauch, bis zum Jahr 1803; die Noth zwang von Neuem dazu, der Gebrauch wurde aber bald unterdrückt, weil sich zu viele Klagen gegen die Leute erhoben, welche das Fleisch den Armen verkauften. Im Jahr 1811 griff man wieder darnach, denn die Lebensmittel wurden theuer und die Arbeit selten. Man nahm den Garköchen, welche die niedrigsten Volksklassen beköstigen, im Quartier der Hallen, in der Straße Mortellerie, St. Victor u. s. w., ganze Centner Pferdefleisch weg. Der damalige Polizeipräfekt Pasquier (jezt Präsident der Pairskammer) besorgte Seuchen in Folge des Genusses von Pferdefleisch und bat den sogenannten Conseil de salubrité um ein Gutachten darüber. Dieser war einstimmig der Ansicht, das Fleisch der in Folge eines Knochenbruchs oder Alters halber getödteten Pferde sey durchaus unschädlich; aber hinsichtlich des Fleisches von verreckten Pferden waren die Meinungen getheilt. Der Conseil rieth, den Verkauf von Pferdefleisch, mit den angemessenen Vorsichtsmaßregeln, zu erlauben; trotz dem verbot die Regierung die Einfuhr desselben in Paris: sie fürchtete, wenn zufällig eine Seuche ausbräche, möchte man dies dem Genusse dieses Fleisches zuschreiben. Indessen ließ die Polizei bald von ihrer Strenge nach und erlaubte die Einfuhr gegen ein Sittlichkeitszeugniß. Diese Erlaubniß wurde von der Restauration zurückgenommen, mußte aber schon im Jahr 1816 wieder ertheilt werden, und besteht noch jezt.

Mit dem auf diese Weise in die Stadt gebrachten Pferdefleisch werden allerdings zum Theil Thiere gefüttert, oder es dient als Dünger. Zu Montfaucon kann man es, sehr appetitlich zugerichtet, an den Wänden hängen sehen; es würde der ordentlichsten Fleischbank keine Schande machen, und fragt man, so heißt es, es komme in die Menagerie im Pflanzengarten. Aber Allem nach muß die ärmste Pariser Volksklasse den größten

Digitized by Google

Theil dieses ausgewählten Fleisches verzehren, und der gewinnsüchtige Verkäufer hat dabei nicht einmal mit einem Vorurtheil zu kämpfen, weil er das Fleisch den Consumenten unter falschem Namen verkauft. Wie mag man diese Betrügerei dulden? Die Arbeiter in Montfaucon genießen täglich davon, und sind ganz gesund, es wird wenig Soldaten geben, die im Lauf eines Feldzuges nicht froh daran waren, und überdies haben ja sogar schon Regierungen den Verkauf des Pferdefleisches, als menschliche Nahrung, freigegeben. Dänemark war das erste Land, wo es erlaubt wurde, auf den Schlachtbänken neben dem Fleisch anderer Thiere auch Pferdefleisch zu verkaufen. Doch durften nur die vier Viertel ausgelegt werden, und damit das Publikum nicht betrogen würde und sich selbst überzeugen könnte, daß das Thier gesund gewesen, ließ man an jedem Stück den Huf, dem die Polizei noch bei Lebzeiten des Pferds ein Zeichen aufgebrannt hatte. Pferdefleisch war einst die vornehmste Nahrung der nordischen Völker. Erst mit der Bekehrung zum Christenthum entsagten sie dem Gebrauch. Die Celten opferten ihren Göttern Pferde und verzehrten sie dann bei festlichen Mahlen; um diesen Götzendienst zu stürzen, erklärte die Klerisei das Pferdefleisch für unrein, so wie diejenigen, welche es genießen würden. Wir besitzen hierüber einen sehr hübschen Brief des Pabstes Gregor III. an den Apostel der Deutschen, den h. Bonifazius. Das von unsern Vätern so hochgeachtete Fleisch ist nun aber heutzutage noch ganz, wie es ehedem war, und unser Magen verträgt sich noch immer sehr gut damit. Der Baron Trott, französischer Gesandter, aß an der Tafel des Chans der Tartaren, Krim-Guerai, vortreffliche geräucherte Pferderippen, und er kann in seinen Memoiren ihre Schmackhaftigkeit nicht genug rühmen. Der berühmte Chirurg Larrey versichert, das Hinterstück gebe eine treffliche Suppe; auch könne man sehr guten Rostbraten und Boeuf à la Mode daraus machen, und letzteres will allerdings viel heißen. „Die Leber," erzählt er weiter, „ist noch weit schmackhafter, als beim Hornvieh; im russischen Feldzug war dieses Stück ganz besonders gesucht, und wer davon genossen, rühmt die Speise ungemein. In Egypten bewahrte dieses Fleisch die Truppen, welche Alexandrien vertheidigten, vor dem Hungertode, und der Scorbut, der große Verheerungen in der Armee anrichtete, verschwand auf den Genuß desselben. Tag für Tag wurde regelmäßig Pferdefleisch ausgetheilt, und um dem Soldaten den Widerwillen zu benehmen, war ich der Erste, der seine Pferde schlachten ließ und davon aß."

In der ersten Revolution tödtete man einmal zu St. Germain dreihundert rotzige Pferde; sie wurden sammt und sonders von den armen Leuten in der Stadt weggenommen und ohne allen Schaden verzehrt. Dergleichen Fälle kamen und kommen häufig vor. Vor zwanzig und mehr Jahren starb in der Menagerie ein Löwe an einem allgemeinen Hautausschlag. Ein Wärter, der wegen seiner Gefräßigkeit berüchtigt war, verzehrte ihn ganz; er wurde nicht krank, lebte in bestem Wohlseyn noch lange und starb endlich an einem achtpfündigen Laib Brod, den er heiß verschlungen hatte. Daß das Fleisch von krankem Vieh, selbst von solchem, das von wüthenden Hunden gebissen und wirklich wasserscheu geworden war, ungestraft genossen wird, ist bekannt genug, und vor noch nicht langer Zeit haben die Pariser Aerzte durch sehr interessante, eben in Montfaucon an Menschen und Thieren angestellte Versuche dargethan, daß Fleisch in allen Graden der Zersetzung gekocht lediglich keinen Schaden bringt. Aus alle dem folgt nicht, daß man in Paris oder irgendwo das Fleisch kranker Pferde genießen soll. Da wir aber einmal gesehen haben, daß Pferdefleisch an sich ein gesundes und schmackhaftes Nahrungsmittel ist, so können die angeführten Thatsachen dazu dienen, die Bewohner derjenigen größern Städte, wo sich unter die Hekatomben von Ochsen leicht etwas einschleichen könnte, was nicht auf zwei Klauen gegangen, über die Gefahr für die Gesundheit zu beruhigen, weil freilich bei Pferdefleisch der Gedanke, daß es von einem kranken oder gänzlich entkräfteten Thier herrühre, sehr nahe liegt.

Die Regierung könnte, sollte man meinen, in Paris viel vernünftiger zu Werke gehen, und durch zweckmäßige Maßregeln in dieser Beziehung viel Gutes stiften. Ja es wäre nicht das größte gastronomische Paradoxon, das man hier erlebt, wenn Pferdefleisch noch in die Mode käme, und dann wäre man sicher, daß in Kurzem auch jenseits des Rheins Pferdekotelettes gespeist oder doch — bezahlt würden. Die dürftige Klasse in Paris ist wegen des hohen Preises des Fleisches fast ganz auf vegetabilische Nahrung beschränkt, die für den Handarbeiter nicht ausreicht. Das Fleisch, das der Arme wohlfeil kauft, kommt entweder von der Schlachtbank, und dann ist es von der schlechtesten Sorte, oder es ist Pferdefleisch, und dann bezahlt der Arme viel zu viel dafür. Warum läßt man ihn in dieser traurigen Alternative, daß er sich entweder schlecht nährt, oder etwas weit über seinem Werthe bezahlt? Warum richtet man nicht ein förmliches Schlachthaus für Pferde ein? Die Behörde müßte die lebendigen Pferde untersuchen lassen, und mit den gesunden und nicht zu magern verführe man sofort wie mit den Ochsen. Es wäre dies eine bedeutende Erleichterung für die ganz Armen; wenn man sich überzeugte, daß die Polizei ihre Schuldigkeit dabei thut, würde auch alles Vorurtheil bald schwinden, und Pferdefleisch könnte ein neues Pfand für Frankreichs Ruhe und für die Stabilität von Louis Philipps Thron

Digitized by Google

werden. Wie die Sachen jezt stehen, kann jedes in der Stadt ansäßige Individuum, gegen einen einfachen Erlaubnißschein der Polizei, so viel Pferdefleisch hereinschleppen, als ihm beliebt; er bekommt in Montfaucon für drei Sous eine ganze Butte voll. Was wird aus all dem Fleisch? Die zum sogenannten Stiergefecht dienenden Thiere und die in der Menagerie verzehren gar viel, heißt es; und allerdings holt man für leztere Anstalt jede Woche das Fleisch von wenigstens zwanzig Pferden; aber ein, zwei Pferde wären übrig genug. Was wird aus den andern? Viele Pariser, welche große Hunde halten, haben sie darauf dressirt, daß sie ihr Futter selbst zu Montfaucon holen; die Arbeiter kennen einen jeden, und hängen ihnen ein Stück Muskelfleisch, mit einem Loch in dee Mitte, um den Hals. Häufig sieht man solche Hunde mit 20 — 30 Pfunden Fleisch in die Stadt zurückkommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Die Franzosen haben an Racine einen Poeten, den sie mit Stolz den größten Dichtern neuer Zeit zur Seite halten; aber gerade Er ist ein schlagendes Beispiel von der Unterwürfigkeit der französischen Poeten unter den Geschmack des Publikums, vor dessen Tribunal sie erscheinen müssen, von ihrem gefälligen Fügen in alle seine Ansichten, Meinungen, Geschmäcke und Vorurtheile, von ihrer Furcht, ihm zu mißfallen, von den Opfern, zu denen sie sich verstehen, um nur bei ihm und bei den Zeitgenossen augenblickliche Erfolge zu erhalten. Wir lachen mit Recht, daß noch vor Talma der Schauspieler Larive den Achilles in seidenen Strümpfen und den Galanteriedegen an der Seite spielte; daß selbst der ausgezeichnete Lekain den Manlius nicht anders darstellte, als mit gepudertem und in Ailes de pigeon gekräuseltem Haar; daß Orest mit einer ungeheuern Zipfelperrücke, rothen Strümpfen und Schuhen mit feuerrothen Bändern, Andromache aber mit Schminkpflästerchen und Merope mit Wülsten auf dem Theater erschien. Wir lachen darüber als über etwas Unsinniges und Unbegreifliches; ist es aber weniger lächerlich, die Sitten des alten Griechenlands aus Respekt für die eben herrschenden Wohlanständigkeiten verändert und zugestuzt zu sehen? Was läßt sich über Achilles, Hippolyth und den Bruder der Electra sagen, die Komplimente und Redensarten fader und süßlicher Galanterie aussprechen, und ihren Ton gerade so einrichten, wie die Herren an Ludwigs XIV. Hof; oder über Agamemnons Lager, eingerichtet und disziplinirt, als wenn es der Levalliere Liebhaber selbst gethan hätte. Voltaire hatte allerdings Recht, sich über alle diese antiken Helden zu wundern, die sich in französischen Manieren zierten und alles Eigenthümliche und Rohe ihrer Zeit ablegten, aber selbst konnte er sich von diesem Fehler nicht frei machen. Halten wir einen Augenblick gegen diese französische Behandlung der antiken Sitten das vollendete Drama Goethe's, seine Iphigenie; scheint es doch ein griechisches Manuscript, das unter den Säulen des Parthenons gefunden wurde; wie herrscht darin Einfalt ohne Rohheit, Größe ohne Schwulst, Natur ohne Affektation! Meisterlich hat der Dichter den Geist der griechischen Bühne durchdrungen, ergriffen und wiedergegeben, denn Ideen, Sitten und die ganze Haltung des alten, von der Erde verschwundenen Griechenlands sind vor uns ausgebreitet in herrlicher Poesie, in wahrer Würde, in reizender Hingebung, im vollen Duft des Alterthums. — Will man aber ein imposantes Bild des imposanten Mittelalters, von der Freiheit der Gemeinden in ihrer Entstehung (?), von dem versinkenden Feudalismus, von dem Ritterthum, das bei ihm Wache hielt, aber nicht von dem lächerlich gemachten und aller dichterischen Farbe entkleideten Ritterthum des Cervantischen Don Quixote, sondern von dem Ritterthum in seiner vollen Wahrheit und Kraft, in seiner Rohheit und Grobheit und in dem Nebelgewand des damaligen Aberglaubens, der so tief in den deutschen Sitten liegt, so lese man Göz von Berlichingen. Hier ist Goethe ganz Mittelalter; mit unendlichem Leben ruft er dessen so dramatische Kämpfe hervor, ja, jene ganz versunkenen Jahrhunderte steigen wieder aus dem Grab; auf der einen Seite Türken, auf der andern empörte Bauern unter Anführung wüthender Anabaptisten, den Vorläufern der Reformation, die Deutschland im Süden, wie im Norden so mächtig erschütterte; anderwärts hausen Zigeuner in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, daneben Mönche, die auf des Volks Anhänglichkeit stolz sind, oder die hohe Geistlichkeit, voll Macht und Einfluß auf die Massen. Im Vordergrund des lebenvollen Gemäldes steht die imposante Gestalt Gözens aus dem erlauchten Haus der Berlichingen (!), der lezte jener Twingherrn des Lehnsystems, Göz, den sein Volk liebt, den der Adel über Alles hoch hält, den die Fürsten fürchten, der in sich allein alle großen Züge des Mittelalters und des öffentlichen Lebens in Deutschland am Ende des 15ten Jahrhunderts aufnimmt. — Wer Italien im 16ten Jahrhundert, wer den Hof des stolzen und harten Herzogs Alphons von Este kennen lernen will, der den edlen Tasso heute beschüzte und morgen einkerkerte, jenen herrlichen Dichter, den später Senatoren und Gondelführer, Kardinäle und Hirten, Fürsten und Räuber, schöne vornehme Frauen und arme Fischer am Strand mit gleichem Entzücken lasen und auswendig lernten, wer Italiens Wärme und Sonnenschein fühlen will, der lese Goethe's Tasso. — Das ganze fünfzehnte Jahrhundert endlich, mit seinem Volk, seinen Weibern, Studenten, Soldaten, Hexen u. s. w. stellt uns Goethe in seinem Faust mit unendlicher Wahrheit, Lebendigkeit und Farbentreue dar; hier wechselt das glänzendste Kolorit mit zarter Farbenmischung und dann wieder mit den kühnsten Pinselstrichen, das Komische mit dem Ernsthaften, das Rührende und Ergreifende mit dem Grellen, das Zarte, Duftige mit dem Düstern: Schauder und Angst, Wahnsinn, Mitleid, Frömmigkeit, Liebe und Schmerz, teuflische Kälte und glühende Mannsleidenschaft stehen hier neben einander und reißen bald zur Bewunderung, bald zu Thränen und zum innigsten Mitgefühl hin. — So ist Goethe, der bewundernswürdige Dichter, der Länder, Himmelsstriche und Zeiten mit derselben Wahrheit erfaßt und mit mächtiger Einbildungskraft wiederzugeben versteht. — So weit A. Peschier. Man kann im Einzelnen nicht immer seiner Meinung seyn; man kann auf manchen Stellen das Lob zu stark aufgetragen, Licht und Schatten nicht recht vertheilt finden, man wird über manches völlig unrichtig und schief Aufgefaßte lächeln, immer aber zeigt sich in diesen Vorlesungen ein edles, religiöses, dichterisches Gemüth.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. September 1834.

Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Schiller.

Auferstehung des Gedichts.

Von M. Meyr.

Ein tief Gefühl ergoß im Wogentanze
Durch meine Brust sich, wunderbar erglühend,
So duftigsüß, so frisch, so farbigblühend,
Im zartesten, im reinsten Himmelsglanze.

Da drängte mich's, es treu zu offenbaren
In klarer Worte gliedervollem Leibe:
Damit es mir auf ew'ge Zeit verbleibe,
Wollt' ich's in dauerndfester Form bewahren.

So sezt' ich mich am Schreibepulte nieder
Und suchte fleißig treffendächte Worte;
Doch ach, wie langsam kam ich da vom Orte,
Wie widerspenstig zeigten sich die Glieder!

Ich fühlte bang ein spannend Mißbehagen;
War es schon schwer, das rechte Wort zu finden,
So sollte sich's noch schwererm Reim verbinden —
Und immer so durch neue Noth sich schlagen.

Doch, ob mit Schmerzen, endlich ward's geboren
Und lag vollendet da dem Wiederlesen. —
Allein, o Himmel! welch gespenstisch Wesen
Sah ich erschreckt auf das Papier beschworen!

Statt des Gefühls, so licht und ganz, so theuer,
Erblickt' ich hier, von Klecksen überspület,
Mit wüsten Strichen ringsumher zerwühlet,
Ein ganz abscheulich Letternungeheuer.

„O hätt' ich dich, da du mich still entzücket,
In deinem reinen Stande zart gelassen,
Allein ich ließ dich mit dem Stoff befassen,
So liegst du nun vom plumpen Leib erdrücket."

Ich gab das holde Leben ganz verloren;
Doch schrieb die Worte zierlich ich in's Reine,
Und las sie wieder — — wie, in welchem Scheine
Erhebt sich's nun, wie gänzlich neugeboren?

Aus reinen, heiter abgemess'nen Zeilen
Strahlt das Gefühl mir wiederum entgegen,
Ich seh' sein Leben lieblich sich bewegen,
In seinem Leibe treu das Ganze weilen.

„So hat mich doch die Hoffnung nicht betrogen!
Nun du aus makelvollen Erdenlanden
Zu einem reinern Leben auferstanden,
Erscheinst du nur in würd'ge Form gezogen.

Welch eine Wonne fühl' ich mich erheben!
Empfindungsduft, mit festem Leib vermählet,
Und derber Stoff, von Blüthenlicht beseelet,
Wird seinen Schöpfer ewig jung umgeben."

Digitized by Google

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Soviel vom Fleisch der Pferde. Nur wenige Worte darüber, wie sich die Industrie die andern Theile zu Nutze macht. Die dünnen Gedärme werden zu starken Saiten verarbeitet; mit dem Rest düngen die Bauern aus der Umgegend ihre Felder. Bei alle dem bleiben aber ungeheure Massen in etliche und zwanzig Fuß langen und fünf Fuß hohen Haufen liegen. Die Sehnen werden auf Stangen gesteckt, wo sie schnell trocknen, und wandern in die Leimsiedereien, welche hier sehr bedeutende Geschäfte machen. Bewunderungswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der die Arbeiter das Pferdefett sammeln. Ohne alle anatomische Kenntnisse, wissen sie ganz genau, wo oft sehr tief ein Stück Fett, so groß wie eine Nuß, zu finden ist. Um mit einem fetten Rosse, einem verunglückten Paradegaul, fertig zu werden, braucht der fertigste Arbeiter sechs bis acht Stunden, mit einem magern, und deren sind ungleich mehr, ist er in einer halben Stunde fertig. Manche Pferde geben 40 Litres geklärtes Fett, dies ist aber sehr selten; das Minimum sind vier Litres. Dieses Fett wird von den Emailleurs sehr gesucht, gibt eine Flamme wie Oel, entwickelt noch mehr Hitze und verdickt sich nicht; es wird von Gerbern und Lederarbeitern sehr gesucht. Von den Hufen nimmt man die Eisen ab, und selbst die Nägel werden sorgfältig gesammelt und unter dem Namen Caboche verkauft; sie gehen vornehmlich in die Auvergne und dienen zum Beschlage der Hufe der Bauern, das heißt der Holzschuhe. Erst seit Kurzem werden die Hufe für die Hornarbeiter in Platten gepreßt; sie dienen zu sehr zierlichen Arbeiten, welche Schildkröte vorstellen, und geben einen ganz beträchtlichen Handelszweig ab.

Lange Zeit wußte man mit den Pferdeknochen nicht nur nichts anzufangen, sondern sie machten sogar aller Orten große Ueberlast. In Paris und der Umgebung brauchte man die großen Knochen als Baumaterial zu Gartenmauern; namentlich in den Vorstädten St. Marceau und du Temple sah man deren eine Menge; jetzt sind sie größtentheils weggeschafft, doch stoßen einem immer noch welche auf. Außerdem waren alle Zugänge der Stadt auf fünf, sechs Stunden in die Runde mit Knochentrümmern wie besäet, und alle Jahre wurden zu Montfaucon ungeheure Haufen verbrannt. Aber seit etwa zwanzig Jahren wissen sich die chemischen Gewerbe diese an thierischer Materie so reichen Ueberreste trefflich zu Nutze zu machen; sie liefern das eigentliche Substrat für mehrere Fabrikzweige, und jetzt sieht man fast nirgends mehr einen Knochen, ja, es ist großer Mangel daran. Zuerst kaufte man für theures Geld die Knochen aus den Schlachthäusern, Abdeckereien, Küchen, und diejenigen, welche die Lumpensammler auflasen, dann sammelte man weit umher die Knochen vom Felde und riß sogar die Knochenmauern ein; jetzt muß man sie aus Spanien, Italien, sogar aus Amerika kommen lassen. Die Pariser Spitäler verkaufen die Knochen aus ihren Küchen jährlich für 8 — 9000 Franks. — Ein frisches Pferdeskelett wiegt hundert Pfund, ein trockenes fünfzig.

Die Knochen dienen einmal zur Fabrikation von Gallerte, welche durch Wasserdampf oder Säuren ausgezogen wird. Die alten Knochen aus den Gartenmauern geben beinahe soviel Gallerte als frische; dasselbe gilt von solchen, welche man aus dem Meer fischt, von denen aus den Katakomben, die fünf bis sechshundert Jahre alt sind, sogar von den fossilen Knochen. Im Jahr 1814 setzte der Präfekt des Niederrheins seinen Gästen eine Suppe vor, welche aus fossilen Knochen bereitet war, und Jedermann fand sie vortrefflich. Ein großer Theil der Knochen wird gemahlen und als Dünger verwandt; bei weitem am meisten aber konsumiren die Salmiak- und Beinschwarzfabrikanten. Ueber ein Kleines werden sie sämmtliche Knochen an sich ziehen, welche in Frankreich aufzutreiben sind.

Soviel von den Pferden; aber auch der armen Hunde und Katzen müssen wir erwähnen, welche der spitzbübische Lumpensammler mir nichts dir nichts in seinen Korb steckt. In einem großen Gemach bei Monsieur Dussaussois, dem vornehmsten Herrn zu Montfaucon, werden die artigsten Schooßhunde, die zierlichsten Spinnerinnen, ob denen die schönsten Augen in Paris bittere Thränen vergießen, unbarmherzig vom Leben zum Tode gebracht. Ein Mann und eine Frau arbeiten hier das ganze Jahr, Sonn- und Feiertage, und es wird einem ganz wehmüthig um's Herz, wenn man die vielen Pfötchen sieht, welche einst so artig getrippelt haben und jetzt keinem Menschen mehr Freude machen als dem Leimsieder, der sie gut bezahlt. So oft man hieher kommt, sieht man verschiedene Exemplare der genannten Thiergeschlechter abgezogen, sauber aufgezweckt, kurz, so zugerichtet daliegen, daß man sie nur an den Spieß stecken dürfte. Läßt man sich diesen Braten nur in Montfaucon belieben, oder ist dies auch ein Handelsartikel? Wer nach Paris kommt und in diesem Punkt kitzlich ist, thut gut, sich mit der vergleichenden Anatomie so weit zu befreunden, daß er die Wirbelsäule eines Hasen oder eines Kaninchen von der eines Hundes oder einer Katze unterscheiden kann, wozu eben nicht das Genie eines Cuvier gehört. Die Hunde- und Katzenspezulanten halten eigene Leute, welche verlaufene Hunde auffangen, die ihnen ungleich mehr eintragen als die todten. Andere geben beständig mit Hunden an der Seine auf und ab, welche darauf dressirt sind, daß sie alle Thiere, welche auf dem Fluß schwimmen, selbst Hunde, herausholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Breslau, Anfangs Juli.

Von Glatz hierher nahm ich meinen Weg über Adersbach. Es ist von dem dortigen merkwürdigen, nackt gewaschenen Gebirgszuge so viel und mancherlei geschrieben worden, daß ich diesen Haufen nicht noch vermehren mag. Nur soviel spreche ich aus, daß diese Naturscene überraschend ist, daß sie den, der nie etwas Aehnliches sah, wunderbar ergreift, und daß sie uns in's Reich der Geistererscheinungen führt, wenn wir sie, wie mir es wurde, bei klarem Vollmonde sehen. Da stehen sie da, diese gigantischen Massen, wie ein Heer auferstandener Riesen in ihren Leichentüchern. Wir starren sie an und wähnen, sie bewegen sich unter einander. Braust nun noch der Wind dazwischen, so glauben wir, ihr Gewimmer und ihr Drohen zu hören. Jezt fliegt eine Wolke vor der klaren Mondscheibe vorüber, ihr Schatten zieht über die Auferstandenen hin; sie scheinen die Leichentücher abzuwerfen. — Es liegt in dieser Schilderung durchaus keine Uebertreibung, und es bedarf keiner überreizten oder kranken Phantasie, um von solchen Bildern umgaukelt zu werden. Eine ungeheure Strecke hinein ziehen sich diese, ihrer Ausfüllung beraubten Berggerippe. Der Fremde dringt gewöhnlich kaum bis auf den sechsten Theil ihrer Ausdehnung in sie, sieht aber auch auf diesem Gange des Wunderbaren genug.

Von Adersbach nahm ich meinen Weg nach Waldenburg. Dieses gewerbthätige Städtchen gleicht einem Menschen von niederer Geburt, der sich durch angewandtes Talent emporschwang und einen Namen errang. Wäre es mir darum zu thun, jede Merkwürdigkeit zu beschreiben, so würde ich die hiesige Dampf-Spinnmaschine anführen, welche die erste der Art auf dem Kontinente war, die eine ungeheure Masse Leinengarn und zwar von vorzüglicher Güte liefert, und nicht allein den Eigenthümern großen Gewinn bringt, sondern auch für die Provinz von Wichtigkeit ist, besonders da man deren jezt, nach diesem Muster, mehrere in Schlesien errichtet hat. Bei Waldenburg ist das Bad Altwasser. Dies gleicht einer alten Kokette, die in der angenehmen Reminiscenz ihrer frühern Reize und empfangenen Huldigungen gern noch jung und schön seyn möchte. Aber es thut's einmal nicht mehr. Eine solche Dame behält freilich immer einige eigennützige Kourmacher, aber! aber! Da steht denn neben ihr eine Schöne, angethan mit den Reizen der Jugend und Neuheit. Alles huldigt ihr, Alles bewundert sie, und wer dies auch nicht aus Ueberzeugung thut, der macht doch die Mode mit. Ich meine Salzbrunn. Mir kommt dieser Ort, erinnere ich mich seiner frühern Zeit, vor, wie ein von der Natur reich begabtes Bauermädchen, deren Schönheit lange im Dunkeln bleibt, bis irgend ein Kenner sie entdeckt, an's Tageslicht zieht, sie mit prächtigen Kleidern puzt und in der Welt einführt. Anfangs benimmt sie sich etwas blöde und linkisch; aber es finden sich schon Leute, die gerade dies reizend finden, in die Lärmtrompete stoßen und die ganze Welt aufmerksam machen, daß sie den Schönsten gleich sey. Nicht lange, so ist Jeder ein Böotier, der nicht dasselbe findet und fühlt. Nun ist ihr Glück gemacht, und die ganze Welt liegt zu ihren Füßen. So fühlt sich jezt Jeder glücklich, der in Salzbrunn unterkommt; denn es waren in diesem Sommer der Besuchenden so viele, daß nicht allein Salzbrunn, sondern auch die beiden benachbarten Dörfer Harlau und Weißstein mit Gästen angefüllt waren. So ist denn dieser ehemals fast gänzlich unbeachtete Gesundbrunnen in Zeit von zwanzig Jahren in den ersten Rang der deutschen Bäder und Gesundbrunnen getreten, und hat das ehemalige einfache und bescheidene Dorf in einen Ort des Luxus umgewandelt.

Ehe ich ein Urtheil über die schlesischen Bäder im Allgemeinen fälle, muß ich noch das erste derselben, nämlich Warmbrunn, anführen. Seine Heilkraft ist bewährt und sein Ruf alt und weitverbreitet; auch hat es die Natur an einen Ort verlegt, über den sich die ganze Fülle ihrer Schönheit ergießt.

In den beiden Hauptbädern Schlesiens, nämlich in Warmbrunn und Salzbrunn, theilt sich in der Regel die Gesellschaft in zwei Parteien, nämlich die Deutschen und die Polen. Zwischen diesen beiden Nationen liegt überall noch eine so weite Kluft, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie sich auch in Bädern, wo doch sonst manche Scheidewand fällt, streng geschieden halten. Wo auch eine scheinbare Vereinigung stattfindet, da ist sie weder innig, noch hält sie Bestand. Das stört denn natürlicherweise die Geselligkeit im Allgemeinen. Da jedoch die Zahl der Gäste von beiden Nationen bedeutend ist, so sind auch die aus ihnen sich bildenden Gesellschaften zahlreich genug, um sich selbst zu unterhalten, und wo nicht gerade der Zufall oder Convenienz beide zusammenbringt und Reibungen entstehen, da kann man an keinem dieser Orte über Mangel an Freuden der Geselligkeit klagen. — Ehemals war Altwasser der Haupttummelplaz der Polen, jezt aber haben sie sich fast alle nach Salzbrunn gezogen.

Ich reiste über Schweidnitz herab nach Breslau. Hier betrat ich fast überall klassischen Boden; denn hier kämpften Friedrichs des Großen kleine Häuflein im siebenjährigen Kriege gegen eine Uebermacht, die an Zahl oftmals drei- und mehrmal so stark war wie sie, und siegten dennoch und sicherten Preußen das gesegnete

Digitized by Google

Schlesien, das Land, dessen Bewohner, der Mehrzahl nach, dem preußischen Scepter so innig zugethan waren. — Ich war in der Nähe von Striegau und Hohenfriedberg, wo im ersten und zweiten schlesischen Kriege von den Preußen glänzende Siege erfochten wurden, ich sah die Gegend von Bunzelwitz, wo der große König eine Zeitlang ein Lager hielt und von da aus den Plan zur Wiedereroberung von Schweidnitz entwarf; auch kam ich in der Nähe von Breslau nicht allzuweit von Leuthen und Lyssa vorbei, wo der Einzige einen Sieg erfocht, wie die Geschichte wenige aufweist. Und nun kam ich vor den Thoren der alten Breslau über den Tauenzienplatz: hier steht das Denkmal eines der größten Helden aus Friedrichs Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, August.

Die Stadt.

— Eine neue, aber schmale Straße, le Cordon genannt, mit tiefen Abgründen zur Seite, führte uns allmählich aus dem öden, rauhen Gebirg; noch zeigten sich einige hohe Felsenhäupter, mit kühnem, scharf geschnittenem Profil, vor uns; doch auch bei diesen waren wir bald vorüber, und jezt breiteten sich zahlreiche Häusermassen zu unsern Füßen aus; wir rollten bergab durch die Straßen der lebhaften und äußerst malerisch am Abhang des Gebirgs gelegenen Fabrikstadt Thiers. Die Ebene lag vor uns, über ihr schwere und dicke Gewitterluft, und hoch aus den Wolken erhob sich in grauer Ferne eine Reihe von Berggipfeln in eigenthümlich runder Gestalt, finster beschattet von den rasch dahinziehenden schwarzen Wolkenschaaren, der Fuß des Gebirges verhüllt durch die tiefern Schichten des Gewölks. Es war die Kette des Puy de Dôme. Von Thiers durchschneidet die breite, mit prächtigen Nußbäumen besezte Straße ein reiches Hügelland, fruchtbar und üppig, vom Allier durchschlängelt. Mit jeder Stunde zeigt sich der Puy de Dôme immer höher und bedeutender, endlich an dem Fuß desselben Clermont mit seinem schwarzen Dom, die Hauptstadt der vormaligen Provinz Auvergne.

Clermont ist bedeutend durch sein Alter und seine Geschichte, seine Bauwerke und vorzüglich durch seine Umgebungen, unter welchen der Puy de Dôme den ersten Rang einnimmt. Zur Zeit der Römerherrschaft in Gallien war die übrige Stadt von der mit Thürmen und Mauern umgebenen Cité, dem höchsten Theil der Stadt mit der Kathedrale, getrennt, und nur die Cité führte den Namen Clarus mons, welcher erst seit dem neunten Jahrhundert auf die ganze Stadt übertragen wurde. Prachtvolle Gebäude zierten den Ort, ein dem Merkur geweihter Tempel war weit und breit berühmt, und die kolossale Statue des Merkurs in demselben, an welcher der griechische Bildhauer Zenodor zehn Jahre lang arbeitete, wurde für ein Wunder der Welt gehalten. Ihre Größe wird uns von Dulaure, in seinem Werk über die Auvergne, bis in's Fabelhafte zu 566 Fuß Höhe angegeben. Gewiß war sie aber der größte von allen Kolossen des Alterthums. Zerstörend traten aber nun die Einfälle der Germanen ein. Im Jahr 308 eroberten Vandalen und Alemannen unter Crocus die Stadt und verbrannten Tempel und Häuser; Plünderungen der Westgothen und Franken vollendeten das Werk der Vernichtung. Umsonst vertheidigten sich die Bewohner unter ihrem Bischof Sidonius Apollinaris im Jahr 457 lange und tapfer gegen eine Belagerung des Westgothenkönigs Enrich; denn bald nachher mußte sich doch die ganze Auvergne den Westgothen unterwerfen. Ihrer Herrschaft folgte die der Franken; wiederholt verwüsteten auch diese Clermont, und nicht minder später in den Jahren 853 und 916 die Normannen. Als in der Folge Clermont Hauptstadt der Provinz Auvergne geworden war, erduldete es den äußersten Druck des Feudalismus, der zu einer solch unleidlichen Tyrannei erwuchs, daß die Bewohner sich gegen ihre Unterdrücker erhoben, jedoch besiegt und in Menge durch das Schwert der Sieger und durch grausame Exekutionen hingeopfert wurden. Neben dem Joch ihrer eigenen Herren mußten sie noch verheerende Streifzüge der Engländer aus dem benachbarten Guyenne und Plünderungen der Freikompagnien und Lanzknechte erleiden. Mehrere Kirchenversammlungen wurden zu Clermont in den Jahren 535, 587, 1095, 1130 und 1162 gehalten. In eigener Person eröffnete Urban II. am 18ten November 1095 jenes berühmte Concil, auf dem er den Kreuzzug nach Jerusalem predigte, und auf öffentlichem Markte mit solchem Feuer sprach, daß unter dem allgemeinen Geschrei: Diex el volt, das ist Dieu le veut, eine zahllose Menge Krieger das rothe Kreuz anhefteten. Auf dem nämlichen Concil wurde auch der Gottesfrieden, la trêve de Dieu (treuga Dei) eingesezt und bestätigt, nämlich für die Laien während der Advents- und Osterzeit und an den vier lezten Tagen jeder Woche, für die Geistlichen aber zu allen Zeiten. 1653 wurde durch ein Edikt Ludwigs XIII. die Stadt Montferrand mit Clermont vereinigt, so daß beide von nun an nur Eine Stadt bildeten. Diese wird daher seitdem auch wohl Clermont-Ferrand genannt.

Regenwetter hinderte uns, in den ersten Tagen weitere Exkursionen zu machen, und gab uns Muße, unter der Leitung mehrerer französischen Freunde die Stadt selbst und ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen.

Clermont, etwa 50 Stunden von Lyon, eben so weit von Limoges, 90 Stunden von Paris, liegt am östlichen Fuß der Gebirgskette des Puy de Dôme auf einem Hügel, in einer fruchtbaren und mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gegend, und diese Lage läßt nichts zu wünschen übrig, als die unmittelbare Nähe eines schiffbaren Stroms, denn der Allier ist zwei Stunden entfernt. Es hat ungefähr 30,000 Einwohner, meistens finstere, enge und krumme Straßen, und erst in den lezten Jahren vor der Revolution fingen die Intendanten an, für die Verschönerung der Stadt Sorge zu tragen. Oeffentliche Gebäude wurden errichtet, neue Stadttheile und Promenaden angelegt, und so gibt es jezt einige mäßig breite Straßen. Die mit Bäumen bepflanzten Boulevards trennen die Stadt von den Vorstädten, und gewähren einen um so angenehmern Spaziergang, als man dort die herrlichste Aussicht auf den Kranz der Gebirge genießt. Mit den Boulevards ist der zur Kaiserzeit von spanischen Gefangenen angelegte Place d'Espagne verbunden, und etwas höher liegt der Place de la poterne. Beide haben durch Bäume Schatten und Zierde. Die Dächer sind größtentheils fast platt und mit Hohlziegeln gedeckt, die meisten Gebäude selbst aber von Lava erbaut, grau und düster von Farbe, die je älter, je schwärzer wird. Dies Material ist sehr stark und fest, daher man auch vieles nach Paris zu den dortigen neuen Trottoirs geschafft hat. Wegen seiner Porosität ist es jedoch keiner Politur fähig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. September 1834.

— Darin sind Mäuse, man führte
Sie auf keinem Wagen hinweg.

Reinete Fuchs.

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Die Fäulniß so ungeheurer Massen thierischer Materie, wie sie zu Montfaucon aufgehäuft liegen, müßte diesen Ort, Sommers wenigstens, für den Menschen durchaus unbewohnbar machen, wenn nicht die Natur selbst durch einfache Mittel den Prozeß beschleunigte und abkürzte; aber selbst noch aus der äußersten Zersetzung, an der Grenze, wo der thierische Stoff den Elementen wiedergegeben wird, weiß sich der Mensch einen Erwerbszweig zu schaffen. Unendlich mehr, als in die Werkstätten der Pariser und in ihre Magen wandert, schaffen hier die Insektenlarven weg, welche vornehmlich von drei Mücken kommen; von der Musca Caesar, M. carniaria und M. vivipara. Sie geben zu einer wunderlichen Spekulation Anlaß, und die Gewinnsucht des Menschen arbeitet dabei der auflösenden Natur in die Hände. Man macht aus den Thierresten sorgfältig einen halben Schuh hohe Beete und bedeckt sie leicht mit Stroh, um die Sonne abzuhalten. Alsbald lassen sich die Mücken nieder und legen ihre Eier ab. Nach wenigen Tagen sind die thierischen Materien fast völlig verschwunden, und an ihrer Stelle sieht man Millionen wimmelnder Larven und etwas Modererde. Die Larven werden scheffelweise verkauft. Die Leute, welche diesen Erwerbszweig treiben, bekommen nicht nur keinen Lohn, sondern bezahlen dreißig Franks wöchentlich den Eigenthümern der Anstalten. Der Verbrauch dieser Larven muß sehr stark seyn, denn die ganze warme Jahreszeit hindurch wird dieses Geschäft ohne Unterbrechung fortgetrieben. Sie dienen einmal als Köder beim Fischen mit der Leine; bei weitem die meisten aber werden zum Mästen des Federviehs, namentlich der Fasanen, verwandt. So sorgfältig man auch die Larven aufliest, machen doch viele Tausende alle Metamorphosen durch, und daher schweben über diesen Orten ganze Wolken von Mücken und verfinstern die Luft. Die Natur hat hier wiederum eine limitirende Polizeimaßregel zur Hand: alle Schwalben aus der Umgegend ziehen sich hieher, und im Herbst ist es wirklich ergötzlich, diese Schaaren über dem Bezirke ihre Kreise ziehen zu sehen. Die Pariser Jagdliebhaber kommen hieher, um sich im Schießen im Flug zu üben; es ist dies ein so wichtiges Interesse, daß sie nicht umhin können, der Schwalbe die Unverletzlichkeit aufzukündigen, deren sie sonst überall genießt, und häufig sieht man sie in einer Stunde Hunderte erlegen.

Doch die Insekten sind es nicht allein, deren sich die Natur hier bedient, um der Infektion Schranken zu setzen; noch hat sich eine ganz andere Kolonie hier

Digitized by Google

niedergelassen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Die Ratten haben sich in Montfaucon, da sie hier so reichliche Nahrung finden, auf wirklich entsetzliche Weise vermehrt; ihre Menge ist buchstäblich unzählig. Läßt man irgendwo ein Pferdegerippe liegen, so ist den folgenden Tag alles Fleisch daran rein verschwunden. Gegen diese, wegen ihrer Unzahl furchtbaren Gäste muß der Mensch zu den härtesten Maßregeln greifen. Wie fangt man es aber an, sich nur einigermaßen Luft zu schaffen? Ich bin im Stande, darüber Auskunft zu geben, da ich die Ehre gehabt habe, einer solchen Rattenjagd beizuwohnen. In einem ummauerten Raum, in den von außen Schlupflöcher führen, wirft man zwei, drei Pferde. Mitten in der Nacht nun kommt der Herr mit seinen Knechten leise angerückt; man verstopft außen die Schlupflöcher, steigt, in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Prügel, hinein, und nun beginnt eine gräßliche Bartholomäusnacht. Entsetzen ergreift das ganze Volk der Ratten, nirgends ein Ausweg, allenthalben droht der mörderische Prügel, die Muthigsten versuchen an den Wänden hinaufzuklimmen, aber die Fackel bringt sie sogleich wieder zu Boden, und so erliegt denn der ganze Stamm seinem tragischen Geschick. Indem man diese Operation alle paar Tage wiederholt, hat man schon in einem Monat über 16,000 Ratten getödtet, einmal 2650 an Einem Tage und 9100 auf vier Jagden, und doch ist der Strich des Etablissements, wo dieses Blutbad angerichtet wird, nicht der zwanzigste Theil des Areals, auf welchem die thierischen Reste ausgebreitet liegen, und man läßt hier, wie gesagt, nur zwei, drei Pferdegerippe liegen, und die Menge der Ratten nimmt eher zu als ab. Nach dem allen ist es gewiß keine Uebertreibung, wenn man die Rattenbevölkerung von Montfaucon auf mehr als hunderttausend Köpfe schäzt.

Die industriösen Ratten graben sich Erdlöcher, wie die Feldmäuse und die Kaninchen; in Folge davon stürzen alle Mauern, die man hier errichtet, früher oder später zusammen, und der furchtbare Rattenmörder Dussaussois, dem sie Rache geschworen haben mögen, sah sich genöthigt, sich förmlich gegen sie zu verschanzen: er ließ sein ganzes Haus mit Bouteillenscherben bespicken. Das ganze Erdreich ist durchwühlt, so daß der Boden unter den Füßen schwankt; an den Abhängen rutscht oft die Erde hinunter und da sieht man denn die Mündungen ihrer unzähligen Galerien. Merkwürdig ist ihre Vorliebe für gewisse Theile des Pferdes: zuallererst machen sie sich immer an das Auge, und dann an das Fett in der Augenhöhle. Diese Vorliebe für das Auge ist auch allen Raubvögeln der Welt gemein. Die Feueranbeter in Persien und Armenien begraben bekanntlich ihre Todten nicht, sondern lassen sie den wilden Thieren zur Beute: die Geier beginnen nun ihre Arbeit beständig mit den Augen, und wenn dem Todten das rechte Auge zuerst ausgehackt wird, so gilt dies für ein gutes Zeichen. Bei starkem Frost kann man an den erschlagenen Pferden nicht arbeiten; dies ist eine herrliche Zeit für die Ratten. Sie arbeiten sich durch die Brustwunde — die Pferde werden hier meistens erstochen — in den Körper des Thiers, fressen es aus, und wenn Thauwetter eintritt, findet der Arbeiter unter der Haut nichts mehr als ein Skelett, so pünktlich gesäubert, als es der fleißigste Aufwärter an einem Naturalienkabinet nur immer thun könnte. Außerordentlich groß ist die Fruchtbarkeit dieser Thiere; sie werfen jährlich fünf- bis sechsmal und jedesmal 11 bis 18 Junge; nicht minder erstaunlich ist ihre Gefräßigkeit: der berühmte Magendie holte sich selbst zwölf Ratten und sperrte sie in eine Schachtel, zum Zweck von Versuchen; zu Hause angelangt, fand er ihrer nur noch drei, sie hatten sich unter einander aufgefressen, und nur die Schwänze und wenige andere Reste übrig gelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Daß Breslau sonst eine Festung war und daß dies seinen Bewohnern eben kein sonderliches Vergnügen machte, daß nunmehr die Festungswerke in schöne Anlagen und Spaziergänge umgeschaffen sind, daß in Breslau viel Handel getrieben wird, guter Liqueur und Rosoglio bereitet, auch viel Bier getrunken wird, das alles sind Sachen, von denen die Handwerksbursche zu erzählen wissen; daher kann ich füglich davon schweigen. Aber anführen mag ich wohl, daß in der Breslauer Bürgerschaft sich etwas Reichsbürgerliches erhalten hat, obgleich diese Stadt nie eine freie Reichsstadt war. Auch erwähnt die schlesische Geschichte mancher berühmten Thaten dieser Bürger aus der Vorzeit.

Hier nur einige Züge zur Charakteristik der hiesigen Bevölkerung. Eine gewaltige Liebhaberei vieler Breslauer Bürger ist die Jagd. Alle benachbarten Reviere werden daher von ihnen für hohe Summen in Pacht genommen, und auf diesen Jagden hat sich denn eine feste Korporation gebildet, die zu Schutz und Trutz vereint ist. Verwandt mit diesem Vergnügen ist das Scheibenschießen. Auch dieses hat einen zahlreichen und engen Verein veranlaßt. — Wo man aber den Breslauer Bürger am besten in seinen Liebhabereien und besonders in seinen politischen Ansichten kennen lernen kann, das ist in den Bierhäusern. Man nennt sämmtliche Bierbrauer

Digitized by Google

hier Kretschmer, was sich vom Polnischen ableitet und eigentlich einen Gastwirth bedeutet. Diese Bierbrauer haben ohngefähr dieselben Rechte, und betreiben ihr Gewerbe auf dieselbe Art, wie in München und in andern großen Städten Bayerns. Nur ist das Breslauer Bier von dem bayerischen sehr verschieden; denn hier hat man weder Felsenkeller, wie dort, noch gibt man dem Biere so vielen Hopfen, noch läßt man es so lange auf dem Lager liegen. Auch braut man dessen vieles aus Weizen, wodurch es schwer wird und dem Ungewohnten nicht gut bekommt. Bier, welches älter als vierzehn Tage ist, gilt im Sommer schon für eine Seltenheit; denn kaum hat es abgegohren, so wird es auch schon zum Trinken gegeben. Den Uebelstand, welcher daraus für die Biertrinker entsteht, wird man im Sommer recht empfindlich auf dem Lande gewahr; denn das Getränk, welches man zu dieser Zeit dort unter dem Namen Bier bekommt, ist eine Flüssigkeit, deren bloßer Anblick einen schwachen Magen ernstlich angreift. Der Geschmack ist wahrhaft abschreckend, und es würde nicht zu den leichten Strafen gehören, wenn man ein paar Gläser davon trinken müßte. Eine kleine Abhülfe gegen diesen Uebelstand gibt das Füllen dieses Bieres auf Flaschen. Da man es aber auf dieselben zieht, noch ehe es völlig abgegohren ist, so zersprengt es deren viele, weßhalb man es denn auch theurer bezahlen muß, und es schäumt, wenn es ausgegossen wird, gleich dem Champagnerwein. Die Gase, welche sich aus demselben entwickeln, und welche der, welcher es trinkt, in sich schluckt, verursachen Jedem, der nicht daran gewöhnt ist, Unbequemlichkeit. Ein Rausch von solchem Bier macht förmlich krank.

Bei den Brauern (Kretschmern) findet man stets zahlreiche Stammgäste, die ihr besonderes Glas, ihren bestimmten Platz und noch andere Vorrechte haben. Sie finden sich im Winter gewöhnlich um 7 Uhr, und im Sommer um 8 Uhr des Abends ein, und bleiben bis gegen halb 11 Uhr. In die Gesellschaft eines solchen Bierkollegiums nun muß man sich einen Abend setzen, um den Breslauer Bürger in seiner Originalität kennen zu lernen. Zuerst werden die Neuigkeiten des Tages verhandelt, wobei ein Jeder sein Scherflein beiträgt; dann geht es an's Politisiren. Hier muß man nun keinen Anstoß daran nehmen, wenn man zuweilen auf eine kleine Unwissenheit stößt, und z. B. Neuyork nach England versetzen hört; auch muß man die kleine Schwäche dieser echten Kinder ihres Vaterlandes ertragen, die Schlesien zum Mittelpunkte der civilisirten Welt machen und es ihrem Könige, den sie übrigens von ganzem Herzen verehren, zuweilen ein wenig vorrücken, welchen Schatz er an Schlesien habe. Indeß gründet sich doch diese Liebe zum Vaterlande auf etwas, und sie hat im Jahre 1813 die herrlichsten Früchte getragen. Der politische Gegenstand, der den Abend verhandelt wurde, als ich einem solchen Kollegium beiwohnte, war der gegenwärtige Zustand von Frankreich, wozu insbesondere die Unruhen in Lyon Veranlassung gaben. Ein Hauptredner in der Gesellschaft suchte zu beweisen, daß die Franzosen wohl Recht hätten, mit ihrer Regierung seit länger denn einem Jahrhundert unzufrieden zu seyn, und ergoß sich dabei in die größten Lobeserhebungen über alle Republiken. Ich hörte aber, es sey ein Nürnberger, der dort schon gelebt, als seine Vaterstadt noch eine Republik war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Gute Nacht.

Gute Nacht, o Mond und Fluß!
Scheidend, weil ich endlich muß,
Bitt' ich Wiese, Hain und Garten,
Eurer Schönheit abzuwarten;
Nächtlich schau'n an meiner Statt
Sich an euch die Rosen satt.

Der Nachtschmetterling.

Nachtschmetterling, du thust Verzicht
Auf farbenhelles Blumenlicht,
Bist einzig froh am Würzehauch
Der Nacht, und er verdient es auch!

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, August.

(Fortsetzung.)

Eine Landschaft in der Auvergne.

Am dritten Tag unserer Anwesenheit in Clermont zeigten sich einmal wieder einige Sonnenblicke, einzelne Theile des blauen Himmels schimmerten durch den Nebel- und Wolkenschleier, und es wurde, um diese kostbaren Momente zu benutzen, sogleich eine Partie nach dem etwa drei Viertelstunden entfernten, durch ganz Frankreich berühmten, lieblichen Dörfchen Royat veranstaltet und ausgeführt. Der Weg führt dem Gebirge zu, und einige Minuten diesseits des Dorfes erblickt man auf einer kleinen Höhe eine der reizendsten Landschaften. Ein grünes Thal öffnet sich, aus seiner Mitte erhebt sich ein Hügel, dessen Rücken die Häuser von Royat, vermischt mit reichen Laubmassen, bedecken. Auf der Höhe des Hügels thront ein hohes Gebäude aus der vorgothischen Zeit, früher ein Kastell, jetzt eine Kirche. Von beiden Seiten wird das Thal von Höhen eingeschlossen, an denen oben kahles Gestein und Lava zu Tage liegt, während der schönste Rasen und Gruppen der kräftigsten Kastanien- und Nußbäume ihre Abhänge bedecken. Diese Baumgruppen

verbreiten sich in's Thal hinab und wieder hinauf an dem mittlern Hügel, bis an die Häuser von Royat. Einzelne Stellen des Rasens leuchten im hellsten Sonnengrün, andere, von dunkeln Landmassen beschattet, laden zur genußvollen Ruhe ein. Weit im Hintergrund erhebt sich über einem Bergsattel die kolossale Pyramide des Puy de Dôme, dessen Haupt uns Wolken leider noch verhüllten. Die hervorstechendsten Punkte des Bildes sind die alte dunkle Schloß- und Kirchenruine, auf allen Seiten von der Bäume Pracht umgeben, und in der Ferne der Puy. Wir wanderten nun in's Dorf vollends hinein und begaben uns zu den berühmten Quellen. Gleich unter der alten Kirche senkt sich eine steile, aus lauter Basaltprismen bestehende Felsenwand herab. Diese Basaltsäulen ruhen auf einer Unterlage von Lava, welche, zurücktretend, eine weite Grotte bildet. An der hintern Wand dieser Grotte sprudeln eine große Anzahl klarer Quellen aus den Oeffnungen und Poren der Lava kräftig hervor, einige armdick, mehrere in dünnern Strahlen. Schon in der Grotte sammeln sich die Quellen in kleine Bächr, an denen stets eine Menge Wäscherinnen beschäftigt ist. Aus der Ferne von dem gegenüber liegenden Abhang gesehen, gewährt diese dunkle, tiefe Grotte, darüber die überhängende Felswand mit ihrer reichen, grünen Decke von Epheu und anderm herabhängenden Landwerk, höher noch die alte Kirche mit ihren schönen Baumgruppen ein reizendes Bild, auf dem die beleuchteten Figuren der Wäscherinnen am Eingang der Grotte eine pikante Staffage bilden.

Die Regenwolken, die am Himmel zogen, öffneten ihren Schooß noch nicht, und wir wagten es daher, den nördlich von Royat liegenden Berg Chatet oder Chaté zu besteigen. Seinen Fuß bedecken Rebenpflanzungen, sein Haupt zieren Felsenzacken, einer Burgruine ähnlich. Die Aussicht von diesen Felsenzinnen ist weit und reich; doch nichts überraschte uns so sehr, als der plötzliche Anblick des jetzt ganz von Wolken entblößten, dagegen von höher ziehenden Wolkenmassen finster beschatteten Puy de Dôme, der unheimlich und drohend, ein schwarzer Koloß, die andern Höhen weit überragte, und um so schwärzer schien, als die vordern Berge im hellen Sonnenschein leuchteten. Der Puy mit den ihn umgebenden Bergen nimmt die Westseite des Panoramas ein. Mehr südlich schaut finster die auf einem hohen, kahlen, vulkanischen Kegel liegende Burg Montrognon über anderes Gebirg in das Land hinein, und weiterhin zieht sich ein langer Bergrücken, der Mont Gergovia, hin. Nach Osten erblickt man zunächst unten im Thal Clermont und Montferrand mit ihren dunkeln Kirchen, mit ihren freundlichen Gärten, Weinbergen und Landhäusern; dahinter dehnt sich die reiche Ebene aus, vom Allier durchschlängelt, an dessen Ufern die Stadt Pont-sur-Allier oder Chateauneuf Pont liegt, und in weiter Ferne, durch eine Kette blauer Berge angedeutet, die Monts Forez oder Montagnes des Forêts, an deren Abhang wir die weißen Gebäude von Thiers und die Schlucht von Thiers, durch die man von Lyon herkommt, und den kühn gezackten Felsen, bei welchem wir vorbeigefahren waren, deutlich wahrnehmen konnten. Doch immer kehrten unsere Blicke zu dem gewaltigen Riesen, dem Puy de Dôme, zurück. Merkwürdig sind am Abhang des Chatet die sogenannten Grôniers de César; man findet dort nämlich eine große Menge schwarzer, verbrannter und verkohlter Getreidekörner in der Erde, und unterscheidet noch Roggen- und Weizenkörner. Diese sollen nach der allgemeinen Sage aus Cäsars Zeiten herrühren, der, während er Gergovia, eine berühmte Festung der Gallier, auf dem jetzigen Berg gleiches Namens gelegen, belagerte, hier auf dem Mont Chatet seine Getreidemagazine hatte. Nach einem durch Vercingetorix tapfer abgeschlagenen Sturm mußte Cäsar indeß, wie er selbst in seinem Commentar de bello gallico erzählt, die Belagerung aufheben, und ließ nun die Getreidevorräthe auf dem Mont Chatet vernichten, wovon jene verkohlten Körner die Ueberbleibsel seyn sollen. Wir besahen auf dem Rückweg in einem unweit des Weges gelegenen Weinberg einen vielleicht 80 bis 100 Fuß dicken Lavastrom, in welchen der Besitzer einen Brunnen gebohrt und treffliches Wasser gefunden hat. Die eigentliche Lava unterscheidet sich sehr von den überall dazwischen befindlichen vulkanischen Schlacken, scories. Letztere sind ungleich poröser, als die Lava, und oft so leicht, daß sie auf dem Wasser schwimmen. Sie sind meist von rother, rothgelber und rothbrauner Farbe, die Lava aber stets grau. In der Nähe findet man auch ganze Lager von Erdharz, dem, wenn man es auseinander bricht, ein starker schwefelartiger Geruch entquillt. Aehnliches sieht man auch auf dem nicht weit von der Straße nach Lyon, etwa eine halbe Stunde von Clermont entfernten Puy de la Crouelle, wo die Risse und Spalten im Felsen jenes Erdharz enthalten, und bei dem kleinen Puy de la Poix, nahe bei jenem, ist sogar eine Quelle, welche von dem aus dem Gestein hervordringenden, noch in einem weichen, breiartigen Zustand befindlichen Erdharz ganz bedeckt ist. In einer dabei gelegenen Fabrik wird dasselbe in große zollicke Platten geschmolzen, welche vorzugsweise zum Decken der platten Dächer benuzt werden.

Das nächstemal von der Besteigung des Puy de Dôme.

Auflösung des Räthsels in Nr. 220:
Das Ohr.

Räthsel oder Charade.

Die Mutter, die den Kindern
Das Osterei versteckt,
Zu größerm Glück den Findern,
Wenn sie es nun entdeckt.

Sie laufen in dem Garten
So emsiglich umher,
Als könnten sie nicht warten,
Bis keins mehr übrig wär'.

Sie haben sich verbunden,
Zu bringen all zu Hauf,
Was Eins für sich gefunden;
Doch neu beginnt ihr Lauf:

Denn immer neue Schätze
Hat ihnen sie versteckt
An immer neue Plätze,
Die Moos und Stein verdeckt.

Doch ist die gute Mutter
Nicht von dem Fehler frei:
Sie nimmt für einen Liebling
Nur allzugern Partei.

Ihm deutet mit dem Finger
Sie heimlich auf den Platz,
Wo sie für ihn versteckte
Den allerbesten Schatz.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. September 1834.

— Der Liebesgott, trotz seiner Binden,
Weiß Pfade stets zu seinem Ziel zu finden.

Shakespeare.

Glückliches Finden.

Mein Mädchen wollt' ich finden,
Die mich zu sich entbot;
Doch mußt' ich erst empfinden
Viel Ungemach und Noth.

Nacht war herabgesunken,
Der Himmel schien voll Gram;
Der Fuhrmann war halbtrunken
Und seine Rosse lahm.

In schweren Finsternissen
Uns bald der Weg verschwand;
Dem Zeiger war entrissen
Die recht' und linke Hand.

Bald waren wir verschlungen
Vom allerdichsten Wald,
Und machten nothgedrungen
Vor einer Hütte halt.

Ich ging in's düstre Stübchen,
Um dort zu wärmen mich;
Und sieh! da war mein Liebchen!
Sie war verirrt wie ich.

Mit holdester Verwirrung
Begrüßte mich ihr Mund,
Die doppelte Verirrung —
Sie führte doch zum Fund.

Und war der Weg abscheulich
Und eng der Hütte Raum:
So war die Nacht erfreulich,
Die Nacht ein Göttertraum.

Auf jener sondren Reise,
In jener trauten Nacht,
Hab' ich erkannt und preise,
O Eros! deine Macht,

Der du das Pfand der Gnade
Dem treuen Priester schenkst
Und die verlornen Pfade
Zum schönsten Ziele lenkst.

Der Nacht in's Herz geschossen
Hast du den Freudenstrahl,
Und fährst mit blinden Rossen
Ein in des Himmels Saal.

G. Pfizer.

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Wollen wir es wagen, uns in einen Ballsaal der untern Volksklassen zu begeben? — Warum nicht? Wir machen uns auf den Weg und sind bald im Apollo. — Wer sind die gepuzten Damen, deren Staat nach den alten und neuen Modejournalen, und zwischen durch nach gar keinem geordnet zu seyn scheint? — Es sind Köchinnen und Schleußerinnen (Beschließerinnen, was anderwärts Kelluerinnen sind). Eine jede hat ihren Galan, von denen ein großer Theil aus dem Militär ist. — Aber wie können Soldaten von ihrem geringen Tractement ein Liebchen auf den Ball führen und dabei große Ausgaben machen? — Auf die leichteste Weise von der Welt. Sie konjugiren das Wort „bezahlen“ im Passivum, und die Sache bringt ihnen etwas ein, anstatt daß sie ihnen Ausgaben machen sollte. Es verhält sich damit folgendermaßen. Von den guten, edengenannten Damen hat nicht jede ihren Liebhaber, der sie zum Tanze führen könnte; da hat man es denn, um der Noth abzuhelfen, eingeführt, daß man sich von einem Soldaten dahin führen läßt. Umsonst ist der Tod; man bezahlt einem solchen Führer, je nachdem er ein Schütze oder sonst ein anständiger Mensch ist, bis zu 10 — 12 Sgr. für eine solche Begleitung. Da nun viele diesen Erwerbszweig für jeden Sonntag haben, so sieht man, daß dies für das in Breslau stehende Militär gar nicht so übel ist. Freilich ist dazu erforderlich, daß der Soldat ein hübscher Bursche und ein guter Tänzer sey, und dann muß er sich auch zu benehmen wissen; denn wird eine seiner bezahlenden Liebschaften gewahr, daß er am andern Sonntage (wo sie nämlich nicht ihren Ausgehetag hat) eine andere zum Tanze führt, dann ist es aus, und er hat eine Feuertaufe zu bestehen. Um diese Gefahr nicht zu laufen, wird jederzeit zu einem andern Thore hinausgegangen, und nur schwarzer Verrath kann ihm dann schaden.

Die Breslauer Universität ist ganz gut besezt, obgleich sie weniger Geräusch macht, wie manche andere. Und darin spiegelt sie die Schlesier getreulich ab, denen mehr daran liegt, zu *seyn*, als zu *scheinen*. Die Nähe von Polen, insbesondere aber auch das Großherzogthum *Posen* machen, daß viele Polen die hiesige Universität besuchen. So lange sie besteht, hat sich hier eine besondere Corporation von dieser Nation gebildet. Ohnedies sondert sich dieselbe überall von den Deutschen ab und es bleibt, auch wo Eintracht zwischen beiden zu herrschen scheint, stets eine gewisse Entfremdung. Ueberdies kommt hier noch eine besondere Abneigung gegen Preußen hinzu, weil die Polen von diesem Staat einmal die Meinung haben, er mache mit Rußland gemeinschaftliche Sache. Daß sie lezteres für ihren Unterjocher halten, davon bringt sie nichts ab, obgleich so unendlich viel geschieht, was sie augenscheinlich vom Gegentheile überzeugen muß. Solche Vorurtheile, auf Nationalhaß gegründet, verlöschen erst nach langer Zeit. Hat nicht ein solches noch bis auf die jüngsten Zeiten zwischen Oesterreich und Preußen im Volke geherrscht? und ist es denn auch jezt *gänzlich* erstorben?

Obgleich in dieser Stadt mehr katholische Kirchen sind, als protestantische, so ist es mit den Einwohnern doch der umgekehrte Fall. Daher kommt es denn, daß man die ersteren nie so gefüllt finden kann, wie die leztern. Unter den protestantischen Predigern hat Breslau seine Lieblinge, und die Kirchen sind buchstäblich zum Erdrücken voll, wenn diese predigen. Zu denselben gehörte sonst der ehrwürdige Wunster, auf dem aber jezt das Alter bereits so lastet, daß mit der physischen Kraft auch die geistige abnimmt. Der gefeiertste Prediger ist unstreitig *Schilling*, und neben ihm blüht ein junger Theologe, *Hillebrandt*, kräftig auf. Daß man sich zu ihren Vorträgen so drängt, macht den Breslauern Ehre; denn Gottesfurcht ziert ein Volk, und wahre religiöse Aufklärung ist das schönste, was man von ihm sagen kann.

Breslau ist eine reiche Stadt. Zählt es auch keine oder nur sehr wenige Millionärs in seinen Mauern, so gibt es doch eine Menge Kauf- und Privatleute, die ein sehr ansehnliches Vermögen besitzen. Besonders ist die Bürgerschaft im Allgemeinen ziemlich bemittelt. Es herrscht hier das Gute, daß das Vermögen vertheilt ist, und nicht gerade bei Einzelnen in ungeheuren Massen beisammen liegt, während ringsum Alles in Dürftigkeit schmachtet. — Diese Vermöglichkeit, verbunden mit einem regen Sinn für Wohlthätigkeit, hat auch das Gute, daß für edle Zwecke unendlich viel geschieht, und daß man sich insbesondere der Armen auf eine äußerst kräftige Weise annimmt. Wie sehr sich dieser lobenswerthe Sinn der Einwohner von Breslau überall zeigt, das beweisen die überaus reichlichen Spenden, welche den in der Provinz durch Brand Verunglückten jederzeit zu Theil werden. Und diese Wohlthätigkeit scheint nicht zu ermüden, denn so oft auch wieder Brände entstehen, und sie kommen jezt fast wöchentlich vor, so oft sind auch jedesmal sogleich die öffentlichen Blätter gefüllt mit den Mittheilungen über die verabreichten milden Gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Montfaucon bei Paris.

(Beſchluß.)

Dieſe Rattenrepublik mögen die Leſer ſpaßhaft finden, aber für Paris hat die Sache eine ſehr ernſthafte Seite. Es iſt im Werk, das Etabliſſement von Montfaucon von Paris wegzuverlegen, weil denn doch die Ausdünſtungen deſſelben, wenigſtens zu gewiſſen Zeiten, für mehrere Vorſtädte ein wirkliches Ungemach ſind, und da wird man denn jene Freibeuterheere gar ſehr berückſichtigen müſſen. Was ſoll aus den hunderttauſend Ratten werden, wenn man ihnen mit einem Male ihre gewohnte Nahrung entzieht? Wohin wird ſich die ungeheure Heeresſäule wenden? werden ſie nicht die Dörfer umher überſchwemmen und am Ende ihren Einzug in Paris halten? Das einzige Mittel, über dieſe unvermeidliche Kriſis wegzukommen, iſt wohl die von Duſſauſſois, dem Ratten-Attila, bereits eingeführte Methode: man darf die Anſtalt nicht auf einmal aufheben, man muß noch lange einige Lockſpeiſe hier laſſen, und ſo wird es nicht ſchwer fallen, die Hungrigen nach und nach aufzureiben. Auch auf die Wirkungen des Bürgerkriegs, wovon uns Magendies Schachtel ein Beiſpiel gegeben hat, wird man mit Fug rechnen können, und endlich wird auch hier die Induſtrie in's Mittel treten; denn die Pelzhändler zahlen für das Hundert hübſcher Rattenbälge 3 Franks und 75 Centimes.

In welch ſchrecklichem Grade die Luft an dieſem Orte des Grauſens verpeſtet iſt, überlaſſe ich der Einbildungskraft des Leſers. Und dieſes gräßliche Kloak befindet ſich dicht vor den Thoren von Paris, am allerangenehmſten und maleriſchſten Fleck in der ganzen Umgegend, wenige Schritte von den Spaziergängen, auf denen ſich Sonntags die arbeitenden Volksklaſſen tummeln. Einige Dörfer, namentlich Belleville, leiden ausnehmend dadurch, Paris ſelbſt aber weit weniger, als man glauben ſollte. Zuweilen ſpürt man den Geruch allerdings nicht nur auf dem Boulevard du Temple und im Marais, ſondern ſogar im Tuileriengarten; dies kommt aber nur Sommers bei ſtiller Luft, oder bei ſtürmiſchem Wetter Abends nach Sonnenuntergang vor. Der Wind, der über die Hochebenen jenſeits des Montmartre und der Anhöhe von Chaumont her bläst, ſtreicht in der Regel in gleicher Höhe über Paris weg, miſcht die Dünſte, womit er geſchwängert iſt, nicht mit der unmittelbaren Atmoſphäre der Stadt und führt ſie den ſüdlich von Paris gelegenen Höhen zu. Es kommt dies daher, daß Montfaucon ſo hoch liegt, höher als die meiſten Gebäude der Stadt. Der Geruch von Montfaucon verſchwindet plötzlich, ſobald es auch nur ſchwach regnet, oder Thau fällt, ſelbſt der Nebel hat dieſe Wirkung, indem nämlich die in der Luft ſchwimmenden Dünſte raſch niedergeſchlagen werden.

Die wichtigſte Frage, welche ſich bei dieſem Gegenſtand aufdrängt, iſt nun aber dieſe: welchen Einfluß äußert dieſe mephitiſche Luft und der tägliche Genuß des Fleiches von Pferden und andern Thieren, deren im Cuiſinier royal keine Erwähnung geſchieht, auf die Geſundheit der Arbeiter, die häufig nach Montfaucon kommen, oder gar da wohnen? Und hier werden nun die oben angeführten Verſuche der Pariſer Fakultät über den Einfluß fauler Thiernahrung auf den Organismus, durch die Erfahrung auf's Auffallendſte ergänzt. Fragt man jene Menſchen, einen um den andern, ſo erhält man zur Antwort, ſie ſeyen niemals krank, und juſt dieſer Geruch, dieſe Nahrung erhalte ſie bei guter Geſundheit; ſie ſehen auch meiſt ſo vortrefflich aus, wie die Fleiſcher. Ihre Weiber ſind ſehr fruchtbar, und dieſe auffallend kräftigen und blühenden Menſchen liegen beiſammen in Löchern, wohin die Sanitätskommiſſion gar nicht wagt die Naſe zu ſtecken. Man kann dieſe Weiber, während der Arbeit im Freien, ihre Säuglinge in Pferdegerippe betten ſehen. Leute von ſiebzig Jahren ſind zu Montfaucon keine Seltenheit, und auch ihre Eltern ſind in hohem, glücklichem Alter geſtorben. Bei vielfachen Epidemien in den benachbarten Orten Pantin und la Villete, und jüngſt noch, als die Cholera in Paris wüthete, verlor die kleine Gemeinde zu Monfaucon nicht Einen Kopf. Alle Jahre werden auf dem Kirchhof Père la Chaiſe — unvernünftig genug — gegen zweihundert Leichen wieder ausgegraben, welche nur proviſoriſch beerdigt waren und nun in den allermittelſt von den Angehörigen erkauften Grund und Boden verſetzt werden. Es wird dies zu jeder Jahreszeit, und oft erſt vier Monate nach dem Tode vorgenommen, die Leute beobachten dabei nicht die mindeſte Vorſicht, und doch weiß man kein Beiſpiel von ſchlimmen Folgen.

Da nun die Erfahrung lehrt, daß dieſe böſen Dünſte für die werthe Geſundheit nicht nur nicht ſchädlich, ſondern ſogar kräftigend ſind, ſo hoffe ich zu erleben, daß unſere Pariſer Damen, deren Nervenſyſtem durch die Bemühungen unſerer Poeten furchtbar abgeſtumpft iſt, die ſogar im Theater der Porte St. Martin und bei Aſſiſen ſich vergeblich nach Reizmitteln umſehen, an Meiſter Duſſauſſois Thüre vorfahren, um Emotionen zu ſuchen; ſie könnten verſichert ſeyn, dergleichen zu finden, und zugleich müßte die Luft ſo ſtärkend auf ihr Nervenſyſtem wirken, daß ſeine Saiten wiederum wenigſtens von einem Melodram in Schwingung verſetzt würden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Eintritt des Fremden in England.

Ich war, von Rotterdam kommend, bei Greenwich an's Land gegangen. Das scheint gleichgültiger, als es ist, denn es ist in der That so wichtig, daß Jeder, der es kann, gut thun wird, meinem Beispiele zu folgen. Die Dampfschiffe legen, nach London destimmt, unweit dem Zollhause an. Da geht es aber in der Regel etwas bunt zu, und Unglücksfälle gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Jeder trachtet, möglichst schnell das Ufer zu erreichen. Boote schwärmen in zahlloser Menge umher, williger, die Ankommenden anfzunehmen, als abzusetzen. Die Lohnkutscher Londons stehen nicht eben im Rufe außerordentlicher Redlichkeit; aber die Wassermänner laufen ihnen den Rang ab. Sie spielen ihren eigenen Landsleuten oft übel genug mit; um wie Vieles schlimmer Ausländern, zumal wenn die englische Zunge ihnen ganz fehlt oder wenigstens nicht vollkommen geläufig ist. Vor Kurzem vertraute sich ihnen ein Deutscher an, dem sein englischer Sprachlehrer, ebenfalls ein Deutscher, für die bezahlten vollwichtigen Dukaten wegen des erlernten Englischen vollwichtiges Lob gespendet hatte, der sich also einbildete, meisterhaft zu sprechen, und der bald zu seinem innigsten Schrecken erfuhr, daß die Engländer der entgegengesetzten Meinung seyen. Man hatte ihm gesagt, daß er die Bootsfahrt mit sechs Pence — vier gute Groschen — für seine Person, und mit eben so viel für jedes Stück Gepäck zu bezahlen habe. Er und sein Nachtsack betrugen demnach einen Schilling, und diesen hatte er zu solchem Zwecke bereits in der Westentasche. Noch zehn Schritte vom Ufer forderte der Wassermann die Bezahlung; der Schilling fiel in seine Hand; er aber kehrte ihn zweimal um, lachte dann dem Deutschen in's Gesicht, meinte, das wolle nicht reichen, und begehrte vier Schillinge. Die Weigerung wirkte auf den Ruderer; mit jedem Worte des Widerspruchs entfernte ein leiser Schlag das Boot weiter vom Ufer, und als es mitten auf der Themse schwamm, erfolgte die kategorische Anfrage: ob Renitent sechs Schillinge zahlen oder ein kaltes Bad nehmen wolle? Der bedrängte Deutsche fürchtete, durch die Annahme des letztern noch etwas mehr als seinen Nachtsack zu verlieren, zahlte und wurde gelandet. Wer also nach London geht, suche, wenn er kann, die Anfahrt beim Zollhause zu vermeiden und lande bei Greenwich. Ich sage, wenn er kann; denn wie frei auch Eingeborner und Fremder in England sey, wenn er auch ohne Paßsperre die vereinigten Königreiche durchreisen darf, und wie wenig die Regierung durch ein Heer von Angestellten den Menschen das Leben zu verbittern suche: England ist unter allen gebildeten, mit dem edeln Paßinstitute gesegneten Ländern wohl das einzige, welches der Eingeborne zwar, aber nicht der Fremde ohne Paß betreten darf. Und womit weist der Engländer sich als Eingeborner aus? Etwa mit seinem Taufzeugnisse? Nein; wenn er reden kann, durch seine Sprache. Der Kapitän findet oder nimmt Gelegenheit, mit jedem Passagier einige Worte zu wechseln oder einige von ihm zu hören. Mehr bedarf es für ihn nicht, den Landsmann zu erkennen, und während er nach der Einfahrt in die Themse die Ausländer um ihre Pässe bittet, geht er an den Einheimischen vorüber. Kann man es dem Engländer verargen, wenn er schon hierin einen Beweis seiner Freiheit, schon hierin einen Grund zum Stolze findet? Er kehrt aus Italien, aus Deutschland, aus Frankreich zurück; aber der Italiener, der mit ihm nach Italien, der Deutsche, der mit ihm nach Deutschland, der Franzose, der mit ihm nach Frankreich reiste, sie Alle mußten, wenn sie das Land ihrer Geburt betraten, der Italiener, ehe er sein zerstücktes, der Deutsche, ehe er sein conföderirtes, der Franzose, ehe er sein bewegtes Vaterland wiedersehen durfte, mittelst richtiger Pässe ihre Unverdächtigkeit bescheinigen. Er naht sich den Küsten, in denen jeder Pulsschlag seines Herzens seine Heimath begrüßt; ein Wort von seiner Lippe bezeugt in ihm den Bürger eines Landes, das zu einem Ganzen sich vereinigt hat, um wirklich ein Ganzes zu seyn, das ohne Gefahr für die bestehende Ordnung sich bewegt, weil es ohne Hemmniß sich bewegen darf, und das unabhängig ist, weil es stark, und stark, weil es frei ist; das Wort, das er spricht, ist das unverfälschte Dokument seiner Nationalität, und in ihr ruht das ungetrübte Recht ungehinderten Eintritts. Ein richtiger Paß ist also das erste Erforderniß für denjenigen Ausländer, dessen englische Sprachwerkzeuge mit denen eines Britten nicht al pari stehen und der bei Greenwich an's Land treten will. Ohne solchen Erlaubnißschein darf der Kapitän bei eigener Verantwortung das Verlassen des Schiffs nicht gestatten. Ein Anderes, als die Person des Passagiers, ist sein Gepäck. Die Freiheit der Person begründet nicht die Freiheit des Gepäcks; denn nach englischem Seerechte deckt die Flagge nicht die Ladung. In dieser Hinsicht stehen daher Fremde und Einheimische sich gleich; ebensowenig wie jene dürfen diese ohne Bewilligung des Zoll-Offizianten ihr Gepäck entfernen, und wer demnach vor der Ankunft in London auch nur seinen Nachtsack mit sich nehmen will, bedarf als zweites und letztes Erforderniß ebengedachte Bewilligung. Die Menge der stündlich Ankommenden und der durch das Ausladen bedingte Verzug machen es zur natürlichen Folge, daß die Untersuchung und Rückgabe des Gepäcks erst mehrere Stunden, vielleicht erst am folgenden Tage nach der Ankunft stattfinden kann. Die Forderung unmittelbarer Untersuchung wäre allerdings nicht unbillig. Sie würde aber eine andere Einrichtung erheischen, und die sodann für den Eigenthümer sich ergebende Verbindlichkeit, sich mit seinen Effekten zu entfernen, dürfte wegen der Nuisance of touting unvortheilhafter für ihn seyn, als die gemächliche Empfangnahme. Es gehört freilich Vertrauen dazu, um ohne Gewähr und doch mit Ruhe sein Eigenthum fremden Händen preiszugeben, und vielleicht für eine lange Nacht auf ungewisses Wiedersehen von seiner Habe zu scheiden. Es hat aber Jeder Unrecht, sich deßhalb das Herz schwer zu machen. In dem Lande unumschränkter Preßfreiheit, der einzigen, wahrhaft sichern Bürgschaft staatsbürgerlichen Wohlbefindens, trägt jede zweckwidrige oder auch nur fehlerhafte Institution den Keim der Verbesserung oder den Keim des Todes von ihrer Entstehung an in sich. Das freie Wort bricht sich Bahn durch Vorurtheil und Gesetz, das Recht macht seine Stimme geltend. Vor einiger Zeit erhoben die öffentlichen Blätter Beschwerde gegen die Admiralität, weil die nach den Kolonien destimmten Paketboote, statt an dem zu ihrer Abfahrt bekannt gemachten Tage, oft erst mehrere Tage später absegelten, und die nächste Folge war die Anzeige der Admiralität, daß der Ungebühr abgeholfen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. September 1834.

Quel père! justes dieux! lui? ce monstre imposteur!

Voltaire.

Mutterliebe. *)

Das Parthenon mit allem seinem Ruhm mag in Vergessenheit sinken; aber so lange die Höhen von Thermopylä stehen, so lange eine Welle im Busen von Salamis an's Ufer schlägt, ruft eine Stimme laut durch die Welt: „Ehre und Preis denen, welche frei in den Tod gehen! Fluch und ewige Schmach denen, die den Geist, den ewig fesselosen, in Bande schlagen wollen!“ Das Coliseum mit all seinen blutigen Trophäen zerfällt; so lange aber die Wasser des Hellesponts zwischen Sestos und Abydos fließen, wird das Gedächtniß an jene Liebe, welche hier den Tod fand, nimmer untergehen. Der Wanderer, der sich mühselig durch die grenzenlose afrikanische Wüste schleppt, findet ein gigantisches Steinhaupt, zerbrochen und halb begraben im Sande, und daneben die Trümmer eines Fußgestells, auf dem man mit Mühe die Worte entziffert: „Ich bin Ozymandias, der König der Könige; schaut auf meine Werke, ihr Mächtigen, und verzweifelt!“ Wer war Ozymandias? wo sind jezt seine Werke? welcher Gedanke, welches Gefühl ist das vermittelnde Glied zwischen seiner Zeit und der unsrigen? Sorglos schreitet der Araber mit seinem Lastvieh über diese verwischten Spuren menschlicher Kunst und menschlicher Größe. In der dichsten Wildniß des neuen Continents, tief in den grenzenlosen Forsten, steht ein mächtiger Fels, an den sich eine Sage knüpft, so wenig alt, daß noch kein graues Haar des Mannes Scheitel deckt, der geboren ward, als sich die Geschichte begab; und dieser Fels wird künftigen Geschlechtern laut ein gewichtiges Wort zurufen, mag auch die Natur rund umher, mag auch das Geschick des Volkes sich noch so sehr ändern. Keiner wird sofort mit gleichgültigem Auge den Stein betrachten, denn Jeder wird zu sich sprechen: „Was ist gewaltiger denn Mutterliebe? was ist furchtbarer als Macht in der Hand der Rohheit? was ist schrecklicher, als Mißbrauch eines geheiligten Namens zu Zwecken der Selbstsucht und Grausamkeit?“

Jene weiten Landstriche im Herzen von Südamerika, bedeckt mit riesigen Urwäldern, bewässert von mächtigen Strömen, jene großartigen Wildnisse, wo der Mensch als ein unwesentliches Glied in der Reihe der Geschaffenen erscheint, und die Spuren seiner Gewalt selten und weit zerstreut sind, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Welt sehr in Anspruch genommen, theils wegen der außerordentlichen Ereignisse und Revolutionen, deren Schauplatz die Länder um jene Distrikte waren, theils wegen der Forschungen kühner

*) Diese kleine Erzählung gründet sich auf einen Vorfall, den Alexander v. Humboldt in seinen Reisen anführt.

Digitized by Google

Reisenden, welche tief in sie eingedrungen. Aber bis vor etwa zwanzig Jahren wußte man von diesen Wildnissen nichts, als was man etwa durch die spanischen und portugiesischen Priester erfuhr, welche sich als Missionäre längs der Ufer des Orinoco und des Paraguay niedergelassen hatten. Die Männer, welche sich so, fern von allem Verkehr mit der Welt, in die Wüste verbannten, waren meistens in den Kolonien geborne Franziskaner und Kapuziner. Sie wählten diesen frommen Beruf theils freiwillig, theils wurden sie von ihren Obern dazu beordert; in beiden Fällen erscheint auf den ersten Blick ihr Leben erbärmlich und ihre Selbstaufopferung erhaben; bedenkt man aber, daß diese armen Mönche meist die langweilige Einsamkeit des Klosters mit dem Aufenthalt in den prachtvollen Wäldern und weiten Savannen vertauschen, so erscheint wohl das Opfer nicht so schrecklich, selbst wenn es dabei nicht an Leiden, Entbehrung und sogar Gefahr fehlen sollte. Verbinden diese Männer mit ihrem frommen Eifer in gewissem Grade Kenntnisse, Geistesbildung und Menschenliebe, so steht es in ihrer Macht, das Gebiet des Wissens und der Kultur zu erweitern, indem sie einerseits diese unbekannten Länder durchforschen, andernseits die Stämme der Eingebornen, in deren Charakter sich die unbändigsten, abschreckendsten Züge der wilden Menschennatur mit manchen der liebenswürdigsten Triebe unseres gemeinsamen Geschlechts seltsam zu mischen scheinen, in Dörfer sammeln und sie zu Menschen erziehen. Sind aber diese Religiosen Männer von beschränktem Geiste und tyrannischer Gemüthsart, so haben sie nicht selten die ihnen übertragene Gewalt auf's Furchtbarste mißbraucht, und da sie viele hundert Meilen den europäischen Niederlassungen und damit der Ahndung der Gesetze entrückt sind, so üben sie ihre Gewaltthaten ungestraft, und dem Unheil, das sie anrichten, ist rein nicht zu steuern.

Zum Unheil derer, die seiner Obhut anvertraut waren, gehörte Pater Gomez zu den Männern der leztern Art. Er war Franziskaner Ordens und wohnte im Dorfe San Fernando, unweit der Quelle des Orinoco; mehrere Missionen in der Nachbarschaft standen unter ihm und San Fernando war der Hauptort der Präsidentschaft. Der Mann war von grausamer despotischer Gemüthsart, durchaus ungebildet, und hatte keinen Begriff vom wahren Geist christlicher Liebe; in dieser Beziehung waren die Wilden, welche er lehren und bilden sollte, in Wahrheit weniger roh und unwissend als er. Unter den schlimmen Leidenschaften, welche Pater Gomez aus seiner Zelle im Kloster zu Angostora in diesen seinen neuen Wirkungskreis zum Fluche desselben mitgebracht hatte, standen Hochmuth und Habsucht obenan, und beide fanden ihre Befriedigung dabei, je größer die Zahl seiner Täuflinge oder vielmehr seiner Sklaven war. Den weisen, menschenfreundlichen Gesetzen König Karls III. zum Trotz, nach denen es streng verboten war, die eingebornen Indier gewaltsam zu bekehren, erreichte Gomez, gleich manchen seiner Mitbrüder auf entlegenen Missionen, seinen Zweck nicht selten durch rohe Gewalt. Er zog mit einem Theil seiner Mannschaft aus und legte sich da, wo die Horden freier Indianer lagerten, in Hinterhalt, und wann dann die Männer ausgezogen waren, ergriff er gewaltsam Weiber und Kinder und brachte sie gebunden im Triumph in sein Dorf. Hier taufte man sie, lehrte sie das Zeichen des Kreuzes machen, und nun hießen sie Christen, waren aber nichts anders als Sklaven. Die auf diese Weise gefangen gehaltenen Weiber grämten sich in der Regel zu Tode, aber die Kinder gewöhnten sich an die neue Lebensweise, vergaßen ihre Wälder, waren ihrem christlichen Herrn und Meister mit blindem Gehorsam zugethan, und wurden mit der Zeit die Unterdrücker ihres eigenen Volkes. Pater Gomez nannte seine Streifzüge la conquista espiritual.

Eines Tags zog er, begleitet von zwölf bewaffneten Indiern, wieder zu einer solchen Unternehmung aus. Nachdem sie ein paar Meilen den Guaviare, der hier in den Orinoco fällt, hinaufgerudert, gewahrten sie durch eine Oeffnung im Gebüsch, unfern des Ufers, eine indische Hütte. Diese Völker leben gerne familienweise allein, und ihre Liebe zur Einsamkeit ist so mächtig, daß, wenn sie auch in Dorfschaften vereinigt sind, sie sich häufig in einiger Entfernung von ihren gewöhnlichen Häusern eine kleine Hütte bauen und in derselben ganze Tage zubringen. Die Hütte, von der wir sprechen, war eine solche einsame Villa, wenn man so sagen darf. Sie war ungewöhnlich nett gebaut, mit Palmblättern bedeckt und von Cacao- und Lorbeerbäumen beschattet, sie stand ganz einsam in der Wildniß, umgeben von der prachtvollsten Vegetation, ein wahrer Wohnsitz stillen, friedlichen Glücks. In dieser Hütte war ein junges indisches Weib (wir nennen sie Guahiba nach dem Namen ihres Stammes) beschäftigt, Kuchen aus Cassavawurzel zu bereiten; sie rüstete das Essen in Erwartung der Rückkehr ihres Mannes, der weiter aufwärts am Flusse auf dem Fischfang war; ihr ältestes Kind, fünf, sechs Jahre alt, ging ihr zu Hand, und von Zeit zu Zeit sah sich die Mutter unter der Arbeit mit freudestrahlenden Augen nach zwei Kindern um, welche gerade erst kriechen konnten und sich schäkernd und lachend auf dem Boden wälzten.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Grünberg, Mitte Juli.

Ich datire diesen Brief aus dem untersten Winkel von Schlesien, und werde in demselben mittheilen, was ich von Breslau bis hierher Merkwürdiges fand.

Es ist fast weltkundig, daß die Landwirthschaft in Schlesien auf einer sehr hohen Stufe steht und daß dieselbe dieser Provinz viel einträgt, indem sie, trotz der starken Bevölkerung, doch noch eine Menge Produkte über den Bedarf erzeugt. Wie in neuerer Zeit alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe große Fortschritte gemacht haben, so ist auch die Landwirthschaft nicht zurück geblieben. Sie ringt immer mehr darnach, den ihr gebührenden ehrenvollen Platz einzunehmen und zu behaupten. Schon besitzt sie eine ziemlich reichhaltige Literatur, und wenn man diese in kritischen Blättern nicht ganz so beachtet, wie sie es verdient, so fällt der Schatten hievon wohl ohne Zweifel mehr auf diese selbst, als auf jene.

Wenn man von Breslau über Liegnitz und von da weiter gen Hainau und Bunzlau reist, so kommt man durch das eigentliche klassische Land der schlesischen Landwirthschaft. Hier wird auf einer Menge der größern Landgüter dem neuen Systeme der Fruchtwechselwirthschaft gehuldigt. Dem Laien diene mit wenig Worten zur Erklärung, daß nach demselben, wie es schon im Wortlaute liegt, niemals zwei gleichartige Früchte auf einund demselben Acker unmittelbar nach einander angebaut werden. Man fand durch Beobachtung und Erfahrung, und die Agrikulturchemie bestätigte es, daß zwei verschiedenartige Früchte, wenn sie auf einem Acker nach einander folgen, besser gedeihen, und zwar darum, weil eine der andern diesen gleichsam vorbereitet und Nahrungsstoffe zurückläßt, die gerade dieser besser zusagen wie jener. Diese Theorie hat sich in der Praxis bereits trefflich bewährt. — Schon sehr frühe, wie die Geschichte nachweist, schon zu den Zeiten Karls des Großen (also im neunten Jahrhundert) hat man das Dreifelderſystem in Deutschland beim Ackerbaue befolgt. Nach diesem folgen immer zwei Getreidearten (also gleichartige Früchte) auf einander, z. B. erstlich Weizen oder Roggen und dann Gerste oder Hafer. Nach diesen beiden, zwei Jahre hinter einander folgenden Halmfrüchten ließ man das Feld brach liegen, d. h. man weidete das Vieh darauf und brach es in der Mitte des Sommers um, damit man im Herbste wieder Wintergetreide (Weizen oder Roggen) darauf bauen konnte. Bei diesem Systeme sog man den Acker viel mehr aus, als beim Fruchtwechsel, und daß lezterer in neuerer Zeit, vorzüglich durch die unsterblichen Verdienste des verewigten Thaer, in Deutschland so viel Raum gewonnen hat, diesem Umstande verdanken wir besonders die reichliche Produktion des Landbaues, die der so sehr vermehrten Bevölkerung ihre Subsistenzmittel so reichlich gewährt, daß wir noch auf weit hinaus keinen Mangel zu fürchten haben. Vorzugsweise hat auch die veredelte Schafzucht in Schlesien sich ausgebreitet, und sie bringt dem Lande alljährlich viele Millionen Thaler ein. — Wenn man einen klaren Blick in das Wesen der schlesischen Landwirthschaft thun will, muß einem, wie mir, das Glück genauerer Bekanntschaft mit einigen der fleißigsten und verständigsten Landwirthe dieser Provinz zu Theil werden. Der Eifer und die Sorgfalt, mit welcher diese auf Alles achten, die Liebe und Kenntniß, mit der sie jede Kleinigkeit in ihrer Oekonomie behandeln, kurz, das zweckmäßige Zusammenwirken aller einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen müssen auch den Laien ansprechen.

Fährt man auf einer Landstraße in der Nähe einer Stadt, in welcher gerade Getreidemarkt ist, so begegnet man einer Unzahl von Wagen. Man hat nämlich in Schlesien die Gewohnheit, nur wenig aufzuladen, dann aber sehr rasch, häufig im Trabe, zu fahren. Diese Art und Weise ist mit der Sitte von Polen und Ungarn verwandt. Von den größern Gütern werden in der Regel lauter vierspännige Wagen abgeschickt, und es ist selten, daß man auf einen solchen mehr als 32 preußische Scheffel (kaum 30 Centner) aufladet. Diese Verschwendung von Zeit und Kraft steht im Widerspruch mit der sonstigen weisen Haushaltung der schlesischen Landwirthe, und sie läßt sich nur aus einer lange hergebrachten Gewohnheit erklären, die man gewöhnlich nur spät und schwer abschafft.

Ich bestieg den Grätzberg, erfreute mich an den schönen und geschmackvollen Anlagen um und auf demselben und überschaute von oben herab das reich gesegnete Land. Die Ruinen der ehemaligen festen Burg sind durch die Fürsorge des jetzigen Besitzers vor dem weitern Verfalle geschützt worden. Die Burg wird von den Anwohnern der umliegenden Gegend, besonders an Sonn- und Feiertagen, bei schönem Wetter fleißig besucht, und man findet an solchen im Sommer jederzeit das bunteste Gewimmel.

Goldberg blühte einst durch seine Tuchmanufaktur, und dies am meisten zu der Zeit, wo theils eine große Menge Tuch nach Polen ausgeführt wurde, theils Transito durch Rußland nach China ging. Dieser Erwerbszweig schien fast ganz vertrocknen zu wollen, und nur in neuerer Zeit grünt er wieder, seitdem man angefangen hat, sich an den Gang der Ereignisse anzuschließen und Maschinen einzuführen, vermittelst deren man besser, schneller und wohlfeiler arbeitet. Wenn man nun herüber kommt nach dem freundlichen Liegnitz, so wird man von dessen Umgebung eben so, wie von seinem

Digitized by Google

Innern auf's Angenehmste angesprochen. Es dürfte wenig Städte dieses kleinen Umfangs geben, die alle Reize und Vergnügungen des Landes und der kleinen und großen Städte so in sich vereinigen, wie dieser schöne Ort.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

Kaspar Hauser.

Für die richtige Beurtheilung des Hauserschen Falles, und insbesondere für die Beantwortung der Vorfrage, ob Kaspar Hauser ein Betrüger war, ist vorzüglich die Frage wichtig, ob Hauser durch fremde mörderische Hand sein Leben verloren hat oder ob er an den Folgen einer sich selbst beigebrachten Wunde gestorben ist. Nimmt man das Erste an, so verliert der Vorwurf, daß Hauser ein Betrüger sey, bedeutend an Gewicht, und die Wahrscheinlichkeit wächst, daß jene fremde Hand, die auf verbrecherische Weise in das frühere Jugendleben Hausers eingriff, feindlich während seines Auftretens in Nürnberg und Anspach ihn umschwebte, und zuletzt durch den Mord die Gefahren der Entdeckung früherer Verbrechen beseitigen wollte. Sprechen aber überwiegende Gründe dafür, daß Hauser selbst Hand an sein Leben gelegt habe, so bekommt der Verdacht, daß Hauser Betrüger ist, eine doppelte Stärke, weil man eben diesen Versuch, sich durch die Verwundung interessant zu machen, als das stärkste Mittel betrachten muß, wodurch der Betrüger seinen Betrug mit der Maske der Wahrheit umhüllen wollte. Will man die Frage gründlich beantworten, so muß man zuerst prüfen, ob medizinische Gründe vorhanden sind, welche entweder die Wahrscheinlichkeit liefern, daß sich Hauser die Wunde selbst beigebracht habe, oder ob Gründe der Unwahrscheinlichkeit oder selbst der Unmöglichkeit dieser Annahme vorhanden sind. Liefert die medizinische Begutachtung das Resultat, daß die Beibringung der Wunde durch Hauser nicht unmöglich ist, so wird das Gutachten wieder die Frage beantworten müssen, unter welchen Voraussetzungen eine Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, und dann erst wird es Pflicht des Juristen, herzustellen, ob in den Verhältnissen Hausers und in allen bekannten Umständen Gründe liegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß jene Voraussetzungen im einzelnen Falle wirkten, und hierauf endlich wird die psychologische und juristische Prüfung nothwendig, ob in dem Benehmen Hausers, seinem Charakter und seinen Motiven Materialien aufzufinden sind, welche die Wahrscheinlichkeit einer Absicht des Selbstmords begründen.

Hätt man sich zuerst an die Resultate der Leichenöffnung, die in Heidenreichs Schrift: „Kaspar Hausers Verwundung, Krankheit, Leichenöffnung. Berlin, 1834.“ mitgetheilt sind, so ergibt sich: daß die Wunde nur bei vorwärts gebeugter Stellung Hausers zugefügt seyn konnte; denn der Arzt erklärt, daß er erst dann dem Wundkanal folgen konnte, als er Hauser in eine sitzende und dann halb stehende Stellung mit nach vorne gebeugtem Körper gebracht hatte. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Wunde durch fremde Hand und nicht durch Hauser selbst beigebracht wurde; denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß Selbstmörder, welche Brustwunden sich zufügen, in aufrechtstehender Stellung und, indem der Arm ausholt, um Kraft zum Stoße zu gewinnen, mit rückwärts gebeugtem obern Theile des Körpers so den Stoß sich beibringen, daß die Brust, welche den Stoß empfangen soll, auswärts gedrückt wird. Die äußere Wunddöffnung müßte dann tiefer als der innere Wundkanal, oder doch wenigstens gleich mit ihm zu stehen gekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Fortsetzung.)

Sorge um das Gepäck. Bücherzoll.

Würde es sich auch nur ein einziges Mal ereignen, daß ein Reisender sein auf dem Dampfschiffe zurückgelassenes Gepäck auf dem Zollhause nicht vorfände, es würde nicht an Federn fehlen, den Vorfall mitzutheilen; die öffentliche Stimme würde ein strenger Richter seyn, alle Pressen würden die Sicherheit des Eigenthums verfechten, und die Behörde würde es nur in der Ordnung finden, den gerügten Uebelstand zu beseitigen. Auf solche Weise leistet die Preßfreiheit eine Art von Gewähr für die Güte der Institutionen. Sie gewinnen das Vertrauen des Volks, und wo dieses gewonnen ist, ist viel, ist Alles gewonnen. Lasse also keiner sich von der Sorge um seine Habe beschleichen. Sie steht unter dem Schutze eines ganzen Volks. Welche nutzlose Selbstpein inzwischen auch eine Besorgniß der angegebenen Art wäre, so steht es doch anders und minder gut um die Sorge, welche die Untersuchung des Gepäcks betrifft. Jeder Ausländer hat bei seiner Ankunft im Zollhause — und er wird gut thun, den Besuch daselbst nicht über vierundzwanzig Stunden zu verzögern — sich zuvörderst im Departement der Alien office (des Fremden-Büreaus) zu melden, wo auf den Grund seines bereits angelangten Passes ihm eine Deklaration eingehändigt wird, mit welcher er sich binnen einer Woche auf dem eigentlichen Alien office einzufinden, jetzt aber im Lagerhause als Eigenthümer der in Anspruch zu nehmenden Effekten auszuweisen hat. Nachdem er diese als sein Eigenthum bezeichnet und, insoweit sie verschlossen, selbst geöffnet hat, erfolgt die Durchsuchung, bei welcher es allerdings von Laune und Zufall abhängen mag, ob sie streng oder nachsichtig ist. Am besten, man bereitet sich auf Strenge; meiner Individualität gefällt es aber, daß man vorher mit der unnützen und verfänglichen Frage verschont wird, die mich auf deutschen Zollstätten oft geärgert hat, mit der Frage: ob man etwas Zollpflichtiges bei sich führe?

Da man in England behauptet, daß das Zollwesen das einzige Institut sey, aus dessen complicirter Einrichtung man nicht ganz klug werden könne, so dürfte es für Reisende, die nicht Buchhändler, folglich nicht verbunden sind, die dieses Gewerbe betreffenden Gesetze zu kennen, von Interesse seyn, zu hören, daß man mit seiner Reisebibliothek sich wohl in Acht zu nehmen hat. In England gedruckte Bücher sind zollfrei. Bei englischen, im Auslande gedruckten Büchern fragt es sich, ob das Verlagsrecht erloschen ist oder nicht. Im ersten Fall, wie bei Shakespeare, Gibbon und Andern, wird der Zoll nach dem Gewichte berechnet. Letztern Falls unterliegt jedes Blatt einer Abgabe von 20 Pfund Sterling, beiläufig 140 preußischen Thalern. Bei Büchern in fremden Sprachen wird wieder unterschieden, ob sie seit oder vor 1801 gedruckt sind. Vor 1801 gedruckte Bücher werden mit ungefähr einem Groschen sechs Pfennigen für das Pfund verzollt, seit 1801 gedruckte mit ungefähr acht Groschen sächsisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. September 1834.

Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht.

Claudius.

Briefe aus Schlesien.

(Beschluß.)

Auf dem ganzen Zuge von Jauer an bis hinab nach Sagan und östlich bis gegen die Oder findet man einen gewissen Anstrich von sächsischer Urbanität, der sich auch in der Masse des Volkes spiegelt. Es hat sich dieser aus der Nachbarschaft herübergetragen, gleichwie dies mit dem Gegentheil von Polen herüber auf dem rechten Ufer der Oder der Fall ist. Mich sprach dieser Anstrich mehr an, als das eigentliche Wesen in Sachsen, obgleich sonst bei ähnlichen Fällen das Gegentheil gewöhnlicher ist. Denn in Schlesien hat sich hier die eigenthümliche Gradheit und Aufrichtigkeit mit jener Urbanität verschmolzen, was denn dem Charakter viel Anziehendes gibt, wogegen in Sachsen diese mitunter in eine gewisse Ziererei übergeht, die nicht gerade Jedem gefällt. In Glogau findet man das Juste-Milieu des schlesischen, sächsischen und polnischen Nationalwesens. Zudem tritt der preußische Militärgeist hier merklich vor, da der Ort eine Festung und im Verhältniß zu seiner Größe mit einer sehr starken Besatzung versehen ist. Uebrigens findet man hier viel Geselligkeit und eine große Zuvorkommenheit gegen Fremde. Früher dagegen, besonders vor der für den preußischen Staat so traurigen Katastrophe von 1806, soll mit dem Militär schwer auszukommen gewesen seyn.

So wie man unterhalb Glogau kommt, kündigt sich schon der leidige Sand an, mit welchem die Mark Brandenburg so gesegnet ist. Der Reisende wird zwar direkt von demselben jezt wenig mehr belästigt, da die schöne Kunststraße von Breslau nach Berlin es möglich macht, schnell durch diese Gegend zu kommen; aber dennoch stimmt es das Gemüth nicht froh, wenn man oftmals halbe Tagereisen nur Kieferheiden und zwischendurch Feldmarken sieht, die bei dürren Jahren, wie dies heuer der Fall war, wie erstorben daliegen, und auf welchen die glühende Sonne doppelt brennt. Aus solchen Markungen kam ich nach Grünberg. Wer hierher im zeitigen Frühjahr kommt, wenn der Weinstock noch nicht ausgeschlagen hat, und ringsum die weißen kahlen Sandhügel sieht, der hält den Namen der Stadt für eine Satire. Aber im Sommer verdient sie ihn mit Recht, und gerade hener würde ihn ein Fremder, der aus den dürren Sandfeldern schnell hieher gekommen wäre, vielleicht dem Ort von selbst gegeben haben. — Ohne Zweifel ist Grünberg der nördlichste Fleck auf unsrer Halbkugel, wo Weinbau im Großen getrieben wird. Es gibt allerdings noch einige Ortschaften, die wieder nördlich von Grünberg liegen und auch Wein bauen, ich fasse sie aber mit in diesen Rayon.

Digitized by Google

Es gewährt, wie schon bemerkt, bei heißen und dürren Jahren, wo die umliegenden Sandländereien zur halben Wüste werden, einen überraschenden und höchst erfreulichen Anblick, wenn man aus der Kieferheide kommt, die man so eben, man mag von Breslau oder Berlin kommen, langweilig durchgemacht hat, und vor sich einen langen Zug grünbelaubter und weinbekränzter Hügel erblickt. Mitten aus diesen ragt das vielarmige, weit und breit sich dehnende Grünberg mit einer Menge schöner Gebäude, die aber in der schlechten Häusermasse gerade so zerstreut liegen, wie die hiesige Oase in der Sandwüste. Man kann diesen Ort zu den belebtesten Städten von Schlesien zählen. Die Tuchmanufaktur hat hier von jeher geblüht, und die Unterbrechung ihres Absatzes nach Polen, Rußland und China hat nur eine kurze Störung in ihrem Gange veranlaßt. Denn man arbeitet jezt mehr als je im Großen und es sind eine Menge Maschinen hier im Gange, so daß sich der Ort in dieser Beziehung an die Seite einer betriebsamen belgischen Stadt setzen läßt. Daß diese Manufaktur auch Wohlhabenheit herbeibringe und Reichthum begründe, das beweisen mehrere hiesige sehr ansehnliche Häuser. — Noch ist diese Manufaktur im Zunehmen und sie verspricht dem Orte einen noch immer sich mehrenden gewinnreichen Erwerb. Wer in dieser freundlichen Stadt in Familien Zutritt gewinnt, dem kann auf längere Zeit hier sehr wohl seyn. Denn es herrscht bei ungemeiner Gastfreiheit und herzlicher Zuvorkommenheit ein feiner und gebildeter Ton.

Noch ein paar Worte muß ich von dem hiesigen Weine sagen. Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, in welch schlechtem Rufe derselbe steht, und wie man allerlei Bonmots auf ihn hat. Friedrich der Große selbst, dem es doch so sehr am Herzen lag, die Produktion seiner Staaten auf keine Art zu entmuthigen, soll, als man ihm einmal bei der Durchreise vom besten hiesigen Weine vorsezte, geäußert haben: „Wohl Jedem, der ihn nicht trinken darf!“ — Jezt aber ist es damit anders. Man hat freilich den Weinbergen weder einen andern Boden noch ein milderes Klima geben können; aber dennoch hat man es durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt beim Weinbau dahin gebracht, daß, in nur einigermaßen günstigen Jahren, ein Getränk gewonnen wird, an dem man fast gar nichts auszusetzen hat, als daß es Grünberger Wein heißt. Diesen Fehler zu verbessern, bedienen sich viele Weinhändler der unschuldigen List, ihn unter andern Namen zu versenden, so daß nun eine Menge dieses Erzeugnisses die Oder herauf kommt, in Schlesien unter dem Namen von Franzwein getrunken und zur Zugabe viel theurer bezahlt wird, als wenn man denselben unter seinem wahren Namen bezöge. Es geht indessen jezt im Ganzen eine Menge Grünberger Wein unter seinem eigenen wahren Namen, und er findet, da er wohlfeil und im Verhältniß zu seinem Preise gut zu nennen ist, starken Absatz. Auch Champagner fabrizirt man dort, und obgleich er oft genug als Grünberger angekündigt und verkauft wird, so möchte ich wohl nicht bezweifeln, daß sich manche Flasche unter den französischen verliert.

Mutterliebe.

(Fortsezung.)

Das Essen war beinahe fertig, da sah das indische Weib nach dem Flusse, ob ihr Mann noch nicht komme; aber ihre hübschen schwarzen Augen, in denen sich Ungeduld und zärtliche Sorge malte, wurden auf einmal starr vor Entsetzen, als sie, statt dessen, den sie so sehnlich erwartete, die Schergen des Pater Gomez längs des Dickigts auf ihre Hütte zuschleichen sah. Sie merkte augenblicklich, was ihr drohte, denn diese Streifzüge waren der Schrecken der ganzen Gegend, stieß einen durchdringenden Schrei aus, faßte die kleinen Kinder in die Arme, rief dem dritten zu, ihr zu folgen, und raunte aus der Hütte dem Wald zu. Da sie einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Verfolgern hatte, so wäre sie ihnen wohl entronnen und hätte sich in dem Dunkel des Waldes geborgen, hätte nicht ihre kostbare Bürde sie in ihrer Flucht gehemmt; so aber wurde sie ohne Mühe eingeholt. Das älteste Kind, flüchtig und verschlagen wie der junge Jaguar, entkam, um dem unglücklichen Vater die Jammerkunde zu bringen, und weder Vater noch Kind sah man je wieder an ihrem frühern Wohnplatz.

Allermittelst griffen die Indier Guahiba, banden sie und schleppten sie mit ihren Kindern hinab zum Fluß, wo Pater Gomez, des Erfolgs der Expedition harrend, in seinem Canot saß. Beim Anblick der Gefangenen funkelten seine Augen von grausamer Freude; er dankte seinem Schutzpatron, daß seine Gemeinde drei Seelen weiter zähle, und unbekümmert um die Thränen der Mutter und das Geschrei der Kinder, befahl er, eiligst nach San Fernando hinabzurudern. Daselbst angelangt, wurde Guahiba mit ihren Kindern in eine Hütte gebracht und der Obhut zweier Indier anvertraut; man sezte ihr etwas zu essen vor; erst wies sie es von sich, nahm es dann aber, als hätte sie sich plözlich auf etwas besonnen. Man schickte ein junges indisches Mädchen zu ihr, eine Bekehrte ihres Stammes, die ihre Muttersprache noch nicht ganz vergessen hatte. Sie suchte Guahiba begreiflich zu machen, daß sie und ihre Kinder ihr Lebenlang hier im Dorf bleiben müssen, damit sie,

Digitized by Google

wenn sie sterben, in den Himmel kämen. Guahiba horchte, verstand aber nicht, was das heißen sollte; es blieb ihr unfaßlich, weßhalb sie ihrem Mann und ihrem Hauswesen entrissen worden, und warum sie hinfort wider ihren Willen unter einem fremden Volke leben solle. Die erste Nacht verhielt sie sich ruhig und wachte über ihre Kinder, die ihr zur Seite schlummerten; kaum aber begann es zu tagen, so raffte sie die Kleinen in die Arme und rannte dem Walde zu. Sie wurde augenblicklich wieder zurückgebracht, aber nicht so bald sah sie die Augen ihrer Wächter abgewandt, so ergriff sie auch die Kinder und lief wieder davon, und noch einmal, und immer wieder. Jedesmal wurde sie gezüchtigt, und das immer härter, es wurde ihr alle Nahrung entzogen und endlich bekam sie zu wiederholten Malen harte Schläge. Alles umsonst! man sah wohl, sie hatte gar keinen Begriff davon, warum sie solche Behandlung dulden mußte, und nur Ein Gefühl schien in ihr zu leben und ihre Bewegungen zu leiten, der instinktmäßige Trieb zur Flucht. Wenn ihre Peiniger nur einen Schritt von von ihr wegtraten, nur einen Augenblick die Augen wegwandten, so nahm sie immer und immer wieder ihre Kinder und lief dem Walde zu. Pater Gomez wurde am Ende ihres Eigensinns, wie er es nannte, müde; er trennte Mutter und Kinder, das einzige Mittel, sich aller drei zu versichern, und beschloß, Guahiba in eine entlegene Mission zu bringen, von wo sie nimmermehr weder zu ihren Kindern, noch in ihre Heimath den Rückweg fände. Und so wurde denn die arme Guahiba, die Hände auf den Rücken gebunden, in ein Canoe gelegt; Pater Gomez sezte sich auf's Hintertheil, und man ruderte von dannen.

Die wenigen Reisenden, welche diese Landstriche besucht haben, beschreiben alle ein Phänomen, dessen Ursache noch ein geologisches Räthsel ist, das aber diesem einsamen, fast unbetretenen und unentweihten Waldesdunkel einen ganz eigenen, mit Worten nicht zu schildernden Charakter von Trauer gibt. Die Granitfelsen, welche den Strom einfassen und sich weit in die endlosen Wälder hinein erstrecken, zeigen seltsame, phantastische Formen, und sind mit einer Art dunkelfarbiger Kruste überzogen, welche grell vom schneeweißen Schaum der Wellen absticht, die sich am Fuße brechen, und die mattgefärbten Flechten, welche in den Ritzen wurzeln und über die Fläche des Gesteins hinkriechen, geben diesen Gestaden vollends eine wahre Trauerfarbe. Zwischen diesen melancholischen Klippen, so hoch und steil, daß sich oft auf Meilen weit kein Landungsplatz findet, gleitete Pater Gomez Boot langsam dahin, obgleich es von acht derben Indianern gegen den Strom gerudert wurde.

Die unglückliche Guahiba saß Anfangs völlig regungslos da, wie betäubt von ihrem Geschick; sie begriff nicht, was die Leute mit ihr wollten; aber nicht lange, so blickte sie hinauf zur Sonne, blickte nieder in den Strom, und da sie aus der Stellung der einen und der Richtung des andern ersah, daß jeder Ruderstreich sie mehr und mehr von ihren geliebten, hülflosen Kindern, ihrem Mann, ihrer Heimath entfernte, so ward ihre Haltung eine andere, und sie zeigte sich ängstlich und unruhig. Da ihre Wächter unter Umständen, wie die beschriebenen, es sich gar nicht als möglich gedacht hatten, daß sie entspringen könnte, war sie nur leicht und nachlässig gebunden worden. Sie lauerte die Gelegenheit ab, zerriß die Weidenbande an ihren Armen, schwang sich rasch über Bord und tauchte unter; den Augenblick darauf kam sie eine ziemliche Strecke weit weg wieder zum Vorschein und schwamm dem Ufer zu. Die Strömung war sehr stark, und so wurde sie weit hinab an den Fuß eines schwarzen Granitfelsen getragen, der in den Strom vorsprang; kühn und gewandt erkletterte sie ihn, blieb auf der Spitze einen Augenblick stehen, blickte nieder auf ihre Verfolger, machte sich sodann in den Wald und ward nicht mehr gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Orientirung in der Stadt.

Wer nicht reich oder nicht bequem genug ist, um während seines Aufenthalts in London stets aus der Hausthüre in den Wagen zu treten, oder wer überhaupt das Bedürfniß fühlt, von seinen Füßen den Gebrauch zu machen, zu welchem der Schöpfer sie ihm gab, der wird bald bei seinen Wanderungen erkennen, daß man im Gewirre der hiesigen Straßen ohne Führer sich leicht verirrt. Also einen Lohnbedienten, einen Domestique de place, wie Paris und jede große Stadt Deutschlands sie in Masse besizt? Nein, Gottlob! diese langweiligen, zudringlichen Redemaschinen kennt London nicht. Es würden sich wohl auf Verlangen Menschen finden, bereit und geschickt, die verdrießlichen Dienste solcher Uhrwerke zu leisten. Sie müßten aber erst geschaffen werden, und dürften daher, ehe sie geben lernten, schlecht beschaffen seyn. Auch ist es in der That nicht so schwer, unter der Leitung eines guten Plans sich überall zurecht zu finden. Mit wenigen Ausnahmen trägt jede Straßenecke in großen Buchstaben ihren Namen, und wo der fehlt oder irgend ein Bedenken entsteht, wird eine artige Frage nur selten unfreundlich beantwortet. Die Franzosen sind dafür bekannt, daß sie, in ihrer Sprache angeredet, dem Fremden mit großer Bereitwilligkeit Auskunft ertheilen. Das Schroffe in dem Wesen der Engländer berechtigt zu der Vermuthung des Gegentheils. Die Wahrheit derselben zu erforschen, habe ich vielfache Versuche angestellt:

Digitized by Google

ich habe, wo ich den Weg wohl wußte, Menschen von der verschiedenartigsten Kleidung nach dem Wege gefragt, bin zu diesem Zwecke in die Fischbude und in das eleganteste Magazin getreten, und es wäre ein ganz sonderbarer Zufall, wenn ich überall ausnahmsweise gefällige Menschen getroffen hätte, denn überall und von Allen sind meine Anfragen, allerdings mit mehr oder weniger Manier, aber doch stets richtig und genügend beantwortet worden. Sollte daher das deutsche Sprüchwort, daß ein freundliches Wort eine freundliche Stätte findet, nicht auch in England gelten? Und wer der Unannehmlichkeit eines verweigerten Liebesdienstes, wie die Ertheilung einer Auskunft wohl genannt werden darf, sich auf jeden Fall entziehen will, wende sich in seiner Bedrängniß an einen der Männer, die, einen Filzhut mit ledernem Deckel auf dem Kopfe und in blauem Fracke, dessen Kragen mit einer Nummer und Buchstaben auf beiden Seiten bezeichnet ist, stets die Straßen durchwandeln, und er wird sich überzeugen, daß selbst englische Polizeidiener nicht bloß artig seyn können, sondern auch durchaus artig sind. Und das ist mehr, als von der Polizei manches andern Landes sich rühmen läßt.

Der große Vortheil, den ein Plan von London dem Fremden gewährt, sichert diesem Handelsartikel beständig guten Absatz, und der gute Absatz hat eine Masse von Planen erzeugt. Es möchte unmöglich seyn, mit Gewißheit zu sagen, welcher der beste ist. Sie sind wahrscheinlich alle gut, insofern sie neu sind. Die allen Plane sind gewiß auch gut — gewesen; jezt können sie es nicht mehr seyn, da jedes Jahr Straßen niederreißt und neue mit neuen Namen entstehen läßt, oder ganze neue Stadttheile zu Tage fördert. Kein alter Plan weiß von der neuen London-Brücke; wo jezt die Pallaste des Regentsparks stehen, stand vor zwanzig Jahren kaum eine Hütte, und die ungeheuern Neubauten drohen den jezt brauchbaren Planen baldigen Verfall. Bis dahin aber dürfte Frasers Panorama-Plan of London, für fünf Schillinge, besonders zu empfehlen seyn. Auch findet der Ausländer im Departement des Alien-office auf dem Zollhause, wohin er doch zuerst gehen wird, einen Vorrath von Karten zu beliebiger Auswahl, und wenn der Herr, der gegenwärtig die Deklarationen ausfertigt und während dieser Arbeit den Fremden mit den vorgelegten Planen die Zeit verkürzt, seine Stelle und seine Artigkeit noch lange beibehält, so ist es wirklich zu wünschen, daß alle Fremde bei ihm kaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Heidelberg, September.

(Fortsezung.)

Kaspar Hauser.

Der Wundkanal verlief in dreifach schiefer Richtung von oben nach unten, von links nach rechts, von vorne nach hinten. Zu bedauern ist, daß bei der Leichenöffnung nicht genauer der Winkel angegeben wurde, welchen die Wunde mit der Vertikal- und Horizontallinie des Körpers bildete; allein schon das im Gutachten Angegebene genügt, um die Folgerung zu begründen, daß die Wunde, welche Hauser an sich trug, nicht wohl die Folge eines von ihm beigebrachten Stoßes gewesen seyn kann; denn fragt man auch hier wieder die Erfahrung in Bezug auf Selbstmörder, so bemerkt man, daß dann die äußere Wunde jedesmal horizontal und eher noch so ausfällt, daß der vordere Winkel höher zu stehen kommt, als der hintere. Es ist die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß bei einem Selbststoß die Richtung der Wunde von oben nach unten geht, während der Wundkanal völlig der Richtung des Stoßes korrespondirt, welcher von fremder Hand geführt wird; das Instrument, welches der Selbstmörder führt, wird nach allen physischen Gesezen von der Kraftanwendung nur horizontal oder nach oben wirken können, wogegen die Resultate von Leichenöffnungen gleichförmig darin übereinstimmen, daß das Werkzeug des Mörders die Richtung von oben nach unten nimmt. Am wichtigsten ist aber hier noch, daß der Stoß ein gleichförmiger, mit fester Hand, mit wohlberechneter, den Tod des Gestoßenen beabsichtigenden Kraft geführter war. Nur einer Person, welche einen festen, entschiedenen und während des ganzen Stoßes gleichförmig fortdauernden Willen, durch den Stoß den Tod herbeizuführen, hatte, und zugleich den Stoß mit großer Kraftanstrengung führte, war die Beibringung einer Wunde möglich, wie sie Hauser an sich trug.

Die Wunde hatte nämlich (siehe Heidenreichs Schrift S. 25) zwischen der sechsten und siebten Rippe die äußern Bedeckungen getroffen, war am Rande des großen Brustmuskels durch die Denkationen des Säge- und schiefen Bauchmuskels und durch die Zwischenrippenmuskeln gedrungen, hatte ihren Weg durch den Herzbeutel genommen und das Herz selbst an der Spize verlezt, endlich den fleischigen Theil des Zwerchfells durchbohrt, den Rand des linken Leberlappens durchstochen und eine penetrirende Wunde in den Wandungen des Magens veranlaßt. Solche Wunden zu bewirken, war nur möglich, wenn eine große, in Folge eines einzigen kräftigen Stoßes angebrachte Gewalt angewendet war; wie viel Kraft gehörte dazu, um durch den wattirten Rock, Kittel, Weste und Hemd noch 4 — 5 Zoll tief in Brust und Unterleib das Werkzeug zu treiben! Man hat eine Hypothese aufgestellt, nach welcher der Wundkanal aus einem bloßen Fortgleiten des Instruments, nachdem es einmal die äußern Bedeckungen durchbohrt hatte, entstanden seyn soll; allein dies ist durchaus irrig; nachdem die äußern Bedeckungen durchbohrt waren, bedurfte es noch eines anhaltend heftig fortwirkenden Stoßes, um die Hindernisse zu überwinden; durch ein bloßes Fortgleiten des Instruments war die Durchbohrung des Herzbeutels, noch mehr aber die des Zwerchfells unmöglich, wenn man erwägt, daß das lezte ein häutiger, durchaus nicht straff angespannter, sondern nachgiebiger Körper ist, der nur durch eine entschiedene, von dem Willen zu durchbohren geleitete, fortdauernde Kraft durchbohrt werden konnte; auch würde der Magen als ein schlüpferiger Körper jedem minder heftigen Stoße ausgewichen seyn. Derjenige also, welcher den Stoß führte, muß die Absicht gehabt haben, durch einen einzigen, kräftig geführten Stoß diese tiefe Wunde zu bewirken, und dies deutet auf fremde Kraftanwendung, weil die Erfahrung lehrt, daß bei Wunden, welche der Selbstmörder sich beibringt, der Wundkanal sehr selten gleichförmig und rein ist, indem die Hand des Selbstmörders, der durch den physischen Schmerz, den jedes auf das Neue durchbohrte Organ verursacht, zurückgehalten, dadurch die Kraft des Stoßes gebrochen wird, so daß die das Instrument führende Hand zittert und nothwendig eine unreine, nicht gleichförmig laufende Wunde entstehen muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 35.

Mittwoch, 24. September 1834.

[481] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

BEITRAG
zu einer
MONOGRAPHIE
des bunten
Sandsteins, Muschelkalks und Keupers,
und
die Verbindung dieser Gebilde
zu
EINER FORMATION.
Von
Friedrich von Alberti.
Mit 2 Steintafeln.
Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1834.
J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[481] Der Wundarzt
für den ersten Nothfall.
Eine
Anleitung, wie man sich bei Verwundungen, Blutungen, Beinbrüchen, Verrenkungen, Verbrennungen und andern schweren Zufällen zu benehmen habe, bis ärztliche Hülfe herbeigeschafft werden kann.
Ein
Noth- und Hülfsbuch für Jedermann,
insbesondere
für Landbewohner,
welchen ärztliche Hülfe nicht immer sogleich zu Gebote steht,
von
Dr. Richter,
pract. Arzte,
Verfasser der Schrift: über die Verfälschung der Nahrungsmittel ꝛc., und vieler andern medicinischen Werke.
1834. In gr. 8. broch. Preis 6 gGr.
Verlag der Lampert'schen Buch- und Musikhandlung in Gotha.

---

[420] Bei F. Kupferberg in Mainz haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kuhn, Dr. J., Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. gr. 8. 1834. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr.

Möhler, Dr. J. A., Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1834. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr.

— — Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Professors Baur in Tübingen. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Sengler, Dr. J., Ueber das Wesen und die Bedeutung der spekulativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religions-Philosophie. — Allgemeine Einleitung in die spekulative Philosophie und Theologie. gr. 8. 1834. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

Staudenmaier, Dr. F. A., Encyklopädie der theologischen Wissenschaften als System der gesammten Theologie. gr. 8. 1834. 2 Rthlr. 20 gGr. oder 5 fl.

---

[440] Noth- und Hülfsbuch für alle Stände.

Von der 6ten, sehr vermehrten und verbesserten Auflage von

J. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangssprache, zum Verstehen und Vermeiden derselben ꝛc.

ist das 6te Heft erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Das Ganze besteht aus 8 Heften in 2 Bänden, welche bis Michaeli d. J. vollständig erscheinen werden.

Bis dahin ist das Buch noch für 3 Thlr. 12 Gr. zu bekommen und auf 10 Exemplare wird das 11te frei gegeben. Der spätere Ladenpreis beträgt 4 Thlr. 12 Gr.

Dresden und Leipzig, den 15. Jun. 1834.
Arnold'sche Buchhandlung.

---

[443] Bei J. A. Mayer in Aachen erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

O'Neill oder der Rebell
und
Arasmanes.
Zwei Erzählungen von E. L. Bulwer,
Verfasser von:
Pelham, die Pilgrimme am Rhein ꝛc.
Aus dem Englischen übersezt
von
O. v. Czarnowski.
8. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Das Genie, welches Herrn Bulwer über die Dichter seiner Zeit erhoben und ihn zum Liebling des ganzen gebildeten Publikums gemacht hat, beseelt auch diese beiden Erzählungen, die sich durch Schwung der Phantasie,

Digitized by Google

tiefe Beobachtung und reizende Einkleidung empfehlen. In ihrer saubern Ausstattung bilden sie eine freundliche Gabe, die überall willkommen seyn wird.

---

[450] **Anzeige.**

Auf nachstehendes Werk, welches nächste Michaeli bei Fr. August Leo in Leipzig erscheint und dann in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn wird, macht man im Voraus alle gebildete Christen aufmerksam.

Opferflamme.

Eine

Sammlung geistreicher Stoffe

der

reinsten Erbauung und Belehrung,

herausgegeben

für gebildete Christen ohne Unterschied

des

Glaubensbekenntnisses.

Wo es Nacht ist im menschlichen Leben, wo dunkel und räthselhaft die Wege der Pilgerschaft sind, ja überall, wo man nach dem Lichte der Belehrung und Erbauung verlangt: — die dargebotene Opferflamme wird leuchten und erwärmen, wird Trost und Ruhe hereinstrahlen in das Herz, wird durch ihr Licht ein Leitstern seyn für Erde und Himmel. — Nicht für das Gemüth ergießt sich ihr heller Schein, auch für den Verstand breitet sie ihre Strahlen aus, und sie thut dies um so reiner und voller, als in diesem höchst reichhaltigen Werk, dessen Herausgeber Einer unserer besten ascetischen Schriftsteller ist, die erhabensten Wahrheiten der christlichen Religion kurz und frei von allem Parteiwesen für alle Fälle des menschlichen Lebens dargestellt werden, und zwar in gediegener Prosa sowohl als in höchst ansprechender, reiner Poesie. —

Die äußere Ausstattung empfiehlt das Buch zugleich als Weihnacht-, Geburtstags-, Konfirmations-, Braut- und Hochzeitgeschenk.

Leipzig, im August 1831.

---

[448] Jahresbericht der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften über die Fortschritte der Botanik im Jahre 1831. Der Akademie übergeben am 21. März 1832 von Joh. Em. Wikström, Uebersezt und mit Zusätzen versehen von C. T. Beilschmied. Breslau, in Commission bei Josef Max u. Comp. 1834. Ladenpreis 22 gGr.

In keinem andern Lande erscheinen so vollständige Uebersichten der ganzen botanischen, sowie der gesammten naturwissenschaftlichen Literatur jedes Jahres, wie in Schweden; deßhalb glaubte Hr. Beilschmied in Ohlau, durch Uebersetzung des botanischen Jahresberichts zu nützen; er will auch damit fortfahren und erhält dazu von nun an das Original früher, direkt vom Hrn. Verf. aus Stockholm, während des Druckes. Der Inhalt ist so geordnet: 1) Phytographie: zuerst die im Jahre erschienenen Werke über ganze Systeme, dann die Schriften über einzelne Pflanzenfamilien, Gattungen oder Arten, nach der Ordnung der natürlichen Familien; darauf die Floren; Beschreibungen und Kataloge botanischer Gärten; bot. Lehrbücher; bot. Zeitschriften und periodische Werke. 2) Pflanzengeographie. 3) Pflanzenanatomie. 4) Pflanzenphysiologie. 5) Versteinerungen oder Flora der Vorwelt. 6) Literaturgeschichte der Botanik. — Nun folgt besonders: Uebersicht schwedischer bot. Arbeiten des Jahres, nach denselben Rubriken geordnet, als: Phytographie u. s. f.; endlich ebenso die der norwegischen. — Die Auszüge aus einzelnen Schriften sind von verschiedener Länge. — Inhaltsanzeige und Register fehlen nicht.

---

[445] In der Schulz'schen Buchhandlung zu Hamm und Soest ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes. Oder die Stufenfolge des naturkundigen Schulunterrichts, als des organischen Mittelgliedes zwischen dem der Erdkunde und der Geschichte. Zweiter Beitrag zur welthistorischen Ansicht alles Unterrichts, von Dr. Friedrich Kapp, Direktor des königl. Gymnasiums zu Hamm. 182 Seiten gr. 8. mit einer Tabelle. geh. 1 Thlr.

Diese Schrift legt zuerst die allgemeine Methodologie der Erd-, Natur- und Geschichtskunde als eines eng zusammenhängenden und in seinen Theilen unterschiedenen Ganzen von der Heimath jedes Menschen bis zu dem akademischen Unterricht wissenschaftlich dar, weist dann die Ausführlichkeit dieses Plans in Bezug auf die nöthige Stundenzahl, erforderlichen Lehrer und unentbehrlichen Hülfsmittel praktisch nach, und entwickelt zulezt die Folgen, welche daraus für die, gegen das vorschnelle Einmischen oberflächlicher Realbildung in Schutz zu nehmenden gelehrten Schulen, für den gesammten, in Ehren und Würden zu erhaltenden Gelehrtenstand und für unsere, von jeder revolutionären Richtung von der untersten Schulbank an zu reinigenden Zeit nothwendig hervorgehen müssen.

Sie ist daher geeignet, die Aufmerksamkeit aller Freunde und Beschützer vaterländischer Jugendbildung von jedem Vater und Lehrer an bis in die höheren Lebenskreise hinauf in Anspruch zu nehmen.

---

[447] So eben ist bei Unterzeichneten erschienen:

Naturgeschichte

für

Volksschulen

und

die untern Klassen höherer Bürgerschulen

von

M. A. B. Reichenbach.

Mit 150 Abbildungen aus dem Thierreiche.

geh. gr. 8. Ladenpreis 10 Gr. illum. 16 Gr.

Eine Menge naturhistorischer Schriften für die Jugend überfluten Deutschland, allein noch immer fehlte uns bis jezt eine zweckmäßige Naturgeschichte für Volksschulen. Wir glauben daher durch dies oben angezeigte Buch einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, indem der Verfasser, dessen Bildergallerie der Thierwelt mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, Alles angewendet hat, um den Anforderungen, die man an ein solches Buch macht, zu entsprechen, wir aber einen so billigen Preis gestellt haben, wie man bis jezt noch bei keinem Buch dieser Art aufweisen konnte. Durch den deutlichen, leicht faßlichen Text, durch welchen sie sich auch zum Selbstunterricht eignet, durch die vorzügliche Ausstattung, besonders aber durch die

Digitized by Google

zahlreichen, netten Abbildungen empfiehlt sich übrigens diese Naturgeschichte auch zu einem der angenehmsten und nützlichsten Festgeschenke, sowohl für Knaben als auch für Mädchen.

Leipzig, im August 1834.

Hermann u. Langbein.

---

[476] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jameson, Mrs., Frauenbilder, oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeares Dramen. Deutsch von Dr. Adolph Wagner, gr. 12.
kartonnirt 2 Rthlr. 12 Gr.
Ausgabe auf fein Papier, geb. 3 — 6 —

Die ungemeine Verbreitung des unsterblichen dramatischen Dichters Englands in Deutschland, die sich immer erneuernde beifällige Aufnahme jeder neuen Ausgabe desselben, ist sichere Gewähr günstiger Beachtung dieses Werkes aus der Feder einer der ausgezeichnetsten und geistreichsten brittischen Schriftstellerinnen. Der Bearbeiter hat, in treuer Wiedergabe des Originals, der deutschen Literatur eine sehr willkommene Gabe gebracht, die keine gebildete deutsche Frau in ihrer Büchersammlung fehlen lassen sollte, und die ebenso für jeden andern Freund und Leser des noch unerreichten Shakespeare ein Mittel mehr bietet, seinen Geist recht zu erfassen und ihn gründlich zu verstehen.

---

[472] Bei Carl Jügel, Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M., sind erschienen:

Malerische Ansichten

der

merkwürdigsten und schönsten

Cathedralen, Kirchen und Monumente der gothischen Baukunst,

am Rhein (zwischen Mainz und Cöln), am Main und an der Lahn.

Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet

von

C. Lange, Architekt.

Lithographirt von BORUM, A. SCHOTT, H. KNAUTH und andern Künstlern in München.

Sieben Lieferungen in klein Folio, mit erklärendem Text in deutscher und französischer Sprache.

Zweite Lieferung

mit Sechs größeren Darstellungen und zwei Vignetten.

Preis auf weiss Papier . . 5 fl. 24 kr.
„ auf chinesisch Papier 7 fl. —

Wenn die Erscheinung der zweiten Lieferung dieses Prachtwerks sich länger verzögerte als früher zu erwarten stand, so ist dieses lediglich nur Folge der grossen Sorgfalt, welche auf die Herausgabe desselben verwendet wird, und die resp. Subscribenten werden in der weit größeren Vollendung dieser zweiten Lieferung die ihnen gewiss erfreuliche Ueberzeugung erhalten, dass es dem Herausgeber Ernst ist, etwas so Vollkommnes zu liefern, als es deutscher Kunstfleiss hervorzubringen vermag. — Die in dieser Lieferung abgebildeten Gegenstände sind:

1) Die Nicolai-Kirche zu Frankfurt a. M.
2) Der Dom in Wetzlar.
3) Die Marien-Kirche zu Oberwesel.
4) Die St. Castors-Kirche zu Coblenz.
5) Die St. Martins-Kirche in Cöln.
6) Die Apostel-Kirche zu Cöln.
7) Das Holzpförtchen zu Frankfurt a. M. } Vignetten.
8) Seitenportal an der Kirche zu Andernach }

Sämmtliche Ansichten sind mit dem größten Fleiss lithographirt und auf das vollkommenste gelungen, daher hofft der unterzeichnete Verleger auch mit Zuversicht, dass sich das Interesse an diesem wahrhaft vaterländischen Unternehmen mehr und mehr steigern und demselben viele neue Subscribenten gewinnen wird. Die dritte Lieferung ist bereits in Arbeit und wird, da jetzt alle Einrichtungen auf das zweckmäßigste getroffen sind, unfehlbar noch in diesem Jahre erscheinen.

Subscribenten-Sammler, die sich direct an mich wenden, erhalten bei Bestellung von Sechs Exempl. das Siebente frei.

Carl Jügel,
Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M.

---

[466] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neueste Geographie,

oder

Kurze und fassliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung.

Für Schulen und den Selbstunterricht.

Von *Johann Heinrich Müller*,
Rector der Stadtschule in Lennep.

Dritte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

258 Seiten in 8. Preis 10 Gr. oder 45 kr.

Da dieses Buch seiner Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit wegen in vielen Schulen eingeführt wurde, so wurden die beiden frühern Auflagen schnell abgesetzt. Der Verfasser hat diesen ihm ehrenvollen Beifall dazu benutzt, sein Werk auf's Sorgfältigste zu vermehren und zu verbessern. Reichhaltigkeit des Inhalts, nach Verhältniss der Stärke des Buches, überlegte Auswahl und strenge Richtigkeit finden sich darin mit einem faslichen Vortrage vereinigt. Es ist daher gleich brauchbar für Schulen und für den Selbstunterricht.

---

[461] Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich v. Raumer.

Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Kart. 2 Thlr.

Inhalt: 1) Jürgen Wullenweber von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde. Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen durch F. W. Barthold. 2) Fürstenleben und Fürstensitte im sechzehnten Jahrhundert, von Johannes Voigt. 3) Einiges über das Leben und die Lebensbedingungen in Island in der Zeit des Heidenthums, von Dr. Heinr. Leo.

Die fünf ersten Jahrgänge kosten 9 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[431] Von der Wochenschrift:

Die Allöopathie, von Dr. Trinks und Dr. Helbig,

sind bereits 10 Nummern erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden. 24 Nummern kosten 1 Thlr.

Die durch Verbreitung des homöopathischen Heilverfahrens veranlaßten Angriffe durch allöopathische Aerzte machten ein gegenseitiges Organ dringend nothwendig. Der Zweck dieser Zeitschrift ist demnach: die gegen die homöopathische Heillehre gemachten Einwürfe zu beleuchten und zu beurtheilen; die Leistungen der allöopathischen Heilkunde vom homöopathischen Gesichtspunkte aus zu betrachten und die Widersprüche und Vernunftwidrigkeiten der allöopathischen Schule mit Beweisstellen und Selbstgeständnissen der allöopathischen Schriftsteller zu belegen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[467] Bei Rubach in Magdeburg ist so eben fertig geworden:

Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur. Erläutert durch eine Sammlung übersezter Musterstücke. Herausg. von Dr. Fr. W. Genthe. 2te Abtheilung: die italienischen Dichter. Preis 2½ Rthlr.

Des 1sten Bandes 1ste Abthl.: Italienische Prosa, kostet 2 Rthlr. — Des 4ten Bandes 1ste Abthl.: Französische Prosa, 2½ Rthlr.

---

[460] Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Franz v. Elsholtz.

Auf Velinp. in sauberm Umschlag geh. Preis 1⅓ Rthlr.

Früher erschienen von demselben Verfasser:

Ansichten und Umrisse
aus den Reisemappen zweier Freunde.

2 Theile. geh. Preis 3 Rthlr.

Nach dem einstimmigen Urtheil in den öffentlichen Blättern nimmt dieses Werk einen der bedeutendsten Plätze in der Reiseliteratur Italiens ein. Es verdient besonders denen empfohlen zu werden, welche, gleich dem Verfasser, ohne Anspruch wie ohne Ueberfluß, mit sehr mäßigen Mitteln die Reise nach Italien unternehmen können. Der Reisende und jeder Leser überhaupt wird in diesem Buche nicht bloß eine genaue Kenntniß des Landes und des Volkes, sowie des Sehenswerthen und Merkwürdigen daselbst, sondern auch eine Fülle von treffenden Beobachtungen und neuen Ansichten finden, wodurch er sich ebensowohl angemessen belehrt, als auf das Angenehmste unterhalten fühlen wird.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[449] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Mit Benutzung des geheimen Staatsarchives zu Berlin, der nachgelassenen Papiere des Grafen von Seckendorff und anderer öffentlicher und Privatsammlungen, von Dr. Friedrich Förster. 2 Bde. gr. 8. Auf fein weiß Druckp. 3 Rthlr. 20 Gr. Velinp. 5 Rthlr. 12 Gr.

Es ist dies die erste vollständige Lebens- und Regierungsgeschichte des Vaters Friedrichs II., welche in Buchhandel kommt, und werden sich, außer den Besitzern des Werkes von Preuß über Friedrich den Großen, alle Freunde der Geschichte dafür interessiren, da es über die Geschichte der damaligen Zeit die wichtigsten Aufschlüsse enthält, nicht minder zur nähern Kenntniß des großen Friedrich wesentlich beiträgt.

Wallenstein (Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan), als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie. Nach des Herzogs eigenhändigen Briefen und aus den Akten und Urkunden der geheimen Staatsarchive zu Wien, Berlin, München und den vornehmsten Landesarchiven des Königreichs Böhmen, von Dr. Friedrich Förster. gr. 8. 2 Rthlr. Auf Velinpap. eleg. kart. 3 Rthlr.

Paris, oder das Buch der Hundert und Ein. Aus dem Französischen übersezt von Theodor Hell. 6 Bände, womit die deutsche Ausgabe dieses geistreichen und interessanten Werkes geschlossen ist, eleg. broch. 4 Rthlr. 15 Gr.

In einer guten Leseanstalt dürfte lezteres Werk nicht fehlen.

Potsdam, im Aug. 1834.

Ferdinand Riegel.

---

[471] In meinem Verlage ist so eben fertig geworden:

Höpfner, Dr. L. (Beisitzer der Juristenfakultät), zehn Relationen nach der Separationsmethode mit Hinsicht auf Hrn. Martins Anleitung zu dem Referiren über Rechtssachen. gr. 8. Preis 12 Gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

Gust. Schaarschmidt.

---

[474] So eben sind bei uns erschienen und durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Gedichte von Karl Grandke.

Preis 1 Rthlr.

Breslau 1834.

August Schulz u. Comp.

---

[475] Wichtige Anzeige für Philologen und Historiker.

Herabgesezter Preis.

Des

C. Cornelius Tacitus

sämmtliche Werke

übersezt und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. Fr. R. Ricklefs.

Vier Bände in groß Octav.

1825 — 1827.

Bisheriger Preis:	6 Thlr. 14 Gr.
Herabgesezt auf	Drei Thaler.
Jeder Band einzeln	Einen Thaler.

Zu obigen billigen Preisen wird nunmehr diese treffliche Uebersetzung des Tacitus durch alle Buchhandlungen zu beziehen seyn.

Oldenburg, im Sept. 1834.

Schulze'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. September 1834.

— Des Menschen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur zweierlei:
Genügsamkeit, und wo nicht die, das Grab.

Herder.
Nach Sadi.

Mohamudagara

oder

der Schlägel der Thorheit.

(Aus dem Sanskrit.)

⏑⏑, ⏑⏑, ⏑⏑, ⏑ – *)

1.

Hör auf, Thor, nach Reichthum zu jagen,
Lern an Leib, Herz, Geist dir versagen:
Was du erlangt durch eigenes Streben,
Solches Besitzthum erfreu dein Leben.

2.

Wer dein Sohn? die als Gattin da waltet?
Wie ist seltsam die Welt doch gestaltet!
Wessen denn bist du, woher wohl gekommen? —
Bruder, bedenk dies, dir zum Frommen!

3.

Gut, Stand, Jugend betäuben dich nimmer:
Schnell raubt Alles die Zeit auf immer.
All dies trüg'rische Leben verlasse,
Eilig auf Gott nur Fuß du fasse!

4.

Gleichwie das Tröpfchen am Lotos hin flittert,
Ganz so nichtig das Leben erzittert:
Wohl ein Weilchen, von Guten begleitet,
Hier dein Schiffchen im Weltmeer gleitet.

5.

Wie viel leben, und wie viel schwinden,
So viel Ruh im Mutterschooß finden!
Sieh auf der Welt nur Vergehn auf Vergehen:
Wie kann, Mensch, da Freude bestehen?

6.

Tag, Nacht, Abend und Morgen enteilen,
Winter und Lenz, und keine verweilen.
Schau, wie die Zeit spielt, Jahre vergehen —
Stets doch säuselt der Hoffnung Wehen!

*) Der letzte Fuß ist im Sanskrit entweder ⏑ ⏑ – oder – –, im Deutschen haben wir für das Letztere uns einen Trochäus erlauben müssen, wodurch allerdings das Anapästische des Metrum etwas geschwächt und dieses mehr dactylisch wird.

Digitized by Google

7.

Auf löst sich der Leib, und das Haupt wird kahl,
Und dem Munde entfallen die Zähne zumal;
Während der schmückende Stab dir entsinket —
Stets doch der Hoffnung Becher erblinket!

8.

Heiliger Tempel, ein Baum, sey die Stätte,
Haut dein Kleid, und die Erd' dein Bette!
Jegliche Bande, Genüsse verachte;
Wer, den Entsagung beglückt nicht machte?

9.

Nicht Feind, nicht Freund, Söhne, Verwandtschaft,
Strebe du an, noch Trennung, Bekanntschaft:
Gleichmuth sollst du überall zeigen,
Willst du baldig die Gottheit erreichen.

10.

Fest steht himmlische Grenze und Stütze,
Wer Tod, Seyn, Licht schaffet und Blitze,
Nicht du, nicht ich, selbst nicht da die Welt —
Darum warum sich das Leben vergällt?

11.

Ein Gott waltet in dir, mir, Allen;
Zürnst mir umsonst, von Ehrsucht befallen:
Jegliches Geist'ge im Geist nur erkenne,
Nimmer und nimmer das Wesen du trenne.

12.

Stets findet das Kind am Spielzeug Lust,
Und der Jungfrau weihet der Jüngling die Brust;
Dort hat sinnend der Greis sich verloren —
Doch den Allmächtigen keiner erkoren!

* * *

Zwölfe der Strophen, an Jünger erlassen, ...
Sind's, so die ganze Belehrung umfassen:
Wem nicht diese zur Besserung frommen,
Dem mag welche zu Stande noch kommen?

Bernhard Hirzel.

Mutterliebe.

(Fortsetzung.)

Pater Gomez saß eine Zeitlang, wie vom Donner gerührt, da, unfähig, seinem Erstaunen und Grimm Worte zu geben. Als er wieder zu sich kam, hieß er seine Indier rasch an's Ufer rudern, der Flüchtigen nachsetzen und sie ihm bringen, lebendig oder todt. Guahiba setzte indessen ihre Flucht fort, so lange ihr Kraft blieb, sich durch das verschlungene Gehölz Bahn zu brechen; aber bald versagten ihr die Kräfte, sie ermattete mehr und mehr, und am Ende sank sie unter einem hohen Cacaobaum nieder, hinter dem sie sich, so gut es ging, im hohen Gras versteckte. Bald hörte sie hier die Stimmen ihrer Verfolger, welche, im Dickigt vertheilt, einander zuriefen. Sie wäre indessen wahrscheinlich unentdeckt geblieben ohne einen großen Hund, den die Indier bei sich hatten und der sie in ihrem Versteck aufspürte. Sobald sie das furchtbare Thier schnoppern und durch das Gras herbeikommen hörte, wußte sie, daß sie verloren war. Die Indianer kamen herbei; sie versuchte keinen vergeblichen Widerstand, sondern ließ sich völlig willenlos greifen und wieder zum Ufer schleppen.

Als der unbarmherzige Priester sie wieder in seiner Gewalt sah, beschloß er, ihr eine Züchtigung angedeihen zu lassen, welche ihr die Kinder aus dem Kopf brächte und ihr die Lust zum Entspringen ein für allemal benähme. Er ließ sie also auf den Granitfels legen, an dem sie an's Land gestiegen und von dessen Gipfel sie wie höhnend niedergeblickt — der Mutter Fels heißt er seitdem — und sie peitschen, bis sie sich nicht mehr rühren und nicht mehr sprechen konnte. Sodann wurde sie, sorgfältiger gebunden, wieder in das Canoe gebracht, und so ging es nach Javita, dem Sitz einer Mission weit stromaufwärts. Die Sonne war am Untergehen, als man im Dorf anlangte, und die Einwohner wollten sich eben zur Ruhe begeben. Guahiba ward auf die Nacht in einer Art Scheune untergebracht, welche zum Gottesdienst und Wagrenlager diente. Pater Gomez stellte zwei, drei Indianer an, welche sie bewachen und sich während der Nacht ablösen sollten, und dann legte er sich selbst nieder, von den Strapazen der Reise auszuruhen. Da die Gefangene sich nicht widersetzte, nicht einmal klagte, so schmeichelte sich der Ehrwürdige, jetzt ihren Starrsinn gebrochen zu haben. Wie schlecht verstand er das Herz dieser zärtlichen Mutter! Er hielt für Stumpfsinn oder Resignation, was nur die Ruhe eines festen Entschlusses war. In Banden, unter Qualen schlug ihr Herz nur für Ein Gefühl, nur Ein Gedanke füllte ihre ganze Seele: ihre Kinder! nichts als ihre Kinder!

Unter den ihr zu Wächtern bestellten Indiern befand sich ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren; als dieser sah, daß ihre Arme von den Peitschenhieben, die sie bekommen, gräßlich zerfleischt und die Stricke grausam fest angezogen waren, entfuhr ihm ein Laut der Theilnahme in der Sprache ihres Stammes. Rasch benützte sie die augenblickliche Regung des Gefühls und sprach ihn als

Digitized by Google

als einen Landsmann an. „Guahibo," wisperte sie, „Du sprichst meine Sprache und bist mein Bruder. Kannst Du mich sterben sehen ohne Erbarmen, Sohn meines Stammes? Löse diese Bande, welche mir in's Fleisch schneiden! Ich vergehe vor Schmerz! ich sterbe!" Der Jüngling horchte, trat wie erschrocken ein paar Schritte zurück und schwieg. Als aber der zweite Wächter sich entfernte, trat er näher und sprach: „Guahiba, Deine Väter sind auch meine Väter, und ich kann Dich nicht sterben sehen; zerschneide ich aber diese Bande, so schlägt mich der weiße Mann; willst Du zufrieden seyn, wenn ich sie lockerer mache, damit Dir doch leichter sey?" Und während er so sprach, bückte er sich nieder und lockerte die Riemen an ihren Armen. Sie lächelte mit mattem Blick und schien zufrieden.

Die Nacht war jezt angebrochen; Guahiba senkte das Haupt auf den Busen und schloß die Augen, wie erschöpft vom Weh. Der junge Indier meinte, sie schlummere, und legte sich nach einigem Zaudern auf seine Matte nieder. Die andern Wächter schliefen bereits an der Thüre des Gebäudes und Alles wurde still. Jezt erhob Guahiba ihr Haupt. Es war Nacht, finstere Nacht, weder Mond, noch Stern am Himmel, kein Laut vernehmbar, als die tiefen Athemzüge der Schläfer und das Gesumse der Muskitos. Sie lauschte eine Weile in der äußersten Spannung — Alles ruhig! Dann löste sie mit den Zähnen vollends die lockern Knoten der Riemen, die Hände einmal frei, machte sie mit leichter Mühe auch ihre Füße los, und als der Morgen kam, war sie verschwunden. Es wurde in allen Richtungen nach ihr gestreift, aber vergeblich, und Pater Gomez brach erbost wieder nach seinem Dorf auf.

Von Javita nach San Fernando, wo Guahiba ihre Kinder gelassen hatte, sind es in gerader Linie fünfundzwanzig spanische Meilen. Zwischen beiden Missionen liegt eine furchtbare Wildniß von gigantischen Bäumen und verschlungenem Unterholz, eine schauerliche Einöde, welche seit der Schöpfung schwerlich eines Menschen Fuß betreten hat. Aller Verkehr findet allein mittelst des Flusses statt, und kein Mensch, weder Europäer, noch Indier, hätte es wagen mögen, den Weg längs des Ufers zu suchen. Es war zu Anfang der Regenzeit. Selten brach bei Tage ein Sonnenblick durch das dicke Gewölk, bei Nacht schien kein Mond, schimmerte kein Stern. Die Flüsse waren aus ihren Ufern getreten und hatten das Flachland überschwemmt; weit und breit kein Gegenstand, nach dem der Wanderer seine Schritte lenken konnte, kein Obdach, keine Hülfe, kein Führer. War es die Hand der Vorsehung, war es der mächtige Trieb der Mutterliebe, was dieses muthige Weib durch die pfadlosen Wälder leitete, wo Waldbäche, durch die Regengüsse zu reißenden Strömen angeschwollen, alle Augenblicke ihre Schritte hemmten, wo die stachligten, von Baum zu Baum kriechenden Lianen ein fast undurchdringliches Dickigt bildeten, wo die Muskitos in Schwärmen über dem Pfade hiengen, wo der Jaguar und der Alligator lauerten, sie zu verschlingen, wo die Klapperschlange aufgerollt, sprungfertig im feuchten Grase lag, und keine Nahrung, keine Stärkung für die erschöpften Glieder, als eine Handvoll Beeren und die großen schwarzen Ameisen, welche ihre Nester auf den Bäumen haben? Woher ihr die Leitung, woher ihr die Kraft kam — Niemand weiß es, das arme Weib wußte es selbst nicht. Nur so viel ist gewiß: das vierte Morgenlicht sah sie zu San Fernando, ein Bild des Jammers, des Entsetzens: die Füße geschwollen und blutend, die Hände zerrissen, der Körper mit Wunden bedeckt, abgezehrt von Hunger und übermenschlicher Anstrengung — aber sie war wieder bei ihren Kindern!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Hausers Verwundung läßt sich nur erklären, wenn man sie als die Folge eines Stoßes annimmt, den eine ihm gegenüberstehende Person mit großer Kraftanstrengung und mit dem fortdauernden Willen, eine tiefe, lebensgefährliche Wunde beizubringen, in der Art führte, daß das Instrument von oben nach unten eingebracht wurde. Während wir daher es für höchst wahrscheinlich erklären würden, daß Hausers Verwundung durch fremde Gewalt bewirkt wurde, dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß es nicht unmöglich ist, daß Hauser durch einen Selbststoß sich die Wunde beibringen konnte; allein nur unter den Voraussezungen, daß 1) Hauser entschlossen war, eine solche tiefe lebensgefährliche Wunde sich beizubringen, daß 2) er die nöthige Kraft besaß, um dem Instrumente eine solche von oben nach unten laufende Richtung beizubringen, daß 3) er auch während des Stoßes und bis zur Beendigung desselben fortdauernd den Willen, die tiefe Wunde sich beizubringen, hatte. In der zweiten Beziehung ist es nun zwar richtig, daß Hauser in der linken Hand mehr Fertigkeit und Kraft besessen hat als in der rechten, und darnach könnte man wohl annehmen, daß Hauser mit der linken Hand das Instrument gehalten und damit den Stoß vollführt habe; allein auch bei dieser Annahme wird man zu großen Bedenklichkeiten kommen; denn man müßte dann annehmen, daß Hauser das Instrument mit der linken Hand an die Stelle der Wunde gebracht und mit der rechten Hand, vielleicht auch mit einem in der rechten Hand gehaltenen Instrumente die Kraft des Stoßes vermehrt, und den fortdauernden Druck bewirkt habe, oder man müßte behaupten, daß Hauser durch einen einzigen kräftigen, mit der linken Hand vollführten Stoß sich die Wunde zugefügt habe. Gegen die erste Annahme spricht, daß der Wundkanal und die Gleichförmigkeit

der Wunde, die nur durch einen starken Stoß entstanden seyn kann, durch das bloße Fortgleiten des Instruments nicht zu erklären ist, und die höchste Unwahrscheinlichkeit vorliegt, daß Hauser durch ein anderes in der rechten Hand gehaltenes Werkzeug die Kraft des Drucks vermehren wollte; gegen die zweite Annahme spricht aber, daß, wenn Hauser mit der linken Hand den Stoß führte, er doch nicht die nöthige Kraft haben konnte, eine so gleichförmige und tiefe Wunde sich beizubringen, weil schon nach dem Verhältniß der linken Hand zu der Stelle, an welcher das Instrument eingebracht wurde, es an der die Stärke des Stoßes bedingenden Kraft der Hand, welche hiezu weit ausholen mußte, gefehlt haben würde. In Bezug auf die erste und dritte der eben genannten Voraussetzungen hängt nun Alles davon ab, welche Absicht Hauser hatte, wenn man annimmt, daß er sich eine Wunde beibringen wollte; nur dann würden nämlich die obigen Voraussetzungen eintreten, wenn man annehmen darf, daß Hauser die Absicht, sich selbst zu morden, hatte; nur dann gab ihm die Verzweiflung, in welcher er sich befunden haben müßte, die Festigkeit des Entschlusses, der kein Hinderniß scheute, und die zur Vollführung eines so tiefen Stoßes nöthige Kraft; nur dann darf man glauben, daß auch, nachdem die äußeren Bedeckungen durchstoßen waren, weder der Schmerz, als das Herz verletzt wurde, noch das Hinderniß, auf das er bei der Ankunft des Instruments am Zwerchfell stieß, ihn von seinem festen Entschlusse abbringen konnten; nur dann wäre es begreiflich, wie ein so kräftiger und gleichförmig angebrachter Stoß Wunden, wie wir sie bei Hauser fanden, zufügen konnte.

Prüft man nun die Absicht, welche Hauser, wenn man annimmt, daß er sich den Stoß versetzte, geleitet haben kann, so kann diese eine zweifache gewesen seyn. Entweder kann man annehmen, daß Hauser entschlossen war, sein Leben durch Selbstmord zu endigen, oder man kann glauben, daß er nur eine leichte Wunde sich beibringen wollte, um Aufsehen zu erwecken, um die in der letzten Zeit wankende günstige Meinung wieder zu gewinnen und das allgemeine Interesse wieder anzuregen, das insbesondere durch Merkers Schriften sich zu vermindern drohte.

Diese zweite Annahme ist es, welche am meisten bei denjenigen, welche den Hauser für einen Betrüger zu halten geneigt sind, Eingang gefunden hat; aber eben diese Meinung läßt sich mit den vorliegenden Umständen nicht vereinigen. Nach dieser Annahme würde Hauser, als er den Stoß sich beibrachte, nicht die Absicht gehabt haben, eine diese lebensgefährliche Wunde sich beizubringen; nur die Zufügung einer leichten Wunde würde dem angeblichen Wunsche, wieder Aufsehen zu erwecken, entsprechend gewesen seyn. Um eine leichte Wunde zuzufügen, war aber die Stelle, wo das Instrument die äußere Bedeckung durchstach, nicht geeignet, da diese Stelle gerade diejenige ist, an welcher Jeder die Pulsation des Herzens am deutlichsten fühlt, und wo daher Jemand, der nur eine leichte Wunde sich beibringen will, das Instrument nicht ansetzt, weil Jeder Wunden, die dem Herzen zugefügt werden, als die lebensgefährlichsten kennt, und wo daher auch Hauser ein so gefährliches, sein Leben selbst bedrohendes Experiment schwerlich gemacht haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Beschluß.)

Circulation in der Stadt.

In einem Umkreise von 45 Meilen um London leistet Mogg's map of the country, 45 miles round London, die wesentlichsten Dienste. Sie ist nur erst erschienen, und unstreitig die schönste und vollständigste Karte, die je für diesen Umkreis gestochen worden ist. Außer allen neuen Straßen und jeder im Werden begriffenen neuen Anlage zeigt sie auch die Linie, in welcher der kolossale Bau der Eisenbahn von London nach Birmingham, in einer Länge von ungefähr fünfzig Meilen, vorgenommen werden soll. Sie kostet zwei Pfund und sechs Pence. Gleiches Lob verdient, denn gleichen Nutzen gewährt bei einer Reise durch England die Karte desselben Verfassers, die ebenfalls unlängst erschienen ist: Mogg's new map of England, published by E. Mogg, office of roads, Great Russel Street, Covent-Garden. Price £ 2, in a case.

Die namentlich unter den jungen Leuten einer gewissen Klasse in England sowohl wie in Frankreich und Deutschland grassirende Seuche der Bequemlichkeitssucht weiß der Fußwanderung in großen Städten zwei Einwände entgegen zu setzen, die besonders in London ganz die Natur guter Gründe zu haben scheinen. Welche Zeitverschwendung, rufen sie aus, drei Stunden zu gehen, was in einer halben sich fahren läßt! Geschäftsleute, die so sprechen, haben unbedingt Recht; aber Geschäftsleute sprechen in der Regel nicht so, denn sie bedürfen keiner Rechtfertigung. Auch bin ich weit entfernt, es irgend einem Andern zu verargen, der lieber fährt, als geht. Jeder Mensch ist sein eigener Seckelmeister, und wer in der Jugend seine Füße schont, um sie im Alter gebrauchen zu können, thut vielleicht eben so klug wie ein Anderer, der in der Jugend geht, um im Alter fahren zu können. Fragt mich aber ein Ausländer, der nach London kommt, nicht, um in der City Geschäfte zu machen, sondern um London zu sehen, ob er seine Füße in Bewegung oder sich in einen Wagen setzen soll, so stimme ich entschieden für Ersteres. Sie vergessen die Gefahren, wirft ein junger kommoder Mensch ein, die ein Fußgänger hier läuft. Das ist der zweite Einwand der Bequemlichkeit. Nun ja, es wird in London Mancher umgefahren. Wie viele aber werden umgeworfen! Da die Tagesblätter jeden Unfall pünktlich erzählen, so hat sich Jemand das eigenthümliche Vergnügen gemacht, während eines ganzen Jahres die Zahl derer aufzuzeichnen, welche in London umgekommen, weil sie im Wagen gesessen, und die Zahl derer, welche umgekommen, weil sie nicht im Wagen gesessen, und der Abschluß ist sehr zum Vortheile der Letzteren. Die Tollheit des hiesigen Fahrens übersteigt bisweilen jeden Begriff, und mögen die Behörden auch noch so streng strafen, keine Strafe ruft ein entflohenes Leben zurück. Ich ging am 26. vorigen Monats gegen Abend durch Oxford-Street, als ein furchtbares Wagengerassel mir entgegen donnerte. Drei Omnibus kamen in gestrecktem Laufe an. Zwei derselben waren Eigenthum des Herrn Shillibeer, der dritte gehörte Herrn Bardell. Es war augenscheinlich, daß die drei Wagenführer ein Wettrennen hielten und daß die zwei ersten den Letztern auszustechen suchten. Die Passagiere kamen dabei natürlich nicht in Betracht. Von zwei Seiten gedrängt, suchte Bardell's Kutscher mit aller Kraft seiner Pferde den Sieg zu gewinnen, als er gegen einen der beiden Omnibus anfuhr, und so mächtig war das Zusammentreffen, daß er von seinem Sitze hoch in die Luft geschleudert wurde und in ziemlicher Entfernung niederfiel. Die frei gewordenen Rosse gewannen nun den Sieg auf ihre eigene Rechnung; wie weit sie aber gekommen sind und wie den Passagieren dabei zu Muthe gewesen seyn mag, kann ich nicht angeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. September 1834.

The joy, the solace, and the aid of man,
The rich man's guardian and the poor man's friend,
The only being faithful to the end.

Cowley.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

Es ist in diesen Blättern schon lange nichts mehr über Sitten, Haushalt und Lebensweise der Thiere mitgetheilt worden, wie sonst wohl zuweilen zu geschehen pflegte. Die nächste Veranlassung, auf dieses Thema zurückzukommen, das häufig nicht nur wissenswürdiger, sondern auch unterhaltender ist, als manche Berichte von menschlichem Thun und Treiben, gibt uns ein neues englisches Buch: Gleanings in Natural-history by E. Jesse, zweite Reihe. Die Engländer sind besondere Liebhaber der anekdotischen Naturgeschichte, und das vorliegende Buch ist eines der liebenswürdigsten und gehaltreichsten in diesem Fache. Der Verfasser ist ein rein praktischer Naturforscher, der bei seiner Stellung als Aufseher der königlichen Parks die reichste Gelegenheit zu den mannichfachsten Beobachtungen hat, welche er ganz anspruchslos wiedergibt; er sezt voraus, seine Leser werden dieselben ebenso aufnehmen, und wir folgen ihm in Beidem.

* * *

Der Hund.

Anekdoten von Hundeklugheit und Hundetreue, wenn sie aus guter Quelle kommen, machen mir immer großes Vergnügen. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist so auffallend, dieses Thier ist so hoher, so uneigennütziger Hingebung fähig, sein wunderbarer Instinkt streift so nahe an Vernunft, daß die meisten Menschen gerne davon erzählen hören, und ich hoffe somit den Lesern mit folgenden kleinen, durchaus beglaubigten Geschichten Vergnügen zu machen.

Kapitän Dance, Kommandore auf einer Flotte von Ostindienfahrern, brachte aus China einen dort gebornen Hund nach England. Als sein Schiff in der Themse vor Anker lag, bestellte er eine Kutsche, nahm den Hund herein und fuhr in sein Heimathort in Surrey. Die Nacht darauf, als der Ostindienfahrer die Anker lichtete, um in die Docks einzulaufen, hörte einer von der Mannschaft ein lautes Bellen im Gebüsch am Ufer, und rief gleich, dies sey Bonner; so hieß der Hund. Die andern erklärten dies für unmöglich, da ihn ja der Kapitän Tags zuvor mitgenommen; der Mann blieb aber dabei, er irre sich nicht, man sezte am Ende ein Boot aus, und der Hund in den Büschen war wirklich kein anderer als Bonner. Hier fand also ein Hund, der aus einem fernen, fremden Lande hergebracht und vom Schiffe weg etliche und zwanzig Meilen landeinwärts geführt worden war, den Weg zurück durch ein Land, wo Alles anders war als in seiner Heimath, Boden, Klima, Volk, Gebäude.

Digitized by Google

Ein südamerikanischer, höchst achtbarer Kaufmann erzählte mir Folgendes. Er reiste mit einem Führer durch die Anden; sie verirrten sich und entdeckten nach langem Umherstreifen in der Ferne eine Hütte. Als sie auf dieselbe zugingen, sperrten ihnen zwei Hunde heftig bellend den Weg; sie mußten sie mit Steinen fortjagen. In der Nähe der Hütte angelangt, hörten sie eine Stimme, die auf spanisch dringend bat, den Hunden nichts zu Leide zu thun. Sie fanden drinnen einen völlig entkräfteten alten Mann, und dieser versicherte die Reisenden, er wäre längst Hungers gestorben, wenn nicht seine Hunde auf die Jagd gingen und ihm regelmäßig einen Theil ihres Fangs beimbrächten. Es war ein entsprungener Sklave, der sich in diesem einsamen Winkel versteckt hatte.

Ein alter Junggeselle, der mit seiner Schwester lebte, hatte einen Lieblingshund, der ihm nicht von der Seite kam. Er war gewohnt, bevor er das Speisezimmer verließ, seinen Wein zu verschließen und sodann den Schlüsselbund auf den Boden zu werfen; der Hund trug ihm dann immer die Schlüssel in das Wohnzimmer nach. So wurde es fortwährend gehalten bis zum Tod des alten Herrn. Der Hund zeigte sich äußerst niedergeschlagen, und um ihm seine alte Gewohnheit zu lassen, ward der Wein wie sonst verschlossen und die Schlüssel auf den Boden geworfen; aber niemals brachte man den Hund dazu, sie wieder aufzunehmen. Das arme Thier konnte wohl keinen stärkern und zugleich zartern Beweis von seiner Anhänglichkeit an den Todten geben.

Ein Mann hatte einen ausnehmend hübschen Neufundländer, der von Natur so wohlgeartet, so gesittet war, daß er, wenn man ihn nicht zu Hause bleiben hieß, beständig, und zwar unaufgefordert, auf der Straße vor der Frau und Tochter herging, aber nur, wenn sie nicht in Begleitung eines Herrn ausgingen. Wer ihm begegnete, dem bedeutete er durch einen sprechenden Blick oder ein Knurren, Platz zu machen, war aber ein Herr bei den Frauenzimmern, so ging er immer hinterher. Mit dem Hunde waren sie bei Tag und Nacht sicher, denn sein Muth gab seiner Klugheit nichts nach. — Ein Freund von mir nahm einen Neufundländer und einen kleinen Wachtelhund mit sich in ein Boot, und in der Mitte der Themse angelangt, warf er sie in's Wasser. Die Hunde schwammen nach verschiedenen Seiten, aber der Wachtelhund kam in die Strömung, kämpfte eine Weile mit dem Wasser und war bald dem Ertrinken nahe. Kaum sah der Neufundländer die Gefahr seines Kameraden, so kehrte er um, schwamm herbei, packte ihn mit dem Maul und brachte ihn wohlbehalten an's Ufer.

Ein Pächter aus Harling in Kent war Abends spät noch auf dem Markt zu Maidstone. Auf dem Heimweg kehrte er noch in Aylesford ein, und wie es in derlei Fällen nur zu oft vorkommt, er übernahm sich im Trinken und brach endlich tüchtig benebelt auf. Der Weg, den er zu machen hatte, ist in der besten Jahreszeit für einen betrunkenen Mann schwer zu passiren, jezt aber lag tiefer Schnee und es war grimmig kalt. Zum Ueberfluß kam er noch vom Weg ab, endlich fiel er in den Schnee und blieb hier, in einer der kältesten Nächte, die man erlebt, bewußtlos auf dem Rücken liegen. Aber nun scharrte sein treuer Hund, der ihm nicht von der Seite gewichen war, den Schnee zusammen, so daß er eine Art von schützendem Wall um seinen hülflosen Herrn bildete, und dann legte er sich selbst ihm über die Brust, für welche sein zottiges Fell eine treffliche Schutzwehr gegen den furchtbaren Frost abgab. Am folgenden Morgen kam ein Jäger des Wegs, bemerkte die auffallenden Gestalten und ging dem Platze zu; jezt erhob sich der Hund vom Körper, schüttelte den Schnee ab und forderte den Jäger durch die sprechendsten Geberden auf, zu seinem Herrn zu kommen. Dieser wischte die Eiskruste vom Gesicht des Erstarrten und erkannte sogleich den Mann; alsbald ward Hülfe aus dem nächsten Dorf herbeigeschafft und der Verunglückte wirklich wieder zum Leben gebracht. Aus Dankbarkeit für seine wunderbare Rettung ließ der Pächter seinem Retter zum fortwährenden Andenken ein silbernes Halsband machen. Als ihm zehn Guineen für den Hund geboten wurden, äußerte er: so lange er einen Knochen und eine Brodrinde habe, wolle er sie mit dem treuen Freunde theilen, der ihm das Leben erhalten; denn er war vollkommen überzeugt, daß die Wärme des just über dem vornehmsten Sitze der Lebenskraft gelagerten Hundes das Blut vor gänzlicher Stockung bewahrt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

(Beschluß.)

Mehrere Stunden schlich Guahiba um die Hütte her, wo sie ihre Kinder gelassen; schweren Herzens, sehnsüchtigen Blicks schaute sie aus der Ferne herüber, wagte aber lange nicht, näher zu kommen; endlich sah sie, wie sämmtliche Einwohner die Hütten verließen, um zur Vesper zu gehen; jezt wagte sie sich aus dem Dickigt vor und ging verzagten Schritts dem Orte zu, wo die Geliebten ihres Herzens weilten. Sie trat ein: ihre Kinder waren allein in der Hütte und spielten auf einer Matte. Sie schrieen ängstlich auf bei ihrem Anblick, so sehr hatten ihre Leiden sie entstellt, als sie sie aber bei Namen rief, erkannten sie die liebe Stimme und streckten ihr die kleinen Arme entgegen. Da vergaß die

Digitized by Google

Mutter aller ihrer Qualen, aller ihrer Furcht und Besorgniß, Alles auf der Welt über den Lieblingen ihrer Seele. Sie sezte sich zwischen die Kinder, zog sie auf ihren Schooß, drückte sie mit krampfhafter Zärtlichkeit an ihre Brust, bedeckte sie mit Küssen, und ein Strom heißer Thränen fiel auf der Kleinen Häupter nieder. Aber plötzlich fiel ihr ein, wo sie war, warum sie hier war, und von Neuem kam die Angst über sie: sie sprang rasch auf und wankte, die Kinder in den Armen, aus der Hütte, matt, stolpernd, fast blind vor Blutverlust und Erschöpfung. Sie suchte den Wald zu erreichen, aber sie war zu schwach für die Bürde, die sie doch nicht lassen wollte, ihre Beine zitterten und brachen unter ihr zusammen. Da gewahrte sie ein Indier, der am Backofen Wache stand; er zog die Allarmglocke, die Menge kam herbeigerannt und sammelte sich erstaunt und erschrocken um Guahiba. Sie starrten sie an wie ein Gespenst, aber ihr Stöhnen, ihre bittenden Blicke, ihre zitternden, blutenden Glieder zeigten bald, daß sie noch lebte, aber dem Tode nahe war. Schweigend sahen die Leute das Weib und dann einander an; Rührung ob solch schrecklichem Zustand füllte die wilden Herzen, Bewunderung, ja Ehrfurcht vor solch beispiellosem Heldenmuth mütterlicher Liebe.

Während die Menge so unschlüssig dastand und Keiner Lust bezeugte, sie zu greifen oder ihr die Kinder zu nehmen, kam Pater Gomez, der, von Javita zurückkehrend, eben an's Land gestiegen war, eilends herbei und befahl, sie zu trennen. Guahiba drückte ihre Kinder fester an die Brust und die Indier wichen zurück. „Was!“ donnerte der Mönch, „wollt Ihr leiden, daß dieses Weib dem Himmel zwei kostbare Seelen stiehlt? zwei Glieder Eurer Gemeinde? Seht Ihr nicht? so lange man sie beisammen läßt, ist kein Heil, weder für Mutter, noch Kinder. Reißt sie aus einander! augenblicklich!“ Die Indier, an blinden Gehorsam gewöhnt und eingeschüchtert durch die zornige Rede, rissen die Kinder der Mutter aus den kraftlosen Armen; sie sprach kein Wort, gab keinen Laut von sich und sank ohnmächtig zu Boden.

Pater Gomez, grausam, selbst wo er Gutes that, hieß ihrer Wunden sorgsam pflegen; Arme und Beine wurden ihr mit baumwollenen Binden umwickelt, sie wurde in ein Canoe gebracht und in eine Mission weit, weit hinauf am Flusse Esmeralda, jenseits der Quellen des Orinoco, geführt. Sie blieb während der Fahrt in Erschöpfung und Bewußtlosigkeit liegen, aber nach der Ankunft am Orte ihrer Bestimmung wurde sie durch stärkende Mittel bald wieder soweit gebracht, daß sie allgemach ihren Zustand fühlte. Als sie nun mit dem rückkehrenden Bewußtseyn inne wurde, daß sie sich an einem fremden Orte befand, ohne zu wissen, wie sie hergekommen, unter einem Volke, das eine Sprache redete, die sie niemals gehört, unter Menschen also, bei denen sie nach indischen Begriffen weder auf Theilnahme, noch Hülfe rechnen durfte, als sie merkte, daß sie weit, weit von ihren geliebten Kindern weg war, als sie weit und breit kein Mittel sah, den Weg zu ihnen zurückzufinden — dann, erst dann gab sich das Mutterherz der äußersten Verzweiflung hin; von Stunde an sprach sie kein Wort, rührte sich nicht, wies hartnäckig alle Nahrung von sich — und starb.

Der Bootsmann auf dem Flusse Atabapo läßt sein Ruder sinken und seufzt, wenn er am Felsen der Mutter vorüberfährt. Er weist ihn dem Reisenden, und sein Auge wird feucht, wenn er ihm die Leiden und das Ende der Armen erzählt. Einst, wenn in dieser Einöde Kultur, Macht, Intelligenz ihre Throne aufgeschlagen haben, wenn die pfadlose Wildniß, durch welche sich die arme Guahiba in ihrem Jammer Bahn brach, mit volkreichen Städten, lachenden Gärten, fetten Weiden und wogenden Saaten bedeckt ist, dann steht noch jener schwarze Felsen drohend über dem Strome; seinen Namen, und was sich daran knüpft, wird die Sage fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, und wenn die Pyramiden, diese gewaltigen und eiteln Denkmale des menschlichen Hochmuths, von der Erde verschwunden sind, bleibt er noch aufrecht, und bewahrt bis an's Ende der Tage das Andenken der indischen Mutter.

Lieder von Karl Mayer.

Mein Glück.

Mein Glück taucht aus dem Traum
Der Hoffnung, finster, todt,
Wie dieser schwarze Baum
Aus spätem Abendroth.

Der Verlassene.

Schon ist das Taglicht auf der Flucht
Aus dieser wilden Wälderschlucht;
Ich, der Verlass'ne, will hier dauern
Und Freundschaft bieten Nacht und Schauern.

Beruhigung.

Der Liebe rings vermehrter Kuß,
Der Kirchen hehrer Glockengruß
Versagen mir nicht alten Trost,
Wenn sich mein Geist darob erbost,
Daß die Natur in Urgestalten,
Urlauten aufgehört zu walten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Hätte auch Hauser diese Stelle gewählt, und dabei den Vorsatz gehabt, nur eine leichte Wunde sich beizubringen, so würde doch nicht ein solcher Wundkanal und eine so tiefe, so viele Theile verletzende Wunde haben entstehen können; es ist auch hier wieder zuweilen behauptet worden, daß, als Hauser die äußeren Bedeckungen durchstochen hatte, das Messer gleichsam gegen seinen Willen fortglitt, und in der Brusthöhle, wo es auf keine Hindernisse stieß, tiefer drang, als Hauser wollte; allein wir haben schon oben den Irrthum dieser Meinung nachgewiesen; denn nur durch einen kräftigen, von einem entschiedenen, auf die Bewirkung einer so tiefen Wunde gerichteten Willen geleiteten Stoß konnte eine solche gleichförmige und so tief eindringende Wunde bewirkt werden. Hatte Hauser nur die Absicht, sich eine leichte Brustwunde beizubringen, so mußte schon bei dem Eindringen des Instruments in die Brusthöhle, bei dem Durchstoßen der vielen Muskeln, noch mehr bei dem Durchbohren der Spitze des Herzens, das heftige Schmerzgefühl seinen Willen aufhalten, seine Kraft lähmen und seiner Hand, die dann zucken mußte, eine unsichere Richtung geben. Nur durch einen fortdauernden Willen wurde es möglich, daß das Instrument noch weiter drang und das Zwerchfell verletzte; war Hauser nicht zu sterben entschlossen, sollte vielmehr nur eine leichte Wunde beigebracht werden, so würde er jezt schnell das Werkzeug zurückgezogen haben, und dennoch finden wir noch eine tiefer gehende Wunde, und zwar selbst eine Verletzung des Magens, was nur denkbar ist, wenn derjenige, welcher das verletzende Werkzeug führte, mit gleicher Entschlossenheit von dem ersten Eindringen des Werkzeugs an bis zur lezten Verletzung den Willen hatte, die Verletzung zu bewirken. Am wichtigsten wird es hier aber, auf die psychologischen Momente aufmerksam zu machen. Nimmt man nämlich an, daß Hauser nicht sich selbst tödten, sondern nur zum Zwecke, Aufsehen zu erwecken, eine leichte Wunde sich beibringen wollte, so mußte sein Seelenzustand, als er erfuhr, daß die Verletzung gegen seine Absicht lebensgefährlich sey, und insbesondere, als er sah, daß er rettungslos verloren sey, ein ganz anderer seyn, als wir ihn bei Hauser während seiner Krankheit bemerken. Ein tiefer Schmerz über den unerwarteten Ausgang seiner Handlung mußte sich nun der Seele Hausers bemächtigen. Das, wenn man Hauser als Betrüger sich denkt, angeblich mühsam aufgebaute Gebäude der Täuschungen, durch welche er das Interesse der Menschen zu gewinnen suchte, drohte nun auf einmal zusammenzustürzen; Hauser sollte eine Welt verlassen, die ihm so lieb war — er, der furchtsame, insbesondere von seltener Todesfurcht erfüllte Jüngling sollte in der Blüthe der Jahre sterben; und die nie schweigende Stimme des Gewissens warf ihm vor, daß er selbst diesen Tod verursacht habe, und daß er, beladen mit der Sünde des Selbstmords, beladen mit den Verbrechen eines lang fortgesetzten Betrugs, plötzlich den Schauplatz seines Wirkens verlassen müsse. Gefühle dieser Art wären geeignet gewesen, eine Verzweiflung seiner Seele herbeizuführen und ihn entweder zu Ausdrüchen dieses Seelenzustandes oder selbst zu einem Geständnisse seiner Verbrechen zu bewegen, weil in dem Momente des nahenden Todes, wo die Lüge schwindet, und der Verstand keine Hoffnung sieht, durch sein Lügensystem etwas zu gewinnen, die Wahrheit mit voller Stärke ihre Rechte geltend macht.

Vergebens würde man in dem Benehmen Hausers auf seinem Kranken- und Sterbebette Aeußerungen suchen, welche den Glauben begründeten, daß Hausers Gemüth durch die eben geschilderten Vorstellungen gefoltert wurde. Es ist zwar richtig, daß er am ersten Tage noch mit der Hoffnung sich tröstete, wieder hergestellt zu werden; allein am Tage, wo sein Tod erfolgte, war ihm das Herannahen seines Endes zur traurigen Gewißheit geworden. Vergleicht man das durch den Geistlichen, der bei seinem Tode gegenwärtig war, Fuhrmann (in seiner Schrift: Kaspar Hauser, beobachtet in der lezten Zeit seines Lebens, Ansbach 1834, S. 64), bezeugte Benehmen Hausers, so war es das eines Menschen, der ohne Gewissensbisse die Welt verläßt. Nirgends ist eine Spur von Verzweiflung. Es ist eine weiche Seelenstimmung, in welcher Hauser bis zum Tode war, und Heidenreich bezeugt in seiner Schrift, S. 29, daß zu den lezten Worten Hausers auch die gehörten: Warum sollte ich Zorn oder Groll hegen, da mir Niemand etwas gethan hat? Diese Worte bezeichnen das versöhnliche, weich gestimmte, von keiner heftigen Bewegung bestürmte Gemüth Hausers, und wenn man zuweilen diese Worte eben als einen Beweis des Selbstmords und gleichsam als ein stillschweigendes Geständniß anführen hört, daß Niemand Hand an Hausers Leben gelegt habe, so entfernt man sich offenbar von allen Regeln einer unbefangenen, natürlichen Auslegung, und vergißt, daß in dem Augenblicke, als Hauser jene Worte sprach, die Fülle von Wohlthaten, welche so viele Menschen ihm im Leben erwiesen, vor seiner Seele stand und sein Dankgefühl erweckte, während er nicht ausdrücken konnte, daß er gegen eine bestimmte Person, nämlich gegen seinen Mörder, Haß fühlte, weil er ja die Person nicht kannte. Ohnehin ist es auch bekannt, daß gerade bei Personen, welche schwer von andern verwundet wurden, in den lezten Stunden, wo eine edlere Stimmung sich des Gemüths bemächtigt, Aeußerungen der Verzeihung für den Mörder vorkommen. — Es bliebe nun nichts übrig, als anzunehmen, daß Hauser sich selbst habe tödten wollen; allein da jede Handlung aus einem Motive hervorgehen muß, so müßten auch hier Motive des Selbstmords nachzuweisen seyn. Entweder müßte der Grund des Selbstmords in einer Seelenstörung Hausers oder in der Verzweiflung, welche auf dieser Welt nichts zu gewinnen und nur durch den Tod unerträglichen Leiden entgehen zu können hoffen konnte, oder in dem Wunsche gelegen seyn, durch den Selbstmord ein Mittel zur Erreichung eigennütziger oder ehrsüchtiger Plane zu gewinnen. Die unpartheiische Würdigung der vorliegenden Umstände berechtigt nicht, irgend eines dieser Motive anzunehmen. Es findet sich nicht die entfernteste Spur einer Seelenstörung, welche Hauser zu dem Gedanken an den Selbstmord treiben konnte; Hauser war ein lebensfroher Jüngling, in dessen Seele kein melancholischer Gedanke aufstieg, vorzüglich beweiset noch ein, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebener Brief, wie sehr er sich vor dem Tode fürchtete, indem er selbst Wasserfahrten nicht zu lieben erklärt, weil Gefahr dabei sey, zu ertrinken. In dem nämlichen Briefe erklärte noch Hauser, wie wenig er Soldat werden möchte, weil man als Soldat im Kriege erschossen zu werden fürchten müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. September 1834.

— Laßt uns eilen, zu feiern das Herbstfest.
Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz. —
Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug seyn,
Aber die größere Lust sparen dem Enkel wir auf.

Hölderlin.

Der Herbst und die Naturforscher.

Ihr fragt, warum die Sonn' erschien
Auf einem goldner'n Wagen,
Und sich den Wolkenhermelin
Der Herbst nicht umgeschlagen?

Nicht hat vergessen die Natur,
Daß ihre Freunde kommen;
Sie hat ihr Festkleid von Azur
Längst freudig umgenommen.

Durch unsre Gärten wogt ein Licht
Mit überird'schen Flügeln,
Und ein geheimes Feuer bricht
Aus unsern Rebenhügeln.

Die Traube dieses Jahres quoll
Zum Ruhm der Wissenschaften,
Und unsrer Gäste Name soll
An diesem Weine haften.

Wenn er als Jüngling gährend braust,
Geschieht's zu ihrem Preise,
Und wenn als Mann im Keller haust,
Und wenn als Greis labt Greise.

Ja, bricht des Lebens Nacht herein,
Wird unsre Hütte morscher:
So schenkt uns noch ein Enkel ein
Vom starken Wein der Forscher.

Doch in den Gästen wird er erst
Gelangen ganz zu Ehren,
Und sich in ihrem Dienst zumehrst
Zum Zauberwein verklären.

Dort wirkt er mit Erweckungen
Lang als Gedankenzunder,
Dort schafft er in Entdeckungen
Gar manches neue Wunder.

Doch jetzo seht ihn schlummerstill
Noch hinter Blättern träumen,
Und wer den Knaben küssen will,
Der thu' es ohne Säumen.

Jetzt reicht er nur noch zarte Kost
Für unsrer Gäste Frauen;
Inzwischen soll vom alten Most
Das Herz der Männer thauen!

G. Schwab.

Digitized by Google

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Ein Bekannter von mir hatte einen Dachshund, den er manchmal anband. Häufig vermißte er das Halsband und sah endlich, wie das Thier dasselbe im Maul davontrug, um es zu verstecken. Doch dies ist bei weitem nicht so auffallend, als was ich an einem Büffel auf der Zoological Farm in Kingston-Hill beobachtet habe und hier gelegentlich anführen will. Dieses Thier ist ungewöhnlich wild; es war ihm daher, um es im Nothfall bändigen zu können, ein starker eiserner Ring, an dem eine etwa zwei Fuß lange Kette hängt, durch den Nasenknorpel gezogen worden; am andern Ende der Kette befindet sich ein zweiter Ring, von drei bis vier Zoll im Durchmesser. Beim Grasen mußte der Büffel auf den Ring getreten und, als er mit dem Kopf herauffuhr, ihm die Zerrung sehr wehe gethan haben. Um dies zu vermeiden, war er so klug, das Horn durch den untern Ring zu stecken. Ich sah ihn diese Operation ganz bedachtsam vornehmen: er legte den Kopf auf eine Seite, schob das Horn durch den Ring und schüttelte dann den Kopf, bis der Ring unten am Horn festsaß.

Höchst auffallend sind die Instinkte, welche manche Hunde von ihren Eltern erben. Einer der schönen Hetzhunde im Richmond-Park packt das Wild, wenn es sich stellt, statt, wie gewöhnlich diese Hunde thun, bei den Ohren oder am Genick, immer an der Stirnhaut zwischen dem Geweih, ein Ort, wo es nicht nur schwer zu fassen, sondern der auch für den Hund selbst gefährlich ist. Als man einen Abkömmling dieses besondern Hundes, der erst neun bis zehn Monat alt war, zum erstenmal auf ein Stück Wild losließ, packte er, als das Thier sich gegen ihn wandte, dasselbe ganz so wie seine Mutter und behielt diese Manier auch fortwährend bei.

Der Instinkt, mittelst dessen sehr viele Thiere oft Hunderte von Meilen weit den Rückweg zum Orte finden, von dem sie ausgegangen sind, ist einer der interessantesten Punkte in der Naturgeschichte. Daß der Grund nicht im Geruch allein liegt, ist wohl unleugbar, und schon der oben angeführte Fall vom chinesischen Hund kann als ein Beweis dafür gelten. Gall erzählt die Geschichte eines Hundes, der von Wien nach England gebracht worden war, weglief, in den Hafen kam, sich auf ein Schiff schlich und wirklich in Wien anlangte. Es muß hiebei ein besonderer Sinn in's Spiel kommen, von dem wir aber rein nichts wissen. So gut als Zugvögeln und manchen Säugethieren, kommt indessen auch den Wilden die Eigenschaft zu, von einem Punkte zum andern auf sehr große Entfernung in gerader Linie den Weg zu finden. Von einem Mann, der mehrere Jahre in Australien zubrachte, weiß ich, daß er einmal auf einer Reise in's Innere des Landes verirrte und nimmermehr den Rückweg gefunden hätte ohne einen Eingebornen, der bei ihm war. Dieser, der sich sein Lebenlang nicht über 15 — 20 Meilen von seinem eigenen Wohnort entfernt hatte, und zwar aus Furcht vor feindlichen Stämmen, mit denen der seinige in ewigem Krieg lebte, führte ihn in schnurgerader Linie über hundert Meilen weit zu dem Punkt, wohin er wollte. Er hätte dies wohl eben so gut blind bewerkstelligen können, denn er schritt vollkommen sicher vorwärts, ob die Sonne schien oder nicht. Der Mann versicherte mich, dieser Wilde habe nicht etwa nach der Rinde der Bäume oder dergleichen gesehen, es sey sichtbar reiner Instinkt gewesen, wie bei der Brieftaube.

Die Schwalbe.

„Die Schwalde," sagt Sir Humphrey Davy, „ist einer meiner Lieblingsvögel, und eine Nebenbuhlerin der Nachtigall, denn jene ergötzt mein Auge so sehr als diese mein Ohr. Sie ist der lustige Prophet des Jahrs, der Vorbote der besten Jahreszeit, ihr Leben ist ein Leben der Lust in der vollen Pracht der Natur, denn vom Winter weiß sie nichts und vertauscht die grünen Matten Englands mit Italiens Myrrthen und Orangen und Afrikas Palmen; an einer Wildbahn gebricht es ihr nie und sie ist stets eines guten Fangs gewiß. Sogar die Wesen, die ihr zur Beute dienen, sind poetisch, schön und schnell vergänglich. Die Ephemeren werden durch sie eines langsamen, elenden Todes am Abend überhoben, werden hingerafft, da sie nur erst die Freude gekostet. Sie ist der unermüdliche Insektenvertilger, der Freund des Menschen, und sollte uns ein heiliger Vogel seyn. Der Instinkt, der sie lehrt, wann und wohin sie ziehen soll, fließt aus göttlicher Quelle, und sie ist eines der Orakel der Natur, durch welche Ehrfurcht gebietend und vernehmlich die allgegenwärtige Gottheit spricht."

Die Schaaren der Schwalben zeigen sich im Frühjahr eben so bald mitten im Lande als an den Meeresküsten, ein Umstand, auf welchen White, der hartnäckige Vertheidiger der Ansicht, daß sich die Schwalben Winters bei uns verstecken, sich vornehmlich stützt. Sie fliegen aber so rasch und ohne Zweifel in so gerader Linie, daß bei der Kleinheit der großbritannischen Inseln der Unterschied in der Zeit ihres Erscheinens an verschiedenen Punkten unbedeutend seyn muß. — Wenn sich die Schwalben zur Wanderschaft anschicken, so schwingen sie sich, meiner Beobachtung nach, zwei-, dreimal hoch in die Luft und lassen sich dann immer wieder am

Digitized by Google

Thränfurer nieder. Wollen sie endlich ernstlich abziehen, so beschreiben sie Kreise in der Luft, höher und immer höher, bis sie verschwinden und nur wenige Nachzügler zurücklassen. Ein Mann, der sich viel mit Beobachtung des interessanten Vogels abgibt, versicherte mich, allen Ernstes, die Schwalben legen, bevor sie wandern, in einer Höhlung, die sich unter jedem Flügel befinde, ein kleines Magazin von Fliegen an, und diese werden daselbst vermittelst derselben Leims festgehalten, womit sie die Materialien beim Nestbau aufmauern. Diese Fliegen wären ihre Zehrung auf der langen Wanderschaft. — White bleibt dabei, es wahrscheinlich zu finden, daß die Hausschwalben sich bei uns in Kirchen, Ruinen, Klippen, Sandbänken, Seen oder Sümpfen verstecken, wo sie den Winter im Zustande von Erstarrung zubringen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie wirklich wandern, und zwar nicht nur im selben Lande von einem Ort zum andern, sondern z. B. über den Meerbusen von Bengalen, wo schon Schiffe im buchstäblichen Sinn von ihnen bedeckt worden sind; der Kapitän eines Ostindienfahrers versicherte mich, er habe einmal seine Kajüte, deren Fenster offen gestanden, ganz voll von Schwalben gefunden. Zu der Auswanderung aus England scheinen sie indessen nicht sowohl durch die Kälte veranlaßt zu werden, weil wir im Frühling bei Frost und Schnee ihrer manche sehen, als vielmehr durch Mangel an Nahrung. Im kalten Herbst 1829 trat harter Frost ein, bevor die Schwalben abzogen; statt auszuziehen, sah man sie da, wie die Bienen, unter den Dächern der Häuser sich aneinander hängen, wobei sie die Flügel ausbreiteten und übereinander schoben. White bemerkt, daß man im Frühjahr einzelne Schwalben sehe, lange bevor der Schwarm anlangt; daraus kann aber wohl nichts geschlossen werden, denn dasselbe ist bei allen Wandervögeln, bei der Schnepfe, bei der Nachtigall u. s. w., der Fall.

Nichts lieblicher, als das Zwitschern der nie ruhenden Mauerschwalbe an einem schönen Sommerabend, nichts angenehmer, als ihrem Fluge zuzusehen, ihren mannichfachen Schwenkungen, und wir keck sie an einem vorüberstreift, im Vertrauen auf die Kraft ihrer Schwingen und den reißend schnellen Flug. Nichts bewundernswürdiger, als ihre raschen Wirbel und ihr lang ausdauernder Flug, wenn sie sich bald unter einem Brückenpfeiler durchschwingt, bald um ein Gebäude in der Nähe ihre Kreise zieht, und lärmend ihr Lied dazu singt. Man glaubt, es sey dies die Serenade, welche das Männchen dem brütenden Weibchen bringt, und dem ist wohl auch so. So oft der Vogel am Nest vorüberkommt, hört man sein Gezwitscher, und ich habe beobachtet, daß dann auch jedesmal sein Flug langsamer wird. Die Mauerschwalbe ist wohl rastloser im Flug, als irgend ein anderer Vogel, denn sie setzt sich in den langen Tagen nicht eher zur Ruhe, als etwas vor neun Uhr; just um diese Zeit ist ihr Gezwitscher am lautesten, und sie schießen mit wunderbarer Schnelligkeit umher. Sie sind in den längsten Tagen wenigstens siebzehn Stunden im Flug begriffen. Ausnehmend zierlich ist die Art, wie dieser mein Liebling im Flug die Oberfläche des Wassers streift. Warum sie dies thun, kann ich nicht sagen: ohne Zweifel schlürfen sie zuweilen von dem Element, über dem sie schweben, oder pflücken Materialien zum Nestbau auf. Die gemeine Schwalbe fängt, wie die Mauerschwalbe, Sommers von Morgens drei bis Abends neun Uhr Fliegen, jene aber läßt sich zuweilen nieder, um auszuruhen, was diese nicht thut.

Die Schwalben scheinen Beleidigungen im Gedächtniß zu behalten und dafür bei Gelegenheit Rache zu nehmen. Ein Schwalbenpaar baute diesen Sommer sein Nest unter einem Dache; kaum war es fertig, so wurden sie von Sperlingen, trotz ihres heftigen Widerstands, und obgleich ihnen Succurs von andern Schwalben zukam, hinausgetrieben. Die Sperlinge blieben im ruhigen Besitze des Nestes, bis die Alten einmal zusammen nach Futter für die Jungen ausflogen. Kaum waren sie weg, so kamen mehrere Schwalben herbei, zerstörten das Nest, und ich sah die jungen Sperlinge todt am Boden liegen. Sogleich machten sich die Schwalben daran, es wieder zu bauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Beschluß.)

Kaspar Hauser.

Wäre in Hausers Seele an dem 14ten December, nämlich an dem Tage der Verwundung, der Gedanke an Selbstmord festgewurzelt gewesen, so würde sein Benehmen an jenem Tage ein gewisses dumpfes Hinbrüten, eine Zerstreuung oder eine trübe, finstere Stimmung ausgedrückt haben. Vergleicht man aber das Zeugniß Fuhrmanns (in der oben angeführten Schrift S. 52), der am 14ten December Hauser genau zu beobachten Gelegenheit hatte, so erfährt man, daß Hauser mit gewohnter Unbefangenheit und Aufmerksamkeit der Religionsstunde beiwohnte, daß er am Nachmittag Pappearbeiten für Fuhrmann machte, sich erbot, am andern Tage wiederzukommen und die Arbeiten für ihn fortzusetzen, und Alles dies mit einer Unbefangenheit, die beweist, daß seine Seele nicht mit Todesgedanken beschäftigt war. Ebensowenig als Seelenstörung kann die Verzweiflung Hauser Gedanken des Selbstmords eingeflößt haben. Weder unerträgliche körperliche Leiden, noch Familienunglück, noch

die Noth konnten bei ihm wirken. Für die sichere, sorgenfreie Existenz Hausers war gesorgt. Lord Stanhope erfüllte gewissenhafe seine Verpflichtungen, und die Zukunft lag heiter vor Hausers Blicken. Man hat nicht selten die Absicht des Selbstmords dadurch erklären zu können geglaubt, daß Hauser immer mehr fühlen mußte, daß das Vertrauen der Menschen zu ihm schwand, und daß man ihn selbst für einen Betrüger zu halten geneigt war; allein auch diese Erklärungsweise ist grundlos; denn in jenen Kreisen, in welchen Hauser lebte, zeigte nichts, daß die Menschen, die ihm wohl wollten, ihr Vertrauen zu ihm verloren hätten; Hauser fand überall Theilnahme und Freundlichkeit, und die Männer, in deren Kreise er am häufigsten sich befand, hatten die Schonung, ihm nicht jede Klatscherei oder jede Hypothese, welche ihn zum Betrüger stempeln wollte, mitzutheilen. Ohnehin hatten Merkers Schriften, so scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen, vorzüglich auch gegen Feuerbachs Schrift, sie enthielten, doch nicht die Billigung des streng prüfenden Juristen gewinnen können; man fühlte, so wie man Feuerbachs Darstellungen nicht von einem romanhaften Charakter freisprechen konnte, daß Merker ebenfalls häufig einseitig war, und nur zu oft von einer gewissen, bei dem mie polizeilichen Untersuchungen vorzüglich beschäftigten Beamten oft vorkommenden Neigung, überall Betrug und Bosheit der Menschen zu finden, sich leiten ließ. Das Benehmen der Einwohner Anspachs war nicht geeignet, in Hauser den Entschluß zu erzeugen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil er das Vertrauen der Menschen verscherzt hätte. Ohnehin würde bei dieser Erklärungsweise erst die Voraussetzung, worauf sie beruht, nämlich daß Hauser ein Betrüger war, zu erweisen seyn, und so müßte man endlich, wenn man die Absicht Hausers, sich selbst zu tödten, selbst habe tödten wollen, um auf eine höchst interessante, die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmende Weise dem Romane, den er spielte, die Krone aufzusetzen, der Welt vorzuspiegeln, daß diejenigen, welche ihn im Leben verfolgten, ihre Verfolgungswuth durch die Ermordung Hausers sättigten und die Entdeckung ihrer Verbrechen zu hindern suchten, und so allgemein bedauert die Welt zu verlassen. Eine solche Absicht aber forderte eine Charakterfestigkeit, eine Kraft, die dem Tode kühn entgegen sah und um jeden Preis den vorgesetzten Zweck zu erreichen entschlossen war, oder eine Schwärmerei, welche bis zu dem Grade gekommen war, auf welchem selbst die Aufopferung des eigenen Lebens demjenigen unbedeutend erscheint, der in schwärmerischer Aufregung sein Ziel verfolgen will. Weder jene Charakterfestigkeit und Todesverachtung, noch diese schwärmerische Stimmung findet sich in Hausers Charakter, und so kommt man nur zu dem Ausspruche: daß es zwar nicht unmöglich erscheint, daß Hauser sich selbst die Wunden beibrachte, an welchen er starb, daß aber dies sehr unwahrscheinlich ist und mit den Nebenumständen der That, mit Hausers Charakter und den Motiven im Widerspruch steht. Zwar fehlt es nicht an Nebenumständen, welche auch große Zweifel dagegen, daß Hauser durch fremde Gewaltthat ermordet wurde, zu begründen scheinen. Es ist nicht einzusehen, warum der Mörder den mystischen Zettel und einen Beutel zurückgelassen und so einer Gefahr der Entdeckung durch Hülfe dieser Gegenstände sich ausgesetzt haben soll; es ist der Ort, an welchem die Ermordung geschehen seyn soll, ein Ort, an welchen aus den benachbarten Häusern Leute sehen und Vorübergehende so leicht das Verbrechen entdecken konnten, so ungeschickt gewählt, daß man dies kaum einem entschlossenen Mörder zutrauen kann; es ist auffallend, daß man im Schnee nur die Fußtritte einer Person, die hin- und herging, und gar keine Fußtritte gegen den artesischen Brunnen zu oder gegen den Ausgang des Gartens fand; es erweckt großes Bedenken, daß Frau Meyer (die Frau seines Pflegevaters) äußerte, daß der Zettel in dem Beutel ähnlich so zusammengelegt war, wie Hauser seine Briefe zusammenzulegen pflegte; allein alle diese Umstände vermehren zwar das Räthselhafte des Todes Hausers, der vorsichtig Prüfende aber hütet sich vor einem vorschnellen Urtheile, weil manche dieser Umstände ihr Gewicht verlieren, wenn man sich einen recht schamlosen Mörder denkt, der die Gelegenheit zur Flucht wohl berechnet hatte, und durch den Zettel die Personen, welche für Hauser sich interessirten, zu verhöhnen sich vornahm. In Bezug auf die Fußtritte ist nicht zu vergessen, daß dieser Umstand nur durch einen Polizeidiener hergestellt ist, der nur bei Gelegenheit einer andern ihm aufgetragenen Beobachtung auch die Fußtritte bemerkt haben will, und das Zeugniß der Frau Meyer ist doch nur eine Aussage über eine Meinung. Will man annehmen, daß Hauser sich selbst gemordet habe, so stößt man nicht weniger auf Nebenumstände, welche sich schwer mit dieser Ansicht vereinigen lassen; denn auffallend bleibt es, woher Hauser das Mordwerkzeug genommen haben soll. Die Meinung, daß das Instrument ein Buchbindermesser war, das Hauser bei seinen Papparbeiten brauchte, ist grundlos; denn mit einem solchen biegsamen und vorne abgerundeten Messer ließ sich die Wunde nicht hervorbringen, da nach dem Verlaufe des Wundkanals und wenn man die Breite der äußern Wunde mit der der Wunden im Herzen und Magen vergleicht, nur ein spitziges Werkzeug die Wunden beibringen konnte. Nicht weniger räthselhaft bleibt es, warum das Instrument nicht mehr gefunden wurde. — Genug, die bisher bekannt gewordenen Umstände werden jeden vorurtheilsfreien Juristen zu der Ueberzeugung bringen, daß die Art, wie Hauser aus der Welt verschwand, keine Wahrscheinlichkeit begründet, daß er selbst die Wunden, an welchen er starb, sich beibrachte, und daß daher sein Tod nicht als ein neuer Wahrscheinlichkeitsgrund dafür dienen kann, daß Hauser ein Betrüger war.

Auflösung des Räthsels in Nr. 226:

Naturforscher.

Räthsel.

Ein Abhang hängt frei in die Luft hinaus,
Der Erde zu wächst Alles, was er trägt,
Oft starrt sein Wuchs, doch nie erzeugt er Holz;
Sein unbeschnittner Wald erregt wohl Graus,
Gefallen findet, wer ihn zierlich hege.
Sein junger Anflug mache den Eigner stolz.

Ein Mancher hat ihn englisch angelegt,
Ein Andrer rottet seine Wurzeln aus,
Ein Dritter mäht ihn ab, ihn kahl zu schau'n;
Doch treibt er neue Sprossen ungepflegt,
Bald hell, bald dunkel, nach der Art des Gau's,
Kahl bleibt er aber im Besitz der Frau'n.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. September 1834.

Bringst du die Natur heran,
Daß sie jeder nutzen kann,
Falsches hast du nicht ersonnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

Goethe.

Ueber den Erdmagnetismus.

Ein Vortrag, gehalten in der zwölften Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart von Professor Marx aus Braunschweig.

Wenn auffallende und die Sinne mächtig ergreifende Naturereignisse den Menschengeist am lebhaftesten auffordern, ihren Bedingungen und Gesetzen nachzuforschen, so sind jene stilleren Vorgänge des allgemeinen Lebens, welche in scheinbarer Regellosigkeit eine geheime innere Wiederkehr und Gesetzlichkeit bewahren, nicht minder geeignet, das Nachdenken würdig zu beschäftigen, und oft führt die beharrliche Verfolgung ihrer halbverhüllten Spuren zu den fruchtbarsten Resultaten. Hierher ist nun ganz besonders der Erdmagnetismus zu rechnen, mit welchem Namen man die Gesammtheit der Einwirkungen begreift, welche die Erdmasse auf alle magnetischen oder des Magnetismus fähigen Körper ausübt, und welche je nach der Lage, Richtung und Stärke der tellurischen Kräfte ein verschiedenes Verhalten zeigen. Einzelne Aeußerungen derselben sind längst bekannt, und was Schifffahrt und Markscheidekunst der Kenntniß des Kompasses und der Bussole verdanken, bedarf kaum einer weitern Erinnerung. Aber die Beobachtungen der neueren Zeit haben gelehrt, daß die frei schwebende Magnetnadel mehr sey, als ein Wegweiser für den Reisenden oder Feldmesser, daß sie dem Kundigen eine Menge von Verhältnissen, welche mit der geographischen Lage, dem Laufe der Sonne, dem Wechsel der Jahreszeiten zusammenhängen, enthülle, daß sie, mit Einem Worte, ein „klimatisches Instrument“ sey. *)

Außerdem jedoch, daß sie nach der lokalen Beschaffenheit einer Gegend sich richtet, sind ihre Anzeigen auch Verkündiger von umfassenden, allgemein verbreiteten Einflüssen. „Die magnetischen Erscheinungen des Erdkörpers sind große, auf dem ganzen Planeten gleichzeitig eintretende Veränderungen“, **) dieses ist der Ausspruch eines der thätigsten und geistvollsten Forscher in diesem Gebiet, Alexanders v. Humboldt. Seinen rastlosen Bemühungen ist es auch gelungen, zu bewirken, daß zur Beobachtung jener Veränderungen von Stunde zu Stunde Observatorien mit vorzüglichen Instrumenten zu Berlin, Freiberg, Petersburg, Kasan und Irkutzk angelegt wurden.

*) Moser in Poggendorfs Annal. d. Phys. 1835, H. 6, S. 295: „Da wir gezeigt, daß die Abweichung der Nadel ganz allein von den störenden Ursachen der ungleichen Wärmevertheilung herrührt und, wo diese sich das Gleichgewicht halten, die Nadel genau von Norden nach Süden zeigt, so ist damit bewiesen, daß die Richtung der magnetischen Kraft der Erde diejenige ihrer Axe ist.“

**) In Poggend. Annal. d. Phys. 1829, 3, S. 520.

Digitized by Google

Bei dem großen Interesse, das jezt Untersuchungen dieser Art allerwärts erwecken, ist es nur zu verwundern, daß die schöne Arbeit eines würtembergischen Physikers fast ganz unbeachtet und unbenuzt blieb. Dieser treffliche Mann, Professor Schübler in Tübingen, ist im Laufe der lezten Wochen gestorben, zum großen Verluste für das Vaterland und die Wissenschaft. Schon vor vierzehn Jahren machte derselbe eine große Reihe von Beobachtungen über den täglichen Gang der Magnetnadel und über ihren Zusammenhang mit den übrigen atmosphärischen Erscheinungen bekannt, und sowohl die von ihm vor einem Jahr gelieferten Nachträge, als die Vergleichung mit den Angaben anderer Beobachter bestätigen auf das Schönste die von ihm gewonnenen Ergebnisse. *) Dieses verdient um so mehr Anerkennung, als das von ihm dabei gebrauchte sehr einfache Instrument keine große Schärfe gestattete. Von der andern Seite sind die auf den genannten Observatorien angewandten, von Gambey verfertigten Werkzeuge viel zu kostbar und zusammengesezt, als daß eine allgemeinere Benuzung derselben zu erwarten wäre. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß alle bisherigen derartigen, auch noch so vollkommenen Instrumente nur für vereinzelte und beschränkte Zwecke bestimmt und ausreichend waren. Wie wünschenswerth erscheint es nun, in den Besiz von Hülfsmitteln zu gelangen, welche Jedem ohne Aufwand zugänglich sind, welche Leichtigkeit und Sicherheit der Behandlung mit größester Genauigkeit der Angaben vereinigen, und welche zugleich erlauben, den ganzen Kreis der erdmagnetischen Erscheinungen experimentirend und beobachtend durchzuwandeln.

In diesen Besiz sind wir nun durch die neulichen unschäzbaren Untersuchungen und Entdeckungen des Herrn Hofrath Gauß in Göttingen gekommen. Da ich seit mehreren Jahren durch die Güte desselben in Stand gesezt war, Zeuge der Anfänge und Fortschritte dieser so erfolgreichen Bemühungen zu seyn, da ich die hieraus hervorgegangenen Apparate auch für meinen Wohnort eingerichtet und dort schon längere Zeit beobachtet habe, so glaube ich nicht unvorbereitet zu seyn, hier vor dieser hochachtbaren Versammlung darüber mit Wenigem zu berichten. Vielleicht daß hierdurch die Kenntniß und Anwendung dieses neuen Verfahrens auch in einem weitern Kreis verbreitet wird, um so mehr, als jeder Freund der Natur, auch wer nicht Physiker vom Fache ist, sich gar leicht mit demselben vertraut machen und es in Ausübung bringen kann.

Was bei allen magnetischen Versuchen so störend und hindernd ist, die unmittelbare Nähe des Beobachters selbst, das wird bei der neuen Anordnung ganz vermieden, und hieran knüpft sich eine Reihe der bedeutendsten Vortheile.

Um nun eine möglichst anschauliche Vorstellung von den Hauptpunkten dieser Methode zu geben, will ich die einzelnen wesentlichsten Stücke des Apparats und die Art ihrer Anwendung besonders aufführen. — Der wichtigste Theil ist die Magnetnadel, aber nicht, was man wohl sonst so nennt, dünne, leichte Nadeln; es sind Stäbe von bestgehärtetem Stahl, von 3, 4, 6, ja bis 25 Pfund, die auf das Stärkste durch den Doppelstrich magnetisirt sind. Diese werden ohne weitere Bearbeitung und Zurichtung in eine Art von Schiffchen gelegt und dieses an ungedrehten Seidenfäden aufgehangen. Zwanzig solcher feinen Fäden (wovon jeder einzelne wieder aus etwa sechs einfachen des Seidenwurm-Cocons zusammengesponnen ist) vermögen gut ein Pfund zu tragen und sie üben fast keine Torsion aus. Vorn an dem Stab ist ein gut gearbeiteter Glasspiegel in einem Rahmen befestigt, und daran befindliche Korrektionsschrauben dienen dazu, ihn genau senkrecht und quer auf die Längenrichtung des Stabs zu bringen. Man umgibt den aufgehängten Stab mit einem Gehäuse von Holz oder Pappe, das bloß eine Oeffnung für den Spiegel hat. Hiedurch wird der Einfluß von zufälligen Störungen, Luftströmungen u. s. w. abgehalten. Aber die große Schwere und starke Magnetisirung des Stabs bewirken schon an sich, daß seine Richtungstendenz von solchen äußern Zufälligkeiten nur wenig afficirt wird und daß die Einwirkung des Erdmagnetismus an ihm auf das Kräftigste und Entschiedenste hervortritt.

In einer je nach den Umständen größern oder kleinern Entfernung von 20 — 40 Fuß ist nun ein Fernrohr (am besten das eines Theodolithe) so aufgestellt, daß seine optische Are mit dem mittlern magnetischen Meridian zusammenfällt, was ohne große Mühe bewerkstelligt werden kann. Etwas unter ihm, senkrecht auf seine Are, ist ein auf hellem weißen Grund gezeichneter Maßstab (nach Linien oder Millimetern eingetheilt) so angebracht, daß, wenn das Fernrohr nach dem Spiegel gerichtet wird, man in demselben die eingetheilte Skale erblickt, und wenn der Stab oscillirt, die Skale scheinbar vor dem Auge des Beobachters rechts oder links vorüberwandelt.

Dieses sind die Haupttheile des ganzen Apparats, für dessen Einrichtung der eigene Gebrauch bald die noch erforderlichen kleinern Berichtigungen und Verschönerungen an die Hand gibt. Wie leicht, sicher und mannichfaltig ist aber dieser Gebrauch! Der Beobachter darf nur am Fadenkreuz oder Vertikalfaden im Brennpunkt des Okulars den numerirten Theilstrich der Skale festhalten, die er im Spiegel erblickt, und er hat damit alle Data, die zur feinsten Beobachtung nöthig sind.

*) Im Schweiggerschen Journal für Ch. und Phys. 1820. 4. und 1833. 2. p. 95.

Digitized by Google

Man hat nicht nöthig, zu warten, bis der Magnetstab etwa in Ruhe, in einer fixirten Lage ist; wenn man von den beiden Ausweichungen nach rechts und links die Mitte nimmt, so erhält man genau die der Ruhe entsprechende Richtung, und durch mehrfach wiederholte und gehörig kombinirte Beobachtungen kann man die Genauigkeit fast bis in's Unendliche treiben. Aus der gemessenen Entfernung des Maßstabs vom Spiegel lassen sich durch eine leichte Rechnung die Skalentheile in Bogentheile verwandeln und die Sicherheit der Angaben bis auf Bruchtheile von Sekunden erlangen und verbürgen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Aus der zuverläßigsten Quelle erzähle ich von der Schwalbe ein merkwürdiges Beispiel von Ueberlegung; Vernunft darf ich es doch nicht nennen. Ein Schwalbenpaar baute sein Nest oben an dem Gewölbe eines Kalkofens, da, wo sich drei Kamine daraus erheben. Während des Baus des Nestes war die Hitze an diesem Orte so groß, daß man die Hand kaum längere Zeit an das Gewölbe halten konnte; indessen war das Nest beinahe fertig, da zerbröckelte es von der Hitze und fiel herab. Ein zweites und ein drittes Nest wurden am selben Fleck gebaut und hatten dasselbe Schicksal. Das vierte endlich hielt vollkommen Stand, obgleich sich die Hitze lediglich nicht vermindert hatte, und in diesem Nest wurden die Jungen wirklich ausgebrütet und aufgezogen. Im folgenden Jahr ward am selben Ort und bei gleicher Hitze im Ofen ein anderes Nest gebaut, das dem Feuer gleichfalls widerstand; im dritten Jahr war es ebenso, im vierten kamen die Schwalben nicht wieder. Bedenkt man nun diese Umstände, so ergibt sich wohl ganz klar Folgendes: die Schwalben mußten sich nach einer Erd- oder Lehmart umgesehen haben, welche der Hitze widerstand, aber der Instinkt allein kann sie wohl schwerlich dazu getrieben haben, und sie mußten, als sie im zweiten und dritten Jahr wieder zum Ofen kamen, nicht nur den Umstand im Gedächtniß behalten haben, daß die Materialien, womit sie gewöhnlich ihre Nester bauen, nicht feuerfest sind, sie mußten sich auch noch erinnern, welche Lehmsorte hier erforderlich war und daß dieselbe in diesem besondern Fall zum Bau angewandt werden müsse. Wer Solches rein dem Instinkte zuschreibt, läßt, meine ich, dem Verstand, der Intelligenz dieser liebenswürdigen Vögel nicht Gerechtigkeit widerfahren. Ist es nicht Vernunft, was sie bei dergleichen leitet, so möchte es doch etwas seyn, was nahe mit ihr verwandt ist; wo aber diese Verwandtschaft ihren Anfang und ihr Ende nimmt, ist schwer zu sagen. — Noch erzähle ich eine hieher gehörige, gleichfalls durchaus beglaubigte Anekdote; ich habe zwar schon ähnliche Geschichten gehört, aber noch nie aus so guter Quelle. Ein Schwalbenpaar baute sein Nest zu Dublin am Fenster eines unbewohnten Hauses. Ein Sperling nahm Besitz davon, die Schwalben hingen sich oft daran und suchten in die Behausung zu dringen, welche sie sich mit so vieler Mühe gebaut; aber umsonst, der Sperling rührte sich nicht vom Flecke. Endlich ging den Schwalben die Geduld aus, sie flogen davon, kamen aber bald wieder mit einer Anzahl anderer Schwalben, jede eine Portion Lehm im Schnabel. Sie machten sich sogleich daran, das Loch zu verstopfen und mauerten den Eindringling förmlich ein. Bald darauf wurde das Nest abgenommen und verschiedenen Personen mit dem todten Sperling gezeigt. In diesem Falle mußten doch wohl die Vögel die Eigenschaft besitzen, ihres Gleichen ihre Wünsche, oder vielmehr ihre Klagen mitzutheilen, und ohne ihren Beistand wären sie unvermögend gewesen, das erlittene Unrecht zu rächen. Diese Geschichte mag Manchen fadelhaft und unwahrscheinlich vorkommen, aber ich für meine Person bin von dem Faktum so vollkommen überzeugt, als wenn ich es selbst mit angesehen hätte. Grotius nennt dergleichen Eigenschaften bei den Thieren extranea ratio, und die Schwalbe scheint sie wirklich in hohem Grade zu besitzen. — Kalm erzählt in seiner Reise in Amerika eine artige Geschichte von der Schwalbe, welche in dieses Kapitel einschlägt. Die Eier waren gelegt und das Weibchen im Brüten begriffen; nach einigen Tagen sah man das Männchen um das Nest herfliegen, sich zuweilen in der Nähe niedersetzen und einen klagenden Ton von sich geben. Man sah näher zu und fand das Weibchen todt im Nest. Man nahm es heraus, und jezt sezte sich das Männchen auf die Eier; aber nach etwa zwei Stunden mochte ihm das Geschäft zu lästig geworden seyn; es flog davon und kam Nachmittags mit einem andern Weibchen zurück, welches die Jungen ausbrütete und äzte, bis sie für sich selbst sorgen konnten.

Vor Kurzem erst habe ich noch einen besondern Zug in der Lebensweise der Schwalben zu beobachten Gelegenheit gehabt. Oft ergötze ich mich daran, ihre Schwärme über die Fläche der Themse hinstreichen zu sehen; aber noch nicht lange hörte ich einmal eine Schwalbe, ziemlich hoch in der Luft, zwei gellende Noten von sich geben, und sogleich darauf sah ich den ganzen Schwarm sich vom Wasser in die Luft schwingen, so daß sie fast verschwanden. Kurz darauf kamen sie wieder, schnappten, wie zuvor und am selben Platz, Fliegen und fuhren mit der Brust am Wasser hin. Waren jene Töne kein Warnungszeichen vor drohender Gefahr, so kann man

Digitized by Google

sie für ein Zeichen nehmen, daß sich irgendwo plötzlich Gelegenheit zu einem reichlichen Insektenschmaus gezeigt. Es war mir merkwürdig, wie plötzlich die Vögel diesem Ruf Folge leisten. Ich sprach davon mit einem Freunde, der auch ein großer Liebhaber der Naturgeschichte ist, und dieser erzählte mir, wie auch er Gelegenheit gehabt, die Wirkung jener zwei Noten auf einen Schwalbenschwarm zu beobachten. Sie saßen in Schaaren auf einem Dache; den Abend zuvor war es sehr kalt gewesen, und Morgens früh waren die Schwalben so starr, daß er mehrere an seinem Fenster mit den Händen greifen konnte. Indessen vernahm er die zwei gellenden Noten, und im Moment flogen alle zumal auf, beschrieben zwei, drei Kreise in der Luft und verschwanden. Ohne Zweifel war dies auch hier ein Zeichen, daß Futter bei der Hand sey; jedenfalls scheint mir so viel gewiß, daß sie in der Zeit vor der Wanderung, wo sie in Gesellschaft leben, einen Führer, eine Leitschwalbe haben. Ich empfehle diesen interessanten Punkt in der Lebensweise der Schwalben der Aufmerksamkeit der Beobachter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, September.

Besteigung des Puy de Dôme.

Nachdem uns, wie ich im vorigen Briefe erwähnt, der Regen, sehr gegen unsern Willen, mehrere Tage fast immer in den Mauern der Stadt gehalten hatte, überraschte uns eines Morgens der klare Himmel, indem er uns aufforderte, den lange gehegten Wunsch der Besteigung des Puy de Dôme auszuführen. Bald war unsere Gesellschaft versammelt und auf der Bergreise begriffen. In 1½ Stunden hatten wir das Hochplateau erreicht, auf welchem die Pyramide des Puy ruht. Hier befinden sich einige Häuser, la baraque genannt, wo sich die Straßen nach Bordeaux und Limoges theilen. Noch etwa eine halbe Stunde blieben wir auf der erstern, wandten uns dann rechts vom Wege ab und waren nun dicht am Fuß des majestätischen, in ruhiger Klarheit sich erhebenden Felsenkolosses. Hier schlugen wir auf dem grünen Rasenteppich am Rande eines Wäldchens unser Lager auf, um uns herum Pferde, Hunde, Wagen und Kabriolets, ein Schafhirt mit seiner Heerde, der, auf seinen Stab gestützt, mit der Limousine, einem groben, teppicharligen Mantel, mit Strohhut und hölzernen Sandalen bekleidet, voll Verwunderung die fremde Gesellschaft beschaute. Der frische, schöne Morgen stimmte zur Fröhlichkeit, und nach einem mit dem besten Appetit verzehrten Frühstück machten wir uns auf und fingen an den Puy zu ersteigen. Wir erreichten nach einer Stunde auf einem an der Westseite im Zickzack hinaufführenden Wege den Gipfel.

Im Osten erblickten wir tief unter uns die aneinander hängenden Städte Clermont und Montferrand, fast senkrecht sahen wir von der ungeheuern Höhe in die sie durchschneidenden Straßen hinab, weiterhin die unermeßliche Ebene der ganzen Limagne, mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Weinbergen und vielfarbigen Feldern und all ihrer üppigen, durch den vulkanischen Boden hervorgebrachten Vegetation; hell schimmerte das silberne Band des Allier in der grünen Fläche. Gegen Süden erhebt sich die Kette der Montsdor in bläulichen, schroffen Gipfeln, deren höchster Berg auch den Namen Montdor führt. Dieser, obwohl er, 1885 Meter hoch, die Schneelinie noch nicht erreicht, ist doch selbst in den warmen Sommermonaten noch häufig mit tiefem Schnee bedeckt. Aus einer zerrissenen und zerklüfteten Lavawand dieses Berges stürzt die Dor herab und vereinigt sich dann mit der Dogne, nun die Dordogne genannt. Aus noch schauerlichern Felsen und Lavamassen des nämlichen Gebirgs, der Gorge de l'enfer, nimmt die Dogne ihren Ursprung. Ich bedauerte sehr, die eigene Ansicht dieser wilden Naturscenen der Montsdor durch die Regentage verloren zu haben. Doch die Gebirgsstette der Montsdor war heute nicht der klarste Theil unserer Aussicht vom Puy de Dôme; heller zeigte sich westlich ein großer Theil der Marche und des Limousin, ein ausgedehntes, sich in die blaue Ferne verlierendes Hügelland; aber mehr als dies zog die nördlich von unserm Standpunkt gelegene Kette der zahllosen Puys unsere Blicke auf sich. Isolirt erheben sich diese Bergkegel in sonderbarer Gestalt, alle vulkanischen Ursprungs, mit Kratern und Schluchten, Lavaströmen und rothen und schwarzen Massen von Puzzolanerde und Schlacken, fast alle kahl, oder doch nur mit kurzem Rasen und Heidekraut bedeckt, ein erhabenes Bild der durch die Zuckungen der Natur bewirkten Zerstörung darbietend. Der höchste Berg in der ganzen Reihe ist unser großer Puy, oder Puy de Dôme (podium dominans), der sich zu einer Höhe von 1476 Meter erhebt. Er ist demnach zwar niedriger als die hohen Alpen der Schweiz, selbst als die Schneekoppe in Schlesien (1608 Meter), aber höher als der Ballon in den Vogesen (1405), das Fichtelgebirg (1202), der Venus (1195) und der Brocken (1140). Ungeachtet seines zerrissenen und steilen Abhangs ist er größtentheils mit Rasen bedeckt, und nur an einigen Stellen kommt die Lava (eigentlich Domit, Lave poreuse) zu Tage, aus welcher die Masse des Berges besteht. Der Gipfel hat keinen Krater, und der ganze Berg, wie ansehnlich und bedeutend er ist, scheint gleichwohl nur der Rest und das Produkt eines ehemaligen, noch bedeutendern und noch höheren Vulkans zu seyn. Nach Osten und Süden steht er ganz isolirt. In Norden und Westen lehnen sich andere Puys an ihn an, und zwar nördlich zunächst der kleine Puy, der nächste nach ihm in der Höhe. Obwohl nur etwa 500 Fuß niedriger als der Puy de Dôme, schien er uns doch kaum über das Plateau erhaben. Auf ihn folgt weiter nördlich der merkwürdig gestaltete Puy Parion mit seinem weiten Krater (1225 Meter hoch), und hinter diesem der Puy des Goules (1167) und der Grand Sarcoui (1158), letzterer in Form eines umgestürzten Kessels, daher auch le chaudron genannt. Mehr links vom Parion tritt der hohe Kegel des fast von aller Vegetation entblößten Puy de Chopine hervor (1192 Meter), dahinter der noch höhere Puy Lonchardière (1206), endlich mehr westlich der Cliergou (1212) und der Puy de Côme (1272), der höchste nach dem Petit Puy. — Dies sind diejenigen unter der Masse von Bergkegeln, die sich vom Puy de Dôme aus am meisten auszeichnen; im Ganzen zählt man aber in dieser acht Stunden langen, von Norden nach Süden streichenden Gebirgskette über sechzig dergleichen Puys. — Der Ausdruck Puy ist nicht gleichbedeutend mit Pic. Letzteres bezeichnet hohe, steile, unzugängliche Gebirgsgipfel, ersteres dagegen Rde isolirte Anhöhe, selbst eine unbedeutende.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. September 1834.

— Mit vollem Schnabel heimgekehrt,
Sieht die entsezte Mutter leer das Nest,
Beraubt von roher Bursche plumpen Händen;
Zur Erde fällt, umsonst gebolt, das Futter,
Der Flügel bebt, schlaff hängend trägt er kaum
Die tief Betrübte in den Pappelschatten.

Thomson.
Der Frühling.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsezung.)

Liebe der Vögel zu ihren Jungen.

Merkwürdig und rührend ist dem aufmerksamen Beobachter die Liebe der Vögel zu ihren Jungen, und diese Liebe wird sichtbar von leztern erwidert. Kehrt ein Vogel zu seinem Nest zurück, um seiner Brut wiederum Wärme zu spenden, so wird er mit einem Zirpen empfangen, aus dem Liebe und innige Freude spricht. Läßt sich die Schwalbe für die Nacht im Neste nieder, so geben die Jungen, oft bis spät in den Abend hinein, einen leisen Ton des Wohlbehagens von sich. Die Wärme und der Schuz, welcher den jungen Vögeln von den Alten zu Theil wird, ist ein herrliches Bild des innern Friedens und der Sicherheit des Menschen, der sein Vertrauen auf die Vorsehung sezt: „er wird dich bedecken mit seinen Fittichen!“ Nach meinem Gefühl ist in der ganzen heiligen Schrift kein schöneres, kein tieferes Bild, keines, das dem menschlichen Gemüth, besonders in Noth und Trübsal, freundlicher entgegentritt und es mit himmlischerem Frieden füllt. — Ich erzähle ein paar Beispiele von der Elternliebe der Vögel.

Eine Katze hatte ein Pfahlwerk erklettert und suchte ein darüber befindliches Amselnest zu erreichen. Bei ihrem Anblick verließ das Weibchen das Nest und flog ihr unter klägliche Geschrei ängstlich entgegen, so nahe, daß die Katze es fast erreichen konnte. Das Männchen seinerseits gab auch Zeichen der äußersten Unruhe und schrie laut, wobei es sich manchmal auf dem Gepfähle gerade vor die Katze hinsezte, welche keinen Satz machen konnte, weil ihre Beute zu nahe war. Nicht lange aber, so sprang das Männchen der Katze auf den Rücken und hackte ihr so wüthend auf den Kopf, daß sie mit dem Vogel zu Boden fiel, der sie sofort wirklich zur Flucht zwang. Ein zweites Mal trug die Amsel auf dieselbe Weise den Sieg davon, und die Katze ward dadurch so eingeschüchtert, daß sie ihre Plane auf die Jungen aufgab; nach jedem Kampf feierte die Amsel ihren Sieg mit einem Gesang, und noch mehrere Tage jagte sie die Katze durch den Garten, wenn diese aus dem Haus kam. Ich weiß auch einen Fall, wo Amseln einem Knaben, der ihnen ein Junges genommen hatte, in das Haus nachflogen und ihn in den Kopf hackten. — Der Mensch denkt freilich nicht daran, welchen Jammer er über arme Geschöpfe bringt, wenn er sie der Brut beraubt, die sie mit so inniger Zärtlichkeit aufgezogen. „Der grausame Vater,“ sagt ein alter Schriftsteller, „der sein Kind dazu aufmuntert, einem armen Vogel seine Kleinen zu

Digitized by Google

nehmen, verdiente, daß sein eigen Nest geplündert und er kinderlos würde."

Man setze junge Vögel in ein Käfigt, man stelle es, wohin man will: unter allen Umständen, wenn nur die physische Möglichkeit vorhanden ist, werden sie die Alten mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit mit Futter versorgen, und die Vorsorge der Alten dauert in diesem Falle weit länger, als wenn sie dem Gange der Natur gemäß wären auferzogen worden. Sehr oft habe ich an Vögeln die Angst und Verwirrung beobachtet, wenn ich in der Nähe ihres Nestes stehen blieb. Es ist unverkennbar, wie weh ihnen dabei zu Muthe ist, und die schüchternsten zeigen dann eine Kühnheit, eine Unbesorgtheit für ihr eigenes Leben, die wahrhaft rührend erscheint. Man beobachtet dies vom Adler herab bis zum Zaunschlupfer, und vom Schwan bis zu den kleinsten Wasservögeln. Einer der Leztern, das Wasserhuhn, zeigt oft in der Sorge für seine Brut eine höchst liebenswürdige Vorsicht. Bekanntlich bauen sie ihr Nest in Schilf und Binsen, und meist ganz nahe an's Wasser, weil es hier am verborgensten ist. An Orten aber, wo im Geringsten ein Steigen des Wassers zu befürchten ist, wird ein zweites Nest, weiter außerhalb des Bereichs des Wassers, gebaut, wohin sie im Falle der Noth Eier oder Brut schaffen können. Diese Beobachtung verdanke ich einer Familie, welche in Surrey in einer alten Abtei wohnt, bei der es Wasserhühner in Menge gibt, und wo der erzählte Fall zu oft beobachtet worden ist, als daß sich am Faktum zweifeln ließe.

Der Sonntag der Thiere.

An Pfiffigkeit übertrifft wohl kein Vogel die Elster. Ich erinnere mich eines Beispiels davon aus meinen Knabenjahren. Ich pflegte unter die Vögel zu schießen, welche einige Vogelbeerbäume vor meinem Hause in Menge herbeizogen. An den Tagen, wo ich dies that, ließen sich ein Paar Elstern, welche ganz in der Nähe nisteten, niemals auf dem Platze blicken, aber am Sonntag hüpften sie furchtlos herum, weil da nie ein Gewehr gelöst wurde. Sie schienen wirklich zu merken, daß an diesem Tag keine Gefahr zu besorgen war. Ein Freund versicherte mich, dasselbe an Krähen beobachtet zu haben: sie kamen Sonntags an Orte, wo man sie die Woche über niemals sah, und in Kent hat man wirklich das Sprichwort: „so glücklich, wie eine Krähe am Sonntag." Es scheint dies darauf hinzudenten, daß die Thiere allerdings im Stande sind, einigermaßen die Zeit zu messen, wenn ich so sagen darf. Zur Bekräftigung führe ich noch Einiges an.

Ein Pächter hatte einen Hund, der ihn überall hin begleitete, nur Sonntags nicht. An diesem Tage war er nie aus dem Hause zu bringen. Einmal trat ein hoher Festtag ein; der Pächter legte deßhalb seine besten Kleider an und begab sich in die Kirche. Der Hund ging, wie sonst, ein Weile mit, schien aber zu merken, daß an seinem Herrn nicht Alles war, wie sonst. Er sah ihm ängstlich und argwöhnisch in's Gesicht und ging dann langsam dem Hause zu. Der Pächter rief ihm und der Hund kehrte um; jezt aber länteten die Glocken zur Kirche, nun schien der Hund auf einmal zu begreifen, was es gab, und lief spornstreichs nach Hause. — Auch weiß ich, daß vier Pferde, welche sechs Tage in der Woche regelmäßig angespannt wurden, sich sehr ungeberdig zeigten, wenn sie an dem Tage heraus sollten, an dem sie zu ruhen gewohnt waren; an ihren gewöhnlichen Tagen waren sie durchaus folgsam. — Den englischen Offizieren, welche in Gibraltar in Garnison lagen, ist es wohl bekannt, daß jeden Sonntag, und nur Sonntags, sich eine große Menge Affen an einem gewissen Fleck des Felsens zeigt, von wo man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenparade stattfindet.

Ueber den Erdmagnetismus.

(Beschluß.)

Es sind nun zunächst vier Anwendungen, welche dieser Apparat gestattet. Soll mit ihm die innere Stärke und Intensität des Erdmagnetismus gemessen werden, so wird die Zahl der Schwingungen, welche der in Bewegung gesezte Stab in einer bestimmten Zeit vollbringt, beobachtet. Man bemerkt sich einen bestimmten Punkt der Skale und sieht, während man die Schläge einer Uhr zählt, wie viele Sekunden zu dem Durchgange desselben hin und zurück vor dem Fadenkreuz des Fernrohrs verfließen. Hier kennt die Genauigkeit der Beobachtung keine Grenzen, weil man sie leicht und beliebig wiederholen kann und weil man mit Schwingungen der Nadel arbeitet, die so klein sind, daß das bloße Auge sie kaum erkennt, die aber im Fernrohr als heftige Bewegungen erscheinen. Hierdurch fällt die sonst nöthige Reduktion auf unendlich kleine Schätzungen hier ganz weg. Mit Bequemlichkeit läßt sich die von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute regelmäßig veränderliche Stärke der magnetischen Kraft nach Tagen und andern Zeitepochen wahrnehmen.

Aber hiermit wird jedenfalls nur die relative Intensität an einem gegebenen Ort gefunden, die, mit der an andern Orten gefundenen verglichen, erst einen numerischen Ausdruck gewährt. Befolgt man indessen das neulich von Herrn Gauß bekannt gemachte Verfahren, so ergibt sich ohne große Umstände mit dessen Apparat auch der Werth der absoluten Intensität des

Digitized by Google

Erdmagnetismus, die, von allen anderweitigen Relationen unabhängig, nach festbestimmten Maaßeinheiten ausgedrückt wird. Hierzu ist bloß nöthig, daß erst durch die Methode der Schwingungen das Trägheitsmoment des Magnetstabs ausgemittelt und daß alsdann ein anderer solcher Stab in einer bestimmten gemessenen Entfernung von ihm hingelegt wird. Durch die Einwirkung dieses zweiten Stabs wird die Schwingungsdauer des ersten abgeändert und aus der Verzögerung oder Beschleunigung der Oscillationen der verlangte Werth abgeleitet. Denn nach dem Gange der Rechnung ergibt sich ein numerischer Ausdruck für das Produkt aus der absoluten Stärke des Erdmagnetismus und dem statischen Moment des in dem Stabe enthaltenen freien Magnetismus, zugleich aber auch für den Quotienten dieser beiden nämlichen Größen, und hieraus geht denn leicht durch Elimination der Zahlenwerth für die absolute Intensität hervor. — Wie wichtig dieser nun sey, leuchtet ein; denn hiermit ist eine große, auf der Erde so wirksame Kraft für uns auf unveränderliche Einheiten und absolute Maaße zurückgeführt; sie kann nun an den entferntesten Punkten der Erde ohne trügliche Zwischenmittel, wie bisher geschehen mußte, abgemessen und jeder Werth gegen den andern abgewogen werden. Nun erst kann nach Verfluß großer Zeiträume das Menschengeschlecht beurtheilen, ob diese Kraft eine Zunahme oder Abnahme erfahren, und wie ihr Verhältniß zu andern tellurischen oder kosmischen Kräften sich stellt und behauptet. Deßhalb ist es auch zu wünschen, daß solche Apparate an allen wissenschaftlichen Hauptorten, in Lokalen, die möglichst eisenfrei sind, aufgestellt würden. Aber auch abgesehen von dieser letzteren Bedingung, könnten relative Intensitätsbestimmungen auf absolute zurückgeführt werden, wenn man die hiezu benutzten Nadeln zugleich an einem Orte, dessen absolute Intensität genau bekannt ist (wozu jetzt vorzüglich und vielleicht einzig Göttingen gehört), auf ihre Schwingungsdauer prüfte. Zur vollständigen Bestimmung der absoluten Intensität gehört auch ein scharfes Maaß der jedesmaligen magnetischen Inclination; diese kann jedoch nach den bisherigen Hülfsmitteln nicht mit gleicher Genauigkeit gefunden werden.

Die dritte Anwendung unseres Rüstzeugs ist zur Messung der individuellen Kraft einzelner Magnetstäbe. Wenn dieselben in der Verlängerungslinie der aufgehängten Nadel senkrecht auf dieselbe, in einer bestimmten Entfernung mit nacheinander abwechselnder Lage des Nord- und Südpols hingehalten werden, so gibt die hiedurch bewirkte Ablenkung der Nadel das feinste Prüfungs- und Messungsmittel für die verschiedenen, unter übrigens gleichen Umständen hiebei untersuchten Magnetstäbe ab.

Die vierte Anwendung ist endlich die zur Beobachtung der täglichen Veränderungen der magnetischen Deklination. Zu dem Ende wird die Nadel vermittelst eines aus der Ferne hingehaltenen Magnetstabs auf die möglich kleinste Schwingung gebracht und, da sie alsdann überaus langsam schwingt, jede ihrer beiden Elongationen auf das Schärfste bemerkt und hieraus die Mitte genommen. Hat man ein sichtbares Objekt in der Nähe, dessen astronomisches Azimuth bekannt ist, so kann man, wenn man das Fernrohr darauf richtet, für jeden Augenblick die absolute Richtung der Nadel oder ihren magnetischen Meridian finden.

Höchst interessant und belehrend ist nun das Verfolgen der stufenweisen Fortschreitungen in dem Gange der Nadel. Durch eine geheime, unwiderstehliche Gewalt getrieben, bewegt sie sich, fast in Uebereinstimmung mit dem Laufe der Sonne, von Morgen gegen Abend. Ihren östlichsten Stand hat sie frühe zwischen 7 — 8 Uhr, ihren westlichsten des Nachmittags zwischen 1 — 2 Uhr, von wo sie die Nacht hindurch langsam wieder zu der frühern Stellung übergeht.

Diese Bewegung ist im Allgemeinen so constant, daß, hat man sie einmal beobachtet, man sie selbst wieder als ein Zeitmaaß benutzen und gewissermaßen darnach den Stand der Uhr voraussagen kann. Aber in dieser gesetzmäßigen Fortschreitung treten von Zeit zu Zeit Sprünge und plötzliche Störungen ein, welche eben so leicht und bequem, als jene, an unserm Apparate sich beobachten lassen, und welche eben durch ihr plötzliches Eintreten sich als unregelmäßige und fremdartige Einwirkungen meistens kund geben. H. v. Humboldt nennt sie mit Recht erdmagnetische Gewitter. Das Wunderbare hiebei ist nun, daß nach allen bisherigen Erfahrungen diese Störungen nicht vereinzelte, lokale Phänomene sind, sondern daß sie zu derselben Zeit und fast in derselben Stärke an den weit entlegensten Gegenden der Erde stattfinden. Sie deuten deßhalb auf mächtig wirkende, weit verbreitete Potenzen. Dieses ist namentlich in das hellste Licht gesetzt worden durch die Beobachtungen, welche, von Göttingen aus veranlaßt, zu gleicher Zeit dort und an verschiedenen andern Orten im Laufe dieses Sommers bereits viermal 44 Stunden hindurch, von 4 Uhr Morgens bis Mitternacht des zweiten Tages, von 5 zu 5 Minuten angestellt wurden. Der 23ste September ist wieder ein solcher Termin. Eine augenfällige Vorstellung einer dieser zweitägigen Beobachtungs-Reihen gibt eine graphische Verzeichnung, in welcher die vertikalen Zahlen die entsprechenden Zahlen der Skale, oder die wechselnden Azimuthe der Magnetnadel, die horizontalen Zahlen die Uhrzeiten vorstellen. Jeder Skalentheil beträgt ein Millimeter, und auf den Bogen reduzirt, etwa 20 Sekunden. Die niedrigern

Digitized by Google

Zahlen zeigen nach Westen, die höhern nach Osten. So sieht man denn, wie die Nadel in ihrer täglichen Bewegung einen Raum von etwa 630 bis 710, also 80 Skalentheile, d. h. beinahe einen halben Grad durchläuft. Man sieht, wie sie in der Frühe am östlichsten, nach Mittag am westlichsten steht; zugleich aber sieht man ihr Beben und Oscilliren, ja zu einer Zeit, die nahe auf Mitternacht fiel, ihre enorme Abweichung, bei der noch das Auffallende ist, daß diese Abweichung an einem viele Meilen südwärts entlegenen Ort zur selben Zeit eben so groß beobachtet wurde.

Aber unabhängig von diesen umfassenden und in großem Zusammenhang unternommenen Bemühungen, ist es nun auch jedem Einzelnen anheim gegeben, mit diesem so einfachen und so leicht anzuschaffenden Apparate den Lebensäußerungen dieser verborgenen Naturkraft nachzuspüren. Wie Mancher, der nicht Naturkundiger vom Fache ist, trägt durch fortgesezte Thermometer- oder Barometer-Beobachtungen sein Scherflein zur Beförderung menschlicher Kenntnisse bei! Dieser kann jezt nicht minder und oft an Orten, wo der Physiker nicht leicht zu beobachten Gelegenheit hat, den Gang des Erdmagnetismus verfolgen, und somit auch seinen Geist an jener edeln Beschäftigung nähren, von der ein großer vaterländischer Dichter sagt:

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, September.

(Beschluß.)

Der Puy Parion. Volksgeist.

Das Hinabsteigen vom Puy de Dôme war schwierig, denn unsere jungen Pariser Herren, die ihre Vakanzen bei ihren Verwandten in Clermont zubrachten und unter deren Führung wir den Berg bestiegen hatten, waren vom Weg abgekommen, und so ging es beinahe senkrecht den glatten, glücklicherweise mit Rasen bedeckten Felsenabhang, die ganze hohe Wand, mehr springend, laufend und selbst fallend hinunter, bis wir das Plateau erreichten, welches den großen Puy mit dem kleinen verbindet. Am Abhang des kleinen Puy vorbeigehend, sahen wir noch einen bedeutenden, etwa 100 Fuß tiefen eirunden Krater, Nid de la poule genannt, hatten nun bald den Fuß des Puy Parion erreicht und gelangten nach erneuerter Anstrengung auf den höchsten Rand desselben, wo wir im Krater ein fröhliches Mahl zu uns nahmen.

Der Anblick aller der zahlreichen vulkanischen Kegel ist vom Parion aus wieder höchst eigenthümlich; recht majestätisch erscheint der Puy de Dôme, der jedoch von hier aus nicht jene rein pyramidalische, sondern eine oben mehr abgestumpfte Form hat. Am entfernten Horizont zieht sich die blaue Kette der Montdor hin, deren größten Theil man übersieht. Wir maßen den Krater des Parion, und fanden einen Durchmesser von 511 $^{3}/_{10}$ Meter und eine Tiefe von 95 Meter. Bald wurde dann der Rückweg angetreten, und sehr ermüdet, aber auch sehr befriedigt, kamen wir Abends nach Clermont zurück.

Noch wenige Tage blieben mir in Clermont übrig; ich benuzte solche zu mehreren Excursionen in die herrliche Umgegend, und wurde auch mit mehreren Familien bekannt, in denen wir überall die freundlichste Aufnahme fanden, wobei es kein Hinderniß war, daß wir zu der den Franzosen so verhaßten Nation der Preußen gehörten, denn, sagten sie, nous ne les aimons pas comme des ennemis, mais bien comme des amis. Die Gesinnung gegen Preußen im Allgemeinen aber tritt in Frankreich überall hervor. So wurden in einem satirisch-politischen Vaudeville, worin alle politischen Parteien, Republikaner, Bonapartisten, Karlisten u. s. w., nachdem sie der Reihe nach lächerlich gemacht worden, im Schlußchor über diejenigen Punkte, in welchen sie alle Einer Meinung seyen, sich verständigen, die Worte: „les Cosaques et les Prussiens, c'est ce que nous ne voulons pas," mit besonderm Applaus aufgenommen und mußten allemal wiederholt werden. Dagegen fanden wir überall eine hohe Achtung gegen Friedrich den Großen, und Anekdoten und Aussprüche von ihm waren noch jezt in Vieler Munde und wurden selbst auf dem Theater repräsentirt, wie in dem Stück le Roi de Prusse et le comedien de Brunswick, in welchem eine Anekdote aus dem siebenjährigen Krieg wirklich interessant und pikant behandelt ist, und welches vielen Beifall fand. — Naiv genug wurde uns in Frankreich oft die allgemein verbreitete Ansicht geäußert, daß die Rheinländer, und besonders die preußischen Rheinländer, mit offenen Armen die Franzosen aufnehmen würden, und den Augenblick ihrer Wiedervereinigung mit Frankreich voller Ungeduld erwarteten. Es hielt oft schwer, sie von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen; sie konnten nicht begreifen, daß die Rheinländer Deutsche bleiben wollten, und staunten, wenn man ihnen dagegen die Frage vorlegte, worin denn eigentlich das hohe Glück einer Vereinigung mit Frankreich bestehe. — Es waren in Clermont alle politischen Parteien repräsentirt; doch überzeugten wir uns bald, daß die Journale das Treiben aller dieser Parteien viel schlimmer und aufgeregter darstellen, als es in der That ist. — Die Bewohner Clermonts sind von dem fanatischen Katholicismus, wie er sich sonst im südlichen Frankreich zeigen mag, weit entfernt. Es gibt gemischte Ehen, aus welchen sämmtliche Kinder protestantisch geworden sind, und die protestantische Gemeinde in Clermont bildete sich unter der Regierung Karls X. und seiner Jesuiten erst vor fünf Jahren. Auch war der lezte Präfekt unter Karl X. Protestant.

Auflösung des Räthsels in Nr. 252:

Das Kinn mit und ohne Bart.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 78 und Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Jugendpreis, von Fr. Richter. 248.
Lieder von Georg Rapp. 256.
An Lyda, von v. Zu-Rhein. 258.
Erste Liebe, von L. Seeger. 259.
Aus Kerker und Krone, von v. Zedlitz. 261.
Räthsel-Metamorphosen. 238.
Räthsel: Die Stirne. 244. — Das Haar. 250. — Der Bisamochs. 256.

Erzählung.

Der Sadduzäer von Amsterdam. 235 — 252.

Länder- und Völkerkunde.

Das gesellige Leben der Spanier. 250 — 256.

Reisen.

Gröden. 240 — 245.
Fahrt nach Syra und Aegina. 257 — 261.

Naturgeschichtliches.

Vom Mechanismus des thierischen Körpers. 246 — 248.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Nürnberger. 253 — 259.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus den Papieren eines Verstorbenen. 235 — 237.
Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit. 238. 239.
Wieland an den Stadtorganisten Knecht in Biberach. 249.
Etwas über Siegelkunde. 259. 260.

Korrespondenz.

Stuttgart. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. — Paris. 236. 237. — 242. 243. 244. — 246. 247. 248. 249. 250. — 258. — Berlin. 239. 240. — London. 243. 244. 245. — München. 245. 246. 247. 248. 249. — — 254. 255. 256. 257. 258. — Dresden. 251. 252. — Seebad auf der Insel Föhr. 253. 254. 255. — Karlsruhe. 259. 260. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer. — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt. — Lithographie. 1) Nature, lithographirt und herausgegeben von C. Bodmer in München, gedruckt bei Hanfstängl. — 2) Bärenhatze, nach Rudhardt lithographirt von Louis Zöllner und Duchaisne, gedruckt von Louis Zöllner. — Bauwerke.

Nro. 80.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer. (Schluß.) — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

Digitized by Google

(Fortſ.) — Kunſtverein in München. — Bauwerke. — Sculptur. — Zeichnende Künſte.

Nro. 81.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. — Bericht über die fünfte Kunſtausſtellung zu Halberſtadt. (Fortſ.) Alterthümer. — Zeichnende Künſte. — Akademien und Vereine. — Nekrolog.

Nro. 82.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. (Fortſ.) — Bericht über die fünfte Kunſtausſtellung zu Halberſtadt. (Schluß.) — Holbein und Lügelburger. — Bildnerei.

Nro. 83.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. (Schluß.) — Aphorismen. — Kunſtſammlungen. — Malerei. — Sculptur. — Nekrolog. — Perſönliches.

Nro. 84.

Biographiſches. Moritz Reyſch als Menſch und Künſtler geſchildert, von Mrs. Jameſon. — Die Wiener Kunſtausſtellung im Jahre 1834. — Kunſtnachrichten aus Florenz. — Bauwerke.

Nro. 85.

Die Wiener Kunſtausſtellung. (Fortſ.) — Biographiſches. Moritz Reyſch als Menſch und Künſtler geſchildert. (Schluß.) — Converſationsbeiträge zu dem Converſationslexikon der neueſten Zeit und Literatur, betreffend den Artikel „Deutſche Kunſt“ im fünften Heft. — Ausgrabungen. — Bauwerke.

Nro. 86.

Die Wiener Kunſtausſtellung. (Fortſ.) — Converſationsbeiträge zu dem Converſationslexikon der neueſten Zeit und Literatur. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen. — Bauwerke.

Nro. 87.

Converſationsbeiträge zu dem Converſationslexikon der neueſten Zeit und Literatur. (Fortſ.) — Die Wiener Kunſtausſtellung. (Schluß.) — Pariſer Kunſt-Arabesken. — Plaſtik. — Kunſtverein in Hannover.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Lyriſche Dichtkunſt. 12) Fantaſiebilder, geſammelt am maleriſchen Ufer der Spree, von einem Unbekannten. — 13) Liederkranz von Karoline Leonhardt. — 14) Poetiſche Verſuche von Winfried.

Nro. 101.

Lyriſche Dichtkunſt. 15) Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferraud, W. Jäger, C. Koßarsky, A. Rebenſtein. — 16) Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. — 17) Gedichte von J. C. Nänny. — 18) Erotiſche Lieder und Epigramme, von Robert Bürkner. — 19) Der Weihnachtsabend. Eine Herzensgabe insbeſondere für die Jugend, von Charlotte S. H. Starke. — 20) Diaboliſche Dichtungen von W. Jemand. — 21) Stimmen der Zeit in Liedern von H. Stieglitz.

Nro. 102.

Lyriſche Dichtkunſt. 22) Der polniſche Parnaß, oder eine Auswahl der ſchönſten Gedichte aus den vorzüglichſten polniſchen Dichtern, in's Deutſche überſetzt und herausgegeben von J. Mendelſon.

Nro. 103.

Geſchichte. 1) Atlas und Tabellen zur Ueberſicht der Geſchichte aller europäiſchen Länder und Staaten von ihrer erſten Bevölkerung an bis zu den neueſten Zeiten, von Prof. Chr. Kruſe und deſſen Sohn Hofrath Prof. Dr. Fr. Kruſe. — 2) Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, herausgegeben von Joſ. Frhr. v. Hormayr. — Lyriſche Dichtkunſt. 22) Der polniſche Parnaß ꝛc. (Schluß.) Jugendſchrift. Das Buch der Geſchichte. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen ꝛc. Der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung von Dr. Clauding.

Nro. 104.

Werke über Spanien. 1) Lord Porcheſter's Aufenthalt in Spanien, während der Revolution des Jahres 1820. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Bemerkungen über die neueſten Ereigniſſe in England, von A. W. Rehberg. — Schulweſen. Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf die wichtigſte Reform in der innern Organiſation der Schule. Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wiſſenſchaftlich begründet von Dr. W. Braubach.

Nro. 105.

Schulſchriften. 1) Unſere Nationalbildung. Eine Rede an die deutſchen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834, von Schwarz. — 2) Ueber techniſche Lehranſtalten in ihrem Zuſammenhange mit dem geſammten Unterrichtsweſen ꝛc., von Dr. Nebenius. — 3) Andeutungen über Sonntags- und Gewerbſchulen, Vereine, Bibliotheken und andere Förderungsmittel des vaterländiſchen Gewerbfleißes ꝛc., von Preuſker.

Nro. 106.

Werke über Spanien. 2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. A. de Bourgoing.

Nro. 107.

Werke über Spanien. 2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833. (Schluß.) — Literargeſchichte. Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par Charpentier.

Nro. 108.

Sprachkunde. 1) Etymologiſche Forſchungen auf dem Gebiete der indo-germaniſchen Sprachen, von Dr. Pott. — 2) Deutſchen Mundes Laute, von Königsberg. — 3) Chochemer Loſchen. Wörterbuch der Gauner- und Diebs-, vulgo Jeniſchen Sprache, nach Criminalakten und den vorzüglichſten Hülfsquellen, für Beamte ꝛc. bearbeitet von J. K. von Train. — 4) Die Tropenlehre (Theorie der Bilderſprache) oder gründliche und praktiſche Anweiſung zum ſchönen und blühenden Style durch Tropen und bildliche Redefiguren. Mit beigefügten Muſterbeiſpielen, von C. H. Harnach.

Nro. 109.

Sprachkunde. 5) Deutſche Sprachlehre für Schulen, von Gbyinger. — 6) Theoretiſch-praktiſche Vorſchule der deutſchen Stylübungen und der Lektüre, mit einiger Rückſicht auf das Lateiniſche, von Jacker. — 7) Ueber die Art und Weiſe, Sprachen zu erlernen. Aus dem Franzöſiſchen des Lemare überſetzt von K. Baur. — 8) Neue Sprach- und Redeſchule der Deutſchen zum Schul- und Selbſtunterricht, von Dr. Heinſius. — 9) Die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch ſich ſelbſt, von Langenſchwarz. — Vermiſchte Schriften. Kleine Erzählungen in humoriſtiſchen Skizzen und Bildern, von Th. v. Kobbe.

Nro. 110.

Politiſche Literatur. 1) Niccolo Machiavelli's ſämmtliche Werke. Aus dem Italieniſchen überſetzt von J. Ziegler. — 2) Mon porteſeuille ou papiers détachés par le Marquis de Salvo.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Oktober 1834.

— Hochheilig bewahren sie jüdische Satzung,
Alles, wie Moses vereinst in geheimlichter Rolle gelehrt hat:
„Zeige du Keinem den Weg, der im selbigen Tempel nicht opfert."

Juvenal.

Der Sadducäer von Amsterdam.

Novelle von Karl Gutzkow.

Glückliche Juden, die Ihr zwischen Hollands Poldern und Deichen Euer Asyl suchtet! Habt Ihr je in der Fremde Euer Passahlamm in solcher Ruhe genossen und zu den Laubhütten so viel Zweige von den Bäumen brechen dürfen, als an dem Meerbusen Y? So lustig rauchten nirgends Eure Schornsteine bei der Paraskeue am Vorabende des Sabbaths; so reich verbrämte Talare durften die Männer, so schwere goldene Ketten und Ohrgehänge Eure Weiber nur in Amsterdam tragen. Die Holländer fürchteten sich weder vor Eurem Gelde, noch vor Euren Bärten, noch vor Euren schönen Töchtern, noch vor Jehova, der sich prächtige Tempel in ihrem Lande baute und mit Wachskerzen, unartikulirten Tönen, ja selbst mit recht unduldsamen, ketzersüchtigen und orthodoxen Priestern und Leviten verehrt wurde. Es war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in einer der Straßen, die von dem großen Kai zu Amsterdam auslaufen, in einem stattlichen Hause, das sich vor Niemanden versteckte, aber schon spät, bei eingebrochener Nacht, daß vielleicht die sorgsamste und ehrwürdigste Eurer Mütter mit dreien von ihren Söhnen zusammensaß. Welche prachtvolle Umgebung! welche sonderbare Verbindung des orientalischen und holländischen Geschmacks; in Vorhängen, Sophas, Rauchpfannen der weitfaltige, elastische, sinnliche Orientalismus, in allem übrigen Zubehör eines großartigen Gesellschaftszimmers die nette, barocke, chinesische Eleganz des Holländers. Esther aber wechselte mit ihren Söhnen jene zärtlichen, sorglichen Reden und Blicke, welche nirgends so treu gemeint sind und wie vom bekommenen Herzen kommen, als im Schooß einer Judenfamilie. Sie ist egoistisch, grausam gegen andere, gewissenlos, diese Familienzärtlichkeit der Juden, aber sie ist voller Hingebung und Aufopferung für die Ihrigen.

Sie waren Alle vor Kurzem erst aus Portugal eingewandert. Eliezer schrieb, das Haupt auf den linken Arm gestützt, in die alte Heimath und rückte sich die Kerzen auf dem Tische immer näher; Joel wog portugiesische Münzen in einer kleinen Goldwage und trug den Betrag sorgfältig in ein Buch ein, worin er darauf das Gewicht, in holländischen Münzen ausgesprochen, berechnete; Ruben, der jüngste, ein etwa zwölfjähriger Knabe mit glänzenden Augen, sang lustige Lieder von den Nebenufern des Tajo; Esther aber neigte sich zu Jedem, blickte bald in Eliezers Brief, lauschte bald auf das Zünglein in Joels Goldwage, bald strich sie Rubens lockiges Haar und küßte den treuen Mund, der so schöne Weisen nicht vergaß. Das ist die Mutter des Hebräers,

Digitized by Google

sie will jedem ihrer Söhne das ganze Glück, die längsten Jahre, die schönste Braut und die reizendsten Kinder schenken, sie ist mit einer Liebe immer ungerecht gegen die andere, und liebt sie doch alle.

Nun aber Eliezer seinen Brief und Joel seine Goldwage zusammenschlug, fühlte Esther, wie ihr gleichsam zwei Sorgen vom Herzen fielen, und schnell (anders konnte sie nicht leben) griff sie nach einer neuen. Ach! sie lag ihr nicht fern. Esther seufzte und ihre Söhne verstanden sie, so daß selbst Ruben schwieg und die Hand seiner Mutter küßte. Lange blickten sie stumm vor sich hin, bis es der älteste wagte, der Mutter die Last einer schmerzlichen Frage vom Herzen zu nehmen und leise vor sich hinsprach: „Wird Uriel diese Nacht wieder ausbleiben?“ Uriel war Esthers dritter Sohn. Sie warf sich unmuthig auf ihren Sessel, dann ermannte sie sich und fragte Eliezer, ob er nirgends von Uriel eine Spur gefunden? „Ich sprach Josai, unsern Vetter,“ antwortete Eliezer; „er traf ihn einige Stunden von Amsterdam, in einer bessern Stimmung als sonst, sogar mit dem Entschlusse, bald in die Stadt zurückzukehren.“ Esther traute diesen Worten nicht; denn sie selbst hätte sich nicht gescheut, die Unwahrheit zu reden, wo sie den Ihren damit etwas Liebes zu erweisen wußte. Sie hielt abwehrend die Hand gegen Eliezer und sprach: „Täusche mich nicht, Lieber; ich weiß es, daß er die Seinen flieht, weil seine Liebe zu Jehova täglich mehr erkaltet. O, was hoffte ich von diesem Sohne! Aufgezogen ist er in allen Wissenschaften, welche der menschliche Geist nur erdenken kann; jedes Beispiel übertraf sein Wandel, er erreichte früh, was Andere erst durch den Verlust ihrer besten Jahre erkauften; er hat den Muth gehabt, uns Alle dem Glauben unsrer Väter wieder zurückzugeben, nachdem wir gezwungen gewesen waren, ihn abzuschwören, und jezt wendet sich bei ihm Alles wieder den alten Irrthümern zu, seine Tugend sezt Rost an, sein Herz ist verstockt, er verläßt seine Mutter und seine Brüder. Wo wird er wandeln? In den Beichtstühlen der Christen, in ihren Tempeln, bei ihren Priestern wird er sich Belehrung holen und unser Leben wird er elend machen.“ Joel wollte seinen Bruder in Schutz nehmen und die Mutter trösten. „Wie Du Uriel nur so kränken magst!“ sagte er; „denn Dein Verdacht ist ohne Grund. Er hängt an uns mit ganzer Seele und achtet seinen Glauben hoch. Aber verstimmt ist er; was hat er um unsertwillen nicht Alles aufgeben müssen! Es ist ein gelehrter Mann, der es schmerzlich erträgt, daß er mit so vielen Irrthümern zu kämpfen hat, die in den Wissenschaften verbreitet sind.“ — „Ja,“ sezte Eliezer hinzu; „er war von jeher ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts. Er möchte die Welt recht glücklich machen und alle menschlichen Wesen verhindern, daß sie durch Verbrechen sich selbst im Lichte stehen. Das treibt ihn hinaus in die Einsamkeit, wo ihn die Berührung unsers eigennützigen Rennens und Treibens nicht stört. Wir wollen darum nicht übel von ihm denken.“ Esther winkte zweifelnd und sprach: „Wäre es so! Doch wißt Ihr ja, was die Weisen in der Synagoge von ihm denken. Er vermeidet ihren Umgang, und wann er einen antrifft, so disputirt er. Der alte Ben Akiba Rabbi sagte mir wohl, daß schon ein langes Verzeichniß aller der Irrthümer, welche er im öffentlichen Gespräch geäußert, aufgesezt sey, und ihm bei fernerem Verharren dabei ein schreckliches Schicksal bevorstehe. Ja, ist es nicht erwiesen, daß er zweien Christenmännern, welche gesonnen waren, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren, von ihrem Vorhaben abgerathen hat? Kann es dafür, daß er selbst seinen Schritt bereut, ein deutlicheres Zeichen geben?“ — „O leg' ihm das besser aus!“ bat der zweite Bruder; „wie sehr auch jene Abmahnung mit seiner eigenen Handlungsweise im Widerspruche zu stehen scheint, so bescheid' ich mich doch, daß ich zu schwach bin, seine Absichten zu fassen. Wir sind Alle nicht im Stande, uns in den Zustand seiner Seele zu versetzen. Er ist uns an Geist, Kenntnissen, ja selbst an Erfahrung in jedem Stück überlegen.“ — „Auch mag seine Liebe zur Judith Manasse,“ fiel Eliezer ein, „dazu beitragen, seine Gedanken etwas in Unordnung zu bringen. Da aber seine Bewerbungen, wie ich höre, günstig ausfallen, so kann es nicht fehlen, daß er bald in seine gewohnte Stimmung zurückkehrt.“ Hier richtete sich Esther langsam auf und sah ihre Söhne mit durchbohrenden, fast gespenstischen Blicken an. „Judith Manasse?“ sagte sie feierlich; „ich schwöre Euch bei dem ewigen Gott, die wird ihn zu Grunde richten. Die Launen dieses sonderbaren Mädchens können Uriels Phantasie wohl eine Zeitlang beschäftigen, aber er wird ihres Wesens bald müde werden und wie ein Verzweifelter untergehen, dann reißt er mich und Euch und seine Schwester in's Grab nach; denn der große Gott, der jede Nacht zu mir im Traume spricht, ließ mich dies schon Alles deutlich voraussehen. Ich träumte, Ihr waret noch alle sehr jung und ich führte Euch hinaus in die Berge von Porto. Wie wir da so einsam waren, erhellte sich plötzlich die Gegend, und ein wunderbares Schloß stand vor uns, in Sonnennebel eingehüllt, und drinnen wie von tausend Sonnen erleuchtet. An dem Thor aber ließ sich eine herrliche Frau in himmelblauem Kleide blicken, die rief Euch mit schmeichelnden Worten zu, bei ihr einzutreten. Aber nur Uriel verstand, was sie sprach. Er eilte zu ihr hin und sie schloß ihn in ihren Arm. Doch nun währte es nicht lange, so hörte ich aus dem Schlosse ein klägliches Wehklagen; es war Uriels Stimme, der bald

Digitized by Google

auf der höchsten Zinne erschien und flehend, wie im lezten Todeskampfe, seine Hände nach uns ausstreckte, wie er rief: Mutter, Joel, Eliezer, Ruben! der doch damals noch gar nicht geboren war. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen, aber im Augenblick verschwand das Schloß und ich hörte nichts mehr als sein klägliches Rufen, das immer herzzerschneidender wurde. In meiner fürchterlichen Angst lief ich der Stimme nach, aber ich sah nichts, bis es Nacht wurde und ein jäher Abgrund mir und Euch das Leben nahm.“

(Die Fortsezung folgt.)

Aus den Papieren eines Verstorbenen. *)

Das Weib.

Das Weib ist besonders bestimmt, dem Manne zu gefallen. Daß der Mann ihr gefalle, ist eine minder bedingte Nothwendigkeit. Sein Verdienst liegt in seiner Kraft. Er gefällt schon dadurch, daß er stark ist. Ich bekenne, daß dies nicht nach den Gesetzen der Liebe sey, aber es ist nach jenen der Natur, die früher als die Liebe war.

Die Strenge der wechselseitigen Pflichten der beiden Geschlechter ist und kann nicht dieselbe seyn. Klagt das Weib hierin über ungerechte Ungleichheit, die der Mensch bestimmt habe, so hat es Unrecht. Diese Ungleichheit ist nicht menschliche Satzung oder mindestens nicht ein Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft. Jener von beiden Theilen, bei welchem die Natur die Kinder hinterlegte, muß dem andern dafür haften. Ohne Zweifel ist es Niemand erlaubt, gegebenes Wort zu verletzen, und jeder untreue Gatte, der seiner Frau den einzigen Preis der herben Pflicht ihres Geschlechtes entzieht, ist ungerecht und grausam; aber ein untreues Weib geht weiter: es löst die Familie auf und sprengt alle Bande der Natur; indem es dem Manne Kinder gibt, die nicht die seinigen sind, betrügt es den Einen und die Andern und verbindet Treulosigkeit mit Untreue. Welche Unordnung und welche Verbrechen sind nicht hievon die Folge! Gibt es einen schrecklichen Zustand hienieden, so ist es jener eines unglücklichen Vaters, der, ohne Vertrauen in sein Weib, sich den süßesten Gefühlen seines Herzens nicht hingeben darf, der, indem er sein Kind umarmt, zweifelt, ob er nicht jenes eines Andern, das Pfand seiner Schande, den Räuber des Vermögens seiner Kinder, in die Arme schließe. Was ist alsdann eine Familie, als eine Gesellschaft heimlicher Feinde, die ein schuldiges Weib gegen einander waffnet, indem es dieselben zur Liebe und Verstellung zwingt?

Die Alten hatten allgemein hohe Achtung gegen die Frauen; aber sie zeigten diese, indem sie dieselben dem öffentlichen Urtheile entzogen, und durch Verschweigung ihrer Tugenden ihre Bescheidenheit zu ehren glaubten. Sie hatten den Grundsatz: das Land, wo die reinste Sitte herrsche, sey jenes, wo man am wenigsten von Weibern spreche, sowie die tugendhafteste Frau jene, die man nie nenne. Daher kam, daß in ihren Schauspielen die Rollen der Geliebten nur Sklaven oder Freudenmädchen übernahmen. Sie hatten einen so hohen Begriff von der Bescheidenheit des Geschlechts, daß sie die ihm schuldige Achtung zu verletzen wähnten, wenn sie ein tugendhaftes Mädchen auf die Bühne stellten. Mit einem Wort, sie ertrugen eher die Darstellung des offenen Lasters, als jene der beleidigten Schamhaftigkeit.

Sanftmuth ist die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau. Geschaffen, einem so unvollkommenen Wesen als dem Manne zu gehorchen, der oft nicht ohne Laster, aber immer voll Fehler ist, muß sie früh auch Ungerechtigkeit ertragen lernen, und, ohne zu klagen, Unrecht dulden können. Nicht für ihn, für sich selbst muß sie sanft seyn. Bitterkeit und Hartnäckigkeit mehren ihre Leiden und erhöhen der Männer übles Benehmen, welche zu gut fühlen, daß mit diesen Waffen man sie nicht bezwingt. Der Himmel schuf sie nicht einschmeichelnd und überredend, um widerspenstig zu werden. Er schuf sie nicht schwach, um herrschsüchtig zu seyn. Er gab ihnen nicht die so sanfte Stimme, um zu schimpfen; er verlieh ihnen nicht die holden Züge, damit der Zorn sie entstelle. Sie vergessen sich, wenn sie sich erzürnen. Sie haben oft Recht zu klagen, aber stets Unrecht zu zanken. Ein jeder muß den Ton seines Geschlechts halten: ein zu sanfter Mann kann eine Frau verderben; aber ist ein Mann kein Ungeheuer, so wird seines Weibes Sanftmuth ihn stets zurückbringen und früh oder spät ihn besiegen.

Eine Frau hat Alles gegen sich, unsere Fehler, ihre Schüchternheit, ihre Schwäche; sie hat nur ihren Geist und ihre Schönheit für sich. Ist es also nicht billig, Beides zu pflegen? Aber Schönheit ist nicht allgemein, verschwindet durch so viele Zufälligkeiten, sie vergeht mit den Jahren und Gewohnheit tilgt ihren Eindruck. Der Verstand allein gründet die Macht des Geschlechts; nicht jener Verstand, dem man in der Welt den Preis ertheilt und der zum Glück des Lebens nichts beiträgt, aber der Verstand, der sich der Lage anpaßt, aus der unsrigen Vortheil zu ziehen und unsere Vorzüge sich anzueignen weiß.

---

*) Aus den in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Aufsätzen aus den Papieren eines Verstorbenen, herausgegeben von E. Freiherrn von Hacke, großherzoglich badischem Staatsminister.

Digitized by Google

Die Weiber haben eine gewisse Biegsamkeit der Zunge; sie sprechen leichter, früher und angenehmer, als die Männer. Man wirft ihnen auch vor, daß sie mehr sprechen: das muß seyn, und ich würde diesen Vorwurf in ein Lob umwandeln, Mund und Augen haben bei ihnen dieselbe Thätigkeit, und zwar aus demselben Grunde. Der Mann sagt, was er weiß, die Frau, was ihr gefällt. Der Eine, um zu reden, bedarf der Kenntnisse, die Andere des Geschmacks. Der Hauptgegenstand des Einen müssen nützliche, der Andern angenehme Dinge seyn. Die Reden Beider können nur Eines mit einander gemein haben: die Wahrheit.

Die Weiber sind nicht gemacht, um zu laufen; fliehen sie, so geschieht es, um eingeholt zu werden. Das Laufen ist nicht gerade die einzige Sache, bei der sie sich ungeschickt benehmen, aber es ist die einzige, die ihnen gar nicht steht. Ihre Ellenbogen zurück und fest am Leibe angelegt, geben ihnen ein lächerliches Aussehen. In allen physischen Dingen, die vom Urtheil der Sinne abhängen, muß man den Geschmack der Weiber zu Rathe ziehen, jenen der Männer, wo es mehr auf positives Wissen ankommt. Wenn die Weiber sind, was sie seyn sollen, sich auf ihren Wirkungskreis beschränken, so wird ihr Urtheil immer das richtigere seyn. Ueberschreiten sie aber diesen, so berühren sie die Grenze ihres Urtheils. Daher sind die sogenannten gelehrten Weiber so unausstehlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wir haben eine an Genuß und Belehrung reiche Woche durchlebt. Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche in unsern Mauern gehalten wurde, geht zu Ende, und die Fluth von Fremden, welche unsere Stadt lebendiger gemacht haben, als sie wohl je seit den Kriegen war, verrinnt schneller, als sie anwuchs. Wenn man die großen Städte Wien und Berlin abrechnet, welche aus ihrem Schooße eine unverhältnißmäßig große Zahl von Theilnehmern lieferten, so war wohl keine der bisherigen Versammlungen stärker besucht: die Zahl der Eingeschriebenen betrug über fünfhundert. Diese große Frequenz erscheint als die Folge mehrerer begünstigenden Umstände. Einmal lockte unsere geographische Lage die überrheinischen Nachbarn in ungleich größerer Menge als sonst über das Hauptdebouché ihres Landes, die Kehler Brücke, und dann liegt unsere Stadt nicht zu weit ab vom gewöhnlichen Strich englischer Zugvögel. Die starke Repräsentation dieser beiden Völker brachte große Lebendigkeit wenigstens in den äußern Verkehr; Frankreich hatte, anthropologisch gesprochen, Proben der verschiedensten Nüanzen seiner Gesellschaft geschickt, von dem heitern Greise, der, ein Bild der guten alten Zeit und unserer eigenen Väter, sich in der altväterischen Tracht so munter und unbefangen bewegt, weil es die Nationaltracht seines Volkes ist, bis zu dem melancholisch blickenden Sohn des jüngsten Frankreichs, der, wenn er uns auch sonst keine Segnungen bringt, doch dem gutwilligen Deutschland verkündet, wie es dereinst getheidet seyn wird. Die Physiognomie der der Versammlung einverleibten Engländer war weniger auffallend, weil sie Ständen angehörten, in denen sich wohl das germanische Element des englischen Volks am stärksten ausspricht. Wenn aber auch aus fernen Ländern, aus dem Norden Deutschlands, aus Böhmen, Ungarn u. s. w., der Zufluß von Gästen bedeutend war, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß dieses Jahr auch die Erde ein Fest beging, wie sie es höchstens ein paar Mal im Säculum zum Andenken und zur Bekräftigung ihres ewigen Bundes mit der Sonne feiert, und daß der Jubel der Mutter auch ihre treuen, wißbegierigen Söhne mehr als sonst festlich und zur Geselligkeit stimmte. Und die verflossenen acht Tage wurden wirklich, im Bunde aller guten Götter, zu einem einzigen schönen, erhebenden Feste. Wir dürfen uns schmeicheln, daß unsere Stadt und unsere Gegend auf die Fremden den günstigsten Eindruck gemacht hat; wir schieben aber bescheiden die größere Hälfte der gütigen Natur zu, welche unsere Bäume und Reben mit unendlichem Segen beladen und fortwährend ein Zelt vom reinsten Himmelblau über unser Thal ausgespannt hielt. Im selben Verhältnisse, in dem ein Ort, den wir nur bei Regenwetter gesehen, ein, wenn auch nicht unangenehmes, doch schwankendes Bild in uns oft auf Lebenszeit zurückläßt, steht einer, den wir beim lachendsten Sonnenschein besucht, in den heitersten Farben vor unserer Seele, und wir danken es unserm guten Glück, das unser Land in so viele wackere Herzen mit so freundlichen Zügen eingezeichnet hat.

Von den deutschen, unserm Lande nicht angehörenden Gelehrten, die sich hier zusammenfanden, nennen wir nur: Bischoff aus Heidelberg, Boué, Oberreiner, Froriep, Gleeker aus Breslau, Geiger, Gmelin aus Heidelberg, Goldfuß, Harles, Höningshaus, Jäger aus Wien, Jüngken, Kapp aus Erlangen, Kilrstein, v. Leonhard, Leukart aus Freiburg, Liebig, Littrow, Martius, Menke, Hermann v. Meyer, v. Meyer, Munke, Nägele, Nees v. Esenbeck, Nöggerath, Otto, Rüppel, v. Sternberg, Studer aus Bern, Thurmann aus Brunkrut, Tiedemann, Tilesius, Walchner, Weiß, Wiebeking, Wilbrand, Zeune; von Franzosen, deren Anzahl etwa zwei Dutzend betrug, wobei natürlich Straßburg das größte Kontingent geliefert hatte, sind zu erwähnen: Brechet aus Paris, Lobstein aus Straßburg, Omalius d'Halloy, Voltz aus Straßburg. Aus Würtemberg selbst betrug die Zahl der Theilnehmer etwa 240, aus Baden gegen 50, aus der Schweiz etwa 50. Der Kaiser von Rußland hatte drei Bergingenieurs, den Obristen Sobolewsky, den Kapitän Nicolajew und den Lieutenant Sobolewsky hiehergesandt, um der Versammlung beizuwohnen; sie brachten prachtvolle Mineralien aus dem Ural, namentlich gigantische Beryllkrystalle und ein ansehnliches Stück gediegener Platina mit, und Obrist Sobolewski hielt in der ersten allgemeinen Versammlung einen Vortrag über die Gewinnung des Platina in den Bergwerken des Ural und die Methode, dasselbe schmiedbar zu machen. Aus Catania war Professor Gemellaro gekommen, ein Bruder des bekannten, in Nicolosi wohnenden Biographen des Aetna; er brachte sehr belehrende Karten über die Formationen dieses Bergs und eine Suite seiner Laven mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Oktober 1834.

— Zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Pflegen sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken,
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Schiller.

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Der Schriftsteller, der eine solche Frau über sein Werk befragen wollte, würde schlecht berathen seyn, sowie Männer, die Weiber über ihren Anzug fragen, gewöhnlich geschmackvoll gekleidet sind. Forschungen abstrakter und spekulativer Wahrheiten, wissenschaftlicher Ariome, wie Alles, was dahin zielt, Ideen zu generalisiren, eignet sich nicht für Weiber. Ihre Studien müssen sich auf das Praktische beschränken, auf die Anwendung jener Wahrheiten, die Männer auffinden, und hierüber geeignete Beobachtungen zu machen, gehört vor ihr Tribunal. Alle Bemerkungen der Weiber, die nicht unmittelbar zum Kreis ihrer Pflichten gehören, können nur das Studium des menschlichen Herzens oder Gegenstände des Geschmacks zum Vorwurf haben: Erzeugnisse des Genies übersteigen ihren Horizont. Für die positiven Wissenschaften fehlt es ihnen an richtiger Auffassung und an Aufmerksamkeit. Das schwache Weib beurtheilt sehr richtig Alles, was es in Bewegung setzen muß, um seiner Schwäche zu Hülfe zu kommen, nämlich unsere Leidenschaften. Ihre Mechanik ist stärker als die unsrige, denn ihre Hebel erschüttern das menschliche Herz. Alles, was dies Geschlecht nicht aus sich selbst wirken kann, und was ihm doch nothwendig oder angenehm ist, muß es geschickt uns wollen machen. Sie müssen also den Geist der Männer richtig auffassen, nicht den menschlichen Geist im Allgemeinen, sondern genau der Männer, die sie umgeben, denen sie, sey es durch Gesetz oder Neigung, unterworfen sind. Durch ihre Reden, Handlungen, Blicke, Geberden müssen sie lernen ihre Gefühle ergründen. Hiedurch wissen sie, ohne auch nur den Schein zu haben, daran zu denken, ihnen nach Gefallen andere unterzuschieben. Die Männer philosophiren richtiger über das menschliche Herz, aber die Weiber lesen richtiger darin. Sie finden die Moral, und wir bringen solche in ein System. Das Weib hat mehr Verstand, der Mann mehr Genie. Jenes beobachtet, dieser urtheilt. Hieraus entspringt ein helles Licht, das reinste Wissen, was der menschliche Geist zu erringen vermag, mit einem Wort, die sicherste Menschenkunde.

Die Welt ist das Buch der Weiber; lesen sie falsch, so ist es ihre Schuld, oder irgend eine Leidenschaft leitet sie irre. Der Weiber Vernunft ist eine praktische Vernunft, die ihnen sehr gewandt die Mittel zeigt, zu einem gewünschten Ziele zu gelangen, die sie aber selten dasselbe finden läßt. Der Weiber Urtheilskraft ist früher als jene der Männer ausgebildet; da sie fast von ihrer Kindheit an sich im Vertheidigungszustande befinden und einen schwer zu erhaltenden Schatz zu bewahren haben,

Digitized by Google

so müssen sie auch nothwendig früher das Gute und Böse erkennen. Wenn bei den Weibern im Allgemeinen der Verstand schwächer ist und früher abnimmt, so sind sie im Ganzen auch früher ausgebildet, wie eine schwache Samenblume schneller wächst und stirbt, als die starke Eiche. Gegenwart des Geistes, Scharfsinn, feine Bemerkungen sind der Weiber Wissenschaft, die Geschicklichkeit, sie geltend zu machen, ihr Talent.

Man sagt uns: die Weiber sind falsch; sie werden es. Die ihnen eigene Gabe ist Gewandtheit, nicht Falschheit. In den ächten Neigungen ihres Geschlechts, selbst im Lügen, sind sie nicht falsch. Warum ihren Mund fragen, wenn dieser nicht sprechen soll? Beobachtet ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihr Athmen, ihren scheuen Blick, ihren schwachen Widerstand; dies ist die Sprache, die Natur ihnen gab, euch zu antworten. Der Mund sagt immer Nein, und muß es sagen, aber der Ton, mit dem es ausgesprochen wird, ist nicht stets derselbe, und dieser vermag nicht zu lügen. Der Weiber Erziehung muß bezüglich auf die Männer seyn. Diesen gefallen, ihnen nützen, ihre Achtung und Liebe erwerben, sie erziehen, sie besorgen, sie berathen, sie trösten, das Leben ihnen zu versüßen und zu verschönern: dies sind zu allen Zeiten der Weiber Pflichten, in welchen man von zarter Kindheit an sie unterrichten muß.

Das Uebergewicht der Weiber über die Männer ist an sich kein Uebel. Es ist ein Geschenk der Natur zum Glücke der Menschheit. Besser geleitet, würde es so viel Gutes stiften, als es nun Nachtheil hervorbringt; man fühlt nicht hinlänglich die Vortheile, welche daraus hervorgehen würden, wenn man dieser Hälfte des Menschengeschlechts, bestimmt, die andere zu beherrschen, eine bessere Erziehung gäbe. Die Männer würden immer thun, was den Weibern gefällt. Wollt ihr sie groß und tugendhaft, so lehrt die Weiber Tugend und Seelengröße kennen. Die Herrschaft der Weiber über die Männer beruht nicht im Willen der lezteren, sondern in jenem der Natur. Sie gehörte ihnen, ehe sie solche zu haben schienen. Derselbe Herkules, der des Thespis fünfzig Töchter bezwang, mußte bei Omphalen spinnen, der starke Samson war schwächer als Delila. Diese Herrschaft gehört den Weibern und kann ihnen, auch wenn sie solche mißbrauchen, nicht entzogen werden. Könnten sie je solche verlieren, so besäßen sie dieselbe längst nicht mehr.

Es ist sicher: die Weiber allein könnten Ehre und Rechtlichkeit unter uns zurückführen, aber sie verschmähen, einen Scepter aus den Händen der Tugend zu empfangen, den sie einzig ihren Reizen verdanken wollen. Der Wunsch, von den Weibern geachtet zu werden, würde viel Großes hervorbringen, wenn man es verstünde, diese Feder in Bewegung zu setzen.

Wehe dem Jahrhundert, wo die Weiber ihr Uebergewicht verlieren und die Männer deren Urtheil nicht mehr achten. Es ist der Sittenlosigkeit höchster Grad. Alle sittlichen Völker haben die Weiber hochgeachtet. Man blicke auf Sparta, auf die alten Deutschen, auf Rom, auf jenes Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn sie je einen auf der Erde hatten. Da ehrten die Weiber die Siege ihrer großen Heerführer, da beweinten sie die Väter des Vaterlandes, da waren ihre Wünsche, ihre Trauer als der Republik höchster Ausspruch geachtet. Alle großen Revolutionen gingen von ihnen aus. Durch ein Weib erhielt Rom die Freiheit, die Plebejer des Konsulat. Ein Weib endete die Tyrannei der Dezemvirn, Weiber retteten das belagerte Rom aus den Händen eines Verbannten. Wie ändern sich die Zeiten! wie verschieden zeigen sich dieselben Gegenstände! Vielleicht haben wir alle Recht. Zu unserer Zeit würde ein solcher weiblicher Zug in ein Lager lächerlich erscheinen. Laßt es Römerinnen seyn, und wir erblicken nur Volsker und das Herz des Coriolans.

O Weiber! Weiber! geliebte und unheilbringende Gegenstände, die zu unserer Qual die Natur mit so vielen Reizen ausstattete, ihr, die straft, wenn man euch trozt, verfolgt, wenn man euch fürchtet, deren Haß und Liebe gleich schädlich sind und die man ungeahndet weder aufzusuchen noch zu meiden vermag! Schönheit, Reiz, Zauber, Sympathie, unbegreifliches Wesen, Inbegriff des Schmerzes und der höchsten Wollust! Schönheit, den Sterblichen gefährlicher als das Element, das dich erzeugte, unglücklich, wer sich deiner trügerischen Ruhe sorglos hingibt! du erregst dem Menschengeschlechte die gefährlichsten Stürme!

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsezung.)

Noch hatte sich Esther von der Aufregung, in die sie die Erzählung dieses Traums versezte, nicht erholt, die Brüder blickten mit Schrecken in das Antlitz ihrer todesbleichen Mutter, als die Thür sich öffnete und Uriel hereintrat. Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom kräftigsten und ebenmäßigsten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte bedeckt, die Miene ernst, verschlossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel überrascht, aber das Auge matt, in sich zurückgezogen. Das phantastische, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem

Digitized by Google

Benehmen angeboren schien. Uriel wußte nicht, was seinem Eintreten unmittelbar vorhergegangen war; aber die aufgeregte Stimmung, in der er seine Familie antraf, war ihm willkommener, als hätte man sich ihm mit ruhiger Erwartung oder gar mit vorbereiteten Fragen genähert. Die Spannung war ihm lieb, denn sie gab ihm ein Recht, sich still auf einen Sitz zu begeben, den das Licht nicht erhellte, seinen weiten Mantel um sich zu schlagen, und ohne Gruß oder Danksagung auf einen gebotenen in seinem dumpfen Brüten fortzufahren.

Ruben näherte sich ihm zuerst und zerrte gleichsam kindisch an dem Riegel, der sein Benehmen verschloß. Die Uebrigen suchten durch Töne, die sie absichtlich, dies oder jenes im Zimmer verschiebend, hervorbrachten, die ängstliche Stille zu unterbrechen, denn sie litten sichtlich an dieser Pein der Ungewißheit, ob sie gleich nicht wagten, sich geradezu an die Ursache ihres Kummers zu wenden. Uriel, der ein so feines Ohr hatte, daß er die Pulse in seiner Familie klopfen hörte, war unfähig, seine Verstimmung bis zur Grausamkeit zu steigern. Er richtete sich auf, legte seinen Mantel ab, lüftete seine Kleider und nahm eine so freundliche Miene an, daß er Vieles dafür hingegeben hätte, wäre sie ihm natürlich gewesen. „Ihr wart vielleicht meinetwegen in Sorge," begann er. „Es ist wahr, ich sollte nicht so lange ausbleiben; aber Ihr wißt, wie sehr ich es liebe, mich auf einsamen Wanderungen mit meiner Seele zu beschäftigen." Er näherte sich dem Tische und verschmähte die Erfrischungen an Obst und Südfrüchten nicht, die ihm die Mutter anbot. „Ihr solltet Euch nicht so abhängig von mir machen," fuhr er fort; „denn ich bin ein mürrischer Mann und nicht dazu geschaffen, Jemanden glücklich zu machen. Ich sollte nur ein Geschäft haben, dann würden meine religiösen Händel Eure Aufmerksamkeit nicht so erregen. Was kümmern Euch diese Streitigkeiten, welche neben Euren und meinen Schicksalen nur so nebenher laufen und Niemanden von uns in den Weg treten können? Auch habe ich mich entschlossen, alle diese Zwistigkeiten von mir zu weisen. Ich will sehen, ob es mir nicht gelingt, selbst meinen Geist von einer Unruhe, welche völlig fruchtlos ist, zu befreien. Warum beraube ich mich des Glückes, in ruhiger, ungestörter Gemeinschaft Eurer Freuden zu leben? Ich ritze mir selbst die Seele wund und mache, daß alle meine Geistesthätigkeiten in fortwährendem Fieber liegen. Ja, ich gestehe Euch, daß ich oft nicht weiß, ob ich mich meines Unglücks nicht eher zu schämen, als zu trösten habe." Er hielt einen Augenblick inne in diesen Geständnissen und genoß vielleicht selbst die seligen Gefühle, welche er damit in den Seinigen hervorrief. Dann fuhr er fort: „Ich weiß wohl, daß die menschliche Seele niemals ihren Mittelpunkt finden kann, außer in Gott, und daß sie, so oft sie einen solchen gefunden zu haben glaubt, von Gott immer am entferntesten ist. Ich fühle es, wie nahe ich dem Tode bin, wenn ich glaube, das Leben ergründet zu haben. Meine Unruhe hat keinen Grund, oder ich muß gestehen, daß es meine Schwäche ist, die mich martert. Wie oft schuf ich dem Schöpfer nicht schon seine Welt nach, und wie riß ich sie nicht wieder nieder, um sie auf's Neue zu bauen! Das scheint mir jetzt der Fluch jener abgefallenen Geister zu seyn, welche in ihrem noch seligen Zustand beauftragt waren, dem Herrn bei der Weltschöpfung zur Hand zu seyn. Sie wandten sich aber von dem Meister ab, und nun quält sie das brennende Verlangen, ihm es nachzuthun. Das Ansammeln von Gedanken, von denen sich einer aus dem andern spinnt, ist überhaupt mehr eine Versuchung, als eine Benutzung göttlicher Kräfte; denn es ist mir noch nie geworden, Freude an dem Gewonnenen zu finden, es sey denn, daß ich gerade Jenes bestätigt fand, was ich mit meinen Gedanken zertrümmern wollte. Ich fühle, wie wohl es thut, in Eurem Kreise zu leben." Diese Gedanken, welche so oft allein im Stande waren, ringenden Genien einen augenblicklichen Frieden wiederzugeben, verfehlten auch auf Uriel ihre Wirkung nicht. Es ist jene Ideenfolge, welche starke Seelen immer einschläfert, weil sie nur im Zustande der Ermüdung eintreten kann. Uriel setzte sich heiter in den Kreis der Seinen, und beobachtete lächelnd, wie die Mutter, die ihre freudige Beruhigung gern noch hinter einem kleinen Einwurfe versteckt hätte, durch einen ernsten, gleichsam unwilligen Blick von seinen Brüdern in die Schranken gewiesen wurde. Unter vertraulichem Gespräch zog sich der Abend diesmal bis nahe an die Schwelle der Mitternacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Ornemanisten.

Wir haben zuweilen gewisse Aufruhre hier, die sich aber in's unendlich Kleine verlieren und daher von den Zeitungen nur oberflächlich erwähnt werden. Und dennoch ist der Beweggrund ungefähr derselbe, welcher zu Lyon so ernsthafte, blutige Auftritte veranlaßt hat, nämlich der Arbeitslohn, der ewige Streit zwischen Meister und Taglöhner, zwischen den Zahlenden und den Gedungenen. Da der Streit aber diesmal nur zwischen kleinen Massen und ihren Herren stattfindet, und im Grunde eben nicht aus Elend entspringt, so hat er auch wenig auf sich und wird immer gütlich

Digitized by Google

beigelegt. So gibt es hier eine Klasse von Halbkünstlern, welche man Ornamanisten nennt, weil sie die Ornemens oder Verzierungen an den großen Staatsgebäuden verfertigen; diese Handarbeit erfordert eine gewisse Geschicklichkeit und eine große Präzision; sie wird daher gut bezahlt, und ein fleißiger Ornamanist steht sich so gut, als ein wenig beschäftigter Künstler. Auch sehen sich diese Arbeiter als eine Art von Künstlern an, und leben daher ziemlich flott; es sind meistens lustige junge Leute, die vier oder fünf Tage in der Woche unermüdet arbeiten und sich die beiden andern gütlich thun. Sie haben es gewöhnlich nur mit Unternehmern von Staatsbauten zu thun, und werden daher sehr pünktlich bezahlt. Wenn nun geschäftige Friedenszeiten, wie jezt, ihre Arbeit und Geschicklichkeit in Anspruch nehmen, so fühlen sie, etwas mehr als billig, ihre Wichtigkeit und machen ihre Bedingungen darnach; will man diese nicht eingehen, so zieren sie sich zurück und die Arbeit geräth in's Stocken. So ging es neulich bei dem Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, an welchem nun schon seit länger als zwanzig Jahre gearbeitet wird und der seit 1830 seiner Vollendung nahe rückt. Eben so geht es jezt an der prächtigen Magdalenenkirche, die unstreitig eines der schönsten Monumente von Paris werden wird, obschon noch immer bezweifelt werden kann, ob eine getreue Darstellung eines altgriechischen Tempels sich für eine katholische Kirche schickt, wobei man die Glocken hinter dem Giebelfelde verbirgt, damit kein Thurm das alt-klassische Ansehen des Tempels störe. Ungeheure Summen werden noch immer für dieses Gebäude verschwendet oder, wenn man will, ausgegeben, und die Verzierungen besonders haben in der lezten Zeit eine Menge jener erwähnten Halbkünstler beschäftigt. Dies hat sie übermüthig gemacht, sie haben ihre Forderungen höher gestellt, und da man ihnen nicht Genüge geleistet, sind sie abgetreten und verzögern jezt das Beginnen der Malerarbeiten, die erst nach Vollendung der Steinhauerei thunen angefangen werden. Gewöhnlich endigt ein Jüstemilieus-Vertrag dergleichen Zwistigkeiten, ohne daß Gensdarmen und Polizeisergeanten dazwischen zu treten brauchen, und so wird es auch wohl diesmal geben. Die Unternehmer der Arbeiten, welche den Lohn ihrer Unternehmung auch gern bald einernten, werden sich zu einem kleinen Opfer verstehen müssen, und die Herren Ornamanisten, die doch einsehen müssen, daß man ihrer bald wird entbehren können, da ihre Arbeit zu Ende geht, werden auch wohl ein wenig nachgeben. Wenn von beiden Seiten etwas nachgelassen wird, so ist die Uebereinkunft bald geschlossen. So klug ist man aber leider nicht immer, und wenn einerseits nichts nachgelassen wird, entsteht Erbitterung und zulezt Empörung oder sonstige Feindseligkeit. — Kaum werden die Arbeiten an der Magdalenenkirche und dem Triumphbogen vollendet seyn, so werden andere auf Kosten der Stadt beginnen, um den großen Concordeplatz, der noch immer so geblieben ist, wie er vor vierzig Jahren war, zu verschönern. Hier finden die Künstler wiederum eine schwierige Aufgabe; auch haben sie sich schon vielfältig daran versucht. Vor mehreren Jahren war die Verschönerung des Concordeplatzes zu einer Preisaufgabe gemacht worden, und es hatten die Künstler die herrlichsten Pläne eingesandt; einige hatten freilich den Fehler, daß die Kosten die zur Verschönerung des Platzes bestimmte Summe vier- bis fünfmal überstiegen. Dies ist aber etwas sehr Gewöhnliches bei den Pariser Monumenten; fast alle kosten fünf-, einige sogar zehnmal mehr, als der erste Anschlag betrug.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsezung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Zum ersten Geschäftsführer war voriges Jahr zu Breslau der Greis gewählt worden, von dessen schon vor vierzig Jahren ausgesprochenen, nicht nur glänzenden, sondern äußerst fruchtbaren Ideen ein bedeutender Theil der Naturwissenschaften eine neue Aera datirt. Dieser Mann, der ehrwürdige Kielmeyer, eröffnete am 18ten September im Ständesaale die erste allgemeine Versammlung mit einem Vortrage, worin er die geistreichsten Winke über das Wesen des Naturphänomens gab, daß die Pflanzen im Allgemeinen mit der Wurzel abwärts, mit dem Stengel oder Stamm aufwärts senkrecht auf den Horizont wachsen, auch wenn die Ecke, auf welcher sie stehen, denselben schneidet; nachdem er dargethan, daß die bis jezt bekannten, in der Erde wirksamen Kräfte, Schwere, Elektrizität, Magnetismus, zur Erklärung der Erscheinung nicht ausreichen, divinirt er gleichsam, es möchte vielleicht in Kurzem dem menschlichen Geiste möglich werden, sich mittelst einer neu aufgefundenen Kraft von der Erscheinung Rechenschaft zu geben. — Weder in dieser ersten, noch in den beiden folgenden allgemeinen Sizungen fehlte es an interessanten Vorträgen; indessen erschienen diese allgemeinen Versammlungen auch hier nur allzu sehr als die schwächste Seite des so schön gedachten und sonst in seiner Organisation, in seinem Mechanismus sich immer besser entwickelnden Vereins. Sie theilen einmal ihrer Natur nach die allen öffentlichen Akten anklebende Langeweile, und dann besizt der Deutsche im Allgemeinen nicht die Gabe, einen Gegenstand des Wissens und Forschens populär und klerisch für das, was man ein größeres Publikum nennt, für Weiber und momentane Neugierige oder Müßiggänger zuzurichten. Man kann einmal von der Eiche keine bloß dem Auge schmeichelnden Granatäpfel pflücken, der Deutsche wird es schwerlich je in der wissenschaftlichen Repräsentation weit bringen; aber etwas genießbarer, sollte man meinen, ließe sich doch jener Aktus machen, und zwar durch Revision der Themen der Vorträge einerseits und der Lungen- und Sprachwerkzeuge andernseits. Es haben sich auch hier Stimmen erhoben, welche eine Reform der Statuten in dieser Beziehung verlangten, aber die Gefälligkeit der Geschäftsführer einerseits, welche von jeher darum leicht zum Uebermaaß ausartete, weil sie am jedesmaligen Versammlungsort Einheimische sind, andernseits die blinde Eitelkeit und Sprachfertigkeit mancher Gelehrten sind schwer zu reformirende Eigenschaften, und so wird es denn beim Alten bleiben. Die hier gehaltenen Vorträge in dieser Beziehung zu kritisiren, steht weder dem Verfasser dieses Briefes zu, noch gehört es für diese Blätter; wir führen nur Ein Beispiel an. Professor Gemellaro hielt einen, wie wir von solchen wissen, die ihn gelesen, sehr interessanten Vortrag über den Aetna in lateinischer Sprache. Der wackere Mann meinte es sehr gut, er glaubte in der würdevollen gelehrten Sprache zu einem erleuchteten Kreise zu reden, und wußte nicht, daß er mit seiner italienischen Aussprache des Lateinischen uns so unverständlich war, als wenn er spanisch gesprochen hätte. Wie leicht wäre es gewesen, den Mann zu vermögen, daß er die Vorlesung einem Manne deutscher Zunge überirug, oder, wenn ihm daran lag, die Abhandlung selbst vorzutragen, daß er sie in die Form der ihm sehr geläufigen französischen Sprache goß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Oktober 1834.

Ich fühle mich so groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein;
Du sollst mich kennen lernen, höre mich.

Goethe.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Kaum graute der Morgen, als sich Uriel schon von seinem Lager erhob. Er fand im Hofe seinen Diener damit beschäftigt, sein Pferd anzuschirren, schwang sich dann auf und ritt durch die noch stillen Straßen von Amsterdam. Obgleich die Stimmung des gestrigen Abends noch einige Töne in seinem Innern nachklingen ließ, so konnte er doch nicht umhin, da er bei der Judensynagoge vorüberritt, gleichsam wie zum Morgensegen einige Verwünschungen gegen sie auszustoßen. „Was dürfte dem Himmel angenehmer seyn!“ sezte er hinzu und spornte sein Pferd, daß er diesem verhaßten Bereiche entkam. Dem Thore sich nähernd, hielt er öfters an und warf in die hier auslaufenden Straßen spähende Blicke, als ob er Jemandens wartete. Doch wie er das Thor erblickte, sah er, daß sein Vetter Ben Jochai sich schon früher zu ihrem Stelldichein eingefunden hatte. Ben Jochai war jünger als Uriel, kleiner von Wuchs, die Gesichtszüge zusammengedrängter und orientalischer, in seinem ganzen Wesen lag viel freiwillige Unterwerfung, vielleicht mehr, als hinreichend war, um Vertrauen zu ihm zu erwecken. Er verneigte sich tief gegen Uriel und nahm die ihm dargebotene Rechte mehr als eine unerwartete Herablassung an, denn als die freundschaftliche Begrüßung eines Gleichgestellten, geschweige eines Verwandten. Uriel, dreisten und unverschlossenen Sinnes, verwies ihm, indem sie fortritten, diese seine Zögerung und nannte sie Mangel an Zuvorkommenheit. Aber Jochai lächelte bescheiden und sagte: „Theurer Vetter, es ist eine zu kurze Zeit, daß mir vergönnt ist, in Deiner Nähe zu seyn. Du warst schon lange in Holland, ohne daß ich mehr von Dir erringen konnte, als die ausdruckslose Begrüßung eines Verwandten, der älter und weiser ist, als ich. Jezt haben Dir aber günstigere Verhältnisse mein brennendes Verlangen, von Dir Freund genannt zu werden, erst seit Kurzem verrathen, und ich fühle, daß es, wie sehr ich Dich liebe, doch immer noch eine Scheidewand gibt, welche mich, wenn auch nicht von Deinem Herzen, doch von Deinem Geiste, Deinen hohen Einsichten und Deinen Tugenden trennt.“ Uriel entgegnete: „Das gelte nicht, lieber Vetter! Du hast mich Dir verpflichtet durch Aufopferung und durch Unterstützung in meinen theuersten Planen, und ich weiß, was ich Dir Alles dafür zu geben schuldig bin. Diesen Morgen habe ich dazu erwählt, Dich in meine Verhältnisse, die Dir zum Theil noch unbekannt seyn müssen, tiefer blicken zu lassen. Sieh, die Sonne ringt sich drüben aus den Nebeln los. Sey dies ein Zeichen, daß nur reine, lichte Wahrheit über meine Zunge kommen

Digitized by Google

soll.“ Uriel ließ die Zügel seines Pferdes tiefer gleiten und begann folgende Mittheilung: „Vor allen Dingen höre das Wichtigste, lieber Vetter: ich bin ursprünglich im Christenthum geboren, erzogen, und habe länger als zwanzig Jahre darin gelebt. Mein Vater Acosta, ein Jude, veränderte seinen Glauben, ich weiß nicht, ob dazu gezwungen, oder durch Vorspiegelung solcher Ehren, wie sie ihm später wirklich zu Theil wurden. Er kam in genaue Berührung mit dem Hofe von Portugal und wurde sogar in den Ritterstand erhoben. Seine großen Reichthümer mögen hiezu die meiste Ursache gegeben haben. Ich war gleichsam dazu bestimmt, die gute christliche Ueberzeugung meiner Eltern recht an's Licht zu stellen; denn ich sollte mich, wenn auch nicht dem geistlichen Stande, doch einer verwandten christlichen Wissenschaft, hauptsächlich dem canonischen Rechte, widmen. Mein angeborner Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten kam dieser Bestimmung zu Hülfe; ich saß Tag und Nacht über den Schriften, in welchen das Christenthum gelehrt wird, und war diesem Glauben so hingegeben, daß ich ihm selbst da noch treu blieb, als mein Vater starb und sich in meiner Familie die Sehnsucht nach ihrer alten gewohnten Weise, oder wie sie es nannte, das Gewissen regte. Ich betrieb mein Rechtsstudium mit regem Eifer und wurde in meinem zwei- und-zwanzigsten Jahre der Hauptkirche von Porto als Schatzmeister beigesellt. Doch bald ließen die näheren Berührungen mit den Wortführern der christlichen Lehre meine Liebe für sie erkalten, und wie ich denn immer so schwach bin, die Wahrheit einer Sache mit der Lüge ihrer Vertheidiger zu verwechseln, so entschloß ich mich, zu dem Glauben meiner Vorväter zurückzukehren.“ Ben Jochai richtete, vielleicht unwillkührlich, bei dieser Stelle einen scharfen Blick auf Uriel, den dieser sogleich verstand und fortfuhr: „Du wunderst Dich, lieber Vetter, daß ich meinen Entschluß, zum Gesetze zurückzukehren, durch meine Schwäche herunterzusetzen scheine. Doch wollte ich nur sagen, daß sie mir den ersten Anstoß gab, am Christenthum zu zweifeln. Wie sehr ich mich mit Jesus, dem größten Juden aller Zeiten, befreundet hatte, so sah ich doch bald ein, daß es niemals in seiner Absicht liegen konnte, den Dienst Jehovas, den er seinen Vater nannte, zu stürzen und dafür seinen eigenen aufzubauen. Ich überzeugte mich, daß die Schriften des neuen Testaments mit Unrecht zu der Ehre gekommen sind, die Grundlage eines neuen Glaubens seyn zu sollen, sondern daß sie für nichts mehr oder weniger gehalten werden dürfen, als für eine Erscheinung des ersten Anstoßes, den Jesus gab, und welcher ebensowenig für die Erforschung der Wahrheit verloren gegangen ist, als die Entdeckungen eines Pythagoras, Moses oder Sokrates.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

Koketterie.

Die Koketterie heischt einen feinern Scharfsinn als die Höflichkeit: denn eine Frau, allgemein höflich, hat immer genug gethan; aber die Kokette würde bald durch so übel berechnete gleiche Behandlung ihre Herrschaft verlieren. Alle verbindend wollend, würde sie alle ihre Liebhaber zurückstoßen. In der Gesellschaft gefällt die Art, mit der man alle Männer behandelt, oft auch allen; ist man nur gut behandelt, so achtet man nicht so genau der Vorgezogenen; aber in der Liebe ist eine nicht ausgezeichnete Gunst Beleidigung. Ein gefühlvoller Mann zöge vor, mißhandelt, als mit allen andern gleich gut behandelt zu werden, und das Aergste, was uns widerfahren kann, ist, sich nicht ausgezeichnet zu sehen. Will somit eine Frau sich mehrere Liebhaber erhalten, so muß sie Jeden überreden, daß sie ihn vorziehe, und dies muß in Gegenwart der andern geschehen, welchen sie vor ihm dasselbe glauben macht. Will man Jemand in höchster Verlegenheit sehen? Dies ist ein Mann in Gegenwart zweier Frauen, mit deren jeder er in vertrautem Umgange steht, und man beachte die dumme Figur, die er spielt. Man setze in dieselbe Lage eine Frau zwischen zwei Männern (die Fälle werden nicht selten seyn), und man erstaunt ob der Gewandtheit und Schlangenklugheit, mit welchen sie beide täuscht, und wie jeder, des andern heimlich lachend, für den ausschließlich Begünstigten sich hält. Wenn diese Frau beiden gleiches Vertrauen bewiese, gegen beide in gleichen Ton der Traulichkeit stimmte, wie würden sie, auch nur auf einen Augenblick, von ihr sich täuschen lassen? Solche gleich behandelnd, zeigte sie nicht, daß beide gleiche Rechte bei ihr hätten? Wie ganz anders ist ihr Benehmen! weit entfernt, auf gleiche Weise sie zu behandeln, nimmt sie den Schein, mit jedem sich anders zu benehmen; ihr gelingt, diesem, dem sie schmeichelt, glauben zu machen, es geschehe aus Zärtlichkeit, indeß jener, den sie mißhandelt, wähnt, es geschehe, ihn hierdurch zu reizen. So sieht sie jeden zufrieden mit seinem Loose, nur mit ihm beschäftigt, indeß sie im Grunde nur mit sich selbst beschäftigt ist.

Eine gewisse bösartige, spottende Koketterie macht die Schmachtenden noch irrer, als Stillschweigen und Verachtung. Welch Vergnügen, einen süßen Seladon außer Fassung, beschämt, verwirrt und bei jedem Wort befangener zu sehen, wenn gegen ihn nicht brennende, aber desto schmerzendere Liebespfeile abgedrückt werden!

Gespräch. Höflichkeit.

Das gewöhnliche Geplauder rührt nothwendig von einer gewissen Verstandesanmaßung her, oder von dem

Digitized by Google

Werthe, den man auf Kleinigkeiten legt, welche man, thörichter Weise, Andern so wichtig als sich selbst glaubt. Wer die Dinge hinreichend kennt, um solchen den geeigneten Werth beizulegen, spricht nie zu viel; denn er würdigt auch die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und das Interesse, welches man an dem Gesagten nimmt. Leute, die wenig wissen, sprechen gewöhnlich viel, und Jene, die viel wissen, sehr wenig. Es ist natürlich, daß ein Ignorant Alles richtig finde, was er weiß, und Aller Welt es sage. Aber ein unterrichteter Mann legt nicht leicht sein Wissen auf: er hätte zu viel zu sagen, fürchtet, was hierauf Andere sprächen, und schweigt. Das Talent, zu sprechen, behauptet den ersten Rang in der Kunst, zu gefallen; nur hierdurch vermag man neue Reize jenen beizufügen, an welche Gewohnheit den Geist gewöhnt. Es ist der Verstand, der nicht allein den Körper belebt, sondern auf gewisse Weise denselben erneuert, durch der Gefühle und Ideen Reihenfolge beseelt und ändert er die Physiognomie, und bei seinen Reden haftet die Aufmerksamkeit lange mit gleichem Interesse an demselben Gegenstande.

Der guten Unterhaltung Ton ist fließend und natürlich, weder schwerfällig, noch oberflächlich, gelehrt ohne Pedanterie, munter ohne Lärmen, höflich ohne Ziererei, verbindlich ohne Schwulst, muthwillig ohne Zweideutigkeit. Es sind weder Dissertationen, noch Epigramme; man erörtert, ohne zu streiten, scherzt ohne Wortspiele, paart mit Gewandtheit, Verstand und Vernunft Maximen und Witzworte, geistreichen Spott mit der strengsten Moral. Man spricht von Allem, damit Jeder etwas zu sagen habe, erschöpft kein Thema, um nicht zu langweilen, wirft es hin im Vorübergehen, gleitet flüchtig darüber hinweg; Jeder sagt seine Meinung, mit wenig Worten sie beleuchtend; Keiner bekämpft mit Eifer jene eines Andern, oder vertheidigt hartnäckig die seinige; man widerlegt, um sich aufzuklären, Jeder belehrt, Jeder unterhält sich, und man trennt sich zufrieden; der Weise selbst kann aus solchen Unterhaltungen Stoff zu fortgesezter ruhiger Betrachtung schöpfen.

Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen Wohlwollen zu bezeugen. Der Menschheit rechtliches Interesse, einer offenen Seele reine und rührende Ergießungen haben einen ganz andern Ausdruck, als der Höflichkeit falsche Betheuerungen, und der trügerische Firniß, den Weltbrauch heischt. Es ist sehr zu fürchten, daß Jener, der beim ersten Zusammentreffen mich wie einen alten Freund umarmt, nach Verlauf nicht gar langer Zeit einem Unbekannten gleich mich behandle, wenn ich von ihm einen wichtigen Dienst verlange. Sieht man der gewöhnlichen Weltleute so warmen Antheil an so vielen Menschen, so kann man leicht annehmen, daß sie an Niemand welchen nehmen.

Ueberhaupt ist der Männer Höflichkeit dienstfertiger, jene der Frauen schmeichelnder. Man bemerkt dies am auffallendsten in den sogenannten offenen Häusern, deren Hausehre Mann und Frau gemeinschaftlich machen. Beide sind gleich gut erzogen, mit gleichem Geschmacke und Verstand ausgestattet, gleich höflich, von gleichem Verlangen beseelt, die Leute gut aufzunehmen und zufrieden von ihnen weggehen zu sehen. Der Mann unterläßt keine Sorge, auf Alles aufmerksam zu seyn; er geht, kommt, geht der Reihe nach herum, bemüht sich auf tausenderlei Art, und möchte ganz Aufmerksamkeit seyn. Die Frau bleibt auf derselben Stelle. Ein kleiner Kreis sammelt sich um sie und scheint der Gesellschaft übrigen Theil ihr zu verbergen; doch geht darin nichts vor, was sie nicht bemerkt, kein Mensch verläßt den Saal, mit welchem sie nicht gesprochen hätte, sie unterließ nichts von dem, was Alle interessiren konnte, sie sagte Jedem etwas Verbindliches, und ohne die Ordnung zu stören, war doch der Lezte eben so wenig als der Erste vergessen. Bei Tische wird der Mann, der die Leute kennt, die sich zusammen schicken, ihnen hienach ihre Plätze anweisen; die Frau, ohne dies zu wissen, wird sich darin nie trügen. Sie hat den Augen, dem Benehmen schon alle Schicklichkeiten abgelauscht, und Jeder wird an der Tafel den gewünschten Platz einnehmen. Der Hausherr gibt Acht, daß Keiner in der Bedienung übergangen werde; aber die Frau erräth die Speisen, die man mit lüsternen Blicken beäugelt, und bietet davon an. Mit ihrem Nachbar sprechend, wirft sie einen Blick an der Tafel äußerstes Ende, den, der aus mangelndem Appetit nicht ißt, recht gut von Jenem unterscheidend, der ungeschickt oder blöde ist. Nach Tische glaubt Jeder, sie habe nur an ihn gedacht, sie habe nicht Zeit gehabt, nur einen Bissen zu essen, und die Wahrheit ist, daß ihr Appetit der beste war. Ist Jedermann weg, spricht das Ehepaar über das Vorgefallene: der Mann erwähnt, was man mit ihm sprach, was Jene sagten und thaten, mit welchen er sich unterhielt. Ist auch hierin die Frau nicht am genauesten, so hat sie dagegen bemerkt, was man in des Saales entferntestem Winkel leise gesprochen; sie weiß, was Dieser dachte, auf was sich Jenes Aeußerung und Miene bezog; keine ausdrucksvolle Bewegung hatte statt, deren Deutung sie nicht sogleich zu geben bereit wäre, und welche fast immer die richtige ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Millionenrechnungen.

Von jenen Verschönerungsplanen waren einige ausgezeichnet und belohnt worden; es scheint aber, daß man sie

nun alle auf die Seite legt. Ist es nicht die höchste Unbilligkeit, zuerst die Künstler zum Einsenden der Pläne aufzumuntern und dann alle zu verwerfen, obschon man einige derselben höchlich gelobt hatte? Daran sind aber die Künstler in Paris gewöhnt. Ehe ein Bau hier beginnt, gehen die Anschläge durch ein halb Dutzend Büreau's, bleiben in jedem eine Zeitlang liegen, und wenn man glaubt, endlich sey Alles abgefertigt, so tritt irgend eine Behörde, die bei der Sache etwas zu sagen hat, auf und wirft Alles um, was die andern untersucht, gebessert oder gebilligt haben. Freilich kommt kein Monument unter einigen Millionen Franken zu Stande, und man kann es daher der Regierung nicht ganz verdenken, wenn sie die Vorsicht beim Ueberlegen so weit treibt. An dem Hôtel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welches auf dem Kay schon unter Napoleons Regierung angefangen, seitdem aber liegen geblieben war und an dem erst jezt rasch fortgebaut wird, sollen schon drei Millionen darauf gegangen seyn, ehe die Bauten sich noch über den Boden erhoben. Wenn nun drei Millionen in diesem Gebäude unter der Erde stecken, so kommen gewiß zwölf darüber zu stehen. Die Nation erfährt selten, was sie ein vollendetes Monument in Allem gekostet hat; denn es wird so lange und zuweilen mit so vieler Unterbrechung daran gearbeitet, und das Geld wird von den Kammern in so langen Zwischenräumen theilweise gefordert, daß vermuthlich sogar die Regierung zulezt nicht mehr weiß, wie viel sie schon ausgegeben hat. Wenn man die Gebäude von Paris nach ihren Kosten schäzte, so würde eine Summe herauskommen, die vielleicht den Ertrag zweier Welttheile überstiege. Es ist aber auch nicht zu verwundern, daß man in den Prospekten neuer Unternehmungen so oft von Millionen spricht und bei seinen Berechnungen sich in die Millionen versteigt. Als vor zwei Jahren der berüchtigte Vidocq sein Nachweisungsbüreau für Kaufleute anlegte, berechnete er, daß die Kaufmannschaft in Paris jährlich durch Leute, denen sie unvorsichtig vertraut, um 12 bis 18 Millionen betrogen werde; natürlich wollte er ihr diese durch sein Nachweisungsbüreau ersparen, was aber nicht geschehen ist; denn die Kaufmannschaft wird nach wie vor betrogen und läßt sich noch eben so leichtfertig in falsche Spekulationen ein. Neulich haben wir gesehen, daß sich der Vicomte Vatbered mit seinen Omnibus restaurans ebenfalls eine Einnahme von einigen Millionen versprochen hat. Herr Lenner, Inhaber des neulich vom Volke auf dem Marsfelde in Stücke zerrissenen Luftballons, läßt jezt einen neuen zusammennähen, ebenfalls in der Hoffnung, mit Luftfahrten Millionen zu gewinnen. Sogar die Gelehrten sprechen von Millionen. Der berühmte dramatische Dichter Alexander Dumas hat mit einem sehr unternehmenden Manne, dem Baron Taylor, den Vorsatz gefaßt, auf einem eigens dazu eingerichteten Dampfschiffe das ganze mittelländische Meer zu umschiffen und diesen Periplus auf seine Weise zu beschreiben; er will den Text und Taylor mit seinen Künstlern die Kupfer liefern, und so wollen sie eine Zeitlang das Publikum in kleinen Heften angenehm unterhalten. Jeder hofft dabei einen Antheil von einigen Millionen zu bekommen und dann gemächlich ausruhen zu können. Wenn es wahr ist, daß sie bereits 40.000 Abnehmer zu ihren Reiseheften haben, wie ihre Agenten behaupten, so wäre allerdings ein guter Anfang zu jenen Millionen gemacht. Und wenn man sieht, mit welchem Aufwande einige Modeschriftsteller hier leben, so meint man allerdings, sie müssen Millionen nöthig haben, um dieses üppige Leben so fortsetzen zu können.

Dg.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsezung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Diese allgemeinen Versammlungen, deren Bestimmung zunächst keine andere ist, als das Zusammentreten der Gesellschaft feierlich zu constatiren und den Ort der nächsten Versammlung zu wählen, haben allerdings mit dem eigentlichen Zweck des Vereins wenig zu schaffen. Je reger indessen auch hier die Theilnahme des Publikums daran war, je mehr sich selbst unsere Frauen dazu drängten, desto mehr mußte Jeder wünschen, daß sich die Wissenschaft, im Interesse ihrer Popularität, ein klein wenig mehr auf das Paradiren verstehen möchte. Der eigentliche Zweck dagegen, die natürliche Beschaffenheit der Gegend des Versammlungsorts, seine wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, und sich unter einander kennen zu lernen, Ideen und Erfahrungen auszutauschen, ist hier gewiß, trotz der mannichfaltigen, von der Gastfreundschaft gebotenen Zerstreuungen, in befriedigendem Grade erfüllt worden. Zu den Sitzungen der Sektionen war das große, eben fertig gewordene, sehr hübsche Kanzleigebäude eingeräumt. Wir hoffen nicht, daß Themis zu der Weise, wie ihr Tempel eingeweiht wurde, die Nase gerümpft hat. Wenigstens sah der Name Justinians ganz heiter auf die Mineralien und Versteinerungen, die verworrenen Prozeßakten der Erdbildung, nieder, und das Symbol der Wage paßte für die transitorische Bestimmung zum allerwenigsten eben so gut, als für die permanente. Wenn die fragmentarischen Verhandlungen, welche den bestgeordneten unsers Kassationsgerichts voranzugehen, ungleich kurzweiliger sind, als diejenigen, welche hier dereinst Numine Justiniani werden vorgenommen werden, so haben dafür jene im Ganzen völlig die Natur eines Reichskammergerichtsprozesses, welche unsere Prozesse, Gottlob! längst ausgezogen haben. — Neben den gewöhnlichen Sektionen war diesmal eine landwirthschaftliche gebildet worden, wozu der mit der vorzüglichen Bestimmung unsers Landes zum Ackerbau in Verhältniß stehende Umfang der in hiesiger Stadt und ihrer Umgebung bestehenden Anstalten für dieses Fach, und die Anwesenheit mehrer achtungswerthen fremden Landwirthe zunächst Veranlassung gab. Die in dieser Abtheilung aufgestellten reichen Proben unserer diesjährigen Früchte waren ein schönes Symbol jener Bestimmung unsers Landes, und überzeugten die Fremden, daß unsere Stadt nur das größte Dorf in einem großen Garten ist. — Der wissenschaftliche Verkehr in den Sektionen war sehr interessant, mannichfaltig und lebendig; viele Mitglieder hatten eine Menge Naturgegenstände, Präparate, Instrumente, Abhandlungen und Erfahrungen mitgebracht. Die Leser erwarten keine Details über diese Verhandlungen, deren vornehmster Reiz nicht im Mitgetheilten, das ja, und wäre es nur ein Tropfen, seinen Weg in den Strom der Wissenschaft ohnehin fände, sondern in der Anschauung der Persönlichkeit des Mittheilenden liegt. Indessen ist uns unter dem, was hier zur Sprache kam, Manches aufgestoßen, was sich in gehöriger Form trefflich zu Vorträgen in den allgemeinen Versammlungen geschickt hätte; wir rechnen hieher z. B. das, was Zenne aus Berlin in der mathematisch-geographischen Sektion über den Seeboden mitgetheilt hat, und wir können uns im Interesse unseres auf der Galerie stehenden Publikums das Vergnügen nicht versagen, mit einigen seiner geistreichen Bemerkungen, wie wir sie flüchtig aufgefaßt, unsern Bericht zu schmücken.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Oktober 1834.

— Locum immeritum causatur inique:
In culpa est animus.

Horat:

Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit.

England ist in der öffentlichen Meinung des Festlandes das Land der dicken Luft und der Nebel, des dicken Bluts und des Selbstmords. Wer von Paris spricht, meint darunter Frankreich; wer Paris sah, hat Frankreich gesehen. Wer von Englands Nebeln spricht, bezeichnet damit die Nebel Londons, und wer London sah, hat noch keineswegs England gesehen. Nun, mit den Nebeln mag es in London seine Richtigkeit haben; daß es aber mit den Selbstmorden seine Richtigkeit nicht hat und daß das heitere Paris dieser schauderhaften Handlungen bei Weitem mehrere zählt, als das düstere London, ist bekannt und war bekannt, ehe Bulwer in seinem England und die Engländer — ein Werk, das, nebenbei zu bemerken, im Auslande viel höher gestellt wird als im Inlande, weil es für das Inland Unwahrheiten enthält, welche das Ausland für Wahrheiten nimmt — durch eine Art statistischer Tabellen jene Thatsache nachwies. Wiewohl indessen die Nebel Londons nicht weggestritten werden können, so wird doch wohl im Allgemeinen zu viel von ihnen gesprochen. Daran sind die Londoner selbst schuld; sie hassen den Rauch ihrer Stadt und lieben davon zu reden. Wer einem Ausfluge nach dem Continente oder, im Fall gewisse Ursachen einen solchen verhindern, einer mehrtägigen Landpartie ein Mäntelchen umhängen will, der hängt es — in den Rauch. Der hohe Adel zieht in die Stadt, wenn er sich einbildet, daß der Rauch ausziehe, und eilt auf seine Landsitze zurück, wenn er meint, daß er im Rauche der Stadt ersticken müsse. Für Alle, die mit den Parlamentssitzungen nichts zu thun haben, ist dies die einzige scheinbare Rechtfertigung einer Sitte, von der man sich wahrhaftig nicht genug wundern kann, wie der Rauch im Stande gewesen ist, sie so lange, sie bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Wenn in andern Ländern der Frühling sein Grün und seine Blüthen dem Schnee und dem Eise des Winters folgen läßt, macht der Städter sich nach seinen Landsitzen auf, das müde Auge im frischen Grün zu stärken, die wunde Brust im Blüthenduft zu heilen; wenn in England der Frühling die ganze Fülle seiner Reize, den wunderbaren Schmelz seiner Farben auf die Fluren breitet, was thut da der Engländer? Er kann nicht schnell genug nach London kommen; die Season, die Jahreszeit bricht an, die Tanzsäle werden geöffnet, und es tanzt sich so schön in den milden Mainächten, in den heißen Junitagen! Die italienische, die deutsche Oper beginnt, man stößt und drängt sich in den Routs; und sobald die Tage anfangen kurz und die Bäume gelb zu werden, da ist die Season vorüber und man entflieht dem Rauche der Stadt, um sich auf dem Lande am Kaminfeuer zu wärmen.

Digitized by Google

Ist denn nun aber London wirklich die schmutzige, räucherige, ungesunde Stadt, für welche sie allgemein gilt? Ein Deutscher, der schon oft über das Weichbild seines Geburtsortes hinausgewandert war — auf den Jahrmarkt in die nahe Stadt, und der von der Fregatte, die auf der Havel bei der Pfaueninsel vor Anker liegt, sich ein deutliches Bild von der Schlacht bei Navarin entnommen hatte, wurde von dem unaufhaltsamen Rade des Verhängnisses nach London getrieben. In seiner Phantasie breitete sich London unter dem Bilde eines offenen, weiten, Alles verschlingenden Grabes aus, und obgleich der Anblick zweier Linienschiffe, denen sein Dampfboot auf der Ueberfahrt begegnete, ihn von seinem Irrthum hinsichtlich der Schlacht bei Navarin überzeugte, fiel es ihm doch nicht entfernt ein, daß seine Vorstellung von London eben so irrig seyn könne; die Anekdote von den Dienern des persischen Gesandten, welche nach sechswöchentlichem Aufenthalt in London bei dem ersten Sonnenblick zu ihrem Herrn hereingestürzt kamen: „wir haben sie gesehen!“ war ihm zu lebhaft im Gedächtniß. Als er die Themse hinaufschwamm, nahm er in Gedanken Abschied von dem blauen Himmel, den er nun nicht mehr sehen, von der Sonne, die ihm nun nicht mehr scheinen, von dem warmen Leben, das sich nun bald in eisigen Tod verwandeln sollte. Es war Mitternacht, als er ankam. Wie er am folgenden Morgen nach einem herzhaften Schlafe die Augen aufschlug — war er denn in London? Die Sonne schien ihm in's Gesicht. Er wollte vor Freude lächeln; aber nein: leider! rief er, das ist kein Sonnenschein! das ist dasselbe helle Gaslicht, welches mich gestern Abend glauben machte, es sey Tag statt Nacht, welches die Nacht zum Tage und den Tag, ach Gott! auch nur zum Tage macht. Warum sind die Menschen hier nicht mindestens so menschenfreundlich, daß sie, die Täuschung täuschender zu machen, in jeder Laterne am Tage drei Flammen und des Nachts, wie in Dresden jede Nacht um eilf Uhr, nur eine Flamme und diese möglichst spärlich anzünden. Aber indem er sich aufrichtete, fiel sein Blick durch die Fensterscheiben in den blauen Himmel. Das konnte keine Täuschung, kein Erzeugniß des künstlichen Gaslichtes seyn; er sprang an's Fenster und starrte entzückt in den blauen Himmel und in die goldene Sonne. Als er dann die lange Oxfordstraße durchwanderte, die herrliche Regentstraße sah, den Waterlooplatz überschritt und durch die breiten Straßen Pall Mall, Whitehall und Parliament nach der Westminsterbrücke kam, er statt aus einer Pfütze in die andere zu treten, überall die breiten, ebenen, trockenen Bürgersteige fand, er statt in engen Gassen von wirbelndem Dampfe erstickt zu werden, überall frische Luft athmete und unter dem blauen Aether im Sonnenscheine wandelte — da gestand er dem Freunde, daß seine Vorstellung von London so irrig gewesen sey wie die von der Schlacht von Navarin.

Es war allerdings ein Sommermonat, in welchem unser Deutscher hier ankam, und allerdings ist Londons Physiognomie im Sommer freundlicher als im Winter. Allein wie kurz macht sich hier der Winter! Und wenn die warme Luft das wenige Eis weggeschmolzen hat, wenn die Bäume ihre grünen Kleider wieder anziehen und die Kinder auf dem Lande im jungen Grase mit den ersten Blumen spielen, da braucht der Londoner nicht über den Umkreis der Stadt hinauszugehen, um auf Rasen zu wandeln, da braucht er nur aus seinem Fenster zu sehen, um grüne Bäume zu erblicken. Die Wohlthat des sogenannten Squares, dieser geräumigen, mit Bäumen bepflanzten und gleich Gärten gepflegten Plätze, hat vielfache Anerkennung gefunden und kann auch nie genug gelobt werden. Wunder muß es hingegen nehmen, wie Tausende von Menschen in London geboren werden und in London sterben, wie Tausende von Fremden nach London kommen und London verlassen können, ohne zu bemerken, daß unter den sechstausend Gassen dieser Riesenstadt kaum eine einzige seyn dürfte, die nicht wenigstens einen Baum besitzt, an dessen grünem Laube das Auge sich erfreuen und erfrischen kann. Vom Westende, diesem frei und offen gebauten Theile, dieser Zierde Londons, ist hier natürlich nicht die Rede. Um den aufgestellten Satz zu beweisen, bedarf es einer Wanderung durch die City, durch die engen, verschlungenen Gassen und Gäßchen dieser ungeheuern, immer bewegten Handelswelt. Selbst hier überall grüne Bäume. Die lange, enge Wattingstraße allein scheint keinen Raum für solche Allodria zu haben; doch das scheint nur so: einem aufmerksamen Wanderer wird der Baum nicht entgehen, der dort auf dem Dache eines Hauses grünt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

„So schloß ich weiter,“ fuhr Uriel fort, „und riß zuvörderst das historische Gewand von der Christuslehre; denn niemals wird dem die Wahrheit sichtbar werden, welcher sich über die Begünstigung, welche der Irrthum so oft von der Zeit, dem Orte, von weltlicher Macht, von dem Zeugnisse darauf gebauter Einrichtungen empfängt, nicht gänzlich hinwegsetzen kann. O wie frei athmete ich damals auf, wie schien mir plötzlich Alles eine andere Gestalt angenommen zu haben! Wie erhaben fühlte ich mich, seit ich den Muth gehabt hatte, dies ganze Gewirre von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und

Digitized by Google

geistlichem Pomp, von kecker Anmaßung der richtigen Meinung und von Verfolgung für Nichts zu halten! Meine ganze Familie kehrte damals gemeinschaftlich mit mir zum jüdischen Bekenntniß zurück, und da wir nicht hoffen durften, unter diesen Umständen in Portugal gesichert zu seyn, da zumal die Inquisition das erste Geschenk war, welches die spanische Herrschaft der mit ihr vereinigten portugiesischen brachte, so verließen wir die Heimath und kamen zu Euch, wo wir liebevolle Aufnahme fanden.“ Uriel hielt hier inne, denn er fühlte wohl, daß er sich schwierigen Geständnissen nahte. Er mußte entweder von dem so eben Zugestandenen Vieles zurücknehmen, oder sich selbst einer auffallenden Unbeständigkeit anklagen. Ben Jochai strich die Mähne seines Pferdes; doch schien sich hinter diese Unbefangenheit seine lauernde Erwartung zu verstecken. „Nun weißt Du ja, lieber Vetter,“ fuhr Uriel endlich fort, „was mir fernerhin Alles begegnet ist. Die ganze Gemeinde ist davon voll, und ich muß sehr fürchten, daß sie in ihrem Eifer schon gegen mich Partei genommen hat. Was ließ sich natürlicher voraussehen, als die Ketzerei, deren man mich beschuldigt? Ich kam bald auf den Gedanken, ob es denn, um meine Abneigung gegen das Christenthum zu beweisen, nöthig war, daß ich Jude wurde? Hatte ich mich nicht von einem Symbol an das andere verkauft, von einer Ceremonie an die andere, von einem Zwange an den andern? Ach, das schnitt tief in meine Seele ein, denn der Trank, den ich gegen genossenes Gift an meine Lippen sezte, war eben so zerstörend, als der frühere. Es war nicht mehr Zweifel, sondern Haß gegen das Göttliche, der mich ergriff. Ich klagte den Himmel an, daß er sich der niedrigsten, elendesten, materiellsten Stützen bediente, um in die Herzen der Menschen einzusteigen, und ergab mich zulezt einer dumpfen Gleichgültigkeit, von der ich glaubte, daß sie gegen Alles schützen könnte. Ich zog mich von der Gemeinde zurück; doch der unglückliche Wahn, in mir ein erwähltes Werkzeug der Jehovalehre gefunden zu haben, bestimmte diese, mich immer wieder aus meinem Versteck hervorzusuchen. Ich sollte die Anwaldschaft für das jüdische Gesetz übernehmen, bald in Schriften, bald in öffentlichen Disputationen, bald gegen Christen, die sich dem Judenthum zuwenden wollten. Mein Herz ist der Lüge Feind, ich schwieg, wenn meine Gegner die Rabbinische Tradition angriffen, ich erklärte sogar, niemals eine Moral des Eigennutzes vertheidigen zu können. Der Bruch mit der Synagoge wurde immer sichtlicher. Man brach in meine Wohnung, raubte die Papiere, welchen ich meine zitternden, schüchternen Gedanken anzuvertrauen wage, Gedanken, die ich nicht aufzeichnen würde, wenn ich sie für schon ausgemachte Wahrheiten hielte; man übergab sie dem Arzte de Silva, meinem ehemaligen Freunde, der entschlossen seyn soll, sie durch eine öffentliche Schrift zu widerlegen. So werde ich, ohne es zu wollen, in einen harten Kampf verwickelt, den ich nicht bestehen kann, weil ich ohne alle Rüstung bin. Denn fragst Du mich, welches mein Ziel, mein Leztes, das ich troz aller Martern nicht lasse, so bricht mein Leid in die Klage aus, die im Raum und in der Zeit Alles um mich her stöhnt, und mich unaussprechlicher verzehrt, als die Widerwärtigkeiten mit der Synagoge. Es läßt sich nichts unwiderruflich festsetzen: ich weiß nichts, lieber Vetter.“ Ben Jochai war offenbar in Verlegenheit gerathen; man wird es immer, wenn die Aufrichtigkeit eines Helden plözlich in jene Rührung übergeht, welche Zuspruch zu verlangen scheint, und den man doch nicht zu geben wagt. Noch dazu war er darauf vorbereitet, daß sein Vetter in das Lob des Christenthums ausbrechen würde; ja er glaubte nach einigen Augenblicken, sich doch nicht in seiner Rechnung betrogen zu haben, und wandte sich zu Uriel: „Unter solchen Umständen muß natürlich Deine alte Liebe zum Christenglauben wieder in Dir erwachen, und ich glaube, Du würdest glücklich werden, wenn Du einzig der Eingebung Deiner Neigung und Deinem Muthe, den ich nicht in Abrede stelle, nachgäbest.“ Doch Uriel winkte mit der Hand, und ohne zu ahnen, daß sein Vetter wie im Tone des Versuchers zu ihm gesprochen hatte, flüsterte er heimlich, als wenn er sich des Bekenntnisses schämte, aber doch mit ganzer Seele: „Ich hasse die Christen!“ gab seinem Thiere die Sporen, und schien eine weite Strecke lang nur mit dem schnellen Hufe seines Rosses beschäftigt zu seyn.

Doch jezt entfernten sich die Reiter von der großen Landstraße und bogen in einen Seitenweg ein, der sie ihrem Ziele näher führen mußte. Vielleicht kam Uriel dadurch in eine ruhigere Gedankenverbindung und hätte gern das Unvermeidliche fallen lassen; doch Jochai hatte die Pause benuzt, um eine Trostrede zusammenzusetzen, wie sie großen Situationen gern nachzuhinken pflegt. „Obschon sich nicht erwarten läßt,“ sprach er, „daß Du auf die Synagoge mit Veränderungen wirken kannst, so wird sie sich zulezt doch entschließen müssen, Dich Deinen eigenen Weg wandeln zu lassen. Du bist schon weit berühmt in diesen Ländern, und wenn gleich der Ruhm das am leichtesten Antastbare ist, so ist der Synagoge doch nicht gegeben, Dich zu erreichen. Du wirst die glücklichsten Tage verleben, wenn erst Judith Deine Gattin ist und sie alle ihre wunderbaren Reize, die jezt noch ihres Vaters Haus verschließt, in dem Deinigen entfalten kann.“ Diese Wendung war wirksamer, als der Anfang in Jochai's Beruhigungsworten. Uriel sah freudig auf, ritt seinem Vetter näher und sprach mit Entzücken: „Dem theuern Weibe so nahe, nimmt

Digitized by Google

mir die Welt eine ganz andere Gestalt an. Kann auch das, was häßlich ist in meinem Leben, nicht zur Schönheit sich plötzlich umwandeln, so fühle ich doch, wie geringfügig es ist, und hüte mich, Gedanken daran zu verschwenden, die ich in dem Augenblicke nur meiner Liebe entzogen glaube. Noch begreife ich nicht, Vetter, wie Du mir Deine Rechte auf Judith so ohne Schwierigkeit abtratest."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Bekanntlich ist in neuester Zeit die Entdeckung gemacht worden, daß die kaspische See um dreihundert Fuß tiefer liegt, als der Spiegel des schwarzen Meers. Es erschien dies den ersten Beobachtern, Engelhardt und Parrot, selbst so auffallend, daß sie sich nur zweifelhaft darüber aussprachen, und an genauere Messungen in der Zukunft appellirten. Aber schon nach wenigen Jahren fand sich das von den bescheidenen Männern mittelst des Barometers gefundene Faktum auf's Schönste und Unzweideutigste bestätigt. Der Zufall führte einen reisenden Engländer, der die Höhen vermittelst des kochenden Wassers bestimmte, an die Küste der kaspischen See, und dieser, der von der Beobachtung Engelhardts und Parrots gar nichts wußte, fand zu seinem Erstaunen, daß der Spiegel der kaspischen See gegen dreihundert Fuß unter dem des Pontus euxinus liegen müsse. Auf diese Weise ist an dem durch ganz verschiedene Methoden und von verschiedenen Beobachtern ganz unabhängig gefundenen Faktum nicht zu zweifeln. Die Ursache dieses Phänomens mag nun seyn, welche sie will. Zenne glaubt im Herodot Spuren zu finden, daß diese Veränderung mit der kaspischen See erst seit den historischen Zeiten vorgegangen. Herodot, da er von dieser See spricht, sagt, sie sey länger als breit, erwähnt aber mit keinem Wort des daneben liegenden, immerhin sehr bedeutenden Aralsees. Könnte man nach diesem, freilich rein negativen Umstande nicht vermuthen, beide Seen haben damals nur Einen ausgemacht? Daß Herodot, dessen Genauigkeit und Zuverlässigkeit man durch die Reisen und Entdeckungen der neuern Zeit immer höher schätzen lernt, vom Aralsee so ganz schweigt, ist immer auffallend, und wenn man nach den bekannten Höhenmessungen in jenen Landstrichen die kaspische See in Gedanken und auf der Karte um jene dreihundert Fuß auffüllt, entsteht ein weiter Wasserspiegel, in welchem die kaspische See und der Aralsee in Eins verschmelzen. — Dieses Phänomen eines Landstrichs, der im Laufe der Jahrhunderte seine Physiognomie so ganz verändert hat, womit auch die Lebensbedingungen für den Menschen ganz andere geworden sind, brachte Zenne auf die Idee, nach den besten Seekarten zu ermitteln, welchen Einfluß ein ähnliches Fallen des allgemeinen Meeresspiegels auf die Gestaltung zunächst von Europa haben würde, mit andern Worten, wie sich der Umriß von Europa darstellte, wenn man von der Meerestiefe dreihundert Fuß wegnähme. Europa verdankt sein Uebergewicht nur seiner Kultur; diese Kultur aber erscheint, wenigstens in ihrer raschen Entwicklung, vorzüglich als Folge der physischen Zerrissenheit unsers Erdtheils, seiner vielfach geschwungenen Küsten, der Unzahl von einspringenden Buchten und Busen, wodurch der Verkehr unter den Völkern und damit die geistige Reibung befördert wird. Es war nun interessant, zu sehen, welchen Einfluß der zufällige Umstand eines um wenige hundert Fuß höhern oder niedrigern Standes des allgemeinen Oceans auf dieses höchst wichtige Moment äußern werde, und Zenne kam nach Anleitung der besten Hülfsmittel zu folgendem überraschenden Resultat. Fiele der Meeresspiegel um jene dreihundert Fuß, so ginge der ganze Norden Europa's jenes Vortheils der Vielgestaltigkeit des Landes verlustig, während er dem Süden ungeschmälert verbliebe. Das weiße Meer, der bothnische und finnische Busen, die Ostsee, das deutsche Meer, der Kanal la Manche, der irische Kanal, alle diese Busen und Meeresarme erreichen die Tiefe von dreihundert Fuß nirgends, oder nur an wenigen Stellen, und wenn sich somit das Meer um so viel zurückzöge, entstünde ein großer Kontinent ohne bedeutend eingeschnittene Küsten, so kompakt wie Afrika, der sich vom Eismeer um den Norden von Scandinavien herum jenseits der shetländischen Inseln an den Westküsten von Irland und Frankreich herab in den Meerbusen von Biscaya zöge; ganz Scandinavien, Dänemark, Großbritannien wären verschwunden, und man könnte in gerader Linie von der Westküste Irlands bis Archangel trockenen Fußes gelangen. Welch gänzliche Veränderung im Geschick der Völker ergäbe sich somit in Folge eines Zurückweichens des Oceans um wenige hundert Fuß! Desto auffallender ist das Resultat derselben imaginären Operation im Süden von Europa: während die Küsten aller oben genannten Meeresarme und Busen ziemlich schief unter den Meeresspiegel streichen, fallen vom Meerbusen von Biscaya an um das ganze südliche Europa herum die Ufer steil ab, und das Meer hat in geringer Entfernung vom Lande fast überall eine große Tiefe, so daß die See um jene dreihundert Fuß fallen könnte, ohne daß sich die Umrisse der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Griechenlands u. s. w. wesentlich veränderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthselmetamorphosen.

(s. Nr. 286.)

1.

Macht doch ein ganz Gebirg geschwind
Mir aus geköpftem jungen Rind!

2.

Gebt ihm zum Kopf ein M statt L:
Zum Vogel wird mein König schnell.

3.

Es ist ein schlechter Kerl, gebildet wird er ganz
Aus umgestülptem Fuchs und angefügtem Schwanz.

4.

Ein Amtsgesicht, des Kopfs beraubt,
Wird zahnscharf Thier, das Speisen raubt.

5.

Nimm den Kopf dem König der Welt und hintenan sey' ihm.
So zur Königin wird er, doch in kleinerem Reich.

6.

Wenn du dem menschenähnlichsten Vieh anheftest ein Köpfchen,
Mensch wohl, ähnlich dem Vieh, wird es doch immer noch seyn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Oktober 1834.

Der Liebe Fühlen ist empfindlicher
Als der gewundnen Schnecke zartes Horn.
Den leckern Bacchus nennt geschmacklos Liebe;
Wenn Liebe spricht, hallt aller Götter Sang
Die Himmel selbst in Ruh durch Harmonie.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Jochai lächelte und entgegnete: „Obgleich mich schon die Wiege zu Judiths Verlobten machte, so gelang es mir doch in reiferen Jahren nie, mich in mein Recht einzusetzen. Ich überließ es Dir, weil ich Dich liebe und Dein Leiden um die Angebetete mir Mitleid einflößte. Ich konnte auch Judiths Verlangen nicht besser stillen, als wenn ich Dir den Paß erleichterte. Ich freue mich nun, Euch glücklich zu sehen.“ Uriel reichte ihm die Hand und sagte: „Deßhalb hast Du mich auch zu Deinem ewigen Schuldner gemacht. Einen treuern Boten und uneigennützigeren Zwischenhändler, wie sie jede Liebe verlangt, habe ich nicht finden können. Verzeihe mir's, daß ich Dich heut zum Lohne mit so vielen trübseligen Geschichten bedachte!“ Aber Jochai hörte nicht darauf, und wie in Vergessenheit versunken, sprach er vor sich hin: „O Judith ist schön!“ Uriel fühlte, wie seine gesteigerte Sehnsucht das Echo dieser Worte wurde und lauschte entzückt, wie Jochai seinen heimlichen Ausruf mehrfach wiederholte.

Die Sonne hatte schon weit über ein Viertel ihres Halbbogens zurückgelegt, als sich die Reiter dicht in der Nähe ihres Zieles befanden. Das im besten Style für die damalige Zeit gebaute Landhaus des reichen Juden Manasse Vanderstraten schimmerte ihnen durch Boskete und Alleen entgegen; in kurzer Zeit hatten sie die Zugbrücke des Grabens, der noch ziemlich feudalistisch das moderne Schloß umgab, erreicht und ritten in den Hof ein. Dieser so frühe Besuch war eine Ueberraschung; doch bald waren die zerstreuten Glieder des Hauses auf einem Punkte, Judith in den Armen Uriels, der alte Vanderstraten im Handelsgespräche mit Ben Jochai. Es war eine kindische Vorbereitung, mit der die beiden Liebenden die Festtage ihres Zusammensepns zu beginnen pflegten; denn als sie die Orangerie erreicht hatten, welche dicht vom Hause in die hinten liegenden Gärten führte, sezten sie zuerst ihren Schmuck und die äußern Auskleidungen ihrer Schönheit zurecht: Uriel, der jede Kette, jede Haarschnur, das Stirnband, die Ohrgehänge, den Gürtel, Alles unübertrefflich und ganz angemessen fand dem dunkeln, in langen Locken fallenden Haar, der majestätischen Stirn, dem blendenden Nacken, den zahllosen Reizen, mit welchen Judith die kühnste Vorstellung von der griechischen Liebesgöttin übertraf, sie aber, der nichts recht war, weder die Halskrause, noch die Verschlingung der goldnen Brustkette, weder der Fall der Barettfeder, noch die Schleifen an den Schuhen, die ihr vor Allem pedantisch erschienen. Sie hatte viel an ihm zu stutzen und zu ordnen, ehe sie ihn ihrer glühenden Küsse würdig hielt. Und Uriel war glücklich in diesem

Digitized by Google

Spiele, seine Augen verkleinerten sich, als wäre der Horizont seiner Seele viel zu weit für diese stille Freude, er gab sich der Arglosigkeit dieses Genusses, den sonderbaren, liebenswürdigen Einfällen Judiths, ihren Launen, ihrem kindischen, verstandlosen Geschwätz, dem ganzen Wahnwitz einer so jungen Liebe hin, mit derselben schwelgerischen Entwaffnung, die ihr empfindet, wenn eine zarte Hand in eurem Haare wühlt. Warum läßt sich für die unbelauschten Genüsse der glücklichen Liebe keine Schilderung finden! Man würde Aphrodite beleidigen, lauschte man an dem Zelte des Achilles, wie Briseis ihm den Helm und Harnisch nimmt und unter Kosen und Lachen über den Schrecken der Schlacht einen Triumph des verliebten Scherzes nach dem andern feiert.

Ueberfälle der Liebenden gelangen nur, wenn sie mit List verbunden waren, und da sie zur Vorsicht keine Zeit hatten, so wurden sie oft überlistet. Sie mußten dann an den Gesprächen der Uebrigen Theil nehmen, auch an ihren Mahlzeiten, mußten Antworten auf Fragen geben, die man eifrig an sie richtete, und thaten doch Alles dies nur im dämmernden Bewußtseyn. Sie träumten, indem sie Vanderstratens weit hergewanderte Fasanen aßen, die herrlichsten Seefische bald ausschlugen, bald nach ihnen verlangten. Judith hielt Alles für eine widerliche Störung und fand einen Gang der Gerichte ihres Vaters mißrathener als den andern. Sie warf mit Brodkugeln nach ihren Verwandten und behauptete, sie haben auf ihre Bärte heute nur geringe Sorgfalt verwendet. Die Weine ihres Vaters gab sie für verfälscht aus, und wenn man sie mit vielen Fragen behelligte oder ihre Schönheit pries, so schrie sie auf und nannte sich das unglücklichste Wesen, das am Ufer des Meerbusens Y wohne. Kurz, sie war so liebenswürdig, daß Uriel verstummte und sie kaum anzusehen wagte, weil er fürchtete, das, was ihn bezauberte, zu zerstören. Endlich waren sie wieder allein und wandelten mit verschlungenen Armen durch die schattigen Gänge des Parks.

Sollte ich mir einen Ort wählen, wo ich am liebsten mit der Königin meines Herzens zärtliche Zwiesprache hielte, so führte ich euch hinaus aus den Städten, in grüne Wälder und zeigte euch jenen lachenden, weißen Schimmer, der von einer einsamen Villa durch die flüsternden Zweige fällt. Was braucht ihr, um zu wissen, daß es sich hier friedlich lebt, mehr als jenes schlanke Reh, das ohne Scheu durch die halbgeöffnete Pforte in den Hof schlüpft, während ihr Anstand nehmt, ihm zu folgen? Höchst royalistische, aber auch höchst poetische Sitze, in die Frankreichs Heinriche ihre Dianen von Poitiers einschlossen! Die Göttin Langeweile ist die Haushofmeisterin jeder Villa, welche dazu bestimmt ist, dem Geschäftsüberladenen, dem Denker, der Sommerlust oder gar der sogenannten Freude an der schönen Natur zum Asyl zu dienen. Nur für die Liebe sind sie geschaffen, diese stillen Plätze mit ihren langen Fenstern, ihrer weitschallenden Thurmuhr, ihren Orangerien, Springbrunnen, Teichen, Schwänen, mit ihren Grotten, chinesischen Tempeln, Statuen, mit all diesen reizenden Geschmackwidrigkeiten, welche aber dann nur noch einem Gärtner, einem Koch und einer alten Hausmagd zugänglich seyn sollten. Die Liebe braucht mehr als die gewöhnliche Zeit, um vollkommen zu genießen, sie braucht Langeweile, Anreizung zum Schlaf, tausend gähnende Herausforderungen, um zu wachen, sich zu kurzweilen und zu küssen. Darum war auch Uriel so glücklich unter den Tempelchen und Grotten und Götterbildern, die des alten Vanderstraten elender Geschmack hier aufgehäuft hatte. Beide, Uriel und Judith, bedurften jener wasserspeienden Delphine und geschwätzigen Cascaden, welchen sie auf Stunden übertrugen, das zu murmeln, was sie selbst verschwiegen, nur in den Armen sich haltend und treue Blicke wechselnd. Das einförmige Rudern langweiliger Schwäne war ihnen, die sie kaum ihren Athem hörbar machten, wie der laute Flügelschlag der äußern Welt, die sie nicht mehr kannten und kennen wollten. Das Leiseste schreckte sie auf, und so heimlich sprachen sie, als ob sie fürchteten, das schweigende Laub aus seinem Schlummer zu stören. Schon näherte sich der Abend, der Sonnenschein sprang höher hinauf in die Wipfel der Bäume, eine prosaische Allee, die, weil sie die Bedürfnisse der Liebe nicht kannte, in schnurgerader, tugendhafter Linie zum Schlosse führte, brachte sie in den Kreis der versammelten Gesellschaft zurück. Ben Jochai kam ihnen mit dem unverschämten Lächeln der Vertraulichkeit entgegen, und ein gemeinschaftliches Gespräch, herumgereichte Früchte und Weine hatten sie bald an den schwachen elektrischen Faden angeleitet, der die verschiedensten Personen hier zusammenhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit.

(Beschluß.)

Im gegenwärtigen Augenblick, im September, heißt London todt, leer; trotz dem ist das Wagengerassel in den Hauptstraßen vollkommen im Stande, einen nervenschwachen Menschen krank, einen hörenden taub, einen klugen dumm zu machen, und in der City treiben die Massen der Gehenden und Fahrenden, der Stoßenden und Gestoßenen, der Damen und Herren, der Ausrufer und Gaffer sich so bunt und eng durch- und ineinander, daß es nicht einmal der Ochsen bedarf, um dort in Lebensgefahr zu gerathen. Aber die Ochsen! Es ist in der That undegreiflich, wie diese Ochsenunzucht in London geduldet werden kann, und dann, wie das

Digitized by Google

Geduldete nicht mehr Unglück anrichtet. In einer Stadt wie London, die zwar nicht mehr Staatsminister, aber eben so viele Einwohner zählt, als das Königreich Sachsen, und wo gewiß in einer einzigen langen Straße mehr Fleisch verzehrt wird, als in dem ganzen sächsischen Erzgebirge, lassen sich die Ochsen nicht von der Gesellschaft ausschließen. Es mag bequemer seyn, statt ihre Leichen einzuführen, sie selbst zur Schlachtbank wandern zu lassen, und so läßt man sie denn lebendig ein und treibt sie ungenirt durch die Gassen, und ungenirt heißt hier soviel, daß man die Ochsen keineswegs durch Anlegung von Stricken oder andern Fesseln genirt, sondern ihnen auf ihrer lezten Wanderung volle Freiheit läßt. Zwanzig bis dreißig Ochsen werden von einem einzigen Menschen getrieben, und es begreift sich daher von selbst, daß es hier weniger die Gewalt, als thierische Gutmüthigkeit ist, was die Ochsen zusammenhält. Dann und wann befindet sich jedoch ein junger Demagog in der Heerde, der seinen eigenen Weg gehen will und durch sein Beispiel die Heerde ansteckt, denn nichts in der Welt ist so ansteckend als Demagogie. Die Ochsendemagogen haben nun aber mit den menschlichen auch das gemein, daß sie nicht zusammenhalten, sondern beim ersten empfangenen Impulse sich nach allen Winden, d. h. nach den 32 Regionen der Leidenschaften zerstreuen. Nun denke man sich etliche zwanzig oder dreißig massive Quadrupeden, in vollem Sprunge, in zügelloser Flucht die von Menschen und Wagen dicht gedrängten Gassen durchrennend. Es wäre Tod und Vernichtung, wenn sie enggeschaart sich in die Reihen stürzten. Es ist übrigens halsbrechend genug, sich den Hörnern eines einzigen dieser ungeschlachten Geschöpfe gegenüber zu sehen. Was nüzt da ein Treiber bei so vielen Getriebenen! Es geht ihm wie manchem Menschen, der, weil er zu viel zu thun hat, gar nichts thut, oder wie manchem Staatsbeamten, der wegen zu vieler Pflichten keine erfüllt. Die Beschwerden über diesen Unfug sind schon oft laut geworden und selbst vor das Parlament gekommen. Abgeholfen ist ihnen jedoch zur Zeit nicht worden, aus Gründen, die mir unbekannt, aber gewiß sehr wichtig sind, eben weil sie die Beschwerden überwogen haben.

Warum heißt nun London jezt leer? Weil ungefähr ein halbes Prozent seiner Bevölkerung auf dem Continente reist oder Landluft athmet; weil einige Tausende, die aus bewegenden Ursachen in London bleiben, ihren besten Freunden, ihren nächsten Verwandten weiß machen, sie seyen out of town, die Fenster der Straßenzimmer schließen und sich wie Maulwürfe eingraben, weil um die fashionable Shoppingstunde kaum ein Prozent der Equipagen, Reiter und Fußgänger die Regent- und New-Bond-Straße bevölkert, welche man in den Tagen der sogenannten Jahreszeit hier sieht; weil die italienische und deutsche Oper den Freunden des Gesanges verschlossene Genüsse sind, und weil alle diejenigen, die ganze Häuser oder einzelne Zimmer zu vermiethen haben, von nichts sprechen, als von dem leeren London, nichts wünschen, als die Rückkehr der Season. Wer sich indessen nicht schämt, auch außer der Season in London zu wohnen oder sich daselbst wohnend zu wissen, zieht aus der fashionablen Leere wenigstens einen dreifachen Nutzen. Erstens bezahlt er kaum die Hälfte der Hausmiethe, zweitens bekommt er in der Kirche den besten Platz und drittens werden in Hay-Market-Theater gute Stücke gespielt. Der Gewinn an Miethzins ist nicht zu verachten, denn die Hausrente steht in London gewaltig hoch; ein guter Platz in der Kirche ist auch etwas werth, denn was ist ein englischer Sonntag ohne Kirchenbesuch! Zwei, drei und vier Stunden werden dort ganz bequem zugebracht, und es verdient lobende Anerkennung, daß selbst die vornehmsten Familiensitze, sobald kein Familienmitglied bis kurz nach Anfang des Gottesdienstes sich darauf eingefunden hat, ein Gemeingut sind, welches der Kirchner jedem Liebhaber bereitwillig öffnet. Allerdings wird dafür eine Gabe erwartet, die füglich nicht in Kupfer bestehen kann, und folglich mindestens in einem Sixpence bestehen muß. Abgesehen aber davon, daß diese Gabe bei Weitem mehr die Eigenthümlichkeit und die angestammte Eigenschaft eines Don gratuit hat, als die Steuern, welche sonst diesen Namen führten: welches Spottgeld ist ein Viergroschenstück für die Seelenlust, stundenlang auf demselben rothsammtenen Polster zu sitzen, auf welchem, wenn er in der Stadt ist, Sir Robert Peel sizt, oder auf welchem, ehe der Tod ihm die Zügel von Europa aus der Hand nahm, der verstorbene, unsterbliche Canning saß. Das Theater endlich — doch davon ein andermal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Verluste an spanischen Papieren.

Ich lese eben in einer unserer Zeitungen einen bündigen Aufsatz gegen den Schwindel, spanische Papiere in Preußen zu kaufen, Idblich durch und durch in den Grundsätzen, und Keiner von Allen, die verloren haben, wird dem braven Warner widersprechen. Nur schade, daß der getreue Eckart sich nicht vor der Zeit an die Thüre der Börse stellte, sondern erst jezt, wo es vorbei ist. In diesem Augenblicke kauft Niemand mehr, wenigstens Keiner von denen, an die die Warnung ergeht, als Professionisten, kleine Rentiers, Beamte; sie haben ihren Schaden weg, denken nicht an's Spekuliren, hoffen nur auf eine möglichst erträgliche Wendung, und ich weiß nicht, ob sie für die Strafpredigt post festum dem Prediger vielen Dank wissen. Er greift auch die Bankierhäuser an, die es sich zum Geschäft gemacht, die spanischen Papiere zu vertreiben, und damit eine Art Hausirhandel auf dem Lande trieben. Bei diesen ist Moral nicht angebracht, und ich zweifle, ob sie

Digitized by Google

sich selbst von neuem Spekuliren in der gefährlichen Waare abhalten lassen. Ernster freilich klänge die Frage, ob es keine Mittel gäbe, dies Haufieen zu verotten und die kleinen Eigenthümer zu zwingen, statt in fremden Staatspapieren, im Gewerbfleiß den Vortheil von ihren Kapitalien zu suchen. Allein welcher despotischen Fundamentalgesetze bedürfte es dazu, wie müßten die Staaten sich selbst und das, was sie Jahrzehnde hindurch mit Vergnügen angesehen und befördert, angreifen, und überdies der Industrie eine Basis bilden, die ohne Wegreißung so vieler intelarischer Schranken, die man jezt noch bei uns für nöthig hält, unmöglich wäre. So lange das Gesez nicht die unbedingteste Gewerbefreiheit heiligt und, was von Regalen und Monopolen da ist aufhebt, kann es nicht ohne Schaden die, wenn auch gefahrdrohenden Kanäle der Spekulation verschließen. Es ist übrigens betrübend, zu hören, bis wohin die Verluste in den spanischen Renten Wunden, und kaum zu heilende, geschlagen haben. Unsere Bankiers, die hohe Aristokratie, die Beamtenwelt, Gelehrte, darunter hochberühmte Rechtslehrer, Schulmeister und Handwerker hatten ihre Ersparnisse in Aguados und dreiprocentigen Renten angelegt. Bis in die entferntesten Provinzialstädte, ja bis in Dörfer, wo der ehrliche Bürger und Bauer früher kaum gewagt, Staatsschuldscheine zu kaufen, weil Papier ihm nicht sicher dünkte, sind diese Dokumente gedrungen. Man gibt unglaubliche Summen an, die in kleinen brandenburgischen Städten verloren sind. Die Börse und das Land können sich erholen, aber was ist ein Verlust von 20 — 30.000 Thalern für ein Städtchen wie Berlin oder Treuenbrietzen, Summen, die, richtig angewandt, diese Landstädte um ein Bedeutendes in die Höhe bringen könnten! Rechenmeister wollen den Verlust im Preußischen auf 20 Millionen anschlagen; wer aber kann dies nachrechnen! Zum Glück war indeß die eigentliche Spekulation, die Käufe auf Sicht, nur Ausnahme, und man hört nichts von solchen zerreißenden Verlusten, wie in Paris, wie denn auch hier glücklicherweise keine Selbstmorde vorgekommen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 28sten September.

(Fortsezung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Indessen zerfällt auch das mittelländische Meer hinsichtlich der Tiefe in zwei Abtheilungen: von Sicilien zieht sich in die Gegend des alten Karthago eine Meeresbrücke hinüber, wie es Zeune nennt; schon Strabo kennt dieses Verhältniß im Allgemeinen und bezeichnet es mit dem Namen eines unterirdischen Bandes. Oestlich von der genannten Linie ist das Meer ungleich tiefer, als westwärts. — Noch erwähnte Zeune der schon lange bemerkten merkwürdigen Erscheinung, daß der Meeresspiegel an den Küsten von Schweden allgemach und in stetigem Verhältniß niedriger wird. Man schrieb dies früher einem allgemeinen Zurücktreten der See zu; allein unter dieser Voraussezung müßte an den Küsten von Deutschland dasselbe Phänomen beobachtet werden, was durchaus nicht der Fall ist, und durch die Beobachtungen der neuesten Zeit scheint es wirklich außer Zweifel gesezt, daß sich ganz Schweden allmählich, und zwar im Verhältniß von etwa drei Fuß im Jahrhundert, aus den Fluthen hebt. Dieses Phänomen erscheint als eine höchst interessante Bestätigung der neuern Theorie der Gebirgserhebungen überhaupt und der vulkanischen Auftreibungen Leopold v. Buchs insbesondere. Professor Gemellaro will aber von solchen Auftreibungen der Erdrinde vom Innern der Erde aus nichts wissen, weil jene ja eine Scoria, eine Schlacke sey, welche der Elasticität durchaus entbehre, und daher bei einer Hebung von unten krachend bersten müßte, wovon doch bei Schweden nichts beobachtet worden sey. Wir meinen indessen, man dürfe nur an die wellenförmigen Schwingungen der Erdoberfläche bei Erdbeben denken, um diese Ansicht etwas zu beschränkt zu finden.

Vorträge wie der, von dem wir hier beispielsweise ein Fragment ausgehoben haben, werden durch die Diskussionen, die sie veranlassen, und die verschiedenen Individualitäten, die dadurch in's Spiel gezogen werden, sehr anregend. Sie geben besonders für die jüngern Theilnehmer der Gesellschaft ein sehr wirksames Bildungsmittel ab und haben das Eigene, daß sie die Achtung vor den Koryphäen der Wissenschaft rechtfertigen und befestigen, und doch wiederum mächtig zum nil admirari beitragen. Die Arbeiten in den Sektionen füllten den Vormittag. Aber selbst bei dem gemeinschaftlichen, immer sehr heitern Mittagsmahl ward die Wissenschaft nicht ganz bei Seite gelegt, und dann nur desto gemüthlicher besprochen. Wir haben unter dem Einfluß des würtembergischen Champagners von einem neugefundenen Mastodonsaurus mit einem Feuer sprechen hören, wie wenn ein Junker seine eben getaufte Stute beschreibt, und von den Blumenblättern einer fossilen Nymphäa mit einer Innigkeit, wie von den Augen einer Geliebten. Es versteht sich von selbst, daß es dabei nie an reichlichen Toasts fehlte, womit, abgesehen von den obligaten, den Summitäten und Notabilitäten dargebrachten Huldigungen, von einer Nation der andern, von einem Volksstamm dem andern die gebührende Ehre erwiesen wurde. Für den Nachmittag bot, außer den lockenden Ausflügen in unsere herrliche Natur, die Stadt mit ihren Sammlungen und Anstalten der wissenschaftlichen Unterhaltung genug. Besondere Aufmerksamkeit erregte die vom Inhaber einer der bedeutendsten Droguerihandlungen Deutschlands, Commerzienrath Jobst, zu Ehren der Versammlung eigens veranstaltete Ausstellung von Arzneistoffen. Wir erwähnen dieser Sammlung, weil sie wirklich großartig und einzig in ihrer Art war. Man sah hier die seltensten und kostbarsten Drogen in überraschender Fülle, alle Sorten, Surrogate und Verfälschungen der Arzneistoffe neben einander, und, was den Ueberblick besonders interessant und in vielfacher, besonders ethnographischer Hinsicht belehrend machte, sämmtlich in der Originalverpackung. Nur ein großes Handelshaus konnte ein solches Kabinet aufstellen und nur ein ächter Kaufmann es mit solcher Liberalität öffnen.

Ein interessantes Produkt deutschen Kunstfleißes, auf das die Versammlung aufmerksam gemacht wurde, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist dies eine vom Pfarrer Schwarz gezeichnete Gebirgs- und Wasserkarte von Würtemberg, welche durch die vortreffliche, höchst charakteristische Zeichnung von selbst zu einer wahren geognostischen Karte wurde. Ohne alle weitere Bezeichnung, am bloßen, durch Schraffirung hervorgebrachten Relief erkennt der Kundige auf den ersten Blick alle Formationen, aus denen unser Land besteht; mit leichter Mühe verfolgt er darauf die eigenthümlichen Formen des Urgebirgs im Schwarzwald, des quer durch unser Land geworfenen jurassischen Alpgebirgs mit seinem Plateau und den tief eingeschnittenen Thälern am Rande desselben, die Molasse in Oberschwaben mit ihren weiten Thalgründen, die Formationen des Lias und des Keupers. In der lezten allgemeinen Versammlung hat Professor Zeune die Anwesenden, dieses Werk mehrjährigen Fleißes, dessen Stich mit bedeutenden Kosten verknüpft seyn muß, durch Subscription zu einem Gemeingut machen zu helfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Oktober 1834.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust.
Zu schnell verrauschte Tage
Der Unbefangenheit,
Was zwischen Weg' und Bahre
Gleicht eurer Seligkeit?

Matthisson.

Gröden.

Die Spielzeugbuden auf den Jahrmärkten sind den meisten Kindern wohl eben so lieb wie Mährchen. Ihre Phantasie hat dort den weitesten Spielraum, sie sieht mit einem Blicke eine bunte eigenthümliche Welt, das ganze Personal jener wundervollen Novellen und Dramen, welche Amme oder Kinderfrau erzählen und die von großen, unbekannten Dichtern vor undenklichen Zeiten schon erfunden wurden. Der blanklakirte Reiter auf gesprenkeltem Rosse, der langbeinige Hampelmann am Faden, der König mit der Krone, die Damen ohne Füße, mit der dünnen Taille, die grotesken Nußknacker mit ihren großen Köpfen und weiten, furchtbaren Mäulern, die Bleimännchen, unförmlich und gnomenhaft, die, immer überpurzelnd, dennoch auf die Füße zu stehen kommen, die zwerghaften Thiere, die künstlichen, bandförmigen Schlangen, die sich in der Hand winden, und dann jene köstlichen Instrumente, woran man bloß zu drehen hat, um sogleich eine knisternde, zarte Musik daraus hervorzulocken und den damit verbundenen kleinen Puppen die gelenkeste Bewegung zu ertheilen — wer könnte alle diese Herrlichkeiten mit kaltem Blute aufzählen? wem fiele dabei nicht sogleich seine Jugend ein — das goldene Reich der süßesten Zaubereien, der holdesten Mährchen? — Alle Museen, die ich später sah, waren nicht im Stande, jene Seligkeit in mir hervorzurufen, die mich erfüllte, wenn ich als Knabe vor der vollen, strotzenden Bude des guten Herrn Vogler stand, der alljährlich zum Johannismarkte meine Vaterstadt zu besuchen kam. Dabei hatte Herr Vogler selbst etwas ganz Außerordentliches an sich, sowohl in Kleidung als Sprache, und ich konnte nur immer daran denken, wie es wohl in einem Lande aussehen müsse, wo Alles so voll Spielzeug wäre wie in des Herrn Voglers Bude, und wo alle Leute so aussähen und sprächen wie er. Hatte ich einen freien, unbelauschten Augenblick, so trieb es mich zu ihm hin, und während andere Knaben dies und das betasteten und von ihm rauh und grob angefahren wurden, hielt ich mich stets in ehrerbietiger Entfernung und betrachtete Alles mit andächtigen Blicken und stummem Staunen. Dem fremden Kaufmanne war dies aufgefallen, er sprach oft mit mir und ging so weit, wenn der Andrang zur Bude am stärksten war, einen Theil derselben mit der ganzen hölzernen Bevölkerung unter meine Botmäßigkeit zu stellen. Ich führte gewissenhafte Aufsicht, fuhr mit einem dicken Fliegenwedel den kecken Burschen über die Hände, die nach diesem oder jenem griffen, und wußte sogar schon die Preise einiger Gegenstände den Käufern anzugeben. Dies Geschäft erfüllte mich mit Stolz, mit Freude; nie noch hatte mich — nach meiner Meinung — eine solche Fülle

Digitized by Google

von Herrlichkeit umgeben! Abends, wenn er zumachte, drückte mir mein trefflicher Freund lächelnd die Hand und lud mich ein, am andern Tage wiederzukommen. Einmal wollte er mich sogar in ein Weinhaus mitnehmen, hiezu fehlte mir jedoch der Muth, ich entschuldigte mich bei ihm, so gut ich konnte. Bei der Abreise beschenkte er mich mit einigen hübschen Gegenständen seines Museums und sagte, wenn ich einmal nach Gröden käme, so möchte ich ihn fein in Sanct Chrischtein aufsuchen.

Im nächsten Jahre kam er nicht wieder, im folgenden auch nicht; der gute Herr Vogler war sicherlich gestorben.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir eine Reise nach Gröden damals so stark im Sinne lag, als später eine nach Paris oder Neapel. Und was meine Neugier, dies Land kennen zu lernen, noch vergrößerte, war, daß kein Mensch mir etwas davon zu sagen wußte. Wenn ich später die Campe'schen Reisebeschreibungen las und darin auf die fernsten Eilande zu wilden Völkern geführt wurde, da dachte ich immer, nun werden wir bald in Gröden landen, dann aber fiel mir Herr Vogler ein, und ich mußte bekennen, daß ein so zahmer und liebenswürdiger Mann unmöglich unter Wilden wohnen könne. Daß ich ihn nicht wiedersah, schmerzte mich tief. — Wenn ich später, wie ich es oft gern thue, meine Blicke auf die Vergangenheit lenkte, so stellte sich mir gewöhnlich Herr Vogler dar in seiner grauen, grünbesetzten kurzen Pelesche und dem grünen Hute, mit dem breiten, von den Blattern zerrissenen Gesichte darunter, und die unverständlichen Worte tönten mir daraus entgegen: Gröden und Sanct Chrischtein.

Meine Lust am Spielzeuge war schon längst dahin geschwunden, als ich eines Tags in Botzen von einem Ausfluge hörte, den einige lebensfrohe Männer nach dem unfernen Gröden machen wollten. Lange, ernste Jahre waren vorübergegangen, seitdem ich diesen Namen zum erstenmale gehört hatte, aber ganz unbegreiflich wirkte er jezt noch auf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich bat hastig um die Erlaubniß, mich dem Zuge anschließen zu dürfen, und des andern Tages schon, in frühester Morgenstunde, brachte uns ein Wagen durch den wohlbekannten Kuntersweg nach Steg, einem Oertchen an der Eisack, auf dem halben Wege zur Poststation Deutschen gelegen. Hier wurde Halt gemacht, der Müller lieferte starke Pferde, geübt im Gebirgsteigen, und nun zogen wir den steilen Pfad nach Völs hinan, auf der Höhe des Mittelgebirges, welches die Gegend so weit beherrscht, als es die riesenhohen Dolomitsäulen des Fassathales gestatten wollen. Eine neue Welt erschließt sich hier den Blicken, die um so mehr überrascht, als der Reisende, der unten auf der Poststraße an den kahlen, Einsturz drohenden Porphyrfelsen vorüberfährt, nicht die entfernteste Ahnung davon hat. Eine weite Ebene, von Hügeln durchschnitten, mit Dörfern und Kirchen besät, von Straßen durchzogen, erblickt man hier oben, und nur die und da, wo sich ein Wildbach zur Eisack verzweiflungsvoll in die Tiefe stürzt, entdeckt man diese wie ein Silberband, und die weiße Straße leuchtend daneben, welche jeder ihrer eigensinnigen Krümmungen folgt, und die Einfassung zu beiden Seiten, die überhangenden, zerklüfteten, gesprengten Porphyre, welche den Kuntersweg so berüchtigt gemacht haben, erscheinen von hier oben wie ein zierlich gedrechseltes, rothlakirtes Piedestal, das ein liebliches Spielzeug, eine Landschaft en relief, zu tragen bestimmt wurde. — Mit jedem Schritte, den man höher steigt, entwickeln sich auch die Schönheiten des gegenüberliegenden Bergrückens immer mehr und mehr. Wie ein Vorhang rollt es sich vor unsern Augen auf; der Ritten und seine herrliche Alpe, die stattlichen Villen der Kaufherren von Botzen, und darüber hinaus schöne Waldhöhen, und nun die Kette der Mendola und die Berge des Val di Non, der zackige Tobal, die Felsen des Vinstgaus und die Gletscher am Ortelos, um dessen Haupt allein finstere Wolken lagern. — Dies ist der Weg nach Gröden. Es gelang mir, mich in meine Kindheit hineinzuträumen und die Wunder der Umgebung wirkten stärker auf mich ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Da wurde im Hofe unerwartetes Geräusch hörbar. Ein Diener kam in den Gartensaal hereingestürzt, um die Ankunft einer sonderbaren Gesellschaft zu melden. Diese folgte ihm auf dem Fuße: Männer mit langem Talar und ungeschornem Barte, Rabbiner und, wie man mit Schrecken sah, Abgeordnete der Synagoge traten schnellen Schrittes herein und warfen spähende Blicke auf die, welche sie hier versammelt fanden. Was konnte ihnen erwünschter kommen, als daß Uriel, nichts Gutes ahnend, aufstand und ihnen entgegenschritt? denn ihn suchten sie. „Wehe, wehe!“ riefen alle eintönig, und der mit dem Worte Beauftragte fuhr mit schreckhafter Geberde und in dumpfem Tone fort: „Wehe diesem Hause, daß der pestartige Aussatz des Fluches, den die Kirche über einen ihrer entarteten Söhne verhängen muß, sich durch seine Mauern verbreitet! Dir aber gilt der Fluch, Uriel Acosta, meineidiger Verräther an dem ewigen Gesetze des ewigen Gottes, Stützling der abgefallenen Engel und geheimes Werkzeug der gottlosen

Digitized by Google

Feinde Jehovas und der Spötter! Lange genug ertrug Jehova, wie Dein lügenhafter Geist sich in immer neuen Schmähungen seines Namens überbot. Du hast kein Mittel gescheut, den göttlichen Bau des Gesetzes zu untergraben und zur Verspottung Deines Glaubens gedorgt die falschen Künste und Lehrmeinungen von allen Völkern, die meisten aber von den Christen. Ein weiser Gelehrter, Judas de Silva, hat Deine Zweifel für gefährlich erklärt und in musterhafter Schrift nachgewiesen, daß Du mit ihnen die äußerste Strafe über Dich verhängt hast. Die Langmuth des Himmels ist zu Ende. Wir sind mit dem elenden Auftrage hier, Dich in die geistliche Acht zu erklären und den Fluch Gottes über Dich auszusprechen. So versenge das Gras unter Deinem Fuße und die Luft weiche bebend vor Deinem Munde zurück, wie man einen Aussätzigen flieht! Gelobt sey Gott! In den Leib des Weibes, das Dich geboren, fahre Siechthum, Deine Brüder werden Dich meiden wie böse Ansteckung, und Deine Schwester wird Dir einen Stein reichen, wenn Du vor Hunger verschmachtest. Gelobt sey Gott! Das schmutzige Thier, das wir verachten, wird Dir nachlaufen, und jedes Wasser, in dem Du Dich reinigen willst, wird sich vor Deinen Augen trüben. Gelobt sey Gott! Die Gebrechen des Alters werden Dich früh belasten, und ein sieches Leben wirst Du lange fristen, Jahrelang wird der Todesengel an Deiner Kehle schnüren und Deine Gebeine werden schon in Staub zerfallen, noch ehe Du gewaschen bist. Deinen Bitten wird der Himmel sein Ohr verschließen und eher dem verzeihen, der seinen Vater erschlug, als Dir, den Gott durch der Kirche Mund verflucht hat!"

Diese Verwünschung erschütterte Uriel weniger als die Wirkung, welche sie auf die Versammelten hervorbrachte. War er bei den ersten Worten des Rabbiners noch zweifelhaft, ob er diesen unverbesserlichen Fanatismus mit der gleichgültigen Miene eines Erhabenen aufnehmen sollte, verglich er noch einen Augenblick den lächerlichen, ich möchte sagen hohnlächerlichen Kontrast, in welchem die Natur und die Einfachheit des Glücks, das er eben genossen, zu jener, auf so viel unnatürliche Voraussetzungen gebauten Autoritätsanmaßung stand, so erblaßte er, als er seine Umgebung auseinanderstieben sah, und hielt sich wankend an einer laubumrankten Säule fest. Noch ehe der Fluch zu Ende war, waren schon alle Uebrigen von ihm mit Entsetzen zurückgewichen; Vanderstraten riß seine bebende Tochter zu sich heran, und sie leistete keinen Widerstand; Jochai zog sich zurück, um jede Verlegenheit, in die sein Aberglaube, seine Furcht und seine Freundschaft gerathen konnten, zu vermeiden. Uriel streckte flehend die Hand aus nach Judith; aber sie war zu schwach, um die Möglichkeit, an des Verfluchten Seite zu verweilen, herauszufordern; sie wies ihn mit Entsetzen zurück. Uriel stand vernichtet, alle mit Mühe zurückgedämmten Mißlichkeiten seines Lebens fielen eisenschwer auf ihn nieder, er athmete kaum und schwieg. So blieb er einen Augenblick, dann schien ihn eine plötzliche Wuth zu erfassen, er ballte die Faust, die Adern des Halses schwollen an, ein Schrei der Verzweiflung und der Drohung erstickte in seinem Munde, und mit wüthenden Geberden stürzte er fort. Er flog in den Hof, riß sein Pferd aus dem Stalle und sprengte ohne Sattel davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Der der Gesellschaft zum Geschenk gemachten Bücher, der ihr mitgetheilten Notizen, der an sie gerichteten Fragen war diesmal eine große Menge, und es kam daher zur Sprache, ob es nicht als zweckmäßig erscheinen möchte, für diese Gegenstände, welche am Ende zu einer interessanten Sammlung anwachsen könnten, irgendwo ein festes Depot zu bestimmen. Kammerrath Walz aus Altenburg hatte sogar von Oken, dem Stifter der Gesellschaft, den Auftrag, in seinem Namen eben diesen Vorschlag zu machen. Stand dies aber nicht mit dem Artikel der Statuten im Widerspruch, nach welchem die Gesellschaft kein Eigenthum haben soll? würde nicht durch Bildung eines materiellen Kerns von Besitzthum just der schönste und eigenthümlichste Charakter des Vereins, daß er ein rein idealer, ganz körperloser, ewig florirender ist, gewissermaßen beeinträchtigt? Auch war die Ansicht die herrschende, daß jene Gegenstände, wie bisher, in einer Bibliothek oder andern öffentlichen Anstalt des jedesmaligen Versammlungsorts zum Andenken zurückgelassen werden sollen.

Nach einem genußreichen Tage fand sich Abends in der Regel die Mehrzahl der Mitglieder in den Sälen und Zimmern des Museums zusammen, welche Gelegenheit, die Fremden und ihre Familien kennen zu lernen, selbst unsere Frauenzimmer sich vielfach zu Nutze machten. Von Seiten der Regierung, wie der Stadtbehörden, von Seiten der Gelehrten, wie der Bürger war Alles geschehen, was den Gästen den Aufenthalt in unserer Stadt angenehm und belehrend machen konnte. Der starke Zufluß von Neugierigen hatte die Stadt so überfüllt, daß die Einwohner willkommene Gelegenheit fanden, Gastfreundschaft zu üben, und so wurde denn der größere Theil der fremden Gäste in Privatwohnungen untergebracht. Die Beschreibung von Stuttgart, besonders in naturwissenschaftlicher Hinsicht, welche die Stadt den Mitgliedern der Versammlung als Festgabe überreichen ließ, ist in der äußern Ausstattung sehr glänzend und geschmackvoll ausgefallen, und macht in dieser Hinsicht einem Hauptsitze des deutschen Buchhandels alle Ehre. Wir wünschen, daß auch der Inhalt, von dem wir noch keine nähere Einsicht nehmen konnten, dieser typographischen Vollkommenheit entsprechen möchte, freuen uns aber jedenfalls der Hoffnung, daß durch dieses schöne Buch unsere angenehme Stadt in Deutschland bekannter werden wird. Daß es nicht an Festlichkeiten fehlte, geht schon aus dem hervor, was in einer der allgemeinen Versammlungen, bei Gelegenheit der

Digitized by Google

Wahl des nächsten Versammlungsorts, von einigen Seiten geäußert wurde. Es dieß, so angenehm es sey, in Feengärten Nächte zu durchschwärmen und sich von schönen Händen den frisch gepreßten Most kredenzen zu lassen, nach einer zauberischen Fahrt durch meilenlange natürliche Gärten fürstlich bewirthet zu werden, so innigen Dank so großartige Gastfreundschaft verdiene, so ziehen denn doch dergleichen Zerstreuungen die Mitglieder zu sehr von den eigentlichen Zwecken des Vereins ab, reißen den Gelehrten zu gewaltsam aus dem beschränkten Kreise seines beschaulichen Lebens heraus, und wenn hinfort die Sache in so großem Styl betrieben werde, so sey zu fürchten, daß in Zukunft Städte und Länder dem Einbruch des Naturforscherheeres als einer Calamität entgegensehen werden. Es dürfte daher zweckmäßig seyn, zur Abwechslung auf solche Orte zu reflektiren, wo die Mitglieder mehr sich selbst und ihren nächsten Zwecken leben könnten, und deren Bewohnern es ihre Verhältnisse selbst verböten, wegen des in ihren Mauern zu haltenden Kongresses große Opfer zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, September.

(Beschluß.)

Sterblichkeit. Das Lager von Stargart.

Dafür wüthet die Krankheitsdisposition, die man einen Ableger Vorboten oder Nachklang der Cholera nennt, desto erschreckender. Der heiße Sommer, die schnelle Witterungsveränderung lassen mehr Menschen, besonders Kinder, sterben, als zur Zeit, wo jene Seuche nominell bei uns war. Der Name des neuen Uebels lautet: gastrisches Nervenfieber. Es hat namhafte Opfer dahin gerafft; fast keine Familie ist verschone geblieben, wie denn selbst jedes Individuum etwas von dem Stoffe in sich fühle. Es ist mit den physischen, wie mit den psychischen Ordnungen: es bleibt Niemand unangesteckt. Und doch ist weit größere Furcht vor den möglichen Vorsichtsmaßregeln, nämlich den befohlenen, als vor der Krankheit selbst. Der Tod dahnt sich übrigens seine Wege, wie er Lust hat, oft recht launenhaft, ja mehr als romanenhaft. Ein schönes, junges, blühendes Mädchen sieht einem Feuerwerk (im Schulgarten) zu. Ihr freudetrunkener Blick folgt einer Rakete; sie steht auf und sinkt plötzlich stöhnend nieder. Dieselbe Rakete traf sie in's Herz, und nach einer Viertelstunde ist sie todt. — Eine reiche Erbin wird von ihrem Vater von der Badereise zurückerwartet, und statt der blühenden Tochter kommt eine Leiche. Sie ist nicht allein Erbin, sondern einziges Kind, Braut, die Hoffnung des hochberühmten Vaters, und die Begebenheit wäre wahrhaft tragisch balladenhaft, lebten wir nicht noch in einer so aristokratischen Zeit, wo man zur Poesie verlangt, daß es die Tochter eines Adeligen seyn muß und keines Kleidermachermeisters. Auch den Juden hastet der Fluch des Lächerlichen an; aber eine todte schöne Jüdin kann etwas ungemein Tragisches seyn, warum nun nicht eine Schneiderstochter?

Die Gerüchte von der großen Sterblichkeit im Lager von Stargart sind übertrieben. Obgleich die Krankheiten in einem Lager, bei dieser Hitze, beim Wassermangel, den Strapazen u. s. w., erklärlicherweise sehr häufig seyn mußten, sind doch verhältnißmäßig nicht mehr Soldaten gestorben, als bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist. Das militärische Fest war in wirklich großartiger Weise angeordnet, und die Wahl der Vergnügungen macht den pommerschen Ständen, welche die Festgeber spielten, Ehre. Aus den Provinzen und aus der Hauptstadt, die gerade an einer Ebbe von Lust siechte, waren denn auch so zahlreiche Besucher zugeströmt, daß die Feier einen Berliner Anklang gewann. Die nichts weniger als bedeutende hinterpommersche Stadt wird die Tage, wo von Morgen bis Abend die Equipagen durch ihre Thore rollten, und die Einwohner unter ihre Dächer sich verkriechen mußten, um den Gästen einigen Platz zu machen, gewiß, wenn es noch eine Stargarter Chronik gibt, darin mit goldenen Buchstaben verzeichnen. Schauspiele im Freien, künstliche Wälder, Ehrenpforten und Illuminationen sind etwas Hergebrachtes, und Gedichte bleiben Gedichte, aber eine Engelsburg, aufgeführt fast in der Größe der wirklichen, und eine Giraudola, die an Pracht dem berühmten römischen Feuerwerke gleichkam, möchte nicht allein in Pommern noch nicht erhört seyn. Dieses Land, dessen Naturschönheiten so wenig als seine Alterthümer in Deutschland recht gewürdigt sind, gewinnt überhaupt jezt durch die regelmäßige Dampffahrt zwischen Stettin und Swinemünde, dem blühenden Ostseebade, an Bedeutung, welche noch wachsen wird, sobald die verabredete Kommunikation zwischen Kopenhagen und Swinemünde zu Stande kommt. Die dem Stargarter Mandore vorangegangene Seefahrt unsers Kronprinzen nach und von Riga hierher, dann die des Königs selbst nach Königsberg belebten den Stettiner Hafen und den Ausfluß der Oder in einer Weise, wie es die Reste des Seehandels, die dem alten Strome geblieben, nicht vermögen. Die prachtvollen russischen Dampfschiffe Ischora und der kolossale Herkules, letzterer wahrscheinlich das größte europäische Dampfschiff, wurden mit Bewunderung ihrer Eleganz und Kraft wegen gesehen, ohne daß man sich der Hoffnung hingeben darf, daß unsere Dampfschiffe ihnen dereinst gleich kommen werden. Dieser Industriezweig ist in unserm an Wasser nicht Mangel leidenden Staate überhaupt noch mehr zurück, als man in Vergleich mit andern Zweigen der Thätigkeit erwarten sollte. Die Oder wird nie mit der Elbe, so lange diese frei bleibt, rivalisiren können; ihre Lage, der Sand, den sie mitführt, bedingen ihre secundaire Stellung; aber mehr Lebendigkeit des Wasserverkehrs für das Innere wäre denkbar und ließe sich erreichen, sobald das kommerzielle Interesse über das der Grundbesitzer sich erhoben haben wird. Es geschieht viel, noch aber sind der Hemmnisse, die guten Theils im Festhalten am Hergebrachten ihren Grund finden, allzuviele. Pommern, am spätesten unter den altpreußischen Landen erworben, heißt die treueste Provinz; aber wie aus der Treue, so läßt sich auch aus dem anderartigen Fonds noch viel prägen. Die Reaktionen der gegenwärtigen Epoche sind indeß nicht dazu geeignet. Es ist nicht zu vergessen, daß die friedliche Anwesenheit einer kleinen russischen Flotte in denselben Gewässern, wo einst eine andere russische Flotte, im siebenjährigen Kriege, durch eine Schwadron preußischer Husaren in die Flucht geschlagen wurde, zu manchen Rückerinnerungen und Vergleichungen Anlaß gab. Die Offiziere und Kadetten wohnten den von den Badegästen veranstalteten Bällen bei, und brachten eine Einheit hervor, die nicht immer unter den Ständen jetziger Badeorte — und man saat auch dieses Seebads — herrschen soll. Die Engelsburg, genau nach dem Muster der römischen, war bei jenem Feste von dem Erbauer des Swinemünder Hafens, dem Regierungsrath Stabell und dessen Sohne, aufgerichtet, ein vergänglicheres Werk, als jene kolossale Mole, das aber des Gedankens, wie der geschickten Ausführung wegen in der Erinnerung wenigstens einige Dauer verdient.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Oktober 1834.

Im Grimm des Sturms geräth die See in Wuth
Und droht den Wolken mit geschwollnem Blick:
Ich bin die See! hör' ihre Seufzer wehn!

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Wer Uriel in der Dämmerung über die Straße stürmen sah, ohne Hut, mit fliegendem Haar auf dem schweißtriefenden Rosse, das er unausgesezt mit seinen Sporen stachelte, mußte ihn für einen Dämon der Fabel, einen König der Heide halten, der funkenstiebend durch seinen Zauberkreis flieht, um die Nacht zu erreiten, oder für Orestes, der den Muttermord eben vollzog und die Furien hinter sich die brennenden Fackeln schwingen hört. Bäume, Hügel, Seen glitten nebelhaft an Uriels Blicken vorüber; er wollte nichts, als das Nichts, Oede, Leere, Gedankenlosigkeit, Vergessen. Aber des Thieres Kräfte reichten nicht aus, es mäßigte endlich keuchend seinen Schritt und an Uriels Ohre hörte es auf, in's Leere zu sausen. Die Dinge flogen nicht mehr, er sah, daß Alles stand und nur auf ihn wartete, ob er herankäme. Der Mond stand über ihm, die Bäume warfen lange, schweigsame Schatten, ein Stern blizte nach dem andern am Himmel auf. Er mußte inne halten, um sich auf Alles, was geschehen war, zu besinnen. Es schien ihm, als liege eine lange Vergessenheit hinter ihm und eine alte, trübe Erfahrung, die ihn betrog, äffe ihn auf's Neue. Aber verzweifelnd schlug er die Hände zusammen, als ihn die Täuschung verließ, und er wohl die ungeheure Last empfand, die noch die jüngste Stunde auf ihn gewälzt hatte. Er sah den Mond, diesen alten Wächter seiner Liebe, und es war ihm, als habe er nur Untreue erlebt, Verrath in Judiths treugeglaubtem Herzen. Dann aber fiel ihm ein, warum sie floh, als er flehend nach ihr winkte; die öden Priester klopften an seine Seele, ihre knöchernen Arme streckten sich von den Gräben am Wege herauf, und Alles um ihn her rief mit dumpfer Grabesstimme die Worte des Fluches nach, die sie vorsprachen. Uriel zitterte; er spornte sein Thier, denn er war noch nicht im Stande, die ganze Last zu tragen. Die zunehmende, vom Mond erhellte Dunkelheit half ihm; sie nahm ihm den Horizont, sie umzog ihn mit weiter, wüster Leere, so daß seine Empfindungen zerfließen konnten in die Weite, ohne Störung, ohne Erinnerung an das, was doch nun nicht mehr ist, was Alles verloren ist. Er sah nun Judith nicht mehr, nicht mehr die Priester, sondern Alles und sich, den Verfluchten, den Ausgeschiedenen, den Geächteten. Er hatte mit dem Menschengeschlechte jezt keine religiöse Gemeinschaft mehr. Was ihn unter andern Umständen nicht gestört hätte, das peinigte ihn jezt, daß er für sich selbst die Verantwortlichkeit seiner Seele übernehmen mußte. Er fragte sich zweifelnd, ob er sich denn einen Tempel bauen dürfe? Ob nicht, wie einst in Jerusalem, feurige Flammen, aus

Digitized by Google

der Erde kommend, seinen heidnischen Bau zerstören würden? Ob nicht der Himmel ein Ort sey, den sich nur der Glaube einer Gemeinde schaffe, und es vergebens sey, für sich, zu seiner eigenen Seele, diesen Himmel zu beschwören? Ob Jehova gerechter seyn werde, als die Juden, da er mit der Befangenheit eines irdischen Geistes oft um ihn herumgegangen, an ihm gemeiselt und gedeutelt? Ob nicht Alles Verbrechen an ihm sey, und jezt Alles an ihm gerechte Strafe? Seine Gedanken verwirrten sich, er verlor die Besinnung, und ohne zu wissen wohin, schwankte er auf seinem müden Thiere fort.

Ganz in der Nähe der Stadt hielt er endlich vor einem Hause, das Roß und Reiter wohl bekannt war. Uriel sah sich in der Gegend um; er irrte sich nicht, hier wohnte seine Schwester. Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen. Ein linder Abendwind wehte herüber, der Mond erhellte den Hof, den er betrat, und oben auf einer Terrasse erblickte er seine Schwester, die ihn freundlich begrüßte und zu sich hinaufrief. Ihr Gatte war auf einer langen Reise begriffen; wen sah sie lieber, als den unter ihren Brüdern, welcher ihrer Seele am verwandtesten war? Uriel fühlte die elektrische Wirkung einer so reinen und uneigennützigen Liebe, wie die einer Schwester ist. Er war unvermögend, mit seinem ganzen Elende sogleich dieses friedliche Herz zu überfallen: er sezte sich an die Seite seiner Schwester und drückte mit zitternder Hast ihre Hand. „Ich schleiche mich wie ein Dieb bei Dir ein," sprach er leise, „und raube mir das, was Du mir bald versagen wirst." Seine Schwester sah ihn fragend an. „Was drückt Dich, Uriel?" sprach sie erstaunt; als sie aber seine verzerrten Gesichtszüge, das Zittern des Mundes, die starren Augen wahrnahm, sprang sie auf und fragte, was ihm zugestoßen sey. Uriel verlangte nur nach ihrem Kinde. Sie rief, und ihr Einziger, ein Knabe von sieben Jahren, eilte auf seinen Oheim zu, den er im Mondschein leicht erkannte. Entblößt Eure Häupter! dieser Knabe war Baruch Spinoza. Uriel nahm ihn auf seinen Schooß, und das göttliche Kind, gleichsam in dem Blicke des Dulders die Leiden ahnend, die späterhin es selbst trafen, unterließ, mit Fragen, die das Kind sogleich bereit hat, die feierliche Stimmung zu stören, in welche Uriels Seele versezt war. Doch seine Mutter drang heftiger in Uriel, sie umschlang ihn bittend, sie mit seinem Geheimnisse nicht zu foltern, und der Geächtete wand sie seufzend von seinem Halse, indem er sagte: „Berühre mich nicht, theure Schwester! Ich bin zu schmutzig und befleckt für Deine reine Seele. Morgen in der Frühe mußt Du den Priester in Dein Haus kommen lassen, daß er die Spuren, die ich hier ließ, durch heilige Weihe tilge. Mich traf der Fluch der Synagoge: ich bin geächtet!" Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Schwester, die auf einen solchen Schlag nicht gefaßt war. Uriel wollte gehen, aber sie umschlang ihn weinend und schwur, daß sie ihn nicht lassen wolle, ihren Bruder vor aller Welt. Uriel blickte sie fragend an, er dachte an Judith, die ihn verrieth, und sank vernichtet auf seinen Sitz zurück. Die Sprache versagte ihm, denn Wehmuth, Schmerz und Entzücken vermag kein Laut im gleichen Momente wiederzugeben. Seine Schwester erhob sich bald zu einer Höhe, von der sie seine ganze Lage überblickte, sie beschwor ihn, einen Entschluß zu fassen, er solle in ihrem Hause sicher seyn, nicht versteckt, sondern öffentlich, sie wolle zu den Brüdern eilen und ihren Rath einholen; aber Uriel wehrte Allem, küßte sie und sprach entzückt: „Geliebte Schwester, Deine Treue macht mich so unglücklich wie selig. Aber ich vergesse es, daß mich Judith vergaß; ich schäme mich, Deine Liebe mit der ihrigen zu vergleichen, Du stehst wie eine Göttin vor mir! Doch ich bedarf der Einsamkeit, es würde meine Strafe nur vermehren, wenn ich Euch unter meinem Rufe leiden sähe. Ich kehre nicht in die Stadt zurück, sondern ergreife noch in dieser Stunde meinen Wanderstab und ziehe in die Fremde hinaus; widersprich diesem Entschlusse nicht, ich litte zuviel, wenn ich bei Euch bliebe." Die Schwester weinte und Baruch sah Uriel mit großen Augen an und fragte, wer ihm so bittere Leiden verursache? Uriel fühlte das Schneidende des Kontrastes zwischen dieser kindlichen, das Böse nicht ahnenden Unschuld und der fanatischen Karrikatur, die ihn verfolgte, er lachte wild auf vor Schmerz und stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen die Verächter der Natur und der Wahrheit aus. Er schritt auf dem Getäfel der Terrasse, die Hände gegen die Gestirne streckend, auf und ab und prophezeite der Lüge und der Barbarei einen jähen Untergang. Als er aber erschöpft auf seinen Sessel niedersank, sagte ihm Baruch mit unerschrockener Miene den Spruch der Bibel: „Wer dir die eine Backe schlägt, dem reiche auch die andere." Uriel blickte ihn schweigend an, dann fragte er ihn, wo er diese Worte her habe? Baruch sagte: aus dem neuen Testament, das er griechisch lese. Uriels Auge glänzte vor Begeisterung, er schloß den Neffen in seine Arme und rief in lateinischen Worten: „Veniet pater, qui me major erit!" Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er wankte die Stiege der Terrasse hinunter und war bald in der Finsterniß verschwunden.

(Die Fortsezung folgt.)

Gröden.

(Fortsezung.)

Von Völs zieht sich der Weg sanft bergan; man geht am Fuße des Schlern hin, dessen Rücken, sanft gewölbt, grau, einem ungeheuern, ruhenden Wallfische

Digitized by Google

ähnlich sieht, der aus seinen Nüstern zwei dicke, achttausend Fuß hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet, die nun aber auch erstarrt und versteinert sind, wie er. Das Hinaufstrebende, das Emporschießen ist eine Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gesteins, die sogleich in die Augen fällt, wenn man auch nichts von den neuern Annahmen weiß, welche diese Massen mittelst vulkanischer Kräfte aus dem Innern der Erde heraufdringen lassen wollen. Der große Stock von Dolomitgebirgen, dessen eine Spitze der Schlern bildet, ist eine Erscheinung, welche weder die Schweiz noch Piemont ihren Besuchern bietet. Aus diesen blendendweißen Schluchten und Klüften, von diesen Zacken und Obelisken stürzen reichliche Gewässer, die sich ihr breites, tiefes Bett wühlen, und ernst und schweigsam legen sich die tiefgrünen Fichtenwälder an die Flanken des Berges und umschleiern die tosenden Bäche. Noch ein weiter Blick war uns vergönnt über Fruchtfelder zu heimlichen Dörfchen hin, dann nahmen uns diese Wälder auf, und der Weg darin wurde beschwerlicher, zerrissener; verborgene Wasser rauschten, die einsamen Vögel ließen ihre besondern Töne vernehmen, von Zeit zu Zeit nur knallte eine Büchse, ertönte ein Ruf, und schlug ich die Augen in die Höhe, so sah ich die beiden hohen Strahlen des malerischen Schlernungethüms weit und hoch über die Riesenbäume des Forstes emporschießen.

Das Erste, was wir für heute erreichten, war unser Nachtquartier, das Bad Ratzes. Es ist eine eigene Sache um diese tyrolischen Bäder. Es gehört die Natur der Bewohner dieses Landes dazu, um selbst krank noch Kräfte genug zu besitzen, zu einem solchen Bade auf dem beschwerlichen Wege hinzugelangen. Wer nicht dahin reiten oder gehen kann, für den ist durch „ein Bändl“ gesorgt. Dies sind Fuhrwerke, auf zwei Vorderrädern ruhend, die hintern werden durch Bäume ersezt, die an der Erde fortschleifen, um das starke Hinabrollen zu verhindern. Obgleich der Sitz mit Federbetten wohlgepolstert ist, so sind doch Stöße und Püffe unvermeidlich. Die Gebäude des Bades machten in dieser Abgeschiedenheit einen angenehmen Eindruck. Man nennt dieses Thal „Purtschingl“, den Bach, der hindurch braust, „Tschapát“. Ich bin nicht im Stande, von dem Ursprunge dieser seltsamen Namen Kunde zu geben; sie sind nun eben, wie man sie in Mährchen trifft, dachte ich mir, als ich mir die Decke im Bette zu Ratzes über die Ohren zog, denn es war ernstlich kalt. Von dem bunten Traume dieser Nacht will ich hier nichts berichten. Das Gebäude enthält 42 Schlafzimmer, 2 Speisesäle, eine Kapelle u. s. w. Die Anzahl der Gäste mochte sich auf 60 belaufen. Die meisten waren Landleute, sogenannte feine Welt fehlte gänzlich; die hervorragendsten Figuren waren einige Geistliche und ein paar Beamtenfamilien. Man sagte mir, daß jährlich 5—600 Leidende hieherkämen, von denen zwei Drittheile geheilt nach Hause zurückkehren.

Man hat hier eine Eisenquelle, eine Schwefelquelle, vortreffliches Trinkwasser und Forellen von der ersten Sorte. Roulette und Faro fehlen gänzlich; die Toiletten werden in Wiesbaden eleganter gemacht, dafür ist aber in Ratzes mehr Schatten, größere Wohlfeilheit und eine erhabenere Natur.

Aus den Dämpfen, die sich von dem tiefer liegenden Gehölze in die Luft erhoben, entwickelten sich nun Schönheiten, die uns der vorige Abend verschleiert hatte. Es war ein frischer, prächtiger Morgen. Der Schlern glühte ganz purpurroth, und aus der schwarzen Föhrenschlucht streckte die alte Feste Hauenstein einige weiße Spitzen wie Zähne in die Höhe. Dort hat einst der Tyroler Troubadour Oswald von Wolkenstein der Königin von Arragonien zärtliche Lieder gesungen, und ein Vorläufer Byrons seinen mittelalterlichen Child Harold gedichtet. Jezt geht es um auf Hauenstein, und Niemand findet sich, der neugierige Fremde dahin führen will. Man sieht weiße, flatternde Gewande zur Nachtzeit dort, und des alten, einäugigen Wolkensteiners Saitenspiel hört man erklingen. Die Mährchen blühen überall am Wege. Wir brachen nach Gröden auf.

Ein gutgepflasterter Weg führte zur Seiseralp hinan. Es ist die weiteste in Tyrol und die gesegnetste. Sie hat sechzehn Stunden im Umfange und mehrere hundert Sennhütten oder Schwaigen. Das Vieh wird nicht hinaufgetrieben, sondern man mäht sie ab. Wir fanden oben Alles voll Leben. Tausende von Mähern und Mäherinnen waren beschäftigt, das köstlichste Alpenheu zu gewinnen, wovon der Centner, deren zweihundert eine einzige Wiese liefert, mit drei Gulden bezahlt wird. So kostspielig und beschwerlich der Unterhalt der Leute auf der Alp und das Herunterschaffen des Heus ist, so bleibt eine Wiese auf der Seiseralp dennoch ein wünschenswerthes Gut, das um 5 und 6000 Gulden nicht zu erstehen ist, da jeder Eigenthümer diesen Besitz festhält.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Beschluß.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten; in einer kleinen Stadt, welche nicht, wie der nächste Versammlungsort, Bonn, durch besondere Verhältnisse, glückliche Lage und interessante Umgebung anzieht, dürfte einmal die Versammlung in numerischer Hinsicht weit weniger respektabel werden, als ihr Zweck selbst es wünschenswerth macht, und dann möchte die Einförmigkeit der Wissenschaft noch hinderlicher werden, als die Zerstreuung, indem die Langeweile weit

mehr geeignet ist, von dannen, als zur Arbeit zu treiben. Jede ansehnliche deutsche Stadt wird nach der Ehre trachten, einmal ein paar Tage lang das Hauptquartier der Wissenschaft zu seyn, sie wird dafür mit Vergnügen einige Opfer bringen, und es kommt nur darauf an, Uebertreibung zu vermeiden, welche allerdings schon manchen Klub gesprengt hat, und auch der Versammlung der Naturforscher Gefahr drohen könnte.

Feste, denjenigen beschrieben, welche nicht dabei waren, nehmen sich nicht gut aus; daher nur wenige Worte von den Horsd'oeuvres der vorigen Woche. Unsere Gesangvereine bemühten sich, den Gästen zu beweisen, daß im alten Vaterland des Gesanges derselbe nicht nur in Dichterherzen lebt, sondern auch aus kunstgeübten Kehlen strömt. Bei einer dieser Vereinigungen erfreute unser Schwab die Gesellschaft mit dem lieblichen Liede, das bereits in diesen Blättern mitgetheilt worden ist. Es gereicht dem Verstand unserer ästhetischen Leute zur Ehre, daß sich nach solchem Vortritt die gemeine Gelegenheitspoesie, der Unfug mit gemeinten Festgaben, wirklich sehr wenig breit machte. Es mochte diese poetische Enthaltsamkeit sogar manchem Fremden auffallen, der in Schwaben auf so viele Poeten zu stoßen meinte, als in Preußen auf Inhaber des rothen Adlers. Am 20sten September fand ein von hiesigen Einwohnern auf Subscription veranstaltetes glänzendes Herbstfest in einem öffentlichen Garten statt. Da die Zeit der Weinlese noch nicht gekommen war, so wurde die Geburt des Gottes, der die Freude bringt, zu Nutz und Frommen derjenigen Nordländer, welche etwa dem geheimnißvollen Akt noch niemals beigewohnt, mittelst kleiner Pressen veranschaulicht. Das Fest, in seiner geschmackvollen Anordnung, in der ungetrübten Herzlichkeit und Freude, schien die fremden Gäste in hohem Grade zu befriedigen, und sie werden des schönen Herbstabends, an welchem man sich bis tief in die Nacht an freier, kühler Luft, unter der flatternden Flamme der Lampen tummeln konnte, schon darum noch lange gedenken, weil ihnen wohl glänzendere Feste wiederkehren mögen, aber schwerlich ein so prachtvolles Jahr. Wir unserer Seits hätten dabei nur das Einzige gewünscht, daß mit schwäbischer Art und Weise nicht mehr kokettirt worden wäre, als, wie schon gesagt, mit schwäbischer Poesie. Es heißt dies, indem man sich anziehend zu machen glaubt, sich selbst den Stand von den Flügeln wischen. — Am 21sten bereitete die Güte des Königs der Versammlung einen höchst genußreichen Tag. In zahllosen Wagen begab sich die Gesellschaft zuerst nach dem lieblichen, zwischen hier und Eßlingen gelegenen Lustschloß Weil, wo die vorzügliche königliche Stuterei und Meitrei besehen wurde, und von da durch die herrlichen Forsten nach Hohenheim, einem großen, eine prachtvolle Aussicht auf die schwäbischen Alpen beherrschenden Schlosse, wo die landwirthschaftliche und Forstschule des Landes ihren Sitz hat. Wie alle unsere Institute, so hatte sich auch diese Schule zum Empfang der dießjährigen Repräsentanten der Naturwissenschaften festlich aufgeputzt, und nachdem man diese Anstalt, welche sehr hoch steht unter Ihresgleichen in Deutschland, nach allen Details besehen, nahm man das ein, was in der feinen Welt ein Frühstück heißt. Uns fesselten vorzüglich die Erinnerungen, welche sich an diesen Ort knüpfen, und der Kontrast zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Hier war es, wo Herzog Carl von Würtemberg, während er sich früher auf dem Lustschloß Solitüde mit Italienern und Tänzerinnen umgeben, in der zweiten Hälfte seiner Regierung seine Stuttgarter Gelehrten bei sich sah; hier war es, wo er Cuviers, Kielmayers, Schillers, Danneckers Professoren mit einem gütigen: „Wie geht's Ihm?“ oder einem noch schmeichelhaftern: „Laß Er sich's brav schmecken,“ begnadigte. Welch barocke Poesie lag doch in dem Verkehr zwischen Großen und Gelehrten in der guten alten Zeit! eine Poesie mit dem Lorbeerkranz über der Perrücke, aber gemüthlich, naiv, und desto lustiger, da sie ein wenig in den Farben der Narrenjacke schillerte. Ja, jenes alte Bedürfniß der Fürsten, geistig erhaltlich angeregt zu werden, fand, nach dem Hintritt der lustigen Räthe, in einer Handvoll witziger oder lächerlicher Katheder-männer seine letzte Befriedigung, und die Perrücke des letzten lustigen Professors, der bei Hof sein Couvert hatte, war das Gespenst der Schellenkappe. Wie ganz anders ist es seitdem geworden! Es scheint uns übrigens mit andern Veränderungen in der moralischen Welt ganz in Uebereinstimmung, wenn im selben Verhältnisse, als so viele Schranken der Etikette gefallen sind, die Großen sich mehr in sich zurückgezogen haben, wenn der geistige Verkehr zwischen den höchsten Ständen und der gelehrten Welt desto gezwungener wird, je mehr die Gleichheit in die äußern gesellschaftlichen Formen überhaupt eindringt, und wenn jenem Verhältnisse, zum Vortheil beider Theile, so viel an Ernst und Würde zugewachsen ist, als es an Joviatität und Gemüthlichkeit eingebüßt hat.

Der 25ste endlich war der Tag, wo der König die Gesellschaft auf seinem prachtvollen Landsitze Rosenstein willkommen hieß. Dieses Lustschloß, eines der schönsten Muster moderner Baukunst, liegt eine halbe Stunde vom hiesigen Residenzschloß in einem neu angelegten Park auf einer Anhöhe am Neckar, und beherrscht das ausgezeichnet schöne Thal, in welchem die Badestadt Canstatt und gegenüber der Berg, welcher einst das Stammschloß Würtemberg trug, die hervorstechendsten Punkte sind. Der König ließ sich durch die Vorsteher der Sektionen die angesehensten Mitglieder vorstellen und bewies, daß jenes eigenthümliche Gedächtniß der Regenten und Feldherrn, in welchem der Name jedes Mannes im Heere bestehet, auch die Ansprüche der Streiter unter den Fahnen der Wissenschaft treu zu bewahren weiß. Nach dem festlichen Mittagsmahl war den Geladenen Gelegenheit gegeben, das an Kunstschätzen reiche Schloß nach allen seinen Theilen zu besichtigen.

Unsere Stadt ist nun, in Erwartung des Herbstjubels, ihrer alten Ruhe wiedergegeben. Wir haben den willkommenen Gästen ein herzliches Lebewohl nachgerufen, und glauben gewiß, daß sich hier manches freundschaftliche Band fester geschlungen oder neu geknüpft hat. Wir haben unbefangen gezeigt, wie wir denken, handeln und fühlen, wie wir essen, trinken und tanzen. In wie weit dadurch bei den Fremden ihre Begriffe von Schwabenstreichen berichtigt worden sind, wissen wir nicht; sicher aber trägt dieser in seiner Idee so schöne Verein noch mächtiger als der Zollverband dazu bei, die thörichten Vorurtheile, welche noch ein deutscher Stamm gegen den andern hegt, zu vertilgen. Das Gefühl, mit welchem jetzt noch ein großer Theil der Deutschen den Namen Schwaben hört oder ausspricht, ist ein seltsames Gemisch von, wir möchten sagen historischer Achtung und von Geringschätzung. Die Männer, welche hier Zeugen unsers äußern wie unsers geistigen Lebens waren, sind weder Kunstenthusiasten, noch anekdotensüchtige Musterreiter, sondern Leute, denen die Beobachtung der organischen Natur geläufig ist, und so hoffen wir, daß das letztere der genannten Gefühle aus ihren Herzen, wenn es je darin gewohnt, getilgt ist, selbst auf die Gefahr hin, daß damit auch dem erstern Abbruch geschehen seyn möchte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 36.

Mittwoch, 8. Oktober 1834.

[523]

Menzel's Geschichte der Deutschen.

Dritte Lieferung.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Dritte Lieferung, 14 Bogen, bis zum Jahre 1240.

Gr. 8. schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, broch. Subscriptionspreis 1 fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824 bis 1827) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesezt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem Deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 fl. oder 15 gGr., somit für das ganze Werk auf 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gGr. festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Die 4te Lieferung wird eben verschickt; die 5te und 6te werden rasch aufeinander folgen, und mit Jahresschluß das Ganze vollendet seyn.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 fl. 36 kr. (Verlag von Hallberger.)
— — Rübezahl. Ein Mährchen. 1829. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Narcissus. Ein Mährchen. 1830. 8. 2 fl.
— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 fl.
— — Reise nach Oesterreich. 1833. 8. 2 fl. 45 kr.
— — Literaturblatt. 4. 1829—1834. Jeder Jahrgang 6 fl.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[192] Bei mir ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Florian, Mr. de, Numa Pompilius, second Roi de Rome. Neu herausgegeben von Dr. E. Hoche. 8te Auflage. 8. à 10 gGr.

Gelpke, Dr. A. H. C., neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen. Mit 3 Kupfertafeln. 4te, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. broch. à 16 gGr.

Hermanni, G., Opuscula. Vol. V. broch. à 2 Rthlr.

Digitized by Google

Ochsenheimer, F., die Schmetterlinge von Europa. Fortsetzung von Fr. Treitschke. 10r Bd., 1ste Abth. Supplemente. gr. 8. à 1 Rthlr. 21 gGr.

Schellenberg, J. P., 150 Exempeltafeln zur nöthigen Uebung im Rechnen. 7te, verbesserte Ausgabe. 8. à 12 gGr.

Tischer, Dr. J. F. W., die Hauptstücke der christlichen Religion. 18te, verbesserte und einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. à 3 gGr.

Wagner, Dr. F. L., Lehren der Weisheit und Tugend. Ein Buch für die Jugend. 16te, vermehrte und verbesserte, einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. à 8 gGr.

Leipzig, im Sept. 1834.

Ernst Fleischer.

---

[500] In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Schubert's Anweisung zur

Miniaturmalerei.

Zum Selbstunterricht. 8. Preis 14 Gr.

Schubert's praktischer Unterricht in der

Aquarell- und Gouache-Malerei,

nebst Anweisung zum perspektivischen Zeichnen, Tuschen, Farbenmischen, Koloriren ꝛc. Für Anfänger und Dilettanten. Mit einer Abbildung. 8. Preis 12 Gr.

Diätetisch-medicinische Schrift.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Mutterkatarrh

oder der weiße Fluß. Was hat das Frauenzimmer zu thun, um diese Krankheit zu verhüten und sich von ihr nebst ihren nachtheiligen Folgen zu befreien? Eine nützliche Schrift für das weibliche Geschlecht. Von Dr. Fr. Richter. Zweite Auflage. 8. Preis 10 Gr.

---

[437] Neue wissenschaftliche Schriften.

Dr. C. A. Albrecht, die Stellung der römischen Aequitas in der Theorie des Civilrechts, mit Rücksicht auf die zeitgemäße Frage der Codifikation. gr. 8. 12 Gr.

Galerie homiletischer Geistesprodukte sächsischer Prediger. Herausgegeben von Dr. L. S. Jaspis. 1stes Heft. gr. 8. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[524] Ankündigung.

Vom 1. Oktober d. J. an wird in meinem Verlage erscheinen:

Die Sonntagsfeier.

Wöchentliche Blätter

für Kanzelberedsamkeit und Erbauung,

im Vereine mit mehreren berühmten Kanzelrednern herausgegeben

von

Karl Zimmermann,

Großherzoglich Hessischem Hofdiakonus.

Mit vielen Abbildungen.

An jedem Sonntage erscheint in gr. 8. Format auf feinem Papiere eine Nummer, welche, außer einer vollständigen Predigt, jedesmal eine Casualrede oder zuweilen einen ausführlichen Entwurf enthalten wird. Jedes Monatheft soll mit Vignetten und größern religiösen Bildern verziert werden. — Eine ausführliche Ankündigung, welche in jeder Buchhandlung ausgegeben wird, gibt davon eine Probe.

Der Subscriptionspreis eines ganzen Jahrgangs soll dessen ungeachtet nur 1 Thlr. 20 Sgr. oder 5 fl. rhein. seyn, um welchen dasselbe jede gute Buchhandlung Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz liefern wird. Sammler von Unterzeichnungen erhalten auf zehn Exemplare ein Freiexemplar. — Möge es gelingen, für diese Erbauungsschrift, für welche viele der berühmtesten Kanzelredner Deutschlands ihre Mitwirkung zugesichert haben, dieselbe Theilnahme zu finden, welche in früheren Zeiten den Stunden der Andacht zu Theil wurde, und so in dem dieser Zeitschrift angewiesenen Wirkungskreise zur Erweckung des Sinnes für religiöse Erbauung beizutragen und segensreich zu wirken.

Die Versendung geschieht nach Verlangen, sowohl wöchentlich, als in Monatheften. — An den Orten, wo sich keine Buchhandlung befindet, können die Bestellungen durch die löbl. Postämter besorgt werden.

Darmstadt, den 19. Aug. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[412] Bei J. A. Mayer in Aachen erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Belgien

und

West-Deutschland

im Jahre 1833.

Von

Mrs. Trollope,

Verfasserin der „Häuslichen Sitten der Amerikaner".

Aus dem Englischen übersezt

von

O. v. Czarnowski.

2 Bde. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Die geistreiche Verfasserin hat durch ihr erstes Werk über die Vereins-Staaten sich einen so allgemeinen Beifall als scharfsichtige Beobachterin und als gewandte und witzige Erzählerin erworben, daß diese Schilderung unseres eigenen Vaterlandes aus derselben Feder das gespannteste Interesse erwecken muß. Die belgischen und deutschen Zustände sind mit Lebendigkeit und Laune in diesem Buche aufgefaßt, das, wenn nicht überall belehrt, doch immer angenehm unterhält.

---

[421] Bei F. Kupferberg in Mainz haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ahn, Dr. F., Neues Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Sammlung auserlesener Stücke aus den klassischen französischen Schriftstellern, in chronologischer Folge bis auf die neueste Zeit, nebst biographischen Skizzen, Charakteristiken und bibliographischen Nachweisungen; zum Gebrauche für höhere Bildungsanstalten. Prosaischer Theil. gr. 8. 1834. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Französische Grammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. 21e verbesserte Auflage. gr. 8. 1834. 12 gGr. oder 54 kr.

Diese Grammatik verbindet Gründlichkeit der Darstellung mit praktischer Brauchbarkeit, ihre Methode ist einfach und klar, die Beispiele und Aufgaben sind

Digitized by Google

sorgfältig und geschmackvoll gewählt. Die erste Auflage war in Jahresfrist vergriffen.

---

[509] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Büchlein für die Jugend,

enthaltend:

Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marienkinde, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien,

vom Verfasser des Volksbüchleins.

In Umschlag, 20 Bogen, Preis 1 fl. 30 kr.

Der Verfasser des Volksbüchleins bietet hiemit Eltern und Erziehern ein ähnliches, in demselben Geiste ausgeführtes und im nämlichen Tone gehaltenes Werklein. Wie in jenem werden hier Erzählungen mannichfaltigen Inhalts und verschiedenartiger Form mitgetheilt: Legenden, Mährchen, Volkssagen, Fabeln, Parabeln, sowie andere Geschichten zum Zwecke der Erbauung, der Belehrung und der Belustigung. Es ist demnach zu hoffen, daß die vielen Leser, welche das Volksbüchlein liebgewonnen haben, auch diesem ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden. Die Verlagshandlung freut sich, zur Verbreitung des vielen und reichen Samens des Guten, der in diesem Büchlein enthalten, durch mäßigen Preis so viel möglich beitragen zu können, und erbietet sich noch überdies, bei fester Bestellung von 12 Exemplaren zwei Freiexemplare, von 25 Exempl. drei Freiexempl. und von 50 Exempl. sechs Freiexempl. dazu zu geben.

München, im Sept. 1834.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[162] In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),

Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis vierter Band. gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 24 Thlr.

Keyserlingk (Herrmann von),

Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung bis auf den Kongreß zu Verona. gr. 8. Auf gutem weißen Druckpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[477] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seyffarth, Dr. G., Beiträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. 6tes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 4. broch. franz. Velinp. 1 Rthlr., gegl. Schweizervelinp. 1 Rthlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Unser Alphabet ein Abbild des Thierkreises mit der Constellation der sieben Planeten ☽☿♀☉♂♃♄ am 7. September des Jahres 3446 vor Christus. Angeblich zu Ende der Sündflut, wahrscheinlich nach eignen Beobachtungen Noah's. Erste Grundlage zu einer wahren Chronologie und Kulturgeschichte aller Völker. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 4. broch. Druckpap. 18 Gr.

---

[506] 520 Artikel des Buchstaben A! (man schließe daraus auf die Vollständigkeit des Werkes) liefert das bei Schuberth u. Niemeyer erschienene:

Musikalische Conversations-Lexikon.

Encyklopädie der gesammten Musikwissenschaft.

6 Hefte 1¼ Rthlr. bei Vorausbezahlung. Für Abnehmer der Orig. Bibl. gratis. Ladenpreis 2 Rthlr.

Wenn gleich es üblich, Subscriptions-Werken durch pomphafte Ankündigungen Eingang zu verschaffen, so ziehen wir's jedoch vor, eine einfache Inhaltsanzeige an das Publikum zu richten. In unserm Lexikon findet sowohl der Musiker, als jeder Gebildete:

1) Authentische Nachrichten über ausgezeichnete Komponisten, Virtuosen, Instrumentenmacher, Dilettanten, nebst Beurtheilung ihrer Leistungen ꝛc.
2) Erklärung der musikalischen Fremdwörter und Erläuterungen in Bezug auf Kompositionslehre.
3) Beschreibung aller Instrumente mit ihren Erfindern, nebst einem Abriß der Geschichte der Musik.

---

[480] Einladung zur Subscription.

PFENNIG-AUSGABE

der

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersezt

von

Max Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall.

15 Bändchen, mit Titel-Vignetten.

Auf feines Velin-Druckpapier.

Bedingungen der Anschaffung.

Um die Anschaffung zu erleichtern und Jedem möglich zu machen, erscheint diese Ausgabe:

1) in 5 Lieferungen, jede von 3 Bändchen, auf feinem Velindruckpapier und sauber geheftet;
2) zu folgenden ungemein wohlfeilen Preisen, als

für die	1ste	Lief. in	3	Bdchn. von	52½	Bog.	21 Gr.
—	— 2te	—	— 3	—	— 46	—	21 —
—	— 3te	—	— 3	—	— 47	—	21 —
—	— 4te	—	— 3	—	— 48¼	—	21 —
—	— 5te	—	— 3	—	— 60½	—	1 Rthlr.

Zusammen 251 Bogen zu 4 Rthlr. 12 Gr., wofür selbst keine der durch Druckfehler und Auslassungen verunstalteten Nachdrucker-Ausgaben zu haben ist.

3) Die Zahlung geschieht für jede Lieferung einzeln, bei deren Ablieferung.
4) Jeder Subscribent wird aber zur Abnahme aller 5 Lieferungen verpflichtet.
5) Einzelne Lieferungen können nicht abgelassen werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an und sind in Stand gesezt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Digitized by Google

Die 1ste und 2te Lieferung ist bereits erschienen, und die 3te Lieferung wird mit dem 15ten September an alle die Buchhandlungen, welche die Fortsetzung verlangt haben, versendet.

Buchhandlung Josef Max u. Comp.
in Breslau.

---

[479] **Commentar**
zu
Goethe's Werken
von
Carl Friedrich Göschel
unter dem Titel:
Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise.
Ein Denkmal
von
Carl Friedrich Göschel.

2 Bände gr. Oktav, gedrängten Drucks. Preis 2 Thlr. 12 gGr. sächs.

„Bei den alten, lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten:
Die neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn."

Mit diesen Worten leitet der Verfasser eine Reihe [illegible] und gediegensten gehören, welche die Literatur über den großen Genius unsres Vaterlandes aufzuweisen hat. Was Müller und Falk für das äußere Verständniß Goethe's sind, das ist der geistreiche Verfasser, dessen Namen allein schon hinreicht, nur Treffliches erwarten zu lassen, für das innere. — In die tiefsten Geheimnisse des Goethe'schen Geistes steigt der sinnige Führer mit uns hinab, und wie seinem hellen Blick nichts entgeht, so wirft die Klarheit seiner Darstellung ein überraschendes Licht selbst auf die dunkelsten und schwierigsten Erzeugnisse des großen Meisters, und wir lernen immer mehr, wie groß der Reichthum der Offenbarung ist, die der Dahingegangene der bewundernden Nachwelt hinterlassen hat.

Schleusingen, im Sept. 1831.
Buchhandlung von Conrad Glaser.

---

[436] **Neue verbesserte Elementar-Unterrichtsbücher.**

M. E. J. Hauschild, französische Grammatik, nebst Wörterbuch. gr. 8. 26 Bogen. 1 Thlr.

Choix de Morceaux en prose et en vers, tirés des meilleurs écrivains français. Par Feige Lafitte, Prof. gr. 8. 15 Gr.

Dr. F. Philippi, Die Geschichten des sächsischen Volks. Ein Lehr- und Lesebuch für sächsische Volksschulen. gr. 8. 21 Bogen. 12 Gr.

Ch. Tr. Otto, Seminar-Direktor, der sächsische Kinderfreund, ein Lesebuch für Stadt- und Landschulen. 4te verbesserte Aufl. gr. 8. 18 Bogen. 6 Gr.

Derselbe, gegen die Emancipation der Volksschulen. 8. broch. 6 Gr.

Derselbe, Lesebuch für die zweite Klasse der Leseschüler. Dritte sehr verb. Aufl. gr. 8. 6 Bogen. 3 Gr.

G. C. Otto, Hauptmann, Lehrbuch der niedern Arithmetik, ein praktisches Rechenbuch, welches alle Fundamental-Regeln enthält. Dritte wohlfeilere Auflage. 15 Bogen. 12 Gr.

Desselben Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik für den praktischen Unterricht in der Buchstabenrechnung ꝛc. 2te wohlfeilere Auflage. 20 Bogen. 16 Gr.

Höhere Unterrichtsbücher.

Dr. A. G. Schweitzer, Prof., Abriß eines Unterrichts in der Landwirthschaft, zum Gebrauch bei Vorlesungen über dieselbe. 2te und 3te Abtheilung: Viehzucht und Gewerbelehre. 1 Thlr.

Die erste Abtheilung: Ackerbau, erschien vor zwei Jahren und kostet ebenfalls 1 Thlr.

G. S. Hörnig, Baukommissär, Sammlung praktischer Zimmerwerksrisse, theils ausgeführter, theils für verschiedene Zwecke entworfener Baugegenstände. 3tes und 4tes Heft mit 12 großen Steindrucktafeln. Pränum.-Preis bis Ende d. J. 2 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr.

Das 1ste und 2te Heft erschien vor zwei Jahren, ebenfalls mit 12 Tafeln, und kostet 3 Thlr.

Derselbe. Grundsätze und Erfahrungen in Betreff der verschiedenen Zimmerarbeiten bei dem Land- und Wasserbau, nebst Anhang über einige Lehren der Arithmetik und Geometrie; ein Handbuch für Zimmerleute und Bauliebhaber. Mit 21 großen Steindrucktafeln. gr. 8. Pränumerationspreis bis Ende d. J. 3 Thlr. Ladenpreis 4 Thlr.

☞ Von der 3ten sehr vermehrten und verbesserten Original-Auflage von

J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, in das Deutsche übertragen von Dr. Wöhler,

sind von den ersten Bänden bereits 11 Hefte erschienen. Mit dem 16ten Hefte ist auch die 2te Pränumeration von 10 Thalern ganz geschlossen. Der nachherige Ladenpreis beträgt 12 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[159] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wanderungen
durch
Sicilien und die Levante.
Erster Theil (Sicilien. Malta).

Mit einer Musikbeilage. geh. Preis 2 Rthlr.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

---

[169] In der Richter'schen Buchhandlung in Zwickau erschien so eben:

Geognostische Beschreibung des Zwickauer Schwarzkohlengebirges und seiner Umgebungen,

von A. v. Gutbier. Nebst Karten, Abbildungen und Tabellen. broch. 2 Rthlr. 16 Gr.

---

[470] Neuester Roman von Eugène Sue.

So eben ist in der Kayser'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Die Seewarte von Kvat-Ven.

Roman aus dem Seeleben 1780—1830, übersetzt von R. Richter. 3 Bde. gr. 8. à 3½ Rthlr.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Oktober 1834.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen.

Schiller.

Gröden.

(Fortsetzung.)

Die höchsten Punkte der Seiseralp sind Saltria und Buffatsch; die letztere Höhe wetteifert mit dem Schlern. Nur die beiden Hörner desselben und die Zacken des Blackofels und des Rosengartens aus dem Fassathale ragen über die Fläche der Alpe hinaus. Die schwarzen Sennhütten zeigten nichts Eigenthümliches; derselbe saure Käsgeruch erfüllte sie, dasselbe Mobiliar hier wie überall. Wenn aber Abends die stattlichen Mäher von der Wiese kamen, dann erklang Musik, dann wurde getanzt, und die Mägde und Knechte hatten alle ihren Sonntagsstaat dazu angelegt. Es war aber auch eine Art Saison für diese Leute, nur mit dem Unterschiede, daß eine erschöpfende Arbeit mit der Erheiterung Hand in Hand wandelte, weßhalb aber auch die kräftigste Kost und der beste Wein von den Bauern und Grundherrn herbeigeschafft werden mußte.

Ueber Puffels ging es einen Schlund hinab, durch drei der reißendsten Wildbäche hindurch, an dräuenden Felsen vorbei, bis wir zu einem engen Plateau gelangten, wo uns die überraschendste Aussicht entgegenlachte.

Die grünen Felder lagen wie schmiegsame Teppiche auf dem weißen Felsen ausgebreitet und bogen sich in die Klüfte hinein und umwallten graziös den Rand der Bäche. Nur die schroffsten Zacken ragten aus diesem weichen Grün empor, von dem sich zierliche Häuser erhoben, groß und klein, hoch und niedrig, aber alle weiß, alle Fenster blank, alle Thüren gelb oder grün, alle Dächer roth, gerade wie ich sie in meiner Kindheit in der Bude des Herrn Vogler so oft bewundert hatte, und dabei waren diese Wohnungen so auf den Höhen ringsumher vertheilt, so ordentlich und doch nicht regelmäßig, als hätten sittsame und gescheute Kinder ein Dörfchen bauen wollen und sie hingestellt. Ja, dies ist Gröden, Voglers Vaterland, rief ich aus, dies ist das Mährchenland, wo die Träume der Jugend Leben gewinnen.

Das ganze Thal ist nur gegen anderthalb Meilen lang, ein Drittel Meile breit, auch wohl noch enger, und ganz mit diesen freundlichen, zerstreuten Wohnungen bedeckt. Die, welche ich vor mir sah, bildeten den Hauptort St. Ulrich. Aus ihrer Mitte erhob sich eine Kirche, größer und stattlicher als gewöhnliche Dorfkirchen, aber dabei so freundlich getüncht und verziert, wie alles Uebrige. Ich trat ein. Ein helles Gewölbe war mit Freskobildern über und über geschmückt; gestickte und gemalte Fahnen standen zu beiden Seiten; die Bilder der Jungfrau und einiger Heiligen waren, ungemein

Digitized by Google

prachtvoll gekleidet, in Glasschränken aufgestellt; Alles glänzte von Gold, und selbst Perlen und Edelsteine waren daran verschwendet; die Betstühle und alles Holzwerk waren sauber geschnizt und reich vergoldet. Ein altes Männchen, das uns folgte, fragte, ob wir den heiligen Leib sehen wollten, den ein Gröbener, der lange in Italien gewesen, seinem Geburtsorte geschenkt hatte. Er öffnete einen Schrank und zeigte uns ein vollständiges Gerippe: die Knochen alle mit Flor umwunden und mit Ringen und Spangen von Gold und Steinen bedeckt; ein kurzes rothes Sammtröckchen mit breiter Stickerei gürtete die Hüften, und kriegerische Halbstiefeln bedeckten die Füße. In den Kiefern steckten alle Zähne, weiß und glänzend, und nach der Feinheit der Knochen schien es das Gerippe eines Jünglings zu seyn. Das alte Männchen nannte es den Leib des heiligen Benedict.

Das Männchen, welches den Cicerone gemacht hatte, war der Meßner im Orte. In seinem Hause wie in allen übrigen wird das Schnitzwerk verfertigt, das Gröden so reich macht, weil es damit guten, frommen Kindern so viel Freude gewährt. Wir folgten der Einladung und traten in eines der freundlichen Häuschen, woraus der ganze Ort besteht. Im niedrigen, holzgetäfelten Zimmer saßen einige alte Weiber und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran behend und flink herum. Eine muntere Alte ergriff ein frisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwart einen Fuchs schneiden, eine Andere erbot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tyroler und ein Vierter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundernswerth, wie kühn sie mit ihren Instrumenten zu schneiden begannen, wie sicher sie dann weiter formten und wie schnell die Umrisse sich zeigten. Sie versicherten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zeigten sie ihre Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, daß sich Mehrere von ihnen schon verstümmelt haben, und daß dies sehr leicht geschehen könne. Von der im Orte auf höhern Befehl neu errichteten Zeichnenschule sprachen sie mit Geringschätzung. Wer sie nicht im Kopfe habe, meinten sie, werde ihre Kunst nie lernen. So haben ihre Eltern es schon gemacht, und sie machen es eben so, und die Jungen, die jezt zeichnen lernten, machen es auch nicht besser. Sie erzählten uns, daß der Erste, welcher die Schnitzerei im Thale übte, Johann de Mez war, wohnhaft zu Schnaut unweit St. Ulrich. Er kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bilderrahmen aus dem Holze der Zirbelnußkiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Martin und Dominik Vinazer sahen sogleich, daß hieraus dem armen Thale, wo Weizen und Heidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen und der spärliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Erwerbsquell entspringen könne. Das Zirbelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht formen läßt, war in großem Ueberflusse an den Berghalden verbreitet; mit einigem Scharfsinn und natürlicher Kunstfertigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuren. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hiebei blieben sie jedoch nicht stehen, sondern gingen nach Venedig, um Unterricht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zurück, welche sogar Basreliefs in Silber ausführten. Auf ihre Landleute wirkte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industrie und Spekulation, der faß in jedem Thale Tyrols schlummert und nur auf den günstigen Augenblick wartet, sich thätig zu regen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Man wird nach dieser Scene nicht begreifen können, wie das über unsern Helden ausgesprochene Verhängniß doch eine gänzliche Zerrüttung seiner Willenskraft *in ihm* bewirken konnte. Rechnet man noch hinzu, daß der ihn verfolgende Akt von einer sogenannten gedrückten Kirche ausging, daß in den überall verbreiteten christlichen Formen und Gebräuchen ein jüdischer Bann fast spurlos seyn mußte, so ist es auffallend, daß sich Uriel völlig der Illusion des Fluches hingab, nirgends festen Fuß faßte, sondern ohne Zweck und Ziel von einem Orte zum andern pilgerte. Allein wie lange konnte es währen, daß Juditha Bild in seiner Seele verschleiert blieb? Schon am nächsten Morgen nach dem Abschiede von seiner Schwester deckte er es in seiner vollen, strahlenden Pracht wieder auf und verlor zu Allem, was er schon verloren, jezt auch den Muth. Die Ursachen seines Elends vertauschten sich: er litt mehr um Judiths Verlust, als um die Achterklärung, die ihn sonst nicht hätte verwirren können. Dann ließ er eine Ursache seiner Verfolgung in die andere spielen, er verwechselte ihre Aufeinanderfolge, und wie es trüben Gemüthern eigen ist, nahm er das Glück seiner Liebe bald wie eine Herausforderung, die er selbst ja dem Himmel hingeworfen hätte. Das gänzlich Uebermannende aber ist das Gefühl der unabänderlichen Nothwendigkeit. Dies klammerte und hackte sich in alle seine Empfindungen ein, so daß das Schicksal wie eine schwere Last auf ihm lag und er nichts Anderes

Digitized by Google

für sich übrig glaubte, als zu dulden. Auch gibt es eine Art von Aberglauben, der sich nur bei Männern findet, welche über Vorurtheile übrigens weit erhaben sind. Die fortwährende Beschäftigung mit der Religion stimmt das Gemüth, selbst das verneinende, aufgeklärte, zu einer unwillkührlichen Milde, die sich bis zu einem leise wurzelnden Aberglauben fortbilden kann. Da Uriel nicht zu den Philosophen gehörte, welche das vorhandene Gebäude von religiösen Satzungen mit einemmale umstoßen und nur das gelten lassen, was sie selbst dafür wieder aufbauen, da er gewohnt war, eine Meinung nach der andern zu prüfen und dabei den stufenweisen Weg des Zweiflers ging, so hielt sich sein Geist gleichsam fortwährend in einer Art religiösen Duftes, der ihn plötzlich übermannen und seiner spekulativen Waffen berauben konnte. Die Religion war stärker als er, da er sie nur in ihrem eigenen Interesse, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen, bekämpfte.

Wie aber so Vieles in eurem Herzen von äußern Umgebungen abhängt, so wirkten auf Uriel die verschiedenen Gegenden, welche er auf seiner Irrfahrt antraf, auf verschiedene Weise. War er auf einsamer Wanderung, auf sich selber angewiesen, so beherrschte ihn die Stimmung, welche wir eben schilderten; sah er große Städte, das Gewühl der Menschen, wie Alles in der Erzielung des eigenen Vortheils sich vertiefte, dann zog ihn dieser Anblick von seinem Trübsinne bald ab; seine Miene erheiterte sich und er war unschlüssig, ob er nicht wieder an diesem Lärm, an diesem Vertreiben des einen Tags durch den andern Theil nehmen sollte. Die alte Keckheit seines Geistes steckte in ihm wieder ihre Fahne auf, und muthige, männliche Gedanken zogen mit klingendem Spiel durch sein Inneres. Dann konnte er auflachen und mit spottendem Herzen ausrufen: „Alle diese Menschen, wie ich sie hier jagen und treiben sehe, was wissen sie von den geistigen und geistlichen Bändern, die unsichtbar um sie herumgelegt sind? Der Krämer wiegt seine Waare, der Kunde zahlt sein Geld, der Kärrner schiebt seinen Karren, der Landmann den Pflug, ein Jeder ist übermäßig mit sich beschäftigt: sie scheinen in diesem Augenblick völlig unabhängig von einander; jede Zumuthung, die der Staat, die Kirche, die Wissenschaft an sie machen, muß ihnen lästig seyn; sie haben sie auch ganz vergessen. Diese Menschen werden einmal einsehen, wie gering jene Gewalt ist, die heimlich ihre Fäden über sie ausspannt. Es wird eine Zeit kommen, wo sie mit ihrer Existenz so beschäftigt sind, daß sie sich weder auf die Kirche, noch auf den Staat besinnen können, der Ansprüche anf sie machen will. Sie werden mit dem Kopf schütteln und die Fragen der Priester und Staatsmänner mit Lachen beantworten.“

Uriel war in der heitersten Stimmung, als er diese Worte vor sich hinsprach. Er lag nach einer schon zweimonatlichen Irrfahrt im Lande auf einer der äußern grasbewachsenen Schanzen, welche die Festung Arnheim umgaben, lang hingestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt. Er hatte die freie Aussicht auf unabsehbare Felder, welche den Fleiß des Landmanns beschäftigten, auf die Landstraße, welche mit Karren und Fuhrwerken bedeckt war, auf den Rhein, dessen Strömung er sich zum Führer seiner Reise genommen hatte. Er verlor sich in seinen Gedanken, die diesmal alle wie von der Sonne beschienen waren. Als er wieder aufblickte, fesselten zwei Reiter, welche unten die Landstraße heraufzogen, seine Aufmerksamkeit. An dem einen derselben schien ihm Alles bekannt, Roß, Haltung des Reiters, ja bald schwur er, daß dieser selbst Niemand anders, als sein Vetter Ben Jochai sey. Er richtete sich auf und war unschlüssig, ob er den Wall hinuntersteigen solle oder nicht. Er strengte sich an, den Begleiter Jochai's zu erkennen, einen jungen Menschen, der ungeübt auf dem Sattel schien und ängstlich auf den Huf seines Pferdes sah. Uriel war auf der Landstraße, ohne es zu wollen; er trat einige Schritte vor, so daß er den Ankommenden in die Augen fiel. Diese hielten inne, Uriel strengte seine Sehkraft an und erschrak, da ihn über Jochai's Begleiter eine Vermuthung überfiel. Der junge Mensch kam dem Mißtrauen in diese Vermuthung zuvor, sprang vom Pferde und lag jubelnd an Uriels Halse. Es war Judith.

Lange währte es, ehe alle drei in den rechten Fluß der Mittheilung und des gleichgestimmten Gesprächs kamen. Die Schwierigkeit einer Aussöhnung war aber nicht mehr vorhanden; denn Judith, weinend und jubelnd, kosend und flehend, überschüttete Uriel mit einer Fluth der liebenswürdigsten Worte, die ihm jeden Vorwurf aus dem Munde nahmen. „Mein heißgeliebter Freund,“ sprach sie, „verdiene ich wohl, die Hand zu küssen, die mich mit so treuer Liebe umschlungen hielt? O, warum weiß ich keine Strafe, die, ohne dieser doch selbst zu seyn, dem Verluste Deiner Liebe gleich käme! Mein ganzes Leben ist nun in Deine Hand gegeben; denn so groß ist meine Reue, daß ich mir selber den Tod geben würde, wenn Du mich an Deiner Liebe das entgelten ließest, was ich an Dir verbrach! Du hattest mich für zu schwach gehalten, Uriel, als daß ich eine Mittheilung Deiner eigenthümlichen, nun verletzten Gedanken hätte tragen können. Du mußt dies auch jezt noch glauben, da ich in dem Augenblicke, als ich sie zugleich mit ihrer Wirkung zum erstenmale kennen lernte, alle Besinnung verlor. Doch Du kannst nicht ungerecht gegen ein Weib seyn, das in der Liebe Wunder vermag, sonst aber Alles anstaunt und für

Digitized by Google

übermächtig hält. Warum verschlossest Du mir Deinen Geist? warum zogst Du mich nicht zu Dir hinauf, Uriel! Du lebtest am Tage unter Deinen Göttern, und wenn der Abend kam, ließest Du Dich zu mir, einer schwachen, kindischen Sterblichen herab. So zerschnittest Du selbst das Band, das in jener fürchterlichen Stunde mich sonst unzertrennlich an Dich gefesselt hätte. Wehe mir, ich Thörin! ich wälze die Schuld auf Dich; aber ich thue es nur, um Dir das Vergeben leichter zu machen. Denn mein Unrecht ist unvertilgbar, ich komme mir wie eine Elende, Meineidige, wie ein schlechtes Kraut vor, das hinter der Mauer wächst und so nichtig ist, daß es den Tag nicht verdient, den es lebt. O Uriel, liebe mich! Du bist ein wunderbarer Schöpfer, der Alles vermag; wenn ich Adel für meine Seele, irgend einen Stolz, der nicht vergänglich ist, suche, so kann ich ihn nur bei Dir finden. Ich bin ganz in Nichts versunken, nur Du kannst mich wieder aufrichten!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Fahrt nach St. Cloud.

Vorigen Sonntag war einer der schönsten Herbsttage, mit denen uns die Natur dieses Jahr so reichlich beschenkt, und womit sie den herrlichen Sommer bekrönt. Seben vom 15ten des Monats an war Alles davon gelaufen, was sich des Namens Vakanz als Grund oder als Vorwand bedienen darf, um eine Ortsveränderung vorzunehmen und sich irgendwo außerhalb Paris zu erholen oder zu belustigen. An diesem Sonntage aber war nun vollends die Volksmenge nicht zu halten; sie strömte schaarenweise heraus, um die schöne Natur und die freie Luft aufzusuchen, die in Paris nicht zu finden sind. Sehr geschäftig waren im Auswandern besonders die Marktschreier, denn es war Jahrmarkt zu St. Cloud. Gewiß sind an diesem Tage wenig Marktschreier in Paris geblieben, und wer ein Dutzend derselben bedurft hätte, würde viele Mühe gehabt haben, sie aufzutreiben. Zu jeder andern Jahreszeit kann man sie zu Hunderten aufgabeln. Am lezten Sonntage aber hatten sie alle schon bei Tagesanbruch sich nach St. Cloud aufgemacht. Dies war heute das Ziel der Wanderung der Hälfte der noch in Paris vorhandenen Volksmenge, etwas Weniges abgerechnet, was sich an den Barrieren von Paris verlor, und dem eine Schenke genügte, gleichviel, ob zu St. Cloud oder am Ausgange der Hauptstadt. Nach St. Cloud kann man aber auf zwei Arten gelangen, zu Wasser und zu Lande. Das Volk, das nicht viel ausgeben will, oder seine Ausgabe auf die Schenke verspart, schlendert durch das Boulogner Holz hin und kehrt auch eben so zurück. Für diejenigen, welche sich nicht abmatten mögen, stehen Fuhrwerke aller Art bereit, elegante Drüigeucen, die pünktlich alle Viertelsstunden abfahren, kleine Wagen, Kukufs genannt, deren Kutscher nur erst dann ihr hageres Pferd zum Abgange ubthigen, wenn sie das Innere des Wagenkastens mit Reiselustigen so vollgepfropft haben, als nur immer möglich ist, große Karren, die ebenfalls einem einzigen Pferde anvertraut werden, welches denn Schritt vor Schritt sich seinem Ziele nähert und nach Verlauf von einigen Stunden richtig anzukommen pflegt; dann endlich die Schifferboote auf der Seine, deren Führer an diesem Tage auf großen Zuspruch warten, und daher alle Fischer- und Wäscherboote in Bewegung setzen, worüber sie verfügen können. Die Wasserfahrt schien auch mir die angenehmste Weise, nach dem Jahrmarkte von St. Cloud zu gelangen. Hier werden sich die Fortschritte des Luxus und des Gewerbfleißes wieder zeigen, dachte ich, indeß ich mich dem Seineufer näherte; gewiß wird man hier nichts als Dampfboote erblicken und vergebens sich nach einem leichten Kahne umsehen; allein es war nicht einmal Ein Dampfboot zu sehen, und die leichten Kähne waren auch ziemlich selten. Dagegen standen die Schiffer mit ihren schwerfälligen und plumpen Fischerbooten bereit, und wer zu Wasser nach St. Cloud wollte, hatte kein anderes Mittel, als mit diesen platten, bald vermoderten Booten, die vielleicht ehemals zur Landung in England bestimmt waren, wo nicht abzusegeln, da von einem Segel nichts zu sehen war, doch wenigstens abzurudern. Als der stämmige Schiffer sein Boot voll hatte, stieß er vom Ufer; das schwere Fahrzeug schwamm nun majestätisch, das heißt sehr langsam, die Seine hinunter, und mußte sich von einer leichten Flotille überflügeln lassen, die sich nach einem Wasserfeste in einer der Vorstädte von Paris begab und die weißgekleideten Schiffer, nebst einigen Munizipalbeamten und Trommetschlägern enthielt, welche an diesem Wasserspiele Theil nehmen sollten. Dies nahm sich mit den vielen dreifarbigen Fahnen ziemlich pittoresk aus; ja es war das einzige Pittoreske an der ganzen Wasserfahrt, wenigstens im Innern von Paris. Weiterhin erblickte man auch ein ungeheures plattes Schiff oder eine Fähre mit einer Menge von Sitzen für die bezahlenden Zuschauer, welches sich an dem Orte zurecht stellte, wo das Wettrennen der Schiffer stattfinden sollte. Wir schifften indessen immer gleich majestätisch unserm Ziele zu, hatten aber viele Mühe, aus dem gar kein Ende nehmenden Paris herauszukommen. Vormals, wenn man die Brücke de la Concorde hinter sich hatte, traf man keine Brücke mehr an bis Sèvres; jezt aber gibt es deren noch drei, und zwar zwei Hängebrücken und eine steinerne. Erst wenn man die lezte zurückgelegt und dem Zollbeamten, der am Ausgange von Paris auf die abfahrenden Boote lauert, die Steuer bezahlt hat, gelangt man in's Freie, und die so lange zwischen Kais eingezwängte Seine kann endlich frei und unbeengt durch grüne Fluren fließen. Bald verweilt der Blick mit Vergnügen auf den Hügeln von Sèvres und St. Cloud, mit ihren vielen Landhäusern und Lustgärten. Hier und da steht am Ufer ein Fischer und sucht ein armseliges Fischlein zu angeln, wofern es einem gelungen, lebendig aus Paris herauszukommen, was wahrlich keine Kleinigkeit ist, da eine Menge von Liebhabern ihnen beständig auflauert, und das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis zum Abend gefischt wird. Ein Fisch, der ungeangelt aus Paris herauskommt, kann sich wahrlich so glücklich schätzen, als ein Jüngling, welcher in der Stadt seine ländliche Sittenreinheit bewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Oktober 1834.

Was soll dies Reizen, dieses Taubenauge,
Das Götter selbst zum Mitleid brächte? Ich schmelze,
Bin nicht aus stärkerm Thon als Andre.

Shakespeare.
Coriolan.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Uriel drückte schweigend, aber lächelnd und voller Liebe ihre Hand: das Uebermaaß erdrückte ihn. Judith fuhr fort, indem sie auf Jochai zeigte, der schweigend die beiden Thiere am Zügel führte: „Wie viel Dank bin ich Deinem vortrefflichen Freunde schuldig! Da mein Vater sich mit Abscheu von der Erinnerung an Dich abwandte, so blieb dieser meine Zuflucht. Das Unerklärliche des Auftritts, der uns trennte, Lieber, verlor sich allmählig vor meiner verzweiflungsvollen Seele, der ganze Zusammenhang dieser Dinge stand jezt deutlich vor mir, meine Sehnsucht nach Dir, die nur mit dem Tode sterben wird, folterte mich, und für Alles fand ich an Jochai Rath und Hülfe. Er ließ mich in die Räthsel Deines kühnen Geistes blicken und weckte mein Verlangen, von Deinem hohen Fluge mitgetragen zu werden. Ich schämte mich, daß der Aberglaube einen Augenblick über meine Liebe hatte siegen können, und betrieb den Entschluß, der durch Dein Wiederfinden mit seinem Erfolge gekrönt ist. Ich floh die Wohnung meines Vaters, um Dich aufzusuchen. Wir verfolgten den Weg, den Du eingeschlagen haben mußtest, trafen Spuren, die uns oft irre führten, uns aber doch zu unserem Ziele gebracht haben. Jochai schüzte mich, wie ein Bruder es gethan haben würde.“ Jochai wandte sich hierauf an Uriel und sagte: „Theurer Vetter, wenn Du in der Entscheidung, wo sich meine Freundschaft hätte bewähren sollen, mich einen Augenblick schwanken sahest, so sey versichert, daß ich nie ein Versäumniß so schmerzlich bereut habe. Ich beschloß, zur Sühne meiner Schuld mich ganz Deinem Dienste zu widmen, und wußte, wie Liebes ich Dir leistete, als ich Judiths Verlangen nach Dir unterstüzte und diese abenteuerliche Reise in's Werk sezte. Ich bin jezt bei der Erfahrung in die Schule gegangen und habe gelernt, daß es mir unerträglich wäre, von Dir getrennt oder gar verkannt zu leben.“ Uriel umarmte beide herzlich: seine Augen glänzten vor Freude; selbst die Befangenheit, die sein wilder Aufzug, sein langes, ungeschornes Haupt- und Barthaar ihm zuerst verursacht hatten, wich den überströmenden Gefühlen von Lust, die der ihm wiedergegebene Glaube an sein Theuerstes in ihm weckte. „Ahnete ich doch,“ rief er aus, „daß mir die Sonne des heutigen Tages etwas Gutes bedeutete. Wie eine lange Nebelnacht liegt die jüngste Vergangenheit hinter mir; ich wußte, daß sich jezt Alles wenden müsse. O was zögert Ihr noch, den Sitz in meinem Herzen einzunehmen, der Euer Eigenthum ist und den ich seither mit meinen Thränen benezte! Was wollte ich mich Euch nicht gänzlich überliefern,

Digitized by Google

da Ihr ja gekommen seyd, mich glücklich zu machen! Eilt mit mir in die Herberge, wo wir in ungestörter Umarmung dieses Wiedersehen feiern wollen. O sagt mir nur, wo gäbe es etwas, das dem Zuge des Herzens Gewalt anthun könnte!“ Sie hielten sich noch eine Weile umschlungen, die Rosse blickten verständig in die Gruppe hinein, der Wanderer stand still und betete, denn er hoffte, Alles müsse noch schöner werden unter der Sonne, wenn sich Männer untereinander so lieben könnten. Dann eilten sie aber der Stadt zu und fanden in der Herberge Muße und Heimlichkeit genug, ihre Herzen immer klarer und strömender zu machen.

Doch es fehlte auch hier der Begeisterung nicht an einer Hinterthüre. Judith selbst, die Schwärmende, Glückliche, war es, welche sie zu öffnen versuchte. Denn wie wenig es mit ihrem Entschlusse, sich um Uriel wie sein Gürtel zu schlingen und ihn nicht zu verlassen, wo er auch hinginge, übereinstimmte, daß sie einige Worte von Rückkehr und Widerruf fallen ließ, so wäre es zu gewagt gewesen, hätte Ben Jochais Mund diese zuerst aussprechen sollen. Uriel blickte sie verwundert an, aber diese Verwunderung war eher des Sinnenden, als des Entrüsteten; er schwieg und widersprach nicht, als Judith ihm die Rückkehr in die alten Verhältnisse, und namentlich den Gewinn ihres Vaters in den schönsten Farben schilderte. Als Jochai sah, daß seines Vetters Willen ganz unbewaffnet war, trat er wie auf ein verabredetes Zeichen hervor und sagte: „Wozu fruchtet es, lieber Freund, wenn Du Dich selbst um den Genuß des schönsten Lebens bringst? Du hast mir oft gestanden, welchen großen Reiz die Stadt, welche Du jezt meidest, für Dich hat, und damals wußtest Du doch nicht, daß sie bestimmt war, einst Dein Theuerstes einzuschließen. Ich sage nicht, daß Dich Judith verlassen könnte; aber ich denke mir, die Liebe sehnt sich gern nach den Orten zurück, welche die Zeugen der ersten Schwüre waren. Die Liebe ist immer etwas prahlerisch mit ihrem Glücke, und wo könntet Ihr vor einer größern Schaar von Neidern und Bewunderern Eure Schätze ausbreiten, als in Amsterdam?“ Uriel leistete keinen Widerstand, nur seine Beistimmung fehlte noch, welche Jochai ferner einzutreiben versuchte. „Du scheust Dich vielleicht,“ sagte er, „nach Hause zurückzukehren, weil Du im Banne bist? Allein Deine Klugheit müßte auch hier siegen, wenn Dein Starrsinn zögerte. Dein Gegner de Silva hat die Erklärung abgegeben, daß Deine Sätze nicht darauf hinzielen, das Christenthum zu empfehlen, sondern daß Du vielmehr der ausgestorbenen Sekte der Sadducäer zugethan seyst. Da aber die Sadducäer niemals von der Gemeinde ausgeschlossen waren und volle Freiheit hatten, im Tempel zu lehren, so hat sich der Groll der Synagoge um Vieles gemildert. Würde sie auch den Bann nicht aus freien Stücken zurücknehmen, so könnte sie damit nicht zaudern, wenn Du selbst einen Schritt ihr entgegenkämest und ein öffentliches Geständniß ablegtest, daß es Dir in Deinen Forschungen nur um die Wahrheit der jüdischen Lehre zu thun sey und Du auf nichts bestehen wollest, was derselben in gerader Richtung zuwiderlaufe. Was ist an dieser Erklärung Großes verloren?“ Uriel wagte zwar nicht darauf zu antworten: „die Ehre;“ aber er fühlte es, daß Jochais Zureden nur die Umschreibung einer Handlung war, die ihn späterhin reuen konnte. „Wie Ihr nur Eure Worte so fein sezt!“ sagte er; „öffentlich widerrufen soll ich und an meiner eigenen Ueberzeugung zum Meineidigen werden? Ich müßte die Miene eines Bußfertigen annehmen und dürfte mich daheim nicht mehr getrauen, die Augen auf der Straße aufzuschlagen. Ihr gebt mir nicht den besten Rath.“ Jochai war aber ein feiner Menschenkenner; er wußte, daß Uriel Lust hatte, ihm entgegen zu kommen, daß er ihn nur wieder zurücktreiben würde, wenn er mit noch weitern Worten die unleugbare Thatsache des Widerrufs umhüllen wollte. So war Uriel gezwungen, sich selber zu bekämpfen und sagte, indem Judith mit allen Nerven horchte: „Ich trage keinen Groll gegen die Priesterschaft, und könnte mich aus Großmuth entschließen, ihrer Schwäche aufzuhelfen. Auch sind mir meine Verwandten werth, und vor Allem bestimmst Du mich, theure Judith, die ich nicht hinausnehmen könnte in das wilde Treiben der Welt, in alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren. Es ist wahr, Dein Vater lebt jezt in Bekümmerniß um Dich; doch sage mir, Jochai, bist Du der Bereitwilligkeit der Synagoge gewiß? Und welche Art des Widerrufs verlangt sie?“ Jochai vermied hierauf zu antworten und schien nicht glauben machen zu wollen, als stünde er mit der Synagoge auf vertrautem Fuße. Doch so groß war Uriels Sehnsucht, Alles zum Guten beizulegen und mit Judiths neugeworbener Liebe heimzukehren, daß es ihn sogar nicht bekümmerte, wie Jochai auf seine Fragen nur allgemeine, das Beste hoffende Antwort gab. Zu beider Freude schlug er ein und sagte, er wolle Alles thun, um ihre Liebe zu belohnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Gröden.

(Fortsezung.)

Während die Weiber daheim schnizten, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Dies Thal hat überdies noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Worten zusammengesezt

Digitized by Google

zu seyn scheint. Dies erleichterte ihnen den Verkehr unter fremden Nationen. Sie dehnten ihre Züge weit aus, über Europa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Naturmenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindern eben so willkommen als den liebenden Eltern, sezten schnell und viel ab, und das Geld mehrte sich in ihren Kassen. Der lebendigste, unausgesezteste Fleiß mußte sich in Gröden rühren, um den Bedarf nach auswärts zu befriedigen. Die Fabrikanten daheim, die Kaufleute in der Fremde gewannen immer mehr Sicherheit, Uebung, Fertigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Thales interessirt war, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor fünfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit herrschten, floß jezt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahrhunderte wie verloren und vergessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Briefe und machte wöchentlich große Versendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrleuten, welche in Kunterswege an der Poststraße warteten, mühsam transportirt werden mußten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, ließ er doch den herrlichen Zirbelnußbaum gedeihen, der ihnen Arbeit, Wohlstand, Leben verlieh.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Male über das Thal hereingebrochen, gleich als ob irgend ein wohlthätiger Berggeist ihn demselben descheert hätte; aber eben so droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glücke, schnitten und schnitten hundert Jahre und darüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thiergestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Gold zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Fortpflanzung zu sorgen, und der gute Berggeist, um diese Fahrläßigkeit zu bestrafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Morgens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnußkiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, daß keine mehr da waren. Sie durchstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefer wurde mehr angetroffen, und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elenden Fragmenten Zwergpüppchen und Hündchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu verarmen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen und so einen Theil ihres erworbenen Gutes in fremde Hände fließen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie vertrauend in die Erde gesenkt haben. Darüber können nun wohl aber viele Jahre vergehen. — Dieses ganze Ereigniß schien mir so moralisch, daß man eine Fabel nicht besser ersinnen könnte: von den einfachen, armen, betriebsamen, dann in Glück und Reichthum unüberlegten Thalbewohnern.

Ein junges Mädchen, welches spitzenklöppelnd in einem Winkel saß, wurde von einer freundlichen alten Frau aufgefordert, ihren Sonntagsstaat für uns anzuziegen, und sie selbst stand von der Arbeit auf, ihr dabei behülflich zu seyn. Die Gefälligkeit war größer, als das Vergnügen, welches sie uns damit machte. Der Anzug ist nur wenig kleidsamer, als der in den andern südtyrolischen Thälern, und die gestrickte Mütze, die auch hier den schönsten Mädchenkopf verhüllt, steht nur darum etwas besser zu Gesichte, weil sie bedeutend höher und schmaler, fast birnförmig aussieht. Der Brautputz ist noch fremdartiger, und gewöhnlich sehr kostbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die Schauder der Poesie und die des Lebens.

Die französische Literatur hat in der neuern Zeit ein wahrhaft kannibalisches Vergnügen daran gefunden, den Pfuhl aller Sünden und Laster, alles Scheußlichen und Ekelhaften, Alles, was den Menschen unter das Thier erniedrigt, mit gierigen Händen zum dicksten Schlamme aufzuwühlen. Es ist auffallend und gewiß der schlagendste Beweis von der französischen Unsittigkeit, daß die Deutschen, dieses bescheidene Volk, stets geneigt, die heimische Tugend dem fremden Laster nachzusetzen, sich vielfältig mit Abscheu weggewendet, und daß von den dreißigtausend Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche Deutschland besitzen soll, nur einige wenige Sudelköche es unternommen haben, deutsche Erde mit französischem Wasser zu einem ungenießbaren Brei zusammenzuquirlen. Wie die englische Kochkunst, so ist Englands Literatur keine Freundin des Quirlens. Deßhalb haben die Engländer, dieses stolze Volk, stets zu stolz, sich Fremden unterzuordnen, oft zu stolz, fremdes Verdienst anzuerkennen, aber immer stolz auf den eingebornen Werth, noch weniger als die Deutschen vom Schimmer französischer Phrasen sich blenden lassen; deßhalb hat die Reinlichkeit der englischen Ueberseyer noch weniger als die Armuth der deutschen sich mit dem französischen Schmutze besudelt. Drückt etwa Englands Nebel zu schwer auf die Phantasie der Eingebornen? zerbricht ihr Plum-Pudding die Springfedern ihrer Einbildungskraft? Die Schöpfungen ihrer Dichter rufen der Gegenwart und der Nachwelt ein Nein zu. Es bedarf auch in der That, um Gräßliches zu dichten, bei Weitem weniger Phantasie, als um Bilder zu zeichnen, an denen kein Sonnenlicht einen Flecken findet, und um Gestalten zu schaffen, deren innerste Elemente Reinheit und Liebe sind. Das irdische Leben bietet zu diesen nur einzelne Farben, nur vereinzelte Muster; das Gräßliche wandelt überall, und jedes

Digitized by Google

Zeitungsblatt weiß von ihm zu erzählen. Ovid sagt: Facta canam, sed erunt, qui me finxisse loquantur, Byron sagt: Truth is stranger than fiction, und Beide drücken damit nur die täglich zu machende Bemerkung aus, daß keine Phantasie Wunderbareres zu erzeugen vermag, als das Leben in seinem gewöhnlichen Gange zu Tage fördert. Eine Begebenheit, die in der Nacht vom achten zum neunten dieses Monats sich hier zugetragen und sogar in London allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dürfte den vollgültigen Beweis liefern, daß die Dichter ihre Einbildungskraft nicht zu folstern brauchen, um ihren Lesern das Haar sträuben, sie in ihrer innersten Seele schaudern zu machen.

Ein deutscher Optikus, Nikolas Steinberg genannt und ungefähr vierzig Jahre alt, erhielt vor längerer Zeit auf die sinnreiche Erfindung einer besondern Art von Peitschen ein Patent, und galt überhaupt für einen klugen, erfinderischen Kopf. Vor Jahresfrist miethete er ein Haus in der Southamptonstraße, in dem Theile Londons, welcher Pentonville heißt, bezog es mit seiner Familie und setzte sein Geschäft in gewohnter Thätigkeit fort. Die Nachricht von der Krankheit seiner Schwester und ein in Hamburg anhängiger Rechtshandel bewogen ihn vor wenigen Monaten zu einer Reise nach Deutschland. Seine Familie, aus Frau, vier Kindern und einem Dienstmädchen bestehend, begleitete ihn. Vor seinem Weggange berichtigte er den Hauszins, ordnete seine Angelegenheiten und übertrug sein Geschäft einem jungen Manne, der seit ziemlich langer Zeit für ihn gearbeitet hatte. Bei seiner Ankunft in Deutschland fand er, daß es mit der Gesundheit seiner Schwester besser stand, als mit seinem Prozeßhandel. Die Schwester genaß, der Prozeß ging verloren. Steinberg erlitt dadurch einen Verlust von ungefähr zweihundert Pfund Sterling, auf welchen er wahrscheinlich nicht gefaßt war. Dennoch blieb er im Ganzen ruhig, gegen Weib und Kind so liebreich, wie zuvor, und klagte weniger über den Verlust des Geldes, als über die Hartherzigkeit seiner Schwester, welche, ohne darauf die geringste Rücksicht zu nehmen, ihm für Wohnung und Kost eine unschwesterliche Rechnung gemacht hatte. So kam er Sonnabends, den sechsten, lieber zurück, fröhlich und guter Dinge. Diese Heiterkeit verminderte sich jedoch am folgenden Tage, wo das Dienstmädchen ihm ungewöhnlich laut und fast heftig mit dem zurückgelassenen Geschäftsführer reden hörte. Die Ursache war sehr natürlich. Der junge Mann hatte dem ihm geschenkten Vertrauen schlecht entsprochen, hatte mehr verthan, als eingenommen, und war lieber seinem Vergnügen, als dem Geschäfte nachgegangen. Steinberg machte ihm darüber Vorwürfe, die jener ruhig hinnahm, entließ ihn aus seinem Dienste und bedeutete ihm, noch denselben Tag das Haus zu räumen. Ohne das geringste Zeichen von Aufregung oder Gemüthsunruhe brachte Steinberg den Montag zu, und gegen acht Uhr des Abends saß er, wie gewöhnlich, mit seiner Familie in der Küche. Von hier rief er das Dienstmädchen und befahl ihr, eine halbe Flasche Bier und eine Flasche Branntwein zu holen, und obgleich das Mädchen während ihrer zwölfmonatlichen Dienstzeit ihn nie mit seiner Frau hatte zanken hören, so hatte sie ihn doch auch selten so lustig und gesprächig gesehen. Als sie das Befohlene brachte, zahlte ihr die Frau den Wochenlohn und sagte ihr, daß sie nach Hause gehen könne, jedoch den nächsten Morgen um sechs Uhr wiederkommen solle. „Laß sie doch hier schlafen," warf Steinberg ein. Da aber das Mädchen selbst vorzog, die Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, bat Steinberg seine Frau, ihr noch ein Stück Kuchen mitzugeben, was diese auch sogleich that.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt zu St. Cloud.

Je näher man den Sèvresbügeln kommt, auf welchen man, nach Meudon hin, auch das schöne Dorf Bellevue erblickt, je angenehmer werden die Seineufer, und die grünen Inseln erheben dieses liebliche Bild noch mehr. Seguier, der bekannte Lieferant, der schon durch seinen Reichthum und seine Sinterei die Eifersucht oder die Abneigung Napoleons erregte, ist hier ein wahrer Inselfürst; denn ihm gehören mehrere dieser schönen Inseln, unter andern diejenige, über welche sonst die nun weiterhin verlegte Brücke des Dorfes Sèvres ging; auf den Fundamenten dieser alten Brücke hat Seguier quer durch die Insel ein schönes Schloß bauen lassen, das sich von der neuen Sèvresbrücke sehr schön ausnimmt, beinahe wie ein Schloß einer Rheininsel, zumal die Insel sonst ziemlich kahl aussieht und man nicht recht begreift, was der Mann mit dieser Wasserfeste anfangen kann. Aus Dankbarkeit dafür, daß er zur Verschönerung der Insel beigetragen, hat ihm das Dorf Sèvres einen Prozeß angehängt, indem es eine bedeutende Entschädigung für die von ihm benutzten Fundamente der alten Brücke fordert. Wenn er aber die Insel gekauft hat, so hat er ja auch die Fundamente mit in den Kauf bekommen. Uebrigens wird ein Prozeß mehr oder weniger dem steinreichen Mann keinen Kummer verursachen; denn er hat so viel gegen Ouvrard, gegen andere Lieferanten, gegen die Regierung prozessirt, daß jetzt das Prozeßführen zu den Elementen seines Lebens gehören muß.

Nach einer tanzsamen Fahrt von zwei bis drei Stunden landet der Pariser Bootsmann endlich an der Sèvresbrücke, und die Gesellschaft hat sich bald in das Dorf und in den Park des königlichen Lustschlosses St. Cloud zerstreut, welcher sich von diesem Dorfe an über den Hügel längs der Seine bis nach dem Dorfe St. Cloud erstreckt. Eine lange und dunkle Allee von wilden Kastanien empfängt hier zuerst den Pariser Wanderer; sie scheint einsam und wenig besucht zu seyn und in die dunkeln Gebüsche des Parks zu führen; allein je mehr man hineingeräth, desto geräuschvoller wird es, und wenn man nun in's Freie tritt und die Wasserbassins und grünen Rasen mit den uralten Ulmbäumen umher vor sich hat, so befindet man sich wieder unter den Parisern, welche hier wie in der Hauptstadt in zwei Klassen sich trennen, die genießende oder verzehrende und die spekulirende. Letztere hat nichts unversucht gelassen, die Pariser zu reizen. Da sind Restaurans unserer Zeiten, mit eleganten, in der Eile verfertigten Tanzböden. Kuchenbäcker, Fruchthändler, allerlei Spiele, Orgeldreher u. s. w. Am lebhaftesten geht es aber in der jenseitigen Allee zu, welche in's Dorf St. Cloud hineinführt. Hier ist Bude an Bude gereiht; alle Marktschreier, die sich vom frühen Morgen an aus Paris verloren haben, handeln hier brüderlich neben einander; Bereiter, welche alle ihre in glänzender Montur steckende Mannschaft zur Schau stellen, Puppenspiele, Ungeheuer und Naturwunder, wenigstens was dafür ausgegeben wird, Seiltänzer u. s. w.; Alle haben ihre Gerüste vor den Buden und Zelten, um den gaffenden Zuschauern etwas vorzugaukeln, und eine kreischende Musik folgt unmittelbar auf die Gaukeleien. Zwischen diesen Buden drängt sich das Volk aus Paris und vom Lande nur mit vieler Mühe durch. Auch fehlt es nicht an Gensdarmen, um im Nothfalle bei der Hand zu seyn und Ordnung zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Oktober 1834.

'S iſt luſtig in der weite Welt,
Es fehlt mir net an Gut und Geld.
Was iſt mir denn mei Herz ſo ſchwer?
Wenn I no in der Heimath wär'!

Schwäbiſches Volkslied.

Gröden.

(Fortſetzung.)

Geht hier ein junger Burſch auf die Freite, ſo iſt das Erforderlichſte, daß er ſich mit einer gehörigen Anzahl von Fingerreifen, Ohrringen und Granatenſchnüren verſehe. Je reicher er iſt und je mehr er für dieſe Gegenſtände aufwenden kann, deſto ſicherer iſt er der Annahme ſeiner Bewerbung. Zwanzig Ringe, und das Andere im Verhältniſſe, ſind nichts Ungewöhnliches; dreizehn Ringe ſind alltäglich; reiche Freier bringen fünfzig mit und laſſen es auch an Ketten, Uhren und andern Koſtbarkeiten nicht fehlen.

Schon öfter kamen ganz alte, feingekleidete Herren in das Thal, deren von der Sonne gebräunte und vom Leben durchfurchte Züge Niemand geſehen zu haben ſich erinnerte. Erſt als ſie ihren Namen nannten und die Sprache des Thales zu reden wußten, glaubte man ihnen, daß ſie einſt dort geboren worden. Sie kehrten heim, nachdem ſie viele Jahre in weiter Ferne Handelſchaft getrieben und die von ihnen begründeten Häuſer Andern zur Verwaltung übergeben hatten, um dem heißen Drange zu folgen, in dem geliebten Heimaththale ihre Tage zu beſchließen. Das Erſte, woran ſie hier dachten, war, eine junge Grödnerin heimzuführen. Alle Schönen, die ſie draußen geſehen, konnten ihre Herzen nicht rühren, die reizendſten Toiletten gefielen ihnen nicht, immer dachten ſie an die ſtumpfnaſigen, rothwangigen Mädchen mit den birnförmigen, geſtrickten Hauben, und erſt auf der Höhe von Puſels oder Runggadiſch begegnete ihnen ihr Ideal, dem ſie entzückt entgegenriefen: „keschtina bella muta!“ (das iſt ein hübſches Mädchen!) Vor nicht gar langer Zeit kehrte aus Barcellona ein ſehr reicher alter Grödner zurück, der ſich die Schönſte im Thal freite. Er ließ ein großes Haus bauen, weit und bequem und reinlich, im Uebrigen nach Grödner Art, wie die, welche ſie ſchnitzen und in Schachteln als Spielzeug verkaufen. Darin wohnt nun der alte Herr, dem Aeußern nach ein Spanier und ein Mann von Welt dazu, mit ſeiner Frau, in der ländlichen Tracht des Thales, dabei mit Ketten, Granaten und Ringen behängt, und mit den Kindern, die wie reiche Leute von Stande erzogen werden. Solcher Beiſpiele gibt es viele.

Unter dieſen Mittheilungen, welche wir den Schnitzern in der Stube des Meßners verdankten, waren Wolf, Fuchs, Tyroler und rauchender Holländer fertig geworden, ſie wurden gepuzt und geſchliffen und uns gegen eine geringe Bezahlung zum Andenken übergeben. Solche Stücke werden von den „Verlegern“ mit drei bis ſechs Kreuzern bezahlt, und ein geſchickter

Digitized by Google

Arbeiter kann zehn täglich liefern. Viele behalten ihre natürliche Farbe, andere kommen zum Maler und Lakirer und werden dann in den Magazinen der Verleger aufgehäuft, um nach allen Weltgegenden versandt zu werden. Die vornehmsten Gröbener Etablissements halten in Neapel, Palermo und Florenz die Brüder Peratoner; in Barcellona, Cadix, Messina und Venedig die Brüder Insam; in Lissadon die Brüder Velponer; in Madrid Joseph Mauroner; in Rom Bernhard Pitschieler; in Philadelphia Joseph Anton Meingutscher u. s. w. In vielen Städten zählt man neun Gröbener Handlungen, wie in Triest und Venedig; außerdem findet man sie auf den meisten Messen und Jahrmärkten. Wer in Deutschland Lust hat, ihre Bekanntschaft zu machen, dem nenne ich die Handelshäuser von Gsdauner in Leipzig, so wie von Runggaldier und Sennoner in Nürnberg.

Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt Niemand, weil für diese Sünde keine Absolution ertheilt wird. Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, wo es nicht so streng genommen wird; und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kinde aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchweihfeste im Zillerthale wacker herumzudrehen. Dies arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen und erst sechzehn Jahre alt. Es wanderte zu Fuße nach Schwatz, zu einer Base, die dort schon seit mehreren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch wie ein Affe. Abends kamen wir nach Innsdruck; die Kleine war vor Erstaunen ganz außer sich. So hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere, und wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte, so wurde ich mit einem schnell wiederholten Schti abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Straßenlaterne, die erhabene einer hin- und herspazierenden Schildwache, eine lange, beleuchtete Fensterreihe oder einige schnell dahinrollenden Karossen auf sie machten. Von allen Commis voyageurs, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Entziehen wir dem unglücklichen Manne darum unsere Theilnahme nicht, weil wir ihn hier eine seiner vielen Prüfungen schlecht bestehen sehen. Wir, die wir gewohnt sind, in einer gleichsam angebornen, fortwährenden Märtyrerschaft unserer Ueberzeugung zu leben, werden leicht zur Hand seyn, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten den Muth hatte und später im Stande seyn kann, zu der Hand, die ihn züchtigte, wieder heranzukriechen. Allein in Uriels Seele war Verwirrung eingezogen. Er liebte das Judenthum, ja er mußte für dasselbe Alles hingeben, wenn er sich nicht um seine erste Jugend, seine ersten Plane schon betrogen sehen wollte. Er hatte das Christenthum abgeschworen: was konnte ihn mehr bestimmen, der Jehovalehre treu zu bleiben! Hätte er sich auch von dieser wieder entfernen können, wie leer und nichtig mußte ihm dann sein Inneres, wie Alles an ihm in Inkonsequenz und Scham verwandelt werden! Weil er keinen neuen, dritten, unabhängigen Zustand wußte, in dem er leben konnte, flüchtete er sich unter den Schutz des Judenthums wieder zurück, indem er seine eigene Meinung den bestehenden Verhältnissen aufopferte.

Die Tage der Rückreise verschwanden unter der Abwechslung anmuthiger Gegenden und des heitersten Gesprächs. Uriel besaß zu viel angebornen Stolz, als daß er demüthigen Hauptes seinen Richtern, denen er sich freiwillig unterwarf, hätte entgegen gehen sollen. Judith befand sich in der glücklichsten Laune; denn sie hatte für ihre Anstrengung Großes bewirkt, und zwar in so kurzer Zeit, daß sie dabei nicht hatte ermüden können. Jochai unterzog sich freiwillig jedem Geschäft, das seinen Gefährten eine Mühe ersparte, und schien ganz in ihre Wünsche und in ihr Glück aufzugehen. In kurzer Zeit war Amsterdam erreicht. Judith hatte ihre männliche Kleidung noch nicht abgelegt und ließ sich nicht zurückhalten, Uriel auf dem ersten Gange, den er machte, ohne sich vorher Jemand anders zu zeigen, zu begleiten. Sie ritten gerades Weges auf die Wohnung des Oberrabbinen zu, der vorläufig durch Jochai von Uriels Ankunft benachrichtigt wurde. Uriel ließ ihn von seinem Entschlusse, sich mit der Kirche vertragen zu wollen, in Kenntniß setzen, und erlangte bald die Erlaubniß, vor den Priester zu kommen. Er traf ihn allein, einen strengen Greis, von geringerem Fanatismus, als seine Beisitzer, aber von unerschütterlicher Festigkeit. Uriel war seinen Anblick gewohnt und ertrug ihn, ohne von ihm beherrscht zu werden. Er setzte freimüthig seine Ueberlegung auseinander, versicherte seine treueste Anhänglichkeit an den Dienst Jehovahs und verlangte, sogleich von seinem Banne freigesprochen zu werden. Der Oberpriester gab die Berufung auf einen geistlichen Rath zu, und Uriel wurde bis zu dessen Beschlußnahme in einer Zelle gehalten, welche in dem obern Stockwerke

Digitized by Google

der priesterlichen Wohnung lag und ziemlich einem Gefängnisse gleichkam.

Der versammelte Rath, darauf fußend, daß sich der Geächtete aus freien Stücken in ihre Gewalt begeben hatte, beschloß, von der rauhen Seite seiner Gnade so viel herauszukehren, als er nur konnte. Als Uriel vor ihn gerufen wurde, erhielt er den Bescheid, daß der Bann von ihm genommen würde, falls er einen förmlichen Widerruf seiner Irrthümer in diesem Augenblicke ablegte und an die Wahrheiten zu halten schwören wolle, welche sie ihm in der Reihefolge vorlesen würden. Dann sollte in der Abendsynagoge seine Buße und der Bann als zurückgenommen angezeigt werden. Einen Augenblick war Uriel schwierig; doch da ihn die Ungeduld peinigte, zu seinen Begleitern zurückzukehren und recht bald die Früchte dieser ärgerlichen Ceremonie bei seinen Freunden und Verwandten zu genießen, so betrieb er die ganze Prozedur mit einer Eilfertigkeit, welche die Richter eher in Verlegenheit sezte. Der Vorsitzer hielt inne und drohte, die Verhandlung niederzuschlagen, wenn der Verbrecher mit so gleichgültigem und unreumüthigem Eifer in dieser Angelegenheit verfahre. Doch Uriels Versicherungen, daß es ihm um Alles der heiligste Ernst sey, und er nur den Augenblick beschleunigen wolle, der ihn in die alte Gemeinschaft des Glaubens und der Hoffnung wieder zurückführe, vermochten die Priester, ihm zu willfahren und endlich durch eine feierliche Erklärung die Acht von ihm zu nehmen. Uriel, seiner Freisprechung gewiß, schnitt die Ermahnungen, welche daran für die Zukunft geknüpft werden sollten, kurz ab und verließ die Versammlung, welche über die Reue Uriels ihre Erwartung gänzlich getäuscht fand.

Aber auch über Uriel war eine andere Stimmung gekommen, als er beim Eintritt in dieses Haus vermuthete. Er sah, daß ihn die Unterwerfung und Demuth der verflossenen Tage verlassen hatte; denn der Anblick jener Männer, deren Autorität nur eine Verabredung war und auf nichts fußen konnte, als den wenigen Gesetzesbuchstaben, die in Bücher gebunden vor ihnen lagen, gab ihm seine ganze Unabhängigkeit wieder zurück, und nur die Rücksicht auf seinen einmal gefaßten Entschluß und auf das, was Alles ja noch geschehen könne, bestimmten ihn, das einmal Betriebene zu Ende zu führen. Seine Begleiter, die ihn mit Spannung in den Vorzimmern des Hohenpriesters erwartet hatten, staunten, ihn in so viel Kälte umgewandelt zu sehen; doch beruhigte er sie und eilte, Judith zu ihrem Vater zurückzubringen. Jochai, obgleich die hülfreiche Hand zu Juditha Entweichung, mußte auch hier der Vermittler seyn. Vanderstraten hatte an der Thatsache, daß seine Tochter wieder bei ihm war, genug; seine schlaflosen Nächte verzieh er ihr gern, da sie ihm versprach, sie ihm in Zukunft dafür desto schöner zu machen, indem sie ihm vorlesen wolle des Abends, oder zur Zither spielen, oder seine Träume deuten. Auch war ihm Uriel ganz willkommen, den er seiner Güter, seiner Männlichkeit und seiner Geistesgaben wegen liebte, und den er zu hassen nicht verpflichtet war, seitdem die Aufhebung des Bannes allen Makel von ihm genommeu hatte. Uriel brach aber bald auf; nachdem er Judith umarmt und ihr für den Sieg, den sie auf's Neue über ihn errungen, gedankt hatte, eilte er zu den Seinen, die die Kunde seiner Rückkehr und Begnadigung schon vernommen hatten und sehnlichst auf ihn harrten. Hier feierte er die süßesten Triumphe der Ueberraschung und der zärtlichsten Theilnahme. Er genoß dies Alles mit solcher Hingebung, als habe er, wie seine Jugend, so auch seine Ruhe für ewige Zeiten wiedergefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Die Schauder der Poesie und die des Lebens.

Als das Mädchen am andern Morgen um sechs Uhr wiederkam, fand sie das Haus verschlossen, und erhielt auf mehrmaliges Pochen keine Antwort. Sie glaubte daher nicht anders, als daß die Familie, die ohnedies sehr seekrank gewesen war, noch fest schlafe, und ging wieder nach Hause. Um neun Uhr kehrte sie zurück: das Haus noch immer verschlossen und auf ihr starkes Pochen keine Antwort. Das fiel endlich dem nächsten Nachbar auf, und als auch seine Bemühungen, sich Gehör zu verschaffen, erfolglos blieben, kam ihm der Gedanke, ob vielleicht Steinberg, um der Bezahlung des aufgelaufenen Miethzinses und der rückständigen Abgaben sich zu entziehen, das Haus mit Sack und Pack heimlich verlassen habe. Der Engländer ist im Allgemeinen und vorzüglich gegen Fremde etwas argwöhnisch. Daher zweifelte der gute Nachbar an der Richtigkeit seiner Vermuthung um so weniger, da er wußte, daß Steinberg ein Deutscher war, und da er — denn in London wird eben so gut geklatscht, wie in Paris und Dresden — von dem verlornen Prozesse und der Entlassung des Gesandtschaftsführers bereits gehört hatte. Er eilte also nach der Liverpoolstraße zum Eigenthümer des Hauses, um diesen möglichst schnell von dem Vorfalle zu benachrichtigen, und dieser verlor keine Zeit. Pochen und Lärmen halfen zu nichts; daher brachen die beiden Männer die Hausthüre auf, und wie sie in die Küche traten — welcher Anblick! Steinberg, im Hemd und Beinkleid, lag auf dem Boden, sein Kopf fast ganz vom Rumpfe getrennt, neben ihm ein langes Fleischhauermesser. Nachdem sie den Schreck bemeistert hatten, riefen sie den nächsten Polizeidiener zum Zeugen der schauderhaften That, und gingen dann mit ihm die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem Steinberg mit seiner Frau und ihrem sieben Monate alten Kind zu schlafen pflegte. Und auf der

Digitized by Google

Diele, den Kopf ebenfalls faſt vom Rumpfe getrennt, erblickten ſie die unglückliche Frau, ein ſchönes, kaum 25 Jahre altes Weib. In ihrem mit Blut überſtrömten Nachtkleide lag ſie, das Geſicht am Boden, gleich als ſey ſie, nach Empfang der tödtlichen Wunde, mit dem Mörder ringend aus dem Bette geſtürzt, und zu ihren Füßen lag das kleine Kind mit abgeſchnittenem Kopfe. Das ganze Bett war blutgedrängt, und der Abdruck einer blutigen Hand auf dem Kiſſen ſchien anzudeuten, daß der Mörder ſich darauf geſtützt hatte, um das Kind zu erfaſſen, das er aus dem Schlafe in den Tod legen wollte. Die Männer ſchauderten; aber noch war das Trauerſpiel nicht zu Ende. Als ſie im zweiten Stock das Schlafzimmer der drei andern Kinder betraten, fanden ſie den kleinen Heinrich, einen hübſchen Knaben von vier Jahren, in ſeinem Bettchen entſeelt, mit zerſchnittener Kehle. Unweit davon auf der Diele neben ihrer Wiege lag die zweijährige Ellen. Ein furchtbarer Schnitt ging von Ohr zu Ohr durch den Hals. An dieſes Gemach ſtieß ein Arbeitszimmer, und hier auf dem Boden ausgeſtreckt lag der fünfjährige Johann. Daſſelbe Meſſer, dieſelbe Hand, die ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter getödtet, hatten auch ihn gemordet. Eine breite Wunde klaffte an ſeinem Hals, ein großes Stück Fleiſch war von der rechten Schulter abgetrennt, und wenige Schritte von ihm lag der abgeſchnittene Zeigefinger ſeiner linken Hand. Der Knabe hatte mit ſeinem Bruder Heinrich in Einem Bette gelegen. Unſtreitig ſah er das Meſſer, das ſeines Bruders Leben zerſchnitt; er ſprang aus dem Bette und ſuchte dem Mörder zu entrinnen. Aber dieſer ereilte ihn; ein raſcher Hieb traf ſeine aufgehobene Hand, traf ſeine nackte Schulter. Der Knabe fiel, und ein zweiter Hieb zerſchnitt das blühende Leben.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, September.

(Beſchluß.)

Der Jahrmarkt zu St. Cloud.

Ein Theater kann in St. Cloud nicht fehlen; es liegt aber außerhalb des Luſtgartens, nach dem Schloſſe zu, wo ſich nun auch zwei Kaſernen befinden, eine für die Infanterie und die andere für die Reiterei; denn es liegt in St. Cloud immer eine bedeutende Mannſchaft, beſonders im Sommer, wenn ſich der Hof hier aufhält. Dies benimmt dem Luſtſchloſſe viel von ſeinem ländlichen Anſehen. — Gegen vier Uhr eilt Alles den altfränkiſchen Kaskatellen zu, welche gegen die Anhöhen im Luſtgarten angebaut ſind, und wo nun die Waſſerkünſte in Bewegung geſetzt werden. Die alten Löwen, Delphine, Fröſche und Unken, die ſo ausſehen, als ob ſie ſchon unter Ludwig XIV. Waſſer geſpien hätten, fangen an ſich zu beleben, und von allen Seiten erſcheinen nun Waſſerſtrahlen. Mit der grünen, waldigen Umgebung und den tauſend jungen und alten Zuſchauern nehmen ſich die grauen Kaskatellen ſehr hübſch aus, und es bleibt immer ein ſchöner Anblick, das Waſſer aus der Urne der bemooſten Flußgötter oben von Stufe zu Stufe herabfallen und ſich mit den aus all den Thieren herausfliegenden Strahlen unten im Baſſin vereinigen zu ſehen, wo auch noch ganze Reihen von ſolchen geberſamen Strahlen aufſteigen. Außerdem befinden ſich noch Waſſerbecken in den benachbarten Gebüſchen, die ebenfalls ihre Waſſerkünſte haben und ſich ſchön ausnehmen. Die Kaskatellen bleiben aber immer das Vorzüglichſte, und die alte Spielerei verfehlt nimmer ihre Wirkung auf die Zuſchauer, beſonders auf den jüngern Theil. Dies Vergnügen iſt aber vergänglich, wie alle Vergnügen in der Welt. Schon nach Verlauf einer Stunde werden die Waſſerröhren wieder zugeſchraubt und es kommt nichts mehr aus den Töpfen der alten Flußgötter und aus den Rachen der ſteinernen Thiere. Die zuſchauende Menge zerſtreut ſich nun in dem geräumigen Parke, auf den Anhöhen und im Thale; es wird auf dem Graſe oder in den Zelten geſpeiſt. Der Abend kommt heran, die Reſtaurans erleuchten auf's Beſte ihre Zelte und Buden, der Tanz beginnt und dauert bis in die Nacht hinein. Erſt jetzt denkt man an die Rückkehr; wer gut zu Fuße iſt, wandert ohne Weiteres durch das Boulogner Gehölz oder längs der großen Landſtraße ſeinem Paris zu; allein die Damen fahren lieber, die Herren wollen galant ſeyn, die Kutſcher machen übermäßige Forderungen und erhalten meiſtens, was ſie fordern. Ein tüchtiger Regen iſt ihnen beſonders zu dieſer Zeit willkommen. Daran iſt aber dieſen Herbſt nicht zu denken, und bei dem ſchönſten Wetter eilen Hunderte von dicht beſetzten Fuhrwerken wieder der Hauptſtadt zu. Die Polizei muß ein gewaltig wachſames Auge, oder vielmehr hundert Argusaugen haben, wenn ſie allen Unfug in dem großen Parke zu St. Cloud und in dem Boulogner Gehölz verhindert. Indeſſen geht doch im Allgemeinen Alles ziemlich ordentlich zu, und im Ganzen iſt der Jahrmarkt zu St. Cloud ein ſchönes Feſt. Dg.

Auflöſung der Räthſel in Nr. 258:

Kalb. Alb. Löwe. Möwe. Fuchs. Schuft. Fraye. Raye. Eros. Roſe. Affe. Laffe.

Räthſel.

Es iſt ein ſehr erhabner Thron,
Und iſt fürwahr kein Stück von Holz
Mit Sammet, wie Napoleon
Die Throne nannt' in ſeinem Stolz.

Wohl mag er manchmal eiſern ſeyn,
Ein häßlich Bild von ſtarrem Trotz,
Bald tief gefurcht, bald glatt und fein,
Ein andermal noch roher Klotz.

Sein Schmuck, die hellen Perlen, ſind
Ein ihm von Gott beſtimmter Schmuck,
Doch raubt ſie ihm vielleicht der Wind,
Doch preßt aus ihm ſie ſchwerer Druck.

Wohl ſtiehlt ſie dann der Liebe Hand
Ganz ſtille weg vom hohen Thron,
Und Licht, wie aus der Seelen Land,
Strahlt unter ihm, der Liebe Lohn.

Doch nimmt der Geiſt ſich ſeiner an
Und bildet aus den hohen Thron,
Dann wirſt du ihm mit Ehrfurcht nahn,
Sitzt doch auf ihm ein Herrſcher ſchon.

Ob unter dieſem Thron es blitzt,
Ob Donner unter ihm entſteht,
Ein wahrer Weltbeherrſcher, ſitzt
Er auf dem Thron der Majeſtät.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Oktober 1834.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.

Goethe.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Der natürliche Zug aller dieser Begegnisse ging freilich darauf hinaus, die kaum eingetretene Befriedigung aller Parteien bald wieder zu zerstören. Doch Uriel, der sich hierüber in keiner Täuschung befand, versuchte es, ob es nicht möglich sey, eine alte Erfahrung auch einmal Lügen zu strafen. Er nannte diesen unveränderlichen Zug die Altklugheit des Lebens, und behauptete, daß man die Zukunft schon beherrschen könne, wenn man nur eine wahrscheinliche Rechnung besitze, wie sie ohne sein Zuthun ausfallen würde. Deßhalb bereitete er sich denn auf Alles vor, was ihn in der nächsten Zeit treffen mußte. Er sah voraus, daß ihn Neugier und unaufgeforderte Theilnahme bei jedem Schritte belästigen würden, daß sich seine Freunde beeifern müßten, seinen Entschluß zu loben und ihm ihre Dienste anzubieten, daß sich jezt Jedermann berechtigt glauben würde, über religiöse Irrthümer in seiner Gegenwart mit einer schon ausgemachten Sicherheit abzusprechen; kurz, das ganze Elend, was eintritt, wenn große Geister sich einmal herablassen, im Sinne der kleinen zu handeln, berechnete er mit weiser Einsicht, und vermochte es über sich, das Unvermeidliche zu ertragen. Sein altes Rechtsstudium suchte er wieder hervor und machte es zu seinem Leidensgenossen. Dies reichte auch da noch hin, seinen Geist zu beschäftigen, als endlich die Lobsprüche und die Rathschläge seiner Leute verstummt waren. Eine kleine Frage, die er zu lösen wünschte, ließ ihn die Uebergänge der Tage vergessen. Die Zeit, diese grausamste Feindin eines Unglücklichen, quälte ihn nicht, wenn er sie in kleine Theile zerstückte und auf jeden einzeln eine leichte Last, die vergessen macht, bürdete. Doch dessen war er nicht fähig, sich auf einen höhern Standpunkt, von dem er sonst seine wissenschaftlichen Bestrebungen ansah, aufzuschwingen. Jede großartige Betrachtung, die ihn von der kleinen Einzelnheit ablöste, hätte ihn zu Fragen hingerissen, welche er sich noch ängstlich bestrebte, aus dem Bereiche seiner Gedanken entfernt zu halten.

Es war natürlich, daß Uriel unter solchen Umständen eine andere Stimmung seines Charakters zulassen mußte. Die frühere Heiterkeit, welche ihn selbst da nicht ganz verließ, als er die eingetretene Katastrophe sich allmählig vorbereiten sah, war gänzlich aus seinem Gemüthe verschwunden. Er lag gegen sich selbst in Feindschaft und verfolgte sich mit einem Grolle, als hätte sein Wesen sich in zwei Hälften getheilt. Es war ein fortwährender Kampf in seinem Innern. Bald ertappte er sich auf einer Gedankenreihe, die er von sich zu verbannen förmlich beschlossen hatte, bald verwarf er dies ganze abgemessene

Digitized by Google

Benehmen und nannte sich einen Thoren, der Unaufhaltsames dämmen wolle. Seine Augen zogen sich in ihre Höhlen zurück, Furchen legten sich in die Ebene seiner Stirn, der geläufige Strom der Rede stockte und die Theilnahme an fremdem Interesse erkaltete. Niemand konnte bei dieser Veränderung mehr leiden, als Judith. Die Umwandlung, welche sie selbst in sich erfahren hatte, vergrößerte ihren Kummer noch. Denn wenn sie mit ihrer alten Laune, mit ihrer ewig gleichen Heiterkeit, die früher nicht verstimmt werden konnte, weil sie von außenher Alles mit gleichen Eindrücken berührte, die einsinkenden Trümmer des stolzen Gebäudes, das Uriels Seele vorstellte, nicht bemerkt hätte, so war sie jezt selbst empfänglich geworden für die Verwirrung des Lebens. Sie errieth Alles leichter und lernte einsehen, wie großen Antheil der Schmerz am Regimente der Welt hat. Der naive Ton, mit welchem sie des Geliebten Zärtlichkeit erwiderte, war verschwunden. Sie lächelte schmerzhaft und ungläubig, wenn Uriel das zwischen ihnen eingerissene Schweigen brach und sie an die Unschuld früherer Zeit erinnerte. Aber wie selten that dies Uriel noch dazu! Er war nicht mehr im unmittelbaren Genuß der Liebe, er war nicht mehr gegenwärtig bei seinen Schwüren, ja nicht einmal bei seinen Küssen. Das Dämonische seiner Natur kehrte sich immer mehr heraus. Er empfand nicht, ohne nicht auch zugleich schon seine Empfindung zum Gegenstande seiner Reflexion zu machen. Dies sind jene Männer, welche das Weib so beglücken und doch so unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, prosaischen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt sind, geliebt zu werden, als zu lieben, und die nach langem, launigem Aprilwetter, nachdem sie ihre Freundin grausam gemartert, wie Sonnenschein aufblitzen und eine Stunde lang die göttlichsten Menschen sind. So war Uriel jezt der Mephistopheles seiner Leidenschaft geworden. Dieselben Plätze in Vanderstratens Gärten, welche einst das Flüstern, Kosen und Lachen der Liebenden belauscht hatten, sahen jezt, wie Uriel Figuren in den Sand zeichnete und Judith sich mit ihren Thränen neßte.

Doch bald sah Uriel ein, daß er nicht dazu geschaffen war, seine Leiden wie eine Rolle durchzuspielen. Er wußte, daß es hohe Zeit war, einen Entschluß zu fassen, wenn er sich vor der Verzweiflung, vor einem lautlosen Untergang am gebrochenen Herzen retten wollte. Er faßte die einzelnen Fäden seines Schicksals wieder zusammen, um seine eigene Parze zu werden. Dazu bestimmte ihn nichts mehr, als daß Judith eines Tags, da sie an seinem Halse hing, wie aus einem Traume erwachend zu ihm sprach: „O Lieber, ist denn alle Deine Kraft so aufgerieben, daß Du mich leiden sehen kannst, ohne nur zu helfen? Ich unterliege dem Kummer, der an meiner Seele nagt, daß ich die Ursache Deines neuen Unglücks bin. Seit jenem Augenblicke, da Du aus dem Rathe der Priester tratest und den Widerruf geleistet hattest, ist meine Ruhe von mir gewichen. Denn welch ein Opfer hast Du mir gebracht! Was hat es Dich kosten müssen, Deine Ueberzeugung abzuschwören! Ich vergehe in dem Gedanken, daß die Rücksicht auf meine Bitten Dich bewogen hat, hieher zurückzukehren. Kannst Du glauben, daß meine Liebe ermattet wäre, wenn ich in Dir den Ketzer, den Ausgestoßenen, den Heimathlosen hätte umarmen müssen? Was vermag ich in Deine Geheimnisse zu bringen! Selbst wenn Du mit bösen Kräften einen Bund geschlossen hättest, sollte der unsrige nicht gestört werden. Nun glaubst Du aber dies Alles nicht; denn ich ließ die Gelegenheit, Dir meine Treue zu zeigen, vorübergehen. Nicht Deine Versicherung, nicht Dein mitleidiger Zuspruch kann mich zufrieden stellen, sondern nur eine Prüfung, die Du mich bestehen ließest. Wäre unsere Lage unglücklicher, vielleicht würden wir dann beide glücklicher seyn!“ Uriel verstand diese Klage deutlich; denn übertrug er das, was Judith von ihrer Liebe sagte, auf die Verpflichtung, die er gegen die Wahrheit zu haben glaubte, so war es dieselbe Pein, in der er sich befand. Ja auch dieses Mittel der Heilung, das sie zu wollen schien, war dasselbe, das er noch Anstand nahm, zu wählen: dies durfte nicht einmal übertragen werden. Von dieser Stunde an, in welcher die Liebenden ihren Bund auf's Neue besiegelten, erklärte Uriel, daß er jede Enthaltsamkeit, jeden Zwang jezt aufgebe. Er habe nicht die Absicht, im offenen Kampfe gegen seine Gegner aufzutreten, aber täuschen wolle er ferner weder sich noch sie. Wo ihn die Wahrheit herausfordere, wolle er sie bekennen. Judith pries sich glücklich, bald eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, was sie vermochte.

(Die Fortsezung folgt.)

Gröden.

(Beschluß.)

Ich zog aus der Bekanntschaft überdies noch den Vortheil, einige Kenntniß von der Sprache des Thales zu erlangen. Es soll die altetruskische seyn, welche die Rhätier, als sie vor den einbrechenden Barbaren in die höchsten, unwegsamsten Thäler flohen, mit sich nahmen, und die von ihren einsam lebenden Nachkommen lange unverfälscht und unvermengt bewahrt wurde. Wie sie sich jezt uns darstellt, sind viele Eindringlinge bemerkbar, welchen vielleicht der spätere Verkehr erst den Schlagbaum öffnete. Interessant ist diese Sprache jedenfalls; obgleich sie mit dem Romanischen Aehnlichkeit

Digitized by Google

zeigt, so ist sie dennoch von den Dialekten des Engaddin und der Badioten im Enneberg sehr verschieden. Um aufrichtig zu seyn, muß ich bekennen, daß sie eben nicht zu den wohlklingendsten gehört; wollte man es versuchen, sie in einem eleganten Salon oder auf dem Theater zu sprechen, so müßte sie wohl einen komischen Effekt machen. Vernimmt man sie jedoch von den volltönenden Stimmen, schnell und übersprudelnd hervorgestoßen, mit dem schnarrenden r und den starken Kehllauten, wie sie im Thale, in der Umgrenzung der Dolomitpallisaden, neben den blanken Häuserchen gesprochen wird, so hört man ihr gern zu und findet es nicht mehr als billig, daß hier in dieser so ganz besondern Gegend unsers Erdballs auch eine ganz absonderliche Sprache herrsche. Ich will hier einige Proben mittheilen, die ich nur zum Theil dem Unterrichte im Wagen vom Brenner nach Innsbruck verdanke, da ich schon während meines Aufenthaltes in St. Ulrich, St. Jakob und St. Christein meine Studien begonnen hatte. Da die Sprache nie geschrieben wurde, so habe ich mich, der Orthographie wegen, nicht zu rechtfertigen. Ich schrieb der Aussprache nach, wenn man einem jeden Buchstaben sein deutsches Recht angedeihen lassen will. Die Wochentage heißen: Domania, Lunes, Merdi, Mercudi, Dschrubia, Venderdi, Sada. Der Fuchs, volp; der Wolf, lauv; das Pferd, dschiaval; das Auge, l'vuëdl (in der Mehrzahl: i vuëdli); der Leib, l'corp (i corpes); der König, l'rae (i raejesch); der Vater, l'pèr (i pèrenh); der Knabe, l'mut (i mutongs); der Vogel, l'utschöll (i utschöi); die Seele, l'ana (fem. pl. l'aues); die Wahrheit, l'auritä (l'auritejes); die Mutter, l'omma (l'ommargs); der Bär, la lors (la lores); das Ohr, l'auraedla (l'auraedles); die Lüge, la bauschija (la bauschijes); wo, ullä; da, tlö; überall, glong; wenig, puec; zweimal, doijedesch; freiwillig, dadschjeng; obschon, schwaenkö; wohl viel, ben debot; sö schnudlè, knien; s'ammalè, erkranken; arpè, erben; plurè, trauern; tschiatschè, jagen; sö se spanglaschè, zur Ader lassen; cri, suchen; schtlä, schließen; de schleta stredes, die schlechte Straße; un pudschin brata, ein gebratenes Huhn; il Gwand, la Gwandlina, das Kleid. Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.

Wie wir Gröden verließen, da wendete sich immerfort der Blick darauf hin, um den lieblichen Eindruck für's ganze Leben mitzunehmen, und als wir auf der lezten Höhe noch einmal zum Abschiede das Bild seinen Zauber auf unser Gemüth üben ließen, da kam es wie Wehmuth auf uns Alle, die besonders stark in mir lebendig wurde. Dann aber folgte eine angenehme Beruhigung; ich hatte ja eine Sehnsucht aus frühester Jugend gestillt, und wie ein Muselmann, der von der Pilgerfahrt nach Mekka heimkehrt, rollte ich auf meinem „Bändl" zum uralten Markte Castelruth hinab, der noch von beträchtlicher Höhe über dem Eisackthale mit einem himmelhohen Thurme, dem Stolze der Einwohner, uns zu sich winkte. So müde ich war, konnte ich doch nicht umhin, der „heiligen Kümmerniß" meinen Besuch abzustatten. Sie läßt sich auf einem Hügel neben der Stadt verehren, und die Sage, daß ihrem Bilde in der Kapelle der Bart wachse, lockte uns nicht wenig an, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Art und Weise, wie die Einwohner selbst mit diesem Wunder geheimnißvoll thaten, erst läugneten, dann sich versprachen, endlich verriethen und zulezt halb und halb etwas davon zugaben, war ganz geeignet, unsere Neugier zu steigern. Man macht in Tyrol so leicht die Bekanntschaft gänzlich unbekannter Heiligen, daß man es nicht übel nehmen kann, wenn man etwas von ihren nähern Lebensumständen mitzutheilen sich erlaubt. Die heilige Kümmerniß war eine mittelalterliche Taglioni, mindestens so schön wie Fanny Elsler. Ihre reizende Kunst zog ihr viele Anbeter zu, welche ihrer Tugend Fallen legten, und die Tänzerin plagte sich deßhalb mit Kasteiungen und Bußübungen. Endlich bat sie den Himmel, er möge ihr die verderbliche Schönheit nehmen, und er war so gnädig, ihr einen starken Männerbart an dem Untertheil ihres Gesichts zu verleihen, dessen sich kein Sapeur hätte schämen dürfen. Diese Gnade machte sie glücklich. Die gute Kümmerniß! Welche ihrer Kunstgenossinnen würde wohl 1834 ihr Glück theilen wollen? Dies war die Heilige, zu welcher wir noch bei träufelndem Regen und fernen Donnerschlägen wallfahrteten, als wir müde und matt aus Gröden angekommen waren. Wie wir das Wunderbild fanden und wie wir uns daran erbauten, gehört aber in ein anderes Kapitel.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Reisende Engländer.

Nie ist wohl der Staub unserer deutschen Chausseen von den Rädern englischer Patentwagen mehr aufgewühlt worden, als in diesem Sommer. Von einer solchen comfortablen Völkerwanderung wird uns die Geschichte schwerlich ein zweites Beispiel aufzuweisen haben; war es doch gerade, als wollte uns England jene Angelsachsen mit reichlichen Zinsen wieder zurückerstatten, die vor ungefähr 1400 Jahren aus unserm Vaterlande von den Britten berufen wurden, um mit deutschem Schwertbieben die feindlichen Hochländer zu Paaren zu treiben, und die damals schon den Wahlspruch: „Ubi bene ibi patria!" hatten, und lieber Mylords and Gentlemen, als deutsche Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren genannt seyn wollten. Wohin man den Blick nur wendet, überall Engländer. Bleiben Sie eine einzige Nacht auf Ihrer Reise in dem Gasthofe des unbedeutendsten

Digitized by Google

Marktflecken, gewiß werden Sie in den Nachbarzimmern rechts und links, oben und unten die Sprache Albions vernehmen, oder Sie hören gar nicht sprechen, und auch dann ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Alles von Engländern besetzt ist. Bestiegen Sie mit einem Führer früh vor Sonnenaufgang eine Alme im bayerischen Gebirge oder in den Tyroler Alpen, Sie treffen oben schon einen Engländer, der wie ein kolossales Fragezeichen vor der verdutzten Sennerin steht, die Arme telegraphenartig nach allen Himmelsrichtungen in die Höhe und in die Tiefe ausstreckt und ein Deutsch radebrecht, in welchem selbst unser genialer Grimm nur mit Mühe germanische Wurzel und Abstammung erkennen würde. Suchen Sie als Philosoph oder Dichter den einsamsten, abgelegensten Wasserfall auf, um ungehindert denken und träumen zu können, wahrscheinlich finden Sie auch dort einen Engländer, der das große Naturschauspiel durch die Lorgnette aufmerksam und prüfend betrachtet; fürchten Sie nicht, ihn in seiner Anschauung zu stören, er wird Sie kaum bemerken, und gewiß fände er es eben so auffallend, wenn Sie ihn begrüßten, als ein Deutscher und Franzose es gegen jede Lebensart halten würde, wenn Sie das Gegentheil thäten. Besonders ist unser München diesen Sommer mit Engländern gesegnet gewesen; die hiesigen Gastwirthe werden die Engländer vom Jahre 1834 gewiß eben so lange in dankbarem Andenken behalten, als der edle Viermonddreißiger an den gesegneten Rheinengländen, an den Ufern der Mosel und des Neckars in dem Gedächtnisse der Winzer fortleben wird. Ich möchte nicht all die God dam! auf mich nehmen, die auf das Haupt unsers ersten Aubergisten, Havard zum goldenen Hirsch, gefallen seyn mögen, so oft er gezwungen war, wegen Ueberfüllung seines Hotels die vierspännigen fashionablen Reisewagen und deren Inhalt abzuweisen. Man weiß, daß Havard in die für einen Gastwirth bittere Nothwendigkeit versetzt war, an einem Tage siebzehn Extraposten, wovon gewiß über die Hälfte mit Engländern besetzt waren, wegen Mangel an Raum fortzuschicken. Wie den treibenden Wogen überlassene Schiffe, ohne Kompaß und Steuer, so irrten die schweren Reisewagen, gezogen von erschöpften, dampfenden Gäulen, in unsern Straßen umher; dann und wann sah man ein langes, bleiches, reisemüdes Gesicht aus dem Kutschenfenster sich herausstrecken und ungeduldig umherspähen, ob denn noch nicht der erwünschte oder verwünschte Port erscheinen wolle. Glücklich, wenn der Bär mehr Erbarmen hatte, als der Hirsch und der Hahn, und in seine gastlichen Tatzen den müden Wanderer aufnahm, den jene verschmähten!

(Die Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Beschluß.)

Die Schauder der Poesie und die des Lebens.

Während das schnell verbreitete Gerücht so gräßlicher That Tausende von Menschen vor dem Hause versammelte, wurde im Innern desselben von der herbeigeeilten Magistratsperson die sorgfältigste Untersuchung von Allem vorgenommen, was im Stande seyn konnte, über das Werk der Finsterniß einiges Licht zu verbreiten. Vergebens: die verschlossenen Thüren, die unverletzten Fenster widerlegten jeden Verdacht eines Einbruchs. Wie aber kein Zeichen eines Einbruchs, so fand sich auch kein Beweis, daß Steinberg es gewesen, der die Seinen und sich ermordet. Alle Papiere, alle Briefe betrafen nur Handels- und Familien-Angelegenheiten. Doch lag auf dem Küchentische ein Stück Papier mit Dintenfaß und Feder, und davor stand der Stuhl, auf welchem Steinberg zu sitzen pflegte, und er stand so, als habe ihn Jemand sich zum Schreiben hingestellt; aber kein Wort war auf das Blatt geschrieben. Ebensowenig, wie die erste Untersuchung, hat am folgenden Tage das Verhör vor der Jury zu einem genügenden Resultate geführt. Bloß das dürfte zu erwähnen seyn, daß die ermordete Frau Ellen Lefevre heißt, und obgleich Mutter der genannten vier Kinder, doch mit Steinberg nur vor Gott getraut gewesen ist. Das Geschwornengericht fällte nach einer Berathung von zwanzig Minuten den Spruch: daß der verstorbene Nikolas Steinberg Ellen Lefevre und vier Kinder vorsätzlich ermordet habe und er selbst Felo de se sey. Demgemäß wurde sein Leichnam unter dem Zulauf einer ungeheuern Menschenmenge in der folgenden Nacht auf dem Armenkirchhofe kopfüber in eine Grube gestürzt, und es schmerzt, es sagen zu müssen, daß die Menge, anstatt Mitleid zu fühlen für den Gefallenen, sich den Ausbrüchen der rohesten Wuth überließ, und daß statt eines stillen Gebets für das Heil seiner Seele Flüche und Verwünschungen ihm in die Grube folgten. Ohne die gemessensten polizeilichen Maßregeln, welchen der Engländer sich nur selten widersetzt, wäre der Leichnam nicht ungeschändet dem Schooße der Erde zurückgegeben worden.

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegt, daß der Gatte sein Weib, daß der Vater seine Kinder erschlug, daß der Mann, der sich nie dem Trunke ergeben und nie eine Spur von Wahnsinn gezeigt, der Jahrelang mit rüstiger, unermüdeter Kraft für sich und die Seinen gesorgt und gearbeitet, der sein Weib geliebt, wiewohl kein Priester den Bund gesegnet, und der seine Kinder geherzigt, obgleich sie nicht aus erlaubter Verbindung entsprungen — daß dieser Mann im Stande gewesen ist, den Vorsatz zu fassen, erst die Seinen, dann sich zu vernichten, daß er mit diesem Vorsatze um die Mittagsstunde in den Laden eines Messerverkäufers getreten ist, daß er hier dasselbe Messer gekauft, welches am andern Morgen stumpf von Blut und scharfig vom Morden an seiner Seite lag, daß er mit dem Messer in seiner Tasche wenige Stunden vor der Ausführung des blutigen Gedankens umfangen und freundlich mit seinem Weibe plaudern, mit Vaterliebe seine Kinder liebkosen konnte, daß er dann nüchternen Sinnes die sorglos Schlummernden zu ermorden, seinen Liebling wie Mordgier zu verfolgen, dem flehenden Knaben das gegebene Leben abzuringen vermochte; — wenn Alles dies, durch geschworne Zeugen bestätigt, keinem Zweifel unterliegt, kann der Scharfsinn des Psychologen eine schwerere Aufgabe finden? kann die ausschweifendste Phantasie des Dichters ein gräßlicheres Nachtstück gebären? kann irgend etwas den armen Menschen das Räthsel seines Geistes und die Gebrechlichkeit seines Wesens tiefer und schmerzlicher fühlen lassen? Und wie, wenn all das Gräßliche aus Liebe geschehen, wenn der Wunsch, sie, die an seinem Herzen hingen, nicht der peinigenden Armuth, nicht den Qualen des Elends preiszugeben, den Gatten zum Mörder seines Weibes, den Vater zum Mörder seiner Kinder, den Verzweifelnden zum Mörder seines eigenen Lebens gemacht? Nicht also der Folter der Phantasie, es bedarf nur eines Blicks auf die Ereignisse des Tags und auf die Blätter, die sie erzählen, um seinen Lesern das Haar sträuben, sie in ihrer innersten Seele schaudern zu machen. Und wenn die englischen Dichter ihre Phantasie weniger beflecken, ihre Federn reiner erhalten von Gräuel und Blutschuld, als die Victor Hugo's — es ist nicht Armuth, es ist das sicherere Gefühl des Guten und Schönen, es ist die höhere Dichterweihe, was sie dazu veranlaßt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 191.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Oktober 1834.

So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.

Goethe.

Vom Mechanismus des thierischen Körpers.

Im Jahr 1829 legte der Graf von Bridgewater in seinem lezten Willen bei der Londoner Societät der Wissenschaften die Summe von 8000 Pfund nieder, mit der Bestimmung, daß damit gemeinnützige Abhandlungen, welche es sich zum besondern Ziele setzen, die Macht, Weisheit und Güte Gottes in seiner Schöpfung in ein helles Licht zu stellen, veranlaßt und belohnt werden sollten. Der Präsident der Societät beauftragte sofort, in Verbindung mit dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London, acht Schriftsteller mit der Abfassung von Schriften über eben so viele Themen, unter welche sofort jene 8000 Pfund vertheilt wurden. Es befindet sich darunter eine vortreffliche Abhandlung des berühmten Physiologen und Chirurgen Charles Bell über die menschliche Hand, worin in freier geistreicher Form, neben einer Vergleichung der Hand mit den vordern Extremitäten der Thiere, manche der interessantesten Punkte der allgemeinen thierischen Oekonomie zur Sprache gebracht und sehr faßlich entwickelt werden. — Ein Auszug aus dem Ganzen würde uns zu weit führen, und wir beschränken uns darauf, Einiges auszuheben, was für sich ein Ganzes bildet.

* * *

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

Die Leser haben hier keine osteologische Abhandlung zu erwarten, sondern nur kurze Andeutungen darüber, wie das feste Gerüste des thierischen Körpers, auch vom Standpunkte der reinen Mechanik für den menschlichen Verstand zu einem Gegenstande hoher Bewunderung wird.

Das Skelett, dessen allgemeine Form und Eigenschaften der Mensch mit den höhern, den Wirbelthieren gemein hat, ist das System von Knochen, welche, im Innern gelagert, dem Körper seinen Halt und seine charakteristische Form geben, und die, beweglich unter einander verbunden, von den äußern Muskeln gleich Hebeln in Bewegung gesezt werden. Eine gewisse Substanz, darauf berechnet, die lebendigeren Theile zu stützen und dem ganzen System Festigkeit zu geben, beobachtet man fast durch die ganze Reihe der organischen Wesen. Im Gewächs ist es die Holzfaser, und wie im Knochen die Kalkerde, so finden wir in jener, zur Bestätigung der Analogie, nicht selten Kieselerde abgesezt. Bei den Insekten vertritt die harte Schaale des Rumpfs und der Glieder die Stelle des innern Skeletts, und bei noch niedrigern Thieren finden wir Häute, mit der Eigenschaft begabt, ein festes Material auszusondern, das zuweilen lederartig und knorplig, meistens aber erdig ist. Sobald es aber die organische Form nothwendig macht, daß diese stützenden Theile nicht nur Widerstand leisten,

Digitized by Google

ſondern auch elaſtiſch ſind, tritt überall der Knorpel auf, als eine in hohem Grade zuſammendrückbare, elaſtiſche Subſtanz.

Die Knochen der höhern Thiere beſtehen aus drei Theilen von verſchiedenen Eigenſchaften: aus häutigen Organen, aus Kalkerde in Verbindung mit Phosphorſäure, und aus Knorpel. Dadurch, daß dieſe Subſtanzen im Knochen innig verwoben ſind, widerſteht er der Zerrung und dem Druck. Schlügen die erdigen Theile vor, ſo bräche der Knochen wie Porzellan, und beſäße er nicht Derbheit und in gewiſſem Grade Feſtigkeit, ſo wäre der Menſch keiner gewaltſamen Bewegung fähig. Betrachtet man einen feſten Knochen, ſollte man freilich nicht glauben, daß er elaſtiſch iſt. Iſt aber Elfenbein, der härteſte Knochen, elaſtiſch, ſo wird man dieſe Eigenſchaft den übrigen nicht abſprechen können. Legt man eine Billardkugel auf eine bemalte Marmorplatte, ſo zeigt ſich der Berührungspunkt nur in einem ganz kleinen Fleck; läßt man ſie aber von einer gewiſſen Höhe auf den Marmor fallen, erſcheint der runde Fleck weit größer, zum Beweis, daß die Kugel vermöge ihrer Elaſtizität nachgegeben und auf einen Augenblick eine abgeplattete Form angenommen hat.

Wird in ein verwickeltes Bauweſen ein neues Prinzip aufgenommen, ſo kann der Menſch mit allem Scharfſinn nicht alle Folgen davon vorausſehen. Im Mechanismus des menſchlichen Körpers ſpielt Elaſtizität eine große Rolle; wie fein nun dieſe Kraft vertheilt ſeyn muß, wollen wir am Beiſpiele einer eiſernen Brücke zeigen, welche elaſtiſch ſchwingt. Vor wenigen Jahren brach eine ſolche Brücke unter auffallenden Umſtänden, als nämlich ein Trupp Soldaten darüber marſchirte. Die Brücke war auf ein ungleich größeres Gewicht berechnet, als die Geſammtſchwere der Soldaten betrug, und wären ſie ſtürmiſch darüber weggegangen, hätte ſie ſicher ausgehalten. Aber die Soldaten marſchierten im Takt, die ſchwingende, von der Elaſtizität herrührende Bewegung wurde dadurch in ſteigendem Verhältniß vergrößert, und die Brücke brach. Dies gibt uns nun einen Begriff davon, wie fein berechnet die Zuſammenfügung der feſten, aber elaſtiſchen Theile des thieriſchen Körpers ſeyn muß, damit ſie nicht nur das auf ihnen laſtende Gewicht tragen, oder ſeitlich wirkender Gewalt widerſtehen, ſondern auch die ſchnell aufeinander folgenden, regelmäßig wiederholten Stöße, welche bei den verſchiedenartigen Bewegungen des Körpers vorkommen, auszuhalten vermögen. Sehr intereſſant iſt es in dieſer Beziehung, wie faſt jeder Knochen ſeine eigenthümliche Bildung hat, wie es ſich für ſeine Stelle und ſeine Verrichtungen ſchickt; wie verſchieden iſt z. B. der mechaniſche Bau des Ferſenbeins, des Schienbeins, der Wirbel, der Schädelknochen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortſetzung.)

Daß ſich Uriels Benehmen änderte, ſah man bald; denn er war von Spähern umgeben und machte keinen Hehl daraus, daß ihn alles Vorangegangene reute. Zum dritten Male Apoſtat, warf er die Gelehrſamkeit des Rechts und Unrechts bei Seite, ſuchte die alten Weiſen wieder hervor, welche über den Zuſammenhang menſchlicher und göttlicher Dinge in alten und neuen Zungen geſchrieben haben, ſuchte den Umgang freidenkender Männer unter Juden und Chriſten auf, und begann, auch die Reſultate ſeiner Forſchungen wieder niederzuſchreiben. Die Furcht und Verzweiflung, welche ſonſt bei ihm dieſe Beſchäftigung begleitet hatte, war gänzlich geſchwunden: er war zu einem Berufe zurückgekehrt, den er ungern aufgegeben und jezt durch die Anfechtungen deſſelben juſt recht lieb gewonnen hatte. Jede Entdeckung, die er machte, ſonſt die Urſache zu nachfolgenden trüben Stimmungen, erfüllte ihn jezt mit der Freude, die den glücklichen Fund belohnt. Wie hätte dies Alles können verborgen bleiben! Mancherlei Gerüchte liefen über Uriels neue Sinnesänderung um: er ſollte hie und da eine Ceremonie des jüdiſchen Kultus lächerlich gemacht, eine oder die andere ſeiner Hauptwahrheiten in Zweifel gezogen haben, und wurde, zur rechten Beſtätigung alles deſſen, auch nie mehr im Tempel geſehen. Derſelbe Oberrabbiner der Synagoge, welcher dem Freiſprechungsrathe vorſaß, hatte ſogar ſelbſt Gelegenheit, ſich von der neuen Veränderung des unverbeſſerlichen Portugieſen zu überzeugen. Er war im Hauſe Uriels mit einer geiſtlichen Handlung, welche die orthodoxe Eſther verlangt hatte, beſchäftigt. Als Uriel nach deren Vollzug hinzutrat, fand er den Rabbiner dabei, wie er ſeinem jüngſten Bruder und mehreren andern im Zimmer verſammelten Knaben eine Vorſchrift der Talmudiſchen Sittenlehre auseinander ſezte. Einer der Knaben nämlich hatte, um zu beweiſen, wie früh der Verketzerungstrieb und der Bigottismus ſich im Menſchen offenbart, dem Prieſter hinterbracht, daß ein Kamerad von ihm ſich nicht ſcheue, Dinge, die das Geſetz dem Iſraeliten verbietet, häufig zu nennen, und daß er an der Erwähnung derſelben recht ein Vergnügen finde. Der Prieſter lobte unvorhergeſehener Weiſe den Angeklagten und nannte ſein Beginnen löblich. „Denn,“ ſagte er gerade, als Uriel hereintrat, „es iſt vor Gott eine größere Tugend, ſich eine Verführung recht oft vorzunehmen und ihr zu widerſtehen, als ſie gänzlich von ſich entfernt zu halten.“ Als die Knaben nun das Zimmer verlaſſen hatten, ſchlug Uriel, vertraulich und zum Scherze aufgelegt, dem Rabbi auf die Schulter und

Digitized by Google

sagte: „Nun will ich Euch zeigen, ehrwürdiger Meister, daß ich heute weder ein Christ noch ein rechter Jude bin. Die Christen haben dasselbe Moralgesetz, das Ihr aus dem Talmud erwähntet; sie lehren auch, daß es besser sey, mit der Unzucht sich zu Bett zu legen und rein wieder aufzustehen, als vornherein der Verführung aus dem Wege zu gehen. Aber welch ein abscheulicher, heuchlerischer Glaube ist dies! Ist der Adel der Seele da nicht größer, wo man die Sünde meidet, als da, wo man sie nur besiegt? Die Sünde herausfordern kann nur der, welcher aus der Tugend ein Geschäft macht, und die Tugend soll doch im Gegentheil ein angeborner Trieb, ein aus dem Innern hervorströmender freier Erguß der Liebe seyn. Wer sich aus freien Stücken mit der Sünde in einen Kampf einläßt, um seine Stärke zu zeigen, hat die Unschuld des Gemüthes schon verloren; und was kann größere Tugend seyn, als ein reines Herz haben?“ Der Rabbi blickte zu Uriel hinauf mit einem durchbohrenden Blicke und verließ das Zimmer, eine Drohung in seinen grauen Bart murmelnd.

Judith bot alle ihre Kraft auf, jezt mit dem Geliebten in gleichem Schritte zu bleiben. Die Warnungen, die man ihr zuflüsterte, überhörte sie; sie unterließ es sogar, offenbare Verläumdungen, die man gegen Uriel verbreitete, zu mildern; denn sie glaubte, jezt Alles an ihm entschuldigen zu können. Sie fühlte sich muthiger, erhabener als Alle, seitdem sie die Vertraute eines starken Geistes geworden war. Doch wie oft überraschte sie sich wieder auf einer Schwäche! Es gab Augenblicke, wo sie ganz in ihre natürlichen Anlagen zurückfiel und von dem Außerordentlichen ihrer Lage schwer gedrückt wurde. In zu kurzer Zeit hatten ihre Entschlüsse reifen sollen, zu schnell war ihr Inneres herausgekehrt worden an die rauheste Seite des Lebens. Ein weibliches Herz vermag vielleicht größern Schmerz zu ertragen, als das männliche, doch muß es allmählig an Leiden gewöhnt werden. Bei Judith kam Alles ohne Vorbereitung; sie sollte lieben, hassen, bleiben, fliehen, fast in demselben Momente; die Rathschläge, die sie empfing, durchkreuzten sich, ja sie erschrack oft, daß ihr, wo sie einen Bewegungsgrund zum Handeln suchte, ihre Liebe nicht immer zuerst einfiel. Aber noch waren alle diese Dinge nur Keime der Zukunft, deren tragischem Ausschlage wir entgegen gehen. Noch saß sie neben Uriel und horchte aufmerksam den Mittheilungen zu, die er seither mit seinen Zärtlichkeiten abwechseln ließ. Sie hatten sich beide, durch die Erfahrung dazu genöthigt, das Wort gegeben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, sondern sich Alles zukommen zu lassen, was das wechselseitige Ineinanderaufgehen erleichterte, selbst wenn es Belehrung über ernste Fragen wären. Uriel fand darin nichts Verkehrtes; denn er sagte zu sich selbst: „Ist die Liebe da, um den Menschen zu beglücken, so ist sie auch da, um ihn zu veredeln. Man sollte nur den lieben, von dem man zugibt, daß er über uns steht. Denn seine Umarmung hebt uns zu sich hinauf, so daß unsere Herzen weiter, unsere Augen heller und unsere Gedanken kühner werden.“ Deßhalb machte er Judith zur Vertrauten seiner Studien, er bemühte sich, sie selber von ihren Vorurtheilen zu befreien, um auf diese Weise auch für seine Handlungen ihre Meinung immer für sich zu haben. Aber der Fluch dieser Erziehung in der Liebe, die schon so manchen Jüngling betrog, drohte auch hier einzuschlagen. Jedes Weib hat vielleicht Lust, ihre Sphäre zu überschreiten, aber sie fürchtet sich, isolirt zu werden. Den Trotz, der den Mann, einer Welt gegenüber, nicht verläßt, kennt sie nicht, sie empfängt ihn nur durch Beispiel, das seine Wirkung verliert, wenn es aus den Augen ist. Dem Manne, der Gedanken schafft, dienen die Stufen, auf denen er zu ihnen emporstieg; doch welches Weib hätte sich durch Mittelglieder emporgeschwungen, wenn sie einer außerordentlichen Bildung theilhaftig wurde? Es waren immer nur vollendete, schon fertige, vom Schmutz des Aufbauens gereinigte Gedanken, die sie in sich aufnahm, die sie aber auch nicht zu vertheidigen versteht. Hier brach sich Judiths Fähigkeit, hier blieb sie hinter Uriel zurück, und je weiter er sich von ihr entfernte, je mehr er ihr von solchen schroffen, für sie unbeweisbaren und unbewiesenen Ideen zuwarf, desto unglücklicher wurde sie. Sie war in dem Zustande, daß sie gleichsam fortwährend die Hände nach ihm ausstreckte, und ihn anflehte, mit ihr Erbarmen zu haben. In dieser Art liebte sie ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Sommer und die Schauspiele.

Unsere Theater hier haben dieses Jahr mit einem hartnäckigen Feinde zu kämpfen, nämlich mit der schwülen Sommerhitze, und ich begreife wahrlich nicht, wie es zugeht, daß von den zwölf oder fünfzehn Theatern, die doch alle im Gange sind, nicht bereits einige vor Ablauf des Sommers ihre Bühnen haben schließen müssen; denn wie ist es ihnen möglich, so viele Leute herbeizuziehen, daß wenigstens ihre Kosten gedeckt werden, da so manche Familien abwesend sind, oder lieber spazieren gehen, reiten oder fahren, als sich in einen dumpfen Schauspielsaal den ganzen langen Abend einschließen! Freilich haben sie manches Neue darzubieten; allein auch der Reiz der Neuheit ist während eines solchen Sommers nicht stark genug, um über die Witterung zu siegen; vielleicht haben die Theater im vorigen Winter und Frühjahr viel gewonnen und zehren nun von ihrem Ersparnisse; denn anders läßt sich ihre beharrliche Thätigkeit kaum erklären. Dann müssen auch die Fremden, welche während

Digitized by Google

des Sommers in Menge herbeikommen, besonders von England her, wo das Reisen nach Paris nicht verpönt ist, das Übrige zur Unterstützung der Pariser Theater beitragen. Die schwerste Aufgabe hat die große Oper, weil sie nicht so oft, als die kleinern Theater, etwas Neues geben kann, und dabei ungleich mehr Kosten zu tragen hat, als diese. Freilich bezieht sie auch eine stärkere Zulage vom Staate, als die übrigen großen Theater; aber dennoch darf sie nicht ausruhen, wenn sie nicht zu Grunde gehen will. Einige neuere Versuche, wie Anders Serment, dessen Philtre, und sogar Cherubini's Alibada haben ihr wenig gefruchtet, und zu Anfang des Sommers ging noch dazu die Taglioni von dannen, um auch in England Gold und Beifall zu ernten. Ein anderer Direktor, als Dr. Veron, hätte leicht muthlos werden können; er aber, der sein Publikum kennt, vertröstete es mit den Herrlichkeiten, die er ihm bereitete, und gab unterdessen Robert le diable, Gustave, und was sonst beim Publikum beliebt war und von Fremden gern gesehen wird. Zu seiner eigenen Kurzweil begann er einen Prozeß gegen die Unternehmer der Abendkonzerte in den Champs élysées und im Jardin turc, weil sie Ouvertüren aus seinen neuesten Opern aufführen. Dies stellte er als eine Beeinträchtigung seines Eigenthumsrechtes dar, und war so glücklich, den Prozeß zu gewinnen. Die Unternehmer jener Konzerte können künftig keine Stücke aus Opern aufführen, die nicht schon seit fünf Jahren auf der Bühne gegeben werden. Man hat Dr. Veron in einigen Zeitungen diesen Schritt als eine kleinliche Eifersucht ausgelegt; das Publikum, welches dergleichen Konzerte anhöre, sey ja ein ungebildetes, welches die große Oper selten besuche und sich mit einigen leicht hingeworfenen Stücken begnüge; dadurch, daß man ihm auch die Ouvertüren aus neuen Opern entziehe, verhindere man es, Geschmack an großer Opernmusik zu bekommen, mithin handle der Operndirektor gegen seinen eigenen Vortheil u. s. w. Das Alles ist nun freilich wahr, und vielleicht hätte Dr. Veron eben so gut gethan, wenn er von dem Aufführen der Ouvertüren seiner Opern gar keine Notiz genommen hätte, was im Grunde für einen Mann an der Spitze einer großen [illegible] ist. [illegible] gentumsrecht ist hier in politischer, wie in bürgerlicher Hinsicht etwas Kostbares und Theures, das vielfach angegriffen wird, und das man daher nicht genug schützen kann, wenn man sich nicht zuletzt ganz beraubt sehen will. Ein Operndirektor hat den Verfassern des Textes und der Musik bedeutende Summen zu zahlen, und die Unterhaltung der Oper ist, wie bekannt, außerordentlich kostspielig. Gäbe er nun zu, daß Stücke aus den von ihm bezahlten Opern von Andern ebenfalls für Geld aufgeführt würden, so würde er bald von allen Seiten geplündert werden. Bereits hatte er oder sein Vorgänger vor mehreren Jahren mit den Vaudevilletheatern einen Prozeß, weil diese die besten Arien aus den neuen Opern nahmen und mit anderm Texte in die neuen Vaudevilles einflochten. Eben so müssen oft Künstler Prozeß führen, weil man ihre Kupferstiche im Kleinen darstellt, und Journale haben zuweilen gegen kleinere Blätter zu prozessiren, weil diese Aufsätze aus jenen schon am Tage des Erscheinens dem Publikum liefern und verkaufen. Es gibt so Manche hier, welche gern auf Kosten Anderer leben, und mit demjenigen Handel treiben, was sie Andern nehmen. Wahrscheinlich hat Dr. Veron nur aus diesem Grunde den armseligen Prozeß gegen die Ouvertürenspieler geführt. Das Opernhaus wird der richterliche Spruch schwerlich anfüllen, wenn der Direktor es nicht so einrichtet, daß das Publikum gern kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, September.

(Fortsetzung.)

Reisende Engländer.

Unsere Engländer versäumen hier nichts; sie sehen Alles mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit; der Lohnlakai ihres Gasthofes ist ihr unzertrennlicher Pilote, dem sie sich, so wie sie aus dem Wagen gestiegen sind, mit Leib und Seele verschreiben, und der sie hinführen darf, wo er es nur für gut findet. Sie folgen ihm überall unverdrossen, lassen sich von ihm bis unter das in der Mittagssonne glühend heiße Kupferdach des Königsbaues führen, klettern willig über die halsbrechenden Maurer- und Malergerüste hinweg, womit größtentheils das Innere der Pinakothek noch bekleidet ist; mag unser Thermometer immerhin 24° Reaumür im Schatten zeigen, der Cicerone ist unbarmherzig, seine Engländer müssen ihm nach, vom Obelisken zur Michaelskirche, von der Michaelskirche zum neuen Isarthor, vom Isarthor nach den Arkaden, dem Kunstverein, der Centralgalerie, von da zum Denkmal des Grafen Rumford, der sich durch Parkanlagen und Kraftsuppen verewigt hat, nach der Glyptothek, Ludwigskirche u. s. w. In diesem Punkte sind die reisenden Engländer wie gut erzogene, gehorsame Kinder, sie murren nicht, sie klagen nicht; mit gespannter Aufmerksamkeit hängen sie an dem Munde ihres Führers, betrachten nichts eher, als bis dieser das Signal gegeben, daß der Gegenstand, vor welchem man steht, sehenswerth und merkwürdig sey; dann werden die Lorgnetten in Bewegung gesetzt und die besagte Merkwürdigkeit lange mit unverwandtem Blick nach allen Dimensionen gründlich betrachtet. Allein weder die imposanteste Pracht, noch die Kunst in ihrer höchsten Vollendung wird im Stande seyn, auf jenen kalten, stereotypen Gesichtern auch nur den leisesten Zug der Bewunderung oder Ueberraschung hervorzurufen. Engländer wollen bloß wissen, bloß sehen; Deutsche wollen auch bewundern, wollen gerührt und ergriffen seyn. Die Engländer sind zu stolz, um zu erstaunen oder sich rühren zu lassen, wenigstens um ihr Erstaunen oder ihre Rührung zu zeigen. Dieselbe kalte, ewig leere Miene begleitet sie in die Hallen des Escurials, durch die feenhafte Natur der Tropenländer, zwischen den ewigen Eisfeldern des Nordpols, in dem südlich bewegten Leben Neapels, in dem glühenden Sande afrikanischer Wüsten, im Vatikan und in der Sixtina. Auf dem Angesichte des Britten thront das unerschütterliche, sichere Bewußtseyn seiner Habeas-Corpus Akte; kein fremdes Gefühl darf sich vermessen, sein heiligstes Inneres anlasten oder bewegen zu wollen; wo er steht, ist sein freies Territorium, ist sein England. Old England for ever! Es geht, besonders in Deutschland, den Engländern wie den Juden; weil sie Alle eine gewisse unverläugbare Aehnlichkeit in Haltung und Physiognomie haben, so werden sie auch Alle zusammengeworfen, und Einer muß für die Sünden des Andern mitbüßen. Man vergißt oft, daß der reiche, reisende Engländer nicht auch immer der gebildete ist; vielleicht gehört kaum der zehnte Theil der unsern Kontinent jährlich durchkreuzenden Engländer einer Klasse an, die auf geistige oder gesellschaftliche Bildung Anspruch zu machen berechtigt ist. Wie die Juden, sind auch die Engländer in dem größten Theile von Deutschland noch nicht emancipirt; sie müssen den Gastwirthen ihr hohes Schutzgeld zahlen, das gewöhnlich in der Zeche schon miteingerechnet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Oktober 1834.

— Ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Heulig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt!

Shakespeare.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Uriel sah von dem Allem nichts. Ungestört auf seinem Zimmer entdecken, Judith sich mittheilen zu können, war Alles, was an ihm befriedigt seyn wollte. Mehr bedurfte er nicht; denn der Zukunft sah er jetzt unerschrocken entgegen, er war auf den äußersten Fall gerüstet, und der äußerste Fall konnte kein anderer seyn, als den er schon erlebt hatte. Sein Ruf unter den Gelehrten nahm immer mehr zu; er hatte es sogar gewagt, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, in der er den Angriffen des de Silva die Spitze bot und alle die Sätze, welche ihm jener verdammend schon vorne weggenommen hatte, auf's Neue als seine Ueberzeugung proklamirte. Uriel hatte täglich einen neuen Gewaltstreich der Synagoge zu erwarten; doch zögerte diese noch, weil sie Unerhörteres von ihm hoffte, um ihn dann gänzlich in Händen zu haben.

Plötzlich nahmen aber alle diese Verhältnisse eine neue Gestalt an. Einige Worte, welche Uriel eines Abends im Mondschein mit Judith wechselte, gaben dazu die Ursache her. Sie hatte ihn gefragt, ob er denn in Wahrheit den Namen eines Sadducäers verdiene, den man ihm allgemein gebe. Uriel hatte dessen keinen Hehl und sagte: „Wenn es ein Wort gibt, das eine unabhängige, über Vieles schon im Klaren, über das Meiste noch im Ungewissen befindliche Meinung bezeichnet, so möchte ich mich am liebsten mit dem Namen jener Sekte bezeichnet sehen.“ — „Dann glaubtest Du also auch nicht,“ fiel Judith mit Hast ein, „daß unsere Seelen nach dem Tode wieder vereinigt werden?“ — „Moses lehrt darüber nichts,“ sagte Uriel spottend. Judith verstand ihn nicht; aber es war ihr in diesem Augenblicke, als öffnete sich ein tiefer, finsterer Abgrund und sie stürze fort und fort durch eine Ewigkeit, die sie nicht zu fassen vermochte. Sie zitterte, schwieg, und erst nach langer Zeit fragte sie ihn zum zweiten Male, ob er habe sagen wollen, daß sie Beide in ewige Nacht untergingen. Uriel nickte mit dem Haupte und erwiderte: „Womit läßt sich nachweisen, daß wir jenseits noch einmal leben sollten? Alle die Hülfsmittel zum Leben, welche uns die Natur mitgegeben hat, sind nur für die irdische Welt berechnet, ja für diese reichen sie nicht einmal aus; denn wir müssen sterben und unser ganzer Bau fällt frühe in Asche zusammen.“ Judith fühlte sich wie von einer wunderbaren Kraft unterstützt, und entgegnete mit einem Eifer, den sie an ihr Letztes zu setzen schien: „Warum strengst Du aber Deinen Geist an, um Wahrheiten zu erforschen, die ja dann mit Deinem Leben verloren gingen, Uriel? O sprich,

Digitized by Google

daß es eine zweite Welt gibt, um Deiner hohen Gedanken willen, um Alles, was über Religion, Tugend und Natur gelehrt wird!“ Uriel spürte Judiths Unruhe nicht, vielmehr lachte er und sagte: „Du sprichst so keck, als wolltest Du mit mir streiten. Glaubst Du denn, daß jedes Ding einzeln, für sich genommen, zu Ende gedacht werden muß? Wenn unser Geist Gedanken erzeugt, so erfüllt er eine Beschäftigung, die ihm übertragen ist, ja noch mehr, er genießt eine Wohlthat, die ihm der Himmel schenkt. Aber was er ersinnt, soll nur dazu dienen, ihm selber eine Freude zu gewähren; die Wahrheit dessen, was er denkt, ist der Ewigkeit gleichgültig; die Wahrheit besteht ja auch ohne ihn. Nimm das Thier! es bedient sich aller der Kräfte, die ihm zu Gebote stehen; wenn es nun nicht alles das vermag, was der Mensch, soll es dann für dasselbe auch ein Reich geben im Jenseits, wo es auf diese Stufe erhoben wird?“ Judith wußte keine Antwort zu geben, aber eine neue Frage wagte sie: „Warum, Uriel, sind denn die Menschen in gute und böse getheilt, wenn es einst keinen Ort gäbe, wo dieser Unterschied ausgeglichen wird?“ Uriel fand dieses Gespräch entzückend und lachte noch lauter. „Wie bescheiden Du bist, Judith!“ rief er aus; „wie artig Du die Belohnung und Bestrafung umschrieben hast! Aber sage mir, wenn es wirklich eine Ewigkeit gäbe und sie sich damit beschäftigte, diesen zu belohnen und jenen zu bestrafen, hätte sie damit nicht auch eine große Mangelhaftigkeit in der Weltordnung zugelassen? Denn was hieße dies anders, als Preise aussetzen, welche nicht mehr die Tugend zu erringen hätte, sondern der Eigennutz? Die Tugend ist, wie die Wahrheit, um ihrer selbst willen da. Sie theilt hierin die Eigenschaft, welche der Schönheit noch nie bestritten ist. Von der Schönheit verlangst Du nicht, daß sie sich dereinst noch steigere. Ich möchte Dich, meine theure Judith, niemals schöner sehen, als Du bist, und leugne gerade deßhalb die Unsterblichkeit Deiner Seele, weil ich fürchte, daß Du einmal anders seyn könntest, als jetzt.“ Judith aber hatte mit diesen Worten, denen sie traute, alle Fäden verloren, welche ihren Glauben und ihre Hoffnung noch zusammenhielten. Sie blickte bittend zu Uriel hinauf, denn sie fühlte es, daß sie an der Grenze war, über die hinaus sie ihm nicht mehr folgen konnte. Da er schwieg, so wagte sie, die stillen Sterne über ihren Häuptern zu beschwören und mit ihnen gegen Uriel zu kämpfen. Doch er nannte Alles Täuschung und sagte, die Welt sey nur eine Grille Gottes; denn ein Plan Gottes könne sie nicht seyn, da nur die irdische Schwäche, die mit einem Worte nichts schaffen könne, Pläne mache. Und Judith sah Alles an, was Uriel so Grausames sprach, und fühlte es bis in den feinsten Kern ihrer Seele. Sie krümmte sich wehklagend in dem Zauberkreis seiner Worte, beschwor ihn, seine Formeln zurückzunehmen, und richtete sich, wie athemlos, mit der letzten Frage an ihn: ob denn auch die Schwüre ihrer Liebe verhallen müßten in das Nichts, und sich Liebende im Jenseits nicht wieder finden würden? Uriel verneinte Alles. Er legte seine eiskalte Hand in Judiths fieberglühende und sagte: „Wie kann man sich lieben, ohne die Reize des Körpers und der Seele zu besitzen, welche Dich auf Erden schmücken? Es ist unerweislich, daß wir im Jenseits mit denselben Stiefeln und Sporen auftreten, wie hier. Unsere kleinen Gebrechen, die oft so liebenswürdig sind, Deine vielen Launen, die mich fesseln, müßten doch alle aufhören. Es könnte doch nur ein seelischer Zustand seyn, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küssen und Umarmungen zu lieben. Diese Seelengenüsse müssen aber ohne sinnliche Empfindung sehr einförmig seyn, wie ich mir denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenseits zu hoffen pflegt, nicht ohne die größte Langeweile vorstellen kann. So gewiß ich jetzt lebe, werde ich einmal todt daliegen, ohne Besinnung, ohne zu wissen, daß es eine Judith gab. Es gibt nur Eine Unsterblichkeit: das ist die im Gedächtnisse der Menschen; jede andere ist eine abergläubische und eigennützige Täuschung.“ Dann überhäufte der Atheist seine Geliebte mit Liebkosungen und brachte sie durch seine ausgelassene, fast gemachte Lustigkeit dahin, zu allen seinen grausamen Erklärungen eine gute Miene zu machen. Sie lächelte auch und versprach ihm beim Abschied, daß sie Alles in genaue Ueberlegung ziehen wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

(Fortsetzung.)

Vergleichen wir einmal die Einrichtung einer complicirten Maschine mit den mechanischen Eigenschaften des thierischen Körpers, und sehen wir, wo wir am meisten zu bewundern finden. Es nimmt sich einer vor, einen Dampfwagen zu bauen; er hat mit aller möglichen Genauigkeit die Kraft des Dampfs, den Druck der Atmosphäre, die Stärke der Röhren und Cylinder, die zu bewegende Last und die Friktion des ganzen Apparats berechnet. Die Maschine wird entworfen, Alles reiflich abgewogen, und endlich zum Bau geschritten; Alles ist fertig, aber der Wagen geht nicht von der Stelle. Nach vielem Nachsinnen entdeckt man, wo es fehlt; der Druck wird besser angebracht oder die Reibung

Digitized by Google

vermindert, und zur Verwunderung der Zuschauer kommt das Fuhrwerk wirklich in Gang; aber nicht lange, so berstet eine Röhre; man macht den Schaden wieder gut, bringt noch am Ganzen Verbesserungen an und sezt den Tag zu einer großen Versuchsfahrt fest. Die Maschine läuft nun eine halbe Meile, aber jezt geht ein Nagel los, oder es zerspringt eine Feder; mit großem Aufwand von Scharfsinn bringt man es indessen nach einer Arbeit von Monaten dahin, daß der Wagen wirklich eine Station weit läuft. Wie bewundernswürdig ist dagegen die Maschinerie des thierischen Baus, von welcher Seite wir ihn betrachten, und zwar ohne zuvor nach den Lebenskräften durch Versuche zugerichtet worden zu seyn. Betrachten wir die sichere Kraft des Herzens in Forttreibung des Bluts, den nach dem Druck der kreisenden Flüssigkeiten abgemessenen Widerstand der Gefäße, wie genau die Stärke der Glieder nach dem Gewicht des Körpers, die Kraft der Muskeln nach der Länge der als Hebel wirkenden Knochen abgewogen ist, die Biegsamkeit der Gelenke, die Festigkeit der Knochen, welche sie in Stand sezt, der Schwere und dem Druck zu widerstehen, ihre Elastizität, welche sie vor Quetschung und Bruch schüzt. Im thierischen Körper ergibt sich keine Störung wegen unrecht vertheilter Kräfte, die aktiven Kräfte und die des Widerstands stehen im schönsten Gleichgewicht, es braucht keine Proben, um die Kraft zu mehren, oder die Hebel zu verstärken, oder die Elastizität der Federn zu steigern — Alles ist fertig und vollkommen auf einmal, bis zum Ende.

Die Knochen der Extremitäten sind hohle Cylinder; sehen wir nun auch die Nothwendigkeit dieser Form ein, bei welcher sich Stärke und Leichtigkeit verbinden, so finden wir doch bei näherer Betrachtung, daß diese Knochen sehr verschieden gestaltet sind, und werden am Ende zum Glauben verführt, in ihren Formen herrsche große Willkührlichkeit und Unregelmäßigkeit. Aber mit genauerer Kenntniß des Skeletts verliert sich dieses Vorurtheil; da es indessen sehr gemein ist und zu andern Irrthümern führt, so setzen wir auseinander, einmal, warum die Knochen der Glieder hohle Cylinder, und dann, warum ihre Umrisse so verschieden sind, daß sie dem oberflächlichen Beobachter unregelmäßig erscheinen. Was von den cylindrischen Knochen gesagt werden wird, erklärt zugleich den wundervollen Bau mancher andern Naturkörper, wie der Federspulen, der Rohrpflanzen, des Strohs. Bei lezterem fällt einem jener Unglückliche ein, der aus dem Kerker vor die Inquisition gebracht und der Gottesleugnung angeklagt wurde; er nahm einen Strohhalm, der in seinen Kleidern stak, und sprach: „Wäre sonst nichts in der Natur, was mir das Daseyn Gottes predigte, so thäte es dieser Strohhalm.“

Es braucht kaum eines Beweises, daß bei einer gegebenen Masse von Material zu einem Pfeiler oder einer Säule der hohle Cylinder die meiste Stärke hat. Die Versuche Duhamels über die Tragkraft der Hölzer zeigen uns am besten, bei welcher Einrichtung und Zurichtung das Material dem Querbruche den größten Widerstand leistet. Wenn ein Balken quer auf seinen beiden Enden aufruht und auf seinem Mittelpunkt eine Last trägt, läßt er sich horizontal in drei Abschnitte theilen, die sich zur Last verschieden verhalten. Der untere Theil widersteht dem Bruch durch seine Zähigkeit, der obere durch seine Dichtigkeit, seinen Widerstand gegen den Druck; aber zwischen beiden liegt ein Theil, der gar keine Einwirkung erleidet, der weggenommen werden kann, ohne daß der Balken beträchtlich geschwächt würde, und dagegen mit bedeutendem Vortheil oben oder unten angesezt werden mag. Man sieht leicht ein, wie eine, am untern Theil angebrachte zähere Substanz die Tragkraft des Holzes vermehrt; wir sehen dies an der Haut, welche über den hintern Theil des Bogens der Indianer gezogen ist, oder am Leder über den Wagenfedern. Welche Eigenschaft des Holzes es dagegen ist, die am obern Theil desselben Widerstand leistet, sieht man aus folgendem Versuch: wird etwa der vierte Theil des Balkens weggenommen und in den Raum ein Stück härteres Holz genau eingepaßt, so zeigt sich die Tragkraft bedeutend vermehrt, weil die Härte dieses Holzes dem Druck besser widersteht. Dieser Versuch ist desto schöner, weil er den merkwürdigen Umstand, daß manche Theile oder Seiten der Röhrenknochen von verschiedener Dichtigkeit sind, sehr genügend erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Fanny Elsler und das Théâtre nautique.

Um diesen lezten Zweck zu erreichen, hatte Véron schon vor einigen Monaten die beiden Elsler angeworben, aber auf eine glänzende Gelegenheit verspart, weßhalb seit einiger Zeit ein Feenstück vorbereitet wurde, in welchem Fanny Elsler zuerst auftreten sollte. Die Feen sind in Frankreich ziemlich abgenüzt; und wenn die Zauberschläge und unerwarteten Wunder auf der Bühne nicht wären, würde man sie kaum dulden, so satt ist man hier in Betreff dieses veralteten und verbrauchten Stoffes. Sie reden lassen, geht fast gar nicht mehr an; höchstens duldet man sie in einem Ballete. Deßhalb hat man auch dießmal nur zur Pantomime gegriffen und aus dem Sturme, so heißt das neue Stück, ein Ballet gemacht; im Grunde ist es eben so unbedeutend als

hundert andere Feenstücke, aber es hat eine neue Musik, vortreffliche Dekorationen, überraschende Verwandlungen, und dann die hehre und edle Gestalt der von lauter wahren oder falschen Juwelen strotzenden Fanny Elsler mit ihrem vortrefflichen Tanze, welcher dem der Taglioni gar nicht gleicht und doch auch in seiner Art schön ist; den Parisern kam er ganz neu vor, und sie waren so entzückt, daß die Elsler zuletzt wieder vortreten mußte, um nochmals den Beifall und Dank der Zuschauer zu empfangen. Die besoldeten Klatscher im Parterre mögen wohl etwas dazu geholfen haben; indessen schien man doch allgemein zufrieden mit dieser deutschen Tänzerin, welche so kühn ist, den französischen den Rang streitig zu machen. Ihre Rolle in dem neuen Ballete ist freilich zu kurz, als daß man ihr ganzes Talent darnach gehörig beurtheilen könnte. Sie wird in wichtigern Rollen auftreten müssen. Allein dem schlauen Direktor war es genug, sie dem Publikum nur vorläufig zu zeigen. In dem neuen Ballete kommt ein Sturm und ein Wasserreich vor, die ganz etwas Anderes sind, als was man auf der Bühne des sogenannten Théâtre nautique sieht, und diese arme Unternehmung gewaltig verdunkeln. Bekanntlich waren die nautischen Darstellungen dieses neuen Theaters mit vielem Prunke angekündigt worden; allein als sie endlich statt fanden, konnte man kein Wasser erblicken. Den allgemeinen Spott darüber hatten sich denn die Unternehmer zu Gemüthe geführt, und in einem neuen Stücke, Namens Robinson (eigentlich ein gezwungener und gefoppter Robinson), wirklich Wasser angebracht, auch einige lebende Thiere mit eingeführt, als eine Ziege, einen Affen, einen Papagai. Sie wähnten nun, alle Bedingungen eines vollkommenen Dramas erfüllt zu haben. Sie mußten aber bald erfahren, daß sie das Publikum keineswegs befriedigt hatten, und daß ein Wasserbehälter, eine Ziege und ein Affe noch keine gute dramatische Darstellung ausmachen. Sie sollen jetzt damit umgehen, etwas anderes dem Publikum vorzusetzen, und deßhalb aus Deutschland Opern und Operisten verschrieben haben. Dies wird vielleicht vernünftiger. Bekommen sie eine gute Operntruppe, was aber keine leichte Sache ist, so können sie ihre Wasserdecken bei Seite setzen, aus denen sie doch kein Heil schöpfen werden. Auch haben sich die Theaterkritiker bereits eines armen Schauspielers angenommen, der diesen Unternehmern zu Gefallen jeden Abend in's Wasserbehälter hineinplumpen muß, und sobald die Witterung umschlägt, unfehlbar einen starken Katarrh davontragen wird.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Fortsetzung.)

Fremde. Der außerordentliche Sommer.

Außer den unzähligen Engländern besuchten unsere Stadt viele Norddeutsche, Dänen, Schweden, Franzosen, Russen, Italiener u. s. w. Die Table d'Hôte in unsern größern Gasthöfen stellte gewöhnlich ein wahres linguistisches Tutti Frutti dar. — Hinüber und herüber begegneten und kreuzten sich verwandte und wildfremde Sprachlaute, und selbst dem sattelfestesten Sanscritianer hätte es verzweifelt schwer fallen sollen, in allen diesen Ton- und Klangphysiognomien eine Familienähnlichkeit zu finden. — Unsere Wirthe sind mit solchen Polyglotten in ihrem Fremdenbuch sehr wohl zufrieden, und besonders mit den exotischen Dublonen, Guineen, Piastern u. s. w., welche die reichen Initialen dieses kostbaren Manuscripts bilden. — München ist eine Weltstadt geworden; es ist Deutschlands Kokketterie. Fromme Wallfahrer und Pilger drängen sich in seinen Straßen, und mancher ästhetische Sünder, der in unsern Kunsttempeln sein mea culpa aufrichtig und reuig bekennt, hat gewiß Vergebung seiner Sünden zu hoffen.

Der wunderlichste Gast jedoch, der diesen Sommer unsere Stadt besuchte, war wohl der türkische Gesandte zu Paris, Reschid Bey, der über Wien und München mit einem Gefolge von fünfzehn Personen nach seinem Bestimmungsorte reiste. Er hielt sich beinahe drei Tage hier auf, während welcher Zeit er von München Nichts weiter gesehen hat, als das — Lilienbad! — Vor der Bierschenke, in welcher er wohnte und deren obere Etagen unser Havard als Ergänzung für seinen räumlich so sehr beschränkten Gasthof gemiethet hatte, waren bei seiner Ankunft viele Neugierige versammelt. Doch konnte man außer einigen durch klirrende Säbel und bochrothen Fessi ausgezeichneten Dienern auch nicht das Geringste von Sr. ottomanischen Excellenz wahrnehmen. Es war eine stille Größe.

Der gegenwärtige Sommer hat es ehrlich mit uns gemeint, wie selten einer. Auch nicht die geringste Spur von dem so sehr verschrienen Aprilklima Münchens, wo die Damen oft bei dem heitersten Wetter mit aufgeschlagenem Sonnenschirm spazieren, während der wohlbedächtige Cavaliere servente zur Vorsorge den philiströsen Regenschirm mit sich führt. Uns lachte beständig die Sonne von Nizza und Neapel; der Himmel wölbte sich im reinsten, tiefsten Blau des benachbarten Welschlands, die so sehr gefürchteten Hochgewitter, welche uns in der Regel eine langweilige Regenquarantaine zu bringen pflegen, zogen sich von Zeit zu Zeit zusammen, ein erfrischender, belebender Regen erquickte die lechzenden Fluren und Kreaturen und bannte den lästigen Staub unserer Straßen. Die Alpen, welche den Münchnern, je nachdem sie ihnen recht nahe in großen Massen und tiefen Farben erscheinen oder im leichten Ultramarinhauch weit an den Horizont zurücktreten, mit Bestimmtheit anhaltend regnerisches oder heiteres Wetter verkündigen, schimmern beständig noch in duftig transparenter Ferne; nur die Nächte fangen jetzt an, kühl und herbstlich zu werden, keine glühenden Johanniswürmchen schwärmen mehr in den dunkeln Büschen, und unsere ehrlichen Pappeln und Linden, die früher Abends so heimlich und verliebt zu rauschen und zu flüstern verstanden, wie welsche Lorbeeren und Cypressen, fangen wieder an, auf gut deutsch mit ihren welken, falben Blättern uns das alte lästige Lied von der Eitelkeit und Vergänglichkeit der Freuden vorzusingen. — Dieser Sommer wurde auch von den Münchnern redlich benutzt; jeder heitere, freundliche Tag wird hier nun einmal nach alter, herkömmlicher Sitte für einen Festtag erklärt; Alles wandert hinaus nach nah und fern gelegenen Lustgärten, um unter Gottes blauem lieben Himmel ein Pfeifchen Bestelmeier zu schmauchen, das Bier und die Würstel in der schönen Natur zu genießen, auf die lustigen, lebenswarmen Takte der Strauß'schen Walzer zu horchen, oder nach Kräften an dem Arme eines geliebten, oder doch gerne gesehenen Wesens dahin zu schweben, bis spät in die Nacht hinein zu schwärmen und zu jubeln und für den morgigen und alle übrigen noch folgenden Tage den lieben Herrgott weiter sorgen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Oktober 1834.

Der Bildungstrieb ist in einem zwar beschränkten, aber wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben, und was er auf jedes wenden will, steht ihm, bis auf einen gewissen Grad, frei.

Goethe.

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

(Beschluß.)

Beim Lesen mancher anatomischen Bücher wird man zum Glauben verführt, die Gestalt der Knochen rühre vom Druck der Muskeln her, welche sie rings umgeben. Diese ziemlich allgemeine Meinung ist ein Irrthum. Gäbe man dies zu, so würde damit nicht nur eine Unvollkommenheit vorausgesezt, sondern man müßte auch, wenn die Knochen der Muskelkraft nachgäben, annehmen, dies geschehe mehr und mehr und sie werden am Ende zerstört. Aber im lebendigen Gerüste des Körpers ist just nichts bewnndernswürdiger, als das zwischen der Muskelkraft und dem Grade des passiven Widerstands der Knochen obwaltende Verhältniß. Nein, die Abweichungen von der rein cylindrischen Form sind nichts weniger als Unregelmäßigkeiten, und betrachten wir denjenigen Röhrenknochen, der sich von der Symmetrie des Cylinders am weitesten entfernt, das Schienbein, so werden wir finden, daß die Gestalt des Knochen und die Gewalt, die er auszuhalten hat, in genauem Zusammenhang stehen. Beobachten wir die Richtung der Kraft beim Gehen, Laufen, Springen, überhaupt bei allen starken Bewegungen, wo das Gewicht des Körpers vorwärts auf den Ballen der großen Zehe geworfen wird, so springt es in die Augen, daß der Druck vorzüglich auf den vordern Theil des Schienbeins wirkt, und es ist kein Zweifel, daß dasselbe, wenn es ein vollkommener Cylinder wäre, leicht unter dem bloßen Gewicht des Körpers brechen könnte. Nun hat aber das Schienbein vorne eine stark vorspringende Gräte oder Leiste, und betrachten wir ihren innern Bau, so zeigt es sich, daß der Knochen hier viel derber und dichter ist als anderswo. Weder die Form noch die Dichtigkeit dieser Gräte wird uns ein Zufall dünken, da Alles so ganz mit dem oben beschriebenen Versuche Duhamels übereinstimmt, wornach ein in ein Werkstück eingelegtes dichteres Holz die Kraft des Widerstands gegen einen Querbruch bedeutend verstärkt. Es mag dies als Beispiel dienen, daß überall im Skelett die Gestalt der Knochen im nächsten Bezug steht entweder zu der Bewegung, welche sie zu vollziehen haben, oder zu dem Druck, von welchem ihnen zunächst Gefahr droht.

Hätten die Knochen der Glieder ein so großes Gewicht zu tragen, daß sie, statt hohl oder zelligt, durchaus dicht, solid seyn müßten, so gingen sie damit einer zu ihrer eigenen Existenz nothwendigen Eigenschaft verlustig, der Eigenschaft, sich im Falle eines Bruchs wieder zu vereinigen, sich zu reproduciren. Wäre aber auch das Material noch so sehr verdichtet, so könnte wohl der phosphorsaure Kalk in seiner Verbindung mit thierischer Materie nimmermehr ein sehr großes Gewicht tragen, und dieser Umstand sezt der Körpergröße der Thiere

Digitized by Google

nothwendige Schranken. Daß sehr große Thiere nur in einem frühern Zeitraum der Erde gelebt haben, könnte zu der Annahme führen, daß die Größe und Lebensdauer der jetzigen Thiere in einem gewissen Verhältnisse mit den Kräften und dem Leben des Menschen steht. Wir sprechen hier natürlich überhaupt nur von Thieren, welche sich auf Beinen bewegen, denn was z. B. den Wallfisch betrifft, so ruht ja seine plumpe Körpermasse auf dem Wasser. Einige der großen, im Flözgebirge fossil gefundenen Thiere werden siebzig Fuß lang geschätzt, und sie hatten Extremitäten; aber ihre Ober- und Unterschenkel sind nicht länger als acht Schuh, während der Vorderfuß eine Ausdehnung von sechs Schuhen hat, ein Verhältniß, aus dem sich deutlich ergibt, daß die Beine dieser Thiere bloß zum Kriechen dienten und nicht das ganze Körpergewicht trugen, wie die Beine der Säugethiere. Bei den sehr großen Landthieren finden wir indessen, zu weiterer Bestätigung des Gesagten, daß die Knochen sehr dicht und ihre Höhlungen ausgefüllt sind; die Durchmesser ihrer Gliederknochen mit ihren Spitzen und Fortsätzen sind außerordentlich groß. So kann man sich nichts Plumperes denken, als die Knochen des wunderbarsten aller fossilen Säugethiere, des Riesenfaulthiers oder Megatherium. Es scheint darnach wirklich, als ob die Natur hinsichtlich der Knochenmaterie ihre Kräfte erschöpft hätte, als ob es keinen Model gäbe, in dem lebendiges, mit Blutgefäßen durchdrungenes Gebein gegossen werden könnte, um ein bedeutend größeres Gewicht zu tragen, als das des Elephanten, des Mastodon und Megatherium.

Es wird dies dem Leser aus folgender Betrachtung klarer werden. Ein weicher Stein, der aus einer Mauer vorspringt, soll hinreichend stark seyn, einen Menschen zu tragen; muß man nun aber den Vorsprung noch einmal so lang machen, so muß er zugleich um mehr als das Doppelte dicker gemacht werden, oder man muß dafür derben Sandstein nehmen. Müßte dieser Sandstein zweimal weiter vorspringen, so vermöchte er eine verhältnißmäßige Vermehrung des Gewichts nicht zu tragen, wenn er auch doppelt so dick genommen würde. Man müßte ihn durch Granit ersetzen, und selbst dieser trüge nicht vierfach das Gewicht, das Anfangs der weiche Stein trug. Aus demselben Grunde müssen die Steine zu einem weitgesprengten Bogen vom härtesten Granit seyn, oder ihr eigenes Gewicht zermalmt sie. Dieses Prinzip ist nun vollkommen anwendbar auf das Knochengerüste der Thiere. Das Knochenmaterial ist zu weich, als daß eine Vermehrung des Gewichts in's Unendliche damit vereinbar wäre; und ein weiterer Beweis dafür, daß Alles in der Natur sich hält und trägt, ist somit das, daß auch der Bau der Thiere, welche sich auf der Oberfläche der Erde bewegen, mit der Größe des Erdkörpers und der Gravitation ihres Mittelpunkts in Proportion steht.

Bekanntlich sind die Knochen der Extremitäten an den Gelenken verdickt und damit die Berührungsflächen bedeutend vergrößert. Auch vom Grunde dieser Einrichtung wird man sich leicht Rechenschaft geben können. Es wird damit größere Festigkeit erzielt, ohne daß der Beweglichkeit des Gelenks Eintrag geschähe. Es ist ein Grundsatz in der Mechanik, daß bei gleichem Druck mit Vergrößerung der Berührungsflächen die Reibung nicht zunimmt. Wird z. B. ein Stein oder ein Stück Holz in der Gestalt eines Buchs oder Backsteins auf eine ebene Fläche gelegt, so läßt sich der Körper mit gleicher Leichtigkeit wegziehen, ob er auf die Fläche gelegt oder auf die Kante gestellt ist. So wird also die Friktion im Kniegelenk dadurch, daß die Gelenkflächen vergrößert sind, um nichts vermehrt, während aus dieser Vergrößerung sichtbare Vortheile hervorgehen: die sehnigen Bänder, welche die Knochen zusammenketten, bekommen mit der größern Fläche des Ansatzes mehr Stärke, und die Muskelsehnen, welche darüber weglaufen, erhalten mehr Spielraum, weil sie in Folge der Verdickung des Gelenkes vom Mittelpunkte des Knochen weiter entfernt sind.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Judith war freilich nicht selbstständig genug, als daß sie gewagt hätte, jetzt über Uriel den Stab zu brechen; aber eingestehen konnte sie sich, daß ihr Vertrauen zu ihm wankte. Er hatte sie selbst aus ihrer frühern Unbefangenheit herausgerissen und sie gelehrt, auf Fragen dieser Art, wie sie an jenem Abende entschieden wurden, einen Werth zu legen. Sie sah ein, daß sie diesem Fluge nicht mehr folgen konnte. Sie würde nicht geglaubt haben, daß dies Zurückbleiben auch eine Verringerung ihrer Liebe seyn könnte, wenn Uriel nicht selbst gesagt hätte, daß man auch ohne Unsterblichkeit lieben könne. Keinem dieser Dilemmen, in die ihr Glaube und ihre Liebe geriethen, war sie gewachsen; sie wurde unwillig, daß sie zwischen sie geraten war, und es gab Augenblicke, wo sich der Mißmuth über den Urheber dieser Verwirrung bis zum Hasse steigerte. Sie vermied schon zuweilen, Uriel zu begegnen, ob sie ihn gleich, da es sie dann reute, ihn von freien Stücken wieder aufsuchte. Ben Jochai, dessen Rath sie ansprach, bestärkte sie in ihrem Entschlusse, sich von Uriel loszusagen. Es kam immer mehr zum Vorschein, daß Uriels Vetter eine verkappte Rolle gespielt hatte, daß er keineswegs im Sinne hatte, seine Ansprüche auf Judith zu opfern, und es steht zu erwarten, welche Folgen diese neue Veränderung in den wechselseitigen Gesinnungen nach sich ziehen wird.

Digitized by Google

Uriel selber aber war es, der Alles verdarb. Sein Wankelmuth befiel ihn auf's Neue, da er Judiths verändertes Benehmen sah. Der Augenblick, da er sie als seine Gattin heimführen wollte, war näher als je. Alle seine Gedanken waren um so mehr auf Judiths Liebe gerichtet, und jezt schien es ihm, als sey sie lauer, zurückhaltender, mißtrauisch geworden. Uriel sah dies in Verzweiflung. Er war auf Alles gefaßt gewesen, was die Zukunft ihm hätte bieten können, nur auf Judiths Verlust nicht. Sie hatte ja die Hälfte seiner Last zu tragen auf sich genommen, oder doch versprochen, sich durch nichts, was auch eintreten könnte, von ihm trennen zu lassen. Er hatte Alles, was die Zukunft versagen mochte, durch sie ersezt gehofft, und sich daran gewöhnt, sie als die Theilhaberin jedes künftigen Glückes oder Mißgeschickes zu denken. Jezt entzog sie sich ihm; noch sah er darin nicht die Untreue, sondern erst die Thatsache des Verlustes, die er nicht fassen konnte. Er stand nicht, wie Andere, denen ein Weib untreu wurde, hob die Hände gen Himmel und blickte auf Alles, was vorangegangen war, um sich an dem Gedanken zu foltern: „es ist ja unmöglich!“ Er ging nicht auf die seligen Stunden zurück, da ihm Judith nicht Liebe konnte geheuchelt haben, er verglich die Gewißheit, die Treue und das Glück des schon Erlebten nicht mit der Ungewißheit und der Untreue, die ihn jezt vernichteten; sondern er dachte den Zustand des Kommenden: er glaubte sich Alles erklären zu können, er klagte nur sich an und stieg von der Höhe, zu der er sich in der jüngsten Zeit emporgeschwungen hatte, wie in taumelnder Bestimmungslosigkeit herunter. „So habe ich jezt,“ rief er aus, „zu allen Verwünschungen, welche mich hier auf Erden schon trafen, auch noch den Fluch des Himmels auf mich geladen! Wo find' ich einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Mein Liebstes habe ich selbst von mir gestoßen; ich fand eine Kurzweil darin, eine Perle mit meinen Füßen zu zertreten. Warum flieht mich Judith? Sie haßt mich nicht, aber unheimlich bin ich ihr. Ich zerriß selbst das Band, das sie an mich fesselt: denn welches Weib möchte dem freigeistigen Uebermuth, mit dem ich in ihrer Nähe spielte, vertraut seyn? Es ist kein böser Entschluß, daß mich Judith meidet, sondern ich selbst zwang sie dazu. Ich löste sie von einer Welt ab, deren Sprache und Gesinnung so verständlich ist, und gab ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloses und Lustiges erntete sie aus meinem Umgang. Sie war im Stande, einmal das Elend zu ertragen, das über mich verhängt wurde; aber ich Verblendeter nahm es an, als sie sich vermaß, es zum zweitenmale zu können. Ich erblickte darin eine Aufforderung, was doch nur ein stummes Zeichen ihrer Liebe war, ein Wille, den ich für die That hätte nehmen sollen. Jezt kann ich täglich die Erneuerung meines Bannes erwarten, alle Verbindung mit meinem Volke ist dann abgeschnitten, ich bin verstoßen, verachtet, gemieden, und konnte rechnen, in diesen elenden Zustand Judith mit hinein zu ziehen? Sie gesteht sich ihn vielleicht nicht, diesen neuen Schlag, aber sie ahnt ihn voraus, und ohne zu wissen, was sie thut, meidet sie den, der an ihr in fortwährendem Verbrechen lebt. Wie helfe ich mir und ihr?“ — Ben Jochai trat schüchtern in Uriels Zimmer. Seinem Gesichte stand die Maske theilnehmender Freundschaft schlecht, aber Uriel, nur mit seinem Leide beschäftigt, hatte sogar vergessen, daß ihn Jochai seit seinem Widerrufe mied, und ihm Beweise waren hinterbracht worden, die seines Vetters guten Willen in den Schatten stellten. Er klagte ihm sein Leiden und fragte, ob er Hülfe oder Rath wüßte. Jochai ließ die Entschuldigung seines langen Ausbleibens, mit der er begann, sogleich fallen und fuhr fort: „Mein lieber Vetter, diese mißliche Lage Deines Verhältnisses zu Judith treibt mich zu Dir. Ich sehe, daß Judith sich unter denselben Schmerzen windet, wie Du. Ich weiß nicht, ob ein Zwist vorausging, der Eure Zungen lähmte zu offenen Geständnissen; aber so ist die Lage, es kommt nur auf eine Mittheilung an.“ Uriel flehte ihn an, sich offen zu erklären.

(Die Fortsezung folgt.)

Jugendpreis.

Wir preisen, Jugend! deine Blüthe,
Du bist so heilig und so schön:
Und mit glückseligem Gemüthe
Laß uns dein großes Lob erhöh'n.

Du bist den Welten eingeboren,
Die an dem Himmelsraume glüh'n,
Und waltest ewig unverloren
In unsrer Mutter Erde Grün.

Dich schrecket nicht der Elemente
Gewalt'ges Zürnen und ihr Krieg,
Und nichts ist, das dir schaden könnte,
Dir bleibt der lebensvolle Sieg.

Du wohnest in der Menschen Herzen
So unzerstörlich und so kühn,
Daß du vernichtest Tod und Schmerzen
Und lässest Rosen draus erblüh'n.

Von Deinem Feuerkelche rauben
Wir in des Lebens Maienzeit
Die Liebe, Hoffnung und den Glauben,
Und jede süße Trunkenheit.

Friedrich Richter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der außerordentliche Sommer. Wirthshäuser.

Reisende und besonders Norddeutsche, die das hiesige öffentliche Leben und Treiben nur in der dumpfen, erstickenden Atmosphäre der Bier- und Kaffeehäuser, in welchen an regnerischen und winterlichen Tagen die Muße- oder Bierstunden zugebracht werden, kennen zu lernen Gelegenheit haben, werfen dem Münchner, und zwar nicht mit Unrecht, ein durchaus mit dem Süden unvereinbares Phlegma vor; — wirklich sind es nur die hier so zahlreich sich aufhaltenden jungen Ausländer, welche noch einigermaßen durch lebhafte Gespräche, Gesang und Scherz beweisen, daß man beim Bier auch gesellig und lustig seyn könne, während der eigentliche Münchner nicht übel an Myn Heer von Dortrecht oder Haarlem erinnert, der eben so stumm und dumpf vor seinem Thee, wie dieser vor seinem Biere sizt. — Wer indeß an so himmlisch schönen Abenden, wie wir sie bis jezt hatten, in einen unserer zahlreich besuchten Gärten tritt, wo die frohe, lebenslustige Menge hin- und herwogt, in bunten Reihen schwazend und lachend dasizt und sich das frische Bier trefflich munden läßt, wo die schmetternde Blechmusik vergeblich gegen das Gebrause so vieler sprechlustigen Menschen ankämpft, der wird sich bald überzeugen, daß unter schönem südlichen Himmel der Münchner auch ganz und gar Südländer seyn könne. Wie in seinem Klima, so umarmen sich auch im Temperamente des Münchners der Süden und der Norden. Die Münchner sind moralische Amphibien; sie können es mit rothem, warmen Blute sowohl in der tödtlichsten Langeweile, als in der rauschendesten, sprudelnden Lust aushalten.

Unsere Straßenecken sind täglich mit Einladungen und Anzeigen von allen möglichen Belustigungen ellenlang bekleidet: Janitscharenmusik, Erleuchtung, Liederkränze, Freischüzze, Vorstellungen im Schweizer'schen Volkstheater, reisende Musiker u. dgl. m.; der Liebhaber braucht nur zu wählen. Viele Anschlagzettel sind mit lithographirten Vignetten geschmückt, die größtentheils eine Ansicht des Belustigungsortes darstellen, wohin das Publikum ganz ergebenst eingeladen wird. Charakteristisch ist's, daß mitten unter diese Anzeigen, welche die Lebenslust der Münchner bezeichnet sind, die Direktion unseres städtischen Pfand- und Leihhauses ihr ärgerliches, mit großen Frakturbuchstaben gedrucktes: Pfänder auszulösen, hineinbeißen läßt. — So klingt denn auch hier eine schadenfrohe, ironische Moral der leichtbeschwingten Freude nach; das ganze, bunte Straßenecken-Quodlibet mit diesem derben Momento in der Mitte bildet ein ernst allegorisches, leichtverständliches Tableau.

Mit diesem Sommer ist auch ein ganz anderer Geist in unsere Wirthe gefahren; sie fangen an, schöpferisch und originell zu werden, sie schreiten mit der Zeit fort, und bald werden wir hier von Tortonis und Josty's, von Tivolis und Vauxhalls hören. — Der Münchner bürgerliche Philhellene und Kaffetier Eberhard, der seit mehreren Jahren während des Octoberfestes in griechischem Kostüme mit scharlachrothem Fessi, faltiger Fustanella und gar gewaltigem Sammtbart erscheint; dessen Kellner und Kellnerinnen, ebenfalls in bunte griechische Gewänder gekleidet, den Gästen auf gut bairisch ihr: „Schaffens á Maaß?" zurufen, hat dem Publikum ein ganz neu eingerichtetes Etablissement eröffnet. — Der kolossale Obelisk auf dem Karolinenplatze dient uns als Wegweiser zu dieser neuen Schöpfung. Sie befindet sich in unserer freundlichen Briennerstraße, welche auf beiden Seiten mit Gebäuden eingefaßt ist, die mit den davor liegenden Blumenbosketts und Gebüschen und den mit der üppigsten Flora geschmückten Altanen die Mitte zwischen der anspruchslosen Heiterkeit der Villen und der imposanten Pracht der Paläste hatten. — Der Garten dieser neuen Wirthschaft ist von bedeutendem Umfange und recht artig eingerichtet; er hat einige Alleen, dunkle Lauben noch dunklere Gänge und Bosketts: überall Raum für laute und stille Freuden. Mehrere Büffets, an deren Eingange eine Speisekarte hängt, die mit ebenso burlester, poetisch freier Orthographie verfaßt ist, wie man's hier fast überall sehen kann, sind an verschiedenen Stellen des Gartens vertheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Theater. Aussicht auf die Saison.

Wo werden die Unternehmer des Théâtre nautique gar im Winter einen finden, der ihnen zu Liebe in's Becken hineinstürzt, und wo werden die Zuschauer seyn, die so etwas bellatschen können? Auf einem der Boulevardstheater, nämlich dem Ambigu comique, hat ein Drama, der ewig wandernde Jude, nach dem bekannten Volksmährchen, vielen Beifall und wird bald seine fünfzigste Vorstellung erleben. Das Sonderbarste bei diesem Stücke ist, daß es mit einer Apotheose Napoleons endigt, die etwas gewaltsam herbeigeführt wird, um dem Volke Vergnügen zu machen, welches von Napoleon nichts weiter im Sinne und Gedächtnisse behalten hat, als seine Siege, seinen grauen Ueberrock und seinen kleinen dreieckigen Hut, und ihn gewissermaßen vergöttert. Dies Vergnügen benimmt ihm denn auch Niemand. Die innigen Verehrer Napoleons können sich jezt die ganz getreue Abbildung seines Gesichts auf dem Todtenbette um einige Franken verschaffen, da Dr. Antomarchi dasselbe hat in Erz modelliren lassen. Bei der lezten Industrieausstellung waren eine Menge Exemplare davon zu sehen und zu haben. Die Vaudevilletheater geben manche neue Kleinigkeiten; keine von denen, die ich gesehen, dünkt mich aber eines besondern Berichtes werth. Die Musikliebhaber erwarten den Genuß, den ihnen die italienische Oper künftigen Monat bereitet; es wird eine überaus glänzende Saison versprochen, und bei dem Aufwande, welche diese von den Reichen unterstüzte Oper machen kann, läßt sich auch nichts Geringes erwarten. Zwei italienische Tonsezer haben neue Opern für dieselbe geschrieben, und außerdem werden Bellinis und Donizettis lezte Opern versprochen, nebst den beliebtesten Stücken Rossinis, an denen das Publikum sich nicht so bald sättigt, als einige Gegner Rossinis es vorhergesagt hatten. Mit Rossini hat offenbar eine neue Epoche in der Geschichte der Oper begonnen, und obschon die ältern Meisterwerke nicht verschmäht werden, so läßt sich doch voraussehen, daß das Publikum keinen Geschmack mehr an Opern finden wird, welche in dem alten Style geschrieben sind.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Oktober 1834.

— Mit den Augen bangen Muths
Seh' ich, wie einen Sternschuß, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen.
Es senkt sich weinend deine Sonn' im West,
Die nichts als Sturm, Weh, Unruh' hinterläßt.

Shakespeare.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

„Du täuschest Dich," fuhr Jochai fort, „wenn Du glaubst, Judith hasse Dich. Alle Welt sieht freilich, daß ihr Benehmen gegen Dich ihr nicht mehr gleich sieht, aber wenn sie Dich flieht, so thut sie es nur um ihrer Liebe willen. Judith ist in einer Stimmung, die weit unglücklicher ist, als die Deine. Du hast sie so gefesselt, daß sie nach Licht, Leben und Athem schreit. Du hast ihr Herz in Deine Gewalt gebracht, Du hast jezt auch ihren Geist verwirrt; wo soll sie einen Ausweg finden, wenn sie sich selbst nicht verlieren will? Sie betet das Ungestüm Deiner Gedanken an, sie glaubt alles, was Du ihr davon mittheiltest, aber es ist schon mehr, als sie tragen kann." Uriel legte die Hand vor die Augen; denn jedes Wort bestätigte hier, was er sich selbst gestehen mußte. „Nun ist dies alles nicht so," fuhr Jochai fort, „daß daraus wirklich ein Bruch zwischen Euch beiden entstehen müßte. Es kommt nur darauf an, daß Du Dich entschließen könntest, hier selbst etwas zu thun." Jochai stockte, aber Uriel winkte, nur fortzufahren. „Nun denn," sagte der Vetter; „ich weiß, daß Judith für Dich verloren ist, wenn ein Ereigniß, das in der That im Anzuge ist, auf's Neue über Dich hereinbräche." Uriel sprang auf, ergriff hastig seinen Arm, stammelte: „Du sprichst vom Bann, Vetter!" und lechzte nach dem Worte, das über Jochais Lippen kommen würde. Dieser sagte: „Es ist wahr, sie würde die Acht nicht ertragen können; darum siehe zu, daß Du sie umgehst." — „Wie soll ich das thun?" rief Uriel verzweifelnd. Jochai hielt ihn grausam einen Augenblick hin, dann trat er zu ihm heran, ergriff seine Hand und sprach mit gedämpfter Stimme: „Unglücklicher, wie durchschneidet es mein Herz, daß Du so vielen Leiden aufgespart bist!" Uriel stürzte auf einen Sessel und badete sich in Thränen. Jochai schwieg; was hätte er auch sagen können, das Uriel nicht schon wi. ? Dennoch sprach er es aus. „Die Synagoge," fuhr er nach einer Weile fort, „hat Deine Schrift dem Feuer übergeben, der morgende Tag schon ist dazu bestimmt, einen neuen, viel stärkern Bann, als den frühern, über Dich auszusprechen. Komm dem Allen zuvor! Stelle Dich selbst Deinen Richtern und unterwirf Dich einer Buße! Ich will alle meine Kräfte aufbieten, daß diese so mild als möglich eingerichtet werde. Entschlage Dich dann in Zukunft allen neuen Reizungen der Gemeinde, verlaß entweder diese Gegend, oder hilf bei den Geschäften Deiner Brüder, daß Du Zerstreuung hast. Judith hast Du um diesen Preis zurückgekauft." Uriel sah ihn starr an; es kam ihm vor, als habe der Vetter bei dieser

Digitized by Google

lezten Erklärung blässer gesehen als zuvor. Es übermannte ihn einen Moment der Gedanke, daß ihn Jochai ja hassen müsse, weil er ihm Judiths Liebe geraubt, daß er unter der Maske der Freundschaft ihm böse Rathschläge ertheilen könnte. Doch strömte das Gefühl seiner verzweifelten Lage über ihn her, er schritt händeringend im Zimmer auf und nieder und beschwor Jochai, ob er Judiths gewiß seyn dürfte, nachdem er sich Allem unterworfen hätte? Jochai gestand, daß Judith in dieser Art ihren Willen gegen ihn erklärt habe. „Sie ist nicht grausam," sagte er; „denn sie versteht nicht, was sie will. Sie dachte auch in diesem Augenblick nicht an die Demüthigung, die Dir widerfahren solle, sondern an ihre eigene Ruhe, an eine Herabstimmung Deines ganzen Wesens, das sie erdrückt. Sie wird unglücklich seyn, wenn sie erfährt, was Du bei diesem neuen Schritt hast leiden müssen, aber Du wirst dann ihrer gewiß seyn." Uriel rang die Hände, Scham und Verzweiflung peitschten ihn; kein Wort kam mehr über seine Lippen, und Jochai verließ ihn, in einigen Stunden seine Rückkehr versprechend.

Inzwischen hatte sich schon das Gerücht von Uriels neuer Achterklärung in der Stadt verbreitet. In seinem Hause war Alles von den Thränen seiner Mutter und Brüder benezt, seine Freunde und Bekannte bestürmten ihn, seine Gesinnung zu ändern und den Richtern zuvorzukommen. Er war keinen Augenblick mehr allein und wußte nicht, wo er Besinnung hernehmen sollte. Wo er sich in den Straßen sehen ließ, verfolgten ihn Fingerzeige; Gruppen bildeten sich, wo er stillstand, und begleiteten ihn bis in seine Wohnung, die er vor Scham kaum zu erreichen vermochte. Mitten unter diesen Ausbrüchen vorschneller Theilnahme und Neugier mußte er den Muth verlieren, selbst wenn er sich ermannen wollte. Alle seine Entschlüsse sanken lahm zusammen; Jochai fand ihn zerschmettert, jeder Zumuthung fähig, ganz ohnmächtigen Willens. Es wurde Abend, eben sank die Sonne. Das Zimmer füllte sich mit Rathgebern und Beileidbezeugern, das Haus umstanden Neugierige, ja es währte nicht lange, so ging der Fanatismus bei der unten versammelten Menge um, und Drohungen und Verwünschungen füllten die Luft. Es ging Uriel nicht besser, wie einem Verbrecher, der zum Richtplatze geführt wird. Die Hoheit des stolzen Mannes war gebrochen; er fragte sich seufzend: „Bin ich denn noch Uriel Acosta, der Vertraute des Plato und Sokrates?" Er zitterte krampfhaft, denn er hörte, wie unten sein Name in den Koth der Gasse geschleift wurde. Er ergriff die Bücher, die auf seinem Tische lagen, und küßte sie weinend. Es schien ihm, als müßte er Abschied nehmen von Allem und die Geister der Weisen, mit denen er zu verkehren pflegte, versöhnen, da es nur noch an einem Haare hing, daß er sie Alle verrieth. Jochai zerschnitt dieses Haar, er hob den Willenlosen vom Sessel auf und führte den, der nicht mehr widerstand, hinaus unter die tobende Menge, durch die Straßen, deren Häuser von Zuschauern besezt waren, bis sie, nicht ohne Gefahr, gesteinigt zu werden, die Wohnung des Hohenpriesters erreicht hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland an den Stadtorganisten Knecht in Biberach.

Die Zeit, wo man zum Klavier Stanzen aus dem Oberon sang, liegt, obgleich kaum eine Generation, doch schon sehr weit rückwärts. Desto lieber wird sich das jetzige Geschlecht, das so gerne in die Vergangenheit und in die Zukunft blickt, sich einen Augenblick die geistigen Interessen seiner Väter und Mütter vergegenwärtigen. Der nachstehende Brief Wielands wird in seiner Vaterstadt aufbewahrt.

* * *

Weimar, 8ten August 1784.

Mein wertheſter Herr und Freund!

Ich erſtatte Ihnen meinen lebhafteſten Dank für die mitgetheilte Probe Ihrer Geſänge aus dem Oberon. *Sie* hat meinen ganzen Beifall; ich begreife nach dem Eindruck, den dieſe Kompoſition an meinem Forteviano auf mich gemacht, was der Vortrag derſelben von dem Meiſter ſelbſt auf Ihren jungen Mönch zu Schuſſenried wirken mußte; aber eben um dieſer Wirkung willen möchte ich, ſo ſchön dieſe Muſik iſt, beinahe wünſchen, daß ſie nicht in die zum Druck beſtimmte Sammlung Oberoniſcher Geſänge käme. Es kommt bei dergleichen Eindrücken ſo viel auf plus und minus an. Das Gemälde des Dichters von dieſer Scene *) war in dem Plan des Gedichtes nothwendig, und man kann es im Zuſammenhang auch in Gegenwart der unſchuldigſten Jungfrauen einer Geſellſchaft vorleſen. Aber wenn ich mir vorſtelle, daß der Eindruck der Worte durch einen ſo rührenden und zauberiſchen Geſang wenigſtens triplirt wird, und denke mir dann ein junges Mädchen, das dieſe Stanzen beim Klavier ſingt, und von einem jungen Herrn, dem ſie gefällt, und der juſt kein heiliger Robert von Arbriſſel iſt, mit der Violine dabei accompagnirt wird, dann, ich geſtehe es, wird mir angſt und bang über den Effekt, den unſere vereinigte Vertu auf die guten jungen Leutchen machen möchte. Doch vielleicht wird der Effekt durch das Vorhergehende und Nachfolgende ſo modificirt, daß

*) 16te und 17te Stanze des ſiebten Geſangs.

Digitized by Google

der Risico nicht so groß ist? Consultiren Sie selbst darüber mit Ihrem guten Genius, und thun Sie, was er Ihnen sagt. Wenn Sie sich entschließen können, das ganze Morceau von dee 10ten Stanze an bis zur 29sten inclusiv. zu komponiren, so glaube ich, daß der Effekt des Ganzen alsdann die Wirkung einiger einzelnen Stellen in das gehörige Gleichgewicht setzen wird, und daß wir es alsdann ohne Bedenken wagen können, es der vorhandenden Sammlung einzuverleiben. Bei den Morceaux, die ich Ihnen aus dem 9ten, 10ten und 11ten Gesang vorgeschlagen habe, ist nichts dergleichen zu besorgen, oder vielmehr werden sie unfehlbar die besten Eindrücke auf Seelen, die nicht ohne alles Gefühl sind, machen.

Aber, mein Bester — werden Sie mich nicht füe impertinent halten, daß ich es wage, meinen stärksten und gefühltesten Beifall mit ein paar Erinnerungen zu begleiten? Ich verstehe nicht einmal soviel von Ihrer göttlichen Kunst, daß ich für einen gelehrten Dilettanten passiren kann, geschweige für einen Kenner. Ich wage es also auch nur fuechtsam, Ihnen zu sagen, daß ich in beiden Stanzen den Schluß ein wenig verändert zu sehen wünschte. In beiden will mir die Wiederholung der Schlußzeilen — „die glühenden Lippen sangen mit heißem Durst den Thau dee Liebe auf“ und „krönt Amor ihren Bund“ — nicht recht gefallen. Meine Gründe wären leichter mündlich als schriftlich vorzutragen. Ihr feines Gefühl wird diesen Abgang leicht ersetzen. Es sind just die Stellen, deren Eindruck ich durch die Musik am wenigsten verstärkt wissen möchte; meinem Gefühle nach, ist der Ausdruck der Worte: mit heissem Duest, im 28. Takt zu heiß, auch gehört die Stimme einer Todi dazu, um diese fünf Noten im forzando schön und rein zu singen, und solche Stimmen dürfen wir in dem singenden Publico, für welches man doch eigentlich schreibt, nicht voraussetzen. Ich würde unmaßgeblich die Wiederholung weglassen, bei dem Worte auf, zu Anfang des 26. Takts, den Baß in A ausweichen lassen, und solchergestalt gleich mit dem 30. Takt fortfahren. Ebenso wünschte ich am Schluß der zweiten Stanze, bei den Worten: an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund, weniger Kolorirung, einen wenigee wollüstigen Ausdruck. Könnte dies nicht am besten erhalten werden, wenn nach den Worten „an Hymens Statt“ eine kleine Pause erfolgte, und dann das Uebrige so simpel und eecitativmässig als möglich, gleich als ob die Göttin der Scham plötzlich ihren Mantel darauf würfe, abgethan würde? Der Komponist muß, däucht mir, hier eben so zurückhaltend seyn, als der Dichter, und anstatt den Gesang sich in ein leises, wollüstiges Girren verlieren zu lassen, ihn lieber so zu sagen auf einmal ersticken.

Ueberhaupt, liebster Freund, möchte ich wünschen, daß dasjenige, was Sie in diesen 2 Stanzen in Absicht dee Kolorirung geleistet haben, das non plus ultra bei dieser Arbeit seyn möchte. Gesänge dieser Art können, um popular, und den gewöhnlichen Fähigkeiten angemessen zu seyn, fast nicht leicht und simpel genug seyn, und das Chromatische muß also nur sparsam, gleich einee starken Würze angebracht werden. Aus eben dem Grunde wünsche ich auch, daß Sie nach dem Beispiel des Kapellmeisters Schulz in Berlin und unseres Orpheus Gluck selbst, und in Rücksicht auf den gewöhulich ziemlich eingeschränkten Umfang der meisten Stimmen, die Töne über dem G, so viel ohne Nachtheil möglich ist, veemeiden, oder wenigstens von Modulationen innerhalb dee Töne F und C, wobei mehrere Worte auszusprechen sind, sich ganz enthalten möchten. Ich glaube oft bemerkt zu haben, daß die Chorden inneehalb A und F diejenigen sind, womit die Menschenstimme, wie sie gewöhnlich ist, den meisten Effekt auf das Herz macht. Von den Gabrieleu, Mara's und Todi's ist hier nicht die Rede, das sind Wunderkehlen, die alles mit uns machen, was sie wollen. Kurz, Sie verstehen mich und verzeihen mir auch, wie ich gewiß hoffe, die Freiheit, die — Apelles seinem Schuster so übel nahm.

Machen Sie mit meiner Anmeekung, was Ihnen wohlgefällt, ich unterwerfe sie gänzlich Ihrem Urtheil, und wünsche übrigens mit Ungeduld, daß diese Arbeit Reiz genug für Sie haben möge, um die besten Stunden, die Ihnen Ihr leidiger Beruf übrig läßt, darauf zu verwenden. Ich halte mich für gewiß, daß sie keine gemeine Sensation auf das Publikum machen wird. Inzwischen leben Sie wohl, und versichern sich dee wäemsten Hochachtung und Wohlmeinung Ihres ganz ergebensten Dieners und Freundes

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der französische wissenschaftliche Kongreß.

Wenn mehrere dasselbe thun, sagt ein lateinisches Sprichwort, so geschieht deßhalb doch nicht dasselbe. Dies bewährte sich denn auch wieder am Kongresse, nicht an dem Wiener noch Karlsbader, noch sonst einem ähnlichen, sondern am Kongresse zu Poitiers. Vor Kurzem wurde ein Cirkularschreiben eines Hrn. de la Fontenelle umhergegeben, welcher sich Secrétaire général du congrès scientifique de France nennt, und die Leute einladet, gegen den 7. September nach Poitiers zu kommen, 10 Franken zu erlegen, und dem wissenschaftlichen Kongresse beizuwohnen. Weit davon entfernt, daß er diese Einladung als etwas Neues ausgeben

sollte, gesteht er recht gern, daß man die jährlichen Zusammenkünfte deutscher Naturforscher und Aerzte habe nachahmen wollen, wie es bereits im vorigen Jahre zu Caen versucht worden ist. Dies hat man denn Congrès scientifique genannt, ohne sich weitee an die deutschen Zusammenkünfte zu halten. Hr. de la Fontenelle erzählt bereits, was alles auf dem Poitiersschen Kongreß verhandelt werden und geschehen wird, und da findet sich denn mancherlei, was eine deutsche Zusammenkunft von Gelehrten in den Gränzen des Bundesstaaten oder des Staatenbundes nimmermehr unternehmen würde. Der Generalsekretär belehrt uns nämlich, daß der Kongreß in 6 Abtheilungen zerfalle, und daß in der ersten, der naturwissenschaftlichen, folgende Fragen werden erörtert werden: Hat der Erdball eine allgemeine Ueberschwemmung erlitten oder nicht? welches sind, in geologischer Hinsicht, die Umstände und Resultate dieses Phänomens gewesen? was ist der Ursprung der Luftsteine? was ist die Ursache der trockenen Nebel? haben sie einigen Einfluß auf das thierische Leben und die Vegetation? und worin besteht derselbe? woher rührt die Verminderung, die man seit ungefähr 20 Jahren in der Anzahl der Quellen und in der von jeder gelieferten Wassermenge bemerkt? Ich denke, mit der Auflösung dieser Fragen wird die erste Abtheilung die 8 oder 10 Tage der Kongreßdauer genug zu thun haben. Der 2ten Abtheilung wird von dem viel verlangenden Generalsekretär nicht weniger Arbeit aufgebürdet. Sie soll im Fache des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels folgende Aufgaben zu lösen suchen: Welchen Einfluß hat die geologische Beschaffenheit des Bodens auf die größere oder mindere Feuchtbarkeit des Getreides und auf den darauf verwendeten Dünger? welches wäre für den Ackerbau das zweckmäßigste Pachtsystem? welche Folgen hat die Besteuerung des Salzes auf den Gebrauch dieser Substanz entweder als Düngee oder als Nahrungsmittel des Viehes? was ist das wohlfeilste und zweckmäßigste Mittel, Korn mehrere Jahre lang vor Verderbnis zu schützen? In wiefern ist der dem neuen Ackerbauverfahren in Betreff der künstlichen Wiesen gemachte Vorwurf gegründet, daß dadurch die Menge und Eigenschaft des Korns vermindert werde? Welche Mittel hätte man wohl, um zum Vortheil des Handels und Ackerbaues die Rente der Kapitalien herabzusetzen? Die ärztliche Abtheilung wird um Folgendes befragt werden: Was ist der jetzige Zustand der Wissenschaft hinsichtlich des thierischen Magnetismus und der Phrenologie? darf man Verletzungen der Verrichtungen ohne organische Verletzungen voraussetzen? welchen Sinn soll man den Ausdrücken faule Fieber, bösartige Fieber beilegen? kann man immer die Wirkung der Heilmittel auf das thierische Leben erklären? Während nun die Aerzte mit diesen wichtigen Fragen beschäftigt seyn werden, sollen sich die Archäologen und Historiker mit Lösung folgende Zweifel abgeben: Um welche Zeit und in welchem Lande ist der Spitzbogen entstanden? Zu welcher Zeit hat er angefangen in den verschiedenen Provinzen Frankreichs und in den Nachbarländern vorzuherrschen? Welche Veränderungen hat die Beerdigung der Todten im gesammten Umfange des Königreichs seit der Niederlassung der Franken bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts erlitten? Welche Quelle hat die irrthümlicherweise einigen Familien (wahrscheinlich im Poitou) gemachte Beschuldigung, als ob sie sich mit Hexerei und Weissagung abgäben? Was war der Zustand der Literatur in Aquitanien am Ende des 4ten Jahrhunderts, an und für sich, und im Vergleich mit dem Zustande anderer Provinzen zur nämlichen Zeit? Welches wären wohl die geeignetsten Mittel, um zur Entdeckung aller keltischen und römischen Denkmäler ohne Ausnahme, die sich auf Frankreichs Boden vorfinden, zu gelangen? Die fünfte Abtheilung für Literatur und Kunst soll Folgendes beantworten: Was ist heutzutage die beste Lehrmethode hinsichtlich des Geschichtfaches? Worin besteht der Einfluß der deutschen Gesetzgebung (?) auf die französische Literatur? Welche Art von monumentaler Baukunst eignet sich am besten für unser Klima, unsere Kultur und unsere Sitten? Welches ist im Interesse der Dramatik die beste Einrichtungs- und Verwaltungsweise der Theater?

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Beschluß.)

Der Eberhardsche Garten.

Für die müssige Dienerschaft so vieler hier nahe gelegenen hochadligen und diplomatischen Hotels ist der Eberhard'sche Garten ein wahrhaft erwünschter Zufluchtsort; denn unter allen Straßen Münchens war bisher die vornehme Brienner-Straße vielleicht die einzige, welche sie einen Tempel des heiligen Gambrinus, des Schutzpatrons aller Bierbrauer, Bierwirthe und Biertrinker, keinen Raum zu haben schien. Treten wie Abends in diesen Garten, wenn die unter Glaskugeln flammenden Kerzen Rembrand'sche Lichter über die mannichfaltigen Gruppen der Anwesenden streifen lassen, so können wir uns leicht nie etwas Phantasie in die glänzendste Abendassemblee hineinträumen. Reich gestickte Uniformen, bereifte Hüte mit wallenden Federbüschen blitzen und schimmern uns entgegen. Eine lebhafte französische Unterhaltung wird, begleitet von eben so lebhaften Gesten, hinüber und herüber geführt; in bescheidener Entfernung hört es sich an wie die Sprache diplomatischer Salons. Was brauchen wie auch zu wissen, daß jener schlanke schöne Mann, mit dem vielsagenden Gesichte, dem maetialischem Schnurrbart, der goldverbrämten Uniform und dem zierlichen Federbute der Leibjäger des —schen Gesandten ist, der heute Abend zur Abwechslung das Eberhaedsche Bier dem Sillery seiner Heresschaft vorzieht? Könnte jenee junge Mann mit den feinen, vornehmen Zügen, der sich duech die glänzende, modern geordnete Wäsche, den eleganten Frack, dessen buntscheckigtee Besatz bei dee abendlichen Beleuchtung nicht zu sehen ist und den zierlichen Escarpin auszeichnet, nicht ein angehender junger Diplomat seyn? Was kümmert's uns, daß er sich bei dem eben verhallenden tezten Schlag der neunten Abendstunde eilends und ängstlich entfernt, um rasch anzuspannen, weil die Oper bald zu Ende geht und die gnädige Herrschaft nach Hause fahren will; — könnte diese ängstliche Eile nicht eben so gut einee citissime abzusendenden, höchst wichtigen diplomatischen Depesche gelten? Daß es hier indeß nicht an andern Staffagen, an naiven Riegelhäubchen, zärtlichen Mamas, amicirten Staatsdienern, jungen Elegants und andeen Sineturisten fehle, die den bleichen Mondschein im Eberhard'schen Gaeten bedeutungsvoller als anderswo finden wollen, versteht sich von selbst; denn in München occupirt nie eine einzige Klasse dee Gesellschaft allein für sich einen öffentlichen Vergnügungsort.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Oktober 1834.

Wenn ich je der Höflichkeit vergesse, Sennor, so nennt mich keinen Spanier mehr.

Lesage.

Das gesellige Leben der Spanier.

Nach Kapitän Cook.

Eine der interessantesten neuern Schriften über Spanien ist die des englischen Kapitäns Cook, besonders darum, weil darin die Zustände dieses vielverkannten, reich begabten Volks vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet werden, ohne religiöses und politisches Vorurtheil. Wir theilen aus diesen Skizzen, von denen nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird, die folgende Charakteristik des Volks mit.

* * *

In Spanien hört man ziemlich allgemein sowohl von den Schriftstellern als in Gesellschaft darüber Klagen erheben, daß sie von den verschiedenen Fremden, welche ihr Land bereisten und davon Beschreibungen entwarfen, zumal in dem, was Sitten und Charakter des Volks betrifft, mißverstanden und irrig dargestellt worden seyen. Die Schnelligkeit, womit fast Alle, die über Spanien geschrieben haben, das Land bereisten, entschuldigt zur Genüge viele Mißverständnisse und irrige Urtheile, die in der Eile gebildet und auf vorgefaßte Theorien bezogen wurden. Die Leichtigkeit, womit man jetzt reist, vermehrt dieses Uebel noch, ohne die Masse der Kenntnisse zu vergrößern. Wie kann der Aufenthalt von drei oder vier Tagen in einer Posada oder einem öffentlichen Gasthause einen Reisenden in Stand setzen, über die Moralität der Bewohner einer großen Stadt ein Urtheil zu fällen?

So wie man nur einmal bei den Spaniern eingeführt ist, kann Niemand in seinem Benehmen gegen Freunde und Bekannte offener und rückhaltsloser seyn als sie. Freilich haben in der gegenwärtigen Periode die Unglücksfälle der Zeit, die Verschiedenheit der politischen Meinungen und die Eifersucht der Regierung gemeinschaftlich beigetragen, die allgemeine Geselligkeit fast in ganz Spanien zu zerstören. In vielen Hauptstädten, selbst in Andalusien, wo die Einwohner die geselligsten Menschen von der Welt sind, gibt es keine einzige Tertulia oder gesellige Zusammenkunft, wo Fremde leichten Zutritt fänden. Indessen ist dieses nur ein kleines Uebel, das besonders die flüchtigen Reisenden oder jene trifft, welche zufrieden sind, dieselben Manieren und Sitten, die im übrigen Europa herrschen, hier wieder zu sehen, da es hier Tagesmode ist, alles ächt Nationelle zu verwischen und sich so viel als möglich den allgemeinen konventionellen Regeln zu bequemen. An diesen Orten kann man die wahren Volkssitten nicht studiren. Man muß dem Volke in sein

Digitized by Google

Privatleben folgen und es in dem Innern der Häuser und im Familienkreise beobachten. Dies kann nur dadurch geschehen, daß man unter ihm lebt und seinen guten Willen befördert, wodurch man, vom Prinzen bis zum Bettler herab, alles vermag, so wie ohne denselben nichts. In den geselligen Verhältnissen des Lebens, in der Erfüllung ihrer Pflichten als Menschen, Christen und Glieder eines civilisirten Staates werden sie von keinem Volke der Erde übertroffen. Durch ihre häuslichen Gewohnheiten unterscheiden sich die Spanier von den übrigen Nationen des südlichen Europas auf eine eigenthümliche Weise. Kein Volk ist in allen seinen Gewohnheiten, Neigungen und seinem Geschmacke so ganz und gar häuslich, als die Spanier; in dieser Beziehung gleichen sie den Engländern vollkommen. Der ganze Charakter des Volkes und der Gesellschaft hängt damit enge zusammen, und alle Erscheinungen in der Lage Spaniens finden hierin ihre Erklärung. In dieser Beziehung waltet durch das ganze Land kaum irgend ein Unterschied ob. Die Art, wie man Fremden die Honneurs des Hauses macht, ist ganz eigenthümlich. Die wenigen Plätze, wo mit Fremden ein beständiger Verkehr herrscht, ausgenommen, überträgt ein Spanier selten dieses Amt Andern; er verrichtet es in der Regel selbst auf eine von dem, was im übrigen Europa üblich ist, ganz abweichende Weise. Die Regeln sind so einfach und der ächten Höflichkeit angemessen, daß es unbegreiflich ist, wie sie vielen Fremden so ganz entgehen konnten, welche deßhalb die lächerlichsten Mißgriffe begingen und sich jenes in Spanien furchtbare Anathema: sin educacion oder no tiene educacion, zuzogen. Es ist nicht gebräuchlich, bedeckten Kopfes ein Haus zu betreten, noch ohne den höflichen, ersten Gruß, der jeden Besucher erwartet, was auch immer seine Angelegenheit seyn mag, zu erwidern; eben so wenig schickt es sich, den Rücken zu kehren, oder selbst in einem öffentlichen Gastzimmer, wo man sich gegenseitig nicht kennt, irgend Einem den Rücken zu zeigen. Wenn der Fremde das Haus verläßt, so wird er bis zur Thüre, und häufig noch weiter begleitet, und er muß sich langsam und ehrerbietig, nicht hastig zurückziehen, vor allem eingedenk, daß der Hausherr seinen Blick auf ihn geheftet hat und bereit ist, da, wo der Gast aus seinen Augen verschwindet, eine lezte Verbeugung zu machen. Alles dieses geschieht auf eine ernste Weise, ohne alle Absicht, theatralischen Effekt machen zu wollen, wie es in einigen Ländern der Fall ist. Die bezaubernde Weise, womit diese Pflicht der Gastfreundschaft geübt wird, hat mich öfters bewogen, Einladungen in Häusern anzunehmen, wo ich im Voraus nichts von Interesse zu finden hoffte, bloß in der Absicht, die unnachahmliche Grazie, mit welcher die Hausherrn jederzeit ihre Gäste selbst bei einem augenblicklichen Besuche empfangen, zu beobachten. Dieselbe Herzlichkeit zeichnet den Empfang von Fremden in jenen Gegenden aus, wo es Sitte ist, in den Häusern derjenigen Personen, an die man empfohlen worden, zu wohnen. Ich will ein Beispiel davon geben, in welchem ernsten Lichte man die Verbindlichkeit der Gastfreundschaft in Spanien ansieht. Eine sehr achtungswürdige Familie von meiner Bekanntschaft gehörte der liberalen Partei an. Zur Zeit der lezten Invasion hatte der älteste Sohn die Waffen ergriffen und befand sich mit Mina in Catalonien, als die Franzosen einzogen. Er wurde verwundet, zum Gefangenen gemacht und nach Frankreich abgeführt. Eben als die Familie diese Nachricht erhielt, rückte die Armee des Herzogs von Angoulême in die Stadt ein, wo sie lebte. Ein französischer Offizier stellte sich ihr mit einem Empfehlungsbriefe vor. Wäre dies in Frankreich oder irgendwo sonst geschehen, so ist klar, welche Aufnahme er gefunden hätte. Hier überwand das Gefühl der Höflichkeit jede andere Betrachtung, und die Frau des Hauses sagte: „als eine uns empfohlene Person freuen wir uns, Sie zu sehen; als ein Franzose können wir Ihnen nicht dieses Kompliment machen.“ Dieses ist die gewöhnliche Sitte des Landes, aber es ist nöthig, bevor man auf gleichem Fuße mit ihnen lebt, sie kennen zu lernen.

Die besten spanischen Sitten sind jene glückliche Mischung von Biederkeit und Offenheit mit gehöriger Vorsicht und Zurückhaltung, von Ernst und Würde mit heiterer Laune, welche sich auf die vollendetste Philanthropie und Achtung für Andere wie für sich selbst gründet, und worin wahrscheinlich die Vollkommenheit menschlicher Sitten besteht. So sind hier so rein, daß man die geringste fremde Beimischung sogleich wahrnimmt, und unter zahllosen Fällen, die ich kennen lernte, sah ich keinen einzigen, wo Männer oder Frauen durch ihren Aufenthalt in der Fremde gewonnen hätten, obwohl Viele, ohne ihre Nationalsitten zu verändern oder zu verschlechtern, das Ausland besucht haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsezung.)

Uriel befand sich in einem finstern, kerkerähnlichen Gemach. Jochai hatte ihn mit der Versicherung verlassen, daß er Judith gewinnen und Alles daran setzen werde, daß ihm die Synagoge eine gelinde Strafe zuerkennen solle. Uriel rechnete auf beides; denn es schien

Digitized by Google

ihm immer mehr, als wenn Jochai sein Schicksal in Händen hätte. Er war allein. Welch entsetzliche Demüthigung hatte er erfahren! Durch die volkreichsten Straßen Amsterdams war er wie ein Verbrecher gezogen, von den Schmähungen und Steinwürfen des jüdischen Pöbels verfolgt, den Christen ein Anblick, den sie theilnahmlos ertrugen oder der gar ihren Spott herausgefordert hatte. Hier rief man ihm nach: Abtrünniger! Christ! dort: Gottesleugner! Heide! Philosoph! Aber was stand ihm noch bevor? Von der Rache der Priester war jezt Alles zu erwarten. Er fluchte seinem Vetter, der sich seines ohnmächtigen Willens bemächtigt und ihn hieher geführt hatte; er lief wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab, stieß seinen Kopf an die Wände und schlug an die Thür, welche man hinter ihm verschlossen hatte. Dann zwang ihn die Ermattung, zur Besinnung zurückzukehren. Er sank auf ein Bett nieder, das im Zimmer stand, und verlor sich in einen dumpfen, träumenden Zustand. Seine Phantasie wurde wach: er gaukelte sich die entsetzlichsten Gedanken vor, sah sich wie den gemeinsten Verbrecher behandelt, sah seinen Vetter, selbst Judith dabei thätig, seine Sinne verließen ihn, denn nichts hatte mehr Mitleiden mit ihm, außer zulezt der Schlaf, der seine fieberhaften Vorstellungen auflöste und ihn in eine kurze Ruhe wiegte.

Ein Bote der Synagoge führte Uriel am Morgen in das Versammlungszimmer der Priester, wo er seinen so oft bereuten Widerruf abgegeben hatte. Er fand seine Richter schon versammelt und erstaunte, als man ihn fragte, warum er sich hieher begeben habe. Er selber wußte nicht, wie dies gekommen, und fragte: „Bin ich nicht auf Euern Befehl hier?“ Der Vorsitzer gab diese Frage zurück und sagte: „Was sollte uns treiben, Dich in unsere Nähe zu führen? Unser Fluch hätte Dich überall getroffen, wo Du auch wandeltest.“ — „Aber ich bin hier,“ entgegnete Uriel, „um Euern schon ausgestreckten Arm zurückzuhalten. Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich angehört habt!“ — „Was sollen wir Dich anhören?“ sprach der Oberrabbi;“ Du hast Dich selbst verdammt in Schrift, in Gespräch und That: hier ist Alles reif, und der Sonnenschein, der Deine Verbrechen zeitigte, läßt sich nicht zurücknehmen, es sey denn, daß Du freiwillig Dich der Kirchenbuße unterwürfest.“ — „Deßhalb bin ich hier,“ antwortete Uriel; „ich will Frieden mit Euch, mich verlangt nicht nach der Unruhe, welche Eure Verfolgung über mich, meine Familie und meine ganze Zukunft bringt. Beschleunigt deßhalb Euern Beschluß und gebt mich bald wieder aus Eurer Gewalt!“ Uriel brachte aus dem Murmeln, das jezt durch die Versammlung lief, keinen verständlichen Sinn heraus, bis ihm der Vorsitzer erklärte, daß ihm der Bescheid zur gehörigen Zeit würde bekannt gemacht werden. Uriel bat noch einmal, Alles in Kürze zu beenden, und wurde auf sein Zimmer wieder zurückgeführt.

Jezt verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß Uriel etwas von seinem Schicksal erfuhr. Man brachte ihm Speise und Trank, doch seine Fragen beantworteten die Wächter nur mit ausweichenden Reden. Seine Ungeduld wuchs, wie seine Kraft abnahm. Sein Angesicht verfiel, die Augen vertieften sich, seine ganze Gestalt sank zusammen. Auch die Lebhaftigkeit seines Geistes verschwand, seine Einbildungskraft stumpfte sich ab; denn was kann vernichtender wirken, als zu einer Demüthigung nicht die Zeit erwarten können! Ein Wahn reihte sich an den andern: Uriel gab seine Hoffnung auf und gerieth auf den Gedanken, daß man ihn gänzlich der Welt entziehen wolle. Aller Mittel beraubt, einen solchen Plan zu hintertreiben, machte er sich auch mit ihm vertraut und ergab sich einer vollkommenen Resignation. Wenn man dies Mittel gewählt hatte, um seinen stolzen Sinn gänzlich zu vernichten, so war es vortrefflich gelungen. Uriel träumte sein monotones Daseyn von einem Tage zum andern fort, seine einzige Folter war die Zeit, an die schwindenden Minuten hatte er sich gleichsam angeschmiedet; diese schleppten ihn langsam mit sich fort und übergaben ihn von einer Stunde, die ihn folterte, an die andere. Zulezt gewöhnte er sich auch an das Vorrücken der Zeit und stellte an Geist und Leib ein beklagenswerthes Bild der Vernichtung dar.

So mochten einige Monate vergangen seyn, als sich eines Tags Uriels Gefängniß zu einer ungewöhnlichen Stunde öffnete. Obschon es heller Tag war, so fiel ihm doch das Licht von zahllosen Kerzen entgegen, welche von Priestern getragen wurden, die den Gang besezt hielten. Man trat Uriel selbst an und erklärte ihm, daß der Augenblick seiner Buße jezt gekommen sey. Dieser schwieg: den Männern wegen seines langen Gefängnisses Vorwürfe zu machen, hinderte ihn seine Muthlosigkeit und die Erwartung dessen, was sich jezt begeben mußte. Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Bußkleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze und winkte ihm, jezt in diesem demüthigenden Aufzuge ihnen zu folgen. Uriel ließ mit sich Alles geschehen. Der Gedanke, bald von dieser Pein erlöst zu werden, bemächtigte sich seiner, und er hoffte nach einer kurzen Plage beim Ziele seiner Wünsche zu seyn. Diese Berechnung, wie sehr ihr die Hinfälligkeit seines Geistes und Körpers zu widersprechen schien, erhob ihn doch wieder und flößte ihm soviel Kraft des Bewußtseyns ein, als er vielleicht gewünscht hätte, bei den nachfolgenden Scenen nicht zu besitzen; denn schon als er in die Synagoge trat, erschrack er, sie über und über mit Menschen angefüllt zu sehen. Alles war zusammengekommen, um Zeuge dieses seltenen Schauspiels zu werden.

Digitized by Google

Die Priester hatten Mühe, durch die drängende Versammlung einen Weg zu bahnen; Alle wollten dem Opfer des Tages nahe seyn und sich an den Mienen eines Verbrechers weiden, von dem sie sich freilich rühmen konnten, daß sie es ihm niemals nachthun würden. Aber auch das Mitleid wollte ihm in der Nähe bleiben, um ihm Muth zuzusprechen: Alles gleich widerlich für Uriel, den Scham und Verzweiflung schon zu umkreisen anfingen. Er vermochte es nicht, wie er wollte, dreist sein Auge zu erheben und über die Menge wegzusehen; der Kontrast seines elenden Aufzuges überfiel ihn zu mächtig, und auf's Elendeste gedemüthigt, schritt er den Priestern nach, welche ihm Raum machten, daß er unter der Menge sicher seinen Fuß setzen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Der französische wissenschaftliche Kongreß.

In der sechsten Abtheilung sollen die Herrn Gesetzgeber, Staatsverwalter u. s. w. folgende Schwierigkeiten zu lösen haben: Worin bestehen die Vor- und Nachtheile der polizeilichen Festsetzung der Preise des Brodes und Fleisches, wie sie in den Städten statt zu haben pflegt? Was sind wohl die besten Verordnungen in Betreff der Landwege (chemins vicinaux)? Worin bestehen die Vor- und Nachtheile der Verwendung der Truppen zu öffentlichen Arbeiten, besonders zum Anlegen der Landstraßen? Darf man, bei dem jetzigen sittlichen Zustande der Gesellschaft, die in der englischen Gesetzgebung nicht zulässige Legitimation der Kinder durch nachfolgende Heirath beibehalten? Dürfen die zu weniger als einem Verhaftjahre Verurtheilten dem Pönitentiarsysteme unterworfen werden? wo nicht, hat die kurze Haft mehr Vortheile als Gefahr? Welche Folgen hat die an mehrern Orten erfolgte Abschaffung der am Eingange der Findelhäuser befindlichen Rollen (tours) zum Empfange der Findelkinder gehabt? In wiefern ist die von der deutschen Philosophie seit Leibnitz bis zu unsern Zeiten genommene Richtung dem Fortschreiten des menschlichen Geistes günstig gewesen? — Ein Inquisit, welchem der Richter eine Menge von Fragen über sein Vergehen vorlegte, meinte, der Herr Richter sey doch allzu neugierig. Ich fürchte, manche werden finden, der Generalsekretär des congrès scientifique de France besitze ebenfalls eine übergroße Dosis Neugierde. Sollen die Herrn Gelehrten, welche sich ganz unbefangen nach Poitiers begeben, nicht eher wieder von dannen gehen, als bis sie über alle diese Aufgaben einig geworden sind, so steht zu befürchten, daß sie im folgenden Jahre um diese Zeit noch in Poitiers sitzen werden. Bringen sie aber die Auflösung aller jener Fragen mit nach Hause, so sollte man sie wahrlich mit Lorbeern krönen, und sie mit klingendem Spiele in ihre Heimath geleiten; denn sie hätten dann mehr geleistet, als alle politischen und wissenschaftlichen Kongresse der vergangenen Zeit. Ich fürchte aber, die Herren werden wieder heimkommen, wie sie hingegangen sind, wofern ihnen die Erörterung einiger dieser Aufgaben nicht eine Menge von Vorurtheilen benimmt, was allerdings schon ein bedeutender Gewinn wäre. Wenn indessen das allzuviele Fragen vielleicht ein Hinderniß bei Lösung jeder einzelnen Frage ist, so muß man doch gestehen, daß das Erörtern wichtiger Fragen und Zweifel überhaupt der wahre Zweck der Kongresse und Gelehrtenvereine seyn sollte. Wozu dient es, daß hundert Gelehrte ihre Hefte mitbringen und sich einander durch Vorlesen ihrer Abhandlungen langweilen? Dazu bedarf es wahrlich keines Reisens und keiner Kongresse. Es giebt der langweiligen Abhandlungen in den Zeitschriften genug. Aber sich über wichtige, noch manchen Zweifeln ausgesetzte Vorwürfe zu besprechen und gegenseitig aufzuklären, das ist eben der Vortheil der Gelehrtenvereine, und hierin giebt der französische Kongreß den deutschen Vereinen ein gutes Beispiel. Man lasse die Vorlesungen auf dem Katheder der Universität, und schicke sich an, mit den zusammengekommenen Gelehrten irgend ein nützliches Thema mündlich abzuhandeln. Uebrigens wird man schon bemerkt haben, daß sich der französische Kongreß über manches verbreitet, was der menschlichen Gesellschaft Noth thut, und sie näher angeht, als die Frage, ob eine allgemeine Ueberschwemmung jemals den Erdboden unter Wasser gesetzt habe. Das ist ein durch die Julirevolution im Jahr 1830 errungener Vortheil, daß so manches auf das Wohl des Staates Bezügliche jetzt öffentlich und frei verhandelt wird, und daß Jeder berufen ist, seine Gedanken zum allgemeinen Besten preiszugeben. Was hilft alles gelehrte Reden und Schreiben, wenn die Gelehrten nicht über alles schreiben und öffentlich reden dürfen, was das gesellschaftliche Wohl betrifft!

Dg.

Auflösung der Räthsel in Nr. 244:

Die Stirne.

Räthsel.

Was ist das Ding, stets fein und zart,
Was ist die Masse, stark und dicht,
Bald dunkel, bald von goldnem Licht,
Rauh und geschmeidig, weich und hart?

Was an ihm hängt, schwebt in Gefahr,
Es reißt so leicht; doch zentnerschwer
Trug es schon oft: denkt an die Mähr
Vom Königssohn, der treulos war.

Hier steif, ein Pfeilenwald, es steht,
Dort krümmt sich's wie der Schnecke Haus;
Bald starrt es wie des Chaos Graus,
Bald prangt es wie ein Blumenbeet.

Hier wird sein Schmuck mit Schmerz entbehrt,
Dort sieht man es mit Schreck erstehn;
Bald läßt man seine Wimpel wehn,
Bald tilgt man es mit scharfem Schwert.

E. B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 37.

Sonnabend, 18. Oktober 1834.

[486] **Ludwig Uhland's Gedichte,**
8te vermehrte Auflage.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Ludwig Uhland.

8te vermehrte Auflage, mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdruckes.

8. Velinpapier; sauber broch. Preis wie früher.

Die immer steigende Zahl der Auflagen, der Nachdruck selbst, der diese vermehrte Auflage nicht mehr treffen kann, Alles beweist, wie immer mehr und mehr im deutschen Vaterlande Uhland's Lieder Anklang finden, des edlen Sängers, der mit der alten Einfachheit des Liedes auch die alte schlichte Gesinnung, jene allweg beständige Ehrenhaftigkeit des Charakters und feste Vaterlandsliebe, ausspricht, vor deren ernster Mahnung alle Mißverständnisse einer in sich noch nicht geläuterten Zeit schwinden, wie vor dem Demantschild die Zauber der Armida.

Die Unterzeichnete, welche ihrerseits durch besseres Papier und durch die Beigabe eines wohlgetroffenen Bildnisses des Verfassers diese Ausgabe äußerlich empfehlenswerther zu machen sich bestrebte, glaubte gleichwohl den Preis nicht erhöhen zu sollen, damit den zahllosen Verehrern und Freunden des Dichters auch die Anschaffung dieser achten, so herrlich bereicherten Ausgabe nicht erschwert werde.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[539] **Goethe's und Uhland's Porträts.**

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind erschienen und können durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Bildniss,
in Stahl gestochen, auf chinesisch Papier in Quart.
Preis 1 fl.

Ludwig Uhland's Bildniss,
in Stahl gestochen, auf chinesisch Papier in Quart.
Preis 1 fl.

Diese wohlgetroffenen Porträts werden den vielen Freunden und Verehrern beider Dichter, sowie den Besitzern der frühern Auflagen von Uhland's Gedichten gewiß eine sehr willkommene Gabe seyn.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[510] **Neue Musikalien,**
welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind:

Adam, Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 28.) 27 kr.
Auber, Fav.-Marsch a. Gustav f. Pfte. (Recreat. Nr. 31.) 27 kr.
— — 11 Cesänge aus Le Serment mit Guitarre-Begl. Nr. 169 – 179. à 18, 27 u. 36 kr.
— — 20 Stücke a. Le Dieu et la Bayadère f. 2 Flöten arrg. Liv. 1 u. 2. jedes 2 fl.
Bender, 1stes Potpourri f. gr. Militär-Harmonien üb. Th. a. Herolds Zweikampf. 4 fl. 12 kr.
Boieldieu, Sohn, brill. Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 23.) 18 kr.
Breul, 12 2stimmige Lieder f. Schulen. Op. 35. 18 kr.
Delavigne, Mad., Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 22.) 27 kr.
Eyckens, Capricietto f. Pfte. üb. e. Tirolienne von Mad. Malibran. Op. 7. 36 kr.
Gide, Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 24.) 27 kr.
Herold, Le dernier Soupir f. Pfte. (Recreat. Nr. 30.) 18 kr.
— — Choix d'airs f. 1 Flöte a. d. Heilmittel. 24 kr.
— — Choix d'airs f. Flöte mit Guit.-Begl. a. demselben. 48 kr.
Herz, H., 2tes Concert f. Pfte. mit Orch.-Begl. Op. 74. 8 fl. 6 kr.
— — Dasselbe f. Pfte. mit Quart.-Begl. 4 fl. 48 kr.
— — Dasselbe f. Pfte. allein. 3 fl.
Kuffner, 12 Ragozi Galopps f. Pfte. jeder 8 kr.
Leborne, Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 25.) 27 kr.
Lobe, Die Fürstin von Grenada. gr. Zauber-Oper, vollst. Klavier-Auszug. 12 fl. 36 kr.
— — Ouverture daraus f. Pfte. 48 kr.
— — Dieselbe f. Pfte. vierhändig. 1 fl. 12 kr.
Moscova, Prinz von, Galopp f. Pfte (Recreat Nr. 26.) 18 kr.
Speisezettel, musikalischer Schwank für 6 Männerstimmen. 54 kr.
Troupenas, Galopp f. Pfte. (Recreat. Nr. 27.) 27 kr.
Walkiers, Fantas. f. Flöte mit Pfte.-Begl. üb. Th. a. dem Schwur. Op. 51. 2 fl.
— — Dieselbe f. Flöte mit Quart.-Begl. 1 fl. 48 kr.
— — Fant. f. Flöte mit Pfte.-Begl. üb. Th. a. d. Zweikampf. Op. 52. 2 fl.
— — Dieselbe f. Flöte mit Quart.-Begl. 1 fl. 48 kr.
— — Fant. f. Flöte mit Quart.-Begl. üb. Th. a. Gustav. Op. 53. 1 fl. 48 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei C. A. Zumsteeg zu haben.

---

[556] In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. K. F., Schulgrammatik der deutschen Sprache. gr. 8. Dritte neu bearbeitete Ausgabe. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Welchen Gewinn für das Sprachstudium überhaupt und für die Begründung eines wahrhaft bildenden Unterrichts in unserer deutschen Muttersprache insbesondere

Digitized by Google

die Forschungen Beckers gewährt haben, ist allen Sachkundigen zur Genüge bekannt. Drei starke Auflagen, die von der Schulgrammatik im Verlauf einiger Jahre nöthig wurden, liefern den Beweis, wie sehr der Werth der Becker'schen Methode auch für deren praktische Anwendung anerkannt wurde.

Die 2te Auflage folgte zu schnell auf die 1ste, so daß es damals dem Verfasser nicht möglich war, eine neu bearbeitete Ausgabe zu liefern. Dies ist aber bei der jetzt erscheinenden 3ten Auflage der Fall. Durch diese neue Bearbeitung hat dieses Lehrbuch noch mehr an Deutlichkeit und Zweckmäßigkeit zugenommen, und hoffen wir daher mit Recht, daß es den Herren Lehrern in seiner jetzigen Gestalt um so willkommener seyn werde.

Damit verbinden wir die wegen vielfacher Anfragen nöthige Anzeige, daß der Herr Verfasser gegenwärtig damit beschäftigt ist, die größere deutsche Sprachlehre, welche, als Handbuch für die Schulgrammatik zum eigentlichen Gebrauch für den Lehrer bestimmt, in 2 Bänden erscheinen wird, neu zu bearbeiten. Obgleich derselbe seiner überhäuften Geschäfte wegen nicht im Stande ist, diese Arbeit so rasch zu fördern, wie er es selbst wünscht, so hoffen wir doch, den 1sten Band dieses Werkes zur nächsten Ostermesse, den 2ten aber einige Monate später ausgeben zu können.

Der Organism der Sprache, wovon sich die Auflage gleichfalls vergriffen hat, wird unmittelbar darauf von ihm neu bearbeitet und erscheint später.

Ferner erschien bei uns neu:

Wachler, Dr. L., Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur, 1r Band, gr. 8. 2te berichtigte und vermehrte Auflage.

So allbekannt es ist, wie viel der eben so gelehrte als geistvolle Verfasser dieser Vorlesungen für die Literaturgeschichte überhaupt, und durch obiges Werk für die Geschichte unserer vaterländischen Literatur insbesondere geleistet hat, und in so hohem Ansehen seine Schriften bei allen Gebildeten stehen, so war doch in Bezug auf das gegenwärtige Buch der seitherige allzu hohe Preis desselben (3 Rthlr. 16 Gr. für 2 Bde.) eine Hinderniß für Manche, welche sich sonst gern dies klassische Werk angeschafft hätten. Wir haben uns daher bei dieser 2ten Auflage entschlossen, den Preis möglichst niedrig anzusetzen, so zwar, daß bis zum Erscheinen des 2ten stärkeren Bandes, welcher in Zeit von 2 Monaten nachgeliefert wird, ein Subscriptionspreis von 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. für beide Bände bestehen soll, wofür bis dahin jede Buchhandlung dies Buch zu liefern im Stande ist. Mit dem Erscheinen des 2ten Bandes erlischt aber dieser billige Subscriptionspreis und tritt dann der Ladenpreis von 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. für das Ganze ein. Beide Theile werden nicht getrennt.

Frankfurt a. M., den 1. Sept. 1831.

J. C. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[525] **Für Elementar- und Volksschullehrer.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. E. Th. Pistor, kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 3te Auflage. 8.

Auf mehrfache Anforderungen, nach dem Plane seines Lehrbuchs der Geographie für Gymnasien und höhere Bürgerschulen ein Elementarbuch auszuarbeiten, welches durch Kürze und Wohlfeilheit vorzüglich für das Bedürfniß der Volksschulen und der untersten Klassen in Gelehrtenschulen geeignet wäre, hat sich der geachtete Herr Verfasser zur Herausgabe dieses kurzen Lehrbuchs entschlossen. Die Anerkennung seiner Brauchbarkeit ist ihm auch nicht entgangen, indem schon nach zwei Jahren eine dritte Auflage nöthig wurde. Der Verleger hat seinerseits dies Büchlein möglichst gemeinnützig zu machen gesucht, indem er den Preis nur zu 4 gr. oder 18 kr. gesetzt hat und bei Einführung in Schulen auf 25 Exemplare 3, auf 50 Exemplare 8, auf 75 Exemplare 16, und auf 100 Exemplare 25 Freiexemplare gibt, welchen Vortheil auch jede andere Buchhandlung gewähren wird. — Für die Schulen des Großherzogthums Hessen und Herzogthums Nassau wird die ausführliche Beschreibung dieser Länder hinzugegeben. Als Anhang findet man die Beschreibung von Palästina, ausführlicher behandelt, abgedruckt.

Sackreuter, L. (evangel. Pfarrer zu Mannheim). Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen und anderen Lehranstalten. 4te verbesserte Auflage. 8. 4 Gr. oder 18 kr.

Bei Partieen von 25 Exemplaren werden 3, bei 50 8, bei 75 10 und bei 100 Exempl. 20 Freier. gegeben.

Die öfteren nothwendig gewordenen neuen Auflagen sind der sicherste Beweis für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieses Schulbuchs.

Darmstadt, im September 1831.

Carl Wilhelm Leske.

---

[173] In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiges
Handbuch für Reisende
durch die
gesammte Schweiz.

Nach den neuesten Ansichten und besten Quellen historisch, statistisch, topo- und ethnographisch bearbeitet durch Ad. v. Schaden.

Mit 11 Kupferstichen und 1 schönen Karte. gr. 8. eleg. kart. in Futteral 2 Rthlr. 16 gGr. od. 4 fl. 48 kr.

---

[557] In der Unterzeichneten ist zu haben und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Monographiae generis Polygoni prodromus auctore C. F. Meisner. Genev. 1826. 117 Seiten in 4. und 7 Kupfertafeln. Preis 2 fl. 45 kr.

Diese Schrift, welche zur Zeit ihres Erscheinens vollständig zu nennen war, und über deren wissenschaftlichen Werth die günstigsten Urtheile ausgesprochen wurden (z. B. in v. Schlechtendals Linnaea, Jahrg. 1827), enthält weit mehr, als ihr bescheidener Titel erwarten läßt, indem sie nicht bloß, nach Art der meisten unter ähnlicher Bezeichnung erschienenen Schriften, eine nackte, dürre Aufzählung und Diagnostik der Arten, sondern namentlich auch eine fleißige, umständliche, für allgemeine Botanik nicht unwichtige, organographische Darstellung der Gattung Polygonum, mit vielfältiger, vergleichender Berücksichtigung des Baues der übrigen Polygoneen-Gattungen, sowie auch schätzbare Untersuchungen und Angaben über die geographische Verbreitung, über den medizinischen und technischen Nutzen der Polygona u. s. w. darbietet. In Beziehung auf die systematische Bearbeitung der Arten gebührt dem Verf. insbesondere das Lob, den eigentlichen Werth der diagnostischen Merkmale zuerst

Digitized by Google

richtig gewürdigt, festgestellt und mit einer strengen, musterhaften Consequenz angewandt zu haben, indem er, was die einzige sichere, obgleich von den meisten Autoren vernachläßigte, Methode ist — bei jeder Art die nämlichen Theile angibt, und nicht bei der einen die Blüthen, bei der andern die Blätter u. s. w. beschreibt. Sowohl hiedurch einerseits, als auch andrerseits durch die Trennung der ziemlich artenreichen und schwierigen Gattung in eine Reihe von eben so natürlichen als scharf charakterisirten Gruppen (Sektionen) hat der Verf. einen hohen Grad von Klarheit und Ordnung über dieselbe verbreitet. Was endlich die vorliegende Schrift dem Botaniker unentbehrlich macht, ist der Umstand, daß sie von den vorzüglichsten Schriftstellern, welche seither irgend etwas über Polygona oder Polygoneen in Floren oder andern Schriften bekannt gemacht haben, benutzt oder selbst ihren Arbeiten zum Grunde gelegt worden (vgl. v. Schlechtendal in der Linnaea von 1828 und folg. Jahrg., — Duby bot. Gall. — Gaudin flor. Helv. etc.) und daß der Verf., von De Candolle dazu aufgefordert, die ganze Familie der Polygoneen für dessen Prodromus syst. nat. regni veget. zu bearbeiten unternommen hat, wobei er sich stets auf seine frühere Arbeit berufen wird, wie er dies auch bereits in seiner, im III. Bande der Plantae Asiat. rar. von Wallich 1832 erschienenen Synopsis Polygonearum Indiae orientalis gethan hat.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[487] Neue Auflage eines sehr geschätzten Werkes.

So eben ist bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bildergallerie
der
Heimweh-Kranken.
Ein Lesebuch für Leidende
von
U. von Salis dem Aelteren.

5 Bde. 3te Auflage. 8. 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

---

[411] Bei J. A. Mayer in Aachen erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Rheinische
Kinder-Bibliothek,
oder
moralische Erzählungen zur Veredlung des Herzens,
gesammelt
von einem katholischen Geistlichen.

Mit einer lithographischen Abbildung zu der Erzählung „der Kuchen".

16. eleg. geh. Preis 6 Gr. od. 27 kr.

So sehr es sich auch der Herausgeber angelegen seyn ließ, in den bisher erschienenen Bändchen stets das Passendste und für die Jugend am meisten Ansprechende herauszuheben, so dürfen wir aber dennoch behaupten, daß dieses dritte Bändchen die vorhergehenden weit übertreffe. Jede einzelne Erzählung desselben ist schön und kann ihren Zweck, das jugendliche Herz zu veredeln, nicht verfehlen; es wird die Jugend durch dieselben zur Arbeitsamkeit, zur Dankbarkeit, zum festen Vertrauen auf Gott, zur Zufriedenheit u. s. w. ermuntert und ihr Herz für edle Gesinnungen empfänglich gemacht. Unter den Erzählungen heben wir besonders hervor: „Das Rothkelchen," „Vergib und Vergiß," „die Orangen," „der Kuchen." Zu der lezten Erzählung gehört die sehr gelungene vorgestellte lithographische Abbildung, welche im Vordergrunde das in der Erzählung erwähnte Jägerhaus und im Hintergrunde die Burg des uns nahe gelegenen Wassenbergs vorstellt. Der äußerst geringe Preis von 6 Gr. für diese schöne Erzählungen gestattet es auch den unbemittelten Eltern, ihren Kindern damit eine große Freude zu machen.

---

[493] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Homöopathie und Herr Kopp.

Eine Kritik der Schrift des Lezteren über erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinalrath, Ritter Dr. Clarus

von

Dr. *L. W. Sachs*,
ord. Prof. der Medicin zu Königsberg.

gr. 8. 18 Bogen. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[503] In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Produktion und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen. 2te Auflage. gr. 8. 13 Bog. geh. 1 Rthlr.

Der Lord-Kanzler Brougham, als Verfasser, bezweckte durch die Herausgabe dieses Buches, die arbeitende Volksklasse in England über die Irrthümer aufzuklären, in denen sie befangen ist, indem sie sich zu Empörungen gegen das Maschinenwesen verleiten läßt. Die Reichhaltigkeit an Darstellungen aus den einzelnen Zweigen der englischen Industrie wird Lesern aus allen Klassen eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewähren.

Die Uebersetzung hat sich einer so guten Aufnahme zu erfreuen gehabt, daß eine neue Auflage schon jetzt nöthig geworden ist.

---

[168] In der Renger'schen Verlagsbandlung in Halle ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Eberhard, A. G., Hannchen und die Küchlein. 6te verbesserte Auflage. Mit Titelkupfer und Vignette. Velinpapier, gebunden mit Goldschnitt. Preis 1 Rthlr.

Derselbe, der erste Mensch und die Erde. 2te verbesserte Auflage. Mit Titelkupfer und Vignette. Velinpapier, gebunden mit Goldschnitt. Preis 1 Rthlr.

Tiedge's, C. A., Werke. Herausgegeben von A. G. Eberhard. 3te Auflage in gr. 12. 10 Bde. Mit dem Bildniß und Facsimile des Dichters. Preis auf weißem Druckp. 4 Rthlr. 12 gGr.

Auf Velinpapier	5	—	12 —
Das Bildniß mit Facsimile apart	4	—	

Digitized by Google

* Der 9te und 10te Band von Tiedge's Werken, für die Besitzer der früheren Auflagen in 16. gedruckt, ist auch apart unter dem Titel zu haben:

Wanderungen durch den Markt des Lebens. Zwei Bändchen. Preis 16 gGr.

---

[478] So eben ist bei uns erschienen und in allen soliden Buchhandlungen, in Stuttgart bei C. Hoffmann, zu haben:

Die Gräfin Ulfeld, oder die vier und zwanzig Königskinder, historischer Roman von Leopold Schefer. 2 Bände. 2¾ Thlr.

Den ersten historischen Roman des berühmten Novellisten übergeben wir um so zuversichtlicher seinem zahlreichen Publikum, als derselbe mit den anerkannten, allgemein geschätzten Vorzügen des originellen Dichters — Reichthum der Situationsmalerei, Lebhaftigkeit der Beschreibung, Gemüths- und Gedankentiefe — die Darstellung eines historischen Stoffes aus der dänischen Geschichte verbindet, der sowohl an sich vom höchsten Interesse, als auch für die Gegenwart Dänemarks bedeutsam und beziehungsreich ist.

* Berlin, Sept. 1834.

Veit u. Comp.

---

[508] **Homöopathie.**

So eben ist in Hanewald's Verlagshandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Homöopatik der gesunden Vernunft, sowie dem Staats- und Privatrechte gegenüber, in 2 Theilen gr. 8. 21 Bogen. geh. à 18 gGr. od. 1 fl. 12 kr. CM.

Trotz der vielen Schriften über diesen Gegenstand dürfte doch keine durch Zusammenstellung von Thatsachen und Belegen die Hauptsätze der neuen Lehre so unparteiisch geprüft haben, als vorstehende.

Ferner in demselben Verlage:

E. L. Bulwer's Pilger des Rheins. Prachtausgabe mit 9 Stahlstichen. 8. broch. Schreibpapier à 6 gGr. od. 24 kr. CM. engl. kart. in 1 Bde. 1 Rthlr. 18 gGr.

---

[511] **Der Freimüthige**

oder

Berliner Conversationsblatt,

redigirt von

W. Alexis (Dr. W. Häring).

XXXI. Jahrgang.

Die fortdauernde Theilnahme des Publikums an diesem von Kotzebue begonnenen, von Merkel, Dr. Kuhn und nach dessen Tode von W. Alexis (dem Verf. des Walladmor, Cabanis, Herbstreise durch Skandinavien. Schattenrisse aus Süddeutschland u. s. w.) fortgesezten Journal, beurkundet dessen Werth; die bedeutendsten Belletristen Deutschlands nehmen den thätigsten Antheil und unterstützen das Streben der Redaktion, dieses Journal als eines der geachtetsten in Deutschland zu erhalten; wie weit ihr dieses gelungen, zeigen die anerkennenden, selbst schmeichelhaften Beurtheilungen im Vaterlande, denen sich die geachtetsten französischen und englischen Blätter angeschlossen haben.

Allen Lesezirkeln, Ressourcen, überhaupt den Kreisen, wo wahre Bildung heimisch ist, dürfen wir mit Recht dieses Journal, welches Unterhaltung mit Belehrung zu vereinen sucht, und der Tagesgeschichte sowie der Correspondenz einen weiten Raum geöffnet hat, empfehlen.

Wöchentlich erscheinen 5 halbe Bogen in gr. 4. nebst literarisch-artistisch-musikalischem Anzeiger (welcher zu Erwiderungen, Ankündigungen u. s. w. offen steht). Der Preis für den Jahrgang ist 8 Thlr. Pr. Cour. od. 12 fl. CM. od. 14 fl. Rhein., wofür dieses Journal durch alle solide Buchhandlungen und resp. Postämter zu beziehen ist.

Den neu hinzutretenden Abonnenten überlassen wir den halben Jahrgang vom 1. Juli an für 1 *Thlr.* Pr. Cour., und das 4te Vierteljahr vom 1. *Oktober* an für 2 Thlr. Pr. Cour. od. 3 fl. CM., erbitten aber schleunigst die Bestellungen, da wir sonst die ersten Nummern nicht nachliefern könnten.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin

---

[538] Im Verlage von G. Braun in Karlsruhe ist Ende September 1834 erschienen:

Englische Bibliothek.

Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften in sorgfältig bearbeiteten Uebertragungen,

herausgegeben von

K. von Kreling.

1r Band in 6 Heften und 2r Band 1s und 2s *Heft.* Preis des Bandes von 6 Heften 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Dieser Zeitschrift, welche erst vor einem halben Jahre in's Leben trat und wovon monatlich ein Heft erscheint, ist seit dieser kurzen Zeit bereits die ehrenvollste Aufnahme zu Theil geworden; die Recensionen derselben in den besten Tagesblättern, sowie die dort entlehnten Artikel aus der E. B. entheben uns, etwas Weiteres darüber zu sagen; wir begnügen uns daher, den Inhalt des 1sten und 2ten Heftes vom 2ten Bande anzuzeigen und auch diesen Band der Theilnahme des belletristischen Publikums zu empfehlen. — 1) Die Gauchos, eine Erzählung. (Aus dem New Monthly Magazine 1834. Febr.) 2) Die Indianerkämpfer. (Aus The Token 1830.) 3) Der Halt der Karavanen. Persisches Lebensbild von James Baillie Fraser. (Aus dem Friendship's Offering.) 4) Agay, der Salzmann. Zeichnung aus dem wirklichen Leben in Westafrika von Mistreß Lee (Bowdich). Aus dem Friendship's Offering. 5) Die ersten Ansiedler am Ohio. Amerikanische Skizze vom John Galt. (Aus dem Friendship's Offering.)

---

[507] Bei G. Bethge in Berlin ist so eben erschienen:

D'Arlincourt, Vicomte, der Brauer-König. Historischer Roman des vierzehnten Jahrhunderts. Aus dem Französischen übersezt. 2 Bände. broch. 1½ Rthlr.

Vorstehender Roman des berühmten Verfassers ist mit zu den gelungensten und anziehendsten zu zählen und kann der gebildeten Lesewelt um so mehr empfohlen werden, da die Uebersetzung von sehr geübter Hand ausgeführt wurde.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Oktober 1834.

Alle, die mich hassen, raunen mit einander wider mich und denken Böses über mich. Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen: wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen. Auch mein Freund, dem ich mich vertraute, tritt mich unter die Füße.

Psalm. 41.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Am Hochaltare angelangt, blieb der Zug stehen. Uriel wurde bedeutet, die Erhöhung zu betreten. Hier stand er zuerst, allen sichtbar, allein, nur damit beschäftigt, wie er die Blicke der versammelten Menge, die ihn jezt alle gleichmäßig trafen, aufnehmen sollte. Er war aber unfähig, Trotz zu zeigen, sondern senkte die Augen vor Scham und dem überwältigenden Gefühle seiner Leiden nieder. Ein Priester trat zu ihm hinauf, übergab ihm eine Pergamentrolle, auf welcher die lange Reihe seiner Vergehungen verzeichnet stand; er sollte sie mit lauter Stimme ablesen und dies die erste Handlung seiner Buße seyn. Uriel hatte dies erwarten können, und ohne zu wissen, was die Rolle Alles enthielt, begann er sie mit gedämpftem, rührendem Tone vorzulesen. „Ich, Uriel Acosta," hieß es hier, „von Geburt ein Portugiese und Christ, bekenne öffentlich, daß ich, nachdem ich freiwillig zum Judenthum mich bekannt habe, alle meine Bestrebungen darauf richtete, die Göttlichkeit meines neuen Bekenntnisses anzutasten, seine vorzüglichsten Lehren in Zweifel zu ziehen und zu besonderer Gunst des Christenthums, das ich heimlich nicht abgeschworen hatte, den Dienst Jehovas zu untergraben. Zu dem Ende ergriff ich jede Gelegenheit, mit den Beamten der Synagoge anzubinden, sie in ihrem Wirkungskreise zu stören und sogar heilige Gebräuche in dem Augenblicke, wo sie verrichtet wurden, lächerlich zu machen. Meine Geisteskräfte, nur darauf gerichtet, versteckten Hinterhalt zu legen, Unbezweifeltes durch Trugschlüsse als unerweisbar hinzustellen, und da, wo die Kraft des Verstandes nicht ausreichte, durch Spott zum Ziele zu gelangen, benuzte ich hauptsächlich gegen die heiligen Schriften der alten und neuen Tradition. Ich ließ Erklärungen ausgehen, welche die jetzigen Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes als nicht im Einklang befindlich mit den alten heiligen Schriften nachweisen sollten, und lud soviel Zorn und Groll des Himmels auf mich, daß ich die Achterklärung, welche mich vor einem Jahre traf, nur als verdiente Strafe meiner Verbrechen ansehen muß. O hätte diese Strafe länger gedauert! doch die Unbequemlichkeit derselben wohl fühlend, entschloß ich mich, ein teuflisches Spiel zu treiben. Ich kehrte, noch in der ganzen Ausdünstung meines Fluches, zu den Vätern der Synagoge zurück und heuchelte Reue und Ergebenheit. Die Langmuth dieser Ehrwürdigen befreite mich vom Banne. Seitdem begann ich aber offener hervorzutreten. Wo es mir nur gelang, suchte ich die Lehre Jehovas in Mißachtung zu bringen, ich richtete mein Augenmerk auf alle, die etwa Lust tragen sollten,

Digitized by Google

sich ihr zuzuwenden, und redete ihnen von ihrem Vorhaben ab. Ich betrog den Himmel um zahllose Seelen. Aber meine Vermessenheit stieg noch höher. Ungeachtet ich alle meine frühern Vergehungen in höherm Grade wiederholte, hielt ich es nicht genug, gegen die Einrichtungen Jehovas zu streiten, sondern ich vergriff mich an ihm selbst. Ich zog das Daseyn einer göttlichen Gewalt in Zweifel, leugnete die Fortdauer der Seele und häufte auf Entsetzliches Entsetzlicheres. Doch jezt auf der höchsten Stufe der Verbrechen schwindelte mir, ich verlor meine Besinnung und stürzte elend zu Boden. Die Strafe Gottes hatte mich erreicht. Ich bekenne, daß ich seines Beistandes gänzlich für verlustig sollte erklärt werden, daß er durch einen martervollen Tod noch bei weitem keine angemessene Genugthuung an mir fände. Allein die heiligen Väter der Synagoge haben versprochen, für meine Seele Fürbitte einzulegen und mich durch eine vollständige Kirchenbuße der göttlichen Gnade auf's Neue zu empfehlen. So verhängt denn Alles über mich! Mich dürstet nach dem Lohne meiner Verbrechen!“ Uriel hatte schon bei den ersten Worten, wo gesagt wurde, daß er Christ war, innehalten wollen; denn hier sah er seines Vetters Verrätherei. Er stockte bald an einer andern Stelle, an einer dritten; aber die Priester zwangen ihn, weiter zu lesen; die lezten Worte waren kaum noch hörbar. Uriel wankte zurück, die Priester fingen ihn auf, nahmen ihm die Kerze aus der Hand und führten ihn in einen dunkeln Winkel des Tempels, wo er sein ferneres Schicksal erwarten sollte.

Die Versammlung stimmte inzwischen jenen Psalm an, den David sang, als Doeg, der Edomiter, kam und Saul ansagte, daß David in Ahimelechs Haus gekommen: „Was trotzest Du denn —“ Auf Uriel verfehlte aber dieser Fanatismus seine Wirkung. Die Ohnmacht seines Wesens war verschwunden. Das Blut flog siedend in seinen Adern auf und ab, er hätte mit lauter Stimme gegen diese Menschen losbrechen können, wenn ihn der Gesang nicht übertäubte. Was wollte man noch von ihm? Waren jene lügenhaften Worte keine hinreichende Demüthigung? Uriel glaubte seinen Vetter zu sehen, er drohte ihm mit beiden Fäusten. Er hatte sich getäuscht und knirschte vor Ingrimm. Wer hatte ihn in diese Lage versezt? wer die mildeste Strafe versprochen? Wer hatte seine Geburt, seine Meinung über den Tod an die Priester verrathen? Er warf sich zur Erde nieder und wand sich wie ein wildes Thier. Doch überwältigte der Gesang seine Wuth, er mußte sich an die Ermattung übergeben, und wartete jezt stumm auf Alles, was noch kommen würde.

Nachdem der Psalm zu Ende gesungen war, führten mehrere Diener der Synagoge den Büßenden aus dem Dunkel hervor, stellten ihn dicht vor den Hochaltar, banden ihn an eine Säule fest und entblößten seinen Leib. Ruthenstreiche fielen auf ihn herab, an der Zahl neun-und-dreißig. Uriel schrie nicht, sondern wehklagte nur leise; seine Seele litt fürchterlicher als der gemißhandelte Körper. Er fühlte schmerzlich, was alles an ihm beleidigt wurde, die Wissenschaft, die Vernunft, Sokrates, Christus. Er war gefaßt, Strafe zu leiden, er hätte den Tod nicht gescheut; aber diese Erniedrigung! Sein Schmerz übermannte ihn, Thränen stürzten aus seinen Augen; doch waren dies wieder neue Qualen für ihn: denn konnten sie nicht mit Thränen der Reue verwechselt werden? Seine Empfindung sprang bei diesem Gedanken plözlich wieder in Wuth über, er drohte mit seinen zerfleischten Armen, stieß zahllose Verwünschungen aus, bis ihn der Psalm übertönte, welchen David dichtete: „Jauchzet Gott, alle Lande!“

(Der Beschluß folgt.)

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsezung.)

Eine andere auffallende Eigenthümlichkeit zeigt sich darin, daß die unterrichtetsten Männer, die ich in dem Lande kennen lernte, nie dieses verlassen haben, und wenn man die Hülfsmittel, die ihnen zu Erwerbung ihrer Bildung zu Gebote stehen, erwägt, so muß man die Kenntnisse, die viele Einzelne besizen, ganz außerordentlich nennen. Die Männer von wissenschaftlicher Bildung in jedem Fache, welche ich kennen lernte, und die ich, was sehr häufig geschah, um Rath zu fragen Gelegenheit hatte, besaßen fast alle denselben unveränderlichen Charakter: die höchste Einfachheit, keine Anmaßung oder Quacksalberei, die größte Bereitwilligkeit, ihre Kenntnisse mitzutheilen, und nicht das leiseste Streben nach Geheimnißkrämerei, oder irgend ein Bemühen, ihren eigenen Geist oder den Anderer durch Theorien und verschrobene Gesichtspunkte irre zu führen. Ihre charakteristischen Züge sind ein starker, klarer, feiner Verstand und tiefe Beobachtungsgabe, die beste Grundlage für wissenschaftliche Bildung; die Achtung, womit diejenigen, welche Belehrung suchen, behandelt werden, und die Bereitwilligkeit, womit man ihren Wünschen entgegenkommt, geben den sichersten Beweis von der natürlichen Einsicht des Volkes. Unglücklicherweise stehen die meisten wissenschaftlich gebildeten Männer in Spanien in einem hohen Lebensalter, und von der lebenden Generation scheinen sich nur Wenige vorbereitet zu haben, ihre Stellen einzunehmen. Man muß hoffen, daß die Ursachen davon in der Zeit liegen, und daß es bald anders werden wird.

Digitized by Google

Die Gesetze der Etikette in Beziehung auf die Frauen sind sehr streng; durchaus in Allem aber wird der Wohlstand auf's Aengstlichste beobachtet. Ich hörte von einem Falle, wo eine Familie dem Vergnügen des Balles entsagte, obwohl sie sehr wünschte, ihm beizuwohnen, weil ein Brief von einem Verwandten, der während der Cholera in Paris lebte, ausblieb; sie erachteten dieses Benehmen für angemessen, obwohl sie keinen Grund hatten, ihn für krank zu halten. Die Heiterkeit, mit welcher alle Stände und Klassen Unglück und Entbehrungen aller Art und, was in Spanien so häufig ist, Verschlechterung der Vermögensumstände ertragen, geht über allen Glauben: nie hört man eine Klage. In dem Volke liegt eine angeborne Würde, welche sie davon zurückhält, und selbst bei dem Vertrauen der innigsten Freundschaft beobachten sie stets diese, vielleicht ihre einzige Zurückhaltung. In den Städten, wo gewiß Lasterhaftigkeit herrscht, wie es mit einer oder zwei wohlbekannten Städten der Fall ist, ist dieselbe doch durchaus nicht so allgemein, daß nicht Familien und ganze Cirkel mitten in dieser augenscheinlichen Verderbniß leben, ohne daß der Hauch der Verläumdung sie je berührte. Die Duldung, die man gegen Frauen zeigt, die sich verfehlten, ist eine Ursache der Irrthümer, welche in Beziehung auf die spanische Gesellschaft im Allgemeinen in Umlauf sind. Es mag nicht ganz wohlgethan seyn, allein es setzt auf Seiten der Andern nicht Lasterhaftigkeit voraus. Ungeachtet dieser Duldsamkeit, und ohne daß dabei Prätension stattfindet, wird von den Frauen, welche die Gesellschaft wirklich leiten und darauf Einfluß haben, über ihr eigenes Geschlecht eine sehr strenge Aufsicht geübt, und keine Frau, die sich Verirrungen zu Schulden kommen ließ, genießt derselben Rücksichten, wie jene von unbeflecktem Rufe. Dieses gilt von beiden Geschlechtern. Kein Mann hat wirklichen Einfluß oder Gewicht, wenn er nicht einen sittlichen Lebenswandel führt, und es ist dies ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit für Alle, welche auf irgend eine Weise in officiellen Stellungen sich befinden, oder welche öffentliche Gunst oder Unterstützung wünschen und mit der Gesellschaft überhaupt in Berührung stehen. Die ungemeine Freiheit im Sprechen, besonders über Gegenstände, auf welche die Frauen um ihrer selbst willen keine Anspielungen dulden sollten, hat gleichfalls vielen Irrthum veranlaßt. Diese Art der Conversation verdient großen Tadel, was den guten Geschmack betrifft, doch macht sie noch keine Lasterhaftigkeit aus; eben so wenig beweist eine artige und leichte Abweisung einer ungeeigneten Forderung, statt daß sie, wie in andern Ländern, das Gefühl des sittlichen Unwillens erwecken sollte, für die Verderbtheit des Individuums. Das Auge wird in Spanien nie, wie in den meisten übrigen Ländern, durch äußere Verletzung der Sittlichkeit in den Individuen, welche ihr Leben auf Kosten lasterhafter Gewohnheiten fristen, beleidigt. In der Hauptstadt wie in den Seehäfen ist natürlich, wie auch anderwärts, Ueberfluß an dergleichen; aber man kann an einem Abend in London zehnfach mehr Ekel einflößende Lasterhaftigkeit zur Schau gestellt sehen, als in ganz Spanien während eines langen Zeitraums. Das Unglück und die Armuth der Zeit nebst der Leidenschaft für den Luxus in Kleidung, der hauptsächlichsten Ursache weiblicher Ausschweifungen in ganz Europa, bringen ohne Zweifel auch in Spanien ihre Wirkungen hervor, und man könnte leicht Beispiele davon anführen; aber eben so leicht könnte man von dem edelsten und uneigennützigsten Widerstande gegen Versuchung Belege geben.

Was so eben in Beziehung auf die Stellung des weiblichen Geschlechts in Spanien bemerkt wurde, findet auch in der Beobachtung von dem gewöhnlichen gegenseitigen Betragen seine Bestätigung. In keinem Lande werden die Frauen mit mehr wahrer Achtung und Ehrerbietung, zugleich aber mit größerer Freiheit und Rückhaltslosigkeit behandelt, als hier. Solcher Grad von Achtung gesellt sich nie zu einer erschlafften Moral, und ist damit ganz unverträglich. Die jungen Leute von beiden Geschlechtern leben in den vertrauteren Cirkeln auf einem freien Fuße mit einander, mit dem feinsten Takte und der größten Zartheit, die sich nicht nur mit der Tugend vertragen, sondern mit schlimmen Gewohnheiten ganz unvereinbar sind. Diese unbegrenzte Vertraulichkeit setzt sich öfters bis in das spätere Leben fort, und es ist nichts Seltenes, mit Leuten zusammenzukommen, welche einander viele Jahre hindurch jeden Tag gesehen haben. Ist man einmal vertraut, so ist nichts angenehmer, als der Umgang mit einem ächten, wohlerzogenen Spanier. Cervantes hat einen Satz aufgestellt, welcher die ganze Lebensweise hinsichtlich des Benehmens regulirt: „Sin discrecion no hay gracia," indem er damit meinte, daß zwischen Zurückhaltung und Rückhaltslosigkeit eine Grenzlinie sey, die nicht überschritten werden dürfe. Eben die Kenntniß dieser Grenzlinie ist es, welche den Reiz und die Anmuth der Nationalsitten ausmacht. Im Allgemeinen, wie ich schon bemerkt habe, erzeigen sich sowohl Individuen, wie ganze Klassen, einander die größte Achtung; dieses sowohl, als die Achtung, die man sich selbst schuldig ist, macht die wahre Würde aus, wovon man hier mehr als in allen andern Ländern sieht, und welche dem Volke angeboren zu seyn scheint.

In keinem Lande ist die Macht der Gewohnheit so stark und tief eingewurzelt. Dies bildet einen der unverlöschlichen Züge, die sich von der alten Freiheit erhielten, indem die für das eigene Benehmen freiwillig

Digitized by Google

auferlegten Gesetze bei einem freien Volke weit mehr vermögen, als kaiserliche oder königliche Dekrete. An einem schwülen, heißen Sommertage sah man die Männer von Burgos, welche unter die alten (rancio) reinen Stämme von Spanien gehören, in schweren, schwarzen Mänteln spazieren gehen. Auf die Frage, warum sie ein so unpassendes Kostüm trügen, wurde die lakonische und bedeutungsvolle Antwort ertheilt: „aqui es costumbre“ (so ist es hier Sitte). Ich wohnte einer Stierhetze mitten im Winter bei, welche bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Königs gegeben wurde. Es herrschte bedeutende Kälte, und die Versammlung war sehr klein; ein heftiger Wind wehte gerade gegen den schattigen Ort (sombra), wo der Präsident saß. Er blieb aber die ganze Zeit über mit unbedecktem Haupte, und ohne Zweifel würde er eher sein Leben, was wirklich dabei Gefahr lief, geopfert haben, als von der alten Sitte, wonach er die Stelle des Königs vertrat, abgewichen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Konstitutionsfest. Luftfahrt.

Den Jahrestag der sächsischen Konstitution, den 4. d. M., bezeichnete ein Diner, den nur noch bis zu Ende künftigen Monats hier versammelten Ständen vom Könige in Pillnitz gegeben. Uebereinstimmenden Notizen nach, bot dieser Verein weit eher das anziehende, lebensvolle Gemälde eines aufserordentlich großen Familienzirkels, als den zurückschreckenden Schimmer steifer Festlichkeit dar. Die zahlreichen Theilnehmer aus allen Klassen betrachten die wahrhaft liebevolle Aufnahme, welche die Stellvertreter des Landes dort fanden, als einen Freudengenuß, der in ihrem Andenken nicht erlöschen wird, als eine Bürgschaft der erwünschten Zukunft, auf den Grundpfeilern gegenseitiger Herzlichkeit errichtet. Gegen Abend trugen Gondeln auf dem Elbstrom die fröhlichen Gäste, den Prinzen Johann an der Spitze, bis zum Fuße des, besonders auch seiner wunderschönen Aussicht halber vielbesuchten, vormals Finkbaterschen Weinbergs, wohin sie zum Abende von dem Präsidenten der ersten Kammer, von Gersdorf, geladen waren. Nach eingenommenem Mahle wurde ein von der hiesigen Artillerieschule gefertigtes prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Außer den dasselbe wegen des vielen Wasserfeuers auf der Elbe abwartenden Gästen, war der größte Theil der hier gangbaren Elbfahrzeuge mit Zuschauern angefüllt, dazu überzog das Ufer des Stromes weithin mit Menschen überhäuft. — Wie sehr auch unsere Landleute die der Landwirthschaft durch die neue Verfassung gewonnenen Vortheile zu schätzen wissen, bewies eine Versammlung großentheils junger Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen im Plauenschen Grunde, sämmtlich wohlgekleidet, die Jungfrauen mit bloßem, in Flechten aufgewundenem und mit allerlei Flittern geschmücktem Haar. Paarweise zogen sie feierlich, mit reichbekränzten Marschällen und Fahnenträgern, unter Anführung der Gemeinderichter und dem Vortritt eines starken Musikchors, aus dem Plauenschen Grunde nach dem diesem nahe liegenden ansehnlichen, sonst Reisewitzschen Garten. Auf den weißen, gründekanteten Fahnen waren zum Theil Ackerbaugeräthschaften und Aehren dargestellt. Die Inschrift einer der Fahnen enthielt die zum willkommensten Denkspruch gewordene Stelle aus einer Rede des Prinzen Friedrich August: „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen!“ Dieses Wort des hochverehrten Fürsten drang zur Zeit des Unfriedens und der Noth so tief und tröstend in das Herz des Volkes, daß noch jetzt jede seiner Hoffnungen von ihm genährt und erleuchtet wird. Auf einem im größten Raume des Gartens eingerichteten, gebielten Platze unter freiem Himmel begannen hierauf, nachdem der Durst unter lautausgesprochenen, wohlwollenden Trinksprüchen gestillt worden, die Paare einen festlichen Tanz. Mit Gravität anhebend, ging er allmählich in raschere Bewegung über, bis zuletzt Frohsinn und Lust die Oberhand behaupteten. Schaukeln, Ringelrennen und Verkaufsbuden mit allerlei Kram fehlten nicht. Die beiden folgenden Tage waren auch für das Fest berechnet; allein für Menschen, an Thätigkeit so gewöhnt, wie die Landleute hiesiger Gegend, überschritt diese Bestimmung offenbar die Grenzen, zumal in jetziger Jahreszeit, wo der Landmann von einer Menge Geschäfte in Anspruch genommen wird.

Die Luftschifffahrt gehört zu den vielen ungerathenen Kindern des 18ten Jahrhunderts, deren interessante Physiognomie die größten Erwartungen erregte, die aber unbegreiflicher Weise aus den Kinderschuhen gar nicht heraus wollen. Nachdem diese Spielerei einer im Verhältniß zu ihrem Nutzen sehr ansehnlichen Menschenzahl den Hals gekostet hatte, gerieth sie ziemlich in Vergessenheit, und eben hierdurch gewann die Sache den gefälligen Schein von etwas Neuem, als der in der Nähe dieser Stadt eine chemische Fabrik besitzende Professor Reichard durch Anschlagzettel eine Luftfahrt ankündigte. Die Aeltern im Publikum erinnerten sich der frühern Erfolge dieses Mannes in demselben Industriezweige. Ueberhaupt ist Professor Reichard durch seine schönen wissenschaftlichen, theoretischen und praktischen Kenntnisse so sehr empfohlen, daß sein Name das Gelingen des Unternehmens und die Willfährigkeit des Publikums zu dessen Unterstützung im Voraus zu verbürgen schien, und Nachmittags um drei Viertel auf sechs Uhr erhob sich wirklich der roth und weißgestreifte schöne Ball in Form einer ungeheuern Birne aus dem Zwinger, dem Platze der Füllung, in die klare, blaue Luft. Ganz Dresden war auf den Füßen; außer den zu bezahlenden Plätzen im Zwinger, auf deren ersten, den sogenannten Sperrsitzen, kein Unterkommen mehr zu finden war, erfüllten ganze Menschenmassen Straßen und Plätze. Vorzüglich waren auch die Kirchthürme und der Schloßthurm mit Zuschauern reich belebt. Ohne Zweifel wäre die Menge der zahlenden Zuschauer noch größer gewesen, hätte das Publikum gewußt, daß es nicht, wie es allgemein hieß, ein Engländer, sondern eine Dame sey, welche das Herz hatte, den Unternehmer in die luftige Region zu begleiten. Die Fahrt ging sehr gut von statten. Nach anderthalb Stunden etwa, bei beginnender Dämmerung, sank der Luftball in Pillnitz auf der Elbinsel nieder, so daß das Königshaus, welches hier bei seinem Aufsteigen zugegen gewesen war, seitdem nach seinem ländlichen Wohnsitze zurückgeeilt, auch Zeuge der glücklichen Wiederkehr der beiden Luftreisenden wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Oktober 1834.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich rebend brach,
Und der Schiffer kniet am Ufer,
Bis er leis sein Ave sprach.

Uhland, der Waller.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Im Auslande spricht man viel von dem Fanatismus und der Bigotterie der Spanier. Während meines Aufenthalts in Spanien, wo ich häufig Gelegenheit hatte, mit dem Volke Umgang zu pflegen, kam mir nie ein Beispiel, sey es bei der Geistlichkeit oder den Laien jedes Standes, weder von dem einen noch von der andern vor. Ich habe viele Fälle von ungeeignetem Benehmen auf Seite der Fremden, aber nicht im Geringsten auf jener der Eingebornen bemerkt. Der Geist des Jahrhunderts und der lebhaftere Verkehr mit Fremden mögen etwas zur Erweckung dieses Gefühls beigetragen haben, aber ich glaube, es war immer so. Was man für Unduldsamkeit genommen hat, ist wahrscheinlicher die Strenge der Sitte und die allen Ständen gemeinsame Pünktlichkeit, sich der herrschenden Etikette zu fügen. Die Antwort der Einwohner von Burgos kann als Wahlspruch des Landes dienen, und das „aqui es costumbre“ wird viele Erscheinungen erklären, welche man übereilt andern Motiven zugeschrieben hat. Es gibt einige Gebräuche, die noch jezt bestehen, und hinsichtlich deren man von dem Fremden erwartet, daß er sich ihnen bequeme, mehr aus dem Grunde der Wohlgezogenheit, als wegen sonst etwas, wie z. B. beim Glockengeläute bei Sonnenuntergang, wo Jedermann einen Augenblick stehen bleibt; dieser Anblick ist auf Spaziergängen sehr anmuthig, zumal in Sevilla, wo man ganze Gruppen von Landleuten an dem Ufer des Flusses knien sieht. Der ähnliche Gebrauch um Mittag scheint abzunehmen. Das Niederknien fordert man jezt nicht mehr von dem Fremden, allein noch ist es Sitte, den Hut abzunehmen. Ich begreife nicht, warum manche Leute gegen diese Gebräuche losziehen, welche eine Sache der Höflichkeit und der Rücksicht gegen die Sitten eines sehr gebildeten Volkes, und gewiß auch dem Geist der Religion nicht zuwider sind. Daß man mitten unter den Vergnügungen oder Zerstreuungen der weltlichen Sorgen sich erinnert, daß der Zeitpunkt, wo sie aufhören müssen, bevorsteht, ist wahre Religion, obwohl wir mit denjenigen, deren Brauch es ist, nicht einerlei Glauben haben. Dasselbe gilt von dem kirchlichen Gottesdienste. Wenn Leute während religiöser Ceremonien demselben beiwohnen wollen, so sollten sie sich entweder den Sitten der in der Kirche Anwesenden bequemen oder zu einer andern Zeit ihren Besuch machen. Wäre es Brauch, Fremde in unsere Bethäuser zuzulassen, so würden wir sie nicht gern aufstehen sehen oder sie während des gemeinschaftlichen Gottesdienstes sprechen hören; gleichwohl geschieht dieses beständig von Fremden in Spanien, und wenn

Digitized by Google

man sie sich dessen selbst noch rühmen hört, so ist das, mindestens gesagt, schlechte Lebensart. Eine andere einfache, religiöse Ceremonie besteht darin, daß man durch das Läuten einer Glocke in der Pfarrkirche ankündigt, daß irgend Jemand gestorben ist. Die Anzahl der Glockenschläge, je nach dem Geschlecht der hingeschiedenen Person, so wie die eigenthümliche Art derselben, unterscheidet es von dem übrigen Geläute.

Was man auch immer im Auslande davon denken mag, die Spanier gleichen gegenwärtig in Beziehung auf religiöse Gefühle sehr den übrigen Nationen; es herrscht viel ungezierte Frömmigkeit, etwas Irreligiosität und Bigotterie, und im Durchschnitt genommen ist es wie anderwärts. Man kann die einzelnen Klassen leicht bezeichnen; zu den religiösen gehören die Familienhäupter und die obern wohlerzogenen Glieder der Gesellschaft, die irreligiösen bestehen aus denselben Klassen, welche auch in Frankreich, Deutschland und Italien sich zu diesen Lehren bekennen; die Bigotterie herrscht unter dem Landvolke und einigen wenigen Andern. Obwohl die Scheidungslinien in der Gesellschaft scharf bezeichnet und die handeltreibende Klasse und die Höherstehenden wenig Verkehr mit einander haben, so vereinigen sich doch in den Seehäfen und Handelsstädten diese verschiedenen Stände an öffentlichen Orten zu Belustigungen, ohne daß die einen Anmaßung oder Verachtung blicken ließen, oder die andern sich selbst dadurch erniedrigten, daß sie aus ihrer Sphäre zu treten suchen, was in andern Ländern so lächerliche Scenen herbeiführt. Eine unziemliche Anmaßung eines Ranges in Spanien würde ganz unnütz seyn; die Greuzlinien der Regeln der Gesellschaft sind einmal bestimmt, und ein Mensch, der sich irgend einen Anspruch auf einen über seine Umgebung hinausgehenden Rang anmaßte, würde ein Gegenstand des Spottes und Gelächters werden; noch weniger kennt man in der spanischen Gesellschaft jenes armselige und verächtliche Coterieweseu, wodurch man bestimmten Cirkeln angehört, die sich gegenseitig verächtlich behandeln und jede Berührung mit den übrigen vermeiden. Die Frauen erscheinen im Oeffentlichen als wahre Muster von Ungezwungenheit, Anmuth und Selbstbeherrschung. Eine Dame muß auf einem Balle mit Jedem, der sie auffordert, tanzen, doch folgt daraus keine nähere Bekanntschaft, wenn nicht eine besondere Vorstellung oder andere Umstände diese veranlassen. Man sieht keine Wittwen, welche ihrer Töchter Heirathsaussichten berechnen und mit prüfenden Blicken die Männer, die sich ihnen nähern, beobachten, ob sie in der Wagschale ein Gewicht haben und zugelassen werden können, oder ob man sie für vermessen halten und ihr Ansinnen zurückweisen soll. Das Landvolk und die untern Stände sind in ihrem Benehmen so frei, daß, wenn man einen Bewohner einer undekannten Gegend über Europa führte und ihn aufforderte, dasjenige Volk zu bezeichnen, welches in seinen Manieren den freiesten Sinn beurkundete, er ohne Zweifel keinen Augenblick anstehen würde, den Spaniern den Vorzug zu geben. Die milden und anspruchslosen Sitten, welche unter allen Ständen herrschen, die gegenseitige Achtung, welche jedes Individuum in allen Klassen gegen die andern hegt, bewahren sie vor jeder neuen Gefühlsweise, welche so allgemein gegen die Unabhängigkeit der nördlichen Nationen absticht. In dem gewöhnlichen Lebensverkehre hatte ich häufig Gelegenheit, die Franzosen und andere Fremden in Berührung mit den Eingebornen, so wie Höherstehenden gegenüber, zu beobachten. Alle bleiben hinter der ungezierten Würde und Einfachheit des Benehmens der Spanier zurück, die sich augenblicklich von allen andern unterscheiden.

Viele Umstände treffen zusammen, um die Harmonie dieser Gesellschaftsmaschine, wovon jeder Theil im Einklange mit dem andern steht, zu erhalten. Die Menschen aus allen Ständen versammeln sich in den Kirchen, bei öffentlichen Festlichkeiten, und fast ohne Unterbrechung auf den Paseos an den zur öffentlichen Belustigung bestimmten Tagen. Selbst in Madrid, wo am wenigsten der spanische Charakter vorherrscht, besuchen die Granden so regelmäßig wie jede andere Klasse den Prado und mischen sich ohne Unterschied unter den Haufen. Das schlechte, dem alten französischen Adel abgeborgte und seit den lezten Jahren auch in England eingeführte System der Abschließung und Absonderung eines Theils der Gesellschaft von dem andern, kennt man in Spanien noch so wenig, daß ein Edelmann als auf seinem Platze fehlend angesehen würde, wenn er nicht wie die Uebrigen erschiene. Wenn ein Grande auf seinen Reisen, wie das immer der Fall ist, durch die Stube hindurchgeht, wo die Landleute zu Mittag essen, so wird er eingeladen, an dem Mahle Theil zu nehmen, nicht in der Weise, wie dieses anderwärts geschehen würde, sondern als wenn er einer ihres Gleichen wäre, und er muß, wenn er nicht für einen Menschen sin educacion gelten will, eine höfliche Antwort geben. Wenn irgend Jemand auf der Plaza de toros oder dem Prado ihn um Feuer bittet, so muß er seine Cigarre aus dem Munde nehmen und es ihm geben, mit Gefahr, derselben Strafe anheimzufallen. Der Landmann, dem diese Aufmerksamkeit zu Theil wird, richtet seine Manieren darnach ein; er ist immer auf seinem Platze, indem er weder vergißt, was er seinem Obern, noch was er sich schuldig ist. Diese Verhältnisse erklären es, daß es unter den ächten Spaniern so wenig Rangzwistigkeiten oder Eifersucht gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Beschluß.)

Uriel schwieg; er überlief die Reihe der Leidenschaften, die, alle jezt entfesselt, wild in ihm tobten, und blieb da stehen, wo die Rache schnaubte. Rache war das einzige Wort, was ihm den Muth gab, noch Größeres zu erdulden; denn noch war das Maaß seiner Leiden nicht voll. Wenn es eine größere Strafe geben kann, als Züchtigung eines edeln, frei gebornen Körpers, in dem eine große Seele wohnt, so traf ihn auch diese noch. Man ergriff ihn znm zweiten Male, führte ihn an den Ausgang des Tempels, befestigte ihn an der Schwelle der Thüre und ließ jezt die ganze Versammlung, die sich auflöste, über ihn wegtreten. An Mitleid dachte der Fanatismus nicht, auch nicht an Schonung; er half mit rüstiger Hand die Strafe vollziehen und trat grausam auf den sich krümmenden Leib des Unglücklichen. Uriel ertrug Alles; denn die Rache ist eine aufheiternde, tröstende Freundin jeder Kränkung. Sie versagt dem Munde die Kraft, seinen Schmerz auszuschreien; sie macht jede Klage stumm, sie verkürzt sogar die Zeit des Leides und gibt da Leben wieder, wo man glauben sollte, es sey gänzlich geflohen. Die Rache half Uriel bis auf den lezten Moment ausharren, bis das ganze jüdische Amsterdam über ihn hinweg war; jezt half sie ihm aber die Riemen, die ihn festgeschnallt hatten und durch die Füße der Versammlung fast aufgerieben waren, vollends zerreißen; sie schwang ihre blutige Fackel, und wie ein Rasender stürzte Uriel von dem Orte seiner Erniedrigung fort in die Wohnung der Seinigen. Mit todtbleichem Angesicht, bluttriefend, mit zerrissenen Kleidern trat er vor seine versammelte Familie, die er in Thränen und Wehklagen aufgelöst fand. Er sprach kein Wort, das sich verstehen ließ, er sagte, er verlangte, man wußte nicht was, er lachte wild auf, er weinte vor Wuth. Der junge Baruch Spinoza wagte allein, ihm nahe zu treten. Er ergriff das Kind, hielt es zum Himmel auf, seine Augen verriethen, daß er sprechen wollte, aber die Zunge versagte ihm. Er sank zurück, er nahm den Knaben auf den Schooß, versuchte noch einmal, zu reden, und diese Worte drängten sich abgebrochen aus seiner lautathmenden Brust hervor. „Du unschuldiger Knabe, Du ahnest noch nichts von den Gräueln dieser Welt, und ein Zerschmetterter, ein bis zum Wahnsinn Mißhandelter trägt Dich in den Armen. Zitterst Du nicht vor Verbrechen, wie man sie an mir begangen hat? Blicke mich nicht so stumm an, Knabe; was an mir geschehen ist, bleibt unerhört unter der Sonne. Ja, Du bebst, himmlisches Kind; selbst Deine unschuldvollen Züge müssen erblassen, wo sie diesen Frevel sehen, diesen geschändeten Leib, diesen zertretenen Stolz: Du segnest meine Rache! Du versprichst mir, meine Rache zu Ende zu bringen; poche einst, wenn Dein Geist sich erhebt, an die Wohnung Gottes, und forsche, warum er die, welche sein Geheimniß lieben, züchtigt. Mein unvollendetes, zertretenes Werk gebe ich Dir, der noch einzig furchtlos ist, und der meines Schwertes Scharten an jenen elenden Knechten der Allmacht auswetzen wird. Das Gegenwärtige sinkt Alles unter mir zusammen, nur auf die Zukunft hoffe ich. O Gott, o Gott, wie elend hast Du mich gemacht!“ Seine Familie wollte helfen, wollte das Blut vom Körper wischen, die zerfezten Kleider abnehmen, aber er wies Alles zurück. „Auf wie lange? auf wie lange?“ rief er; „ein gegeißelter Stolz stirbt! die Sehnen meines Nackens sind schlaff, ich bin ein angeschossener Adler, der noch mit den Flügeln um sich schlägt, aber bald ausathmen wird. Laßt mich, laßt mich, die Stunde ist da!“ Mit diesen Worten entzog er sich Allen, eilte auf sein Zimmer, ergriff zwei Pistolen, die fortwährend geladen über seinem Bette hingen, bahnte sich den Weg durch die Menge, die neugierig sein Haus umstand, und stürzte wahnsinnig, seine Mordwaffen nicht verbergend, fort. Er suchte Ben Jochais Haus.

An Vanderstratens Wohnung mußte er noch vorüber. Hier sah er Alles auf das Festlichste erleuchtet. Karossen flogen nacheinander vor das Portal und ließen köstlich gepuzte Paare heraus; Diener rannten Trepp auf, Trepp ab; durch alle Säle verbreitete sich köstlicher Rauchduft, um dem Feste den größten Spielraum zu lassen; eine rauschende Musik tönte von oben her. Uriel staunte; so viel Besinnung hatte er noch, dies Alles zu bemerken. Eine Ahnung fuhr ihm durch die Seele, sie schleuderte ihn blitzschnell die Stiege hinauf, in den großen, von tausend Kerzen erhellten, von glänzenden Gästen besezten Saal. Alles schrie vor Entsetzen auf, als man des Wahnsinnigen ansichtig wurde. Aber schon hatte er sein Opfer gefunden, er legte auf seinen Vetter an, das Pulver blizte, und Judith, Jochais eben angetraute Braut, schwamm in ihrem Blute. Uriel, der vielleicht nicht sah, wie fürchterlich er sein Ziel verfehlt hatte, ergriff die zweite Pistole; man fiel ihm in die Arme; doch die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft. Er wehrte sich mit seiner Waffe gegen die Andringenden und bahnte sich in ein Nebenzimmer den Rückzug. In diesem Augenblicke hörte man den zweiten Schuß. Uriel hatte sich selbst das Gehirn zerschmettert.

Dieselbe Erde deckte Uriels und Judiths Leichen. Doch trennte sie der Ausspruch der Synagoge; denn

Digitized by Google

Uriel wurde in einem entfernten Winkel des Friedhofes gebettet. Dafür gesellte sich aber bald seine Mutter, Esther, zu ihm, welche diese Schrecken und den Verlust eines solchen Sohnes nicht ertragen konnte. Auch blieb die Stätte nicht ohne den Schmuck der Liebe: Uriels Schwester bepflanzte sie mit Trauerweiden und klagenden Blumen. Baruch Spinoza sah man oft an seines unglücklichen Oheims endlicher Freistatt. Aus der Erinnerung an diesen theuren Dulder schöpfte er sich die Kraft zu den unsterblichen Leiden, die auch er in Zukunft zu ertragen hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Kunst- und Gewerbeausstellung.

Die bis zu Ende jetzigen Monats fortdauernde **Kunstausstellung** hat noch manchen sehr werthvollen Beitrag erhalten, den der Katalog nicht mit angibt. Dafür sind aber, leider, die in demselben angeführten vielen, ungemeine Erwartungen erregenden Beiträge der jungen sächsischen Künstler aus Rom noch immer nicht angelangt. Gleichwohl sollen sie doch schon in den ersten Tagen des Juni von Rom abgegangen seyn. Unter den später eingelaufenen, im Katalog unerwähnt gebliebenen Beiträgen bemerke ich hier die **Miniaturgemälde** von **Holder** aus Stuttgart. Je seltener diese kleine Bildergattung die Kunst zufrieden zu stellen weiß, um so lieber verweilt man bei wahrhaften Kunstwerken dieser [illegible] ausgeführt. Der Künstler zeigt sich durch diese schönen Proben als Meister in Auffassung der Eigenthümlichkeit der alten Kunstheroen, deren Werke er in so kleinem Format nachbildete, und beurkundet zugleich ein sehr hervorragendes Talent für Darstellungen dieser Art, von ihm dem Leben selbst entnommen. — Außerordentlich haben sich noch die Gegenstände der **Gewerbeausstellung** vermehrt. Die 827 Nummern des Katalogs sind, zufolge eines gedruckten Nachtrags, bis auf 952 angewachsen. Dabei ist anzudeuten, daß zuweilen unter Einer Nummer ein ganzes Waarensortiment begriffen ist, wie z. B. die von der ausgezeichneten Fabrikhandlung Böhler und Sohn zu Plauen eingesendeten brodirten Musseline, Jacounets u. s. w. Unter Einer Nummer hat einer der unterrichtetsten und bestrebendsten Fabrikanten Sachsens, der Besitzer der großen Baumwollenspinnerei in Plauc bei Oederan, Iselin Clauß, eine höchst interessante Darstellung der Baumwollenspinnerei nach ihren verschiedenen Bereitungsstufen, von der rohen Baumwolle an bis zum feinen Gespinnste, niedergelegt. Ueberhaupt ist der Nachtrag Zeuge, daß manche früher mit großem Bedauern bemerkte Lücke zu besonderer Zufriedenheit der zahlreichen Freunde vaterländischer Gewerbsbetriebsamkeit ausgefüllt worden. Unter Anderm ist eine sehr bedeutende Anzahl trefflicher Baumwollenfabrikate aus der berühmten Handlung Pflugbeil u. Comp. zu Chemnitz, ferner ein mehrfacher Beweis, bis zu welcher hohen Vollkommenheit es die neuerdings erst zu Annaberg entstandene Seidenmanufaktur von Trilo und Röbling gebracht hat, eingekommen. Im Allgemeinen ist der Dank des Publikums für den diesmaligen Zusammenfluß industrieller Erzeugnisse aus dem ganzen Umkreise Sachsens recht oft auf den Gesichtern und in den Aeußerungen der die Gewerbsausstellung Besuchenden wahrzunehmen. Besonders gefällt auch, daß man dabei eben so gut, als die kostbaren Gold-, Silber-, Porzellan-Arbeiten, die unübertrefflichen Rechtiger Merinos, unter denen ein Stück sich befindet, wovon die Elle 5 Rthlr. kostet u. s. w., auch geringe, aber darum doch tüchtige und preiswürdige Artikel berücksichtigt findet. So ist eine Partie Uhren ausgestellt, ganz in der Art der im Schwarzwalde gefertigten gearbeitet, die in Carlsfeld fabrizirt werden und, wie behauptet wird, sich für die kurze Zeit, daß sich diese Fabrikation einrichtete, bereits eines recht guten Absatzes erfreuen.

Wie bei der letzten Gewerbsausstellung hat man auch diesmal eine Lotterie errichtet, deren Gewinne aus erkauften Beiträgen zur Ausstellung bestehen. Die Zahl der ausgegebenen Loose, wovon eines 16 Groschen kostet, soll 9 bis 10.000 betragen. So eben ist ein von der Regierung zusammenberufener Ausschuß, aus vorzüglich befähigten Sachkennern bestehend, mit Würdigung der einzelnen Ausstellungsbeiträge beschäftigt. Auf das Urtheil desselben werden nachher die Beschlüsse von Preismedaillen, Geldbelohnungen und Belobungsschreiben für die Einsender der in ihrer Art ausgezeichnetsten Beiträge basirt.

Einen sehr erfreulichen Genuß boten in der Ausstellung des Kunstvereins die **italienischen Skizzen** nach der Natur und aus der Erinnerung, von der Gräfin **Egloffstein** aus Weimar. Sie bezeugen ein ungemeines Kunsttalent; hier mehr, dort weniger ausführlich in der Behandlung, fassen alle das Leben unter dem tiefblauen Himmel Italiens seinem vollen Charakter nach mit seltenem Geiste auf. Bald blühte es sonnig in landschaftlichen Gegenständen, bald lachten Liebe und häuslicher Friede, mitten im Drucke der Armuth und des Mangels ihre Triumphe feiernd, bald lockten die Ruinen der untergegangenen Welt Pompeji's, durch das Auge mit dem hinreißenden Farbenschimmer eines [illegible] Märchens an, welches einst Wahrheit war. Der Reiz schönvermählter Natur und Kunst wurde durch die gefühlsvolle Seele ungemein erhöht, welche aus allen diesen, auch an Zahl bedeutenden Schilderungen hauchte und sie hierdurch, ohngeachtet der unendlichen Verschiedenheit der behandelten, zuweilen völlig kontrastirenden Gegenstände, gewissermaßen zu einem Ganzen verwebte.

Seit dem Anfange dieses Monats sind die schönsten Weintrauben (einzelne waren schon im Juli reif) in größter Fülle und zu geringem Preise zu haben. Auch die Zeichen des Mostverkaufs, Kränze von grünen Rebenblättern, flattern schon an verschiedenen Häusern der Stadt und der benachbarten weinbauenden Dörfer. Der Wein der letzten Jahre, besonders der weiße, wird überall spottwohlfeil ausgeboten, weil man für den in diesem Jahre zu erwartenden bei Weitem nicht genug Kellerraum und Gefäße zu haben glaubt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Oktober 1834.

Die Barometer und Thermometer, diese stammelnden Propheten —.

L. Tieck, das alte Buch.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger. *)

Bei der beispiellosen Witterung des diesjährigen Sommers, die ein neues Interesse für meteorologische Fragen und Untersuchungen erregt hat, können wir unsern heutigen naturwissenschaftlichen Bericht mit nichts Anziehenderem als den barometrischen Resultaten und den Beziehungen überhaupt eröffnen, welche zwischen dem Barometerstande und der Witterung stattfinden und worüber sich im Februarhefte der Bibliothèque universelle eben so wichtige als folgereiche Mittheilungen befinden, die wir zum Theil aus sorgfältigen, längern, eigenen Beobachtungen zu bestätigen im Stande sind. Zum genauern Verständniß des Folgenden müssen wir aber zuvörderst daran erinnern, daß der Barometer zunächst nur den Druck der den Erdball umgebenden Atmosphäre angibt. Indem nämlich über dem offenen Schenkel des Barometers eine Luftsäule steht, welche bis zu den Grenzen der Atmosphäre **) reicht, indeß der andere Schenkel luftdicht verschlossen ist, muß jede Veränderung des Druckes jener Luftsäule eine entsprechende Veränderung des Quecksilberstandes in diesem leztern Schenkel nach sich ziehen. Eigentlich sind also alle Barometerveränderungen, oder das sogenannte Steigen und Fallen der Wettergläser, lediglich Anzeigen der stärker oder schwächer gewordenen Elastizität der Atmosphäre; und der Schluß davon auf die Witterungsveränderungen scheint nicht völlig sicher, oder ist doch wenigstens nur ein reiner Empirismus.

Indeß ist das empirische Gesetz dieser Beziehung zwischen Witterung und Barometerstand in der neuern

*) Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 193 ff. dieser Blätter.

**) „Grenze der Atmosphäre?“ Man könnte uns hierauf einwenden, daß ein im Zimmer befindliches Barometer anscheinend doch nur den Druck der bis zur Zimmerdecke und nicht bis zu jener Grenze der Atmosphäre reichenden Luftsäule erleide, und also unter einem andern Gesetze stehe. Allein unsere Zimmer befinden sich mit der äußern Luft in einer beständigen Verbindung, der zu Folge die Zimmerluft stets so dicht und elastisch bleibt, als die äußere. Die Luftsäule im Zimmer zwischen Boden und Decke thut eben die Wirkung, als eine Luftsäule von der ganzen Höhe der Atmosphäre, indem sie sich, wenn ich mich des ganz paßlichen Gleichnisses bedienen darf, wie eine Stahlfeder eingeklemmt findet, und von der Zimmerdecke an weiterer Ausdehnung gehindert wird, welches im Freien die höheren Luftschichten bewirken, die auf die niederen drücken. Also erfolgt Alles, was vom Drucke der Luft abhängt, besonders aber der Barometerstand, im Zimmer wie im Freien. Man muß nur den Ausdruck „Luftdruck“ nicht in ganz mechanischem Sinne des Druckes nehmen, den z. B. ein Gewicht ausübt. N.

Digitized by Google

Zeit durch die großen Verbesserungen der Instrumente selbst, und durch die außerordentliche Präcision der Beobachtungen anderseits doch schon sehr genau bestimmt worden, und man darf, wie wir gleich zeigen werden, einem gut gearbeiteten Wetterglase in der That sehr viel Vertrauen schenken. Zunächst ist die Abhängigkeit des Barometerstandes von der Windrichtung durch unzählige Beobachtungen dergestalt festgestellt, daß man jezt jene Richtung besser und sicherer nach dem Barometer als nach der Windfahne selbst beurtheilt; und unter den neuern Seefahrern führt z. B. von Krusenstern, der bekannte russische Weltumsegler, an, daß er sein Vorausseben der Stürme und die Fähigkeit, denselben immer die geeignetsten Maßregeln entgegenzusetzen, lediglich seinen ununterbrochenen Barometerbeobachtungen verdanke.

Was nun aber auch den Bezug zwischen den übrigen Witterungsveränderungen und den entsprechenden Barometerständen, wie sie auf den sogenannten Wettergläsern angegeben zu werden pflegen, betrifft, so zeigt eben der französische Beobachter in der Bibliothèque universelle, dessen wir erwähnt haben, aus 34jährigen sehr genauen Beobachtungen, daß auch hiebei die Anzeigen eines genau konstruirten Barometers in der Regel alles Vertrauen verdienen. *)

Von 1458 Beobachtungen stimmten 1073 vollkommen, und wenigstens zeigte der Barometer unter vier Fällen dreimal richtig. Von den übrigen 358 nicht genau zutreffenden Barometeranzeigen fanden 182 beim Uebergange vom Regen zum schönen Wetter, und 203 im umgekehrten Falle statt; 17 der 385 Anomalien fielen auf den Vollmonds- und 10 auf den Neumondstag. Dieses Resultat einer so langen und genauen Beobachtung ist um so merkwürdiger, als nach Polenis früheren, vielleicht aber weder mit eben so viel Präcision noch mit einem eben so vervollkommneten Instrumente zu Padua angestellten zwölfjährigen Beobachtungen, von 1175 Regen nur 738 durch das Fallen des Quecksilbers richtig vorher verkündigt wurden, und van Swinden zu Franecker im Jahre 1775 unter den Witterungsverkündigungen seines Barometers gar eben so viel falsche als richtige fand. Die Hauptsache für Witterungsvorherverkündigung aus Barometeranzeigen bleibt daher für jezt eine genaue Beobachtung der Nebenumstände, welche die gefundenen Anomalien begleiten. Man kann sich zunächst des Gedankens einer atmosphärischen Ebbe und Fluth, ähnlich den durch die Anziehung von Sonne und Mond hervorgebrachten Meeresfluthen nicht enthalten; und das Maximum eines solchen fremdartigen Einflusses könnte also die reine barometrische Witterungsanzeige allerdings afficiren. Nun gibt Laplace (Mécanique céleste. Buch IV. Kap. 5) diesen Anziehungseinfluß von Sonne und Mond auf die irdische Atmosphäre zwar nur als gering an; allein gleichwie die Meeresfluthen, wenn auch ursprünglich ebenfalls nur durch jene Anziehung bedingt, doch oft durch Nebeneinflüsse außerordentlich gesteigert werden, eben so könnte es sich bei der atmosphärischen Ebbe und Fluth verhalten; und es ist also dringend nöthig, das barometrische Einflußgesetz derselben erst genau zu kennen. Da wir voraussetzen müssen, daß ein großer Theil unserer Leser Barometerbeobachtungen anstellt, so dürfen wir auch die Bitte um Bemerkung der Nebenumstände, welche falsche Barometeranzeigen der Witterung begleiten, an sie richten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Ueberzeugung ist jezt auch die meinige, ohnerachtet ich früher aus theoretischen Gründen anderer Ansicht gewesen bin. Ich habe in den Jahren 1801 bis 1811 hier in der Neumark mit einem, zwar nur von einem Italiener gekauften, aber vielleicht zufällig vortrefflich gerathenen Wetterglase ununterbrochen Witterungsbeobachtungen angestellt, und in der Regel eine so genaue Uebereinstimmung zwischen dem Witterungsgange und dem Steigen und Fallen des Quecksilbers bemerkt, daß die Genauigkeit des Instruments im Hause sprichwörtlich geworden war. N.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Man hat überall Maßregeln genommen, die sehr nützlichen Zugaben zu großen Städten, die Paseos oder öffentlichen Spaziergänge zu erhalten und zu vermehren. Es gibt kaum einen Ort, wo man nicht, mitten in dem Elende der Zeit, mit Erweiterungen und neuen Planen sich beschäftigt. Alles, was geschieht, wird mit einem bewundernswürdigen und dem Lande eigenthümlichen Grade von Geschmack, verbunden mit Größe und Dauerhaftigkeit, ausgeführt. Man sieht nie, daß ein Plan mißglückt oder gänzlich fehlschlägt, und das Publikum hat den vollen Genuß alles dessen, was öffentlich angelegt ist. Die Spaziergänge von Granada, Sevilla, Zaragoza, Valencia und Barcelona insbesondere werden von keiner Anstalt der Art in irgend einer Provinzialstadt Europas übertroffen, und alle Stände und Volksklassen sind hier, wie in Wien, untereinander gemischt. Es ist unwahrscheinlich, daß die Sprache selbst bei dieser Art von Gleichgewicht unter den verschiedenen Ständen der Gesellschaft mitwirkt. Ich hörte einen Fremden von sehr aristokratischen Grundsätzen es als einen Mangel der Sprache bemerken, daß zwischen dem höhern oder niedern Style kein Unterschied herrsche. In der That, die Granden von Spanien und die Bauern der Mancha, oder die Spitzbuben und Taugenichtse von Segovia oder Avila lassen sich kaum in ihren Ausdrücken von einander

Digitized by Google

unterscheiden. Dies ist aber gewiß weit besser, als die gezwungene und unnatürliche, jezt von vielen Personen in England eingeführte Manier, durch Verderben der Sprache eine Ueberlegenheit da zu affectiren, wo es keine gibt. Was das Spanische betrifft, so läßt sich erwarten, daß es so bleiben wird, wie es ist, es sey denn, daß sie es noch mehr reinigen können. Das so eben berührte Verfahren gleicht dagegen der Verwandlung von Gold in Kupfer.

Die Theater sind fast allgemein in Mißkredit gefallen und so wenig besucht worden, daß sie, einige wenige Städte ausgenommen, kaum bestehen können. Die Musik wird dagegen sehr gepflegt. Ich wohnte in einem Wirthshause in einer Provinzialstadt, wo die Töchter sehr brav auf dem Flügel spielten und einen regelmäßigen Lehrer hatten. Oeffentliche Bälle finden in einigen größern Städten statt, und in andern Subscriptionsbälle. Konzerte und Privattanzeirkel werden auch gegeben, jezt jedoch seltener. Die Eifersucht der Regierung hat in neuester Zeit zum großen Theile die Maskenbälle verboten, obwohl sie ein Lieblingsvergnügen der Spanier sind. In den Provinzen erhält man zu diesen Gesellschaften sehr leicht Zutritt, und im Allgemeinen sind die empfohlenen Fremden gerne gesehen, und man zeigt öfters eine Vorliebe für sie. Ganz das Gegentheil davon ist in Madrid der Fall, wo die Vorurtheile der Unwissenheit in voller Kraft sind. Das alte spanische Kostüm verschwindet fast ganz, und in der nächsten Generation wird man keine Spur mehr davon finden. Zu Sevilla trugen die Frauen, welche zur Zeit der Invasion des Herzogs von Angoulème dem Hofe folgten, zuerst die heterogene Mischung, welche man jezt auf den Spaziergängen von Madrid sieht, und sie wurde sogleich angenommen. Zu Cadiz bestand sie so lange, bis die französische Garnison Besitz nahm, wo dann die Basquiña, ungeachtet der bekannten Erbitterung der Gadetaner gegen die Invasion, verschwand. Ein sehr ungefälliges Kostüm, welches den Körper eben so sehr entstellt, als der frühere Anzug ihn hervorhob, und alle Formen ganz gleich macht, wurde eingeführt. Einige Wenige erfanden eine Mischung von beiden mit einem ausgezeichnet feinen Takte, aber unglücklicherweise sind diese Fälle selten.

Die Mantilla erhält sich noch immer in den Provinzen, und selbst in Madrid ist sie bei weitem der gebräuchlichste Anzug. Mehrere Umstände machen es wahrscheinlich, daß sie bleiben, daß die schönste, bis jezt von Frauen erfundene Kleidung beibehalten werden wird. Der erste Umstand ist das strenge Verbot, die Kirche anders als verschleiert zu betreten. Dieses wird so streng gehandhabt, daß Frauen, die aus Unachtsamkeit dagegen handelten, genöthigt wurden, die Kirche wieder zu verlassen. Da die Kirche zu Neuerungen nicht sehr geneigt ist, so ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß dieses Verbot zurückgenommen werde. Ein anderer Grund liegt in der Denkungsart der mittlern und niedern Stände, welche die Einführung eines Kostüms fürchten, das sie nicht erschwingen könnten. Ich hörte die Frauen häufig sagen, daß dieses allein sie abhalte, auf dem Paseo mit Hauben zu erscheinen, wie sie es wünschten, und an einigen Orten will noch jezt das gemeine Volk nicht zugeben, daß ein fremdes Kostüm erscheine. Die Vorliebe der Frauen für einen Kopfputz, der, gerade das Gegentheil von ihrem eigenen, ganz ungefällig und unbequem ist, ist sonderbar. Sollte er je allgemein werden, so wird der Ruhm Spaniens, jene Haltung des Kopfes, welche von dem Tragen der Mantilla abhängt, untergehen, und diejenigen, welche das „Bonnet“ zu tragen pflegen, kann man jezt schon von den andern unterscheiden. Der Kamm war in Ungnade gefallen, als ich Spanien verließ, nach dem Vorgange einer Dame, welche im Auslande gewesen war, aber dieser Wechsel war nicht allgemein, und ein so schlechter Geschmack kann schwerlich lange fortdauern. Die Andalusierinnen, welche die Lezten bei Annahme von fremden Moden seyn sollten, gehören unter die Ersten, welche Neuerungen begünstigen und heterodoxe Doctrinen aufnehmen. Viele unter ihnen hegen dieselbe unnatürliche Feindschaft gegen die Nationaltracht, wie die Bauern sie gegen die Bäume hegen, welche sie, wenn sie könnten, ganz ausrotten würden. Die Vorliebe für ausländische Frisur ist ganz außerordentlich. Die Figuren von der lezten Mode in der Coëffüre werden lithographirt nach Madrid geschickt, unmittelbar in Umlauf gesezt und angenommen. In dieser Beziehung ist die Mode so streng, daß in einer der größten spanischen Städte nur Ein Mann als competent betrachtet wurde, die Frisur zu einem Balle anzuordnen, während in jeder Familie wenigstens Eine Person die Haare weit besser, nach ihrer eigenen anmuthigen und einfachen Weise, frisiren konnte. Man erzählt sich in derselben Stadt von einer Familie, welche eine Reise aufgegeben hatte, um einem Balle beizuwohnen. Als die Stunde herankam, waren sie angezogen, bis auf die Frisur. Da der Coëffeur nicht kam, so verzichteten sie, obwohl es nur eine Privatgesellschaft war, lieber ganz auf das Vergnügen, nachdem sie in vollem Anzuge bis nach Mitternacht dagesessen hatten, und dieses alles wegen einer verkehrten Mode, welche darauf ausgeht, eine schwerfällige Nachahmung der natürlichen Wirkung des Kammes auf ihren anmuthigen Haarflechten hervorzubringen. Im Allgemeinen gehört das Flechten ihrer schönen Haare zu den Vergnügungen der jungen Frauen, welche häufig einander in dieser Absicht besuchen, und einen Theil ihrer Zeit mit diesem harmlosen Geschäft hinbringen.

Das Vorurtheil, demzufolge das rein spanische Blut vor dem maurischen oder dem gemischten den Vorzug

Digitized by Google

erhält, gehört zu den wunderlichen Eigenthümlichkeiten der alten Landessitten. Wenn Abstammung überhaupt etwas bedeutet, so muß das arabische Geblüt in der Geschichte des Menschengeschlechts einen höhern Rang einnehmen, als irgend ein europäisches. Die jungen Mädchen in den Städten gehen bereits, unter geringem Widerstande von Seite ihrer Eltern, jene Mesalliancen ein, welche in den bessern Familien vor etwa einer Generation unmöglich waren. Jedoch sind es immer nur noch Ausnahmen; die Kette der Gesellschaft bricht mit dem Adel plötzlich ab, und eine ungeheure Kluft trennt die Kasten desselben von dem handeltreibenden Theile der Nation. Der Mangel einer wirklichen Mittelklasse macht sich hier, wie in den alten europäischen Monarchien, fühlbar. Die Abgeschmacktheit eines Systems, wonach Bauern und Bettler zum Adel gehören, wie dieses in einigen Provinzen der Fall ist, während die reichsten Kaufleute oder Handwerker davon ausgeschlossen sind, liegt klar am Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

Erster Brief.

Alles, was lebt, ist einmal mehr oder weniger dem mächtigsten aller unter- und überirdischen Geister, dem Zeitgeiste, unterworfen, und huldigt mit demselben seiner unedlern Entsprossenen, der Mode. So bringt es der Fortgang unsers Jahrhunderts mit sich, daß der Gebrauch des Seebades für eine Menge von Uebeln als heilsam erklärt wird, welche sonst nur mit Behutsamkeit und Scheu vor jeder möglichen Erkältung behandelt wurden. Die Schüler Aeskulaps werden verantworten, was sie unternahmen, und ihrem Rathe folgend, eilt Alles in die kalten Bäder, um in den Fluthen der Nordsee Heilung oder einstweilige Besserung gequälter Häupter, aufrührerischer Zähne, gelähmter Glieder, eingewurzelten Gichtstoffes, hartnäckigen Rheuma's, peinigenden Hautausschlags, ewig wiederkehrenden Hustens, Stockschnupfens und Gott weiß von welchen Uebeln allen zu finden. Es ist wirklich auffallend, wie sehr in den letzten Jahren der Gebrauch des kalten Bades nicht nur angerathen, sondern auch in den meisten Fällen, bei gehöriger Vorsicht, als heilsam erprobt worden ist. Die Seebäder, und im rauhen Norden die Nordseebäder, sind von der Fluth der Begehrenden fast überfüllt, und trotz der großen Menge der zu diesem Zwecke errichteten Anstalten sieht man hin und wieder, daß ein bis dahin wenig genannter Name auftaucht und auf längere oder kürzere Zeit eine einstweilige Berühmtheit erlangt. So auch hat die in der Nähe der Westküste des der dänischen Krone unterworfenen Herzogthums Schleswig gelegene Insel Föhr in den letzten zwei Jahren sich eines so bedeutenden Zuflusses von Badegästen zu erfreuen gehabt, daß die auf derselben seit 1819 eingerichtete Seebadanstalt als eine Nebenbuhlerin der bekannteren zu Helgoland aufzutreten beginnt. Die Interessenten schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß sie gleich dem ostfriesländischen Norderney bestehen soll, welches, seit 1791 errichtet, seitdem nur in den Kriegsjahren eine Verminderung des alljährlich sich einfindenden Zuges besuchender Gäste erlitten hat. Die Einrichtung führt den Namen einer königlichen, weil der Herrscher Dänemarks jährlich die Summe von hundert Thalern zur Aufrechthaltung und Gedeihung derselben bewilligt, und als Erinnerung an die jüngste Tochter des Königs wird sie in den öffentlichen Blättern „Wilhelminen-Seebad" genannt. Das gute Dänemark! kaum ist irgend eine Unternehmung vollendet, sey es der Bau eines bedeutenden Gebäudes, eines Schiffes, sey es das Pflanzen eines sinnbildlichen Baumes oder endlich die Errichtung eines inländischen Bades, gleich erbitten die guten Unterthanen in Ehrfurcht die Erlaubniß, solche Gegenstände mit dem Namen irgend eines Mitgliedes des königlichen Hauses zu zieren, auf daß sie mögen blühen, wachsen und gedeihen. Der Hauptort auf der Insel ist der der Badeanstalt zunächst gelegene Flecken Wyk. Dieser präsentirt sich dem Auge des Ankommenden eine bedeutende Strecke vorher ehe der Hafen erreicht wird. Die die Landeise vorziehenden Passagiere werden von dem am festen Lande gelegenen Ueberfahrtsboot Dagebüll auf geeigneten Fahrzeugen an die Insel befördert. Der größte Theil der Fremden jedoch langt mit dem alle vierzehn Tage ankommenden Dampfschiffe Elbe an. Dieses fährt Sonnabends von Hamburg ab und erreicht, nachdem es Cuxhafen und Helgoland berührt hat, Sonntags Föhr. „Das Dampfschiff kommt!" hörte ich eines Sonntags Morgens kurz nach meiner Ankunft in Wyk, und dem Strome der Neugierigen folgend, eilte auch ich an das Ufer, das erwartete zu begrüßen. Von fern schon verrieth die schwarze Dampfwolke, welche gewöhnlich jezt unsere schwimmenden Wetterbeförderungsmittel einhüllt, die Ankunft des Schiffes. Mit majestätisch gleichförmiger Bewegung, ruhig und stolz, gleich dem Schwan, welcher das tobende Element sich unterworfen weiß, nahte sich das Fahrzeug, seinen Weg um das südliche Ende der Insel verfolgend; das Wetter war ruhig und milde, und die dunkeln Wolken kräuselten sich in den wundersichsten Formen zum Himmel hinauf. Das Gestade der Insel selbst bot den buntesten Anblick dar. Auf dem Wall, gewöhnlich der Sandwall genannt, sah man Damen im elegantesten Putz, welche Laune oder Absicht veranlaßt hatte, in der Morgenstunde schon das bequeme Negligé mit der sorgfältigsten Toilette zu vertauschen, begleitet von nicht weniger geschmückten Herren, sinnend in die Fluthen hinausschauen oder in lebendiger Unterhaltung über wichtige oder unwichtige Dinge die Zeit vertändeln. Weiterhin am Ufer gewahrte man Haufen von Inselbewohnern, welche, aus dem Innern herbeigeeilt, einige Meilen Wegs sich nicht hatten verdrießen lassen, um den für sie bis jezt unerhörten Anblick eines nicht durch Wind und Wellen, sondern durch Dampf getriebenen Fahrzeugs zu genießen. Die Tracht der Föhrinnerinnen besteht aus kurzem Röckchen und anschmiegendem Mieder, beides von farbigem Stoffe; silberne Knöpfe, Spangen und Schnüre gehören bei festlichen Gelegenheiten zum Putz. Den sonderbarsten Theil ihres Anzugs aber bildet ein dickes Tuch, welches, auf besondere Art um den Kopf gewunden, diesen, so wie den größten Theil des Antlitzes verhüllt, so daß gewöhnlich nur die Augen dem forschenden Blicke des Neugierigen sichtbar sind. Sodann folgt ein zweites, buntes, von gleich gehaltreichem Stoffe gewebtes Tuch, welches Hals und Schultern einhüllt. Was die guten Insulanerinnen bei der glühenden Hitze des verflossenen Sommers, welche schon unbedeckte Häupter und leichtbekleidete Glieder zur Verzweiflung trieb, bei dieser türkischen Art des Kopfputzes gelitten haben, können Unbetheiligte nicht fühlen und folglich nicht aussprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Oktober 1834.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? ein wackerer Bürger!
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

Goethe.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Noch bis auf die neuesten Zeiten fanden in der Art der Hinrichtung von Kriminalverbrechern Unterschiede statt; der Adelige erhielt, wenn er seine Adelspatente vorwies, das Privilegium der Garrote, d. h. er wurde erdrosselt statt gehängt zu werden. Dieses ist jedoch jezt abgeändert, und die Garrote, je nach dem Kleide, das man trägt, in zwei Klassen abgetheilt, ist für Civilverbrechen die allgemeine Hinrichtungsweise. Der Verbrecher sizt in einem Stuhle, mit einem breiten Kissen hinter seinem Nacken. So wie das Zeichen gegeben ist, wird eine Schraube zugezogen, in einem Augenblicke ist die Exekution geschehen, mit derselben Schnelligkeit, wie bei der Guillotine, ohne die empörenden Nebenumstände.

Im vertrauteren Umgange mit den Spaniern gewähren die Neckereien, womit die Bewohner der verschiedenen Theile des Königreichs ihre besonderen Eigenthümlichkeiten bespötteln, viel Unterhaltung. Da viele derselben auf dem beruhen, was man wirklich als die Grundlage des Charakters der Bewohner ansehen kann, so dürfte es wohl der Mühe werth seyn, die verschiedenen darüber im Allgemeinen herrschenden Meinungen anzuführen. Die Andalusier geben mehr als irgend ein anderer Theil der spanischen Bevölkerung Stoff zur Unterhaltung; sie sind wegen der Artigkeit und Galanterie ihrer Sitten und wegen der großen Geläufigkeit ihrer Sprache berühmt, und in dem, was der Spanier Gracias oder witzige Einfälle nennt, unnachahmlich. Man beschuldigt sie des Wankelmuths, allein ich zweifle, ob sie es mehr als andere sind; indessen haben sie ohne Zweifel mehr Hang zu Vergnügen und Unterhaltung als zur Arbeit, und lieben Putz und gesellschaftliche Erholung. Die niedern Klassen von Valencia sind, was auch immer die Ursache seyn mag, bei den übrigen Spaniern nicht beliebt, und leiden unter dem allgemeinen Vorurtheile, daß sie treulos und verrätherisch seyen. Allerdings bemerkt man auch in ihrem Benehmen eifersüchtiges Mißtrauen und Argwohn, wie man es sonst nirgends findet und wodurch die Abneigung des ächten Spaniers, dessen Charakter ganz das Gegentheil ist, hervorgerufen wird. In der Industrie stehen sie indessen oben an, und ihr Land wird von keinem in Europa in der geschickten Führung des Landbaues übertroffen; die obern Stände rechnet man unter die vorzüglichsten in Spanien. Die Murcianer werden selten erwähnt, ihr Königreich ist klein, und man zählt sie wahrscheinlich zu derselben Klasse mit den Valencianern, aber es schien mir, daß sie den afrikanischen Charakter noch in einem höhern Grade besitzen

Digitized by Google

und die alten Gebräuche noch gewissenhafter beobachten. Die lezten Neuerungen im Anzuge wurden hier nicht geduldet, und keine Frau kann ohne Mantilla erschinen; es wäre sehr zu wünschen, daß überall die Bevölkerung diesem Beispiele folgte. Die Ursache, daß dieses Land so wie Valencia den maurischen Charakter in einigen Beziehungen mehr als Andalusien bewahrte, liegt darin, daß sie früher unterworfen wurden und dann ruhig blieben. Wegen dieses Umstandes gestattete man ihnen, ihr Kostüm beizubehalten, das fast mit dem afrikanischen eins und dasselbe ist. Die Andalusier leisteten nicht nur längern Widerstand, sondern wurden in einer unglücklichen Periode unterjocht, wo die Tyrannei der Inquisition schon thätig war und das System befolgt wurde, sie zur Entsagung ihrer alten maurischen Tracht und ihrer Sitten zu zwingen, wodurch die Industrie und Thatkraft des Volkes zerstört und das Land in eine Wüste, was es gegenwärtig noch ist, verwandelt wurde. Es ist allerdings wahr, daß sich die Vertreibung der Mauren in gleicher Weise auch auf Valencia ausdehnte, allein die Eifersucht in Beziehung auf diese Provinz war weniger groß, und die vereinte Tyrannei derer, welche den Plan entwarfen, das Königreich nach der Weise der Mohamedaner, aber mit weniger Duldsamkeit, nach religiösen Dogmen zu beherrschen, hatte sich ganz auf die unglückliche westliche Gegend ausgeschüttet. Die von Cervantes erwähnten maurischen Racen sind folgende drei: die von Andalusien, dann die von Valencia und Murcia, endlich die von Aragonien, welche alle von einander sehr verschieden sind. Nur die zweite zeichnet sich noch gegenwärtig durch wahre Industrie aus. Die Mauren werden von einigen spanischen Schriftstellern jener Zeit, als wäre es ein Vorwurf für sie, beschuldigt, haushälterisch und sparsam zu seyn, und das Geld, das sie sich verdienten, aufzubewahren, statt es so schnell wieder zu verschwenden. Ich glaube, diese Sitte herrscht noch jezt unter den Valencianern; aber in Andalusien ist gerade das Gegentheil der Fall, und das schöne Ideal jener Schriftsteller ist jezt die allgemeine Regel, da es kein leichtsinnigeres und gedankenloseres Volk geben kann, als sie es im Allgemeinen geworden sind. Die Catalanen bilden eine von allen übrigen ganz verschiedene Race. Die früheren republikanischen und unabhängigen Sitten und der daraus entspringende Kunstfleiß haben sich nie geändert, und sie gehören zu den fleißigsten Volksstämmen Europas, ausharrend und unermüdlich in Verfolgung ihrer Zwecke und unveränderlich in ihren Gewohnheiten. Sie bilden vielleicht den achtbarsten Theil der ganzen Bevölkerung in ökonomischer Beziehung, und wenn das übrige Spanien ihrer Provinz gliche, so würde es in Europa die Stellung einnehmen, die ihm gebührt. Man findet sie allenthalben, aber sie theilen mit den übrigen die Abneigung, sich außerhalb ihrer Heimath auf immer niederzulassen. Sie würden unstreitig am geeignetsten zur Kolonisirung der Einöden des südlichen und mittlern Spaniens seyn. Man sieht sie vor ihren Thüren nach Art der Toskaner sitzen und in den Zwischenräumen ihrer anstrengenderen Beschäftigungen Stickereien für den Verkauf machen. Sie haben in ihren Gebräuchen und in ihrem Charakter Eigenthümlichkeiten, welche allen übrigen Klassen der Spanier zur Unterhaltung dienen; ihr Dialekt ist ungemein plump, und ihre Sitten sind, im Vergleich mit dem größern Theile der übrigen Stämme, rauh und ungebildet. Sie sind sehr eingezogen, sparsam und in ihrem Benehmen zurückhaltend. Sie halten zusammen in der Art der Schotten und Schweizer, mit denen sie viele Aehnlichkeit haben, und in allen Verhandlungen, wo sie gegenwärtig auf die Regierung einen Einfluß ausüben, verbinden sie sich mit einander gerade in der Weise unserer nördlichen Nachbarn; sie repräsentiren wirklich die industriösen und handeltreibenden Schotten in England und die Piemontesen oder Lombarden in Italien. Es ist hinsichtlich dieser Sonderbarkeiten eine Art von Spott mit dem Namen verknüpft, und wenn sie gefragt werden, aus welchem Lande sie sind, eine in Spanien gewöhnliche Frage, so antworten sie häufig: „Soy de la corona de Aragon," indem sie wohl wissen, daß der Name Catalane öfters Stoff zu Spöttereien gibt. In der ausgedehnten Provinz Aragonien herrscht große Mannichfaltigkeit. In dem obern Theile, zunächst den Pyrenäen, unterscheidet sich das Volk wesentlich von den Anwohnern des Ebro, einer wilden maurischen Race, welche unter allen spanischen Völkerschaften am schlechtesten aussehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Der eben angedeutete Anziehungseinfluß des Mondes auf die Schwankungen in der irdischen Atmosphäre führt mich zu den Einflüssen überhaupt, welche dieser merkwürdige Himmelskörper auf die Erde ausübt und unter denen die vegetabilischen durch neue, vor uns liegende Beobachtungen eine sehr wichtige Bestätigung erhalten. Martin, im kürzlich erschienenen zweiten Bande seiner „Geschichte der brittischen Kolonien," einem Werke, welches mehrfache Beachtung verdient, führt nämlich an, daß besonders in den Niederungen der Tropenländer keinem aufmerksamen und unbefangenen Beobachter der lunarische Einfluß auf das Pflanzenleben entgehen könne. Auf Demerara z. B. steigt der Saft zur Zeit eines jeden Vollmondes in den Pflanzen auf und tritt eben

Digitized by Google

so in der Periode des Neumondes zurück. Fällt man den Wallaba, einen dort häufig vorkommenden, dem Mahagoni ähnelnden Baum, zur Zeit des Neumondes, so erhält man ein äußerst dauerhaftes Bauholz, wogegen derselbe Baum, in der Vollmondszeit geschlagen, regelmäßig schnell verfault.

Die starken Bambusröhren, welche dort die Dicke eines Mannsarmes erreichen und zu Pfählen benuzt werden, dauern, wenn sie im Neumond genommen sind, über zehn Jahre, und versaulen dagegen, in der Vollmondszeit geschlagen, sehr schnell. Man könnte vielleicht einwenden, daß ähnliche Einflüsse des Mondlichts auf die europäischen Bauhölzer nicht bemerkt werden; allein man muß bedenken, daß die unverhältnißmäßig raschere Vegetation der Tropenländer Einwirkungen gestattet, welche der langsamere, dabei aber in anderer Rücksicht vielleicht energischere Vegetationsprozeß des Nordens entkräftet. Hierzu tritt der gewiß noch entscheidendere Umstand, daß sich der Mond in seinen größten Abweichungen doch nie über fünf Grad aus der tropischen Region entfernt,*) und seine Strahlen also dort meistens fast senkrecht wirken. Daher kommt es auch, daß der Einfluß dieses Gestirns in der heißen Zone oder den benachbarten Gegenden selbst auf das animalische Leben viel auffallender ist, als bei uns. Unser Gewährsmann erzählt, daß er in Afrika junge, eben zur Welt gekommene Thiere an der Seite der Mutter sterben gesehen habe, wenn sie den dort so mächtig wirkenden Vollmondsstrahlen ausgesezt gewesen seyen. Fische, Fleisch, sogar gepökeltes, gehen, dem Mondlichte bloßgestellt, bald in Verwesung über. Matrosen werden, wenn sie auf dem Verdeck schlafen, wo sie der Mondstrahl trifft, von Blindheit und Gesichtsgeschwulst befallen. Besonders aber finden sich die Paroxysmen Wahnwitziger in jenen Gegenden beim Lichte des Vollmondes sehr viel heftiger als bei den andern Mondphasen, was auffallend mit den Erscheinungen des Nachtwandelns selbst in unsern Breiten zusammentrifft, deren Heftigkeit, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, auch beim vollen Lichte des Mondes in einem überraschenden Maaß zunimmt. Es ist also augenfällig, daß das wunderbare Mondgestirn nicht bloß in einem astronomischen Bezuge, sondern in einer noch viel merkwürdigern geheimen Sympathie zur Erde steht, und dieser lezteru kann durch die sorgfältigsten Beobachtungen nicht genug nachgespürt werden. In der That aber läßt sich ein solcher Einfluß auch von einer Kugel erwarten, welche bei einem Durchmesser von fast 500 Meilen, in einer Entfernung, die kaum 50,000 Meilen beträgt, von der Erde schwebt, deren Nachtsonne sie abgibt. Betrachtet man die Gewalt, welche die Sonne auf unsere Planeten ausübt, so kann es wahrlich nicht überraschen, vom so viel nähern Monde ähnliche gewaltige Wirkungen zu erfahren. Vielleicht sind wir nur immer noch nicht aufmerksam genug darauf.

Von der geheimnißvollen Kraft des Mondlichtes wenden wir uns zu einer andern nicht weniger geheimnißvollen Naturkraft: dem Magnetismus, dessen praktische Behandlung in der lezten Zeit auch wieder Bereicherungen erfahren hat. Herrn Hoffer, Lehrer der Mathematik zu Linz, verdankt man nämlich die Erfindung eines neuen, äußerst kräftigen Verfahreus zum Magnetisiren hufeisenförmiger und gerader Stahlstangen, vermittelst dessen dergleichen Stahlstangen so zu sagen augenblicklich in starke Magnete verwandelt werden, ohne daß der dabei anzuwendende Magnet selbst eine mehr als gewöhnliche Kraft zu besitzen brauchte. Wir wollen uns bemühen, dieses Verfahren, auch ohne Anwendung von Abbildungen, deutlich zu machen. Was also zunächst die hufeisenförmigen Stahlstangen betrifft, so muß ich daran erinnern, daß man, um die nachher erlangte magnetische Tragefähigkeit derselben zu prüfen, an ihre glatt geschliffenen Füße einen eisernen Stab frei anlegt, der mit einem Haken versehen seyn kann, und an welch leztern man sodann die Gewichte hängt: ein solches Ding heißt der Anker, und der Magnet trägt also diesen und die anhängenden Gewichte. Will man nun einen hufeisenförmigen Stahl, nach Hoffers neuer Methode, sogleich in einen kräftigen Magnet verwandeln, so legt man ihm seinen Anker auf die beschriebene Art an, sezt einen ebenfalls hufeisenförmigen Magnet, mit dem der Stahl, Behufs jener Verwandlung, bestrichen werden muß, so dicht als möglich an diesem Anker auf den zu magnetisirenden Stahl, und fährt damit in gleichmäßigem Zuge bis über den Rand der Wölbung, dergestalt aber, daß dieser Streichmagnet immer eine, seiner ursprünglichen parallele Stellung behalte. Schon nach wenigen solchen Strichen wird man den Stahl kräftig magnetisch finden; nur muß man sich bei jedem Zurückführen des Streichmagnets in seine ursprüngliche Stellung, um einen neuen Strich zu beginnen, wohl vorsehen, den Stahl dabei nicht damit zu berühren. Sollen aber gerade Stahlstangen magnetisirt werden, so legt man zwei dergleichen in eine gewisse Entfernung neben einander, daß sie gleichsam die Schenkel des Hufeisens bilden, und verfährt übrigens mit Anker und Streichmagnet ganz wie oben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Mondbahn macht mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von beiläufig 5 Grad, liegt aber, wegen der beständig rückgängigen Bewegung der Knoten dieses Trabanten, bald zwischen Ekliptik und Aequator (welche sich bekanntlich selbst unter einem Winkel von 23½ Grad schneiden), und bald jenseits der erstern; demnach die größte Abweichung des Mondes nicht unter 18½ und nicht über 28½ beträgt, und er sich also, selbst im leztern Fall, nicht über 5 Grad aus der Tropenregion entfernen kann. M.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

Diese seltsam verhüllten Gestalten sah man haufenweise am Ufer aufgestellt, in den dunkeln Umrissen ihrer farbigen Kleidung einen wunderlichen Gegensatz zu den lichteren, zierlich geschmückten Gruppen der sich sammelnden Badegäste bildend. Die athletischen Gestalten kräftiger Seeleute, auf kurze Zeit wieder in der oft verlassenen Heimath einheimisch, berieten sich über die muthmaßliche innere Einrichtung der fremden Erscheinung, und kamen schließlich darin überein, daß die Fahrt auf einem gewöhnlichen Segelschiffe der Reise auf dem Dampfboote weit vorzuziehen sey, und solche, das Handwerk verpfuschende Neuerung höchstens für die elementkundigen, verzagten, wasserscheuen Landratten zu empfehlen sey. Etwas zurückgezogen, doch allmählich mit wachsendem Muthe die Scheu bei Seite setzend, zeigten sich Damen, welche, so eben den kalten Wellen entteilt, doch auch von der Neuigkeit des Tages zu profitiren wünschten. Keine der Welt und ihren Freuden nicht ganz abgestorbene Tochter Eva's wird sich leicht entschließen, sich von der Hauptzierde des schönen Geschlechts, dem langen, zur Toilette so nothwendigen Haupthaare zu trennen. Da jedoch der Gebrauch des Seebades das Benetzen und Untertauchen des Kopfes und mit demselben des Haupthaares unvermeidlich und nothwendig macht, so bleibt kein anderes Mittel, um das durchnäßte bald und gänzlich zu trocknen, als dasselbe aufgelöst um den Kopf flattern zu lassen, wo denn, wenn Phöbus und Aeolus günstig sind (und fast möchte man annehmen, daß der leztere seinen Sitz nach dem bescheidenen Ländchen Föhr verlegt hat, denn höchst selten nur herrscht vollkommene Windstille), dasselbe leicht und schnell den Eindruck Neptuns verliert. Auf diese Art sah man an diesem Tage, so wie immer in den Vormittagsstunden, fröhliche oder gesezte Damen in Morgenanzügen, auf denen zum Theil noch die Spuren des zürnenden, wellenschlagenden Oceans sichtbar waren, in bequemer Behaglichkeit, des fesselnden Panzers der Schnürbrust entbehrend, und gleich der Stammmutter Eva umwallt von fliegendem, wogenden Haarwuchse, sich dem Ufer nähern. „Sans gêne," ist die ewige Regel, welche den Wahlspruch eines jeden Badeortes bilden sollte, und die gute Anstalt zu Wyk eilt darin mancher ihrer bekannteren Nebenbuhlerinnen mit gutem Beispiel voran. Der sämmtliche Schwarm von Gaffern, groß und klein, hatte sich mit verdoppelten Schwerkzeugen bewaffnet, und als endlich das nahende Fahrzeug seinen Lauf und seinen Dampf fesselte und die Passagiere mit sammt ihrer Bagage in dazu bereit gehaltenen kleinen Schiffen und Böten an's Land gebracht wurden, richtete sich ein Heer von Brillen, Lorgnetten, großen und kleinen Ferngläsern auf die Ankommenden, und flüsternde Bemerkungen oder laute Bewillkommnungen tönten durch die Reihen. „Willkommen auf Föhr!" schallte es vom Ufer, und „viele Grüße aus Hamburg!" tönte vom Schiffe die Antwort. „Nicht viel Schönes!" lispelte eine Dame, den durch den Seewind aufrührerischen Haarreichthum in seine Schranken verweisend und die doppelte Lorgnette vom Auge ziehend. Jezt war das feste Land erreicht; munter und fröhlich sprang der männliche Theil der Passagiere an's Land. Bekannte schüttelten sich die Hände, und Erkundigungen und Grüße schallten in verworrenem Getöse zu den Ohren der über solche Herzlichkeit erstaunten, verhüllten Dorfkinder. Bei den weiblichen Passagieren war die Frage nach dem Befinden überflüssig; fast alle trugen auf den todtenbleichen, verstörten Angesichtern die Spuren der Geißel des Oceans, der Seekrankheit. Sie traten mit schwankendem, kurzen Schritt, mit unsicherer Kniebeugung an's Ufer.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Oktober.

Münchner Prater.

Ich habe in meinem vorigen Briefe der aufkeimenden Industrie unserer Wirthe rühmend gedacht; in dieser Beziehung ist noch einer Anstalt zu erwähnen, die sich vor allen in diesem herrlichen Sommer rühmlichst ausgezeichnet, nämlich unsers Prater's, der sich redlich bemüht hat, in die Fußstapfen seines hochberühmten Wiener Namensvetters zu treten, um wenigstens im verjüngten Maaßstabe das für München zu werden, was jener schon längst für Wien ist. Jeden Freitag Abend rauschende Harmoniemusik, eine magische Gartenbeleuchtung, kleine Feuerwerke, gutes, frisches Sommerbier, elegante und schöne Welt in Fülle, ein fröhliches, buntes Getümmel, dazu eine laue, italische Nacht, als wäre sie eigens für diese Festlichkeit geschaffen, was kann man mehr verlangen? Die Lage unsers Praters ist eben so originell, als materisch. Das Ganze bildet eine Isarinsel, an der auf der einen Seite die donnernden Cascaden, welche hier durch Kunst geschaffen sind, um den wilde Jergstrom zu zwingen, das ihm einmal angewiesene Bett nicht zu verlassen, schäumen und toben, während auf der andern, der Stadt zugekehrten Seite der Strom, dessen Wuth durch den jähen Sturz gemindert ist, so sanft und ruhig wie der murmelnde Bach einer theokritischen Idylle dahinfließt. Mit der Stadt hängt der Prater durch eine Brücke zusammen, auf deren linker Brüstung unter einer Art von Schilderhäuschen der heil. Benno, Schutzpatron unserer Stadt und besonders angebeteter Patron und Beschützer aller Fischer und Flößer der Isar, in Lebensgröße steht. Die Praterinsel gleicht einem abgerissenen Waldbruchstücke, das in irgend einem furchtbaren Naturaufruhr die wüthende Isar den Voralpen entrissen und hierher gespült hat. Herrliche Ahorne, Linden und breitästige Roßkastanien bieten Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl und lassen dem neugierigen Vollmond nur hie und da Raum, durch Laub und verworrenes Gezweige auf die lustigen Abendschwärmer zu blicken. Ein heiter und anspruchslos dekorirter Tanzsaal, mehrere kleine, am Rande der Isar stehende Sommerhäuschen in der Gestalt von Einsiedlerhütten, gothischen Kapellen mit bunten Scheiben, Sennhütten u. s. w., eine plätschernde Fontaine u. dgl. m. geben dem Garten eine höchst freundliche Staffage. Die Gartenbeleuchtung und das Leben und Treiben, wie es jeden Freitag Abend hier stattfindet, wird selbst den vielgereisten Fremden, wenn auch nicht durch blendende, großstädtische Eleganz, doch durch so manches Eigenthümliche und Originelle angenehm überraschen. Vielfarbig schimmernde, transparente Ballons, mit Callotschen Gestalten und Fratzen bemalt, schaukeln sich in den höchsten Wipfeln der Linden- und Kastanienbäume und beleuchten mit magisch wechselnden Lichteffekten die heimlichen Laubpartien. Ein ganzer Hesperidengarten, mit seltsam bunt leuchtenden Früchten strahlt uns in vielfachen Brechungen als ein feenhaft phantastisches Bild aus den Spiegelwellen der Isar entgegen. Die Sommerhäuschen sind ebenfalls zahlreich mit bunten Papierlaternen und Ballons geschmückt, die, je nachdem sie sich drehen und wenden und die nahen Gruppen beleuchten, manchem Mädchen zu einem holden Erdbild verhelfen, manche Schöne aber auch mit einem höchst ungalanten grünen und gelben Kolorit bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Oktober 1834.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem gesehn.

Schiller.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Dies sind nur die allgemeinsten Momente dieser schönen neuen Methode; mehrere Modifikationen und Nebenumstände übergehe ich, um den Begriff der Leser nicht zu verwirren. Allerdings aber kann man fragen, wie denn ein solches bloßes Bestreichen des Stahls mit einem Magneten hinreichen könne, um dem Stahl die überraschende Fähigkeit mitzutheilen, um selbst große Gewichte am Haken seines eisernen Ankers zu tragen, und besonders warum man den zu magnetisirenden Stahl nur beim Aufwärtsstreichen, nicht aber beim Zurückführen mit dem Streichmagnet berühren dürfe? Die eigentliche lezte Ursache der magnetischen Erscheinungen wird zwar mit unsern irdischen Sinnen hienieden nie erforscht werden können; wohl aber schmeichle ich mir, wenn man die magnetische Anziehung selbst einmal als bloßes, eine weitere Erklärung nicht forderndes oder ausschließendes Naturgesetz gelten läßt, über die Verwandlung des Stahls in Magnet und die dabei anzuwendende obige Behandlung des Streichmagnets etwas ziemlich Genügendes beibringen zu können. Indeß bin ich zu bescheiden, diese sogleich zu ertheilende sinnreiche Erklärung für mein Eigenthum auszugeben; ich verdanke die erste Idee vielmehr einem schon 1781 zu Ingolstadt erschienenen Werkchen: Theoria magnetis, explicavit Gabler. Dort wird nämlich angenommen, daß, wie wirklich höchst wahrscheinlich ist, alle kleinsten Stahltheile in der That schon Magnete sind, daß aber die ihnen inwohnenden magnetischen Kräfte oder Materien in der Stahlstange, welche die Vereinigung jener kleinsten Theile bildet, noch nicht eine solche Lage haben, daß sie eine Aeußerung der magnetischen Kraft gestattet, wodurch sich eben noch unmagnetischer Stahl vom schon magnetisirten unterscheide. Lasse man nun auf ersteren einen Magnet einwirken, so bestehe diese Wirkung gerade darin, diese vereinzelten und gleichsam noch todten Kräfte in's Leben zu rufen und zu einer Gesammtthätigkeit zu vereinigen. Hieraus wird nun auf einmal klar, warum, wie Hoffer oben vorschreibt, der Streichmagnet immer eine, seiner ursprünglichen parallele Stellung behalten soll, weil nämlich die symmetrische Vereinigung der magnetischen Anziehungskraft davon abhängt; und warum ferner der Streichmagnet beim Zurückführen nicht aufgesezt werden darf, weil nämlich durch eine solche Bewegung in entgegengesezter Richtung die schon gewonnene magnetische Symmetrie wieder zerstört werden muß. Ich gestehe, daß mir diese Hypothese eben so wahrscheinlich als fruchtbar vorkommt, und ich wünsche nur, daß sie den Lesern eben so erscheinen möge.

Digitized by Google

Wir haben in Nr. 151 unserer diesjährigen Blätter der Erfindung eines schottischen Hüttenmannes erwähnt, den Hitzegrad bei Schmelzfeuern dadurch bedeutend zu steigern, daß der Flamme nicht, wie bisher, kalte, sondern vielmehr auch schon erhitzte Luft zugeführt wird. Diese in der Theorie der Wärme wohlbegründete Idee verspricht für die Gewerbe von außerordentlicher Wichtigkeit zu werden. Es ist dieselbe kürzlich auf den Muldener Silberhütten im Erzgebirge, auf Veranlassung des verdienstvollen Oberberghauptmanns von Herder, praktisch in Anwendung gebracht worden und hat bei der Robarbeit die überraschendsten Resultate geliefert, so daß der Vorzug dieser neuen Schmelzmethode vor der ältern ganz entschieden ist. Die Luft wurde bis auf 168° Reaumur erhitzt, ehe sie in den Ofen gelangte, wobei sich die Heizung des Lufterwärmungsapparats mit einer sehr geringen Quantität Torf bewirken ließ. Dagegen sparte man aber nicht nur fast die Hälfte der Steinkohlen, um ein gleich großes Erzquantum zu schmelzen, sondern kam auch mit dieser Schmelzung viel früher zu Stande, was den besten Beweis für die große Intensität der auf diese Weise erzeugten Schmelzhitze abgibt. Man kann mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Anwendung dieses Verfahrens bei den übrigen Hüttenarbeiten ein gleich günstiges Ergebniß liefern werde, und darf also hoffen, künftig auch die ärmsten Erze dadurch noch zu benutzen, ja vielleicht selbst alte Schlacken mit Gewinn nochmals auszuschmelzen. Ich kann mich aber bei diesen jetzigen Riesenschritten der angewandten Physik und Chemie immer des Gedankens nicht erwehren, daß die Vorsehung vielleicht noch mit irgend einem unentdeckten großen Naturgeheimnisse zurückhalte, welches dem Gewerbe abermals einen ganz ungeahnten neuen Impuls ertheilen werde, und daß sie die gegenwärtige Zeit der Umwälzungen ausersehen habe, um damit plötzlich herauszutreten und Alles zu überraschen. Welchen Glücklichen wird sie aber ausersehen haben, um dies neue Geheimniß durch ihn finden zu lassen? Der angeregte Menschengeist — das muß man wenigstens gestehen — sucht jetzt in allen Schachten der tiefsten Natur eifrig genug darnach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Zaragoza gleicht sehr den übrigen großen Städten, und die Bewohner zeichnen sich durch ihre feinen Manieren aus, aber im Innern des Landes sind sie noch weit zurück. Die kleinen Städte besitzen in den meisten Provinzen eine Art Junkerthum, dessen Charakter Stolz, Unwissenheit und Armuth ist, und das sich von dem Bauernvolke ringsum nur durch größere Unbildung und weniger Nutzbarkeit für das allgemeine Wohl unterscheidet. Diese Klasse, die schlechteste in der spanischen Gesellschaft, soll in Aragonien im Ueberflusse vorhanden seyn und gewährt reichen Stoff für die Unterhaltung. Ich hörte auf etwas, das sehr ungeschlacht gesagt war, den Ausdruck anwenden: „Das mag für einen Capitan de Dragones aus Aragonien hingehen.“ Ich kenne einen Ort in Oberaragonien, wo es einen niedern Adel gibt, der ganz von dem Geiste des schlimmsten spanischen Stolzes beseelt ist, den man gegenwärtig selten mehr trifft und an diesen entlegenen Orten studiren muß. Die Navaresen sind sehr patriotisch, bis zur Rohheit freimüthig, aber ehrlich und alles Vertrauens werth, ziemlich industriös, in ihrer Haltung außerordentlich stolz und übertrieben ängstlich. In andern Beziehungen gleichen sie den übrigen Bewohnern der nördlichen Provinzen. Die obern Stände sind besser erzogen, als in den meisten andern Gegenden, und der Verkehr mit Frankreich erleichtert ihnen die Gelegenheit, sich Kenntnisse zu verschaffen. Die Bewohner der freien Provinzen sind vollkommene Republikaner, und zwar von der besten Art, indem sie gebildeter und von jener ungeschlachten Rohheit, Gemeinheit und dem Eigennutz der gemeinen Schweizer frei sind. In ihrem Benehmen sind sie stolz, zumal die Biscayer, welche alle durch Geburt Adelige sind. Das Land blüht im Kunstfleiß, doch verdankt es diesen großentheils den Frauen, welche in dieser Beziehung unübertroffen dastehen; die Männer schwelgen gerne in den Freuden des Tisches und sind Weintrinker, was in Spanien nicht gewöhnlich ist. Sie sowohl wie die meisten Bewohner der nördlichen Theile Spaniens würden vortreffliche Kolonisten abgeben; aber man müßte ihnen nothwendig so viel als möglich ihre Sitten und Gesetze lassen, was jedoch Schwierigkeiten hätte. Man findet sie häufig in Madrid in vertrauten Diensten, als Bediente und dergleichen; aber sie behalten immer die Sehnsucht nach ihren heimathlichen Bergen. In Anmuth wetteifern ihre Frauen mit den Andalusierinnen, und ihr baskischer Accent und die süßesten Stimmen von der Welt verleihen ihrem Wesen und ihren Manieren einen neuen Zauber; sie haben im Allgemeinen eine durchsichtige, glänzende Gesichtsfarbe und die schönsten Haare. Wegen einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Temperaments sind ihre Zähne selten gut und verderben frühe; ganz das Gegentheil ist bei den maurischen Stämmen der Fall, welche von ihren arabischen Vorfahren sehr schöne Zähne geerbt haben. Der Gang der Andalusierin ist ein kurzer Schritt, die Füße sind klein und das Gewicht ruht auf der Spitze des Fußes. Wenn sie, wie man dieses in den

Digitized by Google

südlichen Städten sehen kann, vom Regen überrascht, aus dem Thiergarten kommen, so werden ihre Schritte nur beschleunigt, aber nicht verlängert, und die senkrechte Richtung des Körpers und des Kopfes immer beibehalten. Die von der baskischen Race haben mehr einen schreitenden Gang, und man erkennt sie leicht in ganz Spanien an einer eigenthümlichen Art, die Beine nach vorwärts zu werfen. In der Haltung stehen sie indessen nur den Andalusierinnen nach. Die Asturier findet man allenthalben, und die meisten angesehenen Familien in der neuen Welt leiten ihren Ursprung von diesen wilden Gebirgsbewohnern her. Sie besitzen die bewährten Eigenschaften, die erforderlich sind, ihren Brodherrn Vertrauen einzuflößen. Die Galicier sind ein sehr arbeitsames und zur Auswanderung geneigtes Volk, welches die schweren Arbeiten verrichtet, welchen die trägen und verweichlichten Bewohner der großen Städte nicht gewachsen sind; sie repräsentiren die Irländer in London, die Savoyarden und Auvergnaten in Paris, und die Bewohner der Romagna und der Abruzzen in Rom. Durch ihre Industrie erwerben sie sich Geld, zuweilen selbst Reichthümer, und kehren kann in bestimmten Zwischenräumen wieder in ihre Heimath zurück; in ihren Sitten sind sie rauh, aber im höchsten Grade zuverlässig und ehrlich, und würden vortreffliche Kolonisten werden. Die lezte Regierung hätte diese Leute zur Kolonisirung der Sierra Morena und anderer Distrikte statt der Deutschen verwenden sollen, welche in der nächsten Generation schon ausgestorben waren; sie waren in keiner Beziehung tüchtiger, dazu weniger stark und muskulös als die Eingebornen, und konnten dem Klima nicht so gut widerstehen. Die Rauhheit der Manieren der Galicier ist sprüchwörtlich und dient beständig zu spöttischen Vergleichungen in der Gesellschaft; ich hörte von einem ungeschlachten Menschen in einer Gesellschaft sagen: es agallegado (er ist ein Bischen Galicier). Die Bewohner von Estremadura sind ein im Abnehmen begriffenes Volk, und es ist schwierig, sie in ihren verfallenen Städten und Burgflecken zu beobachten; sie sind aber dabei gebildet, und liefern wahrscheinlich eben so tüchtige Individuen, als irgend eine Gegend Spaniens. Keine Industrie irgend einer Art besteht hier, und das Land eilt rasch seinem Untergange entgegen. Den Kastilianern zufolge sind alle Tugenden in jener Hochebene vereinigt, woraus ihr Land besteht. Diese Ansprüche auf Superiorität werden indessen keineswegs von den Andern zugegeben, und die Gründe, worauf sie dieselben stützen, sind durchaus nicht einleuchtend. Sie behaupten, sie seyen freimüthiger und redlicher, als viele andere, und besäßen mehr tüchtige Eigenschaften. Es ist allerdings wahr, daß man einige der besten Muster des alten spanischen Charakters im Ganzen in Altkastilien findet, wo auch die Physiognomie verschieden ist und dem gleicht, was man die ursprüngliche römische Race nennt, welche dem Einfalle der Westgothen und Mauren, die fast alle übrigen vertrieben oder sich mit ihnen vermischt haben, vorberging. Der stärkste Wall gegen Neuerungen besteht in Altkastilien, wo die „Laudatores temporis acti“ und diejenigen, welche jede Veränderung als eine Verschlimmerung betrachten, sich hinter die festesten Bollwerke verschanzt haben. Von den Trümmern ihrer verfallenen Städte, welche rasch dem Schicksale der zahlreichen bereits untergegangenen folgen, und an deren Stelle Despodlados treten, begrüßten sie die Befreier des Landes, den Helden von Trocadero, der die „Santa Religion“ rette und ihnen die Mönche, den einzigen Trost ihres Lebens, zurückgebe. In diesen alten Städten kann man alte Männer in dem dürftigsten Anzuge sehen, welche sich mit „Señor Marquez“ oder ähnlichen Titeln, wie in Sicilien, begrüßen. Die Sitten in diesen alten Städten stehen aber auf der höchsten Stufe menschlicher Vollendung; die Feinheit, natürliche Leichtigkeit und der Adel ihres Benehmens sind unübertrefflich. Ueberall findet man die innigste Anhänglichkeit an alte Gebräuche, und wenn man Muster zu solchen nöthig hätte, so würde man sie nirgends so leicht wie hier erhalten; auch gibt es kein Volk in der Welt, welches an den Sitten seiner Vorfahren mit mehr Bigotterie hängt. In Neukastilien herrscht mehr Wohlstand und Ackerbauindustrie, als in der Schwesterprovinz. Wohlhabende Ackerbauer findet man aber besonders noch in der Mancha, welche den besten Begriff von jener Gattung von Staatsbürgern geben, die die Yeomanry (Freisassen) von Spanien bilden und zu den schönsten Stämmen der Welt gehören. In ihrem Betragen sind sie freimüthig, gastfreundlich, gewissenhaft und durchaus achtungswerth. In der Sierra Morena lebt vielleicht das gebildetste und feingesittetste Landvolk auf der Welt. Sie gehören eher zu der Race von Estremadura, als zu jener von Andalusien, und sprechen ein viel reineres Castilisch, als die halbarabische Bevölkerung dieser lezten Provinz. Auch ist ihre Physiognomie ganz verschieden, und in der Nähe vom Guadalkanal und der Umgegend tragen sie starke Spuren einer ursprünglichen Race, welche mit keiner andern in Spanien Aehnlichkeit hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, October.

(Fortsetzung.)

Münchner Prater.

Die unzähligen, unter Glaskugeln flammenden Kerzen auf allen Tischen tragen nicht wenig dazu bei, den Lichtzauber

Digitized by Google

zu erhöhen. Das Gewühl ist unbeschreiblich, überall die buntesten, lustigsten Gruppen, wie sie der Zufall zusammengebracht, überall lauter, doch anständiger Frohsinn und Scherz. Die donnernden Jagdfälle kämpfen vergebens gegen das Gebrause der Stimmen, gegen das Lachen und Jubeln der hier sich vergnügenden Menschenmasse. Feuerwerks-Dilettanten lassen den ganzen Schauplatz eine Minute lang in rothem oder weißem griechischen Feuer erglühen; ein allgemeines: ah! ah! und ein schallender Applaus belohnen die großmüthigen Lichtspender. Der Spätling wird sich hier vergebens nach einem Ruheplätzchen umsehen; Alles sitzt dicht gedrängt, Kopf an Kopf, oder Damenhüte, Tabakspfeifen, Sonnenschirme, Strickbeutel, Maaßträge u. dgl., welche die Person ihrer Inhaber repräsentiren müssen, vertreten ihm überall den Weg. „Ist Alles schon besessen!“ oder „versessen!“ ist das gewöhnliche Schlagwort, wenn man irgend einen unbesetzten Platz zu entdecken vermeint und eben Miene macht, sich niederzulassen. Doch plötzlich wird es ruhig; ein Pantenschlag hat das Signal gegeben, daß die Musik beginne; das Schreien wird zum bescheidenen Geflüster und das herzlichste, ausgelassenste Lachen zum Gekicher herabgestimmt. Eine imposante, rauschende Introduction, die den tragischsten Teufelsspuk jeder Operndichtung der neuern romantischen Schule würdig einleiten könnte, spannt unsere ganze Aufmerksamkeit auf die zu hörende Komposition; doch mit komischer Naivität springen jetzt die Töne von ihrem gravitätischen Taktkothurn in die leichten, tändelnden Weisen eines Straußischen Walzers über; wir sehen ein Lächeln auf dem Angesichte der lieblichen Mädchen in unserer Nähe, die Lockenköpfchen begleiten wiegend die schwebenden, schmeichelnden Takte, die Füßchen regen sich unwillkührlich. So manche theure Erinnerung, so viele liebgewordenen Schmerzen, die sich vom verflossenen Karneval, von den Musenmus- und tändelnden Bällen zu Neuvergbausen u. a. O. herschreiben, werden von den bekannten, lieblichen Klängen mit frischen Farben wieder belebt; eine unbezwingliche Ballsehnsucht bemeistert sich unserer jungen Männer und Frauen. Strauß's Walzer sind wahrhaft klassisch, so reich und voll an Melodien, an originellen Wendungen und Ideen, daß wir dabei, ohne Profanation, an so manche Dichtung voll zarten, deutsch sinnigen Humors unsers unsterblichen Mozart denken dürfen. Mancher schüchterne Jüngling, manches einsylbige Mädchen hat bei dem Takte des Straußischen Walzers Leben und Sprache erhalten; sind doch die Töne so frühlingsfrisch, so lebenswarm; wissen sie doch die heimlichste, zarteste Seite im jugendlichen Herzen schmeichelnd anzuregen und mitönen zu lassen! Welch eine Kluft zwischen der alten, ehrbaren deutschen Menuette unserer Großeltern und dem jetzigen leichtsinnigen Wiener Walzer!

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

In einem der Anstalt gehörigen Gebäude wird Mittags und Abends gespeist. Das Essen war im Laufe der diesjährigen Badezeit mitunter gut, öfter erträglich, zuweilen schlecht. Häufig hörte man bittere Klagen über den Restaurateur, aber der Mann ist der Meinung, der durch die Badekur geschärfte Appetit bedürfe keiner ungewöhnlichen Aufreizung und Veränderung. Einigemale in der Woche wurden Zusammenkünfte veranstaltet, welche den Namen Assembleen führten und an welchen ein großer Theil der Badegäste Theil nahm. Spiel, Tanz, Musik waren die Freuden, durch welche man die Zeit hinzubringen suchte. Sonderbar war der Eindruck von Hunderten, einander größtentheils ganz fremden Menschen, welche auf dem kleinen Punkt des von fünf- bis sechshundert Einwohnern bewohnten Fleckens Wyk zusammengedrängt und durch das Badeleben auf mancherlei Weise in Berührung gebracht waren. Schwer genug wurde es, bekannte Gesichter aus dem Schwalle herauszufinden; fast begrifflos hörte man die fremden Namen an den Ohren vorbeischwirren, und längere Zeit war erforderlich, ehe man in dem Getümmel sich einigermaßen zu orientiren vermochte.

Die glühende Hitze des übrigens der Badekur so zuträglichen vergangenen Sommers kann nicht leicht sich irgendwo beschwerlicher kund gegeben haben, als auf unserer Insel. Da unmittelbar an der Meeresküste keine Bäume gedeihen, so erscheint der daselbst gelegene Flecken Wyk gänzlich schattenlos. Dazu vermehrte sich die Anzahl der Fliegen und sonstigen Geschmeißes so sehr, daß man, so wie an das Klima, so auch an die Beschwerden Quito's und Peru's erinnert wurde. Die einzige Zeit am Tage, wo uns das angenehme Gefühl der Kühlung zu Theil werden konnte, waren die wenigen Minuten, die wir uns während des Badens im Wasser aufhalten durften, und es war natürlich, daß der Wunsch in uns rege wurde, öfter dieser lieblichen Empfindung theilhaftig zu werden, und demzufolge öfter als einmal am Tage zu baden. Das Baden in der Abendstunde hat überdem einen eigenen Reiz. Die Nordsee hat, wie viele Gewässer südlicherer Zonen, bei beginnabendem Herbste die Eigenthümlichkeit, daß bei der Berührung des Wassers während der Nacht Funken aus dem Wasserschooße sprühen. So folgte ich denn der Einladung einiger Bekannten und fuhr mit denselben nachdem die Dämmerung hereingebrochen war, dem Badeplatze zu, um mich mit ihnen, trotz des Morgenbades, noch einmal den Wellen zu übergeben. Tiefe Stille lagerte über Meer und Land; die Dunkelheit war so weit vorgerückt, daß nur durch Zarnfen Erkennung möglich war. Halb verschleiert erschien die Scheibe des Mondes am Himmel und versilberte mit ihrem blassen Lichte das kräuselnde Gewässer; kalt und warm umfluthete uns das großartige Element, das bei stürmischer Witterung nur zu oft uns eisig und tödend erschienen war; heimlich und still rauschten die Wellen, als flüsterten sie uns Kunde aus entfernten Welten oder vergangenen Zeiten zu, und kaum hatten wir uns ihrem Schooße übergeben, als wir uns beim Plätschern von einem Feuermeer umgeben fanden und die wilden, feindlichen Töchter der Natur, Feuer und Wasser, sich friedlich gesellt in reizender Vereinigung zeigten. Phosphorischer Glanz, scheinbar dem sandigen Boden des Meeres entsteigend, erschien auf der dunkelblauen Oberfläche und wallte über unsere Häupter hin. Die Erinnerung an diesen Vorfall ist mir bei dem Rückblick auf die durchlebte Badesaison einer der reizendsten Punkte. Leider kann man diesen Genuß sich nicht häufig verschaffen, indem, abgesehen davon, daß viele Aerzte das zweimalige Baden am Tage nicht für zweckmäßig halten, das Phänomen des Meerleuchtens in der Nordsee nur zuweilen eintritt, und überdies in der Abendstunde hohe Fluth erfoderlich ist, indem bei der vorgeschrittenen Dunkelheit das bei der Ebbe nothwendige weite Hineinfahren der Badekarren bei der Unebenheit des Wasserbodens gefährlich seyn würde.

Ich schließe hier, und behalte mir vor, in einem zweiten Briefe mich vollends über das Seebad auf Föhr auszusprechen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 198.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Oktober 1834.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
L. Uhland.

Lieder von Georg Rapp.

Herbstnebel.

Also du auch kannst erkranken,
Junge Maid du, holdes Thal?
Schwermuth kann auch dich umranken,
Wahnsinn tilgen deinen Strahl?

Nebel hat dich eingenommen.
Dorf und Matten, Quell und Hain,
Alles hat er überkommen,
Schluckt es wild gefräßig ein.

Hahnenruf und Ton der Glocken,
Kinderschrei und Quellenwort
Scheint ihn nur noch mehr zu locken,
Hallt in seinem Bauche fort.

Wie ein lezter Lichtgedanke
Glänzt ein Restchen Himmelblau;
Zeigt im Strahl auf junger Ranke,
Wie so selig war die Au.

Thalruf.

Und du willst fort
Vom trauten Ort?
Aus deiner Heimath fort im Schelten?
Kann der ein Sohn der Lieder gelten,
Der so vergißt,
Was Heimath ist?

O bleib bei mir!
Was that ich dir?
Wo ist ein Berg, der dich nicht hübe,
Wo eine Au, die dich nicht liebe,
Die Quelle wo,
Die fühllos floh?

O schau herein,
Wir bleiben dein!
Der Wald mit tausend Liebesstätten,
Die Felsen mit den freien Betten,
Die Blumen bunt,
Es fleht ihr Mund!

Du scheinst mir krank,
Du, ohne Dank!
Wo war ein Glück, das wir nicht gaben,
Wo eine Lust, die wir nicht haben?
Wo war ein Gram,
Den ich nicht nahm?

Digitized by Google

Machst du dich los
So thränenlos?
Dir wird von meinen Lüften träumen,
Von meinen hohen Balsamräumen.
Ja, geh nur, geh!
Dir thust du weh!

Das gesellige Leben der Spanier.

(Beschluß.)

In der Kraft und der Gewandtheit der Conversation sowohl als in dem Geschmacke daran werden die Spanier von keinem andern Volke übertroffen. Frau v. Staël sagt: „La conversation, comme talent, n'existe qu'en France.“ Sie würde sich dieses Ausdrucks nicht bedient haben, hätte sie Gelegenheit gehabt, die Spanier zu beobachten, welche das wahre Talent in einem weit höhern Grade besitzen, als die Abkömmlinge der Gallier oder irgend eine andere europäische Nation. Der Conversationsstyl ist ernst, aber heiter, selten bemerkt man das Streben, zu prunken oder zu übertreiben, worunter die heutige Conversation in Frankreich so sehr leidet; eben so wenig sieht man, daß irgend Jemand die Conversation allein führt, sondern diese macht im ganzen Kreise die Runde, indem ein Jeder geduldig, in tiefem, achtungsvollen Schweigen wartet, bis die Reihe an ihn kommt. Das tiefe, bedeutungsvolle Schweigen der Griechen herrscht, so lange Jemand spricht, beständig in Spanien. Was gesprochen wird, wird fest und klar ausgedrückt, ohne den Ton zu dehnen oder ihn zu übereilen, stets der Vorschrift des Cervantes eingedenk, „nicht so zu sprechen, als wenn man auf seine eigene Stimme lauschte.“ Unzählige Personen besitzen jenen trockenen Witz, der diesen unnachahmlichen Schriftsteller auszeichnet. Man findet ihn gewöhnlich in guter Gesellschaft, wo auch der feinste Geschmack dafür herrscht. Trockene und ernste Einfälle dieser Art erregen in der Gesellschaft ein schallendes Gelächter. Die Gewalt des Lächerlichen fürchtet man hier eben so sehr als in Frankreich, aber sie ist von ganz verschiedener Art, und nichts schützt dagegen, wenn sie wohl gehandhabt wird. Der Gesprächston erhält durch die Gewohnheit, Ausfüllungs- und Verkleinerungswörter anzuwenden, die hier noch mehr als unter den Italienern im Gebrauch sind, eine ungemeine Leichtigkeit; eben so darf man neue Worte schaffen und sie für einen temporären, gelegentlichen Zweck gebrauchen, was von sehr vielen Personen mit einer unnachahmlichen Grazie geschieht. Wenn sie Effekt hervorbringen wollen, so tragen sie Sorge, nicht über die Grenzlinie hinauszugehen, sonst erhält man sogleich den Namen eines Charlatans. Das Talent, Beinamen oder Spottnamen zu geben, ist ganz außerordentlich, jedoch geschieht es im Allgemeinen mit guter Laune, selten mit Bosheit. Vorzüglich sind die Frauen darin große Meister, indem sie mit ungemeiner Schnelligkeit und Takt jede Sonderbarkeit aufgreifen.

Einige der tüchtigsten und vortrefflichsten Männer in Spanien findet man unter dem Provinzialadel, der nicht in der Hauptstadt zu leben genöthigt ist, und in seinem Bezirke Eigenthum und Einfluß besitzt. Andererseits macht sich der Mangel einer wahren Mittelklasse mit allen seinen nachtheiligen Folgen in dem Baue des gesellschaftlichen Körpers fühlbar. Der Geist der Unabhängigkeit, welcher als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Landvolks und der untern Klassen erscheint, erstreckt sich überall hin. Dieser unabhängige moralische Charakter, diese Grundsätze der Gesellschaft haben Spanien gerettet und den Nationalcharakter mitten unter der Verderbniß und schlechten Verwaltung fast unberührt erhalten. Bei Beurtheilung dieses eigenthümlichen Landes ist es einer der größten und gewöhnlichsten Irrthümer, daß man die mit einander in gar keinem Zusammenhange stehenden Gewalten vermengt. Die Theorien der chinesischen oder anderer orientalischen Schriftsteller, welche sich einbilden, daß England durch die ostindische Kompagnie geleitet werde, kommen der Wahrheit eben so nahe. Weder die Regierung, noch ihre Agenten haben den geringsten Einfluß, noch hält man sie für etwas mehr, als wenn sie nicht im Amte wären, wobei man sie indessen überall mit der gehörigen Achtung behandelt und bei den Visiten die Formen gehörig beobachtet. Im Allgemeinen ist die Brut in den öffentlichen Aemtern, welche das schmutzige Werk der Regierung vollbringt, so sehr der äußern Erscheinung nach von der übrigen Gesellschaft verschieden, daß sie, wie die untern Kasten in Indien, einen ganz getrennten Stand bilden. Ich habe mich öfters gewundert, woher sie solche Exemplare nahmen, wie sie mir zu Gesicht kamen; sicher war es keine leichte Sache. Das Gouvernement des Calomarde hatte nach allen seinen Verzweigungen ein eminentes Talent hierin; denn unter den niedrigen Agenten hatte es ganz außerordentliche Exemplare aufzuweisen. In einem so eigenthümlichen Lande, wie dieses, wo sich alle Extreme berühren, wo die höchste Civilisation und der roheste Zustand der Gesellschaft neben einander bestehen, kann es nicht an Gegensätzen und Paradoxen fehlen. Der Nationalcharakter ist in hohem Grade frei und offen; jedoch wenn man irgend ein Laster als das vorherrschende bezeichnen sollte, so ist es Betrug und Doppelzüngigkeit, die in einem ungewöhnlichen Grade sich vorfinden. Dieses ist ohne allen Zweifel orientalisch und geht vom Haupte des Staates abwärts. Wenn ein in

Digitized by Google

Ungnade gefallener Minister eine lezte Audienz bei seinem Könige hat, so wird ihm in der Regel aus dem königlichen Munde eine Cigarre präsentirt, das höchste Zeichen der Herablassung und der guten Laune, wie das Ohrzupfen Napoleons; unmittelbar hierauf findet er, wenn er in seinen Wagen steigt, eine Suspensions- oder Verbannungsordre nach einem entlegenen Orte: ein ganz orientalisches Verfahren. Ein anderes vorherrschendes Laster ist die Bestechung. Es ist so allgemein, daß nichts, weder Gutes noch Schlimmes, ohne sie bewirkt werden kann, und es könnte scheinen, als erstrecke sie sich über alle Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl ist der Nationalcharakter das Gegentheil davon, und wenn man die Routine der Gerichtshöfe und der öffentlichen Aemter bei Seite läßt, kann man unzählige Fälle finden, wo man den edelsten Beweisen von Uneigennützigkeit begegnet. Eine seltsame Art von Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, stellt die Weise dar, wie man Geschenke gibt. Um ihren Erfolg zu sichern, ist eine gewisse Delikatesse und Gewandtheit nothwendig, und im Allgemeinen müssen sie so dargeboten werden, als wenn der Geber von dem Andern die Annahme als eine Gunst verlangte. Im Allgemeinen nimmt man diese Gaben, ohne dafür vielen Dank zu erstatten; eine Sonderbarkeit bei einem auf die Formen der guten Lebensart so aufmerksamen Volke. Die Ursache scheint in dem Gefühle zu liegen, daß das Geben bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Herkommens und eine Pflicht ist, und daß es sowohl den Geber wie den Empfänger verlezt; eine aus dem Oriente herübergekommene Maxime.

So sind die Sitten Spaniens, wie sie mir nach langer Bekanntschaft und redlicher, unpartheiischer Beobachtung erschienen sind. Gewiß sind es nicht die Sitten eines lasterhaften Volks, obwohl Laster und Verderbniß sich unter ihm findet. Ungezierte Würde, geduldige Heiterkeit unter Mißgeschick und Ergebung in die Leiden des Lebens kann jede Nation von ihm lernen, und die meisten würden bei dem Vergleiche erröthen, wenn sie die Art kennten, wie man Unglück in diesem Lande erträgt.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

In der That bleibt in diesem unruhigen Jahrhundert wohl keine Art des Gewerbes und der Kunst ohne die auffallendsten Verbesserungen. So hat z. B. kürzlich die Uhrmacherkunst wieder einen der bedeutendsten Fortschritte gemacht. Nichts war nämlich an den Uhren, zumal in Schlafzimmern, unerträglicher, als das Geräusch, welches sie machen; und wen hätte der Pendelschlag seiner Stutzuhr, oder das Picken seiner Taschenuhr wohl nicht schon unangenehm gestört? Jezt hat nun ein Uhrmacher in Kettle in Schottland, mit Namen Symington, eine Uhr erfunden, welche von diesem Fehler frei ist. Sie hat nämlich weder Pendel noch überhaupt Hemmung, worunter man bekanntlich jeden mit dem Steigrad verbundenen und dessen Gang gleichförmig erhaltenden „Regulator“ versteht, sondern es ist dafür an dem Kronrade eine eigenthümliche Vorrichtung angebracht, wodurch der Zweck der Gleichförmigkeit im Uhrgange gleich gut erreicht wird. Diese Uhr braucht überdies alljährlich nur Einmal aufgezogen zu werden, und das Material, in welchem sich ihre Zapfenlöcher befinden, läßt keine oder doch nur eine so geringe Reibung zu, daß sie auch keines Oels bedarf. Man erwartet jezt eine solche Uhr in London, und da diese Erfindung gewiß einen eigenthümlichen Reiz hat, so werde ich sie um so sorgfältiger im Auge behalten, damit ich seiner Zeit ausführlich darüber referiren kann. Die Nachahmung auf dem Kontinent wird nicht lange ausbleiben.

Aus dem Gebiete der Anwendung der Chemie auf das bürgerliche Leben haben wir diesmal ganz besonders eines in England entdeckten Mittels gegen die trockene Bauholzfäulniß (dry rot) zu erwähnen, dessen Wichtigkeit denjenigen besonders in die Augen springen wird, welche wissen, wie viel Holz namentlich die europäischen Marinen jährlich durch diesen Verderb einbüßen, und wie sehr die Wälder der alten und der neuen Welt von guten, starken Bauhölzern, besonders Schiffbauhölzern, schon gelichtet sind. Die jetzige königliche Seemacht in England allein begreift an Bauholz weit über eine Million Last (zu 4000 Pfund); die Erbauung eines Schiffes vom sechsten Range erfordert doch immer noch fast tausend Last. Und gleichwohl richtet jene „trockene Fäulniß“ ein Schiff oft schon nach wenigen Jahren so zu, daß es bedeutender Reparaturen bedarf; und man schlägt diese Ausbesserungskosten bei der königlichen Marine in Großbritannien jährlich durchschnittlich auf eine Million Pfund Sterling an. Jenes Gegenmittel gegen das große Uebel der „trockenen Fäulniß“ besteht nur darin, daß man die Schiffbauhölzer mit einer Auflösung des ätzenden Quecksilbersublimats befeuchtet oder durchdringt. Das Quecksilbersublimat besteht aus einer Auflösung eines Quecksilberoxyds in Salzsäure, obwohl es auch noch andere Zubereitungsarten gibt, und ist hiernach in Wasser wieder auflöslich. In diesem Zustande wird es in große eiserne Reservoirs gelassen, worauf man die damit zu befeuchtenden oder zu durchdringenden Gegenstände darin untertaucht; nach sechs bis acht Tagen ist die

Digitized by Google

Operation vollendet. Der erste Gedanke dieses so einfachen und doch so energischen Schutzmittels gehört einem Herrn Kyan; das Admiralitätsamt hat dasselbe aber schon einer mehrjährigen Prüfung unterworfen, und der Erfolg scheint die Erwartungen übertroffen zu haben. Auch äußert sich der Professor Saraday in einem vor dem königlichen Institut gehaltenen Vortrage über diesen Gegenstand eben so vortheilhaft über Kyans Verfahren; und einem der größten und wichtigsten Uebelstände beim Schiffbaue wird also somit für die Zukunft wohl abgeholfen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Strauß und seine Censurfreiheit. Drouet d'Erlon als Bierbrauer.

Könnte nicht ein philosophischer Historiker die ganze Geschichte deutscher Gesittigung und Art, wie sie sich etwa in einem Zeitraum von hundert Jahren entwickelt haben mag, an diese beiden Pole knüpfen? Strauß ist vielleicht der Einzige, der Alles schreiben darf, was er will, und dem die Censur Alles ungestrichen und ungestraft dahingehen läßt; und doch ist er der liberalste Tondichter unserer Zeit, ein wahrhaft radikaler Republikaner, der alle Stände und Klassen der Gesellschaft nivellirt, vor dem alle Tänzer und Tänzerinnen gleich und ebenbürtig sind, der uns im lustigen ⅔ Takt die gefährlichsten Grundsätze vorzeigt. Noch Vieterl ließe sich über den originellen, schöpferischen Strauß sagen, doch die lezten Takte des Walzers sind eben verklungen, und ein schallendes Bravo! da Capo! da Capo! legt dem braven Musikkorps vom königlichen Leibregimente die schmeichelhafte Nothwendigkeit auf, von Neuem zu beginnen. Hie und da verlöschen schon die Lampen; es geht auf Mitternacht; die Gruppen vereinzeln sich; unter traulichem Scherz und Geplauder ziehen unsere lebenslustigen Münchner schaarenweise der Stadt zu, und der heilige Benno auf der Praterbrücke mag wohl etwas unwillig den Kopf über die frivolen Residenzstädter schütteln, welche ohne weitere Umstände den freitäglichen Fasttag zu einem Festtage umzuschaffen wissen.

Sie sehen, daß unsere Wirthe ihren Gästen auch etwas mehr als gutes Bier zu bieten wissen, und daß es bloß einer lezten, aufmunternden Anregung von Seiten des Publikums bedarf, um sie zu außerordentlichen Leistungen zu bewegen. Wir haben hier Wirthe, wie sie uns wohl schwerlich eine andere Residenzstadt aufweisen könnte, Männer von Rang und Würden, die wir als moderne Cincinnate von Maaßkrügen, Bratwürstel, Kochtöpfen und Pfannen umgeben sehen. Wir können in Neuhofen Bier trinken, das uns der Graf Zech oder die gnädige Frau Gräfin selbst eingezapft haben; der Gastwirth Findl ist während des Oktoberfestes erster Rennmeister, und sonst Jahr aus Jahr ein Ritter vom goldenen Sporn. Neulich ist sogar ein Mann, dem wir das beste Bier in unserer Umgegend verdanken und dem die bedeutende Wirthschaft von Hesseloh gehörte — Gouverneur von Algier geworden. Graf Drouet d'Erlon war unter Napoleon ein eben so ausgezeichneter Offizier, als er nach der Restauration, wo er flüchtig werden mußte, um nicht das Schicksal seines gefeierten Waffengefährten, des Marschalls Ney, zu theilen, und unter dem Namen eines Baron von Schmidt sich hier niederließ, ein ausgezeichneter Oekonom und Bierbrauer war. Er kaufte das Gut Hesseloh, richtete die Oekonomie dort ein, braute das berühmte Hesseloher Bier, und brachte überhaupt das Ganze auf einen solchen Grad von Wohlstand und Vollkommenheit, daß sich wohl schwerlich eine Landwirthschaft unserer Umgebung mit diesem Gute wird messen können. Drouet, der bei Napoleons Rückkehr von Elba Kommandant von Lille war, pflanzte bei der ersten Nachricht, daß sein großer Kaiser den Boden Frankreichs betreten habe, die drei-farbige Fahne auf die Wälle Lille's auf, und somit war auch sein Urtheil bei der Restauration gesprochen. Doch er entkam glücklich und fand hier, so wie der durch die Aufopferung seiner edelmüthigen Gattin der Guillotine glücklich entrissene Lavalette, der längere Zeit am Starenberger See verborgen lebte, an dem König Maximilian Joseph einen hochherzigen, zuverlässigen Beschützer. Graf Drouet wurde später unter Karl X. begnadigt; doch erst die Julirevolution machte es dem siebzigjährigen Greise wünschenswerth, sein Vaterland wiederzusehen, und vor nicht gar langer Zeit ist ihm der beschwerliche, jedoch höchst ehrenvolle Posten eines Civil- und Militärgouverneurs von Algier übertragen worden. Das Gut hat der Minister Graf Montgelas erstanden; der gegenwärtige Pächter soll, wie man sagt, der Kammerdiener des frühern Besitzers seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 250:

Das Haar.

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 2.

Zum hohen Norden müßt ihr gehen,
Wollt ihr den Hörnerträger sehen:
Ihr könnt ihn dort auch hören brüllen,
Mit seinem Duft die Nase füllen;
Wie kann sich die Natur verlieren,
Ein solches Best zu parfümiren!
Fangt ihn, so werd' ich euch nicht wehren,
Mit Appetit ihn zu verzehren;
Worauf euch seine schwarzen Wollen
Zu warmer Hülle dienen sollen,
Die doppelt lieblich ist zu fühlen,
Wo euch die Luft Eisberge kühlen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 38.

Sonnabend, 25. Oktober 1834.

[556] **Erniedrigter Preis**
von
Goethe's sämmtlichen Werken
in 55 Bänden.
Ausgabe in groß Octav.

Um dem frech eindringenden Nachdruck von Goethe's sämmtlichen Werken entgegen zu wirken, zeigt die Unterzeichnete hiemit an: daß sie sich entschlossen hat, die Octavausgabe für einige Zeit zu einem bedeutend erniedrigten Preise gegen baare Zahlung abzulassen, und zwar:

die Ausgabe auf Velinpapier für fl. 90 — anstatt früher fl. 125. 24 kr.
oder Rthlr. 50 — anstatt früher Rthlr. 69. 16 Gr. sächs.
die Ausgabe auf Druckpapier für fl. 60 — anstatt früher fl. 79. 12 kr.
oder Rthlr. 33. 8 Gr. — anstatt früher Rthlr. 41 sächs.

Hienach würde der Band dieser vollständigen Ausgabe, welche auch den Nachlaß in 15 Bänden in sich schließt, auf Velinpapier nur ganz wenig über fl. 1. 30 kr. und auf Druckpapier fl. 1. 5 kr. zu stehen kommen.

Von der wohlfeilen

Taschenausgabe in 55 Bänden

werden noch Exemplare zum Subscriptionspreise
auf Velinpapier für fl. 44. 36 kr. oder Rthlr. 24. 18 Gr. sächs.
auf Druckpapier für fl. 29. 42 kr. oder Rthlr. 16. 12 Gr. sächs.
gegen baare Zahlung abgegeben.

Der durch die Herabsetzung obiger Ausgaben bezweckte größere Absatz wird der Vertragsbestimmung gemäß weniger uns, als den von Goethe'schen Erben Nutzen bringen, und man darf daher wohl um so mehr auf theilnehmende Förderung desselben hoffen.

Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf obige Werke an und werden von uns in den Stand gesezt, sie zu den angezeigten Preisen zu liefern, bis durch eine spätere Bekanntmachung wieder ein erhöhter Preis eintreten wird.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[541] **Karte von Spanien und Portugal.**

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Karte von dem iberischen Halb-Insellande oder den Königreichen

Spanien und Portugal,

entworfen und bearbeitet
von
Dr. H. Berghaus,
in Kupfer gestochen
von
Brose.

Maasstab 1/500,000. Preis 4 fl. 30 kr.

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genießen, dürfte in den jetzigen, für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, den 1. Okt. 1834.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[526] **Für Landwirthe und solche, die es werden wollen.**

Pabst, H. W. (Großh. Hess. Oekonomierath und beständ. Sekret. der landwirthsch. Vereine ꝛc.), Lehrbuch der Landwirthschaft. 1r Band. Pflanzenproduktionslehre.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. gr. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Der durch seine früheren Schriften vortheilhaft bekannte verdienstvolle Verfasser hat dieses Lehrbuch hauptsächlich zur Grundlage des Unterrichts und Studiums angehender Landwirthe bestimmt, indem er es zum Behuf seiner öffentlichen Vorlesungen an dem Institute zu Hohenheim und jezt zu Darmstadt ausarbeitete und denselben zum Grunde legt. So willkommen dessen Erscheinung besonders seinen zahlreichen Schülern seyn wird, so wird nicht minder der praktische Landwirth manche ihm früher nicht bekannt gewordene Erfahrung darin finden.

Dieser erste Band bildet auch unter dem oben angeführten Titel ein für sich bestehendes Ganze.

Digitized by Google

Die gegen sein Erwarten vermehrten Berufsgeschäfte des Hrn. Verfassers erlauben ihm nicht, die Ausarbeitung seiner Materialien so anhaltend zu betreiben, als der Verleger dies in seiner ersten Ankündigung versprach.

Um indessen den Erwartungen der Besitzer des ersten Theils möglichst zu entsprechen, erschien nun des zweiten Bandes 2te Abtheilung auch unter dem Titel:

Landwirthschaftliche Betriebslehre ꝛc. gr. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Beide Bände sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

Darmstadt, im August 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[544] In meinem Verlage ist erschienen:

Stahr, Dr. Ad., Aristoteles bei den Römern. 8. 1834. 1 Thlr.

Wittich, Alex., de Reipublicae Romanae ea forma, qua L. Cornel. Sulla Dictator totam rem Romanam ordinibus, magistratibus, comitiis commutavit. Commentatio primario ornata praemio. 8. maj. 1834. 1 Thlr.

Leipzig, den 20. Sept. 1834.

August Lehnhold.

---

[515] Im Verlage der Math. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das

Thal von Almeria.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend.

Von

dem Verfasser der Beatushöhle.

Mit 1 Titelkupfer. 8. 30 kr. oder 8 gGr.

Der gemüthvolle Verfasser der mit so allgemeinem Beifalle aufgenommenen „Beatushöhle" besitzt im hohen Grade die schöne Dichtergabe, durch die einfache und doch so blühende Sprache, durch den interessanten Gang seiner Erzählungen, unwiderstehlich Herz und Gemüth des unbefangenen Lesers bis auf's lezte Wort gefesselt und gespannt zu halten. Er kennt das menschliche Herz und seine ersten Bedürfnisse: Religion und wahre Tugend. — Derselbe übergibt diese neue Erzählung, welche in mancher Beziehung als Seitenstück zur „Beatushöhle" betrachtet werden kann, allen Verehrern und Beförderern des Wahren, Schönen und Guten, vorzüglich aber der gefühlvollen reifern Jugend — mit dem Wunsche, dieselbe möchte mit gleichem Beifalle eben so gutmüthig von Jung und Alt aufgenommen werden, wie seine Beatushöhle.

Der verlorene Sohn.

Die Geschichte einer deutschen Familie. Zur Beherzigung und Warnung für die reifere Jugend und für Eltern, erzählt von W. M. N*****. Mit einem Titelkupfer. 12½ Bog. 8. 36 kr. oder 9 gGr.

Eltern, denen das sittliche, auf eine gute Erziehung gegründete Wohl ihrer Kinder, Jugendbildnern, denen die anvertraute Unschuld am Herzen liegt, wird diese interessante Erscheinung im Reiche der Jugendschriften eben so willkommen seyn, als es vor zwei Jahren die „Glocke der Andacht" religiösen Gemüthern war. Die liebe Jugend ist umschwebt von tausend Gefahren des bösen Beispiels. Die üble Wahl dieses kann nur eine Frucht bringen, wie das hier geschilderte Opfer der Verführung und des bösen Beispiels im frühen Grabe sie finden muste. Möge dies Werkchen die Herzen recht vieler Jugendfreunde öffnen, und als ein stiller Schutzgeist der unerfahrnen Jugend überall Eingang finden.

---

[495] # Für Eltern, Erzieher und zum Schulgebrauch.

Bei G. Basse in Quedlinburg sind so eben erschienen:

K. L. Heldermann's kleines

Handbuch der Gymnastik

für die deutsche Jugend. Oder Unterricht in den zur Beförderung der Gesundheit, Kraft und Gelenkigkeit des Körpers und zur physischen Ausbildung überhaupt unentbehrlichen Leibesübungen. Für Eltern, Erzieher, Lehrer an Schulen und Privat-Erziehungsanstalten, sowie zum Selbstunterricht für Jünglinge und Knaben. Nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet.

Motto: Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend verfällt, ach! wo der Körper verdirbt;
Den Ort, wo er wurde geübet, bezeichnet der Name.
Bei den Hellenen war That; aber wir reden davon.

Klopstock.

Mit vielen erläuternden Abbildungen.
8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Oratorische Beiträge.

Eine Auswahl von Prologen, Dialogen und Dramen zum Gebrauch bei den Deklamations-Uebungen in Schulen und bei feierlichen Redeakten. 8. Preis 18 Gr.

---

[521] Im Verlage von Fr. Aschenfeldt in Lübeck ist erschienen:

Geibel, Carl (Pastor zu Braunschweig), Predigten. 23 Bog. gr. 8. 1 Rthlr.

Diese Kanzelreden verbreiten nicht allein helleres Licht wie bisher über die braunschweigische Kirchenangelegenheit und beurkunden dabei das treffliche Rednertalent des Verfassers (s. Gersdorf Repertorium der Literatur, 1831, Nr. 11), sondern sie tragen auch zugleich einen so reichen Schatz wahrer Religiosität in sich, daß sie jedem Gebildeten als ächt-christliches Erbauungsbuch noch besonders empfohlen werden können.

---

[463] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersezt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis dritter Band. gr. 8. Auf weißem Druckpapier. 9 Thlr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugethiere und Vögel, der zweite (1832, 34⅞ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische und der dritte (1834, 40 Bogen, 2 Thlr. 16 Gr.) die Mollusken.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[523]

Menzel's Geschichte der Deutschen.

Dritte Lieferung.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Dritte Lieferung, 14 Bogen, bis zum Jahre 1240.

Gr. 8. schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, broch. Subscriptionspreis 1 fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824 bis 1827) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem Deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 fl. oder 15 gGr. somit für das ganze Werk auf 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gGr. festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Die 4te Lieferung wird eben verschickt; die 5te und 6te werden rasch aufeinander folgen, und mit Jahresschluß das Ganze vollendet seyn.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 fl. 36 kr. (Verlag von Hallberger.)
— — Rübezahl. Ein Mährchen. 1829. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Narcissus. Ein Mährchen. 1830. 8. 2 fl.
— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 fl.
— — Reise nach Oesterreich. 1833. 8. 2 fl. 45 kr.
— — Literaturblatt. 4. 1829—1834. Jeder Jahrgang 6 fl.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[560] In meinem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Atlantische Erinnerungen, Reisebilder aus Canada und den vereinigten Staaten von Nordamerika, von Th. Pavie. Aus dem Französischen. 2 Thle. 8. broch. 2 Rthlr.

Der Verfasser entwirft in einem reichen, blühenden Styl ein getreues Bild der vereinigten Staaten in allen ihren Beziehungen. Scharfsinnige Reflexion und eine immerfort geistreiche und interessante Darstellung machen dieses Werk zur angenehmsten Lektüre. Vorzüglich können wir es aber Jedem anempfehlen, der nicht bloß trockene statistische Notizen und dürre Reiseskizzen verlangt, sondern ein lebendiges Bild jenes wunderbaren Kontinents, der die Aufmerksamkeit und das Staunen Europas in immer erhöhterem Grade erregt, zu haben wünscht.

J. Janin, der Glücksjäger. Novelle. Aus dem Französischen von B. 8. broch. 1 Rthlr.

Vielleicht die geistreichste Erscheinung unserer Zeit. Von dem Herrn Uebersetzer mit Sorgfalt bearbeitet, bildet dieses Büchlein ein würdiges Seitenstück zu den besten Dichtungen der neueren Zeit, und muß für jeden Gebildeten von dem höchsten Interesse seyn.

Braunschweig, 1834.

Ch. Horneyer.

Digitized by Google

[540] Im Verlage von F. C. Löflund und Sohn (F. H. Köhler) in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Universal-Lexikon der Tonkunst

oder

Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften.

Herausgegeben von

M. Fink, Dr. Großheim, Dr. Heinroth, Professor Dr. Marx, Direktor Naue, G. Naumburg, L. Rellstab, Ritter J. v. Seyfried, Prof. Weber u. A.

redigirt von

Dr. G. Schilling.

groß Lexikonformat. 1r Bd. 1ste Lieferung. Bogen 1—8. A — Albonesio.

1r Subscr.-Pr. à 10 Gr. sächs. od. 45 kr. rh. für jede Lief.
2r — — à 12 Gr. sächs. od. 54 kr. rh.

Lezterer tritt mit Erscheinen der 2ten Lieferung bestimmt ein. Statt aller Empfehlung verweise ich auf die Artikel, z. B. Akustik, der fertigen 1sten Lieferung, und füge nur die Versicherung bei, daß das Werk fortschreitend an Interesse und Gediegenheit gewinnen wird.

Stuttgart, den 12. Okt. 1834.

F. H. Köhler.

---

[543] Bei Fr. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Das Reich der Geister,

der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei

von °r.

2 Bände, elegant brochirt 2 Rthlr. 6 Gr.

Es glaubt der Mensch in thörichter Verblendung,
Er habe seinem Gott ein Haus gebaut,
Doch nur das Reich der Priester wohnt darin.

---

[546] *Subscriptions-Anzeige eines interessanten Werkes.*

Neues altgermanisches

KÜNSTLER-LEXIKON

oder

Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen u. s. w.

Unter

Mitwirkung von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden

bearbeitet

von

Dr. G. K. NAGLER.

Sechs Bände, nebst den Monogrammen,

Lexikon-Format.

In monatlichen Lieferungen zu 9 gGr. oder 36 kr.

Wie sehr ein neues vollständiges, systematisches, sowohl die älteren als neueren Künstler bis auf die gegenwärtige Zeit umfassendes, kurz, ein unserm an herrlichen Kunstwerken so reichen Zeitalter würdiges Künstler-Lexikon als längst gefühltes Bedürfniss erscheint, darüber hat sich die allgemeine Meinung bereits ausgesprochen. Wir verkennen keineswegs den Werth des Füssly'schen Künstler-Lexikons; allein seiner Kostspieligkeit und voluminösen Ausdehnung ungeachtet, entspricht es doch den Anforderungen unsers Zeitalters wenig mehr. Der Styl ist veraltet, die Sprache überdies nicht frei von unrichtigen Ausdrücken; besonders lästig aber sind die drei Alphabete dieses supplementenreichen Lexikons. Ueberdies vermisst man noch alle Berichtigungen und Forschungen neuerer Zeit, wo Kunst und Wissenschaft mächtig vorgeschritten in allen Theilen der civilisirten Welt, wo die neueren Künstler glücklich wetteifern mit den alten Heroen der Kunst und ihnen würdig zur Seite stehen. Die neueren Künstler sind in Füssly's Werk entweder gar nicht oder unvollständig aufgenommen, und überhaupt ist es dem Künstler und Kunstfreunde unmöglich, daraus die Momente des geistigen Lebens, die Entwickelung und die Fortschritte des Genies vollständig aufzufassen und zu begreifen.

Mit Hochgefühl blicken der entzückte und begeisterte Künstler, der Kenner und Kunstfreund auf die herrlichen Schöpfungen der Kunstwelt, und sie würden sich in diesen seligen Genüssen noch beglückter fühlen, wenn sie in kurzen und kräftigen Umrissen die Individualität der Künstler erblickten. Der Zauber der Phantasie würde sie in die freundlichen Kreise des Wirkens und Strebens der trefflichen Menschen versetzen, deren glückliches Leben der holde Genius der himmlischen Kunst, der göttlichen Bildnerin der Menschheit, verschönert. Allein, sowohl die früheren als späteren Entwürfe eines sogenannten *vollständigen* Künstler-Lexikons entsprechen den Erwartungen der Kunstwelt nicht, sie verwickeln sich entweder in Raisonnements über der Künstler häusliches Leben, oder fassen die verschiedenen Bildungsperioden derselben so unvollständig auf, dass man, um diese Lücken zu ergänzen, gezwungen ist, mit grossem Kostenaufwand voluminöse Werke anzuschaffen und dieselben zu studiren. Die meisten Schriftsteller in diesem Fache waren blosse Compilatoren, die sich gegenseitig abgeschrieben, vorzüglich aber Füssly benuzt haben, nur zu oft ohne seine Irrthümer zu berichtigen und die Werke eines Fiorillo, Lanzi u. s. w. zu studiren, und nach diesen das Falsche zu berichtigen oder das Mangelhafte zu ergänzen.

Zu dem neuen Künstler-Lexikon, das alle namhaften Künstler älterer und neuerer Zeit umfasst, mit den Griechen und Römern beginnt und mit dem Jahre 1833 endet, habe ich seit einer Reihe von Jahren, mit Beihülfe von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden, unter strenger Auswahl und sorgfältiger Benutzung der Quellen, die Materialien gesammelt, und es ist bereits so weit vorgerückt, dass es der Presse übergeben werden kann.

Man findet demnach darin die Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen, Edelsteinschneider, Elfenbeinarbeiter und kunstreiche Silberarbeiter in alphabetischer Ordnung vereinigt, und bei jedem dieser Künstler die Lebensskizze und die vorzüglichsten Werke angegeben, nebst dem Orte, wo sich dieselben befinden. Dabei fehlt auch die kritische Würdigung des Künstlers nicht, und die Bezeichnung des jedesmaligen Standpunktes der Kunst in den

Digitized by Google

verschiedenen Epochen derselben. Auch findet man die Quellen bezeichnet, aus welchen die Materialien geschöpft wurden.

Der Unterzeichnete und seine Mitarbeiter sind deswegen überzeugt, dass man ihre rastlosen Bemühungen, ein vollständiges, dem jetzigen Zeitgeiste würdiges Werk zu liefern, durch zahlreiche Theilnahme unterstützen werde, und rechnen hiebei um so mehr auf die Mitwirkung der gefeierten Künstler des In- und Auslandes, als sie bereits von Vielen gediegene Beiträge erhalten haben. Diejenigen, welche solche noch nicht mittheilten, werden so gefällig seyn, ihre Biographien nebst Bemerkung ihrer vorzüglichsten Werke unter der Adresse der Fleischmann'schen Buchhandlung in München portofrei einzusenden, um sie in dieses Werk aufzunehmen. Damit solches die möglichste Vollkommenheit erhalte, sollen in einem besondern Bande auch die Monogramme gegeben werden.

Dr. G. K. Nagler.

Unterzeichneter hat, überzeugt von dem Werthe und dem Nutzen dieses Unternehmens, und aufgemuntert von vielen Kunstfreunden Münchens, die das Manuscript einsahen, den Verlag des allgemeinen Künstler-Lexikons übernommen, und wird durch gutes weisses Papier, durch scharfe und deutliche Lettern, so wie durch genaueste typographische Correctheit seinerseits beitragen, dass dieses Werk auch von Aussen eine würdige Ausstattung erhält. Um den Ankauf auch den weniger Bemittelten möglichst zu erleichtern, wird es auf dem Wege der Subscription

in monatlichen Lieferungen von sechs Bogen

erscheinen. Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise 9 gGr. oder 36 kr., die nicht voraus, sondern jedesmal erst bei Empfang einer Lieferung bezahlt werden. Nach Vollendung des ganzen Werkes tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Die erste Lieferung erscheint zu Michaelis, und jeder Band dürfte deren ungefähr sechs enthalten, so dass das Ganze in nicht vollen drei Jahren in den Händen der Subscribenten seyn wird. Alle soliden Buchhandlungen nehmen Subscription auf dieses Werk an, das bereits im Manuscript völlig ausgearbeitet vorliegt und daher keine Unterbrechung erleidet.

München, am 6. September 1834.

E. A. Fleischmann.

---

[554] Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpapier, brochirt 3 fl.

„Kerners Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesieen auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt, von deren einer, den Reiseschatten, schon bei ihrem ersten Erscheinen einer unserer ausgezeichnetsten vaterländischen Dichter sagte:

„So wie im Traum eine Person Gestalt, Stimme und Namen oft wechselt, und über die ganze Traumwelt ein wunderbarer Schleier geworfen ist, der uns Alles glaublich macht, so gestalten sich auch die Wesen in dieser Dichtung jeden Augenblick anders, und doch vergessen wir, wie im Traum, alle Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche. Aus der Phantasie ging diese Dichtung hervor, und als ein bunter Traum derselben will sie betrachtet werden. Gerade das Phantastische ist ihr Eigenthum. Das reiche Gemüth des Verfassers könnte an Tieck, die poetische Tiefe des Einzelnen, besonders der weiblichen Gestalten, an Novalis, der Witz an Jean Paul mahnen; der Geist der Phantasie aber verwandelt Alles dies wieder, und wirft einen wunderbaren eigenthümlichen Schein auf das Ganze dieser Dichtung, welche man am ehesten mit Wunderträumen spanischer Poesie vergleichen möchte.“ Auch Jean Paul rühmt in seiner Vorschule der Aesthetik „den trefflichen Witz, Komus und Darstellungsvermögen“ dieser Dichtungen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[545] Literarische Anzeige.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg.

Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach Originalquellen des Königl. Archivs zu Hannover, von Friedr. Graf von der Decken, Königl. Hannöv. General-Feldzeugmeister u. s. w. Vierter und lezter Theil. gr. 8. 1834. 1 Rthlr. 12 gGr. (Preis für alle 4 Theile 6 Rthlr. 12 gGr.)

---

[488] Höchst interessante deutsche Literatur aus Nordamerika.

Vom Verfasser „des Legitimen“, der „Transatlantischen Reiseskizzen ꝛc.“ ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Virey

und

die Aristokraten,

oder

Mexiko im Jahr 1812.

3 Bände. 8. brochirt. 5 Rthlr. — 7 fl. 30 kr.

Das deutsche Publikum erhält hier neben den ausgezeichnetsten, mit tiefem Gefühl aufgefaßten Schilderungen der erhabensten Naturscenen des wundervollen Landes von Mexiko, ein eben so merkwürdiges, mit historischer Treue und hohem Talent entworfenes Bild von der Lage des Landes in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft, dem Treiben der Parteien, dem Antheil des Volkes an der denkwürdigen Umgestaltung des Reiches, und eine Charakterschilderung historisch merkwürdiger Personen, wie sie uns nur ein Mann geben konnte, dem höchst seltene und werthvolle Quellen zu Gebote gestanden, der in die

Digitized by Google

Mysterien der dortigen Regierung eingedrungen und in den höchsten Kreisen des Adels von Mexiko gelebt und diese unbefangen beurtheilt hat. Wir behaupten, daß seit Walter Scott's berühmtesten historischen Romanen nichts Aehnliches erschienen, und der Virey ein eigenthümlicher, ganz neuer Genre der historisch-romantischen Literatur ist. Wenn das Talent des Verfassers in seinen frühern beiden Werken sich reichlich beurkundete, so stellt sich dasselbe noch bedeutsamer im Virey heraus und bietet den Freunden einer geistreichen Lektüre vielfältig hohen Genuß. Zu Bildern, wie sie hier mit Meisterhand gezeichnet sind, die den Verstand wie das Gemüth gleich ansprechen, kehrt der Leser stets mit erneuter Lust zurück; wir glauben daher mit Recht, die Werke des genialen Unbekannten Deutschlands gebildetem Publikum empfehlen zu dürfen.

Zürich, im September 1834.

Orell, Füßli und Compagnie.

---

[517] Johann Gottlieb Fichte's

nachgelassene Werke.

herausgegeben von

J. J. Fichte,

in drei Bänden.

Der erste Band dieser Werke — 36½ Median-Druckbogen stark — hat jetzt die Presse verlassen und wird unverzüglich an die resp. Subscribenten versendet. — Der unterzeichnete Verleger bittet, die noch rückständigen Bestellungen ihm unverweilt zukommen zu lassen. — Der billige Subscriptionspreis für diesen Band, bei Unterzeichnung auf alle drei Bände (à 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. für 24 Druckbogen), beträgt 2 Rthlr. 6 gGr. oder 4 fl. rhein.

Bonn, Ende Sept. 1834.

Adolph Marcus.

---

[558] Bei L. Fort in Leipzig ist zu haben und durch alle Buchhandlungen von demselben zu beziehen:

Mycographie Suisse

ou

Description des Champignons qui croissent en Suisse.

Par

L. SECRETAN,

Membre de la Société helvétique des Sciences naturelles.

3 Vol. gr. 8. 9 Thlr.

---

[512] In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig sind kürzlich erschienen:

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit. 2 Theile. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Chamisso, A. v., Gedichte. Zweite Auflage mit Porträt und 6 Bildern von Spector. broch. 3 Rthlr.

Gaudy, Franz Freih., Desengano. Novelle. 8. brochirt 1 Rthlr. 6 gGr.

Musenalmanach, deutscher, für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. 6r Jahrgang mit Schwabs Bildniß. In Futteral mit Goldschnitt 1 Rthlr. 12 gGr.

Cunningham, Alan, biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von Sam. Johnsons bis zu W. Scotts Tode. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

---

[553] So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Handbuch auf alle Tage des Jahres; eine Mitgabe für wahre Freunde der religiösen und gesellschaftlichen Bildung. Von Eduard Joh. Jos. Mühling. Elegant kartonirt, nebst einem Titelkupfer. Preis 1 fl.

Der ehrenvolle Herr Verfasser bewährt durch den reichen und geistvollen Inhalt dieser Schrift abermals, wie würdig er des vorzüglichen Vertrauens ist, mit welchem seine bisherigen schriftstellerischen Leistungen aufgenommen wurden.

Heidelberg, den 2. Sept. 1834.

G. Reichard.

---

[561] Früheste Taschenausgabe von Bulwer's Werken.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

E. L. Bulwer's

sämmtliche Werke,

1—46 Bändchen Taschenformat,

enthaltend:

Die letzten Tage von Pompeji.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Vier Bändchen. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Einem mit dem Verfasser, Herrn E. L. Bulwer in London, abgeschlossenen Vertrage zufolge werde ich von den Werken, welche derselbe in Zukunft herausgibt, die Aushängebogen in der Art erhalten, daß ich dadurch in den Stand gesetzt werde, die von mir veelegte Uebersetzung zu gleicher Zeit mit dem englischen Original erscheinen zu lassen, und empfehle ich dieselbe dem Publikum zur freundlichen Beachtung.

---

[555] Die neue allgemeine Schulzeitung,

redigirt von Dr. H. Gräve,

Leipzig bei A. Wienbeack,

wird auch für das Jahr 1835 fortgesetzt. Diese schon frühee als „Deutsche Schule" sehr beliebte Zeitschrift fand unter dem veränderten Titel, bei erweitertem Plane, einen erhöhten Beifall, und geht das Streben der Redaktion auch ferner dahin, durch gediegene Aufsätze und interessante Mittheilungen aus dem Gebiete der Pädagogik und des gesammten Schulwesens dem Blatte nicht nur das bisherige günstige Urtheil des Publikums zu sichern, sondern die frühern Leistungen wo möglich noch zu übertreffen. Da diese Schulzeitung nicht ausschließlich den Schulmännern, sondern überhaupt allen Gebildeten, namentlich Eltern gewidmet ist, so findet sie in jedem allgemeinen Journalcirkel eine passende Stelle. Der Preis für den Jahrgang, der nicht getrennt wird, bleibt 4 Rthlr.,

Digitized by Google

wovon halbjährlich 2 Rthlr. vorauszuzahlen sind. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an, und stehen durch deren Vermittelung Probenummern zu Dienste.

---

[515] Kunst-Anzeige.

Prachtwerke über Nürnberg.

So eben hat in unserm Verlage die Presse verlassen und ist durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Malerische

Ansichten aus Nürnberg.

Nach der Natur gezeichnet und in Stahl gestochen von

J. POPPEL.

Mit kurzem erläuternden Texte von

Dr. J. Ch. E. Lösch

und beigefügter Uebersetzung in die französische und englische Sprache.

I. Heft. Royalquart-Format.

Subscriptionspr. pr. Heft auf weissem Pap. fl. 1. 21 kr.
auf chines. Pap. fl. 2. —

Ohne dieses Werk, wortreich empfehlen zu wollen, spricht die Verlagshandlung nur den Wunsch aus, dass sich jeder Kunstfreund oder Künstler die Ansicht dieses in jeder guten Buchhandlung vorräthigen ersten Heftes verschaffen wolle, und fügt nur noch bei, wie sich ein anerkannter Kunstkenner in einem zu Nürnberg erscheinenden Blatte über dieses Werk ausgesprochen hat. Derselbe sagt:

„Den vielen in neuerer Zeit erschienenen ähnlichen Werken reihet sich dieses würdig an die Seite, und die prächtige Ausstattung von Seiten der Verlagshandlung entspricht vollkommen dem Inhalte. Die Stahlstiche, von einem der ersten deutschen Künstler, den unsere Stadt mit Stolz jetzt zu den seinigen zählt, und der, hervorgegangen aus einer vortrefflichen Schule, sich schon durch mehrere Arbeiten bekannt gemacht hat, kommen den besten englischen gleich; sie tragen einen echt deutschen Charakter, rein und klar, frei von der nach Effekt haschenden englischen Manier.

„Der Künstler hat dabei es verstanden, den Ansichten immer die malerischste Seite abzugewinnen, was diese Stiche wesentlich vor anderen ähnlichen auszeichnet."

Nürnberg, im September 1834.

Schneider und Weigel.

---

[485] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

Königl. Württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Jahrgang 1834. 2r Bd. 1s Heft.

(Mit zwei lithographirten Beilagen.)

Preis des Jahrgangs in 2 Bänden oder 6 Heften. br. 3 fl.

Inhalt: I. Aufsätze und Abhandlungen. Ueber die Bestimmung der mittleren Temperatur eines Erdortes, von Prof. Dr. Schön. — Das Thränen der Weinreben, von demselben. — Anweisung, wie aus Weintraubenternen Oel erzeugt werden kann. Nach einem Versuche des Hrn. General-Lieutenant v. Rüdt. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle: Seidenzucht; Viehstand in Würtemberg; Anpflanzung des Stoppelroggens als Futterpflanze; Beiträge zu den Sammlungen; Sicherung der Saatfrüchte vor den Mäusen; Papier von Auswüchsen der Kartoffeln. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Die artesischen Brunnen in Würtemberg, von Prof. Plieninger. (Mit einer Lithographie.) — Die Gewerbs-Industrie in Eßlingen, von Demselben. — Geognostische Skizze der Gegend von Heilbronn, von Stabsrath Titot das. — IV. Auszüge und Notizen. Die Speisung der Hochöfen mit heißer Luft auf der Gießerei in Wasseralfingen. (Mit einer Lithographie.) — Zwei vergleichende Versuche über die Beschaffenheit der Saamenkörner. — Neue Bereitungsart der Habergrütze. — Der Färbestoff der schwarzen Johannisbeere. — Vortheilhafte Benützung der Weinhefe. — Wachholderbranntwein. — Ueber die Anwendung der Fornkrautwurzel zur Bereitung einer Schlichte für die Kette der Wollenzeuge. — Mittel, um dem Weine den Faß- und Schimmelgeschmack zu nehmen. — Das Xyloidin Braconnets. — Mittel zur Aufbewahrung der Eier, wie es in Schottland gebräuchlich ist. — Bereitung eines wohlfeilen Estrichs für Kornböden und Scheunentennen. — Ersetzung der Hausenblase bei dem Klären. — Verbrennung des Eisens in atmosphärischer Luft. — Bleichung der Wolle und der Federn. — Versuch einer chemischen Geschichte des Torfs, nebst einer neuen Analyse der Torfasche. — Die sogenannten Lostage. — Auflösung des Kautschuck. — Benützung des Terpentinöls. — Methode, Fässer oder Bottiche zu reinigen. — Wasserglas. — Salzsaures Zinnoxyd als Aufbewahrungsmittel thierischer Präparate. — V. Literatur. Die Landwirthschaft der alten Völker mit Ausschluß der Römer. Nach dem Französischen von Meunier. — Vergleichende Darstellung des Produktionswerthes verschiedenartiger Gewächse gegen einander ꝛc. Von Bernhard Petri. — VI. Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1834.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[518] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Regnum animale

iconibus exquisitissimis in tabulas chalybaeas incisis illustratum cum commentario succincto editum auctore Joh. Th. Pindarico Reichenbach (reg. saxon. cons. aulico philos. et medicinae doct. in academia med. chir. Dresdensi historiae naturalis professore, musei regii zoologici praefecto, academiarum et societatum historiam naturalem promoventium complurium socio vel ordinario vel honorario). In monatlichen Lieferungen mit 10 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte in größten Lexikonformate. Subscriptionspreis à Lieferung schwarz 16 gGr. color. 1 Rthlr. 8 gGr. 2fg I. Abb. 1—4.

Der Naturfreund

oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, durch eine möglichst vollständige Sammlung mit größter Sorgfalt ausgeführter, von vorzüglichen Künstlern gezeichneter und in Kupfer und Stahl gestochener treuer Naturgemälde erläutert, für gebildete Leser aller Stände, sowie für Schulen bearbeitet und herausgegeben von Hofrath Dr. Ludwig Reichenbach, Vorsteher des königl. Naturalienkabinets, Verfasser der Naturgeschichte und Direktor des akadem. botanischen Gartens in Dresden. In monatlichen Lieferungen mit

Digitized by Google

4 Stahlplatten und dazu gehörigem Texte im größten Lexikonformate. Subscriptionspreis à Lieferung schwarz 8 gGr. color. 16 gGr. Lieferung I. II. Abbild. 1—31.

Das Universum der Natur

zur Unterhaltung und Belehrung über Vor- und Mitwelt von Hofrath Dr. Ludwig Reichenbach, Vorsteher des königl. Naturalienkabinets ꝛc. ꝛc. Erste Lieferung: das Pflanzenreich. Subscriptionspreis 1 Rthlr. 8 gGr. Desselben Werkes zweite Lieferung: das Meer, eine öffentliche Vorlesung. Subscriptionspreis 8 gGr.

Aurelie

oder die natürliche Tochter. Romantische Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Ernesto. 8. eleg. broch. Preis 12 gGr.

Das Haus im Walde,

geschichtliche Anekdote als Schauspiel in einem Akt, von Ernesto. 8. eleg. broch. Preis 6 gGr.

Leipzig, im September 1834.

Expedition des Naturfreundes.

---

[502] In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Cours de correspondance commerciale, suivi de modèles, des actes et transactions du commerce de terre et de mer, tels que contrat d'assurance, chartepartie, connaissement, lettres de change et billets. Par M. Deley-Termoz. Deuxième édition. 8. 25 Bogen. 1 Rthlr.

Die Urtheile sprachen sich beim Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Werkes so günstig über dasselbe aus, daß wir nicht anstanden, diese neue Auflage ganz unverändert zu lassen.

---

[514] ## Festgeschenk für erwachsene Töchter und Frauen.

Bei uns ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Louisens Morgen- und Abendfeier,

mit Anschließung einiger Festgesänge auf die höchsten Festtage der Christenheit: Weihnacht, Charfreitag, Ostern und Pfingsten. Ein Erbauungsbuch für erwachsene Töchter gebildeter Stände und für Frauen. 8. Velinp. mit 1 prachtvollen Stahlstich (Glaube, Liebe, Hoffnung). 1 fl. 21 kr. od. 21 gGr.

Dem religiös und gutgesinnten schönen Geschlechte, den frommen betenden Töchtern und Frauen gebildeter Stände widmet hier der Verfasser der „Glocke der Andacht" einen Kranz von Stunden der Weihe und Gotterhebung, der wohlthätig abwechselt mit Gesängen und Prosa in einer blühenden, edelgebildeten würdevollen Sprache. Diese, vorzugsweise für das zarte weibliche Gemüth bestimmte Erbauungsschrift soll besonders das tiefsinnig lebende Frauenherz berühren und beschäftigen; denn im Herzen wohnt wie die Liebe, so der Glaube und die Hoffnung, und diese tiefer und unerschütterlicher nirgends als im Gemüthe der Frauen. Jeder neue Morgen schlägt ein neues Blatt im Buche der ewigen Liebe auf; jeder Abend verkündet der kommenden Nacht das Losungswort der heiligen Vorsehung. Warum sollte nicht mit jedem Morgen und Abend eine neue Empfindung betend oder dankend in uns lebendig werden und sprechen können? Hier vor dem stillen Hausaltare, im Raume der Häuslichkeit, und dort im großen, allgemeinen Tempel des Ewigen, unter freiem Himmel; hier bei der Trauung, dort die Mutter vor dem Kinde; hier beim Feste der Freude, dort vor der Bahre, am Grab eines geliebten Wesens soll diese „betende Louise" nicht fehlen. Sie wird Ausdruck der Wonne und den Thränen Ausdruck heiliger Empfindung geben und sie nach Oben leiten, nach dem lieben Vaterlande des ewig Schönen und Guten. Es eignet sich wohl nicht leichter ein prachtvoll ausgestattetes Erbauungsbuch zu eleganten Braut- und Weihnachtgeschenken, als diese zum erstenmal erscheinende, der frommen christlichen Frauenwelt so empfehlenswerthe Morgen- und Abendfeier.

Augsburg, im Oktober 1834.

Math. Rieger'sche Buchhandlung.
J. P. Himmer.

---

[557] In der Friedrich Wilman'schen Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1835. Herausgegeben von Dr. Stephan Schütze. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr., in Maroquin-Einband 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr., in Maroquin mit Maroquin-Futteral 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Mit Beiträgen von L. Bechstein, W. Blumenhagen, Ad. Chamisso, L. Kruse und Stephan Schütze. Kupfer gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth.

---

[512] Bei uns und durch alle Buchhandlungen sind zu haben:

Praktische Anleitung zur lateinischen Sprache, von Georg Andreas Werner, Oberpräceptor am königl. Gymnasium zu Stuttgart. 1r Theil, für Anfänger, 11te Auflage, 1828. Preis 30 kr.

Dasselbe, 2r Theil, für mittlere Klassen, 9te Aufl. 1831. Preis 1 fl.

Uebungen zum Uebersetzen aus der deutschen in die lateinische Sprache, für Knaben von 9—12 Jahren, von Ebendemselben. 2te Aufl. 1818. Preis 48 kr.

Anleitung zum Uebersetzen aus der deutschen in die griechische Sprache, von Ebendemselben. 4te Aufl. 1822. Preis 1 fl. 45 kr.

Wir erlauben uns, öffentliche und Privatlehrer in der lateinischen und griechischen Sprache auf die vorstehenden, durch vieljährigen Gebrauch erprobten Schulbücher auf's Neue aufmerksam zu machen. Sie empfehlen sich neben ihrer großen Wohlfeilheit durch die Einfachheit und Faßlichkeit, durch den zweckmäßigen Stufengang und besonders durch die passende Wahl der Beispiele.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Oktober 1834.

Alle leben sie noch, die Heeresmütter, die Inseln,
Blühend von Jahr zu Jahr.

Hölderlin.

Fahrt nach Syra und Aegina.

Im Sommer 1833.

Die langen und engen Gassen von Pera und Galata hatten sicherlich nichts gewonnen durch die sengende Sonnenhitze eines Julimittags; die hölzernen Häuser mit ihren neugierig hervorguckenden Erkern und häßlichen grellen Farben wiesen keine schöneren oder vernünftigeren architektonischen Formen; die vielen umherlaufenden jüdischen Hausirer, denen man sorgfältig aus dem Wege ging, da die Pest sich wieder zu zeigen begonnen, und in der Levante Juden für die Pest sind, was das Metall für die Elektrizität, waren um nichts sauberer, und das elende Straßenpflaster um nichts ebener und besser, und doch sah ich mir Pera und Galata jezt mit Bedauern an: ich dachte, es ist wahrscheinlich zum leztenmal; denn ich kehrte nun dem sonnenhellen Orient den Rücken zu. Es ist wahr, Mondelang hatte Sehnsucht mich nach Hesperien gezogen, ich wäre gerne jedem Schiffe gefolgt, das das Marmormeer hinabsegelte; jezt aber, wo ich dem Lande so großer Naturwunder, der Scene so ergreifender Erinnerungen Lebewohl sagen sollte, heftete sich mein Blick mit Wehmuth auf den anatolischen Himmel und auf die Regionen, zu denen es Jeden mit unerklärlicher Macht hinzieht. Und diese zweite, gewaltigere Siebenhügelstadt, diese sanften grünen Hügel, die den Bosphorus einschließen, sollte ich nun verlassen!

Auf dem Platze von Top-khana blieb ich noch einen Augenblick vor der großen Fontaine stehen, die an Damask und Bagdad, an Khalifat und Tausend und eine Nacht gedenken macht, und sah im nahen Kaffeehause den Kessel dampfen und die Tschibuks rauchen, während nicht weit davon ein Trupp von Artilleristen Sr. Hoheit, meist ohne Schuh und Strümpfe, auf den Bänken am Wachthause nachlässig umherlagen, oder auf einem zerfezten Smyrnaer Teppich am Boden kauerten, nicht eben aussehend, als würden sie den zwanzig schönen, messingenen Geschützen Ehre machen, welche das vor ein paar Tagen angelangte mächtige Linienschiff, der Malabar, als Geschenk Sr. Großbritannischen Majestät für den Sultan mitgebracht hatte. Ein Glück, daß sie nicht ein Jahr früher eintrafen, denn sonst würden sie längst mit den übrigen Ibrahims Beute geworden seyn. Wenn die osmanischen Kanonenhelden vor hundert Jahren nicht kriegerischer aussahen, so mag Graf Alexander Bonneval ein schön Gesicht gemacht haben, als man ihn unter dem Namen Ahmed Pascha zum Topidschi-Baschi ernirte, und er nun das Heer reformiren sollte, dem er selbst bei Peterwaradin Schläge gegeben. Reformen aber, namentlich wenn sie von den Giaurs kommen, schlagen noch jezt im türkischen Reiche nicht besonders an; wer

Digitized by Google

weiß, welchen geheimen Aerger über seine gläubigen Zöglinge, von denen der geringste sich über seinen Chef erhaben dünken mochte, und welche Demüthigungen der arme Bonneval verschlucken mußte, ehe er in das Grab gesenkt ward, welches man auf dem kleinen Friedhofe der Mewbewis am Eingange Peras sieht.

Die griechische Brigantine, welche mich nach Syra bringen sollte, lag dicht am Ufer. Da war's ein Gewühl und Gewirre — nie in meinem Leben sah ich eine Unordnung, wie auf dem Verdeck dieses Schiffes. Die Reisegesellschaft war auch freilich ganz sonderbar zusammengesezt, namentlich auf dem Vordertheil, wohin die Meisten sich hatten verweisen lassen müssen. Ein Kaufmann von Tine, welcher durch Verluste im schwarzen Meer bankerott geworden war; ein Archimandrit aus dem Fanar, ein großer, ernster Mann mit langem Talar und über die Schultern herabwallendem schwarzen Haar, der mit einem Popen, welcher eine Art von Famulus bei ihm zu seyn schien, in der Hoffnung, einen Bischoffitz zu erlangen, nach Griechenland reiste; ein Haarkünstler aus Naxos, welcher in Pera ansäßig war und zu seiner Heimath zurückkehrte, um sein von einem Verwandten usurpirtes väterliches Erbe zurückzufordern; ein Schneider aus Ostpreußen, der, von Odessa nach Konstantinopel gekommen, mit seiner Schwester, einer Modistin, sich in Athen etabliren wollte, wozu sie schon ein fertiges Aushängeschild mitgebracht hatten, auf dem ein Rock und ein paar Hauben nach dem neuesten Schnitt abgebildet waren; ein hannöverischer Landschaftmaler, welcher nach Egypten wollte und in Syra Quarantäne zu halten wünschte, um der Konsularquarantäne nicht in die Hände zu fallen; ein junger Grieche aus San Dimitri, welcher in Eubäa Grundstücke ankaufen sollte, unterdessen im Telemaque studirte, und Französisch eben so jämmerlich radebrechte, wie ich Romäisch: das ist ein Stück der Musterkarte der Reisenden; dazu rechne man noch einige Frauen, worunter eine aus Mesolonghi, welche beim Falle der Stadt als Sklavin weggeschleppt worden war und erst jezt aus dem Innern Anatoliens, wohin man sie verkauft hatte, arm und elend, aber doch aufgeweckt und glücklich, in's Vaterland zurückkehrte. Ich war etwas erschreckt, als ich das Fahrzeug so besezt fand, denn man denke sich zu dieser menschlichen Bevölkerung noch das gefiederte Geschlecht, welches für die Reise dienen sollte und gakelte und krähte, und sehnsüchtig blickte ich nach dem stattlichen Malabar hin, welcher beinahe in der Mitte des Stromes zwischen Top-khana und Scutari vor Anker lag und Britanniens Flagge stolz wehen ließ. Am Tage zuvor war ich an Bord gewesen, um einen der Offiziere zu besuchen, den ich kannte; wie glänzte dort Alles, wie war das Holzwerk rein und glatt, der Messing polirt, wie herrschte überall die vollkommenste Ordnung, wie wohnlich waren die Kajüten eingerichtet, wie schmuck nahm sich in der des Kommandeurs die reiche Land- und Seekartensammlung und die kleine Bibliothek aus, welche mit neueren Erzeugnissen wohl versorgt war. Nichts gibt außerhalb England einen so vollkommenen Begriff von England selbst, als ein großes Kriegsschiff. Die russische Flotte von Buyukdere zählte auch schöne Fahrzeuge, aber welch himmelweiter Abstand!

Der Kapitän unserer Brigantine, ein gebräunter, versuchter Seemann von Andros, im Nationalkostüm, mit einer blaugestickten braunen Jacke, weiten kurzen Beinkleidern von blauem Zeuche, schwarzseidenem Halstuch und ohne Strümpfe, hatte nun Firman und Teskereh's in Ordnung, am Personale fehlte Niemand mehr, und wir lichteten die Anker. Der Wind war nicht stark: auf dem Hintertheil des Schiffes stehend, verfolgte ich mit den Augen alle Gegenstände, an denen wir vorbeifuhren. Zum leztenmal sah ich den Bosphorus, den die Hügel nach Norden zu einem See abzuschließen schienen, und in welchem oberhalb Dolmabagdsche die türkische Flotte im Halbkreise ankerte; Top-khana mit seinen großen Artilleriekasernen und seiner hochliegenden Moschee Dschihangirs; auf dem asiatischen Ufer das weitläufige Scutari. Sogleich fuhren wir um die Serailspitze und in die Propontis ein: Konstantinopel, mit seiner unregelmäßigen, durch viele Thürme geschüzten Mauerlinie, erstreckte sich immerfort unabsehbar weit hin, bis wir die sieben Thürme erreichten; gegenüber ließen wir bald Kadikói und die Landspitze von Fenerbagdsche, Prinkipó und Chalki mit den übrigen Inseln, andernseits die große Ebene von S. Stefano, beide von den Franken bisweilen zum Sommeraufenthalte gewählt, waren wir schon vorübergeschifft, als ich gegen acht Uhr Abends den Scheideblick auf die Hauptstadt des osmanischen Reichs warf, welche sich am Horizont hinzeichnete, die Suleimanije und die Moschee Sultan Ahmeds mit ihren sechs Minarets im Abenddämmer langsam verschwindend, bis das Ganze zu einem dunkeln, unkenntlichen Streifen wurde.

Am andern Morgen war die See nur leicht gekräuselt, der Wind fast unmerklich. Wir waren von der europäischen Küste der Propontis zwischen Heraklea und Rodosto nicht zu weit entfernt, um diese fruchtbaren grünen Ufergegenden Thraziens, mit ihren rebenbedeckten Hügeln und zahlreichen Dorfschaften, bewundern zu können. Die steile Insel Marmara lag uns links, weiter hinaus die Halbinsel Cyzicus, und in der Ferne schon hinter uns erschien der Bithynische Olympus, in dem Lande, wo Brussa, Nicäa und Nicomedien so manche Erinnerungen weckten. Von dem vielen Umherschauen ermüdet, den trägen Aeolus verwünschend und ein englisches

Digitized by Google

Dampfboot beneidend, welches, eine lange dünne Rauchlinie hinter sich ziehend, etwa eine Miglie seitwärts von uns nach den Dardanellen fuhr, nachdem es vor ein paar Tagen dem englischen Botschafter in Therapia Depeschen überbracht, nahm ich nach Mittag, auf dem Verdecke liegend, die kleine Molinische Ausgabe des Dante zur Hand; kaum hatte ich das Fegefeuer aufgeschlagen und die erste Zeile: „Per correr miglior acqua alza le vele — omai la navicella“ gelesen, so schlugen die schlaff herabhangenden Segel zusammen, und bald steuerten wir mit Nordostwind dem Hellesponte zu, dessen Einfahrt wir gegen Abend erblickten, wo wir von Gallipoli, der einst festen, mit alten Mauern und hohen Thürmen versehenen Stadt, wo einst die zurückgebliebenen Weiber der nach Adrianopel gezogenen Catalanen das genuesische Heer unter Anton Spinola zum schimpflichen Abzuge zwangen, die Anker auswarfen. Gallipoli war der erste feste Platz, den unter Cantacuzens Regierung die Osmanen in Europa besezten und behaupteten, und wird nicht mit Unrecht der Schlüssel des Hellesponts genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Was der Engländer Kyan solchergestalt rücksichtlich der Erhaltung der Bauhölzer geleistet hat, das scheint dem Professor Tranchina zu Palermo, in Absicht auf die Erhaltung thierischer Körper, durch eine von ihm erfundene neue Methode des Einbalsamirens geglückt zu seyn. Bekanntlich erkannte man bis jezt den alten Egyptiern den Preis in der Kunst der Balsamirung todter Körper zu, und ihre nach Jahrtausenden noch vor unsern Augen daliegenden Mumien scheinen für die Richtigkeit dieses Urtheils zu sprechen. Das Verfahren der Egyptier bestand darin, daß sie mittelst eines krummen Eisens sämmtliches Gehirn aus dem Kopfe entfernten und den Schädel sodann mit Spezereien füllten. Eben so wurden die Eingeweide mit höchst gewürztem Wasser gereinigt und erst dann wieder in den Leichnam gethan. Lezteren legte man sodann 70 Tage lang in eine starke Natronauflösung, worauf der Körper endlich so bewickelt wurde, wie wohl alle Leser schon an Mumien gesehen haben. Allein hiervon scheint sich das Verfahren unsers Tranchina sehr vortheilhaft zu unterscheiden. Er balsamirte am 6ten März d. J. einen Leichnam im anatomischen Lehrsaale zu Palermo ein. Am 14ten Mai darauf, also nach mehr als zwei Monaten, wurde diese neue Mumie in Gegenwart mehrerer hundert Personen wieder besichtigt. Der Todte war vollkommen kenntlich, durchaus unverändert, biegsam, und hatte die natürliche Todtenfarbe; keinerlei Verwesungsgeruch war zu spüren. Die Eingeweide selbst, welche nach dieser neuen Methode nicht entfernt werden, waren wohl erhalten, namentlich die Lungen, welche sich bei Oeffnung der Brusthöhle im besten Zustande vorfanden. Sogar das Blut war roth und flüssig. — Der vor uns liegende Bericht über diese merkwürdige neue Methode bezeichnet die dabei angewendeten Mittel nicht genauer, und es scheint, daß Tranchina noch ein Geheimniß daraus mache. Seine neuesten Vorgänger in dieser Kunst, besonders der so ehrenvoll bekannte französische Oberwundarzt Larrey, wandten ebenfalls das Quecksilber-Sublimat an, von dessen Gebrauche zur Erhaltung der Bauhölzer wir oben gesprochen haben. Der Leichnam wurde in eine Auflösung dieses Sublimats gelegt, und leztere Auflösung durch hineingehängte Säckchen solches Sublimats immer gleich kräftig erhalten. Einen auf diese Weise behandelten Leichnam, der nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau durch die Neumark transportirt wurde, habe ich selbst gesehen und sehr gut conservirt gefunden; aber die Eingeweide, so wie die Augen, waren herausgenommen, und leztere durch Glasaugen ersezt. Tranchina muß also noch andere Kunstgriffe kennen. Wir werden auch hierauf zurückkommen, sobald der interessante Gegenstand weiter aufgeklärt ist.

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes wollen wir mit denselben Betrachtungen machen, mit welchen wir ihn eingeleitet haben, nämlich mit meteorologischen Aufklärungen über den Einfluß, den man in Frankreich, namentlich in den Gegenden um Paris, dem Mondlichte auf die Vegetation zuschreibt, und worüber wir hier mehrere, uns indeß zugekommene Mittheilungen und Erörterungen zusammenstellen. Mit der Benennung rother Mond (lune rousse) belegen nämlich die Pariser Gärtner den Mond, welcher gegen Ende Aprils oder in den ersten Tagen des Mai voll wird, und während dessen Phasen gewöhnlich die zehrenden, trockenen Aprilwinde (vents-roux) wehen. In dieser Zeit nun, wird dort behauptet, sollen sich Pflanzen, welche der Mondstrahl trifft, roth färben und erfrieren, wenn auch die Temperatur der Atmosphäre selbst noch nicht bis zum Gefrierpunkte gesunken sey. Die Schuld davon aber trifft, nach der Meinung eben dieser Gärtner, lediglich den Mond und seinen Lichteinfluß; denn in der That, wenn der Himmel bedeckt ist und das Mondlicht daher nicht durch die Wolken dringen kann, so erfolgt, auch bei gleich tiefem Thermometerstande, kein Erfrieren derselben Pflanzen. Der französische Naturforscher Arago hat indeß auf den Grund neuerer Untersuchungen, ohne jene Thatsachen zu läugnen, versucht, den Mond gegen die Beschuldigungen der Gärtner in Schutz zu nehmen, indem er behauptet,

Digitized by Google

das Erfrierrn der Pflanzen erfolge im obigen Falle nicht unmittelbar durch den Einfluß des Mondlichtes selbst, sondern vielmehr nur mittelbar, indem ein heller Mond zugleich eine klare Nacht voraussehr. In solchen heitern Nächten abrr strahlt die Pflanze viel freien Wärmestoff aus, und könne dadurch für sich selbst weit unter den Temperaturpunkt der umgebenden Luftschichten erkältet werden, in welch letztern also ein Thermometer vielleicht noch mehrere Grade über 0 anzeigen werde, indeß die Pflanzen eigene Temperatur bereits unter diesem Punkte sey. Allein Arago's Argumentation wird die Pariser Gärtner schwerlich überzeugen, so wenig, als sie uns selbst ganz zufriedengestellt hat. Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß das Fallen des Thaus und dessen beständige Wiederverdünstung, wodurch den Pflanzen viel freier Wärmestoff entzogen und latent gemacht wird, eine Hauptrolle bei ihrem Erfrieren spielt, und es hat mir wenigstens immer so geschienen, als wenn ein energisches Mondlicht diesen Verdunstungsprozeß der Thaufeuchtigkeit, welche sich Nachts auf den Pflanzen sammelt, begünstige. Also kunte die Lune rousse, nach der Volksmeinung, in den ohnedies kühlen Aprilnächten allerdings einen unmittelbaren erkältenden Einfluß auf die Vegetation üben, und so würde dies auf's Neue zeigen, mit welcher Vorsicht die Anwendung auch sonst wohl begründeter Doctrinen verfolgt werden muß, wenn sich dieselben im Widerspruche mit dem sogenannten Volksglauben finden, welcher nicht allemal so ganz absurd ist, als die bloß gelehrte Naturforschung in ihrer Arroganz anzunehmen Neigung zeigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Keferlober Markt.

Am ersten Montage im September wurden nach altem Brauch und beehrwürdiger Sitte die Bierfaturnalien oder der sommerliche Fasching des Keferlober Marktes gefeiert. Keferlob ist ein bedeutendes Dorf, etwa 3½ Stunden von München, an der Straße nach Salzburg gelegen; hier wird an dem bezeichneten und dem darauf folgenden Tage jedes Jahres ein Pferdemarkt gehalten, welcher zu den bedeutendsten in Bayern und vielleicht in Deutschland gehören mag. Doch ist bloß der Vormittag dem eigentlichen Ein- und Verkauf gewidmet, der Nachmittag gehört, man darf wohl sagen, durchgängig dem Rausche und der ungezügeltsten, gar zu oft rohen Ausgelassenheit an, wozu das Völkchen durch das übermäßig genossene Bier begeistert wird. Ich möchte es Niemanden rathen, diesen Markt in einer Kleidung zu besuchen, welche durch eleganten Schnitt oder sonstige auffallende Modernität den Galanthomme, oder nur den Mann aus einer höhern Klasse der Gesellschaft verräth, und ihn bloß als neugierigen Zuschauer, nicht als Theilnehmer bezeichnet. Ein derber Schlag auf die Schulter, ein plötzlicher unsanfter Rippenstoß, oder, wenn's gut geht, einige eben nicht sehr zarte Scherzworte und sonstige vertrauliche Anspielungen könnten unsern Mann leicht seine unzeitige Neugierde bereuen lassen. Es wäre durchaus unnütz, sich über solche handgreifliche Zudringlichkeiten beklagen oder gar den Thäter zur Rede stellen zu wollen; „Keferlobrisch!“ ist das Losungswort, welches jeden Muthwillen, jeden Unfug hier entschuldigt, und mit welchem die Freiheit zur ungezügeltsten Ausgelassenheit gegeben ist. Hat man an dem heißen Tage mit Anstrengung und Mühe sich ein Maaß Bier aus der mit der trinklustigen Menge dicht umlagerten Schenke erkämpft, so sey man auf seiner Hut, den kostbaren Trunk keinen Augenblick außer Augen zu lassen; „Keferlobrisch!“ und damit hat sich auch der Erste Beste des Maaßes bemächtigt, leert es in langen Zügen bis auf die Neige und lacht am Ende dem rechtmäßigen, durstigen Eigenthümer in's Gesicht. „Keferlobrisch!“ und ein Schalk, der eben so muthwillig, als hungrig ist, hat in einem unbewachten Augenblicke sich der delikaten Salami, des appetitlich geschnittenen Schinkens bemächtigt, welche ein besonnener Marktgast zur Vorsorge mitgebracht und eben zum Verspeisen hergerichtet hat, und es bleibt dem Geprellten nichts anders übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Unsere Gensdarmerie, die sonst wenig Spaß versteht, beobachtet bei dieser Gelegenheit das strengste Prinzip der Nichtintervention; nur wo es sich um blutige Köpfe, um Leben und Tod handelt, da müssen Bajonette, Säbelhiebe und Kolbenstöße die übersprudelnde keferlobrische Begeisterung wieder in ihre Grenzen zurückweisen. Jeder wirkliche Theilnehmer an den Freuden Keferlobs sucht so gut als möglich sich durch Kostüm und andere Auszeichnungen als solchen zu erkennen zu geben. Alle Hüte sind reichlich mit Bändern, Federn und Blumen geschmückt; je mehr die liebe Sonne durch die Löcher des Rockes scheint, je altväterischer dessen Schnitt, desto besser. Jeder dekorirt sich mit dem sogenannten „Kegelorden,“ der auf dem Markte für 6 Kreuzer verkauft wird und in einem glänzenden, zinnernen Sterne besteht, in dessen Mittelpunkt das vielsagende K., mit den passenden Emblemen umgeben, prangt. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Orden, Kreuze und Sterne, und wir sehen keferlobfrohe Schneidergesellen, Kaminkehrer, Barbiere u. s. w. mit angesetzten martialischen Schnurrbärten, die Brust mit Orden bedeckt, ihr tolles Wesen treiben, und viele treffende Karrikaturen mancher Zeitgenossen taumeln sich, censurwidrig, frei umher. Doch das mächtige Wort „Keferlobrisch!“ entwaffnet hier den Arm der Censur, wie der Polizei. Wirklich reich an komischen, wenn auch oft mehr als shakespearisch derben Scenen ist der Rückzug von Keferlob, der gewöhnlich um 6 Uhr Nachmittags beginnt und bis in die Nacht hinein dauert. Unsere elegante Welt, und selbst Damen aus den gebildetern Ständen, verschmähen es nicht, sich an dem originellen Schauspiel zu weiden. Die Fußsteige des Gasteigberges und der Haidhauser Chaussee, so wie die Fenster der an dem Wege liegenden Keller und Landhäuser sind Kopf an Kopf mit neugierigen Zuschauern besetzt. Fußgänger, oder richtiger Fußtaumler, in dem abenteuerlichsten Kostüm, denen der Volksliebling, Lumpacivagabundus, als Ideal vorgeleuchtet zu haben scheint, ziehen, so gut es immer gehen mag, jodelnd und singend, mit derben, oft handgreiflichen Scherzen die reichdekorirten Brüder und Genossen begrüßend, der Stadt zu.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Oktober 1834.

Hören soll mir Lyde die Qual der Jungfrau'n,
Ihrer Unthat Rache.

Horaz, nach Voß.

An Lyda.

Holde Augen, Liebessterne,
Heißen Sehnens tiefe Bronnen,
Ach, wie taucht' ich einst so gerne
Nieder in dies Meer der Wonnen!

Süße Lippen, trauter Rede
Sammtgewoben, zarte Hüllen,
Wie zu euch so oft ich flehte,
Einen Wunsch mir zu erfüllen!

Dunkler Locken reiches Wogen,
Schönes Maaß der edeln Glieder,
Wie zu dir ich hingezogen
Sank anbetend, Holde, nieder.

Mädchen, das mit tausend Banden
All mein Wesen einst umschlungen,
Jene Stunden, die uns schwanden,
Sind wie Töne sie verklungen?

Lyda, als wir einst geschieden,
Nimmer glaubt' ich dich zu finden;
Um des Herzens stillen Frieden
Schlang ich düstre Trauerwinden.

Nur aus Blumen und aus Sternen
Strahlten deine Züge wieder,
Und der Heißgeliebten, Fernen
Töuten meine treuen Lieder.

O, warum war mir gegeben
Jener Stunde Wiedersehen!
Mußtest du zu neuem Leben,
Lyda, einmal noch erstehen!

Nein, du bist es nicht, vergebens
Such' ich die Erinnerungen
Eines frühern, schönen Lebens,
Das die Zeit in Schlaf gesungen!

Sind dies, Lyda, deine Züge,
Bist du's selbst, die einst ich liebte,
Oder ist es Täuschung, Lüge,
Schein, der nur das Auge trübte?

Dieses Hauptes stolzes Neigen,
Worte, fein und klug erlesen,
Dieser Blicke kaltes Schweigen,
Lyda, nie bist Du gewesen!

Digitized by Google

Die im Herzen ich getragen,
Hab' ich selbst heraufbeschworen,
Mit Pygmalions kühnem Wagen
Meine Göttin mir erkoren.

Was du, Lyda, einst geschienen,
Nur durch mich bist du's gewesen,
Was sie sprachen, diese Mienen,
Ich allein nur konnt' es lesen!

Seele haucht' ich ein dem Steine,
Gab dir holder Dichtung Leben,
Und so lange du die Meine,
Durftest du dich kühn erheben.

Geh und harre, ob Gesänge
Dich noch feiern, Seelenlose;
Tulpe magst du seyn der Menge;
Sänger liebt die duft'ge Rose.

Drum sey heiter, Herz im Busen,
Dichterherz sey stolz und weihe
Deine Huldigung den Musen,
Daß dich neue Gunst erfreue!

F. A. Freiherr von Zu-Rhein.

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Der anbrechende Tag sah uns in die Dardanellenstraße einlaufen. Lampsaki lag bald hinter uns; die Ufer sind nicht hoch, aber etwas abschüssig und ziemlich gut bebaut. Um Mittag erreichten wir, vom Winde begünstigt und von der Strömung, welche um so heftiger wird, je mehr die beiden Ufern sich nähern, und tosend hinwegdrängt, wo einst Sestos und Abydos lagen, das asiatische Dardanellendoef. In der nach Nordosten gelegenen Bucht ankerte das Fahrzeug; das Boot brachte uns an's Land. Der Ort ist, wenigstens für dieses Land, eher eine kleine Stadt als ein Dorf zu nennen. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig angelegt, die Wohnungen im Durchschnitt erträglich, der Bazar ist mit einer zahllosen Menge buntbemalten und vergoldeten Töpfergeschirrs versorgt, welches den vornehmsten Industrie- und Handelszweig dieser Gegend bildet und durch die ganze asiatische und europäische Türkei versandt wird. Ein halbes Dutzend Konsularflaggen und große Wappenschilder verkündigen die Würde und Privilegien der Agenten christlicher Staaten, welche hier indeß großentheils durch Juden repräsentirt werden sollen. Das Schloß ist weitläufig und scheint ziemlich fest, obgleich von den Regeln der neuern Befestigungskunst keine Spur an ihm zu entdecken seyn mag; bis zu den lezten gefahrdrohenden Tagen (wo man in Konstantinopel mehrmals blinden Lärm erhob, Ibrahim sey an den Dardanellen) ziemlich verwahrlost, wurde es, so wie die andern Forts an der Meerenge, durch russische Genieoffiziere in besseren Stand gesezt. Am Strande hatte sich gleich eine Menge Menschen versammelt, um zur Reise nöthige Vorräthe, Geflügel, Eier, Obst und Brod zu verkaufen. Von der Terrasse des hier liegenden Kaffeehauses aus erblickte ich den Meerstrom, welchen Leander und Byron in verschiedener Absicht und mit verschiedenem Erfolge durchschwommen, und sah vor mir das mit weitläufigen doppelten Mauerlinien umgebene europäische Schloß und Dorf, dessen meist dunkelgemalte Wohnungen auf dem Abhange des mit grünem Laube und dunkeln Cypressenlinien bedeckten Hügels in Gruppen vereinigt lagen. Das anatolische Ufer ist flach und eben; es fehlt nicht an Anbau, und die Gegend soll Wein und Getreide in Ueberfluß liefern. Ein Friedhof liegt dicht bei dem Dorfe; mehrere Windmühlen deuten auf Betriebsamkeit, wofür auch schon das Aussehen des ganzen Orts und seiner Bewohner spricht. Die nach dem Archipel segelnden Schiffe pflegen sich hier mit Lebensmitteln zu versehen, welche weit wohlfeiler und häufig besser sind, als in Konstantinopel.

Erst nach vierstündigem Verweilen konnten wir die Reise fortsetzen. Der Wind war schwach, bis wir die lezten Schlösser erreichten, wo uns ein heftiger Nordwind in den Rücken fiel, als wir, dem windmühlenreichen Kap Yenishahr gegenüber, in den Archipel einliefen, und die Kaninchen-Insel und weiterhin zur Rechten die Berge von Imbro zu Gesichte bekamen. Vor uns lag Tenedos, wo einst der Gott mit dem Silbergeschoß geherrscht und das er nun mit seinen lezten Strahlen beleuchtete, mit seinem Kastell und dem um dasselbe gebauten Städtchen; links die Küste von Troja mit ihren beiden weltberühmten Vorgebirgen und dem Ida im Hintergrunde. Nicht weit vom Strande des Festlands ankerten die gewaltigen Dreidecker, die Britannia und der St. Vincent, mit verschiedenen Fregatten und Briggs, gegenüber bei Tenedos die vom Admiral Hugon befehligte französische Flotte. Die See ging hoch; Schaluppen schwankten hin und her zwischen den haushohen Schiffen, welche die Spitzen der Maste abgenommen hatten, und,

Digitized by Google

der Gewalt des Windes weichend, sich etwas auf die Seite legten. Es war ein imposanter Anblick, diese schwimmenden Wesen, auf denen die dreifarbigen Flaggen wehten, von dem bewegten Element getragen und geschaukelt zu sehen; es erregte eine sonderbare Empfindung, diese Kriegsgeschwader des fernen Occidents, zu Schutz und Trutz vereint, an derselben Stelle zu erblicken, wo einst der Achäer dunkle Schiffe zu Ilions Verderben geankert. Bei Anbruch des dritten Morgens hatten wir, da der Wind immer anhielt, schon bedeutenden Weg zurückgelegt: die Sonne ging über Chios und der Ebene von Smyrna und Pergamum auf; in der Ferne sahen wir die langgedehnte Küste Euböas, und steuerten auf die Cycladengruppe zu. Die kaum 800 Klafter breite, bei stürmischem Wetter sehr gefährliche Meerenge zwischen Andro und Tine nahm uns auf, und wir näherten uns so sehr der ersten Insel, daß wir den bald wüsten, bald angebauten Strand mit eingeschnittenen Buchten und einzelnen Wohnungen und den Bergmassen des Innern dicht vor uns erblickten. Bald lag Syra vor uns, nackt und steil und felsig. Gegen vier Uhr nach Mittag fuhren wir um die östliche Spitze der Insel: Windmühlen erschienen und bald darauf der geräumige Hafen, um ihn herum die Stadt Hermoupolis, mehrere Hundert meist flacher, weißer Wohnungen, ziemlich unregelmäßig auf dem Strande im Halbkreise gruppirt, von Kirchen und Thürmen unterbrochen, einen in der Mitte etwas weiter nach dem Innern zu sich erhebenden kegelförmigen Berg bis zu seiner Spitze bedeckend. Der Kontrast zwischen diesem Orte und denen in der Türkei konnte nicht stärker seyn, dagegen erinnerte mich dieser Prospekt an ähnliche Veduten auf der Südküste Siziliens.

Eine Barke vom Sanitätamte kam bald vorsichtig an unser Fahrzeug heran; leider langten wir mit Patente brutta an, und fünfzehn Tage Quarantaine wurden über uns verhängt, wovon wir noch zwei am Bord zuzubringen hatten, da im Lazareth kein Platz vorhanden war. Der nächste Tag war ein Sonntag: Geläute schallte von allen Thürmen, wir sahen die Bewohner in die nahe Kirche zum Gottesdienste gehen und am Ufer umherwandeln. Die Hitze der lezten Julitage war unerträglich, und der beengte Raum des Verdecks gestattete kaum, sich Bewegung zu verschaffen: Dante's Fegefeuer, in welchem ich selbst zu stecken glaubte, tröstete mich eben so wenig, als eine Reisebeschreibung durch Armenien, in welcher zwei amerikanische Missionäre von allen ihren Leiden und dem erduldeten Ungemache Nachricht gaben. Endlich hatte man dicht beim Lazarethgebäude auf dem gelblichen Felsen am Strande einige Barken errichtet, hier mußte sich nun die Schiffsgesellschaft einrichten so gut sie konnte. Trotz des elenden Unterkommens war Jeder froh, dem Marco Bozzari, so hieß unsere Brigantine, zu entfliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eglise française.

Die Pariser Zeitungen hatten ganz zuverlässig angekündigt, die Abbé's Chatel und Auzou haben ihren neuen Gottesdienst aufgegeben, seitdem man in der Eglise française den bon Dieu des Erstern öffentlich versteigert habe. Und wenn man las, wie einige dieser Zeitungen die beiden Abbé's heruntermachten und über ihren sogenannten „Charlatanismus" loszogen, so konnte man auch nicht begreifen, wie es den beiden Herren noch möglich sey, ein Bischen Ansehen beim Volke zu erhalten und sich noch öffentlich zu zeigen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als mich Jemand belehrte, die beiden Stifter des neuen Gottesdienstes seyen noch in voller Thätigkeit, und mich bewog, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Ich ging in der That lezten Sonntag zuerst in Chatels Gotteshaus oder Betsaal, und fand hier eine sehr zahlreiche Versammlung. Man hatte eben die erste Kommunion der Kinder gefeiert, und Abbé Chatel, in seinem bischöflichen Hausornate (denn eigentliche Kirchenkleidung ist nicht gebräuchlich), hielt eine Anrede, hauptsächlich über die eben begangene feierliche Handlung; aber uebenbei auch über den Fortgang seiner Eglise française. Zu Nantes, erzählte er unter Anderm, habe man derselben allerlei Hindernisse in den Weg gelegt; allein sie habe dennoch gesiegt, und stehe nun fest da, besonders seitdem sie liebreich ein Todtenamt für einen Verstorbenen gehalten habe, dessen Leiche die katholischen Priester nicht in ihre Kirche hatten aufnehmen wollen. In der That scheinen der Eglise française alle diejenigen Familien zuzueilen, welche von der katholischen Geistlichkeit Beweise von Unduldsamkeit erhalten. Dazu kommt, daß die Eglise française alle diejenigen Handlungen, für welche in der katholischen Kirche Geld erlegt werden muß, unentgeldlich verrichtet. Während des Gottesdienstes wurde eine freiwillige Kollekte veranstaltet, wozu ziemlich viel Beiträge einliefen. Uebrigens hatte der ganze Gottesdienst doch ein gar zu weltliches Ansehen, um zur Erbauung zu wecken. Von da begab ich mich zu Auzou's Betsaal, der in derselben Gegend liegt. Hier war es nicht so voll; der Abbé hielt eben eine furchtbare, halb politische, halb geistliche Rede über die Anhänglichkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche an die Grundsätze der uneingeschränkten Regierungen Europa's, und über ihr gemeinschaftliches Streben, jede Art von Freiheit bei den Völkern zu ersticken. Hier wird dem Papste auch in politischer Hinsicht der Krieg erklärt. Geriethe die lezte Predigt des Abbé Auzou unter die Censur mancher Länder, so würde kein Satz darin stehen bleiben. Das Fortbestehen der beiden Kirchen bewirkt wenigstens so viel, daß manche Leute in Paris das Bedürfniß eines reformirten Gottesdienstes fühlen, und in Ermangelung eines bessern sich an den der beiden Abbé's halten. Diese beiden Geistlichen haben offenbar Vieles wider sich und erregen keine wahre Achtung; auch sprechen, wie gesagt, die Zeitungen von ihnen mit der größten Geringschätzung. Findet

Digitized by Google

ihr Gottesdienst nun nichts desto weniger Eingang bei Vielen, welche aufgehört haben, die katholischen Kirchen zu besuchen, so ist es doch wohl augenscheinlich, daß sich diese Franzosen nach einem Gottesdienste sehnen, der ihrem Sinne mehr zusagt, als der lateinische Kultus in den hiesigen katholischen Kirchen. Dieses Streben nach Verbesserung religiöser Einrichtungen äußert sich auf mannichfache Art. Der Dichter Dronineau, welcher das Vorbild eines einfachen Christenthums aufgefaßt zu haben scheint, hat mehrere Schriften, hauptsächlich Romane, herausgegeben, um seine Ideen in Umlauf zu setzen. Andere gehen aber noch viel weiter. So erklären die jetzigen Verfasser und Herausgeber der Revue encyclopédique in einer merkwürdigen Vorrede zu dem letzten Bande dieser Zeitschrift, sie haben in dem St. Simonismus, besonders bei der Richtung, die er zuletzt genommen, keineswegs ihre Befriedigung gefunden, und sie wollen künftighin ihren eigenen Gang gehen, so zwar, daß sie Republikaner und nur zum Theile Christen seyn werden, das heißt, sie werden die geselligen Grundsätze des Christenthums annehmen, sich aber an keine Glaubenslehre binden. Worin die religiösen Ansichten des Abbé de la Mennais bestehen, ist aus seinen Paroles d'un croyant jetzt in ganz Europa bekannt. Man kann daher denken, daß die katholischen Abbé's gewaltig über den Verfall des Glaubens, über die Kühnheit der Neuerer u. s. w. klagen. Das Wort Ketzer wagen sie nicht mehr zu gebrauchen, lassen es aber genugsam vernehmen, daß alle Verbesserungsversuche nur Ketzereien in ihren Augen sind. So klagt der bekannte Abbé Bautain zu Straßburg (de l'enseignement de la philosophie en France au 19me siècle): „Die Gesellschaft in Frankreich bietet jetzt ein ganz außerordentliches Schauspiel dar, nämlich das eines heftig erschütterten Gebäudes, das nur noch auf einigen Punkten und auf künstlichen Stützen ruht, und beim ersten Stoße zusammenfallen kann. Eine Menge Arbeiter eilen, neue Fundamente anzulegen; aber zum Unglücke verstehen sie sich nicht untereinander; sie zanken und widersetzen sich einer dem andern, ohne zu bedenken, daß das Gebäude beim Zusammenfallen sie unter seinen Trümmern begraben wird... Das äußerliche Gebäude der Religion steht zwar in Frankreich noch aufrecht; wie ist es aber untergraben! wie viel Steine sind aus dem Fundamente herausgezogen worden! Es wäre schon umgeworfen worden, wenn es seine Stütze nur auf der Erde hätte und nicht von oben herab unterstützt würde. Läßt sich wohl eine größere Verwirrung denken, als diejenige, welche heutzutage in dem herrscht, was man religiöse Grundsätze außerhalb der katholischen Kirche nennt? u. s. w." Natürlich räth der Ultramontaner, man solle in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren. Die ehemaligen St. Simonisten der Revue encyclopédique behaupten ihrerseits, dies Feld nicht mehr an, und wahrscheinlich haben auch sie einen bedeutenden Anhang, besonders bei der studirenden Jugend. Die Eglise française der Abbé's Chatel und Auzon zieht hauptsächlich Leute von mittlerm Alter an, welche einen, dem katholischen nicht ganz unähnlichen Kultus haben wollen. Es wäre nichts Sonderbares, wenn bei der in Frankreich herrschenden Religionsfreiheit noch andere Ansichten und andere Arten des Gottesdienstes auftämen. Bis jetzt stören und gefährden sie die Ruhe im Staate keineswegs, und bestehen daher friedlich nebeneinander. So lange Jeder nach seinem Gewissen handelt, hat auch die Behörde nichts dabei zu sagen. Sie braucht ja nur aller Gaukelei und Unsittlichkeit vorzubeugen; das Uebrige ist Sache jedes einzelnen Bürgers.

Dg.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Der Keferloher Markt.

Die Meisten zeigen noch triumphirend die ehrenvollste Trophäe von Keferloh, einen Maaßkrug ohne Deckel, auf, den sie an dem letzten Bierkeller vor der Stadt, wo gewöhnlich Halt gemacht wird, um mit einem Abschiedstrunke die Feier würdig zu beschließen, auf dem Straßenpflaster zerschmettern. Ganze Züge brüllenden Zugviehes, gekoppelte Pferde, Schweine u. s. w., die auf dieser Straße der Stadt zu ziehen, und deren Treiber und Führer sich diesmal auf den richtigen Instinkt des lieben Viehes verlassen müssen, um selbst auf der rechten Bahn zu bleiben, unterbrechen dieses Bild mit Staffagen, die seiner vollkommen würdig sind. Fiaker, Gesellschaftswagen, Chaisen u. s. w., fast durchgängig mit Tarus, Fahnen, Blumen und Inschriften im Keferloher Lapidarstyl geschmückt, folgen sich in fast unabsehbarer Reihe. Der Fiaker wird heute zur englischen Stage coach; neben dem Kutscher, auf der Decke, dem Wagentritte, ja selbst oft auf den müden, jämmerlich gehetzten Gäulen, überall so viel Keferlohselige, als nur Platz finden können. Der Kutscher ist so bunt als möglich ausstaffirt; gewöhnlich hängen ihm noch an einem um den Hals gewundenen Strick zwei Maaßkrüge über die Brust herab. Die Wagen sind scheckig genug besetzt, um diesem Zuge den tollsten Faschingscharakter zu geben. Handwerker, Weiber, Soldaten, Bauern u. s. w., Alle, wie sich's von selbst versteht, mit den Abzeichen Keferlohs geschmückt; Alle lärmend, singend, die ausgelassensten Späße treibend; ohne Unterschied gilt hier gegenseitig das traute „Du," denn Alle umschlingt heute das Band der zärtlichsten, hingebendsten Freundschafe von Keferloh. Dazu kommen die rückkehrenden Bauerwagen, jeder mit vier hohen, mächtigen Rossen bespannt und mit Gratispassagieren besetzt, die auf den leeren Bierfässern reiten; dazwischen wandernde Harfenistinnen, Bratwürstel- und Lebkuchenweiber, Polizeidirektoren, Mordbrennerhapsoden u. s. w., die Alle das klassische: Uns ist ganz kannibalisch wohl! in Miene und Haltung aussprechen. Wahrlich, ein Schauspiel, das einem Hogarth Motive genug zu originellen Schöpfungen, wie einem strengen Moralisten zu eben nicht sehr erbaulichen Betrachtungen geben würde! Doch bald sinkt auf das große, burleske Gemälde wohlthätig der Schleier der Nacht; versuchen wir nicht, ihn weiter zu lüften; „die Nacht ist keines Menschen Freund," am wenigsten eine Nacht nach Keferloher Orgien. Unsere Tageblätter enthalten gewöhnlich ein genaues Bülletin von der Keferloher Wahlstatt, wie viele schwer und leicht Verwundete und sonstige Gemißhandelte es dort gegeben. Indeß ist es ein Glück, daß die dort Geliebenen nicht zugleich auch die Todten sind. Ich könnte jetzt, mich mit der bekannten Sentenz entschuldigend, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen und umgekehrt nur ein Schritt sey, von Keferloh auf die neuen, meisterhaften Fresken kommen, mit welchen jetzt die ganze Arkadenreihe des Bazars durch unsern genialen Rottmann geschmückt ist; doch die Musen und Grazien sind gar keusch und zart; die Nähe des unaeschlachten, rohen Treibens könnte sie verletzen und zu einem Erröthen zwingen. Ich führe Ihnen daher die Musen und Grazien und Meister Rottmann in meinem nächsten Bericht in würdigerer Gesellschaft vor.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Oktober 1834.

Auch des Wappens weiße Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Schiller.

Etwas über Siegelkunde.

Die sogenannte Diplomatik verhält sich zur Diplomatie schon lange nicht mehr wie das Mittel zum Zweck, und man kann ein ganz brauchbarer Diplomat und ein sehr schwacher Diplomatiker seyn. Seit die Kritik der Pergamente, Siegel und Wappen aufgehört hat, Hacke und Spaten des Staatsmanns und Rechtsgelehrten zu seyn, ist sie als praktische Wissenschaft in den Köpfen einiger Wappenkönige, Conservatoren und Archivare für Nothfälle niedergelegt. Aber als Hülfswissenschaft für die Geschichte behält sie fortdauernd ihren Werth, und der Geschichtsforscher betrachtet, um einen dunkeln historischen Punkt aufzuklären, die halb verwischten Siegel obscurer Geschlechter mit demselben prüfenden Ernst, wie einst der Sachwalter wegen Lehns- und Erbhändeln. Ueberdies bilden die Siegel und Wappen der Urkunden eine Galerie von Monumenten, welche über die Kunstgeschichte des Mittelalters, namentlich hinsichtlich der Zeichnung und Gravierkunst, oft interessante Aufklärungen geben. Ein neues gelehrtes diplomatisches Werk: Sigilli de' Principi di Savoia, auf königlichen Befehl gesammelt und erklärt von Libraio und Promis, das sich auch über das Allgemeine des Fachs verbreitet, gibt uns der Seltenheit wegen Veranlassung, die Leser zu einem Streifzug auf das Gebiet der Siegelkunde einzuladen, versteht sich, zu einem rein dilettantischen. Wenn auch die meisten Leser niemals erfahren werden, wie staubiges Pergament und von der Zeit geschwärztes Wachs riecht, so kann man doch nicht wissen, wozu ein zufällig aufgegriffenes Stück diplomatischer Erudition gelegentlich gut ist.

* * *

Die Sitte, mit Ringen zu siegeln, ist uralt; schon die Egypter, die Perser und andere alte Völker kannten sie, auch die Römer, bei denen der Siegelring Annulus signatorius hieß. Dieser Gebrauch erhielt sich in der Auflösung des römischen Reichs; im Jahr 660 hatte Ebregisiles, Bischof von Meaux, einen Ring mit einem kostbaren Stein, auf welchem das Bildniß des h. Pauls, des ersten Einsiedlers, vor einem Kruzefix, und über ihm der famöse Rabe, der ihm sechzig Jahre lang täglich ein halbes Brod brachte, eingeschnitten war. Die ältesten Siegel waren kugelförmig. Diese Kugeln waren von Blei; man hat noch dergleichen von Trajan, Marc Aurel und ihren Nachfolgern im Abend- und Morgenland. Von den Kaisern ist die Sitte, die Urkunden auf diese Weise zu besiegeln, auf die Päbste übergegangen, aber erst zur Zeit Gregors des Großen, oder noch etwas später. In der Folge trat Wachs an die Stelle des Bleis oder anderer Metalle, und da kein anderer

Digitized by Google

Stoff in gleichem Grade Weichheit, Zähigkeit und Dauer vereinigte, so bedienten sich die Großen durch das ganze Mittelalter zu ihren Siegeln meistens des einfachen oder zusammengesezten Wachses. Bei Fürsten von geringerem als königlichem Range waren die Siegel im zehnten und eilften Jahrhundert noch sehr wenig im Gebrauch, und die Grafen von Flandern, die Herzoge von Burgund, Lothringen, der Normandie und Bretagne, und die Grafen von Toulouse möchten so ziemlich die einzigen seyn, bei denen sie zu jener Zeit vorkommen; aber vom zwölften Jahrhundert an werden sie häufiger. Die Siegel dienten dazu, Urkunden gesetzliche Kraft zu ertheilen, und lange galten sie statt der Unterschrift; deßhalb wurde das fürstliche Siegel öffentlich, meist in Gegenwart des Fürsten selbst, oder doch des Kanzlers, aufgedruckt. Je nachdem das Aktenstück mehr oder weniger Wichtigkeit hatte, nahm man das große, oder das mittlere Siegel; aber in Abwesenheit des Kanzlers, der diese in Verwahrung hatte, bediente man sich des Privatsiegels (signetum) des Fürsten, und verlangte etwa der Gegenstand größere Solennität, so erklärte man, nach der Rückkehr des Kanzlers solle an die Stelle des Privatsiegels das große Rittersiegel gesezt werden. Eine Urkunde, welche ihr Siegel verloren hat, gilt im Allgemeinen für kraftlos; indessen behalten solche Aktenstücke, wenn die Spuren der Besiegelung unverkennbar und unzweideutig sind, nicht nur für den Alterthums- und Geschichtsforscher ihren Werth, sondern häufig haben in solchen Fällen selbst die Gerichte, namentlich die französischen Parlamente, ihre Amtskraft aufrecht erhalten.

Die Siegelstöcke waren gewöhnlich von Silber oder Gold, ja von kostbaren Steinen, und diese Kostbarkeit des Stoffs war, wie bei so vielen andern Monumenten, Schuld daran, daß so gut wie gar kein altes Siegel auf uns gekommen ist. Abgedruckt wurden sie gewöhnlich auf Gold, Blei oder Wachs; Beispiele von andern Materien sind so selten, daß man sie mehr dem Zufall oder der Laune, als einem Brauch zuschreiben muß; hieher gehören die dänischen Elfenbeinsiegel und das silberne Siegel Roberts II., Fürsten von Capua, vom Jahr 1128. Goldener Siegel bedienten sich bei besonders feierlichen Gelegenheiten die abendländischen Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Dänemark, die normännischen Fürsten, die Könige von Sicilien. Diese sogenannten Bullen sind nach Größe und Gewicht sehr verschieden; die goldene Bulle Karls des Kahlen an der Stiftungsurkunde von St. Cornelius zu Compiegne wog zehn Dukaten, eine von Christian V., König von Dänemark, aber nicht weniger als zwanzig Unzen; ein solches Goldsiegel von Karl II., König von Sicilien, das sich zu Marseille befindet, besteht aus zwei ganz dünnen Blättchen, zwischen denen die Befestigungsschnüre durchlaufen, und es verdankt seine Erhaltung der ausnehmenden Sparsamkeit des königlichen Gebers. Die bleiernen Bullen sind, wie schon gesagt, sehr alt; die Republik Venedig erhielt das Recht, mit Blei zu siegeln, von den Kaisern von Konstantinopel, und die Republik Lucca vom Pabst Alexander II. im Jahr 1061; später verbreitete sich diese Sitte allgemein unter den Fürsten, und auch die Bischöfe, ja bloße Aebte machten sie Rom nach.

Bei weitem die meisten Siegel sind rund; indessen findet man auch ovale, parabolische, spitzovale, viereckige, dreieckige, fünf-, sechseckige, rautenförmige, als Kleeblatt geformte. Unter den Karolingern waren ovale Siegel sehr gebräuchlich; im zwölften Säculum zogen sich die Siegel der Geistlichen und vornehmer Damen immer mehr in die Länge und spizten sich zu, aber die runde Form gewann bald wieder die Oberhand. Viereckige, dreieckige, überhaupt parador geformte Siegel waren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, besonders in Deutschland, üblich.

Die Siegel werden entweder an das Pergament selbst befestigt oder angehängt. Im ersten Falle klebte man sie entweder unmittelbar auf das Pergament oder machte einen Einschnitt in dasselbe, wodurch das Wachs auf die Rückseite drang und somit das Siegel besser befestigt wurde. So verfuhr man bis in's zwölfte Jahrhundert, von da aber wurden die Siegel *angehängt*. Anfangs an gemeine Bänder und Schnüre, später an bunte Seidenschnüre. Die Siegel sind entweder bloßes Wachs, oder mit Papier bedeckt, oder in hölzerne und metallene Kapseln eingeschlossen. Während des ganzen dreizehnten Jahrhunderts und noch später hatten die Siegel keinerlei Ueberzug; zuerst fing man sodann an, um das Wachs ein Papier zu schlagen und so den Stempel aufzudrücken, und da dieses Papier oft sehr grob und dick war, sind diese Siegel meist fast unkenntlich; indessen wurden niemals große Siegel, sondern nur kleine und mittlere auf diese Weise umwickelt. Das älteste bekannte Siegel in einer hölzernen Büchse ist eines von Balduin II., Kaiser von Konstantinopel, im Archiv zu Marseille; eigentlich aber kam dieser Brauch erst zweihundert Jahre später, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, auf. Im sechzehnten traten blecherne Büchsen an die Stelle der hölzernen, und schon die lezten Visconti von Mailand bedienten sich zierlicher messingenen Kästchen von bald parabolischer Form, auf denen das darin enthaltene Siegel mit dem Grabstichel abgebildet war. Noch erwähnen wir des sonderbaren Brauchs, die Siegel mit einer Strohschnur zu umgeben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Von einer griechischen Quarantaine will ich keine ausführliche Schilderung entwerfen. Die Sanität-Gesetze, mit denen der Occident sich zum Schutz gegen die krankheitsschwangere Levante umgürtet hat, sind freilich lästig und unangenehm, aber man unterwirft sich ihnen mit Fassung und Geduld, weil man ihre Nothwendigkeit einsieht. Doch der, welcher an den Küsten Frankreichs oder Italiens in diese Art von Gefangenschaft gerathen, kann sich noch keinen Begriff von Syra machen. Die glühende Temperatur eines griechischen Sommertages, dem im Durchschnitt eine sehr kühle Nacht folgt, mag man sich denken, sowie auch, welchen Schutz einige in der Eile zusammengefügte Bretter, der nackte, staubige Felsen als Fußboden, eine Lücke als Thüre und Fenster, dagegen zu bieten im Stande waren. Die Einrichtung war erbärmlich, für Scheidung der früher oder später Eingetroffenen war kaum gesorgt, und die größten Unregelmäßigkeiten hätten ungeahndet vorgehen können. Täglich kamen Fahrzeuge mit Menschen an, und bald glich der Platz am Strande einem kleinen Dorfe. Von den unter türkische Herrschaft zurückgegebenen Inseln wanderten Viele ein; Quarantainen waren nur auf Syra und Hydra eingerichtet, und diese waren nicht vermögend, ein Viertel der Ankömmlinge zu fassen. Ich mußte bei dieser Gelegenheit mannichfaches Elend ansehen. Eines Abends setzte ein Fahrzeug mehrere candiotische Familien an's Land, welche den entsetzlichen Bedrückungen, die Mehemed Ali's Satelliten sich auf dieser Insel erlaubten, durch die Flucht sich entzogen hatten: erst waren sie auf Santorin gelandet, von wo man sie aber nach Syra gewiesen. Ein paar Truhen, einige schmutzige Matrazen und Decken machten ihre einzige Habe aus. — Raum war selbst in den Bretterwohnungen nicht mehr: so mußten diese Unglücklichen die Nacht und den ganzen folgenden Tag auf dem Felsenufer liegend zubringen. In dem Verschlage dicht neben mir wohnten ein paar Politiker, die, nach morgenländischer Sitte, den ganzen Tag hindurch in Tabaksqualm sich einhüllten und von nichts als Eleftheria, Vasilefs, Hellas und Capodistria sprachen. Sie unterhielten sich ziemlich ungenirt über den traurigen Zustand der Marine, die ganz darniederliege, und über das Elend und die Schmach der Hydrioten, welche durch Hunger gezwungen werden, schaarenweise auf der Flotte ihres verhaßten Erbfeindes, des Paschas von Egypten, Dienste zu nehmen. Dann räumten diese, und eine Familie zog mit kleinen Kindern ein, die den ganzen Tag und die halbe Nacht über schrien und weinten, wenn nicht bisweilen der tiefe Baß des Vaters dazwischen schalt. Auf der andern Seite hatte der Archimandrit ein Unterkommen gefunden, und hielt nebst einem andern Leidensgefährten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ernste und lebhafte Diskussionen über die Dreieinigkeit und andere Mysterien, indem er bei den Versuchen, seinen Opponenten von gewissen Ketzereien zu bekehren, ein über das andere Mal Kyrie eleison schrie. Der Nariote, welcher übrigens zum eingefleischten Peroten geworden, konnte sich nicht darüber zufriedenstellen, daß man Douanenlinien und Lazarethe auf den Inseln etablirt, und daß er, ein anderer Tantalus, sein Vaterland vierzehn Tage lang vor sich sah und nicht hinüber durfte, während er auf Syra seine blanken Piaster zu einem ungünstigen Kurse ausgab, um den Genuß zu erkaufen, sich nach Herzenslust zu langweilen. Dabei klagte er bitterlich über den Verlust der fast demokratischen Unabhängigkeit, deren Naria-Dionysias sich unter der Herrschaft des Kapudan-Pascha erfreut. Gegenüber klimperte ein schmächtiger, junger Albanese, der als Knabe nach Trapezunt gekommen war, nicht recht wußte, ob er an's Evangelium oder an den Koran zu glauben hatte, und endlich den Weg wieder in die halbvergessene Heimath fand, stundenlang auf einer gebrechlichen Mandoline, und sang oder heulte vielmehr dazu ein bald wild, bald melancholisch klingendes, halb türkisches, halb arnautisches Volkslied.

Den einzigen Ersatz für mannichfaches Ungemach und unaussprechliche Langeweile gewährte der Abend, wo ich die äußersten Felsen des Strandes hinanklimmen und mich dort niederlassen konnte. Die untersinkende Sonne röthete die Gipfel der Inseln, welche im Halbkreise den Horizont umgaben: Tine mit seinen vielen, weißschimmernden Dörfern, Myeon, das heilige Delos, das fruchtbare Naxos, das marmorreiche Paros — die Heimathwelt der hellenischen Mythe, wo Apoll und Artemis geboren, wo Ariadne vom Dionysos getröstet wurde, die Wiege so mancher großen und edlen Männer. Die Dämmerung ist in diesen Strichen sehr kurz; bald war die Nacht da, der Himmel sternhell und funkelnd. Einzelne Barken mit flimmernden Lichtern fuhren am Gestade vorüber. Wird man es für deutsche Sentimentalität halten, wenn in solchen Momenten eine wehmüthige Stimmung, wenn die Erinnerung an eine untergegangene, schöne Welt mich beschlich, und ich dann die Götter Griechenlands unsers unsterblichen Dichters und Byrons wunderschönes Lied im Don Juan diesem Meer und diesen Küsten hersagte, welche einst den Tönen der Muse von Chios und Teos gelauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erste Liebe.

Herzliebchen will nicht glauben,
Sie sey mein erstes Lieb,
Zählt her mir an den Fingern,
Wie oft ich hängen blieb.

Ein thöricht Kind — als käme
Die Lieb' unangesagt:
Schneeglöckchen gibt's vor'm Maien,
Frühnebel, eh' es tagt.

Doch kommt mit tausend Sträußen
Der Frühling hergewebt,
Verkriechen sich die Glöckchen
Vor solcher Majestät.

Flammt auf der Tag vom Meere
In lichten Morgenloh'n,
Dann schleichen seine Boten
Gespenstisch sich davon.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

Löwe-Weimars über Deutschland.

Seit da ich im Begriffe war, Ihnen Einiges aus unserer Stadt mitzutheilen, fiel mir ein Pariser Journalartikel in die Hände, der mich der Mühe des Selbstkommentirens überhebt; den Hauptzweck, Unterhaltung, hätte wenigstens meine Wahrhaftigkeit nie so gut erreicht, als die Improvisation des Franzosen. Uebrigens ist der Verfasser der Skizze zwar einer der beliebtesten Feuilletonisten, aber Allem nach kein Stockfranzose, sondern deutscher Abkunft. Herr Löwe-Weimars wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir seine Reisebeschreibung darum doppelt außerordentlich finden.

* * *

Mehrere Jahre hatte ich Deutschlands Boden nicht betreten, als ich vor einigen Tagen auf der Brücke bei Kehl über den Rhein ging. Man muß diese beiden Ufer des Rheins gesehen haben, um den Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland recht zu verstehen. Bis Straßburg ist man wirklich in Frankreich. Straßburg, die alte deutsche Stadt, wo Ewin das wunderbarste Denkmal der deutschen Geduld gesetzt hat, diesen Münster, von wo aus Vauban seine Citadelle zeichnete, Straßburg hat seit Ludwig XIV. mit seinen blonden Schwestern, den Städten des Nordens, gebrochen. Straßburg hat sich naturalisirt durch Pigale's Meißel, besonders aber durch Kleber, durch Desaix und durch die ruhmvollen und unsterblichen Reihen seiner Freiwilligen, deren Blut für Frankreich floß, vom Nil bis zur Etsch, und von der Etsch bis zum Rhein. Endlich singt man in Straßburg Vaudevilles, und singt sie falsch; augenscheinlich gehört also Straßburg uns, uns für immer, und es wäre ungerecht, ihm den Namen einer französischen Stadt streitig machen zu wollen. Diese Kehler Brücke, lang wie die Staaten mehr als eines kleinen deutschen Fürsten, legt sich als ein ganzes Land zwischen beide Reiche. Der Vorder, der bestrittene Landstrich zwischen Schottland und England, war vielleicht nicht größer, als diese ungeheure Bretter- und Schiffbrücke, die der alte Rhein im Zorn jeden Augenblick bereit scheint, fortzutragen. Der letzte Franzose am einen Ende dieser Brücke ist ein Soldat, der ungeduldig seine Wache hält; von Zeit zu Zeit schaut er nach der andern Seite des Rheins, wo ihm in den Strahlen der Abendsonne die Armstriche des Sergeanten zu leuchten scheinen, die er in der nächsten Affaire wohl zu gewinnen hofft. Noch von fern hört man ihn die letzten Takte der Parisienne trillern, wenn man schon den gelben Schnurrbart und die goldenen Haare der ersten badischen Schildwache erkennt. Diese steht unbeweglich, ohne Ungeduld; sie trillert nicht und wirft keine neidischen Blicke an's andere Ufer. Für diesen badischen Soldaten gibt es diesseits und jenseits des Flusses weder Sergeantenstriche, noch Offiziersepaulette, noch Marschallstab. Ihr seyd in einem Lande, wo man nicht fällt und wo man nicht steigt; trauriges Land, wo man nichts zu hoffen hat, nicht einmal die Bewegung durch einen Fall. Deutschland hat sich übrigens verändert. Der Postillon von ehemals ist wohl noch da mit der gelben Jacke der Fürsten von Thurn und Taxis, welche die Oberpostmeisterei des Reichs schon zu Philipps II. Zeit besaßen. Er kündigt sich schon von Weitem durch den gezogenen Ton eines kleinen Horns an, an dem, wie an Lanzen von Wilden, dicke grün und rothe Trotteln hängen. Ich höre noch immer den Postknecht, wie er die Pferde anschirrt und das alte Lied aus dem dreißigjährigen Kriege singt:

Der Schwed ist kommen,
Hat Alles mitg'nommen.

Aber es ist schon Nacht und der Wächter hat noch nicht abgerufen. Der Nachtwächter verschwindet aus Deutschland, wie der Watchman aus England; der Nachtwächter, der so schöne Verse sang, der so pünktlich jede Stunde ausrief, der so harmonisch die Bürger aufforderte, sich vor Feuer, Dieben und bösen Träumen zu bewahren, der zu Gott mit lauter Stimme für die Schläfer betete; der Nachtwächter hat seine Laterne ausgelöscht, und schläft jetzt so ruhig in seinem Bett, wie jeder Andere. Ich erkenne Deutschland ohne diesen Mann kaum wieder; er war für Deutschland, was der türkische Turban und der schleppende Kaftan für Konstantinopel war. Es heißt, mit den Königen gehe es zu Ende; aber nein, die Könige weichen nicht, im Gegentheil, die Völker sind es, die davon gehen. — Bleibt nicht in Kehl, rettet euch eilig, ihr rollt über die Gebeine von 300.000 Menschen hinweg, welche die Kugeln unserer Kanonen seit 1791 niedergeschmettert; aber Kehl hat mörderische Schüsse ganz anderer Art von seinen Wällen herabgeschleudert. Denkt euch, daß von 1780 bis 1790 dort zweihundert Arbeiter in den Kasematten der Festung unausgesetzt die Werke Voltaire's druckten. Beaumarchais war es, der den Angriff leitete. Man spricht beständig im badischen Lande von den großen Thaten des Markgrafen Louis, eines der Helden Deutschlands; aber mir dünkt, der Großherzog Karl, unter dem jenes Werk geschah, hat viel Größeres gethan: er hat den König von Frankreich um seinen Thron gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 39.

Mittwoch, 29. Oktober 1834.

[567] **Wochenblatt**

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Herausgegeben von den

Würtembergischen Vereinen für Landwirthschaft, für Pomologie, für Weinbau und Weinverbesserung, für Gewerbe und Handel.

Auf dieses durch seine Wohlfeilheit und Gemeinnützigkeit des Inhalts gleich ausgezeichnete und darum einer immer steigenden Theilnahme sich erfreuende Blatt, das recht eigentlich ein Pfennig-Magazin genannt werden könnte, wenn es auf den Namen und nicht viel mehr auf die Sache dabei ankäme, werden auch für das 4te Quartal (Oktober – December) Bestellungen angenommen. Der Preis des Jahrgangs 1834, vom April, wo es begann, bis Ende December, ist 1 fl. 8 kr. rhein. oder 16 Gr. sächs.; das 4te Quartal einzeln kostet 24 kr. oder 6 Gr. sächs.

Die bis jezt erschienenen 33 Nummern enthalten neben andern weniger interessanten Artikeln folgende sehr lesenswerthe Abhandlungen: Ueber Verbesserung schlechter Waldungen. — Gebläse mit heißer Luft. — Ueber die Maul- und Klauenseuche beim Hornvieh. — Empfehlung von Gemeindebacköfen. — Obstdörröfen. — Einige Notizen über neue Wiesenanlagen. — Ueber die Anwendung erwärmter Luft bei Gebläsen. Mit einer Lithographie. — Der russische Sägbock. Mit einer Lithographie. — Ueber die Anlegung von Hopfengärten. — Ueber den frühern und gegenwärtigen Zustand der Branntweinbrennerei in Würtemberg. — Frostableiter. — Ueber die Vergiftungen durch verdorbene Würste. — Tuchfabrikation. — Runkelzucker in Hohenheim. — Behandlung und Heilung der unter einer Schafheerde im November 1832 ausgebrochenen Milbenraude. — Fabrikation seidener und baumwollener Stoffe. — Pferdezucht. — Ueber Ersparung von Brennmaterialien. — Obstbaumzucht. — Kapitalisten und Gewerbsleute. — Moosschlichte für Weber. — Ueber die Ausmittlung des Fleischergewichts beim Hornvieh. — Ankauf von Seidencocons. — Die amerikanische Art. — Ueber den sogenannten Flug, eine Rindviehkrankheit. — Brod aus Kunstmehl. — Die Gartenkresse. — Der friesische Baumkohl. — Ueber enge und weite Schornsteine. — Ueber die Vertilgung der Quecke. — Maikäfer. — Ueber eine einfache Vorrichtung, um auf Eine Destillation Branntwein zu gewinnen. — Ueber das Aufblähen des Rindviehs. Mit einer Lithographie. Die Nützlichkeit der Weberei durch Frauen und Mädchen. — Weberei, Bleiche und Appretur weißer baumwollenen Stoffe. — Wagenmanns Kühlapparat. — Die Milchwirthschaftsvereine in der Schweiz. — Wichtigkeit der Walken beim Bleichen der Leinwand. — Ueber die Ablösung der Grundlasten, namentlich des Schäfereiübertriebsrechts. — Verhütung des Wassersteins in Dampfkesseln. — Vorläufiger Bericht über die diesjährige Versammlung der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Würtemberg. — Ueber den Wurm an den Weinblüthen. — Ueber die Behandlung der Seidencocons. — Der kleine Rießling. — Erdflöhe. — Englische Merinos. — Ueber die Nothwendigkeit, die Gebäude auf dem Lande gegen den Blitz zu sichern. — Färberei. — Verfahren, das Papier von Chlor zu befreien. — Ueber die Berechnung von runden, unbeschlagenen Stämmen. — Ueber Aufzucht der Kälber mittelst Tränkens. — Die fünfte Generalversammlung des würtembergischen Weinbauvereins vom 29. Juni 1834. — Ueber Weinbereitung. — Runkelzucker-Fabrikation. — Stoppelroggen und Stoppelgerste. — Handel nach Italien. — Obsthandel nach Baiern. — Ueber die Wahl und Zusammensetzung des Spannviehstandes. — Ueber das Pfropfen der Reben. — Der Unterricht im Zeichnen in Gewerbsschulen. — Weinbau. — Der Durchfall oder die Diarrhoe der Kälber. — Die Bereitung des Strohweins. — Ueber die Bereitung des Geis aus Traubenkernen. — Güllenpumpen. Mit einer Lithographie.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[498] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Abfindung der

Hutungsberechtigten in den Forsten.

In forst-, land- und staatswirthschaftlicher Beziehung. Allen Forstbesitzern und Hutungsberechtigten gewidmet von A. F. Stuhr. 8. Preis 16 Gr.

---

[527] **Für Forstbeamte.**

Bei C. W. Leske in Leipzig und Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bedeutend herabgesetztem Preise zu haben:

Anleitung zur Forstverwaltung und zum Forstgeschäftsbetriebe von G. W. Freiherrn von Wedekind, Großh. Hess. Oberforstrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit 116 Mustern. 1831. gr. 8. 507 Seiten Text, außer den Beilagen.

Dieses Werk, aus dem Geschäftsleben hervorgegangen und für dasselbe vorzugsweise bestimmt, gründet seine Lehren eben so sehr auf den neuesten Stand der Wissenschaft, als auf die Erfahrungen der praktischen Anwendung in den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes, und gibt eine anschauliche pragmatische Darstellung der Wirksamkeit aller Stufen des Forstdienstes und der Beziehungen, in welchen andere Behörden zur Forstverwaltung stehen. Es enthält zugleich den Stoff für die Verordnungen, Regulative und Instruktionen über Gegenstände der Dienstordnung, der Verwaltung der Forstdomainen, des Rechnungswesens und des Communal-Forsthaushaltes.

Digitized by Google

Da hiernach diese Anleitung jedem Forstbeamten, wie jedem mit der Forstverwaltung in Beziehung stehenden Geschäftsmanne als ein sehr nützliches Handbuch dient, woraus er sich in allen Zweifelsfällen Raths erholen kann und wodurch eine gründliche Belehrung über die Verrichtungen und Pflichten aller Dienstgrade, sowohl im Einzelnen als in ihrem Zusammenwirken, verbreitet wird, so hat der Verleger es für Pflicht gehalten, den Ankauf des Werkes möglichst zu erleichtern.

Es soll demnach dieses Werk, welches im Ladenpreis bisher 4 Thlr. oder 7 fl. kostete, bis Ende des Jahres 1835 für den herabgesezten Preis von 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 20 kr. zu beziehen seyn. Nach Ablauf dieses Termins tritt der frühere Ladenpreis wieder ein, und es wird nur, wenn wenigstens 10 Exemplare zugleich genommen werden, der frühere Partiepreis gestattet.

---

[562] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

lezten Tage von Pompeji

von

E. L. Bulwer,

Verfasser von „Pelham", „Pilgrime am Rhein" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's

sämmtliche Werke,

9r, 10r und 11r Band.

8. Drei Bände. geh. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Dasselbe Werk in Taschenformat: 4 Bändchen. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Wie der Genius Bulwers sich in jedem seiner Werke in einer neuen Gestalt offenbart, so erscheint er auch hier origineller und glänzender, als in einem der früheren. Reichthum der Gedanken, Poesie der Auffassung, das höchste Interesse in der Handlung werden diesen lezten Roman zu einer der schönsten literarischen Erscheinungen dieses Jahres machen, und dem Dichter überall neue Bewunderer verschaffen.

---

[575] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Dramatische Werke

von

Joseph Christian Baron von Zedlitz.

Zweiter Theil.

Fein Velinp. in Umschlag. Preis 2 fl. 42 kr.

Inhalt: Kerker und Krone. — Der Königin Ehre.

Bei dem ungemeinen Beifall, welchen die Gedichte des gefeierten Zedlitz durch ganz Deutschland erhalten haben, wird diese Anzeige von dem Erscheinen des zweiten Theils seiner dramatischen Werke seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gewiß sehr willkommen seyn. Der dritte und vierte Theil werden in angemessenen Zwischenräumen folgen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[503] In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Französisches Lesebuch für die mittleren Klassen von Gymnasien und die obersten Klassen in Bürgerschulen, von L. Roquette. Zweite Ausgabe. 8. 20 Bogen. 12 gGr.

Die gut getroffene Auswahl des Inhalts hat dem Buche Eingang verschafft. Der häufig gegen uns ausgesprochene Wunsch veranlaßte uns, den früheren Preis von 15 gGr. zu ermäßigen.

---

[520] **Anzeige für Schulmänner.**

Bei Fr. Aschenfeldt in Lübeck erschien so eben:

Kunhardt, Dr. und Prof. H., praktische Anleitung zum lateinischen Styl. Erster Kursus für die Schüler der 3ten Klasse. 4te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 14 gGr.

Obgleich diese 4te, mit seltenem Fleiße umgearbeitete und mit neuen Beiträgen bereicherte Auflage den längst anerkannten Werth des trefflichen Schulbuches noch erhöht, so hat doch der Verleger den Preis derselben um 2 gGr. niedriger gestellt wie die früheren, damit die Einführung in Schulen immer mehr erleichtert werde. Nichts desto weniger zeichnen sich aber doch Druck und Papier vor ähnlichen Werken vortheilhaft aus.

---

[464] So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. Fünftes und sechstes Bändchen. (Der Assassine. Die Verbannten. Das Gewissen. Die Pflanzung am Fuße der Anden. Die Reise nach Algier. Der Marquis von Rouceval.) 8. 50 Bog. auf feinem Druckvelinpap. 3 Thlr. 12 Gr.

Erstes bis viertes Bändchen erschienen 1830—1832 und kosten 7 Thlr.

Hauch, J. C., Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. geh. 20 Gr.

Leipzig, im Sept. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[465] So eben sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die zweite und dritte Lieferung der

sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat.

24 Bände. geh. Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Das Ganze, auf schönes Papier gedruckt, erscheint in vier Lieferungen, jede zu sechs Bänden. Jede Lieferung kostet auf Druckpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. — Die lezte Lieferung wird noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben.

Frankfurt a. M., im Aug. 1834.

J. D. Sauerländer.

Digitized by Google

[547] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. B. Rousseau's

Dramaturgische Parallelen.

1r Band. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Die dramatische Literatur der Deutschen wird in diesem, von großem kritischen Fleiß und Gelehrsamkeit zeugenden Werke sowohl in ihren ältesten als neuesten Erscheinungen gründlich dargestellt. Da wir noch keine umfassende deutsche Dramaturgie besitzen, so glauben wir, auf dieses Werk die besondere Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur, und der dramatischen insbesondere, richten zu müssen.

---

[559] Bei C. F. Post in Kolberg ist so eben erschienen und durch L. Hold in Berlin zu beziehen, auch an alle Buchhandlungen versandt:

Des Bettlers Gabe,

Taschenbuch für 1835, von Wilhelm Müller (aus St. Petersburg). Inhalt: Des Blickes Mord. Schattenbilder. Der Hoffnungslose. 8. 272 S. geb. 1 Rthlr.

Dem Verrathenen, dem Laster und Verbrechen die heiligsten Gefühle entweihten, den der Freund hinterging, dem das Eheweib treulos ward, dessen Todesröcheln kein liebendes Herz vernimmt und dessen gebrochenes Auge nur fremde Miethlinge auf dem einsamen Sterbebette anstarrt, sind diese Blätter geweiht.

---

[579] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

BEITRAG

zu einer

MONOGRAPHIE

des bunten

Sandsteins, Muschelkalks und Keupers,

und

die Verbindung dieser Gebilde

zu

EINER FORMATION.

Von

Friedrich von Alberti.

Mit 2 Steintafeln.

Preis 5 fl.

Diese Schrift zerfällt in drei Abschnitte. Der erste gibt eine Schilderung des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers im südwestlichen Deutschlande, der zweite reiht die hier gemachten Beobachtungen an die anderer Naturforscher an, und stellt einen Ueberblick über diese Gebilde außer dem südwestlichen Deutschlande auf, der dritte endlich faßt alle die gemachten Beobachtungen zusammen, und sucht vorzugsweise darzuthun, daß die 3 bis jezt getrennten Formationen das Resultat einer geologischen Epoche seyen.

Die Einleitung beginnt mit einer Anwendung der 12 Erhebungssysteme Elie de Beaumont's auf die erwähnten Gebilde, sie versucht Nachweisungen über die Lagerung der lestern in großen Mulden, ihre Verbreitung im Allgemeinen, ihre Oberflächengestalt, Bergformen, Thalbildung, über die Höhen, bis zu welchen sie sich erheben.

Der 1ste, dem südwestlichen Deutschland gewidmete Abschnitt handelt zuerst vom bunten Sandsteine, seinen Lagerungsverhältnissen zum Urgebirge, zur Steinkohlenformation und zum Rothliegenden. Er wird in 2 Abtheilungen, als Vogesen-Sandstein und bunter Sandstein Elie de Beaumont's, nach allen ihn charakterisirenden Einzelnheiten durchgegangen. Ihm folgt der Muschelkalk in 3 Abtheilungen, als Wellenkalk, Gruppe des Anhydrits und Kalkstein von Friedrichshall. Diese Gruppen werden am Schwarzwalde und Odenwalde in ihren Einzelnheiten umfassend durchgegangen. Bei der ersten gibt sich unter Anderem das merkwürdige Resultat, daß sie am Schwarzwalde, dem Punkte ihrer höchsten Erhebung, fast ausschließlich dolomitischer, am Odenwalde dagegen fast rein kalkiger Natur ist, und daß die Dolomite des Kalksteins von Friedrichshall von S. gegen N. an Mächtigkeit mehr und mehr abnehmen, und endlich am Odenwalde ganz verschwinden. Den Versteinerungen in Beziehung auf die einzelnen Schichtenreihen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auch der Keuper, welcher dem Muschelkalke folgt, ist in 3 Gruppen: in die Lettenkohlengruppe mit ihren Dolomiten, Sandsteinen, Mergelschiefern, Gypsen u. a., in die des Keupergypses mit bunten Mergeln und den dazu gehörigen dolomitischen Gesteinen, und endlich in die des Sandsteins mit bunten Mergeln abgetheilt. Alle diese Massen sind schichtenweise durchgegangen, und aus ihnen eine Menge Reptil-, Fisch-, Schalthier- und Pflanzenreste aufgeführt, welche großentheils neu sind und dazu dienen, den Keuper genau vom Lias abzumarken.

Der 2te Abschnitt hat zum Zwecke, die abgerissenen Erfahrungen über die Gesammtverbreitung der erwähnten Gebilde außer dem südwestlichen Deutschland zu einem Ganzen zu vereinigen. Hier geht eine kurze Beschreibung des Rothliegenden und Zechsteins voraus, um darzuthun, wie verschieden in ihrem Habitus diese von buntem Sandstein, Muschelkalk und Keuper seyen; ihnen folgen die leztbenannten mit ihren localen Abweichungen durch Deutschland, Polen, England, die Alpen, den Jura, Frankreich u. a. O. Ueber das Vorkommen ihrer Versteinerungen in besagten Ländern sind möglichst genaue Zusammenstellungen gegeben. Beim Keuper ist nachgewiesen, daß der Steinsalzreichthum in Lothringen und wohl auch in England der Lettenkohlengruppe im Keuper angehöre.

Diesem folgt endlich der 3te, Folgerungen enthaltende Abschnitt. Zuerst wird das in verschiedenen Gegenden beobachtete Vorkommen des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers zu parallelisiren gesucht, und daraus der Schluß gezogen, daß Sandstein, Gyps, Steinsalz, Thon, metallische Bildungen und Dolomit als Accidenzien der Kalkformationen angesehen werden müssen. Es wird nachgewiesen, daß die Versteinerungen des bunten Sandsteins, Muschelkalks und Keupers gänzlich verschieden von denen des Zechsteins und der neuern Formationen seyen, und daß eine Zusammenstellung der Versteinerungen der drei erwähnten Gebirgsmassen das unläugbare Resultat gebe, daß sie Einer Formation angehören, welche der Verfasser Trias nennt. Zu näherer Beleuchtung dieser Annahme werden die bisherigen systematischen Begrenzungen der einzelnen Gruppen der Trias durchgegangen. Endlich folgt eine Bildungsgeschichte dieser

Digitized by Google

Formation, und als Resumé der Schluss, dass sie in 4 Gruppen abzutheilen seyn werde.

Ein Anhang gibt Beiträge zu einer Literatur der Trias, und 2 Steintafeln, von denen erstere einen Durchschnitt besagter Formation mit ihren Versteinerungen im südwestlichen Deutschland, und die zweite merkwürdige Profile der verschiedenen Gruppen enthält.

Die Hauptaufgabe dieser Arbeit war genauere Erforschung des Vorkommens der Versteinerungen, genauere Untersuchung der die Trias constituirenden Glieder und eine festere Abgrenzung der Formationen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[563] **Hausbuch des geographischen Wissens.**

Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für das Bedürfniß der Gebildeten jedes Standes.

Frei bearbeitet nach dem „Abrégé de Géographie" des A. Balbi

von

Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune.

2 Bände gr. 8. broch. Preis 5 Rthlr.

Mit dem so eben erschienenen 8ten Hefte ist dies treffliche Werk vollendet und somit der geographischen Wissenschaft ein neuer Reichthum zugeführt, der an Genialität und passender Form ohne Ruhmredigkeit den ersten Zierden unserer Literatur angereiht werden kann. Die Namen der fünf Geographen, die an der Spitze unserer deutschen Bearbeitung stehen, sind Bürge für die Leistungen, und wie die seitherige, so wird auch ferner die Theilnahme des gebildeten Publikums unserm Werke nicht fehlen.

Güns, im Sept. 1834.

C. Reichard,
in Commission bei Fr. Volckmar in Leipzig.

---

[566] Bei J. L. Schrag in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Wurm, Ch., Commentar zu Goethe's westöstlichem Divan, bestehend in Materialien und Originalien zum Verständnisse desselben. 8. 1834. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl.

Der Verf. geht in der Vorrede mit Recht von dem Gedanken aus, daß Goethe's westöstlicher Divan bei der orientalischen Färbung, welche die in demselben niedergelegten Gedanken und Lebensbilder haben, für Jeden, der nicht innig vertraut ist mit dem Geiste, den Sitten, der Geschichte und der poetischen Anschauungsweise des Orients, das Bedürfniß eines historischen Commentars fühlbar mache. Ohne sich daher auf symbolisirende und ästhetisirende Erörterungen einzulassen, folgt der Verf. ganz einfach dem Texte des Dichters, und fügt zu den der Erklärung bedürftigen Stellen diejenigen historischen Nachweisungen, welche das Verständniß derselben auf eine zweckmäßige und lehrreiche Weise zu eröffnen geeignet sind. Die besten und ausführlichsten Werke über den Orient (auch manche erst nach Goethe's Divan erschienen) sind fleißig und gewissenhaft benützt, und namentlich die persönlichen Verhältnisse der orientalischen Dichter, der Inhalt der vorzüglichsten ihrer Gedichte, die Mythen und Legenden ihres Vaterlandes gehörig berücksichtigt; auch aus den dem Deutschen, besonders durch J. v. Hammer eröffneten Schätzen für manches Bild und manche Wendung des westlichen Dichters Parallelen angeführt, welche beweisen, wie sehr Goethe sich den orientalischen Geist anzueignen verstanden habe. Die Quellen, aus welchen der Verfasser schöpft, sind allemal sorgfältig angegeben, und wenn auch Orientalisten vom Fach noch manche einzelne Notiz dem hier Zusammengestellten nachzutragen im Stande seyn sollten, so wird doch kaum im Divan eine versteckte Beziehung zu finden seyn, welche nicht hier im Allgemeinen ihre Aufhellung erhielte. Freunde des Dichters werden daher dieses Buch mit Dank und Freude benützen. (Gersdorf's Repert. d. Lit. I. Bds. 9. Heft. S. 600.)

---

[581] **Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's**

zur Erinnerung an das dreihundertjährige Jubiläum derselben im Jahre 1834,

bearbeitet

von

Karl Alb. Weidemann,

Candidat des evangelischen Predigtamtes,

gr. 8. ½ Rthlr.

ist so eben versandt.

Leipzig, im Sept. 1834.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[589] So eben verließ die Presse und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die fünfte Auflage von Dr. Caspari's homöopathischem Haus- und Reisearzt.

Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann, insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hülfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in schnellen Krankheitsfällen selbst helfen zu können. Herausgegeben von Dr. Hartmann. gr. 8. 16 Gr.

Das schnelle Aufeinanderfolgen starker Auflagen spricht am besten für ein Werk, welches bereits so vielen Leidenden Hülfe gebracht hat und das sich selbst bei den eingewurzeltsten, seit langer Zeit unnütz behandelten Krankheiten durch seine Vorschriften als wohlthätig bewies.

Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig.

---

[574] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Elementarisches Handbuch

der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor in Basel.

Erster Band,

einen Abriß der allgemeinen und industriellen Physik enthaltend.

Mit 7 Steindrucktafeln.

Preis 5 fl. 24 kr.

Der zweite Band ist unter der Presse.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Oktober 1834.

Die Stadt, für Allah abgesagt dem Gjaur,
Mag dieser wieder Osmans Stamm entringen,
Doch sucht die Freiheit nimmer dieses Land.

Byron.
Childe Harold.

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Endlich ward uns die langersehnte Freiheit wieder gegeben: die Douanen-Angelegenheiten waren bald abgemacht, und ich befand mich in Hermoupolis. Verspricht auch, wie es häufig der Fall ist, das Aeußere der Stadt mehr, als ihr Inneres hält, so mag sie doch bei weitem eine der bessern seyn. Die Straßen sind zum Theil sehr steil, die meist weißübertünchten Wohnungen häufig ärmlich, nicht wenige aber anständig und selbst schön, wie das sardinische und das österreichische Konsulat und das Regierungsgebäude, in der obern Stadt, wo die Reihen weniger zusammenhängen, bisweilen von Gärtchen umgeben. Von dem Hügel aus, den die Windmühlen einnehmen, hat man eine umfassende Aussicht auf Stadt und Meer und Inseln. Die Bergstadt, im Styl der moraitischen Kastelle, war früher der einzige Ort auf der Insel, und der ganze Strand war wüst und leer, bis die Wechselfälle des Kampfes in Hellas und der Morea ganze Schaaren von Kontinentalgriechen nöthigten, auf den Felsen des ägeischen Meeres Schutz zu suchen, und der Handel, sowie das gegen die Osmanen gerichtete, leider aber nicht immer auf diese beschränkte Piratenwesen der durch ihre Lage und ihren trefflichen Hafen begünstigten Insel bald eine ganz außerordentliche Blüthe verschafften. Das Ufer füllte sich bald mit Wohnungen und die Magazine mit Waaren; die Bergstadt machte in Kurzem nur einen kleinen Theil vom neuen Hermoupolis aus, das seiner Betriedsamkeit seinen Namen verdankte. Als Ipsara den Türken zurückgegeben wurde, und dessen beherzte Bewohner den vaterländischen Felsen den Rücken kehrten, wie einst ihre griechischen Brüder dem verkauften Parga, siedelten sie sich meist auf Negropont und Syra an, wo diese erfahrenen und kühnen Seeleute willkommen waren. Sie wohnen nun am Südwestende der Stadt, wo sehr lebhafter Schiffbau getrieben wird und wo man namentlich an Festtagen die schönen Frauen mit dem Turban, langherabfallenden Haarflechten und reichgestickter, mehrfarbiger Kleidung vor den niedrigen Wohnungen sitzen und umherwandeln sieht. Neuere Verhältnisse haben freilich dem Handel Syra's manchen empfindlichen Stoß gegeben: viele der Ansiedler kehrten in ihre verwüstete, aber immer noch geliebte Heimath zurück, wie die Bewohner der Westküste Morea's von Zante und Ithaka, wohin sie während des Vertilgungskampfes geflüchtet; aber Hermoupolis hat noch immer gegen 20,000 Einwohner und treibt bedeutenden Handel nach dem griechischen Festlande, sowie nach Konstantinopel und den Häfen des schwarzen Meers und der Levante. Freilich

Digitized by Google

ist die Insel nur ein Stapelplatz, denn da sie selbst wenig hervorbringt, so laden hier Schiffe selten, doch sendet man Wein in bedeutender Quantität nach Odessa, nach Sevastopol und Feodosia. Gemüse und Früchte kommen meist aus den Thälern des benachbarten Naxos, denn Syra ist steinig und beinahe baumlos, und hat nur wenige grüne Plätze, sowie sich auch fast die Gesammtbevölkerung auf die Hauptstadt beschränkt, und es sonst nur hie und da zerstreute Wohnungen gibt. Der Schiffbau hat noch immer guten Fortgang: während meiner Anwesenheit wurden mehrere Fahrzeuge vom Stapel gelassen, und ich sah auf den Werften eine Menge begonnener und halbfertiger Schiffe und Kalks; sie sind alle leicht gebaut, wie die griechischen Fahrzeuge im Allgemeinen, schmal, gute Segler, aber nicht dauerhaft.

Sonst war es in Hermoupolis ziemlich lebendig. Im Hafen lagen viele Handelsbriggs; in der Stadt merkte man die fränkische Sitte schon daran, daß man nach der Karte speisen konnte. Eine deutsche Sängerin war eingetroffen, welche in Algier und Tunis Konzerte gegeben, und meinte, die Barbaresken seyen ein ergiebigerer Boden für die Kunst, als Hellas. — Hermoupolis ist die Hauptstadt des Kreises der Cycladen, des lezten der zehn, in die das neue Königreich eingetheilt ist, und der die Inseln in sieben Bezirken umfaßt. Der Nomarch, in dessen Gesellschaft ich ein paar angenehme Stunden zubrachte (sowie ich auch bei dem österreichischen Konsul, Hrn. v. Wallenburg, freundliches Entgegenkommen fand) ist ein in der Literatur, sowie durch seinen Antheil an der neuern Politik wohlbekannter Mann, Hr. Rizo Nerulo, ein Fanariote von Geburt, einst Minister zu Nauplia, durch vieljährige Reisen in Frankreich, England und Deutschland gebildet und Verfasser einiger Tragödien, sowie einer Geschichte des neuern Griechenlands und seiner Literatur.

Zwei Tage schienen mir für Syra um so mehr hinreichend, da es mich nach Athen drängte; nach Mittag am dritten fuhr ich, an Bord eines kleinen, mit Brettern beladenen Fahrzeuges, nach Aegina. Die Nacht fiel ein, bevor wir um die felsigen Ufer der Insel gesteuert waren; am nächsten Morgen befanden wir uns vor dem auf dieser Seite steinigen und öden Zea. Der Meerbusen von Athen breitete sich in seiner majestätischen Größe aus, zur Rechten das Festland von Attika, an dessen Spitze man deutlich Sunium mit den weißen Säulen des Minerventempels erblickte, links die Küsten von Epidaurus und Trözene, nebst den Inseln Poros und Hydra. Gegen Abend nahten wir dem Orte unserer Bestimmung. Nicht nackt und unfreundlich, wie manche der Cycladen, lag Aegina, „das rudergeübte," da: Baumwuchs bekleidet die Hügel, kleine mit Grün umgebene Buchten schneiden sich in das Land ein, und die Einförmigkeit wird durch manche ländliche Wohnung unterbrochen, die aus dem Thale oder vom Bergabhang weiß hervorschimmert. Eine Kapelle bezeichnet den Gipfel des St. Eliasberges, des höchsten der Insel, welcher seinen breiten Schatten über Ufer und See wirft. An der Westseite liegt die neue Stadt, nicht weit von der Baustätte der alten entfernt, bei welcher, auf der Spitze der vordersten Hügelreihe, am Strande eine einzelne Säule steht, der lezte Rest eines Tempels der hellenischen Welt.

Die Bucht von Aegina ist geräumig; rings umher sieht man sich vom Lande und den kleinen Felseninseln Platia, Moni u. a. umgeben, welche im Winkel des saronischen Golfs liegen. Eine kleine Kirche auf einer von den Wellen bespülten Klippe dient zugleich als Leuchtthurm. Die Stadt liegt ganz in der Ebene am Strande; der Quai ist gut angelegt und von einer Linie anständiger Wohnungen begrenzt; der größere Theil der übrigen Stadt ist nicht zusammenhängend, sondern die Häuser liegen zerstreut zwischen Gärtchen, was den Ort sehr ausdehnt und ihm ein freundliches Aussehen gibt, obgleich die Gebäude, aus Stein und meist einstockig, im Durchschnitt sehr unansehnlich sind. Die gegenwärtige Einwohnerzahl, gegen 5000 Seelen, steht in keinem Verhältnisse zum Raume und zu der früheren Bevölkerung. Im Jahr 1825 umfaßte die Stadt mehr denn das Doppelte; es ging diesem Eilande aber wie Syra und einigen andern: hier wie auf dem kleinen Salamis war nicht selten beinahe die ganze christliche Bevölkerung der benachbarten Küsten zusammengedrängt. Der griechische Senat hielt hier zu Zeiten seine Sitzungen; Capo d'Istria's ehemalige Wohnung ist das bedeutendste Privatgebäude der Stadt; das große Waisenhaus mit Schulen und Museum ist ein schöner und bleibender Beweis seiner auf dieser Insel segenreichen Thätigkeit. Dieses Waisenhaus liegt dicht hinter der Stadt: es schließt einen länglich viereckigen Hof ein, welchen die für Wohnungen, Schulen, Museum und Kapelle bestimmten Abtheilungen umgeben. Leider hat die Unordnung, welche während der anarchischen Zeit, seit des Präsidenten Tode bis zur Ankunft der Regentschaft, in allen Zweigen einriß, auch hier gewaltet: die Zahl der Zöglinge (welche sich einmal auf 1500 belaufen haben soll) ist sehr gesunken, und das gesammte Unterrichtswesen bedarf einer durchgreifenden Umwandlung. Manches ist hier schon vorgearbeitet, um das künftige Bahnen des Weges zu erleichtern.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Etwas über Siegelkunde.

(Beschluß.)

Die Diplomatiker unterscheiden hinsichtlich der materiellen Größe der Siegel und der darauf vorkommenden Embleme mehrere Klassen, und zwar große, mittlere und kleine. Der großen sind wiederum zwei Arten: königliche oder Majestätssiegel und Rittersiegel. Auf den erstern ist der Monarch von vorne, auf dem Thron sitzend, mit allen königlichen Insignien abgebildet; solche Siegel zu führen, stand eigentlich nur Kaisern und Königen zu, und bei Fürsten untergeordneten Ranges kommen sie nur sehr selten vor. Uneigentlich heißen königliche Siegel auch solche, wo der Monarch von vorne stehend oder sitzend nur mit Einem Zeichen der höchsten Macht, dem Banner oder dem Schwerte, abgebildet ist. Die Rittersiegel waren Sache der mit dem Königstitel nicht bekleideten regierenden Herrn; indessen bedienten sich derselben auch die Könige, wenn die Urkunde einen ihrer Staaten betraf, der kein Königreich war und mit ihren übrigen Besitzungen kein Ganzes bildete; so hielten es die Könige von England mit der Normandie, so lange sie ihnen gehörte, so war es mit dem Dauphiné bis auf die neuere Zeit. Auf diesen Siegeln war, wie schon ihr Name andeutet, der Herr zu Pferde abgebildet, im Profil und meistens nach rechts gewandt; er war vom Kopf bis zum Fuß gewappnet, in der rechten Hand Schwert oder Lanze, am linken Arm den Schild; das reich aufgeschirrte Roß war meist im Gallop dargestellt und auf der Satteldecke, am Pferdekopf, auf dem Schild, am Helmschmuck oder sonstwo das Wappen und die Devise angebracht. Aber einerseits bedienten sich die regierenden Herrn solcher Rittersiegel nur, wenn sie wirklich zu Rittern geschlagen waren, andernseits hatten sie nicht das ausschließliche Recht, solche zu führen, sondern theilten es mit der niedrigen Ritterschaft; nur waren die Siegel bloßer Ritter bedeutend kleiner. Die Rittersiegel haben gewöhnlich die Größe einer Mannsfaust, es gibt aber ungleich größere. — Die mittlern Siegel sind um die Hälfte kleiner, und auf ihnen tritt zuerst das Wappen der Fürsten auf. Die kleinen Siegel, meist zugleich die Privatsiegel der Herrn, findet man von allen Größen; es gibt welche vom Umfang fast eines Thalers, während manche nicht größer als der Nagel des kleinen Fingers sind. Das kleine Siegel, und nur dieses, behielt der Fürst bei sich, die andern waren den Kanzlern anvertraut, und diese führten dieselben stets mit sich, sogar auf Reisen, so eifersüchtig waren sie auf das mit ihrem Amt verknüpfte Vorrecht. Die kleinen Siegel oder Petschiere zeigten gewöhnlich den Wappenschild des Fürsten.

Um die Urkunden vor Fälschung zu sichern, erfand man die Gegensiegel, contresceels, signa secreta, contrasigilla; so nennt man das auf der Rückseite des eigentlichen Siegels angebrachte zweite. Das älteste, das man kennt, ist auf einer sicilianischen Urkunde aus dem zehnten Jahrhundert; Ludwig der Junge ist der erste König von Frankreich, der sich desselben bediente. Die Gelehrten vom Fache theilen die Gegensiegel in eine Menge von Arten; uns genügt, darauf aufmerksam zu machen, daß sie entweder ungefähr so groß als das Hauptsiegel, oder ungleich kleiner sind. Zuweilen stellen sie fast dasselbe vor, wie das Hauptsiegel, anderemal eine symbolische Figur; häufig bestehen sie im Wappen des Fürsten, die Legende des Hauptsiegels wird darauf ganz oder zum Theil wiederholt, oder man findet auch eine ganz andere Legende u. s. w. Sehr oft diente das kleine Siegel, ja auch das mittlere als Gegensiegel. Indessen wurden nicht allein Majestäts- und Rittersiegel, sondern in manchen Fällen auch mittlere, selbst die kleinen, mit Gegensiegeln versehen.

Der Geschmack für Sinnbilder ist ein ächt menschlicher; wir finden daher auch bei allen Nationen, sobald sie eine gewisse Kulturstufe erreicht haben, den Gebrauch der Embleme. Schon Griechen und Römer führten dergleichen auf ihren Waffen, aber im Mittelalter wurde der Brauch, namentlich durch die Kreuzzüge, in Europa ganz allgemein. Diese Bilder wurden in gewissen Familien erblich und gaben so den Wappen ihren Ursprung; so sieht man den flandrischen Löwen auf dem Schild Roberts I. schon im Jahr 1072, das leere, gestreckte Kreuz auf dem Schild Raymonds von St. Gilles im Jahr 1088; aber Beispiele aus so früher Zeit sind äußerst selten, und erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts fangen Familienwappen an, auf Siegeln, oder eigentlich auf Gegensiegeln — denn hier treten sie zuerst auf — häufig vorzukommen. Die Sitte der sogenannten Beizeichen, wodurch man die Wappen der Nachgebornen vom eigentlichen Familienwappen unterscheidet, ist aus ziemlich später Zeit; früher führten die Nachgebornen ganz andere Wappen. Auch konnte man, wenn man Ritter wurde, wenn man neue Besitzungen bekam, wenn man in's gelobte Land wallfahrtete oder durch den Tod direkter Erben Recht auf eine Erbschaft bekam, sein Wappen ganz oder theilweise ändern. Die ersten Wappenschilder, welche auf Gegensiegeln, oder mittlern und kleinen Siegeln vorkommen, sind aufrecht, ohne Helm, ohne Helmschmuck und Schildhalter; erst im dreizehnten Jahrhundert neigte man die Schilder und gab ihnen diese Zierrathen. Noch später kam der Brauch auf, auf den Helm über dem Schild oder in den Schild selbst die Krone zu setzen; Franz I. von Frankreich führte die Krone bald offen, bald geschlossen;

Digitized by Google

Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien bedienten sich zuerst beständig der geschlossenen Krone; aber Regenten niedrigern Rangs folgten erst später ihrem Beispiel. Die Schildhalter sind erst eine Erfindung des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir haben zu Anfang dieses Artikels geäußert, die Siegelkunde sey nicht unwichtig für die Kunstgeschichte des Mittelalters; das genannte Werk der gelehrten Italiener ist voll von Belegen dafür; wir heben nur ein einziges Beispiel aus. Das älteste Siegel des Hauses Savoyen ist ein Rittersiegel, worauf Humbert III. gewappnet zu Pferd zu sehen ist. Bei diesem Machwerk des zwölften Jahrhunderts ist die Zeichnung sehr schlecht und die Figuren sind äußerst plump, wie auf allen Siegeln aus derselben Zeit. Aber schon vom Ende des nämlichen Jahrhunderts hat man savoyische Siegel, welche hinsichtlich der Zeichnung und Ausführung unendlich höher stehen, so daß man in Versuchung kommt, diese auffallend raschen Fortschritte einer eingewanderten Kolonie von Griechen zuzuschreiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Rheinland. Auswanderer. Die Karlsruher Oper.

„Vorwärts, Postillon! schnell, zugefahren! Wir wollen in Karlsruhe Robert den Teufel hören!“ Aber der Postillon, phlegmatisch und unempfindlich, sieht sich um, nimmt seine Pfeife zur Hand, schnalzt seinen Pferden und singt wieder: „Der Schwed ist kommen, hat Alles mitg'nommen.“ Und so geht die Reise recht sachte fort in den langen, sandigen Alleen des Großherzogthums Baden, durch das Rheinthal, gekrönt von den finstern Tannen des Schwarzwaldes. So sehr das linke Rheinufer vom rechten verschieden ist, ein eben so großer Abstand zeigt sich zwischen dem Deutschland diesseits des Thüringer Waldes und dem, das sich bis zu den Mündungen der Elbe und Spree ausdehnt. In dem Großherzogthum Baden und in diesem ganzen Landstrich, wo die Hügel mit gelben Trauben bedeckt sind, gereift von der Sonne des Rheins, ist die Empfänglichkeit lebendiger, der Mensch schwerer zu befriedigen, und deßhalb thätiger, aufgeweckter, als im Norden, wo er nicht mehr bedarf, als Bier und Tabak. Aus den blauen Augen längs des Rheins blickt lauter Muthwille, die deutsche Natürlichkeit ist hier nirgends einfältig, man singt eben so viel und eben so gut, als im Norden, aber man träumt weniger; man lebt ein wenig in der Sonne, wie in Italien, aber ohne Faulheit; man ist gutmüthig, aber man läßt sich nicht zu leicht durch Versprechen übervölpeln; man liebt sehr das Wunderbare, aber eben so sehr das Positive, und wenn man nicht französisch ist, so ist man auch nicht sehr deutsch, in dem Sinne, wie man es in Frankreich versteht; eine glückliche Mischung, welche diesen Bewohnern des Rheinufers einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gibt. Von allen Völkerschaften längs des Rheins ist vielleicht die glücklichste diejenige, zu der uns unsere Reise führte. Man kann sich den reichen und anmuthigen Anblick nicht denken von all diesen Dörfern, blau und weiß, blumig und frisch, mit Sand bestreut, wie zufällig auf grüne Felder hingeworfen, bedeckt mit Heerden, durchzogen von Straßen, worauf überall gute Wagen rollen, bespannt mit muntern Pferden, geleitet oft von lieblichen Mädchen, bald versteckt unter großen, reizend geformten Strohhüten. Von Zeit zu Zeit sieht man wohl einen großen, bedeckten Wagen fahren, beladen mit Hausgeräthe, voll armer, magerer, verbrannter Mädchen, begleitet von alten Männern, Weibern und Kindern, alle baarfuß. Schon von ferne erkennt man sie für Auswanderer, die sich in Havre amerikanischen Schiffskapitänen verkaufen und auf immer ein Land verlassen, das ihnen kein Brod mehr gibt. Aber diese armen Leute sagen euch sogleich, sie seyen nicht aus Baden; sie kommen aus irgend einem kleinen Fürstenthum, dessen Herr in Paris bei Frascati jede Woche die ganze Summe seines Budgets verspielt. Sie betrachten im Vorüberziehen die hübschen Häuser des badischen Landes, die schönen Pferde, die reichen Ernten; die abgemagerten, halbnackten Mädchen werfen einen wehmüthigen Blick auf die malerische Tracht der badischen Bäuerinnen, auf ihre frischen, runden Backen; die Greise grüßen traurig die guten Leute, die ruhig auf einer Bank vor der Thüre ihrer Häuser sitzen; sie preisen sie glücklich, sie, die kein Haus haben zum Schutz, und keine Bank, um ihren kahlen Scheitel in den Strahlen der Abendsonne zu wärmen, wenn sie hinter die Berge geht, und still setzen sie ihren Weg fort, um jenseits des atlantischen Meeres zu bauen und zu säen, was sie nicht ernten werden. Zehnmal an einem Tage hatte ich das Schauspiel von dem Kontraste dieses Gedeihens des badischen Landes und des Elends der andern Rheingegenden. Uebrigens ist der Großherzog von Baden wirklich ein großer Fürst. Er hat 30,000 Mann Soldaten, zwei oder drei Gemäldegalerien und vielleicht die beste Oper in Deutschland.

Wer einmal den Fuß auf die andere Seite des Rheins gesetzt hat, zwischen Kehl und Köln, muß die Oper in Karlsruhe besuchen, er mag wollen oder nicht. Die Theateranzeigen werden ringsum versendet; drei Tage vorher sind sie im ganzen Lande verbreitet. Ich weiß nicht, ob nicht ausschließlich für diese große Angelegenheit Kuriere ausgefertigt werden. Bei meiner Ankunft in Baden fand ich die ganze Stadt mit dem beschäftigt, was künftigen Sonntag vorgehen sollte. „Robert der Teufel“ wurde in Karlsruhe gegeben; man glaubte die Zurüstungen einer Karavane wahrer Gläubigen zur Reise nach Mekka oder Medina zu sehen. Selbst die Fremden ließen sich mit dem Strome fortreißen. Schon Tags zuvor war der alte Kurfürst von Hessen vom Rouletteetisch verschwunden und hatte sich mit der Gräfin von Reichenbach auf den Weg gemacht, seiner Gemahlin zur linken Hand, deren Besitz ihn seine Staaten kostete. Die deutschen und russischen Prinzen, die müßigen Engländer bedeckten bereits die Straßen. Wir machten es wie sie, reisten ab, um Meyerbeers Oper zu hören, und sangen dazu den Chor der Mönche des fünften Aktes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Oktober 1834.

Ich leb', in Lieb' und darf in Liebe sterben!
Ich werd' in Liebe sterben! — sel'ge Stunde,
Wann sie auch kommt!

Torquato Tasso.

Kerker und Krone.

Von L. C. Baron von Zedlitz.

Wir theilen im Folgenden ein Bruchstück aus dem neuen Trauerspiel des Baron von Zedlitz: Kerker und Krone, mit. — Tasso ist seit sieben Jahren im Irrenhause zu St. Anna eingesperrt. Leonore gesteht ihrer Schwester Lucretia, daß sie den tief gebeugten Mann noch immer liebe, und sie bereden sich, Allem aufzubieten, um ihm seine Freiheit zu verschaffen. Aber um jeden Preis will Leonore den Geliebten noch einmal sehen: sie findet Mittel, von der Galerie seines Kerkers einen Blick von ihm zu erhaschen, und auch er gewahrt sie einen Moment. Tasso hält diese Erscheinung für ein Vorzeichen seines Todes; statt dessen wird ihm im Namen des Herzogs seine Freiheit angekündigt. Er verläßt mit Angioletta, der Nichte des Castellans, die ihr Geschick an das seinige fesselt, den Kerker, und weilt Abschied nehmend vor dem festlich erleuchteten herzoglichen Schlosse. Hier erfährt er, daß heute Leonore sich vermähle; er sucht und findet Mittel, dem Maskenfeste anzuwohnen, um sie noch einmal zu sehen.

* * *

Zweiter Aufzug.

Neunter Auftritt.

Festlich geschmückte Galerie im herzoglichen Pallaste. Aus den Sälen erschallt Musik. Masken gehen und kommen.

Tasso (als Pilger maskirt) und Leonore (kommen).

Leonore.

Was wollt Ihr? warum drängt Ihr Euch an mich?
Ein Pilgersmann zieht seinen Weg allein;
Er meidet die Begleitung, sucht sie nicht.

Tasso.

Doch eh' er fortzieht seinen weiten Weg,
Wirft er sich nieder vor dem heil'gen Schrein,
Und stärkt sich zu der ungewissen Reise,
Von der er keine Wiederkehr mehr hofft.

Leonore.

Gott! — welche Stimme! — Himmel, ja, Ihr seyd —?

Tasso.

Ein Abgeschiedener, vom Grab erstanden,
Und wiederkehrend in ein tief'res Grab! —
Und nähm' ich meine Maske vom Gesicht,
Ihr würdet schaudern vor dem Schreckensbild!

Leonore.

Ja, Ihr seyd Tasso!

Digitized by Google

Taſſo.

Taſſo — ja, ich bin's!

Leonore.

Unglücklicher! O, welch ein Wiederſeh'n!
So wiederfinden muß Euch Leonore?

Taſſo.

Was ich nie hoffte mehr, mir iſt's geworden,
Mein Blick verſenkt ſich wieder in den Euren,
In jene unergründlich tiefen Sterne,
In denen meine Seele ſchmolz wie Gold,
Das reiner wird und glänzender im Feuer.

Leonore.

Und wißt Ihr, was Ihr wagt? Wißt Ihr —?

Taſſo.

Ich weiß es.

Ich habe nichts zu wagen, zu verlieren. —
Ich geh' von hinnen und mir ſagt's ein Gott:
Ich gehe größ'rer Freiheit bald entgegen,
Als mir des Herzogs Gnade zugemeſſen;
Und weil die Augenblicke ſchon gezählt,
Laßt mich ſie ſchnell noch faſſen auf der Flucht,
Noch einmal ſchwelgen in vergang'nem Glück.

Leonore.

Ach, daß Ihr wüßtet, was ich fühle, leide! —

Taſſo.

Ich trug ein Urbild tief in meiner Bruſt
Von allem Herrlichen in Lied' und Leben,
Und hielt es feſt in Leiden und in Luſt!
Im tiefſten Elend hab' ich es bewahrt,
Es war die Leuchte meiner finſtern Seele,
Und hielt mich aufrecht, wenn des Unglücks Flut
Empordrang an mein unglückſelig Haupt,
Das, Leonore, dank' ich ſterbend Euch!

Leonore.

O, nichts, nichts dankt Ihr mir, als Euer Elend.

Taſſo.

Und wenn das Werk, das ich der Welt gegeben,
Den Beifall beſſ'rer Geiſter mir gewann,
So dank' ich Euch auch das, Eleonore!
Und zürnt mir nicht, wenn jener Zeit ich denke,
Die zu vergeſſen Ihr vielleicht Euch müht, —
Ihr habt nicht zu erröthen und nicht ich, —
Daß ich gelebt im Himmel Eurer Liebe,
Daß ich gekoſtet vom Ambroſia,
Zum Gott entzückt, mich einen Gott geglaubt,
Ich dank' es Euch und dank's Euch bis zum Tode,
Ward ich auch, gleich dem Irion, als er
Zur Schweſter Jupiters ſein Aug' erhob,
Vom Göttermahl zum Tartarus geſtürzt!

Leonore.

Ach, könnt' in Einem Wort all' mein Gefühl,
Mein Seyn, mein Leben ich vor Euch erſchließen!

Taſſo.

Euch Einmal noch zu ſeh'n, das Schloß zu löſen,
Das Mund und Herz qualvoll gefangen hielt,
Das war der Bann, der meine Seele zwang,
Das war der Wahnſinn, der mich überfiel,
Die Todesſehnſucht, die mich aufgezehrt! — —
Ein milder Gott hat mir die Gunſt gewährt,
Nicht ohne Abſchied zieh' ich fort — und nun —
Nichts mehr von mir. Lebt wohl! Und wenn Ihr könnt,
Vergeßt mich! — Ja, laßt mich begraben ſeyn,
Und wendet Euch vergnügtern Tagen zu!
Gott laſſe ſie Euch lang' und glücklich währen! —
Ihr feiert, hört' ich, Euere Verlobung —

Leonore.

Verlobung? Taſſo! welch ein Wort von Euch!

Taſſo.

Wie, nicht? — Ihr wäret nicht verlobt?

Leonore.

Niemals!
Nie werd' ich's ſeyn! Nehmt meinen Schwur!

Taſſo.

O, jezt, jezt haltet mich, ihr Himmelsmächte!

Leonore.

So hört auch mich, und achtet auch mein Wort,
Als ob ich's ſpräche in der Sterbeſtunde!
Ja, mein Torquato, ja! ich liebt' Euch ſehr,
Ich lieb' Euch noch, ich werd' Euch ewig lieben!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Lucretia (tritt ſchnell ein, ergreift Leonorens Hand und zieht ſie fort).

Lucretia.

Die Maske vor's Geſicht! Fort, fort von hier!
(Zu Taſſo.)
Entfernt Euch ſchnell, wenn Euch das Leben lieb!

Taſſo.

O, noch ein Wort! Bei allen Heil'gen, bleibt!

Lucretia.

Wagt's nicht, zu folgen! — Fort, wenn Ihr ſie liebt!
(Sie tritt mit Leonoren fort.)

Taſſo.

O, ſtürzet ein, deckt mich, ihr hohen Säulen,
Begrabt zugleich mein Unglück und mein Glück!
Ich muß ihr nach — ihr nach! Noch Einmal —

Digitized by Google

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Beschluß.)

Die Sammlung von Monumenten griechischer Bildhauerkunst ist in zwei nach dem Hofe zu offenen Hallen des Gebäudes aufgestellt. Können sie auch für den Verlust der nach München gewanderten Bildwerke nicht entschädigen, so ist doch manches Schöne und Werthvolle unter ihnen enthalten. Die meisten sind Basreliefs von Grabdenkmälern und stellen die auf solchen gewöhnlich vorkommenden Gegenstände dar; eine Trennung, ein Abschied, ein Opfer, eine neben einem Strome auf dem Felsen sitzende Gestalt, das Haupt auf die Hand gestützt, häufig reizende Kompositionen und Gestalten von schönen Formen und Verhältnissen. Delos, Salamis, Megaris, der Peloponnes u. s. w. haben Fragmente architektonischer Sculpturen, Steine mit Inschriften und mehrere, leider meist sehr verstümmelte Statuen geliefert, worunter zwei nur halbfertige, an denen noch die Spuren der Arbeit des Meisels und die vom Künstler bei seiner Beschäftigung angemerkten Zeichen deutlich zu erkennen sind.

Früh Morgens machte ich mich auf den Weg, nach dem Tempel des Jupiter Panhellenius zu reiten, der, etwa drei Stunden von der Stadt entfernt, am nördlichen Ende der Insel liegt, welche in dieser Richtung beinahe der Länge nach von einem Thale durchschnitten wird, das die Hügel mehrmals verengen und theilen, und dann ihm wiederum Raum lassen, so daß es sich in mehrfachen Krümmungen windet. Die größte Ebene, wenn man sich überhaupt dieses Namens bedienen darf, ist jene, in welcher die Stadt liegt: hier wird Getreide gebaut und liefert guten Ertrag. Nicht weit von dem Orte kommt man an alten, in Felsen ausgehauenen Gräbern vorbei und befindet sich nun bald zwischen den Hügeln, wo das Erdreich terrassenweise geschichtet ist, um es vor dem Zerbröckeln und dem Hinabschwemmen durch Regenströme zu bewahren, und wo der Feigenbaum, der wilde Birnbaum, die Rebe und in großer Menge der Mandelbaum blühen, welcher leztere dem Eilande den bei den Türken gebräuchlichen Namen der Mandelinsel (Badem-Adassi) gegeben hat. Die Früchte sind gut und schmackhaft, denn der Boden ist zwar im Ganzen steinig, das Erdreich aber gut und fruchtbar. Weiterhin im Innern baut man Baumwolle, die aber nur zu einer mittelmäßigen Gattung gehört. Etwa eine Stunde Weges von der jetzigen liegt die alte Stadt, zu der sich während des Mittelalters die Einwohner, aus Furcht vor häufigen Angriffen von Seeräubern, aus ihren frühern Wohnsitzen am Strande zurückgezogen zu haben scheinen. Sie nimmt Spitze und Abhang eines konischen steilen Hügels ein, und wurde erst vor wenigen Jahren verlassen. Traurig und verödet stehen nun Häuser und Kirche und schreiten langsam und unmerklich der Vernichtung entgegen; von derselben Farbe, wie der Boden, der sie trägt und aus dessen Gestein sie erwachsen sind, scheinen sie, von ferne gesehen, zu jener Gattung sonderbar gestalteter Felsen zu gehören, mit denen die Natur in vulkanischen Gegenden nicht selten das Auge des Beschauers täuscht. Im Thal liegt am Wege die kleine Kirche S. Nicolas, mit der gewöhnlichen flachgewölbten Kuppel, wo jezt nur selten Gottesdienst gehalten wird.

Und dieses, wenige Meilen Raums umschließende, halbverödete Eiland war einst reich und mächtig, zählte Hunderttausende von Sklaven, hatte einen großen Theil des Handels des ägeischen Meeres an sich gezogen, bezog Getreide aus den Häfen des Pontus und wetteiferte mit Athen in der Seeschlacht bei Salamis. Dieses Eiland weihte dem Zeus einen Tempel, dessen verfallene Trümmer noch jezt eines der schönsten Monumente eines Landes sind, dessen architektonische Denkmale durch die Reinheit ihrer Verhältnisse und ihre natürliche, fleckenlose Eleganz alles Andere übertreffen. Wir können uns oft des Staunens nicht erwehren, wenn wir, den Umfang und die Größe dessen betrachtend, was der klassische Hellene gedacht, gewirkt, geschaffen, den geringen Raum berechnen, den wir jetzt ihm angewiesen; wenn wir diese anscheinend schwachen Hülfsmittel erwägen, und dann auf seine glorreiche Geschichte zurückschauen.

Es war bei einer Wendung des Thals, am Fuße eines mit Gesträuch und niedern Bäumen bedeckten Hügels, wo ich zuerst die Ruine erblickte, welche — wie die meisten Tempeltrümmer, namentlich die von Sunium und Figalia — beim Volke den Namen der Kolonnen führt. Ein halbstündiges Steigen brachte mich auf den Gipfel und zum vollen Genusse der überraschenden Aussicht. Noch stehen drei-und-zwanzig dorische Säulen von dem Tempel, welcher ein Herastyl bildete, dessen östliche Façade noch ziemlich erhalten ist, der vor den Meisterwerken der atheniſchen Burg gebaut ward und für den Architekten durch manche Eigenthümlichkeiten interessant ist. Die canellirten Säulen, deren Steinart in's Graue spielt, tragen noch einen Theil des Gebälkes; überhaupt ist der Tempel gut genug erhalten, um eine große und malerische Wirkung zu machen. Trümmer und Steinblöcke liegen rings umher, auf den zum Theil unverlezten Stufen und im Innern, wo man die Abtheilungen des heiligen Gebäudes noch sehr wohl bemerkt und wo Dorngesträuch zwischen den Schutthaufen wächst. Unter diesen Schutthaufen, die den Platz bedecken, entdeckte man im Jahr 1811 die berühmten

Digitized by Google

Bildwerke der Giebelfelder, welche so vielen Aufschluß über die griechische Kunstgeschichte geben, und deren Verlust England, das die Elgin-Marbles und die von Figalia besitzt, noch nicht verschmerzen kann. Bekanntlich wurde der Gegenstand derselben verschiedentlich als der Kampf um Patroklos Leiche, als der Zug des Herakles und Telamon gegen Laomedon, und Ajax bei der Leiche Achills gedeutet.

Die klare, gräuliche Meerfluth spielt um den Fuß des Vorgebirgs, auf welchem die Tempeltrümmer liegen, von wo ich einen großen Theil der Strecke übersah, welche ich am Tage zuvor zurückgelegt hatte, und zum erstenmal die aus der weiten Ebene emporsteigende Felsenhöhe erblickte, welche Athens Akropolis trägt.

Alfred Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

(Beschluß.)

Robert der Teufel.

Auf der ersten Station, in Pforzheim (!), war schon über dem Stadtthor zu lesen: „Großherzoglichen Hof- die Postillone, denen wir diesen Anschlag zeigten, bekamen und diesmal unsere Ungeduld, pritschten auf ihre Pferde los und trieben sie mit tüchtigen Sporenstößen auf der Straße weiter, die einer Rennbahn glich. — Eine mehrere Stunden lange Pappelallee führt nach Karlsruhe. Wenn nur einige Tropfen Wasser in den Bassins und Kanälen der Stadt glänzten, wenn die Bäume nur Blätter hätten, wenn die griechischen Triumphbogen, die zu Thoren dienen, im griechischen Style, wenn die Löwen und bronzirten Pyramiden von Bronze wären, so wäre Karlsruhe eine reizende Stadt. Demnach ist es klar, daß ein Mann von Geist, der nach Karlsruhe geht, nur Eines zu thun hat, zur Stunde der Oper anzukommen und sogleich nach dem Theater wieder abzureisen. Diesen Tag waren 800 Leute von Geist in Karlsruhe, mich eingeschlossen.

Von außen sieht das Theater von Karlsruhe aus wie eine Scheune, innerhalb ist wahre Pracht. Die Logen, vorher gemiethet in Baden, in Mannheim, Rastadt, Stuttgart und vielleicht Heidelberg, waren ganz voll. Dir des Großherzogs war nicht besetzt. Es war eine Hitze zum Ersticken, aber Niemand beklagte sich, aus Besorgniß, die erste Note der Ouverture zu überhören, oder vielmehr der Introduktion, denn bekanntlich hat Robert der Teufel keine Ouverture. Ich weiß nicht, ob alle Eindrücke, die ich nacheinander seit dem Morgen erhalten, mich günstig gestimmt hatten, aber die Ausführung des ersten Chors der Ritter schien mir einzig. Er wurde nicht beklatscht, aber man hörte ihn fast auf den Knien, wie eine Messe. Als er zu Ende war, vernahm man ein Rauschen im Saal. Man schnappte schnell nach Luft und hielt Athem für das ganze nächste Stück, um es durch keinen Seufzer zu stören. Ich glaube, ein Mensch mit Husten wäre unbarmherzig zur Thüre hinausgeworfen worden. Haitzinger, den wir in Paris gehört haben, spielte die Rolle Roberts. Ich sage, wir haben Haitzinger in Paris gehört, und ich habe Unrecht. Haitzinger ist dort ganz unbekannt. Haitzinger ist nur auf deutschem Boden erträglich; hier hat seine Stimme Töne, die ihr dort fehlen. Er fühlt, daß er verstanden wird, er wird warm, gibt sich seiner Rolle hin, und bringt Wirkungen hervor, die wir nicht geahnt hatten. Nicht als ob Haitzinger ein guter Schauspieler wäre: er spielt eben so schlecht in Karlsruhe wie in Paris, aber er singt besser, und das will viel sagen, denn er sang dort schon sehr gut. Die Rolle des Bertram war durch einen Bassisten, Reichel, besetzt. Er machte aus Bertram einen ehrlichen, aufrichtigen deutschen Teufel, einen guten Familienvater, der am Ende seinen Sohn Robert ganz grene im Paradiese sähe, und nur Einen Kummer hat, ihm nicht folgen zu können. Im Allgemeinen ist der Teufel ein sehr guter Mann in Deutschland, wie Jedermann; Mephistopheles, von dem man so viel Lärm macht, ist kein deutscher Teufel.

Die Karlsruher Oper bestehe nicht in ihren Sängern, noch weniger in ihren Balletten und Dekorationen, sie besteht allein in ihren Chören und ihrem Orchester. Die Art, wie hier der Chor der Mönche: „Ihr, die Schuld oder Unglück belastet ꝛc.," ausgeführt wurde, muß einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Veron, der sich, heißt es, zu einer musikalischen Reise nach Deutschland anschickt, ist zu verständig und aufgeklärt, um nicht in Karlsruhe zu verweilen und großen Vortheil aus den Erfahrungen zu ziehen, die er dort gewiß machen wird. Was das Orchester in Karlsruhe betrifft, nun, wenn wir mit gefälltem Bajonette über die Brücke von Kehl dringen und unsere Fahnen nach Deutschland tragen könnten, so wäre ich der Ansicht, man sollte es mitnehmen und auf Ehrenwort als Gefangenen behalten. Das wäre wahrscheinlich eine unserer glänzendsten Eroberungen; sie wäre alle die der Republik und des Kaiserthums auf. Aber weil der Geist oft so viel thut als Gewalt, so hoffe ich, der Direktor der Pariser Oper wird uns diese Eroberung sichern, theilweise wenigstens, wenn auch nicht im Ganzen. Uebrigens will ich ihm zu bedenken geben, daß er es dabei mit Sr. k. H. dem Großherzog von Baden aufzunehmen haben wird, der gleichfalls ein Mann von Geist ist und sich nicht so leicht seine Musiker wird entführen lassen. Um Mitternacht drängten sich fünfzig Postchaisen in den Straßen von Karlsruhe. Nach Baden! rief der Eine dem Postillon; nach Mannheim! der Andere; nach Stuttgart! nach Rastadt! und ich schrie dem meinigen zu: nach Frankreich! Ich schlief den ganzen Weg und träumte von Robert dem Teufel; erst am Ende der Kehler Brücke erwachte ich. Ein Soldat forderte meinen Paß und ein Douanier durchsuchte mein ganzes Gepäck. Seit vierzehn Tagen, daß ich in Deutschland war, hatte Niemand meinen Koffer oder meine Papiere visitirt. Ich merkte, daß ich in Frankreich war, im Lande der Freiheit. Auf dem Gebiet des Frankfurter Bundestags und des deutschen Bundes hatte ich frei gelebt, wie ein amerikanischer Wilder.

Auflösung des Räthsels in Nr. 256:
Der Moschusochs.

Beilagen:
Literaturblatt Nr 110 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Kelter, aus dem Arabischen. 264.
Lieder von Karl Mayer. 269. 274. 284.
Der Unglückliche. 271.
Die Seele, von Pfizer. 278.
Das Geheimniß, von Pfizer. 281.
Räthsel: Eis. 262. — Pulver. 268. — Cocosnuß. 274. — Reif. 280.

Erzählung.

Die Ehescheidung. 262 — 286.

Naturgeschichtliches.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers, nach Bell. Von der Empfindlichkeit. 262. 263. 264. — Vom Muskelsinn. 273. 274. 275.
Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt. 285. 286.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Paris, sonst und jezt, von H. Bulwer. 265—268.
Französische Höflichkeit. 270. 271. 272.
Französische Eitelkeit. 276. 277.
Molière. 279. 280.
Französische Galanterie. 282. 283. 284.

Korrespondenz.

Berlin. 262. 263. 280. 281. 282. 283. — Marseille. 264. 265. 266. 267. — Paris. 266. 267. — 271. 272. 275. 276. 277. 278. 279. — London. 268. 269. 270. 271. 272. 273. — 276. 277. 278. 281. 282. — Dresden. 271. — Genf. 283. 284. 285. 286. — Karlsruhe. 284. 285. 286.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Monogrammenkunde. Welcher Monogramme bediente sich der Maler Hans Baldung Grün zur Bezeichnung seiner Kupferstiche und Holzschnitte? — Monumente.

Nro. 89.

Athen. — Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Monumente. — Persönliches.

Nro. 90.

Athen. (Schluß. — Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.)

Digitized by Google

— Aphorismen. — Ausgrabungen. — Architektur. — Persönliches.

Nro. 91.

Ueber die öffentlichen Bauten in Paris. — Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Schluß.) — Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden. — Bauwerke.

Nro. 92.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden. (Schluß.) — Ueber die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Denkmale. — Persönliches.

Nro. 93.

Kunstliteratur. 1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. — 2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen von August Hagen. — Ueber die öffentlichen Bauten in Paris. (Forts.) — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 94.

Kunstliteratur. 1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. — 2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. (Forts.) — Ueber die neuesten päbstlichen Münzen und Medaillen. — Holbeins Zeichnungen zu dem Todtentanze. — Monumente. — Numismatische Literatur. — Bauwerke.

Nro. 95.

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. — Kunstliteratur. 1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. — 2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. (Schluß.) — Ueber die neuesten päbstlichen Münzen und Medaillen. (Schluß.) — Malerei. — Sculptur. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Seelenlehre. 18) Vollständige Geisteskunde oder auf Erfahrung gestützte Darstellung der geistigen und moralischen Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Ein unentbehrliches Handbuch für Erzieher, Aerzte, Rechtsgelehrte ꝛc. Freie Uebersetzung der sechs Bände von Galls Organologie. — 19) Georg Combe's System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Hirschfeld.

Nro. 112.

Seelenlehre. 19) Georg Combe's System der Phrenologie. (Schluß.) — 20) Ueber den Sitz der Seele, von Dr. Fr. Fischer. — 21) Der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt, populär dargestellt und belegt mit einer Sammlung merkwürdiger Beispiele ꝛc., von Prof. Stilling. — 22) Heilung einer gefährlichen Krankheit durch Ibiosomnambulismus, und die von dem Kranken im magnetisch hellsehenden Zustande verordneten homöopathischen Arzneimittel, nach eigner sorgfältiger Beobachtung geschildert von Frhrn. v. Gersdorff. — 23) Geschichte eines natürlichen, durch sich selbst entwickelten Somnambulismus. Beobachtet im Jahre 1831—1832 von Dr. Hanack.

Nro. 113.

Topographie. Beschreibung von Stuttgart, hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen ꝛc., verfaßt von Prof. Dr. Plieninger. — Taschenbücher auf 1835.

Nro. 114.

Taschenbücher auf 1835. (Schluß.) — Seelenlehre. 24) Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei, von *r.

Nro. 115.

Seelenlehre. 25) Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von J. Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessenseyn und Zauber. — 26) Neuere Beobachtungen im Gebiete des Somnambulismus und Magnetismus. — Kinderschrift. Das Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände, von J. Lyser.

Nro. 116.

Seelenlehre. 27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von C. Jürgens.

Nro. 117.

Seelenlehre. 27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von C. Jürgens. (Forts.)

Nro. 118.

Seelenlehre. 27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von C. Jürgens. (Schluß.) — 28) Ueber Kaspar Hauser, von Schmidt von Lübeck. — 29) Mittheilungen über Kaspar Hauser, von Prof. Daumer. — 30) Beiträge zur Psychologie. Eine Sammlung ärztlicher Gutachten über psychatrische Heilkuren, von Dr. Biermann. — 31) Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, von Dr. Friedreich. — 32) Allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheiten, von Demselben. — 33) Magazin für philosophische, medizinische und geschichtliche Seelenkunde, von Demselben.

Nro. 119.

Seelenlehre. 34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur, von Dr. Ph. J. Hensler.

Nro. 120.

Seelenlehre. 34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur, von Dr. Ph. J. Hensler. (Schluß.) — 35) Ueber die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus und ihre verschiedenen Wirkungen auf den Menschen im kranken Zustande, von Demselben. — 36) Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit, von J. H. von Wessenberg.

Nro. 121.

Biographie. Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königl. Societät. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. November 1834.

— Du blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte,
Vermissend hin auf Alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schaar. —

Schiller.

Die Ehescheidung.

Eine Erzählung.

„Aber, lieber Warheim,“ sagte die verwittwete Kammerherrin von Sandoval zu einem kräftig aussehenden, lebhaft gestikulirenden Manne, der vor ihr stand, „wie mögen Sie doch das Heiligste, was die Erde, das Leben hat, in so enge, jämmerliche Grenzen sperren! Lassen Sie doch die jungen Herzen ihre Seligkeit vollständig genießen und treten Sie nicht mit den gemeinen Anforderungen des irdischen Werkeltages zwischen die reinen Sphärenklänge einer himmlischen Harmonie.“ — „Will ich denn das, liebe Freundin?“ erwiderte der Getadelte, ohne sich von der holden Stimme, mit welcher die Vorwürfe gesprochen wurden, noch von der einnehmenden Gestalt irre machen zu lassen, die mit bittender Geberde zu ihm heraufsah. „Weiß ich denn nicht so gut, wie Sie, daß das jugendliche Herz seine Rechte hat, und daß es schlimm wäre, wenn es nicht wenigstens eine Zeit in dem menschlichen Daseyn gäbe, wo die berechnende Klugheit uns vom Nebel scheint, wo man darauf schwören würde, jedes irdische Bedürfniß könne von der Speise, mit welcher die Liebe sich nährt, mit Ambrosia und Lilienduft, befriedigt werden? Aber damit dieser Zustand der höchsten Seligkeit, den auch ich gekostet habe, wie irgend Einer, so lange dauern möge, als es mit unserm wandelbaren Wesen bestehen kann, behaupte ich und bleibe dabei: die göttliche Leiterin des Menschen, die Vernunft, muß uns immerdar zur Seite bleiben, uns vor den mannichfaltigen Abwegen warnen, die uns die Leidenschaft führen will, die trügerische Decke wegheben, welche den Abgrund verbirgt, in dessen Tiefe, sind wird einmal hinuntergestürzt, die Liebe niemals bleibend waltet, und will der Mensch in seinem trunkenen Sinne die freundlich ernste Warnerin nicht hören, nicht sehen, so ist es die Pflicht der Erfahrung, ihn zu seinem Heile zu zwingen.“ — „Ich begreife Sie heute nicht,“ sprach Frau von Sandoval mit verdrießlichem Tone, indem sie den Kopf unwillig schüttelte. „Gibt es einen herrlichern Anblick, als ein junges Paar Menschen, die, ohne vom Schicksal oder dem Willen Anderer getrillt zu werden, ohne durch vergebliche Hoffnungen und unnützes Streben die zarte Blüthe ihres Daseyns, den glänzenden Staub, der die Flügel der himmlischen Psyche ziert, verloren, oder durch das ungeschickte Angreifen roher Hände verwischt zu sehen, in dem Wonnegefühl der ersten Liebe schwelgen, sich hoch über diese arme Erde erheben und durch den Genius, der uns zum Troste auf unserer Pilgerfahrt mitgegeben ward, dem Urquell des Lichts und der Liebe ganz nahe gebracht werden? Lieber Gott! soll denn die Prosa des Lebens einzig nur ihr

Digitized by Google

Recht über uns ausüben? Soll es dem Bürger dieser Unterwelt nicht verstattet seyn, sich einen Augenblick über das Alltägliche zu erheben und in der schönsten Begeisterung des Herzens Kraft zu schöpfen für die unausweichlichen Leiden, die mit der Menschheit verknüpft sind?“ Die lebhaften Augen des Oberförsters von Warheim ruhten einige Sekunden lang mit wohlwollender Theilnahme auf den angenehmen Zügen der alternden Frau, die durch den Unmuth selbst, der sie bewegte, einen noch anziehenderen Ausdruck gewannen. Ein freundliches Lächeln strich über sein Gesicht, wie dies etwa geschieht, wenn wir den unausführbaren Wünschen eines liebenswürdigen Kindes horchen; dann warf er sich rasch an ihre Seite in den Sopha, faßte liebreich ihre feine, zarte Hand, und diese nach Weidmanns Art fast über Gebühr drückend, rief er: „Darum eben, damit das Himmelskind nicht zu früh den Schmuck seiner glänzenden Schwingen verliere, damit die Prosa des Daseyns nicht ganz die poetische Zuthat einbüße, deren sie bedarf, um erträglich zu seyn, möchte ich dem Nektarkelche der Liebe und Freude etwas von dem Irdischen beimischen, dessen Sklaven wir bleiben werden, so lange nicht eine ätherische Luft den Geist umgibt und ihn über alle gemeinen Bedürfnisse empor hebt. Essen, trinken und sich kleiden, das sind Dinge, die wahrhaftig so gut zum Leben gehören, als sich lieben und küssen; ja, wenn wir streng untersuchen wollen, so würde vielleicht die handgreifliche Wahrheit hervortreten, daß die zärtlichen Schwärmereien der Liebe sich noch eher entbehren ließen, als die materiellen und gemeinen Gegenstände, die uns vor Hunger, Durst und Frost schützen sollen, denn ohne die Befriedigung der Letzteren würde es mit der Ersteren eine klägliche Bewandtniß haben, und es steht nicht zu leugnen, daß der Anblick zweier Liebenden, die sich mit bellendem Magen und klapperndem Munde versichern, die Liebe stille jedes irdische Verlangen, ziemlich trübselig seyn müßte.“

Die Kammerherrin entzog dem spottenden Freunde schmollend die festgehaltene Hand, konnte aber dem Munde den Zug des Lachens nicht wehren, den diese Vorstellung ihr abdrang. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie jetzt eifrig, um schnell die gegebene Blöße zu bedecken. „Ist denn davon die Rede? Julius und Leopoldine können doch wahrhaftig das höchste Glück des Lebens genießen, ohne ängstlich für den standesmäßigen Unterhalt besorgt zu seyn. Warum soll ihnen denn die schönste Zeit des Lebens verkümmert werden? Warum sollen sie durchaus erst in das gewöhnliche Treiben zurücktreten, ehe sie das Ziel erreichen, um deßwillen es sich einzig nur verlohnt, gelebt zu haben?“ — „Mir ist nicht bekannt,“ versetzte Warheim, „daß die beiden Leute ein hinreichendes Kapital besäßen, um den Ansprüchen zu genügen, mit denen sie unstreitig in die Welt treten werden. Julius Erbtheil wenigstens ist durch den frühen Tod des Vaters, die gutmüthige Thorheit der Mutter, durch des jungen Mannes Universitätsjahre und Reisen und manche unerwartete Einbuße so verkümmert, daß kaum zu der Nothdurft an Brod und Salz Rath werden dürfte, und Leopoldinens Vermögen, das haben Sie selbst mir gesagt, liebe Freundin, ist wenig bedeutender. Woher, ich bitte Sie, soll denn, insoferne Ihr Wille das Paar zusammenführt, ehe mein Neffe sich durch sein Talent ein einträgliches Amt verschafft hat, der Ueberfluß kommen, der in unserer Zeit als das unumgängliche Attribut jedes neu zu beginnenden Familienlebens angesehen wird? Wer soll die Kosten für Diners und Soupers, für Spiel und Tanzgesellschaft, für Reit- und Wagenpferde, Kammermädchen und Kammerdiener, und für alle die tausend kostbaren Kleinigkeiten bestreiten, ohne deren stets wechselnden Glanz ein junges elegantes Ehepaar durchaus nicht bestehen kann?“ — „Seltsame Frage!“ sagte die Kammerherrin; „bin ich nicht reich, sind Sie es nicht? Wird nicht unsere Unterstützung, ein Theil desjenigen, was ihnen ja doch nach unserem Tode zukommt, sie in den Stand setzen, eines der ersten Häuser in der hiesigen Stadt zu machen, und sollten wir wohl mit unserm Ueberflusse kargen, wenn es gilt, Menschen, die uns durch Verwandtschaft und Neigung so nahe angehören, schneller glücklich zu machen, als sie es außerdem würden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kenntniß des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Von der Empfindlichkeit.

Alle Sinne, allein den Tastsinn ausgenommen, finden wir bei den Thieren vollkommener als beim Menschen. Beim Adler und Falken, bei der Gazelle, im Katzengeschlecht ist der Gesichtssinn bewundernswürdig scharf; beim Hund, Wolf, der Hyäne, wie bei den Raubvögeln hat der Geruchsinn unbegreifliche Feinheit, und wenn wir auch geneigt seyn möchten, den Thieren einen höhern Grad des Gefühls als Sinn abzusprechen, so können wir doch nicht zweifeln, daß der Sinn des Gehörs selbst in den untern Klassen höchst ausgebildet ist. Im Tastsinn aber, dessen Hauptsitz die Hand ist, behauptet der Mensch unbestreitbar den Vorrang. Bevor wir indessen von der Empfindlichkeit und dem eigenthümlichen Geschäft der Hand sprechen, müssen wir die allgemeine Empfindlichkeit des Körpers in Betracht ziehen.

Wenn wir von allgemeiner Empfindlichkeit sprechen, folgen wir dem Sprachgebrauch; aber streng

genommen ist dieser Ausdruck durchaus unzulässig. Die Begriffe, die man damit verbindet, sind großentheils Schuld an dem Dunkel, das noch über dem Wesen des Nervensystems liegt, und machen uns blind dafür, wie herrlich dieses System in seinen verschiedenen Eigenschaften den Lebensbedingungen des Körpers angepaßt ist. So ist es eine sehr verbreitete Meinung, manche Nerven seyen gröber organisirt und minder empfindlich, andere dagegen zarter gebaut und für feinere Eindrücke bestimmt. Man sezt voraus, der Augennerv sey feiner als die Fingernerven, und doch ist die sogenannte Netzhaut des Auges, in welche sich der Augennerv ausbreitet, unempfindlich für diejenigen Eigenschaften der Materie, welche wir durch den Tastsinn kennen lernen. Allerdings haben die besondern Sinne, wie alle Verrichtungen des Körpers, ihre besondern Nerven, aber Feinheit des Gewebes hat damit rein nichts zu schaffen. Der Gefühlsnerv in der Haut ist unempfindlich für Licht und Schall, aber nicht deßhalb, weil sein Bau gemeiner, gröber ist; die Schönheit und Vollendung des Systems besteht just darin, daß jeder Nerve nur für einen bestimmten Eindruck Empfindlichkeit besizt. Das eigenthümliche Gefühl beim Tasten vermag nur der Hautnerve zu geben, wie der Gesichtsnerve seinerseits seinen streng umschriebenen Wirkungskreis hat. Rührte die Eigenschaft des lezten Nerven bloß von seinem feinen Gewebe, reagirte die Netzhaut des Auges gegen den Lichtstoff nur deßhalb, weil sie überhaupt empfindlicher wäre als der Tastnerve, so müßte das Auge eine Quelle ewiger Leiden seyn, während so höchst weise dafür gesorgt ist, daß der Augennerv grob körperliche Eindrücke gar nicht empfindet und nur solche der Seele überliefert, welche seiner eigenthümlichen Verrichtung entsprechen, das heißt die Eindrücke von Licht und Farbe. Man erinnere sich des interessanten Faktums, daß, wenn bei der Operation des Staars die Spitze der Nadel durch die äußern Augenhäute dringt, dieselbe das Gefühl des Stechens hervorbringt, daß aber, wenn sie den als innere Augenhaut ausgebreiteten Gesichtsnerven durchsticht, der Kranke einen Lichtfunken sieht. Der Gesichtsnerve ist so unempfindlich für Berührung, als der Gefühlsnerve für das Licht.

Die ausnehmende Empfindlichkeit der Haut für die geringste Verletzung veranlaßt den allgemeinen Glauben, daß der Schmerz desto größer seyn müsse, je tiefer eine Wunde ist. Dies ist aber nicht der Fall, und wäre auch mit dem weisen, im Kleinsten sichtbaren Plane des Schöpfers nicht vereinbar. Die Empfindlichkeit der Haut dient nicht allein dem Tastsinn, sie ist auch die eigentliche Schutzwache für die tiefer gelegenen Theile, und da zu diesen nichts dringen kann, es ginge denn zuvor durch die Haut, und wir also Schmerz leiden, devor innere Theile verlezt werden können, so wäre es ganz überflüssig gewesen, den leztern Empfindlichkeit zu verleihen. Besäßen die innern Theile, welche bei den Bewegungen des Körpers in's Spiel kommen, dem Grad und der Art nach dieselbe Empfindlichkeit wie die Haut, so diente diese Eigenschaft nicht nur zu nichts, sondern würde bei der beständigen Ortsveränderung der festen Theile eine Quelle von Schmerz und Mißständen aller Art. Wenn der Chirurg eine Operation mit schneidenden Werkzeugen zu machen hat, so beruhigt er den Kranken, sobald der Hautschnitt fertig ist, und versichert ihn, der größte Schmerz sey vorüber. Es gilt mit Recht für ein großes Ungeschick, wenn er auf der Höhe der Operation den Hautschnitt erweitern muß, und zwar nicht nur, weil es beweist, daß er das Ganze schlecht berechnet hat, sondern weil der Kranke die Durchschneidung der tiefern Organe gleichmüthig erträgt, bei einem neuen Hautschnitt aber über den heftigsten Schmerz klagt. Durch Versuche kommen wir zu dem merkwürdigen Resultat, daß Knochen, Gelenke, alle Häute und Bänder an denselben bloßgelegt, geschnitten, gestochen, ja gebrannt werden können, ohne daß Mensch oder Thier das Geringste empfindet. Ohne großes Nachdenken finden wir, daß Empfindlichkeit für solche Eindrücke, also Empfindlichkeit gleich der der Haut, diese Organe für ihre Verrichtungen ungeschickt machen müßte. Warum sollten sie für Stechen oder Brennen Gefühl haben, da Verletzungen der Art sie nicht erreichen können? wenigstens nicht, ohne daß die dafür empfindliche Haut davor gewarnt worden ist. Betrachten wir also die Sache vom wahren, philosophischen, ja wir dürfen wohl sagen religiösen Standpunkt, so können wir den Zweck der Natur unmöglich verkennen: der Schmerz der empfindlichen Haut erscheint nicht mehr als ein Uebel, sondern als der wahre Schutzgeist der unter der Haut gelegenen Theile, indem er uns vor Verletzung warnt, und uns antreibt, sie zu vermeiden, und so organisirt ist die Haut für den Menschen ein besserer Schutz, als wenn der Panzer des Rhinozeros seinen Körper deckte. Ist dem nun aber so, so sehen wir andernseits, daß die innern Theile von Verletzungen betroffen werden können, womit die Empfindlichkeit der Haut nichts zu schaffen hat: sie sind Verrenkungen, Erschütterungen, Brüchen ausgesezt, ohne daß die Haut dabei in's Spiel kommt. Sollten nun diese Theile, trotz dem, was eben von ihrer Unempfindlichkeit gesagt worden, nicht dennoch ein eigenthümliches Gefühl besitzen, das uns beim freien Gebrauch der Glieder als Schutzwehr diente? Fragen wir wiederum bei der Erfahrung an, so finden wir wirklich, daß diese Organe, welche man ungestraft stechen, schneiden, brennen kann, für Quetschung, Zerrung, Zerreißung in hohem Grade empfindlich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der alte Heim.

An zweihundert Wagen rollten zu Ende vorigen Monats die lange Friedrichsstraße hinunter, ein unübersehbarer Trauerzug, letzte Ehre einem Greise, dessen langes Leben eine ununterbrochene Kette von Glück und Ehren war, wohlverdiente Ehren und unbeneidetes Glück; ein seltener Fall. Es war ein Mann des Volkes durch ein halbes Jahrhundert, und das ist noch seltener. Seine Popularität beruhte aber nicht auf glänzenden Thaten und schönen Reden, sondern auf Wohlthun. Der berühmteste Arzt Berlins, bekannter unter dem Namen der alte Heim, als unter seinen Titeln, starb im achtundachtzigsten Jahre, ohne sich und seinen Ruhm überlebt zu haben, denn er hörte zu rechter Zeit auf, thätig zu wirken, und ließ Jüngern das Feld, ohne sich deßhalb aus der Zeit und dem Leben zurückzuziehen. Sein Rath galt noch immer, seine kräftige, liebenswürdige Persönlichkeit hat sein ganzes Leben durch wohl noch mehr gewirkt, als seine Kunst. Er hat gewiß viel studirt — er hörte nie auf zu studiren — aber es war mehr sein praktischer Blick, als seine Wissenschaft, was ihn berühmt gemacht hat. Diese seine Diagnose ist fast sprüchwörtlich geworden. Jede Stadt muß ihren Arzt haben, der in gefährlichen Dingen zuletzt den Ausschlag gibt, die Autorität, von der es keine Appellation gibt. Diese fast unumschränkte Autorität hat Heim beinahe zwei Menschenalter hindurch geübt, denn sein Ruf war mit seinem Auftreten begründet; man rief ihn zu allen ernsten Fällen, wo kein Rath mehr ausreichte, und doch war er zugleich der gewöhnliche Rath, Tröster und Helfer der Armen. Er ist sehr reich gestorben, und Niemand hat so wenig im Geruch des Eigennutzes gestanden, als er. In seinen frühern Jahren kam er, gerufen, zu einem Jeden, vornehm und gering, machte keinen Unterschied, außer daß er dort kecker auftrat und allem Ceremoniell, das ihm in seiner Thätigkeit hinderlich gewesen wäre, von vorne herein den Krieg erklärte. Es darf bei dieser Gelegenheit indessen angeführt werden, daß die Mehrzahl der Berliner Aerzte darin mit Recht eines vortheilhaften Rufes sich erfreut. Mit Ausnahme sehr weniger — freilich darunter auch sehr berühmter — gelten alle als uneigennützig. Heim war es in solchem Grade, daß er nicht allein die Renumeration den Bedürftigern ausschlug, sondern selbst gab und brachte. Mit der ihm eigenthümlichen Laune pflegte er eine Geschichte zu erzählen, wie er von einer Höckerin im Keller zu ihrer kranken Tochter gerufen worden. Die Tochter genas und die Frau fragte den Geheimenrath, was sie schuldig sey? Er antwortete, sie solle darum keine Sorge tragen; aber die Frau bestand darauf, wurde heftig, grob, und als sie ihm erklärte, sie gehöre nicht zu dem Lumpengesindel, das so was umsonst sich leisten lasse, sagte Heim, um die Frau und ihr Point d'Honneur zu befriedigen: „So gebe Sie einen Thaler, und damit ist die Sache abgethan.“ Die Frau kramte und suchte in einer schweren Komode, während der Geheimerath, in der Spannung, was für ein Kleinod sie ihm vielleicht noch zuletzt geben werde, an der Thüre warten mußte. Endlich drückte sie ihm zwei Achtgroschenstücke in die Hand und sagte trocken: „Mit sechzehn Groschen, denk' ich, wird's auch genug seyn.“ Der Selige hob sich lange Zeit diese sechzehn Groschen zur Erinnerung an den merkwürdigen Handel auf, denn er versicherte, er habe nie in seinem ganzen Leben so beschämt gestanden, als vor der Höckerin, die ihm vorwarf, daß er acht Groschen zu viel gefordert, und er war damals schon ein hochberühmter Mann. — Heim war einer von den wenigen Aerzten, welche zugeben, daß die Geheimnisse der Natur auch außer der Fakultät gelehrt werden können. Er suchte den Umgang mit Schäfern, Scharfrichtern und allerhand Wunderdoktoren, ohne eben Wunder zu statuiren, aber von einem Jeden, meinte er, könne er etwas lernen, was kein Professor wisse. Er lernte durch dieses Studium auch noch etwas mehr, die Kunst des Umgangs mit Menschen jeder Klasse, etwas, was ihm seine nie angefochtene Popularität sicherte. Diese Umgänglichkeit und Zugänglichkeit diente nicht wenig zu seinem äußern Prosperiren, wie denn in der That keines Arztes Erscheinung vom Charlatanismus so entfernt war, als Heims. Bei wem das Glück einmal einkehrte, bei dem bleibt es, wenn er es nicht durch Uebermuth reizt oder durch Unstätigkeit ermüdet. Ein lang ausdauerndes Glück als Mensch und Bürger hatte sich in seinem Hause gelagert. Glücklicher Vater einer blühenden Familie, mußte der alte Arzt schon durch die bedeutende Stellung seiner vielen Schwiegersöhne selbst eine Bedeutung gewinnen, nach der er nie geizte. Selbst die gewöhnlichen Unglücksfälle, die mit regelmäßigen, glücklichen Lebensläufen Schritt halten, trafen unverhältnißmäßig selten in seiner Familie ein, drohende Unfälle zogen vorüber. So war denn auch sein Tod ein seltener. Er hatte das Leben lieb, sehr lieb, und erst wenige Wochen vor seinem Ende erklärte er sich für lebenssatt, und bat die ihn Besuchenden, sie möchten ihm ein baldiges Ende wünschen. Sterbend sah er grüne Wälder und Wiesen, und Alles war herrlich, als plötzlich schwarze, häßliche Männer hereinbrachen, und er gerieth in entsetzliche Wuth, ja man mußte ihm einen Stock geben, und er schlug auf sie los mit einer Kraft, die man dem Sterbenden nicht zugetraut. Als sein Sarg, von Tausenden umstanden, in die Gruft gesenkt ward, flatterten über dem Kranze auf dem Sargdeckel verspätete Schmetterlinge in großer Zahl.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 3.

Siehst du es glänzen und schimmern,
Wie die Natur es gemacht,
Und mit vollkommener Pracht
Blumen es malen in Zimmern?
Hörst du es unter den Füßen
Noch dich als Knaben begrüßen;
Oder nach furchtbarem Krachen
Selber ein Ende sich machen?
Wehe, wenn du es gefühlt,
Wie in den Knochen es wühlt!

Schön wird es immer noch glänzen,
Wenn es auch nimmer gekracht,
Wie es, zur Speise gemacht,
Unsere Würzer kredenzen.
Steigen die besten Gerüche
Nicht aus der kühlenden Küche?
Schmeckst du die feinste der Speisen,
Die wie ein Trunk ist zu preisen?
Fühlst — o du hast es gefühlt,
Wie es die Hitze dir kühlt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. November 1834.

Es ist ein großer, unermeßlicher
Verstand in der Natur; selbstständige
Gedanken stehn vor mir, und doch verknüpft
Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen?

Herder.

Von der Empfindlichkeit.

(Fortsetzung.)

Wie konsequent, wie schön ist demnach diese Lebensthätigkeit vertheilt! Das Gefühl für Schmerz wird je nach der Verrichtung des Theils ein ganz verschiedenes. Die Haut ist für alle verletzenden Eindrücke, welche sie treffen, empfindlich; wäre aber diese Art und dieser Grad der Sensibilität allgemein, so müßte uns jede Körperbewegung Schmerz verursachen; vom bloßen Druck eines Theils auf den andern, von der einfachen Bewegung der Gelenke müßten wir dann die Empfindung haben, als gingen wir auf einem entzündeten Gliede. Wären aber andernseits die innern Organe ganz gefühllos, so fehlte es uns gleichsam an einem Regulator bei unsern Bewegungen; so haben sie aber eine für die Art von Verletzungen, welche sie möglicherweise treffen können, berechnete Empfindlichkeit, welche uns belehrt, was wir ungestraft unternehmen mögen. Springen wir von einer zu großen Höhe herab, heben wir ein zu schweres Gewicht, oder wollen wir einen Körper aufhalten, dessen Bewegung zu gewaltig für uns ist, so warnt uns jenes innere Gefühl so richtig, als auf der Haut eine Spitze oder ein heißes Eisen.

Die Empfindlichkeit der Hand für Wärme und Kälte ist eine vom Tastsinn wesentlich unterschiedene Eigenschaft. Das Gefühl für Temperaturveränderung hat seinen Sitz bloß in der Haut, ist somit auf die Körperfläche beschränkt. Die Theile im Innern haben immer eine gleiche Temperatur, und jene Eigenschaft diente ihnen daher zu nichts. Da aber die äußere Temperatur um uns beständig wechselt, da ihre Extreme uns verderblich werden, und wir unser Leben nach ihrem Wechsel einrichten und gegen denselben vertheidigen müssen, so ist die eigenthümliche Empfindlichkeit unserer Körperfläche für dieses Verhältniß ein neuer Beweis dafür, daß in unserer ganzen Organisation Vorsicht waltet. Ein Mann, der durch Krankheit alles Gefühl für verschiedene Temperatur in der Hand eingebüßt hatte, nahm einen glühend heißen Deckel, der in's Feuer gefallen war, heraus und sezte ihn auf die Pfanne, ohne das Geringste zu empfinden, aber die Haut an Hand und Fingern verbrannte. Gefühl für Wärme und Kälte ist eine Schutzwehr, insofern es sich zu einer schmerzhaften Empfindung steigern kann, während es andernseits zu einem steten Reiz der Thätigkeit und einer beständigen Quelle von Vergnügen wird.

Um die Empfindlichkeit der Oberfläche und die Eigenschaften innerer Organe noch in schärferem Gegensatz zu zeigen, um zu beweisen, daß Empfindlichkeit in

Digitized by Google

Wahrheit etwas ganz Anderes ist, als was man gewöhnlich darunter versteht, und wie herrlich diese Eigenschaft den verschiedenen Verrichtungen der Theile angepaßt ist, führen wir noch ein weiteres Beispiel an. Das Gehirn ist unempfindlich; die Theile des Gehirns, deren Verletzung oder Krankheit Bewußtlosigkeit mit sich bringt, sind so unempfindlich als unsere Schuhsohlen. Sehr auffallend ist, daß das Gehirn berührt, ja zum Theil weggenommen werden kann, ohne daß der Kranke, wenn er gerade spricht, in seiner Rede inne hält. Früher meinten die Aerzte, man sey in solchen Fällen nicht zu den wichtigern Organen des Gehirns gedrungen; allein diese Voraussetzung stüzte sich nur auf den gemeinen Glauben, ein Nerve müsse nothwendig empfindlich seyn. Bedenken wir aber, daß die verschiedenen Theile des Nervensystems völlig verschiedene Eigenschaften haben, daß es Nerven gibt, welche für Druck und Verletzung ganz unempfindlich, in ihrer eigenen Verrichtung aber höchst lebendig sind, so ist nicht abzusehen, warum das Gehirn empfindlich seyn, daß heißt, die Eigenschaft eines Hautnerven haben sollte. Dem sey aber wie ihm wolle, soviel ist gewiß: das Gehirn, zu dem jeder Sinneneindruck gelangen muß, bevor er zum Bewußtseyn kommt, ist selbst unempfindlich.

Um den Leser mit diesem interessanten Gegenstand noch etwas vertrauter zu machen, stellen wir zwei Organe, ein äußeres, bloßgestelltes, und ein inneres, sorgfältig vor Verletzung verwahrtes, einander gegenüber.

Das Auge, das aus dem eigenthümlichen Sehnerven und den durchsichtigen Häuten und Flüssigkeiten besteht, ist ein äußerst zartes Organ; nicht nur unterliegt es allen Verletzungen wie die äußere Körperfläche überhaupt, es ist auch der Entzündung und Verdunklung durch Körper ausgesezt, welche von außen hineingelangen, und zwar durch Körper, welche so leicht sind, daß sie in der Luft schwimmen, und für welche die gemeine Haut rein kein Gefühl mehr hat. Die mechanische, zunächst in die Augen fallende Vorrichtung zum Schuz dieses zarten Organs besteht im raschen Zucken der Augenlieder und im Erguß der Thränen, welche, ihrem kleinen Born entströmend, sich über die Fläche des Augs verbreiten und alles Schädliche wegspülen. Um aber diesen kleinen merkwürdigen hydraulischen und mechanischen Apparat in Bewegung zu setzen, bedarf es außerordentlicher Empfindlichkeit, nicht jener Art derselben, welche das Auge in Stand sezt, den Eindruck des Lichts zu empfangen, sondern einer, die mehr mit der Eigenschaft der fühlenden Haut übereinkommt, aber sich durch Feinheit dem Bau des Organs anpaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsezung.)

„Damit mögen Sie es halten, wie es Ihnen gut scheint," erwiderte Warheim trocken; „mich aber wird Niemand bereden, mit einem Theil meines Besitzthums Ihre Nichte und meinen Neffen, die ich beide väterlich liebe, zu gewissem, unausbleiblichem Unglück zu führen. — Hören Sie mich," bat er mit freundlich ernster Stimme, als er den Unwillen wahrnahm, der sich finster über Frau von Sandovals Gesicht hinzog, und faßte dabei ihre widerstrebende Hand; „hören Sie mich und meine Gründe und lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß ich nicht nur mit meinem Vermögen, sondern auch mit der Aufopferung meines eigenen Glücks das Heil unserer Kinder gerne begründen würde, und daß nur eine feste Ueberzeugung des Bessern mich bewegen kann, Ihren liebevollen Planen nicht beizustimmen. So wie Sie, sehe ich die Liebe, die ächte, wahre, auf Vertrauen und Achtung begründete, als den Engel an, der uns über die Unebenheiten unsers irdischen Weges sicher geleiten und für alle Entbehrungen dieses Lebens, all seinen Jammer schadlos halten kann; aber besser als Sie habe ich vielleicht begreifen gelernt, daß man nur allzuoft das Himmelskind verkennt und an seine Gegenwart glaubt, wenn vergängliche Wallungen und ein flüchtiges Wohlgefallen das Herz in Bewegung setzen. Um aber darüber Gewißheit zu erlangen, um sich nicht täuschen zu lassen von dem Reiz eines schnell entstandenen Gefühls, von dem Zauber einiger schönen Minuten, bedarf es ernster Prüfung, klaren Anschauens, und dazu reichen wenige, im Rausche des Entzückens verlebte Tage, dazu reicht das Urtheil eines von Leidenschaft befangenen Gemüths nicht hin. Nun müssen Sie mir aber doch wohl gestehen, daß Julius und Leopoldine in dem lezteren Falle sind, daß die Zeit ihrer Bekanntschaft viel zu kurz ist, um eine tiefe, ernste Neigung zu erzeugen, und daß überdies Beider Persönlichkeit nur zu leicht einem leidenschaftlichen Irrthum den Weg gebahnt haben kann. Mein Neffe, als einziger Sohn von seiner ihn anbetenden Mutter unter allen erlaubten Genüssen eines reichen Lebens erzogen, Entbehrung und Aufopferung irgend eines Wunsches nicht einmal dem Namen nach kennend, auf der Universität, während der Dauer seiner Reise nur den eigenen Willen als Schranke und Gesetz ansehend, wird durch den Tod seiner Mutter und die Unordnung, in welcher die ökonomischen Angelegenheiten sich befinden, plötzlich aus dem heitern, sorgenlosen Daseyn der Jugend, von allen Hoffnungen eines viel fordernden Herzens weggerissen. Seine Plane sind vernichtet, die Aussichten seiner Zukunft vollständig umgestaltet. Kaum vermag sich sein männlicher Sinn

Digitized by Google

vor gänzlichem Versinken zu bewahren; kaum gelingt es mir, der ich als Vormund meine Rechte über ihn geltend mache und zu der Entwirrung der Verhältnisse herbeieile, ihn vor unvorsichtigen Schritten zu bewahren, die, so wie ich ihn kenne, ihn niemals zum Glücke geführt hätten. Mit der Apathie, die oft einem überraschenden Unglücksfalle folgt, läßt er sich von mir beherrschen, befolgt meine Rathschläge bei den nothwendig gewordenen Einrichtungen und begleitet mich endlich nach meiner einsamen Wohnung, deren Stille, deren lieblich düstere Umgebung seinem weich gestimmten Gemüthe zusagt. Tagelang irrt er in den Forsten umher, lagert sich am rauschenden Wasserfall, lauscht in dem dichten Buchengehege dem Gesang der Vögel, seine Sinne, seine Wünsche schlummern, sein Herz wiegt sich in leisen Träumen, aber auch sein Geist und seine Thätigkeit gehen in diesem Idyllenleben zu Grunde. Ich mußte nun seine Kräfte aufrufen und ihn dem Hinbrüten entreißen, dem er sich übergeben hatte, und ich that dies auf die einzig mögliche Weise, indem ich seinen Ehrgeiz weckte und ihm deutlich zu machen suchte, daß es für ihn auf der Welt noch mehr zu thun gebe, als den Schwermüthigen zu spielen. Mein kräftiges Aufrütteln machte ihn stutzig, und er schien bei sich selbst den harten, rohen Oheim zu verklagen, der ihm den lezten Trost der Unglücklichen entziehen wolle; aber es lieat viel Gutes in dem Jungen, das von der verkehrten Erziehung nicht ganz erstickt werden konnte, und so gelang es mir, sein Selbstgefühl rege zu machen und allmählich den Wunsch nach Selbstständigkeit, den besten Hebel männlichen Strebens, zu erwecken. Zwar hatte er bei seinen Studien Alles untereinander und das Nützlichste am läßigsten getrieben, denn die sogenannten ritterlichen oder brodlosen Künste waren ihm die liebsten gewesen; doch war, als zu diesen gehörend, die Rechtswissenschaft noch am gründlichsten studirt worden, und meine Vorstellungen wirkten dahin, daß er sich ernstlich mit Wiederholung seiner Studien beschäftigte und zu einem Amte vorzubereiten suchte. Nichts ist für die Heilung eines kranken Gemüthes günstiger, als Arbeit, das fühlte Julius sehr bald, denn seine Stimmung wurde in Kurzem heiter, die Erschlaffung seines Geistes wandelte sich in neue Spannkraft und er begann mit Ruhe an seine zertrümmerten Hoffnungen und mit Freude der Aussicht zu denken, als nützlicher, geachteter Staatsbürger seine unabhängige Existenz sich selbst zu verdanken. Obwohl ich mit innigem Vergnügen an der Entwicklung seines Wesens und seines Talents Antheil nahm, so täuschte ich mich doch nicht über die Beständigkeit seiner Gesinnungen. Ich wußte, daß nur eine Reihe von Jahren und die gesegneten Früchte seines Fleißes den leichtsinnigen, an Genüsse jeder Art und an vornehmen Müßiggang gewöhnten Jüngling auf immer an die ernste Ausübung schwerer Pflichten binden würden, denn der Mensch braucht mehr Zeit, böse Gewohnheiten und eingesogene Vorurtheile zu besiegen, als die angebornen schlimmen Eigenschaften. Darum war mir meine Krankheit und die unausweichliche Nothwendigkeit, die daraus entstand, meinen Neffen statt meiner die dringenden Dienstgeschäfte in der Stadt verrichten zu lassen, höchst unwillkommen. Ich fürchtete die Anziehungskraft, welche die jugendlichen Freuden für ihn haben könnten, und die Erneuerung so manchen Eindrucks, der nur verhüllt, nicht verwischt war. Das mögliche Zusammentreffen mit frühern Bekannten, das Einführen in Cirkel, wo die mit ihm vorgegangene Veränderung besprochen, bespöttelt, belacht werden konnte, ließ mich nicht sorglos, und an die einzige Gefahr, die ihm diesmal entgegen treten sollte, dachte ich nicht, weil mir Leopoldinens beschleunigte Rückkehr zu der mütterlichen Tante unbekannt blieb. Zu ändern war indessen an der Sache selbst nichts, und ich ließ ihn ziehen, ohne durch irgend ein verderbliches Warnungswort die bösen Geister, die ich gerne gebannt hätte, heraufzubeschwören; ja, es mußte mir zum Theil erwünscht seyn, ihn eine Probe ablegen zu sehen, wie weit Lehre und Erfahrung auf den jungen Menschen gewirkt hatten. Um die Reise auch für ihn so nützlich als möglich zu machen, gab ich ihm Empfehlungsbriefe an mehrere meiner Freunde mit, denen ich Julius als einen talentvollen, gebildeten Jüngling bezeichnete, der sich in Kurzem zur Bekleidung einer Stelle eignen würde, welche mit Zeit und Gelegenheit ihm zu verschaffen ich sie dringend bat. Daß er nebst diesen Briefen ein Schreiben an Sie erhielt, war wohl natürlich, denn wem hätte ich ihn lieber vorstellen mögen, als der geliebten Freundin seines Vaters, von welcher nur ein hartes Schicksal diesen geschieden hatte? als der Frau, die von jeher mit dem edelsten Sinne an dem einzigen Hinterlassenen des Jugendgeliebten Theil nahm? Daß aber der Bursche bei seiner Ankunft in der Stadt zuerst nach Ihnen sich erkundigt, weil er von den frühern Verhältnissen etwas aufgestöbert hat und diese seine Neigung zur Schwärmerei auffrischen, daß er jezt erfährt, das hübscheste Mädchen des Landes sey Ihre Nichte; daß diese Nachricht sein Verlangen noch beflügelt, daß er zu Ihnen eilt, wo Leopoldinens Anblick, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Anmuth, selbst das Aufsehen, das sie erregt, der Glanz, der sie umgibt, seine durch das Stillleben in meinem Hause nur zu gut auf einen solchen Eindruck vorbereitete Seele erfaßt, entzündet, zu der höchsten Leidenschaftlichkeit hinreißt; daß das Mädchen, durch die Erscheinung eines solchen Mannes, dessen Persönlichkeit allerdings nicht zu den alltäglichen gehört, durch die Begeisterung, mit welcher

Digitized by Google

er sich hingibt, geschmeichelt, gerühret, ebenfalls auf Tod und Leben zu lieben glaubt; daß die Tante, welche früher schon in des Mädchens Seele das Interesse an Julius zu wecken gesucht hat, und in diesem sehr gewöhnlichen Zufalle einen Wink des Himmels, eine Wirkung unwiderstehlicher Sympathie erkennt und die Beiden, ohne ihre Wünsche erst der prüfenden Zeit zu unterwerfen, ohne Vorbereitung nach ernstem Lebensplan, schnell in den Ehestand hineinschieben will — das, liebe Freundin, war gegen meinen Plan, und wenn ich mir ein solches Resultat der Reise in die Stadt hätte denken können, so hätte ich mich lieber in den Wagen tragen lassen, ehe ich Julius so unvorsichtig dem Feuer nahe gebracht hätte. — Sie kommen wahrhaftig nicht los," fuhr der Oberförster lachend fort, als die Kammerherrin mit ausbrechendem Unmuthe ihm die noch immer festgehaltene Hand entziehen und aufstehen wollte; „Sie müssen mich vorher zu Ende hören. Leider bleibt es ja immer noch nur zu sehr in Ihrer Gewalt, Ihre Lieblinge dem ungezeitigten Glücke zuzuführen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Dieffenbach. Schuckmann. Die Kunstausstellung.

Unser berühmter Arzt und Operateur Dieffenbach, dessen Ruhm freilich anderer Art, als Heims ist, obgleich vielleicht nicht weniger hier von ihm gesprochen wird, will, wie verlautet, Berlin verlassen, um sich ein anderes Domicil zu suchen. Er ist in diesem Augenblicke in Paris, und seine Operationen machen auf Pariser Art Aufsehen. Hier empört es, wenn man liest, daß das Auditorium auf den Galerien geklatscht hat, nachdem sein Messer, sey es auf noch so geschickte Art, einem Leidenden ein Glied abgenommen hat. Der Kaiser von Rußland hat ihm große Anerbietungen gemacht, für den Fall, daß er nach Rußland kommen wolle. Dieffenbach aber noch höhere Anforderungen, um, heißt es, der Einladung zu entgehen.

Der Staat hat einen seiner gewiegtesten Diener und Leiter, den Minister Schuckmann, verloren. Alters und Krankheits halber emeritirt, bildete er doch noch immer eine Puissance. Er gehörte keineswegs zu den populären Männern, noch weniger huldigte er den liberalen Ideen; aber es gibt Zeiten, wo eine streng eigensinnige Rechtlichkeit, selbst wenn sie sich feindlich gegen den Zeitstrom kehrt, einer Achtung bei der ganz anders gesinnten Masse genieße, welche an Liebe grenzen kann. Schuckmann kannte keine Rücksichten in dem, was er für recht hielt, und er machte dies eben so geltend gegen die Menge, als gegen die Hohen und Höchsten, vor denen der neueste Katechismus der Loyalität willenlose Obedienz fordert. Davon war bei ihm nicht die Rede. Er widersprach und protestirte bis an das Ende seines Lebens, welches übrigens ohne außerordentliche Zufälle, in den gewöhnlichen Geleisen eines preußischen Staatsbeamten sich bewegte.

Die Kunstausstellung hat ihren Anfang genommen. Wir sind seit einer Reihe von Jahren gewöhnt, daß jede folgende die vorhergehende im Allgemeinen, so wie durch einzelne Meisterstücke, an denen die Aufmerksamkeit sich festsetzt und die zu Lieblingsbildern erhoben werden, überbietet. Diese Erwartung mag in zu reißenden Progressionen gestiegen seyn, und es vielleicht nur daher kommen, daß man sich diesmal nicht befriedigt findet. Doch sind lange noch nicht alle erwarteten Bilder ausgestellt, und man erwartet namentlich aus Düsseldorf noch die Stücke, welche vielleicht den Ausschlag geben. Unter den bis jetzt ausgehängten sind viele treffliche Sachen, allein nichts Ausgezeichnetes. Das Bessere findet sich noch unter den Landschaften; aber der passive Kunstsinn hat sich doch schon dahin erklärt, daß er historische Gemälde will. Eine Diana mit ihren Nymphen, vor Aktäon erschreckend und ihn schreckend, von Sohn, und ein alter, kranker Rathsherr mit seiner blühenden Enkelin, von Hildebrand, sind noch die Hauptstücke unter den bis jetzt ausgestellten Gemälden dieser Klasse. Beide sah man zwar schon früher in der Gewerbeausstellung, das Interesse für diese Stücke scheint interessen jetzt, nachdem sie sich in so großer Gesellschaft befinden, noch gewachsen, und daraus, daß sie vorzugsweise die Augen fesseln, während sie früher nicht die größte Theilnahme in Anspruch nahmen, will man den Schluß ziehen, daß es mit der ganzen Ausstellung nicht viel auf sich habe; wohl ein zu voreiliger Schluß. Sohn ist ein noch nicht erreichter Meister in Behandlung des Nackten; seinen weiblichen Leibern gibt nur die Ueppigkeit und die südliche Gluthfärbung ab, um mit Allem verglichen zu werden, was Tizian darin schuf. Hildebrand, früher in seinen Kompositionen einer, den Effekt suchenden Genregattung sich nähernd, hat viel mehr Ernst und Würde erlangt. Sein Kolorit ist trefflich. Von dem genialen Lessing sind nur einige Landschaften da; einer jeden sieht man an, daß sie nur von einem Meister herrühren kann; deßhalb sind es noch nicht Meisterstücke dieses Meisters. Von Bademann, der an einem Jeremias auf den Trümmern zu Jerusalem arbeitet, kommt gar nichts. Dennoch ist jedes Urtheilen über die Wirkung der Ausstellung noch zu früh, und ich verspare mir das Weitere für eine kommende Mittheilung.

Ob die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland Veranlassung zu besondern Festlichkeiten seyn wird, steht dahin. Der jubelnde Empfang in Berlin galt der Tochter des geliebten Königs und den schönen Erinnerungen des reichen Familienglückes in dem königlichen Kreise, als Prinzessin Charlotte die Zierde und der Stolz dieses glücklichen Kreises war. Die Fürstin wird mehr in Potsdam, als in Berlin verweilen, um dort eine Traubenkur zu gebrauchen. — Prinz August von Preußen, der thätige und unterrichtete Chef der Artillerie, hat auf der Jagd das Unglück gehabt, zu stürzen und sich sehr zu beschädigen. Man hofft, ihn bald aller Gefahr zu entreißen. Sein Tod würde für Viele ein sehr großer Verlust seyn, auch in einiger Beziehung für das wissenschaftliche Leben hier, indem er unter den Höhern der Zeit der Einzige ist, welcher Künstler und Gelehrte in seinen nähern Umgang zieht. Prinz August ist einer der reichsten Privatmänner im preußischen Staate.

Mit den Theatern sieht es noch sehr verwaist aus, und man hegt keine großen Erwartungen vom kommenden Winter. Raupach, Spontini, Holtei sind noch abwesend, und man glaubt nicht, daß sie bedeutende Sachen zurückbringen werden. Die französische Truppe wird nach wie vor in Berlin im Winter spielen, während sie im Sommer im nördlichen Deutschland umherwandelt. Die Zuneigung für diese Gesellschaft scheint, obgleich sie nichts Neues mehr ist, eher im Steigen, als im Sinken, weil man den Fleiß und den guten Willen in der Leitung des ganzen Unternehmens achtet und die Fehler bei der Vergleichung nahe liegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. November 1834.

— Mir ist unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Nein!“ rief Frau von Sandoval, „jezt sollen Sie mich reden lassen, mich, die ich die Sache der Liebe und Menschlichkeit gegen Ihren kalt berechnenden Verstand zu führen habe. Ja, ich gestehe es gern, von jeher, schon seit Julius und Leopoldine geboren waren, habe ich den Wunsch in mir getragen, in diesen Beiden ein Glück, eine Vereinigung sich verwirklichen zu sehen, die ich nur in der Einbildung genießen durfte. Durch den Tod ihrer Eltern war Leopoldine mein Eigenthum geworden, der Verlust seines Vaters gab mir für Julius ein Gefühl, das aus Mitleid, Erinnerung und Zärtlichkeit zusammengesezt war. Indem ich meine Nichte bildete, indem ich ihr alle Talente und Kenntnisse geben ließ, die man heute von dem vollendeten Weibe verlangt, dachte ich nur an das Glück, das ich damit dem Sohne meines ersten und einzigen Geliebten verschaffen würde. Seit Jahren sehnte ich mich, diesen, den ich nur als Knaben kannte, wiederzusehen, seit Jahren genoß ich meine heitersten Stunden in dem Gedanken, wie die beiden lieben Kinder sich finden, sich erkennen und, von keinem Hindernisse gestört, der Liebe reinste Wonne genießen würden. Ist das wohl eine Sünde? — Nein, gewiß nicht! Aber das, mein Herr, dürfte wohl eher so genannt werden, daß Sie da herstehen und, nun die sehnlichsten Wünsche einer nicht glücklichen Frau der Erfüllung nahe sind, sie glauben machen wollen, sie hätte mit Mühe und Sorgfalt den beiden Wesen, die sie mütterlich liebt, nur eine jammervolle Zukunft bereitet!“

„Daß doch die Frauen, auch die besten, sich so leicht der Uebertreibung hingeben!“ sagte Warheim, da er die Thränen wahrnahm, die ein lebhafter Schmerz der Kammerherrin in die Augen getrieben hatte. „Wer spricht denn von Sünde? wer von Unrecht? Ein Irrthum ist es Ihres schönen weichen Herzens, das, durch die harte Nothwendigkeit von dem Geliebten der Jugend geschieden, nun so gerne den theuren Kindern jede ähnliche Prüfung ersparen möchte. Julius und Leopoldine sind meinem Herzen so nahe, als sie dem Ihrigen seyn können, und der Wunsch, sie einst verbunden zu sehen, ist auch der meinige; aber beide sind noch unausgebildet, ohne feste Grundsätze und klare Ansichten; beide an Glanz und Pracht gewöhnt, ohne irgend einen Begriff von den Pflichten des Hausvaters oder der Hausmutter. Leopoldine ist ein gutgeartetes, liebenswerthes und talentvolles Mädchen, das, wenn es erst zur Einsicht des höchsten Werthes gekommen ist, den sich das Weib erwerben kann, durch ihr Herz und ihren Verstand in

Digitized by Google

jeder Lage gedeihen und glücklich machen wird; aber in Ihrem reichen Hause erzogen, in der Kostanstalt der Madame Mirvie, an der Seite junger Frauenzimmer aus den Häusern des höchsten Adels, ja selbst aus Fürstenstamme entsprossen, zu einer vollkommenen Weltdame herangebildet, hat sie sich an Bedürfnisse gewöhnt, die zu befriedigen ein ungemein großes Vermögen nöthig wäre. Daß das Kind dafür nichts kann, daß auch Sie eigentlich keine Schuld tragen, gebe ich Ihnen gerne zu; das ist so gekommen, weil man in dem Zirkel, in welchem Sie leben, all die kostbaren Zugaben des Lebens als mit diesem so enge verknüpft ansieht, daß man sich ein Daseyn ohne dieselben kaum zu denken wüßte, und Leopoldine würde gewiß sehr erstaunen, wenn man ihr sagte, sie besitze diejenigen Eigenschaften nicht, die der Hausfrau überall anstehen, aber in einem Hausstande, der nicht so ganz glänzend ist, wie der Ihrige, unter die unentbehrlichsten Dinge gehören. Daß das Mädchen diese Wahrheit, die auch Sie mir nicht als solche leugnen werden, nach und nach einsehen lerne, daß sie neben den hübschen Künsten, die sie treibt, neben Harfenspiel, Gesang, Zeichnen, Malen, Tanzen, Sticken, auch die prosaischen Geschäfte der Hausfrau nicht mehr als ganz unverträglich mit der feinen Bildung des höhern Standes achten möge, daß neben den Erzeugnissen der neuesten Literatur und den Abhandlungen über Wissenschaften, welche die Frauen zu meiner Zeit kaum dem Namen nach kannten, auch das Koch- und Wirthschaftsbuch eine ehrliche Stelle finde; daß mein Herr Neffe, dessen Schwindelgeist die kürzlich gemachten Erfahrungen ganz in den Wind geschlagen zu haben scheint, und der sich in den schimmernden Umgebungen gehabt, wie ein Fisch in seinem Elemente, sich, um sein Glück zu verdienen, eine feste Stellung und das Bewußtseyn erwerbe, der Geliebten seines Herzens mit seiner Hand zugleich ein hinreichendes Einkommen anbieten zu können — das, liebe Freundin, war mein Wunsch, und ich glaubte in seiner Erfüllung zugleich eine Bürgschaft zu erblicken, daß das Glück der Kinder so gut gesichert sey, als Menschen dies zu thun vermögen. Ihre Großmuth will nun den Liebenden das Warten ersparen und jedes Opfer aus dem Wege räumen, indem Sie sich zu einer hinlänglichen jährlichen Summe anbieten. Aber wenn ich auch nicht in Anschlag bringen will, daß das Harren auf ein heißersehntes Glück, daß die Opfer, die ein liebendes Herz dem andern bringt, nicht das Genußloseste im Gebiete der Liebe sind und oft die Gemüther inniger mit einander verknüpfen, als die Seligkeit ungestörten Beisammenlebens, so muß ich doch fragen: sind Sie selbst denn Ihres Schicksals Herr? Kann nicht ein Zufall, ein Unglück, der Sturz eines der Häuser, denen Sie Ihr Eigenthum anvertraut haben, Sie beschränken? Kann nicht der Prozeß, den die Verwandten Ihres verstorbenen Gatten gegen Sie begonnen haben, zu Ihrem Nachtheil entschieden werden? Und würden Sie in einem solchen Falle nicht wünschen, Ihre Lieblinge in einer Lage zu sehen, wo sie ihren Wohlstand, ja ihre ganze Existenz nicht ganz nur als von der Ihrigen abhängig betrachten müßten?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Empfindlichkeit.

(Beschluß.)

Ueber die ganze äußere Fläche des Auges verbreitet sich ein Nerve, dessen Verrichtung mit der des Sehnerven rein nichts zu thun hat; sondern er ist es eben, der jener Fläche ihre hohe Empfindlichkeit gibt. Nun geschieht es zuweilen, daß dieser Nerve verletzt und in seiner Funktion gelähmt wird; die Folgen davon sind höchst merkwürdig: Rauch und überhaupt schädliche Theile, welche in der Luft schwimmen, setzen sich am Auge an; Fliegen und Staub bleiben hinter den Augenliedern liegen, ohne daß der Kranke ein Gefühl davon hat, ohne daß sie weder jenen hydraulischen Apparat, noch die Augenlieder zu ihrer Entfernung in Bewegung setzen. Obgleich sie aber lediglich keinen schmerzhaften Eindruck machen, reizen sie nichtsdestoweniger die Fläche des Auges so, daß Entzündung entsteht, in deren Folge die durchsichtigen Augenhäute verdunkelt werden und das Organ zu Grunde geht, obgleich der eigentliche Sehnerve ganz unverletzt bleibt. — Noch ein Beweis von der ganz besondern Natur der über das Auge wachenden Empfindlichkeit ist folgender: der Augenarzt weiß, daß, wenn etwas Leichtes, Zartes, wie eine Feder, das Auge berührt, die Augenmuskeln sich unwillkührlich krampfhaft zusammenziehen; fährt er aber mit der Fingerspitze geradezu zwischen die Augenlieder und drückt auf das Auge, so kann er dasselbe bequem zum Zweck einer Operation fixiren, wobei der Kranke kaum eine Empfindung hat, noch viel weniger Schmerz fühlt. Es gehört dies zu den kleinen Handgriffen der Kunst: wenn der Arzt das Auge scheinbar so recht plump anfaßt, wundert man sich, wie er solches thun kann, ohne Schmerz zu verursachen, da man doch aus der täglichen Erfahrung weiß, wie sehr einen ein Sandkorn im Auge peinigt. Er erklärt sich dies einfach so: die dem Auge und den Augenliedern inwohnende Empfindlichkeit ist nur darauf berechnet, die das Auge schützenden Theile bei dem Reiz kleiner Körper, welche darauf haften und seine zarten Häute entzünden

Digitized by Google

könnten, in Bewegung zu setzen, aber gegen das heftige Eindringen eines harten Körpers, eines Steins oder Stocks, kann der Apparat das Auge nicht schützen; gegen solche Beeinträchtigungen kann das zarte Organ nicht mehr durch seine Empfindlichkeit und unwillkührliche Bewegungen, sondern allein durch den Willen vertheidigt werden.

Stellen wir nun dem Auge das Herz gegenüber; eine Beobachtung des großen Harvey, des Entdeckers des Blutumlaufs, soll uns dazu dienen. Bei einem jungen Mann aus der edeln Familie Montgomery blieb, in Folge eines Sturzes und der davon entstandenen Eiterung an der Brust, das Innere derselben auf fast wunderbare Weise aufgedeckt, so daß, als er wiederhergestellt von seinen Reisen nach Hause kam, Herz und Lunge ganz gut sichtbar waren und berührt werden konnten. Als König Karl I. dies erfuhr, äußerte er den Wunsch, daß Harvey den jungen Mann möchte untersuchen dürfen. „Als ich," erzählt Harvey selbst, „dem jungen Mann meinen Respekt bezeugt und ihm des Königs Verlangen kund gethan, machte er gar keinen Hehl aus der Sache, sondern entblößte alsbald seine linke Brust; und da gewahrte ich eine Höhlung, in welche ich mit Fingern und Daumen eingehen konnte. Erstaunt über den außerordentlichen Fall, machte ich mich an die Untersuchung des Herzens. Ich nahm es in die Hand, griff mit der andern den Puls an der Handwurzel, und überzeugte mich so, daß ich wirklich das Herz anfaßte. Wenn ich nicht die äußere Haut berührte, oder der junge Mann nicht die Finger in der Höhlung sah, wußte er gar nicht, daß man ihm an sein Herz griff." — Diese gewichtige Autorität wird durch weitere Beobachtungen bestätigt, und das Herz ist bestimmt für äußere Berührung unempfindlich. Wird nun aber dadurch der allgemeine sprichwörtliche Glaube an die hohe Empfindlichkeit des Herzens widerlegt? Nichts weniger: nicht allein jede geistige Aufregung afficirt das Herz, auch jeder Veränderung im Körperzustand entspricht eine Veränderung im Herzen; die Bewegungen im gesunden Zustande, jede krankhafte Veränderung, jeder flüchtige Gedanke äußert Einfluß auf dasselbe. Und hier ist somit der Unterschied ganz augenfällig: die Empfindlichkeit der Augenfläche ist für einen bestimmten Zweck berechnet, und ebenso die des Herzens. Während die des Auges das bloßgestellte Organ vor äußeren Unbilden schützt, fühlt das tief in der Brust geborgene, für die Berührung unempfindliche Herz jede Veränderung im Blutumlauf, bequemt sich nach den mannichfaltigsten Stellungen und Bewegungen des Körpers und steht mit allen Lebenskräften in der lebendigsten Sympathie.

Nach alle dem können wir wohl nicht länger zweifeln, daß die Empfindlichkeit der Theile des lebendigen Körpers in jedem eine besondere ist, daß sie nicht nothwendig das Leben begleitet und noch weniger als eine Folge der Feinheit des Gewebes erscheint; wir können nicht länger zweifeln, daß sie in ihren verschiedenen Modifikationen, nach den Lebensbedingungen jedes Theils, besonders auf den Schutz desselben berechnet ist. Wir sehen, daß sie eine völlig anders geartete wird, je nachdem die Theile äußere oder innere sind, und daß ihre Wirkung immer darauf hinausläuft, eine nothwendige oder heilsame Thätigkeit der Organe hervorzurufen. Wir überzeugen uns, daß Schmerz nirgends müßig, als Quelle des Leidens, als Strafe auftritt, daß große, wesentliche Vortheile ihm immer reichlich das Gegengewicht halten; wir überzeugen uns, daß nirgends der Theil hätte besser und sinnreicher geschützt werden können. Je bloßgestellter ein Organ, je feiner gebaut es ist, desto sorgsamer ist der zu seinem Schutz bestimmte Apparat angelegt, und desto rascher und unfehlbarer wird der Mechanismus in Bewegung gesetzt, ohne daß der Wille dabei in's Spiel kommt. Das Motiv der Thätigkeit, wie beim Augenblinzeln oder dem Zurückziehen der Hand von einem heißen Körper, gestattet kein Nachdenken, kein Zaudern, und die Handlung erfolgt schneller, als der rascheste Impuls des Willens.

Die Kelter.

Aus dem Arabischen.*)

Dort an der Kelter saß ich in heller Sonne Schein;
Es schien ihr Bild im Weine ein goldner Quell zu seyn.
Da haben Traubenaugen der Thränen viel vergossen,
Voll Sehnsucht nach dem Garten sind sie ein Strom geflossen.
Und in dem Strome woget der dunkle Most-Rubin,
Und drängt sich kosend, küssend zur Wasserperle hin.
Der Keltrer mich verwundert: wie kann er's nur bestehen?
In's Flammenmeer sich stürzen und nicht drin untergehen?

Haßler.

---

*) Aus Carminum Abulfaragii Babbeghae specimen, ed. Ph. Wolff. Lips. 1834.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

Meßerscheinungen. Die Beduinen.

Lange Reihen von hölzernen Buden bedecken den Cours und die Alleen von Meilhan, die Schaaren der Käufer und Beschauer wogen in buntem Gewirre dort auf und ab, lüsternen Auges die Schätze musternd, welche die Rhone uns dieses Jahr aus dem Innern des Vaterlandes und das Meer von fernen Welten gebracht hat. Was nur immer Seltenes und Schönes die Kiste verschließt, die hier jeden Tag unter dem Taktgesange der Seeleute an dem Hafen ausgeladen wird, das zeigt sich hier in der Kaufboutique dem Blicke so offen und so verführerisch, daß man unwillkührlich mit der Hand in die Tasche fährt, sie aber meist eben so schnell wieder herauszieht. Die Tausende von Gaffern belebt nur Ein Gefühl, das der Habsucht. Der reiche Geizhals kann den Blick nicht abwenden von den Perlen des Orients und den Edelsteinen der neuen Welt; die schöne Marseillerin liebäugelt mit den kostbaren Brabanter Spitzen, und zürnt dabei dem trockenen Holländer Kaufmann, den der Zauber ihres schwarzen Auges nicht rührt und der etwas Klingendes will; dem Gelehrten schmeckt heute sein Essen weniger gut, denn die englischen Mikroskope geben ihm im Kopfe herum, und Nachts träumt er von den brasilianischen Vogelbälgen und den Hippopotamusköpfen, die er am Tage gesehen. Neben den schönsten Erzeugnissen des Abendlandes glänzen auf der Messe die Wunder des Orients: kostbare türkische Shawls, australische Wolle, chinesische Taseten, feuerfärbige Leuche aus Ostindien sind hier in zahlloser Menge aufgehäuft. Ein Armenier blickt hier stolz auf seine Lager von persischen Teppichen und rothgefärbten, macedonischen Decken, mit denen der Abendländer nicht konkurriren kann, wogegen nicht minder stolz der Lyoner auf seine schweren Seidenstoffe schauen darf, denen kein Ort der Welt etwas an die Seite zu setzen hat. Hier verkauft ein gebräunter Egypter sein köstliches Rosenöl und seine Korallenketten, und dort läßt der Pariser seine wunderschönen Uhren spielen und bietet seine Bijouteriewaaren feil.

Nicht minder bunt als die Waaren der fünf Welttheile ist die Masse der Verkäufer und der Käufer selbst. Des Morgenlandes malerische Trachten blicken aus den einfärbigen Gewändern der Occidentalen, wie die bunten Kornblumen aus den Aehrenfeldern, und eben so variirend wie das Kolorit ihrer Stoffe ist der Teint der Gesichter, von dem hellen, blondhaarigen Nordländer bis zur dunkeln Larve des baltischen Negers. Von lezterm Menschenschlag befindet sich immer eine ziemliche Anzahl in Marseille, da unsere reichen Damen gar gerne einen schwarzen Bedienten hinten auf ihrem Wagen haben. Den überraschendsten Anblick bietet die Messe von der Höhe der Porte d'Aix aus dar. Dort übersieht man den ganzen Cours mit den grünen Bäumen und dem ungeheuern Menschengewimmel, und hinter ihm verliert sich die Rue de Rome, die längste Straße von Marseille, in die Nebelferne. Nur mit Mühe unterscheidet man an ihrem äußersten Ende den dreißig Fuß hohen Obelisken. Im Hintergrunde springt ein ungeheurer, grauer Fels empor, der über Buden, Obelisk und Gebäude riesenhaft herausragt. — Die interessanteste unserer Meßerscheinungen waren diesmal die Beduinen aus Algier. Wir hatten von diesen Söhnen der Wüste zwar bisweilen schon Einzelne hier gesehen, noch nie aber ganze Familien, von dem eisgrauen Großvater bis zu dem Enkel an der Mutterbrust. Die Tracht dieser Männer besteht aus einem Unterkleide von schwarzem oder schmutzig buntem Zeuche, das die Beine halb entblößt läßt. Darüber tragen sie eine große Decke von weißer Leinwand, welche wie ein Mantel ihren ganzen Körper bedeckt; dieselbe dient ihnen zum Schutz gegen Sonnenstrahlen und Regengüsse, und zur Nachtzeit hüllen sie sich darein zum Schlafe auf der harten Erde. An ihren nackten Füßen tragen sie eine Art von Halbschuhen oder Sandalen, und das Haupt bedeckt ein schmutziger Turban, bei den Jüngern ein rothes Mützchen mit herabhängender schwarzer Quaste. Zwei lange, schöne Haarlocken, die zu beiden Seiten auf den Hals herabfallen, sind das Einzige, was von einiger Toilette zeugt. Durch hohen Wuchs zeichnete sich keiner dieser Araber aus, aber ihre langen Bärte, die bis zur Herzgrube reichten, gaben ihnen ein sehr imposantes Ansehen. Den Ruf wilder Grausamkeit schien ihr schönes Antlitz Lügen zu strafen, denn ihre Züge, besonders die der jüngern Männer, waren ungemein sanft, fast etwas bilde, und Niemand würde bei ihrem Anblicke an die grausamen Barbaren denken, die im vorigen Jahre die Köpfe zweier Kaufleute aus Marseille entzweisägten. Bei den Alten waren indessen die Züge weniger sanft, und aus ihren aschgrauen Augen blizte hin und wieder die Mordlust des Tigers. Die Frauen, deren zwei steinalt waren und eisgraue Haare hatten, waren fast eben so wie die Männer gekleidet. Sie trugen einen kurzen, bunten Unterrock und darüber den weiten, weißen Mantel, den sie, wie die Spanierin ihre Mantilla, über das Haupt warfen. Der Patriarch der Gruppe und Ahnherr der Familie, ein hochbejahrter Greis im Silberbarte, schloß den Zug; seine hagere Gestalt war schon etwas gebeugt, aber in seinem Auge schien noch die Sehnsucht des Adlers zu wohnen. An seiner Hand führte er seinen Enkel, einen zehnjährigen Knaben, dessen heller Teint und blonde Haare eher einem Nordländer anzugehören schienen, als einem Kinde der Wüste. Das Antlitz dieses Knaben war noch blühend schön, südliche Leidenschaft und Wollust hatten noch nicht die Rosen seiner Wangen entblättert. Bei weitem die ausgezeichnetste Gestalt war aber die jüngste der drei Frauen, die Mutter des genannten Knaben. Obgleich wohl schon in der Mitte der dreißiger Jahre, war sie doch noch immer eine bedeutende Schönheit zu nennen. Ihr Antlitz war noch von frischer Röthe gefärbt, ohne sonnenverbrannt zu seyn, wie das der Männer, und neben den Wintergestalten ihrer greisen Gefährtinnen glich sie einer edlen Tropenpflanze, die zum zweitenmale im Herbste aufblüht. Sie war sorgfältiger als jene, jedoch nicht reich gekleidet; ihr Haupt schmückte eine Art von buntem Turban, und die Windung ihres langen, weißen Schleiers, mit dem sie aber nie ihr Angesicht verhüllte, erinnerte in der That an die Bildsäulen der alten Priesterinnen und der Musen, wie schon Chateaubriand von den arabischen Weibern bemerkt. Das Schönste an dieser edlen Figur war das dunkle, orientalische Auge, schwarz, wie der Sammt, und dabei leuchtender, als das Feuer des Diamanten. Wachsen solcher Blumen viele in den Sandsteppen der Sahara, so wundert es einen nicht mehr, daß der Araber seine Wüste liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. November 1834.

Grands reformateurs,
Classez les erreurs,
Nous gardons nos vices.

Béranger.

Paris, sonst und jezt.

Von Henry Lytton Bulwer.

Vor Kurzem hat Henry Lytton Bulwer, ein Bruder des Modeschriftstellers und gleich ihm Parlamentsglied, eine Schrift über Frankreich herausgegeben, unter dem Titel: France, social, literary, political. Wir beeilen uns, einige Abschnitte daraus mitzutheilen, welche das günstige Vorurtheil, das der Name des Verfassers erregt, bestätigen werden.

* * *

Schon oft habe ich mich darüber gewundert, welch große Aehnlichkeit die Zeit, welche fast an allen Elementen der Existenz eines Volks rüttelt und sie umändert, doch zwischen einem Jahrhundert und dem andern läßt. Im Leben einer Nation, wie während des Lebens eines Individuums, wechselt der Körper mehr als einmal alle kleinsten Theile seiner Materie, und wie uns ein Blick auf die Sonnenuhr die Bahn zeigt, welche der Weiser zurückgelegt hat, so liest ein verständiger Blick die Geschichte eines Landes aus den Zeitungen, die auf dem Tische liegen. Ein Sicilianer entwirft folgende Skizze von Paris zur Zeit Ludwigs XIV. „Ohne Uebertreibung," sagt er, „kann man Paris als ein ungeheures Hotel betrachten: überall sieht man Kaffeehäuser, Estaminets, Schenken und ihre Besucher; immerfort rauchen die Küchen, und das Essen nimmt kein Ende. Der Luxus in Paris ist wirklich ungeheuer; sein Wohlstand könnte drei Städte bereichern. Ueberall reiche, glänzende Kaufläden, wo man Alles feil hat, was man entbehren kann, wie Alles, was man braucht. Jedermann will auf glänzendem Fuß leben, und der ärmste Edelmann will es eifersüchtig seinem reichen Nachbar gleich thun. Ohne Bänder, ohne Spiegel kann der Franzose nicht leben. Die Mode ist der wahre Dämon der Nation, ein Geschlecht ist so eitel und so genußsüchtig wie das andere, und wenn die Weiber keinen Schritt thun ohne einen Spiegel, so sieht man auch die Männer auf offener Straße ihre Perrücken kämmen und in Ordnung bringen. Kein Volk ist so herrisch und so keck wie diese Pariser; sie machen sich sogar mit ihrem Leichtsinn breit und sagen, sie allein in der Welt können ihr Wort mit Ehren brechen. Wenn man sich vergeblich nach Bescheidenheit und Weisheit umsieht, so findet man desto mehr Galanterie und Höflichkeit. Betritt man einen Kaufladen, so werden einem tausenderlei Dinge aufgeschwazt, von denen man sich nichts träumen ließ, bevor man zum Artikel kommt, den man braucht. Höchst einnehmend sind die Manieren der höhern Stände; es gibt hier förmliche Lehrmeister in der Höflichkeit, und eines

Digitized by Google

Tags wollte ein hübsches Mädchen mir Komplimente zu kaufen geben. Kleine Hunde sind die Liebhaberei der Damen, sie gebieten ihren Männern und gehorchen Niemanden; sie kleiden sich sehr graziös, man sieht sie zu allen Stunden, und Conversation ist ihre Leidenschaft. Sie pflegen der Liebe und geben ihrem Liebhaber ohne große Schwierigkeit Gehör; aber lang lieben sie nie und bekommen es nie satt. Nie habe ich einen eifersüchtigen Ehemann gesehen, der sich unglücklich oder seine Ehre gekränkt gefühlt hätte, weil ihm sein Weib nicht treu war. — In den Fasten geht das Volk Morgens in die Predigt, Abends in die Komödie, mit gleichem Eifer, gleicher Inbrunst. Der Abbés ist eine große Zahl, und sie sind die gewöhnlichen Tröster bedrängter Damen. Die jungen Leute trifft man immer im Ballhaus, die alten bringen ihre Zeit mit Karten- und Würfelspiel oder mit Schwatzen über die Tagesneuigkeiten zu. Die Tuilerien sind der gewöhnliche Sammelplatz der Müßigen und Aller, welche sich ohne viele Umstände belustigen wollen. Chokolade, Thee und Kaffee sind stark im Brauch; aber lezterem gibt man den Vorzug und er gilt für ein Mittel zu Stärkung der Lebensgeister. Ein Frauenzimmer erhielt die Nachricht, ihr Mann sey in der Schlacht umgekommen. „Ich Unglückselige!“ rief sie aus; „schnell eine Tasse Kaffee!“ Die Damen reiten beim Ausgehen stets auf Maulthieren, die Herrn gehen in schweren hohen Stiefeln durch den Koth. Die Miethkutschen sind alt, schäbig, mit Koth bedeckt; die Pferde haben kein Fleisch auf den Knochen, die Kutscher sind grob, und haben so rauhe, furchtbare Stimmen, und ihr Peitschengeknall vermehrt den Lärm so schrecklich, daß das rasselnde Fuhrwerk sich nicht so bald in Bewegung sezt, als man meint, alle Furien seyen losgelassen, um Paris mit höllischen Tönen zu erfüllen.“

So war Paris vor hundert Jahren; und nun denke man, welch mächtige Umwälzungen seitdem vorgegangen sind; man bedenke, daß wir seitdem Law, Voltaire, Rousseau, die Orgien und den Bankerutt der Regentschaft, die Regierung Ludwigs XV., Ludwigs XVI. Enthauptung, die Kriege und die Schrecken der Republik, die Tyrannei des Kaiserreichs, den langen Kampf unter der Restauration erlebt haben; man bedenke, daß seitdem die Lehre von der Freiheit und Gleichheit, welche wohl der Welt eine andere Gestalt geben wird, das Licht erblickt hat. Man bedenke dies Alles, und sage, wenn man die obige Skizze liest, ob Vergangenheit und Gegenwart nicht die größte Aehnlichkeit mit einander haben? ob nicht, wenn man Paris unter Louis Philippe betrachtet, die Hauptzüge des Gemäldes dieselben sind wie unter Ludwig XIV?

Allerdings hat sich Paris verändert: die Damen reiten nicht mehr auf Maulthieren und die Herrn ordnen ihre Frisur nicht mehr auf der Straße; die Kaufleute haben von ihrer ungemeinen Artigkeit etwas eingebüßt, der Adel hat die feine Politur seiner alten Sitten abgelegt, es gibt keine Lehrmeister der Höflichkeit mehr und keine jungen Frauenzimmer, welche mit Komplimenten handeln. Unter einer ernsten Regierung sind die Pariser nicht mehr so leichtsinnig als vordem: die Eitelkeit, die einst auf Toilette und Conversationszimmer verwiesen war, hat einen höhern Flug genommen, und macht sich breit auf dem Marsfeld oder bricht sich Bahn in die Kammer. Die Leidenschaften sind die alten, aber eine neue Maschine gibt ihnen eine andere Form und schafft ein anderes Gebilde aus dem alten Material. Wir haben es vor Augen, welche Veränderungen andere Gesetze, andere Ideen bewirken, und der Volksgeist, der dem Volkscharakter einen höhern Schwung gegeben, hat auch die Miethkutsche belebt, hat die Straßen erweitert und zweihundert Unterthanen Sr. Majestät des Jahrs das Leben erhalten. *) Wir sehen, wie Vieles sich mit neuen Gesetzen, neuen Ideen geändert hat, wir sehen aber auch, wie Vieles neue Gesetze und Ideen unverändert gelassen haben. Der Trieb, einander zu überbieten, die Sucht zu gefallen, die Liebe zum Putz, der schnelle Uebergang von einer Leidenschaft zur andern, der amour-propre, der Wankelmuth der Pariser, alles dies ist noch wie unter dem grand monarque, und auch der sittliche Zustand der Gesellschaft erinnert immer noch an Montesquieu's Wort: „que le Français ne parle jamais de sa femme, parce qu'il a peur d'en parler devant des gens qui la connaissent mieux que lui.“ Ich habe gesagt, der Pariser sey noch so ziemlich so wankelmüthig wie vordem. Unter der alten Hierarchie der Stände und Gewerbe konnte er in nicht viel mehr als in seinen Vergnügungen beweglich und unstät seyn. Die Bahn, die er bis zum Grabe zu wandeln hatte, war ihm an der Wiege vorgezeichnet, und wer als Bedienter geboren war, konnte höchstens hoffen, als Kellermeister zu sterben. Das Leben des Pariſers ist umgewandelt; dies zeigt schon ein Blick auf die Stadt. Ein neuer Geist, der Geiſt des Handels, des Erwerbs, der Arbeit hat Stadt und Bürger zu andern gemacht; die Börse ist das Monument der Jetztzeit, selbst Feuerwerk und Tanz sind aus ihren alten Territorien ausgetrieben, und Beaujon und Tivoli sind Bauplätze geworden. Aber das Geschäftsleben dieses flüchtigen, leichtherzigen Volks zeigt ganz denselben Charakter wie seine Lust, und unter den Ursachen der ängstlichen Klemme im Jahr 1830 stand obenan die Unbesonnenheit, womit der Kapitalist

*) Zweihundert Menschen wurden vor der Revolution im Durchschnitt jährlich überfahren; diese Belustigung war in den lezten Tagen des ancien régime stark in der Mode.

sich hier in ein Geschäft einließ, von dem er gar nichts verstand, dort plötzlich, völlig unbedacht, sein Kapital von einem Industriezweig auf den andern warf, während er nichts abwarten konnte, die Folgen gar nicht berechnete und beständig von der unersprießlichen Sucht nach Wechsel und Veränderung geplagt wurde. — Du reste kann Paris noch jezt für ein großes Hotel gelten. Es gibt achthundert Kaffeehäuser, tausend Restaurationen, wo man in von Gold, Malereien und Glas strahlenden Räumen auf Silber bedient wird und der Garçon mit seinem: que demandez-vous, Monsieur? eine Speisekarte mit zweihundert und mehr Artikeln überreicht. Es gibt hundert-zwei-und-neunzig öffentliche Vergnügungsorte, die unzähligen Schenken vor den Barrièren, wo der Pöbel seinen Sonntag feiert, ungerechnet. Jede Nacht befinden sich zwanzigtausend Menschen in den Theatern; fünf öffentliche Bibliotheken und hundert Lesekabinette sind beständig voll; es gibt ungefähr eben so viele berühmte Tanzmeister als berühmte Lehrer der Mathematik, und die Munizipalität gibt ein Viertheil mehr für ihre Feste aus, als für ihren Gottesdienst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Oberförster war während dieser Rede allmählich aus dem Tone des Scherzes in einen fast wehmüthigen Ernst übergegangen und es schien manche trübe Erfahrung sich seinem Geiste zu vergegenwärtigen. Frau von Saudoval aber, die trotz mancher weiblichen Verkehrtheit eine durchaus gut geartete und verständige Natur war, konnte sich die Wahrheit des Gesagten nicht verhehlen. Dennoch mochte sie ihrem Widersacher ungerne das volle Recht zugestehen, das ihre Vernunft ihm zollte. „Sie setzen aber auch ziemlich unwahrscheinliche Dinge voraus," sagte sie mit kleinlauter Stimme und sah dabei auf die Spitzen ihrer Füße nieder, die sie spielend hin und her bewegte. „Sie wissen, daß bei dem Prozesse die Beweise des vollständigsten Rechtes in meinen Händen sind und daß meine Gelder auf die allersicherste Weise untergebracht wurden. Uebrigens gehören Julius sowohl als Leopoldine zu den liebenswürdigsten Menschen und erkennen so ganz ihren gegenseitigen Werth, daß ich überzeugt bin, selbst bei nothwendiger Beschränkung, ja bei eigentlichem Unglück würden sie sich selbst genügen." — „Das ist eher gedacht, als geschehen," versezte Warheim, und schüttelte sanft den Kopf. „Wenn ich Ihnen auch zugebe, daß die jungen Leute gute Anlagen und Eigenschaften besitzen, so sind diese noch lange nicht so ausgebildet, daß sich mit Sicherheit darauf bauen ließe; überdies stehen sie in dem Alter, wo die Illusionen des Lebens vorherrschen, wo die Erwartungen der Zukunft, auf's Höchste gespannt, keine Enttäuschung zulassen, ohne schnell das Ende des Zaubers herbeizuführen. Eine Frau von Welt, eine Frau von Erfahrung, wie Sie sind, sollte nie vergessen, daß der Mensch, der die Kraft zu den erhabensten Handlungen in sich trägt, der fähig wäre, sich selbst für Andere zu opfern, dennoch selten, sehr selten im Stande ist, kleinere Entbehrungen, die täglich wiederkehren, mit lächelndem Munde zu tragen, die ewig ritzenden Dornen so wenig zu achten, als den einzelnen Dolchstich, die Verkehrtheiten derer, die er liebt, in jeder Minute seines Lebens so liebend zu behandeln, als er mit freudigem Sinn für sie sterben würde, oder, mit den Worten eines berühmten Schriftstellers zu reden, das Gold seiner Tugenden in Scheidemünze umzuwandeln. Julius und Leopoldine, Beide unter dem Einflusse günstiger Gestirne groß gewachsen, Beide gewöhnt, sich in dem Schimmer eines reichen Jugendlebens zu bewegen, würden, ehe ich an die Selbstständigkeit ihres Charakters glauben könnte, in dem Sturme des Unglücks oder unter dem Drucke schweren Kummers eine Probe davon ablegen müssen, und es ist sehr ungewiß, in wie ferne diese gelänge. Der Mensch kann im Glück [illegible] liebenswürdig, sehr anziehend seyn, er kann uns als ein ausgezeichnetes Wesen erscheinen, und wenn das ungewohnte Gewicht des Leidens seine Schultern berührt, so streift es die glänzenden Fittiche spurlos weg, deren liedliche Farben uns erst noch entzückten. Darum, weil wir das wissen und zu Leitern dieses jugendlichen Menschenpaares bestimmt sind, sollten wir sie so wenig als möglich dem Zufalle überlassen, sondern die Zukunft unserer Lieblinge auf sichern, aus ihrer eigenen Fähigkeit hervorgehenden Grundlagen befestigen. Gesezt aber auch, es gelänge Ihnen durch mehr als menschliche Klugheit, den Kindern die Vortheile auf Lebenszeit zu sichern, die Ihre Güte ihnen zudenkt, so würde ihnen dennoch die Würze des menschlichen Daseyns im Glück, der Trost des Lebens in trüben Stunden fehlen. Arbeit, Frau Kammerherrin, nützliche Beschäftigung heißt der Engel, der uns mit fester Hand, an drohenden Abgründen vorbei, über blumige Auen schützend geleitet, der uns zur Schutzwehr wird bei herannahendem Jammer, und in sorgenfreien Tagen den gefährlichen Ueberdruß von uns nimmt. Nicht der Gewinn des Fleißes allein ist es, den ich unsern Kindern wünsche; es ist das Bewußtseyn wohlangewandter Kräfte, einer gutgeordneten Thätigkeit, die zugleich so manchen äußern und innern Feind bekämpft, so manche entstehende Leere wohlthuend ausfüllt, so viele verkehrte Wünsche im Keim erstickt.

Digitized by Google

Erinnern Sie sich der Zeit, wo auch Sie so dachten, wo auch Sie die Erfüllung schöner Pflichten, die Anstrengungen, denen Sie Ihr Verhängniß unterwarf, vor Verzweiflung retteten und Ihnen den Frieden Ihres Herzens wiedergaben. Als Amalie von Löwenheim noch ein unbegütertes Mädchen war und deßhalb den damals ebenfalls armen Jugendfreund aufgeben mußte, als die Pflege und der Unterhalt einer kranken Mutter, die in der Tochter die einzige Stütze sah, alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte aufrief, sie gewaltsam ihrem Gram entriß und, wenn auch nicht vergessen, doch ertragen lehrte, als kurz darauf die kindliche Liebe auch das größte Opfer bringen und sich einem Ungeliebten hingeben mußte, da haben Sie unter wehmüthigen Thränen, an dieser Brust liegend, mir gestanden, daß die Thätigkeit, zu der Sie gezwungen waren, Ihre Zufriedenheit, Ihren gottergebenen Sinn, ja sogar Ihr Leben gerettet habe. Und diesen Talisman wollten Sie jezt denjenigen nicht mitgeben, die Sie lieben, wie sich selbst?“

Immer mehr hatte des Oberförsters Rede und die Macht der Erinnerung seiner Zuhörerin Seele ergriffen. Sie fühlte die Wahrheit seiner Bemerkungen, und ihre Empfindung war tief genug, um, wie dies zuweilen bei dem schönen Geschlechte der Fall seyn soll, des Rechthabens wegen ihre Ueberzeugung nicht zu verläugnen. Unter [illegible] hervor; die Hand, die sich früher dem Nachbar entzogen hatte, fügte sich jezt von selbst mit leisem Drucke wieder in die seinige, ihre Züge athmeten den milden Geist des Nachgebens, und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatte Warheim das Versprechen von ihr erhalten, seinen Ansichten nicht länger entgegenstreben, sondern sie zum Besten der Liebenden unterstützen zu wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

(Fortsezung.)

Martin, der Thierbändiger.

Die Erscheinung von andern, minder lieblichen Kindern der Wüste, die der berühmte Thierbändiger Martin zum erstenmale nach seiner Vaterstadt Marseille führte, brachte unser neugieriges Publikum noch weit mehr in Bewegung, und man sah täglich Tausende sich zu dem hölzernen Circus drängen, wo jene afrikanischen Bestien ihre Komödie spielten. Die Londoner und Pariser Journale ertönten schon von dem Lobe jenes außerordentlichen Mannes, und einige Details über dessen früheres Leben wird man hier gerne hören. Martin ist zu Marseille geboren und gegenwärtig 41 Jahre alt. Als eilfjähriger Knabe warb er sich bei einer Kunstreitertruppe an, offenbarte hier die größten Talente und wurde in der Folge der erste Reiter der Blondinschen Truppe. Besonders verstand er sich vortrefflich auf das Bändigen und Abrichten der Pferde; die wildesten Andalusier und die starrköpfigsten Pollacken vermochten ihm nicht in die Länge zu widerstehen. In Belgien heirathete er die Schwester des Herrn van Aken, Besitzers jener großen Menagerie, welche Frankreich und Deutschland bewundert haben; zugleich verließ Martin die Gesellschaft Blondins und verwandte die 30,000 Franken, die er sich erspart hatte, zum Ankauf einiger seltenen Thiere. Er studirte die Natur und die Sitten dieser Bestien nun eben so eifrig, als früher seine Pferde, und brachte es darin so weit, daß er den großen Büffon mehr als einmal Lügen strafen konnte. Cuvier staunte über dieses Mannes praktische Wissenschaft, und der Professor der Tiger und Löwen ward für den gelehrten Akademiker ein Gegenstand der Bewunderung. Den ersten kühnen Versuch im Bändigen der Thiere stellte er mit einem Tiger an. Er ließ sich den Käfig desselben durch den Wärter öffnen und befahl diesem, ruhig zu bleiben, was auch geschehen möge. Mit zwei Dolchen und einer Keule bewaffnet, trat der kühne Mann in das Haus des grausamsten der Thiere; es schien dieses Wagestück dem Tiger selbst zu imponiren, der mit staunendem Blicke den ungebetenen Gast anstierte. Martin näherte sich ihm und streichelte ihn immer auf der Seite, wohin sein Blick nicht gewendet war, um ihm keine Zeit zum Besinnen zu lassen. Nachdem er etwa fünf Minuten in der schrecklichen Nähe verweilt hatte, befahl er dem Wärter, den Käfig wieder aufzuschließen. Von dieser Stunde an erneuerte Martin täglich seine Besuche bei dem Tiger, der den verwegenen Mann endlich fürchten lernte. Als dieser das Thier so weit gebracht hatte, wie er wünschte, sagte er eines Tages zu van Aken, der von all dem nichts wußte: „Ich habe einen Tiger gezähmt.“ Auf ähnliche Weise wußte Martin die Löwen Nero und Kobueg, die Löwinnen Charlotte und Fanny, endlich sogar eine Hyäne zu bändigen. Als er dieser leztern sich zum erstenmale näherte, biß sie ihn wüthend in den rechten Arm; aber Martin hatte denselben mit Stricken umwunden und fühlte die Zähne nicht. Als das grimmige Thier nun sah, daß der verwegene Mann fühllos wie Eisen sey, gewöhnte es sich an seine Hand, und jezt reißt er ihm mit nackten Fingern das Fleisch, das er ihm gegeben, wieder aus dem Rachen, ohne daß die Hyäne wagt, nach seiner Hand zu schnappen. Ja, er trägt dieselbe, zum Schrecken der Zuschauer, in seinen Armen auf der Bühne umher, und bebt nicht vor dem heisern Bellen ihrer widerlichen Stimme. Ich hatte, wie alle Marseiller, eine ganz falsche Idee von den Thieren Martins gehabt; ich meinte, sie müßten zahm geworden seyn, wie das Schooßhündchen einer Dame; dem ist aber durchaus nicht so. Man glaube nicht, daß jene schrecklichen Raubthiere so ganz ihre Natur verläugnet haben; sie lieben ihren Bändiger nicht im Geringsten, sie fürchten ihn nur. Der Kampf des Sklaven in der Aeena, welchen jener mit einer Löwin darstellt, ist durchaus nicht ein bloßes Gaukelspiel; es ist ein wirklicher Kampf, worin die Löwin mit ihren Klauen nach dem Gegner haut, in die Lanze beißt, die er ihr entgegenhält, und die Luft mit ihrem Wuthgebrülle erfüllt. Aber an Martins Ueberlegenheit gewöhnt, weicht sie, wenn dieser ihr näher rückt, und läßt sich von ihm mit der Lanze auf der Bühne umhertreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 40.

Mittwoch, 5. November 1834.

[590] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Schule der Höflichkeit

für

Alt und Jung.

Erster Theil.

Herausgegeben von

Carl Friedrich v. Rumohr.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser des allgemein bekannten „Geistes der Kochkunst" hat in dieser Schule der Höflichkeit mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinem Mitmenschen genießbar zu machen habe. Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren einer von den Werkzeugen der Höflichkeit oder von der Person des Menschen handelt, während im andern die Höflichkeit auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens angewendet wird. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr, als auf den ersten Anblick erscheint.

Demnächst erscheint dieses Werkes zweiter Theil, dessen Inhalt folgender: Drittes Buch. Von der Höflichkeit besonderer Handlungen. — Von Beobachtung der Höflichkeit in den Gesprächen. — Von der Kunst, die Mitredenden in's Gespräch zu ziehen, oder sprechen zu machen. — Von den Gegenständen des Gesprächs. — Vom Belehren und Warnen. — Von den Schelmenstreichen und Albernheiten. — Von der Kunst, sich aus Verlegenheiten zu ziehen. — Von dem Bestreben, Allen gerecht zu werden. — Viertes Buch. Von den besondern Vortheilen und vornehmlichsten Methoden der Grobheit. — Vom Begriffe der Grobheit. — Von den Principien der Grobheit. — Vom erheblichsten Nutzen der Grobheit im Allgemeinen. — Von den besondern Fällen, in welchen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt, und wie man dabei jedesmal sich anzustellen habe. — Vom Erziehen und Heranbilden des Grobians. — Von den verschiedenen Manieren, grob zu seyn, und zunächst von der indirekten und von der entgegengesetzten direkten Manier. — Von der drohenden und auch von der zaghaften Manier, sowie Grobheiten an den Mann zu bringen. — Von Individualisirung der Grobheit nach der Nation und Oertlichkeit, nach dem Familien- und persönlichen Charakter, nach dem Berufe und Lebensgeschäfte. — Von den groben Worten und Redensarten.

Stuttgart und Tübingen, im Herbst 1834.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[528] **Herabgesetzte Preise der Allgemeinen Kirchenzeitung und Allgemeinen Schulzeitung.**

Um sowohl manchen Privaten, als namentlich auch öffentlichen Bibliotheken den Ankauf der früheren Jahrgänge dieser Zeitschriften zu erleichtern, hat sich der Verleger derselben entschlossen, dafür folgende bedeutend herabgesetzte Preise bis Ende des Jahres 1835 festzusetzen, für welche jede Buchhandlung dieselben liefern wird.

Die Jahrgänge 1827, 1828, 1829 und 1830 der Allgemeinen Kirchenzeitung ꝛc., herausgegeben von dem verstorbenen Hofprediger Dr. Ernst Zimmermann, sammt dem theologischen Literaturblatt, jeder Jahrgang zu 3 Thlr. oder 5 fl. Ohne das theologische Literaturblatt zu 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Die Jahrgänge 1831 und 1832 mit dem Literaturblatt, jeder zu 4 Thlr. oder 7 fl. Ohne das Literaturblatt zu 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 20 kr.

(Für die Jahrgänge 1833 und 1834 findet kein herabgesetzter Preis statt. Die ersten fünf Jahrgänge von 1822 bis 1826 sind nicht mehr vollständig zu haben.)

Die Jahrgänge 1824 bis 1832 der Allgemeinen Schulzeitung, herausgegeben (1824 bis 1827) von Dr. C. Zimmermann und Dr. K. Dilthei. (1828 bis 1832) von Dr. C. Zimmermann und Dr. L. Zimmermann, jeder Jahrgang zu 3 Thlr. oder 5 fl.

Die Abtheilung für das Allgemeine und Volksschulwesen besonders, nämlich von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 1 Thlr. 10 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Die Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung von den Jahren 1826 bis 1832, jeder Jahrgang 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

(Der Jahrgang 1833 ist nur zum Ladenpreis zu haben.)

Vom Jahr 1834 an erscheint nur die erste Abtheilung, dem Volksschulwesen gewidmet, indem die zweite Abtheilung mit Ende 1833 aufgehört hat.)

Darmstadt, im September 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[582] In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1835. Herausgegeben von Th. Hell. 24ster Jahrg. Mit 8 Stahl- und Kupferstichen nach Ender, Lindau, Törmer, von Fz. Sibber, Höfel, Fleischmann, Wagner, Dav. Weiß. In gepreßten Decken mit Goldsch., 2 Thlr. Beste Ausgabe in Seide 3 Thlr.

Inhalt: Scenen aus dem ital. Volksleben. — Aureliens Held von W. v. Lüdemann. — Die Geschiedene, vorlehte Novelle von Leop. Schefer. — Der Virtuose aus Genua, Nov. von Arnold. — Die Kirche zum Glas Wasser von Castelli. — Sommernachtsphantasie von A. Krafft. — Elisa von der Recke, von H. Hase. — Gedichte von Treumund, Schlingloff, Theodora v. Wellnau, Rogge.

Digitized by Google

[565] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und von allen soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geognostischer Atlas
vom
nordwestlichen Deutschland
von
Friedrich Hoffmann.

In 5 grofsen Kupferplatten, mit gestochenem Titel und 4 Bogen Text, grofs Folio, Preis fl. 18. od. Rthlr. 10.

Dedicirt:

Alexander von Humboldt,

dem Meister und Vorbilde vaterländischer Naturforscher.

Dieser Atlas ist bestimmt, eine möglichst vollständige Uebersicht aller bemerkenswerthen Erscheinungen, sowohl von der Verbreitung als auch von den Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten in dem untersuchten Landstriche zu gewähren; soweit diese durch den Versuch einer graphischen Darstellung erreicht werden kann. Er besteht deshalb aus einer Charte und mehreren Durchschnitten, welche in den der Beobachtung und dem Aufschliefsen möglichst mannichfacher Verhältnisse am meisten günstigen Richtungen gelegt worden sind.

Inhalt:

Tafel I, geognostische Charte vom nordwestlichen Deutschland.

Tafel II und III, geognostische Durchschnitte.

1) Profil durch den Thüringer Wald und den Harz, bis in die Magdeburgische Ebene.
2) Profil durch den Petersberg über Rammberg und den Brocken, bis ins Leinethal bei Alefeld.
3) Profil durch die nordwestliche Spitze des Niederrheinischen Schiefer-Gebirges, über den Solling, bis in die Ebene zwischen Braunschweig und Hildesheim.
4) Profil durch das südliche Ende des Teutoburger Waldes über den Rheinhardtswald und das Göttinger Thal bis in's Eichsfeld.
5) Profil durch den nördlichen Abfall des Niederrheinischen Schiefer-Gebirges und die Ebene von Münster, bis in's Hügelland nordwestlich von Osnabrück.
6) Profil durch die Grafschaft Ravensberg und die Porta Westphalica, bis zum Steinhuder Meer.
7) Profil des Landes, zwischen Iburg, Osnabrück und Bramsche.
8) Profil durch den Teutoburger Wald, durch das Pyrmonter Thal und die Weser-Kette bis in die Ebene bei Hannover.
9) Profil durch das Driburger Thal und die Hochebene von Paderborn bis zum Solling.
10) Allgemeiner Durchschnitt aller Schichten des norddeutschen Flöz-Gebirges, nach ihrer mittleren Mächtigkeit.

Stuttgart und Tübingen, im October 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[586] In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich der Grofse,

zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeusserungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von Karl Müchler. gr. 8. 43½ Bogen, geheftet. Druckpapier 2⅔ Thlr. Schreibpapier 2⅔ Thlr. Velinpapier 3 Thlr.

Folgende Bücher sind von uns im Preise herabgesetzt und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wohlbrück, Geschichtliche Nachrichten des Geschlechts von Alvensleben und dessen Gütern, mit Vignetten. 3 Bände. gr. 8. 96 Bogen. Sonst 8 Thlr., jetzt 3 Thlr.

Wohlbrück, Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. 3 Bände gr. 8. 111 Bogen. Sonst 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Wohlbrück, Versuch einer Geschichte des Ordens de la générosité und des daraus entstandenen Ordens pour le mérite. gr. 4. 2 Bogen. Sonst 4 gGr. jetzt 2gGr.

---

[578] Bei G. Braun in Carlsruhe ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Geschichten Besessener neuerer Zeit.

Beobachtungen aus dem Gebiete

kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen,

von

Justinus Kerner,

nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer „über Besessenseyn und Zauber" gr. 8. Preis Rthlr. 1. od. fl. 1. 48 kr. rhein.

Diese für Theologen, Psychologen und Aerzte sehr merkwürdige Schrift enthält: 1) Bemerkungen über Besessenseyn, besonders in geschichtlicher Hinsicht; 2) die Geschichte des Mädchens von Orlach in ihrer ganzen Vollständigkeit. 3) Geschichte der Besessenen U. 4) Die Geschichten Besessener vom Jahre 1829, 1714, 1766, 1559. — All die in dieser Schrift erörterten Fälle mahnen uns lebendig an die im neuen Testament erzählten Thatsachen von Besitzungen, und lernen uns einen Pol magnetischer Erscheinungen, nämlich den kakodämonisch-magnetischen, kennen. — Diesen rein beobachteten Phänomenen von Justinus Kerner sind Reflexionen über Besitzung und Zauber von Eschenmayer angehängt, durch die die christliche Philosophie eine interessante Bereicherung erhält.

---

[564] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Letzte Novellen

von

L. F. Freiherrn von Bilderbeck.

1. Band. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Verfasser hat seit einer langen Reihe von Jahren durch seine beliebten Romane, von der Urne im einsamen Thale an bis zum Spezialgericht, sich einen grofsen Kreis freundlicher Leser erworben. Mit Vergnügen werden sie obige Erzählungen empfangen, in denen der wackere Verfasser Abschied von seinem Publikum nimmt.

---

[519] ## Für Schulmänner.

Bei Friedr. Aschenfeld in Lübeck erschien so eben:

Runhardt, Dr. und Prof. H., Beispiele zu syntaktischen Uebungen, nach dem Leitfaden der durch Ramshorn veranstalteten 25sten Ausgabe der kleinen Bröder'schen Grammatik, für Schüler der untern und mittlern Klassen entworfen. gr. 8. Dritte verbesserte Auflage, 16 gGr.

Sowohl die Erscheinung einer dritten Auflage, als auch der Antheil, den ein Ramshorn fortwährend der Bröder'schen Grammatik widmet, überheben uns der Empfehlung dieses trefflichen lateinischen Uebungsbuches, welches in öffentlichen und Privat-Schulen schon lange mit Nutzen gebraucht wird.

Digitized by Google

[585] **Wohlfeilste Prachtausgabe.**

Allen Buchhandlungen ist so eben der Prospectus nebst Probestahlstich der:

PRACHT-BIBEL

oder die ganze

Heilige Schrift

des alten und neuen Testaments

nach der

deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

MIT EINER VORREDE V. PRÄLAT. DR. HÜPFELL.

In monatlichen Lieferungen auf schönstem Velinpapier in Imperial 8. gedruckt und 2 Stahlstichen.

Subscriptions-Preis à Lieferung 8 Gr., 10 Sgr. oder 36 kr. rhein.

Mit Verbindlichkeit auf das ganze Werk.

Vollständig in 12 monatlichen Lieferungen mit 24 Stahlstichen, die man zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieser Kunst rechnen wird.

Bei zwölf bezahlten Exemplaren eins frei.

zugesendet worden, und liegt zu Jedermanns Ansicht, so wie Subscriptionslisten zur Unterzeichnung auf dieses billige Unternehmen daselbst bereit.

Die erste Lieferung mit 2 höchst vollendeten Stahlstichen erscheint in Kurzem, und sofort jeden Monat eine neue Lieferung.

Leipzig und Carlsruhe, im Sept. 1834.

Expedition der Carlsruher Bibel.
W. Creuzbauer.

---

[577] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensis emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. 8. maj. Vol. III.

Schreibpap. fl. 7. 54 kr.
Druckpap. fl. 5. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen, im October 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[504] In der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Eutropii breviarium historiae Romanae. Mit kritisch geprüftem und möglichst correctem Text, genauer Interpunction, erläuternden Sprachbemerkungen für Anfänger und einer *Mantissa observationum criticarum*, von Fr. Herrmann. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. 18 Bogen. 4. Gr.

Der frühere, so sehr hohe Preis von 20 Gr. machte die allgemeinere Einführung dieser ausgezeichneten Ausgabe nur in wenigen Lehranstalten möglich; wir hoffen uns daher den allgemeinen Dank zu erwerben, wenn wir zur Erleichterung der Einführung den Preis so bedeutend herabsetzen.

---

[548] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. B. Rousseau's

Kunststudien.

8. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl. 18 kr.

Eine Reihe von ästhetischen und kritischen Abhandlungen und Vorlesungen, die sich zum Theil schon vereinzelt des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Sie sind überschrieben: 1) Ueber Wesen und Form der didaktischen Poesie, mit Beziehung auf Schiller's Glocke. 2) Paganini zu Frankfurt a. M. 3) Ueber die Gedichte Königs Ludwig von Bayern. 4) Schiller's Mädchen aus der Fremde. Eine Deutung. 5) Ueber den Begriff einer dramatischen Nationalpoesie. 6) Das neue Schauspielhaus zu Aachen. 7) Welches ist das älteste deutsche Nationaldrama? 8) Ueber satyrische Poesie. 9) Zur Würdigung H. Heine's. 10) Andeutungen zur Beurtheilung einiger der bekanntesten Opern, Operetten, Singspiele und Oratorien (im Ganzen 70), vorzüglich in literarischer Hinsicht.

---

[572] In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Fein Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 3 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[499] In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die Kunst in

Papiermaché,

sowie in Papier, Stein- und Lederpappe, Sägespänen ꝛc. zu modelliren. Für Fabrikanten und Dilettanten. Aus dem Französischen übersetzt. Von Lebrun. 8. Preis 8 Gr.

Handbuch der

Modellir- und Bildformerkunst,

oder Anweisung, sowohl Statuen, als nach der Natur in Gyps, Thon, hidraulischem Kalk, Cementen, Wachs und Blei, sowie Münzen, Cameen und andere Gegenstände in Mastir, Schwefel, Talk, thierischen Gallerten, Leim und Brodkrumen zu modelliren. Nebst einer Anleitung, Holz, Horn und Schildpatt zu pressen und erhabene Arbeit darauf hervorzubringen. Aus dem Französischen übersetzt. Von Lebrun. Mit 1 Tafel Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr.

---

[571] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Ein Beitrag

zum Leben

Michel Angelo Buonaroti's.

Von

Dr. Alfred Reumont.

Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 15 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

[570] In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Vierter Theil. 8. Preis fl. 3.

Enthaltend: Waldgespenst. — Die Doppelgängerin. — Der fliehende Holländer. — Voltaire in Ferney. — Das Grab des armen Andrej. Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth. — Die Jesuitenschüler.

Der Name des ebenso geistreichen als gemüthvollen Verfassers überhebt uns jeden Lobes, und es genügt daher die bloße Anzeige von dem Erscheinen dieser höchst anziehenden, an den interessantesten Bildern reichen Erzählungen, die jeden Leser auf das angenehmste unterhalten werden.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[569] Bei C. F. Ostander in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meine Jugendtage. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von Albert Knapp. Cartonirt. 8. 1834. 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

---

[575] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Aufsätze

aus den

Papieren eines Verstorbenen.

Herausgegeben

von Carl Freiherr von Hacke,

Großh. Badischem Staatsminister.

Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis fl. 2.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[590] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

THE WIFE.

A PLAY IN FIVE ACTS.

By *James Sheridan Knowles*, author of „Virginius," „the Hunchback," etc. in kl. 8. broch. 9 Gr.

Früher erschien Shr. Knowles Hunchback ebenfalls à 9 Gr. — Wir empfehlen der allgemeinen Aufmerksamkeit hierdurch die Werke eines Mannes, welchem England den ungetheiltesten Beifall schenkt und der durch die englische Kritik als der erste jetzt lebende dramatische Schriftsteller anerkannt wird.

DEI DOVERI DEGLI UOMINI,

discorso ad un giovane i di *Silvio Pellico* da Saluzzo. In 8. broch. 7 Gr.

Früher erschien von demselben Autor: le mie rigioni à 18 Gr.

Dieses vom geistreichen Autor der Jugend zugeeignete Buch stellt die Pflichten der Menschen auf eine einfache, aber so anziehende Weise dar, daß wir glauben, es dürfe kaum eine Schrift geben, welche mit größerm Nutzen beim Unterricht gelesen werden könne, als diese. —

Kritische Blätter für Forst- und Jagd-Wissenschaft,

herausgegeben von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath und Professor, Direktor der Königl. Preuß. höhern Forst-Lehr-Anstalt, Ritter des Kaiserl. Russ. St. Annenordens 2. Klasse ic. Achter Band. Erstes Heft. 8. broch. Preis 1 Th. 4 Gr.

Inhalt. I. 6 Recensionen. II. Ueber das Feststampfen des Bodens. — Insektensachen. — Von den idealen, normalen und realen Forsterträgen.

---

[576] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch-geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden, zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von J. G. Hauff, Dr. der Ph. und Pfarrer zu Warth. Lexicon-Format, 2ter Band 2te und letzte Abtheilung, fl. 3. 24 kr.

Mit Recht darf dieses mühsame und verdienstvolle Werk nicht nur allen Predigern und Geistlichen, sondern auch Religionslehrern und allen Bibelfreunden überhaupt empfohlen werden.

Dieses nun geschlossene in 2 großen Bänden oder 4 Abtheilungen bestehende Werk kann zu dem mäßigen Preise von fl. 11. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[587] Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind vollständig erschienen, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

SHAKESPEARE'S

dramatische Werke,

übersetzt und erläutert

von

Johann Wilhelm Otto Benda.

19 Bände, auf Druckpap. in Taschenformat 231¾ Bogen groß Median Thlr. 5½; — auf Schreibpap. in 8. 372 Bogen Thlr. 11⅔.

Die vorliegende, vollständige Uebersetzung ist außerordentlich treu, zugleich fließend und ohne Zwang. Treu gibt sie die Bilder des Originals, den Ausdruck des Gedankens und der Empfindungen, selbst die Worte Shakespear's wieder, wenn die deutsche Sprache es erlaubt. Sie ist allgemein verständlich, eben so verständlich als das Original, obgleich sie nur wenige Verse mehr als das Original hat, sonst immer mit einer langen Solbe den fünffüßigen Jamben schließt, und reimt, wo Shakespeare gereimt hat.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. November 1834.

Nachgied'ge Thörin, wankelmüthig Weib!

Shakespeare.
Richard III.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Je fester die Gegenstände dieser Unterredung auf den Einfluß der Tante und ihre Verheißungen gebaut hatten, je schmerzlicher ergriff sie die Vereitlung, oder, besser gesagt, der Aufschub ihrer Hoffnungen. Das junge Gemüth, das mit glühendem Verlangen nach dem ersehnten Glücke strebt und den Untergang desselben in jedem unerwarteten Hindernisse zu sehen glaubt, vermag es selten, den Widerstand mit Ergebung zu tragen oder die heißen Wünsche des Herzens durch den ruhigen Verstand zügeln zu lassen, und wir haben bereits gesehen, daß wenigstens Julius und Leopoldine nicht unter die Klasse dieser seltenen Wesen gehörten. Erst versuchten sie, mit Bitten und Klagen die Tante zu rühren, und als diese, durch die Gegenwart und die Vorstellungen des Oheims gehalten, vor ihm sich ihrer Schwäche schämend, fest blieb, ward Julius übellaunig und finster, und Leopoldinens gerötheres Auge, die Lilienfarbe, welche die Rosen der blühenden Wangen verdrängte, klagten stillschweigend die Härte ihrer Verwandten an. Der Oberförster, nicht gewohnt, in der Umgebung, welche er milde zwar, aber männlich beherrschte, die Vernunft vor den Regungen eines heißen Gefühls das Feld räumen zu sehen, fuhr mit einigen kräftigen Worten zwischen das Trauerspiel, das vor seinen Augen aufgeführt wurde, und es gelang ihm wirklich, einigermaßen das Gleichgewicht unter Herz und Kopf herzustellen, des jungen Mannes Streben nach Unabhängigkeit noch einmal zu wecken und demzufolge auch die zarteren Empfindungen des liebenden Mädchens zu leiten. In seiner Gesellschaft machte nun Julius die Besuche, welche die schnell entstandene Leidenschaft ihn hatte vernachläßigen lassen; überall wurde er zuvorkommend aufgenommen, und seine Persönlichkeit sowohl als das Ansehen, dessen der Oheim genoß, verschafften ihm Hoffnung, sein Ziel, wenn auch nicht schnell, doch sicher zu erreichen. Als diese Angelegenheit nach seinem Sinne geordnet war, kehrte der Oberförster von Warheim zu seinen Geschäften und seinem einsamen Leben zurück, das dem edlen, in der Schule frühen Leidens zu der höchsten praktischen Lebensweisheit gebildeten Mann weit besser zusagte, als das mit allen seinen Lebensgenüssen ausgestattete Haus seiner Freundin. Ein paar Monate hindurch blieben die Nachrichten, die er aus der Hauptstadt erhielt, befriedigend; Julius, durch die Liebe getrieben, schritt rasch auf der vorgezeichneten Bahn weiter, und der weise Oheim wünschte sich schon zu dem erreichten Plane Glück, als auch er, wie so viele vor ihm, seine klugen

Digitized by Google

Absichten an der Verkehrtheit und der Schwäche der Menschen scheitern sah.

Ein Brief der Frau von Sandoval benachrichtigte ihn, daß der Fortgang ihres Prozesses ihre Gegenwart an dem andern Ende Deutschlands fordere; daß ihre Abwesenheit bei dem langwierigen Rechtsgange leicht ein halbes Jahr und länger dauern könne, und daß dieses unvorhergesehene Ereigniß eine Aenderung der jüngst festgesezten Verhältnisse nothwendig gemacht habe. „Des Eifers eingedenk," schrieb sie, „mit welchem Sie, mein Freund, gegen die schnelle Verbindung unserer Kinder gesprochen haben, wollte ich Leopoldinen, mehreren Schwierigkeiten zum Trotz, mit mir nehmen, aber die armen Herzen vermochten den Gedanken an eine so lange Trennung nicht zu fassen, und erblickten darin für ihre Liebe Gefahren, deren Schreckensbilder mich unwillkührlich mit ergriffen. Meine Nichte ward krank, Julius wollte verzweifeln; er stellte mir vor, daß es nicht in Ihrem Sinne gelegen haben könne, durch eine solche Trennung ein paar Menschen dem höchsten Schmerze preiszugeben, die Ihrem Herzen nahe ständen, deren Vereinigung Sie selbst wünschten, und die in Folge dieser Entfernung so leicht auf immer geschieden werden könnten. Als Leopoldinens Verlobter habe er das Recht, zu verlangen, daß man seine Geliebte nicht von ihm reiße, sondern sie ihm als ihrem natürlichen Beschützer anvertraue, und seine Gründe schienen mir so triftig, ich fühlte so ganz meine Unfähigkeit, die geliebten Geschöpfe von einander zu trennen, daß ich mich in das Unvermeidliche ergab. Gerne hätte ich Sie befragt, wenn ich nicht durch die Kürze der mir gegebenen Frist daran gehindert worden wäre, und mich überdies nicht hätte überzeugt halten dürfen, daß die ganz veränderten Umstände auch Ihre Abneigung vor der Heirath besiegen und mein geehrter Freund gestehen würde, ich habe nach den Gesetzen der Klugheit unter zwei Uebeln das kleinste gewählt. Deßhalb habe ich das junge Paar ein für allemal aufbieten lassen und gestern Abend sind sie ganz im Stillen getraut worden. Auch in Hinsicht ihrer ökonomischen Einrichtung habe ich Ihrer Ansicht gemäß gehandelt, indem ich sie zwar sorgenfrei und angenehm, aber weder kostbar noch glänzend machte, und so hoffe ich auf meine in einigen Tagen anzutretende Reise Ihre billigende Einstimmung mitnehmen zu können."

„So sind die Weiber!" sagte Warheim und legte das zarte Briefblättchen so unsanft auf den Tisch, daß es manche unziemliche Falte davon trug. „Wenn sie einen einfältigen Streich gemacht, wenn sie sich von einer augenblicklichen Aufwallung und ihrer Schwäche zu einer Thorheit haben verleiten lassen, so putzen sie diese mit dem trüglichen Schimmer einer Tugend heraus, die man anbeten soll, und bereden sich wohl selbst, vortrefflich gehandelt zu haben. Da hat nun die Frau mit dem besten Willen von der Welt und großen Aufopferungen den beiden Leuten die Zeit der Liebe und ihre süßeste Seligkeit verkümmert und höchst wahrscheinlich, ja gewiß, das Glück ihrer Zukunft untergraben. Wird dann die schlimme Saat aufgehen und giftige Früchte tragen, so stehen sie da und jammern über das menschliche Elend, grollen mit der Vorsehung, und bedenken nicht, daß ihr eigenes verkehrtes Thun, ihre Leidenschaft und ihr Unverstand den Jammer heraufbeschworen haben." Unmuthig raffte er bei diesen Worten den zerknitterten Brief zusammen und vermochte ganz gegen seine Gewohnheit mehrere Tage hindurch seine ruhige Stimmung nicht wieder zu gewinnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, sonst und jezt.

(Fortsezung.)

Vergnügungssucht, Ueberdruß an einem Leben ohne Lust, Mangel an Religion und Sittlichkeit füllen Spielhaus, Morgue und Findelhaus. — Das sind die Früchte der Revolution? — Nein, mit diesem Jammer hat die Revolution so gut wie nichts zu schaffen. Vor der Revolution gab es vierzigtausend schlechte Weibsbilder, jezt sind ihrer sechstausend; vor der Revolution gab es fünfzehn privilegirte Spielhäuser, jezt nur acht; vor der Revolution floß, nach Mercier, alles Geld aus den Provinzen in die Hauptstadt, und alles Geld in der Hauptstadt in die Taschen schlechter Weiber; vor der Revolution, sagt Chamfort, sah ich einen Mann die Damen von der Oper aufgeben, weil sie in so schlechtem Rufe stehen, als die Damen der großen Welt. Nein, man kann keineswegs klagen, daß die politischen Ereignisse an den Sitten der Pariser zu viel, sondern eher, daß sie zu wenig daran verändert haben; ja, hierin liegt der Jammer. Eine Veränderung indessen macht sich bemerklich, zu welcher der Gang der Ereignisse immerhin mächtig beigetragen hat, auf welche aber schon in den lezten Jahren der alten Regierung die Zeit und der Nationalcharakter hinarbeiteten. Die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Stände, welche die alten Bräuche gesondert hielten, würde, auch ohne den Stoß, der Alles gewaltsam unter einander warf, im naturgemäßen Gang der Dinge der einen Klasse die Ideen und Gewohnheiten der andern mitgetheilt haben. Jezt sieht man in Paris keinen Adel mehr, der auf Kredit lebt

Digitized by Google

und die Zerrüttung seines Vermögens prahlend zur Schau trägt. Die Familien, welche noch die großen Hotels im Faubourg St. Germain bewohnen, sind geordneter, häuslicher, sittlicher als zuvor. Wenn aber in einem sinnlichen Volk die Sitten der untern Klassen sich unter die höhern verbreiten, so dringen unter einer eiteln Nation die Sitten der höhern noch mehr zu den untern, und so hat denn die Art und Weise der alten Aristokratie auf das Wesen der Mittelklassen ungleich stärkern Einfluß geäußert, als die Sitten der Mittelklassen auf die der Aristokratie. Unter dem Beamten-, Handels- und Geldadel herrscht jezt ein Luxus, zu dem früher dergleichen Leute wohl große Lust haben mochten, den man aber selten bei ihnen sah. Der Wohlstand hat seinen alten aristokratischen Glanz eingebüßt, während er sich aber äußerlich bürgerlicher machte, wurde er zugleich im Einzelnen raffinirter. „Zu meiner Zeit," sagte ein alter Edelmann zu mir, „machten die Reichen mehr Aufwand, sie hatten mehr Pferde, mehr Silbergeschirr, mehr Dienerschaft, aber das Tafelzeug war nicht so fein und sauber, die Zimmer waren nicht so gut beleuchtet. Die Bürgerschaft war übrigens ein völlig gesonderter Stand; sie lebten spärlich und legten Geld bei Seite, nicht als ob sie selbst hätten adelig werden wollen, sondern in der Aussicht, daß ihre Urenkel es einmal werden könnten. Der Sohn eines Krämers verschaffte sich ein Amt, sein Sohn wieder ein höheres, und so gelangte die Familie allmählich vom Ladentisch zur Magistratur und in's Parlament." Mit der Ausbreitung der Kenntnisse und der Theilung des Vermögens drangen Neigungen und Sitten tief nach unten, welche früher, verzerrt und übertrieben, auf einen engen Kreis beschränkt gewesen waren. Die Minderzahl hat den Hang zur Verschwendung abgelegt, die Mehrzahl hat Geschmack an einem gewissen Aufwand bekommen. Es gibt weniger Leute, welche ihr Vermögen verschleudern, es gibt weniger, welche sparen. Hierin, wie in allem Andern, ist allgemeine Gleichförmigkeit der in die Augen springende Charakter von Paris, von Paris im Jahr 1834. Die Pariser sind der großen Masse nach in Sitten, Manieren und Sprache sämmtlich wie in Einem Model gegossen. Die lezte Revolution scheint das Werk des Prokrustes vollendet zu haben, und sie zeigen sich alle nach demselben Maaße gestreckt oder beschnitten.

Der große Herr auf seinem Bataillenroß, bedeckt mit Perlen und in einem Kleid, das ihn 50,000 und mehr Livres kostete, ward nach der ersten Regierungszeit Ludwigs XIV. nicht mehr gesehen. Der Erzbischof mit seinem kirchlichen Pomp, der Hofmann mit der sechsspännigen Kutsche, der glänzenden Livree und dem Läufer verschwand alsbald nach dem Jahr 1789. Der Reichsmarschall mit seiner hochmüthigen Familiarität, seinen stolzirenden Rossen und dem militärischen Prunk sagte Paris mit 1815 Lebewohl. Der alte Landedelmann, kerzengerade in seinem rasselnden Fuhrwerk, stolz auf seinen langen Stammbaum, seine geschriebene Rede, das Lächeln des Ministers und den Weihrauch der Quotidienne, wird seit 1830 nicht mehr in den Straßen erblickt; aber siehe da dafür die fast homogene Masse von achtzigtausend Nationalgarden und fünfzehntausend Wählern! In diesem Gemeinwesen stehen nebeneinander Zeitungsschreiber, Generale, Bankiers, Barbiere, der reichste Kapitalist und der ärmste Patentträger; alle Klassen umfaßt eine ungeheure Mittelklasse, eine Klasse, die nicht, wie der Mittelstand in England, allein Geld zusammenscharrt und von Eltern stammt, welche auch nichts Anderes gethan haben, sondern eine Mittelklasse von allen möglichen Stufen und Gewerben, die nicht zwischen der Gentry und dem Volk, sondern zwischen dem Pöbel und dem Monarchen steht. Auf den Straßen, den Spaziergängen, in den Theatern herrscht dieser Stand, er lungert auf den Boulevards, lacht überlaut in den Variétés, erscheint im gewöhnlichen Rock in der Oper, und theilt dem Ganzen sein behagliches, ungenirtes Wesen mit, und Paris färbt sich nach seinen Sitten, wie es sich einst nach den Sitten des Verschwenders einerseits, des eingezogenen Bürgers andernseits gefärbt hatte, und dieselben Ursachen, welche einen Theil der Gesellschaft ernster, haben den andern lustiger gemacht. Wenige sind arm, wenige sind reich, sehr viele jagen dem Vergnügen nach, und so ist Alles auf diese Mischung von beschränkten Umständen und Hang zum sinnlichen Genuß berechnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die neue Kunstschule.

Der Weinmonat ist auch die Erntezeit der bildenden Künste in Paris. In diesem Monate findet beinahe jede Woche eine Kunstausstellung statt, und zwar von Seiten der künftigen Künstler; also Schülerarbeiten, aus denen man nach Belieben künftigen großen Erfolg weissagen, oder auf den jezigen Zustand der Künste in Frankreich schließen kann. Diese Schüler werden in der Ecole des beaux arts gebildet, worin Unterricht im Zeichnen, Malen, Bildhauen und Kupferstechen gegeben wird. Besagte Ecole besteht schon lange; aber das Gebäude derselben erhebt sich erst aus seinem schon seit zwölf oder fünfzehn Jahren stehenden Fundamente, auf den Trümmern des ehemaligen, ziemlich dürf-

Digitized by Google

tigen Augustinerklosters und des hernach darin angelegten Musée des monumens français; zwei Anstalten sind hier also zu Grunde gegangen, eine geistliche aus der sogenannten monarchischen Zeit und eine Kunstanstalt aus der Revolutionszeit. Leztere ist von den Bourbons nicht besser behandelt worden, als die Revolutionszeit die geistliche Anstalt behandelt hatte. Nun erhebt sich etwas ganz Neues aus den Trümmern beider, ein prächtiges Gebäude mit großen Sälen und bedeutenden Kunstsammlungen, an welchen sich die künstlerische Jugend künftig bilden soll. In diesem Sommer ist rasch daran gebaut worden, wie überhaupt an allen von der Regierung unternommenen Bauten, und mehrere hundert Arbeiter sind noch jezt damit beschäftigt. Indessen werden wahrscheinlich noch einige Jahre hingehen, bevor die Ecole des beaux arts ihre Vollendung erhält. Sie wird alsdann eine Sehenswürdigkeit mehr in Paris seyn und den Kunstfreunden nicht geringe Unterhaltung gewähren, da hier nicht allein die Abgüsse der in Frankreich nicht vorhandenen Meisterwerke der Bildhauerkunst, sondern auch die bedeutende Sammlung der architektonischen Modelle, und die nicht weniger merkwürdige Sammlung der von den Schülern gelieferten und von der Kunstakademie gekrönten Gemälde aufgestellt werden sollen. Hier wird also viel zu sehen seyn, und für die neuere französische Kunstgeschichte wird diese Ecole die besten Dokumente liefern. Vor der Hand ist von dem Allen noch wenig zu schauen. Man hat noch Mühe, sich durch die Steine, den Mörtel und die Gerüste hindurchzuarbeiten, um zu den wenigen ganz fertigen Sälen zu gelangen, in welchen diesmal die gekrönten Arbeiten der Schüler aufgestellt waren. Diese Säle sind sehr einfach und haben fast gar keinen Schmuck; vermuthlich sollen die darin aufgestellten Arbeiten den Sälen zum Schmucke dienen, und man hat absichtlich Alles vermieden, was den Blick der Zuschauer zerstreuen könnte. In einem Saale zu ebener Erde standen die Bildhauerarbeiten, und in einem obern waren die Malereien zu sehen. Nun hatte man aber in dem untern den Abguß der kolossalen Bildsäule des Moses von Michel Angelo aufgestellt, welcher erst seit Kurzem angekommen ist. Dieses ungeheure Stück, von dem bisher kein Abguß gemacht worden war, verdunkelte gewaltig die kleinen Arbeiten der Pariser Kunstschule, welche daneben standen, und ich muß gestehen, daß es mir nicht möglich war, von der riesenhaften Bildsäule, die der Meisel Michel Angelo's hervorgebracht hat, gleichgültig zu den neuern Versuchen überzugehen. Ich wüßte also von leztern wenig zu sagen; aber jene Bildsäule ist ein bewunderungswürdiges Meisterwerk. Ich dachte mir, der römische Künstler werde sich an den allgemeinen Gebrauch gehalten haben, nach welchem Moses mit finsterm Blicke, langem Gesichte, hohlen Augen, langem buschigen und steifen Barte und in gerader Stellung abgebildet zu werden pflegt. Statt dessen hat Michel Angelo den jüdischen Gesetzgeber mit einem schönen, heitern, höchst geistreichen Blicke, sitzend und sich mit einem Arme auf seine Gesetztafeln stützend, abgebildet. Sein Bart ist lang und sehr lockig, und diese Locken sind ihm nicht lästiger, als einem Kavallerie-Obersten in Gesellschaft seine Achselschnüre. Was mir überhaupt bei diesem Meisterwerke auffallen, ist das Weltlichheitere, das aus dem ganzen Wesen des Gesetzgebers spricht, dem man es jedoch sogleich ansieht, daß solch ein Mann zum Heerführen geboren ist, und daß überall, wo er auftritt, alle Geister sich ihm beugen mußten. Wo wohl Michel Angelo das Muster zu diesen Zügen mag hergenommen haben?

(Der Beschluß folgt.)

Marseille, Oktober.

(Fortsezung.)

Martin. Franconi.

Die schönste und dabei schauderhafteste Scene, in welcher wir den kühnen Thierbändiger sahen, ist jene, wo der Löwe Nero und der Tiger Atir zu gleicher Zeit auf der Bühne erscheinen, auf Martins Ruf sich diesem nähern und ihren Kopf auf seinen Arm legen. Hierauf läßt derselbe den Tiger Atir auf seinen Rücken springen, so daß man mit Entsetzen dessen grimmiges Gesicht über dem Haupte Martins hervorblicken sieht. Hierauf muß jener auf des Herrn Geheiß noch einige Kunststücke machen, die er denn auch grimmig murrend und brummend und mit auffallender Unlust ausführt. Durch seine unerschütterliche Energie weiß Martin seinen Thieren Respekt einzuflößen, und wenn der Tiger ein wenig zaudert, bringt ein donnerndes Vite! ihn sogleich wieder zum strikten Gehorsam. Mit dem Löwen Nero macht er aber weniger. Dieses majestätisch stolze Thier scheint ein ungelehriger Schüler zu seyn; es bleibt während der ganzen Scene ruhig auf dem Boden ausgestreckt und ist ein unthätiger Zeuge der Demüthigung seines fürchterlichen Nebenbuhlers. Ein kalter Schauer überlief mich hier jedesmal, wenn ich an die eigenen Worte des Löwenbändigers dachte. Er gesteht nämlich selbst, daß sein Leben immer in Gefahr schwebe, da kein Gefühl der Anhänglichkeit und Liebe jene Thiere so zahm und so gehorsam mache, sondern nur der Glaube an seine Ueberlegenheit. Eine einzige falsche Bewegung, das geringste Zeichen der Schwäche, das dem Tiger das Bewußtseyn seiner Stärke wiedergeben würde, wäre des kühnen Mannes unfehlbares Verderben. Einmal, zu Boulogne, verlor er in der That seine gewöhnliche Ueberlegenheit und ein blutiger Kampf entspann sich zwischen ihm und dem Löwen Coburg vor den Augen der Zuschauer, die an keine ernstliche Gefahr dachten und dies Anfangs nur für Komödie hielten. Martins Faust ward von den Zähnen des Löwen zerfleischt und sein Schenkel schrecklich zugerichtet; nur die höchste Kaltblütigkeit, die ihn in dem furchtbaren Augenblicke nicht verließ, hat ihn damals gerettet. Es ist grauenvoll, wenn man diese vor wenigen Minuten noch so zahmen Bestien bei der darauf folgenden Fütterung wieder in all ihrer angebornen Wildheit sieht. Der stolze Löwe, der, seiner Riesenkraft mißtrauend, sich erst demüthig vor Martin im Staube krümmte, zermalmt nun die dicke Holzstange, welche jener durch das Eisengitter streckt. — Mit Martin zugleich bewunderten wir die Leistungen der berühmten Kunstreitergesellschaft des Herrn Franconi. Beide hatten sich während ihres Aufenthalts in Marseille associrt und theilten die Einnahme, die nach Martins Geständniß sich fast bei jeder Vorstellung auf 5 bis 6000 Franken belief. Franconi's Gesellschaft ist die ausgezeichnetste, die ich bis jezt gesehen, selbst die berühmten Cuyers von de Bach und den Gebrüdern Blondin stehen hinter jenen zurück. Nach Martins Abreise verweilte Franconi noch einige Tage hier und ließ seine Reiter auf dem Theater bei der Vorstellung des Homme du siècle auftreten. Dieses pomphafte militärische Schauspiel regte im höchsten Grade die Neugierde unsers Publikums an, das jeden Abend in ungeheurer Menge zu diesem Spektakelstücke strömte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. November 1834.

Le metier
De rentier
Me sied et m'enchante.
Travailler serait un abus;
J'ai cinquante écus,
J'ai cinquante écus de rente.

Béranger.

Paris, sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Es gibt viele Orte, wo man so wohlfeil leben kann, als in Paris, aber keinen, wo man für wenig so gut lebt, als in Paris. Nicht die eigentlichen Lebensbedürfnisse sind wohlfeil, wohl aber das Ueberflüssige. Monsieur Bontin, ein alter Junggeselle, dessen sparsame Haarreste sorgfältig geordnet sind, verzehrt seine Rente von sechzig Napoleons jährlich lieber in Müssiggang, als daß er sich durch Arbeit sechsmal mehr erwirbt. Ihr meint, Monsieur Bontin sey ein Mann, der in der Welt ein ächter Philosoph geworden, ein Muster von unverdorbenem Geschmack, ein Mann, dem es ganz einerlei ist, ob er in der Restauration Geflügel speist, oder in trübseliger Einsamkeit ein Stück trocken Brod kaut? Weit gefehlt! Monsieur Bontin speist nicht bei Very, sondern auf dem Platz des petits pères, und der Unterschied ist nur der: er bezahlt zwei-und-zwanzig Sous statt acht Franken für seine Suppe, seine zwei Schüsseln, seinen Wein und sein Dessert. Ihr sagt, das Essen ist schlecht, der Wein sauer, das Dessert mager; mag seyn, darum kümmert sich unser Mann nicht. Sein Essen besteht aus ebenso vielen Schüsseln und sieht eben so aus, als wenn es sechsmal kostbarer wäre. Mehr braucht es nicht für ihn, damit ist er vollkommen zufrieden. Es kommt ihn die Lust an, durch ein Bad seine Lebensgeister zu stärken und sich an der Vorstellung zu ergötzen, er sey doch noch nicht, was man so eigentlich alt heißt. Meint ihr, er versage sich dieses Vergnügen, weil er arm ist? Nein, er versagt sich nur den Besuch der Bains chinois, wo er drei Franken zahlen müßte, und geht in die Straße Montmartre, wo er für zehn Sous dieselbe Quantität warmen Wassers hat. Ist er verliebter Natur? Schwerlich seufzt er im Foyer und hinter den Coulissen; er versucht sein Glück weder auf dem Ball des Bankiers, noch in der Conversation mit der Herzogin; dagegen entflammt er das Herz der Lampistin gegenüber, oder bettet sich in den gefälligen Armen der Franseamacherin, deren lustige Wohnung zunächst der seinigen liegt. Finden sich jene Widersprüche in seinem Charakter, wodurch sich unsere unsteten Urväter bemerklich machten,*) ist ihm die Ruhe seines Quartiers so verhaßt, wie der Gedanke, seine Beine zu brauchen — kann er in diesem Fall dieser schlimmen Alternative etwa nicht entgehen, weil er kein Pferd, keinen Bedienten, kein Kabriolet hat? Gott bewahre!

*) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem.

Tacitus, Germania.

Digitized by Google

aber auch vom Miethkabriolet und dem Fiaker an der Ecke will er nichts: dies wäre erstens eine Mühe, und zweitens eine Verschwendung. Nein, mit drei Pence in der Hand wartet er gemächlich unter seiner Thüre, und der erste Omnibus, der vorüberfährt, bringt ihn vom Jardin des Plantes zur Straße Rivoli. — Ich sagte, in Paris seyen wenige arm, wenige reich. Jeder Arbeiter verdient sich im Durchschnitt achthundert Franks jährlich. So ziemlich jeder, der arbeiten will, findet Beschäftigung, und das Einkommen des Parisers beträgt im Durchschnitt tausend Franks. Darauf beruht die Gleichheit, welche uns so auffällt, und die Herrschaft der eben beschriebenen Mittelklasse. Dieses Einkommen von tausend Franks hat Millot in Posten abgetheilt, und nach seiner Berechnung kostet der Wasserträger den Pariser mehr als der Schulmeister, die Neujahrsgeschenke mehr als der Geburtshelfer, das Theater zweimal soviel als die Amme, der Bücherverleiher und Buchhändler halb soviel als das Theater, das Bad soviel als Bücherverleiher und Buchhändler, und für Luxus und Vergnügen wird beträchtlich mehr ausgegeben, als für den kostspieligsten Artikel eines Pariser Haushalts, das Brennmaterial. Und man glaube nicht, daß der Lustigkeit der Pariser das Pariser Klima entspricht. Wer jezt in unserem Land der Nebel das Wetterglas beobachtet, mag wissen, daß auch der Pariser in Betreff des Wetters sich zu beklagen Ursache hat.

Paris hat nach einem Durchschnitt von zwanzig Jahren nur hundert sechs-und-zwanzig erträglich schöne Tage im Jahr. Aber was ließe sich nicht Alles von diesen hundert und sechs-und-zwanzig Tagen sagen! Sie enthalten Frankreichs Geschichte. Die Sonne scheint, und da seht euch die wichtige Person an, welche so oft das Schicksal von Paris entschieden hat! Seht ihn mit seiner schwarzen, schmierigen Blouse, seiner papiernen Mütze, seiner grünen Schürze. Er ist auf den Quais, den Boulevards, im Palais royal, überall, wo Paris so recht eigentlich Paris ist, lachend, rennend, schreiend, lungernd und essend. Er ist beim Feuerwerk, bei der Todtenfeier, bei der Hochzeit, bei der Leiche, vor Allem — bei der Revolution. Hört ihn rufen: Vive la France! vive la liberté! und er wirft sich in die Bajonette, er stürmt das Geschütz, er lacht dem Tode in's Angesicht, er fürchtet nichts — als einen Regenschauer, und war der allezeit Unüberwindliche, bis Marschall Lobau vor ihm mit einer Spritze erschien. Das ist der Pariser Gamin, der mit den Göttern die ewige Jugend gemein hat: jung unter der Ligue, jung unter der Fronde, jung 1789, jung 1830, immer jung und immer voran, wo es Spaß und Abenteuer gibt; denn der Charakter des Parisers überhaupt ist der der Jugend: er ist lustig, sorglos, brav in jedem Alter, und am lustigsten, sorgloseſten und bravſten, wenn er jung ist. So ist der Pariser Gamin, und bei all seinen Narrheiten, all seinem Wankelmuth haben seine vom Pulver geschwärzten, von Kugeln durchbohrten Lumpen etwas, das dem Fremden Achtung gebietet. — Wer ist aber der junge Mann dort, phantastisch aufgepuzt, der im Karneval den Narren, beim Pferderennen den Jokey macht, der Herzensfreund von Buhlerinnen und Parasiten, übersättigt von Schwelgerei, besudelt mit dem Schmutze aller Höhlen des Lasters? Wer ist der neue Polemon, an dem aber die Philosophie ihr Zureden verschwenden würde? wer ist dieser Bourgeois Bassompierre, dieser Rentier Richelieu, der die Laster einer entschwundenen Zeit nachäfft, ohne den Geist, ihre Arroganz, ohne die Hochherzigkeit zu besitzen, die ihr nicht fehlten? er möchte den Roué aus der Zeit der Regentschaft spielen, wäre er nicht zu stumpf, den Hofmann Ludwigs XV., wäre er nicht zu gemein dazu. — Es ist dies der Typus einer jugendlichen Menschenklasse, im gemeinen Leben Lions genannt, welche ihr Leben auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, in den Spielhäusern zubringt. Ihr Gespräch besteht in der Erzählung ihrer ekelhaften Ausschweifungen, ihre Gemeinheit, ihr schlechter Geschmack, ihre prahlerischen, liederlichen Manieren haben nicht einmal die Entschuldigung der Mode für sich, und ihr Herkommen ist gewöhnlich so gemein als ihre Sitten. Unter den Elegans von Versailles war doch noch Talent und Verstand, und die Kraft, den Charakter, die ihnen bei Hof mangelten, fanden sie auf dem Blutgerüste.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

An einem trüben Decemberabend strömte eine Menge großer weißer Flocken auf die erstarrte Erde herunter, und ein furchtbarer Winterorkan stürmte wie ein böser, losgelassener Geist durch die Straßen der Hauptstadt, schlug einen Theil des gefrornen Schnees gegen die Spiegelfenster der hohen, hell erleuchteten Häuser, heulte in dumpfen, unheimlichen Tönen durch die Kamine und schien zuweilen die Grundvesten der Gebäude erschüttern zu wollen.

Leopoldine von Warheim saß einsam in dem lieblich geschmückten Wohnzimmer ihres Hauses und lauschte, in Gedanken versunken, dem Aufruhr der Natur, der jedoch nicht ganz jenes Gefühl von Behaglichkeit in ihre Seele zu gießen schien, das den geschützten und wohlverwahrten Menschen ergreift, wenn er sich vor den Unbilden der Witterung zwischen seinen freundlichen vier Wänden

Digitized by Google

gesichert weiß. Das blonde Lockenhaupt war in die Ecke des Sophas auf den stützenden Arm gesunken, die andere Hand spielte lässig mit den Blättern eines Buches, das höchst wahrscheinlich ungelesen auf dem Schooße lag; vor ihr auf dem schönen Mahagonitische lagen eine Menge jener glänzenden weiblichen Geräthschaften ausgebreitet, welche der Kunstfertigkeit unserer Tage ein unerläßliches Bedürfniß sind; aber der angefangene Beutel, mit Goldperlen zierlich durchstickt, hatte den Fleiß der Verfertigerin augenscheinlich so wenig angeregt, als die künstliche Stickerei auf Spitzengrunde, deren wohlgeformtes Blättergewinde für den Geschmack der Stickerin ein günstiges Zeugniß ablegte. Auch der offene Flügel, mit zwei brennenden Wachskerzen, auch die Harfe, gegen ihm über in die Ecke gelehnt, schienen vergeblich der zarten Finger gewartet zu haben, die ihnen sonst so holde Melodien zu entlocken wußten. Ein blühender Wintergarten, auf Blumentischen kunstreich geordnet, füllte das Zimmer mit lieblichen Düften, eine angenehme Wärme strömte von dem eleganten Ofen, von der traulichen Flamme im Kamine her, leise zwitscherten die Vögelchen in dem goldenen Käfig, aber das tiefe Sinnen ihrer Herrin vermochten weder ihre lockenden Stimmen noch die sie umgebende Herrlichkeit zu stören. Jezt schlug die Flötenuhr die neunte Stunde; Leopoldine zählte die Schläge, sah dann, als ob sie zweifelte, nach der goldenen Repetiruhr, die an ihrem Halse hing, und ein tiefer Seufzer entrang sich der schönen Brust. „Erst neun Uhr!“ flüsterte sie, „wie ist das möglich!“ Rasch zog sie das silberne Glöckchen, das Kammermädchen erschien. „Nänme weg, Philippine!“ sagte Frau von Warheim mit ungeduldiger Stimme, „meine Augen thun mir weh, ich mag weder arbeiten noch lesen; lösche die Lichter aus und setze Dich mit Deiner Arbeit dort in die Ecke, damit ich doch Jemanden um mich sehe.“ — „Gnädige Frau haben auch den ganzen Tag auf das feine blendende Zeug geschaut, ich würde wahrhaftig blind, wenn ich das thäte; und dann sind Sie auch so einsam geblieben, da wird am Ende der Kopf ganz trübe vor lauter nichts hören. Daß doch der gnädige Herr auf den Ball gegangen sind, während der Schnupfen die gnädige Frau daheim gehalten hat!“ Es war, als ob diese Worte einen Schmerz zu Tage riefen, der bis dahin dumpf und unklar in Leopoldinens Herzen geruht hatte. Sie legte still die Hand über die Augen und lehnte sich in die Ecke des Sophas zurück, aber eine Thräne, von deren wahrer Quelle sie sich kaum selbst hätte Rechenschaft ablegen können, nezte die zarten Finger und ließ sie volle Einsamkeit wünschen. Philippine ward auf's Neue in das Nebenzimmer verwiesen, und nun folgte dem ersten Tropfen eine Unzahl anderer — welches jugendliche Frauenherz hätte nicht ähnliche geweint?

Plötzlich ließ sich im untern Hausraume ein lautes Geräusch von Stimmen vernehmen; Leopoldine schaute empor, horchte; die Thränen stockten und ein Strahl von Freude blizte aus dem weit geöffneten Auge. Es nahte ein wohl bekannter Fußtritt; sie stand auf, als wollte sie dem Kommenden entgegenfliegen, und hatte schon die Hälfte des Zimmers durchschritten, als sie sich, von irgend einem Gedanken befallen, eines Andern besann, umkehrte und sich wieder in der nämlichen lässigen Stellung auf den Sopha warf. Rasch trat der Herr des Hauses herein, warf Mantel und Hut auf die nahestehende Kommode, statt aber, wie Leopoldine geglaubt hatte, in Reue und Leid über die unerhörte Vernachlässigung sich an ihre Seite zu drängen und mit dem schönen, zu ihr erhobenen Auge sich wehmüthig seiner Sünde anzuklagen, schritt er nach einem kurzen guten Abend stürmisch einigemale auf und nieder, als sey sein Gemüth durch irgend ein Ereigniß beunruhigt. Erstaunt sah sie ihm nach. Wie? flüsterte die Stimme des Unmuths in ihr, er hat mich krank, leidend der Einsamkeit überlassen, hat gesehen, daß mir das wehe that, kann sich vorstellen, welche Stunden ich allein mit meinem zerrissenen Herzen zugebracht habe, und bekümmert sich so wenig um mich, ist so schroff und kalt, als hätte ich ihn beleidigt! Man weiß wohl, wozu solche Gedanken führen und wie schnell sie, die lebendige Fühlkraft des weiblichen Herzens steigernd, das erlittene Unrecht im Uebermaße empfinden lassen. Der Blick, der bis jezt dem stummen Wanderer gefolgt war, senkte sich in den Schooß, und fast unmerklich trat ein schmollender Zug auf die freundlichen Lippen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

(Beschluß.)

L'Homme du siècle.

Wir sahen in diesem Stücke verschiedene Scenen aus dem Leben des Homme du siècle, oder des kleinen Korporals, oder des Sultan Kebir. Man erblickt im ersten Akte ein französisches Lager in Italien und die Brücke von Arcole, die General Bonaparte mit der dreifarbigen Fahne und dem Rufe: „en avant!“ unter dem Feuer der Oesterreicher überschreitet. Im zweiten Akte sind wir in das Land der Fabeln, nach dem fernen Orient, versezt; wir sehen auf den Moscheen von Kairo die französische Fahne wehen. Der schwarze Eunuch hört bis in die Stille des Harems den Trommelwirbel, welcher die Soldaten gegen die Revolte zu den Waffen ruft, die der Fanatismus der Ulema's angeschürt hat; man sieht den General Dupuis, kämpfend, unter den Schüssen der Araber und mit dem Rufe: es lebe

Digitized by Google

Frankreich! zusammensinken. Bald erscheinen die Mamelucken — Franconische Reiter — die mit ihrem Getrappel die Bühne erfüllen; ihnen auf dem Fuße folgen französische Dragoner und Bonaparte mit der syrischen Armee. Franconi's Reiter fliegen und jagen auf den Brettern auf und ab, die krummen Säbel schwirren durch die Luft, die Kanonen donnern, die Musketeen blitzen, und aus dem Staube und dem Pulverdampfe tönt der Ruf: Vive la république! durch die Straßen der Stadt der Gläubigen. Man muß gestehen, dieser gefährliche Ruf, den man nirgends mehr, als allenfalls auf den Brettern ungestraft ertönen hört, wurde von den Soldaten etwas leise und mit einer gewissen Schüchternheit ausgebracht; aber kaum war der Ruf den Lippen der scheuen Krieger entfahren, als ein wunderbares Echo von den Logen und dem Amphitheater, von der Galerie und dem dritten Range, von dem Parterre und dem Orchester, aus der Garderobekammer und dem Souffleurkasten, und ich glaube, selbst von den hohen Regionen der Maschinisten herab, im brüllenden Chorus nachschrie: Vive la république! Im dritten Akte sahen wir den Brand von Moskau. Bei dem Einzuge in die Stadt thaten sich wieder Franconi's Reiter und ihre trefflich dressirten Pferde besonders hervor; außer ihnen waren noch 500 Soldaten zu Fuße aufmarschirt, welche der Bühne ein sehr kriegerisches Ansehen gaben. Der rothe Schein des Brandes beleuchtet gegen das Ende des Aktes schauerlich das ganze Theater. Der Generalmarsch wird geschlagen; die Truppen verlassen ihre Quartiere und versammeln sich vor dem Kreml, wo sie in stummem Grausen den Fortschritten der Flammen zusehen, die sie nicht mehr zu dämpfen vermögen. Lezter Aufzug: der rührende Abschied von Fontainebleau, und zum Schlusse: die Apotheose Napoleons, seine Ankunft im Paradiese, wo die todten Marschälle ihn begrüßen und die Geister seiner bei Waterloo gefallenen Garde die Gewehre präsentiren. Die Soldaten, welche in diesem Stücke auftraten, schienen mit ganzer Seele dabei zu seyn. Wenn ihr Feldgeschrei: Vive la république! auch etwas zu leise war, so läßt sich dagegen von dem Rufe: Vive l'Empereur! nicht das Nämliche sagen, und im Hofe von Fontainebleau schien ein ganzer Meerorkan die Worte zu brüllen: Nach Paris! nach Paris! Eine Menge französischer Soldaten waren auf dem Parterre und den Galerien Zuschauer; ja, ich glaube, hätte die Dienstpflicht es nicht gefordert, so würde man an diesem Abend vor eilf Uhr keinen auf der Wache oder in der Kaserne gesehen haben. Diese armen Soldaten ließen sich von dem hohen Eintrittspreis nicht abschrecken, sie leerten willig ihre Taschen, die vielleicht nicht einmal alle das hinreichende Geld enthielten. Um ihr Herz zu wärmen an dem Trompetengeschmetter der Bellona aus den glorreichen Tagen der Republik und des Kaiserreichs, entsagten sie mit Freuden auf drei Wochen der Tabakspfeife und dem Glase Wein.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Die Gemälde der französischen Kunstakademie in Rom.

Im zweiten Stockwerk hatte man die Gemälde aufgestellt, und zwar nicht allein die der Schüler der Pariser Kunstschule, sondern auch die, welche von den Zöglingen der französischen Kunstakademie zu Rom geliefert worden waren. Die Aufgabe der diesjährigen Komposition in der Pariser Schule war gewesen: Homer, wie er auf seiner Wanderung durch die Städte Griechenlands seine Iliade deklamirt. Die Behandlung bot nichts Ausgezeichnetes dar. Interessant war mir dagegen ein junger Trojaner, welcher die Bewegungen des griechischen Heeres in der Ferne beobachtet; ein auffallendes Bild von Chopin in Rom. Voriges Jahr hatte dieser Chopin viel Tadel erfahren wegen seines großen Gemäldes: Gyges und Candaules, das man für unanständig hielt. Er hat sich seitdem der Züchtigkeit befliſſen, und man kann ihm nun füglich ein gutes Sittenzeugniß ertheilen. Auf einem Felde mit weitem Horizont und unter hellblauem, vielleicht allzublauem Himmel sizt der junge, ganz nackte Trojaner auf einem Postamente, vermuthlich dem Bruchstück irgend eines alten Denkmals, und schaut unverwandt in die Ferne, wobei er die beiden Hände unter seinem etwas aufgehobenen Knie zusammenfaltet. Die Stellung ist natürlich und naiv; der junge Held, die einzige Figur auf dem sonst leeren Gemälde, ist von etwas brauner Farbe, wie es einem Bewohner Westasiens zukommt. Außerdem hat Chopin noch ein großes Nachtstück geliefert: Karl IX., König von Frankreich, wie er den Befehl zu den berüchtigten Meyeleien der sogenannten Bluthochzeit unterzeichnet. Es ist aber so dunkel, daß man fast nur die dem Lichte zunächst stehenden Personen erkennt. Ein anderer junger Maler hat ein Gemälde mit vielen Figuren geliefert: die himmlische Gerechtigkeit, wie sie die Verbrechen der Menschen rächt. Es geht auf diesem Gemälde sehr bunt zu; Alles ist in lebhafter Bewegung; man sieht es dem jungen Künstler an, daß er, seitdem er in Rom ist, die alten Maler fleißig studirt hat. Auch war eine, wie es scheint, sehr getreu behandelte Kopie des berühmten Gemäldes des Dominichino, der besessene Knabe, den zwei Geistliche heilen, von Rom eingeschickt worden. Der Knabe sieht fürchterlich aus; aber die Mutter desselben hat der Künstler weislich nur von hinten dargestellt. Aus ihrer ruhigen Stellung zu schließen, ist sie nicht so sehr von Schrecken, als von Zutrauen zu den geistlichen Beschwörungen beseelt. Wenn man bedenkt, daß jährlich ein Halbdutzend Gemälde von den Schülern zu Rom eingesendet wird, so sieht man, daß schon diese Sendungen nach Jahren eine bedeutende Sammlung bilden werden. Ich weiß aber nicht, ob sie beisammenbleiben. Vielleicht vertheilt man sie unter die Museen in den Provinzialstädten. Jezt bereitet sich die Kunstwelt in Paris bereits auf die öffentliche Ausstellung im folgenden Jahre vor. Diese Ausstellungen werden immer beträchtlicher; man sieht wohl, daß die lange Friedenszeit manche Herren und Damen den Künsten zuführt; indessen geschieht hier, was in der Industrie allgemein bemerkt wird, es wird mehr producirt, als abgesezt werden kann, und auch für den Kunsthandel wird man neue Wege entdecken müssen, um seine Produkte in Umlauf zu sezen. Freilich ist die Liebe zur Kunst und auch die bloße Liebhaberei jezt viel allgemeiner, als sonst; aber dies reicht noch nicht zum Absaze der vielen Kunstprodukte hin, denn auch das Ausland liefert derselben eine Menge. Wahrscheinlich wird Amerika aushelfen müssen, und vielleicht kann auch Algier dazu beitragen. Schon jezt ist Algier der Zufluchtsort verdorbener Kaufleute, Künstler und Gelehrten; wahrscheinlich werden die Kunstwerke, besonders die mittelmäßigen, bald den Künstlern folgen und in Algier sich aufhäufen zur Ergözung und Unterweisung der Mauren, Beduinen und anderer Völker, die in der Kunst noch das ABC zu lernen haben. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. November 1834.

Das, was mir wichtig scheint, hältst du für Kleinigkeiten,
Das, was mich ärgert, hat bei dir nichts zu bedeuten.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Gattin Schweigen und ihre Stellung gaben Warheim eine Ahnung dessen, was in ihr vorgehen mochte, und indem er sich, ihre Hand fassend, neben sie sezte, suchte er erst den gegebenen Eindruck durch eine freundliche Erkundigung nach ihrem Befinden auszulöschen und sagte dann: „Du weißt, wie oft ich Dich gebeten habe, ein etwas strengeres Auge auf unsere Dienerschaft zu werfen und doch nicht Alles, selbst das Werthvollste im Hause, ohne Aufsicht der Köchin, Philippinen und Johann zu überlassen. Du meintest damals, meine Bitte sey vom Ueberfluß, und es wäre Dir unmöglich, Dich mit so ganz gemeinen Dingen zu befassen, die überall in der höhern Klasse von untergeordneten Personen verrichtet würden. Nun bin ich freilich kein besonderer Wirth, kenne auch von den weiblichen Geschäften nur Weniges; aber ich erinnere mich doch, daß meine Mutter, die für eine sehr elegante Dame galt, selbst über Weißzeug, Küche und Keller die Oberaufsicht führte, und in dem Hause meines Oheims, das in musterhafter Einrichtung dasteht, wird Alles, was das Hauswesen betrifft, von Frau und Nichte geleitet. Nein, wende den Kopf nicht mit Ekel weg. Sieh, ich habe alle Achtung vor den höhern Kenntnissen der Weiberwelt und sehe Deine Finger recht gerne mit zierlichen Arbeiten, mit Klavierspiel und Zeichnen beschäftigt, nur muß mir dabei nicht alle Bequemlichkeit abgehen, und ich muß zum Beispiel, wenn ich eine hübsche Stickerei besehe, oder Deine klangvolle Stimme höre, der verwahrloseten häuslichen Gegenstände nicht gedenken dürfen, denen ein Bischen anders geleitete Kunstfertigkeit von Deiner Seite so leicht aufhelfen würde. Doch um zur Sache zu kommen und Dir zu beweisen, daß es nicht Lieblosigkeit, nicht, wie Du wähntest, Veränderung meines Gefühls für Dich war, was mich schon früher diesen Punkt berühren ließ, muß ich Dir sagen, daß ich schon seit längerer Zeit Ursache zu haben glaubte, über die Treue unserer Domestiken in Zweifel zu seyn; daß ich nach vergeblicher Meldung an die Gebieterin es als Pflicht ansah, selbst den Aufpasser zu machen, und den heutigen Ball zur Schlinge brauchte, in welcher allem Anscheine nach die Schelme sich fangen mußten. Ich gebe vor, die ganze Nacht wegbleiben zu wollen, Dich weiß man unpäßlich, und sonst eben nicht geneigt, nach den alltäglichen Bedürfnissen zu schauen, und als ich vorhin unvermuthet hereintrete, sehe ich Licht in dem offenen Keller, schleiche mich hinzu und finde richtig den Johann und die Catharine, welche den Inhalt der vortrefflichen Weinliste, die uns der Oheim als

Digitized by Google

Hausgeschenk gesendet hat, einem Helfershelfer durch das Kellerloch zuschieben."

Hätte der Vorfall nicht in sich selbst eine so bittere Rüge von Leopoldinens Sanftmuthigkeit getragen, so würde sie sehr wahrscheinlich, den Aeußerungen ihres Gatten beistimmend, der sich in bittern Aerger über die unverschämten Hausdiebe ergoß, die erforderliche Theilnahme bezeugt haben. So aber senkte sich der Blick, der nur eine Sekunde hindurch sich erhoben hatte, auf's Neue abwärts, und ein dunkles Gemisch von Empfindungen höchst widerlicher Art, das Bewußtseyn eigenen Unrechts und die Unmöglichkeit, den ungewohnten Tadel zu ertragen, zwangen den Zügen des sonst so freundlichen Gesichts eine finstere Gleichgültigkeit auf. Als Julius vergeblich einer Erwiderung gelauscht hatte, fuhr er, ebenfalls verstimmter werdend, und mit vermehrter Schärfe des Tons und Ausdrucks, fort. „Nicht nur habe ich die Schurken auf der That ertappt, sondern durch den Schreck und die Ueberraschung, welche meine unerwartete Gegenwart verursachte, zum Geständnisse anderer Schelmereien gebracht, durch die ein Theil unseres besten Hausraths in ihren Besitz gekommen ist, und obwohl ich bis jezt noch keinen offenbaren Zusammenhang mit Philippinen entdecken konnte, so zweifle ich doch keineswegs an einem solchen und möchte Dich dringend bitten, mit ihr auf die nämliche Weise zu verfahren, wie es mit Johann und Catharine geschah, und sie so schnell als möglich wegzuschicken." Plötzlich erhielt bei diesen Worten die Gestalt der kleinen schmollenden Frau Bewegung und Leben. „Wie!" rief sie, „Du kannst doch gewiß die beiden Bedienten nicht ohne mein Vorwissen verabschiedet haben, in einem Augenblick, wo ich ihrer unumgänglich nothwendig bedarf? Hast Du vergessen, daß auf übermorgen der Graf von Saldern mit einer Anzahl Bekannten bei uns zum Diner gebeten ist, und daß ich, wenn Du mich der nöthigsten Hülfe beraubt hast, auf das Abscheulichste kompromittirt werde!" Die Röthe der Empfindlichkeit blizte von Leopoldinens Wangen, das Feuer unangenehmer Aufregung aus ihren sonst so sanften Augen, und ihr Mann, der bei besserer Ueberlegung wohl hätte einsehen müssen, daß ihre Klage allerdings nicht ganz grundlos sey, wurde dadurch so gereizt, daß er unmuthiger, als ohnedem vielleicht geschehen wäre, sie beantwortete. „Ei, eine gescheite Frau soll in solchen Fällen sich immer zu helfen wissen, und ich habe stets gehört, daß dies der Probestein weiblicher Wissenschaft sey. Deine Vorbereitungen zu dem Fest werden getroffen seyn, und es gibt hier eine Menge Kochkünstlerinnen, deren Eine Dich jeder Verlegenheit entreißen wird. Daß der Schritt ohne Dein Vorwissen geschah, magst Du mit der Bemerkung entschuldigen, daß es, wo die Hausfrau ihre ersten Pflichten als ihrer unwerth ansieht, eine andere regierende Gewalt an ihre Stelle treten muß, soll nicht das Hauswesen völlig zu Grunde gehen." Bei diesen Worten ergriff Julius das Licht, und indem er sich ohne Gruß noch Abschiedswort in sein Schlafzimmer entfernte, ließ er die junge Frau in einem Zustande des Schmerzes und Unwillens zurück, der um so peinlicher war, als sie, überzeugt, daß ihre Handlungsweise keinen Tadel verdiene, in den Forderungen ihres Gatten nur eine vorsätzliche Lieblosigkeit und Härte sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, sonst und jezt.

(Beschluß.)

Doch wenden wir uns von diesen hell beleuchteten Fenstern, hinter denen Musik rauscht und Champagner fließt, dorthin zu dem düstern Platze, gelehrten Angedenkens, den die Sorbonne beschattet. Hier, dem elenden Hause gegenüber, wo Rousseau in den Armen seiner Therese von Heloisen träumte, ist eine kleine, aber reinliche Restauration. Ueber der Thüre steht Flicoteau — und hier nimmt bei guter Tageszeit das gelehrte Frankreich sein Mittagsmahl ein. Kommt hieher zwischen drei und vier Uhr und laßt euch an einem der kleinen Tische nieder, die meist schon besezt sind. Rechts sizt ein bleicher junger Mann: das lange Haar, das ihm lose über das Gesicht fällt, gibt dem Auge, aus dem, in Folge des Nachtwachens, ein mystisches Feuer blizt, etwas Wildes; seine Kleidung ist sauber, aber abgetragen, die Ermel sind zu kurz und die Beinkleider reichen nicht ganz hinunter, das verschossene schwarze Halstuch, das lose einen ungeheuern Hemdkragen umgibt, läßt den magern Nacken fast ganz bloß. Zur Linken ist der Sohn des Süden, bleich und von dunkelm Teint; seine langen schwarzen, auf der Stirne gescheitelten Locken fallen ihm auf die Schulter nieder, ein kleiner Schnurrbart schmückt seine Oberlippe, und dies gibt dem sinnigen Gesichte einen antiken, apostolischen Anstrich. Rings im Zimmer, ihr mageres Stück Fleisch und Brod und die bleiche Wasserflasche vor sich, sizen junge Leute, welche sich in einer Jugend voll Noth und Entbehrung auf ein bewegtes oder wissenschaftliches Leben vorbereiten.

Ich habe die zwei auffallendsten Figuren an diesem Ort, als Typen der sogenannten jeune France, gezeichnet. Das Bild gilt natürlich nicht für Alle, auch sind nicht alle Studenten so ernst und fleißig, als ich mir die geschilderten denke. Manche besuchen die Rechtsschule rein der Form wegen, wie Viele auf unsern Universitäten. Es sind dies meistens junge Leute aus wohlhabenden

Digitized by Google

Familien, sie haben vier- bis achthundert Franks monatlich zu verzehren und können so ein müßiges, lustiges Leben führen. An der Ecke der Odeonstraße ist ein wegen der hübschen Dame am Comtoir berühmtes Kaffeehaus, wo sie gewöhnlich frühstücken und Morgens zwei, drei Stunden mit Essen, Zeitunglesen und Galanterie hinbringen. Abends gehen sie hinüber über den Fluß, speisen im Palais royal und besuchen häufig das Theater. Die übrige Zeit bringen sie mit Rauchen, Schwatzen — noch immer der Lieblingszeitvertreib der Franzosen — und in den unzähligen Salons littéraires zu, wo sie die leichten Tagesschriften lesen. Es ist wirklich bemerkenswerth: kein junger Franzose ist ganz müßig, ganz ohne Sinn für Literatur und ganz ununterrichtet. Die große Masse derjenigen, welche man auf den englischen Universitäten, den fleißigen Leuten (reading men) gegenüber, lustige Leute (gay men) heißt, macht niemals ein Buch auf, nimmt nie eine Zeitung zur Hand, liest nie auch nur drei Zeilen von Byron oder Walter Scott, oder dem populärsten Tagesschriftsteller; sie jagen, schießen, fahren, oder wenn sie diese Belustigungen nicht wirklich mitmachen können, so begnügen sie sich mit dem Schatten derselben, und da sieht man sie im Jagdhabit rauchen, oder in den Miethställen herumschlendern oder aus dem Fenster lehnen und mit einer Fahrpeitsche klatschen. In Paris haben die müßigsten der oben beschriebenen gay men einen gewissen Geschmack für Literatur. Sie lesen, sie bewundern, verehren nicht selten den Genius des Tages, und bei keinem verstreicht die Jugend, ohne daß doch ein paar jener erhebenden, poetischen Gefühle rege geworden wären, welche im spätern Leben vor Gemeinheit bewahren. Aber deren, für welche die Literatur bloß Gegenstand der Unterhaltung ist, sind nur wenige, dünne gesäet sind die müßigen, jovialen Verzehrer von drei-, vierhundert Franken monatlich. Die Mediciner, meist Söhne armer Eltern, lassen es sich für ihr Brodstudium ernstlich sauer werden, sie sind häufig fast von allen Hülfsmitteln entblößt, manche haben nicht mehr als sechzig, fünfzig, vierzig Franken monatlich zu verzehren und müssen für diese elende Summe wohnen, essen, Holz kaufen, sich kleiden, so gut es geht; durch elende Kost, ungesunde Luft, angestrengten Fleiß wird die Sterblichkeit unter diesen armen jungen Leuten sehr bedeutend. Die einzige Hülfe, der einzige Trost in ihrem Elend kommt ihnen von der Grisette. Dieses freundliche, ehrliche, oft nur zu gefällige Wesen, das in unsern geselligen Verhältnissen kein Gegenstück hat, ist der gute Genius des Studenten. Zwischen Grisette und Studenten herrscht eine Art von Fraternität: häufig wohnen sie unter Einem Dache; ist der Student krank, wartet sie ihm ab, ist seine Wäsche zerrissen, was nicht selten vorkommt, bessert sie dieselbe aus. Der Student seinerseits ist der Beschützer der Grisette, bietet ihr Sonntags den Arm zu einem Gang in's Luxemburg und zahlt den Sou auf der Fußgängerbrücke. Gleich arm, gleich hülf- und schutzlos, führt sie gemeinschaftliches Bedürfniß zusammen, und so bilden sie naturgemäß ein eigenthümliches Glied der Gesellschaft. Jenem ganzen Stadttheil in der Nachbarschaft des Luxemburg ist der Charakter seiner jugendlichen Bevölkerung aufgeprägt. Sie fühlen dies, sie fühlen sich hier auf ihrem eigenen Gebiet; sie tragen den Kopf hoch und Mütze oder Hut auf einem Ohr.

Der Jugend gehört die Zukunft — wo ist aber die Vergangenheit? Kommt mit, es ist unsere lezte Wanderung; kommt mit zu jenem Haufen phantastischer Gräber, wo Liebe und Eitelkeit sich elendiglich breit macht und einen Kranz künstlicher Blumen, am Thore des Leichenackers für zwei Sous erkauft, über dem Grabe des angebeteten Geliebten aufhängt. Hier liegt Abälard und Heloise, der Mönch und seine Geliebte; wie viele Ideen, Sitten, Doktrinen, Wechselfälle, Revolutionen knüpfen sich in der Phantasie an dieses Denkmal! Hier liegt Massena, der Feldherr des Kaisers, dort Foy, der Staatsmann der Restauration; denn dieser Leichenacker ist erst seit zwanzig Jahren offen und umschließt schon zwei Dynastien. Doch hindurch durch diesen Wald von Pyramiden, Obelisken, Hügeln und Säulen, weg von diesen frischen Gräbern, und blickt nieder von jener Höhe auf die Denkmäler, welche Jahrhundert an Jahrhundert knüpfen! welche Masse von Geschichte liegt hier vor uns! Seht dort die Trümmer des Palastes, der sich für den neuen König von Rom erhob, hier die Kirche des heiligen Ludwig, dort Bonaparte's Standbild! Seht euch um! wo stand der Tempel des Jupiter, wo das Haus der Ninon de l'Enclos, wo war Dantons Zimmer, wo Richelieu's Palast? Beschattet in der Einbildung den Fluß dort unten mit dem düstern Forste, der den Mysterien des druidischen Gottesdienstes geheiligt war; laßt durch die engen Gassen jenes Eilandes den muntern Zug am Feste des Bacchus und der Ceres sich bewegen; bevölkert die Stadt dort mit den wimmelnden Gestalten vermummter Mönche und gewappneter Krieger; malt euch die Wirren der Ligue, das Gemetzel der Bartholomäusnacht, seht dort Karl, die unselige Büchse in der Hand, am Fenster stehen, und die Seine roth, geschwellt von protestantischem Blut! Seht die Stadt im ewigen Taumel ob den Festen, den Zweikämpfen, dem ehrgeizigen Treiben und Jagen, den Raufereien der unruhigen Edlen jener ritterlichen, galanten Zeit, und dort dagegen die Buden in der Straße Quincampoix, wo die gesunkene Ritterschaft Frankreichs sich kläglich zur Schau stellt! Seht weiter: Mirabeau auf der Rednerbühne, Lafayette

Digitized by Google

auf dem Marsfelde, hoch zu Roß! Bonaparte kommt aus Egypten zurück und begibt sich in's Institut, die große Armee paradirt auf dem Carrousselplatze, die Kosaken lagern in den elysäischen Feldern, die königliche Garde steht aus dem Louvre und die Nationalgarde steht zur Musterung auf den Boulevards!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Hay-Market-Theater.

London ist, im Vergleich mit der Season, entvölkert, verlassen, geflohen von den glücklichen Unglücklichen, die, wenn sie um Mittag gähnend sich von der Stahlfedermatratze erheben, sich und der Welt einen Dienst erzeigen würden, wenn sie sofort sich wieder darauf ausstrecken, denen der Tag zu lang und die Nacht zu lang, das Vergnügen Langeweile und die Langeweile Beruf, das Leben ein Fluch und doch der Tod ein Schauder ist, die des Abends im Schauspielhause der Bühne den Rücken kehren, ein Paar buttergelbe oder apfelgrüne Handschuhe von je zwei bis drei Minuten mit einem gewichsten Stutzbart und einem gebeamten Lockenhaar beschäftigen, in der Zwischenzeit die Schönen und Nicht-Schönen des ersten, zweiten und dritten Ranges lorgnettiren, und wenn sie nicht matt und müde den Mund zum Gähnen verzerren, ihn zu lautem, störendem Gespräche gebrauchen. Von dieser reichen, aemen Blüthe der Nation — eine gemalte Blumenflur, wie jede Residenz sie besitzt — ist London jezt verlassen, und in nächster Folge sind die Theater leer. Die Theater? Mit Beifall eleganter Welt läßt sich, wenigstens während der drei unfashionablen Monate Juli, August, September, in London nicht füglich von Theatern reden; da kann man höchstens von Einem Theater, vom Theatre Royal, Hay-Market, sprechen. Die deutsche und italienische Oper, im Fall sie geöffnet werden, gehören dem Frühlinge und Sommers-Anfange. Selbst Drury-Lane und Covent-Garden halten bis zum ersten Oktober ihre Pforten geschlossen, senden bis dahin ihre Künstler auf Reisen, die Schauspieler, um frischen Athem zu schöpfen, die Dekorationsmaler, um frische Stoffe zu sammeln, und treten dann mit dem ersten Oktober — vorausgesezt, daß er nicht auf den Sonntag fällt — ihr neues Ringelrennen an. Während also die eleganten Opern- und Schauspielhäuser ihr unsichtbares Mantwurfsleben führen, steht eigentlich nur Hay-Market den die Kunst liebenden Theaterfreunden offen. Da es aber hier so gut wie in andern großen Städten Maxime der Direktionen ist, anziehende Stücke so lange zu geben, bis sie entweder die Anziehungskraft verloren, oder das ganze anziehungsfähige Publikum angezogen haben, so ist in der Regel die Ausbeute für den den Wechsel liebenden Theaterfreund eine sehr geringe. Bis Ende Septembers, und selbst der Oktober hat nur wenig daran geändert, servirte Hay-Market unausgesezt als erste Schüssel The Queen's Champion und als zweite Married life. Bloß das Dessert erschien bisweilen mit einer andern Devise, und die von My wife or my place wurde mehrere Male herumgegeben. Bei The Queen's Champion haben die Gäste einige zwanzig, bei Married life mehr als vierzig Abende gesessen, und der Beifall, den beide Stücke gefunden, dürfte als eine Art Beweis gelten, daß das Hay-Market-Publikum keinen sehr verwöhnten Gaumen hat, oder vielmehr gute Zubereitung selbst die einfachste Kost zu würzen versteht.

The Queen's Champion, der Ritter der Königin, scheint weniger Original, als Uebersezung aus dem Französischen zu seyn, und zwar Uebersezung von Salvoisy, ou l'amoureux de la Reine, von Scribe. Mrs. Nisbett war als Marie Antoinette, obgleich nicht jeder Zoll, doch gewiß zollweise eine Königin. Die österreichische Gutmüthigkeit leuchtete aus ihrem Auge. Jugendlich unbesonnen, in jener glücklichen, aber gefährlichen Laune, die das Gefühl der Unschuld bisweilen die Schranken der Convenienz überschreiten läßt, gestattet sie ihrem Ritter, den sie bei Gelegenheit eines Konzertes nur flüchtig gesehen, eine geheime Zusammenkunft. Das Bekenntniß seiner Liebe stürmt von seinen Lippen. Vergebens bemüht sich die Königin, die leutselige Antoinette, ihn von seiner Thorheit zu heilen. Er sinkt ihr zu Füßen, er fordert ihre Hand zum Kusse. Jezt tritt die Gefahr des Alleinseyns vor das Auge der Königin. Sie ruft dem entfernten Gefolge, sie verbannt den wahnsinnigen Salvoisy aus dem Palaste. Aber das Weib kann dem Manne nicht zürnen, dessen Pulse bis zur Raserei ihr entgegenschlagen, und die zürnende Königin gebietet Verweisung, doch auch milde Behandlung des Kranken. In dieser Hauptscene des ersten Akts war Mrs. Nisbett vollkommen eine weibliche Königin, oder besser, ein wahrhaft königliches Weib, und wenn sie in der Hauptscene des zweiten Akts, wo ihre Rettung in der Hand des verschmähten, des zum Wahnsinn getriebenen Salvoisy liegt, in ihrer Haltung schwankte, so ist auch dies vielleicht im Charakter einer Königin, von deren Haupte die Krone gefallen und mit der Krone der Zauberring scheinbarer Allmacht zerbrochen ist. *)

(Die Fortsezung folgt.)

*) Wir sind genöthigt, den Brief vorläufig hier abzubrechen, um den uns eben zugekommenen Bericht über den Brand der Parlamentshäuser sogleich geben zu können. D. Red.

Auflösung des Räthsels in Nr. 262:
Das Eis.

Räthsel
für alle fünf Sinne.

Nr. 4.

Man kann es ruhend oder spielend sehen,
Doch Freude macht's dem Aug' im Spiele nur;
Bald spielt's am Boden, bald in Himmelshöhen,
Und gerne folgt der Blick der lichten Spur.

Man kann es hören, wie es zischt und pfeift,
Und brüllt im Spiele mit metallnen Kieseln;
Wer, wenn es ruht, nach seinem Horne greift,
Und schüttet's aus, der hört es lieblich rieseln.

Man kann es riechen, Mancher hat's gerochen,
Ob du es riechen kannst, ich weiß es nicht;
Vor seinem Dunst hat Mancher sich verkrochen,
Aus Furcht, es lösch' ihm aus des Lebens Licht.

Man kann es schmecken: Mancher hat's geleckt,
Der hastig mit den Zähnen drauf gebissen;
Doch ob das Würstchen wirklich ihm geschmeckt,
Das Niemand essen mag, kann ich nicht wissen.

Man kann es auf verschiedne Weise fühlen,
Nachdem es kalt ist oder in der Glut;
Erst kann man drin gern mit den Händen wühlen,
Doch wenn es glüht, so scheut man seine Wuth.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 41.

Sonnabend, 8. November 1834.

[644] In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober.

Inhaltsverzeichniß: Lage der französischen Kolonie am Senegal. — Reise nach Dagana. — Trinkbarmachung des Seewassers. — Cincinnati und die virginische Universität. — Oeffentliche Arbeiten in Aegypten. — Lafayette's Korrespondenz. — Miszellen aus dem niederländischen Ostindien; Steinkohlen auf Sumatra; Palu Sampu und die Südseite von Java; eine Rhinocerosjagd. — Die Unternehmungen Schah Schudschahs. — Reisen im südlichen Afrika. — Ein Besuch auf der Insel Hayti. — Ueber die Bildung der Wasserhosen. — Neue Befestigungstheorie. — Ein irisches Lebensbild. — Die Gesellschaft in Calcutta. — Die Insel Malta. — Streitkräfte der Türkei. — Zahl der Miethkutschen in London. — Die französische Geistlichkeit. — Ausflüge in das mittägige Amerika von Waterton. — Einschirrung von Dromedaren. — Kurzer Weg über die Landenge von Panama. — Literarische Nachrichten aus Paris. — Ahasverus von Edgar Quinet. — Ueber die Republik Mexiko als etwanigen Zielpunkt europäischer Auswanderungslust. — Kontroverse über die Authenticität der Zoroaster'schen Schriften. — Alte Bevölkerung Westindiens. — Die Irrenanstalt zu Hanswell. — Eine Pariserin in Arabien. — Ein birmanischer Tempel. — Entdeckungen in Bactriana. — Der Oxusstrom. (Nach Burnes.) — Eine persische Hinrichtung. — Ungünstiger Erfolg der Sendungen von jungen Frauenzimmern nach Neu-Südwallis. — Gottesgericht in Indien. — St. Petersburg: Promenaden, Statuen, Equipagen, Lebensmittel. — Kalleb, der Pirat. — Gegenwärtiger Zustand der Wallachei. — Getreideernte in Rußland. — Handelsgeist der Engländer. — Handel von Tunis. — Gesellschaft zur Betreibung des grönländischen Handels. — Die jüngste Revolution in Peru. — Kabul und das Grab Babers. — Chinesische Fahrzeuge. — Das ägyptische Dampfschiff der Nil. — Abgerissene Bemerkungen über Java. (Von einem bayerischen Arzte.) — Ueber die Königsfestgans. — Die amerikanische Spinne. — Census von Paris. — Die spanische Geistlichkeit. — Schah Schudschah. — Unterirdische Gänge im Schlosse zu Eltham. — Sonderbarer Aberglaube in Indien. — Ausfuhr aus Westindien. — Die diesjährige Versammlung der Naturforscher in Edinburg. — Goldertrag der Minen in Nordamerika. — Das Thier Ras. — Versinken eines Felsens in Yorkshire. — Verwaltung der Gerechtigkeit auf Otaheiti. — Sterblichkeitsverhältnisse. (Nach Browning.) — Ueber giftige Spinnen. — Zinkographie. — Umlaufende Münzen in Frankreich. — Eisendampfboote. — In Luxemburg aufgefundene Alterthümer. — Einkünfte aus den englischen Häfen. — Die Stadt Rom. (Mit einem Plane der Stadt.) — Furchtbare Noth in Bundlecund. — Das Arsenal zu Metz. — Verminderung der Sterblichkeit. — Literatur, Wissenschaft und Kunst in Brasilien. — Thätigkeit der Nachdrucker in Nordamerika. — Wahrscheinliche Entdeckung eines historischen Gemäldes von Rubens. — Englische Garnisonsstädte in Ostindien: Behrampur. — Memoiren der Herzogin von Abrantes, 15ter und 16ter Band. — Sphygmometre, ein neuerfundenes Instrument. — Mächtige Eisbänke. — Denkmal Volta's. — Missionen in Kantasien. — Ein Besuch in den Salzbergwerken von Wieliczka. — Eine Mordgeschichte. — Bemerkungen über die Tornados. — Justizwesen in Algier. — Miszellen aus indischen Journalen. — Tagebuch eines Deportirten. — Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt in Hindustan. — Nachrichten über Belgien.

[595] **Neue Musikalien,**

welche bey B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind:

Bertini junior, 25 leichte fortschreit. Etuden f. Pfte., für Hände, welche noch keine Octave spannen können. Op. 100. 2 fl. 24 kr.

Herz, H., Rondo f. Pfte. aus d. 2ten Concert. Op. 74. 1 fl. 30 kr.

— — Souvenir de Vienne, Paris et Londres. 3 Fantais. f. Pfte. Op. 75.

Nr. 1 über d. Charmant-Walzer 1 fl. 24 kr.
Nr. 2 über e. Th. a. Gustav 1 fl. 24 kr.
Nr. 3 über e. Cavati a. Zelmire 1 fl. 24 kr.

— — Le Bijoux. Polacca. f. Pfte. 4händig arrg. von Hünten 1 fl. 12 kr.

Kalkbrenner, Melange üb. fav. Th. a. Aubers Lestocq. f. Pfte. Op. 124. 1 fl. 12 kr.

Mazas, 3 variirte Th. v. Rossini und Bellini f. d. Violine Op. 43. 54 kr.

— — 3 Rondos f. d. Violine üb. Th. v. Weber, Meroadante. Op. 44. 54 kr.

— — 3 Polons. f. d. Violine üb. Th. v. Weber, Rossini, Spohr. Op. 45. 1 fl. 36 kr.

Rossini, Ouvert. a. W. Tell f. 2 Clartt. arrg. 54 kr.

— — fav. Stücke aus Tell für 2 Clartt. arrg.
Liv. 1. 1 fl. 36 kr.
Liv. 2. 1 fl. 36 kr.

— In Stuttgart sind obige Musikalien bey G. A. Zumsteeg zu haben.

[549] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Thomas Moore,

Die Liebe der Engel.

Aus dem Englischen übersetzt von

J. B. Rousseau.

12. In Umschlag 9 Gr. oder 36 kr.

Die schönste Dichtung Moore's ist hier in einer so melodiösen, edeln und wahrhaft dichterischen Sprache wiedergegeben, daß sich dieses Büchelchen, auch wegen seines sittlich erhebenden Inhalts, namentlich zu einem Geschenk für Frauenzimmer eignen möchte.

Digitized by Google

[588] Im Industrie-Comptoir zu Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Malerische

Reise um die Welt

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten aus den frühern Entdeckungsreisen nach Dumont d'Urville von Dr. A. Diezmann. In 4. mit 500 Abbildungen, 6te und 7te Lieferung mit 16 Abbildungen. Preis à 6 Gr.

---

[620] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Der lezte Taborit

oder

Böhmen im fünfzehnten Jahrhundert.

Historisch-romantisches Gemälde in zwei Bänden

von

C. Herlossohn.

8. 1834. 3 Thlr. 8. Gr.

Für Architekten und Alterthumsforscher.

[529] An alle Buch- und Kunsthandlungen wurde versandt:

J. H. Wolff (Professor zu Cassel). Beiträge zur Aesthetik der Baukunst oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architektur. Mit 28 Kupfertafeln. Royal 8. Cartonnirt. 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 fl.

Da der Verleger in dem Cyklus der Denkmäler der Baukunst fast Alles in bildlichen Darstellungen geliefert hat, was bis jezt von Resten der echt griechischen Architektur aufgefunden ward, — so glaubte er den Besitzern dieser Werke einen Dienst zu erweisen, indem er sich zu dem Verlag und der Bekanntmachung dieser Nutzanwendung jener Denkmäler in ästhetischer Hinsicht entschloß. Er hofft, daß sein Bestreben, immer noch mehr durch Verbreitung gediegener Werke für die Jünger und Verehrer der Baukunst zu thun, die zur ferneren Ermunterung unumgänglich nothwendige Anerkennung finden werde.

Darmstadt, im September 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[584] Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen:

Henrici, Mor., die Kupferstechkunst und der Stahlstich. Für Männer vom Fache und Kunstfreunde (historisch, technisch und kritisch dargestellt). 8. 11 Bogen, Velinpapier, broch., 1834. ⅔ Rthlr.

Bei den großen Fortschritten in den genannten Kunstfächern und bei der außerordentlichen Verbreitung ihrer Produkte muß es für jeden Gebildeten erwünscht seyn, sich über dieselben gründlich zu unterrichten. Das Werkchen behandelt die Erfindung des Kupferstichs, die Weiterbildung bei den verschiedenen Nationen, die Bereitung (die 11 Stechweisen, die Maschine, der Kupferdruck ꝛc.), die Ausbildung in den verschiedenen Schulen, die Kunst auf ihrer jetzigen Stufe, die Stahlstechkunst ꝛc. Wir können es als vorzüglich empfehlen.

---

[651] ☞ Ueber den gestirnten Himmel und die neuesten astronomischen Entdeckungen kann allen Verehrern der großen Wunderwerke des Weltalls kein verständlicheres, anziehenderes und erhebenderes Werk empfohlen werden, als wie

Gelpke's populaire Himmelskunde.

8. geh. Hannover bei Hahn. Mit einer Mond-Charte und Kupfer,

wovon schon eine 4te vermehrte Auflage zu 1½ Rthlr. durch alle Buchhandlungen zu haben ist.

---

[494] Bei G. Basse in Quedlinburg ist erschienen:

C. P. Danger:

Die Kunst der Glasbläserei

vor dem Löthrohre und an der Lampe. Oder Darstellung eines neuen Verfahrens, um alle physikalischen und chemischen Instrumente, welche in den Bereich dieser Kunst gehören, als Barometer, Thermometer, Areometer, Heber u. s. w., mit dem geringsten Kosten-Aufwande und auf die leichteste Art zu verfertigen. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 4 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 20 Gr.

---

[600] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs zu haben:

C. Valerii Catulli *Veronensis*

Carmina

annotatione perpetua illustravit

FRID. GUIL. DOERING.

(Altonae, J. F. Hammerichii. 1834. 8. 1½ Rthlr.)

In dieser neuen Ausgabe eines der originellsten und lieblichsten Dichter der Römer erhält das philologische Publikum nicht etwa nur eine verbesserte Auflage der vor fast 50 Jahren von dem Hrn. Ober-Cons.-Rath Döring veranstalteten Edition, sondern eine völlig neue Bearbeitung des Dichters. Der Commentar, in der bekannten mustergültigen Latinität des Herausgebers verfaßt, gibt eine dündige und geschmackvolle, die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten lösende, sowie die neuesten kritischen Forschungen berücksichtigende Erklärung, und ist — was zu nicht geringer Empfehlung gereichen wird — vor dem Abdruck dem geistreichen Freunde des Herausgebers, dem Herrn G. H. R. Friedrich Jacobs, dessen Erinnerungen benutzt sind, zur Durchsicht mitgetheilt. Eine wohlgeordnete Uebersicht der Metra des Catull, nach Nobbe, und zwei vollständige, mit musterhafter Genauigkeit gearbeitete Indices erhöhen den Werth dieser Ausgabe, durch welche sich der berühmte Herausgeber im hohen, aber noch frischen Alter ein neues Verdienst um den Liebling seiner Jugend erworben hat. Diese Andeutungen werden hinreichen, alle Philologen auf diese vortreffliche Ausgabe des Catull aufmerksam zu machen.

---

[599] Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1835. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit Stahlstichen von Fleischmann. In elegantem Einbande, 4 fl., 2 Rthlr. 8 gr. Mit Abdrücken auf Chinesisches Papier ꝛc. 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Die nach den schönsten und werthvollsten ausländischen Originalen von Fleischmann meisterhaft ausgeführten Stahlstiche werden den Kenner und Liebhaber befriedigen, gleichwie der mannichfaltig interessante Inhalt zu den Stahlstichen: I. Titelkupfer, die Herzogin

Digitized by Google

von Berry, in schöner Familiengruppe. — Text, geistreiche, interessante Charakterschilderung. II. Lord Byron in seinem 19ten Jahre. III. Das Mädchen von Athen. Text zu beiden, von Albano. IV. Constanze. Zu der Erzählung von W. Blumenhagen. V. — VII. Scenen aus Byrons Mazeppa, — müßige Stunden und die Insel. Erzählungen: I. Der Kapuziner, von A. Schreiber. II. Heiliger Liebe Triumph, historische Novelle von W. Blumenhagen. III. Erinnerungen aus dem Leben. Durchaus wahr. Von H. H. Schreiber. IV. Die Maier. Ein Nachtstück von Adelb. v. Schonen. V. Anker und Kreuz, oder der wunderliche Polterabend. Novelle von Felix Nord. Gedichte vom Herausgeber und Andern.

---

[606] Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig, ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die wahre und die scheinbare Bahn des

Halley'schen Kometen

bei seiner Wiederkunft im Jahre 1835 anschaulich dargestellt und allgemein faßlich erklärt

von

A. F. Möbius,

Professor der Astronomie zu Leipzig.

gr. 8. Mit einer gestochenen Kupfertafel in gr. Folio. Velinp. broch. ½ Thlr. 45 kr. C. M. 54 kr. rhein.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Halleysche Komet erregt, wird das vorliegende Werkchen eine willkommene Erscheinung seyn. Mit großer Gründlichkeit gibt der Herr Verfasser umständlichere Nachrichten von dessen Lauf und stellt durch die beigefügte Kupfertafel ein klares Bild davon dar.

---

[604] Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Artilleristisches Taschenbuch

zunächst für Avancirte und ältere Kanoniere, zu deren Selbstbelehrung.

Nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet

von

W. Meinecke,

Hauptmann in der 3ten Artillerie-Brigade u. Direktor der Brigadeschule.

Preis 2 Rthlr.

---

[607] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen, welche die Fortsetzung verlangt haben, versandt:

Die 3te Lieferung der

PFENNIG-AUSGABE

der

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt

von

Max Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall.

15 Bändchen, mit Titel-Vignetten.

Auf feines Velin-Druckpapier.

Bedingungen der Anschaffung.

Um die Anschaffung zu erleichtern und Jedem möglich zu machen, erscheint diese Ausgabe:

1) In 5 Lieferungen, jede von 3 Bändchen, auf feinem Velin-Druckpapier und sauber geheftet.

2) Zu folgenden ungemein wohlfeilen Preisen, als

für die	1ste	Lief.	in 3	Bdchn.	von 52½	Bog.	21 Gr.
— —	2te	— —	3	—	— 45	—	21 —
— —	3te	— —	3	—	— 47	—	22 —
— —	4te	— —	3	—	— 48¼	—	21 —
— —	5te	— —	3	—	— 60½	—	1 Rthlr.

Zusammen 254 Bogen zu 4 Rthlr. 12 Gr.; wofür selbst keine der durch Druckfehler und Auslassungen verunstalteten Nachdrucker-Ausgaben zu haben ist.

3) Die Zahlung geschieht für jede Lieferung einzeln, bei deren Ablieferung.

4) Jeder Subscribent wird aber zur Abnahme aller 5 Lieferungen verpflichtet.

5) Einzelne Lieferungen können nicht abgelassen werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preiserhöhung zu liefern.

Buchhandlung Josef Max u. Comp.
in Breslau.

Pfennig-Taschenausgaben.

[609] Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind erschienen und zu unerhört billigen Preisen,

das Bändchen zu drei Groschen,

zu erhalten:

Lord Byron's sämmtl. Werke, 31 Thle. 3 Thlr. 21 Gr.
Alfieri's Trauerspiele, 8 Thle. 1 Thlr.
Calderon's Schauspiele, 12 Thle. 1 Thlr. 12 Gr.
W. Scott's sämmtl. Romane, 112 Thle. 14 Thlr.
— — sämmtl. poetische Werke, 20 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.
— — Leben Napoleons, 21 Thle. 2 Thlr. 15 Gr.
— — Geschichte v. Schottland, 7 Thle. 21 Gr.
— — Biographien der Romandichter, 3 Thle. 9 Gr.
Thomsons Jahreszeiten, 2 Thle. 6 Gr.
Virgil's Aeneide, 4 Thle. 12 Gr.
Voltaire's ausgewählte Werke, 7 Thle. 21 Gr.

und noch andere mehr.

Diese Ausgaben sind ganz gleichförmig auf das schönste Velinpapier sauber und correkt gedruckt, und die Bändchen im Durchschnitt über 200 Seiten stark.

Sie werden zu den dabei bemerkten Preisen roh und ohne Kupfer ausgegeben; man kann solche aber auch geheftet mit Kupfern zu vier Groschen per Bändchen erhalten.

Vermöge ihrer schönen Ausstattung eignen sie sich vorzüglich zu Geschenken.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Monarchie nehmen Bestellungen darauf an, und haben vollständige Verzeichnisse davon vorräthig.

---

[522] Neujahrs-Gabe.

Kynalopekomachia,

das heißt:

Der Hunde Fuchsenstreit.

Episch Gedicht in 6 Gesängen

von

C. Fr. v. Rumohr.

Mit 6 Bildern von Otto Speckter.

gr. 8. 10 Bogen. cartonnirt. 2 Rthlr.

Jene Sympathie, welche besonders im Kinde so lebhaft ist, doch selbst in reiferem Alter oftmals sich frisch erhält; jenes so poetische als wesentliche Mitfühlen des allgemeinen Naturlebens bei Menschen jeden Alters und

Digitized by Google

jeder Bildungsstufe, also in einfacher, allgemein verständlicher Sprache anzuregen, scheint des Verfassers vornehmste Absicht zu seyn.

Wenn hiedurch sein Werk als Neujahrsgabe besonders sich empfiehlt, fehlt es andererseits darin nicht an denjenigen Beziehungen, welche das reifere Alter und die höhere Bildungsstufe in Hervorbringungen dieser Art zu finden liebt.

Die gelungenen Bilder des talentvollen Otto Speckter vor jedem Gesange sind eine Zierde des Buches.

Lübeck, im October 1834.

v. Rohden'sche Buchhandlung.

---

[605] Herabgesezter Preis.

Hahnzog's Lehrbuch der Militairgeographie.

2 Bände, 71 Bogen,

nebst Lichtensterns Atlas in 4 Blatt

des größten Landchartenformats.

Magdeburg. Rubach.

Ladenpreis 6 Rthlr. 21 Gr., für 2 Rthlr. 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen bis Ende 1834 zu beziehen.

---

[608] In allen Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichnis

sämmtlicher

Taschenausgaben,

welche im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwikkau erschienen und in einer Auswahl von 560 Bändchen zu unerhört billigen Preisen durch jede Buchhandlung Deutschlands und Oesterreichs zu beziehen sind.

Anzeige von einem neuen botanischen Werke.

[568] Bei C. F. Osiander in Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora von Würtemberg

von

Dr. Gustav Schübler,

ord. Professor der Botanik an der Universität Tübingen,

und

Georg v. Martens,

Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart.

Mit einer Karte der Umgebungen von Tübingen.

1834. In einem Bande.

gr. 12. geheftet. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

---

[613] Bei C. A. Jenni, Sohn, in Bern ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schweiz.

Blätter für das In- und Ausland

von

einem Vereine wissenschaftlicher Männer.

1s Heft. Preis für 12 Hefte. 10 Gulden rhein. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt des ersten Heftes.

Ueber das Studium der National-Oekonomie. — Steuergesetzgebung. — Die Schweiz. — Bundesrevision. — Tagsatzung. — Parteien. — Volksunterricht. — Prüfung einiger Gesetzentwürfe.

---

[634] So eben ist erschienen:

Deutsche

Staats- und Rechts-Geschichte.

Compendiarisch dargestellt

zum

Gebrauche bei akademischen Vorlesungen

von

Dr. Heinrich Zoepfl

in

drei Abtheilungen.

fl. 5. 24 kr. rhein. Thlr. 3. 8 gGr. sächsisch.

ERSTE ABTHEILUNG.

Bei dem täglich steigenden Interesse für die Geschichte des vaterländischen Rechtes und Staatslebens und bei den Anforderungen welche heutzutage, hinsichtlich der Kenntniß derselben an jeden Gebildeten, insbesondere aber an den Rechtsgelehrten gemacht werden, ist dieses Lehrbuch unfehlbar eine höchst willkommene Erscheinung aus der Feder des Herrn Verfassers, der in universeller Bildung als Publicist und als Rechtsgelehrter sich schon so auszeichnende Anerkennung erworben. In großer Reichhaltigkeit hat derselbe auf die Quellen und auf die Literatur des Faches zu verweisen, und seine eben so scharfe als bescheidene Kritik mit seltener Umsicht und Kürze in die Noten zu verflechten gewußt.

Die Klarheit und Präcision der Darstellung, welche das Publikum schon aus seinen früheren Schriften kennt, werden ihm in diesem Lehrbuch neuen Dank und Anerkennung bereiten, und berechtigen uns zu der Hoffnung, daß dasselbe nicht nur als Lehrbuch, sondern auch als Leitfaden zum gründlichen Selbststudium der vaterländischen Geschichte sich bald nicht nur in den Händen der Studirenden, sondern auch aller Freunde des Deutschen Rechtes und der Deutschen Geschichte befinden werde; um so mehr, als die Fülle neuer Ansichten, welche der Hr. Verfasser darin entwickelt, und ihre scharfsinnige Begründung das Buch als eine der interessantesten Erscheinungen für den Geschichtforscher und Rechtsgelehrten darstellen.

Der eben so geschmackvolle als ökonomische Druck macht es überdies möglich, das Buch, dessen zweite und dritte Abtheilung von ziemlich gleicher Bogenzahl unmittelbar folgen werden, zu dem so geringen Preise zu liefern, während das hier Geleistete bisher auch in Quantität nur mit bedeutend größerem Kostenaufwande zu erlangen war. Ein vollständiges Register beim Schluß wird den Werth noch erhöhen.

Heidelberg, im Oktober 1834.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

---

[621] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Wit von Dörring.

Mein Jugendleben und meine Reisen.

Ergänzung der Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.

8. 1833. drochirt 2 Thlr.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. November 1834.

Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
Nur einmal klingt, und immer wieder klingt,
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Zwei Nächte waren schlaflos an Leopoldinens schönen Augen vorübergegangen. Zwar hatte an dem ersten Morgen nach dem ehelichen Streite ein reuiges Gefühl und das Bewußtseyn gethanen Unrechts den Gatten zu ihr zurückgeführt und sie war gutmüthig genug gewesen, ihm zu verzeihen, ungeachtet er so wenig als irgend ein Mann das Fehlerhafte seines Benehmens offen eingestanden hatte, und sie selbst noch nicht zu der nöthigen Erkenntniß gelangt war. Aber nach dem hergestellten Hausfrieden störten Sorgen ganz ungewöhnlicher Art ihre Ruhe und ließen sie nicht ohne eine ahnende Angst der oben erwähnten Mahlzeit entgegensehen. Man hatte sich bemüht, die Stelle der verabschiedeten Sünderin bestmöglich zu ersetzen, allein die Kenntnisse der neuen Küchennymphe schienen unvollkommen und einer erfahrnen Leitung bedürftig; in jedem Theile des Hauses fremd, war sie unbeholfen und verlangte häufige Zurechtweisung, die Niemand ihr zu geben vermochte, da die Hausfrau fast eben so unbekannt in diesem Reviere der Wirthschaft war, als sie selbst. Mit dem gemietheten Lohnbedienten ging es nicht besser, und Leopoldinens Bestreben, ihre Unwissenheit, deren sie sich mit einem Mal bewußt wurde, zu verbergen, minderte die großen und kleinen Uebel nicht, die aus all diesem entstanden. Eines lief gegen das Andere, jede Sache wurde zur unrechten Zeit gemacht; man mißverstand sich unaufhörlich, und die junge Frau, auf ihrem Divan in die ungewöhnliche Lektüre schnell herbeigeschaffter Kochbücher vertieft, verirrte sich entweder selbst auf dem unbekannten Boden oder sie hatte den Schmerz, ihre weisesten Anordnungen übel ausgeführt und zu unförmlichen Proben verunstaltet zu sehen. Als die Arme endlich todesmüde auf ihr Lager sank, stand das Schreckbild der morgen zu bestellenden Tafel vor ihrer aufgeregten Phantasie; ein Gefühl wahrhafter Hülflosigkeit bemächtigte sich ihrer, und ihr Geist, der in so vielen Fächern herrlich ausgeschmückt war, sah mit Erstaunen die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse, die sie auf einen Augenblick gerne gegen die verpönte Alltäglichkeit ausgetauscht hätte. Der erste Schimmer des Morgens fand sie noch ruhelos, und als endlich ein leichter Schlummer die ermüdeten Augen zudrückte, so tanzten versalzene Suppen, verbrannte Gemüse, Fasanen, deren unziemlich ausgestreckte Glieder die unwissende Köchin schmerzlich zu verklagen schienen, zerlaufene Geléen und geronnene Crèmen als häßliche Zerrbilder vor der erhitzten Einbildungskraft und raubten ihr vornweg den Muth zu den neuen Versuchen, die gemacht werden mußten.

Digitized by Google

Wir sind nicht gesonnen, durch ausführliche Beschreibung der nächsten zwölf Stunden bei einem Theile des weiblichen Geschlechts unangenehme Reminiscenzen zu wecken und uns selbst die Schwierigkeit einer höchst seltsamen Erzählung aufzubürden. Unter unsern schönen Leserinnen wird kaum Eine sich finden, die nicht im Stande wäre, sich ein Bild des peinlichen Kummers, des Unmuthes, der tausend Verlegenheiten zu entwerfen, deren Raub Leopoldine an diesem Tage war. Wohl wissend, wie Alles hätte seyn sollen, ohne hinreichende Kenntniß, das Ganze zu veranstalten, litt sie weit mehr als eine, die ohne Geschmack und ohne Urtheilskraft gewesen wäre. Sie, welche bisher stets vortheilhaft unter all ihren weiblichen Bekannten geglänzt, deren Eitelkeit so manch willkommenes Opfer erhalten hatte, mußte jezt sich dem herben Urtheil derjenigen unterwerfen, die bei geringen eigenen Vorzügen immer ohne Nachsicht für jeden Mißgriff ihrer Mitschwestern sind; sie mußte den leise verhüllten Spott, das hämische Lächeln und Julius finstere Stirne ertragen, dessen Reizbarkeit den Gedanken nicht zu fassen vermochte, daß er und sein Haus wahrscheinlich ein paar Tage das Mährchen der Stadt seyn würden, und mehr als je beklagte sie in diesen darten Prüfungsstunden die Abwesenheit der mütterlichen Freundin, die für Alles, was mangelte, Rath gewußt hätte.

Der Mann, welchem zu Ehren das Fest gegeben worden war, der Graf von Saldern, war der einzige Tafelgenosse, der die Lage der Frau des Hauses mitzufühlen und ihr Mißgeschick zu bemitleiden schien. An Leopoldinens Seite sitzend, hütete er sich wohl, die mißlungenen Speisen zurückzuschieben, sondern indem er auf Gefahr seines Magens herzhaft denselben zusprach, erzählte er mancherlei von der Kochkunst der Engländer, die ihm vorzüglich gemundet hatte und an welche ihn dieses oder jenes der aufgetragenen Gerichte erinnerte. Die Lebendigkeit seines Gesprächs, die Ehrfurcht, mit der er seine schöne Nachbarin behandelte, ließ diese einen Theil ihres Unheils vergessen, und als der Nachtisch aufgetragen ward, der, aus des Konditors Händen hervorgegangen, in wohlgeordneter Zierlichkeit Auge und Gaumen der Gäste ergözte, gelang es des Grafen Bemühungen, Leopoldinens gute Laune und mit dieser ihre Liebenswürdigkeit zu erregen, deren Wirkungen geeignet waren, die schlechten Bissen, die man genossen hatte, und die fehlerhafte Bedienung vergessen zu machen. Wer es weiß, wie wohlthätig in solchen Augenblicken bitteren Verdrusses ein Wesen erscheint, das uns demselben zu entreißen versteht, das, einen zufälligen Uebelstand übersehend, dem wirklichen Werthe seine Huldigung darzubringen strebt und dadurch das zerrüttete Gemüth mit sich selbst versöhnt, der wird es leicht begreifen, daß Saldern an diesem Tage Leopoldinen sehr wohl gefiel, und daß er in ihrem Sinne ein freundliches Gegenstück zu dem mürrischen, unfreundlichen Ehemann bildete, welcher den Hohn nicht so leicht verschmerzen konnte, der ihm von mehr als einem Gesichte entgegengeschaut hatte.

„Aber, Liebe," sagte eine der Damen am spätern Abend, als sich um Leopoldinen ein kleinerer Cirkel gruppirt hatte und diese, ganz wieder zu ihrer gewöhnlichen Stimmung gelangt, mit liebenswürdiger Leichtigkeit die Veranlassung der heutigen Unfälle, ihre Sorgen und ihr Ungeschick erzählt hatte; „aber, Liebe, warum griffen Sie nicht zu dem einzigen Mittel, das uns Frauen, die wir eben nicht erzogen sind, Suppen zu kochen und Braten zu würzen, in solchem Falle übrig bleibt? Warum schickten Sie nicht zu Frankoni, der Ihnen von heute auf morgen das göttlichste Diner herzaubert, an dem der feinste Schmecker nichts vermissen würde?" — „O ja," erwiderte der schönen Frau von Breitenstein ihre Nachbarin, eine lange, dürre Gestalt, „nur müssen Sie nicht vergessen, hinzuzusetzen, daß der Künstler sich auf eine Weise bezahlen läßt, welche leicht die gefüllteste aller Börsen zu leeren vermöchte." — „Ei," versezte die hübsche Frau, „wer wird sich darum bekümmern? Es ist doch wahrhaftig nicht unsere Sache, zu fragen: was kostet dies und was jenes? Das überlassen wir billig den ehrlichen Bürgersfrauen, die täglich auf den Markt ziehen, den Preis des Brodes und des Butters genau kennen, ihre Kinder warten, Haus und Garten besorgen und dann am Ende eines mühseligen Tages recht froh sind, wenn der Eheherr zum Zeichen seiner gnädigen Zufriedenheit ihnen traulich die Wange klopft. Ein solches Leben ist mir immer als der Anfang des Fegefeuers erschienen, und ich beklage die armen Geschöpfe herzlich, deren Daseyn so verkümmert wird. Zu unserem Stande aber kann, dem Himmel sey Dank! von solchen Dingen keine Rede seyn. Wir heirathen bloß, um einen sichern Standpunkt und die nöthige Freiheit zu erhalten, welche ungerechter Weise den unverheiratheten Frauen versagt ist, und an unsern Männern ist es, für die Herbeischaffung der Summen zu sorgen, die zu einer standesmäßigen Existenz erforderlich sind." — „Sie vergessen, schöne Frau," flüsterte Julius, der sich seit einiger Zeit über ihren Stuhl gebeugt hatte, hörbar genug, daß Leopoldine ihn verstehen konnte, „daß doch wahrscheinlich diejenigen Ehemänner glücklicher sind, welche der fleißigen und verständigen Hausfrau die Hand dankbar reichen, als die, denen Frankonis Rechnung entgegenstarrt, oder die sich durch die Unkenntniß ihrer holden Gefährtinnen beschämt fühlen." Dies bittere Wort, dessen Unzartheit tief in Leopoldinens Seele drang, bildete einen zu grellen Kontrast mit ihrer Vergangenheit und mit den geistreichen Schmeicheleien des hinter ihr stehenden Saldern, als

Digitized by Google

daß es der lebhaften, oft durch Lachen unterbrochenen Converſation bedurfte, die ſich unter dem gegenüberſitzenden Paare entſpann, um ſie vollends zu verſtimmen. Jeder Laut, den ſie von dorther hörte, jede Miene, die ſie ſah, ſchien ihr Hohn und Spott zu enthalten; ſie verhieß ſich ſelbſt, jedes Mittel lieber zu ergreifen, als ſich noch einmal einem ſolchen Mißgeſchick bloßzuſtellen, und ſo ſehr ſie ſich über die ſichtliche Koketterie der Breitenſtein ärgerte, ſo ſehr gefiel ihr die Philoſophie, die ſie vorhin preisgegeben hatte. Als endlich der qualvolle Tag geendigt war und ſie ſich einem beruhigenden Schlummer überlaſſen durfte, da trug ihre Phantaſie in ihre Träume alle die unangenehmen, peinlichen Erinnerungen der verlebten Stunden über und miſchte die Bilder ſo ſeltſam und verworren, daß Kopf und Herz auch nach dem Erwachen Manches zu bedenken und zu ordnen fanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Bei rauher Herbſtluft.

O Herbſt, ſey nicht ſo grauſam rauh:
Denk' dieſer Lilliakelchgebilde!
Sie rechneten auf keine Milde,
Sind nackt emporgeklommen, ſchau!
Das Jahr ſoll, hofften die Zeitloſen,
Auch mit den lezten Kindern koſen.

Dorf und Nacht.

Reine Stirn' aus dunklem Grün
Hebt das Dorf zum Abendhimmel.
Blickt ihr auch ſo unſchuldkühn
Noch heraus zum Sterngewimmel,
Treu dem ew'gen Thatenlohner,
Ihr Bewohner des Hügeldorfs?

Ländlicher Anblick.

Stellt ſich doch dies Bauernſtübchen,
An den Scheiben Mädchen, Bübchen,
Duftendes Baſilikum,
Vor mich wie ein Heiligthum!

Aufhülfe.

Von Waldgras einen ſchweren Bund
Hatt' ich ihr aufgelüpft;
Sie dankte mir mit Aug' und Mund
Und iſt dem Wald entſchlüpft.

Ihr Haupt beind ich düfteſchwer,
Sie mir des Herzens Grund.
Das wird des Gruſſes wohl nicht leer
Aus ihrem Aug' und Mund.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Der Brand der Parlamentshäuſer.

Hunderttauſende ſaßen in London am 16ten Oktober zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends ruhig bei ihrem nationalen Thee und legten ſpäter ſich ruhig ſchlafen, ohne zu ahnen, daß während derſelben Zeit andere Hunderttauſende nach der Weſtminſterhalle eilten, auf der Weſtminſter-Brücke ſich einen Stehplatz erkämpften oder an den Ufern der Themſe ſich in dichten Haufen reihten. Und als jene ruhigen Hunderttauſende am nächſten Morgen von ihren harten oder weichen Pfühlen ſich erhoben, den Schlaf aus den Augen reibend, da waren ſie, was ſie ſelten ſind, keine Londoner. Die Hand haſtete auf den geriebenen Augen, ſie vergaßen, den geöffneten Mund zu ſchließen, Erſtaunen lag in den unbewegten Zügen, und der gewöhnliche Londoner Spruch: nothing but that? weiter nichts, als das? blieb diesmal unausgeſprochen. So wie ſie jedoch die ungewohnte Feſſel der Ueberraſchung zerbrochen hatten, griffen ſie, trotz aller gewonnenen Ruhe, mit haſtigen Fingern nach Stiefeln, Schuhen und Kleidern, und dieſelben Hunderttauſende, die ruhig den Abendthee geſchlürft, opferten die Wonne des Frühſtücksthees, um ſchnell genug dahin zu kommen, wo die andern Hunderttauſende während der Nacht ſich gedrängt und geſtoßen, gefreut und geprügelt hatten. Und die Urſache? Keine andere, als die umlaufende und ausgerufene Kunde, daß die Häuſer des Parlaments in glühender Aſche lägen. Die Kunde war, was ſie in London nicht immer iſt, vollkommen gegründet, wenn auch manche Augen mehr geſehen hatten, als wirklich geſchehen war, und manche Lippen mehr erzählten, als die Ohren gehört. Der tiefſte Eindruck, die allgemeinſte Theilnahme konnte nicht fehlen. Das Ereigniß kam zu plötzlich, eine Reihe der unglückſeligſten Folgen kettete ſich in der Vorſtellung zu ſchnell daran, um nicht das Ereigniß ſelbſt zu vergrößern und bange Furcht in die Gemüther zu werfen. Der Unbefangenſte fühlte ſich dabei als Engländer betheiligt. Weil die Sitze in den Häuſern des Parlaments für jeden Eingebornen bereitet ſind, achtet ſie jeder als ſein Eigenthum, ehrt ſie jeder als ſein Vermächtniß. Der Knabe hört von ihnen ſprechen, der Jüngling lieſt die Reden und Beſchlüſſe, die dort gehalten und gefaßt worden ſind, der Mann ſieht in ihnen ſeinen Stolz und die Bürgſchaft ſeiner Freiheit, und der Greis iſt ja mit ihnen alt geworden. So verknüpft ein nationales Gefühl jeden Einzelnen mit dem ehrwürdig grauen Gebäude, und ſo empfand jeder Einzelne, daß die Flamme, die das öffentliche Gebäude verzehrt, ihm einen Theil ſeines Eigenthums genommen. Als daher die Zeitungen, dieſe vollgültigen, von keiner ängſtlichen Rückſicht eingeengten und von keiner willkührlichen Cenſurſcheere beſchnittenen Organe der verſchiedenartigſten Volksmeinungen, ſchon in der Frühe des nächſten Morgens ihre ſchnell abgefaßten und noch ſchneller gedruckten Berichte ausgaben, vereinigten ſich die meiſten in der Verſicherung, daß das Gefühl, welches der furchtbare Brand von Weſtminſter in der Allgemeinheit erzeugt, das des Schreckens und der Niedergeſchlagenheit ſey. Ich ſage, die meiſten Berichterſtatter vereinigten ſich in dieſem Ausſpruche; denn allerdings fehlte es nicht an einigen, welche, für den niedrigſten Pöbel ſchreibend, die Witze des Pöbels wiederholten und ſich daran ergötzten, daß Herrn Hume's Antrag in Betreff der Erbauung eines neuen Unterhauſes nunmehr einſtimmig durchgegangen ſey. Es dürfte jedoch mit Gewißheit behauptet werden können, daß dieſer unzeitige

Digitized by Google

Scherz wenig Anklang fand und daß mithin der Ausdruck des öffentlichen Gefühls bei diesem öffentlichen Unglück keines der am wenigsten charakteristischen Zeichen der öffentlichen Stimmung in England ist. Und kann das Wunder nehmen? Welche Nation besitzt ein Haus, ehrwürdiger in seinem Alter und reicher in seinen Erinnerungen, als das nun fast ganz vernichtete Haus der Gemeinen? Von König Stephan ursprünglich zu einer Kapelle erbaut und seinem Namensvetter, dem heiligen Stephan, geweiht, wurde die St. Stephanskapelle im Jahre 1547 von Eduard dem Dritten vergrößert und zu einer Kollegiatkirche eingerichtet, und blieb dies, bis sie nach der Uebergabe an Eduard den Sechsten den Gemeinen zu ihren Sitzungen eingeräumt wurde, zu welchem Zwecke sie denn auch ununterbrochen benutzt worden ist. Also sind die Mauern dieses Gebäudes Zeugen gewesen von den ersten Kämpfen für bürgerliche Freiheit, von den ersten Fragen, ob es eine unverantwortliche Macht im Staate geben kann und geben darf? von der ersten Erklärung des Rechts, der Regierung die Sennen ihrer Kraft abzuschneiden, wenn sie nicht in Uebereinstimmung handelt mit den Wünschen, mit den Anforderungen, mit den Freiheiten der Nation. Sie sind aber auch Zeugen gewesen von den Folgen eines Umsturzes der Kirche, von Zahmheit und Schlechtigkeit der Legislatur und von dem daraus nothwendig entstehenden Verfalle nationaler Freiheit. Sie sind Zeugen gewesen, wie das Parlament unter dem Despotismus eines Cromwell zerrieben wurde. Sie haben Reden gehört, glänzender, als je ein Demosthenes sie gehalten, geistreicher, als Rom sie je vernommen. Und war es nicht innerhalb dieser Mauern, wo in der neuern Zeit der Beschluß gefaßt und durchgeführt wurde, das gefesselte Europa von der eisernen Faust eines Tyrannen zu befreien? Der Tyrann ist gefallen, der große Mann ist todt, manche schöne Hoffnung ist unerfüllt geblieben, und es war die Nacht vom 16ten zum 17ten Oktober, welche die englischen Parlamentshäuser vernichtete.

Um die oben angegebene Stunde kam die Frau eines der Thorwärter im Oberhause, dessen Wohnung dem Palastbofe gegenüberlag, die Treppe neben dem sogenannten Fremden- oder Seiteneingange in das Haus der Lords herab und glaubte unter der Thüre dieses Eingangs einen Lichtschein zu bemerken. Sie sagte dies sofort einem hier Angestellten; Beide untersuchten die Thüre; der Lichtschein wurde stärker, aber außer Stand, die Thüre zu öffnen, begnügten sie sich, Lärm zu machen, und eilten selbst, so schnell sie konnten, nach ihren Zimmern. Der Lärm zog mehrere Menschen herbei; Alle sahen die Feuerglut stärker und stärker unter der Thüre hervorleuchten; doch Niemand wußte die Thüre zu öffnen, und eine allgemeine Verwirrung trat ein, bis irgend ein Zufall eine der unteren Thüren öffnete, unweit des großen Thorwegs, durch welchen die Gemeinen sich nach dem Oberhause zu begeben pflegten. Mit dem Oeffnen dieser Thüre zeigte sich die traurige Thatsache einer bereits weit verbreiteten Feuersbrunst. Die Flammen schlugen lodernd empor und schossen, ein unwiderstehlicher Feuerstrom, fast in demselben Augenblicke über die Tapeten durch die Fenster und von hier, eine mächtige Feuersäule, in die Luft, so daß es von außen schien, als sey das Feuer durch das Dach oder durch den hintern Theil von Howards Kaffeehause ausgekommen.

Als Beweis, wie das Unglaubliche des Ereignisses selbst jetzt noch Ungläubige finden konnte, verdient die Aeußerung eines der Hauswächter angeführt zu werden, der nahe bei Howards Kaffeehause stand und, die Flamme gewahrend, steif und fest versicherte, es müsse eine Gasexplosion seyn. Howards Kaffehaus — eine unter diesem Namen bekannte Zimmerreihe des Oberhauses — war der Kapelle Heinrichs des Siebenten unmittelbar gegenüber und in der nächsten Ecke an der Westminsterhalle, folglich die Stelle, wo das Feuer ausbrach, vollkommen in der Mitte, um das Ganze des Oberhauses und von da die Eingänge und Verhallen des Unterhauses, so wie auf der rechten Seite die Comité-Zimmer und Bellamys Speiseanstalt für die Parlaments-Mitglieder gleichmäßig zu gefährden. Auch bewies die Schnelligkeit, mit welcher die Flammen um sich griffen, nur zu bald, daß das Feuer bereits die Untergeschosse erfaßt hatte, und da diese auf das Engste mit einander verbunden waren, so ließ sich kaum hoffen, den Fortgang des Feuers zu hemmen, wohl aber fürchten, daß, wenn es einmal die Oberhand gewonnen, sämmtliche Gebäude ein Opfer desselben werden würden. Der Erfolg bestätigte diese Vermuthung wenigstens zum größern Theile. Das Feuer verbreitete sich unaufhaltsam in den angegebenen drei Richtungen. Zuerst ergriff es das Haus der Lords mit all den verschiedenen Gemächern über dem Hauptgange nach dem Palasthofe hin, dann den gemalten Saal und hierauf die Bibliothek, welche, schon ursprünglich sehr kostbar, neuerdings bedeutend vergrößert worden ist. Alle diese Lokale wurden nach und nach, jedoch nicht vor ein Uhr, bald mehr, bald minder zerstört, und der furchtbar donnernde Einsturz des Daches über der Bibliothek, einem neuen, geräumigen und schönen Gebäude, erweckte die zum Glück falsche Besorgniß, daß alle Bücher und alle außerdem dort aufgehäuften literarischen Schätze für immer verloren seyn möchten. Die vordere Seite des Gebäudes kämpfte am längsten gegen die Gewalt des Feuers. Ungefähr um neun Uhr standen sämmtliche Zimmer, welche diese vordere Seite ausmachten, in voller Gluth, und bald nachher stürzte der mittlere, etwas vorspringende Theil des Gebäudes, wo sich die Treppe befand, über welche die Lords in das Innere des Hauses nach dem Ende des Throns gelangten, mit furchtbarem Gepraffel ein. Der aufsteigende Rauch wurde jetzt so stark, daß er einige Minuten lang die Flammen unsichtbar machte und den ganzen Himmel schwärzte. So wie aber die Flammen durchbrachen, geschah es in wahrhaft Grausen erregender Pracht. Der achteckige Thurm nächst dem Steindamme und die königlichen Eingänge, der Abingdon-Straße gegenüber, boten beim Fortschreiten der Feuersbrunst einen merkwürdigen Anblick. Flammen der verschiedenartigsten Farben züngelten aus allen Fenstern und deckten über das ganze Dach. Das untere Gemach dieses Thurmes, unmittelbar über dem Pairs-Eingange, war das Privat- oder Ankleidezimmer des Lord-Kanzlers. Sonderbar genug verschonte das Feuer, welches darüber und ringsum furchtbar wüthete, dieses Zimmer wenigstens bis ein Uhr. Auf der andern Seite der Bibliothek ist die neue Galerie mit ihren schönen Säulen und der im vollendetsten Geschmack gearbeiteten Kuppel. Ueber diese Galerie begibt sich der König, bevor er das Parlament eröffnet, nach dem gemalten Saale und von da in das Ankleidezimmer. Sie ist das Werk von Sir J. Soane, und ihre Erhaltung, mit Ausnahme des Theils, welcher, dem gemalten Saale zunächst gelegen, etwas geschwärzt worden ist, muß lediglich einer dicken, sie von der Bibliothek trennenden Mauer zugeschrieben werden. Auch die Treppe ist erhalten und eben so das Gebäude, welches neben der Galerie in Cotton-Garden steht und das Parlaments-Büreau heißt. Die Erhaltung dieses Gebäudes ist wegen der vielen dort aufbewahrten Dokumente von großer Wichtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. November 1834.

Je veux parler de la condition matérielle de la société, des changemens matériels introduits dans la manière d'être et de vivre des hommes, par une révolution, par un nouvel état social.

Guizot.

Französische Höflichkeit.

Von Henry Lytton Bulwer.

Manche Sitten, welche ein Volk vom andern unterscheiden, werden durch Zeit und Gesetze verändert und verwischt, andere werden durch diese Einflüsse wohl verändert und anders gestaltet, aber nimmer verwischt. Laßt uns betrachten, wie es gegenwärtig mit Frankreichs altem Rufe der Höflichkeit steht.

Je me recommande à vous; mit diesen Worten sprach mich eines Tags ein alter Mann in zerlumpten Kleidern um einen Sou an. Der Alte war ein Ideal. Seine langen grauen Haare fielen ihm graziös auf die Schultern nieder; er war groß, hielt sich aber gebückt und paßte sich so mit Anstand der Lage an, in die er sich selbst versetzt; die eine Hand drückte er an's Herz, in der andern hielt er den Hut; seiner sanften, klagenden Stimme gebrach es nicht an einer gewissen Würde. In derselben Stellung, mit demselben Tone hätte ein Edelmann unter dem alten Regime den Herzog von Choiseul um eine Pension gebeten. Ich gestehe, die Manieren des ehrwürdigen Supplikanten fielen mir desto mehr auf, weil sie mit dem Benehmen seiner Landsleute im Allgemeinen in so starkem Kontrast standen. Denn es ist heutzutage eine Seltenheit, wenn man an einem Franzosen jenes Air trifft, das Lorenz Sterne im ersten Monat seines Aufenthalts in Frankreich so wohl gefiel und ihm nach Ablauf des ersten Jahrs so zuwider war. Jenes Augenspiel, jene Geberden des kleinen Marquis, jene studirte Eleganz, die, vom Hof ausgegangen, zuletzt der Nation zur andern Natur geworden waren, trifft man nicht mehr, außer bei zwei oder drei großen Herrn in Faubourg St. Germain und eben so vielen Bettlern, die sich auf den Boulevards herumtreiben. Mit Anstand bitten, mit so wenig Selbsterniedrigung als möglich betteln — dies ist wohl die Grundidee, welche auf beiden Extremen der Gesellschaft zu denselben Resultaten führte; oft aber macht sich, was eine sehr trübe Quelle hat, in der Praxis sehr angenehm.

„Ich segne euch, ihr kleinen, angenehmen höflichen Formen des Lebens, um wie viel sanfter macht ihr den Lebensweg!“ Ich hatte die „empfindsame Reise“ in der Hand, sie war just an dieser Stelle aufgeschlagen, als ich noch nicht lange am Quai der Stadt landete, von der Horace Walpole sagt, sie habe ihn mehr überrascht, als irgend eine, die er auf seinen Reisen gesehen; ich meine Calais. „Ich segne euch, ihr kleinen, angenehmen höflichen Formen des Lebens!“ sprach ich noch für mich, indem ich ein geputztes Männchen, das mir bereits mit Karten von dem und dem Hotel plump vor der Nase herumgefahren war, sachte bei Seite schob und

Digitized by Google

den Weg zu Monsieur Dessins Gasthaus einschlug. „Nom de Dieu!“ rief der Kommissionär, als ich ihm an den Ellbogen rührte; nom de Dieu, Monsieur, je suis Français; il ne faut pas me pousser moi — je suis Français! und dabei zog er seine Augbraunen zusammen und strich einen Schnurrbart, dem nur ein höheres Alter und schwarzes Wachs fehlten, um ihn höchst furchtbar zu machen; ich dachte jeden Augenblick, er wolle mir sein Kartel statt Monsieur Maurices Karte geben. Dies wäre wenigstens nicht viel stärker gewesen, als was vor Kurzem einem Freund von mir begegnete. Auf der Reise von Dieppe nach Paris brachte er eine Nacht zu Rouen zu, und Morgens bei der Abreise fand er in der Rechnung des Wirths einige Artikel nicht ganz in der Ordnung. „Hier muß es ein Mißverständniß gegeben haben,“ sagte er und deutete auf das Papier. „Mißverständniß, Herr?“ sprach der Wirth und zuckte mit den Schultern, wie einer, der sich kampffertig macht; „Mißverständniß? wie meinen Sie dies? glauben Sie, ich fordere einen Sou mehr als recht ist? Wollen Sie dies damit sagen? Je suis officier, Monsieur, officier français, et j'insiste pour que vous me donniez raison!“ Nun ist es doch gewiß einem Engländer, der vom Duell ungefähr denkt, wie jene französische Marquisin von einem Liebhaber dachte, welche auf dem Sterbebette zu ihrer Enkelin sprach: „je ne vous dis pas de ne point avoir d'amans, je me rappelle de ma jeunesse; il faut seulement n'en prendre jamais qui soient au dessous de votre état;“ ich sage, es muß einem Engländer, der wenig darnach fragt, ob er sich schlagen muß, aber sehr viel darnach, mit wem er sich schlägt, höchst fatal seyn, wenn sein Wirth, die Rechnung in der einen, die Pistole in der andern Hand vor ihn hintritt.

Kommt einer nach Paris, wie ganz anders wird man dort im Hotel empfangen, als in London! Fährt man zu London im eigenen Wagen vor (dies gehört allerdings dazu), so empfängt einen der Wirth, umgeben von dienstfertigen Aufwärtern, schon unter der Thüre; er macht einen tiefen Bückling, wenn man absteigt, ruft laut nach Allem, was man braucht, und schon der Gedanke scheint ihm unerträglich, daß man einen Moment auf die unbedeutendste Kleinigkeit warten müsse, von der man meinen könnte, man brauche sie. Wie ist es dagegen in Paris? Man betritt den Hof; der Eigenthümer, wenn er überhaupt da ist, empfängt einen sehr gleichmüthig und gleichgültig, und führt einen, wenn er das Geschäft nicht Jemand anders überträgt, höchst gemächlich in die Zimmer, die er einem beim ersten Blick zugedacht hat. Vergeblich erwartet man, er werde einem noch andere zeigen. Hat man etwas daran auszusetzen, drückt man etwa den Wunsch aus, dies oder jenes möchte nicht seyn oder nicht fehlen, so bilde man sich nur nicht ein, daß der Herr Wirth mit geschäftiger Miene spricht: er wolle sehen, was zu thun sey, er wolle einer so hochachtbaren Herrschaft Alles zu Gefallen thun; kurz, man lasse sich nicht einfallen, daß er eine einzige jener kleinen Artigkeiten von sich gibt, von denen der englische Wirth überfließt. Im Gegentheil: man mache sich darauf gefaßt, daß er die Augen rollen läßt und die Achseln zuckt (und es ist dies nicht das manierliche Achselzucken von ehemals), und äußert, die Zimmer seyen, wie man sie sehe, und es sey Monsieurs Sache, sich zu entscheiden, ob er sie nehmen wolle oder nicht. Der ganze Handel geht den Gast an, der Wirth kümmert sich ganz und gar nicht darum. Die Wirthin ist in solchem Falle allerdings nicht so verschlossen; aber ihre Freundlichkeit kommt nicht sowohl auf Rechnung der Höflichkeit der Wirthin als der Koketterie des Weibs; in dem kleinen Salon, den sie einem anpreist, ordnet sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel über dem Kamin und spricht dazu, Monsieur werde sich gewiß gefallen, ein englischer Mylord, ein russischer Fürst, ein Obrist von dem und dem Dragonerregiment haben dasselbe Zimmer bewohnt, nebenan sey ein sehr guter Restaurateur und ein Cabinet de lecture, und ist endlich das Haar in Ordnung, breitet die Dame, anmuthig lächelnd, die Arme aus und spricht: „Mais après tout, c'est à Monsieur de se décider.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Bei der Gemüthslage, in welcher der verhängnißvolle Tag unser Ehepaar gefunden hatte, konnte derselbe nicht ohne Folgen bleiben. Ein herber, zerstörender Frost war über die Blüthen ihrer Liebe gezogen, und wenn auch die noch nicht erloschene Leidenschaft zuweilen einen hellen Sonnenschein hervorzauberte, so vermochte er doch nicht die zarten Keime eines Gefühls wieder zu beleben, das, einmal unsanft berührt, auf immer gelähmt bleibt. Julius und Leopoldine hatten sich zum erstenmal ohne den Heiligenschein erblickt, den die trügerischste aller Empfindungen um einen geliebten Gegenstand webt; der Schleier war gelüftet, der Zauber zerronnen, und wenn auch die liebenden Herzen sich auf kurze Zeit wieder zusammenfanden und sich auf's Neue zu verstehen schienen, so brachte doch die geringste Veranlassung die rege Empfindlichkeit in Aufruhr, und mit der neuen Beschwerde trat auch die peinliche Erinnerung an alle früheren Unbilden hervor und verwehrte eine hinterhaltlose Aussöhnung. In solchen Fällen häuft sich dann

Digitized by Google

Mißverstand auf Mißverstand. Die Unbefangenheit der Urtheilskraft entweicht, die entfremdeten Gemüther entfernen sich mehr und mehr, und wenn ihnen weder Erfahrung noch Festigkeit auf dem Pfade der Tugend zur Seite steht, so verlieren sie sich auf Abwege, von denen die Rückkehr immer schwierig, oft ohne eine gewaltsame Katastrophe ganz unmöglich ist. Warheim und seine Frau waren im Grunde sehr gute Menschen, die einer zweckmäßigen Bildung die besten Anlagen geboten hätten; aber Irrthum und Schwäche hatten zum Theil die schönen moralischen Fähigkeiten unrecht geleitet, und was die Menschen verschuldet hatten, mußte das Geschick mit ernster Strenge gut machen.

Jener Abend, an dem sich Unwille und Bitterkeit zwischen unser Paar gelegt und ihrer Entzweiung zum erstenmal Dauer gegeben hatte, entwickelte auch in Beider Herzen eine große Anlage zur Eitelkeit, nebst der Ueberzeugung, daß ihre Liebenswürdigkeit anderwärts lebhafte Anerkennung finden würde, wenn sie sich auch dieselbe gegenseitig versagen wollten. Frau von Breitenstein, die Julius Unmuth seine erste Annäherung verdankte, fand sich durch die Aufmerksamkeit des schönen Mannes viel zu sehr geschmeichelt, als daß sie dieselbe nicht durch all die Künste hätte festzuhalten streben sollen, die solchen Frauen zu Gebote stehen; dazu kam das Verlangen, sich an Leopoldinen zu rächen, die ihr die Huldigung des Grafen von Salbern entzogen hatte. Mit unsichtbaren Fäden wußte sie Julius Phantasie zu umspinnen, Situationen herbei zu führen, denen vielleicht ein erfahrenerer Mann nicht widerstanden hätte, und durch ganz unmerkliche Leitung der gesellschaftlichen Begebenheiten sich seinen Umgang zu sichern. Dabei versäumte sie nicht, die Larve der Freundschaft gegen die junge Frau beizubehalten und sich gleichsam zu ihrer Beschützerin in der Gesellschaft aufzuwerfen, und obschon Leopoldine sich keineswegs täuschen ließ und nur mit schlecht verhehltem Widerwillen das Uebergewicht ertrug, das die Falsche sich anmaßte, so verboten doch die Gesetze des Wohlstandes, diese Last abzuschütteln, so lange die Schranken nicht überschritten wurden, die in solchen Fällen die Konvenienz vorschreibt. Wenn aber ihr Herz einerseits durch der Breitenstein Koketterie und das Wohlgefallen, das Julius an ihr zu empfinden schien, so tief verletzt wurde, daß sie den Letztern oft mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit behandelte, die ihm ein anscheinendes Recht gab, sich ihrer Gesellschaft zu entziehen, so entstand auf der andern Seite durch Salderns fortgesetzte Huldigung, die in einzelnen Momenten dem wunden Gemüthe wohl that, ohne daß im Grunde ihr Gefühl für ihn gesprochen hätte, ein Kampf in ihrer Brust, dessen gewaltsame Erschütterungen ihre Seelenruhe auf eine Weise untergruben, die ihre ganze Lage unerträglich machte. Ohne zu dem klaren Bewußtseyn dessen zu gelangen, was eigentlich ihren unangenehmen Zustand veranlaßte und was ihn heben konnte, erregte ihr besserer Sinn doch eine dunkle Ahnung, daß das Unbefriedigende in ihrem Daseyn von verkehrtem Handeln herrühre, und das Drückende dieses Gedankens, dem kein ernstliches Streben nach günstiger Veränderung zur Seite ging, brachte in ihr Leben, in ihre Plane und Wünsche, ja selbst in ihre Ansichten eine Unsicherheit, ein Schwanken, das sie mehr als einmal zu unbesonnenen Schritten verleitete und glauben ließ, sie würde sich für die verminderte Liebe ihres Gatten nach der Welt Weise zu entschädigen wissen. Trat dann hingegen die Erinnerung an verschwundenes Glück vor ihre Seele, schaute sie zurück in die Vergangenheit, wo Julius heiße Liebe ihr nebst der seligen Gegenwart die Aussicht auf ein langes, friedliches Leben bot, verglich sie jene Zeit mit den Genüssen der Eitelkeit und des gesellschaftlichen Treibens, die sich jezt um sie drängten, dann empfand sie lebhaft die Nichtigkeit der leztern. Die Leere, die ihr Vorüberrauschen in ihrem Daseyn zurückließ, brachte sie dann wohl dazu, sich momentan von dem Uebermaße solcher Freuden zurückzuziehen und, die Einsamkeit suchend, sich unter dem Vorwande der Kränklichkeit in ihrem Hause einzuschließen. Das Unerfreuliche eines zwecklosen, unbeschäftigten Lebens trat ihr aber natürlich auch hier entgegen. An die Zerstreuung der Gesellschaft gewöhnt, unfähig, an den Sorgen und Arbeiten Interesse zu finden, welche das Daseyn der Frauen schmücken und erheitern, wußte sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen. Die glänzenden Talente, die man ihr gegeben hatte, gewährten ihr in der Ausübung nur da Genuß, wo man sie mit Beifall anerkannte, und wenn es ihrer Liebenswürdigkeit auch gelang, Julius aufs Neue an sich zu ziehen und eine vorübergehende Wiederholung frühern Glückes um sich zu zaubern, so weiß man wohl, daß dem Ehemann unbedeutend und alltäglich erscheint, was den Liebhaber entzückte, und so blieb selbst in Leopoldinens bessern Tagen manche Stunde, mit deren unerträglicher Länge schlechterdings nichts anzufangen war. Ueberdies hatte Julius, außer dem Umgang mit Frau von Breitenstein, sich auch noch einer Gesellschaft junger lebenslustiger Männer angeschlossen, die bald genug ihn den Rosenketten zu entziehen wußten, mit denen seine Frau ihn festzuhalten versuchte; sein Haus bot ihm so wenig Beschäftigung dar, als Leopoldinen, denn die Grillen des Hausvaterstandes, die er bei seinem Aufenthalt in dem Forsthause flüchtig aufgefaßt, hatten sich längst verloren, und er hatte sich ebenfalls seinen frühern Neigungen hingegeben. Aus der Sorglosigkeit, mit welcher sofort das Hauswesen geführt und der Aufwand getrieben wurde, ging schon die

Digitized by Google

Unmöglichkeit hervor, mit einiger Befriedigung diese Dinge genauer zu untersuchen, und so wurde lieber mit all dem Leichtsinn, der aus solchen Lagen entsteht, auf dem betretenen Weg fortgeschritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Die zweite Richtung, in welcher das Feuer sich verbreitete, traf die Gebäude, welche nach dem Eingange der Gemeinen in der St. Margarethbrustraße führen, der St. Margarethenkirche gegenüber. Sie bestanden aus Abtretezimmern im Parterre und darüber aus Comitézimmern, Speisezimmern und Bellamys Küche oder Speiseanstalt, einem seit vielen Jahren sehr denkwürdigen Orte. Diese Gemächer bildeten den wesentlichen Inhalt des Gebäudes in der angegebenen Richtung. Von Bellamys Küche lief ein langer Gang nach dem Tabaks- oder Rauchzimmer, welches mit dem Hause der Gemeinen in unmittelbarer Verbindung stand. Alle diese Räume wurden dergestalt vom Feuer verzehrt, daß schon gegen elf Uhr nur noch die Mauern übrig waren. Mit besonderm Zorne wütheten die Flammen in dem Ecc-Abtretezimmer und über Bellamys Speiseanstalt, und als hier endlich das Dach einstürzte, wurde das Feuer so mächtig, daß allem Anscheine nach die anstoßenden Comitézimmer, die dahin führenden Eingänge und die Eingänge der Richter zu den Gerichtshöfen unmöglich gerettet werden konnten. Sie sind es jedoch, und der ganze Verlust besteht in einigen gesprungenen Fensterscheiben. Noch mehr gefährdet erschien die Westminsterhalle. Die Flammen strebten nach ihr hin, und es blieb lange ein schmerzlicher Zweifel, ob dieses unersetzliche Bauwerk nicht in Schutt versinken würde. Je Größeres es aber zu retten gab, um so größer waren die Anstrengungen. Nicht ohne Mühe wurden zwei Spritzen in die Halle gebracht, deren hohe, in voller Gluth stehende Fenster die drohende Gefahr bezeugten. In Folge der eben im Werk befindlichen Reparaturen war die Halle mit Steinen, Mörtel und Gerüsten angefüllt. Von den letztern wurden, auf Anmahnen zufälliger Rathgeber, schnell Leitern abgehoben und an das Hauptfenster gestellt. Löschmänner stiegen im Fluge hinauf, fanden oben genügenden Raum, das feindlich anstrebende Element zu bekämpfen, und bekämpften es mit Eifer und Entschlossenheit.

Vorzüglich groß und erhaben war der Anblick der Feuersbrunst von der Themse aus. Wer hier am Ufer stehend oder in einem der Tausende von Booten, welche die Themse bedeckten, Zeuge des Schauspiels war, konnte kaum an die Möglichkeit glauben, die Westminsterhalle gegen die Wuth der Flammen geschützt zu sehen. Hinter ihr eine ungeheure, hell auflodernde Feuersäule und ringsum Wolken von blendend weißem Rauche, durch welche man, so oft der Wind sie theilte, die Leuchte des Thurms und die das Gebäude zierenden Spitzen erblickte. Zugleich aber sah man einen dichten Feuerregen so unablässig darauf niederfallen, daß es ein Wunder schien, wie das Dach nicht in voller Flamme aufschlug. Wandte sich nun aber das Auge auf die Westminsterbrücke, gleich Geistern standen da die dicht und eng geschaarten Menschenhaufen, gefärbt vom flackernden Widerschein des Feuers, und ihre dunkeln Gruppen in seltsamem Kontraste mit den glänzend weißen Brückenpfeilern, die in der hellen Mondscheinnacht kühn über das Wasser hinausragten. Ein Anblick anderer Art, nicht minder frappant als jener, bot sich im Innern der Westminsterhalle. Von allen Seiten leuchteten die Flammen, Verderben drohend, durch die oberste Reihe der gothischen Verzierungen und spiegelten sich in blitzschnellem Wechsel durch einige große Fenstee der mittlern Reihe gegen das eichene Gebälke. Auf der östlichen Seite schien das Feuer die Gitter zu durchglühen, mit welchen die Fenster durchzogen sind, und an einer Stelle, wo früher ein Privateingang gewesen ist, brannte der hölzerne Rahmen rings um eine Oeffnung, gleich dem Mundloche eines Schmelzofens. Hier war die Halle auf kurze Zeit wirklich in Feuer. In der Flur der Halle, zwischen Haufen von Mörtel, frisch zugehauenen Steinen, gezimmertem Holze und dem verschiedenartigen Handwerkszeuge, überall beengt, arbeiteten die zwei Feuerspritzen mit voller Kraft. Lautes Geschrei der Löschmänner von oben nach unten, lautes Geschrei der Spritzenleute von unten nach oben, und dazwischen Befehle, die kaum verstanden, und Rathschläge Unberufener, die nicht beachtet wurden. Viel wirkten unstreitig diese vereinten Anstrengungen; mehr aber und vielleicht das Meiste zur Rettung der Halle wirkte ein glückliches Umsetzen des Windes nach Westen, wodurch das Feuer, mit Ausnahme der im Eccomitézimmer wüthenden Flammen, von der Halle ab nach dem Flusse getrieben wurde. Genug, Westminsterhalle, dieses Denkmal einer alten, gediegenen Baukunst, ist gerettet, und wen sollte das nicht freuen? So brannte denn das Feuer nach der Flußseite hin, hell und klar, in einer Mondscheinnacht, wie der Dichter sie nicht reizender schildern kann, ein furchtbar schönes Schauspiel. Ein anderes Schauspiel sah die aufgehende Sonne. Sie sah die schwarzen, rauchenden Trümmer jener stolzen Hallen, in welchen das Parlament von England, gut und böse, glorreich und schmachvoll, seit langen Jahren seine Sitzungen gehalten hat. Ich darf jedoch die dritte Richtung nicht vergessen, in welcher das Feuer um sich griff.

Diese dritte Richtung war noch verheerender, als die eben beschriebene. Sie vernichtete zum großen Theile die ungeheuern, weitläufigen, mit dem Unterhause verbundenen Büreaux, die aus einer Menge Zimmer bestanden, alle mit Büchern, Akten und Dokumenten angefüllt, und ergriff auch das Haus des Herrn Ley in Cotton-Garden. Die zwei Stockwerke umfassende Bibliothek, noch geräumiger als die der Lords und reich an unersetzlichen Schätzen, brannte nieder. Sodann erfaßten die Flammen das eigentliche Haus der Gemeinen, zehrten es schonungslos zu einem leeren Kerne auf und wandten sich demnächst zu der Wohnung des Sprechers. Die große Masse Holz, aus welchem das Haus der Gemeinen gebaut war, macht dieses schnelle Umsichgreifen des Feuers sehr begreiflich. Dazu kam, daß bei der beengenden Lage des Hauses und bei der zum Unglück ungewöhnlich niedrigen Ebbe, ein geringer Wasservorrath und zwei vielleicht nicht ganz zweckmäßig aufgestellte Spritzen Alles waren, womit die eifrigsten Anstrengungen, das interessante Gebäude vor der Vernichtung zu bewahren, möglicher Weise unterstützt werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. November 1834.

Der Riß, durch welchen die Liebe aus dem gekränkten Herzen entweicht, wird nicht selten das Thor für schlimmere Gefühle als die Wehmuth.

Sterne.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil des Winters war vorübergezogen, und einzelne Frühlingstage schauten schon mit ihrem milden Sonnenlichte zwischen den feuchtkalten Februarstürmen herein. Eine leichte Erkältung hatte Leopoldinen in ihre Wohnung festgebannt und sie gehindert, an einer Lustpartie Theil zu nehmen, die, von Graf Salbern arrangirt, in einem außer der Stadt gelegenen Gasthause stattfinden sollte. Die Hoffnung, daß Julius bei ihr bleiben würde, war durch das Dazwischentreten der Frau von Breitenstein vereitelt worden, die mit feiner Koletterie, welcher im Grunde keines Mannes Herz widersteht, ihn zur Theilnahme an dem Feste bewog. Im Gegensatze mit der Nichtachtung ihrer Gefühle, die er durch die Galanterie bewies, mit welcher er die schöne Frau zu ihrem Wagen geleitete, durch die Sorgfalt, mit der er bald nachher seinen Anzug besorgte und die kaltsinnige Freundlichkeit bei dem Abschiede von seiner Frau, stand Salderns Benehmen, der während eines Besuches, den er bei Leopoldinen abstattete, sehr geschickt seinen Schmerz über das Nichterscheinen derjenigen an den Tag zu legen wußte, die unstreitig die Königin des Festes hätte seyn müssen, und auf eine überaus feine Weise, die das scheueste Gewissen nicht hätte erschrecken können, zu verstehen gab, wie nur das Zartgefühl ihn vermöge, Theil zu nehmen. Tausend streitende und widerwärtige Regungen hatten schon Leopoldinens Busen durchstürmt und ihre Seele in jene Verstimmung gebracht, aus der so leicht und gern ein Weg zu schwerem Irrthum führt; da rollten die Wagen der Gesellschaft unter ihren Zimmern dahin, und die weibliche Neugierde sporute sie, durch die Vorhänge zu lauschen. Statt, wie sie vermuthet hatte, den Grafen an der Spitze zu sehen, erblickte sie ihren Mann an der Seite ihrer Nebenbuhlerin, die hübscher als je sich im traulichsten Gespräche zu ihm neigte und dann ihre schlauen Augen mit einem Ausdrucke zu ihren Fenstern hob, in welchem sie den beleidigendsten Triumph zu lesen glaubte. Dieser Anblick berührte ihr Herz mit so unangenehmen Empfindungen, daß die nachfolgenden Wagen, kaum bemerkt, wie Schatten an ihr vorüberglitten; endlich kam das Ende des Zuges und das Erscheinen von Salderns hübscher Equipage, die denselben schloß, riß sie aus ihrer Vergessenheit. Statt die Seufzer einer der schönen jungen Frauen oder Fräulein zu erhören, die wahrscheinlich vieles um den Platz in dem neuen englischen Wagen gegeben hätten, hatte er die unbedeutendste weibliche Figur in dem ganzen Vereine zu seiner Gefährtin gewählt, und während ihre Häßlichkeit sogar, durch die

Digitized by Google

ungewöhnliche Auszeichnung, einen angenehmen Anstrich gewann, konnte man wohl sehen, daß bloßer Weltton ihn in dem Gespräche mit ihr festhielt und daß seine ganze Seele in dem schüchternen Blicke lag, mit dem er zu Leopoldinens Fenstern aufschaute.

Wo wäre das weibliche Herz, in dem bei ähnlichem Falle sich nicht einige schlimme Gedanken regen würden? Wo das weibliche Wesen, das nicht die Parallele zwischen Liebe und Gleichgültigkeit zu ziehen verstände? Und mag man auch sagen, was man will, mag auch hier und da ein schwärmerisches Gemüth das Gefühl für den ungetreuen Gegenstand seiner Liebe eigensinnig fest zu halten streben und darüber Glück und Leben einbüßen, doch bleibt es wahr: daß nur aus Liebe Liebe hervorgeht, und daß bei den Hunderttausenden des weiblichen Geschlechts, denen nur die erstorbene, verwelkte Blüthe als Eigenthum zurückgeblieben ist, die Pflicht allein und das Bewußtseyn ihrer Erfüllung die einmal eingegangenen Verhältnisse festhält.

Leopoldinens Auge war halb bewußtlos die Straße hinunter den allmählig verschwindenden Wagen gefolgt, und als sie nichts mehr sah, hatte sich vor dem innern Blicke eine neue Welt in der grellen Verschiedenheit gestaltet, in welcher ihr die zwei Männer erschienen waren, von denen der Eine ihr Herz, der Andere ihre Eitelkeit beschäftigte. Julius mußte wissen, daß er ihr weh that; wenn auch Worte ihm nie die leise Eifersucht angedeutet hatten, die der Breitenstein sichtliches Bemühen um seine Gunst in ihr erregte, so war sie dennoch überzeugt, daß er ihr Gefühl über diesen Gegenstand kannte — wie war es ihm denn möglich, ihre Ruhe seiner geschmeichelten Eigenliebe zum Opfer zu bringen? Oder war das, was ihn an die verführerische Frau zog, wirklich mehr, als sie geahnet hatte? Hatte sie in der That sein Herz verloren? — An diese trübsinnige Frage hängte sich natürlich die Bemerkung: wie zart und innig sich hingegen die Huldigung des Mannes ausgesprochen hatte, dem bis heute jede bedeutende Aufmunterung von ihrer Seite versagt worden war. Er, dem jedes Frauenherz ihres Kreises entgegen gekommen wäre, er, der Gefeierte, dessen momentane Annäherung sogar eine Jede schmeichelnd berührte, er hatte es verschmäht, der Anführer des Festes zu seyn, bloß um ihr zu beweisen, daß das Ganze ohne sie von keinem Werthe für ihn sey! Er hatte die Hoffnungen der schönsten Frauen seiner Gesellschaft getäuscht, damit seine getroffene Wahl ihr sage: daß außer ihr die ganze Frauenwelt ihm gleichgültig sey! Leopoldine vergaß in diesem Augenblicke gleich vielen ihrer Mitschwestern den Unterschied, den der errungene und der bloß gewünschte Besitz nicht nur in dem männlichen, sondern in dem menschlichen Herzen überhaupt hervorbringt, und ihr Dank für das so sinnig ausgesprochene Gefühl bestimmte sich, wie das so oft geschieht, nach der Größe der Verletzung, die sie von der andern Seite empfangen hatte. Von den mannichfaltigsten Regungen ergriffen, war sie auf einen Stuhl gesunken, ihre Hand stützte die schöne, von einer Wolke der Schwermuth umhüllte Stirne; Vergangenheit und Gegenwart mischten sich in wunderbaren Bildern vor ihrer Seele, und wenn sie sich auch ihre Furcht und ihre Hoffnung nicht ganz deutlich zu machen wußte, so verstand sie doch nur zu klar das Weh, das leise durch ihre Brust zog und sie schmerzlich an die Unvollkommenheit alles Irdischen mahnte. Julius Vernachläßigung, des Grafen Liebe brachten ihr Gemüth in immer heftigere Bewegung, ihr zerrissenes Herz sehnte sich nach dem Trost, den nur eine treue Anhänglichkeit ihr zu geben vermochte, und zwischen den glänzenden Farben hindurch, mit welchen ihre dankbare Phantasie des Grafen Eigenschaften schmückte, trat das Andenken an das Glück ihrer ersten Liebe, und sie fühlte mit Ueberzeugung, daß dieses so schön nie mehr erblühen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen können auch die englische Höflichkeit nicht genug preisen. So ließ sich einmal einer über die liebenswürdigen Manieren der Engländer folgendermaßen gegen mich aus. „Ich fuhr," erzählte er, „zum Herzog von Devonshire dans mon pauvre fiacre; nie will ich vergessen, mit welchem Respekt ein stattlicher, prächtig gekleideter Herr den ächzenden Kutschenschlag aufmachte, den Tritt niederließ und — kann man artiger seyn? — das schmutzige Stroh vom schäbigen Fuhrwerk, aus dem ich stieg, mir von Schuhen und Strümpfen weglas, buchstäblich weglas." So wurde der Franzose an der Thüre des Herzogs von Devonshire empfangen. Nun laßt aber einen englischen Gentleman einem französischen grand seigneur einen Besuch abstatten: er tritt von der großen Treppe in die Antichambre; die Bedienten sitzen beim Dominospiel, von dem sie kaum aufsehen, wenn man hereinkommt, und man hat von Glück zu sagen, wenn einen einer mit verdrossener Miene in den Salon führt. Wie höflich, flink, respektvoll ist man einem auf Waterloo-place zu Diensten! mit welch bequemer Nonchalance wird man in der rue de la paix behandelt! All dies hat seine vollkommene Richtigkeit, aber es gibt noch auffallendere Dinge. Ich kenne einen

Digitized by Google

Gentleman, der eines Tags einer französischen Dame von seiner Bekanntschaft einen Besuch abstattete, als sie sich eben unter den Händen ihres Friseurs befand. Der Haarkünstler war gewaffnet von Kopf bis zu Fuß, in voller Nationalgardenpracht; er hanthierte mit seinem Kamm so flink und graziös, als schwänge er ein Schwert, und erzählte dazu erst eine Geschichte von Monsieur son capitaine, dann eine Anekdote von Monsieur son colonel, endlich eine Historie von Monsieur son roi, dem trefflichen Mann, bei dem er noch denselben Morgen zur Wache aufziehe. Auf meines Freundes Gesicht malte sich noch der Aerger, als er mir die Geschichte erzählte. „Bei Gott!“ rief er, „das ist ein Land für unser einen! Ist in einem solchen Land das Eigenthum nur einen Augenblick sicher? Mit solchen Sitten kann keine Religion, keine Moral bestehen — auf der Stelle lasse ich Postpferde holen!“

Der Abscheu meines Freundes vor solch schauerlicher Familiarität konnte mich nicht Wunder nehmen; denn wie lautet der, ohne Zweifel weise Spruch, den wir beständig von unsern Eltern hören? „Liebes Kind, Du mußt lernen, wie man gewisse Leute in gehöriger Entfernung hält.“ Unter keinerlei Umständen vergessen wir diese wichtige Lehre. Wenn der Donner über unsern Häuptern kracht, wenn die Welt in Trümmer geht, si fractus illabatur orbis, so steht der gut erzogene Engländer da, wie der gerechte Römer, nicht um ein Haarbreit weicht seine unerschütterliche Geringschätzung deren, die unter ihm stehen. — Lady D. fuhr nach Schottland; ein heftiger Sturm brach aus. Ihre Herrlichkeit waren ruhig mit ihrem Kopfputz beschäftigt, da klopfte der Steward an die Kajütenthüre. „Mylady,“ sprach er, „ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß wir wohl werden ertrinken müssen.“ — „Naseweiser Bursche,“ erwiderte die aristokratische Dame ganz gelassen, „was sprecht Ihr von Ertrinken? das ist des Kapitäns Sache, nicht meine.“

Unsere Idee von Höflichkeit besteht vornehmlich darin, daß derjenige, der unvermöglich ist, ausnehmend artig gegen den seyn soll, der Vermögen hat; und darin besteht der Unterschied zwischen den beiden Nachbarvölkern. Der Franzose erkennt Niemanden ganz als Seinesgleichen an, der Engländer achtet jeden, der reicher ist denn er, als einen, der unzweifelhaft über ihm steht. Beurtheilt man uns nach unserer Dienerschaft und unsern Krämern, so sind wir unbestritten das höflichste Volk in der Welt. Die Bedienten, die gut bezahlt sind, die Krämer, die theuer verkaufen, machen Kratzfüße und Bücklinge und sind voll Freundlichkeit. In keinem Lande werden die Leute, welche Geld haben, so artig von denen behandelt, zu welchen es wandert; aber zu gleicher Zeit gibt es auch kein Land, wo die Wohlhabenden auf einem so kalten, argwöhnischen, unhöflichen Fuß mit einander stehen. Der reiche Mann, der in Frankreich reist, ärgert sich in jedem Wirthshaus, in jedem Laden; er wird nicht nur nicht besser behandelt, weil er der reiche Mann ist, sondern in mancher Beziehung sogar schlechter, indem man sich vorstellt, weil er reich sey, wolle er sich ein Ansehen geben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Unglückliche.

Und wenn ihr auch alles habt,
Ihr Glücklichen,
Reichthum und heitere, fröhliche Sinne
Und jubelvolle Gesellschaft.

So habt ihr das Aug' doch nicht,
Das weinende,
Mit dem in bebender Lust der Ergebung
Der Tiefgequälte zu Gott steht;

Ihr habet die Hoffnung nicht,
Die himmlische,
Daß Er doch einmal wieder vom Herzen
Den tiefverzehrenden Schmerz nimmt.

Melchior Meyr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

Theure Aerzte.

In diesen Tagen hielt Amussat, ein bekannter Arzt und Chirurg, eine große Versammlung von Aerzten in seiner Wohnung auf dem Voltairekay, um ihnen die Verbesserungen auseinander zu seyen, die er in der Lithotritie, oder in der Kunst, den Stein aus der Harnblase vermittelst Zerbröckelung wegzuschaffen, ersonnen hat. Fast alle ausgezeichneten Männer in der Heilkunde, welche die Hauptstadt Frankreichs aufzuweisen hat, fanden sich hier zusammen; auch einige berühmte fremde Wundärzte, als Sir Astley Cooper, waren in dieser merkwürdigen, an sechzig Personen starken Gesellschaft. Von Letzterm haben die Pariser Tagesblätter als einen besondern Umstand erwähnt, daß er ein Einkommen von 500,000 Franken besitze. So reich ist, glaube ich, noch kein Pariser Wundarzt durch seine

Kunst geworden. Indessen steht ihm doch Dupuitren nicht viel nach. Es ist allgemein bekannt, daß er seiner Tochter eine Aussteuer von einer Million mitgegeben hat. Amussat ist auch auf dem Wege, ein zweiter Dupuitren oder ein zweiter Cooper zu werden. Er hat eben einen Prozeß mit dem Grafen Labourdonnays, der unter der Regierung Karls X. eine so große Rolle spielte und eine Zeitlang Minister war. Er litt am Steine und Amussat hat ihn glücklich vermittelst des neuen Verfahrens operirt. Labourdonnays war herzlich froh und voll Erkenntlichkeit gegen den Arzt, als er vom Steine befreit war. Es blieb nur noch eine Kleinigkeit zu thun übrig, nämlich den Arzt zu bezahlen. Er zog den Beutel und fragte, was kostet's? 10,000 Franken, war die Antwort. Bei dieser Forderung fuhr der Graf betroffen zurück, und der Beutel blieb zugeschnürt. 10 000 Franken, meinte er, sey doch ein ungeheurer Preis für ein Steinchen, das sich so leicht habe zerbröckeln lassen. So etwas verdient Ueberlegung. Er überlegte auch so lange hin und her, daß er zuletzt auf die Ueberzeugung kam, der Stein sey viel zu theuer; er versuchte den Weg des Vergleichs, bot 6000 Franken, aber vergebens. Amussat wollte nichts ablassen. Er habe Labourdonnays gut und glücklich kurirt, diese Kur sey 10.000 Franken werth, folglich bestehe er auf seiner Forderung. Zwischen Jemand, der zu viel fordert, und einem Andern, der zu wenig bietet, läßt sich aber, wenn Keiner von beiden etwas nachgeben will, keine Vermittlung treffen; die Sache kam also vor Gericht. Was sollen nun aber die Richter machen? Sie können nur Sachkundige zu Rathe ziehen, das heißt Wundärzte, die wohl nicht so einfältig seyn werden, zu behaupten, ihr Kollege fordere zu viel und eine Steinoperation sey nicht so viel werth. Uebrigens pflegen die Pariser Wundärzte, und wahrscheinlich auch die auswärtigen, sich bei dergleichen wichtigen Operationen nach dem Vermögen der Patienten zu richten, von den Unbemittelten wenig, von den Reichen aber viel zu fordern. Letztere müssen dann gleichsam zahlen, was die Andern hätten zahlen sollen. Natürlich scheint diese Art zu rechnen nicht ganz billig, und daher kommen denn zuweilen Klagen vor Gericht. Nicht Jedermann ist im Stande, die Sache kürzlich abzumachen, wie es einmal eine Wittwe in der Umgegend von Montpellier that. Dr. Delpech daselbst ließ sich, wie mehrere andere, etwas verwöhnte Aerzte jener Stadt, von den Reichen tüchtig bezahlen. Er war einmal Nachmittags von einer reichen Familie zu sich berufen worden, welche ein Landhaus zwei oder drei Meilen von Montpellier bewohnte. Er kam gegen Abend an, blieb im Schlosse, aß zu Nacht, schlief und frühstückte. Der Kranke starb in der Nacht. Am folgenden Tage, als er wieder abreisen wollte, fragte die Wittwe, was er für seine Bemühung verlange; 10 000 Franken, war die Antwort. Sie erwiderte, dies scheine ihr doch etwas zu viel. „Madame," versetzte Delpech, „ich begebe mich nie in die Umgegend, ohne eine Entschädigung von 10.000 Franken." — „So?" erwiderte die sogleich gefaßte Wittwe, „daran thun Sie recht wohl. Ich meinerseits gebe nie Jemand zu Abend zu essen unter 5000 Franken, logire Niemand unter dieser Summe, da mein Schloß kein Gasthaus ist, und auch für ein Frühstück lasse ich mir 5000 Franken zahlen. Dieses macht also 9000 Franken; hier ist ein Banknillet von 1000 Franken; damit also sind wir quitt." — Delpech stutzte; er überlegte das Ding, und mochte bald einsehen, daß die Frau im Grunde das Recht habe, eben so willkührlich zu verfahren, als er. Er nahm das Banknillet und fuhr ab.

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Es würde selbst jetzt, einige Tage nach dem Brande, ein nutzloser Versuch seyn, die Größe des verursachten Schadens schätzen zu wollen. Nicht ganz unbefähigte Richter glauben, den Werth des bestimmt zerstörten Eigenthums sehr gering auf wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling anschlagen zu müssen. Inzwischen leidet es keinen Zweifel, daß ohne das Aufbieten jeder menschlichen Kraft, ohne die schnellste Vereinigung aller zu Gebot stehenden Löschanstalten und ohne vielfache, von Hohen und Niedern gegebene Beweise des seltensten Muthes und der kühnsten Todesverachtung das Feuer Unersetzliches verzehrt haben würde. Sobald der Feuerlärm durch die Stadt erscholl, rasselten die Feuerspritzen im Galopp herbei. Gegen zweitausend Polizeidiener waren schnell versammelt. Starke Abtheilungen der Grenadier- und Goldgarde rückten im Sturmschritte an. Vereinigt mit der Polizei, bieten sie den ganzen Raum vor dem Gebäude von der zahllos herbeiströmenden Menschenmenge frei und machten es dadurch den Löschmännern möglich, sich ungehindert zu bewegen. Nicht lange, so fand Lord Melbourne und fanden Viele des höchsten Adels und Viele der geachtetsten und bekanntesten Parlamentsmitglieder sich ein, und es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Rettung der wichtigsten Dokumente aus dem Hause der Lords diesen Herren zu danken ist. Unter den Vielen, die sich hierbei hervorthaten, war Lord Adolph Fitzclarence einer der Vordersten, und wenig fehlte, so hätte er seinen Edelsinn mit dem Leben bezahlt. In Gemeinschaft mit einigen Gardehauptleuten und mehrern andern Herren, Alle in Hemdermein, hatte er eine große Masse Baukholz bei Seite gewoefen, welches wegen der Reparaturen der Westminsterhalle in den Bau- und Exchequerhöfen lag, und dessen jeden Augenblick drohende Entzündung unstreitig den Ruin dieses glänzenden Denkmals gothischer Baukunst zur Folge gehabt haben würde. Sobald hier das Nöthigste gethan war, eilte der unermüdete Lord nach einem Flügel des Gebäudes, wo er einige der wichtigsten Papiere aufbewahrt wußte. Mit Rettung derselben beschäftigt, sah er nicht, daß die Flammen ihm den Rückweg abgeschnitten hatten, und nur eine seltene Behendigkeit ließ ihn eine an ein Fenster des zweiten Stockwerks angelegte Leiter erreichen, auf welcher er glücklich entkam. Dies jedoch schnell vergessend, stürzte er sofort mit einigen Andern zu gleichem Zwecke durch die mit dem Unterhause in Verbindung stehenden Gänge, als ein Polizeidiener das Wanken der Decke bemerkte, den Unachtsamen das zurief, diese die Wahrheit der Warnung erkannten und kaum Zeit hatten, die Straße zu gewinnen. Fast unmittelbar hinter dem Letzten brach das Gebäude krachend zusammen. Gleiche Kühnheit belebte, aber auch gleiches Glück beschützte das Leben des Grafen Münster. Früh am folgenden Morgen ermunterte er im östlichen Flügel des Unterhauses die mit Rettung der Bibliothek beschäftigten Männer zu rastloser Anstrengung, nicht achtend, daß ein Theil des Deckgetäfels den Einsturz drohte, als einer jener Männer, Namens M'Callan, den kleinen Grafen ohne viele Umstände mit starker Faust beim Kragen packte und zum Zimmer hinausschleppte; in demselben Augenblicke prasselte das Getäfel nieder, und ein Balken, der den Grafen zerschmettert haben würde, verrenkte die Achsel seines Retters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. November 1834.

Die Winkel, welche der Körper bei der Verbeugung bildet, sind für Individuen und Völker, für einzelne Umstände und ganze Zeiten gleich bezeichnend.

Lichtenberg.

Französische Höflichkeit.

(Beschluß.)

Wenn die untern Klassen in Frankreich gegen die obern unmanierlicher sind als bei uns, so sind dagegen die höhern Stände unter einander nicht so plump. Der Geck, der bei uns einen alten Bekannten übersieht, oder unverschämt einem Fremden in's Gesicht sieht, bekommt einen Nasenstüber, oder, ehe es Abend wird, eine Klinge oder eine Pistolenkugel in den Leib. Wo jeder höher stehen will, als er steht, da ist die Masse grob gegen Ihresgleichen und verlangt streng Unterwürfigkeit von den tiefer Stehenden; da, wo man Keinen über sich anerkennt, sind die Leute weder höflich gegen solche, die über ihnen, noch grob gegen solche, die unter ihnen stehen, noch auch sehr artig gegen gleich Gestellte. Während in dem einen Lande die Manieren ein Gemisch von Geschmeidigkeit und Uebermuth sind, sind sie im andern nicht artig und geschliffen genug. Es gab eine Zeit in Frankreich (und in England dauerte sie länger), wo man dafür hielt, Höflichkeit bestehe darin, Jedermann à son aise zu sehen. Das ruhige Gefühl ihrer Würde überhob die Leute aller Furcht, daß dieselbe auch nur einen Augenblick vergessen werden könnte. Auf jenen Tagen ruhte der Schatten der untergegangenen Chevalerie, welche Höflichkeit unter die Tugenden zählte. Die Höflichkeit jener Zeit, der heutigen gegenüber, war nicht die Höflichkeit des Bedienten oder Kaufmanns, welche dem Hochmuth der Herrschaft oder des Kunden Nahrung geben will; es war die Höflichkeit des Edelmanns und des Manns von Bildung, welche der Scheu derjenigen, die man als tiefer stehend betrachtet, unter die Arme greifen will. Verdorben durch die Gnadenquelle, die an einem verschwenderischen, intriganten Hofe floß, wurde der große Herr nach der Regierung Ludwigs XIV. übermäßig höflich und kriechend gegen Alle über ihm. Unter dem Stern des französischen Ministers schlug ganz das Herz des brittischen Krämers, und sanft lächelte der große Mann Jedem, an dem etwas zu verdienen war. Da Alles, was in Versailles gelehrt wurde, in der Straße St. Denis gelehrige Schüler fand, so äffte Alles das Air des Höflings auch dann nach, als seine Manieren die eines Sollicitanten geworden waren, und die ganze Nation machte gleichsam mit der einen Hand die Geberde des Sollicitirens, mit der andern die der Verbindlichkeit, und so war ihr Repräsentant jener graziöse alte Bettler, dessen ganzes Wesen mich so überraschte.

Aber eine neue Aristokratie erhob sich neben der alten, als ihre Nebenbuhlerin; und als die gesellschaftlichen Verhältnisse immer verwickelter und schwankender wurden, sah man die äußerste Höflichkeit gegen diese,

Digitized by Google

und höhnenden Uebermuth gegen jene nebeneinander, eine Revolution in den Sitten, welche die Revolution in den Meinungen beschleunigte und bösartiger machte. Auf diese Weise hatten die französischen Sitten unter Ludwig XVI. gewissermaßen Aehnlichkeit mit unsern jetzigen. Eine Geldaristokratie schwang sich damals in Frankreich zur Macht auf, wie dies gegenwärtig in England der Fall ist, und es ist dies diejenige Aristokratie, welche kriechende Unterwürfigkeit verlangt, welche eifersüchtig und ängstlich darüber wacht, ob man ihr mit dem gehörigen Respekt begegnet; eine Aristokratie, hochfahrend, übermüthig, empfindlich, die beständig von Beleidigung träumt und beleidigt, die einer Bekanntschaft mit unsicherem Blick das Maaß nimmt, und höhnisch die Nase rümpft. Diese Aristokratie ist zwar auch die der Julirevolution, aber sie ist bis jezt noch zu unmächtig in Frankreich, um bedeutende Ansprüche zu machen. Die Manieren der Franzosen sind demnach, wenn auch nicht graziös, doch lediglich nicht insolent, während die unsern leider von der Gesellschaft, welche bei den Soupers in den lezten Tagen des alten Regime das Wort führte, die Insolenz haben, ohne zugleich durch Talent und Grazie jene Zeit zu repräsentieren. Aber auch in Frankreich sieht man nicht mehr jenes noble Air, jene grande manière, wie es hieß, wodurch der alte Adel den Unterschied zwischen sich und seinen niedriger gebornen Standesgenossen zu verwischen suchte, und welche sofort diese Standesgenossen sich auf's Eifrigste selbst zu eigen zu machen suchten. Diese Manier ist spurlos verschwunden; die Franzosen sind heutzutage so wenig ein höfliches Volk, daß es ihnen vielmehr an jener Unbefangenheit des Benehmens gebricht, welche das nothwendigste Element der Höflichkeit ist. Jedermann ist damit beschäftigt, seine Würde zu behaupten, Jedermann spricht einem von seiner Stellung. Man sieht, es ist ein ewiger Kampf, ich will nicht sagen, besser zu scheinen als alle andern, doch so viel zu scheinen, als alle andern. Da es keine Stufenreihe der Stände mehr gibt, so steht jedes Individuum vereinzelt in der Gesellschaft; es sind eben so viele Atome, welche kein harmonisches Ganze bilden, und die Franzosen sind kein höfliches Volk mehr.

Die Ehescheidung.

(Fortsezung.)

Das beste, ja einzige Erleichterungsmittel für ein bedrängtes weibliches Gemüth, eine Fluth von Thränen, löste endlich die Spannung, die in Folge der Ereignisse dieses Tages in Leopoldinens Herzen entstanden war, und indem sie bis zur Erschöpfung ihrer physischen Kräfte weinte, gerieth sie zulezt in jene wehmüthig süße Stimmung, in welcher das Leben und seine Anforderungen dem vor Kurzem noch so aufgeregten Sinne in weit milderem, halb verschleiertem Lichte erscheinen. Lange blieb sie mit dem Kopfe auf dem Sims des Fensters liegen, und als nun jene Ruhe der Ermattung eingetreten war und alle deutlichen Gedanken sich gleichsam in den Hintergrund geschoben hatten, da schloß sie allmählich der Welt um sie her das Auge wieder auf, und zufällig fiel sein erster Blick auf einen Gegenstand, den sie wissentlich noch nie gesehen hatte, und welcher in der Gemüthslage, in der sie war, mehr als dies sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Warheims Wohnung gegenüber lag ein Haus, das bisher immer von einem alten Ehepaare bei verschlossenen Fenstern und Thüren bewohnt worden war. Die Leute waren vor Kurzem bald nach einander gestorben und das Haus in andere Hände übergegangen, ohne daß Julius oder seine Frau sich um die neuen Nachbarn bekümmert hatten. Als nun Leopoldine aufschaute, traf ihr Auge auf eine junge weibliche Gestalt, die drüben auf der Terrasse unter den Bäumen saß und von der Arbeit weg, die ihr auf den Schooß gesunken war, mit lächelnder Freundlichkeit nach dem offenen Fenster empor sah, wo ein ebenfalls jugendlich aussehender Mann stand und sie mit einzelnen Rosen bewarf. Dies Spiel hatte einige Sekunden gedauert, als die Frau, auf ihre Arbeit hinzeigend, die ein Kinderkleidchen zu seyn schien, schnell, als müsse sie heute noch fertig werden, ihre Hände wieder in Bewegung sezte und mit emsigem Fleiß fortnähte. Ihr Mann aber, dafür hielt ihn wenigstens Leopoldine, verschwand einen Augenblick und trat dann mit einem Buche in der Hand aus der Hausthüre, sezte sich neben die Nähterin, welche ihn mit freudiger Liebe anschaute, und begann ihr etwas vorzulesen, an dem sie beide lebhaften Theil nehmen mußten, wie man leicht aus dem Gespräch schließen konnte, mit dem sie zuweilen das Gelesene unterbrachen. Diese Beschäftigung hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, während welcher die Nadel in der fleißigen Hand zu fliegen schien; die verborgene Lauscherin hatte Muße gehabt, die beiden Figuren zu betrachten, die, obwohl nicht ausgezeichnet, doch ein ganz eigenes Interesse in ihr erregten, und wenn die Frau zufällig das runde, gutmüthige Gesicht, das, ohne schön zu seyn, etwas sehr Wohlgefälliges hatte, emporhob, so kamen die Züge ihr so bekannt vor, als hätte sie dieselben früherhin öfter und in der Nähe gesehen. Jezt reckte sie zuweilen lauschend das Ohr nach dem offenen Fenster hinauf und ihre Aufmerksamkeit theilte sich sichtlich zwischen dem Vorleser und etwas Unsichtbarem. Plötzlich sprang sie auf und eilte in ihre Wohnung, kam aber bald mit einem etwa halbjährigen

Digitized by Google

Kinde zurück, mit dem sie schäkernd vor dem Gatten stehen blieb, der dann das kleine Geschöpf liebkosend in die Arme nahm. Die Mutter hatte sich wieder zu ihrer Arbeit gesezt, während welcher ihr Blick, dann und wann sich erhebend, den hätschelnden Vater liebevoll geleitete, der, zwar mit etwas Ungeschick und seltsamen Geberden, aber mit dem Ausdruck der Vatertreue in den wohlwollenden Zügen die Kleine umhertrug.

Dieses Schauspiel reiner seliger Häuslichkeit, so ganz dazu gemacht, jedes unverdorbene Herz an sich zu ziehen und zu erfreuen, mußte besonders heute auf Leopoldinen in ihrem ihr so verarmt und schwer scheinenden Leben tiefen Eindruck machen. Früher hatte sie wohl oft, gemäß der erhaltenen Erziehung, sich geäußert: wie sie nicht begreife, daß ein gebildetes Wesen ohne Ekel sich mit den gemeineren Geschäften der Wirthschaft befassen könne, wie die Seele unvermerkt in den niedern Kreis des Daseyns sinken müsse, der um sie gezogen sey, und dem sie ihr Denken und ihre Kräfte weihe. Ja, sie hatte sogar stets vor der Wartung kleiner Kinder eine große Abneigung gefühlt und die wahren Pflichten der gebildeten Mutter eigentlich erst von dem Zeitpunkte an gerechnet, wo das Kind der geistigen Erziehung fähig geworden sey. Hier trat ihr mit einemmale ein Bild jener beschränkten Häuslichkeit entgegen, der sie so abhold gewesen war; sie sah die frohe Geschäftigkeit der Hausfrau, die, nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatte, einen Korb mit Salat herbeiholte und ihn zu lesen begann, dann aber, als die Luft zu kühl wurde, sich mit dem Kinde in das Zimmer zurückzog, wo Leopoldine sie die Kleine besorgen, sie in den Schlaf bringen sah, während der Mann, mit einer Rolle Papier beladen, wahrscheinlich in Geschäften ausging. — Warum zog sie denn dieses Schauspiel so mächtig an, daß sie den Blick nicht davon abwenden konnte? Warum trieb es ihr Thränen in die Augen, als die Frau dem Manne ihre vollendete Arbeit wies und ihr dieser die Hand freundlich drückte, als sie, neu ermuthigt, ihr weiteres Geschäft begann, als nach dessen Beseitigung sie mit dem Ausdruck seliger Mutterfreude das Kind, das die Arme verlangend nach ihr streckte, dem Vater abnahm, als sie, nachdem es zu Bette gebracht war, einen Augenblick an der Wiege betend kniete? Warum hatte sie diesmal so gar nichts von dem Bedauern gefühlt, das sie mit der Lage solcher Frauen sonst zu haben glaubte? Geschah es vielleicht nicht, weil ihr eigenes zerrissenes, ödes, trotz allem Glanz freudenleeres und langweiliges Leben mit diesem frohen, geschäftigen Daseyn einen schmerzlichen Kontrast bildete? weil sie es fühlte, wie ihr eigenes so gehaltlos dagegen erschien?

Leopoldine zog die Klingel. Das Kammermädchen erschien. „Sage mir, Philippine," sprach die Herrin, ohne den Blick von dem Fenster zu wenden, an welchem die junge Frau jezt wieder mit einem Buche in der Hand saß, „wer sind die Leute, die drüben in jenem Hause eingezogen sind?" — „Ach, Sie meinen Spitalverwalter Lonau," erwiderte das Mädchen; „ei, da sizt ja eben die Madame. Es sind ordentliche Leute, die aber ganz gemein, ganz bürgerlich leben und, wie es heißt, gar nicht wohlhabend sind. Der Mann geht Tag für Tag seinem Geschäfte nach, die Frau ist fleißig im Haus, Küche und Garten, wie denn solche Leute thun müssen. Das soll ihr aber nicht bei der Wiege gesungen worden seyn; sie war des reichen Bankiers einzige Tochter — wie hieß er doch? der in dem schönen Hause am Graben wohnte und vor ein paar Jahren fallirte — Buch, ja ganz recht, Buch hieß er. Der Gram tödtete ihn, und seine Tochter, die mit den vornehmsten Damen erzogen worden war, mußte froh seyn, den jungen Lonau zu heirathen, der ihr ein kärgliches Auskommen zu bieten hatte." — „Wie!" rief Leopoldine, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, „die Frau da drüben wäre Charlotte Buch? die nämliche, welche bei der Madame Mirval in Pension war? Lieber Gott!" sezte sie hinzu, als Philippine die Frage bejaht hatte, „wer hätte das gedacht!" — In Gedanken verloren, sezte sie sich wieder auf ihren Stuhl, lehnte den Kopf in die Hand, und die Entdeckung, daß die Züge der Frau sie nicht umsonst als bekannt angeschaut hatten, schien sie so ganz in Anspruch zu nehmen, daß Mamsell Philippine, sich überflüssig sehend, leise in das Vorzimmer zurückschlich.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beschluß.)

Kriminalfälle im Gebiet der Heilkunde.

Wahrscheinlich hat Graf Labourdonnays nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn Amussat zu beherbergen, und kann daher keine Gegenforderung machen. Vielleicht sezt aber das Gericht die Amussatsche Forderung um einige Tausend Franken herunter. Man muß es den Pariser Aerzten zu ihrem Lobe nachsagen, daß sie recht zunftbrüderlich zusammenhalten. Neulich, als in der Provinz einer ihrer Mitbrüder wegen einer arg mißrathenen wundärztlichen Operation zu einer Geldbuße vom Gerichte verurtheilt worden war, geriethen sie in gewaltige Bewegung, hielten mehrere Zusammenkünfte, wovon die Zeitungen ausführlich Bericht erstattet haben, und beschlossen, die Kosten der Appellation von diesem Urtheile an ein höheres Gericht zu bestreiten. Sie äußerten sogar, das Urtheil scheine ihnen ungerecht, indem es Richtern nicht zustehe, über eine wundärztliche Operation zu urtheilen. Einige dieser Herren waren ganz voll vor Zorn, daß man einen Arzt oder Wundarzt als Stümper bestrafen wolle. Wozu, riefen sie, dient unser

Doktordiplom, wenn wir nach jeder Operation uns dem Urtheile von Richtern unterwerfen sollen, welche zu entscheiden haben, ob wir gut oder schlecht operirt haben? Und wer sind die Leute, welche uns ein solches Stümperdiplom ertheilen können? Leute, die von der Heilkunde nichts verstehen, und denen ein Patient allerlei Dunst vormachen kann! — Ich glaube, die Herren hätten besser gethan, sich nicht so zu ereifern. Eestlich war der Fall, der vor Gericht vorgekommen war, ein arger Beweis von Unverstand, der zur Folge gehabt, daß nach einem stümperhaften Aderlasse der Arm hatte abgenommen werden müssen. Nun, dünkt mich, hat ein Patient, der zur Ader zu lassen wünschte und dem man den Arm abnimmt, wohl ein wenig Recht, seinen Wundarzt zu verklagen und sich von ihm eine Entschädigung zusichern zu lassen. In dem gegenwärtigen Falle hätte also die Pariser ärztliche Zunft wohl besser gethan, ihre Theilnahme auf eine andere Gelegenheit zu versparen. Zweitens ertheilen die Gesetze Schutz gegen leibliche Verletzungen aus Unverstand und Unvorsichtigkeit; diese Gesetze sind stets auch auf ärztliche und wundärztliche Fälle angewandt worden. Die jüngst erlassene gerichtliche Entscheidung ist daher nichts Neues und Unerhörtes. Während die Aerzte berathschlagten, kam ein ähnlicher Fall beim Pariser Polizeigerichte vor; davon nahmen die Herren aber klüglich keine Notiz. Ein Apothekerlehrling hatte nämlich statt der vorgeschriebenen Salze ein Gift gegeben, und drei Kinder in einer Familie waren daran gestorben. Hier hätten nun ja auch die Apotheker auftreten können, mit beinahe so gutem Rechte, als zuvor die Aerzte, und sagen: Wir sind vorher geprüft worden, folglich haben wir keine Verantwortlichkeit mehr und dürfen bei einem ähnlichen Falle nicht vor Gericht belangt werden. Sie waren aber klüger als die Aerzte, und ließen ihren Mitbruder, in dessen Apotheke das Unglück geschehen war, vor Gericht ziehen, wo er denn auch mit seinem Lehrling zu einer Geldbuße verurtheilt wurde, aber zu einer so gelinden, daß der königliche Prokurator an ein höheres Gericht appellirte, weil ihm dies Urtheil mit dem Vergehen nicht in Verhältniß zu stehen schien. Dieses schärfte die Geldbuße und legte dem Lehrling eine kurze Gefängnißstrafe auf, blieb aber im Ganzen dem Grundsatze getreu, welcher die ersten Richter geleitet hatte. Diese hatten nämlich den Vorfall als ein unglückliches Versehen behandelt, wobei die Uebereilung die Hauptschuld trage. Eine solche Uebereilung läßt sich aber bei einem Wundarzte nicht voraussetzen, der so ungeschickt eine Ader schlägt, daß zuletzt der ganze Arm muß abgenommen werden. Und wohl nur aus diesem Grunde verfuhren die Richter im letztern Falle strenger. Die Pariser Aerzte könnten dabei ganz ruhig bleiben. Mißgriffe genug bleiben ungeahndet, und die Tribunale werden sich wahrlich nicht damit abgeben, die Behandlung der Kranken gerichtlich zu untersuchen. Sie bekämen dadurch eine herkulische Arbeit und würden sich in der preussaischen, homöopathischen, allöopathischen Theorie noch weniger zurechtfinden, als in den zwanzigtausend Gesetzen, wornach in Frankreich gerichtet wird. Dg.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Nächst dem Lord Fitzclarence und dem Grafen Münster verdienen noch die Namen des Lord Melbourne, des Obersten Rowan, des Marquis von Worcester, der Lords Hill und Errol, des Herrn Mayne und des Herrn Hume rühmliche Erwähnung. Von Letzterm versichern alle Augenzeugen, daß er worked like a horse, wie ein Pferd gearbeitet habe, und unter den vielen öffentlichen Blättern, welche ich über den Brand der Parlamentshäuser nachgesehen, befindet sich kein einziges, welches nicht die Verdienste der dabei zugegen gewesenen official characters mit Lobsprüchen aufzählt. Unter Lord Melbourne's Leitung warfen die Polizeidiener und Soldaten, insofern andere Rettung unthunlich war, Bücher, Akten und Papiere, bald einzeln, bald in die Vorhänge zu Packen gebunden, aus den Fenstern auf die Straße, wo die Hausoffizianten und andere ehrliche Leute sie auf die schnell in Beschlag genommenen Wagen luden, gleichviel, ob Staatswagen, Karren oder Omnibus, und damit in die nächsten geräumigen, vor der Feuersbrunst völlig sichern Häuser eilten. Es ist unglaublich, welche Massen durch dieses forcirte Ausräumen und in welcher Schnelligkeit sie entfernt wurden. Keine Schnelligkeit vermochte aber die berühmte Tapete im Hause der Lords zu retten, auf welcher die große That zu sehen war, von welcher Englands Seeruhm sich datirt, die Vernichtung der spanischen Armada, der unüberwindlichen Flotte. Ein Werk des hochgeachteten Franz Spiering, wurde die Tapete von Jakob dem Ersten gekauft, aber erst während der Republik, zwei Jahre, nachdem das königliche Haupt Karls des Ersten auf dem Schafott gefallen war, im Hause der Lords aufgemacht. Mehr Glück hatte das werthvolle Scepter des Sprechers im Unterhause. Es ist gerettet worden, und nur das ist noch zweifelhaft, ob es seine Rettung zwei Löschmännern verdanket, die, während das Untergeschoß brannte, auf einer Leiter durch ein Fenster des zweiten Stocks einstiegen, oder dem sogenannten Deputy Serjeant-at-Arms, der gleich beim Auskommen des Feuers an das werthvolle Stück gedacht haben will. Wäre die Tapete von Gold gewesen, es hätte sich wahrscheinlich auch Jemand gefunden, der an sie gedacht oder allenfalls sein Leben für sie eingesetzt hätte.

Wie behend auch das Fortschaffen auf Wagen vor sich ging, es gab doch der fortzuschaffenden Dinge zu viele, zu schwere und zu wichtige, als daß die Fuhrwerke hätten genügen können. Daher Lord Melbourne's Befehl, den Garten hinter dem Hause des Sprechers, am Ufer der Themse, von den eingedrungenen müßigen Zuschauern zu räumen. Der Befehl wurde von den Polizeidienern zwar sehr artig, aber eben so wirksam als schnell ausgeführt, und den Ruhm muß man dem ungezogensten Engländer lassen, daß er, wenn er nicht völlig betrunken ist, der gesetzlichen Autorität ohne Widerstand und ohne vieles Fragen gehorche. In diesen Garten wurde nun unter starker polizeilicher Aufsicht alles gerettete Geräth und fast der ganze Inhalt der neuen Bibliothek geschafft. Da jedoch die Feuerfunken ununterbrochen und von allen Seiten darauf niederregneten, hätte die gut gemeinte Maßregel sich wahrscheinlich sehr schlecht bewährt, wenn nicht Lord Auckland eine ungeheure Schiffsleinwand hätte herbeiholen lassen, unter deren Schutze das gerettete Gut nun sicher lagerte. In eben diesen Garten wurden auch die im Parlamentsbüreau aufbewahrten Staatsdokumente gebracht, jedoch nur die aus der neuern Zeit, denn es ist bekannt, daß die reponirten sich in einem feuerfesten Gewölbe unter dem gemalten Saale befinden, nahe an der Stelle, wo das Brennmaterial des berüchtigten Fawkes entdeckt wurde. Nicht minder entgingen auf diese Art die wichtigen Papiere des Lord-Kanzlers ihrer Vernichtung. Nur wenige und, wie man sagt, nur unwichtige fanden sich später hie und da zerstreut, beschmutzt und zertreten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. November 1834.

Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge bildend immer neu
Zu formen sich. Was war im Knaben schon
Vom Greis und Mann? —

Herder.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Vom Muskelsinn.

Man nimmt gewöhnlich an, die Jungen der Thiere werden vom Instinkt geleitet, bei dem Kinde aber sey dem nicht so: bei diesem sollen wir nur die Vernunft allmählich dämmern und sich fortschreitend entwickeln sehen. Doch dies ist nicht ganz richtig: wir zweifeln sehr, ob sich der Körper unter dem bloßen Einflusse der Vernunft, und wenn nicht sinnliche, eingeborne, eigentlich instinktive Kräfte die erste Erziehung übernähmen, je sich entwickeln könnte. Was sich beim Kinde vom ersten Tage an vollkommen entwickelt zeigt, das ist die Empfindlichkeit und die Bewegung von Lippen und Zunge, und die Furcht vor dem Fallen äußert sich beim kleinen Kinde, lange bevor es von irgend einer Verletzung die geringste Erfahrung haben kann. Die Hand, welche später das Werkzeug zu Entwicklung der andern Sinne und der Geisteskräfte selbst werden soll, ist in der ersten Kindheit völlig unfähig; das Kind äußert schmerzhafte Empfindungen durch höchst unzweideutige Zeichen, aber vom Körpertheile, der eben leidet, hat es kein Bewußtseyn. Es gibt angeborne Gebrechen, welche in der frühesten Kindheit die Operation verlangen; aber nie fährt das Kind abwehrend gegen das Instrument, wie es etwas später allerdings thut. Seine erste Bewegung ist, die Hand an den Mund zu bringen und daran zu saugen; und kaum vermögen die Finger etwas zu fassen, so wird Alles, was sie erreichen, in den Mund gebracht. So erwirbt es sich denn die allererste Kenntniß mittelst des angebornen Tastsinns in Zunge und Lippen, während der Gebrauch der Hand erst später erworben wird.

Die Kenntniß von äußern Gegenständen, als von uns verschiedenen Körpern, kann nicht eher erworben werden, als bis das Tastorgan der Hand sich mit unsern eigenen Gliedern bekannt gemacht hat; es läßt sich nicht annehmen, daß wir irgend etwas mittelst Bewegung der Hand unterscheiden, oder über die Form, überhaupt die fühlbaren Eigenschaften eines unsere Haut berührenden Gegenstandes urtheilen können, ehe wir unsern eigenen Körper von den Dingen außer uns haben unterscheiden lernen. Das erste Geschäft der Hand ist, wie wir gesehen, jene Empfindlichkeit des Munds zu üben, und das Kind versichert sich von der Wirklichkeit der Dinge durch die tastenden Lippen, gerade wie der Hund durch seinen scharfen Geruch. Beim Kind vertauscht sich dieser Lippen- und Zungensinn erst dann gegen den Gesichtssinn, wenn sich lezterer mehr entwickelt hat, größere

Digitized by Google

Befriedigung gewährt und ein besseres Mittel abgibt, von den Eigenschaften der Körper zu urtheilen. Sehr langsam erwirbt die Hand den Tastsinn, und man sieht das Kind mit Armen und Fingern lange fruchtlose Versuche machen, bevor ihm die Richtung der Gegenstände oder ihre Entfernung geläufig wird. Allmählich wird die Länge des Arms und der Grad seiner Bewegung zum Maßstab der Entfernung, Form, der Verhältnisse, ja wohl selbst der Zeit.

Nächst der Empfindlichkeit des Mundes fällt am Kinde ein sehr früh vorhandener Sinn auf — die Furcht vor dem Fallen. Die Amme oder Kindsfrau versichert uns, wenn sie das Kind, dasselbe auf und ab wiegend, eine Treppe hinaustrage, bleibe es mit Leib und Gliedern ganz ruhig; die Treppe abwärts aber fange es alsbald an zu zappeln. Es deutet dies auf einen besondern Sinn, auf ein eingebornes Gefühl von Gefahr, und dies wird noch deutlicher, wenn das Kind zum erstenmal zu stehen oder zu gehen versucht. Wenn das Kind hingestellt wird und der Mutter Arme es umspannen, ohne es zu berühren, lernt es allgemach das Gleichgewicht halten und stehen, aber mit sichtbarer Angst. Dieses Gefühl, das seine ersten Versuche, von seinen Muskeln Gebrauch zu machen, begleitet, kann noch nicht der Erfahrung zugeschrieben werden. Die Kinder sind also furchtsam aus Instinkt; man sieht, sie fürchten sich vor dem Fallen, und man kann es allmählich verfolgen, wie sie unter der Leitung dieses Gefühls ihren Muskelsinn zu entwickeln suchen. Zugleich sehen wir dabei, wie innig Instinkt und Vernunft in der Kindheit verwoben sind, wie nothwendig ersterer zu unserer Existenz ist, wie er erst der Vernunft mächtig dient, mit ihrer Entwicklung aber allmählich zurücktritt, bis wir endlich seinen Einfluß kaum mehr gewahr werden.

Je mehr wir darüber nachdenken, wie sehr das eine Organ aus der lebendigen Thätigkeit des andern Nutzen zieht, und wie viel wiederum alle dem Tastorgan zu verdanken haben, desto klarer wird es uns, daß die Empfindlichkeit der Haut mehr als irgend eine andere Funktion des Körpers von einer andern Lebensthätigkeit abhängig ist. Nämlich ohne einen uns inwohnenden Sinn für Muskelthätigkeit, oder ohne das Bewußtseyn vom Grade der beim Tasten angewandten Kraft könnten wir durch den Tastsinn so gut wie nichts erfahren. Die Bewegung der Hand und der Finger und das Gefühl, das Bewußtseyn ihrer Thätigkeit muß nothwendig mit dem eigentlich sogenannten Tastsinn verknüpft seyn, und jenes Bewußtseyn der Muskelthätigkeit kann man mit vollem Rechte einen sechsten Sinn nennen, unbekümmert darum, daß die gewichtigsten Autoritäten bei ihren Beobachtungen über die Sinnorgane auf dieses Verhältniß keine Rücksicht nehmen.

Der bekannte Abbé Nollet erhebt den Tastsinn über alle andern und meint, er habe vorzüglich das vor ihnen voraus, daß er aktiv und passiv zugleich sey; denn er setze uns nicht allein in Stand, von demjenigen zu urtheilen, was einen Eindruck auf uns mache, sondern auch von dem, was sich unserer Kraftanstrengung widersetze. Das Mißverständniß liegt hier darin, daß er den Tastnerven eine Eigenschaft zuschreibt, die ganz allein den Muskeln zukommt; aber auch neuere Forscher betrachten die Kraft, welche während des Tastens vermittelst des Willens in Thätigkeit gesetzt wird, als eine wesentliche Eigenschaft des Tastnerven, was nicht der Fall ist. Wir zeigen nun, daß der Bewegungs- oder Muskelsinn und der Tastsinn in der Ausübung nur unzertrennlich verbunden sind. Wenn ein blinder Mensch, oder einer, der die Augen fest schließt, gerade steht, sich nirgends anlehnt und nichts berühret, wodurch hält er sich aufrecht? In der Symmetrie des Körpers kann der Grund nicht liegen; eine Statue von den besten Verhältnissen muß an ihr Fußgestelle befestigt werden, oder der Wind wirft sie um. Wie kommt es also, daß der Mensch seine senkrechte Stellung behält oder sich im richtigen Winkel gegen den anstürmenden Wind lehnt? Er muß einen Sinn haben, mittelst dessen er den Grad der Neigung seines Körpers erkennt, er muß die Fertigkeit besitzen, ihn zu richten und jede Abweichung von der senkrechten Stellung auszugleichen. Was ist aber dies für ein Sinn? er berührt ja nichts, er sieht nichts; keines der allgemein bekannten Sinnorgane kann ihm hiebei irgendwie dienlich seyn. Sollte es nicht jener Sinn seyn, der sich im Kinde so früh als Furcht vor dem Fallen äußert? Sehen wir hier nicht jene Eigenschaft, welche sich bereits im Zappeln des Kindes auf dem Arm der Amme kundthat, nun vollkommen entwickelt? Nur durch Muskelthätigkeit können die Glieder gestreckt, der Körper fest im Gleichgewicht und aufrecht erhalten werden. Ein Mensch, der keinen Gesichtspunkt hat, nach dem er sich richten kann, der gar nichts außer ihm berührt, kann von der Lage und Richtung seines Körpers und seiner Glieder aus keiner andern Quelle Kenntniß erhalten, als vermittelst eines Sinnes für den Grad des Kraftaufwandes in seinem Knochen- und Muskelgerüste. Und so ist es auch; aber die Muskeln werden in Folge der Uebung und Gewohnheit mit solcher Gewandtheit und Genauigkeit in Bewegung gesetzt, daß wir gar nicht mehr wissen, wie wir stehen. Wollen wir aber auf einem schmalen Körper gehen, oder stehen wir so, daß wir in Gefahr sind zu fallen, oder auf Einem Fuß, so werden wir alsbald ängstlich, und die rasche, unruhige Bewegung der Muskeln zeigt, in welchem Grade sie dadurch aufgeregt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Charlotte Buch war eines jener seltenen Wesen, die, zu den schönsten weiblichen Tugenden gleichsam von der Natur geweiht, an der vollkommenen Ausübung derselben durch ihre Verhältnisse gehindert werden und sich, den Umständen zum Trotz, durch den wohlthätigen Instinkt, der ihnen beigegeben ist, auf dem richtigen Wege erhalten. Durch das Vermögen ihres Vaters zu großen Ansprüchen berechtigt, von ihm nach dem Tode ihrer Mutter in die Erziehungsanstalt gebracht, wo so viele ihres Geschlechts zu ihrem wahren Berufe auf immer verdorben wurden, konnte sich Charlotte, ungeachtet aller Vorstellungen, trotz den Beispielen, die sie täglich vor sich sah und die ihr als preiswürdig angeführt wurden, von dem Sinn für engere Häuslichkeit, für die geringeren, aber nützlichern Beschäftigungen der Frauen nicht los machen, und die Begierde, jede Gelegenheit zu ergreifen, wo sie die Wirthschafterin machen konnte, die Gefälligkeit, mit welcher sie ihren Gespielinnen kleine Bedürfnisse besorgte und der Vorsteherin bei vorkommenden Fällen zur Hand ging, hatte ihr in dem Institute den übel angebrachten Spottnamen des Aschenbrödels erworben, der freilich die reinliche, anmuthige Gestalt schlecht bezeichnete. Ihr Mangel an höheren Kunstfertigkeiten, der wenige Geschmack, den sie für die Erlernung der Musik, des Zeichnens und Tanzens bezeigte, mischte dem Gefühl ihrer vornehmen Gefährtinnen für sie eine Art Verachtung bei, deren Ungerechtigkeit ihnen bei ihrer verkehrten Bildung damals nicht auffallen konnte. Das Unglück ihres Vaters entriß das gute Mädchen bald ihrer unpassenden Lage und brachte sie in eine solche, die bei allem Anschein der Beschränktheit für ihr Gemüth dennoch weit mehr wahres Glück darbot.

Leopoldinens Erstaunen, in der Nachbarin eine alte Bekannte wieder zu finden, wich bald den Betrachtungen über ihr beiderseitiges Geschick, die sich ihr aufdrängten. Unwillkührlich verglich sie ihre Stellung, ihre Lebensweise, ihre Aussichten mit denjenigen der jungen Frau, deren freundliches Gesicht das innigste Gefühl des Glückes zeigte, eines Glücks, das ihrem verwöhnten Sinn freilich zu hart erkauft dünkte, das aber doch nicht weniger wirklich war. Und sie selbst: war sie zufrieden, war sie vergnügt? Hatte mitten in seinem Ueberfluß, umringt von all den feineren Genüssen der großen Welt, ihr Leben nur eine einzige Stunde herzlicher Freude aufzuweisen, wie die, deren Zeuge sie so eben gewesen war? Und die Seelenruhe, die aus Charlottens Zügen strahlte, wohnte sie auch in ihrem eigenen Herzen? Diese Fragen, das bald dunkle und doch peinigende Bewußtseyn des gefährlichen Standpunktes, auf welchem sie sich befand, beschäftigten unausgesetzt das aufgereizte Gemüth, und der helle Frühlingsabend hatte sich in nächtliches Dunkel verkehrt, ehe sie den Sitz am Fenster zu verlassen vermochte.

Dieser Abend würde wahrscheinlich wohlthuend auf Warheims häusliches Glück gewirkt haben, hätten nicht einige Zufälligkeiten, vereint mit den eingewurzelten Schwächen der beiden Menschen, deren Geschick wir erzählen, ein günstiges Resultat gehindert. Ihrer ehemaligen Jugendbekannten Thun und Lassen, das Verhältniß der Eheleute gegen einander hatte indessen Leopoldinen zu sehr angezogen, als daß sie nicht in den Stunden langweiliger Einsamkeit ihre Beobachtungen in dem Nachbarhause hätte fortsetzen sollen. Alles, was sie sah, überzeugte sie, daß es eine Existenz gebe, die, bis jezt von ihr bei Weitem zu gering geachtet, mitten in anstrengender, nach ihren Begriffen gemeiner Arbeit, bei den geringfügigsten Sorgen des gewöhnlichen Lebens, ohne Auszeichnung, ohne Glanz und Ueberfluß belohnend und glücklich seyn könne. Ihr Verstand, obschon von Vorurtheilen befangen, war dennoch zu fein und gesund als daß sie ganz nur auf die untergeordnete Bildung der Frau die verzeihende Nachsicht hätte schieben mögen, die sie Morgens und Abends, bei jeder Beschäftigung, jedem Vorfalle von ihrer Stirne strahlen sah; und wenn sie dies auch gewollt hätte, so würde doch die gleichzeitige Fröhlichkeit des Mannes, das Gefühl des Glückes, das aus seinen Augen schimmerte, sobald er, die Straße herunter kommend, das Haus erblickte, in welchem er den reichen Segen der Häuslichkeit besaß, ihr bewiesen haben, daß wenigstens die Harmonie, die zwischen den Pflichten und dem Geiste der Hausfrau herrschte, heilbringend auf ihre Umgebungen zurückwirken müsse. Hätte Leopoldine, wozu sie sich öfters geneigt fühlte, die Bekanntschaft mit Frau Lonau erneuert, so würde wahrscheinlich ihr reiner Sinn zu der Ausübung weiblicher Tugenden sich ermuntert gefunden und sie zugleich den praktischen Unterricht, dessen sie bedurfte, empfangen haben. Aber falsche Scham hielt sie von jedem freundschaftlichen Schritte gegen ihre Nachbarin ab. Sie hatte, von jugendlichem Uebermuth und dem Beispiel ihrer Gespielinnen getrieben, die gute Charlotte kurz vor ihrem Austritte aus der Kostanstalt empfindlich gekränkt, und die Erinnerung an das begangene Unrecht hatte sie seitdem oft in einzelnen Augenblicken gedrückt. Wie konnte sie nun hoffen, eine Annäherung von ihrer Seite würde freundlich aufgenommen, und wie hätte ihr Stolz eine Zurückweisung von einem, ihrer Meinung nach doch noch immer tief unter ihr stehenden Wesen zu ertragen vermocht? Gleichwohl gaben ihr die Beobachtungen am Fenster manchen Gedanken, der für ihr Glück heilsam seyn konnte. Die herzliche Liebe zwischen den Gatten erregte die

Digitized by Google

Sehnsucht nach völliger Wiederherstellung ihres frühern Verhältnisses mit Julius, und entfernte eben darum das gefährliche Bild des Grafen, dessen Liebe in einsamen Stunden dem wunden Herzen so lockend erschien. Die Freude an häuslicher Beschäftigung, die so sichtlich Madame Lonau's Daseyn verschönerte, weckte das Verlangen, die glänzende Flitterarbeit bei Seite zu schieben und sich einmal ernstlich im Bereiche der Hausgeschäfte zu versuchen. Aber unglücklicher Weise fand sich in jenen Tagen Warbeim wirklich durch die Künste der Frau von Breitenstein zu sehr angezogen, als daß das Entgegenkommen seiner Frau die Wirkung hätte haben können, die Leopoldine erwartete, und die Laiin im Gebiete des Hauswesens, die jeder Leitung ermangelte, die nicht durch Nothwendigkeit, sondern nur durch eine vorübergehende Wallung zu ihren Versuchen getrieben wurde, ermüdete bald bei dem Mißlingen derselben, und das Ungeschick, mit dem sie nach eigener Ueberzeugung Manches angriff, entleidete ihr jedes Wiederholen so mühseliger Anstrengung. So brachte denn nach kurzer Zeit der Impuls, den ihre Seele erhalten hatte, statt eines gesegneten Resultates nur die [illegible] Früchte. Sie [illegible] tief empfunden, daß das Leben etwas Besseres, Höheres zu bieten habe, als ihre eigene Lage in sich faßte; die Ahnung dessen, was eigentlich die Bestimmung des Menschen und besonders des Weibes sey, war in ihr aufgestiegen, und es hätte bloß einer treuen Hand bedurft, die stützend die ihrige gefaßt hätte, um sie auf immer dem wahrhaft Schönen und Guten zuzuführen. Aber Julius hatte weder die Festigkeit des Gemüthes, noch die Sicherheit der Einsichten, die zu diesem Geschäft erforderlich waren. Leicht und gedankenlos streifte auch an ihm das Leben hin, und kam zufällig eine ernstere Stunde des Nachdenkens, so flog sie, durch irgend einen Taumel der Freude verweht, schnell und spurlos vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Gegen drei Uhr des Morgens brannte besonders hell bloß noch die Vorhalle zu des Königs Eingang. Das Dach des einen Theil von des Sprechers Amtswohnung bildenden Gebäudes war eine halbe Stunde vorher eingestürzt. Von Zeit zu Zeit schossen aber noch Flammen aus dem Eingange zum Oberhause auf, obgleich das Gebäude selbst bereits völlig ausgeweidet war, und die inzwischen eingetretene Fluth setzte die Löschmaschinen in Stand, Ströme von Wasser darauf niederzugießen.

Gleichsam die ermüdeten Nacht-Zuschauer abzulösen, strömten mit Tagesanbruch zahllose Menschenschaaren herbei, um die Ruinen der beiden Parlamentshäuser zu sehen. Eine starke Abtheilung Militär und Polizei mußte quer über die Straße von der Ecke der Westminsterhalle bis zum St. Margaretheukirchhofe, und von den sogenannten Richtereche bis zur Abingdonstraße aufgestellt werden, um die Neugierigen abzuhalten. Ebenso wurden die Thore von St. Margaretheukirchhof und alle übrigen Zugänge gesperrt. Abgesehen von mancher Rücksicht, welche bei so vielen fingerfertigen Händen, als London zählt, diese Maßregel nothwendig machte, darf auch nicht vergessen werden, daß die Feuerspritzen in fortwährender Thätigkeit waren, daß immer noch, besonders aus einigen Comitezimmern des Unterhauses und aus einigen an das Oberhaus stoßenden Gemächern, von Zeit zu Zeit Flammen hervorbrachen, und daß deßhalb die Löschmänner in ungestörter Aufmerksamkeit erhalten werden mußten. Außer diesen Räumen lag fast alles Uebrige in Trümmern, und nur die hie und da aufsteigenden Rauchwolken gaben Zeugniß, welche furchtbare Gewalt das Werk der Zerstörung geübt. Allerdings standen die Mauern des Unterhauses noch aufrecht; aber sie schienen so wandelbar, daß jeder Augenblick ihren Einsturz erwarten ließ. Wer den Eintritt oder auch nur einen Blick in den Garten hinter des Sprechers Wohnung erlangte, gewahrte dort große Massen des kostbarsten Geräthes, Tische, Schreibepulte, Stühle, Uhren, Perlen, Himmelskugeln, Landkarten, Gläser. Alles durcheinander in wunderbarer Unordnung auf dem Grase, und Vieles stark beschädigt. Der Sprecher war zufällig mit seiner Familie in Brighton. Ein Eilbote brachte ihm die unerfreuliche Nachricht, und schon um elf Uhr des folgenden Morgens war er in London. Sein erster Gang war in den Garten, und einem aufmerksamen Beobachter konnte die fast ängstliche Sorge nicht entgehen, mit welcher er nach seinen Papieren sah und den Inhalt mehrerer Kasten und Schreibepulte untersuchte. Nur erst, als das Vorgefundene ihn beruhigt zu haben schien, wandte er sich zu seinem übrigen Eigenthum, und zeigte sich hier unverkennbar mehr überrascht, daß so viel, als bestürzt, daß nicht mehr gerettet worden war. Man erzählte, daß, während er mit einigen anwesenden Edelleuten, namentlich mit den Lords Adolph Fitzclarence und Hill, gesprochen, ein Polizeidiener ein Bündel Zündhölzer aufgefunden und überreicht habe, und man wollte wissen, daß die genannten Herren auf diesen Fund, der vielleicht zur Entdeckung der Ursache des Feuers führen könnte, großen Werth gelegt hätten. Dies ist jedoch eine von den Erfindungen, die müßigen Zungen in einer großen Stadt Stoff zum Gespräch geben. Inzwischen bringt es die Eigenthümlichkeit der Menschen mit sich, daß sie, sobald sie von der ersten Ueberraschung sich frei gemacht, in welche ein ungewöhnliches Ereigniß sie gesetzt, sobald sie an den rauchenden Trümmern zweier Parlamentshäuser sich satt gesehen, nach der Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses forschen, und daß somit auch über die Veranlassung dieser Feuersbrunst schnell die verschiedenartigsten Gerüchte im Umlaufe waren. Dieselben sind wohl im Allgemeinen sämmtlichen Lesern aus den politischen Tageblättern bekannt. Am meisten Aufsehen machte und macht noch die Aussage des Mannes (Cooper), der am selben Abend, wo die Häuser abbrannten, zu Dudley, 120 Meilen von London, von diesem Brand als von einem Faktum will haben sprechen hören. Die Untersuchung über diesen Punkt, wie über die Ursache des Brandes überhaupt, schwebt noch, indessen wird zur Zeit, wo dieser Bericht Ihnen zukommt, das Resultat bekannt seyn. Ich hoffe im Stande zu seyn, interessante Details darüber zu geben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. November 1834.

— Schlechte Wirthschaft ist ein schleichend Gift;
Es macht den Hausstand siech an Leib und Seele,
Und zehrt an Lieb' und Glück, an Haus und Hof.

Beaumont und Fletcher.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Wie denn aber der Mensch gerne das Mißlungene oder das, nach dem er vergeblich gestrebt hat, aus seiner Erinnerung und seinem Leben entfernt, so geschah es auch hier. Leopoldine verwies die Koch- und Wirthschaftsbücher, die sie sich angeschafft hatte, in den unbesuchtesten Winkel des Hauses; die Hausarbeit wurde als höchst langweilig der Näthcrin übergeben, die Schränke für das Weißzrug, die Kammern und Keller, wo sie eine mühsame Revision gehalten hatte, wurden auf's Neue der Obsorge Philippinens überlassen, und der Schreck der Dienerschaft über den plötzlichen Eifer der Gebieterin wandelte sich in ein spöttisches Lächeln. Ja, sogar die schuldlose Ursache des Geschehenen ward in die allgemeine Verurtheilung mit einbegriffen. Leopoldine vermied es, an die Fenster zu treten, die nach Lonaus Hause die Aussicht hatten, und wenn ein Zufall ihr die junge Frau von drüben vor's Auge brachte, so fühlte sie eine saure Empfindung in sich aufsteigen und ihr Blick wandte sich von einem Schauspiele weg, das vergebliche Hoffnungen und Plane in ihrem Herzen hervorgerufen hatte. Daß nun aber ihr Leben ihr doppelt unbefriedigend erschien, wird wohl Niemanden befremden, und eben so wenig, daß sie sich vermehrte Mühe gab, in Zerstreuungen jeder Gattung das Unbehagen los zu werden, dem sie keinen Namen zu geben wußte. Die Art, wie Julius seiner Frau vorübergehendes Bestreben aufgenommen und die kleinen Ungeschicklichkeiten der Ungewöhnten bekrittelt hatte, sein fortgesezter Umgang mit Frau von Breitenstein, welchem die Welt schon Schlimmeres nachredete, als er eigentlich verdienen mochte, hatten das sonst sanfte Gemüth empört, sie machte beißende Anmerkungen, oder versank schmollend in lautloses Schweigen, und die Rückwirkung blieb natürlich nicht aus, denn der Mensch, und besonders der freiere Mann, flieht die Gegenwart dessen, der ihm Unangenehmes bereitet. So entstand denn in Warheims Hause ein immer größeres Bedürfniß, die eigenen vier Wände zu verlassen oder sich mindestens in denselben so mit Gesellschaft zu umgeben, daß man nicht Gefahr lief, sich gegenseitig zur Last zu fallen. Vermehrte Ausgaben waren die Folge davon, und diese häuften sich so, daß baare Bezahlung zur Unmöglichkeit wurde und man sich, wie immer in solchem Falle, über den Umfang der Schulden betäubte. Dies konnte aber nur einige Monate hindurch geschehen. Als die Rechnungen anrückten und eine ungeahnete Masse von Geldverpflichtungen daraus hervorging, da brach der Unmuth, der bisher nur stille gewirkt hatte, in lauten Unfrieden aus; Julius beschuldigte

Digitized by Google

Leopoldinen, durch ihren Mangel an Wirthschaftskenntnissen diese Verlegenheit veranlaßt zu haben, äußerte seinen Verdruß nach Männerweise ungestüm und ungemäßigt, und vergaß ganz, daß der Aufwand, den er selbst gemacht hatte, mit Leopoldinens Vernachlässigungen wenigstens gleichen Schritt hielt. Wenn nun auch die junge Frau sich weder unbescheiden noch heftig betrug und meistens mit der Frauen Waffen sich vertheidigte, so konnte sie doch manch leises Wort des Vorwurfs über Julins Benehmen und seine eigene Verschwendung nicht zurückhalten, der Name der Frau von Breitenstein ward ebenfalls unter schlimmen Beziehungen genannt, und diese Art von Gegenwehr brachte in solcher Stunde höchster Aufregung keine gute Wirkung hervor.

In diese Zeit schmerzlicher Zerwürfnisse, wo die beiden Herzen, die trotz Allem, was zwischen ihnen stand, nicht aufgehört hatten, sich zu lieben, und sich dennoch in keinem gemeinsamen Gefühl mehr zu begegnen wußten, fiel ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das gleichwohl unter den obwaltenden Umständen nothwendig trennend zwischen Warheim und seine Frau treten mußte. Eine klein-Gesellschaft hatte sich verabredet, einen ganzen Tag im Freien zu verleben, und war zu diesem Zwecke auf ein, wenige Stunden entferntes, schön gelegenes Forsthaus gefahren, wo man sich mitten unter hohen Fichten und Buchen, bei dem Gesange von tausend Vögeln ganz heiter und behaglich befand. Daß Frau von Breitenstein abgehalten worden, der Spazierfahrt beizuwohnen, erregte in Leopoldinen eine heimliche Freude, ungeachtet mehrere häusliche Unannehmlichkeiten sie hinderten, diesen Zufall zu ihrem Vortheil zu benutzen. Graf Saldern hingegen, der seine Gegenwart verheißen hatte, ließ sich im Augenblicke der Abfahrt mit dem Beifügen entschuldigen: er werde später nachkommen. Dies geschah denn auch, als eben die Gesellschaft, nachdem sie in getrennten Partien den Wald nach allen Richtungen durchstreift, sich um die mitgebrachten Erfrischungen hergelagert hatte. Natürlich ward er nach der Ursache seines späteren Kommens befragt, wobei mehrere scherzhafte Vermuthungen aufgestellt wurden. „Während Sie mich ganz ungerechter Weise," nahm Saldern endlich das Wort, „im Verdachte des Langschlafens und anderer schlechter Gründe einer willkührlichen Versäumniß hatten, folgte meine lebhafte Sehnsucht Ihnen hieher, und ich habe diese bezwingen müssen, um einige unangenehme Morgenstunden zuzubringen. Sie kennen," so wandte er sich zu einem Herrn der Gesellschaft, „meinen Vetter, den pensionirten Hauptmann von Weiler, dessen zerrütteten Finanzen die Familie seit zehn Jahren vergebens aufhilft. Müde der bedeutenden Beiträge, wollten wir dem leichtsinnigen Menschen eine Beschäftigung zugleich mit einem beträchtlichen Einkommen an die Hand geben, und zu diesem Zwecke schien uns nichts dienlicher, als die eben erledigte Amtmannsstelle in Grünfeld. Die Gegend ist hübsch genug, die Jagd vortrefflich, Weiler hat einige Kenntnisse der Landwirthschaft, und dem, was er nicht wußte, hätte ein verständiger Schreiber abgeholfen. Ich hatte meinen ganzen Einfluß für ihn aufgeboten und war weit entfernt, mir das Fehlschlagen meiner Erwartung als möglich zu denken. Da fällt es dem alten Kammerrath Müller ein, ein Examen zu halten, um die Stelle dem Würdigsten zu geben — eine seltsame Neuerung, die bisher noch Niemanden beigekommen ist; es meldeten sich in Folge dieser Maßregel mehrere Bewerber, und gestern Abend ward die Prüfung gehalten, bei welcher mein Herr Vetter gänzlich durchgefallen und ein anderes ganz unbedeutendes Subjekt zum Amtmann in Grünfeld gewählt worden ist. Die fehlgeschlagene Spekulation hat denn nicht ermangelt, Weilers Gläubiger auf die Beine zu bringen, die nur in Hoffnung auf das Gelingen derselben sich hatten beschwichtigen lassen, und der Vormittag, den ich so viel schöner hätte verwenden können," sezte er mit einem feurigen Blicke auf Leopoldinen hinzu, „verfloß mir unter den verdrießlichsten Plackereien mit Juden und jüdischen Christen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Muskelsinn.

(Fortsetzung.)

Wir fühlen die Lage unserer Glieder, wir wissen, daß die Arme an der Seite herabhängen, oder aufgehoben und ausgestreckt sind, obgleich wir weder etwas berühren, noch etwas sehen. Es muß dies die Folge einer dem Körper inwohnenden besondern Eigenschaft seyn, und worin kann diese anders bestehen, als im Bewußtseyn vom Grade der Thätigkeit und der Anordnung der Muskeln? Ich war lange zweifelhaft, ob der Mensch dabei den Zustand der Muskeln in der Ruhe fühle, oder sich des zu ihrer Bewegung nothwendigen Grades von Willenskraft bewußt sey; und unter den Bemühungen, diesen Punkt aufzuklären, machte ich die bekannte Entdeckung, daß jeder Muskel zwei gesonderte Nerven hat, einen Empfindungsnerven und einen, durch den der Wille auf die Muskeln wirkt. Ich folgerte nun so: wir erwachen mit dem Bewußtseyn der Lage unserer Glieder; es kann dies nicht von der Erinnerung an die Thätigkeit rühren, durch welche sie in diese Lage kamen, folglich muß es das Gefühl ihres gegenwärtigen Zustandes seyn. Wenn ein Mensch unter solchen Umständen

Digitized by Google

sich bewegt, hat er ein bestimmtes Objekt, und er muß sich eines vorgängigen Zustandes bewußt seyn, bevor er eine Veränderung wünschen oder eine Bewegung vornehmen kann.

Ein Mensch, dem ein Glied abgenommen worden, fühlt bekanntlich noch nachher Schmerz, Hitze und Kälte in demselben. Als ich einen Kranken, der ein Glied verloren hatte, veranlaßte, sich zu bewegen, sah ich, wie er ängstlich nach dem Gliede griff, nicht daran denkend, daß es nicht mehr da war. Menschen der Art haben noch lange nach der Amputation ein Gefühl, nicht nur, als ob das Glied noch da wäre, sondern als ob es in dieser oder jener Stellung hinge oder läge. Ich fragte einen Kranken, wo er jezt seinen Arm fühle; er antwortete: mir ist, als läge er mir über der Brust, oder an der Seite herab. Mit der veränderten Körperstellung scheint sich auch die Lage eines solchen Glieds zu ändern. Es ist dies ein weiterer Beweis für unsern Muskelsinn: gerade wie bei andern Sinnen die eigenthümlichen Sensationen derselben oft noch lange nachklingen, nachdem das Sinnorgan zerstört ist, so bleibt hier, ganz dem Charakter des hier besprochenen Sinns gemäß, eine trügerische Empfindlichkeit für den Zustand der Muskeln, wie für den der Haut, auch nach Entfernung des Glieds zurück.

Ohne diesen Sinn fehlte es uns durchaus an einem Regulator unserer Bewegungen; wir könnten unsern Muskeln nicht beim Stehen gebieten, viel weniger beim Gehen, Springen oder Laufen, hätten wir nicht vor der Aeußerung des Willens ein Gefühl vom Zustande der Muskeln, und was die Hand betrifft, so haben an ihrer Vollkommenheit, als Werkzeug, die Freiheit ihrer Bewegungen und unser Bewußtseyn dieser Bewegungen, in dessen Folge wir sie mit der höchsten Genauigkeit lenken, wohl gleichen Antheil.

Aber nicht nur mit dem Tastsinn, auch mit der Thätigkeit aller übrigen Sinne scheint dieses eigenthümliche Muskelgefühl nothwendig vergesellschaftet; hierüber nur Einiges. Daß die Insekten die feinsten Sinnorgane haben, unterliegt keinem Zweifel; wir achten aber nicht genug auf die erstaunliche Genauigkeit, womit sie bei ihren Bewegungen die Entfernung abmessen; dies kann nur eine Folge davon seyn, daß die allgemeine Muskelkraft und der Gesichtssinn auf einander berechnet sind. Wenn z. B. die Aranea scenica, eine Sprungspinne, eine Fliege an der Wand bemerkt, kriecht sie sachte darauf zu, bis zu einer gewissen Distanz, und dann macht sie plötzlich einen Satz wie ein Tiger; sie springt zwei Fuß weit, um eine Biene zu haschen. Noch ein merkwürdigeres Beispiel, in welch genauem Rapport in der thierischen Oekonomie die Muskelkraft und das Auge stehen, können wir aus der Naturgeschichte der Fische anführen. Der Chaetodon rostratus lebt in den ostindischen Flüssen und nährt sich von den kleinern Wasserfliegen. Sieht er eine auf einem Zweig sitzen oder auf ihn zufliegen — denn er erreicht sie eben so gut im Flug — so schießt er auf sie einen Tropfen mit solcher Sicherheit, daß er sie immer auf das Wasser niederbringt, wo sie eine leichte Beute für ihn wird. Diese Fische hält man in Indien zur Unterhaltung in weiten Gefäßen, und läßt sie nach Insekten schießen. Im Naturzustand trifft der Fisch eine Fliege auf drei bis sechs Fuß weit. Ein anderer Fisch, der Zeus insidiator, kann sein Maul zu einer Röhre formen und sprizt damit die Insekten, so daß ihre Flügel naß werden und sie auf das Wasser fallen.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

An den Abend.

Violet und goldner Abend,
An dem Grasbühl würzig labend,
Ob dem Buschbach, unter Birken,
In der Nachtigall Bezirken
Suche mich,
Find' ich dich!

Abendgruß.

Hört ihr der Raben Wechselgruß
Beim Wiedersehn im Wald?
Wie sich der Herzen Redefluß
Auch hier entgegenwallt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Literarisch-politisches Museum. Enthauptung. Beaufftister. Weinernte.

Nach einem fast zehnjährigen Leben gab mit Ende vorigen Monats das von dem Buchhändler Arnold errichtete literarisch-politische Museum seinen Geist auf. Die Hauptursache ist wohl der Umstand, daß die Unterhaltungsfesten der Anstalt den Ertrag bei Weitem überstiegen. Ein Institut dieser Art, in welchem die vorzüglichsten deutschen und französischen politischen Zeitblätter, nebst mehreren englischen, immer vorhanden sind, das zugleich neben den besten gelehrten Journalen die meisten der Unterhaltungsblätter und deutsche Zeitschriften fast aus allen Fächern der Wissenschaft, dabei eine Auswahl der bedeutendsten englischen und französischen Monats- und Vierteljahrsschriften darbietet, kann nicht nur für denjenigen Gelehrten, welcher der Zeitgeschichte seine besondere Aufmerksamkeit widmet, sondern auch für solche, welche die Fortschritte von Wissenschaft und

Digitized by Google

Kunst mit Eifer verfolgen, durch keine andere Anstalt hinreichend ersezt werden. Auf den ersten Blick begreift man daher kaum, wie in einer Stadt wie Dresden, die an sich eine so starke Anzahl wissenschaftlich gebildeter Einwohner in sich faßt, und zudem durch den Besuch von wohlhabenden und ausgezeichneten Fremden aus allen Gegenden Deutschlands und Europa's vorzugsweise begünstigt wird, deren Bevölkerung in der neuern Zeit beinahe fortdauernd im Steigen gewesen ist, ein so schätzbares Etablissement sich keines entschiedenen Gedeihens erfreuen könne. Allein nach näherer Betrachtung und einem obngefähren Ueberschlage der Kosten für den ungemeinen Vorrath von literarisch-politischen Blättern und Heften ergibt sich leicht, welch eine Anzahl Theilnehmer dazu gehört, um die ungemein großen Auslagen zu decken. Verhältnißmäßig scheint die Theilnahme der fremden Abonnenten größer, als die der einheimischen. Auch das ist natürlich. Die nur zum Besuche auf einige Zeit sich hier aufhaltenden Fremden sind in der Regel weit weniger an bestimmte Geschäfte gebunden, als die Einwohner, deren Zeit großentheils entweder von Gewerbsgeschäften oder Staatsämtern zu sehr in Anspruch genommen wird, um ein solches Institut gehörig zu benutzen. Ein besonderer Abbruch geschah dem Arnoldschen Museum in Hinsicht seiner politischen Leser unstreitig dadurch, daß in mehreren Privatgesellschaften die Mitglieder ihr Bedürfniß politischer Lektüre zur Noth ebenfalls befriedigen können, und namentlich in einem der vorzüglichsten Vereine dieser Art, der Ressource, recht gut für dergleichen gesorgt ist. Ueberdies dient bereits seit einiger Zeit den Zuckerbäckern ein ziemlicher Vorrath neuer politischer Zeitungen zur besondern Lockspeise, so daß ein Näschen nur mit einem Groschen erkaufter Genuß zugleich Gelegenheit verschafft, alles Neue ganz umsonst zu lesen, und darunter sind die vorzüglichsten französischen Zeitungen begriffen. Zu verwundern ist es, daß sogar die bedeutendsten Zuckerbäckereien auf die Anschaffung dieser, durch das Postporto bekanntlich sehr kostspielig werdenden Blätter sich einlassen können.

Die auf den 14ten d. M. festgesezte Enthauptung zweier Räuber in Schönfeld bei Pillnitz, etwa zwei Stunden von hier gelegen, erregte die Aufmerksamkeit besonders darum weit mehr, als gewöhnlich, weil der eine der beiden Missethäter, Namens Leupold, ein Schuhflicker, als ein mit ungewöhnlicher Leidenskraft begabter Mensch von äußerst wilder Gemüthsart bekannt worden war, so daß, seinen Aeußerungen nach, Widerstand bei der Execution von ihm vermuthet wurde. Der andere, Günther, ein Leineweber, hatte sich zwar im Laufe der Untersuchung minder ungebärdig bewiesen, aber doch kurz vor dem verhängnißvollen Tage geäußert, er werde noch auf dem Schaffot darthun, daß nur falsches Zeugniß ihn in's Verderben bringe. Von Seiten der Gerichte zu Schönfeld waren auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Schon in finsterer Nacht belebten sich die dahin führenden Straßen ungemein: neben der Masse der Fußgänger Wagen und Reiter ohne Aufhören. Bereits am Vorabende soll kein Miethwagen mehr für diesen Morgen zu erlangen gewesen seyn. Die höchst gespannte Neugier des das Blutgerüst umgebenden Volksgetümmels hat sich jedoch in seiner Erwartung getäuscht gefunden. Der wilde, halsstarrige Leupold erschien, nach übereinstimmenden Berichten, auf seiner Todesbahn überaus niedergeschlagen und hinfällig. Desto beherzter zeigte sich Günther. Als der geringere Verbrecher sollte dieser zuerst enthauptet werden. Besorgend aber, den epileptischen Zufällen unterworfenen Leupold könne beim Falle des Hauptes seines Spießgesellen dieses Uebel anwandeln, legte man ihm den Wunsch vor, daß er Leupolds Enthauptung abwarten möchte, und nicht genug, daß Günther hiezu sogleich erbötig war, hielt er auch noch eine recht zusammenhängende Rede mit starker Stimme und vielem Anstande. Er hat darin für's Erste schmerzlich bemerkt, daß er die „strahlende Sonne“ und die „liebliche Erde“ zum leztenmale sehe, seine Schuld sodann anerkannt und die zahlreich versammelten Zuschauer vor dem ersten Schritte aus der Bahn des Rechten gewarnt, dann dem Himmel gedankt, daß er seine Eltern diesen Tag nicht habe erleben lassen, und ihm seine Frau und Kinder empfohlen. — Außer der hier in Dresden nun auch nächstens zu erwartenden Hinrichtung der Mörder der beiden alten Frauen im vorigen Winter, wird in dem benachbarten Meißen die Execution eines Feueranlegers und seines Mitschuldigen stattfinden. Der Erstere, das Feueranlegen auf dem Lande als ein ordentliches Geschäft betreibend, ist nämlich von dem Andern, dem Besizer eines Bauerngutes, für sechzehn Thaler gedungen worden, lezteres anzuzünden, damit der Eigenthümer so für sein hochassekurirtes Grundstück eine reichliche Entschädigung aus der Brandversicherungskasse erhalte. Die Anfangs unentdeckt gebliebene Uebelthat hat ein seltsamer Zufall an's Licht gebracht. Der Feueranleger geräth nämlich eines Morgens zu Hause, eben im Begriff, in die Kirche zu gehen, mit seiner Frau in heftigen Wortwechsel, wobei diese ihm dann auch sein Feueranlegen vorwirft. Die Fenster stehen offen. Ein Vorübergehender hört Alles und zeigt es sogleich der Obrigkeit an. Beiden Verbrechern soll bereits gleiche Todesstrafe zuerkannt seyn. Einen zweiten, ebenfalls in Untersuchung gewesenen Gutsbesizer, welchem derselbe Feueranleger sein Gut um den Preis von acht Thalern abbrannte, hat inzwischen der natürliche Tod von dem gewaltsamen gerettet. — Die Weinernte in hiesiger Gegend ist beinahe überall in Hinsicht auf Menge und Güte zur größten Zufriedenheit der Eigenthümer ausgefallen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 268:

Pulver.

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 5.

Wo majestätisch hohe Palmen stehen,
Kannst du sein haariges Gewand wohl sehen.
Nimmst du es weg, so grinset sein Gesicht,
Allein lebendig ist es dennoch nicht.
Stumm ist es zwar, doch hören kannst du's wohl,
Wenn's von der Mutter fällt, voll oder hohl.
Und wenn du's öffnest, hörst du, wie es kracht,
Dann wird auch süßem Dufte Raum gemacht.
Du issest gern sein Fleisch und seine Milch ist gut;
Doch, wenn es fällt, so sey auf deiner Hut!
Ein Affe kann es dir zu fürlen geben,
Und wenn den Schlaf es trifft, raubt's dir dein Leben.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42 u. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 42 & 43.

Sonnabend, 15. November 1834.

[615] **Namen- und Sach-Register der Goethe'schen Werke.**

Wir benachrichtigen hiemit Goethe's Verehrer und Freunde, daß das in der Allgemeinen Zeitung vom 31. August d. J. vorläufig angezeigte

Vollständige Namen- und Sach-Register zu Goethe's sämmtlichen Werken

demnächst erscheinen werde.

Der Preis dieses in Sedez und Octav erscheinenden Registers wird ungefähr dem frühern Preis eines Bandes der Taschen- und Octav-Ausgabe der Goethe'schen Werke gleichkommen.

Stuttgart und Tübingen, im Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[580] **Neue Musikalien im Verlage des BUREAU DE MUSIQUE von C. F. PETERS IN LEIPZIG.**

Zu haben in allen Buch- und Musikhandlungen, in Stuttgart bei G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blas-Instrumente.

Böhm, C. Leop., Grand Duo concertant pour deux Violoncelles A. Op. 10. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Trois Etudes en forme de Fantaisie, pour le Violoncelle Op. 11. 1 Thlr.

Eichler, F. W., Douze Etudes pour la Violon. Op. 1. 1 Thlr. 4 Gr.

Jansa, L., Six Duos concertans pour deux Violons. C. D. G. Op. 50. No. 4 — 6. complet. 1 Thlr. 16 Gr.

— — les mêmes séparément à 16 Gr.

Kalliwoda, J. W., Divertissement de Concert, ou Introduction, Variations et Rondoletto pour le Violon avec Orchestre. A. Op. 43. 1 Thlr. 20 Gr.

— — le même avec Pianoforte 20 Gr.

— — Introduction et Rondeau pour le Cor de Chasse ou le Cor chromatique avec Orchestra F. Op. 51. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Grand Divertissement pour la Flûte avec Orchestre G. Op. 52. 1 Thlr. 12 Gr.

— — le même avec Pianoforte 20 Gr.

Lindpaintner, P., Ouverture à grand Orchestre de la Tragédie: Faust de Goethe. Fism. Op. 80. 5 Thlr.

Luft, I. H., Vingt-quatre Etudes pour l'Hautbois. Op. 1. 1 Thlr. 4 Gr.

Spohr, L., Quatuor brillant pour deux Violons, Viola et Violoncelle, d'après l'onzième Concerto pour le Violon, arrangé par Othon Gerke G. 1 Thlr. 4 Gr.

Spohr, L., Andente et Variations tirés du Notturno, arrangés pour Flûte et Pianoforte par C. G. Belcke. F. 10 Gr.

Für Pianoforte ohne Begleitung.

Chopin, F., Bolero pour le Pianoforte C. Op. 19. 20 Gr.

Czarny, C., La Joyeuse et le Sentimentale. Deux Rondeaux brillans pour la Pianoforte. Es. Es. Op. 271. No. 1. 2. à 14 Gr.

— — Impromptu sur un thème favori de Paganini, pour le Pianoforte. F. Op. 273. 12 Gr.

Hünten, François, Trois Airs Italiens variés pour le Pianoforte. F. C. Es. Op. 65. No. 1 — 3. à 12 Gr.

No. 1. La Zaïra.
— 2. La Niobe.
— 3. La Norma.

Kalliwoda, J. W., Danses brillantes pour le Pianoforte. Op. 46. 3ième Collect. de Danses. No. 1. 2. à 10 Gr.

No. 1. Quatre Walses.
— 2. Quatre Galops.

— — Variations sur un thème original pour le Pianoforte F. Op. 55. 14 Gr.

Lindpaintner, P., Ouverture de la Tragédia: Faust de Goatha, pour le Pianoforte à quatre mains Fis m. Op. 80. 20 Gr.

Marks, O. W., Trois Rondeaux élégans sur des thèmes favoris des Opéras de Bellini et Donizetti, pour le Pianoforte. F. Es. G. Op. 35. No. 1 — 3. à 14 Gr.

No. 1. Norma.
— 2. Anna Bolena.
— 3. Fausta.

Siegel, D. S., Variations faciles avec Introduction et Polonaise pour le Pianoforte, sur una Walse brillante de J. W. Kalliwoda. A. Op. 61. 12 Gr.

Für Gesang.

Bach, A. W., Drei Gedichte von A. Kahlert, für eine Tenorstimme mit Begleitung des Pianoforte, 1ste Heft 12 Gr.

Bach, A. W., „Der treue Spielmann," Gedicht von A. Kahlert, für eine Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte 8 Gr.

Kalliwoda, J. W., Sechs Gesänge für eine Sopran- oder Tenor-Stimme mit Begleitung des Pianoforte Op. 54. 1 Thlr. 8 Gr.

Daraus einzeln:

No. 1.	Ode von Klopstock. „Willkommen silberner Mond"	8 Gr.
No. 2.	Im Thale, von Schnetzler. „Es rauschen die Wasser"	8 Gr.
No. 3.	Lied von Hoffmann. „Wo bist du hin"	4 Gr.
No. 4.	Soldatenliebe, von Hauff. „Steh' ich in finstrer Mitternacht"	4 Gr.
No. 5.	Lied eines Schweizerknaben, nach Stollberg. „Mein Arm wird stark"	6 Gr.
No. 6.	Das Auge der Nacht, von Schnetzler. „Fromm und treu in stiller Nacht."	6 Gr.

Digitized by Google

[635] **Encyklopädie**
der
klassischen Alterthumskunde.
Ein Handbuch
für Studirende und jeden Gebildeten
von
Chr. Th. Schuch,
Professor.
Mit einem Vorwort
von
Friedrich Creuzer.
1sten Bandes 2tes Heft.

Subscriptionspreis 27 kr. rhein. oder 7 gGr. sächs. ist bereits erschienen, und dient zum Beweis unseres Eifers für die Förderung dieses Unternehmens, in dem wir uns auch durch ausgezeichnete Competenzen bereits ermuntert finden.

Wir beziehen uns auf die, in jeder Buchhandlung vorräthige ausführliche Anzeige des Werkes, dessen Umfang sich nach derselben auf 10 bis 12 Lieferungen, jede von 5 bis 6 Bogen, ausdehnen wird, und bemerken zugleich, daß der äußerst geringe Subscriptionspreis von 27 kr. rhein. oder 7 gGr. sächs. für die Lieferung bald eine Erhöhung erfahren möchte, mit welcher dann auch folgende, für die Sammlung von Subscribenten gebotene Vergünstigung cessiren wird.

Wir geben nämlich bis jetzt noch auf 12 direkt eingesendete Pränumerationen für das 1ste, 2te und letzte Heft je ein Freiexemplar, auf 25 — 3, auf 50 — 4, auf 100 — 10 Freiexemplare.

Heidelberg, im Oktober 1834.

August Oßwalds
Universitäts-Buchhandlung.

---

[639] Neue zu Weihnachtsgeschenken empfehlenswerthe und wohlfeile Jugend- und Erbauungsschriften, welche im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Bouilly, Geschichtchen für meine Tochter, übersetzt von A. v. Kotzebue. 2 Bändchen. à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Neue Kinderbibliothek. 1r bis 12r Theil. Mit color. Kupfern. in 6 Bänden. à 2 Thlr. 8 Gr. oder 3 fl. 36 kr.

Neue Jugendbibliothek. 1r bis 12r Thl. Mit schwarzen Kupf. in 6 Bdn. à 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl.

Schlez, Oswald unter seinen Kindern. 8. geb. Mit 10 illum. Bildern. à 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Conseils aux jeunes filles par Madame Campan. geb. à 14 Gr. oder 1 fl.

Stammbuch, als Denkmal der Freundschaft, Nr. 1., 20 Galeriestücke und 12 Landschaften enthaltend. à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Stammbuch Nr. 2., mit 48 Kupferstichen. à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Guter Rath für das kindliche Alter. 2 Bändchen. Mit illum. Kupfern. geb. à 12 Gr. oder 48 kr.

Erzählungen für gute Kinder. 2 Theile. Mit illumin. Kupfern. gebunden. à 12 Gr. oder 48 kr.

Blumenlese für das kindliche Alter. 2 Thle. Mit illum. Kupfern. geb. à 12 Gr. oder 48 kr.

Der französische Robinson. 2 Thle. Mit illum. Kupfern. geb. à 12 Gr. oder 48 kr.

Vater Heldmann unter seinen Kindern. 2 Theile. Mit illumin. Kupfern. gebunden. à 12 Gr. oder 48 kr.

Frühröschen, mit illumin. Kupfern. geb. à 7 Gr. oder 28 kr.

Harnisch, Sonntagserzählungen. Schreibpapier. Mit illumin. Kupfern. geb. à 10 Gr. oder 45 kr.

Dieselben, drochirt. Druckpapier à 6 Gr. oder 24 kr.

Kleine Olla-Potrida für die Jugend. 3 Theile. geb. à 14 Gr. oder 1 fl.

Franklins Reisen nach dem Polarmeere. 2 Theile. Schreibp. geb. à 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Dieselben, Druckpapier. à 12 Gr. oder 48 kr.

Burkhards Reisen in Nubien. 2 Theile. Schreibpapier. geb. à 18 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Dieselben, Druckpapier. geb. à 12 Gr. oder 48 kr.

Blumenlese aus Klopstock. geb. à 6 Gr. oder 24 kr.

Konstantinopel nach Hammer ꝛc. 2 Theile. geb. à 12 Gr. oder 48 kr.

Persische Skizzen, bearbeitet von Heldmann. 2 Theile. à 12 Gr. oder 48 kr.

Sell, Religionslehren in Liederversen. 1ste Abtheilung. geb. gr. 12. 10 Gr. oder 45 kr.

Desselben Buchs 2te Abtheilung, gr. 12. geb. 14 Gr. oder 1 fl. 5 kr.

Wagner, deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. gebunden. à 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 12 kr.

Graff, Georg, Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geschichte. 16 u. 26 Bändchen. 8. cart. 1 Thlr. 14 Gr. oder 2 fl. 50 kr.

Sackreuter, kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 8. In Pappe gebunden à 6 Gr. oder 27 kr.

Zweihundert und sechzig frohe Gesänge für Bürger und Landleute zur Aufheiterung ꝛc. von Dr. K. Weltershausen. 8. geb. 8 Gr. oder 36 kr. Mit den zweistimmig gesetzten Melodien à 20 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Hundeiker, Dr. J. P., Biblische Feierstunden. Neue wohlfeilere Ausgabe. 2 Bände. (Der Stunden der Andacht 9r und 10r Band.) gr. 8. broch. à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

In Einband in Sarsinet mit Titel. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 fl. 18 kr.

In Einband in 2 Bänden, Pappeband mit Titel. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieselben, klein 8., broch. à 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

In Einband in 1 Band in Sarsinet mit Titel à 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

In Einband in 2 Bändchen in Pppbd. mit Titel à 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

---

[655] **Freunde der Literatur, insbesondere Besitzer von Bibliotheken**

werden nochmals aufmerksam gemacht auf das

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thlrn. für zwei Drittel, von 50 Thlrn. für drei Fünftel, von 100 Thlrn. für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

da die darin gebotenen ungewöhnlichen Vortheile nur bis Ende December d. J. gelten. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist dieses Verzeichniß gratis zu haben.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[523]

Menzel's Geschichte der Deutschen.

Dritte Lieferung.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Dritte Lieferung, 14 Bogen, bis zum Jahre 1240.

Gr. 8. schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, broch. Subscriptionspreis 1 fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824 bis 1827) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem Deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 fl. oder 15 gGr. somit für das ganze Werk auf 6 fl. oder 5 Rthlr. 18 gGr. festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Die 4te Lieferung wird eben verschickt; die 5te und 6te werden rasch aufeinander folgen, und mit Jahresschluß das Ganze vollendet seyn.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 fl. 36 kr. (Verlag von Hallberger.)
— — Rübezahl. Ein Mährchen. 1829. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Narcissus. Ein Mährchen. 1830. 8. 2 fl.
— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 fl.
— — Reise nach Oesterreich. 1833. 8. 2 fl. 45 kr.
— — Literaturblatt. 4. 1829—1834. Jeder Jahrgang 6 fl.

Stuttgart und Tübingen, den 1. Okt. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[603] So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben (in Wien bei Gerold, Tendler etc.)

Michelet Commentarius in Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem. gr. 8. 2⅓ Thlr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Geschichte der Feuerwaffen-Technik, dargestellt von Dr. Moritz Meyer, Königl. Preußischem Hauptmann. gr. 8. 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Zur Geschichte der Tonkunst des 16ten und 17ten Jahrhunderts etc. Dargestellt von C. von Winterfeld, Königl. Preußischem Geh. Obertribunalrath. 2 Bände, Text, in gr. 4. und 1 Band in Fol., enthaltend bisher ungedruckte Compositionen der ausgezeichnetsten Meister des 16ten und 17ten Jahrhunderts. 12 Thlr. auf fein Druckpapier, 18 Thlr. auf Schreibpapier, 24 Thlr. auf Velinpapier.

Paris ou le livre des Cent-et-un. Tome XIV. 8. Vélin 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. Von den frühern Bänden sind noch Exemplare à 20 Gr. vorräthig.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Digitized by Google

[602] **Anzeige das eben erschienene Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker betreffend.**

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften,

in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von

Carl von Rotteck und Carl Welcker.

Ersten Bandes erste Lieferung.

Nachricht für das respektive Publikum.

Dieses Werk wird, sämmtliche politische Wissenschaften, also das Staats- und Völkerrecht, die Constitutionslehre, die Nationalökonomie, die Polizei- und Finanzwissenschaft und das Wichtigste aus der Statistik, überhaupt Alles, was dem Staatsbeamten und Rechtsgelehrten, dem Ständemitglied, dem Gutsbesitzer, dem Kaufmann und Fabrikanten u. s. w. in politischer Hinsicht zu wissen nöthig und interessant seyn mag, umfassen. Zugleich wird es den deutschen ständischen Verfassungen und Verhandlungen vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, und auch über die bedeutenderen politischen Persönlichkeiten, Minister und Ständemitglieder Nachrichten und Beurtheilungen enthalten.

Die Namen der berühmten Herrn Herausgeber machen jede Anpreisung überflüssig und werden die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf ein Werk lenken, das zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit gerechnet werden muß.

Der Subscr.-Preis ist für jede Lieferung 12 gGr. (15 Sgr.), wird aber beim Erscheinen der fünften Lieferung aufhören und sodann ein bedeutend erhöhter Ladenpreis eintreten.

Altona, im Oktober 1834.

Johann Friedrich Hammerich.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Dänemarks u. s. w. ist dieses Werk zum Subscriptions-Preis zu haben.

---

[641] Bei F. Kupferberg in Mainz haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Arend, W. A., Leo der Große und seine Zeit, gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr. oder 3 fl. 20 kr.

Marr, J., die Ursachen der schnellen Verbreitung der Reformation zunächst in Deutschland. Aus Quellen dargestellt und mit den vollständigen Beweisstellen belegt. 12. geh. 11 gGr. oder 48 kr.

Rang, P. G., Ansichten und Bemerkungen über Konsumtions- und Produktions-Steuer, in Bezug auf landwirthschaftliche Verhältnisse. Gr. 8. geh. 3 gGr. oder 12 kr.

Thelmer, Dr. A., Geschichte der geistlichen Bildungs-Anstalten. Mit einem Vorworte, enthaltend: Acht Tage im Seminar zu St. Eusebe in Rom. Gr. 8. 2 Rthlr. 3 gGr. oder 3 fl. 18 kr.

Walloth, A., Christliches Religionsbuch für Volksschulen, insbesondere für den Konfirmanden-Unterricht. In der Ordnung des Lutherischen Katechismus und nach Dinters Unterredung über denselben bearbeitet. 8. 8 gGr. oder 36 kr.

Wandtafeln, achtzehn, für Volksschulen, nebst Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben, nach der Lautmethode. Zweite verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 14 gGr. oder 1 fl.

Zechner, H. G., der Jäger oder die Stimme der Natur. Roman in 3 Theilen. 8. 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 48 kr.

---

[550] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bothe, A.,

Grabdenkmäler im deutschen, (gothischen) Styl,

für

Architekten, Bildhauer, Ornamentisten, Modelleure, Steinmetzen, Eisengießereien u. s. w. Mit Stein-Zeichnungen und einer Abhandlung über den deutschen Baustyl.

Folio. 12 Gr. oder 48 kr.

Wer je in den traurigen Fall kommt, einem geliebten Hingeschiedenen ein Trauerdenkmal widmen zu müssen, der wird dazu in diesem Werke herrlich ausgeführte Ideen finden.

---

[628] **Neueste Romane**

von Henriette Hanke, geb. Arndt.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung in Hannover sind seither von dieser beliebten und jetzt so viel gelesenen Schriftstellerin erschienen:

Die Wittwen, 2 Theile, 8. geh. 3½ Rthlr.
Die Schwiegermutter, 2 Thle. 2te Auflage 8. geh. 2½ Rthlr.
Die Schwester, Seitenstück zur Schwiegermutter, 8. geh. 2 Theile. 3⅞ Rthlr.
Die Perlen, 2 Theile, 8. geh. 2⅔ Rthlr.
Der Blumenkranz, acht Erzählungen enthaltend, 2 Theile, 8. 3⅙ Rthlr.

Mit ungewöhnlichem, aber verdientem Beifall sind diese eben so lebhaft unterhaltenden, als zugleich Geist und Herz veredelnden, das Gefühl für das Wahre und Schöne vielfach ansprechenden Dichtungen der Henriette Hanke von allen Freunden und Freundinnen deutscher Original-Lectüre aufgenommen und nicht minder günstig öffentlich beurtheilt worden. Ganz besonders sind sie als reicher Bildungsstoff, als ein treuer Spiegel der Wirklichkeit des äußern und innern Lebens, der verschiedenartigsten Welt- und Familien-Verhältnisse, sowie der menschlichen Schicksale und Charaktere, für die gebildete Frauenwelt, für jede Familien-Bibliothek und auch zu Geschenken geeignet.

---

[583] Vom 1. Januar 1835 an wird regelmäßig an jedem ersten Monatstage bei uns erscheinen:

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgeg. vom Geh. Rathe und Prof., Ritter, K. H. L. Pölitz. Der Jahrg. in 12 Heften. 5 fl.

Bei der großen Anzahl kritischer Zeitschriften mangelt doch noch eine besondere für die Staats- und Kameral-, sowie deren Hülfswissenschaften. Hochgeachtete Mitarbeiter, deren schriftstellerische Namen Deutschland kennt, unterstützen das Unternehmen, und wir dürfen in dem immer größer werdenden Kreise der Beamteten, Volksvertreter und aller gebildeten Staatsbürger beifällige Aufnahme hoffen. Die Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst beginnen mit 1835 ihren 8ten Jahrgang.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

[656] Für Leih-Bibliotheken ist ein Verzeichniß von 162 Romanen und Unterhaltungsschriften

(263 Bände), welche von dem Ladenpreise von 283 Thlr. auf 60 Thlr. herabgesetzt und auch einzeln und in kleinen Parthien zu sehr billigen Bedingungen zu haben sind, durch mich und jede Buchhandlung zu erhalten.

Leipzig, den 1. Oktober 1834.

Friedrich Fleischer.

---

[619] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Leben, Thaten und Schicksale

der merkwürdigsten englischen

Räuber und Piraten.

Nach amtlichen Urkunden und andern glaubwürdigen Quellen

von

C. Whitehead.

Aus dem Englischen von

J. Sporschil.

2 Theile. 8. elegant brochirt. 3 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes.

Robin Hood. Sir Gosselin Denville. Sawney Beane. Thomas Wynne. Thomas Witherington. Jakob Batson. John Cottington, genannt Glühwein. Kapitain James Hind. Moll Cutpurse. Kapitain Philipp Stafford. Die deutsche Prinzessin. Claude du Vall. Kapitain Dudley. Wilhelm Nevison. Jonathan Simpson. Lady Patrick O'Brian. Thomas Rumbold. Der Goldpächter. Nan Herford. Jack Bird. Old Mod. Tom Cox. Obrist Jack. Whitney. Tim Buckley. Tom Jones. Arthur Chambers. Tom Sharp. Harvey Hutchins. Anna Harris. Dick Morris. Stephan Bunce. Jack Ovet. Kapitain Evans. Tom Dorbel.

Inhalt des zweiten Bandes.

Sir Henry Morgan. Kapitain Avery. Kapitain Martel. Kapitain Teach, genannt Schwarzbart. Kapitain John Rackam. Kapitain Charles Vane. Marie Read. Anne Bonney. Kapitain Eduard England. Kapitain Davis. Kapitain Roberts. Kapitain Kennedy. Dick Adams. Wilhelm Hettings. Ned Bonnet. Richard Keele. Will Oaden und Tom Reinolds. John Price. Kapitain Worley. Kapitain Lowther. Kapitain Spriggs. Kapitain Roche. Kapitain Gow. Kapitain Upton. Kapitain Eduard Low. Die Schwarzen von Waltham. Joseph Blake. Jack Sheperd. Jonathan Wild. Richard Turpin. Katharina Hayes. Heinrich Cook. Heinrich Sims alias Junker Harry. James Maclaine. Eugen Aram. Georg Barington. Nachwort des Uebersetzers.

---

[591] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ruggieri's praktischer Unterricht in der

Feuerwerkerkunst

für Dilettanten und angehende Feuerwerker. Oder vollständige Anweisung, alle Arten von Land-, Wasser- und Luftfeuerwerken, sowie auch Feuerwerke zu Luftballons, auf Theatern und zu Kriegsbedürfnissen zu verfertigen, aufzustellen und abzubrennen. Bearbeitet von Friedr. K. Hirtmann. Mit 29 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

---

[681] *Für Musiklehrer und zum Selbstunterricht.*

Bei G. Basse sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Clavier-Tabelle

oder tabellarische Uebersicht der ersten Erfordernisse beim Clavierspielen. Preis 5 Gr.

Ein Tableau, das, über dem Instrumente aufgehängt, Lehrern und Schülern beim Unterricht treffliche Dienste leistet.

Neue Pianoforte-Schule

oder theoretisch-praktische Anweisung, das Pianofortespiel nach neuer erleichternder Methode in kurzer Zeit richtig, gewandt und schön spielen zu lernen. Nach *J. N. Hummels* Grundsätzen. Für Musiklehrer und Anfänger, sowie auch zum Selbstunterricht. Von *J. E. Häuser.* qu. Quart. geh. Preis 22 Gr.

Kummers praktische

Flöten-Schule

vom ersten Elementarunterrichte an bis zur vollkommensten Ausbildung. 1stes Heft. Preis 14 Gr.

Der Herr Verfasser steht als ausübender Musiker und als Componist für sein Instrument in der ersten Reihe. Sein Name allein ist seinen Werken die beste Empfehlung. Wozu bedürfte es also bei dieser beachtenswerthen Arbeit eines Weitern?

Flöten-Tabelle

oder tabellarische Uebersicht der ersten Erfordernisse beim Flötenspielen. (Mit einer instructiven Vignette.) Grofses Tableau. Preis 10 Gr.

Sie enthält Alles, was der angehende Flötenspieler nur zu wissen nöthig hat, als: Kenntnifs der Noten, Pausen, des Taktes etc., die Erklärung der am häufigsten vorkommenden musikalischen Fremdwörter u. s. w., und ist ein treffliches Hülfsmittel für Lehrer und Lernende, sowie vorzüglich zum Selbstunterricht. Durch das elegante Aeufsere empfiehlt sie sich zur Zimmer-Verzierung.

Guitarre-Schule

oder leichtfafsliche Anweisung zum Guitarrespiel für alle Diejenigen, welche ohne Beihülfe eines Lehrers dasselbe erlernen wollen. Nebst instructiven Uebungsstücken. Von *J. E. Häuser.* (Mit einer Abbildung des Grifsbrettes einer Guitarre.) 12 Gr.

---

[646] In der Enslin'schen Buchhandlung, F. Müller, in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ehrenberg, Dr. Friedr., Ober-Consistorialrath und Hof- und Dom-Prediger. Beiträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens, 22 Predigten. 30 Bogen. 1 Rthlr. 12 gGr.

Digitized by Google

[593] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Darstellungen aus der Gewerbskunde.

Ein Lehrbuch für Volksschulen und die Jugend, von Karl Friedrich Muhlert. Mit 100 Abbildungen verschiedener Künstler und Gewerbtreibenden bei ihren Arbeiten. 220 Seiten in gr. 8. Preis 16 Gr.

Wir bieten hier Schulen und als Bilder- und Lesebuch überhaupt der Jugend ein Buch, das einen leichten und ziemlich vollständigen Ueberblick über die Gewerbsthätigkeit bietet. Hauptsächlich dürfte dasselbe der Jugend zur Wahl einer Lebensbestimmung mit Vortheil in die Hände gegeben werden. Jeder der 100 großen Holzschnitte stellt die Beschäftigung eines Gewerbes dar, und die Durchsicht derselben ist eben so unterhaltend als belehrend.

Katechismus der Seifenbereitung

oder Anweisung zur Anfertigung der gemeinen Wasch-, Soda-, Venetianischen, Marseiller, weichen oder grünen, der Fisch-, Woll-, Knochen-, Ammoniak-, wohlriechenden oder Toiletten- und anderer Seifen, der Seifenkugeln, des Seifenpulvers, des Seifenspiritus, der Sparseifen und Seifensurrogate für Seifensiedereien und Haushaltungen. Herausgegeben von Dr. Netto. 100 Seiten in 12. [illegible]

Dieses Lehrbuch ist aus dem neuesten Standpuncte des Gewerbes bearbeitet und deßhalb nicht allein für jede Hauswirthschaft, sondern auch Seifensiedern vom Metier zu empfehlen.

Der Tischler

oder theoretisch-praktische Anleitung zum Erfinden, Zeichnen und Anfertigen aller Arten Meubles. Ein Handbuch sowohl für Lehrer an Gewerbsschulen, als auch für Meister, Gesellen und Lehrlinge zur Unterweisung in den wenig bekannten praktischen Vortheilen, den festen Maaßen des Ganzen und der einzelnen Theile, der Anordnung und Construction der Simse, Glieder und Verzierungen, den nöthigen Elementen der Mathematik, Architektur, sowie zur Anleitung in allem dem Tischler Wissenswerthen, namentlich zur Leitung der Anfertigung der Meisterstücke, erläutert durch deutliche Zeichnungen, welche zugleich als Vorlegeblätter in Gewerbs- und andern Schulen dienen können. Von Friedrich Wilhelm Mercker, Architekt, Lehrer an der Sonntags- und polytechnischen Schule zu Leipzig. Erste Abtheilung, 6 Bogen in 8. 12 Kupfer in 4. Preis 16 Gr.

Dieses für jeden Tischler höchst wichtige Buch erscheint in

3 Abtheilungen,

welche spätestens bis Ende dieses Jahres in den Händen der verehrten Abnehmer seyn werden.

Der Hauptzweck desselben ist Vollständigkeit, größte Faßlichkeit und leichte Anwendbarkeit.

Beschreibung einer zweckmäßig gebauten, neuen, zugleich zum Schnelldruck eingerichteten Steindruckpresse,

erfunden von T. Appel, Zeichnenlehrer in Elberfeld. Mit einer Kupfertafel in Querfolio. Preis 9 Gr.

Diese Presse ist in jeder Rücksicht vollkommen, weder schwer noch kostspielig zu bauen, nimmt wenig Raum ein und ist daher sehr empfehlungswerth.

Beschreibung und Abbildung einer neuen Maschine

zum Reinigen aller Getreide-, Oel- und Kleesämereien. Erfunden von Th. Stein, Landwirthschaftsbeamten in Schlesien. In klein 8. nebst Kupfer. Preis 6 Gr.

Diese vortreffliche neuerfundene Maschine empfehlen wir jedem Landwirthe zur schnellen Beachtung und Benutzung; sie bietet große Vortheile.

---

[650] Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind zur Oster- und Michaelis-Messe 1834 neu erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bogatzky, C. H. von, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist, bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, nach der Ordnung der heiligen Bücher; sammt beigefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen. 1r Thl. [illegible] Auflage. 2r Theil. 55ste Auflage. 12. 8 gGr. = 10 Sgr.

Dähne, A. F., Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religions-Philosophie. In 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung. gr. 8. 2 Thlr. 12 gGr. = 2 Thlr. 15 Sgr.

(Die 2te Abtheilung ist unter der Presse.)

Förstemann, Dr. K. E., Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Nach den Originalen und nach gleichzeitigen Handschriften herausgegeben. 1r Band. (Von dem Ausgange des kaiserlichen Ausschreibens bis zu der Uebergabe der Augsburgischen Confession.) gr. 8. 2 Thlr. 12 gGr. = 2 Thlr. 15 Sgr.

Geschichte, neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 80s Stück oder 7ten Bandes 8s Stück. 4. 10 gGr. = 12½ Sgr.

Hohl, Dr. A. F., die geburthülfliche Exploration. 2ter Theil. (Das explorative Sehen und Fühlen.) gr. 8. 2 Thlr.

(Der 1ste Theil, das Hören enthaltend, mit 1 Kupfertafel, erschien 1833 und kostet 1 Thlr. 12 gGr. = 1 Thlr. 15 Sgr.

Niemeyer, A. H., Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Neunte Ausgabe. 3 Bände. 1r Band. gr. 8. Preis für alle 3 Bände

Velin-Druckpapier	6 Thlr.
Schreibpapier	8 —
Velin-Schreibpapier	9 —

Die neunte Auflage von Niemeyer's Grundsätzen bedarf keiner Empfehlung, denn seit mehr denn dreißig Jahren ist dieses Buch in allen Gegenden Deutschlands nicht bloß unter den Schulmännern verbreitet, Uebersetzungen haben es dem Auslande zugänglicher

Digitized by Google

Nachdrücke, Auszüge und anderweitige Bearbeitungen verschiedener Verfasser haben dies Werk allgemeiner gemacht, in welchem der hochgefeierte Verfasser das, was sich aus langer eigener Erfahrung und aus fleißigem Studium aller Erscheinungen aus dem Gebiete der Pädagogik als das Beste bewährt hatte, gesammelt hat. Längst sind diese Grundsätze in's Leben getreten, nicht bloß in den großartigen Stiftungen Francke's, denen der Verewigte vorstand, sondern vor Allem durch die Tausende von Schülern, die zu den Füßen des Mannes gesessen haben, den man, wohl nicht mit Unrecht, als den andern Lehrer Deutschlands bezeichnet hat, durch die Menge von Familienvätern, denen dieses Buch die trefflichste Anleitung zur Erziehung ihrer Kinder und zur Aufklärung über viele pädagog. Streitfragen der Zeit gewährt hat. Mit dem Tode des Verfassers war das Werk nicht verwaist; ein rüstiger Sohn, der Pfleger des väterlichen Ruhms und hinlänglich bewährt als Vorsteher so bedeutender Anstalten, als Lehrer der Pädagogik an einer der berühmtesten Hochschulen unseres Vaterlandes, hat die Fortführung desselben übernommen und diese neue Ausgabe in dem Geiste seines verewigten Vaters auf den Standpunkt geführt, auf welchen sie dieser geführt haben würde. Zahlreiche Bereicherungen hat besonders die Literatur, immer ein besonders gerühmter Vorzug des Werks, erfahren; noch mehrere werden in der mit hoher Begeisterung für das Werk der Erziehung niedergeschriebenen Vorrede für den zweiten didactischen Theil und vornehmlich für die Geschichte der Pädagogik versprochen, die in neuer und weit umfassenderer Form den dritten Theil beschließen soll.

Oudendorpii, Franc., Dictatorum in selectas M. Tullii Ciceronis epistolas particula edita ab *J. A. Liebmanno*. Accedunt annales Gymnasii Halensis inde ab a. MDCCCXXXIII usque ad a. MDCCCXXXIV. 8. geh. 10 Sgr.

Palaestra musarum. Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer, von Dr. *Th. Echtermeyer* und Dr. *M. Seyffert*. 1r Thl. Für untere Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. *M. Seyffert*. 8. 12 gGr. = 15 Sgr.

Text zu den Materialien der Palaestra musarum für untere Gymnasialclassen, herausgegeben von Dr. *M. Seyffert*. Auch unter dem Titel: Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern. 1r Theil. 8. 16 gGr. = 20 Sgr.

Bei der immer mehr anerkannten Zweckmäßigkeit des Anfertigens lateinischer Verse in den Gymnasien können wir diese Anleitung allen Lehrern empfehlen, da sich dieselbe durch eine neue zweckmäßige Methode in der Anordnung des mit unermüdlichem Fleiße aus den besten neuern lat. Dichtern aller Nationen ausgewählten Materials und durch Reichhaltigkeit der über alle Theile der dichterischen Grammatik und Phraseologie sich erstreckenden Bemerkungen und Hinweisungen auf die jetzt am weitesten verbreiteten Grammatiken von O. Schulz und Zumpt vor ähnlichen Büchern dieser Art auszeichnet. Je mehr gerade in dem Schulunterrichte ein zu langes Beharren bei einem Lehrbuche Lehrenden und Lernenden unangenehm und selbst nachtheilig ist, um so bereitwilliger, so hoffen wir, werden die Lehrer der Gymnasien dieses Hülfsbuch ihrem Unterrichte zu Grunde legen. Für diejenigen, denen Mangel an Muße oder eigener Fertigkeit die Lösung der Aufgaben beschwerlich machen könnte, ist dieselbe besonders abgedruckt; zugleich aber dürfte dieser Text der Materialien allen Freunden neulateinischer Poesie eine willkommene Erscheinung seyn, da sie darin die schönsten Erzeugnisse derselben vereinigt finden werden. Noch mehr wird dies bei dem bald erscheinenden 2ten Cursus, der längere Stücke enthält, der Fall seyn.

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch. 2r Cursus. Zur öffentlichen und Privatlectüre für mittlere und obere Classen in Gelehrtenschulen. 8. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Schirlitz, Dr. C. A., Historia Romana ad pugnam usque Actiacam praemissa Italiae antiquae descriptione. Ex scriptoribus veteribus contexta et in usum scholarum adornata.

Vielfältigen Aufforderungen genügend, hat sich der verehrte Verfasser dieses Lesebuchs entschlossen, in einem 2ten Cursus eine Uebersicht der Geographie Italiens und der Geschichte Roms bis zur Schlacht von Actium zu geben, um so den Bedürfnissen der etwas weiter vorgeschrittenen Schüler abzuhelfen. Aber nicht nur zum Schulgebrauche, sondern auch ganz besonders der Privatlectüre dürfte dies Buch am besten bestimmt seyn. Jeder weitern Empfehlung glauben wir uns um so eher enthalten zu können, als der Name des Herausgebers hinlänglich bekannt und seine Methode von den erfahrensten Schulmännern als höchst zweckmäßig erkannt ist.

Schulz, Dr. Otto, Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 8te verbesserte Auflage. gr. 8. [illegible]

Auch die achte Auflage dieses weit verbreiteten Schulbuchs hat zahlreiche Verbesserungen durch den Herausgeber erhalten, wie sie [illegible] so weitere Verbreitung, als in des Verfassers ausführlicher Grammatik (2te verbesserte Auflage, gr. 8., 1834, 47 Bogen, 1⅓ Thaler) auch den obern Gymnasialklassen ein Lehrbuch geboten ist, welches, nach gleichen Grundsätzen bearbeitet, diese Schulgrammatik erweitert und vervollständigt. Wohlfeilheit des Preises dürfte keine geringe Empfehlung für die Einführung desselben seyn.

Splittegarb, K. F., deutsche Sprachlehre für Anfänger, mit Aufgaben. 11te verb. Aufl. 8. 6 gGr. = 7½ Sgr.

— —, Französisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 11te verb. Auflage. 8. 10 gGr. = 12½ Sgr.

Beide Bücher sind längst allgemein bekannt; ihre Brauchbarkeit für den Unterricht bezeugen am besten die vielen Auflagen, denn schon die elfte legen wir jetzt allen Schulmännern vor. Daß dieselben nicht ohne Verbesserungen abgedruckt sind, versteht sich wohl von selbst, da wir immer bei neuen Auflagen der zahlreichen in unserm Verlage erschienenen Schulbücher sachverständige Männer mit der Durchsicht und Berichtigung derselben zu beauftragen pflegen.

Vossii, G. J., Aristarchus sive de arte grammatica libri septem. Edid. *C. Foertsch*. Pars II. contin. de art. grammat. lib. IV. et V. Edid. *Fr. Aug. Eckstein*. 4maj. 2 Thlr. 20 gGr. = 2 Thlr. 25 Sgr.

(Pars I. erschien 1833 und kostet 3 Thlr. 12 gGr. = 3 Thlr. 15 Sgr.)

Digitized by Google

Der zweite Theil dieses großartigen grammatischen Werkes des grundgelehrten Vossius bedarf für Kenner und Freunde der latein. Sprache wohl kaum einer Empfehlung; wir dürfen nur wünschen, daß derselbe mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werde, als dem ersten Theile, selbst im Auslande, im reichen Maaße zu Theil geworden ist. Der Herausgeber hat, wie sein gelehrter Vorgänger, Rektor Dr. Förtsch, keine Mühe gespart, diese Ausgabe dem vorgesteckten Ziele, in den Anmerkungen ein Repertorium für die lateinische Sprachwissenschaft zu geben, näher zu bringen, und er hofft den Dank aller Gelehrten um so zuversichtlicher, als eine solche Sammlung der in unzähligen Commentaren und Monographien niedergelegten Observationen über lat. Grammatik einem Jeden, dem diese Studien am Herzen liegen, erwünscht seyn muß. Die Vollendung des Ganzen und die reichhaltigen Register glauben wir mit Bestimmtheit zur Ostermesse des kommenden Jahres versprechen zu können.

Xenophontis Anabasis, s. Expeditio Cyri. Editio 4ta emendatior. Accedunt Indices et Tabula geographica. 8. 1 Thlr.

Diese vierte Ausgabe unterscheidet sich von den frühern wesentlich. Der Text, hauptsächlich zwar an Dindorf's Recension sich anschließend, ist durch einen ausgezeichneten akademischen Lehrer revidirt, neue Summarien sind hinzugefügt, und aus der Menge der Lesarten eine Auswahl derer gegeben, die dem Lehrer zur Erörterung der wichtigsten Punkte aus der griechischen Grammatik Gelegenheit darbieten können. Das Wortregister, von einem tüchtigen Schulmann neu angefertigt, wird sich als brauchbar und allen Bedürfnissen entsprechend gewiß bewähren. So glauben wir, durch Weglassung [illegible] vollen Anerkennung [illegible] haben, wir will der dem schönen Aeußern des Buches den Preis desselben erhöhten, und so vielleicht die Verbreitung desselben in den Schulen erschwerten.

Zedlitz, L. v., Neues hydrographisches Lexikon für die deutschen Staaten. Enthaltend die Beschreibung aller großen und kleinen Flüsse, sowie der größern Bäche, mit genauer Angabe ihres Bassins, ihres Laufs, ihrer Mündung, ihres Nutzens durch Bewässerung, Schiffbarkeit, Fischerei, Mühlen-, Hammer- und Hüttentrieb, ihrer Wichtigkeit als militärische Punkte, ihrer Länge, Breite und ihrer Uebergänge auf Brükken und Fähren. Mit 1 hydro-orographischen Charte von Deutschland, den Königl. Provinzen Ost- und West-Preußen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königl. Preuß. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin. gr. 8. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 8 gGr.= 2 Thlr. 10 Sgr.

Mit Umsicht, Sorgfalt und Mühe hat der durch seine geographischen und statistischen Schriften der gelehrten Welt wohlbekannte Herr Verfasser dieses Werks von jedem nur irgend der Anführung werthen Flusse oder Bache der deutschen Staaten eine genügende und seiner Wichtigkeit angemessene Beschreibung gegeben. Es sind in derselben die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen größern und kleinern Rinnsäle von ihren Quellen bis zu ihren Mündungen, die Beschaffenheit ihrer Ufer, besonders auch in Hinsicht für militärische Operationen, der Anfang ihrer Schiffbarkeit und ihr anderweitiger Nutzen für den Handel und den Verkehr, ihre Verstärkung durch die verschiedenen namhaft gemachten Zuflüsse u. s. w., nach den besten, durch örtliche Bekanntschaft, Aufnahmen, geodätische Berechnungen, Correspondenz und gedruckten Beschreibungen gesammelten Quellen, mit genauer Berücksichtigung der die neueste Landeskunde betreffenden Schriften, sowie der besten Specialkarten dargestellt. Allen Freunden der Lehre der Staatenkunde, den Militär's, den Geschäftsmännern und Zeitungslesern wird dieses Werk also um so mehr willkommen seyn, da ein solches bisher gänzlich der neuen deutschen Literatur fehlte und eine längst gefühlte Lücke dadurch ausgefüllt ist. Die dem Werke beigegebene hydro-orographische Charte von Deutschland, den Preuß. Provinzen Ost- und West-Preußen und Posen und der Schweiz, entworfen und gezeichnet von dem Königlich Preuß. Major Dr. F. W. Streit und gestochen von Leopold Müller in Berlin, wird gewiß ebenfalls alle billigen Anforderungen vollkommen befriedigen, und vereint mit dem Buche sich als ein neuer zuverlässiger Führer auf den Gewässern Deutschlands bewähren.

---

[670] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jakob Ehrlich,

vom

Captain Marryat.

Ein Seitenstück zu Peter Simpel vom nämlichen Verfasser.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. geh. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Der geistreich unterhaltende Verfasser des Peter Simpel, eines Buches, welches in London während ganz kurzer Zeit drei Auflagen nöthig machte, und das auch in Deutschland allgemeine und sehr lobende Anerkennung findet, hat die Lesewelt so eben mit dem vorliegenden Romane erfreuet. — Ueberzeugt, daß Jeder, der den Peter gelesen hat, auch den Jakob lesen will, begnügen wir uns mit der Versicherung, daß Jakob Ehrlich die Erwartungen seiner Leser nicht täuschen wird.

---

[667] Bei Julius Weise in Stuttgart ist so eben erschienen:

Taschenbuch der Edelsteinkunde

für

Mineralogen, Techniker, Künstler und Liebhaber der Edelsteine;

von

Dr. J. Reinhard Blum.

2te Auflage. Mit 6 Kupfern. geb. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Nach Prof. v. Leonhard's Ausspruche (siehe sein Vorwort zum Buche) zeichnet sich obiges Werk durch Klarheit, Bündigkeit und besonders große Vollständigkeit vor jedem der früher erschienenen vortheilhaft aus. Dieses günstige Urtheil eines Leonhard dürfte die beste Empfehlung des Buches seyn!

Druck und Papier verdienen, ausgezeichnet schön genannt zu werden.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. November 1834.

M. — Wie hast du diese Erfahrungen eingehandelt?

M. — Für mein Mütchen Beobachtungsgabe.

Shakespeare.

Vom Muskelsinn.

(Beschluß.)

Nach manchen Forschern verhalten sich die Gerüche und ihr Eindruck zum Geruchsnerven gerade so, wie das Licht zum Sehnerven, und nach ihrer Ansicht braucht es nichts weiter, als des bloßen Eindrucks des Lichts auf leztern Nerven, um uns von Allem zu unterrichten, was wir durch das Auge kennen lernen. Den Beweis, daß dem nicht so sey, daß das Auge ohne ewig lebendige Muskelthätigkeit todt wäre, müssen wir einem besondern Abschnitt vorbehalten, wo manche beim Mechanismus des Sehens bis jezt zu wenig beachtete Punkte zur Sprache kommen werden. Daß aber der Geruchssinn der Hülfe des Muskelsinns nicht entbehren kann, ist mit wenigen Worten deutlich gemacht: von der Richtung und Entfernung der Gerüche können wir rein nicht urtheilen, bevor wir durch Drehen des Kopfes und Bewegen der Nasenflügel den Punkt auffinden, wo der Sinn am stärksten affizirt wird. Von der Richtung der Töne können wir allerdings urtheilen, ohne den Kopf zu drehen, weil die Stärke der Schwingungen an beiden Seiten des Kopfes ungleich ist und sich so die Vergleichung der beiden Eindrücke ohne Bewegung anstellen läßt. Ist aber einer auf einem Ohre taub, so fällt ihm dies schwer; er täuscht sich häufig in der Richtung der Töne, er muß den Kopf drehen und die Lage des Gehörgangs mit der Stärke des Eindrucks vergleichen. In gemischter Gesellschaft, wenn Viele auf einmal sprechen, ist daher ein solcher Mensch vollkommen taub, weil er hier die Richtung der Töne unmöglich mehr unterscheiden kann.

Einen entscheidenden Beweis, wie innig und nothwendig der Muskelsinn mit dem Gefühlssinn verknüpft ist, gibt folgender Fall, der durchaus nicht ganz allein dasteht. Eine säugende Mutter wurde von einer Lähmung befallen, wodurch sie auf der einen Seite alle Kraft, auf der andern alle Empfindung verlor. Höchst auffallend und wirklich beunruhigend war nun dabei, daß sie mit dem Arm, der noch Muskelkraft besaß, ihr Kind an der Brust halten konnte, aber nur so lange, als sie auf das Kind Acht hatte. Wenn äußere Gegenstände sie des Zustands ihres Arms einen Augenblick vergessen machten, so ließen die Muskeln desselben allmählich nach und das Kind lief Gefahr, zu Boden zu stürzen. Wir sehen hieraus einmal, daß wirklich zwei Kräfte im Arm walten: die eine ward im vorliegenden Fall erhalten, die andere ging verloren; zweitens, daß diese Kräfte von verschiedenen Zuständen des Nervensystems abhängen, wie wir gesehen haben, daß die Muskeln wirklich zweierlei Nerven besitzen.

Digitized by Google

Die Eigenschaft der Hand, uns von der Entfernung, der Größe, dem Gewicht, der Form, der Härte oder Weichheit, Glätte oder Rauheit der Körper zu unterrichten, ist vollends sichtbar Folge einer doppelten Perception, Folge der Verbindung der Empfindlichkeit des eigentlichen Tastorgans mit dem Bewußtseyn von den Bewegungen des Arms, der Hand, der Finger.

Aber nicht allein einen großen Theil der Kenntnisse, welche man gemeinhin den eigentlichen Sinnorganen zuschreibt, verdanken wir unsern Muskeln; aus ihrer lebendigen Thätigkeit fließt für uns auch eine reiche Quelle des Vergnügens. Es ist höchst weise so eingerichtet, daß der kräftige Kreislauf des Bluts und damit die Gesundheit des Geistes wie des Körpers durch die Arbeit der Muskeln und die Abwechslung von Thätigkeit und Ruhe erhalten wird. Auf körperliche Anstrengung folgt Ermattung und das Bedürfniß der Ruhe; es läßt sich dabei in keinem Theile ein besonderes Gefühl von Lust angeben; ist man aber ermüdet und neigt sich die aktive Kraft der Ruhe zu, so ergießt sich über den ganzen Körper eine eigenthümliche wollüstige Empfindung, die vom Drang nach Ruhe abgelöst wird, und so leitet uns die Natur mit sanfter Hand zum Wechsel, der zur Gesundheit nothwendig ist. Doch wir danken dem Muskelsinn noch manche andere Genüsse. Freilich wissen wir in neuerer Zeit, gegen die Griechen, und selbst die Römer, wenig vom Genusse, der aus Körperbewegung entspringt. Jene Völker machten die Grazie in Stellung und Bewegung zum Gegenstand eines eigentlichen Studiums. Ihre Tänze waren nicht bloß Ausbrüche übersprudelnder Lebendigkeit; es verband sich dabei Harmonie in den Körperbewegungen mit der Majestät des Schritts, und sie bestanden mehr in Gesten mit den Armen, als im Hüpfen der Füße. Die pyrrhischen Tänze waren zierliche, genau nach dem Takt der Musik ausgeführte Bewegungen. Die Zuschauer in den alten Theatern müssen, nach der Wuth zu urtheilen, in die sie geriethen, wenn einmal der Takt verfehlt wurde, ganz anders organisirt gewesen seyn, als wir. Es erinnert uns aber dies daran, daß die Abschnitte in der Musik gewissermaßen auch zum Muskelsinn gehören. Der Mann sezt seinen Stab nach einem gewissen Tempo, und seine Schritte haben Takt auch beim gewöhnlichen Gang; der Junge, der aus bloßem Muthwillen an einem Geländer Lärm macht, holt dabei in regelmäßigen Intervallen aus. Diese natürliche Neigung des Muskelsystems, sich selbst nach regelmäßigen Zeitabschnitten in Bewegung zu setzen, ist wohl eine Hauptquelle des eigenthümlichen Behagens an der Musik und trägt viel zum Effekt der Melodie bei. Und so wäre dargethan, daß unser Muskelsinn auch mit den spezifischen Genüssen des Gehörsinns im innigsten Zusammenhang steht.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Nachdem einige der Anwesenden ihre Theilnahme bezeugt hatten, fragte man, wer dem Hauptmann den Rang abgelaufen habe? „Lieber Himmel,“ erwiderte Saldern, „ein Mensch ganz ohne Familie und ohne Vermögen, ein gewisser Spitalverwalter Lonau.“ Ohne Leopoldinens gesteigerte Aufmerksamkeit zu beachten, fuhr er fort, sich über den Vorzug, den man einem Bürgerlichen gegeben hatte, mißbilligend auszubreiten, als ihn sein Nachbar unterbrach. „Ich kenne den Lonau,“ sprach er, „ein schlicht und einfach scheinender Mann, der aber besonders im Oekonomiefache sehr ausgedehnte Kenntnisse hat und gewiß jedenfalls seinen Weg machen wird. Auch soll seine Frau ganz geeignet seyn, ihn bei jeder Unternehmung zu unterstützen; sie ist verständig, ungemein thätig, auch von ganz tadellosem Charakter und Benehmen, und ich weiß aus guter Hand, daß man bei der Wahl sehr große Rücksicht auf die Talente der Frau genommen hat.“ — „Wie ist mir denn?“ sagte eine Dame, während der Graf sich lachend und spottend zu Leopoldinen gewendet hatte; „ist das nicht die ehemalige Buch, aus welcher Madame Mirval eine Hofdame zimmern sollte?“ — „Ja, ja,“ fiel eine Andere ihr in's Wort, „sie ist es. Sie und ihr Gemahl machen ein Paar aus, das nicht besser in eine Idylle passen könnte, und ich sehe sie im Geiste schon mit einander Kohl pflanzen und Kirschen pflücken. Fast täglich spazieren sie an meinem Hause vorüber: er trägt die kleine, sechs Monat alte Puppe, sie hängt an seinem Arm und sieht schmachtend zu ihm auf, während er das Murmelthierchen hätschelt und küßt, und dabei die Straße außer Acht lassend, über die Steine stolpert. Daheim aber wascht und backt und kocht Madame Lonau und empfängt von ihrem gestrengen Ehegatten täglich das gebührende Lob dafür.“ — „Nun, zu Erwerbung all dieser glänzenden Vollkommenheiten hätte man sie nicht zu der Mirval thun dürfen, wo sie den Salon verunstaltete und sich mit ihren gemeinen Neigungen lächerlich machte.“ — „Wie es scheint,“ unterbrach hier Julius, der schon einige Zeit mit immer ernsterer Miene zugehorcht und die lustigen Einfälle Salderns beachtet hatte, mit denen er die schweigsame und sichtlich befangene Leopoldine zu erheitern strebte; „wie es scheint, haben doch die gemeinen Neigungen und Fähigkeiten dieser Frau den Mann so ziemlich seinem irdischen Glücke zugeführt, und ich gestehe, daß ein solches Heil mir willkommener wäre, als die hohe Himmelsseligkeit, die ein nach dem heutigen Ton gebildetes Wesen mir geben könnte; denn von dieser ißt und trinkt und wärmt man sich nicht, während jenes gemeine Glück dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Menschen alle Bedürfnisse befriedigt, die er hat, so lange er noch in seinem sterblichen Leibe wallt." — „Wie!" rief hier der Graf, „Sie würden im Ernste die Verbindung mit einer solchen Alltagsseele, die das Wirthschaftsbuch immer in der Tasche und die guten Räthe einer Hausmutter auf der Zunge trägt, die, wenn Sie ihr die Gefühle Ihrer Liebe aussprechen wollen, Ihnen erzählt, daß der Salat gut gerathen und die Wäsche schön getrocknet sey, die Sie angähnt, wenn Sie mit ihr von höheren Gegenständen sprechen möchten — eine solche Kreatur würden Sie dem Glücke vorziehen, das die innigste Vereinigung mit einem gleichgestimmten Wesen Ihnen gewährt? Damit machen Sie unsern Damen und besonders Ihrer Gemahlin ein schlechtes Kompliment, die alle Vorzüge eines fein gebildeten Geistes in so hohem Grade besitzt." — „Es thut mir leid, wenn mir dies übel gedeutet werden sollte," versetzte Julius trocken, „aber müßte ich auch darüber die Achtung unserer liebenswürdigen Frauenwelt einbüßen, so geht dennoch mein Glaubensbekenntniß dahin, daß derjenige ein Thor ist, der sich von einer glänzenden Außenseite blenden läßt und nach dem Schimmer greift, indessen er den wahren Werth bei Seite liegen läßt. Gesang, Saitenspiel und Tanz dauern nur die kurze Zeit des Lebensfrühlings hindurch; Zeichnen und Malen, das hübsche Flitterwerk, womit die Damen die zarten Hände beschäftigen, und die höchstens Tagelang die Zierde irgend eines Glücklichen sind, scheinen uns schön und wünschenswerth, so lange die Täuschungen der Leidenschaft unsere Sinne umhüllen, oder wenn ein unsichtbarer Genius für alle unsere ungebildeten Bedürfnisse sorgt; aber lassen Sie die Wünsche des gemeinen Ichs über das Ungemeine den Sieg davon tragen, dann wird uns die Frau, welche zu kochen, zu backen, zu brauen und zu rechnen versteht, die mit den Wirthschaftsbüchern zugleich auch den Vortheil der Wirthschaft mit sich herumträgt, ungleich lieber seyn, als die personifizirte Feinheit und Bildung, die uns in zerrissenen Hemden und Strümpfen laufen, ungenießbare Speisen vorsetzen und diese so theuer bezahlen läßt, daß wir zuletzt nur den schimmernd gewirkten Geldbeutel ohne Inhalt zurückbehalten. Nichts für ungut, meine Damen!" fügte er hinzu, indem er sich lächelnd verbeugte; „sehen Sie diese Rede als einen Anfang des Aufsatzes: über die Erfahrungen im Gebiete der weiblichen Bildung, an, den ich nächstens vorlesen werde."

Leopoldine fühlte sich durch diesen Ausfall auf ihr Geschlecht um so beleidigter, als sie wohl einsah, daß der Groll des häuslichen Unfriedens aus ihrem Manne sprach. Ueberdies hatte sie ihm kürzlich erst in einer Stunde der Versöhnung jenen Geldbeutel geschenkt, an dem wir sie haben wirken sehen, und diese persönliche Bloßstellung, dieses Gegeneinanderhalten der Lonau und ihrer selbst mußte sie um so mehr erbittern, als zuweilen ihr eigenes Herz etwas Aehnliches gethan hatte, denn nichts dringt in dem menschlichen Gemüthe größeren Unmuth hervor, als wenn es sich von Andern so beurtheilt sieht, wie es selbst sich in aufrichtigen Stunden erkennt. Die Gewalt, die sie in gesellschaftlichem Kreise über sich auszuüben gewöhnt war, reichte nicht hin, diesmal ihre Empfindlichkeit ganz zu verbergen, und Graf Saldern ward davon so elektrisirt, daß er mit beinahe ungeziemender Heftigkeit sich zum Anwalt der gekränkten Frauenbildung aufwarf, und Warheim in so herben Worten sein Unrecht vorhielt, daß nur das behutsame Dazwischentreten mehrerer geachteter Männer einen unangenehmen Auftritt hinderte, und theilweise mindestens das gute Vernehmen der Gesellschaft herstellte.

Zum erstenmale hatte heute Julius eine eifersüchtige Empfindung in seinem Herzen sich regen gefühlt. Wenn er auch sich selbst gestehen mußte, daß er unzart gegen seine Frau gehandelt habe, so erkannte er doch dies Unrecht nicht in seinem vollen Maße an, und noch weniger mochte er die Lebhaftigkeit dulden, mit welcher der Graf augenscheinlich Leopoldinens Partie genommen hatte. Die Vertheidigung, welche dem Gatten mißfiel, hatte hingegen in der Brust der jungen Frau aus sehr natürlichen Gründen ein Wohlwollen erzeugt, das nicht mehr Eitelkeit genannt werden konnte, das im Gegentheil einer Bewegung wahrer Liebe sehr ähnlich schien, und diese Empfindung, die der Mißhandelte so leicht dem Beschützer zollt, sprach sich, zwar von dem Anstand in gehörigen Schranken gehalten, aber doch zu sichtlich aus, als daß sie bei Julius aufgeregtem Gemüthe diesem entgangen wäre. Was aber unter andern Umständen zu einer Wiedervereinigung der zwei getrennten Herzen hätte führen können, verschlimmerte das Verhältniß bei dem gänzlichen Mißverstehen, bei dem Unmuth, welchen die verkehrte Handlungsweise, die falsch geleiteten Ansichten durch ihre Folgen in dem Paare hervorgebracht hatten. In die entstandene Lücke drängten sich zwei Menschen, deren augenblickliches Interesse es erheischte, Julius und Leopoldinen auseinander zu halten, und man weiß ja wohl, daß in solchem Falle, wo die Störungen so weit gediehen sind, eine große Geisteskraft, eine ungemeine Festigkeit erfordert wird, um die mehr und mehr sich verschlingenden Ketten zu zerreißen, und die Täuschung abwehrend, die aus dem Bedürfniß des Herzens sowohl, als aus Ueberschätzung des eigenen Werthes entsteht, die Schritte auf der unrechten Bahn zurückzuthun. Trübe Tage brachen herein, in deren Dauer das irrige Handeln nur von einem unklaren, dumpfen Bewußtseyn der Schuld unterbrochen wurde. Dieses Gefühl war zu unbequem, als daß man es nicht hätte zu betäuben suchen sollen, und das konnte nur

Digitized by Google

durch einen fortgesezten Taumel von Vergnügungen, durch ein blindes Rennen nach Freude geschehen. Der Männer Geschick ist in solchen Fällen gewöhnlich ganz entschieden; sie fliegen von Irrthum zu Irrthum, ohne sich von zarteren Rücksichten halten zu lassen, und sinken zulezt unter sich selbst herab. Die Frauen hingegen umfaßt meistentheils am Abgrunde der holde Engel der Scham, oder irgend eine liebe Erinnerung tritt schützend aus der Vergangenheit hervor, oder, wenn alle Bande reißen, so stellt sich doch die Scheu vor der öffentlichen Meinung zwischen sie und das Verderben, und mehr als Eine lebt, die es kaum sich selbst lächelnd gestehen möchte, welch eine Kleinigkeit sie vor dem völligen Untergange bewahrt hat. Was aber unser schwaches Auge als Zufall ansieht, das sind die Genien des Menschengeschlechts, die es unsichtbar leitend umschweben, und die jezt auch Leopoldinen vor einem Vergehen retteten, durch das wohl zuweilen der innere Werth nicht ganz, aber das Glück und der Friede des verlezten Herzens auf immer verloren geht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Fontainebleau. Die italienische Oper.

Nun scheint der schöne, heitere Herbst, der diesmal eine ununterbrochene Fortsezung des herrlichen Sommers war, ein Ende zu nehmen. Die Weinlese in der Umgegend von Paris, die eben nichts Festliches hat und auch keine vorzüglichen Weine liefert, ist vollendet, aber die schönen, geschmackvollen Trauben, welche einer besondern Pflege in den Weingärten um Paris ihre Güte verdanken, füllen noch die Märkte und einen besonders zum Verkaufe von Früchten bestimmten Kay an. Fontainebleau ist schon lange wegen seiner vortrefflichen Trauben berühmt, und großentheils um diese zu genießen, pflegt sich der Hof im September stets auf dem dortigen Schlosse aufzuhalten. Diesmal war der Aufenthalt desselben ein Anlaß zu Festen, über welche sich die Quotidienne gewaltig geärgert hat; über acht Tage lang hat die arme legitimistische Zeitung darüber ihren Unmuth ausgelassen und den fremden Gesandten tüchtig den Kopf gewaschen, daß sie sich so weit vergessen haben, wie sie sagt, an den Festen Ludwig Philipps Theil zu nehmen, indeß der alte französische Adel sich von all diesen Gelagen entfernt hält und dieselben als Gräuel betrachtet. Der arme Adel! schon über vier Jahre wartet er, daß es wieder zum Alten kommen werde, damit er wieder nach Hofe fahren könne, und noch hat es gar keinen Anschein, daß er bald wird anspannen lassen müssen. Zu Fontainebleau hat Ludwig Philipp wieder seine Baulust befriedigt und dieses Schloß, woran unter der Regierung König Franz I. italienische und französische Künstler gearbeitet haben, so gut es anging, wieder herstellen lassen. Unter Napoleon, der für die Kunst, wie sie sich im sechzehnten Jahrhundert entwickelt, wenig Sinn hatte, war Manches umgestattet worden, und damit Vieles von dem eigenthümlichen Charakter dieses merkwürdigen Schlosses verloren gegangen. Der König hat sehr weise die halb erloschenen oder zerstörten Verzierungen in dem Geschmacke der alten Zeit wieder herstellen lassen; auch sind manche Kunstgegenstände von Paris hingebracht worden. Ludwig Philipp versteht es recht gut, ein Schloß auszuschmücken. Die von ihm bewerkstelligte Vollendung des Palais-royal und die jezt nächstens vollendete Umschaffung des Versailler Schlosses in ein großes Kunstmuseum liefern deutliche Beweise davon. Manche Künstler, denen der Hof ihre Kunstwerke abkauft, beklagen sich, daß Ludwig Philipp nicht reichlich genug zahle und daß der Hof mit ihnen dinge, als ob er ein Privatmann sey; allein die Künstler mögen doch bedenken, daß ihrer Hunderte sind, die alle ihre Produkte anbringen wollen. Wo sollte der Hof Geld genug hernehmen, um sie nach dem von ihnen selbst angelegten Maßstabe ihres Werthes zu belohnen? Fontainebleau wird also bald ebenfalls einen Besuch von den Fremden verdienen, welche nach Paris kommen, um die Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt in Augenschein zu nehmen, wenn auch die schöne Waldgegend nicht schon von selbst einen Besuch verdiente. Die Dörfer um Fontainebleau bestehen hauptsächlich durch ihre Traubenzucht. Tomires hat unter denselben einen besondern Ruf. Hier werden die köstlichsten Tafeltrauben in ganz Frankreich gelesen. Ein französischer Morgen Landes hat hier einen Ertrag von beinahe 4000 Franken, und reicht hin, um eine Familie gut zu nähren. Freilich wartet man des Weinstocks hier mit ganz besonderer Sorgfalt. Jeder Weingarten ist hier mit einer Mauer umschlossen, und im Innern desselben sind noch Zwischenmauern in verschiedenen Richtungen angebracht, um die Sonnenwärme auf alle mögliche Art aufzufangen und den Trauben zu gute kommen zu lassen. Zur Zeit der Reife der Trauben müssen Kinder stets Vögel und Fliegen verscheuchen; jede schlechte Beere wird behutsam entfernt, und sind nun die Trauben völlig reif, so werden sie eben so behutsam abgeschnitten und niedergelegt, ohne daß die Hand sie berührt. Daher kommt es, daß diese köstlichen Trauben, wenn sie auf den Pariser Markt kommen, so unversehrt und golden aussehen, als ob sie noch am Weinstocke hingen. Dafür werden sie auch mit zwanzig bis dreißig Sous das Pfund verkauft und weit verschickt, und ist einmal die Traubenlese vorüber, so steigen sie bald beträchtlich im Preise, und sind nur noch den Reichsten zugänglich. — Die Hoffeste zu Fontainebleau sind nun schon beinahe vergessen, und jezt wird es in Paris wieder rege, da eine Menge Familien vom Lande oder von Reisen zurückkommen. Die italienische Oper hat mit Anfang dieses Monats ihre Vorstellungen wieder begonnen, und zwar unter sehr günstigen Umständen, da beinahe alle Logen schon vorher vermiethet waren. Bei den ersten Vorstellungen war es den Nichtabonnirten kaum möglich, Platz zu bekommen. Man hatte Rossinische Opern gewählt, und zwar solche, in denen die Hauptrollen nicht den Sängerinnen zufallen. Alles ging trefflich von statten; man war entzückt, und die Dilettanti, eine närrische Klasse Leute, bezeigten ihren Beifall auf superlative Weise. Lablache, Rubini, Tamburini waren vortrefflich, wie im vorigen Jahre; aber nun wollte auch die Grisi, auf welcher diesen Winter die ganze Last einer Prima Donna ruht, sich hervorthun, und sogleich merkte man es ihr an, daß sie wenig Fortschritte gemacht und sich den Sommer über belustigt hatte, statt ihren Gesang zu vervollkommnen. Man hatte gehofft, es werde eine Sontag, eine Malibran, eine Pasta aus ihr werden; statt dessen hat sie sich zwar wieder als gute Sängerin zweiten Ranges erwiesen, dies ist aber Alles.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. November 1834.

Le roi de France est le plus puissant prince de l'Europe: il n'a point de mines d'or, comme le roi d'Espagne, son voisin; mais il a plus de richesses que lui, parce qu'il les tire de la vanité de ses sujets, plus inépuisable que les mines.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Französische Eitelkeit.

Von H. Lytton Bulwer.

Jedermann stimmt wohl mit mir überein, wenn ich sage: die Franzosen sind das eitelste Volk in der Welt; ich weiß aber nicht, ob Jedermann diesen Zug ihres Nationalcharakters aus demselben Gesichtspunkt betrachtet, wie ich.

Diese Eitelkeit hat mehr Seiten, als nur die lächerliche; sie ist die Quelle einer Kraft, wie edlere, erhabenere Eigenschaften sie nimmermehr entwickeln. Mit dieser Eitelkeit geht Hand in Hand ein Sinn für das Großartige, eine Kühnheit im Entwurf, eine Entschlossenheit in der Ausführung, wie man sie bei den frostigen, kaltblütigen Bewohnern des Nordens selten findet. Diese Eitelkeit ist Frankreichs Schutzwehr, denn auf dieser Eitelkeit ruht Einheit. Sie ist es, die ein nach Sitten, Abstammung, Klima, ja nach Sprache vielfach gespaltenes Volk verknüpft und verbindet; sie ist es, die drei-und-dreißig Millionen Ein Herz, Einen Sinn gibt. Laßt irgendwo in Frankreich, vielleicht den einen oder den andern Distrikt in der Bretagne ausgenommen, einen Haufen Volks versammelt seyn und einen auftreten, der sie für irgend einen Zweck begeistern will; laßt ihn rufen: „vive la liberté!“ es gibt Zeiten, wo dieser Ruf taube Ohren findet; „vive le Roi! vive la charte! vive la république!“ lauter Parteisymbole, welche bald mit Begeisterung, bald mit Murren aufgenommen werden; laßt ihn aber rufen: „vive la France, la belle France! songez que vous êtes Français!“ und bevor die Worte ausgesprochen sind, übertäubt lauter Jubel die Stimme des Sprechers, Ein Gefühl bebt durch jede Brust und jedes Auge wird feucht. Spricht einer zu einem Engländer: „Gib mir Dein Eigenthum, gib mir Deine Freiheit, gib mir Dein Leben für England!“ was erwidert er? „Gemach! was ist mir England ohne mein Eigenthum, meine Freiheit, mein Leben? Freiheit, Eigenthum, Leben, das ist mir England in der ganzen Welt!“ Ganz anders der Franzmann: man sage ihm, was man verlange, gereiche Frankreich zum Vortheil und zum Ruhm, und er läßt Schaffote errichten und schickt seine Kinder unter die Guillotine und auf das Schlachtfeld; er macht Halt im hitzigsten Freiheitsfieber und beugt sich vor der furchtbarsten Dictatur. Zu Allem bringt man ihn mit den Zauberworten: „Français, soyez Français!“ — „Der Engländer,“ bemerkt ein Schriftsteller,*) „ist stolz auf sein Volk, weil es ihm angehört, der Franzose ist stolz auf das seinige, weil er ihm angehört.“ Dies ist wahr, und es ist wahr, weil die

*) E. Bulwer, in England und die Engländer.

Digitized by Google

Eitelkeit den Franzosen dazu bringt, daß er das Gemeinwesen, welches ihn mit etwas verknüpft, das größer ist als er selbst, höher stellt als sich selbst, und somit findet auch das Verdienst in Frankreich mehr Anerkennung als in England, weil der Franzose sogleich seinen eigenen Ruhm mit dem des Weisen oder des Kriegers in Nexus bringt und den Ruf seines Landsmanns als einen Theil seines Ichs liebt und achtet. „Nicht an einer derben Eisenstange," sagt der große Baco, „sondern an einer kleinen, dünnen Nadel entdeckten wir das große Geheimniß der Natur;" und ebenso lernen wir oft durch genaue Beobachtung derjenigen Leidenschaften, welche auf den ersten Blick die niedrigsten und nichtswürdigsten scheinen, die Quellen der höchsten Vorzüge einer Nation kennen. Gleichfalls ist zu bemerken, daß Manches, was ganz unbegreiflich erscheint, wenn man nur die Verfassung eines Landes im Auge behält, sich ganz leicht erklärt, wenn man sich näher nach dem Charakter des Volks umsieht. Ein eifriger Republikaner bat einmal einen Bekannten von mir, ihm den St. Annenorden vom Kaiser von Rußland zu verschaffen. Wie lassen sich die beiden Leidenschaften, die zugleich im Busen des Franzosen wohnen, die Liebe zur Gleichheit und die Sucht nach Auszeichnung, erklären und vereinigen? Glaubt man etwa an die eine und zweifelt an der andern? Sie bestehen in Wahrheit neben einander, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der Franzose eitel ist. Frankreich ist republikanisch, weil es, nach dem Ausdruck der Frau v. Staël, toute marquise ist; wo Alles nach Auszeichnung jagt, kann kein Privilegium bestehen.

Ich habe gesagt, das Verdienst genieße in Frankreich größerer Achtung als in England, weil der Franzose den höchsten Ruhm, mit dem er möglicherweise eine Verwandtschaft ansprechen kann, alsbald zu seinem eigenen macht, und aus diesem Grunde kann eine kräftige, glückliche Regierung so ziemlich thun, was sie will. Statt ihre Macht zu fürchten, statt besorgt darüber zu werden, sind sie eitel auf dieselbe. Je größer und furchtbarer eine solche Regierung dasteht, für desto größer und furchtbarer halten sie sich selbst. „Ich brachte," erzählt ein englischer Reisender schon vor sechzig Jahren, „eine Nacht in einem Landwirthshause zu; im Hofe standen die Wagen, in der Küche tummelte sich die Dienerschaft eines Grand Seigneur, der in sein Gouvernement im Süden reiste. Mein Zimmer war nicht weit von dem des französischen Herrn, und eben wollte ich zu Bette gehen, da hörte ich einen furchtbaren Lärm auf dem Gang, Drohungen und Flüche untereinander. Was ist das? dachte ich, warf meinen Mantel um und ging hinaus auf den schwach erleuchteten Corridor, der durch das ganze Haus lief. Bald war ich im Reinen: vor mir stand mein hochgeborner Nachbar im brokadnen Kleid und ließ ein leichtes Rohr auf dem Rücken eines unglücklichen Bedienten spielen. Als der Grand Seigneur mich ansichtig wurde, machte er seinen Operationen mit einem derben Fußtritt ein Ende und zog sich in sein Appartement zurück. Ich sagte zu dem armen Schelm, der winselnd und sich krümmend vor mir stand: „Seyd ruhig, guter Bursche! Euer Herr ist schändlich mit Euch umgegangen; das Gesetz muß Euch Recht verschaffen gegen solch rohe Behandlung!" — „Herr," erwiderte der Bediente, und richtete sich sogleich würdevoll auf, „mein Gebieter ist ein viel zu großer Herr, als daß das Gesetz ihn erreichen könnte, und was das anbelangt, so habe ich nie einem Herrn gedient, der einem nicht ein Lettre-de-cachet auswirken konnte, wenn man ihn darum ansprach!" — Wahrhaftig, der Kerl war noch stolz darauf, daß ihn sein Herr ungestraft prügeln konnte!" — Allerdings: die Eitelkeit, einem Gentleman zu dienen, der seine Leute ungestraft mißhandeln konnte, überwog bei ihm weit die Unlust, ein mißhandelter Diener zu seyn. So mag ein glücklicher Fürst in Frankreich immerhin ein Despot seyn; aber wehe dem, den das Glück verlassen hat und der es jenem nachmachen will!

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Zerfallen in sich selbst, die Gefahr ahnend, welcher sie sich bloßgestellt hat, und doch durch das Bedürfniß, aus sich selbst herauszutreten, getrieben, wirft sich Leopoldine in den Strudel eines wild zerstreuten Daseyns, das jede Besinnung zu vernichten, dem beängstigenden Nachdenken zu entgehen strebt. Dennoch ist ihre Seele von Natur zu rein, als daß sie das immer könnte, und die Minuten, in welchen die Wirklichkeit wahr und nackt vor sie tritt, sind eine hinreichende Strafe für Leichtsinn, Eitelkeit und falsche Lebensbegriffe, mit denen sie an dem Untergange ihres Glücks gearbeitet hat. In solchen Momenten steht dann auch schreckend das Bild theurer Verwandten vor ihr, und die Frage: was würde meine edle, mütterliche Freundin, was der Oheim mit seinen strengen Begriffen von Ehre und Tugend sagen, wenn ihnen die Wahrheit ganz bekannt wäre, wenn sie wüßten, in welche Zerrüttung unser Verhältniß, unser Wohlstand gerathen ist? drängte sich zuweilen mit ihrem vollen Gewicht an das ängstlich klopfende Herz. Die Tante, welche von mehreren Korrespondenten aus der Residenz Nachrichten über das junge Paar eingezogen,

Digitized by Google

hatte Mancherlei vernommen, was ihr nicht ganz erfreulich schien. Selbst Leopoldine hatte, in Momenten der Aufregung, hin und wieder sich auf eine Weise geäußert, welche Frau von Sandoval beunruhigte und warnende, bittende Briefe zur Folge hatte. Der Oberförster hingegen, der früher einigemale einen Besuch in dem jungen Haushalte abgestattet und, dort Manches findend, was er nicht gut heißen konnte, sich in vernünftigen Vorstellungen erschöpft, und als diese nichts halfen, zu Vorwürfen seine Zuflucht genommen hatte, schien bei der Fruchtlosigkeit derselben seine Verwandten ihrem Schicksal preisgegeben zu haben, und seine seltenen Briefe enthielten wenig mehr als alltägliche Dinge, mit denen man einen gleichgültigen Briefwechsel versorgt. In der jüngsten Zeit hatten sich indessen hie und da Winke über die Zukunft, über bevorstehende Veränderungen, über schnell gesunkene Vermögensumstände eingeschlichen, die ohne Zweifel die, an welche sie gerichtet waren, beunruhigt haben würden, wenn nicht bereits jede Ueberlegung von ihnen gewichen wäre. Daß aber in jenen Stunden bitterer Qual, welche, trotz aller Bemühung, sie zu vermeiden, dann und wann Leopoldinen heimsuchten, auch diese Bilder auftauchten, daß die nahe Zurückkunft der Tante sich mit ihren Besorgnissen in dunkler Ahnung mischte, und daneben der Oheim mit seinem ernst strafenden Gesichte stand, das begreift sich leicht, und eben so natürlich war es, daß in solchen Augenblicken die Zukunft sie in schreckender Gestalt anstarrte.

Bei einem dieser schwermüthigen Anfälle hatte sie jenen Sitz am Fenster wieder eingenommen, den sie seit den Tagen ihrer ersten Beobachtungen eben so sorgfältig vermied, als das Gespräch über ihre Nachbarn. Sie wußte nur im Allgemeinen, daß Lonau und seine Gattin sich zu ihrer Abreise nach Grünfeld anschickten, und daß bei ihnen eine herzliche, in geregelter Thätigkeit sich zeigende Freude über die vortheilhafte Beförderung herrsche. Aus ihrem trübsinnigen Nachdenken erwachend, schaute sie unwillkührlich nach ihrer Wohnung hin, und trotz der anscheinenden Theilnahmlosigkeit, mit welcher sie sich lange gegen ein besseres Gefühl gewaffnet hatte, bebte sie in innerster Seele zusammen. Die Laden waren bis auf einen einzigen verschlossen, und durch das offenstehende Fenster gewahrte Leopoldine ein schwarzbehangenes Zimmer, in dessen Hintergrunde sich eine in tiefe Trauer gekleidete Gestalt mit verhülltem Angesicht über einen Gegenstand beugte, welcher ihren Blicken unsichtbar blieb. Das Kammermädchen ward hereingerufen und berichtete auf die Frage der Gebieterin: Lonau's Kleine sey am gestrigen Tage nach einem kurzen Krankenlager verschieden. Leopoldine winkte der Zofe, die noch ein Langes und Breites von dem Schmerz der unglücklichen Eltern erzählen wollte, hinaus zu gehen; sie bedurfte des Alleinseyns. Heftiger, als sie es sich selbst zugetraut hätte, und als man es bei ihrer vorherrschenden Stimmung hätte glauben sollen, hatte sie der Vorfall ergriffen. Ihr selbst vielleicht unbewußt, war Lonau's schönes Glück, wenn schon dasselbe ungenießbar für sie selbst gewesen wäre, ein Dorn in ihrem Herzen und die Ursache gewesen, warum sie nichts von ihnen wissen wollte. Jezt hatte mitten in der Wonne herrlich erfüllter Hoffnungen, an der Pforte neuer Lebensaussichten der Todesengel unerbittlich das Liebste von ihnen gerissen, gleichsam um zu zeigen, daß alle irdische Seligkeit Nebel und Wahn sey, die ein Hauch verwehr. Sie dachte sich die Oede, die traurige Leere in dem Sterbehause, wo der kleine, freundliche Engel nicht mehr lächelnd an der Mutter Brust lag, nicht mehr jauchzend dem Vater die Aermchen entgegenstreckte. Wie sollte sich die Lücke ausfüllen, die in dem Leben dieser Menschen entstanden war? wo fand sich Trost für einen solchen Verlust, da besonders, wo das Daseyn des liebenswürdigen Wesens so enge und ausschließlich mit dem der Eltern verwebt gewesen war?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Oktober.

(Fortsezung von Nr. 268.)

Theater.

Im Stücke The Queen's Champion ist Doktor Bourdillac, Salvetsy's Arzt, von Webster dargestellt, die lustige Person des Stücks, und nach meinem Gefühle ging er in seiner Komik viel zu weit. Dem englischen Publikum schien sie ganz recht zu seyn: es lachte mehrere Male aus vollem Halse, und es gab allerdings Momente, wo ich herzlich einstimmte. Der Ausländer kann überhaupt nicht umhin, sich über die Lachlust der Insulaner zu wundern. Ihr Charakter ist unstreitig ernst; im Theater aber schütten sie ihren ganzen Ernst in herzhaftes Lachen aus, und ein Stück ohne lustige Person darf weder auf ungetheilten, noch auf langen Beifall rechnen. Wie verschieden von den Franzosen, von diesem heitern Volke, das seine Schaubühne am liebsten mit Blut besudelt, dessen Augen und Ohren sich an Abscheulichkeiten ergötzen und das eine Art Wollust daran findet, in seinem „ewigen Juden" das Heiligste auf's Neue mit Füßen zu treten. Wenn es demnach wahr ist, daß, wie beim Becher der Charakter des einzelnen Menschen, so im Theater der Charakter einer Nation sich offenbart, so kann es — im Allgemeinen gesprochen — keinem Zweifel unterliegen, ob das Edlere diesseits oder jenseits des Kanals wohnt. Hierbei eine andere Bemerkung. Doktor Bourdillac, der Feind des Königthums, sprach manches Wort, das auf deutschen Bühnen nicht würde gesprochen worden seyn, weil die Feder des Censors oder Regisseurs es vorher gestrichen hätte. Manche Sentenz über Hof- und Schranzenleben müßte dort bei

aller Wahrheit für viele Ohren einen unangenehmen Klang haben, und manche republikanische Reminiscenz hätte auf einem Pariser Theater das Haus beben gemacht. Alles dies ging an dem englischen Publikum ruhig vorüber. Keine Hand klatschte dem Schmäher des Königthums Beifall, keine jakobinische Aeußerung erweckte ein Bravo; das Gesprochene galt von und für Frankreich, nicht von und für England. — Der unbekannte Verfasser des dreiaktigen Lustspiels: Married life, der Ehestand, führt fünf Ehepaare auf, alle von verschiedenem Alter und verschiedenem Gepräge, aber alle zu gleichem Zwecke. Im ersten Akte sind sie alle einig, im zweiten alle uneinig, am Schlusse des dritten wieder alle einig. Der Dichter hat zeigen wollen, daß die unbedeutendsten Vorfälle im Stande sind, das Glück der verschiedenartigsten Ehen zu stören, und daß Mann und Frau erst nach der Störung zum vollen Bewußtseyn des besessenen Glücks gelangen. Die Kontraste in den aufgestellten Charakteren erfordern, um dasselbe Resultat zu erzeugen, Kontraste in den Motiven, und ich möchte nicht behaupten, daß der Dichter in deren Auffindung durchaus glücklich gewesen ist. Mehrere Male schien er dem Redner oder Schriftsteller vergleichbar, der seinen eigenen Behauptungen Einwürfe macht, sich aber wohl hütet, Einwürfe zu machen, die er nicht widerlegen kann. Es war offenbar, daß hie und da der Nachsatz nicht zum Vordersatze, die Wirkung nicht zur Ursache paßte. Doch — sie mußten passen, und das gute Spiel ließ manche Ungereimtheit übersehen. — Das lezte Stück: My Wife or my Place, meine Frau oder meine Stelle, ist ohne allen Gehalt. Sir Harry Hairbrain vergibt eine schon vergebene Sekretärstelle an Düpety, weil Düpety eine schöne Frau hat. Düpety begreift, daß er Hairbrains Gunst dem Wohlgefallen an seiner Frau verdankt, und nennt sich einen Pfiffikus. Plözlich aber wird er eifersüchtig, und verzichtet lieber auf die Stelle, als auf seine Frau. Sir Harry, Anfangs ein Wüstling, wird zehn Minuten später sentimental, gibt seinen Verführungsplan auf, lobt Düpety's Entschluß, bestätigt ihn in seiner Stelle und geht selbst ausser Land. Adeline, Düpety's Frau, weiß nie, was sie will, und es würde daher schwer einzusehen seyn, wie die hübsche Mrs. Honey es anfängt, aus dieser Rolle so viel Hübsches zu machen, wenn nicht die schwere Wissenschaft, nie zu wissen, was man will, vielen Frauen ein Kinderspiel wäre.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris. Oktober.

(Fortsezung.)

Die Elsler. Boyeldieu und das Operettentheater.

Der Direktor der italienischen Oper, Laurent, hatte noch eine ganz neue Sängerin in petto, Namens Fins-Loor, wahrscheinlich die Schwedin, von welcher man früher viel Rühmens gemacht hatte; allein als sie auftrat, sang sie mittelmäßig, sogar ein wenig falsch, konnte sich von ihrer Furcht nicht erholen und mißfiel gänzlich. Der Direktor behauptete, sie sey unpäßlich gewesen. Jezt macht sich der Mangel an einer Prima Donna, das heißt an einer ächten, noch lebhafte; fühlbar, besonders bei der Menge von ausgezeichneten Sängern ersten Ranges, und der Direktor wird nun wirklich verlegen seyn, wie er die Lücke, welche den ganzen Winter hindurch auffallen wird, ausfüllen soll. Ist die Geist ein Mädchen von Verstand, so wird sie Tag und Nacht studiren und singen, um eine Malibran zu werden, und den Titel Prima Donna nicht allein zu führen, sondern auch zu verdienen; sonst muß der Direktor aus irgend einer Stadt Italiens, oder aus England, oder gar aus Amerika eine Prima Donna holen, und die Geist wird dann ausgestochen. Warum hat sie den Sommer hindurch getändelt, statt sich auf den Winter vorzubereiten! Der Kollege Laurents, ich meine den Operndirektor Veron, ist besser versehen; denn er hat auf diesen Winter nicht allein die Taglioni, sondern auch die beiden Elsler, und das Ballet ist nun der Hauptheil bei den Opernvorstellungen. Es war eine neue Erscheinung, zwei so vollkommen zusammen passende und sich einander geltend machende Tänzerinnen zu sehen, wie die beiden Elsler; das Publikum war angenehm überrascht, und ein Journal bemerkte, die Taglioni habe Fanny Elsler nun Eines zu beneiden, nun eine Schwester wie Therese. Kaum waren die beiden Elsler aufgetreten, so war auch die Taglioni gleich wieder aus London da, und seitdem haben die Pariser das Vergnügen, alle drei zuweilen an einem und demselben Abende tanzen zu sehen. Hiedurch wird der Mangel an neuen Opern minder fühlbar. Indessen wird doch von einem neuen und großen Stücke gesprochen, wozu Meyerbeer die Musik gesezt haben soll. Wenn dieses Stück nur die Hälfte des Beifalls erhält, welcher Robert le diable zu Theil geworden ist, so kann Dr. Veron zufrieden seyn. Für die komische Oper ist Boyeldieu's Tod ein großer Verlust, obschon er seit einigen Jahren keine neue Operette mehr gesezt hatte. Seit Mehul hat kein Tonsezer mehr zum Flor der französischen Operette beigetragen, als er, und von keinem Tonsezer der neuern Zeit sind so viele Operetten mit demselben allgemeinen Beifalle gegeben worden. Einige haben hundert Vorstellungen in Zeit von zwölf bis achtzehn Monaten erlebt. Man sollte glauben, die Operettendirektion sowohl als der Verfasser haben sich durch diesen außerordentlichen Erfolg bereichern müssen, und dennoch ist das Operettentheater in sehr schlechte Umstände gerathen, und Boyeldieu würde auch keine bessere Aussicht auf sein Alter gehabt haben, wenn ihm nicht die Regierung einen Jahrgehalt von 5000 Franken ausgesezt und ihm außerdem die Bibliothekarstelle am Musikkonservatorium gegeben hätte. Eine Zeitlang hatten sich Cherubini, Mehul, Boyeldieu und andere ausgezeichnete Operettensezer mit einander vereinigt, um ihre Musikalien im Selbstverlage herauszugeben. Wahrscheinlich hat auch diese Associrung die Mitglieder des Musikalienbundes nicht bereichert. Der Hauptfehler lag wohl an der schlechten Verwaltung des Operettentheaters, welches die Restaurationsregierung unter Aufsicht eines Kammerherrn gestellt hatte, und das daher so schlecht als nur möglich geleitet wurde. Somit konnte auch der Gewinn, welcher den Tonsezern zufiel, nur gering seyn, und bei all dem Beifall, welchen das Publikum den Boyeldieu'schen Operetten zollte, mußte sein Einkommen doch immer nur mittelmäßig bleiben. In den lezten Jahren gerieth die komische Oper gar in's Stocken und konnte sich nur mit vieler Mühe aus ihrer Verlegenheit ziehen. Nun wurden zwar Boyeldieu's Operetten in ganz Frankreich aufgeführt; der Ertrag der Schauspiele in der Provinz scheint aber gering zu seyn im Vergleich mit dem der Pariser, zumal zuweilen ein Bankerot Dichter und Tonsezer um ihr Geld bringt. Uebrigens haben wenige Tonsezer so viel Anerkennung in ihrem Vaterlande und im Auslande gefunden, als Boyeldieu, und nach seinem Tode haben die Haupttheater Frankreichs, welche seine Operetten so oft aufgeführt haben, sich beeifert, Trauerfeste zu seinen Ehren anzuordnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. November 1834.

Es ist eben so göttlich, einer fremden Liebe mit einem stumm glückwünschenden Herzen zuzuschauen, als sie selber zu haben.

Jean Paul.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Die armen, armen Leute!“ flüsterten Leopoldinens Lippen von Zeit zu Zeit, und immer theilnehmender heftete sie die Blicke auf die Wohnung der Trauer, aus welcher sie den dumpfen Schrei der Verzweiflung zu hören wähnte. Jezt sah sie den Vater in das Zimmer gegenüber treten und hinter dem Stuhle seiner Frau stille stehen, indem er ihr mit trübem, in Thränen schwimmendem Blick die Hand sanft auf die Schulter legte. Sie hob ihr verweintes Antlitz empor und schaute ihn liebend an, während er, sie umfassend, ihr aufhalf und sie einige Schritte von dem kleinen Sarge wegführte. Nun schlang er seine Arme um sie und schien ihr freundlich zuzureden; ihre Haltung ward ruhiger, sie lehnte das müde Haupt an des Gatten Brust und weinte sanft und lange, indessen sein Gesicht sich über sie beugte und er zuweilen die Thränen wegwischte, die, über seine männlichen Wangen rollend, auf den Nacken seiner Frau hätten fallen können. Endlich traten beide zu dem entschlafenen Liebling, lehnten sich über ihn und gaben sich über der kleinen Leiche die Hände, als wollten sie sich dort auf's Neue Liebe und Treue geloben.

Alles, was sie gesehen, hatte Leopoldinens innigsten Antheil hervorgerufen. Lange nachdem das trauernde Paar aus dem Nebenzimmer sich entfernt hatte, saß sie noch und schaute hinüber, und eine Fülle ernster Gedanken zog an ihrem Geiste hin. Auch am folgenden Tage nahm sie die Begebenheit ganz in Anspruch; sie vergaß ihren eigenen Kummer, sie lebte mit den Eltern die lezten trüben Stunden vor der gänzlichen Trennung von dem geliebten Ueberreste und dachte sich unwillkührlich an ihre Stelle. Das betäubende Gewühl der großen Welt, die verführerischen Töne der Eitelkeit und Schmeichelei drangen nicht in das verschlossene Gemach, der Taumel der Leidenschaften, die Wünsche des begehrlichen Herzens schwiegen vor einer höheren Empfindung, die Wahrheit des Lebens und sein ernster Sinn traten mit Macht vor ihre Seele, und sie fühlte mit klarer Ueberzeugung, wie schön es sey, Freude und Leid mit einem geliebten Menschen in süßer Uebereinstimmung zu tragen, wie das furchtbarste Weh seinen Stachel verliert, wenn man es an liebender Brust ausweinen darf. Sie sah des Kindes Hülle zur Ruhe tragen, kaum vermochte der gebeugte Vater ihr zu folgen, von der Mutter erblickte man nichts. Aber nach der gestern belauschten Scene konnte sie nicht zweifeln, daß selbst in diesen Stunden tiefen Grams aus dem gemeinsam getragenen Leiden Trost hervorgehen müsse. Wo aber läge in ihrem eigenen

Digitized by Google

Leben die Erleichterung, wenn ein ähnliches Unglück auch sie treffen sollte? Nicht in dem Verhältnisse mit Julius, denn sie war ihm entfremdet und das Bedürfniß liebender Traulichkeit führte sie nie zusammen; nicht in dem angehenden Verständnisse mit Saldern, denn was das leichtsinnige, genußsüchtige Herz befriedigt, das verliert seine Macht und seinen Zauber da, wo das Geschick seine eiserne Hand auf das Leben des Menschen legt, und daß die Welt mit all ihren Freuden für einen solchen Verlust keinen Ersatz zu bieten habe, das fühlte Leopoldine mit solcher Bestimmtheit, daß ihr die Nichtigkeit ihres Treibens zum erstenmal recht lebhaft auffiel.

Als sie am folgenden Morgen mit banger Theilnahme auf's Neue zu Lonaus hinübersah und sie nur die Furcht, kälter empfangen zu werden, als ihre Empfindung es forderte, von einem Besuche bei der Mutter zurückhielt, die sie sich ihrem Jammer willenlos hingegeben dachte, da nahm sie mit dem höchsten Erstaunen wahr, wie die junge Frau an ihrer alten Stelle im Fenster saß, den Arbeitstisch vor sich und eine Näthere in der Hand. Freilich war der Vorhang ein wenig zugezogen, gleich als ob ihr das helle Tageslicht zuwider gewesen wäre, und statt mit dem emsigen Fleiße, mit welchem sie ihre Arbeit gewöhnlich besorgte, geschah es diesmal zögernd, mit häufiger Unterbrechung, während welcher dann zuweilen der Kopf in die stützende Hand sank; aber immer raffte sie sich wieder empor und suchte augenscheinlich sich ein künstliches Interesse an ihrer Beschäftigung zu geben, da das natürliche fehlte. Beinahe hätte Leopoldine ihre Nachbarin der Gefühllosigkeit beschuldigt, denn obschon Lonau nicht reich, nicht einmal wohlhabend war, so wußte sie doch, daß nicht das tägliche Bedürfniß die Frau zu dieser erzwungenen Thätigkeit dränge. Doch gegen ihren Verdacht sprach Alles, was sie früher von ihr gesehen hatte, und dieser anscheinende Widerspruch steigerte den neugierigen Antheil in ihrem Herzen so sehr, daß sie einige Tage, nur wenn sie es nicht vermeiden konnte, von ihrem Beobachtungspunkte wegging. Immer sah sie das Nämliche: Madame Lonau widmete sich wie vorher ganz ihrem Hauswesen, und der einzige Unterschied zeigte sich darin, daß es mit weniger Muth und Freude geschah. Oft zog sie sich auch nach den hinteren Zimmern des Hauses zurück, und wenn sie wiederkehrte, bewiesen die Thränenspuren auf dem blassen Gesichte, daß sie sich dort mochte satt geweint haben. Der Mann ging ebenfalls seinen Geschäften nach, und Leopoldine sah ihn zu den bestimmten Tageszeiten nach Hause kommen. Sein Schritt die Straße herunter war langsamer als gewöhnlich, seine Haltung gebeugt; aber wenn er vor seiner Wohnung angelangt war, so richtete er sich vor der Thüre schon auf, strich die Falten des Kummers von seiner Stirn, umfing die entgegeneilende Gattin mit heiterem Muthe, und Beide strebten in großmüthiger Liebe, eines um des andern willen, das tiefe Leid ihres Herzens zu besiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Eitelkeit.

(Beschluß.)

In England kann die unterliegende Parthie fast immer auf Theilnahme rechnen, und sobald ihr schlimmes Glück eine gewisse Grenze erreicht hat, ist sicher auch in der ungünstigen Stimmung des Volks die Ebbe eingetreten. In Frankreich ist es gerade umgekehrt: im Glück ist einer der große Mann, aber er wird ein Scélérat, ein Coquin, was man sich nur Schlechtes denken mag, sobald er die schwere Schuld auf sich ladet — im Unglück zu seyn. Nicht als ob die Franzosen von Natur ein bösartiges oder undankbares Volk wären, aber ihrer Eitelkeit ist der Gedanke unerträglich, auf der verlierenden Seite zu seyn, und sie bieten Allem auf, sich selbst zu überreden, es sey ihre Schuldigkeit, dieselbe zu verlassen. Bonaparte's Regierung und ganze Laufbahn ist vielleicht das auffallendste Beispiel in der ganzen Geschichte, wie viel eine Nationalleidenschaft vermag. Der Franzose sah seine Brücken, Häfen, Kanäle, Triumphbogen, und jeder sprach zu sich: „Was für eine große Person bin ich, daß ich einen Kaiser habe, der all dies geschaffen hat!“ Die Nation ließ sich decimiren, unterdrücken, spannte ihre äußersten Kräfte an und folgte ihm bis an die Grenzmark seines Glücks, und fiel von ihm ab — nach der ersten Niederlage. Und jezt, da das Standbild ihres alten Götzen wieder steht, ist es etwa Gerechtigkeitsgefühl, was dasselbe aufgerichtet? Fragt jene, die noch im Exil sind, fragt Lucian, fragt Ludwig Bonaparte; sie sagen euch, daß die Gerechtigkeit den Bürgern die Heimath verschließt, während die Eitelkeit das Denkmal des Helden wieder herstellt. Wir wunderten uns über den Gang der Ereignisse in den hundert Tagen. Hätte der Marschall, dessen Verurtheilung ein Fleck auf dem Wappenschilde unserer Nation bleibt, zu seiner Vertheidigung einfach jene wundervolle Proklamation abgelesen, die ihn wider seinen Willen zum Eidbrüchigen machte, selbst die Kammer der Pairs hätte nimmermehr sein Todesurtheil aussprechen können. „Soldats,“ heißt es am Ende, „venez vous ranger sous les drapeaux de votre chef; la victoire

Digitized by Google

marchera au pas de charge; l'aigle, avec les couleurs nationales, volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame!“ In der ganzen Geschichte kenne ich kein größeres Meisterstück von Beredsamkeit, als diese Proklamation, dem Heer, dem Volk gegenüber, an die sie gerichtet war. Jede Wendung ist darauf berechnet, die empfindlichsten Saiten im Herzen der Nation anzuschlagen, denn Niemand wußte es besser als Napoleon, daß ein großer Mann sich in einer mächtigen Leidenschaft verkörpern muß. Er trat vor die Nation als die Personifikation ihrer Eitelkeit und ihres Ruhms, und wir wissen, wie er empfangen wurde.

Wie aber der Franzose sich, wenn er irgend kann, an etwas ankettet, das größer ist als er selbst, so sucht er auch den unbedeutendsten Dingen in seinem Bereiche einen prächtigen Anstrich zu geben. Nirgends in der Welt führt das Gemeinste so vornehme Namen als in Frankreich: eine armselige Leihbibliothek ist ein Salon littéraire, der einfältige Barbier ein Artiste, der dürftige Apotheker ein Pharmacien, die Küche ein Laboratorium und der gemeine Abschreiber ein Homme de lettres. Jeder Stand in Frankreich hat ausnehmenden Respekt vor sich selbst. „J'ai l'honneur de vous présenter mes respects,“ spricht ein Gasseufeger zum andern, und dieser erwidert: „Et comment se porte Madame?“ So ziehen die Garçons aus den Kaffeehäusern die Hüte vor einander ab, und dasselbe gilt sogar von den niedrigsten arbeitenden Klassen. Dies gibt allen Korporationen in Frankreich, wenn sie sich einmal gebildet haben, eine Konsistenz, einen innern Halt, dies gibt allen Associationen in Frankreich einen Grad von Kraft, auf den man überall anderswo vergeblich rechnen würde; dasselbe war ein Hauptelement der ungeheuern Macht der alten Magistratur, der alten Körperschaften, des alten Adels in Frankreich, dasselbe verschafft den literarischen Institutionen in diesem Lande heutzutage so gewaltigen Einfluß, vor Allem aber gibt es den Franzosen jenen Geist des Zusammenhaltens als Nation, der für ein kriegerisches Volk von so hoher Bedeutung ist. Frankreich als Ganzem gegenüber ist demnach französische Eitelkeit nichts weniger als lächerlich, aber gar nicht selten wird sie es am Einzelnen.

Es ist merkwürdig, wie die vorherrschende Leidenschaft eines Volks sich in allen Richtungen des Lebens bemerklich macht: wenn die französische Eitelkeit in der ganzen Geschichte des Volks, in seiner Regierung, in der Gesellschaft eine große Rolle spielt, so ist sie nicht weniger im Handel und Wandel auffallend. Im Handel gilt der, allerdings höchst annehmliche Grundsatz, das beste Mittel, Geld zu erwerben, sey, welches auszugeben. Fragt man den Herausgeber einer Zeitung, warum er sich Rennpferde halte, so erwidert er, ein Rennpferd sey ein Avertissement. Sein Fuhrwerk, seine Diners, seine Maitresse, Alles ist ein Avertissement; und je verschwenderischer, treuloser letztere ist, ein desto wirksameres Avertissement mag sie abgeben. Es ist dies ein förmliches System, und während der Engländer sich mit Geldverdienen plagt, um immer gemächlicher leben zu können, lebt der Franzose in Saus und Braus, um Fortune zu machen. Wenn diese Eitelkeit der herrschende Genius im Lager, am Hofe, am Ladentisch ist, so spukt sie nicht weniger an der Börse, in der Morgue, im Kerker. Der Franzose will sich im Leben zeigen: kann er dies nicht, so liegt ihm überhaupt nichts am Leben. Wie die meisten Leidenschaften, so ist auch diese Eitelkeit bald gut, bald verwerflich, bald großartig, bald kleinlich, hier erhaben, dort lächerlich. Wenn sie im Salon abgeschmackt, anderer Orten gefährlich erscheint, so hat sie dagegen das französische Heer zum ersten in der Welt und die Nation zur einigsten gemacht; sie macht sie aber auch zu einem im höchsten Grade unbeständigen Volk, voll Feuer für Alles, was viel verspricht, ohne Sinn für das Nützliche, mit dem sich nicht prahlen läßt, ohne Geduld für Unternehmungen, die langsam, stetigen Gangs reifen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theaterreformen.

Früher als gewöhnlich hat Hay-Market schon in den ersten Tagen des jetzigen Oktobers seinen Markt geschlossen, seine Künstler und Künstlerinnen sind an andere Theater übergegangen, und die Leser dürfen sich daher nicht wundern, wenn sie den obengenannten Namen in Berichten über andere Bühnen begegnen. Bevor dies geschieht, mögen sie noch wenige Worte über Covent-Garden lesen. Ich deutete bereits an, daß dieses Theater mit dem ersten Oktober sich wieder geöffnet hat. Die Anschlagzettel sprachen von großen Verschönerungen. Sie bestehen jedoch in wenig mehr als in einigen Vergoldungen und in einer Säuberung, deren das Haus in der That bedurfte; mehr aber bedurfte es auch nicht. Dagegen hat es zwei Veränderungen erlitten, die den öffentlichen Dank verdienen, und werthvoller sind, als ein paar goldene Pinselstriche. Die erste nützt Allen, welche das Schauspiel besuchen, und über die zweite freuen sich wenigstens die verständigen Besucher. Diese zweite Veränderung betrifft eine eben so klug ausgedachte, als hübsch ausgeführte Trennung des sogenannten dress circle, der ersten Logenreihe, von den upper boxes, dem zweiten Range. Wer je in den Londoner Theatern sich umgesehen hat, weiß oder könnte wissen, daß der dress circle, die geputzten Logen, seinen Namen dem Umstande dankt, daß die Damen hier nie in Hüten, sondern entweder

Digitized by Google

in bloßem Haar oder niedlichem Kopfputze erscheinen, während diejenigen Damen, die aus irgend einem Grunde sich bewogen finden, ihre Häupter mit Hüten zu schmücken oder ihre Gesichter hinter Schleier zu flüchten, die upper boxes zu ihrem Aufenthalte wählen. Es sey fern, zu behaupten, daß alle diese Damen — Dämchen sind; wahr aber ist, daß die Dämchen vorzugsweise zahlreich die zweiten Rangloges besetzen, und hier durch mancherlei Aunen- und anderes Spiel oft vielfaches Aergerniß geben. Ihnen den Besuch des Theaters zu verbieten, geht nicht wohl an; ja, die Direktionen sehen vielmehr in ihnen Lockvögel, denen lockere Vögel gerne folgen, und da den Direktionen die Sittenreinheit minder am Herzen liegt, als ihre Kasse, so erleichtern sie sogar das Kommen der Zugvögel durch — Freibillette. Um nun die Ungebühr möglichst unsichtbar zu machen, ist jetzt die Einrichtung getroffen, daß die Besucher des dress circle auf ihre Plätze gelangen, ohne, wie früher, mit dem flatterhaften Theile des Auditoriums in Berührung zu kommen. Man könnte freilich argwöhnen, daß die Direktion hier wiederum ihren Vortheil mehr berücksichtigt habe, als das Zartgefühl der Inhaberinnen des dress circle, denn können diese die Lockvögel nicht sehen, so sind auch die gelockten Vögel vor ihren Augen und Gläsern sicher. Wer aber bei jeder neuen Einrichtung, werde sie im Staate, in der Kirche oder im Theater gemacht, sich die Mühe geben will, den Urheber zu verdächtigen, ihm Gründe der Selbstsucht unterzuziegen — er wird zwar immer einen Erfolg seiner Mühe, aber noch weniger Vertrauen zu den Menschen, noch weniger Freude am Leben sich erklügeln. — Die andere Veränderung besteht in Herabsetzung der Preise. Auch hier könnte man der Direktion Schuld geben, daß sie einen vermehrten Besuch, und durch diesen nicht bloß Deckung des Ausfalls, sondern noch Erhöhung der Einnahme bezweckt habe. Kümmert das aber den, der statt sieben Schillinge jetzt nur fünf zahlt? oder behält er deßhalb weniger zwei Schillinge mehr in der Tasche? Wollte der Himmel, alle Regierungen nähmen die Direktionen des Covent-Gardens- und Drury-Lane-Theaters — denn auch letzteres hat dieselben Veränderungen getroffen — sich zum Vorbilde, und gewönnen endlich einmal die Ueberzeugung, daß Verringerung der Taxen Bereicherung der Bürger und Vermehrung des Staatseinkommens ist. Die Preise in den beiden genannten Theatern sind jetzt: sieben Schillinge der dress circle, oder die Hälfte nach dem ersten Stücke, was der zweite Preis heißt; fünf Schillinge der erste und drei Schillinge der zweite Preis in den upper boxes: drei und ein halber oder zwei Schillinge ein Platz im Parterre; zwei Schillinge der erste und ein Schilling der zweite Preis auf der ersten, und ein Schilling erster oder ein halber Schilling zweiter Preis auf der zweiten Galerie; in den sogenannten stalls jeder Platz unverändert sieben Schillinge.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Boyeldieu.

Der Erzbischof von Paris wollte nicht zugeben, daß die Sänger der komischen Oper eine Seelenmesse bei Boyeldieu's Beerdigung in einer der Pfarrkirchen von Paris sangen; allein dem Erzbischofe zum Trotze wurde diese Messe in der Invalidenkirche, wo Se. Eminenz nichts zu befehlen haben, gefeiert, und Abends fand eine andere Trauerfeier auf der Bühne statt. Zu Rouen, seiner Vaterstadt, hat man sich besonders beeifert, durch ein theatralisches Fest sein Andenken zu feiern; schon zu seinen Lebzeiten hatte ihm diese seine Vaterstadt mehrere öffentliche Beweise ihrer Verehrung gegeben. Auch soll sein Herz in einem Denkmale zu Rouen feierlich beigesetzt werden. In seinen häuslichen Verhältnissen war der berühmte Tonsetzer nicht glücklich gewesen. Als er aus Rußland zurückkam, mußte er um Ehescheidung vor Gericht anhalten. Er hinterläßt einen Sohn, der wahrscheinlich von dem musikalischen Genie seines Vaters nichts geerbt, und dem daher die Regierung aus Achtung vor seinem Vater eine Pension von 1200 Franken ausgesetzt hat. Die Académie des beaux arts wird verlegen seyn, wie sie Boyeldieu als Operettensetzer einen würdigen Nachfolger geben soll. Gegenwärtig zeichnet sich Niemand in diesem Fache aus; Herold wäre der Mann gewesen, der an Boyeldieu's Stelle hätte treten können; allein er ist noch früher in's Grab gegangen. Am Musikkonservatorium befindet sich ein deutscher, gründlich gelehrter Tonkünstler, Reicha, der manchen Schüler gebildet und gute Musik, wo nicht im Theaterfache, doch im Konzertsache geliefert hat; er scheint aber nicht Freunde genug in der Akademie zu haben und wird bei den Wahlen immer zurückgesetzt. Die Akademie soll die Besetzung der Boyeldieu'schen Stelle auf ein halbes Jahr verschoben haben, wahrscheinlich weil sie nicht weiß, wie sie ihn ersetzen soll, und in der Hoffnung, es werde sich in der Zwischenzeit ein musikalisches Genie auftun, das sie als einen würdigen Nachfolger Boyeldieu's ausrufen könne. Mit der Operette steht es überhaupt jetzt schlimm in Frankreich. Auber ist noch die einzige Stütze derselben; denn obschon Berton noch lebt, so arbeitet er doch schon lange nicht mehr für die komische Oper und hat auch nur wenige Stücke auf dem Repertoire derselben, wogegen Boyeldieu zehn bis zwölf Stücke aufweisen konnte, die in ganz Europa beständig aufgeführt werden. Der junge Halevy ist der Einzige, der Talent und Eifer in diesem Fache zeigt und von welchem auch einige neuere Stücke nicht ohne Beifall aufgeführt worden sind. Carafa hat viel für die französische Operette geschrieben, jedoch nichts, was allgemeinen Beifall erhalten hätte. Jährlich kommt ein junger Tonkünstler aus Italien und Deutschland zurück, den die Regierung hat reisen lassen. Ich weiß nicht, was aus diesen Leuten wird, denn sie lassen nichts oder doch wenig von sich hören. Glücklicherweise besitzt man hier Rossini; wenn man diesen Meister dazu vermögen könnte, Schüler zu bilden, so könnte er ein ganzes Musikkonservatorium aufwiegen; aber Rossini hat sich in seiner Jugend genug gepiagt und lebt jetzt gemächlich, froh und lustig, macht sich gute Tage und sieht seine Operetten mehr oder minder gut aufführen. — Das Théâtre nautique, das mit seinem Wasserbecken kein großes Glück gemacht hat, sucht jetzt sein Heil in Balletten und gibt ein chinesisches Stück, das heißt ein Stück mit chinesischen Tänzen und Kostümen, das sich hübsch ausnimmt, wenigstens als Augenweide. Schwerlich wird sich dieses Theater lange halten können; denn Stücke, wie das letztere, sind kostbar, und mit der großen Oper kann dieses neue Theater doch nicht wetteifern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. November 1834.

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und webt nicht ewiges Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?

Goethe.

Die Seele.

Manches Dunstbild mich verwirrte,
Manches Grubenlicht ging aus,
Wenn ich suchend oftmals irrte
Durch der Seele Stollenhaus.
In den täuschenden Mäandern
Hielt mir nie der Berggeist Stand,
Und erschöpft vom sauern Wandern
Schalt ich Alles Lug und Tand.

Aber in des Glaubens Wage
Plötzlich fiel ein neu Gewicht,
Denn mir ward am hellen Tage
Ein bekehrendes Gesicht;
Und die trostlos freche Meinung
Schwur ich, ein Beglückter, ab,
Seit die holdeste Erscheinung
Sichres Unterpfand mir gab.

Liebes Mädchen! deine Seele
Ist mir ja kein Räthsel mehr,
Sie umschwebt mich, und ich quäle
Mich nicht rathend hin und her.
Ohne Wechsel, ohne Trennung
Steht sie vor mir hold und ganz
Seit der Stunde der Erkennung
In der Schönheit Wunderglanz.

Darf die zarte Hand ich nehmen,
Wie von rosenrothem Sammt:
Fühl' ich, wie in heißen Strömen
Lauter Seele sie durchflammt.
Durch der Brauen Siegesbogen
Tritt sie lächelnd oft vor's Haus,
Schifft auf goldner Rede Wogen
Heiter in die Welt hinaus.

Wenn im schmelzenden Gesange
Tief die Brust der Ton durchzieht,
Wird mir bei der Lust oft bange,
Ob sie nicht zum Himmel flieht?
Bis sie mit dem rothen Munde
Meine Sorge wieder heilt,
Und ein Kuß mir gibt die Kunde,
Daß sie gern bei mir noch weilt.

Aber wenn sie, schattentrunken,
Still in sich zurückgekehrt,
Wenn das Auge, zugesunken,
Seinen blauen Wellen wehrt,

Digitized by Google

Wenn durch's schmale Thor der Lieder
Morpheus Blumensaamen quillt,
Und das Lilienweiß der Glieder
Neu vom Schlummerbade schwillt:

Ist der Leib dann aufgenommen
In der Seele wallend Kleid?
Ist die Seele ganz verschwommen
In des Leibes Lieblichkeit?
O dann ahn' ich die Erhöhung
Dieser flücht'gen Königin!
Seh' den Kranz der Auferstehung
Um das Haupt der Schläferin!

Gustav Pfizer.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Die Fragen: woher entwickelt sich die Kraft dieser Menschen? und wo liegt eigentlich das Glück, der Friede, die Ruhe der Seele, die trotz Mißgeschick und Unglück so sichtlich in ihnen leben? lagen Leopoldinen zu nahe, als daß sie sie nicht hätte thun sollen. Indem sie diese Naturen nicht begriff, indem sie sich einer ähnlichen Ergebung nicht fähig fühlte, trieb es sie, die Ursachen aufzufinden, aus welchen die Handlungsweise Lonaus und seiner Gattin hervorging. Gegenseitige Liebe, heiliges Vertrauen, der Wunsch, das geliebte Wesen zu trösten, zu erheben, mochte allerdings kräftig zu der edelsten Selbstüberwindung begeistern; Madame Lonaus fortgesetzte Thätigkeit ließ sich aus der Neigung zu solchen Geschäften erklären, die ihr ungefähr die nämliche Zerstreuung gewähren konnten, die ihr selbst eine geistreiche Unterhaltung oder irgend ein anderes gesellschaftliches Vergnügen gegeben haben würde, wobei freilich nicht zu leugnen stand, daß die erstere das wohlthuende Bewußtseyn, nützlich zu werden, mit sich führte. Aber es mußte doch noch etwas der Festigkeit zum Grunde liegen, mit welcher diese Menschen heiter, ergeben, muthig ihren Weg fortsetzten. Leopoldine hatte oft bemerkt, daß die Arbeit, die sie vor sich hatte, oder das Buch, in dem sie las, aus Charlottens Händen gesunken und ein Augenblick düstern Hinbrütens eingetreten war. Dann hatte sie fast unmerklich die Hände gefaltet, ihr verdüsterter Blick hatte sich nach oben gerichtet und war jedesmal mit einer Art Verklärung von dort zurückgekehrt. Dann hatte sie muthiger als je in ihrem Geschäfte fortgefahren, und ihre Thränen waren gestillt. Daß sie gebetet hatte, war ihr klar; daß Lonau, wenn auch nicht ganz auf dieselbe Weise, doch in dem nämlichen Sinn sich Kraft holte, davon war Leopoldine ebenfalls überzeugt, und sie fing an, zu begreifen, daß die Religion, in welcher sie sorgsam unterrichtet war, die man aber weit mehr zu einer Sache des Verstandes als des Herzens bei ihrer Erziehung gemacht, und deren Gebräuche sie mit gewissenhafter Pflichttreue, aber ohne Hingebung bisher verrichtet hatte, weit größere Vorzüge in sich schließe, als sie ihr zuzutrauen gewöhnt war, da sie vermochte, den höchsten Schmerz auf Erden, das Leid des gebrochenen Mutterherzens, zu mildern. Würde wohl dieses religiöse Gefühl, das tröstend an ihrer Seite stand, Charlotten in irgend einem Fall dahin gerathen lassen, wohin sie selbst sich verirrt hatte? Würde sie dem Grafen Hoffnung gegeben, in leichtsinnigem Muthe ihr Vermögen verschleudert haben? —

Der Schleier, mit welchem bisher das unbekannte Land heiligen Glaubens, schöner Hoffnungen sich vor Leopoldinens Blicken verhüllt hatte, begann sich zu lüften. Der Genius weiblicher Tugend, der in eines jeden Weibes Brust wohnt, vermochte seine warnende Stimme hörbar zu machen, und erschreckt von dem grellen Lichte, mit welchem die Wahrheit ihre Lage beleuchtete, beschloß sie, sich von dem Verhältnisse loszumachen, in welches Leichtsinn, fremde Schlauheit, Julius Unrecht und die Bethörung des Liebe verlangenden Herzens sie geführt hatten. Dafür aber mußten Schritte zurückgethan werden, die bereits geschehen waren, und dies brachte sie, Saldern gegenüber, in eine sehr peinliche Stellung. Leopoldine war zu reizend, als daß er sie so leicht hätte entschlüpfen lassen können. Was wirkliche und künstliche Leidenschaft, was die Gewandheit und Ueberredungskunst des abgefeimten Weltmannes nur vermochten, ward erschöpft, um die willkommene Beute in den Netzen festzuhalten, welche bereits um sie geschlungen waren. Es gab allerdings Stunden, in denen sie wankte, wäre es auch nur gewesen, um der Gefahr der Lächerlichkeit zu entfliehen, mit welcher ihr gedroht wurde. Aber jene Tage des heimlichen Schauens in zwei edler Menschen Leben und Sinn hatten den göttlichen Funken zu mächtig in ihrem Herzen angefacht, Saldern selbst hatte in der Ueberraschung gekränkter Eigenliebe, ohne es zu wissen, zu arge Blößen gegeben, als daß nicht das Gute den Sieg hätte davon tragen sollen. So blieb ihm denn nur die Rache übrig, und die nahm er in vollem Maße. Nach einer sehr heftigen Scene, die Leopoldinens Vorsatz gänzlicher Auflösung jedes Verständnisses nicht erschüttern konnte, sandte er ihr ein Paket Briefe, von ihrem Gatten an Frau von Breitenstein gerichtet, deren Auslieferung er damit erkauft hatte, daß er ihr sein Herz huldigend zu Füßen legte. Dieser Sendung waren Notizen über Julius anderweitige Aufführung, über seine Verschwendung und den Kreis junger Männer beigefügt, in

Digitized by Google

welchen seine Geschäftslosigkeit und sein übles häusliches Verhältniß ihn geführt hatten, die freilich sehr übertrieben und gehässig ausgeschmückt waren, aber durch die Briefe, deren leidenschaftliche Sprache Leopoldinens Gefühl um so mehr beleidigen mußte, als sie nach der Weise der besten Menschen ihre eigene Selbstüberwindung sehr überschäzte, einen betrübenden Beleg erhielten. Vergessend, wie nahe sie selbst dem Abgrunde gestanden hatte, nicht berechnend, wie viel von Julius Verirrungen auf ihre eigene Rechnung gebracht werden konnte, fühlte sie nur den Verrath einer Liebe, die nun mit einem Male in ihrer Brust wieder aufzuleben begann, und überließ sich den Eingebungen ihres gereizten Gemüthes so ungemessen, daß ein weit vernünftigerer Mann, als Warheim dazumal war, sich abgeschreckt gefühlt hätte. Wie es bei solcher Aufregung immer zu geschehen pflegt, wurde Manches gesagt und gethan, das man in leidenschaftlosem Zustande kaum möglich glaubt, was aber die Herzen unwiderbringlich auseinander reißt. So standen Julius und Leopoldine plötzlich auf dem Punkte, vom welchem es höchst selten mehr eine Rückkehr zu einem leidlichen Verhältnisse gibt.

In diese Epoche gänzlicher Zerrüttung fiel die Rückkehr der Frau von Sandoval in die Heimath, nachdem sie mehr als ein Jahr in der Ferne zugebracht hatte. Ihr Weg führte sie nahe bei der Wohnung des Oberförsters vorüber, und sie stand um so weniger an, ihn zu besuchen, als die erhaltenen Nachrichten sie über das Schicksal ihrer Lieblinge besorgt gemacht, und Leopoldinens lezte Briefe, mit dem Gefühl innerer Zerfallenheit geschrieben, diese Sorge zu lebhafter Angst gesteigert hatten. Wenn schon ihres Freundes anscheinende Trockenheit und der Kontrast, den ihre Ansichten mit den seinigen bildeten, zuweilen ihren Unwillen gegen ihn rege machten, so trug sie dennoch das Bewußtseyn in sich, daß sein klarer Verstand, seine unerschütterliche Ruhe und Festigkeit allein geeignet seyen, eine schlimme Sache wieder gut zu machen, und sie hatte zu ihm das Zutrauen, das der Kranke seinem Arzte schenkt.

Warheim empfing die Frau mit der freundlichsten Wärme, denn er schäzte und liebte sie herzlich, trotz dem kleinen romantischen Anstrich, welcher sie nach seiner Meinung im gewöhnlichen Leben sehr liebenswürdig machte, ihm aber anstößig war, wenn sich ihre überspannten Ideen auf ernstere Dinge ausdehnten. Er suchte zu ihrer Erfrischung und Bequemlichkeit Allem aufzubieten, aber die Tante war viel zu unruhig, als daß sie selbst in diesen ersten Momenten ihre Hauptidee hätte vergessen und etwas, das außer dieser lag, ihre Aufmerksamkeit hätte schenken können. Sobald es sich irgend thun ließ, verlangte sie ungestört mit dem Oberförster zu sprechen, und als sie ihm nun in dem einsamen Zimmer gegenüber stand, faltete sie die Hände, schaute ihn mit der Angst der Mutterliebe an und flüsterte mit angstvollen Tönen: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, was ist mit den Kindern vorgegangen? Ich ahne Schlimmes, und weiß nicht, wohin, noch wie weit ich mit meinen bangen Vermuthungen gehen soll!“ — „Erst lassen Sie uns ruhig neben einander sitzen, liebe Freundin,“ sprach Warheim; „es ist nicht mehr geschehen seit jenem Morgen, als wir Beide der jungen Leute Zukunft besprachen und Ihre lebhafte Ueberredungsgabe über meinen schwerfälligen Alltagssinn den Sieg davontrug. Werden Sie nicht unwillig,“ fügte er hinzu; „es widerfährt dem alten Griesgram wohl zuweilen, daß er gegen seinen eigenen Wunsch zum Propheten wird, und leider ist dies auch hier der Fall gewesen. Ihre wahrhaft mütterliche Liebe hat ohne Scheu vor eigenen bedeutenden Opfern das Heil der Kinder Ihrer Wahl und Ihres Herzens begründen wollen, und Ihre wohlthätige Absicht ward nicht erfüllt. Ich könnte nun wohl, um Sie zu schonen,“ fuhr er fort, als ihr Blick ängstlich lauschend an ihm haftete, „die Nachrichten, die ich zu geben habe, von Weitem einleiten, mildern, mit leeren Hoffnungen ausschmücken, aber ich bin überzeugt, der Mensch erträgt weit eher einen harten, unerwarteten Schlag, als das allmähliche zu Grund gehen jeder frohen Aussicht, das langsame Versinken in ein unabwenddares, nach und nach sich bildendes Unglück. Also rasch und mit Einem Worte: Ihre Besorgnisse sind gerecht! Die Kinder haben, statt des Paradieses friedlich zu genießen, das Sie ihnen bauten, von der Frucht des Erkenntnisses gegessen, haben sich in Unbesonnenheit und verkehrtes Handeln verstrickt, sind von diesem zur Thorheit übergegangen und haben sich endlich des Glückes unwürdig gemacht, das ihnen geboten ward, wie sie denn dazu von Anbeginn untüchtig waren. Ein unsinniger Aufwand hat ihr Vermögen verzehrt, das Beispiel der großen Welt und das Bestreben, es nachzuahmen, ihre Zufriedenheit und ihre gegenseitige Liebe vernichtet. Beide in unheilbringende Verbindungen gerathen, haben sie ihr Gewissen und die Ruhe ihrer ganzen Zukunft auf's Spiel gesezt — ob sie dieses verloren haben und auf immer, wird die Zeit lehren, und fast muß ich es befürchten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Chateaubriands Moses.

Einiges Aufsehen in der Theaterwelt erregte die Aufführung des Chateaubriandschen Schauspiels Moses auf der

Digitized by Google

Odeonbühne, von der Versailler Truppe, welche dieses Stück bereits zweimal zu Versailles gegeben hatte. Bekanntlich hat Chateaubriand nur dieses einzige Stück für die Bühne geschrieben, und zwar nach dem Muster der Racine'schen Tragödie, also mit Chören. Indessen hatte der geniale Dichter es doch nie gewagt, dieses Trauerspiel auf die Bühne zu bringen. Es wurde in den letzten Jahren als Zugabe zu der vollständigen Sammlung der Chateaubriandschen Schriften gedruckt, ohne daß es jemals aufgeführt worden war, obschon man mehrmals den Plan gehabt hatte, eine Vorstellung zu wagen. Dies war vormals ein großes und wichtiges Unternehmen, und konnte einen Dichter stürzen oder erheben; allein heutzutage, wo so Manches und so Unerhörtes auf die Bühne kommt, ist die Aufführung eines neuen Stückes nichts Auffallendes und wird selten zum allgemeinen Stadtgespräche. Dennoch verwahrte sich Chateaubriand, als man neulich seinen Moses zum ersten Male aufführen wollte, gegen diesen Versuch, wie gegen das größte Wagestück von der Welt, und betheuerte mehrere Male, daß er nicht den geringsten Antheil daran habe, sondern daß Alles ohne sein Zuthun und seine Einwilligung geschehe. Wäre das Stück nicht gedruckt gewesen, so würde es allerdings die Aufmerksamkeit gespannt haben; allein nun wußte man schon vorher, daß Chateaubriand ein Stück nach den alten Regeln der französischen Dramatik geschrieben habe, da zu der Zeit, als er es dichtete, noch Niemand es gewagt hatte, diese Regeln kühn zu verletzen. Das Stück schreibt sich nämlich aus der letzten Zeit des französischen Kaiserthums her. Damals waren die Vorschriften der französischen Dramaturgie noch eine heilige Sache, und so wenig Chateaubriand sich in seinen andern Schriften nach vorhandenen Mustern gerichtet hat, so wenig hatte er bei einem Trauerspiele, besonders bei einem Trauerspiele biblischen Inhalts, geglaubt, sich von den klassischen Mustern entfernen zu dürfen, und so ist denn sein „Moses" kein Stück, worin sich seine Genialität frei äußern konnte, einige Scenen ausgenommen, in welchen sich der ächte Dichter, nur nicht der dramatische zeigt. Er gesteht in der Vorrede, daß sein Stück strictement classique sey, hofft aber, daß es durch die bald deklamirten, bald gesungenen Chöre, durch die angezeigten schönen Dekorationen, durch die Bewegungen des Zuges, des Volkes u. s. w. eine Mannichfaltigkeit erhalten habe, welche den sogenannten klassischen Trauerspielen der französischen Bühne fehle. Die Chöre selbst hat er zum Theil den hebräischen Psalmen nachgebildet; bei der Vorstellung konnten aber die im Texte vorgeschriebenen Dekorationen nur zum Theil dargestellt werden. Auch die Chöre wurden nicht so gegeben, wie es der Dichter vorgeschrieben hat. Sie sollen nämlich zum Theil nicht gesungen, sondern bloß nach dem Gebrauche der Alten singend hergesagt werden; diesen Versuch will aber kein Theaterdirektor wagen. Eben so wenig hat man sich nach der vorgeschriebenen Eintheilung des Chors in zwei Theile gerichtet, wovon der eine mit Harfen, der andere mit Trommeln versehen seyn soll. Die Trommeln der Hebräer hätten die Zuschauer in lustige Stimmung versetzen können, und so etwas ist einem Trauerspiele höchst gefährlich. Da man also ein allzueinfaches Stück vor sich sah, worin es an einer rührenden dramatischen Handlung fehlte, welche durch die vom Dichter vorgeschriebenen Nebenumstände nicht gehoben wurde, so waren die Zuschauer auch wenig befriedigt, und einige drückten ihre Unzufriedenheit durch lautes Murren aus. Wie man hier die widersprechendsten Auftritte neben einander sieht, so ereignete es sich auch, daß, während der Abguß von Michel Angelo's Moses hier in der Kunstschule aufgestellt und die Chateaubriandsche Verklärung des jüdischen Gesetzgebers auf der Bühne dargestellt wurde, in der neuen Kirche des Abbé Chatel eine heftige Predigt wider Moses zu hören war, worin man ihn der höchsten Grausamkeit und des ärgsten Fanatismus beschuldigte. Ist es nicht eine sonderbare Erscheinung, daß hier Moses in einer Kirche verdammt und auf der Bühne verehrt wird?

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

(Beschluß.)

Covent-Garden. Flucht des Bankdirektors.

Covent-Garden eröffnete seine Vorstellungen mit Coriolan. Die Gesammt-Vorstellung war so gut, als sie möglicherweise seyn konnte. Muß es ausdrücklich gesagt werden, daß dieses möglicherweise sich auf die Beschaffenheit der Schauspieler bezieht? Dieselbe Klage, welche in Deutschland den Verfall der Bühnen, um nicht zu sagen, den Verfall der Kunst im Verfall der Künstler findet, und welche verstummen wird, sobald entweder die Künstler zu der Einfachheit der frühern Tage zurückkehren, oder ihre Namen mehr als kaum den sechsten Theil des Alphabets füllen — dieselbe Klage ist auch in England laut geworden. Es würde daher eben so unerfreulich, als ungerecht seyn, jene erste Darstellung mit einer zu vergleichen aus der nicht längst verschwundenen Zeit, wo die englische Bühne reich war an tragischen Mimen, wie nur seltene Talente sie bilden. Bis Zufall und Genie die jetzige Bühnen-Armuth in den frühern Reichthum verwandeln, gebührt der Dank der Zuschauer denen, die sich wenigstens bemühen, den erlittenen Verlust zu ersetzen. Unter diesen zeichnet bei Covent-Garden unstreitig Vandenhoff sich aus. Er erschien an jenem Abende als Coriolan. Sein Auftreten hätte leichter und würdevoller, seine Deklamation minder einförmig, seine Bewegungen hätten minder steif seyn können; aber er hatte sich sichtbar bestrebt, den Geist seiner Rolle aufzufassen, der Wille zeigte sich überall gut, es war Gefühl und Verstand in seinem Spiel. Auch kann er sich nicht über Mangel an Aufmunterung beschweren; mit Zeichen des Beifalls, ihn hier zu sehen, wurde er empfangen, Beifall begleitete ihn fast unausgesetzt durch das ganze Stück.

Wenn das Theater aus ist, eben die meisten Zuschauer nach Hause. Das ist der Uebergang von dem gespielten zum wirklichen Leben, der Rücktritt aus fremder Häuslichkeit in die eigene, aus dem Reiche der Täuschung in das enge Gebiet des Alltäglichen. Es bedarf daher keiner Entschuldigung, daß ich in raschem Sprunge aus Covent-Garden in die City überspringe, und dem Leser die Verwirrung zeige, in welcher die reiche Handelswelt durcheinander läuft, weil Herr Raikes, erster Vorsteher der englischen Bank, seine Zahlungen eingestellt und sich aus dem Staube über das Wasser nach Calais begeben hat. Erschrecken Sie jedoch nicht, Sie Alle, für welche die Bank von England in Hinsicht ihrer Zahlungsfähigkeit mehr Interesse hat, als für den Schreiber gegenwärtiger Zeilen. Die Bank ist nicht gefährdet. Ich bin ermächtigt, den Lesern des Morgenblattes kund zu thun, daß die englische Bank keinerlei Anforderung an Herrn Raikes und dieser nicht ein einziges Mal die Gelegenheit benutzt hat, sich Geld von ihr vorstrecken zu lassen. Würden alle Bankerutiers das gethan haben? Nein; also ist Herr Raikes ehrlicher als Viele, und ich empfehle ihn zur Nachahmung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. November 1834.

Lorsque vous peignez les hommes, il faut peindre d'après nature: on veut que ces portraits ressemblent, et vous n'avez rien fait, si vous n'y faites reconnaître les gens du siècle.

Molière.
Critique de l'école des femmes.

Molière.

Aus der unter der Presse befindlichen neuesten Novelle des Freiherrn v. Sternberg: Molière, sehen wir ein Bild, das auch abgetrennt vom Ganzen den Eindruck eines geistreichen Genregemäldes machen wird, in den Rahmen unseres Blattes.

* * *

In dem großen Gemache, das die Aussicht auf den Platz hatte und das sein Lieblingsaufenthalt war, saß der Dichter Molière noch in später Abendstunde, beschäftigt mit der Vorlesung eines seiner Lustspiele. Die Zuhörerin, die ihm gegenüber saß, war keine Marquise oder Comtesse, es war des Dichters Haushälterin, die alte Marcella. In dem reinlichen, weißen Leibrock über dem rothen gefalteten gascognischen Rock, an der Seite geziert mit den Abzeichen ihres Standes, dem gewaltigen Schlüsselbunde, das vollwangige gutmüthige Gesicht von einem eng anschließenden Häubchen umschlossen, saß die treffliche Alte da und stützte die dicken Arme, heftig geröthet im Dienste am Feuerherd, auf einen antiken römischen Senatorsessel, der im Schauspiel gedient hatte und mit einer Anzahl antiker Masken verziert war. Marcella hatte hier nichts Geringeres zu thun, als ihr kritisches Urtheil abzulegen: diese Ehre erwies ihr der Herr öfters, ja er kehrte immer zu der Alten im einfachen Häubchen und mit dem Schlüsselbunde zurück, wenn er in den Salons der großen Welt, zum Ueberdruß mit Schmeicheleien überhäuft, die witzigsten Urtheile belesener junger Damen, sowie die gründlichen Kritiken der Männer vom Fach angehört hatte. Das gesunde Lachen Marcella's war ihm der sicherste Beweis eines gelungenen Einfalls, denn Marcella, das wußte er wohl, lachte nicht aus Artigkeit, sie wußte in ihrem gascognischen, einfach derben Sinne nichts von der Kunst zu lachen, die ein Erzeugniß der feinen Erziehung ist, und zu der eben so gut Studium gehört, wie zu jeder andern Kunst; auch von jenem kritischen Lachen wußte sie nichts, das haarfein auf einer Nadelspitze balancirt und zu dem gründliche Gelehrsamkeit gehört; wenn Marcella lachte, so mußte es wirklich ein guter Spaß seyn, ein Spaß von jener handgreiflichen Komik, über die die Welt gelacht hat und immer lachen wird, so lange sie besteht.

So saß denn der Meister da und las Marcellen sein Stück vor, das einen Bürger schildert, der den Edelmann spielt. Die Scene, wo Jourdain sich die schönen Künste aneignet, wo er die kostbaren Stunden in der Logik nimmt, indem man ihn buchstabiren lehrt, wo er tanzt, indem man ihm die Beine verdreht, und wo er endlich Unterricht im Fechten nimmt und Prügel bekommt,

Digitized by Google

fanden Marcella's Beifall, doch der Schluß gefiel ihr nicht; sie tadelte das Spiel mit der Vermummung und fand es unnatürlich, daß Jourdain, der nur ein Thor, doch kein Dummkopf war, sich so leicht übertölpeln lasse. Der Dichter wollte dieses nicht zugeben, er stritt sich mit seiner alten Muse, doch sie trug den Sieg davon. Unterdessen war ein Gericht Kastanien fertig geworden; die Alte hörte jezt auf keine Vorlesung mehr, sie brachte die Früchte in einer zierlichen Schaale und stellte sie dem Herrn hin, dann trippelte sie zum Wandschrank und brachte ein Fläschchen sammt dem silbernen Mundbecher. Molière wies die Mahlzeit von sich, die Alte mußte sich auf sein Geheiß an die Schüssel machen. Die Flamme des Kamins beleuchtete die Gruppe. „Man will mich malen lassen," hob der Dichter nach einer Pause an, „und die galanten Herrn haben sich etwas recht Schönes ausgedacht: auf Wolken soll ich sitzen, um mich herum die Musen, und Melpomene soll mir den Kranz aufsetzen." — „Wer ist die Jungfrau?" fragte Marcella, indem sie Butter auf ihre Kastanien legte. „Niemand kennt sie," entgegnete der Dichter trocken, „und sie hat eine so sonderbare Abstammung, daß man gar nicht weiß, woran man mit ihr ist." Marcella warf ihrem Herrn einen besorglichen Blick über die Schüssel zu: „Laßt Euch nicht mit dergleichen Frauenzimmern ein, Ihr wißt ja, wie ich hierüber denke, und zudem seyd Ihr schon in ein recht ehrwürdiges Alter getreten, da will sich dergleichen nun vollends nicht schicken." — „Das behaupte ich auch," entgegnete der Dichter, „ich habe deßhalb auch vorgeschlagen, daß die Herrn, die ein Bild von mir haben wollen, mich sollen malen lassen, so wie ich jezt mit Dir zusammensitze, Marcella. Es gäbe ein hübsches Bild." — „O, Scherz über Scherz!" rief die Alte, „wie käme ich zu dieser Ehre, und wem wird es Freude machen, das Bild einer betagten Frau zu sehen?" — „Nun, nun! Marcella, wie lange ist es her, daß man noch von der schönen gascognischen Magd sprach in meines Vaters Hause? Ja, ja, damals warst Du ein junges, unerfahreues Ding, eben erst in die Hauptstadt gekommen. Wie oft vergaßest Du mir mein Abendbrod zu bringen, wenn im Vorsaale, wo der Vater seine Tapeten zuzuschneiden pflegte, Jerome, der schlanke Pierre, oder Jean, der lustige Junge, Deiner harrten, um von Dir noch einen Gruß zu erhaschen. Alte, Alte, Du hast eine rasche und kühne Jugend durchlebt."

Marcella lächelte verschämt, die Kastanie entglitt ihren Händen und mit einem gutmüthigen Blicke betrachtete sie der Dichter. „Ich weiß noch ein Liedchen," rief er, „das man unter dem Fenster der schönen Gascognerin sang." — „Ach, Possen! laßt uns von ernstern Dingen sprechen." — „Gib mir die Laute her." Molière ergriff das alte abgenuzte Instrument, er lag in seinem Sessel zurückgelehnt, und indem er seine Haushälterin mit dem ihm eigenthümlichen schalkhaften Lächeln betrachtete, sang er mit noch recht wohltönender Stimme:

Je croyois Janneton
Aussi douce que belle;
Je croyois Janneton
Plus douce qu'un mouton:
Hélas! hélas!
Elle est cent fois, mille fois plus cruelle,
Que n'est le tigre aux bois!

Bei den Tönen dieses Liedes war die Thüre aufgegangen und Andreas Chapelle, der Freund Molière's, stand lächelnd da, sich die Gruppe betrachtend. „Bravo!" rief der Eintretende, „also hier kann man ihn finden, bei seiner alten Calypso, und im Gesellschaftssaal des Herzogs läßt er vergeblich die schönen Geister nach seiner Gegenwart seufzen."

Der Dichter stand auf und legte die Laute lachend bei Seite. „Chapelle!" rief er und drückte dem Ankömmling die Hand, „gut, daß Du da bist, mein Herz ist schwer, Grillen füllen mir den Kopf — ich bin alt, sehr alt geworden, es geht mit mir zu Ende." — „Er hat es auf der Brust!" rief Marcella; „erlaubt, gnädigster Meister, daß ich Euch von dem Medikamente gebe, welches ich selbst bereitet habe, nach gelehrten Vorschriften." Sie holte aus einer ihrer Taschen ein Fläschchen hervor, Molière ergriff es und schleuderte es zum Fenster hinaus. „Alte!" rief er mit einem grimmigen Blick, „willst Du auch zur Fakultät gehören? dann mach nur, daß Du aus meinem Hause fortkommst. Du weißt, ich kann keine Arzneiflasche sehen, Närrin!" Die Alte faßte die Hand des Zürnenden. „Ihr habt gestern Abend einen Blutsturz gehabt!" rief sie leise, „ich weiß es. Das neue Stück, das Ihr habt in so kurzer Zeit schreiben müssen, die durchwachten Nächte — lieber Herr, was ich Euch sage, solltet Ihr eigentlich von der Madame hören, allein Madame schwärmt herum, Ihr habt nur die alte Marcella, die Euch nicht verlassen wird. Hört auf mich, denkt daran, daß Ihr bald drei-und-fünfzig Jahre zählen werdet." Sie hatte immer eiliger gesprochen, bei den lezten Worten stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Molière winkte ihr, sich zu entfernen; als sie fort war, sank er in seinen Sessel, das Haupt auf den Arm gestüzt. Chapelle richtete seinen Blick aufmerksam und mit Trauer auf den Freund, eine ängstliche Pause herrschte im Zimmer.

„Bereite Dich zu Deinem Abschied, alter Schauspieler und Lustigmacher! drei-und-fünfzig Jahre hast Du Dein loses Handwerk geübt — es ist genug!" — „Molière!" rief Chapelle mit Ernst. — „Laß mich," entgegnete der Dichter, „ich weiß, was Du sagen willst. Ach, Chapelle, ich bin müde dieser Welt, müde dieses Geschwirres

Digitized by Google

dunter Larven; meine Seele ist erlahmt im Kampfe gegen Thorheit und Laster, meine Sinne sind stumpf, mein Herz verödet. Drei-und-fünfzig kostbare Jahre, der goldene Inhalt eines Menschenlebens, er liegt vor mir; was habe ich aus diesem herrlichen Stoffe gebildet? — Ach, welch ein unglückseliger Geist trieb mich aus der stillen Werkstätte, kettete mich los von dem dürftigen, aber friedlichen Geschäfte!“

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott! mein Gott, wie war das möglich!“ rief Frau von Sandoval, indem sie jammernd gen Himmel schaute; „wie konnten Menschen, die mit so mancher guten Eigenschaft, so mancher edlen Fähigkeit ausgestattet waren, so tief sinken! Wie konnte die Liebe, die sie so feurig, so leidenschaftlich für einander fühlten, erlöschen und so schnell strafbaren Neigungen Raum geben!“ — „Weil Sie, liebe Freundin, in Ihrer arglosen Gutmüthigkeit zwei ungezogene und unerzogene Kinder zusammen gesperrt haben; weil die Liebe, auch die schönste, heißeste, dem Müßiggange und all seinen Folgen nicht widersteht.“ — „Aber es müssen Umstände eingetreten seyn, Verleitungen statt gefunden haben, denen nicht zu entgehen war; ich kann mir nicht vorstellen, daß zwei so edle Naturen ohne außerordentliche Veranlassung untergegangen seyen.“ — „Die Grundlage zu einer edlen Natur war allerdings vorhanden,“ sprach ernst der Oberförster, „aber sie war nicht ausgebildet, nicht auf eine feste Grundlage gestellt, und so bedurfte es keiner Wunder, keiner großen Gewalt, um das schwache Gebäude menschlicher Tugenden zu stürzen.“ Still weinend rang Frau von Sandoval die Hände, endlich sagte sie mit dem vollen Ausdrucke eines lebhaften Schmerzens. „Wir wollen hin, mein lieber Freund, Sie müssen mit mir kommen. Wir wollen ermahnend, bittend zwischen sie treten; Sie müssen Ihren Ernst, ich will meine Liebe sprechen lassen, und vielleicht gelingt es uns, wenigstens einen Theil ihres Glückes zu retten.“ — „An dem Verhältnisse, an der Lage, wie sie jezt bestehen,“ erwiderte Warheim, „ist nichts mehr zu bessern. Die Sachen sind auf jede Weise zu weit gekommen, und wollten wir auch die größten Opfer bringen, um sie in ihrer bisherigen Stellung zu erhalten, so würden diese nutzlos seyn, wie unsere Vorstellungen, und im besten Falle würden wir nur eine klägliche, von allen bessern Genüssen entblößte Ehe erzielen. Was das Uebermaaß der Lebensgüter, was unumschränkte Freiheit verdorben haben, kann nur eine herbe Erfahrung, Unglück, Entbehrung und Abhängigkeit wieder gut machen, insofern Ihre Voraussetzung gegründet und die Anlage bei Julius und Leopoldine wirklich gut ist?“ — Mit Umsicht und Klugheit sezte nun der Oberförster seiner Zuhörerin die Einzelnheiten von der jungen Eheleute Benehmen sowohl als von dem Plane auseinander, den er sich gebildet hatte, um wo möglich aus dem Schiffbruche wenigstens das Glück jedes Einzelnen zu retten. Wohl hätte die Tante gerne Manches gegen den leztern eingewendet, denn sie konnte sich noch nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß ihre Lieblinge vielleicht für einander verloren seyn sollten; aber das Bewußtseyn, wie viel ihre frühere Ansicht zu dem jetzigen Stand der Dinge beigetragen hatte, die Ueberzeugung, die sie freilich nach Art der Frauen ganz heimlich bei sich behielt, daß Warheims damalige Meinung und seine Voraussagungen vollkommen in Erfüllung gegangen waren, schlossen ihr den Mund, und so schwer es ihr wurde, so gab sie doch endlich zu seinem Vorhaben ihre Beistimmung, und legte das feierliche Gelübde in seine Hand ab, durch kein unzeitiges Mitleid, durch kein voreiliges Dazwischentreten seine weisen Absichten hindern zu wollen.

Die Reise nach der Hauptstadt wurde schnell in's Werk gesezt, und plötzlich, ohne Vorbereitung, stand auf einmal der gefürchtete Oheim wie der Engel mit dem Flammenschwert vor den beiden Schuldbewußten. Leopoldine hatte sich zwar, wie wir gesehen haben, mehr als Julius durch die eigene innere Kraft ihres Wesens dem Verderben entrissen, an dessen Rande sie stand; darum aber schwieg die Stimme des Vorwurfs auch in ihrer Brust keineswegs, und erst als sie in den Armen der Tante gelegen hatte, die sie mütterlich liebend umfing, als sie statt der herben Töne des Tadels nur die Stimme verzeihender, bedauernder Liebe vernahm, athmete sie freier und konnte auch zu dem Oheim die Augen aufschlagen, dessen Lebensansichten ihr zu wohl bekannt waren, als daß sie sich nicht bewußt gewesen wäre, seine gute Meinung eingebüßt zu haben. Indessen ging in dieser Hinsicht Alles ganz unerwartet leicht für das junge Paar vorüber. Von heftigen Vorwürfen, von lauter Mißbilligung oder von Drohungen, was sie Beide, besonders Julius erwartet hatten, war gar keine Rede. Der Oberförster erklärte ganz kalt und freundlich: die Tante und er wüßten unumstößlich gewiß, daß ihre ökonomische, wie ihre eheliche Lage völlig zerrüttet sey, und sie seyen deßhalb, als die natürlichen Vormünder der jungen Leute, die ihnen an Eltern statt dienen, berechtigt, nähere Untersuchungen vorzunehmen und sich zu überzeugen, welche Maßregeln getroffen werden müßten. Dieses Verlangen abzulehnen, war keine Möglichkeit;

Digitized by Google

denn obwohl Julius sich seit Langem alle Mühe gegeben hatte, einer genauern Kenntniß seiner Umstände zu entgehen, so wußte er doch, daß sie hoffnungslos und ohne den Beistand seiner Verwandten die Erhaltung seiner bürgerlichen Ehre undenkbar sey. Dabei ließ er sich durch seines Oheims ruhiges Benehmen täuschen und wagte zu glauben, der Letztere, mit Frau von Sandoval vereint, würde nicht nur die begangenen Unbesonnenheiten gut machen, sondern ihm die Mittel verschaffen, wenn auch auf einem weniger ausschweifenden, doch immer noch auf einem glänzenden Fuße fortzuleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Luftschifferei. Der Telegraph.

Von den kleinern Bühnen ließen sich manche Neuigkeiten anführen; sie können für das Ausland aber nur wenig Interesse haben. Eine Parodie auf dem kleinen Palais-royal-Theater: la Tempête, wozu ein bekanntes neues Stück der großen Oper Anlaß gegeben hat, ist wegen der Anspielungen auf die bekannten Lennoxschen Versuche in der Luftschifferei anzuführen. Diese Versuche werden in der Posse des Palais-royal als gelungen vorausgesetzt. Ein Apothekergehülfe, welcher sich mit eingeschifft hat, wird auf eine ferne Insel verschlagen, wo es lauter Buckligte gibt. Diese wollen ihn zwingen, zu gestehen, auch in Frankreich gälten die Buckligten für die Schönsten, was denn zu allerlei Scherzen Anlaß gibt, bis er endlich wieder in den Ballon steigt und vom Winde nach Frankreich verschlagen wird. So weit ist aber die Luftschifferei noch nicht gediehen, und vor der Hand werden die Unternehmer weder in's Land der Buckligten, noch in die Länder der Wohlgewachsenen verschlagen werden. Ich habe gemeldet, wie nach dem ersten mißglückten Versuche auf dem Marsfelde, als der Ballon zerriß, das Volk, welches seinen Eintritt bezahlt hatte und dafür nichts zu sehen bekam, als einen zerrissenen Ballon, das Unglück voll machte, indem es über den armen Ballon herfiel, als über ein Corpus delicti, und ihn nun vollends in Stücke riß. Einige schlaue Köpfe machten sich sogar den Unfall zu Nutze, und um sich gewissermaßen wegen des erlegten Eintrittsgeldes zu entschädigen, verkauften sie in verschiedenen Quartieren der Stadt die kleinen Fetzen des Ballons als eine Tagesmerkwürdigkeit, und alsbald fanden sich Leute, welche weder ihren Eintritt in's Marsfeld bezahlt, noch Stücke von dem verunglückten Ballon erobert hatten, und nichts desto weniger Fetzen von Wachstaffent als Trümmer des berüchtigten Ballons für baares Geld verkauften. Vielleicht war es das erstemal, daß man hier alte Fetzen für etwas merkwürdiges Neues verkaufte; von den Arabern in Egypten will ich nicht sprechen, welche zuweilen ihre alten Lumpen für egyptische Mumienbekleidungen ausgeben und an den Mann bringen. Lennox beklagte sich in den Zeitungen bitterlich über diese Verfälschen neuer Art, war dabei ganz in den Willen der Polizei wegen der Beschlagnahme seiner Kasse ergeben, und kündigte an, er werde einen neuen Ballon verfertigen und keineswegs sein Vorhaben aufgeben. In der That arbeitet der Mann seitdem rastlos an einem andern Ballon und will durchaus nicht muthlos werden. Das erste Mißlingen hat ihn indessen bescheidener gemacht, und er läßt jezt nicht mehr, wie vor wenigen Monaten, große Anschlagzettel mit Ankündigungen künftiger Luftreisen in entfernte Länder an die Mauern schlagen. Sogar die Reise nach England, die er zuvor als etwas Ausgemachtes ansah, wird nun nicht mehr als bestimmt angekündigt. Man spricht jezt nur noch von „Versuchen, die man wagen wolle, um in der Luft zu schiffen.“ So lange sich der Unternehmer in diesen Grenzen hält, wird er gewiß die Theilnahme des Publikums erregen. Nicht dadurch, daß Lennox die Luftschifffahrt verbessern wollte, hatte er sich lächerlich gemacht, sondern daß er schon Luftreisen und Fahrten als etwas Bestimmtes zuvor ankündigte. Man läßt indessen den siebzehn, welche die erste Reise mitmachen wollten, gern die Ehre, auch bei der zweiten den Vorrang zu bekommen. Mich wundert, daß nicht auch schon der Telegraph auf die Bühne der kleinen Theater gebracht wurde, denn dieser hat in der lezten Zeit weit mehr Spektakel in Paris gemacht, als die Luftschifferei; vielleicht läßt sich aus der todten Maschine nichts vernünftiges Theatralisches machen. Auf Vernunft kommt es aber auch gar nicht an, wenn die Sache nur possirlich ist. Bisher ist sie leider sehr ernsthaft gewesen. Einige Zeichen des Telegraphen, zur Morgenzeit, haben auf der Börse ein plötzliches Sinken oder Steigen, das heißt Verarmung oder Bereicherung der Spielenden zur Folge gehabt, und einige wenige Signale haben Millionen bedeutet und sind Millionen werth gewesen. So lange die Erörterung über die spanischen Finanzen in den Cortes dauert, wird der Telegraph diese Wichtigkeit behalten und der Besitz seiner Geheimnisse für die Börsenspieler schweres Geld werth seyn. Man hat viel darüber geredet und gestritten, wie diese Geheimnisse so schnell unter die Leute kommen, ehe noch die Regierung sie bekannt macht. Bald hat man die Schreiber am Telegraphen, bald die in den Bureaux des Ministeriums angestellten Leute im Verdacht, daß sie die frisch angekommenen telegraphischen Nachrichten gewissen Spekulanten verrathen und verkaufen. Mich wundert, daß man nicht daran denkt, ob es nicht möglich seyn möchte, sich mit den Signalen der Telegraphen vertraut zu machen und dieselben auszulegen; denn eben, daß diese Signale öffentlich gegeben werden, hat zur Folge, daß es hier nicht gehen kann, wie mit den versiegelten Depeschen, und leicht Jemand die ankommenden Nachrichten noch schneller erfährt, als der Minister, an den sie gerichtet sind. Bisher lohnte das Studium dieser Signale nicht die Mühe. Sollte aber der Telegraph noch einige Zeit fortfahren, das Sinken und Steigen der Staatspapiere zu bewirken, so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn die Signale desselben noch emsiger studirt würden, als die Hieroglyphen Egyptens, an denen eben jezt ein italienischer Gelehrter hieselbst seinen Scharfsinn versucht, und zwar, wie man behauptet, mit erstaunlichem Erfolge, was er selbst, heißt es, der Welt bald kund thun wird. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. November 1834.

— 's ist Arzenei,
Zu süßem Zwecke bitter!

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Die nöthigen Schritte wurden gethan. Der Oberförster arbeitete Tag und Nacht, um einige Klarheit in das Chaos zu bringen, das er vielleicht, ungeachtet seiner üblen Ahnungen, nicht so arg erwartet hatte, und nach einigen peinlichen Wochen, in deren Laufe er mit Julius, und die Tante mit Leopoldinen mehrere geheime Unterredungen über ihr gegenseitiges Verhältniß gehabt hatten, ließ er sie eines Tages zu sich bitten, und nachdem er ihnen klar und bündig die hoffnungslose Lage der Dinge vor Augen gestellt und ihnen schwarz auf weiß bewiesen hatte, daß nicht nur ihr beiderseitiges kleines Vermögen durchgebracht sey, sondern noch eine beträchtliche Schuldenlast auf ihnen hafte, die nur durch den Verkauf ihres kostbaren Mobiliars getilgt werden könne, theilte er ihnen seine Ansichten folgendermaßen mit. „Ihr befindet euch, meine Kinder, durch eure eigene Schuld, durch Unbesonnenheit, Leichtsinn, Unkenntniß eurer wahren Pflichten, in einer Stellung, die euch allerdings gegen diejenige sehr unbequem erscheinen muß, die ihr bis jezt behauptet habt, die aber dennoch in eurem Alter, bei euren zwar noch unausgebildeten Fähigkeiten bei weitem nicht so schwer zu tragen ist, als euer verwöhnter Sinn es vielleicht glaubt. Dieser Eingang wird euch schon belehren, daß eure Tante und ich nicht im Stande sind, euch länger bedeutend zu unterstützen. Frau von Sandoval hat, von ihrem Gegner bedrängt und in Gefahr, ihren Prozeß ganz zu verlieren, einen höchst nachtheiligen Vergleich treffen müssen, der ihr kaum so viel läßt, als die beschränkten Wünsche einer einzelnen Person zu ihrer Befriedigung bedürfen. Der Rest ihres Vermögens ist durch die Treulosigkeit eines Gläubigers und die Unkosten ihres Rechtshandels so geschmolzen, daß sie in eurer unvorsichtigen Weise handeln würde, wollte sie durch unkluge Ausgaben ihr kleines Besitzthum noch verringern. Ich habe zwar keine Kinder, aber die Verwandten meiner Frau haben Ansprüche an mein Vermögen, und ich darf also dasselbe nicht ohne die höchste Noth angreifen, und diese ist nicht vorhanden, so lange ihr jung, stark und gesund sind. Ihr sehr, daß ihr nur auf eure eigenen Kräfte vertrauen dürft, und diese werden euch zweckmäßig angewendet am leichtesten und ehrenvollsten zu Unabhängigkeit und Wohlstand verhelfen. Hört nun meinen Rath. Aus euren traulichen Geständnissen gegen eure Tante und mich ist uns vollkommen deutlich geworden, daß ihr euch in der Neigung getäuscht habt, die ihr gegen einander zu empfinden glaubtet, daß eines gegen das andere Unrecht, Lieblosigkeit, Härte gehäuft hat und ihr unmöglich mehr

Digitized by Google

glücklich zusammen leben könnt. Diese Gesinnung wird euch, so leid sie mir als ein Beweis der menschlichen Wandelbarkeit im Grunde thut, jezt trefflich zu statten kommen, denn sie gibt euch die Freiheit, einzeln und ohne häusliche Sorgen eure Zukunft festzustellen. Ihnen, liebe Nichte, kann ich zufällig einen Ausweg anweisen, der nicht erwünschter und ihren Bedürfnissen angemessener seyn könnte. Einer meiner Freunde, ein wackerer Mann, hat vor Kurzem eine Stelle erhalten, die ihn auf das Land versezt, wo eine weitläufige Oekonomieverwaltung seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen wird. Seine Frau, zwar nicht nach den Forderungen der großen Welt, aber desto mehr nach Gottes und der Natur Begehren gebildet, bedarf einer Gehülfin bei ihrer großen Wirthschaft, und da ich etwas bei den Leuten gelte, so thut sie mir schon den Gefallen, statt einer geübten Wirthschafterin eine solche zu wählen, die bloß guten Willen und natürliche Fassungsfähigkeit mit sich bringt. Für den Charakter und das Herz der guten Lonau bürge ich; sie ist nicht nur eine vollkommene Hausfrau, sondern auch ein edles, zartfühlendes Wesen, das Ihre Lage berücksichtigen und Alles thun wird, Ihre Freundschaft zu erwerben. Für dich, Julius, zeigt sich eine vortheilhafte Stelle bei Franz in Hamburg, der mir lezthin geschrieben und mich gebeten hat, ihm einen jungen Mann zuzuweisen, für dessen Rechtlichkeit ich stehen könne und der einige Kenntniß der Rechtswissenschaft besitze. Er wünsche sich einen solchen zum Gehülfen und Freunde heran zu bilden. Dort könntest du in eine angemessene Thätigkeit kommen, für den Augenblick ein hinlängliches Auskommen und die Hoffnung eines größeren in der Zukunft finden. Ueberlegt nun in ruhiger Einsamkeit meinen Vorschlag, dessen Annahme zugleich die einzige Bedingung ist, unter welcher wir euch die nöthige Hülfe zusagen und durch eine Zulage eure Schulden tilgen wollen. Seyd ihr mit euch selbst zu Rathe gegangen und habt euch entschieden, so findet euch in drei Tagen wieder bei mir ein, und wir wollen das Weitere besprechen."

(Die Fortsezung folgt.)

Molière.

(Beschluß.)

Chapelle schwieg und der Dichter suchte sich zu fassen. Er trat an's Fenster, sein Blick suchte den Sternenhimmel, eine ungewöhnliche Blässe lag auf seinen edlen Zügen; nach einer Weile wandte er sich zu dem neben ihm Stehenden: „Was bringst Du mir Besonderes? Du sprichst immer so viele Leute." — „Warst Du von Sinnen, Jean-Baptiste!" rief Chapelle, „als Du jene kecken Worte von der Bühne herabriefst? *) Jezt bist Du verloren, die Frommen werden Dich steinigen, der Chanvalon wird Dir das nie vergessen; ganz Paris ist in Bewegung." — „So mögen sie's denn dahin nehmen! Ich verabscheue nun einmal diese Brut." — „Fürchtest Du Dich denn nicht vor ihrer Rache?" — „So lange Ludwig die Krone Frankreichs trägt, fürchte ich sie nicht." — „Stets verläßt Du Dich auf den König." — „Chapelle!" nahm der Dichter mit weicher Stimme das Wort, „ich werde bald weder auf die Gnade des Einen stolz seyn dürfen, noch vor der Rache der Andern fliehen müssen. Ich verlasse dieses Paris. Was will ich mehr? arm kam ich hieher, verstoßen, ein wandernder Schauspieler, jezt ziehe ich fort, reich, und das Gerücht nennt meinen Namen — ich kann sagen, ich habe mein Glück gemacht. Tausend Andere würden an meiner Stelle nichts Höheres wünschen. Jezt will ich den Frieden, die Einsamkeit aufsuchen, in meinem kleinen Landhause zu Auteuil will ich als stiller, friedlicher Bürger leben und dort fern von der Welt meine Tage beschließen." — „Weiß Deine Frau von diesem Plane? wird sie Dich begleiten?" — „Gewiß, denn sie liebt mich — auch könnte ich nicht ohne Dich und Bäron leben." — „Den Leztern laß fort, er kann nur den Frieden stören, nicht erschaffen. Deine Frau —" Des Dichters Blicke leuchteten von Unmuth: „Elende Verläumdungen! bringe sie nicht wieder vor mein Ohr!" Chapelle schüttelte das Haupt. „Ich begreife nicht," rief er nach einer Pause, „was Du an diesem wilden Buben hast; wärst Du ein Weib, so könnte ich's mir erklären, denn er verführt alle Weiber." — „Laß mich Dir etwas von meinem innersten Empfinden und Denken sagen," nahm Molière das Wort. „Von der Zeit an, wo ich Menschen beobachten lernte, und dieses geschah schon in meinem siebenten Jahre, wo ich hinter den Tapetenwänden meines alten guten Großvaters hervor die Leute mir betrachtete, welche in unsere Werkstatt traten, da fühlte ich von dem Charakter und dem Wesen einiger mich besonders angezogen, bei andern blieb ich ruhig und kalt beobachtend; jene entgingen mir, diese konnte ich bis auf den Grund ihrer Seele durchschauen. Da merkte ich, daß Sympathieen mich beherrschten. Rühmt man an mir bei der Zeichnung meiner Charaktere Schärfe und Lebendigkeit, und besitze ich vielleicht in der That diese Eigenschaften in einem gewissen Grade, so fühle ich dennoch meine völlige Ohnmacht, wenn ich versuche, jene mir in wunderbarer Zuneigung nahe

*) Mr. le premier président ne veut pas qu'on le joue, mit diesen Worten, welche Molière zum König gesagt haben soll, läßt ihn unser Dichter dem Parterre verkündigen, daß Tartüffe nicht gegeben werden könne.

Digitized by Google

tretenden Gemüther aufzufassen. Jede Deutlichkeit der Umrisse verliert sich, mein Urtheil schwankt unaufhörlich, ich liebe, wo ich prüfen, und bewundere, wo ich tadeln sollte, ja ich weiß mich zuletzt in dem Streit meiner Gefühle nicht anders zu retten, als daß ich mich blind jenem Wesen ergebe, und nun nicht weiter frage und urtheile. Oft bin ich bitter getäuscht worden, oft aber auch habe ich gegen meine blinde Ergebung die süßesten Empfindungen, die zärtlichsten Neigungen eingetauscht. So ist es mir auch zum Theil mit diesem Baron gegangen. Einer Truppe elender Possenreißer entriß ich den Knaben, er wuchs unter meinen Augen auf, er schmiegte sich an mich und ich lernte ihn lieben. Später, wie er eine überraschende Schönheit in Gestalt und Wesen entwickelte, wurde er mir immer unentbehrlicher. Niemand sprach wie er in einem so lieblich tönenden, geschmeidig biegsamen Organ meine Verse, und nicht meine Verse allein, er war auch in der Tragödie Meister, und Corneille hat ihm die schönsten Heldengestalten zu danken. Die Frauen, die höchsten wie die niedrigsten, wollten nur ihn sehen, nur ihn hören; mein kleines Theater, als ich noch in der Provinz herumzog, füllte sich oft ganz mit schmachtenden Herzen. Konnte ich's verhindern, daß man mir ihn raubte, daß man endlich, ihn, den Unbefangenen, mit tausend zärtlichen Intriguen überschüttete? Dennoch kehrte er sich mir immer wieder zu, hing mir treu an, nannte mich seinen Vater, seinen Freund. — Ich selbst hab' ihn meiner Frau als Hüter bestellt, mein Wille ist, daß er sie nie aus dem Auge lassen soll." — „Und wen hast Du zu seinem Hüter bestellt? wohl Deine Frau, nicht wahr?" rief Chapelle mit spöttischem Blicke. „Doch zurück zu Deinen seltsamen Plänen. Meinst Du, daß man Dich ziehen lassen wird?" — „Gewiß, sie sind schon meiner satt — ich kenne dieses Volk."

Der Diskurs wurde hier unterbrochen; ein heftiger Lärm, Gezänk und zwischendurch Gelächter ließ sich im Vorgemach hören; jezt ging die Thüre auf, und vom jungen Schauspieler Baron begleitet, flog Madame Molière herein, eine kleine Brünette, im Gesichtchen die Flammen des Schreckens und Zorns. Sie warf sich auf den Sessel des Mannes und lag erschöpft da, indem die Thränen über ihre Wangen liefen. „Um Gotteswillen, m'amie," rief der Dichter, „was ist geschehen?" Da sie schwieg, wandte er sich an den Jüngling, der am Kamin lehnte und sich einige der besten Kastanien aus der Schüssel suchte. „Laß die Treppe abbrechen," entgegnete er; „es ist das einzige Mittel, um Ruhe zu haben; sobald sich die beiden tollen Weiber auf der Stiege begegnen, so ist der Krieg da. Madame muß hinauf, um in die Küche zu gelangen, und Madame von oben muß herab, um in den Keller zu kommen."

Molière sezte sich zu der erhizten Schönen. Chapelle und Baron verließen das Zimmer, indem sie sich gegenseitig ziemlich laut ihre Bemerkungen über die Ehestandsscene, die jezt folgen sollte, mittheilten. „Kannst Du denn nicht in Frieden leben mit dem jungen Weibe?" begann der Dichter, „ihr seyd von einem Alter!" — „Welche Impertinenz!" entgegnete sie, „jene ist wenigstens drei Jahre älter als ich; Ihr versteht Euch schlecht auf die Jahre, mein Freund. Und dann, wir müssen von hier fort; sind wir nicht reich genug, um ein eigenes Haus und zwar in der besten Gegend der Stadt zu bewohnen?" — „Du weißt, meine Liebe, daß ich mich ungern von diesem Hause trennen würde." — „Ich weiß," rief sie, „daß Ihr Alles ungern thut, wodurch mir eine Freude geschieht." Sie hüllte ihr Antlitz in's Tuch und ihre Thränen flossen. „So wollen wir nach Auteuil ziehen, dort bist Du uneingeschränkte Gebieterin." — „Nein, mein Freund, ich habe Euch nicht geheirathet, um meine Jugend mit Euch in einem einsamen Landhause einzuschließen. Ich will Paris nicht verlassen, ich will hier bleiben."

Das Gespräch stockte, unmuthig sah der Dichter zu Boden. „Wenn ich Dir aber nun sage, gutes Kind, daß ich seit einigen Wochen recht ernstlich krank bin, daß ich mich nach Ruhe und Stille sehne; Du wirst mich doch nicht allein ziehen lassen?" — Sie blickte hinter ihrem Tuche hervor, in ihrem großen braunen Auge lag auf einen Moment Zärtlichkeit und Rührung. „Also krank?" rief sie, „das macht das herannahende Alter, lieber Baptiste; ich bedaure Euch herzlich, allein Ihr seht doch wohl selbst, daß ich nicht Eure Krankenwärterin abgeben kann. Du lieber Gott, was würde da aus mir! Ich, die ich so viel Anlage zur Hypochondrie habe! die ich mich nur dadurch aufrecht erhalte, daß ich täglich einige Lustbarkeiten und Zerstreuungen mitmache, die mir freundliche und vornehme Herren unserer Bekanntschaft bereiten! Und dann das Schauspiel, wie könnte es wohl bestehen, wenn man mich nicht mehr auf dem Verzeichniß der spielenden Personen findet? Wer soll Deine lustigen, impertinenten Kammermädchen, Deine kleinen koquetten Frauen machen?" — „Freilich," bemerkte Molière mit einem bittern Lächeln, „die spielst Du meisterhaft." — „O mein Freund," fuhr sie fort, „Ihr habt Anlage zu einem Tyrannen; dem muß entgegen gesteuert werden. So belustigend Ihr auf der Bühne seyn könnt, so langweilig seyd Ihr zu Hause. Diese Falten, dieses lange, bedeutende Gesicht — o Ihr seyd nicht gemacht, um junge, lebhafte Frauen zu unterhalten. Kommt, ich gebe Euch einen Kuß, wenn Ihr mir versprecht, dieses Haus zu verlassen und ein anderes, das ich aussuchen werde, zu beziehen."

Digitized by Google

Der Kuß wurde angenommen und das Versprechen gegeben. Madame war jezt heiter und freudig, sie scherzte und tändelte im Zimmer umher, blickte in den Spiegel, schloß das Fenster, indem sie bemerkte, daß die Nachtluft dem Manne schädlich seyn könne; endlich flatterte sie hinaus, und man hörte sie lachend und singend die Treppen hinuntereilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Kunstausstellung. Hensels Christus vor Pilatus.

Der unbedeutende Anfang unserer Kunstausstellung scheint nur eine Finte des Schicksals gewesen zu seyn. Schon in den ersten Wochen, nachdem man sich darüber verständigt zu haben glaubte, daß des eigentlich Ausgezeichneten und Bedeutenden zu wenig, wo nicht gar nichts da sey, um eine Vergleichung mit den frühern Anstellungen möglich zu machen, erschien ein Bild von Hensel, welches mindestens die allgemeine Aufmerksamkeit, wenn auch nicht das allgemeine Wohlgefallen in Anspruch nahm. Das größte Bild dieser, und wahrscheinlich auch irgend einer der frühern Ausstellungen, kaum in den hohen Sälen der Akademie Platz findend, stelle es Christus vor Pilatus vor. Auch jezt, nachdem ein Reichthum schöner Gemälde aus Düsseldorf eingegangen ist, welche der vollsten anerkennenden Theilnahme des Publikums sich erfreuen, kehrt der nach dem Bedeutenden suchende Blick immer wieder unwillkührlich nach diesem Henselschen zurück. Es ist so reich in der Auffassung, Komposition, in den einzelnen Gestalten, in der Gedankentiefe und der Ausführung im Einzelnen, im Getroffenen, wie im Verfehlten, daß der Stoff zur Betrachtung nicht ausgeben kann. Der Maler hat bekanntlich ein ächtes Künstlerleben geführt. Halb Maler, halb Dichter, gehörten seine Jünglingsversuche in die Zeit der Fouqué'schen Romantik, aus der wohl recht wunderliche Schlagschatten hervorgingen, aber sonst eben für die Kunst nichts Bleibendes. Die Henselschen Bilder aus Glaube, Liebe, Hoffnung, aus Christenthum, Heidenthum, Nordmenschen und Südmenschen, oder wie dazumal die Stoffe getauft wurden, aus denen man die Poesie mischte, erweckten wenig Vertrauen. Nachher ging ihm in Rom ein anderes Licht auf im Anschauen der großen Werke des italienischen Mittelalters; allein er brachte es doch nur zu gelungenen Kopien. Dieser Christus nun ist ein Werk der ernstesten Schöpfungskraft, die Frucht mehrerer Jahre unausgesezter Arbeit, und schon das ist zu ehren und wird auch allgemein anerkannt, wenn gleich nicht Alle dadurch den Beweis geführt sehen, daß unsere protestantische Begeisterung eben so gut, wo nicht mehr berufen ist zur Schaffung großer biblischen Gegenstände, als die dahingegangene und schwerlich wieder zu erweckende der Katholiken, und wenn auch eine noch geringere Zahl dem Referenten im Freimüthigen in seinem erklärenden Panegyrikus dieses Bildes beipflichtet. Der Tadel richtet sich zumal gegen Gestalt und Gesichtsausdruck des Christus selbst, gegen die Gesichter der Römer, in denen man nur Kopien längst bekannter Typen entdecken will, gegen einzelne Frauen aus dem Volk, gegen den Johannes und auch gegen den gewählten Moment: das Geschrei der Juden: „Sein Blut komme über uns!“ weil dies einer der fürchterlichsten und unbeholfensten, also der künstlerischen Auffassung unzuträglich sey. Alles dies zugegeben, bleibt indessen noch so viel Ausgezeichnetes in einem Gemälde von etwa fünfzig Personen in Lebensgröße, daß das Lob leicht auf denselben Raum Anspruch machen konnte. Christus ist noch keinem neuern Maler gelungen, und wie wenigen unter den ältern. Es ist auch kein Gegenstand, wo eine allgemeine Beurtheilung zulässig wäre; jeder trägt seine Anschauung vom Erlöser in sich, und wenn der Maler sich selbst genügt, hat er das menschlich Erreichbare erreicht. Dagegen ist die aufschreiende, sich überstürzende Wuth der Juden meisterhaft behandelt, und in allen Abstufungen, selbst an's Burleske streifend, gut charakterisirt; Neid, Ingrimm, Hochmuth, Berechnung, Fanatismus, Buchstabendienst, es spricht sich Alles gesondert auf diesen Köpfen aus, die großentheils theure Studien nach polnischen Juden sind. Daher findet das Gemälde auch von einer Seite einen Widerspruch, dem gerade kein künstlerisches Motiv zum Grunde liegt. Wie man vernimmt, wird es die Kaiserin von Rußland an sich kaufen.

Charakteristisch ist es allerdings, wenigstens beseitigt es die oft aufgestellte Behauptung, daß unsere protestantische Bildung nicht die Fülle gläubiger Anschauung in sich trage, um biblische und heilige Bilder zu erschaffen, wenn man die aus dem ächt katholischen Sinn der Düsseldorfer Schule hervorgegangenen Heiligenbilder mit jenem Gemälde vergleicht. Wir sahen vom Meister Schadow, von seinen altkatholischen Schülern Däger, Götting Darstellungen aus der Heiligengeschichte, die gewiß aus dem besten Glauben hervorgingen, aber nicht bis zur Schönheit durchdrangen. Es überkommt uns bei diesen mühsam, ernst trüben Bildern, die doch die höchste Erhebung des Gemüthes zum Gegenstande haben, als hätten die Maler unter Qualen gerungen, sich an den Buchstaben des Glaubens zu halten, und nichts vom Geist der schönen, freien Ueberzeugung, des Glaubens, der in trunkener Seligkeit überströmt, wird da sichtbar. Auch Hensel ist nicht bis dahin gedrungen, aber denn doch viel näher.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 274:
Die Kokosnuß.

Homonyme.

Wer scheut nicht an seiner Hand die Eisen —,
Wenn die feste Mauer ihm umhüllet?

Wen erschrecken nicht im Frühling rauhe —,
Wann er schon die Farbenpracht enthüllet?

Wen entzücke nicht der edeln Trauben —,
Wenn den Mund ihr süßer Most ihm füllet?

Wer sorgt gutem Trunk nicht für die zähsten —,
Wenn ein Fäßlein er damit gefüllet?

Wer sah einmal selig nicht die goldnen —,
Wenn die Liebe lange Sehnsucht stillet?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 44.

Sonnabend, 22. November 1834.

[684] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Fünfter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1833.

Erster Theil.

Mit 12 Portraits.

Darstellend: 1) Maria Christine, Königin von Spanien. 2) Marschall Soult. 3) Salvette. 4) Garnier Pagés. 5) Francis Burdett. 6) Lord Russel. 7) Aberdeen. 8) Hume. 9) Ernst August, Herzog von Cumberland. 10) Stanley. 11) Bulwer. 12) Pabst Gregorius XVI.

Preis 3 fl.

Inhalt: Einleitung. — Frankreich. Der König und die auswärtigen Angelegenheiten. — Die Minister und die Kammer. — Schwangerschaft der Herzogin von Berry. — Die Carlisten. — Algier. — Spanien. Das Ende Ferdinands VII. — Die Königin Regentin Christine. — Niederlage der Carlisten. — Langsamer Gang der Reformen. — Portugal. Don Pedro in Oporto. — Don Pedro in Lissabon. — Erste Regierungs-Maßregeln Don Pedro's und fortgesetzter Kampf. — England. Das reformirte Parlament. — Irische Zwangs- und Kirchenreform-Bill. — Holland und Belgien. — Italien. Sardinien. — Toskana. — Modena. — Lucca. — Der Kirchenstaat. — Neapel.

Stuttgart und Tübingen, im November 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[657] Einladung zur Pränumeration

auf das

Original-Gesang-Magazin,

eine Sammlung von Liedern, Gesängen, Romanzen und Balladen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von den vorzüglichsten Componisten.

☞ *Sämmtlich noch nicht im Druck erschienen und rechtmässiges Eigenthum des Verlegers.*

Pränumerations-Preis für den Band von 6 Heften in gr. Formal, 24 à 30 Bogen stark, sauber gestochen: 2 Thaler = 3 fl. 36 kr. rhein. = 3 fl. C. M.

Sammler erhalten auf 10 Exemplare ein elftes gratis.

Die beiden ersten Hefte von C. Loewe und H. Marschner sind bereits erschienen. Die folgenden von Jos. Klein, E. W. Jaehns, H. F. Truhn und aus dem musikalischen Nachlaß von Bernh. Klein erscheinen in Zwischenräumen von 4 à 6 Wochen regelmässig.

Im zweiten Bande folgen Compositionen von Felix Mendelssohn-Bartholdy, C. F. Reissiger u. a.

Der Prospectus besagt das Nähere.

Elberfeld, im October 1834.

F. W. Betzhold,
Musikverleger.

Alle Buch- und Musikhandlungen nehmen Bestellungen an und sind mit Exemplaren versehen, in Leipzig liefert es Robert Friese.

---

[601] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, in der Schweiz und Oesterreich zu haben:

Des Herrn Geheimen-Kirchenraths und Professors

DR. C. DAUB

Darstellung und Beurtheilung
der

Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit.

Mit Zustimmung des Verfassers aus dessen Vorlesungen herausgegeben, und mit einigen Zusätzen über die Lehre vom Gewissen, von der Todesstrafe ꝛc. begleitet von

Dr. J. C. Kröger,

Katecheten im Waisenhause zu Hamburg.

Altona, bei J. F. Hammerich. 1834. 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese wichtige Schrift ist aus den Vorlesungen, welche der Herr Verfasser 1832 und 1833 über die Lehre von der Willensfreiheit gehalten, hervorgegangen. Wir dürfen nur auf den Inhalt hinweisen, um alle Freunde eines ernsten Studiums, alle Schüler und Verehrer des Verfassers auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches den Theologen und Juristen, den Philosophen und Pädagogen gleich stark interessirt, und bei des Verfassers anerkannter Schärfe des Geistes und Gründlichkeit des Forschens mannichfaltige Belehrungen und neue Ansichten darbietet.

---

[612] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Die Königin

Hortensia

in Italien, Frankreich und England i. J. 1831.

Bruchstücke aus ihren ungedruckten Memoiren von ihr selbst geschrieben.

Aus dem Französischen. 8. 1834. eleg. broch. 1 Thlr.

---

[664] **Minerva**, Taschenbuch, 23 Jahrgänge vollständig, bestehend aus 712 Bogen Text und 209 Kupfertafeln, vollständige Gallerien zu Schiller's und Goethe's Werken enthaltend, ist von heute an auf 10 Thlr. für das Ganze (sonst 16 Thlr.) und ½ Thlr. für einzeln genommene Jahrgänge herabgesetzt. Eine Sammlung, in der die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands gearbeitet haben, die

Digitized by Google

sich durch eine durchaus sittliche Tendenz, sehr schöne Kupfer und so ungemeine Wohlfeilheit auszeichnet, darf wohl mit Vertrauen empfohlen werden. Ausführliche Anzeigen über den Inhalt sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, den 1. Oktober 1834.

Friedrich Fleischer.

---

[630] Der gesammten Geschäfts- und Lesewelt kann

Heinsius Wörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung. 4 Bände. gr. 8. Hannover bei Hahn.

als ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Studium der deutschen Sprache, bei der Lectüre belletristischer und wissenschaftlicher Werke, als Rathgeber bei allen schriftlichen Arbeiten und zugleich als Verdeutschungs- und Sacherklärungs-Wörterbuch um so mehr empfohlen werden, da dieses geschätzte Werk nicht nur ganz vollständig, sondern auch verhältnißmäßig so höchst billig ist, daß der Bogen in groß Lexicon-Octav nur circa 7 Pfennig — also das Ganze, 333 Bogen stark, 10 Rthlr. auf Druckpapier (und 13⅓ Rthlr. auf Schreibpapier) kostet.

---

[530] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Berggren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. 2r Theil, mit dem Plane von Jerusalem und der Karte von Syrien. 8. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Derselben 3r und lezter Band. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der früher erschienene erste Band dieser interessanten Reisebeschreibung ist mit vielem Beifall aufgenommen worden. — Der dritte Band enthält die Reise durch Egypten und die Heimreise und beschließt das Werk, — welches der Verleger hiermit den Freunden der Länder- und Völkerkunde bestens empfiehlt. —

Für die Käufer der drei Bände findet der herabgesezte Preis von 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. Statt.

Der Plan von Jerusalem ist auch besonders à 6 Gr. oder 27 kr.

Die Karte von Syrien, entworfen und berichtigt nach der Angabe von Volney, Burkhardt, Irby und Mangles von C. P. Höllström à 8 Gr. oder 36 kr., zu haben.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

---

[551] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Fresko-Bilder

aus dem Leben

des

genialen Gabriel Hippeltanz,

Direktors einer herumstreichenden Komödiantenbande,

von

dem reisenden Kosmopoliten Anselmus Rabiosus.

Mit einem Kupfer.

8. Geheftet 6 Gr. oder 21 kr.

Dieses Büchelchen wird Freunden des Scherzes und der Satire viel Stoff zur Unterhaltung geben, da der durch mehrere satirische Schriften bekannte Verfasser darin seiner scherzhaften Laune freien Lauf gelassen hat.

---

[671] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frankreich,

in

socialer, politischer und literarischer Beziehung.

Von

H. L. Bulwer,

Parlamentsmitglied.

Aus dem Englischen

von

Louis Lax.

8. Vier Bändchen geheftet 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Während seiner langen Anwesenheit in Frankreich hatte Herr Bulwer die beste Gelegenheit, den Stand der Gesellschaft daselbst in allen ihren Verhältnissen gründlich zu studiren. Das obige Werk ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben, eben so belehrend, als unterhaltend, und, wie die englischen Literaturzeitungen sich bereits darüber geäußert haben, mehr werth, als Alles zusammengenommen, was in den lezten 12 Jahren über diesen Gegenstand in Frankreich selbst erschienen ist.

---

[651] Durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1835.

Mit Tegnér's Bildniß und fünf Stahlstichen nach Gemälden und Handzeichnungen deutscher, französischer und holländischer Künstler. 16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt. Geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein. Eine Märchen-Novelle von Ludwig Tieck. II. Abenteuer auf einer Reise durch die Gebirge von Abruzzo im sechzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Verfasser des Scipio Cicala. III. Die Alchymisten. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg.

Tegnér's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831—34 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im September 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[598] Im Industrie-Comptoir (Baumgärtner) zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Vielliebchen.

Historisch romantisches Taschenbuch

für

1835.

Von

A. von Tromlitz.

Achter Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen.

435 S. in 12. elegant gebunden. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Die Morisken — Maria Offida — Der Rebell von Hogstraaden.

Digitized by Google

[685] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Aufsätze

aus den

Papieren eines Verstorbenen.

Herausgegeben

von Carl Freiherrn von Hacke,

Großh. Badischem Staatsminister.

8. broschirt. Velinpapier. Preis fl. 2.

Inhalt: Der Mensch. — Der Mensch im Naturzustande. — Der Mensch im civilisirten Zustande. — Unterschied zwischen dem civilisirten Menschen und dem Wilden. — Der Mensch verglichen mit dem Thiere. — Freiheit des Menschen. — Natur des Menschen. Unkörperlichkeit der Seele. — Vernunft. — Menschliches Wissen. — Menschliche Größe. — Menschliche Schwäche. — Menschliche Weisheit. — Studium des Menschen. — Das Weib. — Das Mädchen. — Eheliche Verbindung. — Pflichten der Mütter. — Pflichten der Väter. — Erziehung. — Kinder. — Das Jünglingsalter. — Liebe. — Eifersucht. — Liebhaber. — Freund, Freundschaft. — Gefühl. — Gott. — Atheismus. — Fanatismus. — Religion. — Evangelium. — Gebet, Frömmigkeit. Frömmelei. — Aberglaube. — Gewissen. — Moralität unserer Handlungen. — Moralisches Uebel, physisches Uebel. — Leidenschaften. — Glück. — Tugend. — Laster. — Heuchelei. — Bosheit, Boshafte. — Ehre. — Charakter. — Keuschheit, Sittenreinheit. Schamhaftigkeit. — Koketterie. — Eitelkeit. — Eigenliebe, Selbstliebe. — Vaterlandsliebe. — Willkürliche Gewalt. — Freiheit. — Abhängigkeit. — Humanität, Wohlthätigkeit. — Mitleid, Mitgefühl. — Bettler. — Reiche. Reichthum. — Widerwärtigkeiten. Schläge des Schicksals. — Vergnügen, Unterhaltung. — Gespräch. Höflichkeit. — Undankbarkeit. — Natur. Gewohnheit. — Arzneikunde, Aerzte. — Ueber das Leben. — Ueber den Tod. — Ueber den Selbstmord.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[497] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Ueber den Betrieb der

Hohöfen, Cupolöfen ꝛc.

mit erhizter Gebläseluft.

Von

Karl Hartmann.

Nebst 3 lithographirten Tafeln. gr. 8. Preis 20 Gr.

---

[659] Bei herannahendem Weihnachtsfeste erlaube ich mir auf folgendes in meinem Verlage erschienenes Werkchen aufmerksam zu machen, und es zur Ueberreichung an die Jugend bei so passender und feierlicher Veranlassung zu empfehlen:

Pellico, S., v. Saluzzo, die Pflichten des Menschen. Guter Rath an einen Jüngling. Aus dem Italienischen von Pr. Mit dem Bildnisse des Dichters. 8. broch. 15 gGr.

Zur Bekräftigung meiner Empfehlung füge ich noch die Aussprüche mehrerer kritischer Blätter bei, welche dieses Buch beleuchten und seinen Werth hervorheben.

---

[668] Bei Julius Weise in Stuttgart sind so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Neuer allgemeiner

Schlüssel

zur

einfachen und doppelten Buchhaltung,

oder

die Kunst, in zwölf Stunden die kaufmännische Buchführung in allen ihren Theilen gründlich zu erlernen;

von

Karl Courtin.

Sechste, verbesserte Auflage. 8. broch. 36 kr. oder 9 Gr.

Diese Schrift erlebte in drei Jahren sechs neue Auflagen; ein Beweis ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit!

Allgemeiner Schlüssel

zur

Rechenkunst,

oder deutliche Anleitung, um in ungewöhnlich kurzer Zeit sämmtliche, im geselligen und kaufmännischen Verkehr vorkommende Rechnungsarten gründlich zu erlernen.

Für

Schulen und zum Selbstunterricht.

Von

Karl Courtin.

8. brochirt. 12 Gr. oder 54 kr.

Einer der wesentlichsten Vorzüge, den diese empfehlenswerthe Schrift vor allen bisher erschienenen Rechenbüchern besizt, ist, abgesehen von der oft überraschenden Kürze der Ausrechnungsmethode selbst, die ungemeine Klarheit und Bündigkeit der Erklärungen; so daß der achtsame, von der Natur nicht geradezu vernachlässigte Schüler, insofern er denselben Wort für Wort zu folgen sich nur nicht verdrießen läßt, die praktische Anwendung in auffallend kurzer Zeit, und ohne die beständige Beihülfe eines Lehrers, zu erlernen vermag.

Allgemeiner Schlüssel

zur

kaufmännischen Correspondenz,

oder

gründlicher Leitfaden zum Geschäftsstyl,

von

Karl Courtin.

272 Seiten gr. 8. Eleg. broch. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Der in der merkantilischen Literatur rühmlichst bekannte Herr Verfasser liefert in diesem neuen Werke eine vollständige Sammlung deutscher und französischer Originalbriefe über eine ganze Reihenfolge von Geschäften, nebst Erklärung aller nöthigen Scripturen und Kunstausdrücke. Die als Einleitung mitgetheilten Regeln des kaufmännischen Briefwechsels im Allgemeinen sind ausführlich und umfassend gegeben. Das Ganze ist ein gediegener Führer für junge Kaufleute, und erspart denselben das zeitraubende Studium, zwar größerer und theurer, aber ihrer Weitläufigkeit wegen weniger brauchbarer Werke.

Digitized by Google

Lit. Notizenblatt Nr. 79. vom 1. Oktober 1834. (Beilage zur Abendzeitung.)

Diese Theorie ist so einfach und verständlich vorgetragen, und ist so durchdrungen von der eignen edlen Gemüthsart, die das an sich selbst erfuhr und übte, was sie hier vorschreibt und wozu sie hier ermahnt, daß diese Lehren den Eindruck auf jugendlich-empfängliche Herzen nicht verfehlen und in ihrer Einfachheit und Klarheit, Innigkeit und Anspruchlosigkeit zum Führer auf der ganzen Lebensbahn dienen können ꝛc. ꝛc.

Gesellschafter Nr. 106, vom 4. Juli 1834.

Hier ist ein Taschenbüchlein für die Jugend, das sie jedem andern vorziehen sollte, wenn sie in dem Labyrinth des Lebens einem sichern, freundlichen Führer und Warner sich anvertrauen will.

Literaturblatt für Damen, Nr. 49, Oktober 1834. (Beil. z. Berl. Modenspiegel.)

Jeder, der einem jungen Manne von Fassungskraft und gutem Willen Pellico's Büchlein empfiehlt oder in die Hand gibt, befolgt seinerseits eine wahre Pflicht; denn rie von dem edlen Grafen ausgesprochenen Grundsätze und Lehren können Jedermann, und vorzugsweise einem Jünglinge, für das ganze Leben als Wegweiser und Norm dienen ꝛc. ꝛc.

Ferner spricht sich des Schullehrervereins der Ephorie Leipzig Deputation zur Erforschung der Empfehlung werthester Jugendschriften unserer Zeit folgendermaßen öffentlich über dieses Werkchen aus:

Wir wünschen, daß sie (Verfasser und Ueberseyer) den Lohn und Segen ihres Nachdenkens und ihrer edlen Absicht darin finden mögen, daß recht viele Eltern diese kleine Schrift ihren, für das öffentliche und gesellschaftliche Staats-, Bürger- und Familienleben reifenden Söhnen bei dem Austritt aus der Schule als einen sichern Wegweiser mitgeben mögen ꝛc. ꝛc.

Leipzig, im Oktober 1834.

Ernst Fleischer.

---

[647] In der Enslin'schen Buchhandlung, F. Müller, in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Gruson, Dr. J. P., Auflösungen der in M. Hirsch's Sammlung von Beispielen ꝛc. (vierte Ausgabe) enthaltenen Gleichungen und Aufgaben. Zum Selbstunterricht bestimmt. 1 Rthlr. 16 gGr.

---

[676] In der Nauckschen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Die Lebensgeschichte
des großen
Königs Friedrich von Preussen.
Ein Buch für Jedermann,
von Professor
Dr. J. D. E. Preuß,
dem bekannten Verfasser des größern Werkes über denselben Gegenstand.

Erster Band. gr. 8. 26 Bogen, geheftet.

Der Subscriptionspreis für diesen Band ist 1 Thlr. 10 Sgr., der zweite Band, welcher den Schluß des Ganzen enthält und in einigen Wochen folgt, wird etwa ebensoviel kosten.

Wir machen das Publikum auf dieses Volksbuch ganz besonders aufmerksam, indem der Inhalt desselben wiederum Zeugniß gibt, wie sehr es dem würdigen Streben des berühmten Verfassers, gestützt auf seltene Hülfsquellen, gelungen ist, das thaten- und folgenreiche Leben des großen Königs so darzustellen, daß es Jedermann verständlich und nützlich ist, und ihn auf eine angenehme Weise mit einer der denkwürdigsten Zeit unsrer vaterländischen Geschichte bekannt macht.

Uebrigens hat der Herr Verfasser alle die Verbesserungen, Berichtigungen und Bereicherungen in sein neues Werk aufgenommen, welche derselbe noch nachträglich aus den ihm später überwiesenen Materialien gesammelt und die von großer Bedeutung sind. Es ist hiernach sein Werk nicht allein als eine gedrängte ergänzende Ausgabe des größeren anzusehen, sondern wird auch Jeden, der noch nicht in dem Besitz dieses letztern ist, vollständig befriedigen.

Berlin, im Oktober 1834.

---

[681] Preiswürdiges Weihnachtsgeschenk:

Dr. Christian Gottfried Daniel Stein's,
ehemaligen Professors am Berliner Gymnasium, Ritters des rothen Adlerordens 3ter Classe ꝛc.

Handbuch
der
Geographie und Statistik
für die gebildeten Stände.

Nach den neuern Ansichten bearbeitet
von
Dr. Ferdinand Hörschelmann,
Professor am Berliner Gymnasium, Mitgliede der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Dritter Band.
Griechenland, Türkei, Asien, Afrika, Amerika, Australien.

Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 61 Bogen. gr. 8. 1834. 2⅔ Thlr.

Alle 3 Bände, 168 Bogen auf starkes weißes Druckpapier 6 Thlr. Auf Schreibpapier 8 Thlr.

Den zahlreichen Interessenten dieses trefflichen und in seiner Art einzigen Werks endlich die Kunde, daß der Schlußband eben die Presse verlassen hat. — Die fast gänzliche Umgestaltung der außereuropäischen Geographie und die große Bogenstärke verzögerten die Erscheinung sehr; das Werk hat aber in dieser Bearbeitung ungemein an Wissenschaftlichkeit und Genauigkeit gewonnen und wird jedem Gelehrten und Geschäftsmanne ein sicherer Führer seyn. Mathematische, physische und politische Geographie, Statistik und Topographie, Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten sind in gleicher Vollständigkeit bearbeitet, und ein umfassendes Register macht es auch als Lexicon ganz brauchbar. Alle 2 Jahre, bis zum Erscheinen einer neuen Auflage, werden die nöthigen Verbesserungen und Nachträge den Besitzern billigst nachgeliefert werden, daher wir bitten, uns dergleichen gefälligst zukommen zu lassen.

Der dazu gehörige Atlas in 24 Bl. oder 7 Tab. gr. Fol. 4⅓ Thlr. ist in der 13ten Aufl. 1824 erschienen.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. November 1834.

Unfaßliches Gesetz, ob wir dir lästernd fluchen,
Gehorchen, widerstehn, dich fürchten oder suchen,
Du bleibest, was du bist.

G. Schwab nach Lamartine.

Das Geheimniß.

Wohin, o Freund! uns rufen die Drommeten?
Verborgen ist es dir wie mir;
Wir folgen dem verschleierten Propheten,
Dem unentrollten Schlachtpanier.

Wir tragen, streng versiegelt und verschlossen,
Den Brief des Schicksals auf der Brust;
Wenn unsrer Tage Sanduhr abgeflossen,
Wird erst sein Inhalt uns bewußt;

Gleichwie ein Seemann erst auf hohem Meere
Die ernste Schrift eröffnen darf,
Die ihn belehrt, in welche Hemisphäre
Der Schlachtgott ihm den Lorbeer warf.

Noch herber dünkt mich das Gebot und schlimmer
Das für den Sterblichen besteht!
Was unser Loos? wird kund erst, wenn in Trümmer
Der leichte Bau des Lebens geht.

Und wie, o Freund! wenn, angelangt am Ende,
Wenn unsre Seelen kampfesmatt —
Dann, vor Erwartung zitternd, unsre Hände
Entfalteten ein leeres Blatt?

Wenn uns ein Antlitz wiese der Prophete,
Aus dem kein Glanz der Gottheit blickt?
Wenn blaß und traurig unser Banner wehte,
Dem keine Kronen eingestickt?

Ein Mutterherz kann Eine Nacht verhehlen
Die Weihnachtgaben vor dem Kind —
Doch diese Dämm'rung deutet nicht auf Seelen,
Die für das Licht berufen sind!

Und doch, o Wunder! wie der Geist, der bange,
Stets zur Entscheidung angstvoll drängt —
Dem Vogel gleich, der in dem Blick der Schlange
Als einem geist'gen Netze hängt!

In Ungeduld wünscht sich den Tod der Kranke,
Weil Niemand auf sein Leiden merkt,
Und in des Fiebers Glut mit kühlem Tranke
Die fast verzagte Seele stärkt.

Doch — harren wir, bis völlig ausgekrochen
Die Zukunft aus dem eignen Schooß,
Denn jedes Siegel läßt, zu früh erbrochen,
Des Wahnsinns Dämon auf uns los.

Auch eine edle Frucht schmeckt rauh und herbe,
Die man vor ihrer Reife bricht;
Du weißt noch nicht, wie sich die Beere färbe,
Eh' sie durchlocht vom Sonnenlicht.

Digitized by Google

Doch ſehn' ich mich, zu hören die Drommete;
Das lange Räthſel löſe ſich!
Enthülle dich, verſchleierter Prophete!
Entrolle Schlachtenbanner dich!

Die Summe meines Schickſals möcht' ich leſen,
Zur Hieroglyphe abgekürzt,
Ob auch, berührt von jenem Blitz, mein Weſen
In ſeinen eignen Abgrund ſtürzt.

Guſtav Pfizer.

Die Eheſcheidung.

(Fortſetzung.)

Die feſtgeſezte Bedenkzeit verſtrich den jungen Leuten unter den mannichfaltigſten Regungen, die mitunter wohl leidenſchaftlich heftig, aber auf keine Weiſe angenehm waren. Leopoldinens ohnehin ſchon tief ergriffenes Gemüth war, als ein weibliches, und alſo zarteres, weicheres, durch die Vorfälle der jüngſten Zeit, durch die unerwarteten Eröffnungen des Oheims, durch die Ausſichten auf eine Zukunft, die ihr unmöglich anziehend erſcheinen konnte, hauptſächlich aber durch das Unglück ihrer geliebten Wohlthäterin furchtbar erſchüttert worden. Sie ſchrieb die Thränen, welche Frau von Sandoval während der Zuſammenkunft zu vergießen nicht aufgehört hatte, und ihre tiefe Niedergeſchlagenheit einzig nur auf den Schmerz, den ſie über die Zerrüttung ihrer Vermögenslage empfand, und zum erſtenmal ſtieg der heiße Wunſch in ihr auf: ſie möchte eine andere Erziehung genoſſen haben und jezt im Stande ſeyn, einen durch Wirthlichkeit und haushälteriſches Talent erworbenen unabhängigen Zuſtand mit der guten Tante zu theilen. An Widerſtand, an ein Ausſchlagen des gebotenen Looſes dachte ſie gar nicht, ſo wenig erfreulich ihr daſſelbe erſchien. Sie war durch alles Geſchehene in diejenige Stimmung gerathen, die wir oft auch bei Männern, aber weit häufiger noch bei dem weiblichen Geſchlechte finden, in jenes geduldige Hinbrüten, das eine Folge großer moraliſcher Erſchütterungen oder herben Unglücks iſt, und indem es uns als eine tugendhafte Ergebung ſich darſtellt, in den meiſten Fällen nichts iſt, als die momentane Erſchlaffung geiſtiger und körperlicher Fähigkeiten. Ueberdies entſtand bei ihr, durch das Bewußtſeyn eigener Schuld, der Glaube, daß ſie zur Strafe einem finſtern Verhängniſſe überlaſſen ſey, und dieſe an dem Orte ſelbſt zu tragen, wo ihre veränderte Exiſtenz dem Publikum Stoff zu Neugierde, Hohn und Spott, Tadel und Verläumdung geben mußte, da verlaſſen und dürftig zu leben, wo ſie von dem größten Glanze umgeben geweſen war, wo ſie der höchſten Bedeutenheit in der Geſellſchaft genoſſen hatte, würde ihre Kräfte überſtiegen haben. Die Enttäuſchung des armen Herzens, die Ueberzeugung, die ſie zu haben glaubte, daß ſie in der Gemeinſchaft mit Julius, den ſie ſo ſehr geliebt, der ſie zum Lohn für dieſe Liebe ſo empfindlich beleidigt, ſo treulos verrathen, einer verſchmizten Nebenbuhlerin ſo ganz ohne Schonung aufgeopfert und eine ſo geringſchäzige Meinung von ihr geäußert, wie es in den erhaltenen Briefen zu Tage lag, unmöglich mehr eine Minute Zufriedenheit genießen, daß ſie nie vergeſſen könne, ließ ſie in dem Vorſchlag des Oheims den einzigen Ausweg ſehen, der ſie vor einer Lage, vor Verhältniſſen retten konnte, vor welchen ihr graute; auch war die Wahl derjenigen, die ihre Führerin und Gebieterin werden ſollte, ihr nicht zuwider. Zwar hätte vor einigen Wochen noch der Gedanke, *unter* der Frau zu ſtehen, *über* welche ſie ſich an Rang, Reichthum, Verſtand, Talent ſo weit erhaben glaubte, ihr Unglück bis auf einen unerträglichen Grad geſchärft, aber die Theilnahme, die ſie für Lonans Verluſt empfunden, die Achtung für die Frau, die ſich trotz ihrem frivolen Sinn ihr aufgedrängt hatte, und was ſeitdem an Angſt und Weh und bangen Beſorgniſſen über ſie hingegangen war, hatten manches ihrer Gefühle gemildert, und ſo kam es, daß ſie in der Troſtloſigkeit ihres Herzens, bei den peinlichen Regungen, die in ihrem Gemüthe arbeiteten, eine Art Erleichterung in dem Gedanken an ihr Zuſammenleben mit Charlotten fand.

Bei Julius Entſchließung für ſeine Zukunft wirkten zum Theil die nämlichen Urſachen, wie bei Leopoldinen; denn auch er, ſobald er die Hoffnung auf Wiederherſtellung ſeiner früheren Lage fallen laſſen mußte, hätte nicht ohne ein Gefühl verzweifelnder Scham an dem Orte eine vielleicht untergeordnete, dürftige Verſorgung ertragen können, wo er im Kreiſe lockerer Freunde ſo oft Tauſende zerſplittert und vergeudet hatte. Ungeachtet ſeine Begriffe von Welt und Menſchen ſich noch lange nicht der Wirklichkeit angepaßt hatten, ſo wußte er doch wohl, daß von Allen, die den reichen, lebensluſtigen Julius von Warheim mit Freundſchaft und Schmeichelei überhäuft hatten, kein einziger ſich um den armen, von ſeinem glänzenden Standpunkte ſo tief herabgeſunkenen Mann bekümmern würde, der nicht nur keine Genüſſe mehr zu bieten, ſondern wahrſcheinlich Geldbedürfniſſe hatte, die befriedigen zu wollen, man weit entfernt war. Hatte aber in dieſer Hinſicht ſeine Urtheilskraft ſich nicht durch Eigenliebe beſtechen laſſen, ſo täuſchte er ſich noch weit weniger in Betreff ſeiner Frau, deren Neigungen und Anſprüche viel zu ſehr jedem beſchränkteren häuslichen Verhältniſſe und den gewöhnlichen Beſchäftigungen der Weiber aus der Mittelklaſſe entgegengeſezt waren, als daß er hätte glauben können, ſie würde ſich jemals in eine Stellung fügen, wie er ſie ihr nun im beſten Falle noch bieten konnte. Mußte nicht die Ausſicht,

Digitized by Google

einem gemeinschaftlichen Leben mit ihr enthoben zu seyn, das sich ihm mit seinen Entbehrungen, Klagen, peinlichen Empfindungen in sehr unvortheilhaftem Lichte zeigte, ihm Erleichterung geben? Dabei winkte die Ferne so lieblich! Die Bilder eines freien, ungebundenen Sinns, heiterer Reiselust, die schon früher sein Jugendleben geschmückt hatten und durch seine Liebe zu Leopoldinen nur in den Hintergrund geschoben worden waren, tauchten wie lang geflohene Erinnerungen so anmuthig auf, der Gedanke, hier jedem drückenden Mißverhältnisse, jeder beschämenden Begegnung entfliehen zu können, war so tröstend, daß er um keinen Preis des Oheims Anerbieten zurückgewiesen hätte. Wer weiß nicht, wie es in einem jugendlichen Kopfe von gaukelnden Hoffnungen wimmelt! Das Meer lag so nahe bei Hamburg. Wie leicht konnte ein günstiger Stern ihm leuchten und ihn hinüberführen in das Land der jungen Freiheit, das er sich so anziehend dachte und wo auch er vielleicht gleich manchem Andern sein Glück zu machen bestimmt war. Dann, wenn er sich ein hinlängliches Vermögen erworben hätte, wollte er in sein Vaterland zurückkehren und Leopoldinen aufsuchen, die trotz allem Vorgegangenen mit ihrer früheren Liebenswürdigkeit zuweilen vor seine Phantasie trat, und deren Wiedersehen, ungeachtet der bittern Gefühle, welche sie einander entfremdet hatten, dennoch als einer der lebendigsten Punkte in seiner Zukunft stand.

Nach den anberaumten drei Tagen saßen Julius und Leopoldine wieder zur Seite des Oheims, der mit kluger Berechnung die Tante bewogen hatte, nicht gegenwärtig zu seyn, sondern sich auf ein nahe gelegenes Landgut zu Freunden zu begeben. Beide hatten ihre Einwilligung in des Oberförsters Plane ausgesprochen, und dieser schien damit so zufrieden, daß er ihnen verhieß, das Mögliche zu ihrer Erleichterung beizutragen. „Um euch dieses sogleich zu beweisen," sagte er, „will ich alle eure hiesigen Angelegenheiten zu Ende bringen und euch damit des vielen Unangenehmen entheben, das eine solche Berichtigung für euch haben müßte. Um aber auch das Drückende, was das fernere Bleiben in euren bisherigen Verhältnissen gewiß für euch hätte, zu mildern, rathe ich euch, ohne Zögern zu eurer Bestimmung abzugehen. Der Rest des Tages reicht hin, um dasjenige, was ihr mitnehmen wollt, zu besorgen oder besorgen zu lassen; Abschied werdet ihr nicht nehmen wollen, und um der Ruhe der Frau von Sandoval willen wünsche ich, daß der erschütternde Auftritt vermieden werde, den eine förmliche Trennung herbeiführen müßte. Amtmann Lonau ist mit seiner Gattin schon vor mehreren Tagen nach Grünfeld gezogen, und ich werde einen Wagen besorgen, der Sie, liebe Nichte, morgen ebenfalls hinbringt. Du aber, Julius, kannst vor Tagesanbruch mit der Post abreisen, und gleich nach eurer Entfernung werde ich den nothwendigen Scheidungsprozeß einleiten, denn da eure Wege sich hier auf immer scheiden, da ihr nach eurem eigenen Geständnisse so wenig für einander paßt, so ist es am besten, das unglückliche Band zu lösen und jedem seine Freiheit wiederzugeben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Vom Brand der Parlamentshäuser.

Ich habe über den Erfolg der Untersuchung hinsichtlich des Brandes der Parlamentshäuser weitere Angaben versprochen, und indem ich hier mein Versprechen halte, hoffe ich auch diejenigen Leser zu befriedigen, welchen das allgemeine Resultat bereits durch die Schnellpost der politischen Presse bekannt geworden ist. — Bekanntlich hat das Verhör der von Dudley herbeigebrachten Zeugen Coopers Angabe auf keine Weise bestätigt. In Coopers Zorn darüber fand man nur einen Beweis mehr, entweder daß er die Geschichte erfunden, um die Ehre seiner Röhren zu retten — er ist bekanntlich der Verfertiger der Heizröhren in den Parlamentsgebäuden — oder daß er sich schämte, seinen Irrthum zu gestehen. Während die öffentlichen Blätter und die allgemeine Theilnahme des Publikums sich hieran gewiß bei Weitem mehr belustigten, als Cooper lieb war, erhielt Herr Hall, Coopers Geschäfts-Associé, durch die Stadtpost folgenden Brief: „Herr Hall! Sie dürften wahrscheinlich sich bewogen finden, sehr lebhaften und thätigen Theil an der Entdeckung der Ursache des letzten Brandes zu nehmen, eines Brandes, welcher die Häuser zerstörte, in denen die Feinde der Freiheit sich versammelten, um das System der Unterdrückung zu begünstigen und die Armen aller angebornen Menschenrechte zu berauben. Aber ihre Laufbahn soll bald zu Ende seyn. Die Feuersbrunst soll nicht gelöscht seyn, soll nicht, sage ich! Der Vorabend großer Ereignisse ist gekommen. Sie werden jene Männer in ihrem Verstecke zittern machen. Nicht Einer wird wagen, sein Gesicht zu zeigen. Beachten Sie diesen Wink; bleiben Sie streng neutral bis man Ihnen offenbaren wird, was Sie thun sollen, oder — beben Sie vor den Folgen. Gegeben im Hauptquartier, den 25sten Oktober. Von einer zahllosen Abtheilung der Freunde der Freiheit durch einen aufrichtigen Reformer." — Als Lord Melbourne dieses Dokument dem Geheimenrathe vorgelegt hatte, sollen die starken Geister das Ganze für einen plumpen Spaß erklärt, Andere hingegen es der Beachtung werth gefunden haben. Gewiß ist, daß in dessen Folge der Geheimerath die Untersuchung für noch nicht geschlossen erklärte. Während das Publikum sich in ähnliche Parthien theilte, wirkte ein zweites Ereigniß auf die Einen, wie auf die Andern, und setzte wenigstens zwei Tage lang fast das ganze Westende Londons in Bewegung. Alles wollte ein Placat lesen, von dem alle Welt sprach. An mehreren Orten war für Wagen und Fußgänger nicht fortzukommen; und bei solchen Gelegenheiten ist es recht augenscheinlich, wie viele Menschen in London wohnen, die keinen leeren Beutel haben würden, wenn sie im Stande wären, ihre überflüssige Zeit hinein zu stecken. Der Inhalt des Anschlags war folgender. „Bemerkungen über das neuliche Feuer. Es scheint, daß in Betreff der neulichen Einäscherung der Parlamentshäuser viele Zweifel und

Digitized by Google

verschiedene Meinungen gehegt werden. Ich weiß, was ich davon zu denken habe. Die Veranlassung war unstreitig nicht Zufall, sondern Absicht, und können wir uns etwa darüber wundern, wenn wir einen Blick auf die Gesetze, auf die Verfügungen werfen, welche in der neuesten Zeit aus dem Hause der Lords hervorgegangen sind? Blicket nur hin auf den Zustand unserer Straßen, unsers Handels! Unter solchen Gesetzen habe ich von vielen Tagen diesem unglücklichen Lande großes und mannichfaches Drangsal prophezeit, diesem unglücklichen Lande, einst so blühend, einst so glücklich, wo einst am frühen Morgen das heitere Lied des Arbeiters gehört wurde, wie es frisch aus dem fröhlichen Herzen kam, und wo er fühlte und wo Andere fühlten, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sey. Ist das noch so? Nein, nein, so ist es nicht mehr! Welcher Wechsel, welche traurige Wechsel! Kein Laut der Freude, kein zufriedenes Wort. Alles still wie das Grab. Nur das düstere Auge, nur die eingefallene Wange geben Zeugniß von dem niedergedrückten Geiste. Selbst die Stimme des armen Schornsteinfegerjungen, der von seinem Stroh aufgejagt wird, während sein zartes Alter noch Ruhe fordert, selbst seine Stimme ist verstummt, und anstatt zwei Stunden, wie früher, muß er jetzt viere auf dem kalten Pflaster in Sturm, Regen und Schneegestöber vor der Hausthüre stehen, bevor ein Diener aus dem Schlosse erwacht und erfährt, daß jener da ist. Glaubt mir, ich habe stundenlang die Thränen dieser Unglücklichen gesehen, stundenlang ihre Klagen, ihr Wimmern gehört, und mein Herz hat geblutet. Neugeborne Kinder werden von ihren Eltern verlassen, um auf der Straße zu sterben, denn ihre Mütter können sie nicht ernähren, und die Vorsteher dieser Mütter sind durch ein neueres Gesetz von der Verpflichtung entbunden worden, für sie zu sorgen. Aus Mangel an Wasser muß unser Schlachtvieh auf den Märkten umkommen, mehr als einmal bin ich davon Augenzeuge gewesen; oder es wird erwürgt, weil der Strick zu kurz ist, wenn es in Smithfield gebunden und gefesselt wird; oder blutend und sterbend fällt es in den Straßen um, wenn es auf den Markt oder vom Markte heim getrieben wird. Esel sieht man unter ihrer Last zerliegen, sieht sie unbarmherzig geschlagen. Hunde werden toll, weil sie kein Wasser haben, während sie an schwere Karren gespannt sind; eine Sitte, die erst in den letzten Jahren aufgekommen ist; auch so eine der vielen französischen Sitten. Unsere Straßen sind überfüllt mit Fuhrwerk, und das Fuhrwerk ist mit Pferden bespannt, wie ein Hottentot sich ihrer schämen würde. Da ist ein Jagen zu jeder Stunde, da gibt es Unglücksfälle jeden Tag, und Stierhetzen sind auch noch erlaubt. Kurz, wenn nicht neue Gesetze gegeben werden, so wird der Allmächtige statt des einen Feuers viele Feuer senden, nicht mit einem Drangsal, sondern mit vielen dieses unglückliche, in's Verderben sinkende Land heimsuchen. Mögen sie neue Häuser für seine Gesetzgeber bauen — die Hand des Allmächtigen reicht über die ganze Welt! Und ohne neue Gesetze, verlaßt euch darauf, wird der Allmächtige die neuen Häuser wieder in Asche verwandeln! Es ist eine vergebliche Arbeit, die Arbeit derer, die sie bauen! Wollen aber neue Gebäude errichtet werden, so mögen auch neue Hände, neue Köpfe und vor Allem neue Gesinnungen ihr Inneres schmücken, oder — merkt auf mein Wort, ich sage nochmals, es ist eine vergebliche Arbeit, die Arbeit derer, die sie bauen! Füllt ihr nicht frischen Wein in die frischen Flaschen, so werden die Flaschen wahrscheinlich bald zerspringen. Der Baum, den ihr pflanzt, wird bald an seinen Früchten erkannt werden, und sind diese schlecht, so wird die Axt nicht fehlen, ihn zu fällen. Legt zwanzig Prozent ihres Einkommens denen auf, die das Land und seine heiligsten Interessen verlassen, die ihre Diener und ihre Pächter dem Hungertode preisgeben, erbaut Wasserbehälter in jedem Theile der Stadt, nehmt die fluchwürdigen Gesetze zurück, die ihr neuerlich gegeben, und das Land wird wieder aufblühen, aber früher nicht! — Ich bleibe ein täglicher Beobachter, wünsche meinem geliebten Vaterlande alles Gute und bin ein Freund der Unterdrückten. — Am 25sten October. (Gedruckt bei Morgan, new church street, portman-market, Nummer 59.)"

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, October.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Die idyllischen Momente des alten Testaments werden am häufigsten behandelt, und bilden einen Uebergang von den heiligen zu den eigentlich historischen Bildern. Eigentlich sind es wohl mehr die schönen Frauenleiber mit nackten Beinen und Armen, die Bärte der Männer, die faltigen Gewänder und das übrige Colorit des Orients, was die spekulativen Maler anzieht, als der streng biblische Text. Es gibt einen Moses, der in's Wasser gesetzt, und einen, der darin gefunden wird, Rebecken, Labans u. s. w. Begas, der auch eine treffliche Berapredigt, nur in zu kleinem Styl, gemalt, hat Moses Aussetzung auf eigenthümliche Weise aufgefaßt; nur schade, daß man dem anmuthigen Bilde einen ähnlichen und hier schlimmern Vorwurf machen kann, nämlich die Körper der Mutter des Moses und der Schwester scheinen mehr Kindern, als erwachsenen Personen anzugehören. Dagegen ist eine Findung Moses fast das anerkannte Lieblingsbild. Es rührt von einem jungen Manne Namens Köhler her, welcher noch vor wenigen Jahren einem Berufe oblag und in einer Stellung zum bürgerlichen Leben stand, welche nichts weniger als einen Künstler in diesen höchsten Regionen versprach. Es waltet eine unbeschreibliche Grazie über diesem Gemälde, der doch weder die Kraft, noch die Naturwahrheit abgeht. Schon auf der letzten Ausstellung hatte er indessen durch eine Rebecka am Brunnen Erwartungen erregt. Den Preis des Wohlgefälligen macht ihm jedoch Milke durch ein Bild: Pilger in der Wüste, streitig, wenn man von einem entsetzlichen Gegenstande jenes Prädikat gebrauchen darf; denn es zeichnet den Augenblick des Verschmachtens zweier edlen Gestalten, einer schönen Frau und eines alten Mannes, neben denen ein Mohr in krampfhaften Zügen schon enden zu wollen scheint. Ein gebarnischter Krieger, der, noch aufrecht stehend, in die Weite nach Rettung ausschaut, ist es allein, der etwas von Trost in das Bild bringt. Die arabische Wüste, das aufwirbelnde Sandmeer über nacktem Gestein, die todten Pferde, die umhergestreuten, hier ganz werthlosen Heerlichkeiten sind trefflich gemalt. — Hildebrands krankes Rathsherr war schon durch eine Privatausstellung bekannt; er bleibt noch jetzt ein Meisterstück; desgleichen Sohns Dianenbad, wie man die mit ihren Nymphen badende Diana nennt. Kein Maler seit Tizian hat so das Fleisch der Frauen zu behandeln verstanden. Im Anblick dieser schönen Leiber verschwindet alle Kritik, die sich gegen die Auffassung des Gegenstandes erheben könnte. Aber auch in zwei bekleideten Frauen, einer schwermüthigen und einer heitern, hat er sich bedeutend gezeigt. Sie passiren unter dem Namen der beiden Lebnoren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. November 1834.

— Apprennez qu'en effet
Le courage n'est que ce que l'on le fait.

Molière.
L'école des femmes.

Französische Galanterie.

Von H. Lytton Bulwer.

Auf einem der kleinen Pariser Theater wird gegenwärtig ein Stück gegeben, das den Titel Pourquoi führt. Es ist sehr beliebt, Jedermann will es sehen und Jeder spricht: „wie wahr! wie natürlich!“ Was mag das für ein Stück seyn? Zwei verheirathete Freunde leben beisammen. Die Frau des einen ist charmant, stets bereit, zu gehorchen und gefällig zu seyn, des Mannes Wille ist ihr Gesetz; die Leute leben sehr gut mit einander und der Mann ist so glücklich, als ein Ehemann nur immer wünschen kann. Aber das andere Paar? hier nehmen Zank und Hader kein Ende; die Frau will ihren eigenen Willen haben, bei Kleinigkeiten so gut wie in Hauptpunkten, tobt, wenn man ihr widerspricht, kurz, die gute Dame macht ihrem knurrenden, aber unterwürfigen Eheherrn so viel Verdruß als nur möglich. Man kann Glück und Unglück nicht schärfer kontrastirt neben einander sehen, als in diesen beiden Haushaltungen. Warum nun ist die eine Frau solch ein Muster von Sanftmuth und Unterwürfigkeit? warum ist die andere eine so abscheuliche Keiferin und Zänkerin? Da haben wir das Pourquoi. Die Gattin, vor der man sich mit allem Recht kreuzt und segnet, ist so treu, als ein Weib nur seyn kann; die Gattin, die einem durch ihr sanftes Wesen so wohl gefällt, ist ein intrigantes Weibsbild. Hört es also, französische Ehemänner! laßt es euch nicht in den Sinn kommen, daß eure Weiber keusch und gutgeartet zugleich seyn können; das sind Eigenschaften, die sich nimmermehr vertragen. Ihr müßt euch die Augen auskratzen oder Hörner aufsetzen lassen! — Dies ist die Farce, welche so allgemein anspricht, das Sittengemälde, das man „so wahr, so natürlich“ findet. — Das muß man von England sagen: wenn auch die Armenhäuser voll sind von Findelkindern, wenn auch die Straßen der Hauptstadt, Grosvenor-Square, St. James-Square, Hill-Street, Charles-Street, von weiblichen Wesen wimmeln, deren Charakter wir hier nicht näher bezeichnen, so gilt doch Unsittlichkeit in der öffentlichen Meinung für ein so niedriges und strafwürdiges Verbrechen, als nur eines auf dem Register von Newgate. Vor Kurzem verklagte ein armes Weib einen Schornsteinfeger, weil er sie mißhandelt, d. h. geschlagen. Was sagte der Schornsteinfeger? leugnete er oder rechtfertigte er sich? Nein, er fragt die Klägerin, ob sie sich nicht eines verbotenen Umgangs mit einem gewissen Schuhflicker schuldig wisse, und da sich dies leider als wahr herausstellte, wandte sich der Schornsteinfeger mit triumphirender Miene zum Richter und

Digitized by Google

fragte: „Nun, was sagen Ew. Gnaden dazu?“ In Frankreich haben dergleichen Sünden weder etwas Aergerliches, noch etwas Schimpfliches. „Die Frau,“ sagt La Bruyère, „die nur Einen Liebhaber hat, sagt, sie sey keine Kokette, eine, die mehr als einen hat, sagt, sie sey nur eine Kokette.“ Einen Liebhaber zu haben, ist ganz in der Ordnung, und es braucht durchaus keiner heftigen Leidenschaft, um solche Schwachheit zu entschuldigen. Mademoiselle Lenclos, deren Ansichten sich in ihrer vollen Kraft und Einfalt auf das jezt lebende Geschlecht vererbt haben, sagt: „Was einen an einen Liebhaber fesselt, ist nicht immer Liebe, sondern Uebereinstimmung in Ansichten und Geschmack, die Gewohnheit, ihn zu sehen und zu sprechen, das Bedürfniß, sich selbst zu entfliehen — la nécessité d'avoir quelque galanterie.“ Galanterie, so heißt das Wort, von dessen Bedeutung wir, trotz all unserer gesellschaftlichen Verfeinerung, bis jezt keinen rechten Begriff haben. Galanterie ist eine Art leichtfertiger, warmer, unplatonischer Freundschaft, ganz entsprechend dem liebenswürdigen, aber frivolen Charakter der Franzosen. Wahre Leidenschaft kommt dabei nicht in's Spiel, und daher ist auch von dummen Streichen keine Rede dabei. Unter hundert Weibern würde nicht Eine den Mann, den sie hintergeht, gegen den Liebhaber vertauschen, den sie soi-disant anbetet. Was aber die Männer anlangt, so fällt mir hier eine Geschichte ein. Eine Frau, welche ihren Mann mehr haßte, als man sonst einen Ehemann haßt, oder an ihrem Liebhaber größeres Wohlgefallen fand, als dies sonst der Fall ist, schlug lezterem vor, mit ihr davonzugehen. Als sich der Liebhaber von seinem Erstaunen über einen so überraschenden, sonderbaren Vorschlag erholt und sich überdies überzeugt hatte, daß es seiner Gebieterin vollkommen Ernst sey, nahm er eine ernstere Miene an als gewöhnlich, und sprach: „Sie wissen, ma chère, Ihr Gemahl ist mein bester Freund. Ich will Sie lieben, so lange es Ihnen gefällt, unter seinem Dache — dies thut der Freundschaft keinen Abbruch; aber ihm einen so schlimmen Freundschaftsdienst erweisen und mit Ihnen davongehen, das kann ich nicht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Oberförster schien die Betroffenheit nicht bemerken zu wollen, die sich bei diesem entscheidenden Ausspruche seiner Zuhörer bemächtigte. Beide hatten ein so schnelles Scheiden nicht erwartet, keines hatte an eine gänzliche Trennung gedacht. In der ungestörten Einsamkeit der jüngst verflossenen Tage hatte sich die Erbitterung gelegt, manche süße Erinnerung war lebendig geworden und das gemeinsame Unglück hatte das gemeinsame Unrecht gemildert. Leopoldine war überdies heute in ihrer schüchternen Niedergeschlagenheit sehr reizend, das bezeugten Julius Blicke, die beinahe mit der früheren Innigkeit auf ihr hafteten, und eben diese Blicke waren es, die in ihrem Herzen eine Bewegung hervorbrachten, welche dem Vorsatze des Oheims gar nicht günstig war. Nichts desto weniger hielt sie weibliche Schüchternheit von jeder mißbilligenden Aeußerung zurück, und bei Julius wirkte in dem nämlichen Sinne das Andenken an Alles, was er in seiner heftigen Aufregung über seine Frau geklagt hatte, und die Ungewißheit, in wie weit sie sich entscheidend geäußert haben möchte. Von ihren Gefühlen betäubt, von der schnellen Wendung überrascht, vernahmen sie nur mit halben Sinnen die fernere Rede des Oheims und seine Anordnungen, und zogen sich endlich, trotz der mahnenden Stimme in der Brust, die sie zu rascher Verwerfung der gebotenen Freiheit bewegen wollte, stillschweigend in ihre Gemächer zurück. Leopoldine hatte nicht ohne heiße Thränen ihre Effekten geordnet und dasjenige, was sie mitzunehmen gedachte, packen lassen. Oft hatte sie dies Geschäft unterbrechen müssen, denn die innigste Wehmuth, eine Trauer, die nicht nur dem Verluste äußerer Lebensgüter, nicht allein der ungewohnten Lage galt, an welche sie sich zu fesseln im Begriffe stand, bestürmte ihr Herz, und heiße Sehnsucht nach etwas, das sie selbst sich nicht deutlich machen wollte, wendete ihren Sinn nach den Hausgöttern zurück, die sie auf immer verlassen sollte.

Mitternacht hatte geschlagen; lange schon lag Alles in tiefem Schlafe; was sie in die fremde Welt hinaus begleiten sollte, lag geordnet um sie her, und das Zimmer bot ein Bild trauriger Zerstörung. Um vier Uhr schon sollte der Wagen sie abholen, und einige Ruhe wäre ihr wohl nöthig gewesen, aber sie konnte sich nicht entschließen, die Ecke des Sophas zu verlassen, in die sie sich so fest geschmiegt hatte, als ob sie sich gewaltsam an diesem Plätzchen halten wollte, das ihr so viele liebe, trauliche Erinnerungen aus der ersten Zeit ihrer Ehe bot. Ihr Unglück, ihre Verlassenheit, die schönen jugendlichen, nun so schrecklich zertrümmerten Hoffnungen ihres Herzens reihten sich um sie wie trübe Geister einer zerfallenen Welt, und ein leises Stöhnen entrang sich von Zeit zu Zeit der schmerzlich gequälten Brust. So allein, so einsam sollte sie von diesem Hause scheiden, in das sie mit so glänzenden Aussichten getreten war. Der Oheim hatte schon Abschied von ihr genommen; sein freundlich

Digitized by Google

ernster Blick, seine sanft ermahnenden Worte waren tief in ihr Inneres gedrungen, und sie hatte auf entmuthigende Weise mehr als je gefühlt, welch eine Umwandlung ihres ganzen Wesens sie sich gefallen lassen müsse, um seinen Forderungen zu entsprechen. — Kein nasses Auge, kein liebender Händedruck wird sie zu ihrer neuen Bestimmung geleiten — kalt und starr und todt, wie ihre Zukunft, wird der Abschied aus diesem Raume seyn! Und Julius — ach Julius! — bei diesem Namen, der schon lange, wenn auch unausgesprochen, sich in ihrem Herzen bewegte, flossen ihre Thränen heißer, reichlicher, und unwillkührlich lauschte das Ohr nach irgend einem Geräusche, irgend einem Lebenszeichen in dieser lautlosen Einsamkeit. Da öffnete sich leise die Thüre des Zimmers; Leopoldine schauke mit verhaltenem Schrecken dahin, aber das verdunkelte Licht vermochte den Gegenstand nicht zu beleuchten, der sich jezt durch die kleine Oeffnung herein drängte. Die süße und doch so bange Ahnung eines erfüllten Wunsches ergriff sie, und athemlos blickte sie der Erscheinung entgegen, die leise die Thüre wieder verschlossen hatte, nun rasch vorwärts schritt und eben so ergriffen als sie selbst auf den Teppich vor ihr niedersank.

Es gibt Stunden im Leben, die an ungeheurer Gewalt, an folgenreichem Einfluß ein ganzes Menschenalter aufwiegen. Eine solche war es, die jezt Julius und Leopoldine feierten, und wohl demjenigen, dem sie in diesem Sinne zu Theil wird; wie auch die Zukunft sich für ihn gestalte, er trägt eine schöne, eine erhebende Erinnerung in sich, so lange sein Bewußtseyn ihm verliehen ist. Solche Momente aber, wo Seele gegen Seele in rückhaltsloser Empfindung sich austauscht, wo schmerzliche Reue, aufrichtige Anklage, liebendes Verzeihen und die ganze Fülle, die dem Menschenherzen gegeben ist, sich mit einander vermengt, solche Momente belauscht man nicht, und die Feder, die den reichen Inhalt derselben schildern wollte, würde bald vom Unmöglichen abstehen. Wir finden das Paar nach zwei Stunden in gemäßigterer Stimmung wieder. Die gegenseitigen Geständnisse begangenen Unrechts, die Liebe, die in der Stunde des Scheidens mit erneuerter Kraft aus den fast erkalteten Herzen hervorbrach, hatten sie in eine Gemüthslage versezt, die, den weisen Absichten des Oheims vorgreifend, leicht zu einem unbesonnenen Entschlusse hätte verleiten können, wenn nicht die Unmöglichkeit des Zusammenlebens für den Augenblick zu anschaulich gewesen wäre. Darum begnügte man sich, die einstweilige Trennung zu beklagen, verhieß sich feierlich, jedem Antrage einer Scheidung sich zu widersetzen, und hoffte einst unter freundlicheren Verhältnissen sich wiederzufinden. Bis der Morgen zu grauen begann, dauerte das trauliche Gespräch und ließ sie oft vergessen, wie entfernt die Gegenwart und jene erträumte Zukunft von einander liegen dürften; dann aber konnte die Minute des Abschieds nicht mehr verschoben werden. Zweimal hatte Julius sich schon aus den Armen seiner Gattin losgerissen und immer hatte der Drang des eigenen Herzens und der laut klagender Liebe von Leopoldinens Lippen ihn wieder von der Schwelle der Thüre zurückgetrieben. Jezt war er noch einmal vor ihr hingesunken und drückte seine Brust gegen ihre bebenden Knie, die er umfaßte. Leopoldine beugte sich über ihn, ihre zitternden Arme schlangen sich um seinen Hals, heiße Thränen fielen auf die dunkeln Locken nieder und der süße Schmerz dieser Stunde verlöschte die trübe, fehlervolle Vergangenheit in Beider Erinnerung. Endlich raffte sich der junge Mann empor, eilte rasch mit verhülltem Gesicht zum Zimmer und zum Hause hinaus, in welchem nach diesem Lebewohl seines Bleibens nicht mehr war. Wir aber, die wir unserer Augen mächtig sind, sehen deutlich den Oheim, der zwischen Thür und Angel freundlich lächelnd den heimlichen Besucher belauschte, und jezt dem Fliehenden den Segen doppelt nachsendet, den er ihm schon am vorhergehenden Abend beim Abschiede ertheilt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Vom Brand der Parlamentshäuser.

Diesen an hundert Ecken angeklebten und in Hunderten von Abdrücken vertheilten Bemerkungen konnte die allgemeine Aufmerksamkeit, konnte der vielleicht beabsichtigte Erfolg einer allgemeinen Aufregung um so weniger fehlen, als denselben, bei aller Uebertreibung der angeführten Beschwerden, doch immer etwas Wahres zum Grunde lag. Daß der Ackerbauer jezt, wo das Land in großen Flächen verpachtet ist, sich nicht mehr so glücklich fühlt wie früher, wo kleine Pachtungen Vielen Erwerb gaben, ist wahr. Es ist gewiß hart, daß das neue Armengesez den Frauen, die ohne priesterlichen Segen sich gesegnet fühlen, das Recht abspricht, die Männer, mit denen sie nur vor Gott verbunden sind, zur Ernährung ihrer Kinder zu zwingen; allein zu tadeln ist auch der Gesetzgeber nicht, der hiedurch die Laster zu leichten Siege erschweren und folglich vermindern wollte, und zu loben ist er, daß er hiedurch mancher scheußlichen Erpressung einen Damm entgegen warf, indem es bisher blos der Anzeige des verworfensten Geschöpfes bedurfte, um den unschuldigsten Mann zum Verletzer der heiligsten Pflichten zu stempeln. Obgleich kein Mangel an Wasser, so ist doch Mangel an öffentlichen Wasserbehältern. Die Mißhandlung des Schlachtviehs — wo fände sie nicht statt? Und Jahrhunderte werden kommen und gehen, ehe alle Menschen,

Digitized by Google

Hohe und Niedere, durch die That die Ueberzeugung bewähren, daß die Hausthiere auch Schmerzen empfinden und Thränen weinen. Nimmt man hiezu den prophetischen Ton, in welchem der Bemerker spricht, sein mystisches Berufen auf den obern Rächer, die Hinneigung Vieler zur Frömmelei und den das ganze Volk ansprechenden Vorschlag, eine hohe Einkommensteuer von denen zu erheben, die den Zurückfluß ihrer reichen Einkünfte dem Lande entziehen und jährlich Millionen jenseits des Kanals verzehren — und man müßte es unbegreiflich finden, hätte der Bemerker nicht seinen Zweck erreicht. Fragt hingegen ein überseeischer Leser, ob nicht die gesammte Polizei dem Verfasser auf den Fersen war, wie viele Verbreiter seiner Bemerkungen verhaftet worden sind und wann der Drucker gehangen werden wird, so antworte ich: no such thing, Sir, nichts von alle dem, verehrter Landsmann. Und wie steht es nun mit der vom Geheimenrathe fortgesezten Untersuchung? Sie ist geschlossen. Nach Erörterung aller einschlagenden Umstände, nach Abhörung aller betheiligten Personen, nach ernster und reifer Ueberlegung sind die Lords zu dem einstimmigen Schlusse gelangt, daß das Feuer, welches die Parlamentshäuser zerstört hat, nicht angelegt worden, sondern einzig und allein durch grobe Nachlässigkeit beim Verbrennen der Kerbhölzer, wie schon früher bemerkt, entstanden sey. Ob das gesammte englische Volk mit diesem Ausspruche übereinstimmt, wer möchte das behaupten? Daß aber selbst Mehrere von denen, die Anfangs einer entgegengesezten Meinung waren, diese geändert haben und jezt mit den Lords stimmen, glaube ich so gewiß versichern zu können, als daß, wenn neuere Umstände das Wiederaufnehmen der Untersuchung nöthig machen und ein anderes Resultat herbeiführen sollten, der Irrthum der Lords seine Berichtigung finden wird. Jedenfalls war der Tag des Feuers ein cross day — ein Tag des Unglücks — für den mit dem Verbrennen der Kerbhölzer beauftragten Mann, Namens Croß. Der Geheimerath hat ihn seines Dienstes entsezt und die Kosten unerwähnt gelassen. Um sich nun anderweitig eine Quelle ehrlichen Lebensunterhalts zu öffnen, zieht der gute Croß mit allen Attributen eines Rattenfängers durch die Straßen und trägt in der Hand einen Bauer mit zwei oder drei ganz vorzüglich schönen Exemplaren der niedlichen Thierart, die an ihm einen so unerwarteten Feind gefunden hat. Wer den englischen Humor nur einigermaßen kennt, wird gerne glauben, daß der sonderbare Einfall des dienstlosen Croß mehrere ganz gute Späße erzeugt hat, und zwar auf Kosten verschiedener angesehener Männer. Doch — Punktum. Ich muß nach Covent-Garden, dort die Vorstellung des Manfred zu sehen.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Der Bildhauer David. Debut der Dlles. Stich.

Wollte ich Ihnen auch nur die vorzüglichern Stücke der Ausstellung skizziren, so würde ich den Raum eines Berichtes, der nicht allein der Kunst gewidmet seyn darf, weit überschreiten. Indessen bin ich überzeugt, daß durch Grabstichel und Stein die meisten, wenigstens in ihren Umrissen, in's Publikum kommen werden. Die Maler haben neben der Kunst auch sehr wohl das Ansprechende und die Sinne Kitzelnde zu treffen gewußt. Ich glaube auch, daß das Theater es sich nicht wird nehmen lassen, lebende Bilder aufzustellen, und die projektirte Verbindung aller Kunstvereine dürfte auch viele der Chef-d'Oeuvres im Originale weithin durch Deutschland wandern lassen. Nur sey noch bemerkt, daß auch im Landschaftsfache ein ungemeiner Reichthum vorhanden ist. Den Düsseldorfer Landschaftern will man es zum Vorwurf machen, daß sie bei ihren rheinisch-vulkanischen Gegenden zu gern verweilen. Es wäre allerdings zu wünschen, sie unternähmen Behufs ihrer Studien auch Ausflüge anderswohin. Unter den humoristischen Genrebildern, deren sehr viele und sehr gelungene da sind, überstrahlen an Laune der Erfindung und in Meisterschaft der Ausführung ein Heirathsantrag auf Helgoland von Jordan und ein lesender Don Quixote von Schrödter alle andern. Es ließen sich Bücher über beide schreiben. Mit der Kritik, die sich in den Blättern vernehmen läßt, sind die Maler, wie das immer der Fall ist, unzufrieden.

Unsere Bildhauer erhielten einen interessanten Besuch durch den berühmten französischen Sculpteur David, der aus reiner Verehrung für Goethe lange Zeit in Weimar verweilte, um die Büste des Meisters zu fertigen. Er schien am hiesigen bewegten Kunstleben Vergnügen zu finden, und hat, in Hochachtung für Rauchs Talente und Persönlichkeit, dessen Brustbild während seiner Anwesenheit hier modellirt. Glücklich das Land, wo die Künstler einen Lohn ernten, um in der Unabhängigkeit wie David ihrer Neigung leben und, mit eigener Aufopferung, die Größe, wo sie sie finden, ehren zu können. Von hier geht er nach Dresden, um die Bekanntschaft Meister Ludwig Tiecks zu machen. Es wäre zu wünschen, daß ihm eine Büste des Dichters gelänge, welche besser, als die bis jezt bekannt gewordenen Bildnisse, den unerschöpflichen Geist Tiecks wiedergäbe.

Wenn das Theater noch denselben Standpunkt im geselligen Leben als ehedem behauptete, so würde ein Ereigniß mehr noch, als jezt der Fall ist, die Berliner Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Unsere Ereinger (Stich), durch ein rüdes Zurückweisen von Seiten des Hoftheaters pikirt, hat ihre beiden eben auferwachsenen Töchter dem Königsstädtischen Theater übergeben und sich gewissermaßen mit, indem sie bei deren Debüt Gastrollen auf diesem zweiten Theater geben wird. Durch eine Kabinetsordre ist dem Direktor zu diesem Zweck vergönnt worden, aus seiner Concession heraus auch Tragödien aufführen zu lassen. Für die Königsstadt ist dies eine Festzeit, die erste tragische Künstlerin, die allein den Ruf des Hoftheaters erhalten, mitwirkend auf ihren Brettern zu sehen. Dem erstaunten Publikum kann es eigentlich gleichgültig seyn, ob es die Ereinger auf dem Gensdarmenmarkte oder auf dem Alexanderplatze sieht, aber es betrachtet die Sache als eine Strafe für die Gleichgültigkeit, mit der man an jenem Orte die Kunst behandelt. Von dem aufblühenden Talente der beiden, von der Natur reich ausgestatteten jungen Mädchen (Dlles. Stich) versprecht man sich viel. Ihre Mutter präsentirte sie dem Publikum zuerst in einem glänzenden Konzerte als Sängerinnen und Deklamatricen, wo freilich noch kein Urtheil zu fällen war; das seltene Schauspiel, eine noch jugendlich schöne Mutter an der Seite zweier blühenden Töchter den Kunsttempel betreten zu sehen, hatte jedoch etwas Rührendes im besten Sinne des Wortes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. November 1834.

Das Glück, ihn zu verfolgen müde,
Wirft ihn an's Land und gibt ihm Friede.
Hier kommt er, und was nun geschieht,
Das seht ihr.

Shakespeare.
Pericles.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Sechs Jahre waren seit jenem Morgen dahingegangen, der Julius von Warheim und seine Gattin getrennt hatte, und bereits war ihr Andenken in dem engeren Kreise ihrer Bekannten so gänzlich verwischt, daß sich kaum einer unter ihnen gefunden hätte, der auf die Nachfrage nach ihnen hätte sagen können: der Mann sey seit langer Zeit ganz verschollen, die Frau erwerbe an irgend einem Orte ihr tägliches Brod. So leicht und so schnell vergißt die Welt selbst das Liebenswerthe und Schöne, wenn sie in dem Verkehr mit demselben nicht mehr ihren eigenen Vortheil findet!

Da goß an einem Juniabend ein furchtbares Gewitter, durch einen noch schrecklicheren Orkan verstärkt, seine Fluthen über eine ländliche Gegend, durch die sich schlängelnd die große Landstraße nach R*** hinzog. In einem ziemlich tiefen Graben, der sich neben dem Wege befand, lag ein Reisewagen umgestürzt, und der Postillon, nachdem er seine durch den Blitz scheu gewordenen Pferde abgelöst hatte, war bemüht, dem Fremden, der sich unter dem leichten Wagen befand, hervorzuhelfen. „Sind Sie verwundet, Herr?“ fragte er, als er sah, daß der Reisende sich nur wenig helfen und den einen Arm gar nicht brauchen konnte. „Ja, so wahr ich lebe, das Blut läuft Ihnen von der Stirne und die Hand ist schon geschwollen!“ Der Fremde, ein noch junger Mann, dem aber eine heiße Sonne und mancherlei Lebensbeschwerden die Gesichtszüge gebräunt und tiefe Furchen in sie gezogen haben mochten, fragte: ob nicht, da er sich unfähig fühle, weiter zu reisen, ein Dorf in der Nähe zu finden sey? „Dorthin muß Glogau liegen!“ rief der Postillon, „wenn man schon in dem Hundewetter den Kirchthurm jezt nicht sieht; aber in dem dortigen Wirthshause können Sie kaum bleiben, lieber Herr.“ Er erhielt indessen den Befehl, dahin zu fahren. Langsam, und mit Wind und Regen kämpfend, führte nun der Kutscher den Wagen einen Feldweg entlang, und sie erreichten früher, als sie es gehofft hatten, die ersten Häuser eines zwischen Bäumen versteckten Dorfes. Hier hielt der Postillon an, und ein Bauer, der vor seiner Thüre stand, wurde gefragt: ob nicht ein Reisender irgend ein schickliches Unterkommen finden könnte. Während man mit ihm unterhandelte, trat ein schwarz gekleideter Mann hinzu, in welchem man leicht den Prediger erkennen konnte. „Wenn dem Herrn,“ sagte er, „ein kleines Zimmer und ein frugales, aber von Herzen gegönntes Abendbrod genügt, so soll er nirgends wohnen, als bei mir. Fahrt zu, Kutscher, ich zeige Euch den Weg.“ Damit schritt die schwarze

Digitized by Google

Gestalt rüstig vor den Pferden her und man gelangte bald vor ein kleines, aber sehr freundliches Pfarrhaus, aus welchem auf den Ruf des Hausherrn sogleich eine junge Frau trat und mit Erstaunen die übel zugerichteten Gäste betrachtete. Erst als es zum Aussteigen kam, bemerkte der Pastor, daß der Fremde bedeutend verwundet sey, und bot nun Alles auf, was herzliche Gastfreundschaft vermag, um in der nöthigen Pflege nichts fehlen zu lassen. Das Bett wurde in Eile bereitet, Umschläge über die Kopfwunde gekocht, der Pfarrer, in der Wundarzneikunst zum Frommen seiner Pfarrkinder ziemlich unterrichtet, zog mit des Postillons Hülfe die verstauchte Hand ein und legte die ersten Verbände an.

Während diesem Geschäft, bei dem, so schmerzhaft es seyn mochte, der Verwundete keine Miene verzog, betrachtete er seinen hülfreichen Genius unablässig und mit immer freundlicherem Ausdruck. Als nun Alles vollendet war, der Fremde eine von der Hand der Hausfrau zubereitete Erquickung genossen hatte und der Pfarrer allein an seinem Bette saß, da richtete der Erstere sich plötzlich auf, und indem er die gesunde Hand nach seinem Wirthe ausstreckte, rief er mit sanft ernster Stimme: „Walter, erkennst Du mich denn nicht mehr?“ Ueberrascht starrte der Pastor einen Augenblick den Frager an, sein Auge zergliederte gleichsam seine Züge, und plötzlich aufspringend und den Kranken in seine Arme fassend, sprach er mit Herzlichkeit: „Warheim! Ist es möglich! — Du bist es? Nach so langen Jahren der Trennung sehe ich Dich wieder, nachdem ich nur Unbestimmtes, Ungenügendes über Dich vernommen hatte! Aber wie so verändert, daß ich Dich fast nicht mehr erkannt hätte? Warst Du krank?“ — „Sollte es denn so wunderbar seyn,“ erwiderte lächelnd Julius von Warheim, „wenn ich, von dem Schicksal und meiner eignen Thorheit über Land und Meer getrieben, dem Hausaltare und seinen bequemen Genüssen entfremdet, bald von der glühenden Sonne in den Savannen Amerikas gebraten, bald in dem winterlichen Klima oberhalb des Lorenzstromes frierend, in der letzten Zeit an harter Krankheit leidend, dem Auge des Freundes unkenntlich geworden wäre, der unterdessen die theoretische Weisheit seiner akademischen Jahre praktisch ausgeübt, sich im Vaterlande redlich genährt, wie ich sehe ein liebendes Weib genommen und hoffentlich seinen ächt deutschen Stamm in Ruhe und Frieden fortgepflanzt hat? dem sein Dorf die Welt, die edle Sorge für das Wohl seiner Untergebenen die liebste Beschäftigung gewesen ist, den ich so brav und so treu wieder finde, wie ich ihn in den schönen Jahren der Jugend gekannt habe?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Galanterie.

(Fortsetzung.)

In Italien ist die Liebe leidenschaftlich, ungestüm, ein Kind der glühenden Sonne; in England, wie in Deutschland, ist sie sentimental, ideal, entspringt nicht dem Herzen, sondern der Einbildungskraft. Am Ufer des Rheins ist der Poet der Unwiderstehliche, am Ufer der Themse ist es der Lord; denn der Lord ist eine Art von Poeten, ein geweihtes, mystisches Wesen in den Augen von Leuten, die immer von Lords träumen und sich als Ladies denken. Die Phantasiewelt englischer Frauen und Fräulein ist die world of fashion; den höchsten und hochmüthigsten schweben Almacks und Devonshire-House als Fata Morgana vor; aber jedes Dorf hat seine Klasse, um welche sich ein Zauberkreis zieht. Nie hört man in England, daß eine Pfarrerstochter von einem Bäckersohn, oder eine Bäckertochter von einem Schornsteinfeger verführt worden wäre. Der lustige Sachwalter verführt des Bäckers Tochter, des Pfarrers einziges Kind läuft mit dem ehrenwerthen Herrn davon, der der Erbe oder jüngere Bruder des Erben jenes großen Hauses ist, das der Nachbarschaft Wettrennen gibt. Nimmt die Italienerin einen Liebhaber, so gibt sie einer glühenden Leidenschaft Gehör; thut es die Engländerin, so geschieht es häufig, um ihre Sucht nach Rang und Auszeichnung zu befriedigen; thut es die Französin, so ist es ihr in den meisten Fällen nur um einen angenehmen, unterhaltenden Gesellschafter zu thun. Italien ist die Heimath stürmischer Gefühle, England die Heimath aristokratischer Ansprüche, Frankreich ist par excellence das Vaterland der Conversation, und ein sehr lebhaft unterhaltenes galantes Verhältniß ist häufig eine Reihe von Bonmots. Leicht möglich, daß der Anstrich von Eleganz, den dergleichen Verhältnisse haben, den Franzosen so nachsichtig dagegen macht. Fast nie hört man von unglücklichen Folgen der Eifersucht, daß Ehmann oder Liebhaber in der dunkeln Straße ermordet worden wären; man hört nichts von Durchgehen, von Schadenersatz, und die Ehre des Ehebetts wird einem nie in der verständlichen, handgreiflichen Gestalt von 20,000 Pfund vor Augen gestellt. Man sieht einen gut gekleideten Mann besonders artig und aufmerksam gegen eine gut gekleidete Dame. Spricht man Morgens bei ihr vor, so sizt er neben ihrem Arbeitstisch, bleibt sie einmal Abends wegen Migräne zu Haus, so sizt er bei ihr auf dem Sopha; trifft man sie in der Gesellschaft, so unterhält er sich mit ihrem Manne; ein Fremder oder einer aus der Provinz fragt: „Wie ist der Herr — mit Madame — verwandt?“ und ganz unbefangen erwidert der Befragte: „es ist ihr Liebhaber.“ Diese Galanterie, welche im Grunde nichts mehr und nichts weniger ist, als weitgetriebene

Digitized by Google

Geselligkeit, ein mächtiger Hang zu Gesellschaft und Conversation, ist über alle Stände verbreitet und hat freilich Folgen, welche sich mit der Liebe zur Conversation schwer rechtfertigen lassen.

In einem Lande, wo das Vermögen so sehr vertheilt ist, hat das Heirathen, wenn auch die Ehen viel häufiger sind als bei uns, doch seine nothwendigen Grenzen. Da helfen sich nun die arbeitenden Klassen mit ihren Mariages à la St. Jacques, welche unter ihnen selbst für ganz respektabel gelten. Der Handwerker und die Wascherin oder Nätherin finden es wohlfeiler und bequemer, comfortabler (denn die Franzosen haben ihre eigenen Begriffe von Comfort), beisammenzuwohnen. Sie miethen ein Zimmer, möbliren es mit ihrem beiderseitigen Hausrath, das Frauenzimmer kocht, das Hauswesen wird auf gemeinsame Kosten geführt, und die Liebe des Paars dauert zum Wenigsten so lang als die Miethe. Leute, die so leben, sind, wenn gleich er Monsieur Thomas und sie Mademoiselle Clara heißt, à la St. Jacques verheirathet, und diese Verbindung gilt, so lange sie dauert, bei Nachbarn und Freunden für durchaus ehrbar.

Durch die Findelhäuser fällt vollends die einzige Rücksicht weg, welche in einem Lande ohne Religion von Ausschweifung zurückhalten könnte, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Frankreich das Sittenverderbniß größer ist, als in irgend einem civilisirten Lande Europa's, aber es führt auch weniger als in andern Ländern zu noch größerer Verworfenheit. Da Ausschweifungen der Art in der öffentlichen Meinung keine Verbrechen sind, so sinkt damit der Mensch auch nicht zum Verbrecher herab. Man betrachtet es wirklich rein als Geschmackssache, und nur selten wird es einem einfallen, wenn er sich vom Charakter eines Weibes ein Bild entwirft, ihre Tugend mit in Rechnung zu nehmen. Dies ist allerdings schlimm, sehr schlimm, es hat aber auch seine gute Seite: in England, wo Ehre, Rechtschaffenheit, das trefflichste Herz einem Weibe, das der Keuschheit ermangelt, zu nichts helfen, ist eine, welche einmal einen Fehltritt begangen, hoffnungslos verloren, und oft liegt nur ein halbes Jahr zwischen der ehrbaren Tochter achtungswerther Eltern und der Verworfenen, welche mit Dieben gemeinschaftliche Sache macht und in Bridewell die Peitsche bekommt.

Jene quasi-legitime Verbindung, wozu St. Jacques den Namen hergeben muß, ist die französische Galanterie in nüchterner, moderner, republikanischer Gestalt; die Sitte schreibt sich ohne Zweifel von der Revolution von 89 her; aber die Galanterie von höherem, feinerem Styl, der man so gut in den Champs-élysées, zu Belleville und in der Chaumière, als in den stattlichen Hôtels des Faubourg St. Germain und der Chaussée d'Antin begegnet, gehört der alten Geschichte Frankreichs an und wurzelt tief im Charakter des Volks. Die liebenswürdige Ninon gibt uns in ihrem Abschiedsbrief an Herrn von Sevigné eine Probe der französischen Galanterie, wie sie zu ihrer Zeit im Schwange war und noch heute ist. „Es ist vorbei, Marquis; ich muß Sie ohne Rückhalt in mein Herz blicken lassen: Aufrichtigkeit, Sie wissen es wohl, war von jeher der Hauptzug meines Charakters, und hier haben Sie einen neuen Beweis davon. Wenn wir schworen, bei Allem, was Liebenden am Heiligsten ist, schworen, nur der Tod solle uns trennen, unsere Liebe solle nimmermehr vergehen, so waren unsere Schwüre, meinerseits wenigstens, gewiß aufrichtig gemeint. Aber ach! wie wunderlich ist doch das Herz, wie viele Widersprüche wohnen in ihm! Mit derselben Aufrichtigkeit, mit der ich früher meine Eide schwor, versichere ich Sie jezt, daß es mit der Liebe, welche ich fühlte, vorbei ist. Statt mich und Sie zu hintergehen zu suchen, glaubte ich unser Beider würdiger zu handeln, wenn ich mich frei aussprach. Wenn dem einmal so ist, warum nicht sagen: „ich liebe Sie nicht mehr!“ so offen und aufrichtig, wie man sagt: „ich liebe Sie!“ — Und Flatterhaftigkeit in der Liebe war durchaus kein hervorstechender Charakterzug bei der fraglichen Dame. Madame de Sevigné beschreibt einen Auftritt, wobei der Liebhaber ganz à la Ninon zu Werke geht. „Der Chevalier de Lorraine erschien neulich bei der F —. Sie wollte die Verzweifelte spielen; da beschloß der Chevalier, mit dem köstlichen Anstand, den du kennst, der verdrießlichen Geschichte auf einmal ein Ende zu machen. „Nun was ist es denn, Mademoiselle?“ sagte er, „warum so außer sich? Was ist denn so Besonderes an dem Unglück, das uns begegnet ist? Wir liebten einander — wir lieben einander nicht mehr. Beständigkeit ist keine Tugend für unser Alter; weit besser, wir vergessen, was vorbei ist, und stimmen wieder den gewöhnlichen Weltton an. — Ei! was haben Sie da für ein artiges Hündchen!“ — „Und damit,“ sagt Madame de Sevigné, „war es aus mit dieser bella passion.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Schulfest. Literatur.

Diesen Sommer war wieder unser Promotions- oder Schulfest, über dessen nachtheiligen Einfluß auf die Gemüthsausbildung der jungen Leute ich schon manchmal in diesen Blättern geklagt habe; denn all sein Pomp ist zwar darauf berechnet, Nacheiferung bei den Schülern zu erregen, tödtet aber ihre Bescheidenheit und Kindlichkeit, indem es ihre Eitelkeit und Ehrsucht aufregt; es zeigt ihnen den großen Werth des äußern Verdienstes, das sich zur rechten Stunde

Digitized by Google

geltend zu machen versteht, während das dauernde, aber schüchterne ihnen lächerlich wird. Es ist für den Freund der Jugend wirklich ein peinigender Anblick, diese gekrönten Schüler mit ihren Auszeichnungen unter militärischer Musik in den Straßen herumziehen und sich der Schaulust der Menge aussetzen zu sehen. An diesem Fest, das vor seinem Zuge durch die Stadt in der St. Peterskirche beginnt, wo es ganz an seiner rechten Stelle wäre, an diesem Schulactus hält der jedesmalige Rektor der Akademie eine Rede über die Leistungen der Akademie und die sonstigen literarischen Erscheinungen von einiger Bedeutung in dem vergangenen Jahr. Von öffentlichen Vorlesungen war diesmal nicht viel zu berichten, jedoch wurde an A. Peschiers Vorträge über deutsche Literatur lobend erinnert; warum nicht auch an Thourets Vorträge über Genfer Geschichte und über Reformationsgeschichte? Der literarischen Erscheinungen von einiger Bedeutung waren allerdings wenige. Sismondi gab den siebzehnten und achtzehnten Band seiner französischen Geschichte heraus. Sie geben nur von den lezten Regierungsjahren Franz I. durch die zwei folgenden Regierungen bis zu den ersten Jahren Karls IX., also im Ganzen durch dreißig Jahre, von 1538 bis 1568; allerdings der Jahrzahl nach ein kleiner Zeitraum, aber lang und schwer, wenn man Frankreichs Leiden in demselben bedenkt; denn es war die Zeit, wo der Kampf begann zwischen dem erwachten Geist und religiösem und politischem Fanatismus, wo die grausame Hize Philipps II., des Herzogs von Alba, der Guise und Pabst Pauls IV. lange nicht durch die Tugenden Coligny's, Dandelots, Hopitals und des Prinzen von Oranien aufgewogen wurden, wo Katharina von Medicis und der blutdürstige Alba die Vernichtung der Hugenotten beschlossen, die einige Jahre später so viel Blut und Thränen über Frankreich bringen sollte. Diese kurze Zeit ist überreich an Charaktergemälden, an großen Wahrheiten und Lehren, und so erscheint sie auch in diesen beiden Bänden Sismondi's. Es war gewiß nicht leicht für den Geschichtschreiber, besonders für den protestantischen, jene Zeit ruhig, besonnen und unparteiisch zu erfassen, sie nach ihren wahren Verhältnissen darzustellen, und zu erkennen, was von manchem Ruf wegzuschneiden und an anderer Stelle hinzuzusetzen ist, da beide Parteien von Haß und Schmeichelei entstellt worden sind. Dies ist Sismondi durch gründliche Studien, gesunde Kritik und volle Unparteilichkeit gelungen.

Ein Genferisches Geschichtswerk ganz anderer Art, aber auch verdienstlich, ist Thourels Histoire de Genève in drei Bänden, das erst vor Kurzem vollendet wurde. Der Verfasser ist kein Genfer, hat aber die Geschichte des Landes mit Eifer aus den Quellen studirt, und sein Werk kann unbedenklich neben die Genfer Geschichten von Berenger und Picot gesezt werden. Als politische Geschichte ist es sogar besser denn diese, weil Thourel als Fremder nicht so viele persönliche Rücksichten zu nehmen hatte. Es steht ihnen aber in der Darstellung des sittlichen Lebens, in der Farbengebung der Zeit nach.

Madame Necker, von deren trefflicher, in Frankreich gekrönter Schrift über weibliche Erziehung wir anderwärts gesprochen haben, steht in dieser Art nicht mehr allein in Genf, denn Mad. Tourte-Eberhardt zeigt in ihrem Journal d'Amélie ein glückliches Talent in Darstellung und Sprache. Es thut in der heutigen französischen Literatur sehr wohl, eine junge Waise zu sehen, die sich in den schwierigen und gefährlichen Lagen ihres Lebens allein durch Frömmigkeit, kindliche Liebe und festes Anklammern an ihre Pflicht aufrecht erhält. Dieses kleine Werk beweist von Neuem, zu welcher Höhe die verständige weibliche Erziehung in Genf gediehen ist. Es wird einem hier aber selten so wohl, sich über ein poetisches Erzeugniß freuen zu können. Um so mehr muß der Fantasque gerühmt werden, ein Blatt, das alle Monate nur zweimal erscheint, aber gerade durch diese selbst aufgelegte Beschränkung des bleibenden Interesse bei einem Publikum gewiß ist, das nicht leicht befriedigt werden kann und besonders Mannichfaltigkeit verlangt. Gerade diese Mannichfaltigkeit kann als ein charakteristischer Zug des Herausgebers, Petit-Senn, betrachtet werden, der auch ein seltenes Talent im Beobachten, Auffassen und Darstellen alles Sittlichen hat. Ueberdies zeichnet er sich in einer Art Dichtkunst aus, die einst in Frankreich so hervorstechend war und da wirklich zum Muster dienen konnte, jezt aber dort fast ganz verschwunden ist, ich meine das witzige Lied, die Satire, die launige Erzählung. In diesem heitern, immer wechselnden Gewande führt Petit-Senn die Genfer Sitten und Sprache, in denen sich viel Eigenes und Alterthümliches erhalten hat, handelnd ein, gibt ihnen Bewegung und Farbe. So ist der Fantasque eine eigentlich Genferische Zeitschrift, ohne jedoch darum an Aufsäzen von allgemeinerm Interesse arm zu seyn. Die Politik und die verlezende Persönlichkeit hat daran Gottlob! keinen Antheil, und darum verdient dieses Blatt über den Figaro und Corsaire gesezt zu werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Mancherlei.

Die musikalischen Genüsse brechen mit Macht herein. Eine Fluth von Sängerinnen ist aus West und Süd angeschwemmt gekommen, ohne uns eben vergessen zu machen, welchen Mangel wir leiden. Die Fischer-Achten aus Frankfurt findet wenig Widerspruch, aber auch keine Begeisterung. Der Virtuos Poll erringt die meiste Anerkennung seines ausgezeichneten Spiels, aber die Lorbeeren sind nur Lorbeeren; zum Handwerk gehört Klimpern. Im Brande des englischen Hauses ist den hiesigen Liedern, Künstlern, Gelehrten, und literarischen Vereinen ein Lokal verbrannt, an das sich zum Theile ihre Existenz knüpfte. Es ist das älteste und bis jezt fast einzige Gesellschaftshaus der Art in Berlin, und die älteste Gesellschaft, der sogenannte Montagsklub, eine humoristische Gelehrtengesellschaft, in welcher Gotthold Ephraim Lessing als junger Mann aufgenommen wurde, die also schon lange vor ihm bestand, ist in diesem Hause gestiftet worden. Den Liedervereinen sind ihre sämmtlichen Musikalien, und darunter Partituren, die nur in dem einen Exemplare existirten, verbrannt.

In Wilhelm Neumann (königlichem Intendanturrath), über dessen plözlich erfolgten Tod Ihnen die Zeitungen schon berichtet haben, verliert die ästhetische Kritik einen eben so scharf blickenden, als wohlgesinnten Arbeiter. Die Humanität dieses bescheidenen Mannes wird von Allen, die ihn näher kannten, gerühmt. Seine lezten Arbeiten befinden sich in den Hegelschen Jahrbüchern und in den Brockhausschen Blättern für literarische Unterhaltung.

Die Anwesenheit des hohen Gastes aus Rußland hat weniger Einfluß auf das öffentliche Leben, als man erwartete. Die Hohenstaufen von Raupach sollen in der Reihenfolge, zu Ehren der Kaiserin, gegeben werden. Doch geht auch dies nur langsam vor sich, und wenn es das Einstudiren jener bedeutenderer Werke hinderte, so weiß man nicht einmal, ob man es wünschen soll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. November 1834.

Aimons, Louis le permet,
Tout ce qu'Henri quatre aimait!

Béranger.

Französische Galanterie.

(Beschluß.)

Wie viele ähnliche Geschichten aus der neuesten Zeit ließen sich erzählen! Noch nicht lange besuchte eine Dame eine Freundin, die sich in die bittersten Klagen über die Unbeständigkeit der Männer ergoß. Ueberrascht, daß die Freundin etwas der Art sich so sehr zu Herzen nehme, sagte die erste: „Beruhigen Sie sich um's Himmels willen, beruhigen Sie sich! Solch ein Unglück ist ja bald wieder gut gemacht und vergessen! Sie erinnern sich doch noch jenes Monsieur C.; nun, der machte es mir eben so; die erste Woche war ich untröstlich, das ist wahr, aber jezt — mon Dieu! denke ich doch kaum mehr daran, daß er je existirte!“ — „Ach, Liebe!“ erwiderte die Andere, deren Schönheit nachgerade im Verblühen war, „es ist ein großer Unterschied zwischen uns beiden: Monsieur C. war Ihr erster Liebhaber, Monsieur R. ist — mein lezter!“

Jene Liebe, jene tiefe, herzinnige Liebe, wie sie unsere englischen Dichter hin und wieder so köstlich geschildert haben, sucht man in Frankreich vergebens. In jeder Phase einer französischen „Amour“ herrscht mächtiger Wortschwall: der Gegenstand der Flamme wird angebetet, vergöttert; aber bei all den graziösen Wendungen und Stellungen der Galanterie, bei all den Phrasen, die sie von sich gibt, ist keine Spur von jener Ruhe und Innigkeit, von jenem tiefen, beseligenden, herzergreifenden Tone, der einem die volle Ueberzeugung zuruft, daß das Herz, dem man sich entgegenneigt, wirklich und ganz einem angehört. Die Liebe, wie sie sich in Frankreich zeigt, ist eine Liebe für die Gesellschaft, nicht für das Alleinseyn, eine Liebe für den schimmernden Salon, das duftende Boudoir, eine Liebe, die sich in Intriguen, Politik, Geschäfte mischt, eine Liebe, die befriedigt, aber nicht das Herz füllt, die keine Feenpaläste baut, aber auf die betretenen Pfade des Lebens mehr Blumen streut, als ein ernsteres Volk darauf findet.

Diese Liebe durchdringt die ganze Geschichte Frankreichs. Sie ist so ganz national, daß die galantesten Regierungen von jeher unfehlbar auch die populärsten waren. Heinrich IV. ist kaum mehr ein historischer Name, als die schöne Gabriele; und der Achtung, in der dieser weise und geliebte König noch steht, geschah nie der geringste Abbruch dadurch, daß ihn die Geliebte in den Rath begleitete, ihn im Angesicht des ganzen Hofs küßte und sich ebenso von ihm küssen ließ. Nein, die Franzosen sahen daran bloß, daß es tout français war, und der alleinzige Punkt, der ihnen dabei bemerkenswerth scheint, ist, daß die schöne Gabriele in

Digitized by Google

Wahrheit schön war. In diesem Punkt — denn sie sehen die Maitressen ihrer Könige gerade an wie ihre eigenen — sind sie unerbittlich, und durch nichts verlor wohl Ludwig XIV. soviel von seiner Popularität, als durch seine eheliche Liebschaft mit Scarrons alter häßlicher Wittwe. Aber nicht nur für die Liebschaften ihrer Monarchen interessiren sich die Franzosen gewaltig: wo ist ein großer Mann in Frankreich, mit dessen Namen und Ruf sich nicht der eines sanftern Wesens verkettete, eines sanftern Wesens, das ihn allerdings nicht an sich größer gemacht, aber die rauhen, steinigten Pfade des öffentlichen und literarischen Lebens für ihn geebnet hat? Wo ist Voltaire ohne seine Madame de Chatelet? Und doch, welcher Natur mußte des Poeten Liebe zu der Frau seyn, an deren Todtenbette er weinte und dazu sagte: „ce grossier St. Lambert l'a tuée en * * * * * * * *!“ Wo ist Mirabeau ohne seine Sophie du Ruffay? Und doch, wie mochte der Patriot das Wesen lieben, das er aufopfern konnte, um seine Schulden zu bezahlen!

Wie manche liebliche Episode wirft ein sänftigendes Licht auf den blutigen Fanatismus der Ligue, auf die tollen Wirren der Fronde, auf die wilden Thaten, die blutigen Greuel der Revolution! Wie graziös, Robespierre zum Trotz, lebte die Galanterie, welche den Hof geschmückt, auch im Kerker fort und that den lezten Athemzug auf der Guillotine!

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Daß diesen Worten ein Erguß von freundschaftlichen Gefühlen zwischen beiden Männern folgte, war natürlich; dann kamen die Fragen Walters: „Wo kommst Du eigentlich jezt her? wo willst Du hin? — Hast Du Leopoldinen gesehen?“ — „Leopoldinen! meine Frau!“ rief Julius, dessen blasse Wangen sich von einer lebhaften Empfindung röthteten; „kennst Du sie? was weißt Du von ihr?“ — „Ob ich sie kenne?“ erwiderte Walter, „sie wohnte ja fünf Jahre in meiner Nähe und meine Frau war ihr vertrautester Umgang.“ — „Wo bin ich denn?“ fragte Warheim mit dem Ausdrucke des Erstaunens; „ich glaubte mich in Glogau, und Leopoldine lebte ja in Grünfeld.“ — „Siehst Du jenes weiße Gebäude?“ versezte Walter, indem er den verhüllenden Vorhang vom Fenster weghob; „das ist das Amthaus von Grünfeld, dort waltete Leopoldine und beglückte mit ihrer Seelengüte, ihrer Freundlichkeit und ihrem Talent Alles, was um sie lebte. O Freund! welch ein Weib hast Du! und wie konntest Du Dich so lange von ihr trennen? Ich bin sonst, besonders im Kapitel der Frauen, durchaus kein Enthusiast und noch immer ein Bischen wunderlich, wie Du mich in meinen jungen Jahren kanntest, aber von diesem liebenswerthen Wesen kann ich nicht ohne Wärme sprechen. Mensch! Du bist glücklicher als Du verdienst!“

Walters Rede, die auf Julius einen ungemein heftigen Eindruck zu machen schien, veranlaßte zwischen den beiden Freunden ein Gespräch, das beinahe die ganze Nacht fortdauerte, weil der Kranke versicherte, bei den Mittheilungen des Pfarrers ruhiger seyn zu können, als ohne dieselben. Wir entheben ihnen das Wichtigste, die Erzählung, die Leopoldinen betrifft, und lassen Waltern selbst sprechen.

„Ich war mit meiner neuen Frau kaum auf der hiesigen Pfarre angezogen, als Amtmann Lonau mit der seinigen nach Grünfeld kam. Die Nähe des Amthauses, die Hoffnung auf einen angenehmen Umgang, denn das Lob des Ehepaares war ihm vorangegangen, bewogen uns, sie aufzusuchen, und da wir uns gegenseitig ungemein ansprachen, so wurde dies und das von den innern Lebensverhältnissen und den Planen für die Zukunft geschwazt. Wir vernahmen, daß man binnen wenigen Tagen ein Frauenzimmer erwarte, auf dessen Ankunft Madame Lonau äußerst gespannt schien, ja welcher sie sogar nicht ohne einige Aengstlichkeit entgegensah. Der Name der Erwarteten machte mich stutzen. Ich hatte seit geraumer Zeit nichts von Dir selbst gehört, sondern nur durch das Gerücht vernommen, daß Du mit einer schönen und liebenswürdigen Frau verheirathet seyest und eines der ersten Häuser in der Residenz machest. Wie hätte ich nun denken können, in der Person, welche die Gehülfin der Amtmännin vorstellen sollte, Deine Gattin zu finden? Fragen mochte ich nicht, da man die Sache als ein halbes Geheimniß zu behandeln schien; allein mein Interesse war lebhaft erregt, und ich nahm mir vor, sobald der Aufstand es erlaubte, die Bekanntschaft der Fremden zu machen.

„Leopoldine kam, und ihre Schönheit, von einem stillen Gram umschleiert, der gebildete Ton ihrer Rede und ihres Benehmens, welcher deutlich verrieth, daß sie mit der vornehmen Welt in Verbindung gestanden hatte, die Rolle, in welcher sie im Amthause auftrat, und ihre augenscheinliche Unfähigkeit, den Anforderungen derselben zu entsprechen, erhöhte meine und meines Weibes Theilnahme, und die Aeußerungen, die sie uns entriß, reichten hin, uns ein vereinzeltes und tief verletztes Herz zuzuwenden. Ich erfuhr, daß ich wirklich Deine Frau vor mir hatte; ich vernahm durch die meinige und später auch durch sie selbst das Materielle eurer Begegnisse und jetzigen Lage. Mit der Enthüllung des zarteren Theiles ihrer Vergangenheit, ihrer und Deiner

Digitized by Google

Gefühle war sie sparsamer, und ich mußte dieselben größtentheils aus einzelnen Worten errathen, die ihr eine plötzliche Aufwallung oder ein lebhaftes Andenken entriß. Ihre Stellung zu der Lonau war Anfangs gespannt, gezwungen und daher sehr unangenehm. Charlotte wollte in ihrer Gutmüthigkeit Leopoldinen ihre abhängige Lage gar nicht fühlen lassen, die Leztere konnte sie keinen Augenblick vergessen, und das brachte nicht nur in ihre gemeinsamen Beziehungen etwas Unrichtiges, Drückendes, sondern es hinderte auch Deine Frau, in die volle Thätigkeit zu treten, zu welcher wir sie ermunterten. Doch siegte auch hier endlich der ächte Werth des weichen weiblichen Gemüthes. Charlotte Lonau ist nicht nur eine verständige Hausfrau, sie ist auch ein kluges, feinfühlendes Wesen. Sie sah wohl ein, daß Leopoldine in ihrem innern wie in ihrem äußern Leben zerstört seyn müsse, und die Aufschlüsse, die der Oberförster ihr über die Vergangenheit gegeben hatte, mochten sie bei der eifrigen Bemühung leiten, wohlthuend auf der Leidenden Zustand zu wirken. Erst suchte sie ihr Herz an sich zu ziehen, dann ihr Vertrauen, und Leopoldinens liebebedürftige Seele gab sich, durch diese neue Zuneigung erleichtert, ihr so rücksichtslos hin, wie sie es gegen uns that. Ungeachtet aber diese entstehenden Freundschaftsbande mit einer seltenen Innigkeit von ihrem Herzen festgehalten wurden, so konnte sie dennoch dem Landleben, den ungemein vervielfältigten häuslichen Beschäftigungen Charlottens, der Betriebsamkeit in der Wirthschaft keinen Geschmack abgewinnen, und nur das Gefühl der Nothwendigkeit mochte ihrer Abneigung Schranken setzen. Das hat sie uns während dem Laufe des ersten halben Jahres oft bekannt, wenn sie, wie sie dies meistens that, einen Theil des Sonntags mit uns zubrachte und mit der liebenswürdigsten Offenheit über sich und ihre Empfindung sprach. Doch auch in diesem Punkte sollte das Schicksal den edlen Charakter vortheilhaft entwickeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

An einen Vogel.

Schnell war der Schnabel dir gewezt.
Das Lied erklang. Wo bist du jezt?
Entflogen längst? Dir auf dem Fuß
Kommt schon zu spät der schnellste Gruß!

Der Felsenblock.

Sphinxenernster Felsenblock
In des Rasens Würzgekräute,
Lang' hier lehn' ich schon am Stock:
Gib dein Räthsel mir zur Beute!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

Hoffeste. Periodische Literatur. Theater.

Wenn Karlsruhe nicht ganz vergessen werden soll in der Geographie Ihrer Blätter, so ist es Zeit, ein erneuertes Zeichen seines Daseyns zu geben. Meine Berichte sind wie Zugvögel: im Winter ziehen sie ein in die immergrünen Stuttgarter Blätter, im Sommer läßt sich keiner mehr blicken, da wird zu Haus gebrütet. Und diesmal bedarf es wirklich einer Versicherung unserer Existenz, denn wie viel hätte gefehlt, daß wir diesen Sommer durch Feuer vom Himmel verzehrt worden wären, wie Sodom und Gomorra, so gut meinte es die Sonne, und um in unserm Sande Straußeneier auszubrüten, fehlten diesmal nur die Eier, und zu einem italienischen Sommer nur Italien. Darum haben Sie durch mein Schweigen auch gar nichts verloren. Doch jezt, wo die Novemberstürme blasen und die Natur im Winterschlafe liegt, da erwacht die große Welt; auch das Theater reibt sich die Augen, aber wie es naturgemäß nach solch einem Schlafe geht, wo die Thiere nur von ihrem eigenen Fette leben, es sieht sehr mager aus. Das Militär hat seine Winterquartiere bezogen, nachdem auch wir unsere Herbstmanövres und unsere Lager gehabt haben, und die Uebungen der kalten Jahrszeit beginnen, auf glattem Boden, mit den Waffen des kleinen Krieges. — Seit acht Tagen umrauschen uns Hoffeste. Die zweite Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl, Josephine von Baden, wird mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt, und seitdem reichen sich Bälle, Diners und Cours die Hände. Die Stadt wird außer dem Gerassel der Wagen nicht viel von diesen Festen gewahr. Der einzige Ort, wo Hof und Stadt zusammenkommen, ist das Theater. Das Publikum hatte auch gehofft, auf der Bühne an diesem Tage etwas Neues zu sehen, den Piraten von Bellini, aber zum Unglück stellte sich auch hier wieder ein Wechselfieber ein, an dem das Repertoire das ganze Jahr leidet, und so mußten die ersten Akte einer bekannten Oper aushelfen. So eben fahren wieder die Hofwagen unter meinem Fenster vorüber zu einem großen Balle beim Minister des Auswärtigen; da denke ich unwillkührlich, Görres hat doch so Unrecht nicht, daß den Reichen ihr Genuß zur Arbeit wird, und, denke ich dazu, daß sie, wenn es seyn muß, Strapatzen ertragen können, die an größere Anstrengungen gewöhnte Körper erschöpfen würden.

Der Spätherbst zeigt sich auch in unserer Journalistik. Die Blätter welken und fallen eines nach dem andern, und wenn es so fort geht, so bleiben nicht viel mehr übrig, als an den Bäumen. Manche welken von innen heraus, an andern zaust die Censur wie ein Novembersturm. So hat der Mannheimer Stadt- und Landbote, ein unschuldig harmloses Klatschröschen, nach neun Monaten sein Embryonenleben aufgegeben. Es hatte sich, seinem Fötuszustande gemäß, von Wasser genährt und Schmutz abgesezt. Die Welt erfuhr hier seinen Tod zugleich mit seiner Geburt. Aber nicht nur die Unschuld stirbt. Auch die Mannheimer Zeitung, die badische Quotidienne, hat eingetretener Hindernisse wegen schnell ihr Erscheinen eingestellt. Damit aber nicht die Gegenpartei juble, hat auch der Zeitgeist, nachdem er vor einem Vierteljahre wie ein Verarmender die Beilagen von seinem Tische eingehen ließ, nun das ganze Gedeck aufgegeben. Er hatte seit geraumer Zeit schon sehr mager serviert, die Censur hatte houdopathische

Digitized by Google

Kost vorgeschrieben. Zur Entschädigung für alles dies entstand vor vier Wochen urplötzlich ein Karlsruher Musik- und Theaterblatt, mit dessen Anzeige ich mich beeilen will, damit nicht die Todespost vor der Gedrucknachricht komme. Daß unser Theater einer Kritik, einer gründlichen, scharfen, unerbittlichen Kritik bedürfte, ist nur zu wahr, aber schlimmer als gar keine sind solche Afterkritiken, solche Organe der Mittelmäßigkeit, die, mit „wenig Witz und viel Behagen," mit der herkömmlichen dramaturgischen Phraseologie ihre eigene Leerheit behängen; denn einerseits, wo sie Unrecht haben, bestärken sie Direktion und Spieler in ihren falschen Richtungen, und andererseits, wo sie zufällig mit Recht tadeln, bleiben sie unbeachtet, weil ihre innere Schwäche doch zu offen am Tage liegt. — Die deutsche Dramatik ist im Verfall, ist ein in den letzten Lustren fast als Axiom angenommener Satz, aber wenn sie es überall nur aus den Gründen wäre, wie in hiesiger Stadt, so sollte man meinen, wäre die Veranlassung eine äußere und nicht ein inneres Siechthum. Das Karlsruher Hoftheater war immer eine Bühne zweiten Rangs; sie gab nicht den Ton an, sie nahm Gegebenes von außen auf. Die Intendanz bildete — der faule Fleck an allen Hoftheatern — eine Hofcharge, ohne Befähigung und Kenntnisse. Einige Jahre lang ging die Leitung von einem Comité aus, zusammengesezt aus den Regisseurs, dem Kapellmeister und dem Dichter Auffenberg. Es ging wo möglich noch schlimmer; der lezte nahm sich der Sache wenig an. Da warf man die Augen auf den Grafen Leiningen-Neudenau. Ausschließliche Liebe zum Theater ließ ihn die Stelle wünschen; ein besonders günstiges Ereigniß, das mehr als Gewöhnliches hoffen ließ; dazu war er Graf — er wurde Intendant. Diese beiden Vorzüge blieben aber auch die einzigen. Sein Eifer galt ihm für Befähigung; seine jezt dreijährige Leitung gab darüber berichtigende Aufklärung. Seit dem geendigten ersten Jahre derselben, wo ich eine statistische Zusammenstellung seines Wirkens gab, haben diese Blätter nichts mehr von unserer Bühne gesprochen. Dort stellte ich meiner Ueberzeugung nach billige Anforderungen; ich weiß, daß eine Theaterintendanz in einer kleinen Residenz in Vielem gehemmt ist und wohl keine Reformation von ihr ausgehen wird, ich weiß aber auch, daß ihre Stellung in Manchem selbst förderlich ist, und daß die Hofetation sie über vielfältige, sonst gebieterische Launen hinaushebt; zulezt weiß ich übrigens noch, daß Hemmungen, die von innen kommen, die größten sind und keiner Stellung weichen. Eine unerkaltbare Vorliebe für die dramatische Kunst ließ mich seitdem fortwährend den Bewegungen und Regungen auf jenen bedeutsamen Brettern folgen, und eine ruhige Beobachtung während drei Jahren hat ein Urtheil hervorgerufen, das nur ein Widerhall der Stimme des Publikums ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Neue Knochenhöhle. Die Stadt.

Für die Wissenschaft nicht ohne Interesse ist die Entdeckung einer Höhle am Fuß des höhlenreichen Salève. Sie hat ungefähr sechzehn Fuß Länge, auf drittehalb Höhe. Auf dem Boden, der mit kalkartigen Inkrustationen bedeckt ist, liegen eine Menge Knochen von Thieren, die zum Theil nicht mehr in unserer Gegend leben, z. B. Damhirschen. Hier lebte wahrscheinlich ein Raubthier, das nicht nur Schafe, Ochsen, Pferde, Hunde und Katzen, sondern auch Vögel verzehrte; von seinem eigenen Gebein ist jedoch keine Spur gefunden worden. Außerdem entdeckte man darin eine eiserne Waffe sehr alter Art, die beweist, daß diese Höhle vor vielen Jahrhunderten Menschen zugänglich war und erst hernach durch die Stalagmiten und Stalaktiten geschlossen wurde, die sich da gebildet haben. Wahrscheinlich hauste hier ein Luchs, denn diesem allein war es möglich, auch Vögel zu fangen. Konrad Gesner und Wigner führen schon den Damhirsch nicht mehr unter den Thieren unserer Gegend an.

Der geistreiche Engländer T. Walsh sagt in seinen Souvenirs de la Suisse von Genf: „Wenn man jezt noch, wie vor Jahren und damals mit Recht, behauptete, Genf sey eine häßliche Stadt, so wäre dies eine alte, vergangene Geschichte, denn seit einigen Jahren sind die Zugänge Genfs von der Seeseite und von Frankreich her sehr verschönert worden. Jene efeuhaften, schwarzen, krummen, halbverfallenen Bretterhäuser an dem südlichen Rhoneufer, durch die das schöne Blau dieses Flusses auf gar mancherlei Art verunreinigt wurde, diese schmuzigen Uebelstände sind nun verschwunden, und an ihrer Stelle zieht sich ein breiter Kay mit schönen steinernen Häusern hin, auf den mehrere breite Straßen und Plätze ausgehen. Eine Kettenbrücke vereinigt die zwei Ufer, wodurch das unermeßliche Hotel des Bergues mit der Stadt in Verbindung gesezt wird. Die Dome, wo ungeheuer hohe und ziemlich schwache Balken vorspringende Dächer trugen, dadurch aber die Straßen verengten und ihnen Licht und Luft nahmen, sind verschwunden. Alles ist in der untern Stadt viel reinlicher, comfortabler, behaglicher und symmetrischer geworden. Kommt man von Savoyen her nach Genf, so zeigt sich eine große Stadt, denn die schönen Hôtels du haut mit ihren großen Terrassen würden überall imposante Wirkung machen. Das Innere der Cité hat freilich nichts gewonnen und konnte es auch nicht; hier mußten, nach der Aeußerung eines geistreichen Genfers, die eng zusammengedrängten Häuser aus Mangel an Raum in die Höhe treiben. Die kleinen, dunkeln und engen Straßen, die elenden Schuppen, die Schachteln, in denen arme Mätherinnen mit Zwirn und Schnüren sitzen, die sich nicht mehr umdrehen können, so wie ein Käufer in ihre winzigen Laden tritt; diese ganze geschwäzige, immer bewegliche, wenig um ihr Aeußeres bekümmerte und gewiß nicht zu ihren Gunsten einnehmende Bevölkerung, die durch die Löcher ihrer Kleider Gewinnsucht zeigt, all diese Gegenstände fallen gewiß jedem Fremden unangenehm auf; aber Aehnliches zeigt sich in allen volkreichen, in allen Fabrikstädten, ohne daß man da all das Gute anträfe, was Genf auszeichnet. Genf, das schon seit langer Zeit einer der Lichtpunkte europäischer Civilisation ist. Merkwürdig ist hier die freundliche Annäherung und Versöhnung in den religiösen und politischen Meinungen, woraus ein wahrhaft öffentlicher Geist hervorging, der Alles gern ergreift, was wahrhaft lobenswerth ist. Hier findet man die freisinnigste Regierung in Europa, die vollständig ihre Bestimmung begreift, indem sie ihr kleines Volk aufzuklären, zu verbessern, ja ihm die ganze Masse von Wohlseyn zu verschaffen und ihm alle Freiheit zu sichern strebt, die nur immer mit der Aufrechthaltung der Ordnung verträglich ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. November 1834.

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. —

Goethe.

Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt.

Allgemeine und allgemein faßliche Uebersichten vom gegenwärtigen Stande der Wissenschaften scheinen uns nützlich und interessant, sofern sie der zahlreichen Klasse derjenigen, welche sich dilettantisch um alle Zweige des menschlichen Wissens bekümmern, den Gesichtspunkt feststellen, aus dem eine Wissenschaft zu betrachten ist, deren Fortschritte bisher ihre Phantasie überschäzt, oder deren Werth ihr Verstand zu niedrig angeschlagen hat. Wir geben im Folgenden eine flüchtige Skizze der bisherigen allgemeinen Resultate des antiquarischen Theils der Botanik, der sich von der Sonne und ihren lebenden Kindern ab zur Nacht der Erde und ihren steinernen Herbarien gewendet hat.

* * *

Die Pflanzenwelt, welche gegenwärtig die Oberfläche der Erde bedeckt, auf welcher der Mensch seine Geschichte spielt, steht auf den Gräbern mehrerer dahingegangenen Pflanzenschöpfungen, deren Spuren durch verschiedene Erdschichten zerstreut sind, deren eigentliche Begräbnißstätten aber die Steinkohlengruben vorstellen. Die fossilen Reste von Thieren zogen von jeher die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich, aber mit den fossilen Gewächsen fing man erst seit dem verflossenen Jahrhundert an sich einigermaßen ernstlich zu beschäftigen, und dies rührt daher, weil die Organe der Pflanzen, meist nicht so fest als Knochen und Muschelgehäuse, sich in den Eingeweiden der Erde weniger gut erhalten haben. Anton Jussieu (1718) bemerkte wohl zuerst den Unterschied zwischen den fossilen Gewächsen der Steinkohlenminen und den gegenwärtig in denselben Ländern lebenden; schon ihm entging ferner nicht die überraschende Aehnlichkeit derselben mit tropischen Gewächsen. Von nun an fehlte es nicht an Schriften über diesen anziehenden Gegenstand, und der Deutsche Scheuchzer gab in seinem Herbarium diluvianum ziemlich richtige Abbildungen verschiedener fossiler Gewächse. Aber dieser Zweig der Wissenschaft konnte erst dann wirkliche Fortschritte machen, als sich die Geognosie und die Botanik selbst auf einen gewissen Grad entwickelt hatten. Der Beobachtungsgeist mußte erst der Geologie ihre wahren Grundlagen angewiesen, die Botanik mußte die künstlichen Systeme, welche die Vergleichung analoger Gebilde erschweren, aufgegeben haben, endlich mußte zum Wenigsten die Mehrzahl der jezt lebenden Gewächse bekannt, namentlich aber die Flora der Tropen erforscht seyn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war in dieser Beziehung das Terrain gehörig vorbereitet, und von nun an wurden auch die Schriften über diesen Gegenstand sehr zahlreich. Im ersten Jahrzehend leistete am meisten Schlotheim (1804) durch bessere Abbildungen als die

Digitized by Google

bisherigen, genauere Beschreibungen und oft glückliche Zusammenstellung der alten Arten mit den jetzigen. Im Jahr 1820 begann der Graf Sternberg seine Epoche machenden Abhandlungen herauszugeben; eine Menge Schriften erschienen sofort, und in Deutschland, Frankreich, England, Schweden und Amerika wurden viele Kohlengruben in dieser Beziehung untersucht. Alle bisher gesammelten Dokumente faßte Adolph Brongniart in seinem Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles zusammen, ein Werk, das die Grundlage für alle neuern Forschungen bildet. Das neueste bedeutendste Werk ist die fortwährend erscheinende fossile Flora Großbritanniens von Lindley und Hutton.

Das Studium der fossilen Gewächse wird vorzüglich dadurch sehr erschwert, daß die zur Bestimmung der Geschlechter wichtigsten Theile zugleich die kleinsten und zartesten sind und sich in den festen Erdschichten sehr selten erhalten haben; man sieht sich daher meistens auf die Vergleichung derberer Organe, der Stengel, Blätter, hie und da einer Frucht beschränkt. Keime, Blüthen und Samen sind meist völlig zerstört. Auch die eigentlich krautartigen Gewächse, ferner Conserven, Schwämme, Flechten, sind, wenn sie anders existirten, verschwunden oder doch sehr unkenntlich gemacht. Die Holzstämme sind versteinert, indem allmählich die kleinsten Theile von Holz und Rinde mineralischen Elementen Platz machten; ihre Form ist dabei unverändert geblieben; die Blätter erscheinen meistens in schwarzen oder grauen Umrissen auf dem Gestein. In den meisten Fällen ist der Botaniker, der fossile Gewächse auf die Familien und Geschlechter der jetzt lebenden zurückführen will, auf die Vergleichung des Baus des Holzes und der Rinde und der Textur der Blätter beschränkt.

Die Hauptfragen, welche man aufwarf, als diese neue Wissenschaft einigermaßen Fuß gefaßt hatte, sind: waren in jeder gegebenen großen Periode der Erdbildung dieselben Arten, Geschlechter und Familien von Gewächsen zumal und gleichförmig über alle Länder verbreitet, oder aber hatte, wie gegenwärtig, jeder Landstrich seine bestimmt charakterisirte Flora, gab es, wie jetzt, natürliche, auf kleine Länderstrecken beschränkte Pflanzengruppen neben andern, welche sich über ungeheure Räume verbreiteten? In Beantwortung dieser Fragen sind wir, da sie großentheils von der Entwirrung des Chaos abhängt, das für unsern Verstand noch in den Erdschichten herrscht, nicht sehr weit gekommen. Vor Allem müßten die Geologen gewiß seyn, daß gleiche oder analoge Schichten, welche man in weit von einander entlegenen Ländern findet, zur selben Zeit die Oberfläche der Erde gebildet haben. Wenn gewisse Schichten derselben Art, z. B. in Amerika und Europa, dort wie hier auf einander gelagert sind, so ist es immerhin wahrscheinlich, daß sie sich gleichzeitig und auf dieselbe Weise gebildet haben; enthalten sie dieselben fossilen Gewächse, so ist dies für den Geologen ein Beweis der Identität weiter. Der Botaniker aber, der umgekehrt fragt, ob die Arten in gleichzeitigen oder successiven Schichten mit einander übereinstimmen, kann sich jenes Beweises nicht bedienen, ohne sich im Kreis zu drehen. Eine andere Schwierigkeit entspringt daraus, daß man bis jetzt nur aus sehr wenigen Ländern die fossile Flora kennt, und noch dazu höchst unvollständig. So läßt sich z. B. aus den ältesten Schichten, in denen man Vegetabilien findet, aus dem sogenannten Uebergangsgebirge, hinsichtlich der damaligen geographischen Vertheilung der Gewächse rein nichts schließen, denn jenes Gebirge hat bis jetzt nicht mehr als 14 Arten geliefert, wovon 13 auf Europa, und nur Eine auf Nordamerika kommen. Offenbar kann man in dieser Beziehung nur solche Erdschichten vergleichen, welche eine bedeutende Zahl von Arten aus sehr verschiedenen Ländern geliefert haben, und bis jetzt ist die Steinkohlenformation mit ihren 258 Arten die einzige, welche dazu einigermaßen tauglich erscheint. Bei Betrachtung dieser Liste sieht man sogleich, daß die Kohlenminen auf verschiedenen Punkten von Europa, namentlich die von St. Etienne, die englischen, belgischen und böhmischen, in den meisten Fällen dieselben fossilen Arten liefern; dies kann nicht auffallen, weil die gegenwärtige Flora aller dieser Länder sehr ähnlich ist; das aber erscheint schon merkwürdig, daß unter 23 in den Kohlengruben Nordamerikas gefundenen Arten 14 auch in Europa gefunden werden. Dieses Verhältniß, das weit größer ist, als das jetzt unter den beiderseitigen Floren stattfindende, weist darauf hin, daß sie einst ungleich übereinstimmender waren, als gegenwärtig. Die beiden Welttheile waren vielleicht damals noch nicht getrennt, oder bildeten doch Inseln ein Band zwischen beiden. Von drei in Neuholland gefundenen Arten wurde eine auch in Ostindien entdeckt. Nicht nur wuchsen damals mehrere Arten in den verschiedensten Ländern, auch die Verhältnisse der großen Klassen, in welche die Pflanzen überhaupt zerfallen, waren überall so ziemlich dieselben. So bildeten die Farrenkräuter, Lykopodeen u. s. w. in Europa, wie in Amerika und Australien, die Hauptmasse, nämlich zwei Drittheile der Vegetation. Es scheint dies allerdings zu beweisen, daß zu jener Zeit die Vegetation über die ganze Erde weit gleichförmiger war, als jetzt.

Die Formationen über der Steinkohle bis zum Jurakalk lieferten bisher zu wenige Arten aus verschiedenen Lokalitäten, als daß sie ähnliche Schlüsse zuließen. Was den Jurakalk betrifft, so ist es sehr merkwürdig, wie selten in Deutschland und Frankreich die Arten von verschiedenen Punkten ganz übereinstimmen; von 51 Arten sind nur zwei in Frankreich und Deutschland ganz

Digitized by Google

dieſelben. Ebenſo iſt es in den folgenden Formationen, und man könnte daraus ſchließen, daß von der Periode der Steinkohle an ſich die gleichzeitigen Floren in verſchiedenen Ländern bedeutend zu unterſcheiden anfangen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Eheſcheidung.

(Fortſetzung.)

„Madame Lonau wurde gegen das Ende des erſten Jahrs Mutter; ihr erſtes Kind hatte ſie durch den Tod verloren. Ihr Wochenbett dauerte lange und war ſchmerzvoll. Während deſſelben mußte Deine Frau die Leitung der Wirthſchaft nothwendig ganz übernehmen, und als ihr ſchönes Herz fühlte, daß es jetzt von ihr abhänge, Lonaus und ſeiner Gattin liebevolle Behandlung, ihre zarte Schonung zu vergelten, ſo wurde ihr Alles leicht, was bis jetzt ihr ſo unangenehm geſchienen hatte. Der Freundin Rath, die Noth und ihr natürlicher Verſtand wurden ihre Lehrer, das Bewußtſeyn einer nützlich verwendeten Zeit und das Gelingen ihres Fleißes ihr Lohn. Sie that nach Art edler Menſchen weit mehr, als man verlangen konnte; ſie übernahm nebſt der Leitung aller häuslichen Arbeiten die Pflege von Charlottens Kinde, das die kranke Mutter nicht warten konnte, und während der wenigen Stunden der Muße vergnügte ſie die Wöchnerin und uns mit ihren Talenten für Muſik und Geſang, die ſie damals zum erſtenmal ſeit ihrem Hierſeyn ausübte. Was Freundſchaft und Dankbarkeit begonnen hatten, vollendete die Gewohnheit und die allmählich entſtehende Ueberzeugung des Beſſern. Bald hätte ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, um keinen Preis ihre thätige Lebensweiſe für ihre frühere glänzende Stellung dahin gegeben, und wenn nicht zuweilen ein leiſer Zug von Trauer über das holde Geſicht gezogen wäre, hätte man ſie mit ihrem Schickſal ganz verſöhnt glauben können. Von jenem Zeitpunkte an, wo die angeborne Schönheit ihres Charakters über Erziehung und Vorurtheil geſiegt hatte, ward Leopoldine uns und allen ihren Umgebungen ein Engel des Segens und der Freude. Ihr Gehalt und die Geſchenke des Oberförſters, die von Zeit zu Zeit reichlicher wurden, ſetzten ſie in den Stand, alle Wünſche ihres wohlwollenden Herzens zu erfüllen. Ihrer Tante, die ſich in der Ferne niedergelaſſen hatte, ſandte ſie durch meine Hülfe unter fremdem Namen und glaubwürdigen Vorwänden mehrmals bedeutende Unterſtützungen; kein wahrhaft Armer ging ungetröſtet von ihr, und ihre Freunde empfanden oft in der unerwarteten Erfüllung ihrer Wünſche ihre zarte, vorſorgende Liebe. Die Geſellſchaft unſerer Kinder, denn auch Lonaus bekamen noch zwei, war ihr die liebſte. Von ihnen umgeben, konnte manchmal die heiterſte Fröhlichkeit ihr Geſicht verklären, und noch jetzt lebt ihr Andenken in dem Herzen der Kleinen heilbringend fort.“

Eine lange Pauſe folgte der feurigen Beredſamkeit des Pfarrers, die, weit entfernt, einen vortheilhaften Eindruck auf Julius hervorzubringen, ſein Geſicht immer mehr umdüſterte. Die Augen mit der Hand bedeckt, ruhte er mit aufgeſtütztem Haupte in tiefes Nachdenken verſunken, während ſein Freund ihn mit dem Erſtaunen des Mannes betrachtete, der irgend eine Verkehrtheit nicht recht begreifen kann. „Du redeſt von ihr als von einer Abweſenden,“ unterbrach endlich Julius die lautloſe Stille, „iſt denn Leopoldine nicht mehr hier?“ — „Vor ungefähr einem Jahre,“ erwiderte Walter, „kam der Oberförſter nach Grünfeld. Ich lernte den Mann damals erſt kennen — wahrlich, Julius, Du haſt einen wackren, achtungswerthen Ohm, dem der Name eines Weiſen beſſer ziemen würde, als manchem Philoſophen. Er kam,“ fuhr er fort, ohne den tiefen Seufzer zu bemerken, der ſich der Bruſt ſeines Zuhörers entwand, „um Deiner Frau eine Stelle als Wirthſchafterin auf einem herrſchaftlichen Gute anzubieten, das einer adelichen Wittwe gehört, deren Geſchäfte er zu führen übernommen hatte. Leopoldine kämpfte lange Zeit mit dem Wunſche, einen Antrag anzunehmen, der ungemeine Vortheile darbot, und wo ſie in faſt ganz unabhängiger Lage, denn die Eigenthümerin bewohnte das Gut nicht, der Frau von Sandoval vielleicht einen Zufluchtsort geben konnte, und der Abneigung, ihre Freunde und die Gegend zu verlaſſen, wo ſie, wenn auch nicht ganz glücklich, doch ruhig und zufrieden gelebt hatte. Es war unſere Pflicht, ſie zur Annahme zu bewegen, und wir erfüllten ſie mit zerriſſenem Herzen, denn wir wußten wohl, daß mit ihr unſere beſte Freude ſcheiden würde. Einen Umſtand, der ſie beſtimmen half und ihr die Trennung von uns erleichterte, darf ich zu erwähnen nicht vergeſſen. Es hatten ſich ſchon einige Zeit mehrere achtungswerthe Männer der Umgegend ihr genähert und ernſtliche Abſichten gezeigt, da das Gerücht, ihr würdet geſchieden werden, oder wäret es wahrſcheinlich ſchon, überall im Publikum herumlief. Sie wünſchte ſehnlich, ſich dieſer Anträge mit einem Male zu entledigen, und ſah die gebotene Entfernung als das beſte Mittel dazu an. — Nun — warum ſiehſt Du denn ſo ſcheel und ſo trübe, du ſeltſamer Menſch?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Fortsetzung.)

Das Theater.

Das erste Jahr ging es noch leidlich; man sah doch ein Streben, einen gewissen Anlauf, einen guten Willen. Das dauerte nicht lange. Gegenwärtig fühlt man nur zu deutlich, daß die Leitung ohne Kenntniß und Einsicht geschieht, daß das Theater, weit entfernt, seine hohe Stellung als Kunstanstalt zu erkennen, nichts mehr ist, als ein Unterhaltungsort wie alle andern, an dem zufällig Komödie gespielt wird, wie an einem andern Kaffee getrunken, Tabak geraucht und Billard gespielt. Wenn nur eine leitende Idee, ein gewisser Zweck, ein Prinzip, wenn auch unrichtig durchblicken würde! aber nichts von dem; es ist der reine Zufall, der herrscht, hier veranlaßt durch Intriguen, durch berechnete Einflüsse von andern Seiten her, dort durch Unkenntniß, durch Verlegenheiten, durch Capricen. Dieser Mangel an einer leitenden Idee, und dazu noch an Geschmack, bildet mit der Unkenntniß einer fortschreitenden geregelten Administration die zwei Hauptfehler der Intendanz. Die Wahl der neuen Stücke ist gewöhnlich unglücklich. Im Fache der Oper bleiben die alten guten Opern liegen, die neuen werden fast durchgängig in Frankreich geholt, hie und da eine italienische, an deutsche ist gar nicht zu denken. In diesem Jahre waren neu der Zweikampf von Herold, der gänzlich durchfiel, die schlechte alte Jungfrau vom See, die sehr mißfiel, und Zampa, der den Leuten gefällt. Greiry's Blaubart hörten wir nur auf Veranlassung eines jetzt abgegangenen Theatermitglieds, und seitdem nicht wieder; als deutsche Oper setzte man den Tyroler-Wastel wieder in die Scene. Oberon und Macbeth waren seit diesen drei Jahren die einzigen neuen deutschen Opern; Marschner, Lindpaintner, Wolfram, Lobe, Gläser, und wie sie alle heißen, sind uns ganz fremd. Festa soll uns fremd werden. Im recitirenden Schauspiel verschlingt das französische Vaudeville alle andern Erzeugnisse; da waltet eine unglückselige Neigung zum Niedrigkomischen, zur Posse vor, welche das Publikum nicht immer theilt. Von den dreizehn neuen heurigen kleinen Lustspielen fiel über die Hälfte durch. Gute ältere werden noch weniger hervorgesucht; es scheint, man kennt sie nicht, und doch besetzt dieses Fach einen unverhältnißmäßig großen Theil des Repertoire. Ernste Dichterwerke stehen nicht hoch in Gunst, weder die neuen noch die alten; wenn nicht hie und da ein Gast ein Trauerspiel von Schiller, Goethe, Shakespeare gäbe, wahrlich, wir vergäßen, daß die Dichtkunst einst mehr Ernst und Hoheit hatte, als jetzt. Aber selbst das wenige Jetzige wird uns vorenthalten; von Raupachs Hohenstaufen wurde uns nur der gelegentlich entstandene König Enzio ausgewählt. Dafür pauke die männische Birch-Pfeiffer mit Theatereffekten aller Art in zwei Schauspielen nebst Vorspielen auf unsere Nerven los. Der Nachtheil dieser Seltenheit der Tragödie wird doppelt fühlbar, weil die Schauspieler, an die Tagespossen gewöhnt, alles Geschick für eine ernstere Kunst verlieren, und selbst die tüchtigsten durch diese Ruhe erschlaffen und erlahmen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn ein Publikum vom schlecht aufgeführten guten Trauerspiel lieber zum gut aufgeführten schlechten Lustspiel zurückkehrt. Daß man es wagte, uns den Othello von Shakespeare, wenn auch stark verstümmelt, vorzuführen, kann ich nicht genug rühmen. — So versinken wir ganz in die französirende Zeit zurück, und ein zweiter Lessing wäre nöthig, um die welschen Götzen vom Throne zu stoßen und uns die Sterne in unserer eigenen Brust zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Genfer und die Genferinnen.

„In Genf," sagt Walsh weiter, „kann man wirklich sagen, daß die Regierung der Ausdruck des allgemeinen Nationalwillens ist, der dahin strebt, alle billigen Wünsche und Bedürfnisse der Gesellschafe zu befriedigen. Auch unterstützen die meisten Einwohner ihre Regierung auf's Thätigste in diesem Streben. Man sieht, daß das Vaterland in diesem kleinen Staat von vier Meilen im Umfang und fünfzigtausend Einwohnern kein leeres Wort ist. Die Genfer haben nichts Französisches an sich, als ihre Sprache, die aber auch nicht immer französisch ist. Sie sind ein nachdenkendes und geistreiches Völkchen, das aber keine Einbildungskraft und Gefühl hat. Zum Beweis führe ich nur an, daß Genf keinen einzigen Dichter, oder um genau zu sprechen, nur einen einzigen Mann gehabt hat, der ein Dichter im vollen Sinne des Worts hätte werden können, ich meine J. J. Rousseau. — Die Genfer, die man in ihrer Stadt oder anderswo antrifft, sind mehr oder weniger durch ihren natürlichen Verstand und ihre wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet; ihre Unterhaltung ist inhaltreich und oft angenehm, sie drücken sich richtig und mit Wahl aus, aber Viele hören sich gern reden und machen Phrasen. Wenn sie reden, geben sie auf das Geringste acht, was für das ungezwungene oder traute Gespräch sehr lästig ist. Die Genferinnen gleichen sich fast Alle bis auf wenige Ausnahmen; sie sind immer gut, aber nie besser. Man hat mich versichert, sie seyen unterrichtet; ich kann nichts davon sagen, denn es ist sehr schwer, mit ihnen eine etwas ausführliche Unterhaltung zu haben. Bonstetten schrieb dies der Furcht zu, sich durch anhaltenderes Reden mit einem Mann bemerklich zu machen und zu kompromittiren; die Genferinnen kommen ihm vor wie junge Mädchen aus einer Erziehungsanstalt, die angethan mit einem weißen Kleid und eine ganz volle Tasse Chocolade in der Hand, schon ängstlich werden, wenn sich ihnen ein Mann nähert, und ihm gleich zurufen: „Herr, geben Sie acht, Sie werden mein Kleid beschmutzen." — Dieser Vergleich hat viel Wahres. Ich glaube, man kann diese anscheinende Einförmigkeit dem alten und sonderbaren Gebrauch der Sonntagsgesellschaften zuschreiben, durch die alle unsere Frauen und Mädchen aus den gebildeteren und wohlhabenderen Klassen in eine Art gesellschaftlicher Pferche, immer fünfzehn bis zwanzig, nach Alter und Stand eingetheilt werden. Ein Genfer von Geist sagte mir über diese Gewohnheit Folgendes: „Sie hat eine sehr wohlthätige Wirkung auf den Geist unserer Damen; da sie auf einen zu engen Raum beschränkt sind, so entwickeln sie sich geistig erst gegen das vierzigste Jahr, werden im sechzigsten liebenswürdig und sterben vor Alter, bevor sie anmuthig werden." Eine Genferin hörte ich sagen: „Wir haben drei Arten von Freundinnen; die einen sind uns lieb und werth, aus einer andern Klasse machen wir uns wenig, und die dritte können wir gar nicht leiden. Indessen sind wir Genferinnen doch nicht ohne Verdienst, nur nicht sehr angenehm."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. November 1834.

Ach was werd' ich hören müssen!
Ja, sie lebt, und nicht für mich!

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Julius schüttelte traurig den Kopf. „Wenn auch," sagte er, „wie Du andeutest, Leopoldine freundliche Gesinnungen für mich nährte, wenn mein Andenken sie hier zuweilen beschlich, wenn sie mein Unrecht vergaß, so ist doch jezt dies Alles nicht mehr der Fall. Sie mag vielleicht an dem Orte, wo sie jezt lebt, eine Bekanntschaft gemacht haben, die ihr ein Glück verhieß, wie sie es von mir nicht mehr erwarten konnte, wenigstens hat mir der Oheim geschrieben, es zeige sich für sie eine in jeder Hinsicht vortheilhafte Partie, zu deren Annahme weiter nichts fehle, als die lezte Formalität unserer Scheidung, um die er mich also ersuche. Diese Nachricht, der Wunsch, mein Weib wiederzusehen, dessen Vorzüge bei diesem Verlangen anziehender als je vor meiner Seele standen, hat mich mehr als die Hoffnung, die er mir gab, mich vortheilhaft als Gerichtshalter angestellt zu sehen, nach dem Vaterlande zurückgetrieben. Du siehst, daß ich, wenn Du mir ein Glück als reizend malst, das ich im Begriffe stehe auf immer zu verlieren, wenig Ursache habe, freundlich auszusehen."

Walter war bei den Worten seines Freundes in Nachdenken gerathen, und einige „Hm" nebst einem bedenklichen Kopfschütteln bewiesen, daß er dessen Besorgnisse nicht als gänzlich aus der Luft gegriffen ansehen mochte. „Es kann etwas an demjenigen seyn, was Du da sagst," erwiderte er endlich; „ja, ich erinnere mich mehrerer Umstände, die dafür zeugen können. Dennoch getraue ich mir zu behaupten, daß Leopoldinens Herz gewiß nicht damit einverstanden ist; im Gegentheil bin ich überzeugt, dieses Herz sey trotz Deines Unrechts und Deines langen unerklärlichen Stillschweigens noch Dein Eigenthum. Zwar vermieden wir gemeinsam jedes Gespräch, das sie an ihr Verhältniß zu Dir erinnern konnte, denn wir bemerkten deutlich, wie schmerzhaft sie das ergriff; aber ihr Zutrauen zu mir, sobald sie vernahm, ich sey Dein Freund, die stille Wehmuth, die sie erfaßte, wenn irgend ein Wort gesagt wurde, das auf Dich gedeutet werden konnte; ihre unausgesprochene Sehnsucht nach etwas, das außer ihrem Kreise lag, und so mancher Umstand ließen mich tief in ihr Herz sehen, und ich muß bezweifeln, daß selbst der Neffe der Besitzerin jenes Gutes, auf welchem sie lebt, der sich, wie es heißt, um sie bewerben soll, eine günstige Aufnahme finden werde. Doch wie dem auch sey, wir sprechen morgen davon. Jezt gebietet die Vernunft, Dir Ruhe zu gönnen, und ich befehle Dir, als Dein Arzt, jedem unangenehmen Gedanken die Thüre zu verschließen; aber auf morgen bist Du mir die Erzählung Deiner

Digitized by Google

Begebenheiten schuldig, und dann sehen wir weiter, was zu thun ist.“ Bei diesen Worten drückte er Julius die Hand und überließ ihn sich selbst.

Ob Warheim geschlafen habe oder nicht, ob er von bösen Ahnungen oder hoffenden Gefühlen hin und her getrieben worden sey, können wir nicht berichten; dafür wollen wir, während die nächtliche Stille das Pfarrhaus von Glogau umfängt, statt ihn selbst reden zu lassen, eine Uebersicht der Hauptmomente seiner Vergangenheit geben, in der sichern Voraussetzung, daß sie dadurch an Kürze und Wahrheit der Darstellung gewinnen werde.

Sein Eintritt in eine geschäftige Lebensweise war für ihn unbequem und schwierig, denn Neigung und Gewohnheit stemmten sich gleich sehr gegen ein geregeltes, mit lauter abstrakten Dingen angefülltes Tagewerk. Es gab in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Hamburg Stunden, in denen er im Begriffe stand, jede einengende Fessel von sich zu werfen und sich selbst zu verlieren. Die Grundsätze der Ehre, die bei all seinen Verkehrtheiten nicht aufgehört hatten, ihre Macht über ihn geltend zu machen, bewahrten ihn jedoch vor gänzlichem Sinken. Auch trug das Andenken an Leopoldinen, das damals noch in dem ganzen Nimbus der Abschiedsstunde glühte, und der Wunsch, seinem Oheim zu beweisen, daß er Selbstständigkeit und Muth genug besitze, sich durch sich selbst heraus zu reißen, nicht wenig dazu bei, ihn mühsam so lange auf dem betretenen Wege festzuhalten, bis die größten Hindernisse überwunden waren und er sich in seinen Beruf hineingearbeitet hatte. Er fühlte in seinen besten Augenblicken wohl, daß er jezt am Scheidewege stehe und seine ganze Zukunft von der Wahl abhänge, die er zu treffen im Begriffe war, und so verlebte er zwei Jahre, in welchen zwar das erneuerte Fallen oft ganz nahe an das frühere Wiederaufstehen grenzte, die aber dennoch nicht ohne einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Geist und Charakter blieben, denn schon die Erkenntniß der Tugend und das Streben darnach verleihen der Seele innern Werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt.

(Beschluß.)

Eines der wichtigsten Momente in der Geschichte der fossilen Gewächse ist das Faktum, daß eine und dieselbe Art nur sehr selten in zwei verschiedenen Formationen, niemals aber in zwei Formationen gefunden wird, welche durch eine oder mehrere andere geschieden sind. Es scheint, die Umwälzungen, welche zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger rasch die Beschaffenheit der Erdoberfläche umgeändert, haben die jedesmalige Pflanzenwelt ganz oder fast ganz zerstört, und nach jedem großen Aufruhr in der Natur sind wieder neue Arten auf den Gräbern der alten erwachsen. An den fossilen Resten aus einer und derselben Schichte bemerkt man durchaus keine Abstufungen in der Bildung, welche auf einen allmählichen Uebergang der Gewächse der einen Formation in die einer andern hindeuteten. Die Pflanzenarten zweier unmittelbar aufeinander folgenden Formationen sind oft sehr ähnlich, gehören ungefähr denselben Geschlechtern und Familien an. Hin und wieder ist über eine Formation eine Schichte von gänzlich abweichender Beschaffenheit gelagert, welche meistens sehr wenige organische Reste und zwar von Seethieren führt; über solchen Lagern treten dann wieder ganz fremdartige Erdbildungen auf, deren fossile Pflanzen völlig verschieden sind von den weiter unten gelegenen, und bei denen auch die großen Abtheilungen des Pflanzenreichs ganz anders repräsentirt erscheinen.

Nach diesen merkwürdigen Erscheinungen hat Brongniart sämmtliche pflanzenführende Erdschichten in vier große Perioden getheilt. Während jeder derselben zeigt die Vegetation nur graduelle und in engen Grenzen eingeschlossene Veränderungen; an die Stelle gewisser Arten treten mehr oder minder rasch und auffallend andere, aber ähnliche. Von einer Periode zur andern dagegen ist immer ein Sprung, in jeder Beziehung: selten sind die Geschlechter beiderseits dieselben, das numerische Verhältniß der Klassen ist ein ganz anderes, und die Arten stimmen niemals überein.

Die erste Periode, vom Uebergangsgebirge an bis zum Ende der Steinkohlenbildung, ist vorzüglich charakterisirt durch die überwiegende Menge von auf niedrigerer Entwicklungsstufe stehenden, sogenannten cryptogamischen Gewächsen, namentlich Farrenkräutern, und unserm jetzigen Schachtelhalm ähnlichen Gewächsen. Die meisten sind von so ansehnlicher Größe, daß kaum die mächtigsten jezt lebenden Farren unter den Tropen damit verglichen werden können; namentlich mußten manche riesige Schachtenhalme oder Equiseten der Landschaft ein ganz eigenthümliches Ansehen geben. Die hier erwähnte Klasse (die sogenannten Aetheogamen) bildeten damals gegen $^4/_5$ der ganzen Vegetation, während sie kaum $^1/_{30}$ der jetzigen ausmachen. Diese merkwürdige Flora bedeckte der Ocean, denn in dem darüber gelagerten Zechstein findet man kaum ein paar Pflanzen, und zwar lauter Salzwasserpflanzen.

Die Flora der zweiten Periode, der des bunten Sandsteins, ist noch sehr wenig bekannt; es treten hier schon mehr Phanerogamen als Cryptogamen auf,

Digitized by Google

sämmtlich von denen der vorigen Epoche verschieden, und eine lange Meeresüberschwemmung, die den Muschelkalk abgesezt hat, schließt wieder diesen Zeitraum.

Mit der dritten Periode, dem Keuper und Juraкalk, treten die Cycadeen auf, eine jezt sehr beschränkte, sonderbare Familie, welche die Botaniker aus einer Klasse in die andere geworfen haben und die bei sonst ziemlich entwickelter Bildung den Cryptogamen in Manchem sehr nahe steht. Gewächse dieser Bildung machen hier die Hälfte der ganzen Flora aus; auch diese sonderbare Vegetation fand im Ocean ihr Grab, und die Mächtigkeit der Kreide zeigt, daß die Ueberschwemmung Jahrhunderte lang gedauert hat.

Die vierte Periode endlich, an welche sich die unsrige anschließt, ist durch das Uebergewicht der Phanerogamen über die Cryptogamen charakterisirt. Vier Ueberschwemmungen, eine von Salzwasser, drei von süßem Wasser, haben während derselben die Erdoberfläche umgewandelt, haben viermal die Vegetation zerstört, bevor die jetzige auftrat.

Aus der Betrachtung, in welchen Verhältnissen die Hauptklassen der Gewächse in diesen verschiedenen Perioden vertheilt sind, ergibt sich das wichtige Resultat, daß es sich im Verlauf der Erdbildung mit der Entwicklung der Pflanzenwelt im Ganzen verhält wie mit der der Thierwelt: die einfachsten, unvollkommensten Gewächse treten zuerst und in übermächtigem Verhältniß auf, sie werden aber immer mehr von Pflanzen mit entwickelteren, freieren Organen zurückgedrängt, bis endlich, von der Kreidebildung an, die vollkommensten Gewächse, die sogenannten Dicotyledonen, das entschiedene Uebergewicht bekommen. Die Pflanzenreihe unterscheidet sich in ihrer Entwicklung nur dadurch von der Thierreihe, daß sämmtliche große Abtheilungen des Gewächsreichs in allen Perioden Repräsentanten haben, während z. B. die Wirbelthiere in den ältesten Formationen ganz fehlen. Dies kann aber nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie ungeheuer verschieden die untersten Thiere von den vollkommensten sind, während alle Klassen der Gewächse doch verhältnißmäßig weit homogener erscheinen.

Welches Licht das Studium der Fossilien überhaupt auf die Geschichte der Erde zu werfen im Stande ist, haben wir in diesen Blättern schon vielfältig angedeutet; hier nur ein paar Beispiele, zu welchen Schlüssen die Natur der fossilen Gewächse schon jezt berechtigt, und zu welch großartigen Entdeckungen über die Entwicklung der Erde die Wissenschaft, deren gegenwärtigen Standpunkt wir hier skizzirt haben, noch führen kann.

Die baumartigen Farren, Equiseten und Lycopodien der ersten Periode mußten in einer noch heißern, feuchtern Luft leben, als jezt selbst unter den Tropen zu finden ist. Die Farren und Lycopodien der jetzigen gemäßigten und kalten Länder sind lauter kleine, kriechende Gewächse, gegen den Aequator aber findet man dergleichen mit holzigem Stamm, und es sind ihrer in einem Lande desto mehr, je heißer und feuchter es ist. Brongniart schließt daraus mit Recht, daß die Wälder, welche die Steinkohle bildeten, wahrscheinlich auf Inseln wuchsen, zu einer Zeit, wo die Temperatur des Erdballs überhaupt eine weit höhere war, als jezt. Die Floren der Inseln Ascension und St. Helena, wo Farren und ähnliche Gewächse ein Drittheil bis die Hälfte bilden, nähern sich in etwas jener uralten Vegetation, nur daß jezt die Gewächse im Allgemeinen viel kleiner sind. — Die Verfasser der fossilen Flora von England machen auf den interessanten Umstand aufmerksam, daß die Kohlenminen in Canada und an der Baffinsbai dieselben Pflanzen enthalten wie andere Steinkohlen, d. h. Pflanzen, welche den jetzigen tropischen entsprechen. Auch Mastodonten und andere den jezt in den heißen Erdstrichen lebenden analoge Thiere lebten auf der Insel Melville in der Nähe des Nordpols. Alles weist überhaupt darauf hin, daß in einer Urzeit die Polarländer eines dem jetzigen tropischen ähnlichen Klima's genossen haben, und es hat bekanntlich nicht an Versuchen gefehlt, dies zu erklären, ohne die Ekliptik der Erde und die Pole zu verrücken. Nun machen aber jene Engländer wohl mit Recht darauf aufmerksam, daß die Pflanzen unter den Wendezirkeln nicht nur Wärme, sondern eben so sehr starkes, gleich vertheiltes Licht nöthig haben. Nur sehr wenige Gewächse ertragen mehrere Monate lang die Entziehung des Lichts. Darin liegt zum Theil der Grund, warum die Pflanzen der gemäßigten Erdstriche nicht weiter gegen Norden vordringen, warum sie in den Polarländern selbst in den wärmsten Gewächshäusern nur kümmerlich vegetiren. Mit den fossilen, den jetzigen tropischen analogen Gewächsen verhielt es sich nun ohne Zweifel ebenso. Da nun die Ungleichheit unserer Tage bloß von der Stellung der Erde gegen die Sonne, von der Neigung ihrer Axe abhängt, so muß, wenn einst baumartige Farren da leben sollten, wo sich jezt der Nordpol befindet, die Ekliptik sich verändert haben. Wenn dem so ist, so gelingt es vielleicht in der Folgezeit, mittelst der Natur der fossilen Flora die Lage der Pole und des Aequators in jeder geologischen Periode anzugeben. Man wird zu diesem Zweck nur zu ermitteln haben, in welcher Richtung in jeder Periode die Pflanzenarten, welche der größten Wärme und des gleichförmigsten Lichts bedürfen, an Zahl ab- und zunehmen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Beschluß.)

Das Theater.

Von den innern Fehlern der Intendanz, von dem Mangel einer leitenden Idee und von der Geschmacklosigkeit komme ich zu den äußern, zu denen der Administration. Wer hinter die Koulissen blicken kann, dem muß dieses Kapitel noch viel klarer vor Augen liegen, als dem Referenten, der die Sache vom Parterre aus ansieht. Aber wenn der Fuß ab ist, so merken wir es doch auch am Strumpfe. Jede Einrichtung, die durch eine fortlaufende Wirksamkeit charakterisirt ist, heiße sie nun Staat, oder Schule, oder Theater, oder Haushaltung, verlangt durchaus eine Leitung, d. h. eine Behörde oder eine Person, welche vordenkt, vorsorgt, vorbereitet, welche die Zukunft vor Augen hat, damit nicht plötzlich einmal die Maschine stockt. Dies wird bei unserm Theater auf eine merkwürdige Weise vernachlässigt. Das mag wohl mit Sache der Regie seyn; ich will Niemanden zu nahe treten, nehme Jeder sich sein Theil heraus, aber leichtsinniger kann man es kaum treiben. Wir leben eigentlich von der Hand in den Mund. Auf jenen Brettern gilt der biblische Spruch: Fraget nicht, was werden wir morgen essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, denn nach diesem Allen trachten die Heiden. Das Repertoire wird oft täglich dreimal geändert; wenn etwas angesagt wird, so kann man fast darauf rechnen, daß nun wenigstens dieses Stück nicht aufgeführt wird. Es werden Stücke festgesetzt, ehe man weiß, ob man sie geben kann. Endlich wird die Unmöglichkeit klar, also werden Morgens schnell andere Rollen herumgeschickt, die am Abend gespielt werden. Das macht den Schauspielern ihre Untugend, die Rollen nicht zu lernen, zur Tugend; denn aus der Noth macht man eine Tugend. Das Studiren wird ihnen entleidet, denn Studirtes wird bei Seite gesetzt und das Nichtstudiren Gewohnheit, denn Unstudirtes wird verlangt. Das muß die Kunst der Darstellung zerstören. Daher auch wieder das Haschen nach den leichten Tändeleien, die man ohne Probe mit einem guten Souffleur recht erträglich spielen kann. Man läßt fast alle ersten Künstler zugleich auf Reisen gehen und zehrt zu Haus am Hungertuch, und wenn Gäste kommen, so geschieht es gewiß in der Zeit, wenn die Inhaber der betreffenden Rollen gegenwärtig sind. Man engagirt Leute, die niche gefallen und die man nicht brauchen kann, man hebt die Mittelmäßigkeit und drückt die Matadors; aber dafür haben wir brillante Dekorationen und eine brillante Garderobe, und Arrangement und Scenerie sind meist recht gefällig. Es veranlaßte größere Rüge von Seiten der Intendanz und Regie, wenn ein Chorist seinen Schnurrbart ungleich gemalt hätte, als wenn er König Philipp bei einer Meldung auf die Schulter klopfte. Das Kleid soll bei uns den Mann machen, aber nicht einmal das richtige Kleid, nur das schöne Kleid. Wir sind wie ein unverständiges Mädchen, wir opfern dem Putz unsere Ehre. Nicht Liebe zum Tadel treibt mich zu diesen Klagen, sondern Liebe zum Theater. Ich habe wohl mit dieser Schilderung die schwachen Seiten mancher anderer Bühnen ebenfalls berühret, eine gemeinsame üble Richtung angedeutet, gemeinschaftliche Gebrechen gerügt, die vielleicht im Gange der Zeit, im Verfall des Theaters im Allgemeinen ihren Grund haben, und Leidensbrüder oder Mitschuldige zu haben, ist immerhin ein Trost. Doch bin ich zu klar überzeugt, daß, die Mängel unserer Bühne bei ihren zum Theil so gesunden Kräften dem allgemeinen Verfalle des Theaters zuschreiben zu wollen, nichts anders wäre, als der pietistische Grundsatz der Bequemlichkeit, den Teufel zum Thäter unserer Sünden zu machen.

Genf, November.

(Beschluß.)

Eine Genferin über La Mennais.

Da ich einmal von klugen Genferinnen rede, möge hier stehen, was neulich eine nach der Lesung der Paroles d'un croyant sagte: „Diese Schrift hat mich empört gegen den Verfasser, denn ich erkannte in seiner Sprache die Sprache des Teufels, die unsere Mutter Eva zum Errdthen über ihre Beschränktheit, ihren guten Glauben und ihren Gehorsam brachte. La Mennais sagt zu den Völkern: Ihr seyd doch gar nicht gescheit, daß ihr euch regieren laßt. Ebenso sagte der Teufel zu Eva: Wenn du von dieser Frucht äßest, so würden dir die Augen aufgehen und du würdest Alles wohl erkennen. Begreiflich ist es, daß die unschuldige, unerfahrene, nichtsahnende Eva sich leicht von dem Versucher irreführen ließ. Wie sich aber heutzutage Tausende von aufgeklärten Männern durch dergleichen Worte irren lassen können, das begreife ich nicht. Allerdings sind in La Mennais Schrift schöne Stellen, ja treffliche Seiten; aber diese Stylschönheiten ersten Rangs schienen mir ganz an unrechter Stelle in dieser Brand- und Empörungsschrift, darum las ich sie nur mit Vorsicht, und zum erstenmal in meinem Leben war ich auf meiner Hut gegen den Eindruck schöner Worte. Unsere weibliche Seele wendet sich immer gern dem Himmel zu, sie zieht sich aber zurück und krümmt sich wie eine Sinnpflanze zusammen, wenn sie die Hölle reden hört. Im südlichen Frankreich gebraucht man ein Mittel zur Zerstörung der Ameisen, das große Aehnlichkeit mit La Mennais Beredsamkeit hat. Man gießt nämlich einige Tropfen einer starkriechenden, betäubenden Flüssigkeit auf den Ameisenhaufen, wodurch diese Thiere den gesellschaftlichen Instinkt verlieren, der ihren kleinen Staat zusammenhält. Schon nach einigen Augenblicken gerathen alle bisher friedlichen Ameisen in immer steigende Unruhe und Verwirrung, laufen heftig hin und her, erkennen sich nicht mehr, greifen sich unter einander an und tödten sich bis auf die letzte. Der Mensch allein bleibt übrig und lacht über seine List in's Fäustchen. Mir ist es ganz klar, daß die Schlange, La Mennais oder Beide zusammen Unruhe und Spaltung in den großen Ameisenhaufen säen wollen und daher zu einander sagen: Zerstören wir zuerst ihre Besinnung, zerstören, vernichten wir dann die Verehrung, die der Mensch noch für die Gesetze, für seine Regenten und für die bestehende Ordnung hegt; bringen wir ihn dahin, daß er diesen nützlichen Zaum, den er sich mit großer Klugheit selbst angelegt hat, zerreißt, brechen wir die Dämme und lassen wir alle seine Leidenschaften verfluthen, überliefern wir ihn dann seiner Schwäche, und wir werden gleich sehen, wie er in sein Unglück rennt. — Da ich nun aber manchmal keinem menschlichen Wesen eine solche Absicht zutrauen kann, so frage ich mich: was ist La Mennais Zweck? Ich kann dies aber weder errathen, noch begreifen, und dies gerade verwirrt mich; ich hatte meine Bewunderung selbst bei dem zurück, was wirklich schön ist, denn wenn ich bewundern und dabei genießen soll, muß ich mit dem Schriftsteller eins werden können. Ohne diesen Einklang des Lesers mit dem Autor gibt es keinen wahren Genuß der Ideenmittheilung, die Bewunderung bleibt kalt und unfruchtbar, sie wird ohne Freude, wie ohne Gefahr für mich, ich lese das Buch, beendige es und — halte es nicht der Mühe werth, es zu widerlegen."

Beilagen: Intelligenzbl. Nr 45 u. Monatsreg. Novbr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Sonnabend, 29. November 1834.

[702] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinp. broch. Preis 3 fl.

Vor zwei Jahren erschienen zum ersten Mal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Glut und Glanz der Phantasie und Tiefe, eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthume und dem reinen Streben des edlen Geistes zeugt, welcher — fern von jeder Nachahmung, — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstück, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod unter so vielem gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[673] Bei Vetter und Rostosky in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus den Papieren eines Hingerichteten.

Herausgegeben von

Adolph Glasbrenner.

gr. 8. elegant broch. 1½ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Das reiche Gemüth und der glänzende Witz des beliebten Verfassers sind zu sehr bekannt, um sein oben genanntes neuestes Werk empfehlen zu müssen; nichts desto weniger wollen wir das deutsche Publikum besonders darauf aufmerksam machen, da, was humoristische Literatur betrifft, jetzt so selten etwas Gutes erscheint.

---

[661] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

W. G. Campe,

gemeinnütziger

Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens. Oder: Anweisung, alle Gattungen von Briefen und Aufsätzen nach den neuesten Regeln schreiben und einrichten zu lernen; mit Angabe der Titulaturen für alle Stände. Nebst einer Sammlung von 160 vorzüglichen Briefmustern zur Nachahmung und Bildung. Sowie auch 72 Formulare zur zweckmäßigen Abfassung von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tausch-, Bau-, Lehrcontracte und Erbverträge, Testamente, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmächten, Anweisungen, Wechsel, Reverse, Attestate, Anzeigen und Rechnungen. 2te Aufl. 8. broch. 12 Gr.

Quedlinburg.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung.

---

[686] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile in Einem Bande.

Mit des Verfassers wohlgetroffenem Bildniß in Stahlstich.

Gebunden Preis 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[667] **Anzeige für Freunde belletristischer Literatur, Leihbibliotheken, Lesezirkel etc. etc.**

Bei Unterzeichnetem ist erschienen:

PANTHEON

ausgezeichneter Erzähler.

24 Bände.

Das Streben der Herausgeber, eine Familienbibliothek der vorzüglichsten Novellen des In- und Auslandes in 24 Bänden zu einem im Verhältniß beispiellos wohlfeilen Preise zu liefern, ist in vorliegendem Werke auf eine ausgezeichnete Weise erreicht; alle literarischen und belletristischen Blätter haben sich dahin ausgesprochen, daß es ein gelungenes, in der deutschen Literatur einzig und früher unerreicht da stehendes Unternehmen ist. Einer ferneren Anpreisung bedarf das Pantheon daher nicht, sondern nur der Anzeige, daß es nun geschlossen, und bis Ende dieses Jahres noch für den

ersten Pränumerationspreis von 12 fl. oder 8 Thlr. für sämmtliche 24 Bände

in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Einzelne Bände werden wie früher nur à 48 kr. oder 12 Gr. gegeben.

Das Pantheon enthält in 24 Bänden (nicht Bändchen) auf 6353 Seiten, außer 48 ganz neuen Bearbeitungen der besten Novellen aus der französischen, englischen, dänischen, russischen, spanischen, polnischen, ungarischen und italienischen Sprache, eine Auswahl anerkannt vorzüglicher Erzählungen und Novellen von

Digitized by Google

Henriette Hanke, E. Spindler, Amalie Schoppe, G. Döring, L. Tiek, W. Alexis, Th. Huber, W. Blumenhagen, J. Schopenhauer, Reinbeck, E. Langbein, C. Pichler, H. Zschokke, Ch. von Ahlefeld, A. v. Tromlitz, L. Schefer, E. von Hohenhausen, W. von Gersdorf, E. T. A. Hoffmann, W. Hauff, H. Clauren, Fr. Rochlitz, Fr. de la Motte Fouqué, Fr. Laun; — genug, um die Theilnahme der Lesewelt von Neuem und mit Recht in Anspruch zu nehmen.

Um die Anschaffung des Werkes noch mehr zu erleichtern, wird jede resp. Buchhandlung bereit seyn, den billigen Wünschen von Terminzahlungen zu genügen. Wem also die Ausgabe von 12 fl. oder 8 Rthlr. auf einmal zu bedeutend ist, der möge sich mit der zunächst gelegenen Buchhandlung dahin verständigen, daß er das Werk nach und nach bezieht und bezahlt, etwa in 4 Terminen, je 6 Bände zu 3 fl. oder 2 Rthlr. Auf diese Weise wird es auch den weniger Bemittelten leicht, in den Besitz einer Bibliothek zu gelangen, deren herrlichen Genuß für das ganze Leben schon die Namen der Verfasser verbürgen.

Stuttgart, 1834. Julius Weise.

---

[597] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Lustspiele
oder
dramatischer Almanach
für das Jahr 1835.
Von
F. A. von Kurländer.
25r Jahrgang.

Mit 6 col. Kupfern. eleg. geb. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Hans als Schildwache, Lustspiel in 1 Akt. — Die Altistin, Lustspiel in 2 Akten. — Zufall und List, Lustspiel in 2 Akten. — Haushaltung einer Dichterin, Lustspiel in 1 Akt.

Diese freundliche dramatische Gabe, welche dieses Mal ihr fünf und zwanzigjähriges Jubelfest hält und die so viele Freunde zählt, empfiehlt sich von Neuem durch ihren erheiternden Inhalt, welcher sich besonders zur Darstellung auf Privatbühnen, auf die besondere Rücksicht genommen ist, eignet.

---

[496] Nützliche Schrift für junge Frauenzimmer.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die junge Dame

von gutem Ton und feiner Bildung. Oder praktische Anweisung, wie sich ein junges Frauenzimmer in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, besonders in höhern Cirkeln zu benehmen hat. Nebst Belehrungen über Blick und Miene, Haltung und Gang, Kleidung, Besuche, Gesellschaften, Gastmähler, Gesang, Tanz, Bälle, Toilette, Schönheitsmittel ꝛc. Von J. J. Alberti. Zweite, verbesserte Auflage. 16. geheftet.

Preis 12 Gr.

Eine Schrift, die jeder Jungfrau, die auf Bildung Anspruch machen und sich über die Regeln des feinen Benehmens in den höhern Cirkeln gründlich belehren will, mit Recht empfohlen werden darf.

---

[682] Eben ist erschienen:

Die Wissenschaft
der
Metrik,
für Gymnasien, Studierende und zum Gebrauche für Vorlesungen
von
Karl Johann Hoffmann.

Anhang I. Die antike Rhythmik und Musik in ihrem Verhältnisse zur Metrik.

Anhang II. Regeln zum deutschen Versbau.

Gr. 8. 12 Bogen. ¾ Thlr.

Leipzig, 1835. Hinrichs.

Das vorliegende System eröffnet einen neuen und eigenthümlichen Standpunkt für die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst überhaupt und insbesondere der Metrik, deren Formen hier theilweise zum erstenmale ganz anders erscheinen. Dafür bürgt das Urtheil des größten Philologen unserer Zeit, des Herrn Professors G. Hermann in Leipzig, an die Verlagshandlung:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre, auf Ihre geneigte Anfrage zu erwidern, daß Herr Hoffmann mit vielem Scharfsinn einen neuen Weg in der Erklärung der Principien der Metrik betreten hat, und seine Schrift aller Aufmerksamkeit werth ist u. s. w.

Auf das spekulative Talent des Hrn. Verfassers hat schon Fichte in der Leipziger Literatur-Zeitung aufmerksam gemacht. Den Anhang über die Rhythmik, welche in diesem Werke zum erstenmal mit kritischer Genauigkeit und als besonderer Theil der antiken Metrik behandelt ist, wünschte Herr Prof. Hermann hinzugefügt zu sehen, und auch hier läßt sich Gründliches erwarten, da der Hr. Verfasser für dahin einschlagende Arbeiten schon zweimal den Preis von der Berliner Facultät erworben hat.

---

[648] In der Enslin'schen Buchhandlung, F. Müller, in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Köhler, Dr. Friedr. Die Chemie in technischer Beziehung. Leitfaden für Vorträge in Gewerbschulen. gr. 8. Preis 21 gGr.

Es ist in diesem Leitfaden alles Unwesentliche weggelassen und nur die Hauptsachen sind erörtert worden. Außer den Schülern ist dies Werkchen jedem Fabrikanten und Professionisten fast unentbehrlich, da kein anderes Werk vorhanden ist, das auf wenigen Seiten das ganze Gebiet der technischen Chemie, mit Hinweglassung alles gelehrten Wesens, so populär abhandelt. Auch wurde es bereits in mehreren Lehranstalten eingeführt.

---

[552] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. J. H. Wolf
Deutschlands Geschichte
für
alle Stände deutscher Zunge, von den frühesten bis auf unsere Zeiten.
4 Bände.

Mit der versandten 16ten Lieferung ist nun dieses, mit seltenem Beifall aufgenommene treffliche vaterländische Werk vollendet. Es enthält 96 Bogen in Großoktav-

Digitized by Google

Format, und kostet dennoch im Subscriptionspreise nicht mehr als 3 Thlr. oder 4 fl. 48 kr. Nur die unerwartet große Anzahl der Subscribenten in allen Gegenden Deutschlands machte es möglich, diesen wohlfeilen Preis festsetzen und noch längere Zeit beibehalten zu können. Es ist das würdigste Geschenk für deutsche Söhne, und wir empfehlen es Vätern, Erziehern und Lehrern aus voller Ueberzeugung.

---

[614] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Der bisherige Kampf

der französischen Republikaner

gegen Ludwig Philipp, König der Franzosen.

Von

J. Sporschil.

Motto:

Was von Lyon noch übrig ist, ist ruhig.

Ein Artillerist.

gr. 8. 1834. broch. 1 Thlr.

---

[531] **Für Badereisende und Aerzte.**

Die dritte verbesserte und vermehrte Auflage von

Fenner von Fenneberg (Herzogl. Nass. Geheimenrath und Brunnenarzt), Schwalbach und seine Heilquellen. Mit zwei Kupfertafeln. 12. geh. Preis 14 Gr. oder 1 fl.

von der Hand des verdienstvollen, an diesem Badeorte so lange Jahre segensreich wirkenden Arztes, wird für Alle, welche sich über diese berühmten Heilquellen belehren wollen, eine willkommene Gabe seyn. Der Verleger benuzt diese Gelegenheit, um auch die übrigen Monographieen des verehrten Verfassers in das Andenken zurückzurufen.

Schlangenbad und seine Heiltugenden. 8. geheftet 10 Gr. oder 40 kr.

Selters und seine Heilkräfte. 8. geheftet 14 Gr. oder 1 fl.

Diese Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Darmstadt, im September 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[662] **Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht**

überlassen wir von jetzt an für folgende, bedeutend ermäßigte Preise:

die Jahrgänge 1825 bis 1834 zusammen für 5 Rthlr.
5 Jahrgänge davon für 3 Rthlr.
1 einzelner Jahrgang für 16 gGr.

Der bisherige Ladenpreis eines Jahrganges war 1½ Rthlr.

Zu obigen herabgesezten Preisen ist dieses Jahrbuch, dessen Fortsetzung der Herausgeber aufgegeben hat, durch jede gute Buchhandlung zu erhalten.

Rengersche Verlags-Buchhandlung in Halle.

---

[675] In der Universitäts-Buchhandlung von J. M. Oeberg und Comp. in Rostock sind nachstehende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für die beigesezten Preise zu haben:

Annalen, neue, der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. XIX. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. Karsten. 12 Hefte. 8. broch. 2 Rthlr.

Dresen, Dr. W., Doberan und seine Umgebungen 8. broch. Mit Kupfer. 1 Rthlr.

— — Doberan und seine Umgebungen. 8. broch. Ohne Kupfer. 16 Gr.

Gosselmann, Lieutn., Reise zwischen Süd- und Nord-Amerika. 8. broch. 1 Thlr. 16 Gr.

Koch, H., de parenchymate et vasorum capillarium systemate. Comment. physiol. 8. br. 12 Gr.

Schneider, Dr. K. A., die allgemein subsidiären Klagen des römischen Rechts. Eine civilistische Abhandlung. gr. 8. 3 Rthlr.

Weinholz, Dr. K., die Erfahrungs-Logik. gr. 8. 1 Rthlr.

---

[672] Bei Breitkopf und Härtel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Hauslexikon.

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse

für alle Stände.

Erster Band.

Erstes bis sechstes Heft.

Subscriptionspreis Sechs Groschen per Heft.

Indem wir hierdurch die Vollendung des ersten Bandes unseres Hauslexikons zur Kenntniß bringen, sehen wir uns veranlaßt, uns nochmals über seinen Zweck und seinen Inhalt auszusprechen.

Das Hauslexikon ist durchaus kein Conversationslexikon. Es ist ein von diesem gänzlich verschiedenes, ihm geradezu entgegengesetztes Werk, in seiner Idee vollkommen neu und einzig in seiner Art. Es berührt nur die praktische Seite des Lebens; es ist ein Erfahrungslexikon, bestimmt, dem Bedürfniß und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu geben, welche in häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen vorkommen. Es soll als erfahrner Arzt, als kundiger Sachwalter, als praktischer Geschäftsmann, Oekonom, als tüchtige Hausfrau, Mutter u. s. w. dem hülfesuchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann. —

Unser Hauslexikon ist ein Werk, das in keiner Haushaltung fehlen sollte, und der wider Erwarten schnelle Absatz einer großen Auflage spricht wohl am besten für seine Brauchbarkeit.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, den 1. Nov. 1834.

Breitkopf und Härtel.

---

[658] Im Verlage von Joh. Friedr. Leich in Leipzig ist neu erschienen:

Schiebe, B., (Director der öffentlichen Handels- und Lehranstalt in Leipzig). Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik. 2 Theile. Median-Octav. broch. 4 Rthlr.

Das Bedürfniß bei dem Unterrichte in dem höhern Cursus der Handels-Lehranstalt zu Leipzig erforderte dieses neue Rechenbuch, wobei der durch seine kaufmännischen Werke rühmlichst bekannte Herr Verfasser die wirkliche Anwendbarkeit mit einer lang erprobten Darstellungsform vereint, daher vieles Alte, was man aus einem Rechenbuche in das andere übergehen sieht, ohne daß es je in der Praxis Anwendung fände, entfernt, alles Neue aber, was den jetzigen Zustand der Geschäfte bedingt, aufgenommen hat. Besondere Aufmerksamkeit

Digitized by Google

verdienen die Zins-, Wechsel- und Staatspapier-Rechnungen. Ueberall wird man erkennen, daß der Herr Verfasser weiß, was der kaufm. Rechner braucht, und wie er es brauchen muß. Druck und Papier sind ausgezeichnet schön und der Ladenpreis angemessen.

☞ Um die Einführung dieses Lehrbuchs auch in andern kaufm. Instituten zu erleichtern, wird der Verleger sich zu Parthie-Preisen verstehen und jede solide Buchhandlung dazu in den Stand setzen. Für Anfänger und Handels-Lehrlinge bearbeitet der Herr Direct. Schiebe einen Auszug, dessen Ladenpreis den vierten Theil des größeren Werkes nicht erreichen soll.

---

[659] Bei herannahendem Weihnachtsfeste erlaube ich mir auf folgendes in meinem Verlage erschienenes Werkchen aufmerksam zu machen, und es zur Ueberreichung an die Jugend bei so passender und feierlicher Veranlassung zu empfehlen:

Pellico, S., v. Saluzzo, die Pflichten des Menschen. Guter Rath an einen Jüngling. Aus dem Italienischen von Dr. Mit dem Bildnisse des Dichters. 8. broch. 15 gGr.

Zur Bekräftigung meiner Empfehlung füge ich noch die Aussprüche mehrerer kritischer Blätter bei, welche dieses Buch beleuchten und seinen Werth hervorheben.

Lit. Notizenblatt Nr. 79. vom 1. Oktober 1831. (Beilage zur Abendzeitung.)

Diese Theorie ist so einfach und verständlich vorgetragen, und ist so durchdrungen von der eignen edlen Gemüthsart, die das an sich selbst erfuhr und übte, was sie hier vorschreibt und wozu sie hier ermahnt, daß diese Lehren den Eindruck auf jugendlich-empfängliche Herzen nicht verfehlen und in ihrer Einfachheit und Klarheit, Innigkeit und Anspruchlosigkeit zum Führer auf der ganzen Lebensbahn dienen können ꝛc. ꝛc.

Gesellschafter Nr. 106, vom 4. Juli 1831.

Hier ist ein Taschenbüchlein für die Jugend, das sie jedem andern vorziehen sollte, wenn sie in dem Labyrinth des Lebens einem sichern, freundlichen Führer und Warner sich anvertrauen will.

Literaturblatt für Damen, Nr. 49, Oktober 1831. (Beil. z. Berl. Modenspiegel.)

Jeder, der einem jungen Manne von Fassungskraft und gutem Willen Pellico's Büchlein empfiehlt oder in die Hand gibt, befolgt seinerseits eine wahre Pflicht; denn die von dem edlen Grafen ausgesprochenen Grundsätze und Lehren können Jedermann, und vorzugsweise einem Jünglinge, für das ganze Leben als Wegweiser und Norm dienen ꝛc. ꝛc.

Ferner spricht sich des Schullehrervereins der Ephorie Leipzig Deputation zur Erforschung der Empfehlung werthester Jugendschriften unserer Zeit folgendermaßen öffentlich über dieses Werkchen aus:

Wir wünschen, daß sie (Verfasser und Uebersetzer) den Lohn und Segen ihres Nachdenkens und ihrer edlen Absicht darin finden mögen, daß recht viele Eltern diese kleine Schrift ihren, für das öffentliche und gesellschaftliche Staats-, Bürger- und Familienleben reifenden Söhnen bei dem Austritt aus der Schule als einen sichern Wegweiser mitgeben mögen ꝛc. ꝛc.

Leipzig, im Oktober 1831.

Ernst Fleischer.

---

[663] Bei Aug. Mylius in Berlin sind erschienen:

Das Leben im Leichentuch. Enthüllung eines argen Geheimnisses. In Briefen. 8. geh. 18 gGr.

Klenze, C. A. C., kritische Phantasieen eines praktischen Staatsmannes. Ein Bericht über Ch. L. F. Schultz, Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. gr. 8. geh. 12 Gr.

Friedrich von Matthissons literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bände. gr. 12. Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. Postp. 3 Thlr. 8 Gr. Velinp. 4 Thlr.

---

[629] ☞ Alle Gärtner und Gartenbesitzer werden auf die gründlichen, nach eigener vieljähriger Erfahrung und mit besonderer Rücksicht auf das norddeutsche Clima und auf Zimmer-Blumenzucht bearbeiteten Werke des Herrn Hofgärtners Bosse in Oldenburg aufmerksam gemacht:

1) Vollständiges Handbuch der Blumengärtnerei oder genaue Beschreibung von mehr als 4600 wahren Zierpflanzen-Arten; alphabetisch geordnet, nebst Cultur-Anweisungen u. s. w. 2 Bände. gr. 8. Hannover bei Hahn. 4 Rthlr.
2) Der Blumenfreund. gr. 8. Daselbst. 1⅓ Rthlr.

---

[666] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen, in Wien bei Karl Gerold, zu haben:

Die todte Geliebte oder die Rosenbrüder, Banditen- und Geistergeschichten der vorigen Jahrhunderte. Von F. A. R. M. 8. Preis 1 Rthlr. 3 Gr.

Leipzig, im Okt. 1831.

Heinrich Franke.

---

[660] **E. L. Bulwer's Werke.**

Von unserer mit so großem Beifall aufgenommenen Gesammt-Ausgabe der Bulwer'schen Werke, übersetzt von Dr. G. N. Bärmann, sind so eben der 23ste bis 26ste Theil erschienen, enthaltend:

Devereux,

Roman in 4 Theilen, à 6 Gr. elegant geheftet.

Unter der Presse befinden sich der 27ste bis 30ste Theil, oder:

Pompeji's letzte Tage.

4 Theile. à 6 Gr. eleg. geheftet.

Dieses so eben in London herausgekommene neueste und höchst interessante Werk des genialen Verfassers wird im Laufe des nächsten Monats erscheinen.

Ueber die Vorzüglichkeit der Bärmann'schen Verdeutschungen haben sich alle kritische Journale einstimmig ausgesprochen, und hinsichtlich der äußeren Ausstattung, sowie der unglaublichen Wohlfeilheit dürfte wohl unsere Ausgabe schwerlich überboten werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der österreichischen Kaiserstaaten nehmen fortwährend Bestellungen darauf an.

Zwickau, den 23. Okt. 1831.

Gebrüder Schumann.

---

[632] Bei dem Unterzeichneten sind jetzt wieder vollständig zu erhalten:

Erfahrungen aus dem Gebiete

der Landwirthschaft,

gesammelt von

Friedrich Schmalz.

Sechs Bände. gr. 8. 6 Thlr. 14 Gr.

Leipzig, im Okt. 1831.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder von Karl Mayer. 289.
Rückfall, von G. Zimmermann. 290.
Gruß, von H. Stieglitz. 296.
An die deutschen Sänger. 303.
Bilder der Nacht, von Seeger. 307. 308.
Kleine Lieder von Manfred. 312.
Räthsel: Knopfstöcher. 292. — Die Seele. 298.
Homonyme: Geist. 304.
Charade: Muthwille. 310.

Erzählungen.

Die Ehescheidung. 287—290.
Der Abend in Absam. 295—300.

Drama.

Marino Faliери, von K. Gutzkow. 297—301.

Länder- und Völkerkunde.

Konstantinopel im Ramadan 1833. 304—309.
Dublin, nach Inglis. 310. 311.
Die Andacht im Gebirg, nach Inglis. 313.

Naturgeschichtliches.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers. 291. 292. 293.
Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme. 301. 302. 303.
Die Hand und die geistige Natur des Menschen. 306—310.
Naturwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 311. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Tagebuch Ludwigs XVI. 287—291.
Molière. 292. 293. 294. — 302. 303. 304. 305.
Zeitbilder aus Paris. 294. 295.

Korrespondenz.

Insel Föhr. 287. 288. 289. — Lausanne. 289. 290. 291. 292. 293. 294. — Paris. 291. 292. 293. — 296. 297. 298. 300. 301. 306. 307. — Marseille. 295. 296. 297. — 312. 313. — Dresden. 299. — London. 302. 303. 304. — 309. 310. 311. — Zürich. 305. — Berlin. 308. 309. 310.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Kunstvereine. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Notiz über J. Livens. — München.

Nro. 97.

Gemäldeausstellung in Genf. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Kunstausstellungen.

Digitized by Google

Nro. 98.

Ueber die öffentlichen Bauten in Paris. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Ausgrabungen. — Plastik.

Nro. 99.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Nekrolog.

Nro. 100.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna. (Forts.) — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Aphorismen. — Bildnerei. — Nekrolog.

Nro. 101.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna. (Schluß.) — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. — Aphorismen. — Plastik. — Persönliches.

Nro. 102.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834. — Pariser Kunstarabesken. — Kunstliteratur. — Zinkographie. — Akademie. — Neues Denkmal.

Nro. 103.

Archäologie. The Elgin and Phigaleian Marbles. — Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834. (Forts.) — Plastik. — Bauwerke. — Neues Denkmal.

Nro. 104.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834. (Schl.) — Baukunst. — Ausgrabung.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Biographie. Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königl. Societät. Uebersezt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes. (Schluß.) — Jugendschrift. Ein Büchlein für die Jugend, vom Verfasser des Volksbüchleins (Prof. Auerbacher.) — Seelenlehre. 37) Mittheilungen aus Dr. Valentin Ernst Löschers auserl. Sammlung von Schriften aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert über den Zustand der Seele nach dem Tode, herausgeg. von Dr. Hubert Beckers.

Nro. 123.

Seelenlehre. 38) Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, mit kritischem Rückblicke auf die bisher bestandenen Lehren, von L. Buzorini. — 39) Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten, herausgeg. von Fr. Amelung und Fr. Bird. — 40) Mittheilungen zur Aufklärung der Kriminal-Psychologie und des Strafrechts, von Prof. Dr. Grohmann.

Nro. 124.

Ueber Eisenbahnen. 1) Dr. Pinhas, Bemerkungen über Handelsstraßen und Eisenwegbau. — 2) J. W. Schmitz, Abhandlung über Eisenbahnen und Dampftransporte, nebst einer Denkschrift an den h. Bundestag. — 3) Zur Eisenbahn von Cöln nach Antwerpen. — 4) Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen. — Seelenlehre. — 41) Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, von W. Oegger. Aus dem Franz. mit erläuterndem Schlüssel übertragen von L. Hofacker.

Nro. 125.

Niederländische Geschichte. 1) Geschichte der Niederlande, von N. G. van Kampen. — 2) Essai sur la nécessité du retablissement du royaume des Pays-Bas sous le rapport politique, connu sous le nom de système de la Barrière. — 3) Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionären Geistes, von einem ehemaligen Minister des Königs von Frankreich. Aus dem Franz. von Gaugsch. — 4) Essai historique et politique sur la révolution belge, par Nothomb.

Nro. 126.

Niederländische Geschichte. (Schluß.) — Schwedische Geschichte. 1) Auszüge aus den zu Stockholm im Druck erscheinenden Handschriften, die ältere, neuere und neueste schwedische Geschichte, so wie auch geschichtliche Personen betreffend. Aus dem Schwedischen übersezt von C. C. v. S. — Taschenbücher auf 1835.

Nro. 127.

Theologie. Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta: hic primum quae in Genesi. Una cum mirabilibus, quae visa sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ad fidem editionis principis 1749 denuo castigatius edidit Dr. Tafel. — Schwedische Geschichte. 2) Geschichte Schwedens, von Erik Gustav Geijers. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersezt von Swen P. Leffler. — 3) La Journée du 13 Mars, ou les faits essentiels de la révolution de 1809, rédigés par le colonel Gustafsson. — 4) Der dreizehnte März, oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von 1809, von Demselben. — Taschenbücher auf 1835. — Vermischte Schriften. Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften, herausgegeben von K. v. Kreiling.

Nro. 128.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1834. — Praktische Handbücher. 4) Das Hauslexikon. Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. — 2) Damen-Konversations-Lexikon, herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellerinnen von Herloßsohn. — Bildwerk. Bildermagazin für allgemeine Weltkunde, oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Gebäude ꝛc. — Weltkunde. Prachtwerke der Unterwelt ꝛc. Nach dem englischen Werke des Dr. Clarke bearbeitet von Engelhardt.

Nro. 129.

Lustspiele und Possen. 1) Die feindlichen Brüder oder Homöopath und Allopath. Possenspiel in drei Aufzügen von Dr. Raupach. — 2) Der Wechsler. Lustspiel in drei Akten, von Dems. — 3) Denk' an Cäsar! Possenspiel in fünf Akten, von Dems. — 4) Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von J. Frhrn. v. Eichendorff.

Nro. 130.

Lustspiele und Possen. 5) Garrick in Bristol. Lustspiel in vier Aufzügen, von Deinhardstein. — 6) Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1832, herausgeg. von Gubitz. — 7) Dasselbe Jahrbuch für 1833.

Nro. 131.

Lustspiele und Possen. 8) Camaleonti, oder der Briefwechsel durch die Kapuze. Lustspiel in fünf Aufzügen, mit einer historisch-kritischen Einleitung von E. P. U. — 9) Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde, von Dr. Heigel. — 10) Vor- und Nachspiele für die Bühne, von E. Lebrün. — 11) Lustspiele von W. Fricke. — 12) Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersezt von L. Lax.

Nro. 132.

Lustspiele und Possen. 13) Russische Bibliothek für Deutsche, von K. v. Knorring. — 14) Neueste Polterabendscherze und Strohkranzreden, von Dr. Grosse. — 15) Israels Verkehr und Geist von Itzig Weitel Stern, herausgeg. von David Löw Drachenfels. — 16) Thalia. Allegorisch-dramatische Spiele, verfaßt von A. Held. — Geschichte. Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl dem Achten, von W. Havemann.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. December 1834.

Vergelt dir Gott! Doch wundern muß es mich,
Daß deine Neigung so die Schwingen richtet,
Ganz abgelenkt von deiner Ahnen Flug.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

Von der Hand des Königs. *)

(Aus dem eisernen Schranke.)

Es hat wohl Niemand den Prozeß Ludwigs XVI. gelesen, ohne tief ergriffen zu werden. Vergleicht man indeß die Verhandlungen, wie sie im Moniteur von 1793 wiedergegeben sind, mit den vorliegenden Aktenstücken, so bleibt nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die Richter Ludwigs XVI. den Menschen nicht kannten, den sie auf das Schaffot schickten; seine Vertheidiger kannten ihn eben so wenig und haben ihn schlecht vertheidigt. Wir behaupten sogar, daß wer das Tagebuch, aus dem hier Auszüge folgen, nicht gelesen, sich keinen richtigen Begriff von diesem unglücklichen Schlachtopfer der französischen Revolution machen kann.

Ludwig XVI., an einem verdorbenen Hofe erzogen, einem ausschweifenden, spirituellen und sorglosen Monarchen auf dem Throne folgend, wurde durch sein Temperament und seine angebornen Neigungen vor einer Sittenverderbniß bewahrt, deren Zeuge er von früher Jugend an gewesen. Von den Charakterzügen seines Vorgängers hatte er bloß die Sorglosigkeit. Seine Lebensweise blieb die eines schlichten Edelmannes von äußerst unschuldigen Sitten, seine Gedanken waren nie die eines Königs. Dieser Fürst, dessen Wandel so rein, dessen Innerstes so keusch und fromm war, zeichnete jeden Abend mit der kleinlichsten Sorgfalt seine einförmigen Tagesverrichtungen auf, und die seltenen Ereignisse, welchen es gelungen, seine Aufmerksamkeit zu fesseln; dieses Tagebuch schildert ihn besser, als es der größte Sittenmaler vermocht hätte; einige Zeilen davon würden schon hinreichen, den Verfasser genauer kennen zu lehren, als seine Richter ihn kannten.

Das Tagebuch ist ganz von seiner Hand; es beginnt mit dem ersten Januar 1766 und wird Tag für Tag, ohne daß ein einziger ausfällt, fortgeführt bis zum 31sten Juli 1793, also zehn Tage vor dem 10ten August, vor seiner Absetzung, vor seiner Wanderung in den Kerker, den er bloß verlassen sollte, um das Schaffot zu besteigen.

Dieses interessante Aktenstück läßt sich nicht wohl in seinem ganzen Umfange mittheilen. Dieselben Angaben wiederholen sich fast auf jeder Seite und würden bald ermüden. Wir heben daher nur einige Epochen aus.

Nehmen wir auf's Gerathewohl einen der ruhigen Monate seiner Regierung; hernach werden wir ihn unbesorgt mitten unter den politischen Stürmen folgen,

*) Jetzt im königl. Archive zu Paris.

Digitized by Google

welche sein Gemüth nicht zu erreichen scheinen, und von denen man in der That einen sehr unvollständigen Begriff haben würde, wenn man auf dieses einzige Dokument der Revolution beschränkt wäre. Der folgende Monat ist ein Typus des ganzen Tagebuchs, und wir setzen ihn ganz her, um ein für alle Mal einen Begriff davon zu geben.

Januar 1785.

Sonntag, 1. Ceremonie des Heiligengeistordens, Vesper. Grand Couvert.
Montag, 2. Gottesdienst der Ritter des Heiligen-Geistordens. Spaziergang durch Clatigny und über die Butte de Picardie.
Dienstag, 3. Stände der Bretagne. Vesper.
Mittwoch, 4. Schießen zu Pissaloup: geschossen 219 Stück. Erstes Schauspiel im neuen Saale. Abgang des Porzellans.
Donnerstag, 5. Nichts. Der erste Ball.
Freitag, 6. Vesper. Thauwetter.
Samstag, 7. Nichts.
Sonntag, 8. Vesper.
Montag, 9. Jagd bei la Croix de Noailles, drei (Hirsche) gefangen.
Dienstag, 10. Nichts.
Mittwoch, 11. Schießen zu Sanlaury: 214 Stück erlegt. Ball.
Donnerstag, 12. Nichts. Bad.
Freitag, 13. Hirschjagd bei la Muette. Drei gefangen.
Samstag, 14. Schießen im Mail: 171 Stück erlegt.
Sonntag, 15. Vesper. Bad.
Montag, 16. Nichts. Bad.
Dienstag, 17. Hirschjagd in den Logen. *) Einen gefangen.
Mittwoch, 18. Nichts. Frost. Ball.
Donnerstag, 19. Schießen aux lisières: 334 Stück erlegt.
Freitag, 20. Spaziergang im Parke zu Meudon.
Samstag, 21. Nichts. Thauwetter.
Sonntag, 22. Vesper.
Montag, 23. Hirschjagd in den Logen: drei gefangen.
Dienstag, 24. Schießen zu Chèvreloup: 215 Stück erlegt.
Mittwoch, 25. Nichts. Ball.
Donnerstag, 26. Hirschjagd in den Logen: zwei gefangen.
Freitag, 27. Nichts.
Samstag, 28. Schießen in der Ebene von Chambourey: 246 Stück erlegt.
Sonntag, 29. Vesper.
Montag, 30. Hirschjagd in den Logen: zwei geschossen.
Dienstag, 31. Nichts. Audienz der Ambassadrice von Schweden.

*) Im Walde bei St. Germain en Laye.

Man bemerke, um den Sinn des Wortes Nichts festzustellen, das in allen Theilen des Tagebuchs sehr häufig wiederholt wird, daß es nie an den Tagen vorkommt, wo der König auf der Jagd war. So findet man z. B.: „Nichts. Audienz.“ — „Nichts. Erster Ball.“ Nie aber heißt es: „Nichts. Hirschjagd.“ — „Nichts: einen gefangen.“ Man wird aus dem weitern Inhalte dieser Manuscripte ersehen, wie wichtig diese Leibesübung in den Augen des Königs war.

Bevor wir zur Revolutionszeit übergehen, führen wir die zwei einzigen Begebenheiten seines Lebens an, welche den Fürsten veranlaßten, von der gewöhnlichen koncisen Kürze seines Journals abzugehen. Die Namen der Königin und ihrer Kinder kommen außer dieser an keiner andern Stelle des Journals mehr vor. Unter dem Datum der Geburt der Herzogin von Angoulême und der Ludwigs XVII. liest man Folgendes; es sind zwei Bulletins, die eher von einem kalt beobachtenden Arzte, Hofmann, oder Historiographen, als von einem glücklichen Vater herzurühren scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf dieser Zeit erhielt der Rechtsfreund, unter dessen Aufsicht Julius arbeitete, die Leitung eines weitaussehenden, wichtigen Geschäfts, das eine Reise und einen Aufenthalt in Philadelphia nothwendig machte. Da bei seiner Lage eine so lange Entfernung unmöglich war, so entschloß er sich, Julius das Ganze zu übertragen. Der junge Mann empfing den Auftrag mit der Freude eines nach der Ferne und Veränderung sich sehnenden Herzens, und das Vertrauen seines Vorgesetzten wurde durch den seltenen Eifer und die Umsicht gerechtfertigt, mit welcher er denselben ausführte. Binnen Jahresfrist war das Geschäft unter den günstigsten Umständen beendigt und Julius im Besitz einer beträchtlichen Summe, als Ertrag seiner Bemühungen. Er hatte während der langen Zeit eine Menge Bekanntschaften gemacht, war durch die Führung seines Prozesses als Rechtsgelehrter vortheilhaft bekannt geworden, und da es unter dem streitsüchtigen Volke an Händeln nicht fehlte, so fand er sich, beinahe ohne zu wissen, wie es zuging, mit Arbeiten überladen. Das Gelingen mehrerer derselben gab ihm einen immer ausgebreiteteren Ruf, den der Umstand noch vermehrte, daß er ein Fremder war, der als solcher schon das Zutrauen der blinden Menge

Digitized by Google

an sich zog. Statt also nach seinem Vaterlande zurückzukehren, benutzte er die vortheilhafte Konstellation, die ihm aufgegangen war, und in den Zwischenzeiten der Muße befriedigte er seinen Hang zum Reisen, indem er sich mit den inneren Theilen des Landes bekannt machte. In diese Epoche fiel, was er sich selbst mit Recht vorwarf und wofür er Leopoldinens Verlust nach seinem eigenen Geständnisse als die verdiente Strafe ansah. Während seinem Aufenthalt in Hamburg hatte er, trotz dem Verbote des Oheims, einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Frau unterhalten, und das Andenken an sie, der Wunsch, sich einst wieder mit ihr zu vereinigen, war in seinem Herzen frisch und lebendig geblieben. Als aber erst das Meer zwischen ihnen lag und die ehemaligen Lebenswünsche in den Hintergrund traten; als so manch Neues, Ungewohntes seine Ideen erfüllte und der Strom eines ganz freien, ungebundenen Daseyns ihm entgegensprudelte, da verhüllte ein Schleier, der von Tage zu Tage undurchsichtiger ward, die Bilder der Vergangenheit, und Leopoldinens Andenken trat mit diesen allmählich in den Hintergrund. Der Mensch, diese Eintagsfliege, ist zum Vergessen bestimmt, und die Möglichkeit, vergessen zu können, bedingt einzig nur sein fortgesetztes Daseyn; aber dieses nothwendige Attribut seines Geschlechts verleitet ihn oft zur Uebertreibung und er vergißt da, wo er niemals vergessen sollte.

Julius war ein schöner und angenehmer Mann. Er hatte durch seinen Beruf die Mittel erworben, in den gesellschaftlichen Verhältnissen mit einigem Glanz aufzutreten, und die Empfehlungen, die er mitgebracht, diejenigen, welche sein eigenes Betragen ihm erworben hatte, brachten ihn mit den ersten Häusern der Stadt in Verbindung. Was Wunder, daß die jungen, hübschen Amerikanerinnen Geschmack an dem ausgezeichneten Mann fanden, dessen Verhältnisse sie nicht kannten, den sie frei glauben mußten, weil keine seiner Aeußerungen das Gegentheil verrieth, und seine Erscheinung in einem fremden Lande, sein jugendliches Alter es höchst unwahrscheinlich machten, daß er schon gebunden sey. Julius war, wie wir gesehen haben, nicht ohne Eitelkeit, und die Zuvorkommenheiten des schönen Geschlechts, die Empfindungen, die er sichtlich hie und da erregte, glitten keineswegs spurlos von ihm ab. So wurden denn die Briefe in die Heimath, an die Frau sowohl als an den Oheim, seltener, kälter, und die ersteren hörten endlich ganz auf, denn es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß das Herz, das sich einem geheimen Unrecht hingegeben hat, Alles vermeidet, was daran erinnern kann.

Vor etwa einem Jahre war er nach einer Reise in das Innere von Connektikut nach Philadelphia zurückgekehrt, und kaum angekommen, ward er von einem gefährlichen Fieber befallen, das ihn schnell an den Rand des Grabes brachte. Glücklicherweise hatte er unlängst seine Wohnung bei einem jungen Ehepaare genommen, von dem nur der Mann ein Amerikaner, die Frau aber eine Deutsche war. Diesem Umstande hatte er höchst wahrscheinlich sein Leben unter dem fremden Volke zu danken, das jede Krankheit im Geiste schnell zur Seuche werden sieht, und deßhalb das Krankenbett flüchtet und flieht. Die Frau aber, die an dem Landsmann einen freundlichen Antheil nahm, und überhaupt als eine Deutsche etwas andere Grundsätze über Menschenfreundlichkeit hegte, als sie in Amerika gewöhnlich ausgeübt werden, bot jede Sorgfalt auf, um den Hausgenossen zu retten. Julius gute und ungeschwächte Natur unterstützte ihre Bemühungen und er wurde dem Tode entrissen, aber nur, um einer langsamen und peinlichen Reconvalescenz anheimzufallen. Monate lang konnte er sein Zimmer und viel länger das Haus nicht verlassen, während welcher Zeit natürlich alle frohen Genüsse, an die er sich gewöhnt hatte, von ihm abgehalten werden mußten. Wie oft bedient sich die Vorsehung, oder was wir blinden Menschen das Geschick nennen, eines solchen Mittels, um das Gemüth zu retten, das sich selbst zu verlieren im Begriffe steht. Die lange Abgeschlossenheit, die Entbehrung alles dessen, was, indem es das Herz und die Sinne beschäftigt und erfreut, auch zum Leichtsinn und öfters zur Thorheit leitet, der nähere Umgang mit einem liebenswerthen, aber eher zum Ernst als zum Frohsinn gestimmten Wesen, die Nothwendigkeit, viele Stunden des Tages ganz auf sich selbst beschränkt hinzubringen, der treue Sinn, den anhaltendes Leiden zuweilen in ihm erregte und der ganz geeignet war, dem tiefern Nachdenken und so manchem vergessenen Gefühl die Thüre seines Herzens zu öffnen, brachten nach und nach eine Umwandlung in Julius Gemüth hervor, die er selbst vor seiner Krankheit gewiß nicht möglich geglaubt hätte. Der Ernst des Lebens war ihm nahe getreten. Allein in einem fremden Lande, verlassen von denjenigen, die seine fröhlichen Tage mit ihm genossen hatten, ohne die Güte zweier edler Menschen unersetzbar verloren, begann er den Werth inniger Familienbande einzusehen, die einzig nur einen sichern Standpunkt im Leben gewähren. Die Erinnerung an ehemalige Zeiten erwachte mit Lebendigkeit. Was er einst so heiß gewünscht und errungen, was er so leichtsinnig verscherzt und von sich geworfen hatte, Leopoldinens Liebe, ihr Besitz, erschien ihm aufs Neue in dem hellen Lichte des ersten jugendlichen Gefühls. Jugendliebe, Jugendglück, mit allen Sinnen und allen Kräften der Seele und des Geistes genossen — wie sollte nicht die Erinnerung an deinen holden Zauber durch die Mühen und Stürme des spätern

Digitized by Google

Lebens, durch die Wellen der Leidenschaft, oder über die eisige Zone eines erkalteten Herzens, ja selbst durch die Kruste dringen, die herbe Erfahrung und Stumpfheit um die Brust des alternden, ergrauten Menschen zogen? Jugendliebe — Jugendglück! nahe dem lezten Schritte, der uns über den dunkeln Punkt führen soll, jenseits dessen alle Räthsel sich lösen werden, ist der Glanz deines schönen Lichts uns Bürge für die Morgenröthe eines unsterblichen Seyns!

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

Zweiter Brief.

Von dem westlichsten Ufer der Insel Föhr aus wird der Blick auf das Meer durch eine Gruppe von kleinen Inseln, welche insgesammt den Namen Halligen führen begrenzt. Nach diesen findet sich kein Land, bis die Ostküste Englands die jenseitige Schranke der Nordsee bildet. Der Name Halligen faßt den Begriff in sich, daß der größtentheils niedrige und sumpfige Boden dieser Eilande durch keinen Erddamm geschüzt, sondern der Gewalt des Windes und Wassers ausgesezt ist. Bei den häufigen Stürmen, welche im Herbst und Winter die Nordsee bewegen, ist nicht nur die ganze Habe der Menschen den Tücken der Elemente preisgegeben, sondern auch das nackte Leben wird durch mancherlei Gefahren bedroht. Die Wohnhäuser, welche das Ansehen von freundlichen Bauerhäusern haben, liegen auf erhöhten, hügeligen Plätzen; nur wenige Garkengewächse gedeihen, und kein Baum bietet dem nach der heißen Arbeit des Tages Ermüdeten Schatten. Auf den größern Inseln mögen sich höchstens einige Sträucher finden. Die männlichen Einwohner sind hier, so wie auf Föhr und den sämmtlichen umliegenden Inseln, fast alle Schiffer, und den Frauen bleibt bei ihren häufigen und langen Abwesenheiten das Geschäft des wenig lohnenden Ackerbaus und der spärlich gedeihenden Viehzucht. Die Prediger versehen gleichermaßen das Amt eines Gärtners und Schullehrers, und meistens ist ein solcher vielbeschäftigter Beamter der einzige civilisirte Mensch auf der ganzen Insel. Jedes Lebensbedürfniß muß von Föhr oder von dem festen Lande bezogen werden. Diese Predigerstellen werden als eine Art von Exil betrachtet, und eine sechsjährige Amtsführung gibt denen, die da ausgeharrt haben, das Recht auf eine ihren Wünschen angemessene Pfarre auf dem festen Lande in den dänischen Staaten. Ungeachtet aller Unbequemlichkeiten, welche eine solche Stellung mit sich bringt, trotz der unglaublich geringen Einkünfte, wobei außerdem das Leben jeder denkbaren Beschränkung unterworfen ist, finden sich in dem von Studirenden und besonders Theologen überfüllten Dänemark immer eine Menge von Subjekten, welche sich um Anstellungen dieser Art bewerben. — Während des Eisgangs, d. h. wenn die schwimmenden Eisschollen im Beginne des Winters sich noch nicht zur festen Masse gebildet haben, oder bei eingetretenem Thauwetter die harte Bahn durch die Milde der Witterung oder durch die unter der Decke tobende Fluth gesprengt wird, also während des größten Theils des Winters, hört für die armen Halligenbewohner jede Verbindung mit dem festen Lande, also mit jeder Art von menschlicher Hülfe bei vorkommenden Unglücksfällen auf. Einen Prediger auf einem dieser Eilande traf vor längerer Zeit das Verhängniß, in dieser Jahrszeit seinen Sohn, einen halberwachsenen Knaben, von einer Kinderkrankheit befallen zu sehen. Das Uebel nahm zu, ohne daß die bekümmerten Eltern etwas zur Rettung ihres Lieblings unternehmen konnten. Beide waren überzeugt, daß das Uebel sich durch ärztliche Kunst leicht würde heben lassen. Der trostlose Vater suchte durch Versprechung dessen, was seine Habe ausmachte und was je im Leben sein werden würde, einige Insulaner zu bewegen, daß sie in einem Boote das feste Land zu erreichen suchten und einen Arzt holten. Die jammernde Mutter springt auf vom Lager ihres Sohnes, umklammert die Knie der rauhen Schiffer — vergebens, es ist unmöglich. Die tobende, mit Eisschollen bedeckte, krachende See bietet sichern Tod. Der verzweifelnde Vater besteigt endlich selbst ein Boot, mit Gottes Hülfe den lebensgefährlichen Weg einschlagend. Vergebens! die der harten Arbeit ungewohnten Arme erschlaffen. Eistrümmer thürmen sich ihm entgegen, krachend umringen sie sein gebrechliches Fahrzeug, schleudern es zurück, zerschellen den losen Bau, ehe er das Ufer erreicht, und mit genauer Noth nur rettet der Prediger das eigene Leben. Es ist nicht möglich, der Weg zur Rettung ist versperrt, und der Knabe muß sterben.

Selten wird es einem Gesunden einfallen, bloß des Vergnügens wegen ein Seebad zu besuchen, da für Nichtleidende sich zu wenige Abwechselung findet, um die Zeit ohne Langeweile hinzubringen, und so schaudert man denn hier, wenn man von den mancherlei Uebeln hört, welche die arme Menschennatur heimsuchen und hier, auf einem kleinen Punkt zusammengedrängt, dem Auge sich unverschleierter und auffallender darstellen, als es sonst in der Zerstreuung des gewöhnlichen Lebens der Fall ist. Beim weiblichen Geschlecht spielen Nervenleiden die Hauptrolle, und gewiß gibt es kein wirksameres Mittel, diese Quälgeister zur Ruhe zu bringen und ihnen den künftigen Spielraum zu benehmen, als das Tauchen in die salzigen Fluthen der unvergleichlichen Nordsee. Unter den anwesenden Männern, bei Weitem dem geringern Theil der Bevölkerung des Bades, gewahrte man bei einigen in die Augen fallende äußere Gebrechen, die meisten aber führten Klagen über innerliches Körperleiden. Größtentheils waren es Männer in kräftigen Jahren, einzelne dem höhern Alter sich nähernd; wenige Jünglinge, desto mehr halberwachsene Knaben begegneten dem Blicke. Was die weiblichen Kurgäste anbelangt, so bestand gleichfalls der größte Theil aus Damen von mittlern Jahren, welche zum Theil ihre sämmtlichen Pfänzchen mit sich führten, so daß es dieses jugendlichen, lieblichen Nachwuchses fast mehr als der Erwachsenen gab. Man sah wenige ältliche Damen, mehr Mädchen in der Blüthe der Jahre. Der Eindruck des beißenden, salzigen Seewassers reizt besonders im Anfange die Haut so, daß durchgehends auf den Wangen der jugendlichen Badegäste die hier wohl häufig falsches Zeugniß ablegende Farbe der Blüthe und Gesundheit thront. Nur einzelne bleiche Gesichter gewahrt man, für die auch die scheinbaren Rosen der Erholung dahin sind. In manchen Fällen wird das Seebad auch gegen Geisteszerrüttung angewendet, und auch in dieser Hinsicht fanden sich einige Leidende unter den Badenden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. December 1834.

— Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Wenn der Mensch, dessen Gefühlsorgane durch Krankheit oder Schmerz der Seele geschärft worden sind, durch irgend ein Leiden sich momentan von den vielen Beziehungen abgelöst sieht, welche ihn bei dem gewöhnlichen Gang der Dinge umschlingen, dann entwickelt sich gewöhnlich die Idee, welcher er sich hingibt, rasch und kräftig und wird schnell zum absoluten Bedürfnisse seines Herzens. Was in der jüngst vergangenen Zeit in Julius Gemüthe sich geregt hatte, erlangte bald eine vollendete Zeitigung. Das Glück seiner Hausgenossen, die in der ehelichen Vereinigung den höchsten Erdensegen gefunden, machte ihm die so sehr geschätzte Freiheit zur Last, steigerte die Wünsche, die mit ungemeiner Gewalt in ihm entstanden, und trotz Allem, was ihm an weiblicher Anmuth und Schönheit seit Jahren vor Augen gekommen war, entstieg doch immer nur Leopoldinens liebliches Bild der Vergangenheit. Was zwischen ihnen lag, hatte seine grell verletzende Farbe verloren, was sie einst zusammenführte, lag in magischem Reiz vor seiner Erinnerung. Er gedachte der ersten Zeit ihrer Ehe, der Abschiedsstunde, die sie nach langem Mißverstehen wieder vereinigte, und der Vorsätze, die damals mit so heiligem Feuer in seiner Seele flammten. Die Sehnsucht nach seinem Weibe weckte auch die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach den einfach bürgerlichen Verhältnissen eines thätigen Lebens, zu dem er sich allerdings hinreichende Kenntnisse erworben hatte. Schon liegen Briefe an den Oheim, an Leopoldinen, mit aller Glut des liebenden Herzens geschrieben, bereit; da erhält er das oben erwähnte Schreiben des Oberförsters, das, indem es ihm die Erfüllung des einen seiner Wünsche ganz nahe legt, den andern weit theureren vernichtet. Nur wer Aehnliches jemals empfunden hat, kann ermessen, welchen Eindruck bei seiner Stimmung die Nachricht auf ihn machte, daß Leopoldine im Begriffe stehe, sich einem andern Verhältnisse hinzugeben. Die tollsten Ideen und Entschlüsse drängten sich Anfangs in seinem Gehirn; dann aber begriff er doch, daß sein Benehmen, seine anscheinende Gleichgültigkeit sie hinlänglich berechtigten, das letzte, bloß in der Idee bestehende Band zu lösen, das sie noch an ihn fesselte, und mit tiefem Schmerz gestand er sich zuletzt auch, daß vier Jahre gänzlicher Vernachlässigung ihr den Glauben, an der Hand eines andern Mannes glücklicher seyn zu können, aufdringen mußten. Von bittern Zweifeln, von ungeheurem Schmerz zerrissen, faßte er endlich den Vorsatz, dem Rufe des Oheims zu folgen und nach Deutschland zurückzukehren, dort aber mit Leopoldinen selbst zu

Digitized by Google

unterhandeln, ihre Gesinnungen kennen zu lernen und, fände er sie wirklich in einem Glück versprechenden Verhältnisse, demselben nicht entgegen zu seyn, dann aber auch um keinen Preis in der Heimath zu bleiben, sondern auf's Neue das Weltmeer zwischen sich und sein zerstörtes Glück zu legen.

Wir finden unsern Mann, kaum zur Hälfte von seiner Verwundung hergestellt, von Walters herzlichsten Wünschen geleitet, auf dem Wege nach dem Forsthause wieder, wohin ihn nicht nur des Freundes Rath, sondern auch der Umstand getrieben hatte, daß dieser sich weigerte, ihm den Namen von Leopoldinens Aufenthalt zu entdecken, um ihn dadurch zu zwingen, vor Allem seinen Oheim zu sprechen. „Der Oberförster," sagte er, „müßte nicht der Mann seyn, für den ich ihn halte, wenn er fähig wäre, eine Ehe muthwilligerweise trennen zu wollen, bei welcher sich gegenseitige Liebe und nur eine leise Hoffnung auf künftiges Glück findet. Reise also getrost zu ihm; wenn Leopoldinens Herz noch Dein ist, so wird er bei der Veränderung Deiner Denkungsweise und der unabhängigen Existenz, die Du Dir zu verschaffen im Stande bist, keinen Anstand nehmen, Dich selbst Deiner Frau zuzuführen; sollte aber wirklich eine neue Neigung über ihre Zukunft entschieden haben, dann ist er wieder am besten geeignet, Dein Freund, Dein Tröster, Dein Rathgeber zu seyn. Und findest Du dann das Glück, das ich Dir wünsche und für Dich hoffe, so kommen wir, Euch aufzusuchen und zugleich unsere ältesten Mädchen heimzuholen, die bei Leopoldinen sind, deren schöne Augen ich gerne einmal in der Seligkeit glücklicher Liebe leuchten sehen möchte." Da weder Bitten noch Vorstellungen Walters Eigensinn überwinden konnten, so mußte sich endlich Julius in seinen Willen fügen, aber er that es nur mit dem unerschütterlichen Entschlusse, sein Schicksal aus Leopoldinens Munde allein vernehmen zu wollen.

Die Reise war schnell und ohne Unterbrechung, der Empfang bei dem Oheim beinahe so wie der des verlornen Sohns. Julius aber hatte dem Wiedersehen, das auch ihn heftig erschütterte, nur Augenblicke zu geben, denn nach den ersten Umarmungen schon kam die Frage: wo ist Leopoldine? ich will und muß sie sehen. Ein bedenklicher Schatten von Trübsinn glitt über des Oberförsters Gesicht. „Wozu dies?" erwiderte er; „zu einem solchen Schritte gehören Vorbereitungen mancher Art, und wir müssen alle Verhältnisse reiflich mit einander erwägen. Dazu aber ist jetzt durchaus keine Zeit. Schon lange habe ich Deiner Ankunft mit schmerzlichem Verlangen entgegen gesehen, weil ich fürchtete, ein Mitbewerber um die Justitiarsstelle in Pappelheim, der vor Kurzem erst aufgetreten ist, möchte den Sieg davon tragen. Es ist noch früh am Tage, in ein paar Stunden kannst Du Dich von der Reise erholen, und gleich nach der Mahlzeit gehst Du nach dem Schlosse ab, präsentirst Dich der Gesellschaft, die eben dort anwesend ist, machst Dich mit Deinen Dich erwartenden Pflichten bekannt, und wirst hoffentlich sogleich angenommen. Dann komm zurück, und wir besprechen ruhig Deine übrigen Angelegenheiten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsetzung.)

Niederkunft der Königin den 19ten December 1778.

Die Königin war Tags vorher um eilf Uhr schlafen gegangen, ohne die mindeste Unpäßlichkeit zu verspüren. Gegen halb eins in der Nacht fing sie an zu leiden; um halb zwei schellte sie. Man holte die Frau Prinzessin von Lamballe nebst den Ehrendamen. Um drei Uhr kam Frau von Chimay, mich zu rufen. Die Königin befand sich noch im großen Bette; eine halbe Stunde später wurde sie auf ein kleineres gebracht. Frau von Lamballe ließ die königliche Familie und die zu Versailles anwesenden Prinzen und Prinzessinnen rufen und schickte Pagen an den Herzog von Orleans, an die Frau Herzogin von Bourbon und die Frau Prinzessin von Conti, welche zu St. Cloud waren. Der Herr Herzog von Chartres, der Herr Herzog von Bourbon und der Herr Prinz von Conti befanden sich zu Paris. Die Wehen der Königin ließen nach; sie ging im Zimmer auf und ab, bis um acht Uhr, wo sie sich wieder niederlegte. Im Zimmer waren gegenwärtig die königliche Familie, die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte, die Ehrendamen und Frau von Polignac, im großen Kabinet mein Haus, das der Königin und die großen Entrées, die übrigen im Spielsalon und in der Galerie. Um halb zwölf ist die Königin mit einem Mädchen niedergekommen. Ich bin sogleich in das große Kabinet getreten, um es einwickeln zu sehen, worauf es der Gouvernante, Frau von Guémenée, eingehändigt wurde. Der Unterlieutenant der bei der Königin dienstthuenden Garden ist sogleich abgegangen, um das Corps de Ville von der Niederkunft der Königin zu benachrichtigen; ein anderer Unterlieutenant hat meine Tochter in ihre Wohnung geleitet. Während der Wehen hatte man der Königin nicht zur Ader lassen können; einige Zeit nach der Geburt stieg ihr das Blut in den Kopf und sie fiel in Ohnmacht; man ließ ihr reichlich zur Ader am Fuße; nach Verlauf von drei Viertelstunden kam sie wieder zu sich, und seitdem hat sie sich immer wohl befunden. Um halb drei Uhr bin ich in meine Zimmer zurückgekehrt, wo ich eigenhändige Briefe an den Kaiser, an

Digitized by Google

die Kaiserin und an den König von Spanien unterzeichnet; die andern waren einige Tage vorher unterzeichnet worden. Von da bin ich hinauf in die Messe gegangen und habe mich aus der Messe hinunter zur Taufe begeben. Monsieur und Madame, welche den König von Spanien und die Kaiserin vertraten, hoben meine Tochter aus der Taufe. Sie erhielt die Namen Maria, Theresia, Charlotte; die ganze königliche Familie, so wie die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte haben das Taufprotokoll unterschrieben. Hierauf habe ich das Te Deum angehört, welches unten gesungen wurde, und habe mich sodann wieder in meine Gemächer begeben. Des Abends haben mir die ersten Präsidenten der Gerichtshöfe ihre Glückwünsche abgestattet, des andern Tags habe ich die Gesandten empfangen und am Abend haben zweihundert zwanzig Damen ihre Aufwartung gemacht. Meine Schwester und die Prinzessinnen blieben im Kabinet.

Te Deum wurde aller Orten gesungen, unter andern am 30sten von der Musik meiner Kapelle, dem ich aber nicht beigewohnt. Die Königin hat ihre Damen empfangen am 26sten, die Prinzen und Prinzessinnen den 27sten, die großen Entréen den 30sten, mein Haus den ersten Januar und sofort die Uebrigen.

Zu Notre-Dame Te Deum den 26sten; ich bin nicht dort gewesen.

Niederkunft der Königin den 22sten Oktober 1781.

Die Nacht vom 21sten auf den 22sten Oktober hatte die Königin sehr gut zugebracht, beim Erwachen fühlte sie einige leichte Schmerzen, welche sie nicht hinderten, ein Bad zu nehmen; sie verließ es um halb eilf Uhr, die Schmerzen waren noch immer erträglich. Erst um Mittag gab ich Befehle, das Schießen zu Saclé betreffend. Zwischen zwölf Uhr und halb eins nahmen die Wehen zu, und es war gerade ein Viertel auf zwei auf meiner Uhr, als die Königin glücklich von einem Knaben entbunden wurde. Niemand war zugegen, als Frau von Lamballe, Monsieur, der Graf von Artois, meine Tanten, Frau von Chimay, Frau von Mailly, Frau von Ossun, Frau von Tarannes und Frau von Guémenée, welche abwechselnd in den Salon de la paix gingen, den man leer gelassen hatte. Im großen Kabinet war mein Haus, das der Königin, die großen Entréen und die Untergouvernanten, die im Augenblicke der lezten Wehen eintraten und sich in den Hintergrund des Gemachs zurückzogen. Von allen Prinzen, die Frau von Lamballe hatte benachrichtigen lassen, kam bloß der Herzog von Orleans vor den lezten Wehen an (er war zu Fausse Repose auf der Jagd). Er hielt sich im Zimmer oder im Salon de la paix auf. Der Herr Prinz von Condé, Herr von Penthièvre, der Herr Herzog von Chartres, die Frau Herzogin von Chartres, die Frau Prinzessin von Conti und Mademoiselle de Condé kamen, als eben die Königin entbunden worden war, der Herr Herzog von Bourbon am Abend und der Herr Prinz von Conti am andern Tage. Alle diese Prinzen empfing die Königin nacheinander des andern Tages. — Sobald die Königin niedergekommen, wurde mein Sohn in das große Kabinet getragen, wo ich ihn ankleiden sah und ihn der Gouvernante, Frau von Guémenée, überreichte. Nach der Entbindung der Königin habe ich ihr verkündet, daß es ein Knabe sey; er wurde ihr auf's Bett gebracht. Nachdem sie ihn eine Zeitlang angesehen, ist Jedermann nach Hause gegangen. Ich habe eigenhändige Briefe an den Kaiser, den König von Spanien und die Prinzessin von Piemont unterzeichnet, und Befehl ertheilt, die andern, bereits unterschriebenen Briefe abgehen zu lassen. Um drei Uhr bin ich in der Kapelle gewesen, wo mein Sohn von dem Kardinal de Rohan getauft und von dem Kaiser und der Prinzessin von Piemont, welche durch Monsieur und die Prinzessin Elisabeth vertreten waren, über die Taufe gehalten wurde. Er wurde genannt: Ludwig, Joseph, Xaver, Franz. Meine Brüder, meine Schwestern, Tanten, der Herr Herzog von Orleans, der Herr Herzog von Chartres, der Herr Prinz von Condé und Herr von Penthièvre haben das Protokoll unterschrieben. Nach der Taufe habe ich unten das Te Deum gehört, welches von der Musik der Kapelle gesungen wurde; die Prinzessinnen hatten nicht Zeit gehabt, sich des Abends anzukleiden.

Während ich auf dem Schloßplatze (Place d'armes) das Feuerwerk abbrennen sah, kam der erste Präsident der Rechnungskammer, um seinen Glückwunsch abzustatten. Die Andern, welche nicht zu Paris waren, sind den folgenden Tag gekommen. Des andern Morgens bei meinem Lever haben die Gesandten ihre Aufwartung gemacht; der Nuntius an ihrer Spitze hat mir seinen Glückwunsch abgestattet. Um sechs Uhr haben hundert und fünf-und-zwanzig Damen mir ihre Reverenz gemacht, während meine Brüder, meine Schwestern, Tanten und Prinzessinnen im Kabinette waren.

Freitags den 26sten bin ich um ein Viertel nach vier abgefahren; in meinem Wagen befanden sich der Graf von Artois, der Herzog von Orleans, der Herzog von Chartres und der Prinz von Condé. Im Cours bin ich in einen andern Wagen gestiegen und habe mich im gewöhnlichen großen Ceremoniel nach Notre-Dame begeben, wo das Te Deum gesungen wurde. Alle Gerichtshöfe waren zugegen; der Erzbischof hatte mich am Eingang der Kirche bekomplimeutirt; die drei andern Prinzen hatten sich daselbst eingefunden. Am 28sten habe ich die üblichen Glückwünsche der übrigen Gerichtshöfe empfangen, welche gleichfalls bei meinem Sohn gewesen. Den 29sten hat

Digitized by Google

mich das Kapitel von Notre-Dame bekomplimentirt, wie auch die Damen der Halle. Neun Tage lang sind alle Handwerksinnungen in dem Marmorhofe mit Musik erschienen, wobei sie ihre Freude auf alle mögliche Weise zu bezeugen suchten; ich habe ohngefähr 12,000 Livres unter sie austheilen lassen. Nach der Taufe meines Sohns hat ihm Herr De Vergennes, Großschatzmeister des Heiligengeistordens, das blaue Band gebracht, und Herr von Ségur das Kreuz des heil. Ludwig. Sogleich nach der Niederkunft der Königin ist Herr de Coismare, Gardelieutenant, welcher den Dienst bei der Königin hatte, abgegangen, um das Corps de ville davon zu benachrichtigen. Nachdem mein Sohn aus den Zimmern der Königin gebracht worden, hat ihn Herr von Tingry in seine Gemächer begleitet und daselbst eine Wache von den Garden aufgestellt, nebst einem Lieutenant und Unterlieutenant. Aller Orten wurde Te Deum gehalten, unter andern eins in der Kapelle, den 29sten, dem ich nicht beigewohnt habe. Die Königin, die fortwährend wohl auf war, hat ihre Damen am 29sten empfangen, die Prinzen und Prinzessinnen am 30sten, die großen Entréen den 2ten November, mein Haus den 5ten u. s. w. Sonntag den 4ten November war Te Deum in der Pfarrkirche zu Versailles; die ganze Stadt war illuminirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

Die Exkursionen, welche von dem Hauptort Wyk aus in das Innere der Insel sich machen lassen, beschränken sich auf Spaziergänge und Lustfahrten in die nächstgelegenen Dörfer, welche durch ihr reinliches und wohlerhaltenes Ansehen einen günstigen Eindruck machen. Alle sind im Gegensatze zu dem baumlosen Wyk und seiner nächsten Umgebung mit Baumpflanzungen und Gärten geziert. In dem bedeutendsten derselben, Nibium, befindet sich eine der ältesten Kirchen des Herzogthums Schleswig, welche indessen keine Merkwürdigkeiten darbietet. Es befinden sich auf dem Eilande drei sogenannte Vogelkojen, in welchen der Fang der weitgesuchten Kriechenten betrieben wird. Noch findet sich ein der Beachtung werther Punkt, indem derselbe den Platz zeigt, wo im vierzehnten Jahrhundert ein befestigtes Schloß sich befand. „Asche sind der Mächtigen Gebeine," heißt es auch hier, denn kein Stein, welcher ein Denkmal ehemaligen Glanzes und Ruhmes abgeben könnte, findet sich mehr auf dieser Stätte. Nur die gigantischen Wälle thürmen sich noch, der Zeit Trotz bietend, mit dem alten Stolze gen Himmel, und gewähren einen so sehr erhöhten Punkt, daß man hier das ganze flache Land, so wie einen Theil der naheliegenden Inseln übersehen kann. In diesem Zwinger herrschte der Ritter Lembek, mannhaften Andenkens, welcher einen Theil des Föhrer Eilandes, genannt das Westerland, die benachbarte Insel Sylt, die Grafschaft Schaumburg und einzelne kleinere Distrikte unter seinem Schwerte vereinigte. Endlich aber fand es doch der dänische König angemessener, selbst Herr in seinem Lande zu seyn, zog aus mit Heeresmacht, bezwang nach tapferer Gegenwehr den widersetzlichen Vasallen und machte die Lembeksburg der Erde gleich. Im Innern des Eilandes findet man durchgehends noch die obenbeschriebene Tracht, allein in Wyk trifft man dieselbe weniger, da bei der vermehrten Konkurrenz mit dem jährlich sich erneuenden Fremdenzuge hier wie allenthalben die Sitten und Gebräuche der Heimath einige Veränderung erleiden. Daß in solchen Fällen der moralische Charakter nichts zu gewinnen pflegt, bestätigt sich auch hier. Habsucht und Theuerung stellen sich mehr und mehr ein, und je häufiger der Versucher sich naht, je schwerer wird es dem schwachen Menschen, ihm die Spitze zu bieten. Hier wie auf den Halligen wird der größte Theil der Feldarbeit von den Frauen verrichtet, und sonderbar nehmen sich zwischen den wogenden Kornfeldern oder auf den grünen Triften die dunkeln, verhüllten Gestalten der Föhringischen Weiber aus. Die meisten der männlichen Bewohner leben einen Theil des Jahres auf dem Wasser, und trotz der immer sich wiederholenden Unglücksfälle treibt der Drang nach Abenteuern und Gewinnsucht den wagenden Menschen hinaus, auf dem trügerischen, tückischen Element sein Glück zu versuchen.

Die Insel Amrôm, ungefähr eine Stunde entfernt, bietet einen der interessantesten Punkte in den Umgebungen Föhrs. Von Wyk aus durchreist man einen großen Theil des Eilandes, bis man an die Nordsee gelangt. Die Ueberfahrt nach Amrôm läßt sich auf verschiedene Weise bewerkstelligen: bei hoher Fluth gelangt man zu Schiffe hinüber, zur Zeit der Ebbe aber läßt sich ein Weg finden, welcher, aus einer Reihe von Sandbänken bestehend, dem Kundigen einen Pfad bietet, wo das Wasser so sehr abgelaufen ist, daß man bequem zu Fuße oder mit Pferden und Wagen durch die Nordsee bis nach Amrôm gelangen kann. Sonderbar ist der Gedanke, hier fast trockenen Fußes vorwärts gelangen zu können, wo einige Stunden später große Schiffe ein geeignetes Fahrwasser finden. Der Punkt, um den es sich handelt, ist natürlich die passende, genau bestimmte Zeit und die für den Unkundigen fast unmögliche Verfolgung des richtigen Weges. Man hört mitunter von Unglücksfällen, zuweilen auch von glücklichen Zufälligkeiten. Ein Schneider mit einem mehrere Fuß hohen Bündel unter dem Arm schlägt den oft betretenen Weg von Föhr nach Amrôm ein, versäumt jedoch die richtige Zeit und sieht, auf der Mitte des feuchten Pfades angelangt, wie von der einen Seite her die Fluth in schauerlicher Majestät sich rasch erhebt und, ihm den Weg versperrend, gegen seinen Reisepfad anschwillt. Von Entsetzen gejagt, wendet er seine Schritte zur eiligen Flucht, um wo möglich wieder nach Föhr zurückzukommen. Aber auch von dieser Seite erhebt sich die Fluth, keine Rettung scheint mehr möglich. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte erreicht er die höchste der Sandbänke, legt sein Bündel unter seine Füße und erwartet das feindliche Element. Neptun aber, der sonst so unerbittliche, ist heute gut gelaunt und beschließt, den armen Schächer bloß mit ein wenig Heulen und Zähneklappern zu strafen. Das Wasser bleibt ganz ruhig, kommt höher und höher und steigt endlich dem gemarterten Schneider bis an's Kinn. Hier angelangt, bleibt es eine Zeitlang stehen und fällt dann wieder, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge folgend, bis zuletzt der durchnäßte Ritter von der Nadel nach zwölfstündigem kalten Bade bei eingetretener Ebbe seinen Weg wieder fortsetzen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. December 1834.

— Wie kann
Solch arm, solch nackt, solch roh, solch niedrig Thun
Sich zu der Hoheit deines Bluts gesellen,
Und sich erheben an dein fürstlich Herz?

Shakespeare.

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsetzung.)

Wir gehen jezt zum Jahre 1789 über und geben ein Fragment des Tagebuchs vom Monat Juli.

Donnerstag, 9. Deputation der Stände. Freitag, 10. Nichts. Antwort an die Deputation der Stände. Samstag, 11. Nichts. Abreise des Herrn Necker. Sonntag, 12. Vesper. Abreise der HH. Montmorency, St. Priest und Lalnzerne. Montag, 13. Nichts. Dienstag, 14. Nichts. Mittwoch, 15. Sitzung im Saale der Stände. Zu Fuß nach Hause gegangen. — Dienstag, 28. Nichts. Das schlechte Wetter hinderte mich, auszugehen. Mittwoch, 29. Nichts. Rückkunft des Herrn Necker. Donnerstag, 30. Nichts. Freitag, 31. Der Regen hinderte mich am Ausgehen.

Hier wird unsere obige Bemerkung bestätigt, daß der König Nichts anschrieb an den Tagen, wo er nicht auf der Jagd gewesen, so wichtig auch sonst die Begebenheiten seyn mochten. Beim 14. steht: „Nichts," als wenn die Bastille nicht erstürmt worden wäre, als wenn ihr Sturz das Königthum nicht in seinen Grundfesten erschüttert hätte!

Will man seine Bemerkungen über den 5ten und 6ten Oktober 1789 hören, jene schauerlichen Tage, wo er mit seiner Familie von einem rasenden Pöbel von Versailles nach Paris geschleppt wurde?

Montag, 5. Schießen vor dem Thore von Chatillon: 81 Stück erlegt, durch die Begebenheiten unterbrochen, hin und zurück geritten. Dienstag, 6. Abreise nach Paris, um halb eins. Besuch im Hôtel de ville. Zu Nacht gegessen und geschlafen in den Tuilerien.

Auch aus dem Monat Juni 1791 glauben wir Einiges mittheilen zu müssen; in diesem Monat fand bekanntlich die Flucht von Paris statt, die Reise nach Varennes und die Rückreise mitten durch ein wild empörtes Land in die gährende Hauptstadt; welchen Kontrast mit dem Tumulte des Volks bildet die an's Unglaubliche grenzende Ruhe Ludwigs XVI.!

Freitag, 17. Nichts. Samstag, 18. Spazieren geritten von 9½ Uhr an im Gehölz von Boulogne. Sonntag, 19. Vesper. Montag, 20. Nichts. Dienstag, 21. Abreise von Paris um Mitternacht. Angekommen und festgenommen zu Varennes, um eilf Uhr des Abends. Mittwoch, 22. Abreise von Varennes zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens. Gefrühstückt zu St. Ménehould. Angekommen zu Châlons um 10 Uhr, daselbst gegessen und geschlafen in der ehemaligen Intendantur. Donnerstag, 23. Um halb zwölf wurde die Messe unterbrochen, um die Abreise zu beschleunigen. Gefrühstückt zu Châlons, zu Mittag gegessen zu Epernay.

Digitized by Google

Am Hafen zu Brinson die Kommissäre der Assemblee angetroffen. Ankunft zu Dormans um 11 Uhr; zu Nacht gegessen; drei Stunden in einem Sessel geschlafen. Freitag, 24. Abreise von Dormans um 7½ Uhr. Zu Mittag gegessen in La Ferté-sous-Jouarre. Um 10 Uhr zu Meaux angekommen. Zu Nacht gegessen und geschlafen im bischöflichen Pallaste. Samstag, 25. Abgereist von Meaux um halb sieben. Angekommen zu Paris um acht Uhr, ohne uns aufzuhalten. Sonntag, 26. Gar nichts. Die Messe in der Galerie. Konferenz der Kommissäre der Assemblee. Montag, 27. Nichts. Dienstag, 28. Nichts. Molken getrunken. Mittwoch, 29. idem. Donnerstag, 30. idem.

Im Juli 1791 ist der ganze Monat mit einer Klammer umschlungen, mit der Ueberschrift: „Durchaus nichts den ganzen Monat hindurch; die Messe in der Galerie.“ Nur bei drei Tagen werden außerhalb der Klammer besondere Umstände angeführt, die wir mittheilen, weil in diesem Monate das Kriegsgesetz proklamirt wurde und blutige Auftritte zu Paris stattfanden. Donnerstag, 11. Arznei nehmen müssen. Sonntag, 17. Vorfall auf dem Marsfelde. Donnerstag. Arznei um sechs Uhr; mit den Molken aufgehört.

Wir kommen nun zu den zwei lezten Monaten des Journals, Juni und Juli 1792. Wir können uns nicht enthalten, sie ganz herzusetzen. Zehn Tage später hatten sich die Thüren des Tempels hinter Ludwig und seiner Familie geschlossen. Indeß scheint keine düstere Ahnung den Fürsten zu ergreifen; da ihm nicht mehr gestattet ist, Paris zu verlassen, um sich seinen Lieblingsvergnügungen zu überlassen, so schreibt er noch viel öfter als sonst in sein Tagebuch Nichts ein, und um für uns den Sinn dieses Wortes genau zu bestimmen, sezt er am 27sten Juli: „Nichts, den ganzen Tag auf der Hut.“

Juni 1792. — Freitag, 1. Nichts. Samstag, 2. Nichts. Sonntag, 3. Vesper. Montag, 4. Nichts. Dienstag, 5. Nichts. Mittwoch, 6. Nichts. Donnerstag, 7. Die Messe gehört wie gewöhnlich. Vesper. Die Prozession ist in's Schloß gekommen, ich bin nicht dabei gewesen. Freitag, 8. Nichts. Samstag, 9. Spaziergang im Garten. Um neun Uhr der Segen. Abreise des Herrn de Batz. Sonntag, 10. Vesper und Segen. Montag, 11. Nichts. Segen. Dienstag, 12. Nichts. Segen. Mittwoch, 13. Nichts. HH. Roland, Clavier und Servan weggeschickt. Donnerstag, 14. Vesper. Freitag, 14. Spaziergang im Garten um neun Uhr. Samstag, 16. Nichts. Herrn Dumouriez verabschiedet. Die HH. Chambonas und Lajard ernannt. Sonntag, 17. Vesper. Ernennung des Herrn de Monteiel. Montag, 18. Nichts. Ernennung des Herrn de Beaulieu. Dienstag, 19. Spaziergang im Garten um neun Uhr. Mittwoch, 20. Vorfall in den Tuilerien. Donnerstag, 21., Freitag, 22. und Samstag, 23. Nichts. Sonntag, 24. Revue der sechsten Legion in den Champs-élisées, um eilf Uhr Vesper und Segen. Montag, 25. Spaziergang mit meinem Sohne nach der Messe in den Höfen und Gärten, um die Nationalgarde zu sehen. Dienstag, 26. und Mittwoch, 27. Nichts. Donnerstag, 28. Nichts. Ankunft des Herrn de la Fayette. Freitag, 29. Vesper. In den Champs-élisées sollte die Revue der zweiten Legion stattfinden. Samstag, 30. Nichts.

Juli 1792. — Sonntag, 1. Vesper. Rückkehr und treffliches Benehmen des Herrn de Batz, dem ich die 512 . . . schuldig bin. Montag, 2., Dienstag, 3., Mittwoch, 4., Donnerstag, 5. und Freitag, 6. Nichts. Samstag, 7. Spaziergang im Garten um 8¾ Uhr. Sitzung in der Nationalversammlung um halb drei. Zu Fuß hin- und wieder zurückgegangen. Sonntag, 8. Vesper. Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch, 11., Donnerstag, 12. und Freitag 13. Nichts. Samstag, 14. Föderation im Marsfelde. Abgegangen um 10½ Uhr; Eidesleistung um fünf Uhr. Zurückgekommen und zu Nacht gegessen um sieben Uhr. Sonntag, 15. Vesper. Montag, 16., Dienstag, 17., Mittwoch, 18. und Donnerstag, 19. Nichts. Freitag, 20. Nichts. Eidesleistung der HH. du Bouchage und Champion. Samstag, 21. Nichts. Eine Alerte des Nachmittags. Sonntag, 22. Vesper. Montag, 23. Spaziergang im Garten um 8½ Uhr. Dienstag, 24., Mittwoch, 25. und Donnerstag 26. Nichts. Freitag, 27. Nichts. Den ganzen Tag auf der Hut. Samstag, 28. Nichts. Sonntag, 29. Vesper. Montag, 30. und Dienstag, 31. Nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Oheim,“ erwiderte Julius ernst und fest, „ohne Leopoldinen setze ich mich nimmer im Vaterlande, das ist unwiderruflich bei mir beschlossen. Soll ich auf sie Verzicht leisten, will sie einem Andern angehören, wird so der heißeste Wunsch meines Herzens vernichtet, so gibt es keinen Vortheil, der mich hier zurückhalten könnte.“ — „Seh Einer den Menschen an!“ sprach Warheim mit weicher Stimme; „ich gebe mir alle Mühe für ihn, scheue weder diese noch die Kosten, erringe endlich einen Platz, der besser, angenehmer nicht gefunden werden könnte, und nun steht er da und will nicht.

Digitized by Google

Geh doch nur erst hin, Julius, besieh Dir den Ort, mache Dich mit den Vorzügen Deiner Stellung bekannt, und ich wette, Du wirst finden, daß sich auch mit einer andern Frau dort leben läßt.“ Der junge Mann betrachtete ihn lange und forschend, dann sagte er: „Die Art meines ehemaligen Handelns, lieber Oheim, gibt Ihnen ein Recht, so mit mir zu sprechen; allein mir bleibt dann nur übrig, durch mein jetziges Benehmen die üble Meinung, die Sie von meinem Charakter zu hegen scheinen, umzuändern. Noch einmal: ich binde mich nirgends, ehe ich weiß, ob Leopoldine die Meinige bleiben will und kann.“ — „Mach mich nicht toll!“ rief der Oberförster. „So reite doch nur diesen Nachmittag hin, Du brauchst ja noch nicht abzuschließen, wenn Du durchaus nicht willst. Aber besehen sollst Du, was ich für Dich ausgewählt habe, das darf ich zum Lohne für Alles das fordern, was ich für Dich that und wovon Du nicht einmal etwas weißt.“ Thränen stiegen bei diesen Worten in die Augen des Mannes, den man sonst nie weinen sah; Julius wurde bei diesem Anblick überwältigt. „Ich gehe, mein väterlicher Freund,“ sprach er; „aber ohne des Weibes Liebe, die ich einst verscherzte, gibt es auf Erden kein Glück mehr für mich, und Sie werden nicht fordern, daß ich gegen mein Gefühl handle.“

Drei heiße Nachmittagsstunden waren verflossen, als Julius im Hofe von Pappelheim vom Pferde stieg. Bei seinem Unmuth über den vergeblichen Schritt, den er zu thun im Begriffe stand, bei der Verlegenheit über die Art einer Vorstellung, welcher er keine Folge zu geben entschlossen war, hatte die Herrlichkeit des stillen Thales, in das er einritt, der seitwärts liegende, von sanft abhängenden Ufern begrenzte See, die Dörfer, die traulich aus einem Kranz von Bäumen hervorschauten, die Kirchen, die von den Anhöhen niederblickten, und all der Segen einer wohlthätigen Ruhe die üble Empfindung nicht zerstören können, die ihn beherrschte. Das sogenannte Schloß glich einer italienischen Villa im edelsten Styl, die ringsum wohl geordneten Gärten boten den lieblichsten Anblick dar, ein Wäldchen breitete seine Schatten von der hinteren Seite nach einer Anhöhe hinauf, Felder, Reben und Waldpartien wechselten auf das Anmuthigste mit einander ab — er achtete es nicht.

Ein Bedienter hielt ihm das Pferd. Auf die Frage nach der Herrschaft erhielt er die höfliche Antwort: diese sey eigentlich nicht anwesend, aber wer in Geschäften komme, müsse sich an die Madame wenden, und die sey hinten im Erlenbusch, wohin er ihm sogleich den Weg weisen wolle. Julius Unzufriedenheit mehrte sich. Eine Madame, dachte er, wer wird das anders seyn, als eine Haushälterin, eine untergeordnete Person, mit welcher zu verkehren ich gar nicht hergekommen bin, und deren neugierige Schwatzhaftigkeit ich doch werde aushalten müssen. Wie konnte mein Oheim, der so wohl unterrichtet schien, mich unter solchen Umständen hieher senden! — Trotz seinem Aerger konnte er sich doch nicht enthalten, indem er vorwärtsschritt, die geschmackvollen Anlagen, die Ordnung, in welcher Alles gehalten war, und den Reichthum der Blumen und Gewächse zu bewundern. Jezt hatte er die Grenze der Gärten erreicht und trat in ein lauschiges Dunkel von Gebüsch, durch das sich ein Kießweg schlängelte. „Folgen Sie nur diesem Pfade, mein Herr,“ sagte der Bediente, „bis zu einem freien Platze, der mitten im Wäldchen liegt, dort werden Sie die Madame finden.“

Jezt war Julius allein, und seine verdrießliche Stimmung war schon zur Hälfte dem Einflusse der ihn umgebenden Kühle, der wohlthuenden Ruhe gewichen, die hier waltete. Ein leises Murmeln und Rauschen erreichte sein Ohr; ein Bach, hell und klar, rieselte ihm unter überhängendem Gesträuch entgegen, bildete bald kleine Wasserbecken, bald rauschte er lauter, durch große Steine gehemmt, über einen Abhang hinunter, und unser Wanderer mußte sich gestehen, niemals einen so heimlichen, in seiner Einfachheit so entzückend schönen Ort gesehen zu haben. Schon war er eine Viertelstunde fortgegangen, und noch hatte er keine menschliche Seele erblickt, keinen menschlichen Laut vernommen. Jezt aber, indem er um eine Ecke bog, glaubte er Kinderstimmen zu hören, die in heiterer Fröhlichkeit jauchzten, und wenige Sekunden später trat er zwischen einigen Trauerweiden hindurch, die ihre Zweige tief in's Wasser tauchten, auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz, vor dessen Eingang die überraschende Schönheit der Ansicht ihn ein paar Minuten festbannte.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

In den Wiesen.

Rothe Streifen in den Wiesen,
Blaue zeigen sich von Klee
Und von Salbei; Dolden sprießen
Weiß beisammen in die Höh'.
Und die gelbe Butterblume
Nimmt ihr Theil am Herrscherthume.
Blumen, ach, wie kurze Zeit
Währt noch eure Herrlichkeit!

Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Beschluß.)

Die ganze kleine Insel besteht aus einer Menge zusammengetriebenen Flugsandes, und kahl, entsetzlich kahl ist hier wieder Alles ringsum. Kein Baum, so weit das Auge reicht, keine Spur von Kornbau, wenniges, verkümmertes Vieh, welches das aus dem dürren Sande spärlich emporschießende seegrasartige Grün mit Heißhunger zu sich nimmt, und dennoch fesseln Menschen ihre Schritte auf dieser Wüsteuei, dennoch hänge der Amrömer mit Liebe am heimathlichen dürren Sand, welcher den Schritt seiner Füße hietern und langsam macht, dennoch eilt er von den üppigen Gestaden, welche dem Seefahrer in fernen und nahen Zonen winken, zurück zu seinem unaussprechlich öden und kahlen Eilande, um sein behagliches Alter, ruhend von den Beschwerden des Lebens, auf dem heimathlichen Boden hinzubringen. Dem ächten Sohn Amrdms erscheint kein Plätzchen einladender und reizender, als der Schatten der niedrigen Hütten seines Mutterländchens. Drei kläglich, ärmliche Dörfer bilden die Wohnstätten der Einwohner; in dem bedeutendsten derselben lebt der Prediger, abgeschnitten von der kultivirten Außenwelt, auf sein trauriges Landchen und seine Pfarrkinder beschränkt; dennoch schien er mit seinem Loose zufrieden. Unter anderu Notizen, welche er mir über die Insel mittheilte, will ich die Geschichte eines Eingebornen heraushebeu. Dieser hatte auf seinen Reisen in fernen Welttheilen und Meeren die Anhänglichkeit an das Geburtsland verloren, war in einem der Barbareskenstaaten, wenn ich recht weiß, in Tunis, durch allerlei seltsame Schicksale zu Ehren und Würden gelangt und hatte, verlockt von dem Versucher, seine Stellung durch die Annahme des mohamedanischen Bekenntnisses gesichert. Der alte Vater des Renegaten hört von den wundersamen Schicksalen seines Sohns. Kummer und Betrübniß erfaßt ihn bei dem Gedanken an den dem Glauben und der Geburtsinsel untreu gewordenen Sohn. Trotz seines Alters scheut er nicht die unermeßliche Seereise und lenkt auf dem glühenden Boden Afrika's seine zitternden Schritte zu dem Verlornen. Nicht die Pracht des Pallastes, nicht die Menge der Sklaven blendet seine Augen; zu ihm bringt er, mit Donnerworten mahnt er ihn an seinen Glaubensabfall, an seinen Verrath an Gott und dem Lande, das ihn geboren. Mit Thränen und Bitten beschwört er ihn, dem falschen Gotte den Rücken zu wenden, den schnöden Mammon von sich zu werfen, jetzt, da es noch Zeit sey zur Reue und Buße. Und der Sohn? Betäubt, zerknirscht hört er die Ermahnungen des Greises, das eingelullte Gewissen erhebt seine Stimme, mächtig erwacht die Liebe zu dem kahlen Felsen, der seine Wiege getragen hat; er folge dem Vater, läße Ehre, Reichthum und Ansehen hinter sich, schifft zurück nach Amrdm und beschließt seine Tage in Ruhe, versöhnt mit Gott und seinen Landsleuten, wie seine Väter es vor ihm thaten und wie wahrscheinlich seine Kinder und Enkel es nach ihm thun werden. Sein Grab wird noch auf dem Kirchhofe gezeigt.

Eine hohe Dünenkette schließt gleich einem Wall das ganze Eiland ein, und so seltsame Gestalten bilden diese Sandfelsen, daß eine lebendige Phantasie sich fast in eine Alpenwelt en miniature versetzt glauben könnte. Gleich dem Innern eines Bergwerks schlängeln sich an manchen Stellen die Pfade, und Kaninchenhöhlen erinnern hin und wieder, daß selbst auf diesem unfruchtbaren Sande lebendige Geschöpfe ihr Daseyn fristen können. Von diesen Hügeln aus und vorzüglich von dem höchsten derselben, genannt die Sattelbüne, öffnet sich die Aussicht in das ewige, unendliche Meer. Die unvergleichliche Nordsee breitet sich vor uns aus. Gegrüßt, tausendmal gegrüße seyd mir, ihr salzigen Fluthen, die ihr dem Geiste Stärke und dem Körper Kraft verleiht, und ihr Lüfte, die ihr wohlthuend die Wogen aufregt, auf daß die erwünschteste Eigenschaft des Nordseebades, der Wellenschlag, die Glieder des Ergriffenen kräftige!

Lausanne, November.

Religiöse Zwiste. Das Gesetz gegen die Sektirer.

Es ist jammerschade! Die Natur gab uns einen so lachenden, milden Himmel, ein so reiches, blühendes Land und einen so reizend flutheuden See; die Waadländer sind auch im Grund ein gutes, heiteres, geselliges und gastliches Volk, wir könnten so glücklich mit einander leben, aber da kommt die Zwietracht und treibt uns bissig gegen einander. Sind es nicht die bürgerlichen und politischen Interessen unserer kleinen Republik, so ist es religiöser Unfriede und Parteiung; es spaltet sich immer mehr, was früher befreundet war, die alte Geselligkeit wird zum Kaltsinn, oft gar zum Hader, die Familien entfremden sich einander, die Kinder tadeln die Eltern, die Frauen geben rechts, die Männer links, die alte, heitere, gesellige waadländische Lust und Freude verstummt, und dafür hört man nichts mehr als ein dumpfes Summen unter obligatem Kopfhängen und kaltem Verdammen aller geselligen Freudigkeit.

Als ich vor zehn Jahren in das Land kam, begann diese Spaltung schon fühlbar zu werden, und die Regierung hatte am 20sten Mai 1824 ein hartes, grausames und unsinniges Gesetz gegen die neue Kirchensekte — zu jener Zeit Momiers genannt — gegeben, das, streng gehalten, zwar einen Augenblick der Verbreitung und der Proselytenmacherei der neuen Sekte Einhalt thun, aber der religiösen Trennung schon deßwegen nicht gründlich abhelfen konnte, weil es wegen seiner unverständigen Strenge bald ohne Ausführung bleiben mußte, und weil viele Vorwürfe der Momiers gegen die Geistlichen der sogenannten Nationalkirche, betreffend Mangel an Bildung, ungeistlichen Wandel, Mangel an evangelischer Thätigkeit u. s. w., nur allzu gegründet waren.

Ich habe schon einigemal in diesen Blättern über diesen Gegenstand gesprochen, der so tief in unsern gesellschaftlichen Zustand eingreife. Sechs Jahre lang wurde bald strenger, bald lässiger über das obige Gesetz gehalten, Gensdarmen trieben oft Versammlungen der Sekte auseinander, an denen fremde Personen Theil nahmen. Es war ein Unsinn und Skandal zugleich, wie man hie und da gegen die Sektirer verfuhr. Selbst die politische Umgestaltung Waads 1830 in Folge der Pariser Juliustage konnte bei der Erbitterung des Volks gegen die Sektirer an vielen Orten der Sache der Menschlichkeit und der Vernunft nicht aufhelfen, und so schleppte sich das erbärmliche Gesetz fort bis dieses Jahr, wo zahlreiche Bittschriften unsern Staatsrath veranlaßten, auf eine Modifikation jener Verordnung beim Großrath anzutragen. Die Diskussion darüber in der Mitte Januars war nun nicht bloß des vielfach beleuchteten Gegenstandes selbst wegen sehr interessant, sondern auch wegen der wirklich ausgezeichneten Rednertalente, welche sich darin hervorthaten.

Da dieser Gegenstand jetzt durch ähnliche Fragen in vielen andern Ländern europäisch geworden ist, und auch in die Jahrhunderte der Reformation zurückgreift, so wird Einiges aus dieser Diskussion in Deutschland nicht ohne Interesse seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. December 1834.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Dauerndes Glück!

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Beschluß.)

Im Hintergrunde stand ein einfaches Gebäude von der angenehmsten Form, am Ufer eines Teiches, den der Bach hier bildete. Die silberhellen Wellen wimmelten von glänzenden Fischen, die emsig die Brodkrumen auffingen, welche zwei kleine Mädchen, die sich an dem anmuthigen Spiele kindisch ergötzten, ihnen zuwarfen. Eine weibliche Figur, deren edle Formen Julius Auge auf sich zogen, saß seitwärts im Schatten einer Platane; neben ihr stand ein Körbchen mit weiblicher Arbeit, auf ihrem Schooße lag ein Buch, das eben ihrer Hand entsunken zu seyn schien, während sie nach den Kindern hinüberblickte. Indem er mit einiger Verlegenheit zögernd vorwärts trat, kehrte die Unbekannte, seine Annäherung vernehmend, das Gesicht nach ihm zu.

Das höchste Erstaunen, die beklemmendste Freude fesselte eine Sekunde lang seine Sinne und Bewegungen; dann aber sank er, sie mit einigen raschen Schritten erreichend, unter dem Ausrufe: „Mein Weib!“ neben ihr auf den Rasen nieder. Hatte auch seine Erscheinung, sein schnelles Herzueilen und das leidenschaftliche Gefühl, das aus seinen veränderten Zügen strahlte, Leopoldinen erschreckt, hatte seine Gestalt ihr den lange Ersehnten und heiß Beweinten nicht zurückgerufen, so konnte sie doch unmöglich den Laut verkennen, den sie so oft in stiller Einsamkeit mit dem Ton der Liebe zu hören geglaubt hatte, und die Arme, die sich schon ausgestreckt hatten, den frechen Fremdling zurückzustoßen, umfingen jezt warm und innig unter bebendem Wonnelaut den geliebten Freund ihrer Jugend.

Wie lange das freudetrunkene Paar halb bewußtlos, ohne vernehmliche Worte sich umfangen hielt, wie lange die Mädchen, von dem unerhörten Schauspiele geschreckt, vergeblich an Leopoldinens Kleider zupften, wissen wir nicht, denn die Minuten und Stunden, welche glückliche Menschen in seliger Vergessenheit alles Erdenwehs verleben, soll man nicht mit dem Maße kalter Nüchternheit berechnen. Ein unterdrücktes Schluchzen, der leise Ruf: Kinder, meine geliebten Kinder! brachten sie endlich auf diese Erde zurück, und siehe, da stand, in theilnehmende Rührung versunken, an ihrer Seite die Tante an des Oheims Hand, dessen ruhige Weisheit diesmal beinahe an dem schönen Augenblick scheiterte. Dankbar sanken sie zu den Füßen ihres Wohltäters, liebend umfingen sie die Knie der Frau von Saudoval, die in Freudenthränen aufgelöst über ihnen hing. „Ja, ja,“ sprach der Oberförster, „ihr möcht uns wohl danken; nicht daß wir, während ihr eure Lehrjahre verlebtet, euer irdisches Interesse besorgten und entschlossen waren,

Digitized by Google

euch, insofern ihr tüchtige Menschen würdet, in jedem Verhältnisse über das Bedürfniß zu erheben, nicht daß Pappelheim auf euren Namen gekauft und verwaltet wurde und wir es euch heute mit all seinen Einkünften als Erb und eigen übergeben; aber daß wir den Muth hatten, uns von euch zu trennen, euch durch Noth und Geschick erziehen zu lassen, daß diese edle Frau ihre Neigung, euch wohl zu thun, euch jeder Verlegenheit zu entreißen, schmerzlich unterdrückte und seit sechs Jahren es nicht wagen durfte, die geliebte Nichte zu sehen, dafür müßt ihr uns danken, denn die Entwicklung nützlicher Kenntnisse und Talente, der Geschmack an heilsamer Beschäftigung, die Berichtigung eurer Lebensansichten, mit einem Worte, die Möglichkeit dauerhaften Glücks ist unser Werk."

Lange hätte vielleicht der gute Oheim noch gepredigt, wenn er nicht bemerkt hätte, daß er seine Worte an taube Ohren verschwende, daß Julius im Anschauen seines lieblichen Weibes versunken, Leopoldine, in süßer Wonne an seinen Blicken hängend, die Tante bei der freudigen Theilnahme an diesem Glück diesmal keinen Sinn für Rede und Gegenrede haben konnten. Wenn er aber späterhin nach Pappelheim zum Besuche kam, wenn er den trauten Kreis in dem Genusse des schönsten, zwischen Arbeit und Erholung getheilten Lebensglücks fand, wenn Leopoldine in der vollen Würde der treuen Hausmutter, Julius mit der Zufriedenheit des Hausvaters auf der gebräunten Wange ihn willkommen hießen, wenn eine Schaar munterer, wohlerzogener Kinder ihm entgegensprang, deren Erziehung die Eltern lobte, dann sezte er sich wohl neben die Kammerräthin, welcher die Freude aus den Augen lächelte, drückte ihre Hand und flüsterte leise: „Sehen Sie, liebe Freundin, von all diesen Genüssen hätten wir keinen und müßten ein trauriges, freudenloses Alter leben, hätten Sie nicht in jener schweren Stunde den Verstand über das liebende Herz den Sieg davon tragen lassen."

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1775 nahm Ludwig XVI. die Gewohnheit an, jährlich den Gebrauch, den er von seiner Zeit gemacht, zu recapituliren, und er sezte dies regelmäßig fort bis zum Schluß des Jahrs 1791. Er berechnete dabei, wie oft er im Jahr ausgegangen, das heißt bei ihm in der Regel, auf die Jagd gegangen, immer mit Angabe des Orts, wie viele Hirsch-, wie viele Schweinjagden u. s. w. stattgefunden, wie oft und wo er auswärts zu Mittag und Abend gegessen, wie viele Tage er auf Reisen, mit andern Worten, wie viele Nächte er außer Paris oder Versailles, und wo er sie zugebracht. Wir stellen aus diesem Theile des Tagebuchs zwei Jahre zusammen, ein sehr ruhiges, 1775, und 1791, wo er bereits in den Tuilerien so gut als der Gefangene seines Volks war. — Im Jahre 1775 hat er 72 Hirschjagden, 14 Schweinjagden, 27 Rehjagden, 4 Houraillerien oder Jagden mit kleinen Hunden, 58 Schießen beigewohnt, hat 3 kleine, 1 große Spazierfahrt gemacht, hat 21mal auf der Jagd zu Mittag, 13mal zu Nacht gegessen. Die Reisen endlich recapitulirt er wie folgt.

Reisen im Jahr 1775.

	Tage.
Compiègne, vom 5ten zum 8ten Juni	3
1 Houraillerie,	
1 Wildschweinjagd.	
Tismes, vom 8ten auf den 9ten Juni	1
Reims, vom 9ten auf den 16ten	7
Compiègne, vom 16ten auf den 19ten	3
1 Wildschweinjagd,	
1 Houraillerie.	
Choisy, vom 27sten auf den 28sten August . . .	1
1 Spaziergang,	
Choisy, vom 5ten zum 9ten Oktober	4
3 Schießen.	
Fontainebleau, vom 9ten Okt. auf den 16ten Nov.	33
9 Hirschjagden,	
7 Wildschweinjagden,	
2 Houraillerien,	
7 Schießen.	
Totalsumme	57

Recapitulation des Jahres 1791.

	Tage, an denen ich ausgegangen.
Reisetage	5
Spazierritte, auf einem 5 Stück erlegt . .	45
Spaziergänge im Garten	3
Ausgefahren, einmal nach St. Germain l'Auxerrois, viermal nach der Nationalversammlung	5
Schauspiele, drei, wovon zwei an den Tagen, wo ich ausgeritten	1
Tage, an welchen ich im Jahr 1791 ausgegangen	58

Reise im Jahre 1791.

	Tage.
Vom 20sten auf den 25sten Juni	5
Unterwegs geschlafen zu Châlons . .	1
Dormans .	1
Meaux . .	1
Nächte außerhalb Paris zugebracht	5

Diese fünf Reisetage sind die Flucht aus Paris und die Rückkehr von Varennes!

Digitized by Google

Zuweilen enthalten die Recapitulationen noch eine Unterabtheilung. Ludwig gibt darin umständlich an, wie oft er spazieren gegangen oder geritten oder gefahren bei strenger Kälte, bei Thauwetter, bei schönem oder trübem Wetter. Dabei berechnet er, was er monatlich auf der Jagd geschossen, und stellt den Ertrag der zwölf Monate am Ende des Jahrs in einer Totalsumme zusammen. So findet man im Jahre 1775 als Totalsumme eines Monats 1564 Stück, und als Totalsumme des Jahrs 8124.

Gehen wir vom eigentlichen Tagebuche auf die übrigen Handschriften über, so finden wir vorerst eine bedeutende Anzahl Oktavblätter, sehr eng und fein geschrieben, welche umständliche Berichte über die in dem Tagebuche aufgeführten Jagden enthalten. Alle werden bis in's kleinste Detail beschrieben und die Namen der Jäger angeführt; überall drückt der König seinen Aerger über diejenigen aus, deren Ungeschicklichkeit Schuld gewesen, daß der Hirsch gefehlt worden. Diese Beschreibungen sind mit übersichtlichen Tabellen untermischt, welche die Ueberschrift führen: Hirsche, welche bleiben müssen; sie enthalten das Verzeichniß der Zehnender und anderer Hirsche, welche nach dem Berichte der Hägereiter noch im Walde bleiben sollten. Wir überschlagen ein Heft topographischer Nachweisungen über die königlichen Wälder, welchen ein Verzeichniß der Concierges und Förster eines Jeden vorangeht, und gelangen zu dem Theile der Manuscripte, welcher den unglaublichen Ordnungssinn Ludwigs XVI. darthut und hinlänglich beweist, daß man die Verschwendungen und Geldvergeudungen des Hofes nicht ihm zur Last legen darf.

Für die Jahre 1772, 1773 und 1774 sind Hefte vorhanden, gleichfalls von der Hand des Königs, mit der Ueberschrift: Rechnungen. Hier schrieb er alle seine Ausgaben ein, sie mochten noch so undedeutend seyn. So finden wir z. B.: „Für ein Uhrglas zwölf Sous. An Testard, für Briefporto, neun Sous. An l'Epinay, für ein Schwenkfaß (Cuvette), sechs Sous. Für ein Buch Papier vier Sous. Für Baumwolle sechs Sous. An l'Epinay, für mich ausgelegt, vier Sous drei Deniers.“

Vom Januar 1775 an bis zum December 1781, und vom Januar 1791 bis zum Monat Mai desselben Jahres finden wir Hefte, überschrieben: Besondere Ausgaben. Vielleicht sind diese Bücher, in denen man nicht so oft auf kleinere Ausgaben stößt, eine weniger in's Einzelne gehende Fortsetzung der Rechnungen, wovon wir eben gesprochen. Ludwig XVI., welcher seit acht Monaten den Thron bestiegen, mochte sich jezt doch das Rechnen etwas leichter machen wollen. Indeß hatte der König andernseits seinen Plan erweitert, indem er dem monatlichen Kassenbestande zuweilen die genaue Angabe der verschiedenen Münzsorten beifügte. So lesen wir im Monate Januar 1779:

Am ersten Januar befinden sich in der Kasse:

	Livres.	Sous.	Deniers.
42 Rollen von 1200 Livres	50,400	—	—
In meinem Geldbeutel . .	549	—	—
17 Vierundzwanzigsousstücke	20	8	—
46 Zwölfsousstücke . . .	27	12	—
99 Sechssousstücke . . .	29	14	—
88 Zweisousstücke	8	16	—
136 Sechsliardsstücke . . .	10	4	—
	51,045	14	—

Rechnungsfehler konnten den König zur Verzweiflung bringen. Im September 1782 unterbricht er plötzlich seine Ziffern, um folgende Zeilen niederzuschreiben: „Ich weiß nicht, woher der Fehler kommt, der sich seit einiger Zeit in meinen Rechnungen eingeschlichen, aber den neunten dieses Monats habe ich auf dem Boden meiner Kasse Geld wieder gefunden, das ich seit Jahren vergessen hatte, und demnach fange ich meine Rechnung von vorne wieder an.“

(Der Beschluß folgt.)

Rückfall.

Ja, ihr Mädchen, ihr falschen,
Mit dem trügenden Mund:
Ich hatte geschlossen
Einen festen Bund,
Einen Bund mit den Augen:
Nimmer, nimmer euch zu schau'n,
Einen Bund mit dem Herzen:
Nimmer euch zu trau'n.

Ach, ihr Mädchen, ihr falschen,
Mit dem lockenden Mund:
Schon ist er gebrochen,
Dieser feste Bund!
Meine Augen, die Thoren,
Haben wieder euch geschaut;
Hat mein Herze, das schwache,
Wieder euch getraut!

Gottlob Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Berathung des Großraths über die Sekten.

Es waren neun-und-fünfzig Bittschriften mit 7684 Unterschriften gegen die religiöse Freiheit, also gegen die Methodisten eingegangen, fünf mit 1827 Unterschriften über die Religionsfreiheit und drei-und-vierzig mit 1207 Unterschriften für die Religionsfreiheit. Die bei Weitem größte Majorität war also gegen die Methodisten. Dessenungeachtet trug der Staatsrath mit lobenswerther Unabhängigkeit

Digitized by Google

in seinem Gesetzprojekt auf Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai, also auf größere Religionsfreiheit an. Die zur Prüfung des Gesetzes ernannte Kommission des Großraths war auch über den Grundsatz ganz einverstanden, daß jenes Gesetz zurückgenommen werden müsse; nur darüber war sie uneinig, ob dies ganz einfach, sogleich und ohne ein anderes Gesetz an die Stelle zu setzen, geschehen solle. Darüber begann die Diskussion am 13ten Januar. Der Staatsrath Druey äußerte unter Andern: „Es ist etwas ganz Sonderbares im Kanton Waad zu bemerken. Hier sind die Leute im Allgemeinen sehr tolerant, so lange nur von Duldung gegen Katholiken, Juden, mährische Brüder, Lutheraner und andere Sekten dieser Art die Rede ist, aber durchaus nicht, wenn Toleranz gegen die Methodisten gefordert wird. Neben den allgemeinen Gründen dieser Erscheinung waltet hier noch ein besonderer vor. Als sich nämlich die Methodisten von der Nationalkirche trennten, geschah dies auf eine etwas schroffe und barsche Art, wodurch sie bei gar Vielen die Eigenliebe beleidigten; sie haben sich auch dadurch viel Haß zugezogen, daß sie scharf eine Menge Dinge tadelten, die den Waadländern bisher werth waren. Dazu ist noch ihr heißer, nichts berücksichtigender Proselyteneifer gekommen, ferner bei Vielen Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge, gegen alle Erhebung und Veredlung des Menschen, denen der Eifer Anderer für das Gute und Reine sehr fatal war; Uebertreibung und Verläumdung thaten auch das Ihrige. So ist es denn gekommen, daß die Methodisten ganz verschieden von den andern Religionssekten behandelt wurden, daß es möglich ward, das harte und unverständige Gesetz vom 20sten Mai gegen sie zu geben. Nach manchen traurigen Erfahrungen darüber wünscht der Staatsrath nichts mehr, als das Prinzip voller Religionsfreiheit anerkannt zu sehen." — D. theilt des Staatsraths Ansicht nicht und meint, man habe sich keineswegs zu streng gegen die Dissidenten ausgesprochen. „Man kann das von ihnen dem Lande zugefügte Uebel nicht hoch genug anschlagen, denn sie säeten Unruhe, Uneinigkeit und Feindschaft in Familien, die vorher im schönsten Einklang lebten. Alle, die Unterschriften gegen die religiöse Freiheit eingereicht haben, waren durch die besten Gründe getrieben, denn sie sind Alle erschreckt über die zahlreichen Missionarien, die der neuen Gemeinde durch alle möglichen Mittel Proselyten anwerben, indem sie selbst Bücher auf die Straßen legen und sich in die Häuser schleichen. Darum haben sich zehntausend brave Einwohner gegen sie und ihre Bekehrungsmittel erhoben. Unmöglich kann der Kultus der Sektirer geduldet werden, da ihn die Mehrheit des Volkes verwirft und verdammt. Am verwerflichsten sind die Geistlichen, die sich laut zu der Nationalkirche bekennen, aber doch die Meinungen und Lehren der Dissidenten theilen." — M. bemerkt, die Methodisten haben sich in keinem Orte des Kantons gezeigt, ohne daß er gleich das Theater von ärgerlichen Scenen und Exzessen geworden wäre. „Es fragt sich nun, ob es klug ist, zu dulden, daß eine Sekte eine Nationalkirche angreift und untergräbt, die ihre Wurzeln so tief in unserer Geschichte und in unsern Sitten hat, die so innig mit unserm ganzen Leben und Denken verflochten ist? Es fragt sich ferner, ob es uns erlaubt ist, durch die Aufstellung religiöser Freiheit unserer Landeskirche zu nahe zu treten? Ich glaube, dies wäre geradezu unserer feierlich beschwornen Verfassung zuwider; in dieser haben wir versprochen, die Nationalkirche in ihrer Ganzheit und Unabhängigkeit zu erhalten, ohne Verletzung und Theilung, gerade so, wie wir sie von unsern Vätern überkommen haben. Und nun wollen wir den Sektirern erlauben, eigene Kirchen unter dem Namen Kapellen zu eröffnen, darin von ihren eigenen Geistlichen nicht bloß predigen und Gottesdienst verrichten, sondern auch Taufen und Trauungen vornehmen zu lassen! Und wer werden diese Geistlichen seyn? Wird man von ihnen einen öffentlichen, gesetzlichen Charakter, Beweise von Sittlichkeit, von Kenntnissen und Studien, ja nur von Rechtlichkeit verlangen? Nein! wenigstens bestimmt darüber kein Gesetz etwas. Es genügt, daß diese Geistlichen von den Mitgliedern der Kapelle ernannt werden. So kann der erste Beste, der sich inspirirt nennt, ein Handwerker, ein ganz gewöhnlicher, ununterrichteter und obscurer Mann, wenn sich die Gnade oder der Geist an ihm offenbart, Kinder taufen und trauen, und somit die zwei wichtigsten Lebensakte vornehmen. So wird es vorkommen, daß in derselben Familie einige Glieder durch die Geistlichen unserer Landeskirche, andere aber durch Männer getauft und getraut werden, von denen man nichts kennt, als den Namen und ihren Aufenthaltsort. Welcher Zustand von Ungewißheit wird daraus hervorgehen! Es zeigen sich mir aber noch andere Gefahren. Die Taufe ist in den Augen der Religion der Anfang des Lebens, und sie läßt milde, heilige Ueberzeugungen im Herzen. Die Ehe ist der erste und vornehmste aller Verträge; nimmt man ihm die religiöse Weihe und Sanktion, die ihn erhebt und heiligt, so wird die Verbindung der zwei Geschlechter bald nichts anders seyn, als ein gehässiges Concubinat, ein bloß bürgerliches Band, ruhend auf bürgerlichem Vertrag, von dem man sich durch Scheidung leicht losmachen und zu einem andern übergehen kann... In der bürgerlichen Gesellschaft hängt Alles innig zusammen, die Individuen mit der Familie, die Familie mit dem Staat. Die sektirenden Methodisten sind auch Staatsbürger, und als solche der Gemeinde untergeordnet und von ihren Gesetzen regiert. Wird diese Unterordnung geschwächt, und dies geschieht in demselben Maße, als die religiösen Bande nachgeben, so entstehen nicht bloß zwei Kirchen, sondern auch zwei Klassen von Staatsbürgern. Dem Staat muß also Alles daran liegen, daß er die Kirche und ihren Dienst beaufsichtigt, nicht in den Glaubenssatzungen, sondern in den Formen, wodurch sie irgend einen Einfluß auf die Gesellschaft üben. So bei der Taufe, die der Kirche nicht allein einen Christen, sondern dem Staat auch einen Bürger gibt; so bei der Ehe, die in sittlicher Beziehung so hochwichtig ist; so bei dem religiösen Unterricht, der den Leidenschaften allein Zucht und Zaum anlegt; so bei der Heiligkeit des Eides und bei dem Einfluß der ersten Kommunion; denn Alles hat bedeutenden Einfluß auf das Ganze, Alles hängt durch innige Beziehungen mit unsern gesellschaftlichen Konventionen zusammen, und dadurch gehört die Kirche durchaus mit in die Staatsgesetzgebung. Es wäre also ein großer Mißgriff, eine neue Kirche in den Dingen zu isoliren, die sich innig an den gesellschaftlichen Zustand knüpfen, ihr die Wahl ihrer Geistlichen ganz zu überlassen, zu vergessen, daß hier eine unüberlegte oder unglückliche Wahl den traurigsten Einfluß auf die Sitten haben kann, daß es sehr gewagt ist, zwei Menschen in demselben Individuen aufzustellen: den dem Gesetz und der Landesordnung unterworfenen Staatsbürger und den Geistlichen, der nichts Anderm gehorcht, als seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung. Aber sollen wir darum den Methodisten feindlich seyn? O nein! Da nun einmal in unserm Kanton Leute wohnen, denen die Wohlthaten unserer Kirche nicht genügen und die durchaus Gott auf eine andere Art anbeten wollen, als wir, so lassen wir sie gewähren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. December 1834.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es webt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es falsch und ganz.

Schiller.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Das Auge und die Hand.

Von jeher war das zarteste, am kunstreichsten gebaute Organ des thierischen Körpers, das Auge, für Philosophen und Beobachter ein Gegenstand hoher Bewunderung. Man war aber dabei meistens insofern falsch berichtet, als man seine Bewunderung auf den Augapfel und den eigenthümlichen Sehnerven beschränkte, da doch zu der Verrichtung des herrlichen Werkzeugs die Thätigkeit des ganzen Auges, der äußere Apparat so gut als die Flüssigkeiten und der eigentliche Sehnerv zusammenwirken. Ja, die das Auge bewegenden Muskeln sind ein integrirender, ganz nothwendiger Theil des Sinns, durch den wir die Form, die Größe, die Verhältnisse der äußern Gegenstände kennen lernen. Sich einbilden, man könne alle Eigenschaften des Auges durch das bloße Studium des Augapfels kennen lernen, ist soviel als meinen, man könne sich von der Wirkung und dem Gebrauch eines Theodolits durch Berechnung der optischen Verhältnisse seiner Gläser unterrichten, ohne Quadranten, Wasserwage und Senkblei in Betrachtung zu ziehen.

Den Lesern ist die Struktur des Camera obscura des Auges im Allgemeinen bekannt; sie wissen, daß es eine aus derben Häuten gewobene, vorne mit einem durchsichtigen kleinern Kugelsegmente versehene und mit durchsichtigen Flüssigkeiten gefüllte runde Kapsel vorstellt, an deren innerer Wand sich die Nervenhaut oder sogenannte Netzhaut ausspannt, welche das eigentliche Sehorgan und eine Ausbreitung des aus dem Gehirn entspringenden und die derbe Haut des Augapfels hinten durchbohrenden Sehnerven ist. Die Empfindung des Sehens entsteht nur dann, wenn Lichtstrahlen durch die Flüssigkeiten des Auges und durch die selbst durchsichtige Netzhaut auf ihre äußere oder hintere Fläche fallen. Dabei zeigt sich aber der merkwürdige Umstand, daß die Fläche dieser Nervenhaut für das Licht nicht überall gleich empfindlich ist; am empfindlichsten zeigt sich ein kleiner Fleck, dem Sehloch oder der Pupille gerade gegenüber und der Achse des Auges entsprechend. Man hat versucht, den Umfang dieses Flecks näher zu bestimmen, und behauptet, ein Strahl, der mit der Augenachse einen Winkel von fünf Graden mache, falle schon über diese empfindliche Stelle hinaus. Wir werden aber durch das Folgende zum Schluß berechtigt werden, daß diese Stelle durchaus nicht scharf umschrieben ist, sondern daß vielmehr die Empfindlichkeit für den Eindruck des Lichts bis zum eigentlichen Mittelpunkt immer zunimmt. Manche leugnen diese größere Empfindlichkeit des Centralpunkts der Netzhaut und schreiben das deutliche

Digitized by Google

Sehen nur dem Umstand zu, daß das Licht durch die Flüssigkeiten des Auges vorzugsweise auf jenen Punkt hin gebrochen werde. Wir wollen aber zeigen, daß das Auge gar nicht sehen könnte, nähme nicht die Empfindlichkeit der Netzhaut von ihrem Umfang bis zur eigentlichen Achse des Auges fortwährend zu.

Wir sehen Gegenstände in reflektirtem Licht im selben Moment, wo direktes Licht in das Auge fällt. Da nun der Eindruck des direkten Lichts vielmal stärker ist als der des reflektirten Lichts des Sehobjekts, so würden wir lezteres in Folge des Kontrastes gar nicht sehen, wäre nicht eben die Netzhaut so bewundernswürdig eingerichtet, daß das direkte Licht auf eine weniger empfindliche, das reflektirte dagegen auf eine ungleich reizbarere Stelle derselben fällt. Wenn wir um Mittag in freiem Felde die Augen gegen Süden wenden, so fallen, während wir diesen oder jenen Gegenstand betrachten, zugleich Sonnenstrahlen in's Auge, und träfen lezztere hinten im Auge auf einen Fleck, der so empfindlich wäre, als derjenige, der dem betrachteten Gegenstande gerade gegenüber liegt, d. h. als der Punkt der Sehachse, so müßte dadurch offenbar jeder sekundäre Eindruck aufgehoben werden; der Glanz wäre so unerträglich, als wenn wir in die Sonne selbst blickten. Ein kurzer Blick in die Sonne wirkt so heftig, daß wir eine Zeitlang gar nichts mehr sehen; erfolgte aber nicht dasselbe, wenn die Netzhaut überall gleich empfindlich wäre? Etwas Aehnliches beobachten wir in einem mit Kerzen beleuchteten Zimmer: eine Person, welche gerade hinter der Kerze steht, sehen wir nicht, denn hier kommt das direkte Licht mit dem reflektirten in Conflikt und hebt den schwächern Eindruck des leztern auf.

Wäre also die Empfindlichkeit über das ganze Auge gleich vertheilt, so könnten wir nicht sehen. Fragt man nun aber, wie wir denn eigentlich sehen, so sagen wir: durch den beständigen Trieb, jenen vorzugsweise empfindlichen Fleck, den eigentlichen Sitz des Sinns, zu üben. Erhält das Auge von einem Gegenstand einen unvollständigen Eindruck, deßhalb unvollständig, weil er nicht das Centrum selbst trifft, so schickt sich das Auge sofort an, ihm seine Achse zuzukehren, mit andern Worten, die vom Objekt ausgehenden Strahlen mit dem empfindlichsten Fleck aufzufangen. Diese Empfindlichkeit, in Verbindung mit der Thätigkeit der äußern Muskeln des Augapfels, erzeugt jenes merkwürdige, ewig unstete Wesen, jene suchende Bewegung des Auges; und just die geringere Reizbarkeit der Netzhaut im Allgemeinen bedingt diese fortwährende Bewegung des Organs, und die leztere ist die eigentliche Quelle dessen, was das Organ leistet.

Diese Fähigkeit, die Gesichtsgegenstände zu suchen und zu finden, entwickelt sich beim Kind nur langsam, und in die Bewegungen des Auges kommt, gerade wie in die der Hand, nur allmählich Sicherheit. Bei beiden Organen ist der Vorgang ein zusammengesezter: der auf den Sinnnerven gemachte Eindruck ist vergesellschaftet mit einer Willensäußerung, um die Muskelthätigkeit jenem Eindruck anzupassen. Daß bei den Jungen mancher Thiere das Gesicht vom Beginn an vollkommen entwickelt erscheint, ist kein Einwurf dagegen, so wenig als der Instinkt der jungen Ente, welche, sobald die Eischaale zerbrochen ist, dem Wasser zuläuft, das Faktum aufhebt, daß das Kind nur nach vielfachen Versuchen stehen und gehen lernt.

(Die Fortsezung folgt.)

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Beschluß.)

Wir haben die besonderen Ausgaben auf's Genaueste durchgesehen, und unter andern darin Folgendes bemerkt. Am Ende eines jeden Monats machte der König einen Ueberschlag von dem im Laufe des Monats gewonnenen oder verlorenen Gelde. Am Ende Oktobers 1779 liest man: „Im Spiele verloren 59,394 Livres," und im März 1780: „Meine Associés haben zu Marly im Landsknecht 36,000 Livres verloren." Diese Summen überstiegen aber um ein Bedeutendes das, was er im Durchschnitte monatlich verlor oder gewann, indem die Summe fast immer unter 1000 Francs und meistens unter 500 Francs bleibt. Als Resultat des Monats Februar 1781 steht: „Im Spiele verloren 15 Livres." Gewöhnlich spielte der König auch in der Loterie, und oft sogar mehrmals im Monat. Man findet zwar am 28sten December 1777: „Herrn Necker für Loterieloose 6000 Livres," indeß waren die Summen im Ganzen mäßig, und darin zeigte der Spieler Charakterstärke, daß er sich nicht hinreißen ließ, denn er war fast immer glücklich. Unter der Rubrik Januar 1783 liest man: „Den 2ten in der Loterie gewonnen 990 Livres. Den 16ten in der Loterie gewonnen 225 Livres." Aus dem angegebenen Datum geht hervor, daß er nicht in eine Loterie der sogenannten petits Appartemens sezte, sondern in die königliche, die den 1sten und 15ten des Monats gezogen wurde.

Die stärksten und am häufigsten vorkommenden Summen sind die, welche der König der Königin einhändigte oder für ihre Rechnung bezahlte. Am 27sten December 1776 liest man: „Der Königin gegeben 25,000 Livres, und in einer Anmerkung: diese 25,000 Livres sind die erste Abschlagszahlung auf die Summe von 300,000 Livres, die ich mich anheischig gemacht,

Digitized by Google

innerhalb sechs Jahren nebst den Zinsen an Boehmer zu bezahlen, für Ohrgehänge, die die Königin für 548,000 Livres gekauft und worauf sie bereits 48,000 Livres bezahlt." Unter dem Datum 18ten Februar 1777: „Der Königin abschläglich auf die 162,000 Livres, die sie für diamantene Armspangen an Boehmer schuldet, 24,000 Livres bezahlt." Später werden zu verschiedenen Epochen Abschlagszahlungen angeführt, sowohl für diese lezteren Kleinodien, als für die oben erwähnten; der König war wahrscheinlich bei dem Handel nicht zu Rathe gezogen worden, und man hatte ihm erst davon gesagt, als Boehmer auf die versprochene Bezahlung drang. Dieser Boehmer war Hofjuwelier, derselbe, der später das berüchtigte Halsband lieferte. Es läßt sich leicht ermessen, wie diese Ankäufe, die ohne des Königs Vorwissen und auf Kredit gemacht worden waren, Boehmer auf die Vermuthung bringen konnten, der Kardinal de Rohan könne wohl der Unterhändler eines ähnlichen geheimnißvollen Handels seyn.

Auch zwei Hofpoeten figuriren in diesen Notizen, de Cubières und de Pezay; der erste mit einer jährlichen Gratifikation von 6000, der andere mit einer Gratifikation von 12,000 Livres, welche ihnen bald durch Sartines, bald durch Maurepas ausbezahlt wurde. De Pezay war ein höchst mittelmäßiger Poet und mit seinem Adel sah es nicht besser aus, als mit seinen dichterischen Talenten, er besaß aber viel Weltkenntniß und Gewandtheit; durch Intriguen war es ihm gelungen, eine geheime Korrespondenz mit dem Könige anzuknüpfen, wofür ihm wahrscheinlich dieser Jahrgehalt war ausgeworfen worden. Daß Höflinge und Madrigalisten Theil hatten an den Gnadenbezeigungen des Königs, nimmt uns nicht Wunder; die beiden folgenden Posten haben uns dagegen sehr befremdet. „Den 13ten (Januar 1775) habe ich an Herrn de Sartines 12,000 Livres für einen Theil der Ausgaben bezahlt, die Beaumarchais auf meinen Befehl gemacht, um ein schlechtes Buch in Beschlag zu nehmen. Den 1sten (April 1775) habe ich Herrn de Sartines für Beaumarchais 18,000 Livres gegeben." So war also Figaro ein Censurmäkler, ließ sich bezahlen, um Schriften zu unterdrücken!

Das lezte Register, das wir gefunden, ist überschrieben: Pensionen und Gratifikationen, die ich seit dem Trimester des April 1776 auf meine Schatulle bewilligt; von einer andern Hand ist die Bemerkung hinzugefügt: Bis 1792. Dieses Register enthält im Allgemeinen unbedeutende Summen, welche der König Leuten, die zu seiner Bedienung gehörten, oder armen adelichen Frauen geschenkt. Indeß findet man im Monat Januar 1791: „Herrn Alcoque für seine Vorstadt 3000 Livres," und im Monat Januar 1792: „Herrn Alcoque für seine Vorstadt 1800 Livres." Bei beiden Posten findet sich eine Note auf einem angeklebten Blatte: „Dieser Aequelocque war Kommandant der Vorstadt St. Marceau." Die Note scheint von einem der Kommissäre herzurühren, welche beauftragt waren, diese Papiere zu untersuchen; sie ist von derselben Hand geschrieben, welche zum Titel dieses Heftes hinzugefügt: „bis 1792."

Hiermit beschließen wir unsern Auszug. Wir überlassen es dem Leser, sein Urtheil über einen Fürsten zu fällen, der inmitten der Stürme, die ihn umbrausten, dergleichen Arbeiten unternahm und solche Ereignisse aufschrieb. Wir haben diese Mittheilungen nicht gemacht, um sein Andenken herabzuwürdigen; unser Zweck war, zu beweisen, was wir zu Anfang dieses Artikels behauptet: Ludwig XVI. ist schlecht vertheidigt worden; hätten Malesherbes und Deseze statt ihrer, allerdings sehr beredten Vertheidigung dieses Tagebuch seinen Richtern und dem Volke vorgelegt, an welches sie appelliren wollten, so würde vielleicht die königliche Würde darunter gelitten haben, aber der Mensch in einem solchen Lichte erschienen seyn, daß sie ihn schwerlich hätten verurtheilen mögen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neue und alte Brücken.

Am Ende vorigen Monats wurde eine neue Brücke über die Seine feierlich eröffnet und dem Publikum, gegen Erlegung eines Sou, versteht sich, zugänglich gemacht. Es ist gut, daß alte steinerne Brücken da sind, die man unentgeldlich passirt; denn alle neuern Brücken sind auf Spekulation erbaut, und man kann nur mittelst einer Kupfermünze hinüberkommen. Ein Sou ist freilich eine Kleinigkeit für die meisten Pariser, und die Einnahme am Pont des arts, dem Louvre gegenüber, welche von allen zahlenden Brücken in Paris am meisten einbringt, beträgt beinahe 400 Franken täglich. Da nun 20 Sous einen Franken ausmachen, so folgt daraus, daß täglich 8000 Menschen über diese Brücke gehen. Seit der Vollendung der neuen Brücke, die nur 100 Schritte davon entfernt steht, soll aber die Einnahme am Pont des arts beinahe um 100 Franken täglich gefallen seyn. Natürlich trägt der Reiz der Neuheit viel dazu bei, den Uebergang über eine neue Brücke in den ersten Tagen stark zu vermehren. Jeder Pariser will unter den Ersten seyn, welche darüber gehen. Deßhalb sah es auf dieser Brücke, die, sonderbar genug, durch eine ganz politische Rede des Königs eingeweiht worden ist, in den ersten Tagen sehr lebhaft aus; jezt aber, nach einem Monate, ist die neue Brücke beinahe schon so alt, als der Pont neuf (seines Namens ungeachtet die älteste Brücke von Paris). Die neue Brücke, Carousselbrücke genannt, weil sie zum Carousselplatze führt, ist wieder eine auf eisernen Bogen ruhende, wie Pont des arts. Seit den 30 Jahren aber, welche die Errichtung beider Brücken trennen, ist man in

Digitized by Google

Frankreich geschickter geworden in der Verfertigung solcher, so wie der Hängebrücken, deren Paris jetzt auch mehrere besitzt. So fehlt es also nicht an Verbindungsmitteln zwischen den beiden Seineufern, und die Pariser brauchen sich nicht mehr in Kähnen über den Fluß setzen zu lassen, wie ehemals. Zur Zeit der berüchtigten Bluthochzeit waren noch keine solche Uebergänge, und die Hugenotten flohen zu Schiffe, als vom Louvre aus auf sie geschossen wurde, und zwar, nach der Sage, von Karl IX. selbst. Sie konnten jetzt von der Louveseite zum südlichen Ufer über vier Brücken fliehen, falls ein König so rasend seyn sollte, auf seine eigenen Unterthanen zu schießen. Eine einzige der Pariser Brücken, nämlich der sogenannte Pont de la concorde, hat bekanntlich auf beiden Seiten kolossale Bildsäulen berühmter Helden und Staatsmänner, und zwischen diesen beiden Reihen von Denkmälern haben die Deputirten zu wandeln, wenn sie sich zum Palais Bourbon begeben; es ist dies gleichsam eine Aufmunterung für sie, dereinst ähnliche Bildsäulen zu verdienen. Man hat absichtlich diese kolossalen Statuen auf sehr hohe Postamente gestellt, indem man auf die Entfernung gerechnet hat, von wo aus sie längs der Seineufer gesehen werden können. Da nun aber die Brücke eben nicht breit ist und auch kein so massives Ansehen hat, als z. B. Pont neuf, so scheinen die riesenhaften Denkmäler sie erdrücken zu wollen, und in der That könnte einmal die Brücke unter der Last der Helden und großen Staatsmänner Frankreichs einstürzen, und dies wäre nicht das erstemal, daß große Helden und Staatsmänner Alles unter sich erdrücken. Man hat daher auch schon daran gedacht, der armen Brücke zu Hülfe zu kommen und die Bildsäulen anderswo aufzustellen. Die Frage war nur, wohin? Es heiße, man wolle sie zu beiden Seiten des großen, die elysäischen Gefilde durchschneidenden Fahrwegs aufstellen; dann verdienten jene Gefilde besser ihren Namen, als jetzt, denn es wären wo nicht Schatten, doch Bildsäulen großer Männer darin, und da der Fahrweg lang ist, so wäre noch Platz für viele andere berühmte Männer. Will man sie hier nicht aufstellen, so sollte man das geräumige und jetzt leer stehende Pantheon damit schmücken, damit die Aufschrift: „Das dankbare Vaterland den großen Männern!“ doch einmal wahr werde; denn bis jetzt befindet sich bloß die Asche einiger berühmten Männer in den unterirdischen Gewölben dieses Gebäudes, das eines der schönsten und dabei eines der unnützesten in Paris ist. In den Gewölben ist noch Platz für eine Legion großer Männer, obschon Napoleon bereits angefangen hatte, sie mit seinen Senatoren anzufüllen, deren manche nichts Großes an sich hatten, als eine außerordentliche Unterwürfigkeit. In den elysäischen Gefilden würden die beiden Reihen von Bildsäulen als eine Fortsetzung der Verschönerung dienen, welche der Concordeplatz vor demselben erhalten soll. Ganz am Ende jener Gefilde wird jetzt allmählich der bereits unter Napoleons Regierung angefangene und von den ältern Bourbons äußerst langsam fortgesetzte Triumphbogen stehen, welcher dann den Schluß der doppelten Statuenreihe bilden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Berathung des Großraths über die Sectirer.

„Wenn wir nun den Methodisten alle Kirchenfreiheit lassen,“ fährt M. fort, „ohne uns weiter mit ihnen zu beschäftigen, so müssen wir auch an die unsrige denken und sie vor Eingriffen schützen. So wünschte ich, daß vorerst dem Proselytengeist Zügel und Zaum der Gesetze angelegt würde, da er junge Leute in einem Alter überrascht, wo ihr Verstand noch nicht reif, ruhig und aufgeklärt ist, und wo sie leicht in die Mysterien einer Kirche gezogen werden können, die sie später bei größerer Geistesreife nicht mehr billigen; ich möchte, daß wir uns vor den Geistlichen sicherten, die vom Staat und seiner Ordnung nichts beibehalten wollen, als ihre Besoldungen, und vor den Jugendlehrern, die frühe die Kinder ihren nicht methodistischen Eltern entfremden. Wenn gegen Alles dies gesetzliche Vorsichtsmaßregeln getroffen seyn werden, dann stimme ich für die Zurücknahme des Gesetzes vom 20sten Mai 1824.“ — Staatsrath de la Harpe: „Nur nach langem Zaudern kann ich mich entschließen, auf dem vulkanischen, schlüpfrigen Boden dieser Streitfrage einige Schritte zu machen. In dem Augenblick, wo die Methodisten bei uns erschienen, hatte der religiöse Geist bei uns gewiß einigen Aufschwung genommen. Worin aber bestand dies religiöse Erwachen? Nur noch in der praktischen Entwickelung einer begreiflichen, faßlichen Religion. Damals wurde nur über die Moral des Evangeliums gepredigt, und bei Annäherung der großen Feste manchmal über dogmatische Gegenstände, aber doch immer nur über solche, die unserer Religion zum Grunde liegen, wie z. B. über die Gottheit Christi und über des Menschen Erlösung durch des Heilandes Opfer und Fürbitte. Mysteriöse, schwankende, bestreitbare und seit dem Beginn des Christenthums bestrittene Dogmen wurden nicht vorgetragen. Hatte man Unrecht? Die Lehren von der Prädestination, von der freien Wahl, von der unwiderstehlichen Gnade, von der gänzlichen Nutzlosigkeit guter Werke sind doch gewiß Dinge, die sich wenig dazu eignen, der großen Menge vorgetragen zu werden. Wie möchten wir Geringe uns über diese Dogmen verstehen und verständigen, da die großen Reformatoren selbst gleich zu Anfang der Reformation darüber in Streit geriethen? Dr. Martin Luther glaubte nicht an die Prädestination, dagegen an die Consubstantiation; Calvin aber war der entgegengesetzten Meinung und gerieth darüber mit Luther in Streit. Zwei andere Reformatoren von sanfterm Charakter, und deren Grundsätze sich mehr der praktischen Moral näherten, nämlich Melanchthon und Zwingli, waren wieder anderer Meinung. Dieser Melanchthon, der bekanntlich die Augsburgische Konfession aufsetzte und dadurch bewies, daß er kein geringer Geist sey, Melanchthon hegte Zweifel über die wirkliche Gegenwart und besonders über die Unwiderstehlichkeit der Gnade. Sein Charakter hatte nichts Scharfes, Schneidendes und Absprechendes, sondern war voll der Milde, die allein die Menschen einander nähert. Daher antwortete er seiner alten Mutter, die, unruhig über die Bewegungen und religiösen Streitigkeiten jener Zeit, ihn fragte, was sie denn nun eigentlich glauben solle: „Fahrt nur fort zu glauben, was Ihr bisher geglaubt habt, und laßt Euch der Menschen Streitigkeiten nicht kümmern.“ Zwingli glaubte an die Seligwerdung der Heiden und an die Wirksamkeit guter Werke. Wenn nun die vier großen Reformatoren so sehr über jene Dogmen uneins und im Streit waren, wie mag denn heutzutage einer keck genug seyn, nun zu seines Gleichen zu sagen: Du sollst an dieses oder jenes Dogma glauben, bei Strafe der Verdammung?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. December 1834.

Voilà de quoi j'ouïs l'autre jour se plaindre Molière: il disait que rien ne lui donnait du déplaisir comme d'être accusé de regarder quelqu'un dans les portraits qu'il fait; que son dessein est de peindre les mœurs sans vouloir toucher aux personnes.

Molière.
l'Impromptu de Versailles.

Molière.

Zweite Episode.

Im Gastzimmer des reichen Buchhändlers Pigault versammelten sich gewöhnlich an bestimmten Wochentagen die in Ruf stehenden schönen Geister von Paris. Manche lebten unter sich in Feindschaft, andere suchten um engere Freundschaftsbündnisse nach, und so gab es in Pigaults kleinem Salon Kriege und Friedensschlüsse, von welchen oft in einem nicht unbedeutenden Grade das Wohl und Wehe des ganzen gelehrten Europas abhing. Denn welche Schule der Bildung gab es, die damals sich mit der französischen messen konnte? — Ein kleiner Kreis hatte sich um Molière versammelt; darunter befanden sich Chapelle und Boileau; seitwärts am Fenster, scheinbar ganz abgewendet vom Gespräch, saß ein junger Mann und heftete die mißmuthigen Blicke auf die Straße; seine Gestalt konnte man eher klein als groß nennen, sein Antlitz zeigte edle Formen. Boileau war von vollem, gedrungenem Wuchse, er war eine von den „derb gehämmerten" Gestalten, die in ihrem Gespräche sowohl als in ihren Mienen nur mit Mühe einen Anflug niederer Natur zu verscheuchen streben, und die, selbst wenn sie witzig und geistreich sind, immer daran erinnern, daß man bei ihren Einfällen auf Kosten Anderer zehrt.

Molière fand, als Chapelle seines Freundes Entschluß, bald das Theater zu verlassen, mitgetheilt hatte, die lauteste Theilnahme; von allen Seiten her suchte man ihn andern Sinnes zu machen, und Pigault umfaßte ihn sogar ungestüm, indem er die bekannten Worte wiederholte, die eine Stimme aus dem Parterre bei der Darstellung der „Précieuses ridicules" gerufen hatte: „Courage, Molière, voilà la bonne comédie!" — „Wie war Euch, theurer Freund," rief Bernier, ein junger Schriftsteller, „als Ihr diese Worte hörtet?" — „Sie enthielten," entgegnete der Dichter, „den schönsten Lobspruch, der mir jemals zu Theil geworden." — „Ihr könnt damit zufrieden seyn," rief Boileau; „für einen Pariser war es ein recht gesundes Urtheil, und Ihr Spötter habt es kaum verdient." — „Wer von uns ist wohl mehr Spötter?" entgegnete Molière. „Ihr!" rief Boileau, „ganz ohne Zweifel." — „Vor diesem Vorwurfe," fuhr der Dichter fort, „habe ich mich immerdar ernstlich zu verwahren gestrebt. Nie habe ich es mir erlaubt, einen Mann lächerlich darzustellen, einzig aus der Absicht, ihm zu schaden, ihn in der Meinung seiner Mitbürger herabzusetzen."

Boileau warf einen triumphirenden Blick auf seinen Gegner. „Werfet die Larve ab!" rief er, „denket an Euren Tartuffe, alter Sünder! Leget die Hand auf's Herz, Freund, und antwortet mir, habt Ihr es nicht

Digitized by Google

auf den Priester gemünzt, der Euch stets zuwider, allein zu hoch war, um es ihm offen zu zeigen? Und Ihr habt recht, ich hätte eine Krone hingegeben, bloß um der Verfasser der einzigen Scene zu seyn, wo der alte, lüsterne Ritter von der traurigen Gestalt dem hübschen Kinde das Tuch zuwirft, um ihren Busen zu bedecken. Besinnet Euch, wie zum erstenmal diese Meisterscene über die Bühne ging, wie man sich in den Logen zuflüsterte, sich die Straße, den Platz und selbst den Namen jenes Mädchens nannte — und das hättet Ihr nicht Alles vorher so abgekartet? — Macht das uns Leuten vom Handwerk nicht weiß!" — „Boileau hat Recht!" riefen ein paar jüngere Freunde. — „Er hat Recht in seinem Sinne," entgegnete Molière ruhig, „in dem meinigen nicht. Ich gebe Euch mein Wort, nie habe ich etwas von jenen Geschichten, die man als so ärgerlich ausgibt, gewußt." — „Ei was!" rief der Satiriker, „wir kennen das! Und wäret Ihr denn wirklich der, der Ihr seyd, der Gründer unseres modernen Lustspiels, wenn Ihr nicht wüßtet gerade dieses frische Leben hineinzubringen, der herkömmlichen Lederpuppe, dem todten, abgeschmackten, regelrechten Dinge eine eigenthümliche Physiognomie aufzudrücken?"

Der Dichter sah sich im Kreise um. „Ihr wollt meine Freunde seyn," rief er jezt schmerzlich, „und ich muß von Euch diese Mißdeutung erfahren!" Chapelle drückte die Hand des Freundes: „Ich mißverstehe Dich nicht, Poquelin, ich weiß, wie Du über die großen Zwecke der Kunst denkst." — „Phrase über Phrase!" höhnte Boileau; „sollte man nicht denken, wir stritten uns in einer zierlichen, eleganten Assemblee mit den herkömmlichen Redensarten, und Jeder suchte den Andern an nichtssagenden Kostbarkeiten zu übertreffen. Warum nicht gestehen, Freunde, daß wir dieses burleske, wunderliche, aus Alter wieder kindisch gewordene Paris als unsere milchende Kuh ansehen? Weßhalb leugnen wollen, daß Jeder von uns seine kleine Privatsammlung von Narren angelegt hat, die er nur für Geld zeigt? Mann, hätte ich Euer Talent, glaubt mir, ich sezte mich leicht über jedes Altebasenvorurtheil hinweg, ich hielte lustige Ernte, und kein Tag sollte vergehen, wo ich nicht, wie jeder Bürger zu Heinrich des Vierten Zeiten sein Huhn im Topfe, meinen Narren auf der Schüssel hätte, um ihn gemächlich zu verspeisen. Es ist ein süßes Essen, das wißt Ihr, wenn man es gehörig zuzubereiten versteht und die gewürzigen Brühen nicht spart. Ihr seyd ein geschickter Koch, Molière, wie es wenige gibt, und versteht allen Euren Schüsseln den haut-goût mitzutheilen, der die feinern, geübten Zungen entzückt. Ich arbeite mehr im Rohen, doch habe ich auch meine Kunden, ja, ich könnte schon reich seyn, wenn ich es nur verstände, mehr Haus zu halten mit meinen Narren, ich gebe sie alle zu schnell aus; viele von ihnen, und zwar die ausgesuchtesten, sollte ich einpökeln und einsalzen, damit mir auch auf den Winter der Vorrath nicht ausgehe; allein man lernt erst sparen mit den Jahren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Auge und die Hand.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun, wie nothwendig diese suchende Bewegung des Auges für das Sehen überhaupt ist. Treten wir in ein Zimmer, so sehen wir die ganze Wand desselben auf einmal, Spiegel, Gemälde, Karnieß, Stühle; wir meinen dies aber nur, weil wir von den Bewegungen des Auges und davon, daß alle Gegenstände rasch, aber nach einander an ihm vorbeigehen, kein Bewußtseyn haben. Es ist leicht zu zeigen, daß, wenn das Auge unbeweglich stände, es mit dem Sehen bald aus wäre, daß wir, nur weil das Auge sich bewegt, Alles bestimmt und in hellem Lichte sehen. Heften wir z. B. das Auge fest auf einen Punkt; es ist dies wegen des eigenthümlichen Triebs des Auges zur Bewegung nicht leicht, durch einige Versuche lernt man indessen den Blick auf einen Punkt fixiren. Thut man dies, so bemerkt man, daß Alles, was man sieht, dunkler und dunkler wird und endlich verschwindet. Man fixire am Hauptgemälde im Zimmer eine Ecke der Rahme. Anfangs liegt Alles deutlich vor uns, aber nicht lange, so wird der Eindruck schwächer, die Gegenstände färben sich dunkler, und jezt befällt das Auge ein fast unwiderstehlicher Trieb, sich zu bewegen; hält man dennoch aus, so verschwindet zuerst der Eindruck von den Bildern auf dem Gemälde, eine Zeitlang sieht man noch den goldenen Rahmen, aber auch dieser wird immer undeutlicher. Hat man es nun so weit getrieben und verändert jezt die Richtung des Auges, wenn auch noch so wenig, so steht Alles wieder vollkommen deutlich vor einem. Es kommt dies daher, daß die Empfindlichkeit der Netzhaut, nach einem die Empfindlichkeit überhaupt regierenden Gesetze, durch einen fortgesezten Eindruck derselben Art erschöpft wird. Wenn ein farbiger Lichtstrahl beständig auf denselben Fleck der Netzhaut fällt, so wird ee unempfindlicher gegen denselben, dagegen aber empfindlicher für einen Strahl von der entgegengesezten Farbe. Wenn sich das Auge auf einen Punkt heftet und also die Lichter, Schatten und Farben der betrachteten Gegenstände dieselben relativen Stellen der Netzhaut treffen, so wird der Nerve erschöpft; so wie aber das Auge abgleitet,

Digitized by Google

wird der Nerve von Neuem erregt, denn der Theil der Netzhaut, auf den vorhin das Licht fiel, kommt jezt dem Schatten gegenüber, der Theil, auf den die eine Farbe wirkte, kommt nun mit einer andern in Berührung, und durch diesen Wechsel der erregenden Momente wird die zuvor ausgelöschte Sensation wieder lebendig. Dies zeigt deutlich, wie wesentlich die unstäte, suchende Bewegung des Auges für die fortdauernde Verrichtung des Organs ist. Ehe wir zu etwas Anderem übergehen, noch ein Beispiel. Wir erwarten einen Freund und sehen in weiter Entfernung auf der Straße einen Gegenstand sich bewegen; indem wir, unserer Sache gewiß zu werden, das Objekt scharf fixiren, verschwindet es; wir reiben die Augen, sehen uns um und bemerken es wieder. Die Ursache hievon ist sehr einfach: die Empfindlichkeit der Netzhaut wird erschöpft, erholt sich aber schnell wieder, wenn anders gefärbte und beleuchtete Gegenstände auf sie fallen.

Wenn man von einem empfindlichen Fleck auf der Netzhaut spricht, so ist dies wohl ein uneigentlicher Ausdruck. Das Sehen richtet sich nach denselben Gesetzen, ob wir eine feine Nadelspitze oder einen Gegenstand in einer weiten Landschaft betrachten. Wir sehen auf die Spitze einer Schreibfeder und können dabei unsere Aufmerksamkeit ausschließlich nur auf eine Seite der Spalte richten, gerade wie wir uns einen Baum oder ein Haus merken und es genau betrachten können. Wäre der empfindliche Fleck regelmäßig begrenzt, so müßte er klein seyn, und wir müßten etwas davon bemerken, was aber nicht der Fall ist. Es scheint daher unter allen Umständen das Gesetz zu gelten, daß die Empfindlichkeit für Eindrücke im Auge bis zum Centrum fortwährend zunimmt, und daß dies gilt, ob wir über das Land hinblicken, oder mikroscopisch sehr kleine Gegenstände betrachten.

Wenn man leugnet, daß die Thätigkeit der äußern Augenmuskeln auf's Feinste nach den Eindrücken der Netzhaut berechnet ist, wie will man es dann erklären, daß sich der Augapfel so genau nach dem richtigen Maaße bewegt? daß die Augen immer zusammen mit der vollkommensten Sicherheit ein Objekt verfolgen, sey es nun ein Vogel im Flug, oder ein Ball, oder eine Bombe? Müssen wir nicht, wenn wir einen Gegenstand verfolgen und dabei die Augenmuskeln so bewegen, daß wir im Maaße, als er seine Stelle verändert, ihm die Augenachse zukehren, ein Bewußtseyn von diesen Bewegungen unserer Organe haben? denn wie können wir die Muskeln so oder so bewegen, wenn wir kein Bewußtseyn von ihrer Wirkung haben? Es fragt sich also, ob, da wir uns des Zustands der Muskeln bewußt und im Stande sind, sie mit so ausnehmender Schärfe und Gewandtheit zu bewegen, diese Verrichtung der Muskeln bei unserer Schätzung von dem Standpunkt eines Gegenstands überhaupt nicht sehr in Betracht kommt? Ist dies nicht aber wieder ganz dasselbe, als wenn wir in einem frühern Artikel fragten, ob wir mit der Hand eine bestimmte Bewegung vornehmen könnten, ohne zu wissen, wo die Hand ist? Müssen wir nicht ein Gefühl oder eine Kenntniß von der Lage der Hand haben, bevor wir sie gegen einen Gegenstand ausstrecken können? Und müssen wir nicht ein Gefühl vom Verhältniß der Augenmuskeln zur Augenachse haben, ehe wir dem Auge eine andere Richtung geben können, um einen neuen Gegenstand zu fixiren? Es ist auffallend, wie manche Forscher der Ansicht, daß die Thätigkeit der Augenmuskeln zum vollkommenen Sehen durchaus nothwendig ist, widerspechen mögen, da man doch diesen Sinn beim Kinde sich so langsam entwickeln sieht. Wird ein glänzendes Objekt dem Kinde aus den Augen gerückt, so malt sich Betroffenheit in seinen Zügen, und Freude, wenn man es ihm wieder vorhält. Eine Zeitlang ist, wenn man das Ding hin und her bewegt, von jener suchenden Bewegung der Augen nichts zu bemerken, aber bald verfolgen es die Augen und blicken rings um, wenn es weg ist. Diese allmähliche Entwickelung des Gesichtsinns geht mit jener des Gebrauchs der Hand durchaus parallel, und in beiden Fällen suchen wir die mittelst Muskelbewegung erlangte Erfahrung mit dem auf den eigentlichen Sinnnerven gemachten Eindruck in Uebereinstimmung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Verschönerung des Concordeplatzes.

Die Schwierigkeit ist nun, wie man den Concordeplatz einrichten soll, damit er auch schön werde; denn bis jezt ist er immer so geblieben, wie er zur Zeit der Revolution war, das heißt leer, und folglich dem Winde und der Sonnenhitze furchtbar ausgesezt. Wären nicht die meisten Deputirten begüterte Leute, welche nach dem Palais Bourbon fahren können, so müßte man es ihnen zum Verdienst anrechnen, daß sie täglich den weiten Concordeplatz durchschreiten und sich von der Sonne versengen oder vom Nordwinde schütteln lassen. Schon seit zehn Jahren beschäftigt sich der Stadtrath mit Planen zur Umgestaltung dieses Platzes, und dennoch kommt nichts zu Stande. Zwanzig Baumeister haben Entwürfe eingeschickt; Springbrunnen und Bildsäulen, und ich weiß nicht, was noch mehr, sollten den Platz verschönern. Die Künstler welteiferten und suchten einander den Rang abzulaufen, um zur Verschönerung des großen Platzes berufen zu werden. bald gelang es diesem, bald jenem, in den Bureaux des Stadtraths den Vorzug zu bekommen; aus dem Allen aber wurde nichts. Endlich glaubte man das beste Auskunftsmittel gefunden zu haben (denn

Digitized by Google

von der Errichtung einer Bildsäule Ludwigs XVI., welcher auf diesem Platze hingerichtet worden ist, konnte seit der Julirevolution keine Rede mehr seyn); nämlich der egyptische Obelisk, den man mit großen Kosten nach Paris geschafft hatte, sollte mitten auf dem Platze errichtet werden. Diese Spitzsäule wäre dann der Mittelpunkt zwischen vier schönen Prospekten geworden, nämlich zwischen dem Tuilerienschlosse am Ende des Lustgartens, dem Triumphbogen am Ende der elysäischen Gefilde, der jezt beinahe vollendeten prächtigen Magdalenenkirche und dem Palais Bourbon, jenseits der Brücke de la Concorde. Man stellte eine Nachahmung dieses Obelisken aus Holz auf, und Jedermann sagte: es wird sich vortrefflich ausnehmen. Also kam es nur noch darauf an, einen ungeheuren Granitblock aus den Bretagner Brüchen zu holen, um dem Obelisken ein ihm angemessenes Postament zu geben, obschon die Alterthumsforscher behaupteten, die Alten haben keinen Obelisken auf einem Fußgestelle errichtet. Die Gelehrten werden aber bei dergleichen Sachen selten um Rath gefragt; also wurden schon bedeutende Summen ausgegeben, um das Fußgestell herbeizuschaffen, und man hoffte nun, in Kurzem den Obelisk auf dem Concordeplatze errichten zu sehen. Allein neulich versammelte sich der Munizipalrath und warf wieder alle Plane um, und zwar mit vieler Gelehrsamkeit, denn diesmal wurde die Theorie zu Rathe gezogen, und demnach bemerkte der Munizipalrath, daß ein Obelisk, wenn er eine gute Wirkung hervorbringen solle, keinen weiten Horizont hinter sich haben, sondern neben einem Gebäude stehen müsse, das ihm zum Hintergrunde diene; ferner behauptete er, auf einem stark befahrenen Platze, wie der Concordeplatz, würde es gefährlich seyn, die Hieroglyphen des Obelisken beobachten zu wollen. Vermuthlich hat sich der Rath eingebildet, es sey ein solcher Eifer zu Entzifferung der Hieroglyphengeheimnisse in die Pariser gefahren, daß sie sich, sobald der Obelisk mitten auf dem Platze errichtet wäre, herumdrängen und vor lauter Begierde, die Hieroglyphen zu lesen, die Gefahr, überritten und überfahren zu werden, nicht merken und ein Opfer ihrer Wißbegierde werden würden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsezung.)

Berathung des Großraths über die Sektirer.

„Dem Departement des Innern," fährt Staatsrath de la Harpe fort, „sind mehrere offizielle Berichte über die Glaubenssatzungen der Methodisten zugekommen. Einige von ihnen behaupten, daß die guten Werke, auf die man einigen Werth lege, zur ewigen Verdammniß führen; Andere, da Jesus Christus gesagt habe, er sey nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg, so müsse in allen Zeiten Uneinigkeit seyn u. s. w. Dergleichen Grundsäze mußten dem Volk alle Achtung für das nehmen, was bisher gelehrt wurde, und für Alle die, welche es gelehrt hatten und die von den methodistischen Geistlichen schlechtweg für Gehülfen des Satans ausgegeben wurden. Dessenungeachtet war das Gesez vom 20sten Mai nicht das rechte Mittel, wiewohl es die gestörte öffentliche Ordnung wiederherstellte und die Methodisten gegen rohe Volksangriffe in Schuz nahm; aber der Zwiespalt selbst hörte nicht auf. Dieses Gesez ist allerdings ein Irrthum, und darum stimme ich für dessen unbedingte Zurücknahme; es steht mit der kostbarsten menschlichen Freiheit im Widerspruch. Wie könnte doch ein Mensch dem andern vorschreiben, was er glauben soll? Nein, keine Congregation von Menschen hat das Recht, sich zwischen mich und meinen Gott einzudrängen. Ueberdies macht jenes Gesez, daß die Unordnungen und Streitigkeiten in dem Kanton nie ein Ende nehmen; denn haben dergleichen Hindernisse je religiöse Ueberzeugungen ersticken können? im Gegentheil! Verfolgung gibt ihnen nur immer mehr Stärke. Dies beweist auf allen Seiten die Geschichte des Christenthums; denn erst nach dem Concilium von Nicäa, das die Arianer verdammte, vermehrten sich die Sekten. Als die Neuchateler sich bei Friederich II. über den Pfarrer Petit-Pierre und seine Irrlehre beklagten, antwortete er bloß: „Wenn meine Neuchateler Unterthanen ewig verbrannt seyn wollen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden." Nach dieser geistreichen Antwort verminderte sich jene Sekte bedeutend, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn der König Druck oder Verfolgung gegen sie angewendet hätte. Einige Schwärmer hatten sich in den Kopf gesezt, die ganze Sühnkraft bestehe in der Reue. Da nun diese nach ihrer Meinung größer war nach Maßgabe des Vergehens, so wollten sie dieses recht groß machen und begingen frischweg furchtbare Verbrechen, z. B. sie tödteten Kinder in den Straßen. Was that aber Friederich? anstatt diese Leute hängen und köpfen zu lassen, wie sie hofften, schickte er sie in's Narrenhaus. Bald darauf war nichts mehr von diesen Schwärmern zu sehen. In ähnlicher Beziehung kann auch Genf angeführt werden. Dort hat man die Methodisten von Anfang frei schalten und walten lassen; dafür sind ihre Bethäuser jezt weit weniger besucht, als sonst, und religiöses Gezänk stört die Familien nicht mehr. In Nyon und Yverdon sind die Dissidenten immer unangefochten geblieben, und man hat sich gut dabei befunden. Aber, sagt man, das Volk im Ganzen will keine religiöse Freiheit. Wäre dem auch so, so ist dies doch kein Grund für unsere bessere Ueberzeugung. Käme auch das ganze Volk in Masse angezogen und verlangte eine Ungerechtigkeit von dem Großrath, so würde dieser gewiß nicht die Hände dazu bieten. Aber alle die eingereichten Bittschriften verlangen nichts als Erhaltung und Sicherung der Nationalkirche; und wer will ihr denn schaden? Die Methodisten hingegen begehren nur, daß man sie frei ihr Seelenheil anderswo suchen lasse, wenn sie es in der Nationalkirche nimmer finden zu können glauben."

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Eine Reihe schmaler Brüder,
Gleich geboren, gleich gebildet,
Hohle Wesen ohne Körper,
Stehn geschaart am Saume nieder.

Jeglicher brennt vor Verlangen,
Seinen Freund, den rundbeleibten —
Denn nur so erfüllt er seines
Lebens Zwecke — zu umfangen.

Dieser guten Brüder einen
Läßt man eine Flagge tragen,
Will man, wo nicht vor Gescheiten,
Doch vor Knechten wichtig scheinen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 46.

Sonnabend, 6. December 1834.

[716] So eben ist erschienen:

Sämmtliche Dichtungen
des
Freiherrn von Wessenberg.

3ter Band. 16. geheftet.

1ter und 2ter Band erschienen früher, der 4te Band, den Schluß des Ganzen bildend, wird demnächst versendet.

Subscriptions-Preis für sämmtliche 4 Bände. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Wessenbergs Gedichte sind der Spiegel einer edlen Seele, eines wohlerfahrenen, aber von der Welt nicht getrübten Geistes, eines in jugendlicher Reinheit bewahrten Herzens; von ältern deutschen Dichtern ist J. G. Jakobi vielleicht am meisten sein Geistesverwandter und die elegischen Lieder dieser Sammlung, besonders aber die vortrefflichen geistlichen Gesänge des dritten Bandes, mahnen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, durch die ungeschminkte Frömmigkeit, die Lauterkeit des Gefühles, den sanften Schmelz der in ihnen verbundenen Bilder des Lebens und der Natur, an den hoffentlich unvergessenen Sänger des Aschermittwochliedes. Zwischen so vielen ernsten Gaben einer über das Leid des Diesseits und den Trost des Jenseits sinnenden Muse, überraschen nicht nur viele heitere Naturschilderungen, in den größern Gedichten „Julius“ und „Franz und Paul“ und in den lieblichen, duftenden „Blüthen aus Italien“, sondern auch die Lichtblitze ächten Scherzes und Witzes, die jenes Helldunkel des Gefühles in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser dichtet, spricht sich der sittliche Adel seiner Gesinnung aus; für irdische und überirdische Wahrheit bringt er eine Fülle von Ueberzeugung mit, für die Geschichte den klaren Blick des Verstandes, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geselligen Verhältnisse und Mißverhältnisse den Freimuth der Unbefangenheit. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man zugleich die Bekanntschaft des Menschen macht, und die man darum doppelt werth achtet.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1834.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[732] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wedemanns hundert Gesänge der Unschuld, Tugend und Freude,

mit Begleitung des Claviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet. 2 Hefte. Vierte verbesserte Auflage. Sedez. Ilmenau, bei Voigt. Nett geheftet. Jedes Heft 54 kr.

Zum viertenmale erscheint diese längst zum Liebling des Publikums gewordene Sammlung, welche seit mehreren Monaten gänzlich vergriffen war, in einer neu verjüngten und in jeder Hinsicht vervollkommneten Ausgabe. Tausenden, die sich an ihr ergötzen, ist sie bereits bekannt. Denen, welchen sie es noch nicht ist, wollen wir sie bestens empfehlen und uns dabei auf die vielen günstigen Beurtheilungen und auf den bisherigen so ungewöhnlich starken Absatz beziehen. Väter, die diese kleine Ausgabe daran wenden, werden sich reichlich belohnt fühlen, wenn ihnen nach gethaner Arbeit ihre kleinen Lieblinge aus diesen Heften ihre Kinder-Seelen und Kehlen ertönen lassen.

---

[680] In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Sieben und sechzigster Band. 1834. Juli, August und September.

Inhalt des sieben und sechzigsten Bandes.

Art. I. 1) ОБЪ ОТНОШЕНІЯХЪ РОССІЙСКИХЪ КНЯЗЕЙЪ МОНГОЛЬСКИМЪ И ТАТАРСКИМЪ ХАНАМЪ ОТЪ 1224 ПО 1480 ГОДЪ САНКТПЕТЕРБУРГЪ. 1823.

2) Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lane. Tome I. Paris 1824.

3) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; aus dem Mongolischen übersetzt von J. J. Schmidt. St. Petersburg 1829.

4) Geschichte des östlichen Asiens, von Dr. J. H. Plath. I. Band, Göttingen 1830. II. Band 1831.

5) Denkwürdigkeiten über die Mongolei von dem Mönch Hyalinth, aus dem russischen übersetzt von K. F. von der Berg. Berlin 1832.

Art. II. *Monumens inédits d'Antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine*, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*. Premiere Partie. Cycle Héroïque. 1833.

Art. III. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Von F. B. v. Bucholtz. Dritter Band. Wien 1832.

Art. IV. *Psalterz Królowéj Malgorzaty*, pierwszej malzonki Ludwika I., Króla Polskiego i Wegierskiego, córki Króla Czeskiego i Cesarza Karola IV. *Najstarszy* dotad znany *pomnik piśmiennictwa Polskiego. Wydany* staraniem *Stanisława Hr.* na Skrzynnie *Dunina-Borkowskiego. Wieden* 1834.

(Psalter der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig I., Königs von Polen und Ungern, Tochter des Königs von Böhmen und Kaisers Karl IV. Das älteste bisher bekannte Denkmal der polnischen Literatur. Herausgegeben durch die Bemühung Stanislaw's Hr. auf Skrzynna Dunin-Borkowski. Wien 1834.)

Art. V. Gesammelte Werke des armenischen Katholikus, Nerses des Clajensers.

1) Sancti Nersetis Clajensis Armeniorum Catholici Opera; nunc primum ex Armenio in Latinum conversa studio et labore D. Josephi Coppelletti. Vol. I. Venetiis.

2) Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, encyklisches Schreiben an die ganze armenische Nation, Venedig, im Jahre 1830, in armenischer Sprache.

3) Nerses des Anmuthigen, des Katholikos der Armenier, poetische Werke. Venedig 1830, in armenischer Sprache.

Art. VI. Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis monseensibus bibliothecae palatinae vindobonensis ediderunt *Stephanus Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis.* Vindobonae 1834.

Art. VII. 1) *C. Cornelii Taciti Annales.* Recognovit Theophilus *Hiesslingius.* Lipsiae 1829.

2) *Cornelius Tacitus* ab J. Lipsio, J. F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio emendatus et illustratus, ab *Immanuele Bekkero.* 2 Tomi. Lipsiae a. 1831.

3) *C. Cornelii Taciti* Opera. Recensuit et commentarios suos adjecit *Georg. Henricus Walther.* Tomi I — IV. Halis Saxonum 1831 — 1835.

Art. VIII. Bilancia politica del globo, ossia Quadro geografico statistico della terra. Di Adriano *Balbi.* Padova 1833.

Art. IX. Nachtrag (zu Seite 178 der Fragmenta theotisca.)

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXVII.

Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft in das Hoflager des Sultans von Marokko nach Mequinez, im Jahre 1830. Von W. Freiherrn von Pflügl.
Schreiben des armenischen Katholikus Nerses des Clajensers über die Sonnensöhne oder Paulicianer in Samosata im zwölften Jahrhundert unserer Zeit.
Hammer's morgenländische Handschriften. (Fortsetzung.)
Diplom des Ordens des Löwen und der Sonne.
Smyrna. Von Prokesch Ritter von Osten.

---

[701] **Uebersetzungs-Anzeige.**

Zur Vermeidung von Collisionen bringt die Unterzeichnete zur öffentlichen Anzeige, daß im Verlaufe der nächsten Monate von dem Werke, welches unter dem Titel:

NOTHOMB,

Essai politique et historique

sur la

Révolution Belge,

die diplomatische Geschichte der Begründung des Königreiches Belgien bis auf die neuesten Zeiten darstellt, und gegenwärtig in der dritten sehr vermehrten Auflage zu Brüssel unter der Presse sich befindet, in ihrem Verlage, unter Vorwissen und Mitwirkung des Verfassers und fast gleichzeitig mit dem Originale, eine deutsche Bearbeitung von einem des Staats- und Völkerrechts kundigen Gelehrten erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen im Nov. 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[665] So eben ist bei Karl Berger in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Buch der Küsse

von

Ernst Willkomm.

In feinem Taschenbuch-Einband. Preis 15 Gr.

---

[711] # Saphir und die Wiener Theaterzeitung.

Diese bekannt auch unter dem Titel:

Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben.

Der genfale Saphir, unstreitig der erste humoristische Schriftsteller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaterzeitung verbunden, und seit seinem erneuerten Aufenthalte in Wien dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das glänzendste bereichert. Indem dieses beliebte Blatt

für das Jahr 1835

allen Lektürfreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, dürfte es nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß gegenwärtig kaum eine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Verbreitung zu erfreuen hätte.

Sie zählte im Jahr 1834 über 4000 Abonnenten.

und wird, den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zufolge, wahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesteigert sehen.

Außer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit und ihre Verkehrtheiten sattrisch und humoristisch beleuchtenden Beiträgen Saphirs, der der Theaterzeitung seine ganze literarische Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheilungen von den geschätztesten Schriftstellern Deutschlands, und bezahlt 6 Dukaten in Gold Honorar, für den gedruckten Bogen ihres Formats, für Original-Beiträge aus allen Fächern der Literatur, wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit Ausnahme lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), namentlich für Novellen, Erzählungen, umfassende Correspondenz-Nachrichten aus bedeutenden Städten) bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagsbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaktion geht einzig dahin, den Lesern jedes Standes und Alters, eine belehrende und erheiternde Lektüre zu bieten, in Deutschland ein Central-Blatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit keiner, in welcher Sphäre er auch für Geist und Gemüth Erholung suche, ohne Befriedigung bleibe.

Die äußere Ausstattung dieses Blattes ist so glänzend, wie bei keinem in Deutschland, ja wie vielleicht bei keinem in Europa.

Es erscheint wöchentlich fünf Mal auf italienischem Velinpapier in größtem Quartformat.

Jede Nummer ist entweder mit einem Holzschnitte oder mit einem illuminirten Modenbilde, oder mit einem illuminirten Costumebilde, dem Portraite eines berühmten Bühnenkünstlers in seiner eminentesten Leistung geziert.

Die Holzschnitte der Theaterzeitung zeigen etwas Neues in diesem Fache. Hoch stehen sie über den Erscheinungen, welche die Pfennig-Literatur bei uns eingeführt hat, denn sie können größtentheils nur mit Stahlstichen

Digitized by Google

verglichen werden. Sie werden nur nach Original-Zeichnungen angefertigt und bringen nur solche Gegenstände, welche sich durch Interesse von allem Gewöhnlichen absondern. Wer an dem Fortschreiten deutscher Kunst Antheil nimmt, kann ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und wer zur Ueberzeugung gelangen will, daß deutsche Künstler auch in diesem Fache über jenen des Auslandes stehen können, muß diese Holzschnitte würdigen. Die öffentlichen Kunstrichter haben ihnen bereits das glänzendste Zeugniß geschenkt, namentlich hat Hofrath Böttcher in der Abendzeitung sie mehrere Male unbedingt ausgezeichnet, und sie wiederholt über und neben die meisterlichsten Arbeiten der Engländer gestellt.

Die illuminirten Modenbilder der Theaterzeitung sind bisher von keinem Journal in Deutschland erreicht worden. Nicht nur, daß sie stets nach fünf Tagen das Neueste, Geschmackvollste und Anziehendste der tonangebenden Hauptstädte Europa's im bunten Wechsel für Damen und Herrn und jede Mode von zwei Seiten zur Anschauung bringen, erscheinen sie in so großer Anzahl und mit einer solchen Farbenpracht und Feinheit im Stiche, dann mit einer solchen Auswahl und Präzision, daß sie alle ähnlichen Erscheinungen überflügeln.

Die illuminirten Costume-Bilder, die Portraite der berühmtesten Bühnenkünstler in ihren eminentesten Leistungen sind nun durchaus eine Beigabe, welche kein, was immer Namen habendes, Journal besitzt, und die Schönheit derselben kann nur mit jenen verglichen werden, welche unter Iffland in Berlin erschienen. Sie dienen dem Schauspieler zu Studien für Mimik und Geberde, zur Richtschnur für Costumirungen, und dem Theaterfreunde zur bleibenden Erinnerung für großartige Darstellungen.

Die sämmtlichen Bilder-Beigaben, in Xylographien und meisterlich illuminirten Kupfer- und Stahlstichen bestehend, überflügen für den Jahrgang die Zahl von 200 bei weitem.

Man pränumerirt auf die Wiener-Theaterzeitung bei allen löblichen Postämtern in der gesammten österreichischen Monarchie, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien, Frankreich, England, Rußland u. s. w. Der Pränumerations-Betrag für das ganze Jahr beträgt 24 fl. C. M. (im zwanzig Gulden-Fuß) oder 28 fl. 48 kr. Reichswährung, oder 16 Thaler sächsisch. Gegen diesen Betrag wird diese Zeitschrift an jedem Hauptpostage unter gedruckten Convers bis an die äußerste österreichische Gränze portofrei versendet.

Man kann bei den sämmtlichen Postämtern aber auch halbjährig pränumeriren.

Im Wege des Buchhandels verpflichtet man sich stets auf ein ganzes Jahr, pränumerirt mit 20 fl. CM. (24 fl. Reichswährung oder 13⅓ Thaler Sächsisch.) Es nehmen auf diese Zeitung alle soliden Buchhandlungen in und außer Deutschland Bestellungen an. Den Hauptabsatz haben in Leipzig, Wiegand; in Dresden, Arnold; in Berlin, Enslin; in Frankfurt, Wilmans; in München, Jaquet; in Aarau, Sauerländer; in Wien, Gerold, Schaumburg, Tendler, Mörschner und Jasper, Wolke, Wallishäuser, Bauer und Dürnböck; in Prag, Wohmanns-Erben und Dürnböck, übernommen.

Wer jedoch ganzjährig in dem unterzeichneten Bureau abonnirt und den Betrag von 24 fl. CM. direkte nach Wien an dasselbe baar einsendet oder anweiset, erhält die Begünstigung, daß ihm die ganze Sammlung der herrlichen Costume-Bilder, vom Beginne derselben, die Jahrgänge 1833 und 1834, welche für sich allein auf 12 fl. CM. zu stehen kommen, in groß Quart auf französischem Velinpapier abgedruckt, prächtig illuminirt, complet, gratis und portofrei zukommen. Sollten jedoch frühere Abonnenten diese Sammlung schon besitzen, so erhalten sie den Jahrgang 1834 des neuen theatralischen Pfennig-Magazins ebenfalls in groß Quart, meisterhaft illuminirt und aus mehr als 500 einzelnen Figuren bestehend, welche durchaus große Tableaux der besten Stücke, Opern, Ballets der deutschen Repertoirs bilden und in der Pränumeration 12 fl. CM. kosten, complet, gratis und portofrei.

Im Wege des Buchhandels kann selbst bei ganzjähriger Pränumeration diese so eben bemerkte Begünstigung nicht zugestanden werden.

Bureau der Theaterzeitung in Wien,
Wollzeile Nr. 780.

---

[649] In der Enslin'schen Buchhandlung, F. Müller, in Berlin ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schubart, Fr., Vorschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichts in höheren weiblichen Lehranstalten und zu allgemeinerem Unterrichtsgebrauch. kl. 8. 30 Bogen. Preis 21 gGr.

Dieses Buch ist nur für den Anfang des geschichtlichen Unterrichtes geschrieben, wird jedoch, da es einen klaren und lebendigen Blick auf den größesten Theil der geschichtlichen Lebensbühne erwecken soll, auch demjenigen Freunde der Geschichte von Nutzen seyn, der repetitionsweise noch einmal das ganze Feld der Geschichte durchlaufen will. In mehreren Zeitschriften wurde dieses Buches schon rühmlich Erwähnung gethan, auch ist es bereits in mehreren Lehranstalten eingeführt worden.

---

[704] **Weihnachts- und Neujahrsgeschenke.**

Bei F. W. Pfautsch in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben (vorräthig in der Math. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg):

GEDENKE MEIN.
Taschenbuch für 1835.
Vierter Jahrgang.

Mit Beiträgen von Bauernfeld, J. F. Castelli, Professor Enk, Regina Frohberg, Hofrath v. Hammer, Ch. Küffner, Professor Seidl, Adolph Ritter v. Tschabuschnigg, J. N. Vogl, Herrmann Waldow u. s. w.

Mit 8 prächtigen Kupfern, gebunden in gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etuis 4 fl. rhein.

IDUNA.
Taschenbuch für 1835.
Fünfzehnter Jahrgang.

Mit 6 Kupfern, gebunden in gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etuis 1 fl. 48 kr. rhein.

Blüthen
der
LIEBE UND FREUNDSCHAFT.
Taschenbuch für 1835.
Zehnter Jahrgang.

Mit 6 Kupfern, gebunden in gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etuis 1 fl. 48 kr. rhein.

IRIS.

Taschenbuch für 1835.

Vierter Jahrgang.

Mit 6 prächtigen Kupfern, gebunden in gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etuis 3 fl. 36 kr. rhein.

---

[653] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Repertorium

der gesammten deutschen Literatur,

herausgegeben

von

E. G. Gersdorf.

Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Dritten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Nach dem Plane dieser Zeitschrift wird darin der Inhalt der in den Ländern deutscher Zunge erschienenen Druckschriften in gedrängter Kürze und so charakterisirt, daſs der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nützlich seyn werde oder nicht. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literarhistorische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. a. gegeben, vorzüglich aber auch die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt.

Das Repertorium erscheint regelmäſsig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Leipzig, 1. Oct. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[696] Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neues allgemeines

Künstler-Lexicon

oder

Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen ꝛc.

bearbeitet

von

Dr. G. K. Nagler.

In sechs Bänden, nebst den Monogrammen (jeder Band sechs Lieferungen enthaltend).

Erste Lieferung. Subscriptionspreis 9 gGr. oder 56 kr.

Diese erste Lieferung eines Werkes, das zum Theil wahres Bedürfniß war und das an Vollständigkeit und Richtigkeit Alles übertrifft, was bisher in dieser Art nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Italien, erschienen, ist nun in jeder soliden Buchhandlung zu haben. Mit welch' ausharrendem, mit welch' deutschem Fleiße der Herr Verfasser gearbeitet hat, davon kann sich Jedermann schon bei Einsicht dieser ersten Lieferung überzeugen. Die zweite erscheint in vier Wochen, und so regelmäßig in jedem Monat eine Lieferung.

Alle Buchhandlungen nehmen fortwährend Subscription an, die nach Erscheinen des iezten Bandes erlischt.

---

[532] **Für Aerzte und Wundärzte.**

Larrey, J., chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militärhospitälern. Aus dem Französischen von Dr. Fr. Amelung, (Großh. Hess. Medicinalrath). 3r Band, den 4ten Band des Originals enthaltend, mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

Der 1ste und 2te Band dieser Uebersetzung, in welchen beiden Bänden die 3 Bände des Originals in einen mit Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeiteten Auszug zusammengedrängt sind, ist in den Jahren 1830 und 1831 erschienen und der Preis derselben 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 fl. Der des vollständigen Werks 6 Thlr. oder 10 fl. 20 kr.

Für die Besitzer der in Berlin erschienenen Uebersetzung der drei ersten Bände, in welcher der später erschienene 4te Band nicht aufgenommen wird, ist diese von Dr. Amelung besorgte Ausgabe desselben besonders zu haben, unter dem Titel:

Beobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äußere Krankheiten. Mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

Ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Darmstadt im Sept. 1834.

Karl Wilhelm Leske.

---

[632] ☞ Als das neueste sehr wohlfeile und höchst reichhaltige deutsche Lesebuch für Schulen und gebildete Familien, daher auch als Geschenk von bleibendem Werthe, ist zu empfehlen:

Oltrogge, C., deutsches Lesebuch für Schulen. Erster Cursus, für das Alter von 8 — 11 Jahren. Muster-Sammlung aus deutschen Dichtern und Jugend-Schriftstellern. gr. 8. Hannover bei Hahn. 1833. cart. ⅝ Rthlr. roh ⅔ Rthlr.

— — Zweiter Cursus, für das reifere Jugendalter. Nebst einem kurzen Abriß des Wichtigsten der Poetik und biogr. Notizen. gr. 8. Das. 1834. cart. 1 Rthlr. roh ⅝ Rthlr.

Das Ganze enthält 57½ Bogen deutlichen Drucks und kostet nur 1⅝ Rthlr. (also 7 Pf. pro Bogen) und sauber cart. 1⅝ Rthlr.

---

[624] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Leben und Treiben

der feinen Welt.

Von

Adolph Glasbrenner.

8. 1834. nett brochirt 1 Thlr.

Inhalt: Das Schmuckkästchen. — Der fatale Frack. — Der glückliche Abend. — Der Wagen als Verräther. — Das seltsame Mädchen. — Abenteuer des Journalisten Brennglas. — Alphons und Florentine. — Der Unterricht in der Residenz. — Der unschuldige Verräther. — Die glückliche Brünette. — Der goldene Morgen. — Das Reitpferd und die Enveloppe. — Sylvester-Rede. — Säcke und Menschen. — Die 19 Häuser. — Uhren und Frauen. — Scenen aus dem Thierreiche. — Hüte und Männer. — Die 53 Nisse aus der Theaterwelt. — Die Interpunktionen des Lebens. — Der neue Kapitain.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. December 1834.

— Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That —
Ein Triebwerk, das du übend selbst nicht kennst.

Herder.

Das Auge und die Hand.

(Beschluß.)

Manche behaupten, unsere Begriffe von der Lage eines Gegenstandes seyen unserer Seele eingepflanzt und unabhängig von der Erfahrung. Daß dies möglich wäre, wenn es die Natur so angeordnet hätte, müssen wir zugeben. Bei den Jungen vieler Thiere sehen wir das Gesicht vom Moment der Geburt an vollkommen fertig und ausgebildet; aber bei diesen Geschöpfen treten sämmtliche korrespondirenden Verrichtungen vom ersten Moment an in volle Thätigkeit; kaum ist das Füllen, das Lamm geworfen, so springt es auf und läuft der Mutter nach. Mit dergleichen Thieren dürfen wir das hülflose Kind so wenig vergleichen als mit der Fliege, welche nur eine Mittagsstunde lebt, die aus ihrer Puppe bricht, sich begattet, ihre Eier auf ein bestimmtes Gewächs, die Weide oder den Hagedorn legt, und stirbt. Dem menschlichen Auge geht einmal jene angeborne Fertigkeit ab, und wie die übrigen Sinne und die Geisteskräfte selbst, erwirbt sich das Kind auch das Gesicht nur durch wiederholte Versuche, oder durch Erfahrung.

Gibt man zu, daß die Ideen, welche wir durch den Sinn des Gesichts erhalten, uns durch die Erfahrung zukommen, so folgt daraus, daß sich die Seele im Vergleichen üben muß, bevor wir von irgend etwas außer dem Auge, von dieser oder jener Richtung, in der ein Gegenstand liegt, irgend einen Begriff haben können. Dadurch, daß man sagt, die Außenwelt male sich, wie in einer Camera obscura, hinten im Auge im Kleinen ab, und behauptet, die Seele schaue dieses verkehrte Bildchen an und vergleiche seine Theile, verwickelt man nur die Frage; die Sache wird dadurch rein nicht erklärt. Viel einfacher ist es, wir bleiben bei einem einzelnen Punkte stehen, den das Auge sieht, und fragen, aus was wir die Richtung kennen, in welcher der Punkt das Auge trifft. Ein Schiffer sieht einen Stern oder ein Feuersignal: muß er da nicht, um sich von der Lage des Sterns zu unterrichten, sich nach einem Vergleichungspunkt, einem andern Stern umsehen, an dem er erkennt, zu welcher Constellation der erstere gehört? muß er nicht beim Leuchtfeuer auf Kompaß und Karte blicken und darnach seine Richtung auffinden? Eben so, und nicht anders machen wir es bei Allem, was wir sehen. Gerade in die Augenachse fällt nur Ein Punkt, wir können aber von seiner Lage nicht urtheilen, ohne das Auge nach einem andern Punkt zu drehen; wir sind uns bewußt, ob sich das Auge rechts oder links kehrt, und vergleichen den Gesichtseindruck auf den Nerven mit der Bewegung des Auges, mit der Richtung und Größe derselben.

Digitized by Google

Sogar Mathematiker behaupten, wir urtheilen von der Richtung eines Gegenstandes nach dem Lichtstrahl, der auf die Netzhaut fällt, und nach der Linie, in welcher er das Auge trifft. Aber der Strahl, von dem hier die Rede ist, trifft ja nur einen einzigen Punkt der Netzhaut, und dieser Punkt hat gar keine Richtung; der Einfallswinkel des Strahls kann uns keine Belehrung geben; eine Menge Strahlen unter allen möglichen Einfallswinkeln laufen ja auf diesen Punkt zusammen, und dieselben Mathematiker definiren ja gleich in den Anfangsgründen ihrer Wissenschaft die Linie als etwas, das mindestens zwei Punkte verbindet. Wo sind aber hier die zwei Punkte, welche die Richtung der Linie angeben? Mit großen Teleskopen, welche einen Gegenstand sehr stark vergrößern, kann man am Himmel nicht suchen, weil der Beobachter nur jenen einen Gegenstand sieht; diesem Uebelstand abzuhelfen, bringt man am großen Rohr, genau parallel mit demselben, ein kleineres von geringerer Kraft an, das aber ein weiteres Gesichtsfeld hat; lezteres richtet der Beobachter gegen seine Constellation und rückt damit von Stern zu Stern, bis der, den er beobachten will, in der Mitte des Gesichtsfeldes steht, und sofort regulirt er leicht das große Fernrohr darnach. Ist dies nicht ein vollkommenes Bild dessen, was beim Sehen vorgeht? wird nicht, wie wir oben gesehen, das Auge erschöpft, wenn es nur Einen Punkt sieht, wandert es dagegen im naturgemäßen Zustand nicht von Objekt zu Objekt, schäzt den Grad und die Richtung dieser Bewegung und sezt uns so in Stand, durch Vergleichung ein Urtheil zu fällen?

Es versteht sich von selbst, daß, wenn wir der Bewegung des Auges so großen Einfluß auf das Sehen zuschreiben, wir darum die Bewegungen des ganzen Körpers, namentlich aber der Hand, dabei nicht außer Acht lassen dürfen, daß der Maßstab des Auges mit der Erfahrung, wie wir sie durch die Bewegungen des ganzen Körpers erlangen, im genauesten Verhältniß steht, und daß wir ohne diese Erfahrung von Materie, Lage eines Gegenstands, Entfernung, Form gar keine Begriffe hätten. Ständen die Augen unbeweglich im Kopfe oder wären sie gelähmt, so ginge zwar ein großer Theil der Verrichtung dieses Organs verloren, immerhin könnten wir aber noch die Gesichtseindrücke mit der übrigen körperlichen Erfahrung vergleichen. So lange wir die rechte Hand von der linken unterscheiden, so lange wir den Kopf aufheben müssen, um über uns zu blicken, oder den Kopf neigen, um unsere Füße zu sehen, so lange fehlt es nicht an Stoff, die Eindrücke, welche der Gesichtsnerve erhält, mit der allgemeinen Erfahrung des Körpers zu vergleichen.

Wenn man, statt das Auge bloß als eine dunkle Kammer, als einen Guckkasten zu betrachten, in dessen Hintergrund ein verkehrtes Bild steht, den Einfluß der Muskelthätigkeit dabei beobachtet, wenn man das, was in einem frühern Artikel über die uns inwohnende subtile Eigenschaft, unsere Muskelthätigkeit genau den verschiedenen Lagen des Körpers anzupassen, gesagt worden ist, auch auf das Auge anwendet; wenn man sieht, wie sich dieser Sinn im Kinde entwickelt, wie er beim Gelähmten und Trunkenen verloren geht, wie Bewegung und Sensation im Auge, gerade wie bei der Hand, kombinirt sind, wie Auge und Hand einander korrespondiren und einander ergänzen; so kann man sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß ohne die ewig lebendige Bewegung des Auges, die mit der Thätigkeit des ganzen Körpers in genauester Verbindung steht, unser feinstes Sinnorgan, welches so mächtig zur Entwicklung der Geisteskräfte beiträgt, brach läge.

Molière.

(Fortsezung.)

Die Anwesenden lachten, Molière sah jedoch finster vor sich hin. „Als ich an dem Beginne der Laufbahn meines Ruhmes stand," fuhr Boileau fort, „das heißt, als ich der Jesuitenschule entsprungen war, ein Bursche mit zerrissener Jacke auf dem Leibe und den unsterblichsten Idealen im Herzen, schlich ich mich vor die Thüre Corneille's, unsers großen Dichters. Er trat hervor und auf einen Moment standen sich die zwei größten Geister Frankreichs schweigend gegenüber; dann brachte ich aus schmuziger Tasche mein Trauerspiel hervor und reichte es dem Meister. Er blätterte darin und gab es mir zurück, indem er die große, bedeutungsvolle Nase, die Nase, die jezt ganz Frankreich bewundert, rümpfte. War es nun mein Trauerspiel, das ihm nicht behagte, war es meine anspruchlose Kleidung, die seinen Augen mißfiel? ich errieth es nicht; jedoch die feurig-junge Dichterseele, die in mir wohnte, strebte zornig empor. Ich sprang an die Straßenecke, nahm dem Burschen im nächsten Krämerladen die Tafel und den Stift aus der Hand, beschrieb in ein paar Versen den großen Corneille, malte die Scene, die wir eben miteinander aufgeführet, und reichte ihm die Tafel hin. Er las, und siehe da, das große kritische Ungeheuer in seinem Gesichte, die Nase, verhielt sich dießmal völlig ruhig, wohl aber zogen sich die feinen Lippen, die so zart, empfindsam und blühend schön sind, wie die Tragödien des Meisters, zu einem bedeutungsvollen Lächeln. Gut! rief er in einem Tone, den wir alle kennen, gut! und damit gab er mir die Tafel zurück. Was meint Ihr aber, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle seines Hauses verließ?" — „Und dennoch

Digitized by Google

habt Ihr Euch nicht entblödet, ihn auf das Keckste anzugreifen," bemerkte Chapelle. Boileau lachte: „Der Angriff paßte damals gerade in meinen Plan, jezt aber sind wir gute Kameraden und werden's hoffentlich bleiben."

„Freund!" rief Pigault, „kommen wir auf den Anfang unseres Gesprächs zurück; ich möchte gerne so viel wie möglich Nutzen aus Eurer Unterhaltung ziehen. Durchaus haben die verehrten Herrn verschiedene Ansichten über die Kunst. Belehrt Ihr mich, vortrefflicher Herr Poquelin, Ihr scheint jene Grundsätze nicht zu theilen, und seht die ganze Angelegenheit nicht von der spaßhaften Seite an." — „In der That," rief der Dichter, „für mich ist die Kunst etwas Höheres, als ein Backenschlag, den ich meinem Gegner gebe, weil er mich zuerst geschlagen; doch sehen freilich viele, ja die größte Zahl meiner Zeitgenossen meine Thätigkeit bloß als einen solchen Akt der Wiedervergeltung an. Es wird ihnen daher immer auf's Neue der Standpunkt entrückt, von dem aus sie die Kunst des Lustspieldichters und die Bühne überhaupt ansehen sollen. Ich stelle das eigentliche Lustspiel so hoch, daß ich es dem Trauerspiel gleich, wenn nicht gar höher achte."

Bei diesen Worten wandte sich der junge Mann am Fenster um, indem er einen stolzen Blick auf den Sprecher warf. „Erkläre Dich näher!" rief Chapelle. „Zu welchem Zwecke alle Poesie," fuhr der Dichter begeistert fort, „wenn sie nicht dienen soll, uns zu einem geläuterten, erhebenden Selbstgefühl zu führen, wenn sie nicht in dem Bilde des Einzelnen das Bild des Ganzen uns lebendig vor die Seele bringen soll? Der Dichter, wenn er seine Bestimmung erreichen will, ist in seiner Erscheinung nichts anders, als eine zum Bewußtseyn hindurchgedrungene Zeit. In seiner Person, in seiner Ansicht repräsentirt er die Menge, er ist ein Spiegel, und je reiner und klarer seine Fläche, desto lebendiger sieht sich das Jahrhundert heraus. Gilt dies für den Dichter überhaupt, so ist der Lustspieldichter recht eigentlich dieser Bestimmung unterthan. Ihr seht es, Freunde, ich nehme hier Lustspieldichter in einem höhern Sinne, als das bloße Wort andeutet. Wir haben in der That noch keinen reinen Begriff für das, was ich meine: Drama ist viel zu oberflächlich bezeichnend. Unsere Nachbarn, die Spanier, suchen das Wesen des Lustspiels in kunstvoll verwickelter Intrigue, indeß die Italiener es durch das Spiel ihrer herkömmlichen Masken schon frühe zur Volksposse herabgezogen haben. In keiner jener Schöpfungen erblicken wir das komische Element durch die geistigen, edlen Motive des Charakters bestimmt. Diese Spiele gleichen den anmuthigen Räthseln, die, wenn wir sie erforscht, ihren Reiz verloren haben; es ist nicht der Nerv innerer Nothwendigkeit, der die Verhältnisse und Personen an einander kettet, nicht das tiefe Studium des Menschen, das den Dichter leitet und seinen Werken Inhalt und Würde verleiht. Der Lustspieldichter, wie er seyn soll, kann nur erscheinen, wenn die übrigen Künste, vor Allem aber das sociale Leben, in allen seinen Formen, politischen wie moralischen, völlig zur Reife gediehen ist. Er ist es, dem die Bestimmung geworden, aus der Blüthe der höchsten Verfeinerung seinen Honig zu sammeln." — „Ziemlich bescheiden gedacht!" rief Boileau. — „Die Alten," entgegnete Molière, „bestätigen diese Ansicht; erst mußte sich die Poesie nach allen andern Richtungen ausbilden, bevor sie reif genug wurde, jenes Element in sich aufzunehmen, welches wir bei den Schöpfungen ihrer Lustspieldichter bewundern. Dem Epiker wie dem Lyriker genügen zu ihren edlen Gemälden die einfachsten Formen, sie führen den Streit der Naturen auf die uranfänglichen ersten Motive zurück. Noch enger begrenzt sich der Tragiker die Welt. Seine Sprache ist die des Herzens, und je einfacher, je inniger, desto rührender. Ihm ist es keine strenge Nothwendigkeit, seine Zeit, sein Volk zu studiren, die vielen durcheinander greifenden Fäden des gesellschaftlichen Beisammenseyns zu verfolgen; einsam in seinem Gemache verschlossen, läßt er den Born der Gefühle quellen, sie sind ewig dieselben, und gerade in dieser ihrer steten Unveränderbarkeit liegt ihre tiefe, erschütternde Bedeutung, zugleich die weltgeschichtliche Würde der Tragödie. Was heute ein Herz zerreißt, hat vor Jahrtausenden ein Herz zerrissen, der erschütternde Schmerz um einen geliebten Todten ist in dieser Stunde derselbe, wie er es war, als die Erde zum ersten Male einen starren Leichnam in ihrem Schooße empfing. Selbst äußere Verhältnisse können nichts als eine leichte Färbung mittheilen, der innere Gehalt bleibt derselbe. Der Bettler, der niedere Sklave opfert sich auf für das Wohl eines geliebten Gegenstandes, und kann der mächtige, gefeierte Held mehr thun? Die Tragödie malt die Menschheit, das Lustspiel den Menschen; die Tragödie zeigt uns bloß glänzende Eigenschaften des Geschlechts, das Lustspiel gibt uns die kleinlichen Schwächen desselben, und in diesen Schwächen die Größe; denn um einen Maßstab von Größe zu erhalten, ist uns nächst der Kenntniß des Erhabenen nichts so nöthig, als die Kenntniß der Schwäche."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. November.

(Beschluß.)

Die Berry'sche Trauerkapelle.

Um den lernbegierigen Parisern das Leben zu erhalten und dem Obelisken ein Gebäude zur Folie zu geben, schlägt

der Stadtrath jezt vor, ihn mitten in dem Hofe des viereckigten Louvre aufzustellen. Dieser Hof steht aber nicht unter der Aufsicht des Stadtraths, sondern unter der Intendantur des königlichen Hauses. Will diese nun den Obelisken nicht in den Hof des Louvre versetzen, so weiß ich nicht, was aus demselben werden wird. Schon seit einem Jahre liegt er ruhig da; man hat ihn vielfältig gelobt, beschrieben und besprochen, und zulezt ist man verlegen, wo man ihn aufstellen soll. Statt des Obelisken schlägt der Stadtrath ein Bassin mit einem Springbrunnen vor. Wenn er den Einfall doch einige Jahre früher gehabt hätte, so würden nicht so viele Künstler, Journalisten, Beamte Zeit und Mühe verloren haben. Indessen könnte es sich doch ereignen, daß auch dieser Excentschluß wieder umgestoßen würde. Auch wird der Stadtrath wohl thun, wenn er die Sache nochmals überlegt; denn ein großes Wasserbecken auf einem so stark befahrenen Platze ist vielleicht eben so gefährlich, als die Sucht, die Hieroglyphen zu entziffern, und wenn die Leute ertränken, anstatt bei der Entzifferung überfahren oder überritten zu werden, so hätte es der Stadtrath eben so gut zu verantworten. Während nun so manche vor vielen Jahren angefangene Gebäude und Anlagen ihrer Vollendung nahe kommen, hat man jezt in Paris den sonderbaren Anblick eines kostbaren Denkmals, welches, ehe es noch fertig geworden, wieder niedergerissen wird. Dies ist die Trauerkapelle zu Ehren des ermordeten Herzogs von Berry, welche nach dem unglücklichen Vorfalle meistens auf Kosten dourbonisch gesinnter Subscribenten errichtet worden war, obschon nach einem Beschluß der gesezgebenden Kammern der Platz nach Niederreißung des Opernhauses nie mehr bebaut werden sollte. Die Regierung hatte eine Menge kostbaren Marmors dazu hergegeben; dieser Marmor lag aber, da nicht einmal das Aeußere ganz vollendet war, noch unverarbeitet da. Freilich würde es nimmermehr ein schönes Denkmal geworden seyn, und solch eine Trauerkapelle mißfiel den Bewohnern der Umgegend, eines der lebhaftesten und gewerbsamsten Stadtreviere, sehr. Allein das Gebäude stand nun einmal da. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine nüzliche Anstalt daraus zu machen; statt dessen wurde nach der Julirevolution von der Regierung beschlossen, es wegzuschaffen, wobei sie sich auf jenen Beschluß der gesezgebenden Kammern stüzte. Dieser Beschluß kam ihr wohl zu statten, denn die Gerichte gaben ihr Recht und erlaubten die Niederreißung des Gebäudes. Somit sind also beträchtliche Summen ganz unnüz vergeudet. Zwar hat die legitimistische Partei beschlossen, die Trauerkapelle auf einem Privatgrunde wieder zu errichten; allein schwerlich werden die Kosten zusammengebracht werden. Hätte sich dagegen die Regierung mit dem Subscribentencomité verständigt und das Gebäude in eine Schule oder in eine andere nüzliche Anstalt umgeschaffen, die allenfalls den Namen Berry beibehalten hätte, so wäre wenigstens der Bau nicht umsonst gewesen und die beiden Kammern würden gewiß ihre Beistimmung nicht verweigert haben. Was hat man jezt davon, daß das Denkmal mit einem blinden Eifer niedergerissen wird? Die legitimistische Partei ist erbittert und Paris wird eines öffentlichen Gebäudes beraubt, und vielleicht geht mehr als eine Million Franken verloren. Ueberhaupt verfährt man hier mit dem Umwerfen der Gebäude allzurasch, und muß oft wieder anderswo aufbauen, was man unüberlegterweise weggeschafft hat; aber durch das Bauen gewinnen Unternehmer, Baumeister und auch wohl Beamte; deßhalb wird zu neuen Arbeiten fleißig gerathen, wenn man sich auch manchmal mit den ältern Gebäuden und Anstalten sehr gut begnügen könnte.

Dg.

Lausanne, November.

(Fortsezung.)

Berathung des Großraths über die Sectirer.

P. Alle neuen Religionsideen haben von jeher die Staaten verwirrt, und um ihre Verbreitung zu hindern, hat man immer Repressivgesezze gegeben; diese Gesezze haben aber nie etwas geholfen, und die Ideen gingen ihren freien Lauf. Dies ist also in unserm Kanton nicht zu verwundern. Jezt soll nun bei uns solch eine Repressivverordnung abgeschafft werden; wir suchen emsig nach etwas, das an ihre Stelle kommen könnte; wir suchen, finden aber nichts, weil vernünftigerweise nichts zu finden ist. Es wäre leicht, ähnliche Umstände in der Geschichte von Frankreich, Deutschland und England zu finden. Kommen wir aber nur auf das zurück, was zu Anfang der Reformation im Waadland geschah. Die Stände von Moudon erließen am 23sten Mai 1525 eine Verordnung, aus der hervorgeht, daß man sich damals große Mühe gab gegen die mauvaises, deloyales, fausses et héréliques allégations et opinions de ce maudit et déloyal hérétique et ennemi de la foi chrétienne, Martin Luther. Da aber schon zehn Jahre später der Protestantismus feste Wurzeln im Waadland gefaßt hatte, machten die Herren von Bern am 24sten December 1536 eine Verordnung bekannt, wodurch sie alle papistischen Ceremonien und menschlichen Satzungen abschafften und die Messe verboten, dem Manne bei zehn Gulden, der Frau aber bei fünf Gulden Strafe... Um wieder auf das Gesez vom 20sten Mai zurückzukommen, so ist nicht zu läugnen, daß es das Uebel schlimmer und uns überdies im Ausland keine Ehre gemacht hat. Deutsche gelehrte Vereine und Rechtsgelehrte von Auszeichnung haben es ärgerlich, entehrend für den menschlichen Geist, ja selbst schändlich genannt. Wie aber könnte man gegen solche harte Bezeichnung ein Gesez in Schuz nehmen, demzufolge in einem öffentlichen Requisitorium mehrmals vom Staatsanwalt die Verurtheilung von achtungswerthen Einwohnern verlangt wurde dafür, daß sie „in flagranti getroffen worden seyen, da sie die Bibel lasen und Worte der Erbauung aussprachen.“ Ein Friedensrichter, der das Gesez vom 20sten Mai zur Vollziehung bringen wollte, tritt in eine Wohnung, wo ihm die Abhaltung von religiösen Zusammenkünften war angezeigt worden. Bei seinem Eintritt flieht die kleine Gemeinde; nur Ein Mann bleibt da, und diesen fragt der Friedensrichter, was er hier mache? statt aller Antwort zieht er einen Roman von Walter Scott aus der Tasche und reicht ihn dem Inquisitor hin, worauf ihm dieser erwidert: „Das lasse ich gelten; wäre es aber die Bibel gewesen, so hätten Sie es mit mir zu thun gehabt.“ — Professor Monnard zeigt die nachtheiligen Folgen, die das Gesez vom 20sten Mai auf die Waadländer gehabt hat, indem es die frühern Begriffe von Unverlezlichkeit des Hauses und von der persönlichen Sicherheit der Einwohner verdrängte, diese aber selbst in zwei Klassen theilte, eine im Genuß der Rechte und Wohlthaten der Konstitution, die andere hingegen ohne Gesez oder vielmehr außer dem Gesez. Jenes Gesez hat auch bei dem Volk ganz den Begriff von Volkssouveränität verwirrt. Darum glaubt es jezt, daß seine Leidenschaften und sein blinder Haß als Gesez gelten müssen; jenes Gesez hat also die materielle, die brutale Gewalt, mit Einem Wort, die Gewalt der Kannibalen sanktionirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. December 1834.

Wenn der nur wohllebt, welcher trefflich ißt,
Wohlan! es tagt, auf! wo der Gaum uns hinführt!

Wieland.
Nach Horaz. Epist. I. 6.

Zeitbilder aus Paris.

Von J. B. Depping.

Vicomte Botherel.

Schon einmal habe ich den Erfinder der Omnibus restaurans den Lesern dieser Blätter vorgeführt. Derjenige, der es unternimmt, der Speisewirth einer Bevölkerung von 800tausend Seelen zu werden, verdient aber wohl, daß man sich nochmals mit ihm beschäftige. Hat jemals ein einzelner Mann ein so riesenhaftes Unternehmen nicht allein ersonnen, sondern auch in's Werk gesezt? denn obgleich vor der Hand von den berüchtigten Omnibus restaurans noch nichts in Paris zu sehen ist, als die Ankündigungen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie zu Anfang folgenden Jahrs in Gang kommen werden.

Nun hat es zwar in dieser Hauptstadt, wo so Mancherlei ersonnen wird, nie an allgemeinen Bequemlichkeitsanstalten und noch weniger an Planen dazu gefehlt; es kommen im Gegentheil stets neue zum Vorschein. Schon längst hat man Anstalten, welche die Häuser mit kaltem oder warmem Wasser, mit Bädern u. s. w. versehen, andere, welche als Suppenfabriken anzusehen sind und in alle Stadtreviere ihre Fleischbrühe versenden, wiederum andere, welche Visitenkarten besorgen und die Pariser der Mühe überheben, bei ihren Freunden die Runde zu machen, noch andere, welche Aerzte und Arzneien, Bediente zum täglichen Verrichten der Hausgeschäfte und dergleichen liefern, andere, die zu den Winterbällen Spielleute und im Nothfalle sogar Tänzer schicken, und so eben erhalte ich eine Anzeige von einer neuen Gesellschaft, welche die Musikliebhaber mit Abonnements-Instrumentenstimmern versehen will.

Was sind aber alle diese Anstalten in Vergleich mit den Omnibus restaurans, wodurch die so emsigen Pariser aller Sorge für Küche und Keller enthoben werden sollen; mit der Anstalt, wo man für sie kochen, braten und sieden und ihnen die Mahlzeit ganz fertig auftragen will, welche alle Restaurans, Gasthäuser und Garküchen zu verschlingen und eine monarchische Universalspeiseanstalt zu werden droht! Wer hätte sich vorgestellt, daß man es dahin bringen könne, den täglichen Bedarf der Pariser an Ochsen, Kälbern, Hämmeln, Schweinen, Wildpret, Geflügel in den Riesenkesseln und Braupfannen eines einzigen Hauses zuzurichten und den Leuten auf hunderterlei Arten zubereitet in ihre Wohnungen zu senden? Welchen Spekulanten, mochte er auch noch so verwegen seyn, hätte nicht der Vorschlag eines solchen Unternehmens zurückgeschreckt? Nur Vicomte Botherel hat sich nicht abschrecken lassen. Im Gegentheil hat er in den Zeitungen angekündigt, er werde nimmermehr

Digitized by Google

von seinem Vorhaben abstehen. An Geld dazu solle es eben so wenig fehlen, als an Muth und Beharrlichkeit.

Nun hatte sich meine Phantasie schon im Voraus den sonderbaren Aufzug ausgemalt, den die vortrefflichen Speisewagen um Mittag in Paris machen würden. Ich dachte mir das Ding folgendermaßen: zwei Trompeter voran, um den Parisern anzukündigen, daß ihre Mahlzeit auf der Straße sey, dann die gewichtigen, inhaltschweren Wagen mit einem Gefolge von Bettlern, Dieben und Hunden hinterdrein; jezt eine allgemeine Regung in allen Stadtrevieren; abonnirte und nicht abonnirte Familien, Hagestolze, Bediente, die sich an die Fenster und Thüren drängen, ein verworrenes Schreien und Befehlen mit der gesammten Nomenklatur der französischen Küche. Ich hatte gefürchtet, es werde eine Bedeckung von Polizeisergeanten erforderlich seyn, um zu dieser Zeit die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und einem, ja zwanzig Aufläufen vorzubeugen. Dabei beklagte ich den Vicomte wegen der höllischen Last, die er sich durch das Ernähren der Volksmenge von Paris aufbürde, so wie wegen der schrecklichen Aufgabe, alle seine Leute in Zucht zu halten. Wie würde aber der Unternehmer gespottet haben, wenn er meine Besorgniß erfahren hätte? denn sein Unternehmen ist noch weiter aussehend, als ich mir eingebildet und den Lesern des Morgenblatts vorgestellt hatte. Deßhalb ist auch dieser zweite Aufsatz unerläßlich, um den ersten zu vervollständigen.

Der Herr Vicomte will nicht allein zu Mittag, sondern auch Morgens der Universalspeisewirth von Paris werden, und seinen vielen Mitbürgern nicht allein die Hauptmahlzeit, sondern auch das Frühstück in's Haus senden. Da nun ein Theil von Paris anfängt, zu frühstücken, wenn der andere sich zur Mittagsmahlzeit anzuschicken beginnt, so folgt daraus, daß die Omnibus restaurans beinahe den ganzen Tag auf den tausend Gassen umherrollen, den ganzen Tag Speise und Trank, Warmes und Kaltes, Solides und Flüssiges in Bereitschaft haben, kurz, den ganzen Tag für die leibliche Nahrung der Pariser sorgen sollen. Und dies Versorgen mit dem Frühstück ist keineswegs eine bloße Nebensache, wie man glauben möchte, sondern etwas so Wichtiges, daß der Unternehmer hofft, mit dieser einzigen Entreprise alle Kosten seiner Anstalt zu bestreiten, so daß um Mittag alle seine Auslagen bereits wieder hereingekommen seyn und die Mittagsmahlzeiten den Profit der Anstalt ausmachen sollen.

Zum Belege dieser glänzenden Rechnung stellt er unter andern folgende statistische Betrachtungen an. Morgens findet man die Menschen schaarenweise bei der Arbeit beisammen. Einige Tausend Schreiber und sonstige Beamte arbeiten in den Regierungsbureaux; eben so trifft man in den Stuben oder sogenannten Etudes der Notarien, Prokuratoren und Huissiers, in den Comptoirs der Wechselagenten, Bankiers, Großhändler u. s. w. mehrere tausend junge Leute an, die Alle, in Erwartung ihres künftigen Glücks, nur wenig auf ihr Frühstück verwenden können. Diese ziehen daher zwischen zehn und zwölf Uhr, der gewöhnlichen Frühstückszeit der Geschäftsleute in Paris, ein längliches Brod, das Gottlob wegen der lezten guten Ernte nur einen Sou kostet, aus der Tasche, und essen für einige Sous etwas zum Imdiß dazu. Diesen will nun Vicomte Botherel ein guter Geist werden; denn um die Frühstückszeit läßt er die Omnibus restaurans anspannen, beladen und nach den Verwaltungsgebäuden fahren. Hier sollen sie stillhalten und für wenige Sous den getreuen Staatsdienern ein gutes und nahrhaftes Frühstück verabreichen, das sie mit ihrem kümmerlichen Gehalte und bei ihren anderwärtigen Bedürfnissen nimmermehr erschwingen könnten. Wie sollten also die tausend und abertausend Schreiber anstehen, sich bei dem Botherelschen Speisewagen zu abonniren? wie sollten sie denselben Morgens nicht sehnsuchtsvoll erwarten? Von da rollten dann die Wanderküchen bei den Notarien, Prokuratoren, Huissiers, Bankiers, Kaufmannshäusern u. s. w. vorbei. Gewiß werden überall die arbeitsamen Jünglinge die Feder eine Weile bei Seite legen und sich aus den Omnibus restaurans ein gutes Frühstück herausgeben lassen, das sie beinahe mit ihren Herrn Prinzipalen und Vorgesezten auf gleichen Fuß stellt. — Warum aber kann ihnen Vicomte Botherel gute Sachen so wohlfeil liefern? weil er die Unternehmung in's Große treibt, Magazine, Schlachthäuser u. s. w. hat und die Zwischenhändler bei ihm wegfallen.

(Der Beschluß folgt.)

Molière.

(Beschluß.)

Der junge Mann war vom Fenster an den Tisch getreten, die Blässe und Unbeweglichkeit seiner Züge hatten ihren Charakter in etwas geändert, aber das dunkle Auge blieb auf Molièren gerichtet, der also fortfuhr: „Die Kunst des Tragikers ist ein Kultus, sie ist an Einfachheit der Religion verwandt, von der sie ihre Würde leiht; die ersten Tragödiendichter waren Priester, und Geschichten der Götter waren die ersten Tragödien. Erst als die ausgebildeten politischen und sittlichen Lebensformen jenes Ideal starrer Größe zum Menschlichen herabgemildert hatten, erst als sich im Streite die Kräfte entwickelten, in der Zersplitterung die Motive sich vervielfältigten, erscheint der Komödiendichter. Sein

Digitized by Google

Beruf ist, in einer völlig in Atome aufgelösten Welt das leitende Gesetz erst aufzufinden, welches der Tragiker bei seinen Schöpfungen schon als gegeben annimmt und an dessen heilige Ueberlieferung er nicht zu tasten wagt. Weßhalb werden Werke dieser Gattung bei unserm Nachbarvolke, den Spaniern, nie an Kraft und Leben gewinnen? Unstreitig, weil ihre Dichter sich zu sehr von altreligiösen Formen binden lassen."

Die Meisten schwiegen zu diesen Worten; Boileau wandte sich jedoch langsam und mit dem Lächeln des Spottes zu dem jungen Manne, der neben ihm Platz genommen hatte. „Was sagt Ihr hiezu, Racine? Ihr glaubtet mit Eurer Tragödie auf dem Pferde zu sitzen und sitzt am Ende nur auf dem Esel. Ich habe allerdings nicht geglaubt, daß das Verhältniß sich so gestaltete unter Euch, meine Herrn." — „Wir können uns auf jeden Fall die Hände bieten!" rief Molière und reichte seine Rechte über den Tisch hin. Racine verweigerte seine Hand, indem er mit einem spöttischen Blicke zur Seite sah. Ueber Molière's Antlitz zog eine leichte Wolke des Unwillens; mit Wärme rief er die Worte: „Gebt mir die Hand! wenn Ihr meint, daß ich als Dichter nicht würdig sey, sie zu erfassen, gebt sie mir als Freund!" — Racine saß unbeweglich, Boileau lachte heimlich, Molière fuhr nach einer kleinen Pause in seinem feurigen Gespräche fort. „Zum Beweise, daß wir beide nicht so weit von einander stehen, diene Euch dieses. Meinen Tartuffe schrieb ich glühend begeistert von der Göttlichkeit unserer Religion. Ein langes Krankenlager hatte mich an die Stube gefesselt, ich befand mich allein, verlassen; Umstände, die ich hier nicht berühren will, hatten mein Innerstes erschüttert, zum erstenmale that ich einen langen erquickenden Zug aus dem tiefen Borne der heiligen Tröstungen, und da empörte mich im Innersten der frivole Mißbrauch, den ich die Welt um mich her treiben sah. Ich faßte in meinem Grimme eine jener heuchlerischen Gestalten fest und scharf, und zeichnete sie auf's Papier. Wäre ich selbst nicht ernst und gläubig gestimmt gewesen, glaubt Ihr, mir wären jene Bilder und Worte zugeströmt? Wie flach beurtheilt man dieses Gemälde, wenn man bloß Stoff zu einer Posse darin sucht. Mein Tartuffe ist vielleicht sogar ein tragischer Held." — „Man kann auch eigentlich über ihn nicht lachen," bemerkte Pigault; „in seiner innern bejammernswerthen Zerrissenheit, in seiner starren Lüge liegt sogar etwas Schreckbares; nur die umstehenden Personen mildern das unbehagliche Gefühl."

Boileau rief: „Kommt auf Eure erste Behauptung zurück. Ihr nennt es eine Eigenthümlichkeit des Wesens der Tragödie, daß sie nur einfache Beweggründe zu ihren Handlungen haben dürfe, daß die Zahl der ihr zustehenden Charaktere nur gering sey: trifft nicht beim Lustspiel ein Gleiches ein? Mit dem ersten Mann, der sein Hab und Gut mißgünstig und thöricht verschloß, sind alle Geizigen bis auf unsere Zeiten herab beschrieben." — „Ich bestreite dieses," entgegnete der Dichter. „Man hat mir vorgeworfen, mein Geiziger sey der Geizige des Plautus; und dennoch habe ich einen Geizigen dargestellt, einen Pariser, und zwar einen, welcher in einer bestimmten Straße wohnt, mit den und den Leuten umgeht, in bestimmten Verhältnissen seiner Zeit aufgewachsen ist. Freilich sind sie Beide geizig, doch der Römer von dem Pariser so verschieden, daß, kämen sie zusammen, schwerlich Beide sich als Geizige erkennen würden. Der große Zeitstrom mit seinem ewig wechselnden Wellenschlage fließt zwischen diesen beiden Masken vorbei; jene steht am jenseitigen, diese am diesseitigen Ufer, ihr Bild, das sich im Wasser spiegelt, kann nicht dasselbe seyn."

Boileau unterbrach das Gespräch, indem er unwillig die leere Flasche, die vor ihm stand, emporhob. „Verehrter Herr Pigault," rief er, „da Ihr das unnennbare Glück habt, aus den unsterblichen Werken unserer Dichter den materiellen Vortheil zu ziehen, so solltet Ihr uns, schon Eures eigenen Vortheils willen, nicht verschmachten lassen. Oder seyd Ihr am Ende wohl auch eine neue Ausgabe des Geizigen, und zwar einer, der unter dem Scheine des Verschwenders und gastfreundlichen Wirthes die peinlichste Sparsamkeit übt?" Der Diener erhielt den Auftrag, die Tafel neu zu versehen, und Herr Pigault rief: „Seyd mir nur nicht böse, ich muß Euch mir durchaus als Freund zu erhalten suchen!" — „Weßhalb?" entgegnete Jener; „meine Freunde kommen sehr schlimm weg: ich liebe sie bloß, und bei dieser Liebe werden sie vergessen, es kümmert sich Niemand um sie; meinen Feinden jedoch schaffe ich Berühmtheit, sie haben es gut bei mir. Ja, ich muß mit meiner Feindschaft und meinem Groll so sparsam umgehen, wie Andere mit ihrer Gunst: es sind zu viele Verwerber. Gleich den Fürsten, muß ich erst lange prüfen, um die Würdigsten zu finden, die ich mit meinem Hasse beglücke. Gewiß sitzt der sicher und warm im Schooße der Nachwelt, der einen Satiriker zum Feinde hat. Schon öfters habe ich herzlich bedauert, daß ich mich selbst nicht beim Schopf nehmen und tüchtig herumzausen kann. Wie berühmt würde Boileau, wenn Boileau sich über ihn lustig machte!" — „Tollheiten!" rief Chapelle.

Der Satiriker hatte sein Glas ergriffen und rief jetzt: „Bei dem großen Namen Corneille's wollen wir Frankreichs schöne Geister leben lassen; gebt uns Bescheid, Molière!" Alle brachten die Gesundheit des Dichters aus, nur Racine erhob sich nicht von seinem Stuhle. Auf Molière's auffordernde Bitte erwiderte er in kaltem Tone: „Wozu Euch Ruhm und Glück

Digitized by Google

wünschen, da Ihr schon Beides habt? Auch Gesundheit fehlt Euch nicht, Ihr seyd ja für Eure Jahre recht rüstig. O gewiß, wir dürfen uns das Glück versprechen, noch recht lange durch Eure Meisterwerke belehrt und erhoben zu werden.“ Diese Worte, die einen Theil der Anwesenden trotz ihrer heitern Stimmung schmerzlich ergriffen, machten die Farbe von Molière's Antlitz verschwinden. Es herrschte eine lange Pause, während er seine Blicke stumm auf den Gegenstand seiner schmerzlichen Aufmerksamkeit richtete; endlich rief er: „Racine, sollen diese Worte Spott über mein Alter ausdrücken? willst Du den verspotten, den Du einst Deinen Freund nanntest?“ — Mit einem bittern Lächeln sezte er hinzu: „Fürchte nichts für Deinen Ruhm! Du stehst in der Blüthe Deiner Kraft, ich bin ein lebensmüder, bald sechzigjähriger Greis, ich trete Dir nicht in den Weg. Komm, reiche mir die Hand; die Zeit, wo ich noch bei euch weilen darf, ist vielleicht sehr karg gemessen, laß uns nicht im Mißverständniß von einander scheiden!“

Diese rührende Anrede bewegte Alle, nur nicht denjenigen, an den sie gerichtet war. Racine erwiderte einige gleichgültige, vornehm-höfliche Worte; Molière trat zurück. Bald darauf verließ er mit Chapelle das Zimmer. Die Verstimmung, die hierdurch herbeigeführt war, bewirkte, daß die kleine Gesellschaft allgemein an den Aufbruch dachte. Boileau, der sich ungern von seinem Glase trennte, sagte zu Pigault, als Alle das Zimmer verlassen hatten: „Begreift Ihr das Wesen dieser Leute, Freund? Mir ist es völlig unverständlich. Das haßt sich, das lobt sich, heute so, morgen anders. Sie sollten nur den alten, ehrlichen Molière ruhig gehen lassen, er ist ein grundguter Mensch.“ — „Das ist er,“ entgegnete Pigault; „vorzüglich ist Racine's Betragen unverzeihlich, da Molière ihm so viele Gutthaten erwiesen.“ — „Da steckt es wohl!“ rief der Satiriker; „nichts kommt unserer lieben Natur ungelegener, als Ansprüche auf Dankbarkeit. Doch mögen sie nur! mir völlig gleich! Boileau's Satiren werden gelesen werden, wenn längst schon die Namen Molière und Racine vergessen sind.“

Mit dieser stolzen Prophezeiung schied der zuversichtliche Mann von seinem Wirthe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

Berathung des Großraths über die Sektirer.

Durch solche ganz verkehrte Begriffe ist es möglich geworden, daß heute manche Leute glauben, es thue ihrer Freiheit großen Eintrag, wenn man die Gewissensfreiheit von zwölfhundert Waadländern ehre und anerkenne. Jenes Gesez hat bewiesen, daß man nur eine Freiheit zu verkennen braucht, um bald alle nacheinander zu verkennen. Zum Beleg dieses Satzes genügt es, die republikanischen Buissteller anzuführen, die sich nicht entblöden, von republikanischen Obrigkeitspersonen Despotismus und Unterdrückung zu verlangen. Wir haben jezt einen so durchaus unrichtigen Begriff von Freiheit, daß man in demselben Augenblick die der Rede und der Presse verlangt und die des Lesens unterdrücken will; oder wenn man auch das Lesen der gefährlichsten und schmuzigsten Bücher frei läßt, so will man doch das der Bibel verbieten. Und Alles dies geschieht in einem Lande, wo sich Jeder liberal und Christ nennt! In Cpalinges wurden erst neulich mehrere Einwohner vor Gericht gezogen, weil sie zusammen die Bibel gelesen hatten. Das Gesez vom 20sten Mai hat auch der Militärdisciplin geschadet; denn die Leidenschaften haben an vielen Orten die Leute so in Hize gebracht, daß die Soldaten sie nicht überall unterdrücken konnten. Die Stimme ihrer Offiziere und der Behörden wurde oft nicht gehört. Dies konnte auch nicht anders seyn, denn immer haben schlechte Gesezze die Moral der Völker verdorben. Das augenscheinlichste Beispiel ist Irland, dessen Volk unter dem englischen Religionsdruck entsezlich ausgeartet ist. Jenes Gesez hat auch die religiösen Ideen im Lande verkehrt, die Gleichgültigkeit, ja den Haß gegen die Religion, gegen religiöse Versammlungen, gegen das Lesen religiöser Bücher, ja den Haß gegen die Bibel selbst vermehrt, so daß man bald die Nationalkirche nicht gegen den übertriebenen Eifer einiger Christen, sondern gegen Ausartung, Laster und Irreligiosität selbst wird schüzen müssen. Das Gesez vom 20sten Mai hat auch eine Rohheit, Grobheit und eine Neigung zu barbarischen Handlungen bei einem Theile des Volks eingeführt, die vorher ganz unerhört war. Dieses Gesez kann nicht fürder bestehen, denn es wurde in einem Augenblick gegeben, wo alle politischen und Religionsideen verkehrt waren... Was geschah vier Jahre nach der blutigen St. Bartholomäusnacht, in der mehr als hunderttausend Protestanten umgekommen waren? Man verlangte eine Erneuerung des Blutbades, da das erste nicht hingereicht habe, um alles Blut der Reformirten zu vergießen, und wahrscheinlich würde es zu einem zweiten Schlachten gekommen seyn, wenn sich nicht der menschliche und weise Prinz von Montpensier mit Entschlossenheit widersezt hätte. Dahin kommen die Menschen und die Regierungen, wenn sie einmal Leidenschaften zur Richtschnur ihres Handelns genommen haben. Es ist jezt immer die Rede davon, unsere Gesezze mit den Wünschen des Volkes in Einklang zu bringen; vor allen Dingen muß aber gesagt werden, mit welchem Theil des Volkes? ob mit den Aufgeklärten, Leidenschaftslosen, oder mit denen, auf die noch krasse Unwissenheit drückt? Man muß überlegen, ob man sich an die Spize oder in das dienende Gefolge der Menge seyen will. — Diese Aeußerungen des geistreichen Redners sind um so bedeutender, da sie zugleich auf den sittlichen und politischen Zustand des Landes hinweisen, und uns den Kanton Waad, trotz seiner politischen Umgestaltung 1830, auf einer sehr niedern Stufe ächter Civilisation zeigen. Monnard stand bekanntlich vor diesem Zeitraum an der Spize der liberalen Bewegung des Waadlandes, sprach, stritt und litt für sie. Sie kam aber nicht von innen, sondern von außen her, nicht, wie sie Monnard gewünscht hatte, und Viele der liberal Gewordenen, der von dem französischen Mouvement Ergriffenen bringen jezt heftig auf Religionsdruck.

Das nächste Mal mehr von diesem Gegenstand.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. December 1834.

— Ich rede
Von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
Von nichts als eitler Phantasie erzeugt,
Die aus so dünnem Stoff als Luft besteht
Und flücht'ger wechselt als der Wind.

Shakespeare.

Der Abend in Absam.

Wir fuhren mit dem Stellwagen von Innsbruck nach Hall. Es ist dies eine Art von Omnibus, fast so groß wie ein Pariser und eben so construirt. Der Eingang ist zwischen den Hinterrädern und die Passagiere sitzen längs der Seitenwände einander gegenüber. Es gehört nicht zum guten Ton, sich des Stellwagens nach Hall zu bedienen; die Gesellschaft ist ein wenig zu stark, was man in Deutschland gemischt nennt und unbegreiflicher Weise so sehr fürchtet. Da wir indeß schon sehr zahlreich waren, so konnten wir es, selbst nach dem Ausspruche einiger Innsbrucker Freunde, getrost wagen, weil außer uns nur zwei bis drei fremde Passagiere noch Platz finden konnten. Und in der That trafen wir beim Einsteigen nur zwei: einen jungen hübschen Mann mit einem blonden Schnurrbart, der sich uns bald für einen Ungar zu erkennen gab, und einen ehrlichen Landbewohner der Gegend, der vom Markte in Innsbruck zu seinem Herde zurückkehrte.

Es war ein milder, stiller Spätsommerabend und bald ward es so finster, daß wir unsere Gesichtszüge nicht mehr sahen, und die Phantasie die anregende Beschäftigung erhielt, sich jedesmal das Bild des eben Sprechenden nach besten Kräften zu vergegenwärtigen. Eine solche Unterhaltung auf der Reise hat für mich stets einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin nicht im Stande, zu schildern, welche Flüge und Sprünge ich dann in Gedanken mache. Ich bevölkere gewöhnlich den innern Raum des Wagens mit ganz andern Personen, als sich eben darin befinden.

So konnte ich an jenem Abende ein junges Mädchen nicht los werden, das einen zwar flüchtigen, aber sehr interessanten Eindruck auf mich gemacht. Sie stieg einst in Brüssel Abends neun Uhr, da es auch stockfinster war, mit mir zugleich in die Diligence von Lafitte-Caillard — sie von rechts, ich von links — und weinte heftig. Ein sehr hübscher, schnurrbärtiger Jüngling stand, von der Hoflaterne vollständig beleuchtet, auf dem Schlage und hatte die Hand der Weineuden gefaßt. Beide sprachen nicht; sie weinte immerfort und er blickte sie unverwandt an. Endlich rief der Conducteur dem Postillon das Losungswort der Abfahrt zu und warf, indem er zur Imperiale hinankletterte, einen tiefen Schatten auf den Jüngling, der ganz verfinstert sich einen Augenblick in den Wagen bog und, ohne ein Wort zu sagen, das Mädchen heftig küßte. „Adieu, Hector!“ hauchte sie, und das war Alles. Er hörte es nicht einmal, denn wir flogen fort und er war schon herabgesprungen.

Es herrschte Stille im Innern der Diligence. Vier Menschen schliefen fest, meine Nachbarin, so schien es, weinte still in sich hinein, und ich suchte mir die Geschichte

Digitized by Google

zusammen, wodurch das Pärchen — offenbar zwei Liebende — für lange Zeit getrennt wurde. Sie mußte blond seyn und schlank, das Auge schmachtend; ich freute mich auf den Sonnenaufgang, der mir ihre ganze Anmuth enthüllen sollte. Die aufgehende Sonne beschien meine geschlossenen Augenlieder, denn ich war sehr fest eingeschlafen, und als ich in Landrecy erwachte, war meine Nachbarin bereits ausgestiegen, und ich sah sie nur noch in der Ferne am Arm eines hübschen jungen Mannes einen Hügel hinaneilen, auf dem ein freundliches Gebäude stand. Einige schwarze Locken flatterten von ihrem Köpfchen; sie war klein und voll, ganz dem Bilde widersprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte. Meine so schön erfundene romanhafte Geschichte der Nacht war mit einem Male über den Haufen geworfen. Der Jüngling des vorigen Abends konnte ihr Bruder gewesen seyn, sie den Tod einer guten alten Tante bewelnt haben und nun mit dem ihr zugefallenen Erbtheil die Gattin desjenigen werden, den sie lange schon liebte und der sie in Landrecy im Hause ihrer Eltern erwartete. Diese Geschichte war so freundlich, wie der herrliche Morgen, der auf die Visitatoren herabschien, die in unsern Koffern herumwühlten. Für mich mußte aber das Schicksal meiner Nachbarin ein Räthsel bleiben, denn wir verließen Landrecy sogleich wieder und ich bin seitdem nicht wieder hingekommen. — Auf dem Wege von Innsbruck nach Hall saß aber meine junge Brüsselerin wieder neben mir, und ich drückte, in diesem Traum befangen, einer hübschen jungen Frau, welche in der That meine Nachbarin war, vielleicht etwas zu theilnehmend die Hand und lispelte ihr zu: „Warum weinen Sie denn?“ worauf sie jedesmal mit einem gar anmuthigen Lachen antwortete. Inzwischen erzählte der Ungar vom neulichen Brande von Munkacz, ziemlich trocken referirend, ziemlich theilnamlosen Zuhörern. Ich jedoch konnte unmöglich die schöne Gelegenheit versäumen, nach Munkacz zu reisen. Mit einer reizbaren Phantasie reist es sich billiger und schneller als mit jedem Dampfwagen. Ich war sogleich zur Stelle, und so glücklich, alle meine lieben Freunde mitzunehmen, denn neben mir stand die weinende Brünette von Landrecy, und der fürchterliche Brand der schauerlichen Felsenveste röthete ihre lieblichen Züge. Schwarze Gestalten schossen durch die Flammen hin, wie es schien, nicht um Hab und Gut zu retten, denn daran dachte Niemand, sondern um zu jenen Felsenhöhlungen zu dringen, die tief unter dem Bette des Stromes sich ausdehnen, und dort die lebenslänglich Gefangenen von den schweren Ketten loszuschließen und sie so lange in Sicherheit zu bringen, bis ihnen der neue Kerker gebaut seyn wird. Ich war im Begriff, in einen solchen Wasserkäfig mit hinabzusteigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch den nächtlichen Graus, ein ungeheures Mauerstück stürzte in den Felsenkrater hinab, und die gedämpfte Flamme zuckte aus den Oeffnungen des schwarzen Gemäuers.

Der Stellwagen hielt; meine phantastische Maskerade war geendigt und ich sah statt der geträumten Personen meine Innsbrucker Gesellschaft bei hoch empor gehobener Laterne aus dem Wagen kriechen. Alles war Traum gewesen, bis auf die Erzählung des Ungarn von Munkaczs Brand, die ich nur ein wenig grell staffirt hatte, und das Läuten der Glocken von Hall, die aber nicht Sturm, sondern das friedlich erquickliche Ave Maria verkündeten. Obgleich meine Träumereien zu dem Folgenden in keiner Beziehung standen, so hatten sie mir doch eine angenehme Empfänglichkeit dafür mitgetheilt.

Ich stand nun im Hofe des Wirthshauses zur Krone, über mir der gestirnte Himmel, im Angesicht des weißen, schroffen Salzberges, dessen malerische Formen der eben aufgegangene Mond mit höflicher Bereitwilligkeit im schönsten Lichte zu zeigen bemüht war.

Weder die Stadt Hall, noch die großen, weiten Säle und Galerien des Salzberges, die vom Wasser ausgehöhlt werden, waren jedoch das Ziel unserer Reise. Dies fiel mir jezt erst ein, als die Gesellschaft ohne Rast mich an's Weitergehen mahnte. Wir waren nämlich auf der Wallfahrt nach Absam begriffen, zwar nicht wie ganz gute Katholiken, sondern mit der Nebenabsicht, uns an den vielen Leuten, dem Jahrmarkte und dem heitern Treiben, das stets den Kirchenfesten in dem lustigen Tyrol anhängt, weidlich zu ergötzen. Der Mondscheinabend lud zur Fußpartie ein, und die Gesellschaft war so heiter gestimmt, daß man sich mit Recht viel Vergnügen davon versprach. Wir wandelten den Weg nach Absam; der Mond beschien die Straße und „Ave Maria“ schallte von vielen Thürmen in den rings umher verbreiteten Dörfern. Wir hielten an einer Wiese, die ein Wald umsäumte. Vor uns lag ein reinliches Bauerhaus, aus dessen geöffneter Thüre die Flamme des Herdes leuchtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

Bei einer solchen Spekulation hat die Phantasie ihr freies Spiel. Was hindert den Vicomte, alle Fabriken und Arbeitshäuser mit seinen verführerischen Rollkuchen heimzusuchen? Ist es ihm verboten, mit Frühstücken feinerer Art vor der Deputirten- und Pairskammer, der Börse, dem Staatsrathe, dem Munizipalrathe, den

Digitized by Google

Gerichten, den Akademien vorzufahren, dort anzuhalten und alle daselbst versammelten Herren durch ein auserlesenes Frühstück in Stand zu setzen, die Mittagsmahlzeit, die in Paris für Manche erst am Abend beginnt, ruhig abzuwarten? Ein Omnibus restaurant vor einem öffentlichen Gebäude würde dadurch ein Zeichen werden, daß die Herrn drinnen damit umgehen, die Leute zu regieren, zu besteuern, zu unterrichten, zu strafen und wo möglich auch zu bessern. Zulezt könnte es noch dahin kommen, daß das Ausbleiben der Botherelschen Wagen als ein Merkmal allgemeiner Hungersnoth angesehen würde.

Vornehmlich aber habe ich mir vorzuwerfen, daß die beste Seite der Unternehmung, nämlich die staatswirthschaftliche, politische und sogar moralische, in dem ersten Aufsatze fast gar nicht berührt worden ist. Ein Nachtrag möchte daher in dieser Hinsicht ganz unentbehrlich erscheinen.

Vicomte Botherel hat zwar eine bedeutende Summe, man sagt eine Million, ausgelegt, um seine Universalspeiseanstalt mit den riesenhaften Kesseln, den Schlachthäusern, den Viktualienmagazinen u. s. w. zu gründen. Die Entreprise des Speisens selbst will er aber doch nicht allein auf sich nehmen; dazu ladet er fortwährend die Liebhaber in den Zeitungen ein. Auch soll sich bereits eine ziemlich große Anzahl von Personen bereit gefunden haben, ihre 750 Franken an eine Aktie zu wagen. Im Grunde ist das Wagestück auch nicht größer, als wenn sie irgend einem Staate ihr Geld leihen; denn wer bürgt ihnen dafür, daß der Staat, wenn er einmal ihr Geld hat, ihnen nicht ein Drittel streicht, oder sie mit Arrosirungsvorschlägen und dergleichen untröstlichen Dingen abfertigt? Nun hofft Vicomte Botherel es dahin zu bringen, daß alle diejenigen, welche bei seiner Anstalt eine Anstellung suchen, auch zugleich Aktienträger werden, so daß sie alle ein gleiches Interesse hätten, das Gedeihen der Anstalt zu befördern, weil dadurch zugleich ihr Gewinnst wachsen müßte. Ein weiterer Wunsch mag bei ihm noch im Hintergrunde liegen, nämlich der, daß auch die Abonnenten seiner Speiseanstalt Aktionärs werden; denn es scheint doch einmal sein Hauptziel zu seyn, Speisende und Gespeiste, oder noch zu Speisende, mit einem gemeinschaftlichen Band zu umschlingen, und vom Gesichtspunkte seiner Universalspeiseanstalt aus alle als Brüder betrachten zu können. Das wäre denn eine Association, gegen welche die Doctrinärs nichts vermöchten, und ein neuer Triumph des Grundsatzes der Gleichheit. Ein Associé würde den andern bedienen, und wer sich ein Rebhuhn und eine Flasche Bordeauxwein aus dem Küchenwagen heraufkommen ließe, würde sich nicht höher dünken können, als derjenige, der sie ihm heraufbrächte, und sollte er es sich einfallen lassen, ihn wegen schlechter Bedienung zu schelten, so brauchte der Associé-Kellner ja nur seine Aktie aus der Tasche zu ziehen, um den zu Bedienenden auf das gleiche Niveau mit sich selbst zu stellen und den Scheltenden zum Verstummen zu bringen.

Diese Verknüpfung der Interessen der Subalternen mit dem Wohl und Weh der Unternehmung ist ein politisches Meisterstück. Wie sollten die hundert Kellner, Köche und Küchenjungen, die Dutzende von Kutschern und Stallknechten, die zahlreichen Inspektoren und Comptoirdiener, und vielleicht noch ein Halbhundert anderer, dabei beschäftigter Leute beiderlei Geschlechts in Zucht und Ordnung gehalten werden, wenn nicht ein stärkeres Band als das der Unterthänigkeit sie an das Oberhaupt kettete! Die Omnibus restaurans werden ein Vorbild für die Regenten werden, welche noch nicht die Kunst besitzen, das Privatwohl ihrer Untergebenen mit dem allgemeinen Wohle zu vereinigen.

Aber Fournier, der seine Phalanstères noch nicht hat in Gang bringen können, wird sich gewiß grämen, wenn er sieht, daß eine Association wegen Essen und Trinken zu Stande kommt, und daß eben die Menschen, welche es verschmäht haben, sich zum Beisammenwohnen zu gemeinschaftlicher Arbeit und Erholung zu vereinigen, auf den Ruf eines Speiseunternehmers sogleich brüderlich sich die Hände reichen, spekuliren und Aktien nehmen. Andernseits könnte ihm aber der Triumph der Omnibus restaurans auch wieder neuen Muth einflößen; denn wenn die Leute so leicht ihre Kapitalien zusammenschießen, um einander zu speisen, oder um gespeist und getränkt zu werden, so können sie ja auch wohl einmal dazu kommen, ein Phalanstère zu bauen, um zusammen zu arbeiten, zu musiciren, zu politisiren und Geld zu gewinnen.

Mancher durch Vicomte Botherel mit Speise versorgte Associé stellt vielleicht während seiner Aktienmahlzeit nützliche Betrachtungen über den Vortheil der Associationen an und nimmt nach aufgehobener Tafel auch eine Aktie auf das erste zu errichtende Phalanstère, zumal in einer solchen Anstalt weder Polizei noch Soldaten, weder Jesuiten noch Prokuratoren gehalten werden sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, November.

Provençalische Herbsttage. Wachteljagd. Das Meer.

Dieser südliche Himmel ist doch auch nicht ewig blau, wie die Dichter des Landes sagen. Diese schöne Erde hat ihre Boreaswochen, und gerade jezt sehne ich mich nach dem deutschen Ofen. Wenn Sie heute nach dem Olivenlande

Digitized by Google

der Provence entrückt würden, was wäre wohl Ihr Urtheil über das so gepriesene Klima des südlichen Frankreichs? Gewiß, Sie würden sich wieder hinauf nach Ihren entblätterten Weinbergen und dem geheizten Zimmer wünschen; Sie würden unter unsern grünen und noch ziemlich blätterreichen Platanen keinen Schutz finden gegen das Eiswehen des Mistrals, dieser nordischen Hexe, an deren winterlichen Küssen der Erde letztes Jugendgrün erstirbt. Indessen dauert dieser kalte Mistral, der uns seit Mitte Oktobers heimsucht, doch auch nicht immer, und es wechseln mit ihm gar liebliche Herbsttage. Da eilt denn der Provençale nach der Kammer, holt Flinte und Jagdtasche und stürmt hinaus über Fels und Thal unter dem Gebelle der beaugefleckten Hunde. Aber wo will er denn hin? da sind ja weder Wälder, noch Sträucher. Hat Ihnen noch Niemand von den Wachtelsjagden in der Provence erzählt, diesem volksthümlichen Vergnügen, das dem Marseiller über Alles geht? An dem felsigten Meeresufer, bei dem grünen Schloß, bei der Rolandsgrotte, auf den Bergen ohnweit des Chateau Borély sieht man jezt täglich, noch ehe der Morgen graut, die Schaaren unserer Waidmänner mit der Büchse streifen. Hirsche und wilde Eber gibt es in dieser kahlen Gegend nicht. Hasen zeigen sich nur selten, dafür gibt es Rebhühner und wohlschmeckende Seevögel in Menge; das Rothhuhn wird häufig geschossen, und die Schaaren der Wachteln erinnern an jene, welche den Kindern Israel in der Wüste so wohl zu statten kamen. Die Art, diese Wachtelschwärme herbeizulocken, ist seltsam, bringt aber den Jägern wenig Ehre. Da es bei uns gar viele reiche Jagdliebhaber gibt, deren Glieder zu zart sind zum Klettern, oder denen das Podagra keine große Bewegung mehr gestattet, so hat man für diese eine recht bequeme Art zu jagen erfunden. Auf den Besitzungen jener vernehmen Jagd- oder vielmehr Knalliebhaber werden Lockvögel auf die Erde gestellt. Arme Wachteln, in Käfigen verschlossen oder ledig herumhüpfend mit beschnittenen Flügeln, bisweilen sogar des Augenlichtes beraubt, sind bestimmt, ihre Brüder in's Verderben zu locken. Gewöhnlich läßt man jene zuvor ein paar Tage hungern und streut ihnen dann Hanfkörner auf den Boden, welche sie unter fröhlichem Pickperick verzehren. Ihre Brüder in der Freiheit wissen die Stimmen beim Fressen von den gewöhnlichen Lauten zu unterscheiden, und kommen Abends, da sie jezt keine Feigen und Hanfkörner mehr finden, in Schaaren herbeigeflogen, um in der Küche der Brüder sich zu Gast zu laden. Wenn sie nun aber bei Tagesanbruch sich wieder erheben wollen, da sehen die armen, getäuschten Thiere zu spät die Netze, die über ihre Häupter gezogen sind. Solche große Netze sind sehr theuer; man bezahlt sie bis zu fünfzehn und zwanzig Louisd'or; dennoch gibt es hier Jagdliebhaber, die deren fünf und sechs besitzen. Sind nun die Wachteln in dem Raum der ausgespannten Netze eingesperrt, so beginnt ein greuliches Morden; die armen Vögel flattern vergebens von einem Ende zum andern, und fallen endlich alle unter den Schüssen ihrer Verfolger; denn bei solchen Schwärmen verfehlt selbst eine auf Gerathewohl abgedrückte Ladung nur selten ihr Ziel. Dieses Wachtelschießen war die Lieblingsleidenschaft des alten Königs von Spanien, Karls IV., der während Napoleons Herrschaft zu Marseille als halber Gefangener lebte. Diesen entthronten Herrscher, dessen Herzensgüte noch heute unter dem Volke im Andenken ist, sah man alle Herbsttage nach seinem Landhause zur Jagd fahren. Wer nicht so viel Geld für ein Netz ausgeben und noch weniger die Füße auf den rauhen Felsenpfaden wund treten will, eilt, in den lezten, scheidenden Sonnentagen noch die Luft auf dem Land zu athmen, wo das südliche Kugelspiel und die dem Norden entlehnten Ruischberge und Hahnenkämpfe den ergötzlichsten Zeitvertreib gewähren. Häufig werden Wasserfahrten angestellt, und an den Festtagen sieht man unzählige Bürgerfamilien in grünen, mit bunten Leinwanddächern und dreifarbigen Fahnen gezierten Gondeln in den Golf hinausfahren zu einem Besuche nach dem Château vert oder nach dem drei Stunden entfernten Städchen Cassis, wo man den besten weißen Wein des Südens trinkt, oder nur nach der nahegelegenen Reserve, wo einen die sogenannte Bouillie-bea erwartet, ein köstliches Gericht, das aus ganz frisch gesottenen Seefischen besteht und bei dem Marseiller so beliebt ist, als die Maccaroni beim Neapolitaner. Wenn auch das Wetter sich bei der Heimfahrt ein Bischen trübt, so kümmert das unsere Marseiller wenig; sie haben ihr Meer von Jugend auf lieb, wie der Schweizer seine Berge, und selbst die Frauen zeigen selten Furcht vor dem tückischen Elemente; ihre Rosenwangen erbleichen kaum da, wo unsere deutschen Damen in Ohnmacht fallen würden. Dennoch gibt es nichts Meerätherischeres, als dieses geliebte und herrliche Meer, und wie viele Familien haben jährlich theure Glieder zu beweinen, die in der salzigen Fluth den Tod fanden! Ein Sturm an dieser Küste hat für die auf dem Gewässer treibenden Gondeln, wenn solche weit von dem Hafen entfernt sind, immer etwas Gefährliches, denn das Ufer ist unwirthbar, und die Felsen, die fast überall senkrecht aus dem Meere ragen, sind nicht zu ersteigen; nur in der Nähe der Stadt gibt es einige Stellen, wo der Strand niedrig ist. Wenn daher ein Orkan heraufzieht, flüchten sich alle Gondeln nach dem Hafen, und die größern Schiffe vermeiden, so viel als möglich, sich der Bucht zu nähern. Da sieht man den sonst von unzähligen Gondeln, Fischerbooten und Kauffahrteifahrern belebten Golf ganz einsam, und das schöne Meer ist eine öde Wasserwüste geworden. Schubert bemerkt in seiner Reise durch das südliche Frankreich, daß ein Freund von Seestürmen dieses Schauspiel besonders in Marseille genießen könne. Die Bemerkung des deutschen Gelehrten ist richtig, nur darf man sich unsere Seestürme nicht in der furchtbaren Erhabenheit wie auf dem Ocean vorstellen. In Marseille hat man Jahre erlebt, wo der Hauptanführer unserer Wellen, der kalte, furchtbare Mistral, zweihundert Tage des Jahres, also über die Hälfte desselben, in kurzen Unterbrechungen forttobte; seine Erscheinung ist immer mit Schiffbrüchen, Krankheit und Unglücksfällen begleitet. Dennoch sah ich hier junge Leute, die, an diesen unheimlichen Gast gewöhnt, ihre Verwegenheit so weit trieben, sich selbst bei später Herbstzeit während des Mistrals zu baden. Delphine und Thunfische fliehen, von dem Toben ihres Elements erschreckt, auf den Grund des Meeres, und der Seeadler birgt sich hinter seine Felsen; aber jene jungen Wagehälse lachen der stürmenden Natur, und es gewährt ihnen eine eigene Lust, mit Wind und Wellen zu ringen. Den Marseillern scheint das Schwimmen angeboren; Kinder von sechs Jahren sieht man am Hafen sich gegenseitig in das Meer stoßen, sich kopfüber von den Schiffen herab in das Wasser stürzen und lange Strecken unter demselben fortschwimmen. Die Mütter sehen diesem Treiben ganz gleichgültig zu; sie wehren den Kleinen nicht und haben keine Angst, wenn diese oft minutenlang nicht mehr auf der Fläche erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 47.

Mittwoch, 10. December 1834.

[717]

Festkalender in Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich,

von

Fr. Gr. v. Pocci, Guido Görres,

und ihren Freunden.

Unter diesem Titel wird in einer Reihe von Heften ein Lieder- und Bilderbuch erscheinen, das zunächst für Kinder bestimmt ist und dann für alle jene, denen das nicht mißfällt, was Kindern gefällt. Sein Hauptinhalt wird geschichtlicher Natur seyn, und namentlich soll es manche weniger bekannte Erinnerung an schöne oder denkwürdige Thaten in's Gedächtniß zurückrufen und überall die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen. Belehrung, Aufmunterung und Unterhaltung sollen darin mannichfach abwechseln und die Darstellung so seyn, daß sie weder für die Kleinen zu hoch, noch für die Großen zu niedrig erscheint. Jedes einzelne Bild mit seinem Liede wird in der Regel als fliegendes Blatt ein Ganzes für sich bilden; alle einzelnen Blätter aber werden sich wieder unter der Form eines Kalenders zu einem größeren Ganzen zusammenreihen. Dieser Kalender hat zwei Abtheilungen, so daß jedes Heft in der Regel drei geistliche Bilder und Lieder und drei weltliche enthalten wird, nebst zwei jedesmal wechselnden Umschlagbildern mit einem darauf bezüglichen Liede.

Die geistliche Abtheilung wird nach und nach als festbestimmten Inhalt die Kirchenfeste und Tage der großen Heiligen mit einer gewissen Vollständigkeit darstellen. Daneben werden einzelne Theile des Gottesdienstes, feierliche kirchliche Handlungen, alte und neue fromme Sprüche, große Ereignisse der Kirchengeschichte, schöne alte Legenden über die Stiftung mildthätiger und gottgeweihter Anstalten abwechselnd dargestellt erscheinen.

Der weltliche Theil wird in freier Wahl aus dem unerschöpflichen Reichthume der Geschichte und des Lebens seine Gegenstände nehmen. Die Erinnerung an große Männer und große Tage soll darin geweckt werden. Löbliche alte Gebräuche, besondere Merkwürdigkeiten, sinnreiche Sagen vergangener Zeiten und heilsame Lehren für die Gegenwart werden darin ihre Aufnahme finden. Auch der Scherz ist nicht daraus ausgeschlossen, besonders wenn er hinter seinem bunten Kleide und lachenden Gesichte einen tiefen Ernst verbirgt. Ueberhaupt soll in der Wahl des Stoffes die größte Freiheit herrschen und nichts ausgeschlossen seyn, was heilig, gut und schön ist.

Was übrigens die Form betrifft, so soll die poetische, wenn auch vorherrschend, doch nicht die alleinige seyn und bei schicklicher Gelegenheit mit Prosa abwechseln, sowie wir auch, wenn sich ein schönes altes vergessenes Lied findet, es lieber geben werden, als ein schlechtes neues. Auch die Bilder sollen nicht immer neue Compositionen seyn; ist es irgend möglich, so werden sie mit denen alter Meister, wie Dürer und anderer, abwechseln, damit so das vergrabene Schöne der alten Zeit wieder in's Leben und in einen größeren Kreis treten möge. Vielleicht wird auch einzelnen Liedern eine passende musikalische Begleitung beigegeben werden.

Dies ist der Zweck dieser Bilder und Lieder, und Jeder, der zu seiner Erfüllung beitragen will, ist mit dazu eingeladen. Unter unseren hiesigen Freunden haben wir uns besonders der Mitwirkung der Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde, deren Zweck es ist, das Schöne und Große unserer Vorzeit zu erhalten, und was darin lebendig ist, dem Leben wieder zu geben, zu erfreuen.

In manchen Schulen ist der Gebrauch eingeführt, den Schülern zur Aufmunterung und Belohnung ihres Fleißes und guten Betragens sogenannte Fleißbillete zu ertheilen. Die hier gebotenen Blätter oder ähnliche der Art möchten vielleicht nicht unpassend ihre Stelle vertreten, indem es uns immer, wenn nicht schädlich, doch zum mindesten überflüssig geschienen, den Kindern ihr Lob, dessen sie schon von selbst gedenken, schriftlich mit nach Hause zu geben. Es schien uns zweckmäßiger, statt ihre kleinen Tugenden zu loben, ihnen Muster von größeren vor Augen zu stellen, indem sie so zugleich ein Andenken an ihre Schulzeit erhielten, das ihnen auch später noch lieb und nützlich seyn könnte. Diese Betrachtung empfehlen wir Allen, denen die Erziehung anvertraut ist, geistlich und weltlich, zur Beherzigung.

Uebrigens aber machen, was kaum zu sagen nöthig ist, weder die Bilder noch die Lieder Ansprüche auf künstlerischen Werth und protestiren gegen jede akademische Kritik. Sie sind die leicht hingeworfenen Eingebungen des Augenblickes, die Jedem in guter Absicht geboten werden. Es sind Feldblumen und Waldvogelgesänge; wer Lust hat, höre im Vorübergehen zu, wer nicht, der gehe weiter, wir wollen ihn nicht im Geringsten aufhalten.

Franz Graf v. Pocci.
Guido Görres.

Der Preis eines Heftes von 6 Blatt mit einem Umschlag ist beispiellos wohlfeil und nur auf 12 kr. gesezt worden. Das erste und zweite Heft ist bereits erschienen und enthält: „Das Dreikönigslied, der Palmsonntag, die Passion, das Osterlied, eine Frage, Herzog Christoph's Stein und das Lied vom Himmelsgarten, Christi Himmelfahrt mit Melodie, Pfingsten, Frohnleichnam mit Melodie, die Befreiung Wiens, die Fuggerei, Albrecht Dürer und das Brüderlein.“ Das dritte Heft, welches so eben die Presse verläßt, enthält: 1) Ave Maria. 2) St. Thomas. 3) St. Ludwig. 4) Hirtenlied. 5) Wittelsbach. 6) Prinz Eugenius. 7) Hans Dollinger. — Exemplare sind in jeder soliden Buchhandlung vorräthig.

Die Herausgeber sind gesonnen, vorderhand 10 solche Hefte erscheinen zu lassen; jedes Heft wird bei der Ablieferung bezahlt.

Für die k. k. östreichischen Staaten hat den Debit die Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung in Wien übernommen.

München, den 16. November 1834.

Literarisch-artistische Anstalt.

Digitized by Google

[712] Im Bureau der Theaterzeitung zu Wien, Wollzeile Nro. 780, und bei Gerold, Schaumburg, Tendler, Wallishauser, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dürnböck, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

8. Wien. 1835. Preis 40 kr. CM.

Herr M. G. Saphir ist nach Wien wieder zurückgekehrt, und hat sich mit der Redaktion der Theaterzeitung dauernd verbunden. Außer sehr werthvollen Spenden für diese Zeitschrift, der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Pieçen für eine, von ihm veranstaltete Akademie für die durch Brand verunglückten Bewohner von Wiener-Neustadt, welche von den ersten Künstlern des Wiener Hofburgtheaters, von den Herren Korn, Löwe, Fichtner, Wathe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildauer vorgetragen und dargestellt wurden und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung: „Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr," welche Herr Saphir selbst zur Vorlesung wählte, und die sammt einer witzigen Beurtheilung, von ihm selbst geschrieben, für diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten, und diejenigen, die ihr nicht beiwohnten, den Hauptinhalt des Ganzen ausmachen.

Alle Kunstrichter Wiens sind darüber einig, daß Saphir's Vorlesung zu den geistvollsten Arbeiten in neuester Zeit gehöre, und daß die ganze Sammlung den Beifall des deutschen Publikums in hohem Grade verdiene.

Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands.

---

[638] So eben ist erschienen und versendet worden:

Die echten Chinarinden,

ein Beitrag zur genauern Kenntniß dieser wichtigen Arzneimittel,

von

Dr. F. L. Winckler.

gr. 8. Geheftet 12 gGr. oder 54 kr.

Den Besitzern des Lehrbuchs der pharmaceutischen Chemie und Pharmacognosie des Verfassers dient zur Nachricht, daß die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welcher obige Abhandlung und die Abhandlung über die China-Präparate umfaßt, längstens in einigen Monaten ebenfalls ausgegeben wird.

Darmstadt, den 12. Oktober 1834.

Karl Wilhelm Leske.

---

[679] So eben ist in der Hayser'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Lelia.

Nach dem Französischen des Georg Sand,

von

Adolph Braun.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Zur Empfehlung dieses Romans bemerken wir nur, daß das Original in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte.

---

[615] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Politisches Leben

des Fürsten

C. M. v. Talleyrand.

Von

Alexander Sallé.

Aus dem Französischen

von

J. Sporschil.

gr. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

---

[591] In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Dupuytren's

klinisch-chirurgische Vorträge,

gesammelt und herausgegeben von einem ärztlichen Verein, für Deutschland bearbeitet von Dr. Emil Bech und Dr. Rudolph Leonhardi.

2ter Band, 1ste Abtheilung in gr. 8. Preis 1 Thlr.

Es erfolgt als Schluß des Ganzen noch eine Abtheilung dieses herrlichen Werkes, welches kein mit der Zeit fortschreitender wissenschaftlich gebildeter Chirurg entbehren kann. Der erste Band kostet 2½ Thlr.

Pfennig-Encyklopädie

der

ANATOMIE

oder

bildliche Darstellung der gesammten menschlichen Anatomie, von Dr. Th. Richter.

5te Lieferung. in 4. mit 4 Kupfern. Preis 7 Gr.

Dieses schöne Werk findet den allgemeinsten und ungetheiltesten Beifall; wir empfehlen es der Aufmerksamkeit aller Chirurgen und Aerzte.

IDEEN-MAGAZIN

für

Architekten, Künstler und Handwerker, die mit der Baukunst und ihren Einzelnheiten zu thun haben, als Maurer, Zimmerleute etc., wie auch für Bauherrn und Gartenbesitzer; eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen zu Gebäuden aller Art und Bestimmung, mit ihren Theilen und Grundrissen, als: zu Stadt-, Land-, Gewächs- und Badehäusern, Tempeln, Capellen, Cabinetten, Balcons, Ballustraden etc. Herausgegeben von Prof. J. G. Grohmann. Neue vermehrte Auflage. 1r Band, 11s Heft, zu 6 Blättern in gr. 8. Preis 8 Gr.

Dieses so herrliche, so zweckdienliche Werk erfreut sich des ungetheiltesten Beifalls, und wir bitten alle die, denen es trotz seiner grossen Verbreitung noch unbekannt geblieben seyn sollte, sich dasselbe in der nächsten Buchhandlung zur Ansicht vorlegen zu

Digitized by Google

lassen, indem man nur durch die Ansicht die Ueberzeugung von dessen grosser Nützlichkeit und fast unglaublicher Wohlfeilheit, da es die schönsten Kupferstiche enthält, erhalten kann.

DER TAPEZIRER,

oder Drappirungen von ganzen Zimmern, Plafonds, einzelnen Wänden, Fenstern, Betten etc. Von F. W. Merker. 4s Heft. 6 Blätter in gr. 4. broch. Preis 8 Gr.

Dieses Werkchen wird sowohl Tapezirern von Metier, als auch Hausfrauen, welche ihre Gardinen selbst stecken, sehr willkommen seyn, indem es die geschmackvollsten Muster in deutlichen Zeichnungen darbietet.

---

[705] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung historischer

Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Frhr. v. Freiberg,

Vorstand des Königlichen Archivs.

Vierter Band. Erstes Heft. Preis 1 fl. 48 kr.

Inhalt: Briefe Kurfürst Max Emanuels aus dem Jahre 1714. Briefe Herzog Maximilians, welche er theils als Knabe, theils während seines Aufenthaltes auf der hohen Schule zu Ingolstadt an seine Eltern schrieb, nebst einem Anhange von Briefen seiner Lehrer und einem Sonnette Torq. Tasso's.

Stuttgart und Tübingen, im November 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[689] Geschichte

der

französischen Revolution

von 1789—1815.

Von Dr. Ed. Burckhardt.

3 Bde. 1 Rthlr.

---

[677] **Literarische Anzeige.**

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sydow, Friedr. von, Waldemar oder der Sturm von Villarosa. Trauerspiel in 5 Acten, nach einer Sage aus Theodor Körner's Nachlaß bearbeitet. 8. Sauber brochirt. 12 gGr.

Leipzig, im November 1834.

Fischer und Fuchs.

---

[691] **Neue Bücher,**

welche im Verlage von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Boyen, H. v. (Kriegs-Minister a. D.), Erinnerungen aus dem Leben des Königl. Preuß. General-Lieutenants Freiherrn von Günther. 8. geh. ½ Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Generals von Seydlitz. Mit Seydlitz's Bildnisse. 8. geh. 1⅙ Thlr.

Gans, Ed., vermischte Schriften juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bände. gr. 12. geh. 2⅔ Thlr.

Nachrichten, biographische und literarische, von den in Berlin lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Herausgegeben von Karl Büchner. Erstes Heft. gr. 8. ½ Thlr.

---

[674] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Oesterreich wie es ist.

Gemälde von

Hans Normann.

2 Bde. 8. Leipzig bei Vetter und Rostosky. Preis geh. 2⅚ Thlr. oder 3 fl. 6 kr.

Der Verfasser, ein ausgewanderter Oesterreicher, der die inneren Verhältnisse seines Vaterlandes genau kennt und freimüthig würdigt, gibt in dieser höchst interessanten Schrift ein treues Gemälde dieses merkwürdigen Staates und Aufschlüsse über die noch immer im Auslande verkannte Lage der Provinzen, die Volksbildung, öffentliche Meinung und statistischen Verhältnisse, welche bisher geheim gehalten wurden. Anziehende Darstellung und gewandter Styl, verbunden mit der stets hervortretenden interessanten Subjectivität des Verfassers, kühner Humor und edles Gefühl sind die Merkmale dieser außerordentlichen Erscheinung.

---

[627] **Knigge's**

classisches Werk über den Umgang mit Menschen,

Elfte Ausgabe. Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von Wilmsen. 4 Bände. 8. Hannover bei Hahn. 2⅔ Rthlr.

ist allen denjenigen, welche in's praktische Leben treten, oder eines treuen Führers in den verwickelten Verhältnissen der Welt bedürfen und die unumgänglich nöthige Menschenkenntniß zu erwerben oder zu erweitern wünschen, um so mehr zu empfehlen, da auch in dem vierten Bande über Weltton und Weltsitte von Wilmsen eine treffliche Anleitung zum äußeren Benehmen und zur Beobachtung der geselligen Formen und Höflichkeitsregeln enthalten ist. — Zum Geschenk für die reifere Jugend ist daher dieses noch immer unübertroffene Werk besonders geeignet.

---

[722] **Das Pfennig-Magazin**

ist seit Kurzem in den Verlag der unterzeichneten Buchhandlung übergegangen, welche hiemit zur Pränumeration auf das neue, im November begonnene Quartal (Preis 12 Gr.) einladet. Bestellungen auf dasselbe, sowie die frühern Numern, welche fortwährend in guten Abdrücken zu erhalten sind, werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Das eifrige Bestreben der Verlagshandlung wird dahin gerichtet seyn, dem Pfennig-Magazin den bisherigen Beifall zu sichern; über den zu befolgenden Plan hat sich die Redaction im Vorwort zu Nr. 79 ausgesprochen. Durch das dem Pfennig-Magazin beigefügte Intelligenzblatt werden Ankündigungen

Digitized by Google

aller Art zur Kenntniß des gesammten deutschen Publikums gebracht.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[728] Im Verlage der Math. Rieger'schen Buchhandlung (J. P. Himmer) in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Louisen's
Morgen- und Abendfeier.
Ein Erbauungsbuch
für die
erwachsenen Töchter und für Frauen gebildeter Stände.
Vom Verfasser
der Glocke der Andacht.

8. 14 Bogen, Velinpapier, mit einem prachtvollen Stahlstich als Titelkupfer (Glaube, Liebe, Hoffnung).

1 fl. 21 kr. oder 21 gGr. 26½ Sgr.

Gebunden im eleganten Wiener-Saffianband, gepreßte Decke mit Goldschnitt (braun oder roth) 3 fl. 9 kr. oder 1 Rthlr. 21 gGr. oder 1 Rthlr. 26½ Sgr.

Den religiös gesinnten, fromm betenden Töchtern und Frauen gebildeter Stände widmet hier der Verfasser der „Glocke der Andacht" einen Kranz von Stunden der Weihe und Gotterhebung, der wohlthätig abwechselt mit Gesängen und Prosa in einer blühenden, edelgebildeten, würdevollen Sprache. Diese, vorzugsweise für das zarte weibliche Gemüth bestimmte Erbauungsschrift soll besonders das tiefinnig lebende Frauenherz berühren und beschäftigen: denn im Herzen wohnt wie die Liebe, so der Glaube und die Hoffnung, und diese tiefer und unerschütterlicher nirgends, als im Gemüthe der Frauen. Jeder neue Morgen schlägt ein neues Blatt im Buche der ewigen Liebe auf; jeder Abend verkündet der kommenden Nacht das Losungswort der heiligen Vorsehung. Warum sollte nicht mit jedem Morgen und Abend eine neue Empfindung betend oder dankend in uns lebendig werden oder sprechen können? — Im Raume der Häuslichkeit, im großen, allgemeinen Tempel des Ewigen, bei der Trauung, beim Feste der Freude, vor der Bahre, am Grabe eines geliebten Wesens soll diese „betende Louise" nicht fehlen. Sie wird Ausdruck der Wonne und den Thränen Ausdruck heiliger Empfindung geben und sie nach Oben leiten, nach dem lieben Vaterlande des ewig Schönen und Guten. — Es eignet sich wohl nicht leichter ein prachtvoll ausgestattetes Erbauungsbuch zu eleganten Braut- und Weihnachts-Geschenken, als diese zum ersten Mal erscheinende, der frommen christlichen Frauenwelt so empfehlenswerthe Morgen- und Abendfeier.

---

[731] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Struensee, oder die Königin und der Günstling.

Nach dem Französischen der Herren Fournier und Arnould. 2 Theile, mit Titelkupfer. 8. Ilmenau, bei Voigt. 3 fl. 36 kr.

Diese ganz vorzügliche Unterhaltungsschrift, die nicht nur als solche, sondern auch als höchst anziehende historische Lektüre das größte Interesse gewährt, hat in Frankreich in wenigen Monaten 4 neue Auflagen erlebt, ein Beifall, der ihr auch in Deutschland, sobald sie nur erst ihrem ganzen Werthe nach bekannter seyn wird, ebenfalls nicht entgehen kann.

---

[710] Bei Perthes und Besser in Hamburg ist erschienen:

Averdieck, G. F., das Handlungs-Comtoir in Hamburg nach vereinfachten Grundsätzen, dargestellt in einem Jahrgange der Correspondenz und der Bücher einer Handlung. 2 Bände. gr. 8. 4 Rthlr. 6 gGr.

Becher, C. C., Mexiko in den ereignißvollen Jahren 1832 und 1833, und die Reise hin und zurück. Mit Kupfer und Karten. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 16 gGr.

Dunckel, D. W. (königl. schwedischer Hofprediger), Predigten. 1r Bd. 8. 1 Rthlr.

Evers, N. J. C., Gesangbuch zum Schul- und häuslichen Gebrauche für die Jugend, insbesondere in Hamburg. 3te Aufl. 8. 21 gGr.

Hetsch, G. F., Vorlegeblätter für Handwerker. 4tes, 5tes und 6tes Heft, gr. Folio, jedes Heft 1 Rthlr. 12 gGr.

Gallois, G., Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen in's Französische. 8. cart. 20 gGr.

Hahn, Dr. S., über den Ursprung und den Werth der Homöopathie. gr. 8. geh. 8 gGr.

John, J., das Gebet des Herrn, erläutert in neun Predigten. 2te Aufl. gr. 8. 12 gGr.

Magazin der ausländischen Literatur der gesammten Heilkunde und Arbeiten des ärztlichen Vereins in Hamburg. Herausgegeben von Dr. G. G. Gerson und Dr. N. H. Julius. Jahrg. 1834. 6 Hefte. gr. 8. geh. 6 Rthlr.

Monatschrift, hamburgische, für Politik und Handel. Herausgegeben von Dr. C. W. Asher. I. Jahrg. 1834. 12 Hefte. 8 Rthlr.

Plan, neuester, von Hamburg. gr. Folio. 18 gGr.

Schubert, F. T., Traité d'astronomie théorique. 3 tomes gr. 4. Nouvelle édition. Feuilles 178 avec gravures. Autrefois prix 12 Rthlr., à présent 8 Rthlr.

— — populäre Astronomie, 3 Theile. gr. 8. Neue Ausgabe. 72 Bogen mit Kupfern. Früherer Preis 8 Rthlr., jetzt 5 Rthlr. 8 gGr.

Sinuett, E. W. P., the family drama. A selection from the best english plays, adapted for family Reading. 12mo. 20 gGr.

Sprüche Salomo's, auf's Neue aus dem Hebräischen übersetzt von J. H. Lust. gr. 8. geh. 14 gGr.

Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen National-Literatur nebst zahlreichen Schriftproben. Ein Lehr- und Lesebuch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht, sowie für gebildete Leser überhaupt. 1r Bd. gr. 8. 2 Rthlr.

Wedekind, A. C., Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 7tes Heft. gr. 8. 16 gGr. Desselben 9tes Heft mit Nekrologium des Klosters St. Michaelis in Lüneburg. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gGr.

Zu einem passenden Weihnachtsgeschenk eignet sich:

Musterblätter für Freundinnen der eleganten Stickerei. 3tes Heft für 1835. Quersollo, geh. 3 Rthlr.

Obige Bücher können in München durch die literarisch-artistische Anstalt bezogen werden.

---

[721] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Die Innungen und die Gewerbefreiheit in ihren Beziehungen auf den Handwerksstand und Vorschläge zum Frieden mit Beiden. ⅓ Thlr.

Ein bedeutungsvolles und allgemein beherzigenswerthes Wort! —

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. December 1834.

— Wie groß seyd ihr! wer gibt mir der schönsten
Sprosse genug, daß ich geh' und Lorbeerwälder euch pflanze!

Klopstock.

Gruss.

Euch grüß' ich, die Ihr um der Schönheit Sterne
Am glüh'nden Morgenhimmel kühn gefreit,
Die, troz des Ortes und der Zeiten Ferne,
Die schönsten für die Westflur uns befreit;
Zu Euch hinwandle, daß erkennen lerne
Der Suchende des Orients bräutlich Kleid;
In Eurem Spiegel glüh'n der Ostwelt Flammen —
Ein heil'ger Brennpunkt — treuvermählt zusammen.

Seit Herder Du, die Friedenspalme tragend,
Zum Jordan Dich, zum Ganges hingewandt,
Seit Deinem klaren Forscherauge tagend
Der Lieder schönste helles Licht gesandt:
Wie Mancher zog, voll warmen Eifers fragend,
In Lieb' und Lust zum fernen Morgenland,
Und sucht' und fand die vorgeahnten Blüthen,
Die dort so reich in duft'ger Füll' erglühten! —

Du, Jussuf, zogst mit mächt'gem Zauberhammer
Vor manches strengbewachte Prunkgemach;
Du horchtest an der stillen Hochzeitkammer
Der Liebenden, sahst schlummernd sie und wach;
Dir zeigte sich Ferhad in seinem Jammer,
Schirin im Königssaal, am Wiesenbach;
Ja, Wamik selbst und Asra zu belauschen,
Gelang dir jüngst bei der Kithara Rauschen.

Und Du, der einst mit kühnem Unterfangen
Ein Kämpe auf der Mitwelt schwankes Brett
In guter Wehr Dich stelltest, bis erklangen
Die Saiten im geharnischten Sonett:
Wie zart und voll im Bangen und Erlangen
Singst Du mit jenen Sängern um die Wett',
O Freimund Reimar, die auf Moschuspfaden
Uns zum Genuß der reichsten Wonnen laden!

Wie fügt sich Dir in tausend Melodien
Der Muttersprache faltiges Gewand!
Ein Mantelwurf der reinsten Harmonien
Hat Deine Herrschaft willig sie erkannt;
Wo Du erfassend nahst, sie kann nicht fliehen — —
Und Du, den ich im fernen Kasan fand,
Ein rüst'ger Erdmann, führst mit ihrem Trosse
Die heim'sche Schöne von des Herrschers Schlosse.

Was Ihr auch gabt des Guten und des Schönen
Und was uns spenden mag die jüng're Schaar,
Die, huldigend des Orients Sangestönen,
Den Dienst verwaltet an dem Weihaltar:

Digitized by Google

Laßt uns dem weisen Liebling der Kamönen,
Dem spät der Ost noch Lust und Labung war,
Ein innig Hoch bei Cymbelklang und Flöten
Aus tiefster Brust darbringen — Wolfgang
Goethen! —

Und gönnet, daß der Jüngst' in Eurem Kreise,
Der, von der Memnonssäule Wunderklang
Durchzittert, gländ'gen Muths zur Pilgerreise
Sich rüstend im erwachten Jugenddrang,
Nicht buhlend mit der Ostwelt Sangesweise,
Natur und Volk mit glüh'nder Lied' umschlang,
Vor'm Gangeswellenbad, der Wallfahrt Ende,
Euch Gruß und Dank zur theuren Heimath sende.

Berlin, im Oktober 1833.

Heinrich Stieglitz.

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Laßt uns bei dieser Hütte nicht theilnahmlos vorübergehen," sprach Einer aus der Gesellschaft; „wir wollen hier dem trüben Andenken eines vaterländischen Künstlers einige gemüthvolle Augenblicke weihen. Sein schreckliches Schicksal wird nie aufhören, uns räthselhaft zu bleiben, denn jedes dahinrollende Jahrhundert zieht neue Lavarinden über das Leben Einzelner, und es ist Pflicht, sich ihrer zu erinnern, damit sie nicht ganz dahinschwinden." Meine Freunde sahen sich ernst und stillschweigend an; keine Neugier malte sich in ihren Blicken; man entdeckte sogleich, nichts Neues erwartete sie hier, sondern es galt nur, eine bekannte Rührung aufzufrischen. Man brachte eine Bank aus der Hütte und stellte sie unter einen mächtigen Nußbaum, dessen Zweige Nacht verbreiteten und den lichten Wiesenteppich mit stets wechselnden Arabesken verzierten, die ganz von der Laune des Windes abhingen. Auch die Bank, worin eine runde kleine Oeffnung sichtbar war, wurde von der Gesellschaft, ehe sie sich darauf sezte, mit stummer Theilnahme ein Weilchen betrachtet. Ich lehnte, in mich gekehrt, an dem Stamm des Nußbaums. Sey es, daß man mich von Allem unterrichtet wähnte, oder wollte man einen überraschenden Eindruck auf mich wirken lassen, Niemand nahm sich die Mühe, ein Wort an mich zu richten. Ich bemerkte noch, daß ein junger Mensch sich mit schnellen Schritten von uns entfernte und sich bald in den nahen Wald verlor; er war in einen Mantel gehüllt. Dann schloß ich die Augen, um mich durch nichts stören zu lassen. „Gibts hier Wunder," sagte ich zu mir selbst, „so mögen sie kommen, sie finden ein offenes, empfängliches Gemüth zu dieser Stunde!"

Bald hörte man eine Geige aus dem Walde. „O göttlich!" — „Eduard!" — „Sie ist ächt!" schallte es aus verhüllenden Shawls und Capoten, von einem herrischen St! unterbrochen. Ich horchte hoch auf. Das Geigenspiel war herrlich; nichts von jener eleganten Volubilität, nichts von jenem geisterhaften Arpeggio, jenem baroken Pizziccato, das heutzutage der stumpfsinnigen Menge Beifall entlockt; es war ein Adagio, so durch und durch Klage, so ganz getaucht in unendliche Wehmuth, wie Scarlatti, der Sage nach, es vorzutragen verstanden haben soll. Aber mehr noch als Vortrag und Komposition erschütterte mich — der Ausdruck ist wahrlich nicht zu stark — der Ton dieser Geige. Armer Balzac! der du, um den Zauberklang einer Geige zu erklären, den röchelnden Sterbelaut eines alten Mütterchens hineinbannen ließest! Ich will hier keine Erklärung wagen, aber sicher ist es, daß eine Seele in diesem Instrumente wohnte, die ein großer, kunstfertiger Meister, vielleicht als Theile seiner eigenen, hineinzubannen verstand.

Diese lezten Gedanken waren laut geworden, ich hatte sie unwillkührlich gesprochen; ich öffnete hier die Augen; die Saiten waren vom Abendthau verstimmt worden und der Spieler stimmte sie auf's Neue; die Gesellschaft rief Bravo und sah mich dabei an; mir war's, als ob auch meinem Ausruf der Beifall gelten sollte; aber die Geige schwieg nun und der junge Mensch im Mantel trat aus dem Schatten der Waldbäume wieder auf uns zu.

Laute Lobeserhebungen empfingen ihn; er nahm freundlich dankend den Hut ab, und indem er sich die Stirne trocknete, sprach er: „Ihr Lob gebührt nur der Geige; warten Sie, sie soll sich bedanken!" Und nun suchte er recitativisch seinem Instrumente Töne zu entlocken, die wahrhaftig wie Dank klangen. Er wußte sie so geistreich zu regieren, wie ich dies nie zuvor gehört hatte, obgleich ich alle unsere Virtuosen, alle Götter und Halbgötter unserer Konzertabende von London, Paris und Wien zu kennen glaube.

„Und was ist dies wohl für eine Geige?" fragte mich mein Nachbar; „denn daß sie von einem nambaften Meister herrühre, werden Sie wohl gleich gehört haben." — „Von dem Vortrefflichsten ist dies Meisterwerk!" rief ich aus meiner Art von Begeisterung heraus, „und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie für eine ächte Amati halte, wie sie der wackere, hochbegabte Meister um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Cremona verfertigte." — „Und warum suchen Sie Ihr Vaterland jenseits der Alpen?" fragte mein Nachbar bedeutend,

Digitized by Google

indem er um sich blickte. Die ganze Gesellschaft stand um uns her und hörte theilnehmend zu.

„Dies ist ein Werk meines Großonkels, der in jener Hütte sein Leben im tiefsten Elende, in der härtesten Entwürdigung beschloß. Jener Wald hat das Holz dazu geliefert, es ist von den Haselfichten, die sich bis gen Gleirsch hinter den Salzberg erstrecken, und dieser Stock, den ich trage, mit dem Hammer als Knopf, ist derselbe, womit mein armer Großohm jeden Stamm berührte, um mit seinem feinen, wundersamen Ohre den Klang zu erforschen, der in dem Holze schlief, devor er ihn fällte. Sehen Sie, mein werther Freund, so nahe sind uns die Wunder, wir haben nicht Ursache, deßhalb die Alpen zu messen. Aber diese Geige, worauf eben mein Sohn spielte, ist in der That ein Wunder, sie ist die herrlichste, die der alte Bewohner dieser Hütte jemals geschaffen, und wenn seine andern jezt mit 3, 4 und 500 Dukaten bezahlt werden, so hat diese einen unschätzbaren Werth; er nannte sie seine Geliebte, er spielte selbst darauf, wenn der entsetzliche Wahnsinn seine Fesseln ein wenig lüftete, sie ist nie verkauft worden, sondern als theures Erbstück in der Familie geblieben, worin immer ein tüchtiger Violinvirtuose sich hervorthut. Mein Sohn ist kein Stümper, wie Sie so eben gehört haben. Ich aber bin der Hauptmann Stainer, wie Sie wissen.“ — „Und dies ist eine Stainergeige, die dem Namen Ehre macht!“ rief ich nicht ohne Beschämung. „Wie konnte ich nur beim Hören dieses männlich reinen Tons an Amati denken?“ — „So setzen Sie sich her zu mir,“ sprach der Hauptmann, „hören Sie Einiges von der wunderseltsamen Geschichte des Mannes, der diese köstlichen Instrumente zu bauen verstand, so viel wir selbst nämlich davon wissen. Ein Theil derselben, und zwar der wichtigste, ist vor unsern Blicken undurchdringlich verschleiert. Kommen Sie, setzen Sie sich auf diese Bank, auch sie spielte eine Rolle in dem verwickelten Drama seines Lebens.“ Und ich sezte mich zu den Uebrigen und der Hauptmann begann mit einer schönen Baßstimme zu erzählen; aber aus dem Walde glaubte ich zwischendurch immer die Geige zu vernehmen, nur leiser, gespensterhafter, so daß sie nicht störte, nur begleitete. — Es war wirklich ein recht abenteuerlicher Mondscheinabend, den ich nie vergessen werde! Die Erzählung des Hauptmanns lautete aber ungefähr so:

„Es sind nun fast zweihundert Jahre, daß ein kleiner Bube auf dieser Wiese die Gänse hütete und dabei ein ganz klägliches Gesicht zog. Denn gerade daß er Gänse hüten mußte, war ihm so verhaßt. Ihr Geschrei machte ihn krank, er warf sich mit dem Kopf in's Gras, stopfte sich damit beide Ohren zu und wälzte sich wie unsinnig umher. Nach langem Sollicitiren gelang es ihm, den Posten eines Kuhhirten bekleiden zu dürfen, und dabei befand er sich besser. Nicht nur das harmonische Geläute am Halse der Thiere machte auf ihn einen ungleich bessern Eindruck, sondern auch das tiefe, langausgehaltene Gebrüll erfreute ihn; dazu brauchte er nicht mehr auf der Wiese zu bleiben, er trieb höher hinauf in den Wald, der auch voll wunderlicher Stimmen und melodischen Getöns war, und am Felsen, wo das Echo schlief, blies er dann wohl irgend ein schönes Lied auf dem Schwengel,*) den er selbst geschnizt und zu blasen erlernt hatte — Gott weiß nach wessen Anleitung! Nachdem die Knabenjahre so vorüber gegangen waren, trat er eines Tages mit freundlichen Blicken vor seinen Vater, als eben ein Trupp herumziehender Fiedler dort in's Wirthshaus ging, und bat ihn, er möge ihm erlauben, bei diesen Leuten Dienste zu suchen, er wolle sich dann schon selbst durch's Leben schlagen und brauche seiner Hülfe fürder nicht mehr. Der alte Bauer aber ward ganz zornesroth im Gesichte. Er war zwar arm und mit Kindern gesegnet, und es ward ihm schwer, ihnen die volle Schüssel täglich hinzusetzen; aber um solchen Preis mochte er dennoch für Keines von ihnen ausgesorgt haben. Mit harten Reden scheuchte er den jungen musikalischen Kuhhirten von sich, der aber dessenungeachtet nicht aufhörte, seiner, wie es schien, angebornen Neigung mit glühender Liebe anzuhängen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Tyroler Pfeife, worauf die Schützenmärsche geblasen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater.

Nun erst sind die Leute alle wieder vom Lande zurück, außer mehrern reichen Familien vom alten Adel, welche, um nicht Zeugen eines Zustandes der Dinge seyn zu müssen, wobei sie keine Rolle zu spielen haben, lieber den Winter in Ländern zubringen, wo es noch nach ihrem Sinne und Geschmacke hergeht, z. B. in Italien; denn was sollten sie Winters in Paris anfangen, da ihnen der jetzige Hof ein Gräuel ist, und sie sich daselbst nicht zeigen können, ohne sich bei ihrer Partei in Verdacht zu setzen? Eben so wenig sieht man viele Fremde aus gewissen Ländern, weil man für sie, wie es scheint, eine gewisse politische Ansteckung fürchtet. Uebrigens ist Paris voll; dies sieht man hinlänglich in den Schauspielhäusern, die nun alle fleißig besucht werden, obschon ihrer eine außerordentliche Menge ist. Die Oper begnügt sich nicht mehr mit den drei gewöhnlichen Vorstellungen in der Woche, sondern gibt auch noch Sonntags eine besondere Vorstellung; so hat sie auf morgenden Sonntag die 116te Vorstellung von Robert le diable angekündigt. Eine solche Reihe von Vorstellungen einer großen Oper ist beinahe beispiellos; Operetten haben zuweilen solchen Beifall gehabt, aber eine große Oper vielleicht nie.

Digitized by Google

Eben so wenig begnügt sich das Théâtre français mit seinen täglichen Vorstellungen in seinem eigenen Schauspielsaale, sondern spielt noch zwei bis drei Mal in der Woche im Odeon, jenseits der Seine. Die komische Oper (eine sehr gesunkene und leider nur wenig komische) versucht manches Neue, und hat nun le Marchand forain, Musik des italienischen Meisters Marliani, als lezies Hauptstück aufzuweisen. In der italienischen Oper ist es beständig voll von eleganter Welt, und die in diesem Theater bemerkten Moden werden sogar als Muster des Bonton in den Zeitungen beschrieben. Für das Gymnase dramatique arbeitet noch immer Scribe, wiewohl etwas langsamer, als sonst. Erst kürzlich hat er dort seine Estelle auf die Bühne gebracht, ohne daß ihn dies verhindert hätte, eine „Jüdin" für die große Oper zu dichten, wozu Halevy, ein israelitischer Tonseyer, die Musik komponirt. Sogar das so übel berathene Théâtre nautique empfindet die wohlthätigen Wirkungen des Winters, und sieht seinen großen und schönen Schauspielsaal beinahe voll, wenn das chinesische oder chinesisch seyn sollende Ballet Chao-Kang gegeben wird, was ungefähr sieben Mal in der Woche zu geschehen pflegt. Die Boulevardstheater, besonders die größern, Ambigu comique und Gaité, strafen zwar ihren Namen Lügen, denn sie sind weder komisch, noch lustig, und haben höchst trübselige Stücke aufzuweisen; allein gerade an diesen weidet sich die Volksmenge, und je tragischer, je besser. So hat in diesen Tagen das Ambigu comique Latude's Kerkerleiden recht anschaulich dargestellt, und dieses Stück wird nun jeden Abend gegeben. Bekanntlich war Latude ein Opfer der Maitressenherrschaft unter der Regierung Ludwigs XV., und mußte über dreißig Jahre im Kerker schmachten, weil er die berüchtigte Madame Pompadour zu beleidigen das Unglück gehabt hatte. Trenck ist schon längst von Scribe auf die Bühne gebracht worden, aber nur in einem leichtfertigen Vaudeville. Die Verfasser des Latude haben dagegen ein ernstes, finsteres Schauspiel oder vielmehr Melodrama gedichtet, um den Despotismus der alten Regierung zu schildern, welche einzelne unbeschüzte Bürger ohne Verhör, ohne gerichtliches Urtheil lebendig in die Kerkergrüfte der Bastille vergrub. Als Latude erschien, vermuthete ich, daß auch der edle Pellico bald auf einer französischen Bühne erscheinen werde, und in der That hatte der Dichter Ancelot schon an ihn gedacht, jedoch nur als Episode zu seinem Schauspiel: „Lord Byron zu Venedig," welches jezt mit ziemlich vielem Beifalle am Théâtre français gegeben wird, wiewohl die Theaterkritiker ihm vorwerfen, er habe sich von Lord Byrons Genialität nicht hinlänglich durchdrungen, sondern den hebren brittischen Sonderling schlecht aufgefaßt und wiedergegeben.

(Die Fortsezung folgt.)

Marseille, November.

(Fortsezung.)

Sittenverderbniß. Spielwuth.

Kühnere Schwimmer und überhaupt eine verwegenere Jugend als zu Marseille habe ich nirgends gefunden. Als einmal eine amerikanische Fregatte, die wegen ihrer Größe nicht in den seichten Hafen einzulaufen wagte, im Golf Anker warf, belustigten sich die Badenden, unter jenem Schiffe wegzuschwimmen und auf der andern Seite wieder aufzutauchen. Ein furchtbares Wagestück! denn bekanntlich stehen diese großen Fahrzeuge sehr tief im Wasser, und ein Schwimmer, der unten den Athem verlöre, würde sich beim Auftauchen an den scharfen Seiten des Schiffes die Glieder zerstoßen. So oft solche Wagestücke aber auch gelingen, so fehlt es doch auch nicht an tragischen Beispielen. — Nun ein paar Worte über den moralischen Zustand unserer Marseiller Jugend. Mit den Riesenschritten unserer Civilisation haben auch alle Laster gleichen Schritt gehalten. Ich könnte beschreiben, wie hier Bigotterie und Atheismus mit der größten moralischen Verderbniß Hand in Hand gehen, ich könnte schildern, wie Sittsamkeit und eheliche Treue bei den Weibern fabelhafte Tugenden geworden sind, von denen man nur noch in Legendenbüchern liest; ich bin aber dem Publikum gegenüber um die Form verlegen, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß unter allen französischen Städten Marseille, nach Paris, im übelsten Rufe der Moralität steht, und daß Eltern es möglichst vermeiden, ihre jungen Söhne und Töchter dieser verführerischen Stadt anzuvertrauen. — Als sollte jeder edle Keim in der verdorbenen Jugend ersticken, so herrscht hier auch grenzenlose Spielwuth. Es scheint gar keinen anständigen Zeitvertreib mehr für die jungen Marseiller zu geben; sie tödten ihre müßigen Stunden durch die schmuzigsten aller Leidenschaften, und stürzen sich nur in die Arme der einen, um der peinlichen Erinnerung der andern zu entfliehen. Die Spielsucht oder vielmehr Geldgierde ist eine Leidenschaft, welcher hier das Alter, wie die Jugend huldigt. Die Spielhäuser werden gleichmäßig von Grauköpfen, wie von jungen Wüstlingen besucht; Erstere spielen kälter und geringer, weil sie von der Veränderlichkeit des Glückes schon allzu bittere Lehren empfangen haben. Leztere wagen stärkere Summen, gewinnen oft viel, geben aber Alle zu Grund. Pharobanken kennt man in Frankreich nicht, rouge und noir darf nur in Paris gespielt werden, dagegen ist das Lotto und Ecarté erlaubt. Wer diese Orte besucht, um Menschen zu studiren, dem fällt vor Allem der Aberglaube der Spieler auf. Da hat Jeder sein System und seine Berechnung der Chance, an welcher er festhält, obwohl sie ihn hundert Mal schon getäuscht hat. In seiner lächerlichen Einbildung geht er so weit, daß er wähnt, seine Stellung links oder rechts vom Banktische, die Haltung seiner Hände, seines Kopfes ꝛc. habe Einfluß auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Spiels. Die Nämlichen, die am Tage frech des Himmels und der Geisterwelt spotten, sind während ihrer nächtlichen Spielstunden die Sklaven des lächerlichsten Aberglaubens, und Manche, die oft höhnend das Daseyn Gottes abstritten, sieht man hier, wenn ihre lezte Summe auf der Karte steht, mit dem Zähneklappern der Verzweiflung und mit den krampfhaft gefalteten Händen, die sie in dem Schooße vor der Gesellschaft verbergen, ein stilles, ruchloses Gebet zum Himmel senden. Vor dem Café Roman, einem der stärksten Spielhäuser, sizt alle Abend auf der Steinbank ein altes, runzliges Weib, das nach den Spielern, welche nächtlicher Weile sich einzeln hineinschleichen, die dürren Knochenhände ausstreckt und mit dem zahnlosen Munde dabei murmelt. Wer sollte es glauben? dieselben hartherzigen Menschen, die, hätten sie auch eine Million in der Tasche, jeden Straßenbettler mit Hohnlachen von sich wiesen, versäumen nie, dem alten Spielhausweibe ein paar Sous in den Schooß zu werfen, weil sie fürchten, sonst kein Glück zu haben. Ja, die welken, knöcherigen Finger der unheimlichen Bettlerin haben schon Goldstücke berührt, die der abergläubische Spieler ihr zusteckte, wenn er mit dem Sacke voll gewonnener Napoleons sich heimschlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. December 1834.

Es war nicht eines Gecken thör'ge Laune,
Noch eitler Reiz gealterter Begierde,
Was eine junge Braut mich wünschen ließ! —
Der Act war unser Bund nicht: frei gab ich
Die Wahl dir, und du folgtest der des Vaters.

Byron.
Marino Falieri.

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

Erste Scene.

Das Vermählungsfest des greisen Dogen und Luzia's, einer jungen Anfängerin. Erleuchteter Saal, verlängert im Hintergrunde. Musik, die im Verlauf der Scene allmählich verhallt. Gäste, erst herumwandelnd, dann um die Hauptpersonen sich gruppirend. Der Doge tritt beschleunigten Fußes, Luzia am Arm, in den Vorgrund.

Marino.

Mein theures Ehgemahl, verlocken denn
Die Melodien der Flöte und der Cymbel
Auch deines Fußes Flügel nicht zum Tanz?
Schon lang erwart' ich, diese wilden Wirbel
Mit flatternden Gewändern reißen nun
Auch dich hinein in diese süße Strömung,
Wo Jugend ihres Athems Kraft erprobt.
Mir untersagt das Alter, solche Lust
Zu theil'n; doch siehst du Manchen, der schon lange
Mit meinem Aug' vertraulich unterhandelt,
Die Füße reckt und gern von meinem Alter
Das ehrenvolle Amt loskaufen möchte.
O nicht zu deinen Ehren soll allein
Dies Hochzeitsfest so reiche Freuden spenden;
Nimm selber vollen Theil daran, mein Kind!

Luzia.

Ach, wenn ich wissen soll, mein lieber Herr,
Daß Alles dies, was mich umgibt, kein Traum ist,
Muß ich mich fest an Eure Seite klammern.
Von Eurer hoh'n, ehrwürdigen Gestalt
Will ich der Schatten seyn, so klein nur wie
Der Mond ihn wirft, das Echo Eures Athems,
Die so an Euch gekettete Gefährtin,
Daß nichts mich sorgt, als den geheimen Pulsschlag
Von Eurem liebevollen Herzen zu belauschen.

Marino.

O süßer Ton aus unschuldsvollem Mund!
Ich höre gern, daß deine räthselhafte Liebe
Mir Opfer bringt; sie aber anzunehmen
Vermag ich ohne Selbstanklage nicht.
Bin ich in deine Jugend nicht getreten
Mit räuberischer Hand und nahm, was die
Natur der Kraft, dem gleichen Alter ließ,
Was sie für schwärmerische Gunstbewerbung
Bestimmte, für mich selbst auf falsche Rechnung?
Auf Rechnung einer kurzen Frist, da dieser
Ganz morsche Bau zusammensinken muß:
Auf Rechnung der langweil'gen Winternächte,
Wo ich, in Pelz gehüllt, mich kaure am
Kamin; auf Rechnung einer schmerzlichen

Digitized by Google

Vergleichung, die du einst mit meinem weißen
Saftlosen Haare und dem frischen Flaum
Anstellen wirst, der um das runde Kinn,
Die Wangen deiner Männer werdenden
Gespielen bald sich üppig kräuseln wird!

Luzia.

Obgleich Ihr älter seyd, so werdet Ihr
Euch doch vergeblich meiner Lieb' entringen,
Und werdet leichter es ertragen, wenn
Die kind'sche Zärtlichkeit noch nicht die Liebe
In Wort und Werken also trifft, wie sie
Gesezt seyn müssen, Männer zu beglücken!
Auch mag ich schwerlich größre Leidenschaft
Euch weihen können, als ich je empfunden
Für meinen Vater, der nun todt, und die,
Der Himmel weiß es! wohl die größte war.

Marino.

Ja, unerhört war deine Hingebung;
Er warf dich unter sein Vermächtniß, nahm
Dir eignen Willen, die verschämte Wahl
Des Gatten, den er eigensinnig dir
In meiner Schwäche gab; doch übertrifft
Du jede Hoffnung, die ich auf die Liebe
Der Jugend, die in jugendliche Welt
Sich sehnt, nicht ohne Vorwurf meiner Thorheit
Zu setzen wagte.

Luzia.

Und dennoch will ich Euch
Gesteh'n, daß höher noch für Euch mein Herz,
Als für den Vater schlägt; denn gabt Ihr mir
Nicht Höheres? Ihr holtet mich aus meinem
So dunkeln Daseyn, einer engen Zelle,
Wo ich die trägste Einsamkeit beweinte,
An's Licht des Tags, ließt mich auf prächt'gem Schiff
Die Wellen Eurer angetrauten Braut
Durchschneiden, und auf meine Stirn, die nur
Feldblumenkränze trug, habt Ihr gedrückt
Ein schweres, herzogliches Diadem!

Marino.

Mein theures Kind, was dir der Zufall nur
Zu geben schien, ist mehr als dies der Preis
Für deine Tugend. Denn wer trug das Kleinod
Bescheidenheit, von allen andern Reizen
Jemals so kostbar eingefaßt, wie du?
Und nicht bloß todte Schätze sind es, die
Dich schmücken, sondern eine Götterkraft,
Die Leben wirkt, dem Alter selbst Verjüngung
Zufächelt. Ja, ich fühle, wie belebend
Die sanfte Herrschaft deiner Jugend ist!
Es fallen mir die grauen Jahre ab,
Wie Schlangen häuten ihren bunten Leib;
Die Runzeln meiner Seele, welche Flucht
Der Zeit und Ueberdruß in ihr gezogen,
Ich fühl' es, glätten sich fast merklich aus.

(Er reißt eine Perle von seinem Kleide und gibt sie den Dienern.)

Nehmt diese Perle, wie sie theurer nicht
Venedigs schwimmende Muschel bergen kann!
Zerstoßt sie, schüttet sie in einen hohen,
Mit edlem Cyperwein gefüllten Becher!
Sey dies ein Zaubertrank, Geliebte, der
Auf lange Zeiten uns zusammenbinde!
Ich wag' es noch, dir also zuzutrinken,
Wenn gleich die Jugend nur gewohnt ist, sich
Zum Zeichen des verliebten Uebermuths
In dem Symbole zu berauschen!

(Er gibt ihr den Becher.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

Man wird stets darauf zurückgeführt, daß es mit dem, was wir Bestimmung nennen, seine vollkommene Richtigkeit habe. Der junge Bursche wußte die Aufmerksamkeit des Organisten im Orte auf sich zu ziehen, und dieser war zufällig ein eben so gescheiter als liebevoller Mann, und sagte zu dem alten Bauer eines Tages: „Seht, Stainer, Euer Jakob zeigt eine ungemeine Liebe zur Musik; ich beobachte ihn schon lange auf dem Chore. Er hat eine feine Stimme und ein treffliches Ohr. Gebt ihn mir, er soll mein Schüler werden. Wer weiß, ist er nicht einmal dazu berufen, nach meinem Tode, zu Gottes Ehr' und Preis die Orgel in unserer Kirche zu spielen.“ Das war freilich ein anderer Vorschlag, als mit den wilden böhmischen Fiedlern zu ziehen, und der Vater hätte gewiß sogleich mit Freuden eingewilligt, wenn die Kühe und Kälber als hirteulose Schaar hätten bestehen können. Alles, was für jezt geschah, war, daß Jakob in den Abendstunden zum Meister Organisten gehen durfte, um von ihm den ersten musikalischen Unterricht zu empfangen. Nun aber zeigte sich zuerst etwas, das an's Wunderbare grenzte. Die Unterweisung im Violinspiele sollte beginnen, aber der wackere Lehrer hatte selbst nur eine schlechte Geige, und im ganzen Absam war vor 200 Jahren weiter keine aufzutreiben. Aber Jakob — das Wunderkind, würde man heute sagen — rückte mit einer selbstverfertigten hervor, die er nach vielfältigem Studiren und Beobachten während der Dauer eines langen Jahres im Walde beim

Digitized by Google

Hüten des Viehes und Nachts in der einsamen Kammer für sich geschnizt und bezogen hatte, und die, so unvollkommen sie auch gewesen seyn mag, dennoch dem verständigen Organisten über die Fähigkeiten des jungen Menschen genügendes Licht ertheilte. Noch war das erste Jahr des Unterrichts nicht verstrichen, da trat dieser wieder zu dem alten Stainer und sprach: „Euer Jakob macht solche Riesenfortschritte, daß ich Euch wohlmeinend rathe, ihn bei der Musik zu lassen und Euch in Innsbruck nach einem bessern Meister für ihn umzusehen; denn meine Weisheit wird bald zu Ende seyn. Besondere Geschicklichkeit zeigt er im Verfertigen der Geigen, wie er denn jene, worauf er spielt, ohne alle Anweisung ganz aus sich selbst gebaut und nach und nach vervollkommnet hat. Wie wäre es, wenn Ihr ihn dieser Kunst gänzlich sich widmen ließet? Sie nährt ihren Mann und ist ehrenvoll. Ist es Euch genehm, so bring' ich meinen lieben Schüler selbst zu meinem Freunde Herz nach Innsbruck, dem kunstvollsten Meister unserer Zeit, der selbst für die heilige Grabeskirche zu Jerusalem eine Orgel gebaut hat."

Dem alten Stainer traten Thränen in die Augen. Orgeln bauen, die nur zum Lobe des Herrn und seiner Himmel die mächtigen Stimmen ertönen lassen, schien ihm ein höchst verdienstliches, frommes Werk, und nun gar ein Schüler des berühmten, verehrten Meister Herz werden, das war ein Glück, woran er nie zu denken gewagt haben würde. Aber der Organist war ihm auch ein ehren- und vertrauenswerther Mann, und das Zeugniß, welches er seinem Sohne gab, so wie das Anerbieten, womit er es begleitete, ließen ihn an Alles glauben, und er willigte mit Freuden ein. So wurde Jakob Stainer, der vom Gänsetreiber plötzlich Kuhhirt geworden war, vom Schüler des namenlosen, gänzlich unbekannten Organisten in Absam Gehülfe des berühmtesten Orgelbauers, dessen Verbindungen sich über die ganze Erde erstreckten.

Der alte Herz gewann unsern Jakob bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn gewesen, nicht nur wegen seiner Gelehrigkeit, sondern auch wegen seines heitern Gemüths und seines stillen Wandels. Allein eben diese väterliche Zuneigung war es, die ihn mit Sorgen erfüllte. „Jakob," sprach er, „ich bin nicht reich genug, um Dir eine Zukunft neben denen zu sichern, deren Schicksal mir noch näher am Herzen liegen muß, als das Deinige. Du weißt, daß ich viele Kinder habe. Du hast nun meine ganze Kunst inne und wirst ein eben so geschickter Orgelbauer werden wie ich. Aber nur selten wirst Du Gelegenheit haben, ein Werk zu liefern. Die Lust, Kirchen zu bauen, nimmt täglich ab, und die bestehenden haben bereits ihre Orgel. Ich sehe ein, daß dies Geschäft seinen Mann nur kärglich nähren wird. Wende Dich daher zu kleinern Werken, welche in diesem Augenblick eben so großen Ruhm als Gewinn versprechen. Ich meine die Geigen, die jezt durch hochbegabte Meister so sehr in Schwung gekommen sind und in deren Verfertigung Cremoneser und Venetianer sich gleich hervorthun. Du wirst mich auf einige Jahre verlassen müssen, um die Geheimnisse und Kunstgriffe, die Akustik des kleines Baues, das Verhältniß seiner einzelnen Theile an der Quelle selbst zu studiren. In Venedig lebt mir ein alter Gastfreund, ein wunderlicher Kauz zwar, aber ein sehr geschickter. Ein Brief von mir soll Dir in seinem Hause Aufnahme verschaffen."

Kurze Zeit nach dieser Unterredung nahm unser Jakob einen herzbrechenden Abschied von seinem Wohlthäter und zog, in seiner Tyroler Tracht, fort über die Alpen in die damalige Welthauptstadt Venetia. Erst nach mehreren Jahren kehrte er wieder zurück. Während er in Italien lebte, hatte er nur selten von sich hören lassen, und nur sein Wohlthäter Herz erhielt Briefe von ihm. Es hieß endlich, daß er auf dessen Wunsch plötzlich alle Bande zerrissen habe, die ihn an jenes schöne Land gefesselt, und daß er nach Innsbruck gekommen sey, um sich im Vaterlande niederzulassen. Es war auch wirklich nicht lange nach seiner Ankunft, als er durch seines alten Meisters Vermittelung eine wackere Jungfrau, Margaretha Holzhammer, heimführte. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen!

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, November.

(Beschluß.)

Spielsucht. Polnische Tapferkeit.

An Selbstmorden ruinirter Spieler fehlt es natürlich in Marseille nicht; doch versicherte man mich, daß zu einem solchen verzweifelten Schritte meistens nur jene unerfahrenen Anfänger kommen, die ihr Vermögen in den ersten Wochen einbüßen. Aeltere Spieler entschließen sich nicht leicht zum Aeußersten, wenn sie auch noch so weit heruntergekommen sind. Der Selbstmord kommt bisweilen sogar im Spielsaale selbst vor, und mehr als einmal schon sah man Unglückliche, deren lezles Geld auf der Karte stand, nach dem Fenster schleichen und die Hand auf die im Busen verborgene Pistole legen. Solche furchtbare Ereignisse bringen nur den Neuling außer Fassung; die ältern Spieler wenden den Kopf kaum um. Die Karten werden gemischt, der Leichnam des Unglücklichen wird hinausgetragen und das Spiel erleidet nicht die mindeste Unterbrechung. Polizeikommissäre, Stadtsergeanten und Gensdarmen sind in der Regel selbst leidenschaftliche Spieler, und am Lottotische des Café d'Europe sieht man ihre Uniformen unter den Lumpen der

Digitized by Google

Gauner und Landstreicher Parade machen. An diesen Orten herrscht politischer Friede, die Meinungen kommen nicht mit in's Spiel. Der gewinnende Faktionsmann lacht dem Mitgliede seines eigenen Clubs in's Angesicht. Vor jenen Zauberischen mit den Gold- und Silberhaufen sieht man alte Jakobiner aus den Tagen der Schreckenszeit, junge Republikaner à la Cavaignac, Karlisten, Juste Milieu, Polizeispione und Tiersparti. Alle in der tadelnswerthen Absicht versammelt, sich gegenseitig in bester Eintracht die Taschen zu plündern. Doch auch hier dauert dieser edle Friede nicht ewig, und die Marseiller Spielhäuser haben eben so gut ihre Aprils- und Junitage erlebt, wie die Pariser St. Denisstraße und wie der Faubourg Guillotière in Lyon. Ich will hier zum Schlusse eine dieser tumultuarischen Scenen erzählen, da dieselbe ein komisches Nachspiel zu den Dramen bildet, die so oft schon über diese Bühnen gingen. Man kann sich wohl denken, daß unsere politischen Refugiés, die ohnedies nie wissen, mit was sie den Tag hinbringen sollen, zu den fleißigsten Besuchern jener Orte gehören. Da sieht man Polen, Italiener, Deutsche und Spanier, die sich in einem furchtbaren Kauderwelsch unterhalten, obwohl Keiner den Andern versteht. Nun begab es sich einmal, daß der tapfere Polenkapitän Czarnowski, nachdem er der Branntweinflasche stärker als gewöhnlich zugesprochen, mit einigen Freunden in das Café du commerce trat, wo über eine Stiege sich eine famöse Académie d'écarté befindet. Seine glühende Phantasie träumte den ganzen Abend von klingenden Goldhaufen, und da er gerade von der Präfektur seine monatlichen 45 Franken gehoben hatte, so wollte er sein Glück damit versuchen. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so hörte man unten auch schon das Geschrei: à la porte! à la porte! und dazwischen polnische Flüche. Czarnowski's Freunde, die für dessen Rücken nicht wenig fürchteten, eilten hinauf; aber welch ein Anblick! Statt daß der Pole hinausgeworfen war, sah man die 40 oder 50 Spieler wie geschreckte Hasen nach dem Vorplatze flüchten. Im Spielsaale selbst stand Czarnowski mit einem Stuhle in der Hand, fluchend über die Schelme, die ihn betrogen. Glücklicherweise hatte er einen Kriegskameraden gefunden, der wie er sein Geld verloren hatte und ihm nun heldenmüthig Beistand gegen die Blutsauger leistete. Diese alten Spieler mit den greisen Haaren, diese bleichen Bankiers, welche weder das Zähneknirschen des Verzweifelnden, noch das Röcheln des Selbstmörders je eine Sekunde in ihrem verruchten Gewerbe störte, sie Alle hatte der eiserne Arm Czarnowski's doch endlich zu einer Pause gebracht. Von diesen zitternden Sündern wagte Keiner mehr, sich der Thüre zu nähern, deren Eingang die beiden Polen mit Stuhlbeinen vertheidigten. Man mußte die Stadtsergeanten rufen, denen es erst nach verzweifeltem Widerstand gelang, die Helden zu bändigen. Kapitän Czarnowski, der Ritter ohne Furcht und — mit Ausnahme seiner allzugroßen Liebe für Spiel, Schnaps und galante Abenteuer — auch ohne Tadel, befindet sich längst nicht mehr hier. Er ist im Februar nach Egypten abgegangen und von da nach Persien weiter gezogen; aber hier ist seine Heldenthat noch heute in Vieler Munde, und polnische Tapferkeit ist besonders im Café du commerce sehr im Rufe gestiegen.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Konzerte.

An Lord Byrons Aufenthalt zu Venedig knüpft sich die Verhaftung mehrerer berühmter Italiener, mit denen er, als den merkwürdigsten und interessantesten Männern Italiens, vertraut gelebt hatte, und nur, weil man fürchtete, die britische Macht zu beleidigen, verscheute man den englischen Dichter mit dem Kerker. Dies wird auf der Bühne des Théâtre français jeden Abend sehr anschaulich dargestellt. Aber wahrscheinlich wird noch irgend ein anderer Dichter Pellico zur Hauptperson eines besondern Schau- oder Trauerspiels machen; denn Pellico's Leiden haben hier wie in ganz Europa eine solche Theilnahme erregt, daß es ein Schauspieldirektor gewiß für eine gute Spekulation halten wird, seinen Namen mit großen Buchstaben auf einen Theaterzettel zu setzen. Dessen, was die kleinern Theater zu Tage fördern, ist eine solche Menge, daß es nicht wohl in einem kurzem Berichte angezeigt werden kann. Auch verschwinden manche dieser Winterblumen bald nach ihrem Erscheinen, ohne daß Jemand sie vermißt, außer etwa der Dichter. Ein Schauspiel fehlt in diesem Winter, nämlich das des Cirque olympique, in welchem sonst die Francenische Bereitergesellschaft ihre Auszüge und ihre halb politischen, halb militärischen Pantomimen darstellte und einige hundert Menschen beschäftigte. Leider ist diese Gesellschaft durch das Abbrennen ihres Hauses vor einigen Jahren und durch andere widrige Zufälle ganz heruntergekommen; auch sind die Kosten ihrer Unternehmung zu groß, als daß sich bedeutender Vortheil davon erwarten ließe; es wird also schwerlich wieder ein Schauspiel wie das vorige zu Stande kommen, wo man ganze Schaaren von Truppen auf der Bühne reiten, schießen und fechten sah. Eine Zeitlang hat auch Martin mit seinen wilden Bestien, deren vertrauter Freund er geworden war, durch inniges Beisammenleben mit Löwen und Tigern die Zuschauer in Erstaunen und beinahe in Schrecken gesetzt; aber alle Empfindungen, also auch die Bewunderung, stumpfen sich ab, und zuletzt sah das Publikum gleichgültig den merkwürdigen Mann seinen Arm in den Rachen des Löwen stecken. Es hatte sich von seinem Schrecken erholt, und war überzeugt, daß Martin, obschon er heute auf dem Punkte stand, von seinen wilden Bestien zerrissen und verschlungen zu werden, morgen doch wieder vertraulich mit ihnen spielen würde. Natürlich fehlt es in dieser Jahreszeit auch nicht an Konzerten. Von den permanenten beiden Konzertunternehmungen habe ich bereits früher Bericht erstattet. Diese Unternehmungen scheinen festen Fuß zu fassen und sich in dauerhafte Anstalten umzuwandeln. Den Sommer hindurch werden sie bekanntlich in freier Luft gegeben, eines in den Champs élysées und das andere in dem Lustgarten Jardin turc; für den Winter haben sich beide nach einem zweckmäßigen Lokale umgesehen, und so ist denn die eine dieser Anstalten in Lafitte's Hotel gerathen, so daß der Saal, in welchem ehemals wichtige politische Berathschlagungen zwischen den ausgezeichnetsten Staatsmännern gepflogen wurden und aus dem mehrere Minister hervorgegangen sind, jetzt alle Abend von Ouvertüren und sogenannten Quadrilles ertönt und Jedermann für einen Franken zugänglich ist. So etwas hätte man am Ende des Jahres 1850 nicht geträumt. Deßhalb verlasse sich auch Niemand auf die Dauer des politischen Sonnenscheins; es kann trübes Wetter darauf folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 126 u. Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 48.

Freitag, 12. December 1834.

[757] Die vollständigsten und wohlfeilsten französisch-deutschen und deutsch französischen Wörterbücher:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET

À L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire coonaitre l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc. qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction; 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles. Par M. M. l'Abbé Mozin.

Ladenpreis für alle 4 Bände. 18 fl.

PETIT

DICTIONNAIRE PORTATIF

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND.

EXTRAIT

DU DICTIONNAIRE-DE POCHE COMPLET DE L'ABBÉ MOZIN,

contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles reales et des Instituts des deux sexes par l'Abbé Mozin et le Dr. Eisenbach. 2 Vol.

Kleines

deutsch-französisches und französisch-deutsches

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druck bei Weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist, als der des Dictionnaire de Poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen eben so wohl als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs, auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55½ Bogen, ist nämlich unerachtet der gegen die frühere Berechnung sich bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf 1 fl. 30 kr. festgesezt. Bei 25 und mehreren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf 1 fl. 12 kr. stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

NOUVEAU

DICTIONNAIRE DE POCHE-

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND,

CONTENANT

LES MOTS REÇUS DANS LES DICTIONNAIRES MODERNES DE LANGUES OU SCIENCES, LA PRONONCIATION DE CEUX QUI PEUVENT OFFRIR QUELQUE DIFFICULTÉ, QUANTITÉ DE PHRASES ETC., PROPRES À EN INDIQUER LES DIVERSES ACCEPTIONS, OU À EMPÊCHER DE LES CONFONDRE, LES NOMS PROPRES DE PERSONNES, DE PAYS, VILLES, FLEUVES ETC., QUI DIFFÈRENT DANS L'UNE OU L'AUTRE DES DEUX LANGUES,

PAR

L'ABBÉ MOZIN.

Deux Volumes.

Neues

Deutsch-Französisches und Französisch-Deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theilen war 4 fl. 30 kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf 3 fl. auf unbestimmte Zeit herabgesezt.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[626] Schaffer's

neues französisches Hand-Wörterbuch.

Alle Lehrer und Lernende der französischen Sprache sowie Geschäftsmänner werden hiermit auf das höchst zweckmäßige neue französisch-deutsche und deutsch-französische

Wörterbuch von J. F. Schaffer

aufmerksam gemacht, wovon der erste Theil (französisch-deutsch) so eben bei **Hahn** in Hannover vollständig erschienen und, 91 Lexikon-Bogen stark, nicht mehr als 3 Rthlr. kostet. Der zweite Theil wird im künftigen Jahre zu gleichem Preise nachgeliefert. Ausführlichere Ankündigungen und Proben sind durch alle Buchhandlungen gratis zu haben.

Es bedarf diese neue verdienstliche vieljährige Arbeit des Herrn Schaffer keiner weitern Empfehlung, nachdem von dessen allgemein verbreiteter französischer Grammatik kürzlich schon eine Neunte Auflage (21 gGr.) erforderlich ward!

---

[736] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chroniken aus den Schreckensarchiven

der Tyrannei, des Fanatismus, der Inquisition, Tortur, der Kriege und der Empörungen. Versuche, in aufregender, lebendig spannender Unterhaltung geschichtliche Kenntnisse zu verbreiten und in historisch-romantischen Darstellungen Bildungsmittel zu gewähren. Von Fr. v. Gleichen. 2 Bände. 8. Ilmenau, bei Voigt. 2 fl. 24 kr.

Auch in der kleinsten Leihbibliothek darf ein Werk nicht fehlen, was wie dieses in einem so hohen Grade Belehrung mit Unterhaltung verbindet und was sehr passend das Motto trägt: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn."

---

[623] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Der Jesuit.

Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts nach den hinterlassenen Papieren des Grafen Orloff.

Bearbeitet von

Dr. Morvell.

3 Theile. 8. 1833. eleg. broch. 5 Thlr.

---

[711] **Saphir und die Wiener Theaterzeitung.**

Diese bekannt auch unter dem Titel:

Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben.

Der geniale Saphir, unstreitig der erste humoristische Schriftsteller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaterzeitung verbunden und seit seinem erneuerten Aufenthalte in Wien dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das glänzendste bereichert. Indem dieses beliebte Blatt

für das Jahr 1835

allen Lektürfreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, dürfte es nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß gegenwärtig kaum eine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Verbreitung zu erfreuen hätte.

Sie zählte im Jahr 1834 über 4000 Abonnenten.

und wird, den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zufolge, wahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesteigert sehen.

Außer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit und ihre Verkehrtheiten satirisch und humoristisch beleuchtenden Beiträgen Saphirs, der der Theaterzeitung seine ganze literarische Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheilungen von den geschätztesten Schriftstellern Deutschlands, und bezahlt 6 Dukaten in Gold Honorar für den gedruckten Bogen ihres Formats, für Original-Beiträge aus allen Fächern der Literatur, wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit Ausnahme lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), namentlich für Novellen, Erzählungen, umfassende Correspondenznachrichten aus bedeutenden Städten (bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagsbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaktion geht einzig dahin, den Lesern jedes Standes und Alters eine belehrende und erheiternde Lektüre zu bieten, in Deutschland ein Central-Blatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit Keiner, in welcher Sphäre er auch für Geist und Gemüth Erholung suche, ohne Befriedigung bleibe.

Die äußere Ausstattung dieses Blattes ist so glänzend, wie bei keinem in Deutschland, ja wie vielleicht bei keinem in Europa.

Es erscheint wöchentlich fünf Mal auf italienischem Velinpapier in größtem Quartformat.

Jede Nummer ist entweder mit einem Holzschnitte oder mit einem illuminirten Modenbilde, oder mit einem illuminirten Costumebilde, dem Portraite eines berühmten Bühnenkünstlers in seiner eminentesten Leistung geziert.

Die Holzschnitte der Theaterzeitung zeigen etwas Neues in diesem Fache. Hoch stehen sie über den Erscheinungen, welche die Pfennig-Literatur bei uns eingeführt hat, denn sie können größtentheils nur mit Stahlstichen verglichen werden. Sie werden nur nach Original-Zeichnungen angefertigt und bringen nur solche Gegenstände, welche sich durch Interesse von allem Gewöhnlichen absondern. Wer an dem Fortschreiten deutscher Kunst Antheil nimmt, kann ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und wer zur Ueberzeugung gelangen will, daß deutsche Künstler auch in diesem Fache über jenen des Auslandes stehen können, muß diese Holzschnitte würdigen. Die öffentlichen Kunstrichter haben ihnen bereits das glänzendste Zeugniß geschenkt, namentlich hat Hofrath Böttcher in der Abendzeitung sie mehrere Male unbedingt ausgezeichnet, und sie wiederholt über und neben die meisterlichsten Arbeiten der Engländer gestellt.

Die illuminirten Modenbilder der Theaterzeitung sind bisher von keinem Journal in Deutschland erreicht worden. Nicht nur, daß sie stets nach fünf Tagen das Neueste, Geschmackvollste und Anziehendste der tonangebenden Hauptstädte Europa's im bunten Wechsel für Damen und Herrn und jede Mode von zwei Seiten zur Anschauung bringen, erscheinen sie in so großer Anzahl und mit einer solchen Farbenpracht und Feinheit im Stiche, dann mit einer solchen Auswahl und Präcision, daß sie alle ähnlichen Erscheinungen überflügeln.

Die illuminirten Costume-Bilder, die Portraite der berühmtesten Bühnenkünstler in ihren eminentesten Leistungen sind nun durchaus eine Beigabe, welche kein, was immer Namen habendes, Journal besitzt, und die Schönheit derselben kann nur mit jenen verglichen werden, welche unter Iffland in Berlin erschienen. Sie dienen dem Schauspieler zu Studien für Mimik und Geberde, zur Richtschnur für Costumirungen, und dem Theaterfreunde zur bleibenden Erinnerung für großartige Darstellungen.

Digitized by Google

Die sämmtlichen Bilder-Beigaben, in Xylographien und meisterlich illuminirten Kupfer- und Stahlstichen bestehend, übersteigen für den Jahrgang die Zahl von 200 bei weitem.

Man pränumerirt auf die Wiener Theaterzeitung bei allen löblichen Postämtern in der gesammten österreichischen Monarchie, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien, Frankreich, England, Rußland u. s. w. Der Pränumerations-Betrag für das ganze Jahr beträgt 24 fl. C. M. (im zwanzig Gulden-Fuß) oder 28 fl. 48 kr. Reichswährung, oder 16 Thaler sächsisch. Gegen diesen Betrag wird diese Zeitschrift an jedem Hauptpostage unter gedruckten Couverts bis an die äußerste österreichische Grenze portofrei versendet.

Man kann bei den sämmtlichen Postämtern aber auch halbjährig pränumeriren.

Im Wege des Buchhandels verpflichtet man sich stets auf ein ganzes Jahr, pränumerirt mit 20 fl. CM. (24 fl. Reichswährung oder 13⅓ Thaler Sächsisch.) Es nehmen auf diese Zeitung alle soliden Buchhandlungen in und außer Deutschland Bestellungen an. Den Hauptabsatz dabei in Leipzig, Wiegand; in Dresden, Arnold; in Berlin, Enslin; in Frankfurt, Wilmans; in München, Jaquet; in Aarau, Sauerländer; in Wien, Gerold, Schaumburg, Tendler, Mörschner und Jasper, Wolle, Wallishäuser, Bauer und Dürnböck; in Prag, Bohmanns-Erben und Dürnböck, übernommen.

Wer jedoch ganzjährig in dem unterzeichneten Bureau abonnirt und den Betrag von 24 fl. CM. direkte nach Wien an dasselbe baar einsendet oder anweiset, erhält die Begünstigung, daß ihm die ganze Sammlung der herrlichen Costume-Bilder, vom Beginne derselben, die Jahrgänge 1833 und 1834, welche für sich allein auf 12 fl. CM. zu stehen kommen, in groß Quart auf französischem Velinpapier abgedruckt, prächtig illuminirt, complet, gratis und portofrei zukommen. Sollten jedoch frühere Abonnenten diese Sammlung schon besitzen, so erhalten sie den Jahrgang 1834 des neuen theatralischen Pfennig-Magazins ebenfalls in groß Quart, meisterhaft illuminirt und aus mehr als 500 einzelnen Figuren bestehend, welche durchaus große Tableaux der besten Stücke, Opern, Ballets der deutschen Repertoirs bilden und in der Pränumeration 12 fl. CM. kosten, complet, gratis und portofrei.

Im Wege des Buchhandels kann selbst bei ganzjähriger Pränumeration diese so eben bemerkte Begünstigung nicht zugestanden werden.

Bureau der Theaterzeitung in Wien,
Wollzeile Nr. 780.

---

[592] In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

(Bibliothek unterhaltender Wissenschaften.)

VI. Neueste Reise in Palästina.

Aus dem Englischen. Mit Ergänzungen und Zusätzen aus den besten Werken über Palästina und 22 Abbildungen. in 8. Preis 16 Gr.

Dieses Werk, das Resultat der Forschungen und Beobachtungen eines englischen Touristen, enthält außer manchem anziehenden Reise-Abenteuer und häufigen Notizen und Scenerei u. dgl., schätzbare Bemerkungen über die heiligen Alterthümer Palästinas. Vorzüglich haben Jerusalem, Bethlehem und andere durch das Leben und Wirken des Erlösers berühmte Orte dem Verfasser vielfältige Gelegenheit zu interessanten Schilderungen gegeben, die zugleich manche geschichtliche Dunkelheit aufhellen.

Früher erschienen von dieser Bibliothek:

I. Alexander von Humboldt's Reisen und Forschungen. 1 Thlr. 8 Gr. II. Die Baukunst der Vögel. 1 Thlr. 16 Gr. III. Pompeji. 1r Bd. 1ste und 2te Abtheilung. 2 Thlr. IV. Die Neuseeländer. 1 Thlr. 16 Gr. V. Entdeckungen und Abenteuer in den Polarseen. 1 Thlr. 12 Gr.

Zur Geschichte, Kultur und Klassifikation der Georginen oder Dahlien.

Von W. Gerhard. Mit 5 kol. Kupfertafeln. in gr. 8. Preis 1 Thlr.

Jedem Blumenfreunde und Gartenbesitzer muß dieses Büchlein eine willkommene Gabe seyn. Er findet in demselben das Geschichtliche einer der schönsten Schmuckpflanzen unserer Gärten, ihre Systematik, die Beschreibung aller ihrer Theile und Belehrung über ihre Kultur, Vermehrung und Ueberwinterung.

Erläuterungen der Staatswirthschaftslehre

durch allgemein verständliche Erzählungen. Aus dem Englischen der Henriette Martineau. Nr. 2. Der Hügel und das Thal. Eine Erzählung. 158 Seiten in 12. Preis 9 Gr.

Reiter-Katechismus
oder
theoretischer Reit-Unterricht

für alle Stände. Nach den reinen und wahren Regeln der Kunst bearbeitet von Klatte, Königl. Preuß. Rittmeister außer Dienst, akademischem Stallmeister der Friedr. Wilhelms-Universität zu Bonn, Inhaber der großen goldenen Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Zweite, sehr verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. in 8. Preis 12 Gr.

Dieses beifällig aufgenommene Werk, welches so einfach und verständlich als möglich geschrieben ist, soll dem Naturreiter einen Anhaltspunkt und dem Schüler einen Leitfaden beim praktischen Unterricht bieten. Wenn auch das Reiten nur durch Uebung erlernt werden kann, so ist es doch auch gewiß, daß ein vorhergegangener theoretischer Unterricht gleichsam der Wegweiser zur Ausführung ist, weßhalb wir auch jedem Lehrer der Reitkunst diesen Katechismus für seine Schüler empfehlen.

---

[637] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle gute Buchhandlungen versendet worden:

Bilder aus dem christlichen Familienleben.

Acht Predigten
im Jahre 1833 in der Großh. Hess. Hofkirche in Darmstadt gehalten von

Karl Zimmermann,

Großherzoglich Hessischem Hofdiaconus.

gr. 8. geh. 10 Gr. oder 45 kr.

Der Verfasser, Nachfolger seines leider! zu früh verewigten Bruders, des großh. Hofpredigers Z., sowohl im Amte, als in der Zuneigung seiner Zuhörer, welche dessen Kanzelvorträge eben so zahlreich besuchten, übergibt zum Erstenmal dem Publikum eine Reihe von Predigten, welche einen höchst interessanten Stoff behandeln. Der Verleger hofft, daß dieselben eben so gerne gelesen werden, als sie von seinen Zuhörern besucht wurden.

[719] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Taschenbuch der Geographie, mit 21 dem Texte angefügten fein gestochenen und kolorirten Landkärtchen, 1½ Thlr.

☞ Nicht nur wegen seiner gedrängten Uebersichtlichkeit der ganzen neuern Erdbeschreibung, sondern auch wegen der eleganten äußern Ausstattung eignet sich dies Büchlein ganz besonders zu Geschenken an junge Leute.

---

[723] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Darstellungen
aus der Geschichte des
Reformations-Zeitalters,
mit Zugaben aus der Quellenforschung.
Von
W. Wachsmuth.
Ersten Theils erste Lieferung.

Auch unter dem Titel:

Der deutsche Bauernkrieg
zur Zeit der Reformation.
Mit dem Bildniß Thomas Münzer's.
gr. 8. geh. 20 Gr.

Bildet eine Fortsetzung der im fünften Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs", herausgegeben von Fr. v. Raumer, mitgetheilten Abhandlung „Aufstände und Kriege der Bauern im Mittelalter" von demselben Verfasser.

Leipzig, im Nov. 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[687] Als Weihnachtsgeschenk empfohlen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

HAUSBUCH
des
geographischen Wissens.
Eine systematische
Encyklopädie der Erdkunde
für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes.
Frei bearbeitet
nach dem „Abrégé de Géographie" des A. Balbi.
Von
Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer u. Zeune.

2 Bände (96 Bogen in gr. 8.) mit 4 Karten; einem gedrängten Abrisse der Münz-, Maass- und Gewichtskunde der neueren Zeiten und des Alterthums etc., und einem vollständigen topographischen Register.

Güns 1834, Reichard's Verlag, Leipzig in Commission bei Volckmar. 5 Rthlr. steifgeb.

Dieses neue geographische Handbuch, dessen Werth ohnedem Balbi's und der deutschen Bearbeiter Namen hinlänglich verbürgen — unterscheidet sich seinem Plane und dessen Ausführung nach von allen bis jetzt vorhandenen, welche die Statistik den übrigen Gegenständen voran oder wenigstens ängstlich zur Seite stellen, weil sie brauchbare Lehrbücher abgeben sollen. Hier aber haben wir ein interessantes Lehrbuch, das sich nur nebenbei um statistische Zahlen bekümmert, dafür aber aus den Berichten der neuesten Reisenden, und überhaupt durch eine über die ganze gebildete Welt verbreitete Korrespondenz des Verfassers Alles gesammelt hat, was die Geschichte, Ethnographie, den religiösen und den industriellen Kulturstand ꝛc. der nahen oder entfernten Länder aufklärt. Doch würden auch diese an und für sich anziehenden Notizen, über ein und dasselbe Land auf eine Stelle zusammengedrängt, Gefahr laufen, langweilig zu werden, wenn nicht der Herr Verfasser sie mit einer bewunderungswürdigen Umsicht so vertheilt hätte, daß selbst die trockenern Partien der Topographie Glanzpunkte erhalten, die er durch seine lebhafte malerische Darstellungsgabe ganz besonders herauszuheben weiß. Kurz dieses Werk wird jeden Leser durch die Reichhaltigkeit an Kombinationen, die Fülle der Thatsachen und Untersuchungen, die Mannichfaltigkeit der Ideen und zerstreuten Bemerkungen vom ersten bis zum letzten Blatte fesseln, wozu auch noch die äußere Ausstattung, welche der Eleganz des Pariser Originals in keinem Stücke nachsteht und der Strauß'schen Officin in Wien zur Ehre gereicht, das Ihrige beitragen mag.

Ferner ist ganz neu:

Blumenbach, W. C. W., neueste Landeskunde des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns. Zweite ganz umgearbeitete Auflage in 2 Bänden. Erster Band. gr. 8. Güns, 1834, Reichard's Verlag, Leipzig, in Commission bei Volckmar. 2 Rthlr.

Der zweite Band erscheint im Januar 1835.

---

[705] So eben haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu finden:

Der dreizehnte März, oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von 1809, von Oberst Gustavsson. 3½ Bogen. 8. geh. 30 kr. od. 7 Gr.

Dasselbe in französischer Sprache. 4 Bog. 8. geh. 45 kr. oder 10 Gr.

Die Geschichte jener Revolution in Schweden ist zwar in ihrem Resultate weltbekannt, die Ursachen derselben aber wurden bis jetzt irrigen Umständen beigemessen, und auch die nähern Thatsachen, welche dabei vorfielen, sind bis heute nicht öffentlich geworden; der Herr Oberst Gustavsson hat es sich darum zur Aufgabe gemacht, seine Zeit hierüber selbst aufzuklären und zu belehren. Obwohl Held der Geschichte und unterliegende Partei, erscheint dieses dennoch in ruhig gehaltenem leidenschaftlosen Ton und in würdevoller Sprache; man wird daher diese, sowohl für die Geschichte Schwedens als für die abgetretene und die regierende Dynastie wichtige Schrift allgemein mit Theilnahme aufnehmen und mit Interesse lesen.

St. Gallen, Nov. 1834.

Huber u. Comp.

---

[678] Literarische Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sydow, Friedr. v., poetische Zwischenspiele in der Prosa des Lebens. Eine Sammlung von Gedichten verschiedenen Inhalts. 2 Theile. 8. sauber brochirt. 1 Rthlr.

Leipzig, im Nov. 1834.

Fischer u. Fuchs.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. December 1834.

Wie wurde nur der edle Timon so? —
So wie der Mond, wenn er kein Licht mehr gibt;
Doch nicht erneu'n mich konnt' ich, wie der Mond,
Nicht Sonnen gab's, die vorgien.

Shakespeare.

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Aus dem Hirten von Absam war zwar ein großer und weitkundiger Meister geworden, der durch seine Kunstwerke, die Geigen, mit den ersten und vornehmsten Männern jener Zeit in naher Berührung stand; aber statt der frischen Farbe seiner Wangen, des jugendlichen Feuers seiner Augen, war Bläße und Mattigkeit darüber verbreitet, und ein langsames Siechthum schien sein Inneres zu verzehren. Seine Frau gebar ihm drei Töchter und einen Sohn, sie war tugendhaft und ihm ergeben, eine wackere Hausfrau, die ihn pflegte und seiner mit Liebe wartete. Der Erzherzog Ferdinand Karl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener, und Kaiser Leopold I. ließ ihm darüber das Diplom ausfertigen, welches wir noch in unserer Familie bewahren. Es lautet vom 28sten Oktober 1658. Aber alles dieses, Kunstfertigkeit, daraus entspringender Wohlstand, Ruhm und Ehre und häusliches Glück, Dinge, die in solchem Verbande jeden andern Sterblichen beneidenswerth hätten erscheinen lassen, konnten ihn, den durch unbekannte Macht tief Gebeugten, nicht erheben. Man wandte sich mit Bedauern, und nicht ohne ahnungsvolle Schauer zu empfinden, von seinem Anblick weg; Niemand suchte seine Nähe, es war, als ob ein schreckliches Geheimniß, ein mächtiger Fluch darin brüte. Und der Arme fühlte es, denn immer bläßer wurde sein Gesicht, immer tiefer sank sein Auge, immer schrecklicher malte sich eine verzweifelnde Schwermuth in jenen einst so heitern, offenen Zügen. Eines war allen seinen Freunden klar geworden: er hatte des Menschen kostbarstes Eigenthum, seine Seelenruhe, in Italien eingebüßt; er hatte sein Tyroler Gemüth dort verwechselt gegen den finstern Sinn der Italiener; denn einsiedlerisch lebte er in seinem Hause, nicht um Andere zu ergötzen spielte er auf seinem herrlichsten Instrumente, sondern im finstern Gemache, bei dicht verhängten Fenstern; keinem Lehrlinge oder Gesellen offenbarte er seine kostbaren Geheimnisse. Allein, in früher Morgenstunde stieg er hinauf in den Bergwald, dort wußte er durch Anschlägen mit dem Hammer volltönendes Holz zu finden, das ihm zur Verarbeitung tauglich schien, dann ließ er den gefällten Baum in seine Wohnung bringen und zerschnitt ihn und machte Geigen daraus. Niemand weiß, wie er es mit dem Trocknen gehalten, wie er seinen Hals ansezte, wie er seine Stege bereitete, wie er zusammenleimte, nach welchen Berechnungen er im Innern des Bauches seine Construktionen machte; Niemand kennt genau seine Verhältnisse und die Kunstgriffe, die er anwandte, um seinen Instrumenten jenen Ton, jene Reinheit, jene

Digitized by Google

edle Männlichkeit zu verleihen, wodurch sie sich vor allen andern, nach 200 Jahren noch, auszeichnen und dem Kenner und Virtuosen so werth erscheinen.

„Bald ward es dem finstern Manne, der nun auf der Höhe des Lebens und seiner Kunst zu stehen schien, in der Hauptstadt zu lebendig, seine Schwermuth war so gestiegen, daß ihm nur die Einsamkeit des Geburtsdörfchens noch wünschenswerth vorkam. Er übersiedelte nach Absam; dies veränderte nichts in seinem äußern Leben, als daß er noch stiller und schwermüthiger wurde, wie bisher.

„Man sagt, daß er eines Abends eine Einladung erhielt, in einem Hofkonzerte mitzuwirken, worin sich eine berühmte welsche Sängerin hören lassen sollte. Kurz nach dem Beginne ihrer Arie, als sie die Kraft ihrer Stimme entfaltete, sanken unserem Jakob Stainer Geige und Bogen aus der Hand, und mit einem starren Blicke nach der Fremden und einem fürchterlichen Schrei fiel er zusammen. Man hielt dies für eine plötzliche Krankheit und entfernte ihn aus dem Konzertsaale. Noch in derselben Nacht aber kam der fürchterliche Wahnsinn über ihn, der bis zu seinem Tode nur auf kurze Intervallen von ihm wich, und dann nur einem stumpfsinnigen Zustande Raum ließ, der fast noch schrecklicher anzusehen war, als die wildesten Ausbrüche seiner Wuth, die am Ende durch geeignete Zwangsmittel doch gebändigt werden konnten. — An diese Bank, worauf wir sitzen," — hier sprangen Alle unwillkührlich auf — „ward er dann festgekettet," fuhr der Hauptmann fort; „durch dieses Loch lief die Fessel, die seine gewaltsam wilden Bewegungen in Schranken hielt und ihn an die Wand der Hütte bannte . . . . ."

Es war eine lange Pause entstanden; eine stille Wehmuth hatte sich unser bemächtigt; Alle betrachteten die Bank, woran der wahnsinnige Meister vor zweihundert Jahren geschmiedet war, mit großem Interesse. „So lebte Jakob Stainer noch viele Jahre," fuhr der Erzähler fort. „Oft in stillen Augenblicken nahm er eben jene Geige, worauf mein Sohn vorhin spielte und stieg damit in den Wald hinauf. Tagelang hörte man ihn dann bald in wilden Läufen, bald in schmelzenden Weisen. Es hat sich die Sage bei uns erhalten, daß nichts dem Ausdrucke gleich zu kommen im Stande sey, den er in sein Spiel zu legen wußte. Aber stets still und in sich gekehrt blieb er dabei, seine verfallenen Gesichtszüge schienen theilnahmlos für Alles, sein starres schwarzes Auge blickte stets vor sich hin und bemerkte nichts von dem, was ringsum sich begab; weder Speise noch Trank war ihm dann Bedürfniß, und er, der am Morgen, rasch vom Lager springend, in den Wald gerannt war, kehrte Abends, mit vom Thau genäßten, lang herabhängenden Haar, die Geige unter dem Arm, in die Hütte zurück und suchte wieder still das Lager, ohne eine Labung zu begehren oder ein Wort an seine trauernde Familie zu richten, die ihn beständig umgab und aus der Ferne beobachtete. Wenn ihn jedoch diese tiefe Schwermuth so riesenhaft übermannte, daß sie mit glühender Kraft ihm in's Hirn stieg, dann theilte er sich mit, und das, was der stille, tiefere Schmerz sorglich in seinem Innern zu verbergen bemüht gewesen war, brach dann mit dämonischer Gewalt hervor. Dann heulte er seine finstern Klagen aus der zerrissenen Brust und verwünschte sein Geschick. Es ist fürchterlich, zu denken, daß das, was wie Raserei aussah, vielleicht der Moment des rückkehrenden Bewußtseyns war. Statt ihn anzuketten, den armen Mann, hätte vielleicht ein lindernder Trost ihm in die Seele träufeln sollen; vielleicht wäre eine Reise nach Italien ihm heilend gewesen, ein Bad, Zerstreuung, Entfernung aus seinen häuslichen Umgebungen. Wer vermöchte das jezt zu bestimmen!

„So wurde aber dieser Zustand der einzige Dolmetsch seines unverständlichen Innern, denn Niemand aus seiner Familie dachte damals daran, durch eine Reise nach Italien oder genaue Nachforschungen sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Luzia.

Seht
Wie des Kleinods zerstoß'ne Ueberreste
Am Rand des Bechers sich in einen Kranz
Zahlloser Perlen sammeln! Ja so soll
Auch jede Wohlthat Eurer Liebe, die
Ihr an mir übt, im Grunde meiner Seele
Zu tausend Widerspiegeln sich verwandeln,
Zwar leer, und nur mit luft'gem Inhalt, aber
Ein Zeichen meiner Dankbarkeit, das Euch
Erfreu'n, das sich um Eure greisen Schläfe
Wie frische Blumenkränze winden wird!

Gratiano.

Heil diesem Bund, der an Venedigs Spitze
Ein unerhörtes Wunder stellt! Wenn sich
Ungleiche Jahre solcher Treu umfangen,
Welch schönes Beispiel gebt Ihr da für Alle,
Die gleichen Alters am Altar den Ring
Der Treue wechseln!

Digitized by Google

Paschale.

Und von dieser Stadt
Wird man jezt sagen, daß sie nicht allein
Die mächtigste und reichste, sondern auch
Die treuste Königin der Meere ist!

Montenegro.

Ja, hätte wohl ein schöneres Geschenk
Für die erprobte Tugend, die Verdienste,
Die wohlverzinsten Jahre unsers Herzogs
Die Zeit aufsparen können, als der Unschuld
So anmuthsvolle Neigung? Glücklich der,
Der auf der lezten Neige seines Lebens
Noch einmal so im lachenden Muth der Jugend
Sich baden darf!

Marino.

O ihr erfahrenen Männer,
Ihr battet Zeit, die Gaben des Geschicks,
Die wahre Gunst des Himmels zu erproben:
Wie wohl thut solcher Preis aus Eurem Munde!
Ich weiß, Ihr werdet dies mein Ehgemahl
Höchst werth und theuer halten; denn Ihr habt
Den ihr geleisteten geringsten Dienst
Bei meiner Würde selber angeschrieben.
Und nehmt zum Zeugniß dessen, wie ich hoch
Sie achte, diese Gnade, die ich dir,
Mein holdes Kind, jezt weihe, daß im Nu
Ich jedem Wunsche deines Herzens, sey
Er auch der größte, der in meiner Macht liegt,
Vor diesen Männern g'nügen will!

Luzia.

Ach, wenn
Nach dem Maßstabe deß, wovon in diesem
Moment ich sagen dürft', es fehlte mir,
Ein solcher Wunsch auf meinem Herzen drückte,
So wüßt' ich nichts, mein lieber Herr; — und doch
Vielleicht etwas, was aber so gering ist,
Daß ich mich schäme, solchen kind'schen Wunsch
Vor diesen Herrn zu äußern —

Marino.

Sprich, vielleicht
Besinnst du später dich auf Größeres;
Doch selbst dem Kleinsten, was Bedürfniß wäre
Für dein bescheiden Herz, schaff' ich Gewährung.

Luzia.

Gewiß, ich würd' es auch nicht nennen, Herr,
Wenn ich's mit ein'ger Sehnsucht nicht vermißte,
Und mich der Vorwurf träfe, daß ich im
Geräusch des heut'gen Festes es vergaß.
Es ist ein altes Brauch bei jungen Mädchen,
Den mir die Amme sorgsam eingeschärft,
Daß sie für die Vermählungsnacht des Abends
Vom Zauberkraut Reseda ein'ge Stauden,
Als Mittel gegen Böses, unter's Kissen
Des Bettes legen. Freilich schämt es mich,
Mit dieses kind'schen Brauchs Erwähnung jezt
Das Lächeln dieser Herren zu erregen;
Doch fällt's mir schwer auf's Herz, daß auf den Steinen
Venedigs, wo kein Hälmchen wächst, wohl schwerlich
Um diese Stunde die Befriedigung
Der gutgemeinten Thorheit möglich ist.

Marino.

Warum nicht? Liegen an der Brenta Ufer
Nicht meine Gärten, die ein rüst'ger Arm,
Des Ruders kundig, noch zur rechten Zeit
Erreicht, um dann zurückzukehren, wenn
Des Festes lange Dauer und der Kerzen Schein
Zum Schlafe deine Augen übermattet.
Und dir zu zeigen, wie ich hoch dich ehre,
So fodre du den Jüngsten dieser Männer,
Die hier um uns versammelt stehen, auf,
Mit jenem Ehrendienste dir zu huld'gen!
Wie gern verdiente Michaele Steno,
Der edle Ritter, sich der Schönheit Dank!

Luzia (zu Steno).

Verlieht Ihr wohl um so geringen Preis,
Mein Lieber, dieser abergläub'schen Schwäche
Die gütige Beruhigung?

Steno (kalt).

Ich glaube,
Erhab'ne Frau, daß Ihr dies nur im Scherz
Zu mir gesagt habt.

Luzia (sich weinend zu Marino kehrend).

O da hört Ihr's, wie
Ich höf'scher Sitten unerfahren, ohne es
Zu wollen, eben fehlte!

Marino.

Theure Luzia,
Mit Nichten; dieser edle Ritter will
Sich deines Auftrags nur versichern,
Um in Erwartung schon den lieben Preis
Recht zu genießen. Ihr nehmt sicherlich,
Mein lieber Steno, von des Festes Freuden,
Eine Stunde weg, besteigt die schönste Gondel,
Die unten am Pallaste liegt, und bringt
Aus meinen Gärten den verlangten Strauß?

Steno.

Wo denkt Ihr hin, mein Herzog? Würden nicht
Die Edlen dieser Stadt mit Fingern auf

Mich zeigen, sich des Umgangs eines Ritters
Entschlagen, welcher Dienste für Euch that,
Die nur den Knechten Eures Soldes ziemen?

(Allgemeines Erstaunen.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Konzerte. Früchte des Friedens.

Die andere Konzertanstalt besizt einen großen Saal in der Straße St. Honoré und hat sich eine Orgel bauen lassen, welche Abends zur Begleitung dient. Dies hat man den Londoner Anstalten nachgemacht, die ebenfalls eine Orgel zur Begleitung brauchen; da nun manche Pariser dieses Instrument selten in den Kirchen hören, so ist es etwas Neues für sie. Auch die Virtuosenkonzerte haben bereits ihren Anfang genommen, und zwar ist der originellste Virtuose, Berlioz, diesmal mit seinem Beispiel den andern vorangegangen. In dem Kopfe dieses Tonkünstlers scheint sich ein ungeheurer Vorrath von musikalischen Ideen zu drängen und Luft machen zu wollen. Es ist unglaublich, was er Alles mit Tönen ausdrücken will; romantische Scenen, in welchen sich alle Leidenschaften und heftigen Gemüthszustände malen, stellt er reihenweise dar, und vielleicht bringt er am Ende einen ganzen Roman in Musik. Manches dieser Produkte nimmt sich etwas verworren aus, und etwa wie ein Räthsel, das die Zuhörer nicht zu errathen vermögen; oft wird der Künstler aber wieder verständlich und zwar auf die anmuthigste Weise. Man betrachtet Berlioz als einen genialen Mann, der mit sich selbst noch nicht einig ist und den rechten Weg noch nicht getroffen hat. Man erzählt, er habe für's Theater schreiben wollen, allein den Direktoren sey vor seiner Musique fantastique bange und sie wollen sie nicht. Vielleicht gelingt es ihm bei zunehmendem Alter, seine Teufelsmusik etwas zu regeln und annehmlich zu machen. Shakespeare scheint ihn noch immer zu begeistern, und zuweilen sezt er Ouverturen zu Shakespeare'schen Stücken, oder malt einzelne Auftritte daraus musikalisch. Wer aus den vielen Wintervergnügungen in Paris schließen wollte, daß Jedermann nur an Belustigung denkt und daß die Zerstreuung die Hauptbeschäftigung aller Einwohner ist, würde sehr irren; denn obschon man Abends alle Schauspiele voll sieht, so kann man doch am Tage alle Unterrichtsanstalten, alle Bibliotheken voll sehen. Vielleicht ist die Zahl der Studenten an der Rechts-, Arznei- und naturwissenschaftlichen Fakultät nie so beträchtlich gewesen, als in diesem Winter, und in einigen öffentlichen Bibliotheken fehlt es beinahe an Platz, um alle Wißbegierigen unterzubringen. Offenbar ist dies eine wohlthätige Folge des langen und dauerhaften Friedens und der dadurch entstandenen Ruhe und Wohlhabenheit, wodurch so Manche, die sonst im Kriege ihre besten Jahre verloren hätten, in Stand gesezt werden, sich gemächlich den Studien zu ergeben. Auch werden allmählich die Unterrichtsanstalten vervollkommnet und zweckmäßiger eingerichtet. Die freie Presse gibt die Mißbräuche an und bringt die Bedürfnisse und Wünsche des Publikums zur Sprache, und die Machthaber sind meist gezwungen, sich darnach zu fügen. So öffnen jezt die Maires in einigen Provinzialstädten Frankreichs Sonntags die öffentlichen Bibliotheken, damit die in der Woche beschäftigten Arbeiter an diesem Tage wenigstens von dem Gemeinnute Nutzen ziehen können. Dasselbe ist auch schon für Paris verlangt worden, und wahrscheinlich wird am Ende eine ähnliche Vorkehrung getroffen werden. Bereits ist die Bibliothek des Conservatoriums für Künste und Handwerke der arbeitenden Klasse zugänglicher gemacht worden. Hauptsächlich in dieser Bibliothek findet der Handwerker, was er sucht; in den großen, vorzüglich für Gelehrte bestimmten Bibliotheken würde er sich doch nicht zurecht finden. Die arbeitende Klasse bekommt in der langen Friedenszeit eine Wichtigkeit, die jährlich zunimmt, denn auf ihr beruht vorzüglich die Vermehrung des Reichthums der Nation; der Gewerbfleiß spielt eine Hauptrolle im Staate, durch ihn sucht die Nation sich vor andern hervorzuthun, durch ihn wird sie wohlhabend und macht andere Staaten von sich abhängig, oder verschafft sich ihre Selbstständigkeit. Daher schenkt man jezt auch in Frankreich diesem Stand besondere Aufmerksamkeit. In den Theaterstücken wird er beinahe mit eben der Achtung behandelt, die man vor fünfzehn Jahren dem Soldatenstande und vorzüglich der abgedankten großen Armee bezeigte, und in der That haben beide Stände große Eroberungen gemacht. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 292:
Die Knopflöcher.

Räthsel.

1.

Wie heißt der Spiegel, reich an tausend Bildern,
Der sie beherbergt, oft willkührlich mengt,
Wenn ihre Formen drohen zu verwildern,
Sie in der Schönheit feine Rahmen engt,
Und, ist er gut geschliffen und polirt,
Sie nie geschmacklos in einander drängt?

2.

Der Spiegel, welcher schon auf rauher Fläche
Die Welt aufnimmt und eine neue zeigt,
In den des Lichtes tausendfarb'ge Bäche
Einströmen, wo er ihnen hin sich neigt?
Fünf Straßen sind's, auf denen ihn das Licht,
Das ihn erleuchtet, sucht und leicht erreicht.

3.

Das Licht polirt ihn selbst; Zerrbilder senden
Wird er euch manchmal, ist er unpolirt,
Ringsum wird reiche Strahlen er versenden,
Mit Glück polirt und glücklich ausstaffirt,
Beglücket euch aus seinem Bilderschatz,
Den manches schöne Kabinetstück ziert.

4.

Und wenn sein Rahmen endlich Alters wegen
In tausend ungefüge Stücke bricht,
So ist sein Meister darum nicht verlegen,
Hat andre Rahmen, hat sie nöthig nicht.
Dem Spiegel bleibet ungetrübt sein Glanz,
Sein Daseyn und sein Glanz verlangt — nur Licht!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 49.

Sonnabend, 13. December 1834.

[742] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

National-Kalender

für die

deutschen Bundesstaaten

auf das Jahr 1835

für

Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen

(nach dem Stuttgarter Meridian).

Zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute.

Begründet von

Christian Carl André,

fortgesezt von

Johann Heinrich Meyer.

Eilfter Jahrgang.

Mit 2 Musikblättern und einigen Holzschnitten.

Preis fl. 1. 12 kr.

Inhalt: Eigentlicher Kalender für 1835, für die Länder, wo er zuläßig ist. — Das Gedenkbuch. — Die Mannichfaltigkeiten. — I. Zum neuen Jahre, von Eduard Lint. II. Merkwürdigkeiten am Himmel. III. Kalender-Bestimmungen. IV. Feste und Feiertage der Christen. V. Von der Witterung. VI. Alles mit Gott. VII. Conrad Berger, der ehrenwerthe Landmann. VIII. Gebet mit Musik. IX. So wirkt das gute Beispiel. X. Wahlspruch. XI. Stephan Girard, der Erbsus von Philadelphia's Industrie. XII. Eine Ueberfahrt nach Nordamerika. XIII. Außerordentliche Flucht zweier brittischen Kriegsgefangenen in Frankreich. XIV. Das Frühaufstehen. XV. Der entflohene Sommer (mit Musik). XVI. Das Goldmacherdorf. XVII. Friedhofsweihe. XVIII. Schweizer-Volkssagen. XIX. Gute und Böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. XX. Lebensweisheit. XXI. Der ehrliche Finder. XXII. Kleine Erzählungen vom Verfasser des Volksbüchleins (Professor Auerbacher). XXIII. Nüzliche Anstalten und Vereine. XXIV. Die Bevölkerung Europa's am Ende des Jahres 1833. XXV. Avery. Eine Seeräuber-Geschichte. XXVI. Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. XXVII. Der erste April. XXVIII. Gemeiner Sinn und wahre Größe. XXIX. Für Auswanderungslustige. XXX. Briefe eines Ausgewanderten. XXXI. Bilder aus Amerika. XXXII. Lehren, Warnungen und Ermunterungen für Deutsche, welche nach Amerika auswandern wollen. XXXIII. Plan einer in Nordamerika zu gründenden deutschen Colonie. XXXIV. Landwirthschaftliche Banten. XXXV. Gewitter-Gefahren. XXXVI. Die Feuersnoth oder der Name thut viel zur Sache. XXXVII. Das große Loos. XXXVIII. Feuersgefahren. XXXIX. Gespenstergeschichten. XL. Nationalsitten. XLI. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. XLII. Vorsichts-Maßregeln. XLIII. Ein merkwürdiges Beispiel von Scheintod. XLIV. Rettungsmaschine für Scheintodte. XLV. Zuruf. XLVI. Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[640] **Neue empfehlungswerthe Jugendschrift als Weihnachtsgeschenk.**

Die interessantesten und wichtigsten

Kämpfe, Schlachten und Belagerungen

in der alten Geschichte,

vorzüglich der Griechen und Römer.

Ein Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung zunächst für die reifere Jugend der Gymnasien, der Militär- und anderen Bildungsanstalten,

aus den Quellen dargestellt

von

Georg Graff,

Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Wezlar.

1stes Bändchen. 8. cartonnirt. 18 gGr. oder 1 fl. 20 kr.
2tes Bändchen. 8. cartonnirt. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.
Beide Bändchen 1 Thlr. 14 gGr. oder 2 fl. 50 kr.

Darmstadt bei C. W. Leske.

Der bereits rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat sich gewiß ein bleibendes Verdienst erworben, indem er den für Erzählung von Heldenthaten so empfänglichen Gemüthern der Jugend die thatenreiche Kriegsgeschichte des Alterthums geöffnet hat. — Die Lehrer an Gymnasien und Militärschulen werden gewiß ein Buch der Art, wodurch der Geist der Jugend zum Edlen angefeuert wird, bei Preisvertheilungen und dergleichen vorzugsweise berücksichtigen. Der Herr Verfasser hat geglaubt, besondere Rücksicht auf den Styl nehmen zu müssen, und es besizt demnach dieses Werkchen die Haupterforderniße eines guten Lesebuchs, Reinheit des Ausdrucks und Klarheit des Periodenbaues. —

Nachstehendes Inhaltsverzeichniß wird am Besten bezeugen, was der Herr Verfasser gegeben hat:

Erstes Bändchen:

1) Kampf der Israeliten am Berge Tabor gegen Sisera.
2) Des Kyros Kampf gegen die Massageten.
3) Des Dareios Belagerung und Eroberung Babylons.
4) Kampf der sieben Helden gegen Theben.
5) Trojanischer Krieg.
6) Belagerung von Ithome durch die Spartaner.
7) Belagerung von Kira mit den sich daran schließenden Kämpfen und Schlachten.
8) Schlacht bei Marathon.
9) Kämpfe bei Thermopylä und Artemision.
10) Schlacht bei Salamis und Einnahme Athens durch Xerres.
11) Schlacht bei Platäa.
12) Schlacht bei Mykale.

Digitized by Google

13) Schlacht bei Himera.
14) Kämpfe am Eurymedon und bei Kypros.
15) Belagerung von Platäa.

Zweites Bändchen:

16) Kämpfe und Schlachten der Athenäer in Sicilien während des peloponnesischen Krieges.
17) Schlacht bei Ephesos oder Notion.
18) Schlacht bei den Arginusen.
19) Schlacht beim Argos Potamos.
20) Schlacht bei Kunnara.
21) Schlacht bei Koroneia.
22) Schlacht bei Leuktra.
23) Schlacht bei Mantineia.
24) Schlacht bei Chäroneia.
25) Eroberung und Zerstörung Thebens durch Alexander.
26) Schlacht am Granikus.
27) Schlacht bei Issos.
28) Belagerung und Eroberung von Tyros durch Alexander.
29) Schlacht bei Arbela unweit Gaugamela.
30) Eroberung der Bergfeste (Petra) in Sogdiana durch Alexander.
31) Schlacht am Hidaspes gegen den indischen König Poros.
32) Belagerung von Salamis und Seeschlacht bei der Insel Kypros zwischen Demetrios, Poliorketes und Ptolemäos Soter.

Beide Bändchen sind durch alle gute Buchhandlungen um den beigesetzten Preis zu haben.

---

[651] Bei mir ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.

Fünften Bandes drittes bis fünftes Heft.
(XXXV — XXXVII.)

Gr. 8. Geh. Jedes Heft 12 Gr.

Die obigen Hefte enthalten außer biographischen Andeutungen und Miscellen die ausführlicheren Biographien und Charakteristiken von Ferdinand I. von Sicilien (3. Abtheilung), J. H. van Swinden, Kutusoff, J. Chr. L. Hellwig, Cam. Desmoulins, K. F. W. von Gersdorff und R. Chr. Rask.

Leipzig, 1. Oktober 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[708] In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Des Schweizers Alpenhorn.

Gedichte von Herrn Karl Steiger (Pfarrer in Brunnadern).

9 Bogen. 12. Geheftet 48 kr.

Seit Johann Grob, einem der besten Schüler des edeln Schwans von Boberfeld, ist in unserm nähern Vaterlande kein Sänger aufgetreten, der sich einigermaßen über das Gewöhnliche erhoben hätte. Mit wahrer Freude vernehmen wir daher die Klänge aus Schweizers Alpenhorn. Heimelig, sanft und kräftig, oft in seinen, doch ungekünstelten Variationen dringen sie in Ohr und Gemüth. Als Dichter hatte sich der Verfasser schon in Henne's Schweizerblättern Vertrauen und Liebe erworben. Seine Muse ist mehr Tochter der Natur als der Kunst, — anziehend durch antike Naivetät, minniglichen Liebreiz, Reinheit, Gefälligkeit und ein zartes, inniges, tiefgemüthliches Wesen. — Die erste und größere Abtheilung des Büchleins enthält Gedichte in verschiedenen Formen und von großer Mannichfaltigkeit der Gegenstände; die zweite Abtheilung gibt (echt alpinisch) Winterlieder, dann Balladen und Romanzen, und zum Schluß einige vaterländische Gedichte.

St. Gallen, im November 1834.

Huber und Comp.

---

[731] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neuer Briefsteller
für
Liebende beiderlei Geschlechts.

Ein Dolmetscher fühlender Herzen. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Ilmenau, bei Voigt. Schön geh. 1 fl. 21 kr.

Es gibt im liebenden Umgange nicht leicht einen Fall, für den hier nicht in ausgewählten Musterbriefen auf eine Weise gesorgt wäre, in der sich ein liebendes Herz zugleich mit Anstand und Wärme aussprechen kann; deßhalb hat dieser Briefsteller schon seit Jahren bei dem zärtlichen Theile des Publikums als ein treuer Rathgeber in Ansehen und Zutrauen gestanden, und es ist gegenwärtige neue, mit 33 Briefen vermehrte Auflage nöthig geworden, die allen von Amors Pfeil Getroffenen noch mehr aus der Seele sprechen wird. Daß er nicht mit Fabrikprodukten unter ähnlichen Titeln verwechselt werden darf, ergibt sich aus einem der neuesten Stücke des Kometen.

---

[633] Volger's

geographische und historische Hand- und Lehrbücher

erfreuen sich fortwährend einer so allgemeinen, immer noch zunehmenden Verbreitung, sowohl unter allen gebildeten Ständen, vorzüglich Geschäftsmännern, Militairs, Lehrern, Zeitungslesern (da die vollständigen Register die Anschaffung besonderer Zeitungs-Lexica entbehrlich machen), als wie auch in den meisten deutschen Schulanstalten, daß es statt weiterer Empfehlung nur der Anzeige der folgenden seitherigen neuesten Auflagen bedarf, um zugleich dadurch die stets fortgeschrittene Vervollkommnung und Verbesserung der Arbeiten des verdienstvollen und unermüdet thätigen Verfassers anzudeuten:

Volger, Dr. W. F., Handbuch der Geographie. Mit Tabellen. Dritte Auflage. 2 Bände, circa 80 Bogen in gr. 8. Hannover bei Hahn. Velin-Druckpapier. 2⅔ Rthlr.

Dessen Anleitung zur Länder- und Völkerkunde. Für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterrichte. Mit Tabellen. Dritte Auflage. 2 Bände gr. 8. Daselbst. 1⅓ Rthlr.

Dessen Lehrbuch der Geographie. gr. 8. Das. I. Cursus oder Leitfaden. Siebente Auflage. ⅙ Rthlr. II. Cursus oder Schul-Geographie. Dritte Auflage. ½ Rthlr. (Der III. Cursus, gr. 8. ⅔ Rthlr., enthält die alte, mittlere und neuere Geographie.)

Dessen Lehrbuch der Geschichte. gr. 8. Das. Mit Tabellen. I. Cursus oder Leitfaden. Dritte Auflage. ⅓ Rthlr. (Der II. Cursus, gr. 8. 5/12 Rthlr., enthält den Abriß der Geschichte.)

(Ein Handbuch der Geschichte als Seitenstück zum geographischen Handbuche befindet sich unter der Presse.)

Digitized by Google

[695] Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Pariser Nächte.

Eine Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der Pariser Großen.

6 Bände. 6 Rthlr.

Des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe.

1 Rthlr. 12 Gr.

Chronique scandaleuse

des

Pariser Hofes

seit den Zeiten Louis XIV.

Geheime Memoiren zur politischen und Regenten-Geschichte des französischen Reiches von 1638 bis auf Louis Philippe I.

8 Bände. 8 Rthlr.

Galanterien,

Abenteuer und Liebschaften einer jungen Dame von Stande.

4 Bände. 4 Rthlr.

Seufzer

aus

Oestreich und seinen Provinzen.

1 Rthlr.

Geschichte

des Betrugs, der Gräuelthaten und der Heuchelei von Priestern und Pfaffen aller Völker und Zeiten.

Ein Ueberblick des von den frühesten Perioden der Geschichte bis zur Gegenwart von der Geistlichkeit getriebenen Mißbrauchs des Heiligsten.

1 Rthlr.

Louis XVII. lebt!!!

Memoiren

Carl Louis,

Herzogs der Normandie, legitimen Königs von Frankreich.

Von seinem Eintritt in den Tempel 1792 bis auf die neueste Zeit.

Mit einer Vorrede des Prinzen, authentischen Briefen und historischen Erläuterungen.

Nach dem in London als Manuscript gedruckten Original.

1 Rthlr. 12 Gr.

Die Augen von ganz Frankreich sind gegenwärtig auf den Pariser Assisenhof gerichtet, vor welchem der Prozeß gegen einen gewissen Baron Richmond, einen Betrüger, der sich schon vor längerer Zeit für den Sohn Louis XVI. ausgegeben hat und deßhalb eingezogen worden ist, verhandelt wird. In demselben Augenblicke aber tritt ein Herr Marennes de saint Didien auf, und bringt die Protestation des echten Dauphins, der noch lebt und seine Memoiren dem Publikum vorgelegt hat, auf, indem er behauptet, sein Vollmachtgeber sey nach seiner innigsten Ueberzeugung und nach allen abgelegten Proben der wahrhafte Sohn Louis XVI., der rechtmäßige Thronerbe Frankreichs: Louis Charles, Herzog der Normandie. Binnen Kurzem, sagt er, wird er aus seinem Dunkel hervortreten und im Angesichte des französischen Volkes seine natürlichen Rechte reclamiren.

Die Memoiren dieses Herzogs der Normandie, dieses neuesten und glaubwürdigsten Prätendenten, der eine lange Reihe von Jahren unter anderm Namen verborgen in Deutschland lebte, übergeben wir hier in einer deutschen Uebersetzung der Lesewelt.

Das französische Original ist nicht in den Buchhandel gekommen, es wurde von den Anhängern des Prinzen heimlich unter seine Freunde vertheilt.

Lit. Museum in Leipzig.

---

[692] # Neue Bücher,

welche im Verlage von

Duncker und Humblot in Berlin

erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Felice, G. de, Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs. Aus dem Französischen übersezt von H. Hilliger. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen und herausgegeben von C. Gr. v. B. gr. 8. geh. ½ Thlr.

Marheineke, Ph., Geschichte der deutschen Reformation. Vierter Theil. 8. 2 Thlr.

Mit diesem Theile ist dieses classische Werk vollendet (Th. 1—4. 6½ Thlr.). Es ist bekannt, daß kein anderes Buch jene wichtige Begebenheit so in dem ursprünglichen Lichte darstellt, und daraus der Beifall erklärlich, welchen es bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden.

Ranke, Leopold, die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erster Band. (Auch unter dem Titel: Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten. Zweiter Band.) gr. 8. 2⅔ Thlr.

Der berühmte Verfasser stellt zunächst in diesem ersten Bande, nach bisher meist unbenutzten Quellen, die Entwickelung des Kirchenstaates, der Kurie, des Papstthums, dann aber des Katholicismus überhaupt gegenüber dem Protestantismus im sechzehnten Jahrhundert, dar. Auf jeder Seite wird man das bekannte große kritische Talent des Verfassers wieder erkennen.

---

[622] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Casanova des Zweiten

(genannt Graf Alphons)

Liebschaften und Abenteuer

in Frankreich und Italien.

Von

L. Glockentreter.

2 Theile. 8. 1833. In farbigen Umschlag brosch. 2 Thlr. 8 gGr.

Digitized by Google

[744] **Empfehlungswerthes Weihnachts-Geschenk.**

In unserem Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Th. Körner's sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters

herausgegeben

und mit einem Vorworte begleitet

von

Karl Streckfuß.

Zweite vollständige Gesammt-Ausgabe in Einem Bande.

Auf Velinpapier, mit dem sauber in Stahl gestochenen, sehr ähnlichen Bildnisse des Dichters.

Subscriptionspreis 2 Rthlr. 16 Gr.

Der anerkannte Werth der Körner'schen Schriften überhebt uns jeder weiteren Empfehlung derselben; wir begnügen uns daher, bei Gelegenheit des herannahenden Weihnachtsfestes nur darauf aufmerksam zu machen, daß sich obige neue Ausgabe durch ihre höchst elegante äußere Ausstattung ganz vorzüglich zu einem angenehmen Festgeschenke eignet. Um die Benutzung zu diesem Zweck noch mehr zu erleichtern, haben wir die Veranstaltung getroffen, daß das Werk noch bis zum Schlusse d. J. für den billigen Subscriptionspreis von 2 Rthlr. 16 Gr. durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. Mit dem 1. Januar 1835 tritt jedoch der erhöhte Ladenpreis von 3½ Rthlr. ein.

Berlin, im November 1834.

Nicolai'sche Buchhandlung.

---

[715] Bei C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Christoterpe.

Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1835.

Herausgegeben

in Verbindung mit mehreren Andern

von

Albert Knapp.

Mit 6 Stahlstichen.

XII. 389 Seiten in kl. 8. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

Inhalts-Verzeichniß:

Zueignung. An J. J. Banga, vom Herausgeber. 1) Vom Worte Gottes. Von Dr. H. Olshausen, Prof. in Königsberg. 2) Biblische Bilder. Von Wilhelm Hey, Superintendenten in Ichtershausen. 3) Ueber Werth und Gebrauch der historischen Bücher des A. Testaments. Von Prof. Dr. K. H. Sack in Bonn. 4) Gedichte vom Herausgeber. 5) Beiträge zur Charakteristik Davids. Von E. Osiander, Prof. in Maulbronn. 6) Harfenklänge. Von Dr. J. F. v. Mayer in Frankfurt. 7) Jesus im Kreise der Familie von Bethanien. Von Prof. Kern, Pfarrer in Dürrmenz. 8) Fünf Lieder von W. Neuendorff. 9) Blicke in's Reich der Wahrheit. Von A. Brám, V. D. M. in Basel. 10) Ein Besuch bei Oberlin. Von M. Chr. Barth, Pfarrer in Möttlingen. 11) Abendlied bei Anschauung der Sterne. 12) Lied einer Verborgenen. 13) Nicht mehr hienieden, heißt nicht geschieden. Von Prof. Dr. Schubert in München. 14) Vier Lieder von G. Kern, Dr. Volkmann, C. F. Stange, J. J. Banga. 15) Ein Christ aus der Spener'schen Schule. Von Dr. Schwarz, Kirchenrath in Heidelberg. 16) Himmelsbilder. Vom Herausgeber. 17) Morgenlied bei Anschauung der Berner Alpen. Von Dr. Bähnmaier.

Die Stahlstiche stellen dar:

1) Das betende Kind. Nach Fräulein M. Ellenrieder. 2) Christus zu Emaus. Nach Schidone. 3) Jesus segnet die Kinder. Nach Overbeck. 4) Johannes predigt in der Wüste. Nach Overbeck. 5) Die heilige Familie. Nach Raphael. 6) Jerusalem oder das Haus des Pilatus.

Der Umschlag:

Petrus und Paulus nach Vischer in Nürnberg.

---

[720] Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Nicolai, C. A., deutsche Wandvorschriften für Volksschulen. Dritte verbesserte Auflage. 1 Thlr.

Sickel's, Dr. G. A. F., kleine Schulreden bei verschiedenen Veranlassungen. ⅓ Thlr.

---

[693] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Düsseldorfer

auf Erfahrung gegründetes

Kochbuch.

Oder

Unterricht in der Koch- und Haushaltungs-Kunst

nebst

Anweisung zur Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käse-Machen, Brodbacken, Bierbrauen ꝛc.

Von

Sophie Hölscher.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 216 Seiten in 8. Gebunden. Preis 20 Sgr.

---

[726] So eben ist erschienen bei dem Unterzeichneten und wird demnächst, da die Versendungen beendigt sind, in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten seyn:

Albert Knapp's

christliche Gedichte, dritter Band,

oder:

Neuere Gedichte, erster Band.

Preis der Ausgabe auf weiß Druckpapier fl. 2. oder Thlr. 1. 8 Gr., auf Velinpapier fl. 2. 40 kr. oder Thlr. 1. 18 Gr.

Diesem dritten Band wird in Kurzem der vierte nachfolgen, und sodann auch die beiden ersten Bändchen in einer neuen Auflage erscheinen.

Basel, den 28. November 1834.

J. G. Neukirch.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. December 1834.

Wie, Knabe, weil die Mutter, allzu rasch,
Ein flackerndes Rappier dir umgehängt,
Bist du so toll und beutst dem Löwen Trotz!

Shakespeare.

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Marino.

Was spricht aus dir? Vom Weine überwunden,
Etwa Vernunft, oder die Einflüsterung
Des widerspenstigen Senats?

Steno.

Nichts als
Die Ehre. Glaubt Ihr, daß man seinen Ruf
Verkauft um etwas, das, wenn ich bestimmte,
Was man in öffentlicher Meinung sagt,
Weit eher zu belachen wäre, als
Zu tadeln?

Marino.

Wie, du häufest auf verruchte,
Gewissenlose Weigerung noch Spott?
Pochst, kindisches Milchgesicht, du schon darauf,
Daß du zwei Jahre über deine Unschuld
Hinausgelebt? Dir, dem im feuchten Munde
Noch halb von Ammenbrust die Warze steckt,
Will lächerlich erscheinen, was der Schmuck
Des kindlichen Gemüthes ist? Wie lange
Ist's her, daß man die Armbrust dir von Holz
Schon aus der Hand nahm, dich mit Ruthen peitschte,
Wenn du des Nachts dein Bett besudeltest?

Steno.

Es ist die schwächste Waffe, die ihr alten Herren
Der Jugend gegenüber führt, wenn ihr
Sie an die Zeit erinnert, die ihr selbst
Doch nicht habt übersprungen. Kam ich her,
Daß Ihr am stolzen Namen meines Hauses
Den Geifer Eures Mundes wischtet? Ha!
Für jede Kränkung, die mich trifft, werd' ich
An Euch schon eine wunde Stelle finden,
Die meine Rache brennend ätzen wird!

Marino.

Fegt ihn hinaus, den frechen Buben! daß er
Den Koth, den meiner Gäste Schuhe ließen,
Von dieses Hauses Stiegen kehrt!

Steno

(zieht den Degen; doch Gratiano, Paschale und Montenegro fallen ihm in den Arm).

Du alter,
Von kind'scher Thorheit schon bemooster Schädel!
Und was wollt ihr, elende Parasiten?
Setzt eure Ehr' an Knochenrest', um die ihr
Die Hunde dieses alten Narrn betrügt!

Digitized by Google

Marino
(indem Steno hinausgedrängt wird und dann in die Scene rufend).
Verflucht sey jeder Schritt, den du je wagtest
Auf das Getäfel dieses Hauses zu setzen!
Nach der Dogana wunderbaren Pfeilern
Sollst du hinaufschiel'n, ein gemeiner Bettler!
Anspeien wird dich jedes Kohlenweib
Auf dem Rialto, daß du von der Hochzeit
Marino Falieri's bist hinaus
Geworfen, wie ein falscher Würfelspieler,
Ein Dieb, der Kerzen von den Leuchtern stahl;
Gestäupt, weil du den Dogen auf den Fuß
Getreten, räud'ger Hund!

Gratiano.
Beruhigt Euch,
Mein edler Herzog; diesen Uebermuth
Traf der verdiente Lohn. O ganz Venedig
Kennt dieses frechen Edelmanns Benehmen:
Es wird Euch danken, wenn Ihr Leidenschaft
Und böse Ausschweifung so straft.

Marino.
Ich fürchte
Mich nicht vor venetian'scher Neugier, die
Nun morgen diese Sach' aus einem Fenster
In's andere rufen, sie entstellen wird.
Was liegt mir an den schiefen Mienen des
Senats, der es verdient, daß ihn ein solcher
Ehrloser Schlag trifft? Warum dürfen Knaben,
Die noch so jung sind, daß sie ihren Degen
Lang nach sich schleppen, seine heil'ge Mitte
Zum Tummelplatze wählen?

Paschale.
Sey es mir
Erlaubt, inzwischen jenen Ehrendienst
Der Herzogin zu weih'n, für die Ihr einen
So tölpelhaften Boten wähltet, Herr!

Marino.
So recht, mein Freund!
(Paschale ab, dann zu Luzia.)
Du aber, schüchtern Herz,
Verzweifl' an zartem Mitgefühle nicht!
Der Menschen Seelen sind gar mannichfach
Gesaitet, und es scheint, als forderte,
Wie Instrumente, jede eine andre
Berührung; doch einfache Klänge, wie
Sie aufgezogen sind in deinem herrlichen
Gemüth, verstimmt nur schlechte Absicht,
Vor der zu schützen meine Macht noch groß
Genug ist. Aber Alle, die hier stehen,
Gehorchen freudig deinem Blick, dem stummen,
Bescheidenen Verräther deiner Wünsche.
Jezt kommt und werft auf's Neu', ihr theuren Gäste,
Mit offner Brust Euch in den Strom der Feste!
(Er geht mit Luzien in den Hintergrund. Die Uebrigen folgen, hinter ihnen einen Kreis schließend.)

*

Zweite Scene.

Vor dem Dogenpallast. Nacht. Die Fenster sind erleuchtet.

Steno (allein).
Mein Grimm wirft mich zu Boden, denn wo nehm' ich Kraft her, ihm so zu opfern, wie ich möchte? Diese unerhörte Beleidigung mir, der ich jeden scheelen Blick auf der Gasse zwinge, mir Rede zu stehen! Hinausgeworfen, wie ein Bettler, der zu unrechter Zeit um ein Almosen kommt! Ha, was flüstert mir die Nacht zu? Stumm und spottend sieht sie auf dies Elend herab. Als wollten mich die Sterne heimgeleiten von einem alten Vormund, den ich um seine Mündel prellte, so ruhig winken sie. He, Bürger Venedigs, wälzt Ihr in Euern warmen Ehebetten nach dem ersten Schlafe Euch auf die andere Seite, gähnend, um meiner zu spotten? O! ich möchte die Nacht aufschreien aus ihrem schwarzen Sarge, und das Schleiertuch des Himmels zum Verbande der blutigen Wunde nehmen, welche man mir geschlagen hat! Ja, dort von den Schlössern, welche sie mit falschen Schlüsseln erproben, schleichen furchtsam die Diebe weg, weil sie es fühlen, daß nun Tag anbrechen muß, daß etwas geschehen ist um diese Stunde in Venedig, was schnell zu schauen selbst die Sonne nicht die Stunde ihres Aufgangs erwarten kann. Ach, und doch möcht' ich, daß ewig Nacht bliebe, daß man nicht sähe, wie die Fetzen meiner Ehre mir am Leibe hängen. Kann ich sie je wieder zusammenflicken? Womit? Bei Gott, ich fürchte die Mütze des Dogen nicht, und werde seine weißen Haare um meine Faust wickeln, ihn wenigstens mit hineinzuschleifen in den Koth, in den er meinen stolzen Namen geworfen hat!
(Zieht sich in das Dunkel zurück.)

Lippo (aus dem Pallast kommend).
Tragt mir eine Fackel nach, daß ich meinem lieben Vetter seine verlorne Ehre suchen helfe! Wo steckst du, Vetter? Wo hältst du den Schiffbruch deines guten Namens? Ehrliche, klingende Münze, man hat dir so heiß gemacht, daß man den goldenen Feingehalt deiner unübertrefflichen Tugenden ausschmelzen wollte! Es ist kein Traum, Krämer Venedigs! Wahrhaftig, es sind die Adelsbriefe im Preise gesunken und werden losgeschlagen an den, der am gröbsten ist. Ihr schnuppernden Markuslöwen, kommt und helft mir auf diesem einst weltberühmten Platze, jezt aber dem Mordgetäfel der Ehre, meinen bis auf den Tod verwundeten Vetter suchen!

Digitized by Google

Steno (schüchtern hervortretend).

Ach, mein guter Cippo —

Cippo.

Das ist er: so spricht die gewesene Unschuld, wenn sie eine verhängnißvolle Sekunde beweint. Tritt hervor, Steno; man hat dir Gewalt angethan. Fürchte deine Anverwandten nicht!

Steno.

Ich danke der Nacht, daß meine Schamröthe nicht sichtbar ist.

Cippo.

Richte dein Haupt auf! rücke die Mütze deines Stolzes einmal auf das linke Ohr der Gleichgültigkeit! Mich schmerzt es, dich so mit gebrochenen Flügeln auf dem Erdboden klatschen zu sehen. Es wäre Alles besser; aber da hatt' ich mich in den Netzen Fortuna's verfangen und würfelte in einem der hintern Zimmer um die eitle Gunst dieser Göttin. Erst in dem Augenblicke, wo die Einsprache meiner Faust zu spät kam, vernehm' ich deine schnöde Verbannung und breche mir durch das Gedränge Bahn, um jezt den Dolch deiner Rache schleifen zu helfen. Siehe, dort werfen sich selber aus dem Hause heraus alle die, so für fallende Größe noch Mitgefühl haben! Hieher tretet und betrachtet, wie ein Hoffnungsstern bleich sieht, wenn sein Glanz zum ersten Male schnuppte.

(Cornaro, Pesaro, Malfatti treten mit Fackelträgern aus dem Pallast.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Wir wissen auf diese Weise, durch Stainer selbst, von seinem Aufenthalte in dem Hause seines Meisters Pietro Vimercati in Venedig und seiner schönen Tochter Chiara. Ihr zu Ehren hatte er sein trefflichstes Kunstwerk, seine Lieblingsgeige, Chiara genannt, und er behauptete, daß es seinem Scharfsinne, unter dem Beistande unsichtbarer Mächte, die er darum angefleht, gelungen sey, ihr die Stimme, ja die Seele von Chiara Vimercati einzuhauchen — „und" — setzte er dann wildlachend hinzu — „meine hölzerne Chiara hat nun mehr Seele wie sie!" Meister Pietro war ein wüster, böser Mann, dem Spiele ergeben, voll hitziger Leidenschaften, der jezt in seinen alten Tagen gern trank und die Sorge für's Haus gänzlich dem wackern, fleißigen Gehülfen aus Tyrol überließ. Der hohe Preis, der für die von ihm gefertigten Instrumente bezahlt wurde, war indeß nicht hinreichend, um den theuern Chier in ungeheuern Massen für den Alten herbeizuschaffen, noch die Putzsucht der Tochter zu befriedigen, welche nur zu oft den ganzen Erlös mehrwöchentlicher Arbeit auf den Rialto trug, um das geprägte Gold sogleich in verarbeitetes, in Ketten, Spangen und Nadeln umzusetzen. Jakobs angestrengtester Fleiß genügte endlich nicht mehr allen diesen Bedürfnissen, und er mochte wohl nicht undeutlich seinen Unwillen darüber zu erkennen gegeben haben. Der alte Pietro, um ihn für immer an sein Haus zu fesseln, bot ihm die Hand seiner Tochter an, und Chiara ward Jakobs Braut. Es scheint allerdings, nach dem, was uns nach des Unglücklichen Selbstgesprächen überliefert worden ist, daß die Schönheit Chiara's und mehr noch der himmlische Ton ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht, aber unenthüllt bleibt es, wodurch es sich von diesem Gegenstande seiner Neigung so plötzlich abgewendet habe. Chiara's Putzliebe und Verschwendungssucht mochten wohl mit andern verderblichen Eigenschaften zusammenhängen, und Jakob gab sie — gewiß nach langem Kampfe — auf. Er erklärte seinem hoffnungsvollen Schwiegervater seinen Willen, in die Heimath zurückzukehren. Man kann sich denken, wie er damit aufgenommen wurde. Seit diesem Augenblick war seines Bleibens nicht mehr in Venedig. Bald von zudringlichen Liebkosungen bestürmt, bald von Haß verfolgt, endlich sogar an seinem Leben bedroht, brachte er noch einige Zeit dort zu, seinen Verpflichtungen nachkommend und einen günstigen Augenblick zur Flucht erwartend. Mit heftigen Angstgeberden soll er oft diesen lezten Theil seines Aufenthalts in Venedig seinen Angehörigen geschildert haben, er sprach davon, daß man mehrmals Zauberei gegen ihn angewandt habe, daß er oft in tiefen Schlaf gefallen sey und dann beim Erwachen eine Kette von Haaren, der Farbe nach Chiara's, in seltsamen Knötchen um seinen Hals geschlungen gefunden, die er mit Abscheu abgerissen und weit von sich geworfen habe, um dann wieder freier athmen zu können. Alles dieses bestärkte damals den Glauben an einen sogenannten Liebestrank und ähnliche Zaubereien, deren man sich in Italien bedient haben soll. Daß man sich solche Versuche erlaubte, scheint außer allem Zweifel, daß ihnen jedoch nicht allein Jakobs Gemüthsverwirrung zuzuschreiben ist, kann wohl mit eben solcher Gewißheit behauptet werden. Er entfloh aus Venedig. Die Beunruhigungen, die er im Hause Vimercati's in lezter Zeit erfahren hatte, nun gesteigert durch die Ungewißheit seiner Lage, geleiteten ihn bis in die Heimath. Hier aber wollte er Alles vergessen, oder vielmehr ein längst entschwundenes Bewußtseyn wieder neu in sich erwecken. Es sollte wieder so seyn, wie es einst gewesen, als er noch stillergeben, ohne andere Wünsche, als die bescheidensten, einem angeborenen, glücklichen Triebe

Digitized by Google

gehorchend, in des wackern, deutschen Meisters und väterlichen Freundes Haus arbeitete und wirkte. Er wollte die verzehrende Leidenschaft, die ihm aus Italien gefolgt war, wie ein unsichtbares Band, das ihn noch immer an Venedig fesselte, gewaltsam trennen; er führte ein einfaches, sanftes Geschöpf zum Altare, das weder so heiß liebte, noch so schön sang, noch so reizend aussah, wie Chiara Vimercati. Und diese Gattin gebar ihm Kinder, und er verdoppelte seinen Fleiß, um Unterhalt zu schaffen und einen nothdürftigen Wohlstand um sich zu verbreiten; denn die Zechinen Venedigs wurden nicht so bereitwillig in Innsbruck gezahlt, wenn gleich derselbe Meister dieselbe Arbeit dafür lieferte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Eberts Tod. Landtagsabschied. Theater. Bauten.

Einen höchst empfindlichen Verlust hat nicht nur Dresden und die hiesige öffentliche Bibliothek, sondern die ganze Literatur durch den am 13ten dieses Monats erfolgten Tod des Hofraths und Oberbibliothekars Ebert erlitten. Es kann nicht fehlen, daß mit ihm genau bekannte Literatoren, welchen ähnliche wissenschaftliche Bestrebungen von selbst Gelegenheit darboten, dem Gange seiner Bildung zu folgen, etwas Gründliches und Gediegenes über seine ganz ungemeine Kenntniß und rastlose literarische Thätigkeit und seinen leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaft öffentlich geben werden. Sein plötzliches Ableben war um so erschütternder, da er kaum das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte, auch an einer eigentlichen Krankheit nicht zu leiden schien. Eben sein Eifer im Verfolgen seiner literarischen Zwecke gab die erste Veranlassung dazu. Wie gewöhnlich bediente er sich zum Zusammenholen der ihm bewilligten Bücher keines Aufwärters, sondern bestieg in der Bibliothek die zu dem überaus hohen Raume der Säle passende Leiter selbst. Mit einem Arme voll Bücher heruntersteigend, bemerkt er von der Mitte der Leiter aus, daß diese sehr schadhaft geworden ist und plötzlich nachgibt. Ein Sprung herunter dünkt ihm rathsamer, als der Fall mit der Leiter; allein der Sprung verunglückt und die Leiter stürzt noch überdies auf ihn. In seine Wohnung gebracht, finden Arzt und Wundarzt bei Untersuchung des an mehreren Stellen sehr geschwollenen Körpers, daß ein Arm- oder Beinbruch und überhaupt eine bedeutende äußere Beschädigung nicht stattgefunden. Niemand dachte, trotz des heftigen Schmerzes, der ihm fast allen Schlaf raubte, an die nahe trostlose Entwickelung der Sache; allein am dritten Nachmittage nach dem unglücklichen Sturze stellt sich eine Gehirnentzündung ein, die den Kranken um alles Bewußtseyn bringt. Um ein Uhr in der Nacht wird er ruhiger, und so schlummert er auch gegen zwei Uhr ein, ohne wieder zu erwachen. Er hinterläßt eine noch sehr junge Wittwe und zwei Söhne, von denen besonders der etwa sechsjährige älteste ganz ausgezeichnete Geistesgaben beurkunden soll. — Die Bibliothek, welche bisher noch keine Schrift auf Papyrus aufzuweisen hatte, erhielt vor wenigen Tagen erst eine solche in griechischer Sprache durch den berühmten Alterthumsforscher und vormaligen französischen Generalkonsul in Egypten, Drovetti. — Einige in der letzten Zeit vorgekommene Polizeimaßregeln erregten Aufsehen, besonders da ihr Gegenstand hauptsächlich zwei junge Männer waren, die einer angesehenen und sehr achtungswerthen Familie angehören. Sie scheinen in unglückselige politische Verbindungen gerathen zu seyn, haben sich übrigens bis jetzt der Verhaftung zu entziehen gewußt. Man beklagt ihre Verblendung besonders auch darum, weil sie sich durch Kenntnisse und Benehmen recht vortheilhaft auszeichnen sollen. — Der am 30sten Oktober erfolgte Landtagsabschied hat die ständischen Sitzungen recht würdig beschlossen. Die treffliche Rede des Ministers von Lindenau legte mit der diesem Staatsmanne eigenthümlichen Klarheit dar, wie viel in einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit durch die Versammlung geleistet worden. Die Minister überhaupt haben während der ganzen Sitzung sich nicht nur durch Wissenschaft und Urtheil ihres hohen Berufes völlig würdig erwiesen, sondern sich auch durch den steten Ausdruck rechtlicher Gesinnung und vorzüglichen Talentes Vertrauen erworben. Die sehr gut und richtig aufgefaßten Nachrichten vom Landtage in der Leipziger Zeitung gewähren schätzbare Aktenstücke zur Uebersicht des oft höchst interessanten Details der vorgekommenen Verhandlungen. — Unangenehm war das Zusammentreffen eines Theaterstücks mit der Feierlichkeit des Schlusses der Ständeversammlung. Es wurde nämlich am Abend das Raupachsche Trauerspiel „Cromwell, Protektor“ zum ersten Male hier aufgeführt. Die Auflösung des Parlaments durch den Usurpator hatte zwar durchaus nichts gemein mit der Auflösung des Landtags, und die auffallend rohen Worte, welche Raupachs Cromwell dabei gebraucht, litten nicht die mindeste Anwendung auf hiesige Personen und Umstände. Gleichwohl konnte die Sucht, überall Anspielungen zu suchen, und dem, was auf jeden Fall einzig der Zufall verschuldete, Absicht unterzuschieben, sich bei manchem Zuschauer nicht verläugnen. Außer diesem bereits mehrere Male wiederholten Stücke zeichnet sich unter den Neuigkeiten besonders Bellini's Oper „die Somnambule,“ und das Lustspiel „Michel Perrin,“ nach dem Französischen von Th. Hell, aus. Wenn auch die Somnambule nicht so sehr Furore macht, wie die Capuleti und Montecchi desselben Tonsetzers, so gefällt sie doch ebenfalls durch ihre einschmeichelnden Töne, und besonders auch deßhalb, weil unser Liebling, Frau Schröder-Devrient, in der Hauptrolle glänzt und man sie in einem süßen Nachtkleide zu Bette gehen sieht. Die größten Erwartungen werden von der Bellini'schen Oper „Norma“ gehegt, welche so eben einstudirt und in den ersten Monaten des künftigen Jahres aufgeführt werden wird. Sie soll alle Kunstwerke dieses beliebten Kompositeurs übertreffen. — Die fortdauernde Baulust, zumal in dem Bezirk des neuen Anbaus, hat auch den diesjährigen wunderschönen Sommer nicht unbenutzt gelassen. Ein paar angefangene Häuser auf der Bautzner Straße scheinen aber doch in ihrem fernern Wachsthume durch die inzwischen eingetretenen Fröste zurückgehalten zu werden. Daß an den meisten neuen Häusern ein vorzüglicher Geschmack hervortritt, muß um so größere Freude gewähren, da noch vor Kurzem allenthalben die Klage darüber verlautete, daß an einem mit Kunstschätzen so reich begabten Orte, wie Dresden, die bürgerliche Baukunst so gar nicht prosperiren wolle. Die neuesten ansehnlichen Gebäude der erwähnten Straße können als die unverdächtigsten Zeugen dieser glücklichen Veränderung gelten.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 127 u. Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 50.

Montag, 15. December 1834.

[761] Bei der Unterzeichneten hat die Presse verlassen, und ist an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch für Kaufleute

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Nach dem Englischen

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen

von

C. F. E. Richter.

Zweiter Band. Zweite und lezte Lieferung.

37 Bogen. Petersburg — Zucker,

nebst einer lithographirten Beilage: „die Weltcharte nach Mercators Projection."

Preis fl. 4. 30 kr. oder Rthlr. 2. 16 Gr.

Diese vierte und lezte Abtheilung, welche den Schluß des Ganzen bildet, enthält nachstehende besonders interessante Artikel. In Beziehung auf Geographie und Statistik: Petersburg 8 Seiten, Philadelphia, Port-au-Prince 6 S., Port Louis, Quebec 6 S., Rio Janeiro 7 S., Rotterdam, Sierra Leona 5 S., Singapore 8 S., Smyrna 11 S., Stockholm 4 S., Sydney 8 S., Triest 5 S., Valparaiso, Vandiemensland, Venedig 6 S., Veracruz 6 S. ꝛc. Für Waarenkunde und Handelsgeschichte: Pfeffer 6 S., Pferde, Piment, Platina, Porzellain, Potasche, Quecksilber, Rauchwaaren 5 S., Reis, Rosinen, Rum 5 S., Sago, Salpeter, Salz, Schießpulver, Schlachtvieh 5 S., Seide 20 S., Seife 3 S., Silber, Silbergeschirr, Spitzen 6 S., Stahl, Stärke, Steingut 3 S., Steinkohlen 21 S., Stockfische 4 S., Strümpfe, Sumac, Syrup, Tabak 7 S., Talg, Taschenuhren, Terpentin, Thee 21 S., Theer, Uhren, Vanille, Vitriol, Wachholderbranntwein, Wachs, Wagen 4 S., Waid, Wallfischfang 12 S., Wasser 8 S., Wein 18 S., Weizen, Wolle, 10 S., Wollenmanufakturen 6 S., Ziegel, Zimmt, Zinn 4 S., Zucker 8 S. ꝛc.

Namentlich aber finden sich aus dem Gebiete der Staatswirthschaft und Handelsgesetzgebung die gediegenen Abhandlungen: Bankgeschäfte, Postwesen 10 S., Preise 10 S., Quarantaine 10 S., Rheder, Rückzoll, Schiffe 7 S., Schifffahrtsgesetze 12 S., Schiffscapitain 6 S., Schiffspapiere, Schleichhandel, Seehaltend, Seeleute 9 S., Seeräuberei, Seerecht 8 S., Sclaven 10 S., Sparkassen 6 S., Staatsanleben 10 S., Strandrecht, Stundzoll, Trinityhouse, Verschluß 12 S., Versicherung 36 S., Versteigerung, Wechselgeschäfte 16 S., Wege und Landstraßen 6 S., Wrack, Wucher, Zahlungsunvermögen 15 S., Zeitungen 6 S., Zolleinrichtungen 6 S. ꝛc.

Wir machen auf dieses ausgezeichnete Werk, das umfassendste und gediegenste, welches je diese Fächer behandelt hat, wiederholt aufmerksam. Kein Kaufmann oder Gewerbetreibender, dem um weitere Ausbildung zu thun ist, Niemand, der Handel und Industrie in ihren einzelnen Erscheinungen, sowie im Zusammenhang mit Gesetzgebung und Finanzen gründlich kennen lernen will, wird dasselbe entbehren können.

Stuttgart und Tübingen, im November 1834.

J. G. Cotta'sche Verlags-Buchhandlung.

Digitized by Google

[709] Wir haben so eben versandt:

Gemälde der Schweiz.

Viertes Heft.

Der Kanton Uri.

Historisch, geographisch, statistisch geschildert.

Beschreibung

aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Flecken, Dörfer ꝛc., nebst Anweisung, denselben auf die nützlichste und genußvollste Weise zu bereisen.

Von

Karl Franz Lusser, Dr. Med.

5½ Bogen, groß lang 12., gebunden in Etui 48 kr., dasselbe geheftet 42 kr.

Der Herr Verfasser, dem Publikum durch seine Beschreibung der Gotthardsstraße bereits rühmlich bekannt, gibt in dieser Schrift zum ersten Male ein vollkommenes Bild des merkwürdigen Kantons Uri. Die überaus interessante, noch nirgends so ausführlich, klar und anziehend gegebene Schilderung der Gletscher, Lawinen und übrigen merkwürdigen Naturerscheinungen, das treue Gemälde des häuslichen und politischen Zustandes dieses Volkes (wobei man immer den vaterlandsliebenden, gelehrten, umsichtigen und religiösen Eidgenossen erkennt), so wie die reichhaltigen Ortsbeschreibungen, machen das Buch für jeden seines Kantons sich freuenden Urner und jeden gebildeten Schweizer und reisenden Fremden unentbehrlich.

Von dieser statistischen Schilderung unseres Vaterlandes sind noch erschienen:

Erstes Heft. Der Kanton Zürich, von Herrn Gerold Meyer von Knonau. 15 Bogen. Gebunden in Etui fl. 1. 48 kr.

Neuntes Heft. Der Kanton Freiburg, von Herrn Franz Kuenlin. 5½ Bogen. Gebunden in Etui fl. 1.

Unter der Presse befindet sich das dreizehnte Heft: Der Kanton Appenzell, von Herrn Gabriel Rüsch, Med. Dr., welcher bald nach Neujahr ausgegeben werden kann, und da an dem Drucke unausgesetzt gearbeitet wird, so darf das Publikum die unverzögerte Vollendung des Ganzen in einem kurzen Zeitraum erwarten.

Die Idee, welche in dieser Sammlung ausgeführt wird, ist bereits in vielen öffentlichen Blättern mit vollem Beifall erwähnt, und die Leistungen der Bearbeiter derselben sind in eben denselben rühmlichst anerkannt, so daß es für die Verleger überflüssig ist, noch einige empfehlende Worte beizufügen; nur glauben sie darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß wohl für Erwachsene, Freunde und die heranreifende männliche Jugend unter den zu Weihnachtsgeschenken geeigneten literarischen Produkten dieses Werk gewiß in eine der ersten Reihen gestellt werden darf.

St. Gallen und Bern, im November 1834.

Huber und Comp.

---

[694] In unserem Verlage sind eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. XIV. Jahrgang für 1835. 1⅔ Thlr.

Inhalt: Des Adlers Horst, von C. v. Holtei. — Hermann und Dorothea, von C. Töpfer. — Künstlerrache oder der Polterabend, von Freih. v. Elsholtz. — Das Crimen plagii oder die Gleichen haben sich gefunden, von Albini. — Der Waldfrevel, von Ludw. Robert. — Des Goldschmieds Töchterlein, von C. Blum. — Die Schwätzerin, von Aug. Kahlert. Gundlingen. — Johann Faust in Paris. — Alban und Alba. — Der Crystall. — Zwei Fliegen mit einer Klappe. — Novellen und Nicht-Novellen von Dr. Schiff. ⅔ Thlr.

Erzählungen, Mährchen und Schwänke. Von F. W. Gubitz. ⅔ Thlr.

Die drei Freundinnen. — Die Freiheitsjünger. — Joseph der Pompier. Drei Erzählungen für Familienkreise und zu nützlicher Unterhaltung der Jugend, von Wilhelmine v. Sydow (Isidore Grönau), ½ Thlr.

Betty und Toms oder Doktor Jenner und seine Entdeckung. Lehrreiche Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von G. Nieritz. ⅓ Thlr.

Allgemeine Gesundheitslehre für alle Stände und alle Klassen der Gesellschaft. Nach dem gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft bearbeitet und dem Hrn. Staatsrath ꝛc. Dr. C. W. Hufeland zugeeignet von Dr. J. F. Sobernheim. ½ Thlr.

Das Geld. Ansichten in Bezug auf die Krisis der spanischen Papiere, von C. P. Pons. ⅙ Thlr.

Volkskalender für 1835, von F. W. Gubitz, mit 105 Holzschnitten. ⅓ Thlr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[741] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rhetores graeci

ex

codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit

Christianus Walz,

Professor Tubingensis.

Vol. III. Schreibpapier: fl. 7. 54 kr.
Druckpapier: fl. 5. 36 kr.

Enthaltend:

Hermogenis rhetorica cum Hermogenis epitomatoribus.

Somit wäre nun mit Band 3—7 (Band 4—7 sind früher erschienen) Hermogenes sammt seinen Scholiasten und Epitomatoren vollendet.

Da Hermogenes seit 1714 nicht mehr erschienen und als bedeutender Schriftsteller bekannt ist, so wird diese neue, bedeutend verbesserte Ausgabe gewiß willkommen geheißen werden.

Stuttgart, im November 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

[712] Im Bureau der Theaterzeitung zu Wien, Wollzeile Nro. 780, und bei Gerold, Schaumburg, Tendler, Wallishauser, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dürnböck, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

8. Wien. 1835. Preis 40 kr. CM.

Herr M. G. Saphir ist nach Wien wieder zurückgekehrt, und hat sich mit der Redaktion der Theaterzeitung dauernd verbunden. Außer sehr werthvollen Spenden für diese Zeitschrift, der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Piecen für eine, von ihm veranstaltete Akademie für die durch Brand verunglückten Bewohner von Wiener-Neustadt, welche von den ersten Künstlern des Wiener Hofburgtheaters, von den Herren Korn, Löwe, Fichtner, Wathe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildauer vorgetragen und dargestellt wurden und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung: „Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr," welche Herr Saphir selbst zur Vorlesung wählte, und die sammt einer witzigen Beurtheilung, von ihm selbst geschrieben, für diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten, und diejenigen, die ihr nicht beiwohnten, den Hauptinhalt des Ganzen ausmachen.

Alle Kunstrichter Wiens sind darüber einig, daß Saphir's Vorlesung zu den geistvollsten Arbeiten in neuester Zeit gehöre, und daß die ganze Sammlung den Beifall des deutschen Publikums in hohem Grade verdiene.

Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands.

---

[730] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eupels vollkommener Conditor

oder

gründliche Anweisung zur Zubereitung aller Arten Bonbons, Stangenzucker, Conserven, Zuckerkuchen, Essenz-Pasten, Gefrornen, Cremes, Gellées, Marmeladen, Compots ꝛc., so wie auch zum Einmachen und Glasiren der Früchte, nebst Abhandlungen vom Zucker, den Graden bei dem Zuckerkochen und von den zur Conditorei nöthigen Gefäßen und Geräthschaften, ingleichen erprobte Vorschriften und Recepte zu allen Gattungen von Kunstbäckerei, als zu Torten, Pasteten, Makronen, Marzipan, Biscuit, Aufläufen, Leb- und Pfefferkuchen, Hohlippen, Hobelspänen, Schmalz- und anderem Backwerk, ferner zu den beliebtesten Arten künstlicher Getränke und Chocoladen, als zu den verschiedenen Obstweinen, Punschen, Eierpunsch, Bischoff, Vin brûlé, Nicus, Limonade, Mandelmilch ꝛc. Vierte Auflage. 8. broschirt. Ilmenau, bei Voigt. 1 fl. 48 kr.

Der Echtheit seiner Vorschriften hat dieses Buch die Auszeichnung zu verdanken, daß die drei ersten Auflagen mit allgemeinem Beifall aufgenommen und vergriffen wurden, welcher Umstand dessen Brauchbarkeit schon hinreichend verbürgt. Die dritte und vierte Auflage ist mit vielen Verbesserungen und Zusätzen, als z. B. mit der Pastetenbäckerei ꝛc. vermehrt worden. Dies Werkchen ist eben sowohl für Hausmütter als für Conditors von Profession bestimmt, und man findet darin manches geheimnißvolle Receptchen entschleiert, was bisher diese und jene wohldewanderte Dame nicht ohne Stolz — wenn es den Gästen schmeckte — für ihr Eigenthum ausgab. Das wohlgeordnete Register zeigt uns 535 Gegenstände aus der Conditorei, Kunstbäckerei und Getränkebereitung ꝛc., über die man die deutlichsten Anweisungen und Recepte findet, und dieser Sach-Reichthum wird selbst dem Unterrichtetsten Hoffnung geben, darin etwas Neues zu finden.

---

[619] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen:

Encyclopädie

der

deutschen National-Literatur, oder biographisch-kritisches Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten, nebst Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. C. L. B. Wolff.

1stes bis 3tes Heft.

Das ganze Werk wird nach folgendem Plane herausgegeben werden:

1) Es erscheint in monatlichen, pünktlich auf einander folgenden Heften von je 6—7 Bogen in 4.
2) Die einzelnen Artikel folgen auf einander in streng alphabetischer Ordnung.
3) Das einzelne Heft umfaßt, je nachdem der jedesmalige Inhalt mehr oder minder bedeutsam für die deutsche Literatur erscheint, einen oder mehrere Schriftsteller, gewöhnlich das Letztere.
4) Ueber jeden einzelnen Schriftsteller wird Folgendes mitgetheilt:
   a) eine Lebensbeschreibung desselben;
   b) ein möglichst vollständiges Verzeichniß seiner Schriften;
   c) eine kritische Darstellung seiner Leistungen und des Einflusses derselben auf seine Zeit;
   d) Auszüge aus seinen Werken mit einleitenden erklärenden Anmerkungen, wo diese zu besserem Verständniß nothwendig sind.
5) Alle deutschen lebenden oder verstorbenen Dichter und Prosaisten, welche sich durch ihre Leistungen die Achtung und Theilnahme ihrer Landesgenossen zu erwerben wußten oder Einfluß auf die Gestaltung der Literatur hatten, werden aufgenommen werden.
6) Die mitgetheilten Auszüge werden an und für sich, sowie durch die beigegebene Einleitung, stets ein abgeschlossenes Ganze bilden, ohne jedoch die gezogenen Schranken zu übertreten. Es wird nie mehr aus den Werken mitgetheilt werden, als was gesetzlich erlaubt ist, bei jedem Schriftsteller aber wird das Mitgetheilte auf jeder andern Seite genügen können, um dem Leser ein deutliches Bild von seinem Leben und Wirken, sowie von seiner Art und Weise zu gewähren.
7) Zehn Hefte bilden einen Band; das ganze Werk wird auf fünf Bände festgesetzt.
8) Der Subscriptionspreis eines jeden Heftes ist 6 Groschen. Einzelne Hefte kosten 10 Groschen.
9) Jedem Bande wird ein Inhaltsverzeichniß und ein eleganter Titel am Schlusse desselben mitgegeben.

Digitized by Google

10) Die ersten 5000 Abnehmer erhalten 12 prachtvolle Stahlstiche gratis.

Jede solide Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes nimmt Bestellungen darauf an. Ich halte es für überflüssig, weiter etwas zum Lobe dieses eben so wohlfeilen als eleganten, gediegenen und höchst zeitgemäßen Unternehmens hinzuzufügen. Es genüge die Versicherung, daß Herausgeber und Verleger sich nach besten Kräften bestreben werden, ein seit einer Reihe von Jahren vorbereitetes Werk herzustellen, das, indem es die Blüthen deutschen Geistes sammelt, auch dem deutschen Vaterlande Ehre macht.

---

[724] **Bilder-Conversations-Lexikon**

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

Erste bis dritte Lieferung. Aachen bis Bambus.

Gr. 4. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

In allen guten Buchhandlungen ist dieses Werk, welches sich der allgemeinsten Theilnahme erfreut, vorräthig; durch eigene Ansicht kann man sich also von dem Werthe desselben überzeugen; sie wird jede Empfehlung von Seiten der Verlagshandlung überflüssig machen. Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel ist die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (3 Lieferungen, 22 Bogen mit 90 Holzschnitten und 9 Landkarten enthaltend, für 18 Gr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und gebildeten Landmann. In das jeder Lieferung beigefügte Intelligenzblatt werden Ankündigungen aller Art aufgenommen.

Leipzig, im November 1834.

F. A. Brockhaus.

---

[737] **An die Freunde der Münzkunde.**

Der Unterzeichnete erlaubt sich, die Freunde der Münzkunde hiemit davon zu benachrichtigen, daß er unter dem Titel:

Mittheilungen zur Geschichte der Reichs-Münzstätten zu Frankfurt am Main, Nördlingen und Basel, in dem zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, insbesondere während ihrer Verwaltung unter Conrad von Weinsberg, dem Reichs-Erbkämmerer,

eine Abhandlung ausgearbeitet habe, welche dem Druck übergeben werden soll. Diese Abhandlung, von einer Sammlung interessanter Urkunden begleitet, wird nicht nur das, was bereits über die fraglichen Reichs-Münzstätten in der angeführten Periode, z. B. durch Schöpperlins Abhandlung über die Nördlingische Reichsmünze, durch die Notizen über die Reichsmünze zu Basel in der Geschichte der Stadt Basel von Ochs ꝛc. bekannt ist, ergänzen, beziehungsweise wesentlich berichtigen, sondern auch Manches, was bis jezt ganz unbekannt geblieben ist, enthalten, und dürfte nicht nur allen Freunden der Münzkunde, sondern auch den Freunden der Geschichte der genannten Städte, sowie Geschichtforschern überhaupt keine unwillkommene Erscheinung seyn.

Da jedoch dieses Werkchen weder in einer großen Anzahl Exemplare gedruckt werden, noch in den Buchhandel kommen wird, so ersucht der Verfasser diejenigen, welche seiner Zeit Exemplare davon zu erhalten wünschen sollten, sich an ihn wenden zu wollen.

Oehringen, den 30. November 1834.

Joseph Albrecht.

---

[612] Bei C. W. Leske in Leipzig und Darmstadt wird zu Anfang des nächsten Jahres erscheinen:

Briefe an J. H. Merk

von

Goethe, Herder, Wieland, der Herzogin Amalia und dem Herzog Carl August von Weimar, von S. de la Roche, G. Forster, Wille, K. Heß, W. Tischbein, J. v. Beroldingen u. A., nebst Merks literarischer Charakteristik,

ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Kunst-Geschichte der Jahre 1770 bis 1790,

herausgegeben von

Dr. Friedrich Ludwig Wagner.

8. geh.

Da Merk der Jugendfreund Goethe's war und auf dessen geistige und literarische Bildung bedeutenden Einfluß gehabt hat, so dürfte diese Briefsammlung der zwischen Goethe und Schiller nicht nachstehen.

---

[727] Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Bray, Mrs., de Foix, oder französisches Leben im vierzehnten Jahrhundert. Ein Zeit- und Sitten-Gemälde, nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übertragen von Dr. G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. ord. 4 Thlr.

— — die Weißkappen oder Anna von Gent. Ein niederländisches Gemälde. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übertragen von Dr. G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. ord. 4 Thlr.

Ritter, der finstere, oder die Belagerung Kopenhagens unter Friedrich dem Dritten. Ein historisches Phantasiestück aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Aus dem Dänischen. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Trollope, Mrs., Leben und Sitte in Nordamerika. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen übertragen von Dr. Hermann Franz. 3 Theile. Mit 24 Darstellungen in Steindruck. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Den beiden Romanen der Mrs. Bray sind Beurtheilungen aus dreizehn der angesehensten englischen Blätter vorgedruckt, nach welchen es kaum zu bezweifeln ist, daß die Werke dieser hochbegabten Schriftstellerin in Deutschland eine eben so glänzende Aufnahme finden werden, wie in England. — Das berühmte Werk der Mrs. Trollope hat in diesem Augenblicke um so höheres Interesse, da dieselbe gerade jezt auch über Deutschland sich ausgesprochen hat.

Kiel, im October 1834.

Universitäts-Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. December 1834.

Unglückliches Geschenk, das du empfangen,
Unglücklich Loos, das dir daraus entsprungen!

Zedlitz.

Der Abend in Absam.

(Beschluß.)

„Gegen die überhandnehmende Schwermuth mit Macht ankämpfend, glaubt Stainer noch das Lezte thun zu müssen, um sich ganz der Gegenwart zu entrücken und in eine glücklichere Vergangenheit zu erheben. Er zog nach Absam, in die Hütte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Hier wuchs sein stiller Gram, seiner Umgebung ganz unverständlich; hier begann sein trostloses Spiel auf seiner geliebten Geige, die er Chiara nannte; aber noch war seine Thätigkeit nicht ganz erloschen. Gebeugten Hauptes und keuchend stieg er im Walde umher, sein Holz suchend, wie es geschehen einst in gesunden Tagen. Es läßt sich nicht voraussagen, welch ein Ende dies genommen haben würde, ohne die gewaltsame Erschütterung, die jenes erwähnte Konzert herbeiführte. Vielleicht würde ein plötzlicher Tod, vielleicht ein Selbstmord ganz unvermuthet seinen Tagen ein Ende gemacht haben, eben so räthselhaft seiner Familie, als sein ganzes Leiden ihr war. Aber das Konzert führte eine andere Krise herbei. Ob die Sängerin an jenem verhängnißvollen Abende Chiara selbst gewesen, ob er bloß durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sey, oder ob eine ganz Fremde, Unbekannte in dem Nervenschwachen mit einem Male das Bild der Entfernten hervorgerufen, dies ist unerklärt geblieben. Hier den Zusammenhang näher bezeichnen zu wollen, hieße einem talentvollen Dichter vorgreifen, der es vielleicht einst unternimmt, aus den tragischen Schicksalen meines armen Großoheims nach den Bedürfnissen unserer Lesewelt eine Novelle zu machen.“

Als der Hauptmann mit diesen Worten seine ungeschmückte Erzählung geschlossen hatte, ließ sein Sohn Chiara's Saiten wieder ertönen. Ein schmelzendes Nachspiel erhöhte den Effekt des Ganzen. Dies war ja die Hütte, dies die Bank, dies seine geliebte Geige, seine Familie noch — in dieser Umgebung, mit diesen Requisiten war eine wunderbare Wirkung leicht hervorzubringen.

Wir erhoben uns schweigend und folgten dem Hauptmanne hinter den Häusern des Ortes hin, durch thauiges Gras, zur Stätte, wo Jakob Stainers Denkmal von der Mauer des Kirchhofes auf uns niederblickte. Es war einfach, eine weiße Marmortafel, mit den Emblemen des Todes umgeben, enthielt die üblichen Anzeigen für die Nachkommen. Wir ordneten uns davor im engen Halbkreise, beschränkt durch die im Mondscheine blinkenden Kreuzchen der hier ausruhenden Absamer. Hierauf stimmten Einige, so stehend, einen schönen Gesang an, dessen Worte:

Digitized by Google

„Hier liegt mein Leib, und der ist todt,
Meine Werk' die leben und loben Gott!“

von Jakob Stainer selbst als Grabschrift für seinen Meister Herz verfaßt wurden. Chiara's reiner Ton führte die Stimmen und begleitete den Gesang. „Göttliche Chiara!“ rief ich dazwischen aus. Eine kleine, blonde Dame von sehr reizbarer Empfindsamkeit wollte mir das verweisen. „Und wenn er auch darüber zu Grunde gehen müssen,“ rief ich, „so war doch Chiara der Engel seines Lebens! Warum wollte der arme Thor ihr Bild aus seinem Herzen verdrängen? Warum wähnte er, ihre Seele mit ihrem Ton in diese Geige zaubern und so seine Seligkeit mit sich forttragen zu können? Gebannt in das schwere Joch der Sorgen, sehnte er sich hinaus in die goldene Welt der Freiheit, worin er seine Jugend verträumt hatte. Mit dieser Sehnsucht wuchs seine Schwermuth, bis ein boshafter Augenblick ihm die verscherzte Glückseligkeit noch einmal zeigte, sie ihm als unwiderbringlich verloren zeigte! Die Sängerin war nicht Chiara — sie war fern — fern — sonst würde sie ihn gewiß getröstet haben, sie — die er verlassen!“

Wir verließen jezt den Kirchhof. Im Wirthshause war es noch sehr lebhaft, wie wir anlangten. Wallfahrer und Kirchweihgäste aller Art tummelten sich dort herum. Es war noch lange nicht daran zu denken, sich dem Schlafe in die Arme zu werfen.

Ich saß in einer Ecke und ließ — so aufmerksam mich sonst solch ein Treiben erhält — Alles ganz unbeachtet an mir vorübergehen und dachte immerfort an unsern mittelalterlichen Violinspieler, indem ich ihn mit einem Wundermanne unserer Tage in Rapport zu setzen suchte, der jedoch von keiner Liebe beseelt ist, als von der zum Gelde, dessen Räthselhaftigkeit allein in dem weiten, langen Rocke und den struppigen Haaren steckt, der übrigens auch keine Geigen baut, die man noch nach Jahrhunderten bewundern wird, und dessen Gestirn wir, die wir es aufgehen sahen, allgemach auch untergehen sehen werden. Unser deutscher Jakob Stainer aber, der große Meister (etwas Stolz ziemt uns auch wohl einmal), gab keine Konzerte um's Geld und lebte allein mit seinem ungeheuern Schmerze, von dem er kleine, beseligende Partikelchen in ruhigen, glücklichen Stunden in die Fugen seiner Instrumente goß; denn was hätten alle seine Berechnungen gefruchtet, die sich ja nachweisen und nachrechnen lassen, wenn nicht seine wundersam zerrissene Gemüthsstimmung das Unnachahmliche hinzugezaubert hätte. — Und so verdankte ich meinem lieben Tyrol auch diesen Abend, diese Bekanntschaft. Ja wohl, Recht hat der „Weiskhunig,“ von Tyrol sprechend: „Dieser rauhe Bauernkittel, in dessen Falten man sich aber Hände und Herz gar wohl erwärmen mag!“

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Cippo (wirft sich ihnen entgegen).

Bestürmt ihn mit eurem Mitleide nicht! Kein Ruhekissen für seinen Schmerz, auf welchem ihn eure Schmeicheleien einsingen wie Wiegenlieder! Gern hüllen sich solche junge Hänse ein in ihre Widerwärtigkeiten und prunken mit ihren Trauergewändern, als wäre jede Thräne, die darauf gefallen, ein Edelstein. Was sprecht ihr?

Cornaro.

Nein, mein theurer Steno, wenn dein Schwert beim Falle zerbrochen ist, so bieten wir dir das unsrige an.

Malfatti.

Und bevollmächtigen dich, so lange auf Rechnung unsres keuschen Namens zu leben, bis du im Stande bist, wieder mit dem Deinigen zu zahlen.

Pesaro (ruhiger).

Es ist ein Ereigniß, das die Wohlfahrt unsres Staats bedroht. Wie konnte der Doge in der Weisheit seines Alters sich zu einer solchen That hinreißen lassen!

Steno (seufzend).

O ihr lieben Freunde! —

Malfatti.

Man hat mir gesagt, daß er zugleich gegen uns Alle, die wir bei der jüngsten Wahl in den Senat kamen, Schmähungen aussprach.

Cornaro.

Dieser Alte verrechnet sich, wenn er die Disciplin seiner Feldlager auf die Verwaltung des Staats übertragen will. Das spreizt sich mit seiner zähen Lebensdauer und wirft einem überall den schon verjährten Ruhm eines halben Jahrhunderts in's Angesicht. Wir wollen keine mit dem Kopf wackelnde Vergangenheit an der Spitze des Staats, keine Schwelgerei in bestäubten Erinnerungen, nicht die Laune eines alten Murrkopfes, der aus der Republik eine Aufwärterin machen möchte, die ihm die Kissen des Kopfes zurecht rückt und den Ofen heizt, an dem er seine gichtischen Füße wärmt!

Malfatti.

Deine Sache ist die unsrige, Steno! Wir überlassen dir, die kleine Scharte deiner persönlichen Ehre auszuwetzen, wenn du es willst, durch einen beliebigen Anschlag; werden dir aber eine Rache schaffen in dem Lauf, den das ganze Staatsschiff gegen den Willen seines übermüthigen Hauptmanns von jezt an nehmen soll.

Digitized by Google

Pesaro.

Und doch handelt ihr vielleicht zu eilig, gute Leute; bedenkt, daß wir eine weltberühmte Vergangenheit an's Ruder gestellt haben, den Schrecken unserer Feinde und das Unterpfand einer glücklichen Fahrt! Opfert dieser Rücksicht die kleine Unbequemlichkeit, welche die Nähe großer Männer immer verursacht, und übertragt hier eine Beleidigung, welche den jungen Nacken eines Neulings getroffen hat, nicht auf die Republik, als müßte sie der Schwertträger bei Steno's Rache seyn.

Cippo.

Schlecht gesprochen, Vetter Pesaro! aber vortrefflich für den Sohn einer Jungfer, der's an einem Manne fehlte; vortrefflich für ein so versöhnliches Herz, daß es die Republik Venedig mit dem Sultan vermählen möchte; vortrefflich für ein Insekt, das sich zwischen der Thür der Ehre und der Angel der Vorsicht zu klemmen versteht! Ihr werdet alt, guter Mann! Große Entschlüsse verursachen Euch kein Kopfweh mehr: die Haare, die von Eurem äußern Schädel fallen, braucht Ihr wohl, um drinnen die Wände des Gehirns zu füttern, daß Eure Gedanken weich liegen? Pfui, das sind morsche Worte, eben so verwittert als verwettert, Vetter!

Cornaro.

Halter's ihm zu gut, Cippo: er hat des Wirths Gastgebot noch nicht verdaut und scheut sich, gegen ihn so lange Böses im Schilde zu führen. Wir sprechen mehr von dieser Sache; jezt gute Nacht.

Pesaro.

Warum zählt euer Verstand nicht weiter als eure Jahre, ihr jungen Leute? Euer Unfall schmerzt mich, Steno; doch wühlt in Eurer Wunde nicht, um sie zu vergrößern!

Malfatti.

Mit vergnügteren Mienen sehen wir uns wieder; gute Nacht, Steno!

(Diese drei gehen ab.)

Cippo.

Mein kranker Junge, das sind Schwätzer, deren Antheil nur Kampf gegen ihre angeborne Empfindungslosigkeit ist. Sie wollen nicht in den Ruf der Grausamkeit kommen. Aber du sprichst nichts? sinnst auf Rache? Wo suchst du sie? haha, die ganze Welt ist dir im Wege? die Sterne rufst du zur Hülfe? das Weitläufige, was man nicht erreichen kann? Nichts da von dieser unbestimmten, ohnmächtigen Leidenschaft, die sich bei der Unmöglichkeit Raths erholt, und um ein Fenster einzuwerfen, nach dem ganzen Kaukasus greift!

Steno.

Gibt es ein Gebiß, das stark genug für meine Wuth wäre, so nenne es; aber ich fürchte, schon der giftige Schaum derselben ätzt es durch, zu Asche, zu Nichts, zu Etwas, was mir nicht helfen kann.

Cippo.

Geh hin, benage das Portal der Dogana! Hebe ganz Venedig mit den beiden Markussäulen aus den Fugen! Dort sind die großen Glocken der Campanile; nimm sie herunter und schenke sie dem Alten zum Hochzeitsangebinde, als Ohrgehenke für die junge Dogaresse! Wozu dieser kindische Grimm, der das Gelächter der Welt herausfordert?

Steno.

Du irrst, wenn du glaubst, daß bloß die empfangene Beleidigung meine Sinne so in Verzweiflung wirft. Nein, mich foltert ebenso der Anblick der Dogaresse, dies reizende Meisterstück der Schöpfung, das ich durch eine Weigerung, die mehr Verwirrung als Stolz, mehr Gunstbewerbung als Mißachtung war, so elend kränkte, und daß Alles an mir, was in Leib und Geist für mich als Freiwerber bei ihr auftreten konnte, vor ihren Augen so schmählich herabgesezt wurde.

Cippo.

Ich sehe wohl, Vetter, daß du, statt einer Thorheit aus dem Wege zu gehen, ihr gerade entgegen trittst. Diese schnell aufgeloderte Leidenschaft ist eine schlechte Bundesgenossin für den Feldzug, dessen geheime Minen zu legen für mich ein süßes Ingenieurstück ist. Und dennoch überlege ich diesen wunderbaren Widerstreit des Interesse, und würde mich freuen, dir durch dieselbe Handlung ein zwiefaches Vergnügen zu verschaffen.

Steno.

Ach, noch jener verzweifelnde Blick, als mein tölpelhafter Stolz ihr einen Dienst der Liebe abschlug, blieb wie ein Sommerfaden an mir hängen. Es war nicht Haß, der aus ihm sprach, sondern eine flehentliche Bitte, so daß mein ganzes Wesen in zerschmetterte Erhörung zerfloß.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Théâtre forain du Luxembourg.

Vorigen Sonnabend war schlechtes Wetter und schönes Schauspiel; das heißt, zwanzig Anschlagzettel kündigten

lauter lockende Stücke an, und einige darunter hatten mit großen Buchstaben die Worte Représentation extraordinaire, die immer ein besonderes Bestreben der Direktion anzeigen, diesmal ein volles Haus zu bekommen. Es gab ein Spectacle extraordinaire im Théâtre nautique, ein anderes an der Opéra comique, ein drittes in einem andern Schauspiele, und dann zuletzt noch im Théâtre forain du Luxembourg. Ich zweifle, ob die Leser den Namen dieses Theaters jemals gehört oder gelesen haben; auch unter den Parisern kennen es Manche gar nicht. Es ist ein kleines Theater neben dem Luxemburger Pallast und Lustgarten, das für das Volk berechnet ist und daher nur wenig kostet, und von den Vermöglichen, als unter ihrer Kritik stehend, gar nicht beachtet wird. Da hier zwei große Stücke, darunter ein ganz neues, und außerdem noch eine Operette angekündigt waren, so kam mich die Lust an, heute alle Opern, großen Schauspiele und Vaudevilles bei Seite zu lassen und mich zu dem Théâtre forain (eigentlich Jahrmarktsbühne) zu wenden. Der Saal ist klein, aber sehr elegant geschmückt. Das Parterre, das nur acht Sous kostet, befindet sich ganz im Hintergrunde und im Dunkeln, vermuthlich damit man die armen Leute nicht sehe, die sich hier für einige Sous belustigen. Es gab hier Streit und Schlägerei, was aber kaum bemerkt wurde. Dagegen nimmt das sogenannte Orchester, wo der Platz mit fünfzehn Sous bezahlt wird, beinahe den ganzen Flur des Saales ein, und hier sitzt das richtende Publikum und ist, was anderswo das Parterre heißt; nur werden hier auch die Frauen zugelassen, was in größern Pariser Theatern nicht der Fall ist. Hier muß man sich unter das Volk mengen, wenn man sein Urtheil über die Theaterstücke kennen lernen will. Das Pariser Volk ist sehr gesprächig und freundlich und theilt seinen Nachbarn gerne seine Empfindungen mit, und so fehlt es während der ganzen Darstellung keinen Augenblick an Bemerkungen über das, was auf der Bühne vorgeht. Der kleine Saal war gedrängt voll; unter den Zuschauern machten sich besonders eine Menge von jungen Leuten, die Studenten oder Eleves zu seyn schienen, bemerklich. Sie wurden bald außerordentlich laut, und als sie das erste Stück laut bekrittelten und verspotteten, wurden sie dem guten Volke, das sich so leicht und so gern der Täuschung der Bühne hingibt und mit so Wenigem befriedigt ist, außerordentlich lästig. Es wurde sogar einmal Jemand vom Theater an sie abgeordnet, um sie zur Ruhe zu verweisen; es half aber nicht viel, und als das erste Stück zu Ende war, pfiffen sie es so gewaltig aus, daß man die Ohren vor dem durchdringenden Pfeifen verstopfen mußte. Freilich wurde dieses erste Stück, das die Kräfte der armen Schauspielertruppe weit überstieg, ganz erbärmlich gespielt, und sie verdiente schon der Anmaßung wegen, ein solches Stück auf einer Jahrmarktsbühne aufführen zu wollen, eine kleine Züchtigung. Jedoch schienen die Schauspieler hier eben nicht sehr empfindlich zu seyn und ließen sich nicht aus der Fassung bringen. Dieses Stück sollte nämlich eine Verherrlichung der Kaiserin Josephine seyn und die verschiedenen Epochen ihres häuslichen und öffentlichen Lebens darstellen, weßhalb das Stück in fünf oder sechs sogenannte Tableaux eingetheilt war, nach den verschiedenen Epochen. Zuerst erscheint sie als Frau des ersten Konsuls; bereits schleichen einige Altadelige herbei, um doch wieder an einen Hof zu kommen. Dann kommt das Kaiserthum und die Ehescheidung, wobei Josephine recht ungehalten auf Oesterreich wird und Alles wieder in Erinnerung bringt, was Napoleon ihr von seiner Abneigung gegen diese Macht früher gesagt hat. Sie benimmt sich aber ganz heroisch, und bringt ihre Liebe zu ihrem Manne dem Wohle des Staates zum Opfer. Dann folgen Scenen aus dem Jahr 1814, mit patriotischen Gesängen, unter andern auch mit der Marseillaise, welche von allen Studenten und von einem großen Theil der andern Zuschauer mitgesungen wurde. Es ist unglaublich, welchen Zauber dieses Lied auf die Franzosen ausübt. So lange es gesungen werden kann, wird es in Frankreich keiner Proklamation, keines Aufgebots gegen Feinde von außen zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens bedürfen. Die Regierung oder ein Mann von Ansehen braucht nur die Marseillaise überall anstimmen zu lassen, und der Vertheidiger werden sich genug finden. Josephine jammert, daß Napoleon ganz allein nach Elba wandert. „O!“ ruft sie, „seine erste Gemahlin würde ihn nie haben allein ziehen lassen!“ Dies wurde, wie mehreres Andere, stark beklatscht. In dem letzten Tableau oder Aufzuge bekommt sie einen Besuch vom Kaiser Alexander und macht diesem bittere Vorwürfe über seinen Feldzug gegen Frankreich; sie spricht sogar von votre sotte alliance, obschon die heil. Allianz damals noch nicht vorhanden war. Alexander sucht sich zu rechtfertigen, zieht aber den Kürzern. Die arme Frau, welche der kaiserliche Besuch stark angegriffen hat, wird nun immer schwächer und stirbt zuletzt auf der Bühne. Diese allerdings schlecht dargestellte Sterbescene wurde von Seiten der Studenten mit Hohngelächter begleitet. Die arme Schauspielerin dauerte mich, welche ihr Bestes gethan hatte, um eine Kaiserin würdig darzustellen; leider war es ihr schlecht gelungen, ebenso den Andern, welche die Königin Hortense, den Vizekönig von Italien und den Herzog von Vizenz darzustellen hatten. Im Ganzen war es ein schäbiger Hof; das Volk schien jedoch sehr erbaut und freute sich über die patriotischen Aeußerungen, die häufig vorkamen. — Besser gelang das zweite Stück, ganz im neuen Geschmacke, Casati betitelt. Ob es neu erfunden, oder aus den Causes célèbres genommen ist, weiß ich nicht, es lief ein ganzer Roman in dem Stücke. Ein Italiener Namens Casati hat eine junge Ouvrière (ein sehr zahlreicher Stand in Paris) verführt und sie gezwungen, einem alten podagrischen reichen Manne ihre Hand zu geben, um durch sie dessen Vermögen wegkapern zu können. In den französischen Melodramen wird die Rolle eines Verräthers und Schandbuben häufig einem Italiener zugedacht, so auch hier; der Neffe des podagrischen Mannes entdeckt den heimlichen Umgang der jungen Frau mit dem Italiener; Anfangs will ihn der Onkel wegjagen, zuletzt weiß er selbst nicht recht, worau er ist; er stellt seine Frau zur Rede, diese gesteht ihm ganz offen ihre Liebe zu dem Italiener Casati, und wirft dem alten Manne bitter vor, daß er sie als Mädchen gleichsam erhandelt habe. Sie will nun nicht mehr bei dem Manne wohnen, sondern mit dem Geliebten nach Italien fliehen; dieser aber wünscht erst die Erbschaft zu haben, und beschließt, den alten Mann bei Seite zu schaffen. Die junge Frau merkt etwas davon und flieht ganz demüthig: „Ich bitte Dich, Casati, tödte doch Desmarets nicht!“ Diese Bitte entzückte ungemein eine meiner jungen Nachbarinnen im Orchester: „O wie schön,“ rief sie, „ich bitte Dich!“ Casati aber läßt sein steinernes Herz nicht so leicht erweichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. December 1834.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man, Alles dreht im Kreis:
Erst lehrt man jenes, lehrt man dies,
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenspatium
Pyro-Hydrophylacium.

Goethe.

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

Schon das Genie eines Descartes und Leibnitz sah in der Erde eine mit einer starren Rinde überzogene Sonne. Aber im Laufe des vorigen Jahrhunderts gewann in den Debatten über die Erdbildung unter den Philosophen die neptunistische Ansicht, diejenige, nach welcher die Erde ein Gebild des Wassers ist, immer mehr das Uebergewicht, bis mit der Entwicklung der physischen Wissenschaften eine Revolution wiederum der alten Idee vom Centralfeuer, der plutonistischen Vorstellungsweise den Sieg verschafft hat. Die Berechnungen über die eigenthümliche Wärme der Erde hatten früher Mairan, Buffon, Bailly zu irrigen, zum Theil für die Menschheit beunruhigenden Schlüssen geführt. Nachdem man endlich den richtigen Weg eingeschlagen, durch unmittelbare Beobachtung den Spuren der ursprünglichen Wärme der Erde in ihrem Innern nachzugehen, ist es den vereinten Bemühungen der Physiker und Mathematiker gelungen, das Problem zu lösen, und besonders hat in der neuern Zeit der Franzose Fourier auf seine Theorie von der Wärmeausstrahlung und der Temperatur des Weltraums eine einfach großartige Cosmogonie gebaut. Nach ihr ist eine glühende, im freien Raume erkaltende Kanonenkugel ein Bild der erstarrenden, sich umbildenden Erde; wie die erhitzte eiserne Kugel vom Weißglühen an verschiedene Farbennüancen durchläuft und sich mit Oxyd beschlägt, so hat sich die Erde, allmählich erkaltend, mit Wasser und einer wechselnden Decke organischer Schöpfungen beschlagen. Wir setzen im Folgenden diese Theorie kurz und faßlich auseinander. Diejenigen Leser, welche sich von der Untrüglichkeit der Mathematik und Physik nicht überzeugen können, werden wenigstens finden, daß diese Theorie eine für das Menschengeschlecht sehr tröstliche ist.

* * *

Die Erde ist bekanntlich ein runder, am Aequator erhöhter, an den Polen abgeplatteter Körper, ein regelmäßiges Ellipsoid. Alle Planeten unseres Sonnensystems haben dieselbe Gestalt, und einige derselben, wie Jupiter und Saturn, welche eine weit geringere Dichtigkeit haben und sich ungleich rascher um ihre Achsen schwingen als die Erde, sind aus diesem zweifachen Grunde an den Polen mehr abgeplattet als die Erde. Nun fragte die Physik, in welchem Zustande sich ein kreisender Körper anfänglich befunden haben müsse, um jene regelmäßige Gestalt anzunehmen, und die Antwort war bestimmt die, er müsse sich in flüssigem Zustand befunden haben. Waren nun aber die Erde und alle Planeten einst flüssig, so fragt sich, welche Kraft hielt die gewaltigen Massen dieser Körper aufgelöst? Man wird sich nur zwischen Wasser und Feuer zu entscheiden haben. Entweder

Digitized by Google

war einst Alles in Wasser aufgelöst, oder aber die Erde bildete eine glühende Masse, in der die Elemente ihres festen Gerüstes, des Granits, der Schiefer, der Metalle u. s. w. wild durcheinander gährten. Nun bildet das Wasser nur etwa ein Fünfzigtausendtheil der Gesammtmasse der Erde. Bei der mittleren Temperatur von 13 bis 14 Graden, welche es gegenwärtig besizt, konnte es unmöglich alle die erdigen und metallischen Substanzen auflösen, aus denen der Erdball besteht. Konnte es aber nicht einst eine weit höhere Temperatur und damit eine viel stärkere auflösende Kraft haben? Es ist aber ein allgemeiner Satz, daß eine gegebene Menge von Flüssigkeit, noch so sehr erhizt, niemals viel mehr festen Stoff auflöst, als sie selbst wiegt; hätte also das Wasser die übrigen irdischen Materien auflösen sollen, so hätte seine Masse der Masse der Erden und Metalle zum mindesten gleich seyn müssen, wie wir aber gesehen, verhält es sich zu denselben wie 1 zu 50,000. Man könnte nun sagen, die überschüssige Flüssigkeit habe sich in das Innere des Erdballs zurückgezogen; aber die mittlere Dichtigkeit desselben ist fünfmal größer als die des Wassers; im Innern der Erde kann also kein Wasser seyn, sondern es mußte sich, den hydrostatischen Gesetzen zufolge, ganz nach der Oberfläche drängen. Somit bleibt zu Erklärung des ursprünglich flüssigen Zustandes der Erde nur das Feuer übrig, und physische Beobachtungen bestätigen auch wirklich diese Annahme auf's Anschaulichste.

Im Maaße, als man in die Erdrinde eindringt, steigt die Temperatur. Von diesem Satze hat man sich überall auf der Erde auf die vielfachste Weise, in den tiefsten Gruben und mittelst der arteſischen Brunnen überzeugt. In diesen durch Menschenhand aufgeschlossenen Tiefen ist es immer wärmer, als die mittlere Temperatur des Orts beträgt, und vielfältige Versuche haben erwiesen, daß die Temperatur bei je 26 Meter oder etwa 80 Fuß um einen Grad der hunderttheiligen Skale steigt. Dies weist auf eine Centralquelle der Wärme hin, und das rasche Verhältniß, in dem das Thermometer steigt, läßt vermuthen, daß der Feuerherd sich nicht so gar tief unter unsern Füßen befindet. Es kann also schwerlich ein Zweifel darüber obwalten, daß die Erde einst ein glühender Körper war. Die ellipsoidische Form, das im Verhältniß zu den erdigen und metallischen Massen wenige Wasser, die noch im Innern fortdauernde Hitze, deren Daseyn sich uns, beim Eindringen in die Erdrinde, in rasch steigendem Verhältnisse verräth, dies sind die Beweise dafür, daß am Anfang die Erde ein im Feuer aufgelöster, ein geschmolzener Körper war.

Die ganze Masse des Erdballs war also ein kochendes Meer unter einer stürmischen Atmosphäre, in welchem die verschiedenen Körper nach den hydrostatischen Gesetzen übereinander schwammen, die dichtesten im Centrum, die leichtesten nach außen. In einer solchen Welt kann aber kein organisches Geschöpf hausen, der einzige König derselben ist das Feuer. Wer machte nun aber seinem furchtbaren Regiment ein Ende? wer dämpfte die Gluth und bereitete die Oberfläche für die Keime des Lebens? Das Gesetz des Gleichgewichts der Wärme ist es, was das todte kochende Meer allgemach zum wirthlichen Strande umgeschaffen: die Zeit hat Alles gethan, und im Universum ist ja die Zeit so wenig gespart, als der Raum.

Die Erde, unser Planetensystem, unsere Sonne, die uns so mächtig groß dünkt, die Sterne, neben denen sie wahrscheinlich so unendlich klein ist, alle Körper, die jenseits der uns sichtbaren Gestirne liegen, sind ausgestreut im Raum, in ungeheuren Zwischenräumen, wie Punkte in einem uferlosen Meer, durch das sie ihre Lichtstrahlen senden. Dieses Meer, dieser Raum hat eine eigenthümliche Temperatur, und zwar von 60 Graden unter dem Gefrierpunkt, für uns freilich eine furchtbare Kälte. Dieser Weltraum ist das ungeheure Reservoir, das mit der Zeit die Gluthen der Erde verschlungen hat; sie sind in ihn ausgeströmt, wie eine kleine Wasserader in das Weltmeer. Zu Anfang ging nothwendig die Erkaltung rasch vor sich, denn der Unterschied zwischen der Wärme des Raums und der Erde war ungeheuer. Indessen muß man nicht meinen, es habe nur ein paar tausend, ein paar Millionen Jahre gebraucht, bis die Erde den Zustand erreichte, in dem sie sich nun seit ein paar tausend Jahren befindet. Angenommen, die Hitze des Erdballs habe zu einer gewissen Zeit 2000 Grade betragen, eine Temperatur, bei welcher die meisten unserer festen Körper geschmolzen sind, so ergibt die Rechnung, daß es hundert Millionen Jahre brauchte, bis jene 2000° Hitze der Erdrinde in den Himmelsraum ausgeströmt waren. Vielleicht war aber die Hitze noch stärker, und somit ist dieser kleine Planet, unsere Mutter Erde, zum wenigsten eine Million Jahrhunderte alt. Die Einbildungskraft braucht vor solchen Ziffern nicht zu erschrecken, stehen sie doch schon mit den Dimensionen unseres Planetensystems vollkommen im Verhältniß, und wie wäre es vollends, wenn wir von den Umlaufszeiten der Sonnen und Sonnensysteme einen Begriff hätten! Nur ein Beispiel von den Zahlenreihen, welche sich ergeben, wenn wir an jenen für unsere Messung unerreichbaren Körpern Zeit und Bewegung nach dem Minimum schätzen. „Ein Stern im Sternbilde des Schwans," sagt Arago, „rückt jährlich in gerader Linie um mehr als fünf Sekunden weiter; bei der unermeßlichen Entfernung entspricht eine Sekunde zum wenigsten acht Millionen Millionen Meilen; jährlich legt also dieser Stern ihrer wenigstens vierzig Millionen Millionen zurück, und noch nicht lange hieß dieser Stern ein Fixstern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Beschluß.)

Cippo.

Doch glaub' ich nicht, daß du darum mit verkürzter Ehre durch die Welt hinken oder gar aus dieser Neigung einen Stelzfuß machen willst.

Steno.

Wie treff' ich nur den Adler, ohne die Taube zu verwunden, welche er in seinen Krallen hält?

Cippo.

Ich werde mit meinem Scharfsinn zu deinem Besten eine Verhandlung anstellen und mich bemühen, das Grobe und Feine an dieser Sache richtig abzuwägen. Wenn die Menschen da am leichtesten zu verwunden sind, wo sie sich schämen, am wenigsten leisten zu können, so ist dies am Dogen seine possenhafte Liebe, diese Leidenschaft, die sich bei ihm um zwei Menschenalter verspätet hat. Stell ihm einen Spiegel vor, wenn sich sein zahnloser Mund bemüht, jugendlicher Zärtlichkeit verliebte Schwüre nachzustottern! Peinige ihn mit Schilderungen männlicher Schönheit und lege in seinen unruhigen Schlaf die Eifersucht, nur einen Keim davon, so groß wie eine Erbse; glaube mir, sie ist groß genug, um diese Wunde in fortwährender Eiterung zu erhalten! Wir überlegen dies Alles noch. Doch siehe, die Nachzügler des Festes verlassen jetzt das Haus. Wie überladene Gondeln schwanken sie auf dem Boden und suchen mit ihrem Fuße den Mittelpunkt der Erde, welche kreisförmig um sie herumtanzt! Herr Niccolo! versprechen die Sterne ein Hagelwetter? Er will nicht hören, dieser Schuft, der zugleich ein Glashändler und Fortunens verzogener Günstling ist. Er zählt die Goldstücke, die er im Spiele gewonnen. Ich drücke die Mütze in's Gesicht. Komm, Vetter, jagen wir dem Esel seine Beute ab! (Ab mit Steno.)

(Die Gäste, welche aus dem Hause mit Fackeln treten, zerstreuen sich allmählich.)

Marino und Luzia erscheinen an einem hellen, offenen Fenster und lehnen sich an die Balustrade desselben.

Marino.

Dort gleiten unsrer Gäste Fackeln über
Den stillen Golf wie hüpfende Irrlichter!
Wie selten wurde mir das Glück zu Theil,
In solcher Ruhe das geschloss'ne Auge,
Das leise Athmen der im Traum befangnen
Natur zu überraschen! Rissen doch
Des Lebens Stürme mich im ewigen Taumel
Dahin, so daß ich keine andre Stille
Im Leben je gekannt, als die des Schlachtfelds.

Luzia.

Gewiß habt Ihr den Himmel stets geliebt,
Daß er für dieses hohe Alter noch
Mit soviel reichen Gütern Euch gesegnet?

Marino.

Wie das so kam, mein Kind; gar ungestüm,
Hoffärtig war ich stets; mich hatte fast
Das Glück verwöhnt. Und was der gute Wille
Auch aufgerichtet, das zerschlug der Ruhm.
Wie selten gab der meinen Willen frei!
Der Ruhm ist ein unruhiger Besitz,
Der sich nicht in die Truhe legen läßt,
Der auffährt, Meister seines Herrn wird, und
Dich zwingt, vor ihm das Edelste zu bergen;
Ein Kapital, an alle Welt verborgt,
Das du von Niemand wieder fordern darfst.

Luzia.

Noch eh' ich Euch von Angesicht gesehen,
Hört' ich von Euren großen Thaten gegen
Die Heiden und den Feind der Republik.
Nun tret' ich mitten in die Wunder ein,
Vertiefe mich in sie, wie in ein Buch,
Das uns von alter Heldenzeit erzählt.
Was wäre schöner, als Vertraulichkeit
Mit solchem Ruhm!

Marino.

Ich sage umgekehrt,
Daß deine Liebe wie ein Lichtstrahl in
Die große Wirrniß meines Lebens fiel.
Die dunkeln Massen lauger Thätigkeit
Zertheilen sich, und wenn ich davon rede,
So reihen an dem Faden deiner treuen
Geduld sie sich zu Perlenschnüren auf,
Zu einem Schmuck für dich. Ich wünschte wohl,
Daß ich noch lange so am Ziele stände,
Rückblickend in vergang'ner Tage Traum,
In eine Zeit, die, wenn sie Glück ist, jetzt
Erst hell und rein wie eine Sonne scheint.

Luzia.

Legt meine Jahre zu den Euren zu,
Und theilt dann diese Zahl, so gleichen wir
Uns wechselsweise aus, und können wohl
Noch manchen schönen Lenz begrüßen!

Marino.

Ja,
Man sagt wohl, daß mit solchem jungen Blut,
Wie du es bist, das Alter sich noch einmal
Auffrischt und neue Lebenskraft gewinnt;
Doch wahr' es Gott, daß eine Spanne Zeit
Dir deßhalb fehlen sollte. Zahl' ich der
Natur den schuldigen Tribut, nun, Kind,

Digitized by Google

So lüfte dieses Hauses dumpfe Räume,
Verscheuch mit grünen Mai'n die Grillen, die
In Spinnenweb und altem Winkelwerk
Sich nisteten, als Reste der nun endlich
Zu den Vätern heimgegangnen Grämlichkeit!

Luzia.

Ihr kränkt mich, theurer Herr.

Marino.

Laß dies der Zukunft,
Die klein genug seyn wird, um unsre Neugier
Nicht allzusehr zu pein'gen, liebes Kind!
Doch fühl' ich, kräuselt schon der Morgenwind
Des Golfes Wellen auf, nimm gute Nacht!
Auf deinem Lager ringe mit dem Gott
Des Traums; denn keine andre Welt ist's wohl,
Der du dich angetraut, als Phantasie,
Und eines Mährchens fabelhafter Glaube.
Der neue Tag weckt dich zu neuen Festen!

Luzia.

Für Alles, was Ihr heute mir gebracht,
Nehmt meinen Dank und eine gute Nacht!

(Sie treten zurück und der Vorhang des ersten Akts fällt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Théâtre forain du Luxembourg.

In der Nacht erscheint Casati bei seiner Geliebten, tödtet den armen Podagristen und will davon; allein der Neffe wird wach, macht Lärm und die Polizei ergreift sie Beide. Nun folgen ganz schreckliche Kerker- und Gerichtsauftritte. Casati, der schwarze Verräther, wirft allen Verdacht auf den Neffen, kommt los und sieht ruhig an seiner Statt den jungen Mann richten. Dieser aber bringt ein wichtiges Dokument vor, und Casati wird nochmals ergriffen. Sie sitzen nun Beide; Casati schlägt seinem Unglücksgefährten vor, das Loos zu ziehen; wer verliere, solle sich als den einzigen Schuldigen angeben und der Andere das Geld des Oheims dazu benützen, dem Ersten aus dem Gefängnisse zu helfen. Ich glaubte, der Neffe würde solch einen Antrag weit von sich weisen; allein zu meinem und meiner Nachbarn Erstaunen, die so etwas gar nicht hübsch fanden, nahm er ihn an; sie zogen, Casati verlor, unterzeichnete das Geständniß seiner Schuld und der Neffe kam los. Hiemit meinte ich, würde das Stück aus seyn, die Verfasser haben aber den Faden noch um zwei Aufzüge länger gesponnen und das Gewebe ziemlich verkünstelt. Im folgenden Aufzuge sehen wir die Tischlerwerkstätte des Neffen (er hatte uns im ersten Aufzuge belehrt, daß er den Advokatenstand verlassen und lieber ein unabhängiger Handwerksmann habe seyn wollen), die Handwerksburschen bringen eine auf der Gasse in Ohnmacht gefallene junge Frau herein, es ist die Geliebte des verruchten Casati, der morgen hingerichtet werden soll. Die junge Tischlersfrau nimmt sich ihrer mitleidig an, und siehe! Beide erkennen sich als Schwestern und fallen einander weinend in die Arme. Sie fleht den Tischler an, ihren Geliebten zu retten, da er sich dazu anheischig gemacht habe; sie wolle mit ihm fliehen, da sie doch hier zu Lande entehrt sey. Der Tischler aber meint, mit der Rettung eines Böse-wichts sey der menschlichen Gesellschaft ein schlechter Dienst geleistet. Zuletzt läßt er sich doch erweichen und gibt Geld zur Bestechung der Wächter her. Nun führen uns die Dichter im letzten Aufzuge in das Gefängniß, eine Stunde vor der Hinrichtung. Drei Schelme zechen in Erwartung des Augenblicks, wo sie das Schaffot besteigen sollen. Casati ist der eleganteste von den Dreien; er durchläuft seinen Lebens-lauf und ist wüthend auf den Neffen, der ihn nicht gerettet hat, wie er versprochen. Nun erscheint die Geliebte und kündigt ihm an, er werde auf dem Wege zum Richtplatze gerettet werden. Sein erster Gedanke ist nun, sich an dem Neffen zu rächen, der ihn so lange in der Todesangst ge-lassen habe. Dies öffnet der Frau die Augen: „Du sollst meine Schwester nicht unglücklich machen, wie Du mich un-glücklich gemacht hast!" ruft sie sehr pathetisch aus. In der neuen Roman- und Theaterſprache wird dies so ausgedrückt: „Vous ne briserez pas l'existence de ma soeur, comme vous avez brisé la mienne!" Diesmal waren meine Nachbarinnen im Orchester allzu gespannter Aufmerksamkeit auf den Aus-gang, als daß sie ihren Beifall hätten äußern können. Die furchtbare Stunde der Hinrichtung schlägt, zwei von den drei Schelmen werden zum Richtplatze abgerufen, Casati's Hinrichtung soll aber verschoben werden, weil der Neffe an das Gericht geschrieben hat, sein Gewissen erlaube ihm nicht, den Vertrag, den er mit Casati eingegangen, zu er-füllen; Casati's Prozeß soll nun von Neuem beginnen. Die Geliebte hofft, er werde der Schande der Hinrichtung durch einen freiwilligen Tod entgehen, und reicht ihm deßhalb ei-nen Dolch; da er aber noch leben will, stößt sie ihn voll Verachtung nieder und seine letzten Worte sind ein Fluch über seine Geliebte, das Opfer seiner Verführung. Hiemit endigte das Stück; es wurde sehr beklatscht, und Casati, durch einen bleichen jungen Mann mit pechschwarzen Haaren und dunkler, eleganter Kleidung recht gut dargestellt, kam hervor und kündigte auf Verlangen des Publikums an, das Stück, das man die Ehre gehabt habe, so eben vorzustellen, sey von den HH. André und Martlab Prévot. Was für Herren diese Dichter sind, weiß ich nicht; die Dramatik des Théâtre forain ist außerhalb der Mauern dieses Schauspiels nicht sehr bekannt. Dieser Unsinn hatte aber doch etwas Rührendes. Ich dachte an das Schicksal so manchen un-glücklichen Mädchens in der großen Pariser Welt, das sich von einem Taugenichts verführen läßt und dann genöthigt ist, ihm das Schicksal ihres übrigen Lebens preiszugeben. Die Schauspielerin, welche diese Rolle hatte, spielte pathetisch und ohne Uebertreibung. Der Italiener war sehr befan-gen, was aber seinem südlichen Charakter zukam. — Nun wurde noch ein charakteristischer Auvergnatentanz zum Besten gege-ben und zuletzt die alte Operette Ambroise verstümmelt, da es der Truppe an guten Sängern und an guter Musik fehlte. Die ganze Belustigung hatte von sechs bis eilf Uhr gedauert. Für fünfzehn Sous ist es nicht wohl möglich, eine längere Unterhaltung zu bekommen. Sogar die Stu-denten waren zufriedener geworden, als der kaiserliche Hof von dem Bühnchen verschwunden war, und hatten allmählich aufgehört zu spotten und zu poltern; sie haben es sich aber vorzuwerfen, daß sie dem Volke ein großes Stück in fünf Aufzügen und die Freude über den Anblick der Napoleon-schen Familie an diesem Abend verleidet haben. Dg.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 128 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 51.

Mittwoch, 17. December 1834.

[706] Erniedrigter Preis
von
Goethe's sämmtlichen Werken
in 55 Bänden,
Ausgabe in groß Octav.

Um dem frech eindringenden Nachdruck von Goethe's sämmtlichen Werken entgegen zu wirken, zeigen wir hiemit an: daß wir uns entschlossen haben, die Octavausgabe für einige Zeit zu einem bedeutend erniedrigten Preise gegen baare Zahlung abzulassen, und zwar:

Die Ausgabe auf Velinpapier für fl. 90 — anstatt früher fl. 125. 24 kr. oder Rthlr. 50 — anstatt früher Rthlr. 69. 16 Gr. sächs.

Die Ausgabe auf Druckpapier für fl. 60 — anstatt früher fl. 79. 12 kr. oder Rthlr. 33. 8 Gr. — anstatt früher Rthlr. 44 sächs.

Hienach würde der Band dieser vollständigen Ausgabe, welche auch den Nachlaß in 15 Bänden in sich schließt, auf Velinpapier nur ganz wenig über fl. 1. 30 kr. und auf Druckpapier fl. 1. 5 kr. zu stehen kommen.

Von der wohlfeilen
Taschenausgabe in 55 Bänden
werden noch Exemplare zum Subscriptionspreise

auf Velinpapier für fl. 44. 36 kr. oder Rthlr. 24. 18 Gr. sächs.

auf Druckpapier für fl. 29. 42 kr. oder Rthlr. 16. 12 Gr. sächs.

gegen baare Zahlung abgegeben.

Der durch die Herabsetzung obiger Ausgaben bezweckte größere Absatz wird der Vertragsbestimmung gemäß weniger uns, als den von Goethe'schen Erben Nuzzen bringen, und man darf daher wohl um so mehr auf theilnehmende Förderung desselben hoffen.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf obige Werke an und werden von uns in den Stand gesezt, sie zu den angezeigten Preisen zu liefern, bis durch eine spätere Bekanntmachung wieder ein erhöhter Preis eintreten wird.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[725] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oertel, Professor, Geschichte der Wasserheilkunde von Moses bis auf unsere Zeiten, zum Beweise, daß das frische Wasser
ein Allheilmittel ist.

Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis in elegantem Umschlag geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Wir empfehlen dem Publikum obiges mit besonderem Fleiß ausgearbeitete wichtige Werk, welches eine bis jezt mangelnde vollständige Geschichte der Wasserheilkunde, wie auch, was die berühmtesten Aerzte der alten, mittleren, neuen und neuesten Zeit darüber gesagt und gerühmt haben, enthält. In demselben liefert der unermüdliche Vorfechter der naturgemäßesten, dem Menschengeschlechte heilsamsten Wasserheilkunde den unwiderlegbaren Beweis, daß der Gebrauch dieses Alleinheilmittels einzig und allein älter als andere Heilmethoden, und eine jede Krankheit ohne Arzneigebräu heilend ist.

Leipzig, im Nov. 1834.

Heinrich Franke.

---

[688] Kunst-Anzeige.

Bei L. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

Façaden von Stadt- und Landhäusern, nebst architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Höfe, zu öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Thoren, Brücken, öffentlichen Brunnen, Grabmonumenten, Wachtgebäuden etc., von Carl Aug. Menzel. 29stes u. 30stes Heft, Jedes Heft 1⅓ Rthlr. Preuss. Cour.

Hiermit ist dieses Kupferstichwerk geschlossen.

---

[610] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Der Antichrist.
Novelle
in zwei Theilen
von
Eduard Duller.

2 Bände. 8. 1834. in farbigen Umschlag broch. 2 Thlr.

---

[711] ## Saphir und die Wiener Theaterzeitung.

Diese bekannt auch unter dem Titel:

Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben.

Der geniale Saphir, unstreitig der erste humoristische Schriftsteller Deutschlands, hat sich mit der Wiener Theaterzeitung verbunden und seit seinem erneuerten Aufenthalte in Wien dieselbe mit seinen geistvollen Beiträgen auf das glänzendste bereichert. Indem dieses beliebte Blatt

für das Jahr 1835

allen Lektürfreunden empfohlen und hiermit angekündigt wird, dürfte es nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß gegenwärtig kaum eine belletristische Zeitung existirt, welche sich solcher Verbreitung zu erfreuen hätte.

Sie zählte im Jahr 1834 über 4000 Abonnenten.

und wird, den schon vorläufig eingegangenen Bestellungen zufolge, wahrscheinlich diesen Antheil noch um ein Bedeutendes gesteigert sehen.

Digitized by Google

Außer den witzigen, gehaltvollen, die Erscheinungen der Zeit und ihre Verkehrtheiten satirisch und humoristisch beleuchtenden Beiträgen Saphirs, der der Theaterzeitung seine ganze literarische Thätigkeit zugewendet hat, enthält dieselbe Mittheilungen von den geschätzesten Schriftstellern Deutschlands, und bezahlt 6 Dukaten in Gold Honorar für den gedruckten Bogen ihres Formats. für Original-Beiträge aus allen Fächern der Literatur, wissenschaftlichen oder erheiternden Inhalts (mit Ausnahme lyrischer Arbeiten, welche nicht gewünscht werden), namentlich für Novellen, Erzählungen, umfassende Correspondenznachrichten aus bedeutenden Städten (bei welchen jedoch das Theaterwesen nicht zu breit besprochen werden darf), für Schilderungen aus dem Leben, die Sitten, Gebräuche und die Cultur betreffend, für Mittheilungen von Tagsbegebenheiten, merkwürdigen Criminalfällen, Verirrungen, wichtigen Ereignissen, komischen Erlebnissen, Naturerscheinungen, Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

Das Streben der Redaktion geht einzig dahin, den Lesern jedes Standes und Alters eine belehrende und erheiternde Lektüre zu bieten, in Deutschland ein Central-Blatt zu schaffen, in welchem das Wissens- und Bemerkenswerthe, das Seltene und Neue nicht nur des In-, sondern auch des Auslandes schnell mitgetheilt werden kann, damit Keiner, in welcher Sphäre er auch für Geist und Gemüth Erholung suche, ohne Befriedigung bleibe.

Die äußere Ausstattung dieses Blattes ist so glänzend, wie bei keinem in Deutschland, ja wie vielleicht bei keinem in Europa.

Es erscheint wöchentlich fünf Mal auf italienischem Velinpapier in größtem Quartformat.

Jede Nummer ist entweder mit einem Holzschnitte oder mit einem illuminirten Modenbilde, oder mit einem illuminirten Costumebilde, dem Portraite eines berühmten Bühnenkünstlers in seiner eminentesten Leistung geziert.

Die Holzschnitte der Theaterzeitung zeigen etwas Neues in diesem Fache. Hoch stehen sie über den Erscheinungen, welche die Pfennig-Literatur bei uns eingeführt hat, denn sie können größtentheils nur mit Stahlstichen verglichen werden. Sie werden nur nach Original-Zeichnungen angefertigt und bringen nur solche Gegenstände, welche sich durch Interesse von allem Gewöhnlichen absondern. Wer an dem Fortschreiten deutscher Kunst Antheil nimmt, kann ihnen seine Anerkennung nicht versagen, und wer zur Ueberzeugung gelangen will, daß deutsche Künstler auch in diesem Fache über jenen des Auslandes stehen können, muß diese Holzschnitte würdigen. Die öffentlichen Kunstrichter haben ihnen bereits das glänzendste Zeugniß geschenkt, namentlich hat Hofrath Böttcher in der Abendzeitung sie mehrere Male unbedingt ausgezeichnet, und sie wiederholt über und neben die meisterlichsten Arbeiten der Engländer gestellt.

Die illuminirten Modenbilder der Theaterzeitung sind bisher von keinem Journal in Deutschland erreicht worden. Nicht nur, daß sie stets nach fünf Tagen das Neueste, Geschmackvollste und Anziehendste der tonangebenden Hauptstädte Europa's im bunten Wechsel für Damen und Herrn und jede Mode von zwei Seiten zur Anschauung bringen, erscheinen sie in so großer Anzahl und mit einer solchen Farbenpracht und Feinheit im Stiche, dann mit einer solchen Auswahl und Präcision, daß sie alle ähnlichen Erscheinungen überflügeln.

Die illuminirten Costume-Bilder, die Portraite der berühmtesten Bühnenkünstler in ihren eminentesten Leistungen sind nun durchaus eine Beigabe, welche kein, was immer Namen habendes, Journal besitzt, und die Schönheit derselben kann nur mit jenen verglichen werden, welche unter Iffland in Berlin erschienen. Sie dienen dem Schauspieler zu Studien für Mimik und Geberde, zur Richtschnur für Costumirungen, und dem Theaterfreunde zur bleibenden Erinnerung für großartige Darstellungen.

Die sämmtlichen Bilder-Beigaben, in Xylographien und meisterlich illuminirten Kupfer- und Stahlstichen bestehend, übersteigen für den Jahrgang die Zahl von 200 bei weitem.

Man pränumerirt auf die Wiener Theaterzeitung bei allen löblichen Postämtern in der gesammten österreichischen Monarchie, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien, Frankreich, England, Rußland u. s. w. Der Pränumerations-Betrag für das ganze Jahr beträgt 24 fl. C. M. (in zwanzig Gulden-Fuß) oder 28 fl. 48 kr. Reichswährung, oder 16 Thaler sächsisch. Gegen diesen Betrag wird diese Zeitschrift an jedem Hauptposttage unter gedruckten Converts bis an die äußerste österreichische Grenze portofrei versendet.

Man kann bei den sämmtlichen Postämtern aber auch halbjährig pränumeriren.

Im Wege des Buchhandels verpflichtet man sich stets auf ein ganzes Jahr, pränumerirt mit 20 fl. CM. (24 fl. Reichswährung oder 13⅓ Thaler Sächsisch.) Es nehmen auf diese Zeitung alle soliden Buchhandlungen in und außer Deutschland Bestellungen an. Den Hauptabsatz haben in Leipzig, Wiegand; in Dresden, Arnold; in Berlin, Enslin; in Frankfurt, Wilmans; in München, Jaquet; in Aarau, Sauerländer; in Wien, Gerold, Schaumburg, Tendler, Mörschner und Jasper, Wolke, Wallishäuser, Bauer und Dürnböck; in Prag, Bodmanns-Erben und Dürnböck, übernommen.

Wer jedoch ganzjährig in dem unterzeichneten Bureau abonnirt und den Betrag von 24 fl. CM. direkte nach Wien an dasselbe baar einsendet oder anweiset, erhält die Begünstigung, daß ihm die ganze Sammlung der herrlichen Costume-Bilder, vom Beginne derselben, die Jahrgänge 1833 und 1834, welche für sich allein auf 12 fl. CM. zu stehen kommen, in groß Quart auf französischem Velinpapier abgedruckt, prächtig illuminirt, complet, gratis und portofrei zukommen. Sollten jedoch frühere Abonnenten diese Sammlung schon besitzen, so erhalten sie den Jahrgang 1834 des neuen theatralischen Pfennig-Magazins ebenfalls in groß Quart, meisterhaft illuminirt und aus mehr als 500 einzelnen Figuren bestehend, welche durchaus große Tableaux der besten Stücke, Opern, Ballets der deutschen Repertoirs bilden und in der Pränumeration 12 fl. CM. kosten, complet, gratis und portofrei.

Im Wege des Buchhandels kann selbst bei ganzjähriger Pränumeration diese so eben bemerkte Begünstigung nicht zugestanden werden.

Bureau der Theaterzeitung in Wien,
Wollzeile Nr. 780.

---

[636] **Anzeige für Architekten.**

An alle Unterzeichner ist so eben versendet worden:

J. Rondelet, theoretisch-praktische Anleitung zur Kunst zu bauen. 3r Bd. 1ste Abtheilung. Mit 60 Kupfertafeln. Nach der sechsten Auflage aus dem Französischen übersezt von J. Heß, Großh. Hess. Oberbaurath. Royal-Octav, die Kupfer in Folio.

Der Druck der 2ten Abtheilung des 3ten Bandes wird unausgesezt fortgehen und in 2 Monaten auch diese

Digitized by Google

Abtheilung, sammt den dazu gehörigen 35 Kupfertafeln, in die Hände der zahlreichen Subscribenten gelangen. Der Subscriptionspreis soll für die Unterzeichner auf das ganze Werk noch fortbestehen; derselbe ist gegen Vorausbezahlung für jeden Band 5 Thlr. od. 8 fl. 45 kr., so daß alle fünf Bände, mit den 207 Kupfertafeln der Pariser Original-Ausgabe im Subscriptionspreis 25 Thlr. oder 43 fl. 45 kr. zu stehen kommen. Einzeln kostet der erste Band, von Hrn. Architekt Distelbarth in Stuttgart übersezt, mit 8 Kupfertafeln 4 Thlr. od. 7 fl., der zweite Band mit 62 Kupfertafeln 8 Thlr. 12 Gr. oder 14 fl. 48 kr., des dritten Bandes erste Abtheilung (die Zimmerwerkskunst enthaltend) mit 50 Kupfertafeln 7 Thlr. oder 12 fl. 15 kr.

Durch Uebertragung dieses klassischen Werkes auf deutschen Boden glaubt der Verleger sich ein bleibendes Verdienst erworben zu haben, und hofft, daß er dabei fortwährend die Unterstützung und Anerkennung finden werde, deren ein so kostspieliges Unternehmen nöthig bedarf. Die typographische Ausführung ist eines solchen Werkes würdig, und über die Treue und Korrektheit der Uebersetzung haben sich kompetente Richter bereits auf das günstigste ausgesprochen. Der vierte Band wird zur bevorstehenden Ostermesse 1835 und der fünfte Band bald nachher erscheinen, so daß das ganze Werk jedenfalls binnen Jahresfrist beendet seyn wird.

Leipzig und Darmstadt, den 12. Okt. 1834.

Carl Wilhelm Leske.

---

[740] Von Neujahr 1835 an erscheint bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.:

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutschland,

Centralblatt für Novellistik, Geschichte, Drama, Leben, Sitte, Völkerkunde, Literatur und Kunst, für welche sich die Mehrzahl der ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller vereinigte. — Die Redaktion desselben leitet Herr Dr. E. Duller, die des Literaturblattes Herr Dr. K. Gutzkow. — Prospektus und Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen und Postämter gratis zu beziehen. Preis per Jahrgang 10 Rthlr. od. 16 fl.

---

[735] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unerschöpfliche Maître de Plaisir,

oder die Kunst, in allen Jahreszeiten im Freien und zu Hause, sowie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Partien anzuordnen. — Enthaltend: die besten Spiele, Lieder, Deklamir- und Kunststücke, Räthsel, Charaden u. s. w. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle lebensfrohe deutsche Familien. Sechste, mit neuen Spielen und Kunststücken sehr vermehrte Auflage. In elegauten Umschlag geheftet.

Ilmenau, bei Voigt. 1 fl. 48 kr.

Zum sechstenmal neu auferstanden,
Kehr' ich bei froben Leuten ein,
Und bring' herbei aus allen Landen
Der Kurzweil viel zum Lustverein. —
Wenn unter Hunderten nur Einer
In seiner Tasch' und Kopf mich hat,
So wird aus langer Weile Keiner-
Des Kränzleins Spiel und Freuden satt;
Fürwahr! man braucht mich nur zu kaufen,
Um gleich ein witz'ger Kopf zu seyn.
Den, der mich weg hat, wird man taufen
Den Lustigmacher nett und fein.

---

[756] ## Die Mitternachtzeitung

für

gebildete Stände, redigirt von Dr. K. Köchy.

Dieses beliebte Blatt beginnt, unter der regsamsten Theilnahme der vorzüglichsten Belletristen Deutschlands, mit dem Jahre 1835 seinen 10ten Jahrgang.

Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen, wohin sie so eben versendet wurden. Preis des Jahrgangs von 204 Nummern, Beilagen ꝛc. 8 Rthlr.

Braunschweig, im Nov. 1834.

Ch. Horneyer.

---

[713] Bei S. Schmerber in Frankfurt a. M. und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Eine Festgabe

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts

unter dem Titel:

Dichtergarten

für

Frauen und Jungfrauen.

Ein Band auf Velinpap. mit Vignetten. Preis 2 Rthlr. 6 Gr., in Seide geb. mit Goldschnitt 3 Rthlr. 12 Gr.

---

[747] In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Encyklopädie der Diätetik, oder allgemeines Gesundheitslexikon. Ein vollständiges Real-Wörterbuch des geistigen und körperlichen Verhaltens im gesunden und kranken Zustande für Jedermann, jedes Alter, Geschlecht, Temperament, jeden Stand und alle Verhältnisse des Lebens. Ein Volks- und Hülfsbuch zum augenblicklichen Nachschlagen und zur steten Belehrung, wie man Gesundheit und Leben bis zum spätesten Alter erhalten und bewahren, Krankheiten vorbeugen, sie mildern und heben kann. Von Dr. Julius Albert Hofmann, ausübendem Arzte zu Dresden. 1ste Lieferung zu 6 Bogen in gr. Lex. 8. Preis zu 8 Gr.

Das bereits seit mehreren Jahren vorbereitete Gesundheitslexikon, von welchem das Manuscript vollständig in unsern Händen ist, erscheint in Lieferungen von jedesmal 6 Bogen in großem Lexikon-Format, zweispaltig, auf feinem Maschinen-Papier gedruckt.

Der Subscriptionspreis für eine Lieferung ist äußerst billig auf 8 Groschen von uns bestimmt worden.

Das ganze Werk von einem eleganten Bande wird in 8—9 Lieferungen bestehen, die in Zeiträumen von jedesmal 6 Wochen in die Hände der Herren Subscribenten gebracht werden.

Die Lieferungen werden bei Empfang derselben bezahlt.

Dieses herrliche Werk, welches einem großen Bedürfnisse abhilft, wird nicht verfehlen, wahrhaft volksthümlich zu werden und durch eine sehr zahlreiche Verbreitung den Segen bringen, welchen der Herausgeber dabei vor Augen gehabt hat. Sein wahrhafter Nutzen, seine Gründlichkeit, sein ausgedehnter und erschöpfender Inhalt und bei einer herrlichen Ausstattung seine auffallende Wohlfeilheit werden demselben in jeder Familie,

Digitized by Google

welche das höchste irdische Gut: Gesundheit, vor Allem ehrt und wünscht, einen willkommenen Eingang verschaffen.

---

[765] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Memoiren des Marschalls Ney,

Herzogs von Elchingen, Fürsten von Moskwa ꝛc. Herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Französischen von L. G. Förster. 1ster Band. 8. geh. Preis 1 Thlr. 4 gGr.

Ney, der, als die französische Revolution ausbrach, gemeiner Husar war, ward 1804 Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion; 1805 ward er Herzog von Elchingen, 1813 Prinz von der Moskwa. Damals gab ihm Napoleon den Namen: „der Bravste unter den Braven.“ Das thatenreiche Leben dieses Mannes liegt hier in eben so interessanter, als historisch-treuer Erzählung vor uns. Wir erblicken in ihr das Bild eines tapfern, ungestümen Kriegers, gepaart mit den edelsten Zügen des Biedermannes. — Der zweite Band folgt in Kurzem.

---

[749] Neueste Romane von Bohemus.

Bei Julius Weise in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Frauengrösse

oder

der Blödsinnige.

Roman

von

Bohemus.

2 Bde. 8. Velinp. eleg. broch. Preis 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Der Irrwisch.

Novelle

von

Bohemus.

1 Bd. 8. Velinpap. eleg. broch. Preis 21 Gr. od. 1 fl. 30 kr.

---

[751] **Anzeige.**

Durch alle Buchhandlungen sind vollständig noch zu dem wohlfeilen Subscriptionspreise zu erhalten:

Adam Oehlenschlägers Schriften

zum erstenmal gesammelt

als Ausgabe lezter Hand.

Voran

des Verfassers Selbstbiographie.

In elegantem Taschenformat. 241 Druckbogen zu 16 Seiten, auf Velin-Druckpapier.

Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp.

Pränumerationspreis 9 Rthlr. 8 Gr.

Nächst Schiller nimmt Oehlenschläger unstreitig den ersten Platz unter den dramatischen Dichtern Deutschlands ein, und seine dramatischen Werke reihen sich auf eine glänzende Weise denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin ist ein vollendetes Meisterwerk, begabt mit allem Zauber romantischer Poesie, und wir wüßten ihm nichts in der deutschen Literatur gleich zu stellen. Eben so gehörten seine Prosa-Schriften unter die besten Erzeugnisse deutscher Romanen-Literatur, und seine lyrischen Gedichte sind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit und Vollendung. Die vorangehende Selbstbiographie wird das allgemeinste Interesse erregen, indem des Autors Jugend in die schöne Blüthen- und Früchte-Zeit deutscher Poesie fällt, in welcher er, von Goethe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, seine Dichterlaufbahn begonnen hat.

Inhalt der 18 Bändchen.

1s und 2s Bändchen: Die Selbstbiographie.
3s und 4s Bändchen: Aladdin.
5s Bändchen: Ludlams Höhle.
6s Bändchen: Hakon Jarl. Palnatoke.
7s Bändchen: Arel und Walburg. Correggio.
8s Bändchen: Stärkodder. Hugo von Rheinberg.
9s Bändchen: Hagbarth und Signe. Erich und Adel.
10s Bändchen: Die Wäringer.
11s Bändchen: Freias Altar. Die Räuberburg.
12s Bändchen: Robinson in England. Der Hirtenknabe.
13s Bändchen: Die Flucht aus dem Kloster. Das Bild und die Büste.
14s Bändchen: Die Uebereilung. Der blaue Cherub.
15s Bändchen: König Hroar in Leire.
16s Bändchen: Novellen.
17s Bändchen: Mährchen.
18s Bändchen: Gedichte.

---

[750] So eben ist bei uns erschienen:

Lebens- und Regierungsgeschichte Kaiser Josephs des Zweiten

und

Gemälde seiner Zeit,

von

A. F. Groß-Hoffinger.

Mit 12 Porträts berühmter Zeitgenossen.

In zwei Bänden.

Stuttgart, den 6. Dec. 1834.

Fr. Beodhag'sche Buchhandlung.

---

[754] Bei Karl Berger in Leipzig ist eben erschienen:

Buch der Küsse

von

Ernst Willkomm.

Preis in seinem Taschenbuch-Einband 15 Gr.

---

[768] Von der in den ersten Monaten des nächsten Jahres bei mir erscheinenden

Dritten Lieferung

von

Retzsch's Umrissen

zu

Shakespeare's dramatischen Werken,

enthaltend:

Romeo und Julie,

habe ich den ausführlichen Prospekt an alle Buchhandlungen versandt, was ich hiermit zu gefälliger Beachtung bekannt mache.

Leipzig, den 1. Dec. 1834.

Ernst Fleischer.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. December 1834.

Payant tribut
A l'attribut
De sa gaité falotte,
De main en main,
Jusqu'à demain,
Passons nous la marotte!

Béranger.

Molière.

Dritte Episode.

Der Dichter läßt Molière auf der Galerie eines Saales in einem abgelegenen Schlosse heimlich und unerkannt einer Versammlung der berüchtigten Calottisten beiwohnen.

* * *

Die große alterthümliche Halle, die sich den Blicken zeigte, war mit getäfelten Wänden versehen, denen dunkle Holzfarbe ein düsteres Ansehen verlieh, welches die einzelnen kolossalen Wandgemälde, die hie und da eingefugt waren und Schlachten und feierliche Aufzüge darstellten, eher vermehrten als verminderten. Eine Galerie lief in gewisser Höhe um den ganzen Saal und schien dazu bestimmt, in den Zeiten des Glanzes die Menge der Zuschauer zu fassen, wenn unten irgend ein schwelgerisches Mahl oder eine Festlichkeit, jenen Tagen angemessen, bereitet ward. Die derb und schwer gearbeitete Brustwehr von Holz war hie und da zertrümmert und ließ eine gefährliche Durchsicht nach unten offen. Nur mit äußerster Gefahr wurde es möglich, die aufgethürmten alten Waffen, Gemälde und vermorschtes Geräthe aller Art bei Seite zu schaffen, um den Weg zu bahnen, der Molière und seinen Begleiter zu einem Standpunkte führte, von dem sich ihnen offen das Gemälde der unten handelnden Personen darstellte, ohne sie zugleich der Gefahr auszusetzen, von jenen bemerkt zu werden. Dieses Gemälde war von der buntesten und eigenthümlichsten Art. Vierzig bis fünfzig Jünglinge lagen in nachlässigen Stellungen um eine reichbesezte Tafel herum, auf der silberne Pokale zwischen hohen Armleuchtern glänzten. Die frischen, jugendlichen Gestalten athmeten eine Fülle taumelnder Freude. Feurig blizten die Augen, und hie und da wölbte sich aus dem verschobenen Wamse eine jugendliche Schulter hervor, oder es zeigte sich ein entblößter Hals, dem goldene Ketten und Geschmeide zu eben so reicher als unordentlicher Zierde dienten. Zur Seite der Tafel an der Wand, aus einer dunkeln Nische hervor erhob sich die weiße Marmorstatue Catharinens von Medicis. Auf der mit stolzem Uebermuth emporgerichteten Gestalt ruhte ein rothes, von einem der Anwesenden im Scherz umgeworfenes Mäntelchen, und ein Hut mit wallendem Federbusch, keck aufgesezt, zierte seltsam das weiße todte Steinantlitz dieser Dame, die so gerne, wenn sie gelebt hätte, die lüsternen Blicke auf den Kreis jugendlicher Schönheit, der sie umgab, gerichtet haben würde. Zu den Füßen der Bildsäule, etwas erhöht, zeigte sich das Wahrzeichen der geheimen Versammlung und ihrer Zwecke, ein

Digitized by Google

Todtenschädel, mit der runden Kappe geziert; von dieser Kappe, Calotte genannt, leitete die erhabene Gesellschaft ihren Ursprung her. Gelächter, wilde Späße und zwischendurch Musik tönten von unten herauf.

„Da seht Ihr die Verbesserer des alten verderbten Paris," rief Charlot, Molière's Führer, mit Lächeln; „es sind junge kecke Lehrmeister." Molière schüttelte das Haupt, sein Blick heftete sich auf den Schauspieler Bäron, der sich am Ende der Tafel befand und zurückgelehnt in seinen Stuhl gleich einem jungen Faune dalag. „Es scheint," nahm Charlot wieder das Wort, „die eigentlichen Verhandlungen haben schon ihr Ende genommen, die Verzeichnisse auf die kommenden Tage sind angefertigt, Belohnungen und Diplome für die neu aufgefundenen Narren ausgetheilt, in jedem Falle die ernsten Geschäfte schon beendigt worden, sonst hätten sich diese würdigen Leute nicht der sorglosen Ruhe überlassen. Seht, seht den alten Mann mit dem schneeweißen Ziegenbarte, der jezt der Tafel sich naht! es ist Scaramouche, der heruntergekommene Unternehmer des italienischen Theaters. Hört, was er vorzubringen haben wird."

Die alte gebrechliche Gestalt wurde mit Geschrei empfangen, umsonst suchte sie sich einen festen Platz am Tische aus, jeder der Richter schob sie seinem Nachbar zu; endlich gebot eine Stimme Stillschweigen und des Alten Worte wurden vernehmbar. „Gerechtigkeit! unbestechliche und erhabene Richter," rief er; „Gerechtigkeit!" — „Welche Verdienste hast Du Dir um die Thorheit erworben, Alter," rief eine Stimme, „daß Du hier Gerechtigkeit verlangen darfst?" — „Sehr große," war die Antwort; „ich habe mein Leben der mächtigen Göttin gewidmet, sie stand schon an meiner Wiege, sie wurde meine Amme, Erzieherin und Geliebte, sie hat mich und die Meinigen bis jezt ehrlich ernährt, da — o Wankelsinn der Welt! da hat man sie gezwungen, mich zu verlassen. Gerechtigkeit, edles Tribunal!" — „Was begehrst Du?" — „Meine Theater stehen leer!" rief der Alte mit fast heulender Stimme; „ich mag die göttlichsten Capriolen machen, die unerhörtesten Possen treiben, umsonst! Der alte Scaramouche war noch nie so witzig, seine Colombine noch nie so zierlich, sein Arlechino versuchte sich noch nie in so muthwilligen Stellungen, es regnet goldene Gedanken, silberne Einfälle auf den alten Gratiano nieder — und, o Götter Himmels und der Erde! — immer, immer sind die Bänke leer, leer, leer! Begreift ihr dieses fürchterliche Wort, meine Herrn? — Frankreich!" fuhr er fort, indem er sich erhob und der dünne weiße Bart im Lichtglanze flimmerte, „du verkennst deine großen Männer! Es ist entsetzlich! Was war die Bühne, was die göttliche Kunst, meine Herrn, bevor Scaramouche sein himmlisches Theater zusammen zimmerte und aus seinem Garderobekasten die großen Gedanken der Dichter, in Sammet und Seide gekleidet, hervorgehen ließ? Das Parlament stockte, die Philosophie war lahm, der Patriotismus kränklich, der Ruhm der Franzosen verkümmerte, als Scaramouche fehlte. Ach, meine Herrn! Rührung überfällt mich, wenn ich an die Zeiten meines ersten Glücks zurückdenke, als noch nicht dieses Ungeheuer Poquelin mich verdrängt hatte, wie die Frauen und Jungfrauen von Paris in mein Theater strömten, um Würde und Sittlichkeit zu lernen, wie oft ein einziger Abend sie alle gestärkt und gebessert entließ, wie in den Sprüngen Colombinens die *ganze Fülle* edler Weiblichkeit sich kundgab. — Wozu Worte, meine Herrn, wozu besondere Charaktere, Verwicklungen und Leidenschaften, wozu die unnützen und unerhörten Forderungen an Verstand und Urtheil? — Colombine tanzt, Arlechino betrügt, Pantalone bekommt Prügel — da ist das ganze Bild des Lebens; und o wie süß, wie überzeugend geschildert! kann das auserlesenste Drama mehr wirken?" — „Du hast Recht, Alter!" riefen mehrere Stimmen. — „Bildung," fuhr der Redner fort, „Bildung, ruft jezt die ganze Welt, Bildung soll man sich auf dem Theater holen; die Zeit ist vorgerückt, unsere Eltern waren Narren, aber wir sind weise, wir wollen etwas für Verstand und Herz! Und indem sie so sprechen, lassen sie den alten bunten Mantel der Thorheit von den Schultern fallen und fahren in die neue Jacke der *Bildung*; allein die ist knapp zugeschnitten, sie preßt hie und da, der Körper muß sich an das vornehme Kleid gewöhnen, und Manche, dürften sie es nur gestehen, möchten wieder nach dem luftigen Mäntelchen greifen. Die Einfältigen, da sitzen sie jezt im Schauspiel und ärgern sich, und Mancher geht todtkrank nach Hause. Bei mir lachten sie, und lachende Menschen sind immer gesunde Menschen. Doch Alles dieses mag hingehen, das Jahrhundert ist krank und bei kranken Leuten muß man schon Einiges durch die Finger sehen: wenn es nur nicht jener Mann wäre, dem ich weichen muß! Wer ist er, was will er sich einbilden? seine besten Einfälle hat er ja mir gestohlen, mein Theater hat er geplündert. Was ist sein Tartuffe? Bis auf die Scene, wo der Ehemann unter dem Tischtuche hervorkriecht, ist Alles trocken und langweilig, Turlupin macht die Sache einleuchtender und spaßhafter. Darum Gerechtigkeit, meine Herrn Richter, Gerechtigkeit dem alten Scaramouche!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

(Fortsetzung.)

Während des größten Theils jener hundert Millionen Jahre konnte die Erde, nach unsern Begriffen wenigstens, kein Wohnplatz für organische Wesen seyn. Leben in jeder Gestalt, in die wir es jezt auf der Oberfläche der Erde gekleidet sehen, verträgt sich nicht mit einer Hitze, wie sie noch lange die Erdkugel durchdrang. Aber im Maaße, als die Hitze von der Oberfläche wegströmte und sie erkaltete, schlugen sich erdige Substanzen nieder und es bildeten sich feste Schichten. Da die Hitze immer mehr entwich, borst diese Rinde vielfach, und schreckliche Umwälzungen wütheten in dieser jungen Welt; gewaltsame Erschütterungen, Zerreißungen der neugebildeten festen Schichten mußten damals sehr häufig seyn. Der Brand der Erde, der nach manchen Cosmogonien und poetischen Vorstellungen ihrem Daseyn ein Ende machen soll, eröffnete also im Gegentheil die Reihe der Erscheinungen, deren Schauplatz sie wurde.

Verlassen wir dieses Chaos und kommen auf die Zeit, wo sich das Leben in Gewächsen und Thieren auf der Erde gestalten konnte. — Um sich von der mittlern Temperatur von 100 Graden — wir sprechen hier natürlich nur von der Oberfläche — auf die gegenwärtige von 13 Graden abzukühlen, brauchte die Erde mehrere Millionen Jahre, und in diesem Zeitraum nun traten die organischen Geschöpfe auf. Am frühesten bewohnbar für dieselben wurden aber die Pole. Die jetzige mittlere Temperatur des Aequators beträgt 28° über, die der Pole 16° unter dem Gefrierpunkte; zwischen diesen beiden Regionen findet also ein Unterschied von 44° statt, und wenn der Pol einst eine Temperatur von 30° hatte, bei welcher höhere Thiere und der Mensch immerhin leben konnten, so hatte der Aequator eine von 74°, die für die gegenwärtig lebenden Wesen unerträglich ist. Demnach hatten einst vom Pol an alle Zonen die jetzige Temperatur des Aequators, und diesen Ausspruch der Physik bestätigen bekanntlich die geologischen Forschungen auf's Vollkommenste: die antike, fossile Flora von Deutschland, Frankreich, Nordamerika zeigt, wie man weiß, ganz die Charaktere der jetzigen tropischen, und in ihr bieten sich die wichtigsten Materialien dar, um dereinst, nach den in gewissen Schichten eingeschlossenen Gewächsen, die mittlere Temperatur zu bestimmen, welche damals an diesem oder jenem Ort geherrscht haben muß, als diese Gewächse die Erde bedeckten. Die fossilen Thiere sind hiezu bei Weitem nicht so brauchbar; sehr häufig läßt sich nicht sagen, ob ein Thier in der heißen, oder in der gemäßigten, oder gar in der kalten Zone gelebt hat, und man darf sich in dieser Hinsicht nur an das Mammuth erinnern, das mit einer Wolle bedeckt war, während die jetzigen Elephanten fast unbehaart sind; in der botanischen Geographie dagegen ist man so weit gekommen, daß man bei gewissen Pflanzen mit ziemlicher Sicherheit das Minimum und das Maximum der Temperatur angeben kann, unter und über welcher sie nicht mehr fortkommen. So erfordert der Palmbaum zum wenigsten eine mittlere Temperatur von 22°, also eine Wärme, wie sie etwa in Syrien herrscht, und wenn man nun in unsern Breiten Palmstämme in der Erde findet, so kann man dreist versichern, daß bei uns einst eine mittlere Wärme von 22 und mehr Graden geherrscht hat, ein Resultat, auf das, wie wir gesehen, der nach der Theorie der Wärme rechnende Physiker gleichfalls gelangt.

Das aus den Entdeckungen der neuern Zeit unwidersprechlich hervorgegangene Faktum, daß es in den jezt kalten und gemäßigten Ländern einst weit wärmer gewesen, hat zu einer Menge von Hypothesen über Veränderung der Achse der Erde und ihrer Stellung gegen die Sonne Anlaß gegeben. Aber nach unserer Theorie der Wärme ist Alles ganz klar und einfach: sämmtliche Punkte der Erde haben sich von der Glühhitze auf ihre gegenwärtige Temperatur abgekühlt, und die zuerst bewohnbaren, d. h. die zuerst hinlänglich erkalteten Punkte waren die Polarländer und die Gipfel der Gebirge, wenn anders unsere jetzigen Alpen, Cordilleren, Himalaya's u. s. w. schon vorhanden waren, als sich das Leben auf Erden zu entwickeln begann. Da damals das Erkalten verhältnißmäßig rascher vor sich ging, so mußten auch die gebildeten festen Erdschichten häufig bersten, und die Erdoberfläche erlitt lange Zeit die furchtbarsten Umwälzungen. Trotz dem, und so zerstörend diese Zuckungen allerdings für die lebenden Geschöpfe seyn mußten, darf man ihnen doch nicht mit Cuvier den Tod, das Aussterben der zahllosen Pflanzen- und Thiergeschlechter zuschreiben, welche nacheinander den Boden der Erde bedeckten; nein, nach Fourier änderten sich die äußern Verhältnisse, in denen die organischen Wesen lebten, ihre Lebensbedingungen, allgemach mit der sinkenden Temperatur, und darum starben manche Geschlechter aus, während andere fortleben konnten.

Wie verhält es sich nun aber gegenwärtig mit der Temperatur der Erde? Wird sie fortwährend immer mehr erkalten, wie sich Buffon vorstellte, wird sie am Ende eine todte, unwirthbare Eismasse werden und sich von einer Sonne bescheinen lassen, deren Strahlen ihr zu nichts mehr dienen? Um diese Fragen zu beantworten, muß man die Oberfläche der Erde von ihrem Kern unterscheiden. Die Wärmeverhältnisse der Oberfläche sind gegenwärtig gleichsam stationär geworden, oder vielmehr, sie hat sich von der im Innern waltenden Hitze

Digitized by Google

unabhängig gemacht. Die Masse des Erdballs selbst, welche noch immer von einer für unsere Begriffe ungeheuren Hitze durchdrungen ist, kühlt sich dagegen fortwährend, aber unendlich langsam ab.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Das Reifschlagen.

Ich habe in frühern Mittheilungen erwähnt, daß die hiesigen Lohnkutscher nicht eben der preiswürdigste Menschenschlag, daß jedoch die Wassermänner noch schlimmer und daß die polizeiwidrigen Ochsen eine bedeutende Straßenpungebühr sind. Unstreitig gehören diese drei Dinge zu den Nuisances of the town, zu den Unannehmlichkeiten des Stadtlebens. Indessen die Alles heilende Zeit besitzt auch den Balsam der Gewohnheit, und dann gibt es Mittel, jenen unfreundlichen Berührungen auszuweichen. Man bestimmt die Höhe des Lohns, bevor man der Hülfe eines Lohnkutschers oder eines Wassermanns sich bedient, den Ochsen aber geht man aus dem Wege, eine Maxime, die überhaupt im Leben nicht achtsam genug befolgt werden kann. Dagegen gibt es in London eine vierte Nuisance, der man oft gar nicht aus dem Wege gehen kann, weil sie einem meist unerwartet zwischen die Beine rollt. Wer London bloß im Sommer gesehen hat, wird kaum errathen, was ich meine. In allen kultivirten Ländern wechseln mit den Jahreszeiten auch die öffentlichen Belustigungen der Kinder, und da in den meisten kultivirten Ländern die Kinder gegenwärtig die Hauptpersonen sind, die das Recht haben, sich zu setzen, wenn es an Stühlen für Erwachsene fehle, die über Tisch zuerst vorgelegt bekommen, von denen es allerliebst gefunden wird, wenn sie durch naive, in altväterischer Zeit naseweis genannte Bemerkungen das Gespräch älterer Personen unterbrechen, und denen der Vater den verworfenen Ball suchen muß, während ein subalterner Beamter, wie auf Nadeln stehend, auf Auskunft wartet, — da also, wie gesagt, zum präsumtiven Unglücke künftiger Generationen und zu großer Belästigung der gegenwärtigen, die Kinder fast überall, in der Kirche, wie im Theater, in der Stube, wie auf der Straße, die wichtigsten Anwesenden sind, so könnte es mich keineswegs wundern, wenn nächstens der Jahreswechsel durch die wechselnden Kinderspiele bezeichnet würde. Anstatt zu sagen, der Frühling naht, oder, werden Sie den Sommer auf dem Lande zubringen? würde es dann in vielen Städten Deutschlands heißen: der Kreisel naht, oder, werden Sie während des Ballschlagens auf dem Lande seyn? In London nun, obgleich in dem an Kindern reichen England die Kindermanie im Allgemeinen bei Weitem weniger grassirt, als in Deutschland, könnte der Herbst in Reifschlagen übersetzt werden, und dieß Reifschlagen ist die angedeutete vierte Nuisance von London. Aber auch den Spielenden selbst wird es oft verderblich. Ein freundliches, wunderschönes Mädchen von fünf Jahren, das einzige Kind und der Augapfel schon bejahrter und vermögender Eltern, trieb seinen Reif auf dem Bürgersteige einer lebhaften Straße. Der Reif rollte in den Fahrweg; das Mädchen lief ihm nach. Ein Omnibus jagte eben vorüber; ein Vorderrad warf das Kind nieder. Mit seltener Aufmerksamkeit hemmte der Kutscher augenblicklich den schnellen Gang seiner Rosse und ein Knabe riß das Mädchen unter dem Wagen vor; Beides zu spät. Das schwere Wagenrad hatte den zarten Kopf zermalmt. Ein verstümmelter Leichnam wurde das Kind in das Haus seiner Eltern getragen. Keine Thräne fiel aus dem Auge des Vaters, aus dem starren Auge der Mutter auf den entseelten Liebling. Dieses gefährliche Reifschlagen gleicht durchaus nicht jenem liebenswürdigen Spiele, mit welchem Jungfrauen und Jünglinge, Frauen und Männer auf grünen Wiesen sich in Deutschland oft göttlich amüsiren, wenn sie in einem Kreise und insgesammt mit biegsamen Stäben bewaffnet, mit Hülfe derselben buntfarbige Reife sich zuwerfen. Nein, der in gewisser Beziehung höchst ungesellige Charakter des Engländers zeigt sich schon in den Kindern. Jedes spielt auf seine eigene Hand, und da braucht denn ein solches Kind, um stundenlang sich zu amüsiren, nichts weiter, als einen Reifen und ein kurzes Stöckchen. Das dritte Erforderniß, ebenes Weg, findet es überall auf den durch ganz London musterhaften Trottoirs. Dieses Reiftreiben ist der Abgott aller Kinder, und wahrhaftig, mit Kindern ist London eben so reich gesegnet, wie das Erzgebirge. Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß man nur selten im Stande ist, zehn Schritte zu gehen, ohne mit einem rollenden Reife zusammenzutreffen. Wären diese Reife von Holz, so würde am Ende die Gefahr einer Verletzung nicht groß seyn; sie sind aber oft von sehr gewichtigem Eisen. Abgesehen von der für die Schienbeine der Fußgänger daraus erwachsenden Gefahr, höre ich, daß diese Reife schon oft großes Unglück angerichtet, indem sie in die Fahrstraße gerollt, daselbst den Pferden zwischen die Beine gelaufen, diese scheu und wild gemacht und so die Veranlassung manches gebrochenen Arms und manches zertrümmerten Wagens geworden seyen. Dieser Unfug ist wirklich so groß, daß es der Mühe werth wäre, das Parlament damit zu behelligen, denn auf anderm Wege kann ihm in diesem freien Lande nicht gesteuert werden. Sie zweifeln, daß das Parlament sich damit befassen wird? Erinnern Sie sich nicht, daß in der jüngsten Zeit die aus dem Rufen der Schornsteinfeger: sweep, sweep — Essenkehren, Essenkehren — entstehende Straßen-Nuisance vor das Parlament gebracht, dort besprochen und mittelst Akte verboten worden ist? Das aber, meine ich, ist nicht schwer zu begreifen, daß das sweep, sweep, das Leben der Rufenden und die Schienbeine der Hörenden bei Weitem weniger gefährdet, als das eiserne Reifspiel. Es ist allerdings wahr, manches öffentliche Blatt hat über diese Parlamentsakte gespottet, manche Karikatur hat sie lächerlich gemacht, und noch lächerlicher — freilich aus ganz anderm Gesichtspunkt, als in England — muß sie auf dem Festland erscheinen, wo die Ständeversammlungen Wichtigeres zu thun haben, als sich mit Straßenpolizei zu befassen. Aber in England, wo das Volk wirklich sein eigener Gesetzgeber ist, kann einmal die Polizei nur dann einschreiten, wenn sie Vollmacht dazu hat; eigenmächtiges Erlauben und Verbieten liegt außerhalb der Grenzen ihres Wirkens, und die öffentliche Freiheit hat in Fällen willkührlicher Beschränkung Anspruch auf Schutz, betreffe sie das Kind oder den Greis. Die Polizei ist nicht ermächtigt, das Reifschlagen zu verbieten, folglich verbietet sie es nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. December 1834.

— Ihr Helden, denen hier
Ihr Lob gepriesen wird, erkennet eure Zier.
Opitz.

An die deutschen Sänger.

Von Silesius Minor.

Wär' ich ein König, reich an Land und Schätzen,
Würd' ich zu mir euch deutsche Sänger ziehen,
Und reiche Gaben würden euch verliehen:
Ihr solltet gern zu meinem Thron euch setzen.

Dann horcht' ich oft mit innigem Ergötzen
Den Liedern, die von euren Lippen blühen;
Nach des Regierens übergroßen Mühen
Würd' ich mit euch an Sang und Wein mich letzen.

So wohn' ich nur in einer niedern Hütte,
Doch hab' ich sie zum Tempel euch geschmücket,
Weil ihr in Leid und Freude mich entzücket.

Ich schwelgte oft in eurer süßen Mitte,
Und wie euch meine Liebe da begrüßet,
Vernehmt das Lied, das aus dem Herzen sprießet.

An Ludwig Tieck.

Ich beuge mich vor deinem greisen Haupte,
Das Lorbeerzweige jugendlich umgrünen,
Du bist ein Held in schwerer Zeit erschienen,
Dem Krieg und Sturm den Siegeskranz nicht raubte.

Trommeten riefen und die Rennbahn staubte
Von Rossen, Wagen, Kämpfern, überkühnen,
Du flogst auf einem Wunderroß vor ihnen,
Das helle Funken, Zauberflammen schnaubte.

Ein altes Lied vom Sängerkönig kündet,
Der einst mit seiner Krone stolzem Prangen
Zu ew'gem Lied ein Jünglingsherz entzündet:

So, Sängerkönig, ist bei deinem Singen
Unnennbar Sehnen in mir aufgegangen,
Von deinem Kranz ein Blatt mir zu erringen!

An Ludwig Uhland.

Du deutscher Sänger, süß wie deinem Munde
Müßt' meinen Lippen auch das Lied entsprießen,
Wollt' ich dich würdig in dem Tempel grüßen,
Den ich gebaut dem deutschen Sängerbunde.

Das Herz genest von seiner tiefsten Wunde,
Wenn deine Frühlingslieder es durchfließen,
Aus Jünglings Augen helle Flammen schießen,
Vernimmt er, Barde, deine Siefriedskunde.

Mit freiem Wort für deutsches gutes Recht
Stehst du ein muth'ger Kämpe in den Schranken,
Gerüstet mit der Rede blanken Waffen:

Digitized by Google

Glückſel'ger Sänger, deiner Zeit Geſchlecht,
Es horcht auf dich, ob du für den Gedanken,
Der in ihm ruht, das rechte Wort wirſt ſchaffen.

An Adelbert von Chamiſſo.

Laß deine Hand mich ehrfurchtsvoll berühren;
Zu horchen deines Mundes Lieblichkeiten,
Zu lauſchen auf das Beben deiner Saiten,
Laß dich von mir zu deinem Seſſel führen.

Sieh, durch des Saales weit entſperrte Thüren
Drängt ſich's herbei vom Nahen und vom Weiten,
Es ſtrömt dein Lied durch nah und ferne Zeiten,
Der Menſchen Herzen wunderbar zu rühren.

Nicht für dies Eine ſinkende Geſchlecht
Haſt du des Liedes Zauber nur geſungen,
Nicht iſt mit ihm der Leier Ton verklungen:

Was irdiſch iſt, erfährt des Todes Recht,
Noch manch Geſchlecht wird kommen und wird ſterben,
Doch wird dein Lied von Sohn zu Sohne erben.

An Heinrich Heine.

In's tiefe Meer haſt du hinabgelaſſen
Einſt einen wundergroßen, ſchweren Sarg,
Der deine Liebe, deine Thränen barg,
Begrabe ſo nun auch dein irdiſch Haſſen.

Was willſt du, Sänger, in den ſchmutz'gen Gaſſen
Beim Pöbel, der ſchmähſüchtig, voller Arg,
Für alles Edle haß- und liebekarg,
Der nie vermag dein glühend Herz zu faſſen?

Hoch wie ein Berg erhebe du dein Haupt!
Vom ewiggrünen Kranz die Stirn umlaubt,
Blick' ſtolz herab von deinem Götterſitze!

Dann rauſcht dein Lied als mächt'ger Strom hernieder,
Es hallt im Thal dein zürnend Donnern wider,
Und jedes Herz entzünden deine Blitze.

An Friedrich Rückert.

Einſt ſchwangſt du mächtig Thors gewalt'gen Hammer,
Daß deutſche Herzen helle Funken ſprühten,
Bis ſie zu Einer heil'gen Flamm' erglühten
Und blutig rächten Deutſchlands ſchweren Jammer.

Nun ruht das Eiſen roſtend in der Kammer,
Du biſt mit Liedern, die aus Wein erblühten,
Die in des Buſens Tiefen Geiſter hüten,
Zu Lieb' und Luſt auf's Neue der Entflammer.

Doch will es mir zu mancher Zeit bedünken,
Es nag' ein tiefer Kummer dir am Herzen,
Der ungeſehen durch dein Lied ſich ziehet —
Siehſt du im Glas, drin Rheinweinthränen blinken,
Vielleicht ein Bild des Traums mit ſtillen Schmerzen,
Für das du einſt mit Jugendkraft geglühet?

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

(Beſchluß.)

Man muß ſich nicht vorſtellen, als ob wir von den unterirdiſchen Regionen, wo der uralte Brand noch lodert und ſich allgemach verzehrt, ſo gar weit entfernt wären. Die immer offenen Schlünde der *Vulkane und* ihre Ausbrüche vermitteln einen Zuſammenhang zwiſchen der Erdoberfläche und dem Brand in der Tiefe, und weiſen darauf hin, daß die darüber befeſtigte Decke nicht ſo gar dick iſt. Mit je 80 Fuß ſteigt die Temperatur um einen Grad, und da mit der Annäherung an den Centralherd die Hitze immer ſchneller ſteigen muß, ſo fände man anderthalb geographiſche Meilen unter der Erde bereits die Rothglühhitze des Eiſens und bei höchſtens fünf bis ſechs Meilen Alles geſchmolzen. Die Hitze des Erdballs verliert ſich fortwährend im Weltraum, aber ausnehmend langſam, und, dem Geſetze des Gleichgewichts der Wärme zufolge, fortwährend langſamer. Gegenwärtig beträgt die Wärmequantität, um die ſich der Erdball abkühlt, den Tauſendtheil eines Grads in *tauſend Jahren*, oder einen Grad in einer Million *Jahren*. Noch anſchaulicher läßt ſich die Sache folgendermaßen machen. Eine, aus denſelben Elementen wie die Erde gebildete, aber nur drei Fuß im Durchmeſſer haltende Kugel würde im 1210ſten Theil einer Sekunde ſoviel Wärme verlieren, als der Erdball in tauſend Jahren. So ungeheuer lang aber dieſe Perioden ſind, ſie werden ablaufen, ſo groß auch die Hitze im Innern der Erde jezt noch ſeyn mag, ſie wird erlöſchen; die dünne Kruſte, welche zwiſchen unſern Füßen und dem unterirdiſchen Brande liegt, wird dicker und dicker, und damit werden die Kataſtrophen, welche ſo oft den Boden der Erde heimſuchten, immer ſeltener, vielleicht aber, wenn ſie eintreten, deſto verheerender werden.

Die oberflächliche Temperatur der Erde, deren *eigenthümliche*, urſprüngliche Wärme jezt an der Oberfläche ſo gut als unmerklich iſt, hängt fortan nur von drei Urſachen ab: von der Beſchaffenheit der Atmoſphäre, von der Sonne und von der Wärme des allgemeinen Weltraums. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß unſer Luftkreis einſt ein ganz anderer war als gegenwärtig: mußten doch, als der Planet die Rothglühhitze des Eiſens oder die Temperatur des ſiedenden Waſſers hatte, eine Menge Körper ſich im luftförmigen Zuſtand erhalten, welche jezt feſt oder tropfbar flüſſig ſind; ob

Digitized by Google

ihrer weitere Veränderungen warten, können wir nicht wissen. Dasselbe gilt von der Sonne: wir wissen nicht, ob dieses Gestirn, das eine 2381 Millionenmal stärkere Wärme in den Raum ausstrahlt, als diejenige beträgt, welche sie der Erde sendet, bereits eine Verminderung in ihrer Wärme ausstrahlenden Kraft erlitten hat, ob sie auch allgemach erkalten und am Ende erlöschen wird. Aber auch die Temperatur des Weltraums ist ein nothwendiges Element zu Erhaltung der irdischen Wärme. Wäre der allgemeine Raum unendlich kalt, so würde sich unsere Atmosphäre so schnell abkühlen, daß sich schwerlich das Leben auf der Erde erhalten könnte; so aber geben die 60° unter dem Gefrierpunkte, d. h. die Temperatur des Weltraums, einerseits, andernseits die 75° über dem Gefrierpunkt, die Wärmemasse, welche die Sonne der Erde als Ganzem zusendet, der Erdoberfläche ihre jetzige mittlere Temperatur von 13 bis 11 Graden. Der Weltraum hat einen durchaus fixen Wärmezustand, denn er rührt von der Ausstrahlung sämmtlicher Gestirne her, vor deren ungeheuren Massen und Entfernungen die Dimensionen unseres Sonnensystems völlig verschwinden. Durch diese Entdeckung, welche man Fourier verdankt, erklärt sich Manches; so wird namentlich dadurch klar, wie selbst die von der Sonne am weitesten entfernten Planeten immer noch eine mit der Existenz organischer Wesen verträgliche Wärme haben können.

Und nicht nur auf unserm kleinen Ball, überall in den Räumen des Himmels geht das Werk der Schöpfung und Verwandlung seinen Gang. Bei Beobachtung der Nebelflecke hat Herschel gefunden, daß sich durch Verdichtung der die Nebel bildenden Substanzen fortwährend neue Sterne bilden, und auf dieselbe Weise ist ohne Zweifel unsere Sonne sammt ihren Planeten aus dem Nichts hervorgegangen. Der Mensch hat erkannt, daß die Gesetze der Anziehung, welche unser ganzes Sonnensystem beherrschen, auch darüber hinaus noch ihre volle Gültigkeit haben. Sie regieren auch die Sterne in ihren Bahnen, und mittelst dieser Gesetze ist es uns — ein herrlicher Triumph für den menschlichen Geist — gelungen, die Bahnen zu berechnen, welche die Doppelsterne um einander beschreiben. Da die Kräfte dieselben sind, außerhalb der Grenzen unseres kleinen Sonnenhaushalts, wie innerhalb derselben, so muß sich der Mensch auch die Materie von ähnlicher Natur denken. Und wäre dem nicht so, hätten wir uns je emporschwingen können über unsere Erde? hätte der menschliche Verstand je zu so erhabenen Vorstellungen gelangen können? Ja, man könnte wohl sagen, wenn unser Verstand noch an den Grenzen der uns sichtbaren Sternenwelt die Uebereinstimmung des Seyns mit dem Seyn in unserer kleinen Heimath zu erfassen vermochte, so gibt just diese Uebereinstimmung der Vermuthung Raum, daß auch die über jene Welten ausgestreuten geistigen Kräfte sich von den unsrigen nicht wesentlich unterscheiden werden. Wo die physischen Kräfte im Großen dieselben sind, können die intellektuellen nicht ganz andere seyn.

Molière.

(Fortsetzung.)

„Alter," bemerkte einer der Zunächstsitzenden, „was können wir hiebei thun? Reiß Dir deinen Ziegenbart aus, Du bist ein verlorner Mann." — „Was Ihr dabei thun sollt?" wiederholte der unglückliche Spaßmacher; „eine schöne Frage für Weltverbesserer! Ihr habt ja die Zuchtruthe in Händen, mit der ihr diesen mißgestalteten, unerzogenen Buben, der sich Publikum nennt, regiert; wohlan, gebt ihm die Ruthe! Treibt die Thoren aus dem Tempel des falschen Götzen hinaus und bringt sie wieder in meine fromme Klause! Füllt wieder meine Bänke, ich sage Euch, füllt wieder meine leeren Bänke! — Was ihr thun sollt? — so muß der Schüler den Meister lehren: schreibt Kritiken, Kinder, recht bissige, und streut sie ohne Unterschriften unter's Publikum. Ist denn nicht von hier aus schon mancher Rippenstoß ausgetheilt worden, ohne daß der ehrliche Mann, der ihn empfing, sagen konnte, wem die derbe Faust gehörte, die sich mit seiner Seite vertraut machte? O, ich habe viel behenderes Wild hetzen und fangen sehen! Er gibt sich ja Euch in die Hände, bringt nur System in Eure Verfolgungen hinein, laßt z. B. die alten Autoren sprechen, Menander und Peripander, Plautus und Flautus, und wie sie alle heißen, je bunter, je besser; glaubt mir nur, er ist nicht der erste Neue, den die Alten haben todtschlagen helfen. Und wenn Alles nicht hilft, so hetzet die Frommen ihm über den Hals, damit sein Theater geschlossen wird." — „Und das Deinige geöffnet werde?" rief Bärou lachend; „das hieße Satan mit Beelzebub vertauschen." — „O nein," entgegnete der Alte, indem ein boshaftes Lachen sein ganzes Antlitz verzerrte, „da kennt Ihr die Welt schlecht, junger Herr. Ich greife in Possen nur den lieben Herrgott an, und das kümmert Niemanden; er aber greift die Frommen an, und da hat er die ganze Welt zum Feinde."

Während dieses satirischen Hiebes, den Scaramouche auf seinen Feind führte, wurde er in der Fortsetzung seiner Klagen durch heitern Töne einer Musik unterbrochen, welche aus einem geöffneten Nebenzimmer erschallte und die das Zeichen gab, daß die ernsten Verhandlungen jezt beendet seyen, um den Schwänken und

Digitized by Google

Possen der ehrwürdigen Brüderschaft Platz zu machen. „Genug des Discurses!“ riefen alle Stimmen; „macht, daß Ihr fortkommt, Scaramouche, helft Euch selber, alter Narr; Euer Witz ist leck geworden, Ihr seyd ein faules Wrack, das untergehen muß.“ — Mit diesen lieblosen Aeußerungen mußte der Schauspielunternehmer sich begnügen und so eilig als möglich seinen Rückzug antreten, wenn er nicht wollte unter die Füße der halbtrunkenen Calottisten gerathen, die jezt alle von ihren Seßeln auftaumelten, um sich in der Halle zu zerstreuen. Indem flogen die Thüren des Saales auf und ein sonderbarer gespenstischer Zug schleppte herein. Die Figuren, die sich hier zeigten, erinnerten an die tollen Gebilde, welche die an dem Gemisch von Wunderbarem und Possenhaftem sich entzündende Phantasie einiger alten Maler erschaffen hat. Spielleute in Masken, halb Thiere, halb menschliche Mißgeburten, führten, auf gellenden Instrumenten blasend, den Zug an, ein Hahn mit rothem militärischen Federbusch krähte, aus ihrem spanischen Faltenkragen hervor kreischte eine breitschnabelige Ente, an ihrer Seite stolzirten zwei Störche, als standesmäßige Kavaliere angethan, mit Degen und Federhut, darauf folgten ernsthafte Gestalten in schwarzen Röcken, Parlamentsherrn; sie trugen eine Wiege auf ihren Schultern, die sie in die Mitte des Saales niedersezten.

Ein allgemeines Gelächter erschallte, man stellte sich dicht um den Zug, Lichter wurden gebracht, Jedermann wollte sehen, was sich in der Wiege regte. „Die Geburt der Thorheit!“ riefen mehrere Stimmen; „o seht das wunderliche Kind!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Cries of London.

Obgleich der Spektakel der verschiedenartigsten Ausrufer seit den lezten zehn und zwanzig Jahren in den Straßen Londons sich sehr vermindert, und das Verbot des sweep manche Frühschläfer von einer unangenehmen Störung befreit hat, so ist der Lärm doch immer noch stark genug, um die Ohren bisweilen gellen zu machen. Dennoch gehöre ich nicht zu denen, die alles Ausrufen verboten wissen wollen. Nicht etwa, weil die cries of London eine Eigenthümlichkeit der Stadt, ein Merkzeichen des großen städtischen Verkehrs, und solche Merkzeichen, nach Einiger Dafürhalten, zu ehrwürdig und zu charakteristisch sind, um der überall grassirenden Neuerungssucht preisgegeben zu werden. London bedarf keines Merkzeichens, um London zu seyn, wie England nur der Fortdauer seiner Freiheit bedarf, um England zu bleiben. Nein, nur einige Ausrufer nehme ich in Schuz. Es sind diejenigen, welche dem Einfältigsten und dem Klügsten, dem Geschäftsmann, wie dem Nichtsthuer, dem Eingebornen und dem Ausländer den Wechsel der Jahreszeiten verkünden. Dahin rechne ich also nicht den Scheerenschleifer mit dem Brummbaß, nicht den ruhigen Kesselflicker, nicht den, selbst einer Ausbesserung bedürfenden Ausbesserer alter Stühle, und eben so wenig das spitzbübische Judengesicht, dessen Inhaber, so oft ich des Morgens das Fenster öffne, mir boshafterweise sein old clothes zuruft. Alle diese, und namentlich der Leztere, mögen das Schicksal des sweep erfahren. Aber primroses! Schlüsselblumen! den Ruf würde ich ungern missen. Er braucht nicht aus zarter Kehle zu kommen, um zart und lieblich zu klingen. Er ist die Lerche, die Schwalbe, der Kukuk, der in London den nahenden Frühling verkündet. Und wem vom Schicksale die Wege aus der Stadt verschlossen sind, der kann nun wenigstens von der frischen Landluft träumen, kann sich die gelben Schlüsselblumen denken, wie sie aus dem duftenden Grase zu den grünen Baumknospen aufblicken und den Thau des süßen Frühlingsregens trinken. Wahrhaftig, ein Strauß Schlüsselblumen ist mir in London lieber, als die schönste Reise, die ich in Dresden im Knopfloche eines gefühlvollen Schneiders sah. Ein zweiter Ruf, der sich meiner besondern Gunst zu erfreuen hat, ist der von marrow-fat peas, marksette Erbsen. Ich kann nicht sagen, ob und unter welchem Namen diese Erbsen in Deutschland bekannt sind. Wie ich höre, sind sie eine Abart der gewöhnlichen Gartenerbsen. Wenn das wahr ist, so könnte ich wünschen, daß es viele so gute Abarten in der Welt geben möchte; die Feinschmecker loben ihren trefflichen Geschmack, ich lobe sie als die Verkünder des Juni. Höre ich marrow-fat peas rufen, so weiß ich, daß es zwar nicht staubig — denn den Staub löschen die Wasserkarren — wohl aber warm auf der Straße ist, und nehme dann beim Ausgehen die Schattenseite. Zugleich weiß ich, daß jezt Dampfboote stündlich die stolze Themse auf- und niederrudern, und zwar das Leben der Fische gefährden, dagegen aber Tausende von Menschen zu Lust und Freude, und wenn sie klug und genügsam sind, zu den Quellen der Gesundheit tragen. Ich weiß dann, daß ich nicht reich zu seyn brauche, um einen Ausflug nach Margate, Ramsgate oder Gravesend zu wagen, und ich unternehme das gefahrlose Wagestück, und unternehme es nicht allein, denn nicht alle Frauen denken, wie die ungebührlich dicke Frau meines ausnahmsweise magern Fleischers, die Margate für gemein und Ramsgate und Gravesend für unausstehlich erklärt, und nach Brighton geht, um dort selbst für überflüssig erklärt zu werden, obschon sie mit freigebiger Hand über den reichen Verdienst des lieben Ehemannes verfügt. Der Juli kommt und mit ihm das Ausrufen fast aller nur denkbaren Früchte. Es ist ein tolles Durcheinandergeschrei; doch es sey, ich will es nicht wehren. Blos Eine Stimme möchte ich verstummen machen; walnuts to pickle, welsche Nüsse einzumachen, und hätte sie den Wohllaut der Nachtigall, mir klänge sie wie Rabengekrächze. Mich friert, so oft ich den Ruf vernehme, denn er verkündet den nahenden Winter; mit der Reife der welschen Nüsse rüstet sich der Herbst zum Abschiede. Noch wenige sonnenwarme Tage, und die grünen Schalen fallen von den welschen Nüssen, und trocken und hart rasseln sie beim Nachtische auf den Tellern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. December 1834.

— Für ein schöner Land
Sind schwerlich schlimmre Herrn zu finden.

Voltaire.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

Von Alfred Reumont.

In der Klosterkirche der heiligen Jungfrau in terra santa zu Pera wurde das Geburtsfest des Kaisers Franz durch einen feierlichen Gottesdienst begangen. Die nicht große, buntgeschmückte, mit Galerien versehene Kirche, deren Wände mit den Leichensteinen und Grabmonumenten des perotischen sogenannten Adels bedeckt sind, und welche, wie ich glaube, die einzige ist, die von den Flammen der lezten allgemeinen Feuersbrunst völlig verschont geblieben, war von einer bedeutenden Menschenmenge gefüllt, die Mitglieder der kaiserlichen Gesandtschaft waren versammelt, und in zwei Reihen die Marinesoldaten der Corvette l'Abondanza aufgestellt, welche den Internuntius nach Triest zurückführen sollte und auf ihrer Fahrt dahin an der Küste von Apulien Schiffbruch litt. Die Messe war von Donizetti, dem Bruder des Komponisten der Anna Bolena und gegenwärtig Chef der Militärbanden des Sultans. Als ich eintrat, spielte eben ein Präludium die schöne Melodie aus dem Piraten: Per te di vane lacrime — eine sonderbare Einleitung zum Kyrie; aber man schien allgemein erbaut zu seyn.

Die Straßen Pera's sind im Februar zum Lustwandeln nicht sehr geeignet. Man stolpert in einer schwarzen Kothmasse über Geröll und Steine und Trümmer aller Gattungen, und bedauert eben so sehr die Unzulänglichkeit gewöhnlicher Ueberschuhe, mit denen man im übrigen Europa trockenen Fußes einherschreitet, als man die Fertigkeit der Peotinnen bewundert, welche mit ihren hohen hölzernen Stelzschuhen in diesem Chaos nicht straucheln, aber tüchtig klappern, so wie man andrerseits nicht begreift, wie gerade hier die Mode der Männerkleidung mit dem langen weiten Gewande und den nur im Zimmer bequemen Babuschen aufkommen und sich, den Jahrhunderten und der menschlichen Veränderlichkeit zum Trotz, so lange halten konnte. Freilich zeigt sich in Pera der Kontrast, daß man, bei dem oft gänzlichen Mangel an Stoff zur Beschäftigung der Zunge, eben so sehr nach Neuigkeiten hascht, als man in Sitten und Gebräuchen am Altherkömmlichen festhält, mag es auch noch so unvernünftig und unbequem seyn. Nachdem man die ganze Stadt, wenn man ihr überhaupt diesen Namen geben darf, von einem Flammenmeere verzehrt gesehen, baut man sie wieder von Brettern auf und sagt dann wohl, auch die steinernen Häuser seyen abgebrannt. Haben auch Jahrelang Aerzte und andere Fremde gegen die erwiesene Schädlichkeit des berühmten, von den Orientalen geborgten Tandur gepredigt, die perotische Familie

Digitized by Google

steckt den ganzen Tag über mit halbem Leibe unter der schweren Decke, unter welcher Kohlendampf qualmt. Werden sie auch in ihren Wohnungen von Ratten und Mäusen und allen erdenklichen ungebetenen Gästen geplagt, sie fahren doch fort, diesen immer wieder eine neue Zuflucht zu verschaffen, indem sie bauen, wie ihre Väter gethan. Finden sie es auch unbequem, daß ihre Straßen solcher Art angelegt, und ihre Straßen dermaßen beschaffen sind, daß ein Nachbar die Nase in den Erker des andern hineinstecken kann, so mag sich doch Keiner den Genuß und die Unterhaltung versagen, auf solche Weise täglich gegenseitige Hausinspection vorzunehmen und die Langeweile zu tödten. Wenn sie auch Christen sind, und dazu sehr eifrige Katholiken, so scheint doch ein guter Antheil des Indifferentismus und Fatalismus der Mohamedaner sich bei ihnen angesiedelt zu haben.

Doch es ist Zeit, den Hügel Pera's zu verlassen, wo übrigens auch nicht allzuviele erfreuliche Betrachtungen anzustellen seyn dürften. Es war Carnevalszeit: an einer Ecke bei der sogenannten Vierstraßen-Mündung — wo man auf der einen Seite nach Galata, auf der andern nach Top-hana hinabgeht, auf der dritten in die berühmte lange Gasse einbiegt, welche auch der Osmane die Fürstenstraße nennt, so wie er den fremden Gesandten den Ehrentitel Eldschi-Bey gibt, und endlich auf der vierten den Weg zum kleinen Todtenacker einschlägt, — war ein Anschlag in italienischer Sprache zu lesen: am nächsten Sonntage sey Maskenball, aber nur für die Personen „ben viste nella Società". Da tröstete ich mich und sagte mir, daß ich mich noch im civilisirten Europa befinde, obgleich der Sprachgebrauch der Peroten, die von uns übrigen Leuten aus dem Westen als von Europäern par excellence reden, wie der Türke uns Alle in den Frangistan zusammenschiebt, bisweilen nicht eben der einzige Umstand gewesen war, welcher mich in dieser Hinsicht auf ganz andere Gedanken gebracht hatte.

Wenn das Alterthum, das so gut zu charakterisiren wußte, irgend einem Gegenstande einen passenden Namen gegeben hat, so ist es der des goldenen Hornes (Chrysokeras), mit welchem es den Hafen Constantinopels bezeichnete. Durch die Serailspitze, das alte Vorgebirge des h. Demetrius, vom Marmorameere scharf abgeschnitten, durch den halbkreisförmig hervortretenden Fuß des Hügels von Pera und Galata — einst die Feigenvorstadt der Byzantiner, jezt durch die alte genuesische Mauer mit ihren verwahrlosten Thürmen eingefaßt — vor dem Ostwinde geschüzt, zieht sich dieser unvergleichliche Hafen hin, so tief und sicher, daß selbst große Schiffe dicht am Strande ankern und ein- und ausladen können, mit einzelnen Krümmungen und Buchten, bis man zu den grünen Wiesen gelangt, wo die süßen Gewässer sich in ihn ergießen. Eine Fahrt auf demselben, im leichten, schnellrudernden Kaik, führt panoramenartig die Riesenstadt mit ihren endlosen Häuserreihen auf beiden Seiten an den durch so viele Mannichfaltigkeit und Schönheit fast geblendeten Augen vorüber. Tausende von Fahrzeugen aller Nationen lagen im Hafen, wo einst eine kleine italienische Republik dem griechischen Kaiserreiche Trotz geboten: die österreichischen, deren die Küsten Dalmatiens und Italiens eine große Menge senden, ließen ihre weißrothen Flaggen wehen; die Corvette, welche nicht weit von Top-hana am Eingange lag, war festlich in allen Farben pavoisirt. Anfangs, nachdem man an den Gärten des Serails mit ihren Thoren, ihren Kiosks und Baumgruppen vorübergeschifft, sind Constantinopels Wohnungen dicht zusammengedrängt, da wo das Gärtnerthor, das der Juden und des Fischmarktes, das Schiff- und Holzthor fast dicht neben einander in die Stadt führen. Die Beschaffenheit des Bodens trägt viel zur Erhöhung der malerischen Wirkung bei. Haus thürmt sich über Haus, Moschee über Moschee, wie schlanke Pfeiler steigen die weißen Minarets empor, über Alles ragt in die Himmelsbläue die Moschee Suleimans, das edelste und großartigste Monument osmanisch-griechischer Baukunst. Dann kommt man am Fanar oder Griechenviertel vorbei, auf welches die Griechen indeß keineswegs beschränkt sind, und hinter dessen immer am Strande fortlaufender Mauer jezt Armuth und Verödung die Stelle voriger Regsamkeit und intriguenreicher Thätigkeit eingenommen haben, und wo von den griechischen Großen, die mit ihren moldauischen und wallachischen Fürstentiteln umherzustolziren pflegten, fast nur noch der Patriarch wohnt, dessen Metropolitankirche zum h. Georg dort gelegen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Molière.

(Fortsetzung.)

Die bunten Gewänder in der Wiege hoben sich jezt, ein unförmliches Perrückenhaupt fing an, seine tausend und aber tausend Locken zu schütteln, immer noch sah man keine Gestalt: da strebte aus dem Gewirre ein feingebauter weißer Arm empor, es machte sich ein glänzender Nacken frei, und endlich erhob sich die schlanke volle Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens, auf das Seltsamste aufgeputzt. Ihre dunkeln feurigen Augen blizten unter dem Wuste der Perrücke hervor, aus deren staubigen Wellen einzelne schwarze glänzende Locken sich

Digitized by Google

über die zarte Stirn und über die Wangen flahten. Ein schwarzer Rock, in Schnitt und Form der Kleidung der Parlamentsmitglieder ähnlich, mit unförmlichen langen Schößen, hing schlotternd auf dem zierlichen Mädchenkörper, dessen zarte Umrisse unter der tollen Umhüllung siegreich hervorschimmerten; ein buntes Beinkleid, zugeschnitten nach der Weise, wie Arlechino es zu tragen pflegt, vollendete mit einem Paar Brillantschnallen, welche sich den glänzenden Schuhen des kleinsten Fußes anpaßten, den neckischen Anzug. So hüpfte die neugeborne Thorheit aus ihrer Wiege und schaute sich mit großen schalkhaften Augen in dem Kreis der ernsthaften Schwarzröcke um, der sie umstand. Zugleich brauste eine schallende Musik daher, wilde phantastische Töne ließen ihre Lockungen hören, und nun begann Colombine in ihrer Maskentracht das zierlichste Solo eines Ballets, in welches zulezt das ganze, in verschiedenen Verkleidungen versteckte Personal der Truppe des Scaramouche einstimmte. Zuerst sah man zum allgemeinen Vergnügen die trockenen Gestalten der Parlamentsherrn in wahnsinnigen Sprüngen sich herumbewegen, dann trat eine Maske auf, auf die es recht eigentlich die muthwillige Thorheit abgesehen zu haben schien. Mit Scepter, Krone, Reichsapfel, einigen großen Folianten unter'm Arm, eine Brille auf der gewaltigen gebogenen Nase, erschien der berühmte Weise des Morgenlandes, der König Salomo. Nachdenken thronte auf seiner Stirn und Zorn funkelte in seinen Augen, doch die kleine Tänzerin ließ sich nicht abschrecken, ununterbrochen, in den reizendsten Stellungen umhüpfte sie den grämlichen Beherrscher der Geister, bis sie diesen endlich besiegt hatte. Er ließ die Folianten fallen, die Brille entglitt seiner Nase, zugleich Scepter und Reichsapfel, die Musik schwirrte in toller Ausgelassenheit, und der weise König flatterte an der Hand der Thorheit den Saal hinauf und hinab. Immer mehr und mehr Verschlingungen bildeten jezt die Tanzfiguren, immer mehr wunderliche Tänzer meldeten sich, die alle den Reihen mit der Thorheit anzuführen strebten; bald sah man den goldgestickten Talar des frommen Königs herumkreisen, bald die schwarze Robe eines Parlamentsherrn; hier bewegte sich seufzend der schwerfällige Trott eines unförmlichen Wackelbauches, dort glitt das schmächtige Figürchen eines Pagen dahin; endlich tohte der ganze Saal, und durch die Reihen der Tänzer flog unermüdet in ihrer stäubenden Perrücke die kleine Thorheit, gleich einem kolossalen Nachtschmetterling. Endlich sank Colombine unter der Bürde ihres Putzes nieder, ihr Tänzer hob sie vom Boden auf, streifte die Perrücke ab, und ohnmächtig hing jezt das rothergluhende Gesichtchen mit den geschlossenen Augen auf die Brust herab. Als sie sich wieder erholt hatte, reichte sie dem jungen Baron die Hand. Dieser stellte den Gott Phantasus dar, und in der That, die Gestalt des schönen Jünglings zeigte sich hier in ihrem eigensten Glanze. Kein ungeeigneter kleinlicher Putz der Mode verdeckte einen Wuchs, der dem jungen Antinous abgeborgt schien, so frei, voll Würde, Anmuth und Zartheit erhoben sich die vollendeten Formen; romantische Begeisterung glänzte auf dem frischen, stolzen Antlitz, ein Kranz breitblätteriger Reben schlang sich um die Fülle des gelockten Hauptes und hing mit einem Theil seines saftigen dunkeln Laubes auf die geröthete Wange nieder. Triumphirend führte dieser junge Gott seine Göttin zu einem in der Schnelligkeit aufgeführten Thronsessel, auf welchen Beide sich niederließen; Scaramouche nahm als Diener und erster Vasall hinter dem Herrscherpaare Platz.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Cries of London.

Seit einer Stunde überlege ich, ob der langgezogene, das ganze Jahr hindurch erschallende Ruf: water-cresses, Brunnenkresse, mir ferner so lieb seyn wird, als er mir bis heute gewesen ist, und ich gestehe, ich bin zweifelhaft. Vor einiger Zeit saß ich, meinen Frühthee trinkend, am offenen Fenster, der schönen Sonne am blauen Himmel mich freuend. Da klang die Straße herab: water-cresses, und obgleich der Takt dieses Rufes im Allgemeinen etwas Melodisches hat, ich hatte ihn nie in so weichem Klange gehört. Bald sah ich, daß er aus der frischen Kehle eines jungen Mädchens kam. Sie war arm, aber reinlich gekleidet, und ihr dunkelbraunes Haar lag in schmucklosen Flechten. Ein glänzend weißer Korb, darin die grüne Kresse und über dieser ein sauberes Tuch lag, hing an ihrem rechten Arme. Ihr linker stüzte einen alten, blinden Mann; es war ihr Vater. Und wie das Mädchen die Straße entlang ging, öffneten sich auf beiden Seiten, fast von Haus zu Haus, die unterirdischen Wohnungen der englischen Dienerschaft; manch weißes Häubchen flog nach dem Gitter empor, reichte dem Kinde den Betrag der Waare und verschwand dann wieder. Aber fast keines verschwand, ohne dem Kinde freundlich zugenickt zu haben, und wie das Mädchen, so schien der Vater den Geberinnen zu danken, während lezterer die von der Tochter ihm eingehändigten Kupferstücke sorglich verwahrte. Seit mehreren Tagen hatte ich den Ruf nicht vernommen, das Mädchen nicht gesehen; um so schneller schob ich heute das Fenster auf, als der melodische Ruf mein Ohr traf. Sie war allein und ihr Schritt schneller als sonst; auch wurde er weniger oft verzögert, denn weniger Käuferinnen zeigten sich hinter den eisernen Gittern. Ich war eben im Begriff, mir die Ursache zu enträthseln, als die Glocken der Kapelle, welche am Ende meiner Straße steht, zu läuten begannen und in der

Digitized by Google

Erinnerung an den Sonntag mir die Ursache nannten, welche die weißen Hauben in ihren unter- oder überirdischen Räumen fesseln mochte. Wiewohl lange genug in London, um zu wissen, daß Sonntags auch die Ausrufer rasten, fiel mir doch die Ausnahme nicht auf, bis — Nun ja, mein unmittelbarer Hausnachbar ist Prediger an der erwähnten Kapelle. Ich habe ihn dort nur ein einziges Mal gehört; er sprach in frommer Begeisterung von den Eitelkeiten des Lebens, von der Erbärmlichkeit menschlicher Hoffart, von der Duldung menschlicher Schwächen und von der Christenpflicht des Wohlthuns. Alles, was er sprach, war schön und gut; dennoch gefiel es mir nicht, denn der Mann mißfiel mir. Von Allem, was er aus seinem Hefte ablas, stand das Gegentheil auf seinem gleißnerischen Gesichte. Also vergaß ich, daß das rufende Mädchen eine Ausnahme in der Straße war, bis — bis sie vor der Wohnung meines Nachbars stand. Sie war stehen geblieben, weil der Prediger sie angeredet, und der Prediger war ihr begegnet, als er aus dem Hause trat, um in seinen Wagen zu steigen, der ihn nach der Kapelle bringen sollte. Ich hörte jedes Wort, das über seine und des Mädchens Lippen ging, und jedes Wort des Predigers war eben so hart, als weich die Gegenrede des Kindes. „Weißt Du nicht, gottloses Ding," war seine erste christliche Frage, „daß heute der Tag des Herrn, daß heute Sonntag ist?" — Hierauf antwortete das Erröthen des Mädchens. — „Und wenn Du das weißt," fuhr er mit erhobener Stimme fort, während die Vorübergehenden sich in einen Kreis versammelten, „wenn Du das weißt, ist Dir nicht auch bewußt, daß Du sechs Tage in der Woche jegliche Arbeit thun und den siebenten feiern und in die Kirche gehen sollst? Antworte, ist Dir das nie gesagt worden?" — „Mein Vater hat es mir gesagt," erwiderte das Mädchen zitternd. — „So laß Dir auch von Deinem Vater sagen und höre es jetzt von mir," versetzte der Mann Gottes, „daß, wer da weiß, was er thun soll und es nicht thut, doppelte Strafe verdient. Störe nie wieder Sonntags durch Dein gottloses Geschrei die Andacht der Gläubigen, oder die Strafe des Herrn wird Dich treffen und Deinen nachlässigen Vater." — Mit diesen Worten stieg der Geistliche in seinen Wagen. Sein Diener schloß die Thüre, in raschem Trabe ging es nach der Kapelle, und wer weiß, ob der heilige Mann daran dachte, daß nach der Vorschrift der englischen Kirche Sonntags auch Knecht und Vieh keinerlei Arbeit thun, sondern feiern und rasten sollen. Das Mädchen stand noch auf derselben Stelle, wo der Prediger sie angeredet. Ihr Blick haftete am Boden, das Auge war vielleicht zu naß, um den Weg zu sehen, den sie gehen sollte. Die gaffende Menge verlor sich, nur ein ältlicher Mann blieb zurück; ich kenne den Mann, er wohnt mir schief gegenüber und ist ein Biscuitbäcker. Ich sah ihn auf das Kind zutreten und mit seiner Rechten den Kopf desselben aufrichten. „Weine nicht," sagte er freundlich, „sondern geh nach Hause zu Deinem Vater. Das Gesetz verbietet Sonntags alles Feilrufen, und dem Gesetze muß Jeder, müssen auch die Kinder gehorchen. Warum ist Dein Vater heute nicht bei Dir?" — „Er liegt seit zwei Tagen krank," antwortete das Mädchen, die Thränen trocknend; „unser letzter Pfennig war ausgegeben und mein Vater hungerte." — „Komm mit mir," erwiderte der Biscuitbäcker, und statt seinen Weg nach der Kirche fortzusetzen, ging er mit dem Mädchen in sein Haus. Nur wenige Minuten, und das Kind kam zurück, und obgleich sein Körbchen voller war und schwerer schien, lag doch Freude in seinen Zügen. Bald darauf trat auch der Biscuitbäcker aus dem Hause; in seinem Gesichte hatte sich nichts verändert, aber er änderte seinen Weg und ging, das Gebetbuch unter'm Arm, ich glaube nach einer andern Kapelle. Meinem geistlichen Nachbar will ich morgen einen Aufwand von zwei Pence verursachen. Ich will ihm unfrankirt durch die Stadtpost ein Billet schicken, in welchem nichts stehen soll als die Worte aus Bulwers letzten Tagen von Pompeji: wherever the Powers above gaze down on earth, they behold no duty so sacred, so sanctifying, as the sacrifice offered to an aged parent by the piety of a grateful son.

Auflösung des Räthsels in Nr. 298:

Die Seele.

Homonyme.

Er unterscheidet Menschen schnell
Von menschengleichen Thieren,
Wo er sich zeigt, wird Alles hell,
Nacht, wenn wir ihn verlieren.

Man unterdrückt ihn nicht, er wacht,
Und wird sich Raum schon schaffen,
Gar still erobert er die Macht,
Gar fein sind seine Waffen.

Wenn er vom Feuer wird verjagt,
Und wieder aufgefangen,
Kann, wie er dem Geschmack behagt,
Ein Schenk vom Brei ihn langen.

Wenn er im Buche fehlet, schilt
Ein Kritikus: Gesudelt!
Und lobt es, wenn er mächtig quillt,
Und schäumend übersprudelt.

Doch ist er abgeschieden fein,
So soll er wiederkommen;
Gottlosen kam er sonst zur Pein,
Kommt nun zu Lieb den Frommen.

Er landet neu am alten Ort
Und singt barocke Lieder;
Ich aber sag' euch: ist er fort,
So kommt er selten wieder.

Und wenn er sein baufällig Haus
Auf kurze Zeit gemieden,
Baut oft ein Arzt es wieder aus,
Dann kehrt er heim im Frieden.

In diesem Räthsel wirst du ihn,
Mein Leser, wohl entdecken,
Sofern es mir gelang, darin
Mit Geist ihn zu verstecken.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 52.

Sonnabend, 20. December 1834.

[738] **An Mathematiker, Mathematik Studirende und Artillerie-Offiziere.**

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, Ungarns, Böhmens und der Schweiz zu haben:

Neues vollständiges

Lehrbuch der Ballistik

für

Mathematik Studirende und besonders Artillerie-Offiziere

von

Victor Albrecht von Sinner,

Major der bernerischen Artillerie.

Erster Theil, welcher die Theorie der Bewegung geworfener Körper im luftleeren Raume enthält, mit 18 Kupfertafeln. 4. Preis Rthlr. 1. 16 gGr. oder fl. 3.

Den Resultaten vieljähriger Studien und den in dem Zeitraume von 16 Jahren gehaltenen Vorträgen über die Ballistik verdankt dieses wichtige Werk seine Entstehung. Originalität des ganzen Systems, einfache klare Behandlung des Gegenstandes, Alles praktisch und durch Erfahrung bewährt, sind dessen charakteristische Merkmale. Dem Mathematiker, dem diese hehre Wissenschaft Studirenden, insbesondere aber den angehenden Artillerie-Offizieren wird daher dieses Werk eine höchst erwünschte Erscheinung seyn; der zweite, unverzüglich erscheinende Theil wird dieses Werk beschließen, das im Gelehrten-Vereine eine würdige Stellung behaupten wird.

Bern, im September 1834.

J. Daly.

---

[611] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Alexander Bronikowsky,

Sammlung neuer Schriften.

1—28ster Bd. 8. 1829—34.

I. — III. Bd. Darstellungen aus vergangener Zeit, enthaltend:

I. Der Ehrenpunkt. Das Hospitium des Bernhardsberges. — II. Pleurs. Die Prätendenten. — III. Der Wahltag. Die Grube zu Höckendorf. 4 Thlr. 16 Gr.

IV. — VIII. Bd. Polen im siebenzehnten Jahrhundert oder Johannes der Dritte, Sobiecki und sein Hof. 5 Bde. 8. 8 Thlr.

IX. — X. Bd. Die Frauen von Neidschütz. Novelle. 2 Bde. 3 Thlr.

XI. — XIII. Bd. Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bde. 4 Thlr. 12 Gr.

XIV. — XVI. Bd. Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bde. 4 Thlr.

XVII. — XX. Bd. Die Magyaren. Erste Abtheilung: Das Verlobungsfest zu Murany. 4 Bde. 1833. roh 6 Thlr. 8 Gr., in schönem Umschlage geheftet 6 Thlr. 12 Gr.

XXI. — XXIII. Bd. Die Magyaren. Zweite Abtheilung: Balthasar und Anna. 3 Bde. 8. 1834. 5 Thlr.

XXIV. — XXVI. Bd. Novellen. 3 Bände. 8. 1834. 4 Thlr.

I. Der Schreibfehler, eine mährchenhafte Historie. Monsieur le Marquis. 1 Thlr. 12 Gr. — II. Der Kynast. 1 Thlr. 12 Gr. — III. Die beiden Antonine. 1 Thlr.

XXVII. Bd. Die Britten in der deutschen Hauptstadt. 8. 1834. 20 Gr.

XXVIII. Bd. Die Windsbraut. Lezte Novelle. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr.

---

[698] Unterzeichneter ermangelt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß die herabgesezten Preise folgender classischen Werke nicht mehr lange bestehen und bittet daher um baldige und reichliche Bestellungen darauf:

Samuel Johnson's Dictionary of the English language, in which the words are deduced from their originals, explained in their different meanings, and authorized by the names of the writers in whose works they are found. Printed from Todd's enlarged Quarto Edition with the additions lately introduced by Chalmers and others; newly revised and corrected. To which is prefixed Johnson's Grammar of the English language, and annexed a glossary of Scottish words and phrases, which occur in the romances and poetical works of Sir W. Scott. II. Volumes. Ladenpreis 15 fl. oder 10 Thlr. Herabgesezter Preis 7 fl. oder 4 Thlr. 16 Gr.

The historical Works of William Roscoe:

a) The life of Lorenzo de' Medici, called the Magnificent. 3 Vols. br. Ladenpr. Druckvelin 7 fl. oder 4 Thlr. 16 Gr. Herabgef. Preis 3 fl. oder 2 Thlr. Gegl. Druckvelin cart. 9 fl. 24 kr. oder 6 Thlr. 6 Gr. Herabgef. Preis 4 fl. oder 2 Thlr. 16 Gr.

b) Illustrations, historical and critical, of the Life of Lorenzo de' Medici, called the Magnificent; whit an Appendix of original and others documents. With cuts. 1 Vol. br. Ladenpreis Druckvelin 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 18 Gr. Herabgef. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr. Gegl. Druckvelin 3 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. Herabgef. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

c) The Life and Pontificate of Leo the Tenth. The second Edition, corrected. With notes by Henke translated from the German into the English, added to the last volume. 4 Vols. br. With the portrait of Leo X. Subscriptionspreis 10 fl. 30 kr. oder 7 Thlr. Herabgef. Preis 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 8 Gr. Gegl. Druckvelin carton. Subscriptionspreis 12 fl. oder 8 Thlr. Herabgef. Preis 6 fl. 30 kr. oder 4 Thlr. 8 Gr.

The O'Briens and the O'Flaherty's; a national tale. By Lady Morgan. geb. 4 Bändchen. 8. Ladenpreis 5 fl. 36 kr. oder 3 Thlr. 18 Gr. Herabgef. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

The English Fireside upon the banks of the Rhine A. Choice of English and German tales, poems and historical anecdotes. Adorned with superb engravings. Ladenpreis geh. 4 fl. oder 2 Thlr. 8 Gr. Herabgel. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

J. Engelmann in Heidelberg.

---

[690] In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderstraße Nro. 11) erschienen so eben folgende Werke, welche sich wegen ihres belehrenden Inhalts, so wie ihres geschmackvollen Aeußern zu Weihnachtsgeschenken ganz vorzüglich eignen:

Hellmuth, Paul, Sommerabende. Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben, für die reifere Jugend. 8. Mit Titelvignette. Geheftet 25 Sgr.

— — Winterabende. Gesellige Spiele zur Belehrung und Unterhaltung der reiferen Jugend. 8. Mit Titelvignette. Geheftet 25 Sgr.

Lehnert, J. H., Ennomia oder die Pflichtenlehre des Christenthums in ermunternden und warnenden Beispielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Für den Familien- und Schulgebrauch bearbeitet. gr. 8. Mit Titelvignette. Geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Periscus, A. H. (Prof.), die Hauptbegebenheiten der Vorzeit und Mitwelt. Dargestellt in ihrer Folge und Beziehung auf einander, zur Unterhaltung und Belehrung. gr. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 10 Sgr.

Schilling, Dr., historische Anthologie für Deutschlands Söhne und Töchter. Eine Sammlung von Biographien der merkwürdigsten Männer, Kriegsscenen, Schlachten und anderer geschichtlichen Begebenheiten auf alle Tage des Jahres. Zwei Theile in gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignetten. Sauber geh. Cpl. 2 Thlr. 25 Sgr.

Schoppe (Amalia, geb. Weise), bunte Reihe, oder belehrende und unterhaltende Erzählungen aus der Jugendwelt, für Knaben und Mädchen von acht bis zwölf Jahren. 8. Mit 8 illuminirten Kupfern. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Schoppe (Amalia, geb. Weise), die Uebersetzung desselben in französischer Sprache, unter dem Titel: Mélanges ou recueil d'historiettes amusantes et instructives pour l'enfance. Traduit de l'allemand par Henri Dabin. 8. Ausgabe mit 8 illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe, Ausgabe ohne Kupfer. Geheftet 22½ Sgr.

Schoppe (Amalia, geb. Weise), Licht und Schatten, oder Bilder und Begebenheiten aus dem Jugendleben. In belehrenden und unterhaltenden moralischen Erzählungen für die Jugend beiderlei Geschlechts von zehn bis vierzehn Jahren. 8. Mit 8 illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Die Uebersetzung desselben in französischer Sprache, unter dem Titel: Le miroir ou contes moraux à l'usage de la jeunesse de dix à quatorze ans. Traduit de l'allemand par Henri Dabin. 8. Ausgabe mit 8 illuminirten Kupfern. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe, Ausgabe ohne Kupfer. Geheftet 22½ Sgr.

---

[766] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Gothischhochdeutsche Wortlehre.

Von Ad. Ziemann. gr. 8. Preis 12 gGr.

Die Muttersprache auf grammatischem Wege in ihrer Entwickelung darzustellen und damit zugleich in das Studium der mittelhochdeutschen Dichter einzuleiten, ist der Zweck dieses Buches.

---

[718] **An Leihbibliotheken.**

Bei C. Flemming in Glogau erscheint zu Anfang 1835:

W. H. Lüdemann, Fatagel, eine Novelle. Subscriptionspreis 1 Thlr., Ladenpreis 1⅓ Thlr.

— — Monatsrosen, eine Sammlung von zwölf Novellen und Erzählungen. 3 Bände. Subscriptionspreis 3 Thlr., Ladenpreis 4 Thlr.

Der Subscriptionspreis besteht bis Ende dieses Jahres. Leihbibliotheken, welche diesen Preis genießen wollen, belieben daher ihre Bestellungen bald zu machen.

Glogau, im October 1834.

---

[748] Im Industrie-Comptoir (Baumgärtner) zu Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibelbilder, oder bildliche Darstellungen aus der heiligen Schrift; nach eigends für dieses Werk gefertigten Original-Gemälden von Westall und Martin im feinsten englischen Holzschnitt. Heft 1 bis 7, jedes von 8 Blättern in gr. 8. à 12 Gr.

Diese Sammlung, welche die ausgezeichnetsten Leistungen englischer Holzschneider enthält, ist auf zwölf Hefte, jedes von acht Blättern, berechnet, und bietet für Octav-Formate der heiligen Schrift die schönsten Verzierungen, welche jemals für die Bibel erschienen sind, dar.

Diese Holzschnitte sind wahre Kunstwerke und mit dem Stahlstiche in Feinheit zu verwechseln. Jeder Kunstfreund wird dieselben seines lebhaften Interesses um so mehr für würdig halten, als wohl noch nie so äußerst fein ausgeführte Kunstblätter in Holzschnitt publicirt worden sind.

---

[739] **Neue Verlagswerke**

von

J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main,

welche um beigesetzte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind:

Adrian, Dr. und Prof., Reisescenen aus Amerika. Erster Theil. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 Gr. — fl. 2. 24 kr.

Bechstein, Ludwig, der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Bände. 8. Rthlr. 3. — fl. 5. 24 kr.

— — Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 21 Gr. — fl. 1. 30 kr.

Belani, H. C. R., romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte. 8. Rthlr. 1. 12 Gr. — fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathlose. Roman in Zeitbildern. 3 Thle. Rthlr. 4. — fl. 7.

Beurmann, Dr., Almanach der deutschen Bühne für 1835. Mit 5 Portraits. 12. Geb. Rthlr. 2. — fl. 3. 36 kr.

Cooper's sämmtliche Werke. 1 — 6tes Bändchen. Der Spion. 6 Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. Velinpapier Rthlr. 1. 8 Gr. — fl. 2. 24 kr. Druckpapier Rthlr. 1. — fl. 1. 36 kr.

— — 7—12tes Bändchen. Der Lezte der Mohikaner. 6 Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 12. Geh. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 8 Gr. — fl. 2. 24 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 1. — fl. 1. 36 kr.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bde. 8. Rthlr. 3. — fl. 5.

— — die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Bände. 8. Rthlr. 3. — fl. 5.

Digitized by Google

Duller, Ed., Phantasiegemälde für 1855. Mit 1 Kupfer von F. Fleischmann. 8. Elegant gebunden: Rthlr. 1. 12 Gr. — fl. 2. 42 kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. gr. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 48 kr.

Lendroy, J., Professor, neues deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterbuch. Zum Gebrauch aller Stände. 2 Theile. Beiläufig 100 Bogen stark im Lexiconformat. Rthlr. 3. 20 Gr. — fl. 6. 30 kr.

* Eine ausführliche Anzeige von diesem empfehlungswerthen Wörterbuch ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Meyer, H. von, die fossilen Zähne und Knochen und ihre Ablagerung in der Gegend von Georgensgmünd in Bayern. Mit 14 Tafeln Abbildungen. geh. 4. Rthlr. 3. — fl. 5.

Ortlepp, Ernst, Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größeren politischen Gedichte. 8. Geh. Rthlr. 1. 12 Gr. — fl. 2. 42 kr.

Pierre, H., Professor, der englische Selbstlehrer. Ein Lehr- und Uebungsbuch für Schul-, Privat- und Selbst-Unterricht in der englischen Sprache. 12. geh. 21 Gr. — fl. 1. 30 kr.

Rau, W., Professor und Dr., Lehrbuch der Pathogenie. gr. 8. 20 Gr. — fl. 1. 21 kr.

Rudolphi, J. J., Mährchenkranz für Kinder. Zweite, mit 4 colorirten Kupfern vermehrte Auflage. 8. Geb. Rthlr. 1. — fl. 1. 48 kr.

Schwenck, Konrad, Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. gr. 8. Rthlr. 2. 16 Gr. — fl. 4. 30 kr.

* Ueber dieses Nationalwerk findet man in allen Buchhandlungen eine ausführliche Anzeige.

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 Gr. — fl. 2. 48 kr.

— — der Karrikaturist. Novelle. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. 8 Gr. fl. 5. 48 kr.

— — Novellen. 4 Bände. 8. Rthlr. 5. 8 Gr. — fl. 9.

Taschenbuch, rheinisches, auf das Jahr 1834. Mit 8 Kupfern. Rthlr. 2. — fl. 3. 36 kr.

Herabgesetzter Preis:

Döring, G., Phantasiegemälde. 1829—33. 5 Jahrgänge mit 5 Kupfern von Fleischmann, zusammengenommen Rthlr. 2. — fl. 3. 36 kr. Einzelne Jahrgänge 12 Gr. — 51 kr.

---

[733] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lexicon der annuellen Garten-Zierpflanzen mit genauer und umfassender Angabe des Vaterlandes, der Gestalt, der Blüthenfarbe und Blüthenzeit, des Standortes und der Cultur einjähriger, sich vorzüglich empfehlender Gartenzierpflanzen und die zur Einfassung von Wegen, Rabatten und Blumenstücken besonders geeigneten perennirenden Zierpflanzen. Nach den besten blumistischen Werken bearbeitet und auf mehr als zwanzigjährige Erfahrung begründet von J. K. von Train. 8. Ilmenau, bei Voigt. 1 fl. 48 kr.

Das hier angezeigte Werk kann angehenden Blumenfreunden sehr nützlich werden, da der Hr. Verfasser darin vieles Beachtenswerthe aus dem Schatze seiner Erfahrung mittheilt und auch das Brauchbarste aus den besten Schriften über Blumengärtnerei gibt. Was darin über die Cultur der Blumen im Allgemeinen und Besondern gesagt wird, ist genügend und bewährt, und zugleich allgemein verständlich dargelegt. Daher wird es, da es hauptsächlich nur von den Sommergewächsen handelt, durch seinen Gebrauch den Wunsch Vieler, die Gewächse bald in ihrer schönsten Pracht zu sehen, um so mehr befriedigen, als die Cultur der einjährigen Zierpflanzen mehrentheils noch in der Wiege liegt, und man sich so oft mit den uralten Gattungen begnügen mußte, weil über die neuern schöneren nur in großen theuern Werken Belehrung zu finden war. Uebrigens haben zwei rühmlich bekannte Botaniker (Hoppe in Regensburg und Diac. J. A. F. Schmidt in Ilmenau) über den Werth dieser Schrift bereits günstig entschieden.

---

[745] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Zeugung der Himmelskörper,

deren Wachsthum, Nahrungsweise, Alter und Todesarten von F. Nork. Nachgewiesen aus den Hypothesen der Astronomen und Physiker. 8. geh. 18 Gr.

Die Beweisführung, daß Sonnen, Sterne und alle Himmelskörper ebenso wie wir Leben, Anfang und Ende haben, ist von zu großem Interesse, um nicht auch außer dem engen Kreise der Hochgelehrten sich Aufmerksamkeit zu gewinnen. Der Verfasser hat seine Beweisgründe in einer sehr faßlichen, populären Sprache vorgetragen.

Friedrich der Große.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Dr. J. H. M. Ernesti. 18 Gr.

Inhalt: I.) Friedrich II. über Regierungsarten und Regentenpflichten. Aus den Händen des vertrautesten Staats- und Cabinets-Ministers, Grafen von Herzberg. II.) Friedrich II. auf dem Throne, ein väterlicher Regent. III.) Dessen öffentliches Leben.

Milde, Th., über das Leben und die Werke

der beliebtesten deutschen Dichter und Tonsetzer.

2 Theile. 8. 1 Rthlr. 14 Gr.

Erster Theil enthält 40 Dichter, zweiter Theil 24 Tonsetzer.

Kaiser Joseph II.

in seinem Leben und Wirken,

für das deutsche Volk dargestellt von Dr. E. Burkhardt. In 6 Heften, jedes mit 2 schön lithogr. Porträts und 2 Scenen aus dem Leben des Kaisers. 8. geh. 1 Heft 9 Gr.

Unter allen den Fürsten, die aus dem Hause Habsburg auf dem deutschen Kaiserthron gewaltet, ist unstreitig Joseph II. einer der ausgezeichnetsten, denn sein ganzes Leben war ein steter Kampf für die heiligsten Interessen der Menschheit. Wenn auch oft die Ausführung seiner höchsten Entwürfe durch Heftigkeit und allzurasche Maßregeln vereitelt ward, wenn auch spätere Zeiten und ein unseliges Verhängniß die meisten Arbeiten des kühnen, volksfreundlichen Reformators zerstörten, so wird doch sein Name allezeit in hohen Ehren genannt werden, denn die Geschichte steht erhaben über der Leidenschaft der Parteien und richtet nicht nach den nackten Thaten, sondern nach dem Geiste, der jene Thaten hervorrief. Rein und edel war aber der Geist Josephs II., voll glühenden Hasses gegen Unterdrückung, wie voll heiliger Liebe

Digitized by Google

zur Menschheit; solches erkannte zwar weniger seine Zeit, wohl aber das nachfolgende Jahrhundert, welches dem hochherzigen Kaiser des Nachruhms unverwelkliche Kränze geweiht hat.

---

[712] Im Bureau der Theaterzeitung zu Wien, Wollzeile Nro. 780, und bei Gerold, Schaumburg, Tendler, Wallishauser, Mörschner und Jasper, Volke, Bauer und Dürnböck, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Humoristische Leuchtkugeln

von

M. G. Saphir.

8. Wien. 1835. Preis 40 kr. CM.

Herr M. G. Saphir ist nach Wien wieder zurückgekehrt, und hat sich mit der Redaktion der Theaterzeitung dauernd verbunden. Außer sehr werthvollen Spenden für diese Zeitschrift, der er seine ganze literarische Thätigkeit gewidmet hat, schrieb er auch äußerst geistreiche Piecen für eine, von ihm veranstaltete Akademie für die durch Brand verunglückten Bewohner von Wiener-Neustadt, welche von den ersten Künstlern des Wiener Hofburgtheaters, von den Herren Korn, Löwe, Fichtner, Wathe und den Damen Fichtner, Fournier, Peche und Wildauer vorgetragen und dargestellt wurden und nun den Inhalt dieses Werkchens bilden. Außerdem enthält dasselbe noch eine große humoristische Federzeichnung: „Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr," welche Herr Saphir selbst zur Vorlesung wählte, und die sammt einer witzigen Beurtheilung, von ihm selbst geschrieben, für diejenigen, die seiner Vorlesung beiwohnten, und diejenigen, die ihr nicht beiwohnten, den Hauptinhalt des Ganzen ausmachen.

Alle Kunstrichter Wiens sind darüber einig, daß Saphir's Vorlesung zu den geistvollsten Arbeiten in neuester Zeit gehöre, und daß die ganze Sammlung den Beifall des deutschen Publikums in hohem Grade verdiene.

Zu beziehen durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands.

---

[760]

Sammlung historischer Schriften und Urkunden,

geschöpft aus Handschriften.

Von

M. Frhr. v. Freiberg,

Vorstand des Königlichen Archivs.

Vierter Band. Erstes Heft. Preis 1 fl. 48 kr.

Unter diesem Titel erscheint in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seit dem Jahre 1827 ein Werk, dessen erstes Heft vierten Bandes so eben die Presse verlassen hat, und hiedurch Anlaß gibt, auf das in dieser Sammlung bisher Mitgetheilte zurückzublicken, und über das, was in den folgenden Heften zu hoffen ist, Andeutungen zu geben.

Der Herausgeber hat sich in dem Vorworte zum ersten Bande anheischig gemacht, nur Unedirtes oder ganz fehlerhaft Edirtes vorzubringen, und dieses Versprechen auch eingehalten. Er hat es sich ferner zur Pflicht gemacht, Mannichfaltiges zu geben, und er wird nicht minder Gegenständen von einem allgemeineren Interesse künftighin den Vorzug einräumen. Beaonnen wurde im ersten Bande mit „der bayerischen Chronik des Ungenannten", einer kostbaren Handschrift der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München (wovon bei Aretin's literarischem Handbuch S. 170 das Mehrere). Hierauf folgte Caspar des Törringers Fehmgerichts-Proceß mit einem Anhange von 66 unedirten Fehmgerichts-Urkunden. Das dritte Heft des ersten Bandes enthält den, bis in das achte Jahrhundert hinaufreichenden Codex des Hochstiftes Passau, eine Hauptquelle für die älteste Geschichte Bayerns und Oestreichs, nach der Redaction des höchst verdienten Professors Jos. Moritz.

Der zweite Band eröffnet sich mit den Denkwürdigkeiten des bayerischen Kanzlers Unrakl, welche um so willkommener seyn dürften, je seltener solche Memoires unserer Staatsmänner sind. Diesen Denkwürdigkeiten folgen Rechnungsbücher über den Hofhalt Herzogs Albrecht des Jüngern von Niederbayern aus dem Jahre 1392, in welchen so manche Ausbeute über das Leben der Fürsten, über die damaligen Dinge und Sitten zu finden ist. Das zweite Heft dieses Bandes enthält den Codex der Traditionen des Klosters Ensdorf, welcher über die politischen, kirchlichen, rechtlichen und geographischen Verhältnisse Bayerns im zwölften Jahrhunderte so vielen Aufschluß gibt, und durch den schon genannten Professor Moritz trefflich bearbeitet ist. Das dritte Heft des zweiten Bandes theilt uns die 1327 deutsch verfaßte Chronik des bekannten Andreas Presbyter mit, eines Hauptschriftstellers und unentbehrliche Quelle für die bayerische Geschichte. Zum Schlusse dieses Heftes ist die bekannte Kasseler Reim-Chronik — ein schätzbares Denkmal der altdeutschen Literatur aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts — hinzugegeben.

„Die Aktenstücke über die Wahl Herzogs Albrecht III. zum Könige von Böhmen," mit welchen der dritte Band unserer Sammlung beginnt, verbreiten endlich ein zuversichtliches Licht über diesen Wahlakt, der bis jezt noch so sehr im Dunkeln war. Den wichtigsten Bestandtheil dieses dritten Bandes bildet aber der dritte Theil des Hundrischen Stammbuchs bayerischen Adels. Schon seit Langem waren die Geschichtsfreunde nach diesem Werke begierig, das hier nun vollständig und mit zahlreichen Ergänzungen durch den berühmten Genealogisten und Archivar Lidius mitgetheilt wurde.

Das erste Heft des vierten Bandes hat, wie oben angedeutet, so eben die Presse verlassen, und eine Sammlung von Briefen: a) Kurfürst Max I. aus seiner Jugendzeit; b) Kurfürst Max Emanuels (aus dem Jahre 1714) und c) Kaiser Max II. an Herzog Albrecht V. von Bayern in sich aufgenommen.

Für die folgenden Hefte dieses Bandes sind vorläufig bestimmt: a) ein für die historische Literatur höchst bedeutender Commentar des berühmten Dichters Balde; b) eine vollständige Ausgabe der Akten des Conciliums zu Altheim; c) eine von Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg verfaßte Biographie seines Bruders, des Pfalzgrafen Philipp.

In diesem Sinne wird der Herausgeber dieser Sammlung fortwährend bemüht seyn, den Erwartungen seiner Leser durch Bekanntmachung von Handschriften zu entsprechen, welche zur Bereicherung oder Beleuchtung einzelner Geschichtsepochen etwas Namhaftes beitragen können. Die Archive, aus welchen er schöpfen kann, sind noch so reich an historischen, noch unbekannten Schätzen, daß es nur von dem Publikum abhängen wird, die Verlagshandlung in den Stand zu setzen, demselben auf diesem Wege noch eine Reihe von authentischen Geschichts-Quellen darzubieten.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. December 1834.

Wie geschickt habt ihr die Partie Spaß gespielt! Aber was war das Ende davon?

Shakespeare.

Molière.

(Beschluß.)

Jezt taumelte Gros-Guillaume herein, der beliebte Spaßmacher, der französische Hanswurst, der Abgott des Pariser Pöbels, ein langer unbeholfener Körper, der das Ansehen hatte, als verliere er bei jedem seiner Schritte eines seiner nur lose befestigten Gliedmaßen. Bald schien es, als hielte kein Gebein seinen Leib zusammen, bald konnte man glauben, er habe einige Gelenke zu viel, so überraschend und widersprechend waren seine Bewegungen. In diesem seltsamen Körper steckte gleichsam ganz Paris. Es gab keinen Charakter, den er nicht nachmachen, kein Gesicht, keine Gestalt, die er nicht auf einige Augenblicke Jedem erkennbar wiedergeben konnte. Seinen ganzen Vorrath an Costüm führte er in einem kleinen unscheinbaren Bündel stets mit sich, seine Hand war eine vollständig besezte Palette; jeder Finger enthielt eine eigene Farbe, die er im Augenblick seinem Gesichte mittheilte und wieder wegschaffte. Gros-Guillaume konnte ein Mädchen von 18 Jahren seyn, wenn er sein kleines Häubchen aufsezte, das Antlitz schalkhaft abwendend, das roth gestreifte Tuch um den Busen, mit dem sittsamen Röckchen die tief eingebogenen Kniee deckend; er konnte aber auch einen Moment darauf den schönen René abgeben, den größten Schweizer in der königlichen Garde. — Jezt zog er ein Tüchelchen hervor, ein seltsames schwarzes gebauschtes Tüchelchen: dieses über den Kopf geschlagen, und man sah das kleine gelehrte Fräulein Scudery, wie sie zu Hofe ging, um der Ducheſſe de la Vallière ihren neuesten Roman vorzulesen. Das hüstelnde zarte Fräulein, tausend schlaue Liebesgeschichten in dem blassen Gesichte und hinter den erloschenen Augen, wer konnte es besser darstellen, als Gros-Guillaume? Aber wer konnte auch den unsterblichen Condé, den Helden des Jahrhunderts, besser darstellen, und zwar, wenn er in der Versammlung des Hofes zu Versailles die Glückwünsche annimmt. Jenes zauberische Lächeln des Helden um Mund und Wange, wer konnte es so täuschend nachahmen? ein Lächeln, das jene Zeiten auszeichnet; denn damals lächelte Alles, die Tugenden lächelten, die Gelehrsamkeit lächelte, die Musen lächelten. So verboten es war, zu lachen, so streng gefordert wurde die Kunst zu lächeln. Es war dieses kein bestimmter Zug; das eigentliche Lächeln zeigte sich vielmehr als ein Glanz, der sich über das ganze Antlitz verbreitete, ihm zugleich Würde, Anmuth und die höchste Liebenswürdigkeit verleihend — so pflegte Ludwig zu lächeln, und so lächelte auch Gros-Guillaume. Alles jauchzte ihm Beifall zu, die Musik schwieg, man sah und beklatschte nur die Metamorphosen

Digitized by Google

Gros-Guillaume's. Die Ausgelassenheit erstieg die höchste Stufe: man ging jezt daran, die verbotensten und geheimsten Zerrbilder aus der Chronique scandaleuse darzustellen. Die berüchtigtsten Scenen aus dem Tartuffe machten den Anfang. Hier sah man jedoch die Originale, die, nach der Meinung von Paris, Molièren vorgeschwebt hatten. Der Erzbischof, mehrere Geistliche und Parlamentsmitglieder wurden mit Namen genannt und kenntlich gemacht; die Zuschauer schrien vor Freude, man erkletterte die Stühle und Bänke, selbst die Schultern der Vorstehenden, um keines der Worte Gros-Guillaume's zu verlieren, deren jedes einzelne ein Geißelhieb war. Die Darstellungen erreichten ihr Ende, da ertönte noch einmal Bärons Stimme, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ein neu errichtetes Gemälde lockte. Man erblickte Molièren in seiner Stube, Haltung, Stellung, Miene des Dichters vollkommen getroffen; es war Abend, er saß an seinem Tische, die Lampe brannte vor ihm und er schien beschäftigt mit Schreiben; hinter seinem Rücken zeigte sich die muthwillige Colombine als la Molière, halb auf den Knien Bärons, der sie umfangen hielt, und sah mit listigen Blicken auf den Dichter. Diese Gruppe, die leicht zu erklären war, füllte den ganzen Saal mit unaufhörlichem Gelächter. Man schrie wie besessen und polterte mit den Bänken; ein paar Stimmen verschafften sich Gehör, indem sie riefen: „Schaut, schaut den größten Thoren von Paris, schaut ihn dort in seiner Studirstube, wie er eben seinen betrogenen Ehemann schreibt, indessen sein zärtlichster Freund ihm in der Wirklichkeit die Krone aufsezt! O schaut den größten Thoren von Paris!“

In dem tobenden Beifall, der diesen Worten folgte, hörte man nicht den Ruf einer Stimme von der Galerie herab, die mit schmerzlichem Laut den Namen Báron nannte. Es war Molière, der in diesem Moment mit seinem jungen Begleiter den Saal verließ. Noch hatten sie nicht den Ausgang gewonnen, als die Scene unten plözlich eine andere wurde. Man hörte von außen verworrene Stimmen, Thüren wurden aufgebrochen, und wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel verbreitete sich das Gerücht, das Schloß sey von der Wache umgeben. Völlig sinnlos stürzte jezt die bunte Masse durcheinander, vergeblich war das Rufen und Ermahnen Einzelner. Die Calottisten griffen nach ihren abgelegten Larven, einige nach den Waffen; indem wurde die mächtige Thüre eingestoßen und die bewaffneten Söldner drangen in den Saal. Der Hauptmann ließ sogleich die Eingänge umstellen, er gebot Stille, doch vergebens; mit Gekreisch eilten die Flüchtlinge, sich zu retten, ein Theil die Galerie hinauf; oben sah man nun die wunderlichen Gestalten mit der Wache handgemein werden — Arlechino hatte sich mit Gratiano hinter die Statue Katharinens von Medicis gerettet, und ihre erhizten lauschenden Gesichter bildeten einen wunderlichen Gegensatz zu der starren Unbeweglichkeit der Steingestalt. Báron stand im Saal, den Degen in der Hand, muthig und herausfordernd, zu seinen Füßen wand sich Colombine.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsezung.)

Nicht weit vom Fanar schließt sich die mit zahlreichen Thürmen versehene Mauer der Landseite an die der Hafenseite an; sie zieht sich den Hügel hinauf, welcher das Tekfur-Serai, Constantins alten Palast im Hebdomon trägt, den man auch vom Wasser aus sehr gut sieht und der noch ziemlich in seinem alten Zustand ist. Nun hört die Mauerlinie auf; die Wohnungen wechseln mit Gärten und Bäumen ab, elegant, aber schon verfallen liegt am Ufer das Serail der Walide, so wie das der Schwester Mahmuds. Die Vorstadt Ejub, wo Boemund gewohnt und Bouillon das Kreuzheer aufgestellt, besteht aus dünn gesäeten Häuserreihen zwischen Gärten; in der pittoresk gelegenen und schöngebauten Moschee, welche mit Aia Sofia an Heiligkeit wetteifert, sieht der Gläubige mit Andacht die Fußstapfen des Propheten und seines Fahnenträgers Grab. Eine der Straßen führt an dem, mit meist sehr zierlichen und reichen Grabmonumenten und Turben geschmückten, von Gitterwerk eingeschlossenen Friedhofe vorbei; in diesem Theile der Vorstadt, wo man sonst nichts erblickt, als einen Trinkbrunnen und einige dem Gottesdienst gewidmete Gebäude, an denen das Gold und Schnizwerk der orientalischen Bauart in reichem Maße angebracht sind, wo feierliche, durch nichts unterbrochene Stille herrscht, wenn nicht etwa ein einsamer Türke langsam zwischen den Grüften umherwandelt — hier glaubt man sich nicht mehr in dem Erdtheil, den wir den unsern nennen; umgeben von diesen Denkmalen einer andern Glaubenslehre, fühlt man sich in *eine* fremde Welt, in ein fremdes Leben versezt.

Laßt uns nun, der Mündung des Cydaris und Barbyses und dem Thale der süßen Gewässer den Rücken wendend, das gegenüberliegende Ufer entlang zurückkehren. Auf dieser Seite liegen die Vorstädte, wo die Bekenner von mancherlei Dogmen sich zusammengefunden haben. Erst kommt man an Sulidsche und Piri-Pascha vorbei, dann an Chasskoi, wo Tausende von Juden, die übrigens auch die Hauptstadt selbst füllen, neben Osmanen wohnen. Hierauf, während man

Digitized by Google

den hinter diesen Vorstädten liegenden Okmeidan oder Bogenschützenplatz sieht, wo steinerne Monumente die verschiedenen Weiten bezeichnen, welche der Sultan im Schießen erreicht, gelangt man an Kassim-Pascha, wo das Arsenal und die Wohnung des Großadmirals sich befinden, dessen früherer Palast abgetragen und noch nicht wieder aufgebaut ist, und wo die hohen Mauern des Bagno diese finstere Wohnung des Verbrechens und des Unglücks verstecken, dieses wahre „Thal der Thränen", von welchem in Hope's Anastasius ein so entsetzliches Gemälde entworfen wird, das die Erzählungen daraus Geretteter leider nicht Lügen strafen. In der durch die Landspitze von Galata hier gebildeten geräumigen Bucht lagen viele unbrauchbare Schiffe, meist im jämmerlichsten Zustande, darunter ein schwerfälliger Dreidecker. Man gewinnt eben keine glänzende Meinung vom türkischen Seewesen, wenn man diese vielen, weniger durch Zeit, als durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit zerstörten Fahrzeuge erblickt, wovon manche aussehen, als wollten die Planken des Rumpfes sich jeden Augenblick ablösen und die ganze Maschine zusammenstürzen, so daß die Armen in Kassim-Pascha bedauert haben mögen, sich ihrer nicht zum Heizen bedienen zu dürfen, da im strengen Winter Holz und Kohlen unvernünftig theuer waren. Man war auf den Werften mit dem Bau einer neuen Fregatte beschäftigt, auch ankerte dort das der Regierung gehörige Dampfboot, welches von einem Nordamerikaner befehligt wird. — Seine Excellenz der Kapudan Pascha fuhr in einem eleganten, mit Baldachin versehenen Kaik vorüber, dem zwei andere folgten. Tahir Pascha, der diese Würde bekleidet, nachdem Halil Pascha sie wegen seines feigen Benehmens, der egyptischen Flotte gegenüber, verloren hatte, aber durch des Sultans Gnade und seinem Pflegevater, dem Seraskier, zu lieb, zum Chef des Artilleriewesens ernannt worden, ist derselbe, welcher bei Navarin die Flotte vernichten sah. Er ist ein würdevoll aussehender Greis mit langem weißen Barte, der sich gewiß in dem alten orientalischen Costüme vortheilhafter ausnehmen würde, als in der charakterlosen, mit Borten und Stickerei besezten, dem Muselmann bei seiner Lebensweise und seinen Religionsübungen nur hinderlichen modernen Uniform. Besizt das Oberhaupt der unter dem Schutz der Siebenschläfer laut schnarchenden türkischen Marine nur noch einen Funken Selbstgefühl, wie demüthigend muß es für ihn seyn, daß zu allen Anordnungen und wichtigen Arbeiten bei der Flotte Fremde haben benüzt werden müssen, wie fränkische Unteroffiziere die Armee exerciren lehren sollen. Freilich sind die Zeiten von denjenigen verschieden, wo durch den Thalgrund zwischen Kassim-Pascha und Chassköi die leichten Fahrzeuge in den Hafen hinabschossen, mittelst welcher Mohammed II. Constantinopel auch von dieser Seite angriff und endlich seinem gewaltigen Scepter unterwarf.

In wenigen Minuten fährt man vom Landungsplatz der Todten bei Galata nach Konstantinopel über. Auf dieser Strecke des Hafens ist namentlich ein furchtbares, unaufhörliches Gewirre; Hunderte von Kaiks eilen an einander vorüber; unausgesezt warnt der laute Ruf der Ruderer vor dem Aufeinanderstoßen, und einer nach dem andern drängt sich zum Landungsplatze. Wie wenig das Innere der Stadt ihrem Aeußern entspricht, ist so bekannt und so oft wiederholt worden, daß ich davon gar nicht zu reden brauche. Kaum in Konstantinopel, muß man schon steigen. Die Straßen, besonders gegen den Hafen zu, sind enge, winkelig, schlecht gepflastert und schmuzig, die Wohnungen meist ärmlich und niedrig. Auch die sogenannten Paläste, wie alles Uebrige größtentheils aus Holz erbaut, und gleich Winkeltheaterdekorationen mit hellen Farben, mit Blumengewinden und aufgehenden Sonnen bemalt, haben nichts Bemerkenswerthes; man wird für eine regellose Bauart durch keine schönen Details entschädigt, Alles sieht aus, als wäre es nur für die nächsten zehn Jahre errichtet, und die Architektur der Osmanen scheint nur in den dem Gottesdienste, so wie dem allgemeinen Nutzen gewidmeten Gebäuden zeigen zu wollen, was sie vermag. Brunnen mit fließendem Wasser, meist marmorn und mit Inschriften versehen, sind überall angebracht; ganze Straßen bestehen aus nichts als zwei Reihen Buden; überall riecht man Moschus oder Safran, Tabak oder Rosenöl; überall liegen eine Menge herrenloser Hunde mitten im Wege, und tragen eben nicht dazu bei, die Straßen reinlicher zu machen, oder das Gehen zu erleichtern. Nachdem ich mich endlich, nach manchen Ellenbogen- und Rippenstößen, den vordersten Hügel hinaufgearbeitet, athmete ich freier. Ich kam an der schönen Moschee Sultan Bajesids vorbei, die auf dem Constantinischen Forum liegt, und gelangte dann auf den Platz des Seraskier Pascha, welcher zum Theil als Hühnermarkt dient. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte den Platz und die benachbarten Straßen. Die lezten Tage des Ramadan oder Fastenmonats waren herangekommen, und ein großer Theil der Bevölkerung war auf den Beinen; denn an diesen Tagen, welche dem Bairamsfeste vorausgehen, macht Jeder, um die Länge des Tages abzukürzen, an welchem er von Aufgang bis Niedergang der Sonne nichts genießen darf, seinen Spaziergang zu Fuße oder im Araba. „Der Monat Ramadan, in welchem der Koran herabgestiegen vom Himmel, um den Menschen Führer und Licht, und Richtschnur ihrer Pflichten zu seyn, ist die der Entsagung geweihte Zeit. Wer diesen Monat

Digitized by Google

erlebt, soll die Vorschrift beobachten. Wer krank oder auf Reisen, soll später eine gleiche Zahl von Tagen hindurch fasten. Wer das Fasten ertragen kann und es bricht, soll zur Strafe einen Armen nähren.“ *) Die Fasten der Mahomedaner sind bekanntlich bei Weitem strenger, als die der Griechen und andern christlichen Nationen; treffen sie während des Winters ein, so sind sie noch erträglich, werden aber zur Sommerszeit (denn sie machen in einer gegebenen Zahl von Jahren den Kreislauf der Monate) zur erschöpfenden Plage.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Koran, II. Kapitel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, December.

Entwickelung des geselligen Lebens.

Im Jahr 1799 schrieb Goethe, daß er sich keine Existenz in Zürich denken könne. Lange nachher, im Jahr 1850, mag es nicht viel besser gewesen seyn; das alte, durch die ephemere helvetische Republik erschütterte, bald aber restaurirte patrizische Regiment, eine Versteinerung aus dem fünfzehnten, und der Zwinglianismus, eine Versteinerung aus dem sechzehnten Jahrhundert, waren wie Medusenhäupter: es erstarrte alles Leben vor ihnen. Nulla enim omnino res est, quae se ipsam gignat, sagt Augustinus; wie hätte sich in Zürich ohne Lebensprinzip Leben erzeugen können? Seitdem die Patrizier gefallen und der Einfluß der Geistlichkeit vernünftig beschränkt ist, gestaltet sich allmählich Alles besser. Der Staatsumwälzung reiht eine gesellschaftliche Revolution sich an; auf diese üben die Preßfreiheit, das Recht der freien Niederlassung, die Universität, die politischen Verhältnisse in den Nachbarländern, welche Früchtlinge verschiedener Nationen nach der Schweiz brachten, den größten Einfluß. Der ächte Stadt-Züricher schimpft über die Revolution, über die Preßfreiheit und über die Fremden; aber er wird nicht minder vom Strome mit fortgerissen. Der Zuwachs an Fremden, worunter hier überhaupt alle Nicht-Züricher gerechnet werden, hat der Versumpfung, welcher die Züricher, gleich allen alten Bürgerschaften, die keinen Zufluß neuer Einwohner erhalten, zur Beute geworden waren, ein Ziel gesetzt; das politische und gesellschaftliche Leben, der Gewerbsfleiß erzeugen nun rege Thätigkeit. Ueberall wird gebaut, verschönert und verbessert; gesprengt ist der, in einzelnen seiner Theile übrigens imposante Gürtel von Mauern, Gräben und Schanzen, und das alte Zürich blickt erstaunt in's Freie, in's Grüne.

Unter den in diesem Jahre hier entstandenen, das gesellschaftliche Leben fördernden Einrichtungen verdient vorzüglich das Museum angeführt zu werden, dessen Lesezimmer eine reiche Auswahl von schweizerischen, deutschen, französischen und englischen Journalen u. s. w. darbieten. Das Museum wurde durch einen Verein von Männern aller Parteien gegründet. Das neue Theater, welches aus einer alten Klosterkirche entstanden ist und vor wenigen Wochen eröffnet wurde, läßt freilich Manches zu wünschen übrig. Das Aeußere hat nichts Großartiges, und im Innern tadelt man mit Recht, daß der Saal im Verhältniß zur Bühne zu klein ist. Indessen hat es nur 50.000 Züricher Gulden gekostet und ist geräumig genug für die Zahl der Zuschauer, die selten groß ist. Die Schauspielergesellschaft ist, wie gewöhnlich bei entstehenden Theatern, die keiner bedeutenden Unterstützung sich erfreuen, mittelmäßig. Wenn aber dieses Theater einerseits die Männer aus den Tabaksrauchwolken der Wirthshäuser und andernseits die Frauen aus ihren Kränzchen lockt, so wird schon dadurch viel gewonnen seyn; denn auf diese Weise wird der Kreis des gesellschaftlichen Lebens erweitert, durch diesen andere Neuerungen herbeigeführt und die kleinstädtische Steifheit nach und nach verdrängt werden. Jezt ist leztere noch sehr vorherrschend. Die Geldaristokraten wetteifern hierin mit den Geburtsaristokraten; je mehr Gulden, je mehr Steifheit. Die wohlhabende Züricherin zeigt sich öffentlich mitunter doch noch ziemlich freundlich, und dankt, wenn ein Unbekannter sie grüßt; die wohlhabendere ist selten freundlich und erwidert ungern einen Gruß; die reiche erwidert ihn gar nicht oder kaum merklich, und erinnert stark an das intolerabilius nihil est quam foemina dives des Juvenal. Das ist nun freilich kein guter Ton; derjenige der Männer entschuldigt ihn jedoch theilweise, denn er ist nicht viel besser, obschon, wie es scheint, würdiger als an andern Orten der Schweiz, wenn man nämlich zum Maßstabe der leztern die öffentlichen Blätter nimmt, in welchen sich an jenen Orten die ersten Beamten des Landes, so wie geistliche Herren in einem Tone ausdrücken, der wahrlich nicht fein ist; namentlich kommen, seitdem aus allerlei Gründen zwischen den deutschen und den schweizerischen Radikalen Streit ausgebrochen, die Deutschen schlecht weg. Wenn in unserer schreibseligen Zeit Jemand ein Wörterbuch der Schimpfausdrücke herausgeben wollte, so würde er in den Aufsätzen des Berner Volksfreundes (eines wahren Herkules im Schimpfen), des Wächters, des Erzählers u. s. w. über die radikalen sowohl, als nicht radikalen Deutschen eine Menge der energischsten Kraftworte finden. Inzwischen muß man doch die Entschuldigung gelten lassen, daß die Herren Redakteurs oder Mitarbeiter gedachter Blätter in der Hitze ihrer Leidenschaften schreiben, und viele Bildung dazu gehört, im Zorne sich nicht ungebildet zu zeigen. — Zum Schlusse des diesmaligen Berichtes werde nun noch einer für die Züricher und Zürcherinnen, die Schweizer und Schweizerinnen sehr ehrenvollen Thatsache, nämlich des wohlthätigen Sinnes gedacht, welcher sich gelegenheitlich der schrecklichen Unglücksfälle bekundete, die von den Stürmen am 27sten August dieses Jahrs in den Kantonen Graubünden, Uri, Glarus, Tessin und Wallis verursacht wurden. Wohl konnte die öffentliche Mildthätigkeit den ungeheuern, sich auf mehrere Millionen erhebenden Schaden nicht vollkommen ersetzen, aber immerhin hat sie sich bei diesem Anlasse in einem glänzenden Lichte gezeigt, und an die schönen Tage der Eidgenossenschaft erinnert, wo die Schweizer ihr: „Einer für Alle und Alle für Einen!“ dem Wahlspruche der Niederlandsöhne: „Eintracht macht stark!“ entgegensetzten, und zwar nicht in schlechter Wort-, sondern in guter Thatmünze. Solche Früchte deuten auf einen guten Boden hin; es handelt sich darum, diesen mit Beharrlichkeit vom Unkraute zu reinigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. December 1834.

Das klügste unter den Thieren ist der Mensch, und so sind denn auch die Hände für ein kluges Thier völlig passende Werkzeuge.

Galenus.

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

Die Hand ist das ausschließliche Eigenthum des Menschen, sofern dieses wundervolle Werkzeug in hoher Empfindlichkeit und tausendfacher Beweglichkeit das wahre Gegenstück zu jenem göttlichen Funken bildet, der das an sich hülf- und wehrloseste Geschöpf zum Herrn der belebten und unbelebten Natur macht. Definiren wir freilich die Hand als ein Glied, bei welchem Daumen und Finger einander gegenüberstehen, so daß sie ein Werkzeug zum Fassen und Greifen bilden, so sind die Extremitäten der Affen oder sogenannten vierhändigen Thiere mit in die Definition eingeschlossen. Aber beim Affen ist die hintere Extremität so gut eine Hand, als die vordere ein Fuß, beide sind fast nur auf die Fortbewegung des Thiers, auf das Klettern und Springen berechnet, wie bei manchen Affen sogar noch der lange Schwanz, als sogenannter Wickelschwanz, zu demselben Zweck herbeigezogen ist. Vielfach ist der Nutzen, der einer Menge von Thieren aus ihren natürlichen Waffen erwächst; wäre aber der Mensch dergestalt von Natur gerüstet, so ginge er eben damit der ihm bestimmten Oberherrschaft verlustig. Schon Galenus, der alte griechische Arzt, sagt: „Wäre der Mensch gewaffnet gleich den wilden Thieren, so wäre damit all seiner Kunstfertigkeit ein Ziel gesezt; er deckte sich nicht mit dem Harnisch, er schmiedete sich nicht das Schwert und den Speer, er erfände sich nicht den Zaum, um das Pferd zu besteigen und den Löwen zu jagen; auch die Künste des Friedens blieben ihm fremd, er machte sich weder Flöte noch Leier, baute sich keine Häuser, errichtete keine Altäre, schriebe keine Gesetze, und die sinnreiche Kunst der Hand verknüpfte ihn nicht mit dem weisen Alterthum.“ — Kurz, ohne die Hand wäre der Mensch nicht der Mensch; aber sie ist nicht etwa bloß ein vereinzeltes Instrument, gleichsam ein Vorwerk am Körper. Nein, die ganze Leiblichkeit des Menschen ist auf die Hand und die Hand auf sie berechnet, alle Bewegungen des Körpers haben den innigsten Bezug auf die der Hand und umgekehrt. Die Hand läßt sich daher auch als abgesondertes Glied eigentlich gar nicht betrachten: man muß, will man ihre volle Bedeutung kennen lernen, einmal den ganzen Organismus des menschlichen Körpers auf sie beziehen und dann den Bau der vordern Extremität in der ganzen Thierreihe, alle jene Zangen, Hämmer, Haken, Bohrer, Schaufeln u. s. w., mit ihr vergleichen. Hier beschränken wir uns indessen auf einige allgemeine Betrachtungen in aphoristischer Form.

Durch nichts verräth sich die Hand deutlicher als unmittelbare Dienerin des Geistes, als dadurch, daß sie

Digitized by Google

ihre eigene, höchst ausdrucksvolle Sprache hat. Wer dafür andere Autoritäten, als die Erfahrung des gemeinen Lebens braucht, sehe die Werke großer Maler an, wie hier ganz besonders durch das Verhältniß der Stellung der Hände zu der Haltung der ganzen Figur die jedesmalige Gemüthsbeschaffenheit der Individuen auf's Frappanteste ausgedrückt ist. Man sehe die Raphaelschen Kartons oder Leonardo da Vinci's Abendmahl, und wer kann den Händen der Guido Renischen Magdalenen Beredsamkeit absprechen? Was alles die Hand ausdrücken kann, auch das hat bereits ein Alter im vollen Umfang erkannt. „Die übrigen Theile," sagt Quintilian, „unterstützen den Sprecher, die Hände aber sprechen gleichsam selbst: wir fordern, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, verfluchen mit der Hand, mit ihr äußern wir Freude, Betrübniß, Zweifel, Beistimmung und Reue, mit ihr drücken wir Menge und Verhältniß, Zahl und Zeit aus."

Ueber die Verschiedenheit zwischen der rechten und linken Hand ist viel gestritten und geschrieben worden. Namentlich suchte man die Kraft und Fähigkeit, welche die rechte Hand vor der linken in der Regel voraus hat, daraus zu erklären, daß sich die großen Blutgefäße vom Herzen aus an beide Glieder nicht gleich vertheilen, daß namentlich das Blut zum rechten Arm auf geraderem Weg gelangt. Man sucht aber hier, wie so oft, in mechanischen Verhältnissen den Grund von Erscheinungen, deren Quelle viel tiefer liegt. Wenn wir im täglichen Leben uns sollten gewandt bewegen und Alles geschickt hanthieren können, war es offenbar von Wichtigkeit, daß wir uns nicht lange besinnen dürfen, welcher Hand wir uns bedienen, welchen Fuß wir vorwärts setzen sollen, und der Mensch ist, wie wir sehen, auch wirklich nie unschlüssig; er bedient sich in der Regel der rechten Hand, des rechten Fußes vorzugsweise und zuerst. Ist dies anerlernt, oder ist es uns von Natur eingepflanzt? Nun bemerken wir bald, daß die ganze rechte Seite vor der linken ausgezeichnet, daß leztere der ersteren nicht nur an Muskelstärke, sondern auch an allgemeiner Lebenskraft nachsteht, überhaupt schwächer constituirt ist. Die Organe der Bewegung und Kraftäußerung sind rechts auffallend stärker entwickelt, wovon man sich durch unmittelbare Messung überzeugen kann, wenn man dem Zeugniß seines Schneiders und Schusters nicht glauben will. Man wird sagen, dieses Uebergewicht rühre allein daher, daß die rechte Hand mehr geübt werde; aber wie gesagt, der Unterschied erstreckt sich auf die Constitution im Allgemeinen, und die linken Glieder werden häufiger von Krankheit befallen als die rechten. Bei Opertänzern sehen wir, daß die schwersten Stücke nur mit dem rechten Fuß ausgeführt werden. Noch besser überzeugt man sich von der natürlichen Schwäche des linken Beins in der Balletschule; die Tänzer müssen, wollen sie sich nicht beim öffentlichen Auftreten einem Unschick aussetzen, auf die Uebung dieses Beins doppelten Fleiß verwenden; versäumen sie dies, so erhält die rechte Seite ein Uebergewicht, das sich nicht mit der Grazie verträgt. Geht man hinter Jemanden her, so sieht man sehr selten eine völlig gleichmäßige Bewegung des Körpers, und achtet man auf den linken Fuß, so bemerkt man, daß er nicht so fest aufgesezt wird, daß die große Zehe nicht so weit auswärts gedreht ist, als rechts, und der Fuß weiter nachschleift. Der eigenthümliche Bau der Weiber und der Umstand, daß bei ihnen die Elasticität des Schrittes nicht sowohl, wie beim Mann, auf dem Spiel des Hüftgelenks, als vielmehr auf dem des schwächeren Fersengelenkes beruht, bringt es mit sich, daß bei dem Weibe die Schwäche des linken Fußes meist noch auffallender ist, als beim Mann. Kein Junge hüpft auf dem linken Bein, wenn er nicht anders, wie man es nennt, links ist. Immer und überall sezt der Reiter den linken Fuß in den Steigbügel und springt von rechts ab. Wir dürfen überzeugt seyn, es ist keineswegs willkührlich, conventionell, daß Alles im gemeinen Leben, wie z. B. die Schraube und die Schneide des Bohrers, nach der rechten Hand gerichtet ist, im Gegentheil, dieses Verhältniß hängt genau mit der natürlichen Einrichtung des Körpers zusammen. Ein Mensch, der links ist, fühlt die Vortheile dieser Einrichtung gar gut und jeden Augenblick, ob er nun eine Zimmerthüre oder ein Federmesser aufmachen will. Kurz, der Vorzug der rechten Hand ist keineswegs Folge der Gewöhnung, sondern eine angeborene Eigenschaft zu einem sehr guten und sehr augenfälligen Zweck; und daß sie nicht etwa von einer besondern Anordnung der Pulsadern des rechten Arms herrührt, geht schon daraus hervor, daß der rechte Fuß dasselbe Uebergewicht hat, wie die rechte Hand, und hier der angegebene anatomische Grund völlig wegfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

An dem Eingangsthor zum Hofraume des auf einer Erhöhung liegenden Pallastes standen oder saßen viele Bewaffnete, meist zum Corps der Khavas gehörend, welches die Ehrenwachen der fremden Gesandten liefert. Vor dem Palaste und angedrückt an die gegenüberliegenden Häuser befanden sich Tausende von

Digitized by Google

Weibern, in ihre Mäntel gehüllt, den Kopf und das halbe Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt, viele ihre buntaufgeputzten Kinder an der Hand führend. Da sah man Alt und Jung, Europäerinnen und Schwarze, alle ungraziös und häßlich gekleidet, alle ihre bald dunkel-, bald hellfarbigen Mäntel, deren Zipfel sie vorne zusammenhalten, durch den Straßenkoth schleppend, in welchem sie mit ihren gelben Stiefeln wateten. Da man vom Gesichte nur die halbe Stirne, die Augen und die Nase bis zur Spitze sieht, so ist es nicht gut möglich, über den Grad der Schönheit ein bestimmtes Urtheil zu fällen: freilich waren viele Augen lebhaft und glänzend, machten aber wohl unter den nicht selten eckig gemalten Brauen und den sehr schwarz gefärbten Wimpern eine desto auffallendere Wirkung. Die Gesichtsfarbe ist, wenigstens bei den Vornehmeren, meist blendend weiß, wozu die Lebensart wohl auch beitragen mag. Den sonderbarsten Kontrast macht ihre weiße Kopfbekleidung mit den Turbans und jezt fast allgemein getragenen rothen Mützen (Fes) der Männer, und den bunten Tüchern, mit welchen, nebst einer Zugabe von Glasperlen, Korallen oder künstlichen Blumen und goldenen Beeren, die Köpfe der Kinder umwunden sind. Ganze Reihen von Fuhrwerken (Arabas) zogen vorüber, mit vergoldetem Schnitzwerk und Scharlachvorhängen, gewöhnlich in jedem vier Frauen, die sich häufig herausbogen und den Dolmetscher über die herumwandelnden Fremden befragten. Die Türkinnen sind im Durchschnitt weder sehr bescheiden noch besonders gut erzogen, und die Langeweile des Haremslebens, welches weniger anmuthig seyn mag, als manche Europäer sich vorstellen, so wie es auch mit der gerühmten Pracht der orientalischen Odas nicht so viel auf sich hat, als Romane und Dichtungen uns vorschwatzen, reizt ihre Neugier und oft kindische Begierde durch lange Einschließung desto mehr. Arme Frauen, denen Noth und Elend aus dem Gesichte sprachen, drängten sich wohl um den ungläubigen Effendi herum, und baten ihn um einen Bakschich von einigen Paras. In den zum Theil recht eleganten Buden, welche sich von diesem Platze aus erstrecken, und wo neuerdings gemaltes Pariser Porzelan, reiche Kronleuchter, Glaswaaren aller Art neben andern Erzeugnissen des Occidents in Masse aufgehäuft sich befinden, waren alle Fenster mit Zuschauern gefüllt.

Der Pallast des Seraskiers erhebt sich auf der Stelle des von Mohamed dem Eroberer kurz nach der Einnahme der Stadt auf dem ehemaligen Forum des Theodosius gebauten alten Serails (Eski-Serai). Hier stand die 147 Fuß hohe Triumphsäule, von welcher im Jahr 1204 die Kreuzfahrer den Usurpator Alexius Ducas Murzuflos herabstürzten; hier lagen auch die für fremde Gesandten bestimmten Wohnungen, denn der byzantinische Hof war auf seine Gäste eben so eifersüchtig, wie die hohe Pforte, welche ihnen den Eldschi-Khan auf dem Platz der verbrannten Säule anwies, bis Pera der Siedelort der gesammten europäischen Diplomatie wurde, während der persische Gesandte (als böser Nachbar eben so wenig beliebt, denn als ketzerischer Schiite) drüben in Scutari bleiben muß. In der Eski-Serai wurden vormals die Frauen der verstorbenen Sultane eingeschlossen. Im Hofraum des Pallastes erhebt sich der Thurm, zu dessen Spitze 179 hohe Stufen hinaufführen und der oben nach allen Seiten zu offen ist. Ein Panorama wie dieses sucht wohl seines Gleichen. Konstantinopel bietet sich dem Blick nicht dar, wie irgend eine andere große Stadt; der unermeßliche Raum von Thälern und Hügeln, den es einnimmt, die Regellosigkeit der Bauart und der ganzen Anlage, die Höhe, auf der man sich befindet, lassen das Detail der einzelnen Wohnungen verschwinden; dagegen gruppiren sich um so majestätischer, meist auf freien, zum Theil mit Bäumen bepflanzten Plätzen, die ungeheuren Moscheen, wo sich Kuppel über Kuppel wölbt und emporthürmt, bis die mittlere große mit dem golden strahlenden Halbmond der gigantischen Masse die Krone aufsezt. Die hochliegenden Tempel Suleimans und Bajesids mit ihren luftigen Minarets, ihren geräumigen Vorhöfen, ihren Hallen, Bogengängen und Brunnen, mit den wie eine kleine Stadt sie umgebenden Schulen und Akademien (Mektebs und Medresses), Khans und Armenanstalten, Bibliotheken und Mausoleen, tragen den blühenden Reichthum der Phantasie des Morgenlandes, „das der Herr mit freundlicheren Blicken anschaut," die Eleganz und Originalität seiner Bauart, welche an Schnörkeln und Zierrathen eben so reich ist, wie Sprache und Redeweise, die Prachtliebe und den Glaubenseifer ihrer erlauchten Gründer am würdigsten und üppigsten zur Schau. Ueber das ganze Dreieck der Stadt und die durch den stolzen genuesischen Thurm von Galata bezeichneten, an die Hügel sich anlehnenden Vorstädte jenseits des wie ein glänzender Gürtel sie umschlingenden Hafens, schweift das beinahe ungläubige Auge auf allen Seiten über das thrazische Festland, welches einst die sogenannte lange Mauer der Byzantiner abschloß, welche eben so zwecklos war, wie die lange Mauer China's; über die Küste Asiens mit ihren Orten und dunkeln Cypressenwäldern, über den fernen, in blendendes Schneegewand gekleideten Olymp, über das Marmorameer und seine Inseln, über den Bosphorus bis nahe zu den alten Schlössern. Bei diesem Anblick begreift man wohl, daß Norden und Süden sich um den Besitz der „großen Stadt" stritten, wie der Skandinave sie vorzugsweise nennte (Miklagard), daß der berauschte orientalische Dichter sie an Schönheit über Damascus und Golconda,

Digitized by Google

über Bagdad und Jspahan und alle Wunder des Morgenlandes sezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wasserträger.

(Neapolitanisch.)

Ein Jüngling möchte ich wohl seyn
Mit meinem Wasserfasse,
Rief in die Häuser all' hinein:
„Kauft mir vom kühlen Nasse!

„Ihr schönen Frauen, kommt herbei,
„Wer will mein Wasser nehmen?“
Und spähte dann, wer unten sey,
Ein Mägdlein voll Verschämen,

Zum Balkon rief ich schnell hinauf:
„Wie könnt Ihr, Holde, wähnen,
„Ich böte Wasser Euch zum Kauf!
„Hab' nichts als Liebesthränen.“

v. Zu Rhein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Balzacs Manifest. Der Nachdruck.

Balzac, der junge und ziemlich bizarre Novellendichter, ist mit einer Art von Manifest aufgetreten, welches zum Zwecke hat, die Schwierigkeiten, womit die jetzigen Modeschriftsteller in Paris zu kämpfen haben, freimüthig aufzudecken, und die Mittel anzugeben, um diese Hindernisse zu beseitigen. Balzac ist jezt Herausgeber der Revue de Paris, die vor einigen Jahren sehr viel Beifall hatte, und auch noch jezt, nebst der Revue des deux mondes, den Ton in der Belletristik angibt; denn die ältern Zeitschriften, welche die neuen Geistesprodukte kritisirten, sind alle verschwunden oder im öffentlichen Ansehen gesunken, und ein eigentliches Richteramt in der Literatur übt gegenwärtig in Paris keine einzige Zeitschrift aus. Die strengsten Richter werden in den Feuilletons oder in den Aufsätzen am Ende der Tageblätter laut; Monats- und Wochenschriften sind jezt meistens der erzählenden und schildernden, nicht der kritischen Literatur gewidmet. Die Pariser Lesewelt will nicht so sehr belehrt, als angenehm unterhalten, und wo möglich belustigt seyn. Deßhalb legen sich auch alle jungen Schriftsteller, welche Aufsehen in der Lesewelt erregen wollen, auf's Erzählen und Schildern, und zwar in allerlei Tönen und Farben. Es ist unglaublich, welche Menge von Erzählern seit fünf Jahren in der französischen Literatur emporgeschossen ist. Man sollte glauben, das Pariser Lesepublikum habe nur noch ein einziges Bedürfniß, nämlich sich allerhand vorerzählen zu lassen, oder es habe schlaflose Nächte, und bedürfe daher des arabischen Mittels, um einzuschlummern. Es wäre interessant, psychologisch zu ermitteln, ob nicht die heftigen politischen Erschütterungen von 1830 diese Wirkung oder Reaktion hervorgebracht haben. Vielleicht ist es auch nur eine Ansteckung aus Deutschland und England, wo man sich ebenfalls durch Erzählungen und Novellen hat einschläfern lassen, zur großen Freude der Partei der Fixen, in deren Augen alle Bewegung verdächtig ist. Balzac gehört zu diesen Erzählern nach der Mode, und da die erzählenden Schriften gut abzugeben scheinen, so sollte man glauben, er stehe sich so gut dabei wie etwa Jules Janin, oder Chasles, oder dieser und jener, die sich durch das Erzählen und Feuilletonsschreiben ein Einkommen von 20 bis 30,000 Franken erwerben. Indessen muß die Kunst, sich durch kleine Aufsätze ein großes Einkommen zu sichern, doch wohl Andern nicht so gut gelingen, wie den besagten jungen Herren; denn Balzac klagt, und zwar über Verschiedenes. Erstlich, daß die Nachdrucker den Verlegern und Schriftstellern ihren rechtmäßigen Gewinn stehlen. In Frankreich ist das Nachdrucken nicht so leicht, als in Deutschland; man hat den Schuldigen bald aufgefunden und vor Gericht gezogen; freilich geschieht dies zuweilen erst, wenn die Auflage schon großentheils in den Händen des Publikums ist; allein der Nachdrucker muß sich doch immer verbergen und kann sein schlechtes Gewerbe nur heimlich treiben. Dagegen tritt der Nachdruck öffentlich und fast rühmlich dreißig Meilen von Paris, nämlich zu Brüssel auf, und hier wird er nicht allein in's Große getrieben, sondern beinahe als ein Zweig des Nationalgewerbfleißes aufgemuntert. Hier wird ohne Barmherzigkeit sogleich Alles, was nur einigermaßen Aufsehen in Frankreich erregt, nachgedruckt, und mit diesen Nachdrucken wird das gesammte nördliche Europa überschwemmt. Man hat in Deutschland viel Gegründetes und Vortreffliches über den Nachdruck gesagt, die Leipziger Buchhändler haben sich besonders durch ihren Eifer dagegen ausgezeichnet; allein die Brüsseler Nachdrucker haben Niederlagen, und beziehen die Büchermessen in eben diesem Leipzig und machen Geschäfte mit den Buchhändlern daselbst. Freilich macht man einen Unterschied zwischen Nachdrucken in einem und demselben Lande und Nachdrucken in ganz verschiedenen Ländern. So druckt man in Paris viel Englisches und in London viel Französisches nach, und kaum heißt dies noch ein Nachdruck. Die Verhältnisse zwischen Frankreich und Belgien sind aber doch ganz verschieden. England und Frankreich können einander das Beste nehmen und nachdrucken, oder wenn man lieber will, wieder auflegen, ohne sich gegenseitig viel zu schaden; was soll aber Frankreich den Belgiern nehmen, welche davon leben, daß sie die gesammte neuere Literatur abdrucken und die Exemplare davon in Europa verbreiten, ehe noch die Originalauflage im Auslande bekannt ist? Allerdings haben sich einige allzu eifrige Brüsseler Nachdrucker zu Grunde gerichtet; allein was hat dies den Originalverlegern in Frankreich genützt? andere Nachdrucker treten an die Stelle der Bankerotierer und drucken eben so unermüdlich Alles nach, was in Paris guten Absatz findet. Dies ist das größte Uebel, woran jezt der französische Buchhandel leidet, und nur die bändereichen oder gelehrten Schriften, deren Absatz ungewiß ist oder langsam vor sich geht, entwischen den Händen der belgischen Nachdrucker.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. December 1834.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken!

Herder.

Bilder der Nacht.

Sonnenuntergang.

Sieh, ein flammend Schiff, versunken
Ist die Sonne in die Fluth:
Feuer fing der See, und trunken
Geht er auf in rother Gluth.

Allgemach zusammensinkend,
Stirbt der wundervolle Brand,
Und in Aschenfunken blinkend
Fliegt es hell von Strand zu Strand.

Die Wunderchronik.

Hast du das schöne Buch gelesen,
Die alte Chronika der Nacht?
Wenn Liebe trieb ihr heimlich Wesen,
Sie hat's verrätherisch bewacht;

Und hat es pünktlich eingetragen
Mit goldner Lettern Flammenschrift;
So liegt es Jedem aufgeschlagen,
Den Weh und Lust der Liebe trifft.

Stets kommt der Morgen kalt vernünftig,
Löscht's mit dem Schwamm des Tages aus,
Und immer wieder, jezt und künftig,
Schreibt sie's von vorn bis hintenaus.

Und wenn hinauf zum Himmel schauet
Das Aug' in übersel'ger Lust,
Und wenn die Wehmuth Särge bauet,
Zerrissen, todeswund die Brust;

Es lacht dem Wonnetrunkenen
Mit süßen Mähren zu,
Es wiegt den Gramversunkenen
Mit holdem Lied in Ruh.

Sturm.

Unter dunkler Decke spielet
Rühriges Volk im Abendgrau'n,
Rumpf um Rumpf herauf sich wühlet,
Häupter, Beine sind zu schau'n.

Und sie rücken und sie bücken
Diebisch-ängstlich sich zum Knäu'l,
Schaurig im Zusammendrücken
Dröhnt ein dumpf gepreßt Geheul.

Und die Nebelriesen recken
Zum Gelag sich, wie gewohnt;
Einer, der sie könnte schrecken,
Fest im Schlaf liegt, König Mond.

Digitized by Google

Lampen von der Decke reißen
Sie berauscht in toller Wuth,
Und hochflackernd sie sie schmeißen
In die rabenschwarze Fluth.

Solch Getümmel, solches Toben,
Weckt's den alten König nicht?
Ja, er schaut herein von oben,
Schlägt die finstre Schaar mit Licht.

Elfchen, neu ermuthigt, rennen,
Wie er winkt, geschäftig um,
Alle Lampen wieder brennen,
Alles feiert leuchtend stumm.

Der Fang.

Aus wirft der bleiche Fischer Mond
Sein weites Netze in die See,
Und zieht der goldnen Fischlein
Viel tausend in die Höh'.

Die Träume.

Viel Trauben glühen güldenroth
Vom Westen bis zum Osten,
Die Träume naschen sie geschwind,
Und tragen, wem sie freundlich sind,
Sie zu, davon zu kosten.

Die Träume fliegen am Himmel hin
Mit tausend funkelnden Schätzen,
Gold und Kronen im Ueberfluß,
Die schlummernden Bettler zu letzen.

Ludwig Seeger.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

Die Bazars oder Märkte waren voll Menschen, und ein Europäer konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, wenn er, bei der unvermeidlichen Berührung von Tausenden, an das leidige Pestübel dachte, welches der Kälte des überaus strengen Winters nicht ganz hatte weichen wollen. Dem Türken fällt so etwas natürlich nicht ein, wäre es auch nur seines Fatalismus wegen, ob er gleich, wie so Viele irrig glauben, seine Prädestinationsansichten nicht so weit treibt, daß er den freien Willen des Menschen bei guten oder bösen Handlungen wegleugnen sollte. — Hier scheinen Sprachen, Kostüme, Nationen und Glaubenslehren einander ein Rendezvous gegeben zu haben. Da drängen sich europäische und asiatische Osmanen, Tartaren, Araber, Perser, Syrer, Egypter, Neger; daneben die zahlreichen Rajahs oder Pforteunterthanen, Griechen, Arnauten, Armenier, Bulgaren, Zigeuner, zahlreiche Israeliten, an ihrer, selbst unter den Orientalen auffallenden Gesichtsbildung und lividen Farbe eben so kenntlich, als an ihrer gewöhnlich zerrissenen dunkelfarbigen Kleidung. Am ärgsten war es in den großen Mundvorrathsmagazinen (Kapans), wo nach Mittag Einkäufe für den Abend gemacht wurden; vor Allem aber in den Besestans oder gedeckten, mit hohen Wölbungen versehenen Märkten, wo Bude sich an Bude reiht, wo alle Waaren des Morgen- und Abendlandes aufgeschichtet liegen und die Völkerschaften der alten Welt die Hauptniederlage ihres Handels und ihrer Industrie etablirt zu haben scheinen. Da findet man, von einem Besestan und Bazar zum andern wandernd, pelzverbrämte Kleidungsstücke, Schalwars und Kaftans, mit Steinen bedeckte Handschars, glänzende Waffen von Damascus, Seide von Brussa und Tokat, gestreifte zu Kleidern, weißliche zu Hemden; mit Blumen bemalte und mit Gold gestickte Batistleinwand und Calicots, deren die Frauen sich zu Schnupftüchern und als Kopfputz zu bedienen pflegen; Shawls aus Caschmir und minder kostbare aus Smyrna; persische Decken und Teppiche; Messing- und Eisenwaaren, geschnittene Steine als Amulets und Ringe mit Sprüchen aus dem Koran; Wollen- und Baumwollenstoffe aus dem Occident; Gewürze und Arzneien, Pantoffeln und Schuhe von allen Farben, Holzwaaren und Spielwerk, böhmisches Glas, in kleinen elfenbeinenen Kapseln Rosenöl von Schiras und „Arabiens Wohlgerüche alle," duftende Rosenkränze (Tasbihs), die der Mohamedaner stets zur Hand hat, indem er selbst beim Spazierengehen die Körner derselben in Allahs Namen und unter Hersagung seiner neun-und-neunzig Eigenschaften durch die Finger rollen läßt; geschriebene Korane, Sagen vom Propheten, Werke aller Art und ABC Bücher, des Sultans Namenszug hinter Glas und Rahmen zur Zimmerverzierung, wie man bei uns das Porträt des Monarchen aufzuhängen pflegt. Alles dies und tausend andere Gegenstände findet man vereinigt auf den Märkten der türkischen Hauptstadt. Der türkische Verkäufer sizt dort von früh bis spät, meist mit untergeschlagenen Beinen, ruhig wartend, ohne seine Waare aufzudringen, während der Armenier oder Grieche die umherwandernden Franken mit einem Monsieur oder Mamsell herbeiruft.

Sonst waren die Straßen ziemlich leer. Einzelne Arabas oder Reiter, von Dienern zu Fuße begleitet, die zu beiden Seiten dicht neben dem Pferde hergehen, zogen umher, aber das Gewühl schien sich auf die Märkte und wenige Plätze beschränkt zu haben. Die Wohnungen sind gewöhnlich wie ausgestorben: die vergitterten

Digitized by Google

Fenster geben der Stadt etwas Trauriges und Oedes, wenn man sie mit europäischen vergleicht. Wasserträger und Bäckergesellen ließen sich hie und da sehen, leztere mit Weizenbrod und einer Art Brezeln, die gar nicht schlecht waren und recht dazu bestimmt schienen, die armen Türken zu tantalisiren. Glücklicherweise aber ist der Orientale im Allgemeinen mäßig und enthaltsam, wenig einfache Nahrung für ein paar Paras und frisches Wasser reichen bei den Meisten für den ganzen Tag hin, wenn man ihnen Kaffee und Tabak nicht entzieht. Ein vorübergehender Derwisch würdigte uns Gjaurs, deren Kauwerkzeuge beschäftigt waren, nur eines einzigen mitleidigstolzen Blickes. Er war noch jung, hochgewachsen und schlank; in seinem abgemagerten Gesichte lagen hohle, halb erloschene Augen, ein schwarzer Bart bedeckte sein Kinn. Auf seinem Kopfe stand eine runde, hohe Mütze von weißlichem Filz, sein grobtuchenes Gewand, das einem Weiberrock nicht unähnlich sah, war über den Lenden mit einem Strick gegürtet. Einige Zeit darauf sah ich ihn an einem Freitag im großen Kloster von Galata, wo er mit vielen Andern zu den abwechselnd lauten und leisen Tönen der begleitenden Musik und dem eintönigen Chor des La illah, mit ausgebreiteten Armen, steifer Haltung und starrem Blick, der Ordensregel der Sophis zufolge, schwindelerregend im heiligen Tanze auf derselben Stelle viertelstundenlang im Kreise sich herumdrehte, während der Scheikh unbeweglich auf einem rothen Teppich stand und eine Menge Zuschauer sich auf der umlaufenden Galerie drängten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Wenn man den herrlichen Bau der Hand, ihre hohe Vollendung als Werkzeug betrachtet, kann man sich schwerlich wundern, daß manche Philosophen mit dem alten Anaragoras die Ueberlegenheit des Menschen dem Besitz der Hand zuschreiben. In der ganzen Reihe der höheren oder Wirbelthiere tritt in den vordern Gliedmaßen ein System von Knochen, Muskeln, Blutgefäßen und Nerven zu einem Werkzeuge zusammen, das dem ganzen Organismus und der Lebensweise des Thiers angepaßt, aber eben damit ein einseitiges, beschränktes ist. Der Vorderfuß des Wiederkäuers oder des Pferdes, allein darauf berechnet, die Last eines sich sehr schnell bewegenden Thieres bequem zu tragen, erscheint, obgleich aus ganz analogen Theilen aufgebaut, ganz anders, als der Vorderfuß des Fleischfressers, der neben der Bestimmung, das flüchtige Thier zu tragen, schon eine weitere, die des Fassens und Haltens, bekommen hat, und der Schaufelfuß des Faulthiers ist so völlig verschieden von der Gehsäule des Elephanten, daß man bei bloß äußerlicher Betrachtung nimmermehr zu der Ueberzeugung käme, wie in beiden Abschnitt für Abschnitt, Knochen für Knochen einander völlig korrespondiren und nur nach dem Bedürfniß des Thiers und seines ganzen Seyns so oder anders modifizirt sind. Der Arm wird beim Vogel zur Schwinge, beim Fisch zur Flosse, lauter an sich vollkommene, aber in ihrer Wirksamkeit auf die mehr oder weniger enge Sphäre des Thiers und seiner Lebensbedingungen beschränkte Werkzeuge. Erst der, vom Dienste zur Fortbewegung des Körpers entbundene menschliche Arm hat sich zu einem vollendeten, allseitigen Instrumente entwickelt, und zwar durch die sinnreiche Combination von Kraft und Mannichfaltigkeit und Umfang der Bewegungen. Die freie Achsenbewegung des Arms und das fein abgewogene Verhältniß zwischen Daumen und Fingern befähigen die Hand zu tausend Verrichtungen, zum Halten, Stoßen, Spinnen, Weben, Bauen; eines oder das andere mag auch dieses oder jenes Thier vollbringen, aber die in ungleichem Maße in der Thierreihe vertheilten Geschicklichkeiten und noch unendlich viele mehr finden sich in der menschlichen Hand vereinigt.

In dieser Vollkommenheit entspricht das Werkzeug genau der höhern geistigen Stufe, auf welcher der Mensch steht, insofern die Hand befähigt ist, Alles auszuführen, was der Mensch ersinnt. Bei alle dem ist der Besitz dieses allzeitfertigen Organs nicht die Ursache der hohen Stellung des Menschen, noch die Brauchbarkeit des Werkzeugs der Maßstab seiner geistigen Fähigkeiten. Nein, wir sagen mit Galen, der Mensch hat Hände erhalten, weil er das klügste Geschöpf ist, weit entfernt, seine hohe Stellung und seine Kenntnisse dem Gebrauch der Hand zuschreiben zu wollen.

Zu dieser Frage gab die Beobachtung Anlaß, daß der Lebensweise und den Neigungen der Thiere ihre äußern Organe immer auf's Genaueste entsprechen. Wenn wir einen Reiher, regungslos wie einen Stein und kaum von ihm zu unterscheiden, im Wasser stehen und auf Fische lauern sehen, so könnte man diese seine Gewohnheit dem erworbenen Gebrauch seiner zum Waten gebauten Beine und seines langen Schnabels und biegsamen Halses zuschreiben; denn Hals und Schnabel dienen ihm so trefflich wie die Angel dem Fischer. Aber an der Bildung des schwarzen Bären bemerken wir nichts, was besonders auf den Fischfang berechnet wäre; und doch läßt er sich Morgens oder Abends am Ufer

Digitized by Google

des Stroms auf seine Hinterbeine nieder, bedächtig, wie ein geübter Fischersmann; hier lauert er nun, so völlig regungslos, daß er das Auge des Indiers täuscht, der ihn für einen verbrannten Baumstrunk hält, und auf einmal, mit unbegreiflicher Schnelligkeit hat er mit der Vordertatze einen Fisch gepackt. Im äußern Organ kann in diesem Fall offenbar nicht der Grund der Gewohnheit, der Lebensweise liegen, und wenn wir das Thier mit dem Instinkt begabt sehen, ohne daß es dabei das schicklichste Organ zu Befriedigung desselben besizt, so werden wir in andern Fällen desto leichter zum Glauben geneigt seyn, daß die Gewohnheit mit und neben dem Werkzeug, aber nicht durch dasselbe besteht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Balzacs Mautfest.

Gegen diesen Unfug eifert Balzac, und zwar mit Recht. Die Regierung muß über kurz oder lang sich mit diesem Gegenstande befassen; denn es handelt sich hier nicht allein um das Wohl des Handels und Gewerbfleißes, sondern auch um die Existenz der Gelehrten. Man könnte einwenden, es sey immer so gewesen; denn im 18ten Jahrhundert haben die Holländer es eben so arg getrieben, als jezt die Belgier. Wohl wahr; damals aber waren die Gelehrten und Buchhändler dabei betheiligt; denn was nicht in Frankreich gedruckt werden konnte, wurde in Holland gedruckt; die holländischen Verleger zahlten beträchtliches Honorar, und die französischen Buchhändler waren manchmal ihre Associés oder Kommissionäre. Dagegen zahlen die Belgier gar nichts, sondern bereichern sich auf Kosten der französischen Gelehrten und Buchhändler. Die holländischen Nachdrucker waren weiter entfernt und könnten dem französischen Buchhandel nicht so beträchtlich schaden, wie jezt die Belgier auf der Grenze Frankreichs. Ein anderes Uebel, worüber sich Balzac beklagt, ist, daß das französische Publikum wohl liest, aber nicht kauft, und daß selbst reiche Leute lieber ein neues Buch aus der Leihbibliothek für einige Sous miethen, als daß sie einige Franken für den Ankauf ausgeben möchten. Dieser Vorwurf bezieht sich aber wohl nur auf die Tagesliteratur, und das Publikum hat hier vielleicht nicht so viel Schuld, als Balzac aussagt. Es erscheint so viel Barockes, das man wohl einmal liest, um den Gang der Tagesliteratur zu kennen und davon mitsprechen zu können, aber nicht des Anschaffens werth erachtet. Dies mag auch wohl zuweilen mit Balzacs eigenen Geistesprodukten der Fall gewesen seyn. Uebrigens hat er Recht, wenn er die reichen Pariser beschuldigt, daß sie wohl vierzig Franken für eine Loge in der italienischen Oper, aber keine zwölf Franken für ein neues Buch ausgeben. Man liest flüchtig, und kaum mehr als Tagblätter und einige neuern Schriften oder Schriftchen, und kauft also wenig Bücher. Die Leute behaupten zu ihrer Entschuldigung, die wenige Zeit, die sie täglich auf das Lesen verwenden könnten, gehe mit dem Lesen der großen Tagblätter darauf. Es ist eine nothwendige Folge des lebhaften Antheils, welchen das Publikum an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, daß die Literatur von der großen Welt darüber sehr vernachlässigt wird; jedoch haben sich die belletristischen Schriftsteller, und besonders die erzählenden, wie Balzac, weit weniger darüber zu beklagen, als diejenigen, welche gründlichere und wissenschaftlichere Materien abhandeln. Wenn noch irgend ein Zweig der Literatur guten Fortgang in Frankreich hat, so ist es ohne Zweifel die leichtfertige Tagesliteratur, gerade diejenige, womit sich Balzac abgibt. Was können aber die armen Lesekabinette dafür, daß auch die Reichen sich an sie halten und lieber leihen, als kaufen? Der Besuch des Theaters ist für die Pariser ein Bedürfniß; das Lesen kommt erst hernach, und zwar geschieht es bei den Reichen in den Stunden, wo sie nichts Angenehmeres zu thun haben. Dann klagt Balzac auch noch über die Verfolgungen, die ein Bücherballen, wenn er durch Europa wandert, von Censoren, Revisoren, Mauthbeamten, Inspektoren u. s. w. zu erleiden habe, wogegen ein Ballen mit Kaffee oder Baumwolle ungehindert wandere und überall mit einer Art von Achtung behandelt werde. Freilich verfährt man mit den Geistesprodukten noch höchst barbarisch in einem guten Theile von Europa, und erst, wenn der Bücherballen eben so viel Achtung von Seiten aller der Herren, deren Amtstitel sich mit oren endigt, genießen wird, darf man behaupten, daß Aufklärung in Europa herrsche. Aus all diesem schließt Balzac, daß die Stellung eines Gelehrten keineswegs eine günstige, und daß also nähere Anschließung und Verbindung ein Bedürfniß für sie sey, um gemeinschaftlich gegen ihre Feinde handeln und die ihnen entgegenstehenden Hindernisse beseitigen zu können. Unter andern schlägt er eine Art von gegenseitiger Hülfsgesellschaft vor, und mich wundert, daß ein solcher Vorschlag nicht schon längst gemacht worden ist. Fast alle von Handarbeit lebenden Stände in Paris und in andern großen Städten Frankreichs haben Hülfskassen und gegenseitige Versicherungsanstalten wider Noth; nur die Gelehrten stehen noch allein, und Keinem ist es eingefallen, sie zu Anlegung von Hülfs- und Wittwenkassen aufzumuntern. In unruhigen Zeiten, wenn die Literatur hintangesezt wird, gerathen manche in's Elend; einige verkaufen ihr Gewissen an die Machthaber und satteln mit ihren politischen Gesinnungen um; andere müssen sich den Buchhändlern in Sold geben und auf Kosten ihres Talents und Rufes elende Bücher zusammenschreiben; noch andere werfen sich in ein Fach, dem sie nicht gewachsen sind, oder verkümmern elendiglich. Diesem würde zum Theil durch eine Hülfskasse vorgebeugt. Balzac will aber noch mehr; die Verbindung soll auch dazu dienen, die Angelegenheiten der gesammten Gelehrtenrepublik zu besorgen und ihr Wohl zu befördern. Das ist zu weitaussehend und unbestimmt, als daß sich viel davon erwarten ließe. Zwar besteht eine solche Verbindung bereits unter den dramatischen Schriftstellern. Diese haben aber einen und denselben Zweck; nicht so die Gelehrten jeder Art, und vielleicht würden sie sich über ihre Angelegenheiten eher entzweien, als vereinigen.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 53.

Mittwoch, 24. December 1834.

[775] **Menzel's Geschichte der Deutschen.**

Fünfte Lieferung.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage in

EINEM BANDE,

in sechs Lieferungen.

Fünfte Lieferung, 18 Bogen.

Gr. 8. schön weißes Papier, großer deutlicher Druck, broch. Subscriptionspreis 1 fl.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824 bis 1827) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesezt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem Deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 fl. oder 15 gGr., somit für das ganze Werk auf 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gGr. festgestellt. Subscription nehmen noch alle gute Buchhandlungen an.

Der Rest wird demnächst erscheinen.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, die deutsche Literatur. 1828. 2 Theile. 8. 6 fl. 36 kr. (Verlag von Hallberger.)
— — Rübezahl. Ein Mährchen. 1829. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Narcissus. Ein Mährchen. 1830. 8. 2 fl.
— — Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 fl.
— — Reise nach Oesterreich. 1833. 8. 2 fl. 45 kr.
— — Literaturblatt. 4. 1829—1834. Jeder Jahrgang 6 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[772] **Neue Musikalien,**

welche so eben bei N. Simrock in Bonn erschienen sind:

Mozart, W. A., Orchester-Stimmen zu dessen Requiem. 7 fl. 28 kr.

Rode, P., Quatuor brill. p. Violon d'après le 7e Concerto de Violon. 1 fl. 52 kr.

Spohr, L., Op. 10. 4e Concerto p. Violon av. acc. de Piano. 1 fl. 52 kr.

— — Op. 88. 1e Concertante p. 2 Violons av. acc. de Piano. 2 fl. 48 kr.

Digitized by Google

Spohr, L., Op. 88. Double Rondeau de la 2e Concertante p. Violons ppaux avec 2 Vlons., Altes, Vlle. et Basse. 2 fl. 20 kr.
— — Le même av. Piano. 1 fl. 24 kr.
— — Op. 91. 4e Quintetto p. 2 Vlons, 2 Alt et Vlle. 4 fl. 12 kr.
Tulou, M., Op. 60. Bonheur de se revoir; Fant. p. Flûte av. Quat. 1 fl. 38 kr.
Orlowsky et Sowinsky, Op. 30. Souvenirs de Pologne, Airs nat. var. p. Piano et Vlon. 1 fl. 52 kr.
Tulou, M., Op. 59. L'Italie et l'Irlande, Fant. conc. p. Flûte et Piano. 1 fl. 52 kr.
— — Op. 60. Bonheur de se revoir, Fant. p. Flûte et Piano. 1 fl. 10 kr.
— — O. 62. Air var. p. Flûte et Piano. 1 fl. 24 kr.
Boieldieu, Ouverture du Calif de Bagdad p. Piano à 4 mains, nouv. Edit. 56 kr.
Herz, H., Walse fav. sur la dernière pensée de C. M. de Weber p. Piano à 4 mains. 14 kr.
— — Op. 53. Le Bijou, Polacca sur la Romance fav. Dormez, dormez, chers amours, à 4 mains p. F. Hünten. 1 fl. 10 kr.
Spohr, L., Op. 91. 4e Quintetto arr. à mains p. Oth. Gerke. 2 fl. 48 kr.
Loewe, C., Op. 41. Son. brill. p. Pian. in Es. 1 fl. 24 kr.
Carcassi, M., Op. 44. 3 Airs suisses var. p. la Guitarre. 56 kr.
— — Op. 52. Walse fav. du Duc de Reichstadt p. Guitarre. 35 kr.
— — Op. 53. 2 Quadr. de Contredanses, 2 Walses et 2 Galops p. Guitarre. 35 kr.
Loewe, C., Op. 42. Die drei Wünsche, vollst. Clav.-Auszug. 7 fl.
— — Ouverture aus id. p. Piano solo. 35 kr.
— — Einzeln aus id. 1 à 24 zu verschiedenen Preisen.

Binnen Kurzem erscheint:

Loewe, C., Op. 42. Ouverture zur Oper die drei Wünsche für's Orchester.
— — Dieselbe f. d. Piano zu 4 Händen.

---

[774] Im Verlage der Gebrüder Borntträger ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drumann, Dr. W., Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 1ster Band. gr. 8. Preis 3 Thlr.

---

[764] Interessante Schrift.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Madem. Avrillion's Memoiren über die

Kaiserin Josephine,

ihre Familie und ihren Hof.

2 Bände. 8. geh. Preis 1 Thlr. 20 gGr.

In den ersten Jahren des Kaiserreichs theilte Napoleon den Thron mit einer Frau, welche ganz im entgegengesetzten Sinne wie er Erinnerungen hinterlassen hat, und deren Namen auf ganz verschiedene Weise Recht hat, ewig in der Geschichte zu leben. Es war Josephine; sie war eine Kaiserin, wie sie das Volk gewählt haben würde, denn sie wußte zu lieben und die Leiden Anderer zu theilen. Die Darstellung der Verfasserin ist eben so trefflich, als lebendig und wahr. Nicht leicht findet man ein treueres Bild der Vergangenheit, als dieses Werk uns darbietet; nirgends Uebertreibung und Schmeichelei, überall Wahrheit, historisch-treue Erzählung der Begebenheiten und treffende Charakteristik aller der hohen Personen, mit denen die Verfasserin, vermöge ihrer Stellung, in nahe Berührung zu kommen so oft Gelegenheit hatte. Das Buch bietet eine äußerst angenehme unterhaltende Lektüre dar.

---

[617] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Die berühmtesten

Staatsmänner und Diplomaten

unserer Zeit.

Politische Charakterskizzen in Kopien und Originalen

von

Dr. A. Diezmann.

16 Heft, enthaltend: Lord Brougham. Casimir Perier. Villèle. Sebastiani. gr. 8. 1835. broch. 12 Gr.

Die nächsten Hefte werden folgende Männer enthalten: Benjamin Constant. Guizot. Talleyrand. Dupin. Thiers. Lafitte. Polignac. O'Connel. Wellington. Grey. Palmerston. Canning. Metternich. Stein. Hardenberg. Ancillon. Lindenau. Winter. Zea Bermudez. Martinez de la Rosa. Toreno. Nesselrode. Pozzo di Borgo ꝛc.

---

[755] In meinem Verlage erscheint:

Kurzgefaßtes vollständiges

stamm- und sinnverwandtschaftliches

Gesammt-Wörterbuch

der deutschen Sprache

aus allen Mundarten und mit allen Fremdwörtern.

Ein Hausschatz der Muttersprache für alle Stände des deutschen Volkes, worin außer allen einfachen und zusammengesetzten Wörtern der hochdeutschen Schriftsprache, auch alle derselben fehlenden Wörter der norddeutschen, sowie die Wörter der süddeutschen Mundarten verzeichnet und erklärt sind

von

Jakob Heinrich Kaltschmidt,

Verfasser des Grundrisses der Sprachwissenschaft.

Dieses erste Gesammt-Wörterbuch der reichsten aller Sprachen, welches die ganze deutsche Sprache aus allen ihren Mundarten zusammengestellt und gegen 150,000 Wörter durch einen niegesehenen Reichthum stamm- und sinnverwandter Wörter erklärt, bildet einen mit dem vollesten Rechte so benannten unentbehrlichen Hausschatz der Muttersprache, zum nützlichsten Gebrauche für alle Stände, für Jeden, der die deutsche Sprache erlernt, erforscht oder mündlich und schriftlich gebraucht, für den Komtoristen, Protokollisten, Aktuar, Buchhalter, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser, für den Civil- und Militärbeamten, für den Kaufmann, Handwerker und Künstler, für den Lehrer und Prediger, für den Gelehrten und Dichter.

Es erscheint dieses Werk, welches Einen Band in groß Quart auf feinem Druckvelinpapier bilden wird, in elf monatlichen Lieferungen von 12 Bogen zum Preise von 16 Groschen sächs. oder 20 Sgr. — Die beiden ersten Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt und daselbst zu bekommen.

Leipzig, im Nov. 1834.

Karl Tauchnitz.

Digitized by Google

[733] Neuestes Werk des Herren Professor Nösselt.

Lehrbuch der deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt.

4 Bände. gr. 8. 1833. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. Preis 4 Rthlr. 10 Gr.

Der erste Band unter dem besondern Titel:

Lehrbuch zur Kenntniß der verschiedenen Gattungen der Poesie und Prosa

für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen. Preis 22 Gr.

Der zweite, dritte und vierte Band unter dem besondern Titel:

Geschichte der deutschen Literatur

für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen.

Erster Theil: Von der frühesten Zeit bis auf Goethe.
Zweiter Theil: Von Goethe bis auf die neueste Zeit.
Dritter Theil: Die umständlichere Geschichte der Literatur und die Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaisten enthaltend.

Preis eines jeden Theiles: 1 Rthlr. 4 Gr.

Obiges Werk hat zum Zweck: 1) die verschiedenen Arten des poetischen und prosaischen Ausdrucks auseinander zu setzen und durch passende Musterstellen zu belegen; 2) das heranwachsende weibliche Geschlecht mit dem Gange unserer Literatur und mit den berühmtesten Schriftstellern, deren Kenntniß ihnen nöthig ist, bekannt zu machen. Ueber die Nützlichkeit des Unternehmens werden die Stimmen nicht getheilt seyn, und über den Beruf des Hrn. Verfassers zur Herausgabe eines solchen Werkes dürfte die zwanzigjährige Erfahrung desselben, sowohl bei der Leitung einer höhern Töchterschule, als auch beim Unterrichte selbst, genügende Bürgschaft leisten. Es wird daher genanntes Werk nicht nur allen Töchterschulen zu empfehlen seyn, sondern auch allen gebildeten Mädchen und Frauen überhaupt, weil es ganz dazu geeignet ist, die Kenntniß unserer National-Literatur und somit die Bildung des Geistes und Herzens zu fördern. Aus diesem Grunde wird sich dasselbe auch zu einem eben so nützlichen, als angenehmen Weihnachts-Geschenke vorzüglich eignen.

---

[777] So eben ist erschienen:

Gedichte von Gustav Pfizer.

Neue Sammlung.

26 Bogen. Velinpapier. 3 fl. oder 1 Thlr. 18 Gr.

Voll Zuversicht zeigen wir dem Publikum diese Erscheinung neuer Gedichte Gustav Pfizers an. Mit Bewunderung hat der Deutsche von jeher das Dichtertalent begrüßt, in welchem sich Tiefsinn und Gestaltungskunst und Grazie vereinigten. Diese Eigenschaften haben auch dem Landsmann Schillers, Gustav Pfizer, einen schnellen und verdienten Ruf erworben, den die vorliegende Sammlung nur befestigen und erhöhen kann. An der glänzenden Ausstattung des Buches ist nichts gespart worden, um es, bei mäßigem Preise, auch äußerlich zu einer würdigen Festgabe für Freunde und Freundinnen der Poesie zu schmücken. Von der ersten Sammlung der Gedichte Gustav Pfizers (Stuttgart 1831), welche eine ausgezeichnet günstige Aufnahme gefunden hat, sind noch Exemplare zu 2 fl. oder 1 Thlr. zu haben.

Stuttgart, im Dezember 1834.

Paul Neff.

---

[725] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Oertel, Professor, Geschichte der Wasserheilkunde von Moses bis auf unsere Zeiten, zum Beweise, daß das frische Wasser ein Allheilmittel ist.

Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis in elegantem Umschlag geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Wir empfehlen dem Publikum obiges mit besonderem Fleiß ausgearbeitete wichtige Werk, welches eine bis jetzt mangelnde vollständige Geschichte der Wasserheilkunde, wie auch, was die berühmtesten Aerzte der alten, mittleren, neuen und neuesten Zeit darüber gesagt und gerühmt haben, enthält. In demselben liefert der unermüdliche Vorfechter der naturgemäßesten, dem Menschengeschlechte heilsamsten Wasserheilkunde den unwiderlegbaren Beweis, daß der Gebrauch dieses Allheilmittels einzig und allein älter als alle andere Heilmethoden, und eine jede Krankheit ohne Arzneigebräu heilend ist.

Leipzig, im Nov. 1834.

Heinrich Franke.

---

[770] **Anzeige.**

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe, neu bearbeitet

von

J. W. Löbell,

mit den Fortsetzungen von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. gr. 8.

Indem wir uns erlauben, die Becker'sche Weltgeschichte von Neuem der Gunst des Publikums zu empfehlen, kann es unsere Absicht nicht seyn, Vergleichungen mit anderen universalhistorischen Werken ähnlicher Art anzustellen, sondern nur einige Vorzüge anzudeuten, welche genanntes Werk in seiner Sphäre in Anspruch nimmt. Besonders möchten wir hervorheben, daß in dieser Weltgeschichte die Sachen selber sprechen, das Urtheil freigehalten ist, so daß Jeder etwas für sich finde und sich herausnähme; daß darin gelesen und daraus gelernt werden könne; daß Jüngere und Aeltere, Katholiken und Protestanten, Absolutisten und Liberale überall das wirklich Geschehene darin finden. Dann aber ist ein Hauptaugenmerk bei der Abfassung gewesen, das Material möglichst vollständig zu geben, damit es für Lehrer und Schüler, zum Lesen, Vorlesen oder Nachlesen, überhaupt aber von Jedem als historisches Handbuch benuzt werden könne.

Diese Weltgeschichte ist noch zu den wohlfeilen Pränumerations-Preisen

Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 12½ Thlr.
Ausgabe auf Velin-Median . . . . . 16⅔ Thlr.

in allen Buchhandlungen zu haben.

Duncker und Humblot in Berlin.

Digitized by Google

[534] Für Militärs.

Herabgesezter Preis von:

Reinhold, Fr. (Königl. Dän. Artillerieoffizier), allgemeines Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegskunstsprache. Ein Handbuch für den praktischen Offizier. gr. 8.

Erster oder deutsch-französischer Theil. Sonst 1 Thlr. 8 Gr. od. 2 fl. 34 kr., jezt 18 Gr. od. 1 fl. 20 kr.

Zweiter oder französisch-deutscher Theil. Sonst 1 Thlr. 18 Gr. od. 3 fl., jezt 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Beide Theile 1 Thlr. 18 Gr. od. 3 fl.

Dieses Werk wurde bei seiner Erscheinung mit Beifall aufgenommen und in allen Kritiken als sehr brauchbar anerkannt. Es wird demnach allen Militärs, welche sich gerne belehren wollen, die Anzeige willkommen seyn, daß sie sich dieses vorzügliche Wörterbuch, das vollständigste in seiner Art, um einen höchst billigen Preis anschaffen können.

Alle Buchhandlungen verschaffen dasselbe um den angezeigten Preis.

Darmstadt, im Sept. 1834.

Karl Wilhelm Leske.

---

[773] Im Verlage der Gebrüder Borntträger zu Königsberg ist erschienen:

Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

Von

Friedrich Nösselt.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 3 Theile. Preis 4 Rthlr. 20 gGr.

Dieses schon in der ersten Ausgabe allgemein sehr günstig aufgenommene Werk ist in dieser neuen, sehr verbesserten und vermehrten Ausgabe nun wieder in allen Buchhandlungen vollständig zu finden.

Die lebendigen Schilderungen der Länder und Völker, ihrer Sitten und Gebräuche, schöner Gegenden, Naturmerkwürdigkeiten, interessante Mittheilungen über Künste, Gewerbe und örtliche Eigenthümlichkeiten, nebst passenden Erinnerungen aus der Geschichte, geben diesem Werke einen eigenthümlichen Reiz und rechtfertigen dessen Empfehlung als eine eben so unterhaltende als belehrende Lektüre für gebildete Frauen und Töchter.

Auch Lehrern der Geographie wird dasselbe durch seinen Reichthum an interessanten Materialien, welche sich in keinem andern Werke so zweckmäßig zusammengestellt finden, als Mittel zur Belebung des Unterrichts die wesentlichsten Dienste leisten.

---

[535] Für Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Hundeiker, Dr. J. P. (Herzogl. Braunschweigischer Edukationsrath), Biblische Feierstunden für gebildete Gottesverehrer aller christlichen Bekenntnisse. Ein Erbauungsbuch für das Haus. Zwei Bände. Mit Königl. Würtemberg. Privilegium gegen den Nachdruck. gr. 8. Zweite wohlfeile Ausgabe. 1834. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. In ord. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Auch unter dem Titel:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 9r und 10r Band.

Da die Gründe beseitigt sind, welche die Veranlassung dazu gaben, daß der rühmlichst bekannte und allgemein geachtete Verfasser dieses Werks solches ohne Nennung seines Namens erscheinen ließ und der Verleger dasselbe möglichst unter allen Verehrern und Bekennern des Christenthums zu verbreiten wünscht, so erscheint dasselbe jetzo in einer bedeutend im Preise herabgesezten Ausgabe.

Er hofft, daß dieses Erbauungsbuch als eine Fortsetzung der Stunden der Andacht, welche Jesuiten und engherzige Frömmler eben so sehr verschmähen, als Tausende von erleuchteten Christen sich täglich daraus erbauen, recht weit verbreitet werden und recht segensreich die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit fördern möge.

Zur Weihnachtszeit sind auch schön gebundene Exemplare auf Bestellung zu haben.

---

[541]

Karte von Spanien und Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Karte von dem iberischen Halb-Insellande oder den Königreichen

SPANIEN UND PORTUGAL,

entworfen und bearbeitet

von

Dr. H. BERGHAUS,

in Kupfer gestochen

von

BROSE.

Maßstab $^1/_{2000000}$. Preis 4 fl. 30 kr.

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genießen, dürfte in den jetzigen, für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, im November 1834.

Literarisch-artistische Anstalt.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. December 1834.

Le jour luit: du canon le signal militaire
Annonce aux Musulmans le saint anniversaire.
Méry et Barthélemy.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

Ich kam über Konstantins jezt sehr verbautes Forum und sah die Porphyrsäule, durch Feuersbrünste geschwärzt, verdorben und unscheinbar, statt mit vergoldeten Siegeskränzen, durch Eisenringe zusammengehalten, einst des Kaisers Bildsäule tragend, noch jezt etwa neunzig Fuß hoch; ich besuchte die große Cisterne Bimbir-direk, die tausendeinsäulige, eine ungeheure unterirdische Halle, jezt trocken, und wo eine Menge von Arbeitern mit Seidespinnen beschäftigt waren: ein sonderbarer Wechsel der Bestimmung. Nicht weit von dort liegt der Atmeidan, unter allen Plätzen Konstantinopels der größte, schönste und interessanteste. Freilich strakt dieser alte Hippodrom der Byzantiner, welchen Kaiser Severus anlegte, nicht mehr in der Römerpracht seiner Säulenhallen, seiner Marmorstufen, seiner Bildsäulen und Gruppen aus Erz und Stein, seines Thurmes, den die vier vergoldeten Rosse überragten, die Venedig als Siegeszeichen aufnahm, keine Parteien des Rennplatzes veranlassen gefährliche Empörungen und drohen der Stadt durch Feuersbrunst und Aufstand; beengt ist der Raum, verändert die Form durch unregelmäßig angelegte neue Bauten; aber immer noch ist es ein großer und majestätischer Platz, auf welchem der durch Kaiser Theodosius aus der Thebais geholte Granitobelisk, das eherne Schlangengewinde des Delphischen Tempels und der einst mit Erzplatten belegte, nun nackte und nur durch seine Höhe bemerkliche Pfeiler Konstantins Porphyrogenitus lebhaft an das oströmische Kaiserreich erinnern. In allem ihrem Pompe erhebt sich auf der Südwestseite des Platzes die Moschee Sulton Achmets mit ihren sechs schlanken Minarets, deren Marmorbalustraden, von welchen der Muezzin, aus dem Pförtchen hervortretend, zum Gebete ruft, mit den elegantesten Bildhauerarbeiten verziert sind. Von hochstämmigen, alten Platanen umgeben, liegt vor dem Gebäude der geräumige Vorhof, um welchen sich mit flachen bleiernen Kuppeldächern überwölbte Gänge ziehen, deren Decke von schönen Granit- und Syenitsäulen getragen wird, während in der Mitte ein niedlicher kleiner Marmortempel steht. Viele Gläubige waren im Hofe versammelt und gingen aus und ein; einige verrichteten auf dem Boden liegend ihr Gebet, andere machten die durch das Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen bei einem der zahlreich angebrachten Brunnen, oder blickten, indem sie ihre Schuhe abnahmen, um den heiligen, mit Teppichen bedeckten Boden des Gotteshauses zu betreten, ärgerlich auf den Gjaur, welcher nicht nur in den Vorhof sich hineinwagte, sondern selbst den Vorhang des Einganges wegschob, um in das

Digitized by Google

Innere hineinzuschauen, in welchem die Kuppel auf vier Riesenpfeilern ruht, das Ganze schwach erleuchtet durch gefärbte Glasfenster, zerstreute Gruppen von Betenden beinahe verschwindend in dem ungeheuren Raum.

Einige Tage später war ein ganz anderes Leben und Treiben auf diesem Platze und vor der Moschee. Am 19ten Februar war der Ramadan zu Ende; am 20sten, dem ersten Tage des Monats Scheval, trat das Beiram- oder Osterfest ein. Vom Hippodrom bis zum kaiserlichen Hauptthor — Bab-Humajun — des Serails waren zwei Reihen Soldaten aufgestellt, meist von ziemlich kläglichem Aussehen, nachlässig gekleidet und ohne militärische Haltung. Wenn man diese neumodischen türkischen Truppen ansieht, welche ihren schönen Turban mit dem Fes, der zweckslosesten aller Kopfbekleidungen (selbst, was doch viel sagen will, unsere modernen Filzhüte nicht ausgenommen), worunter eine Art weißer Schlafmütze die ganze Stirne verdeckt, vertauscht haben, ihre würdevolle Nationaltracht mit einer engen Jacke oder einem schlechtsitzenden Ueberrock und Pumphosen, und welche in ihren formlosen Stiefeln sehr ungeschickt gehen, so kann man nicht umhin, zu bedauern, daß der Drang, zu reformiren, nicht etwas Schlimmeres abgeschafft und etwas Passenderes und Besseres an die Stelle gesetzt habe. Der schöne, kräftige Menschenschlag scheint wie untergegangen in diesen schmutzig, ungeschickt und hungrig aussehenden Leuten, die eine Miene haben, als wäre Eblis ihnen erschienen und als hätten sie den ganzen Ramadan über weder sich gewaschen noch gegessen, während sie doch über ihre Nahrung sich nicht zu beklagen haben und in guten und geräumigen Kasernen wohnen, von denen die von Pera, Ramis Tschifflik, die in der Nähe des Hippodroms und auf dem asiatischen Ufer bei Scutari und oberhalb Beglerbegköi zu den schönsten und ansehnlichsten Bauten der Hauptstadt gehören. Aber der Türke kann sich an die neue Tracht nicht gewöhnen; am possierlichsten sieht es aus, wenn Soldaten über ihre schwarzen Stiefeln gelbe Babuschen anziehen, weil sie sich scheuen, das Haus mit denselben Sohlen zu betreten, auf denen sie durch die schmutzigen Straßen gewandelt, oder gar, wie ich es bei den Wachposten bei Bujukdere häufig sah, barfuß Schildwache stehen. — Etwas vor sieben Uhr Morgens langte der Sultan, ernsten und strengen Blicks, sein schwarzes Lieblingsroß reitend, im dunkel violettfarbenen Mantel und dem Fes, mit dem langen und prächtigen Zuge seiner Staats- und Kronbeamten, seiner Großen und Feldherren, seiner Pallastwachen und Militärgarden auf dem Atmeidan an und blieb etwa zwanzig Minuten in der Moschee, deren Vorhof mit Truppen und Neugierigen gefüllt war, während man die, mit kostbaren, von Perlen, Edelsteinen und Stickerei strotzenden Schabraken bedeckten arabischen und syrischen Paradepferde umherführte. Hierauf ritt der Sultan wieder in's Serail zurück und bestieg nicht lange darauf seinen Kaik, der ihn zum Pallaste von Beschiktasch brachte. Der Bosphorus und der Hafen wimmelten von Kähnen; alle osmanischen Schiffe waren zur Feier des Festes bunt pavoisirt, von der Flotte und den Forts an der Meerenge donnerte das Geschütz, auf dem Platze von Top-hana vor der Stückgießerei wurde Heerschau über die Artillerie gehalten; alle Gläubigen schienen froh und guter Dinge, obgleich der heilige Monat vorüber war, denn nun war Essen, Trinken und Rauchen wieder gestattet. — Ein paar Stunden später lief die erste Abtheilung der russische Flotte bei Fanarakí in den Bosphorus ein.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Sogenannte Hundszähne hat kein Thier in den Kiefern, das nicht der Instinkt zur Fleischnahrung treibt, und andernseits ist die Nothwendigkeit, vom Raub zu leben, niemals mit scheuer, schüchterner Gemüthsart gepaart; sondern Kühnheit und List sind wesentliche Eigenschaften des Thiers mit krummen Klauen und scharfen Zähnen, das sich von lebendigen Thieren nährt. Wohl haben manche Vierhänder Zähne, die so lang und scharf sind wie die des Tigers, aber man sieht bald, daß sie hier bloß Vertheidigungswerkzeuge vorstellen, daß sie keinen Bezug auf den Appetit und den innern Bau des Thiers haben. Andernseits rührt die scheue Gemüthsart des friedlichen Pflanzenfressers nicht etwa von seinen stehenden Ohren und vorspringenden Augen her, obgleich allerdings diese Bildung und seine Schüchternheit im innigsten Verbande stehen. Der Bison oder Büffel mag so muthig seyn als der Löwe, aber der Muth hat bei jenem eine ganz andere Aeußerung; ihn treibt der Instinkt, mit den Hörnern zu stoßen, und er stößt, ob er Hörner hat, oder nicht, und das Sprichwort sagt: die schlimmste Kuh ist die ohne Horn. Kaum setzte der schöne, im Londoner zoologischen Garten befindliche braminische Stier, der auf der Ueberfahrt ganz ruhig und zahm gewesen war, den Fuß auf den Rasen und roch das frische Gras, so wurde er muthwillig, machte wilde Sprünge, stieß seine Hörner in den Boden und wühlte den Grund auf; es war dies ein Spiel, wenn auch ein gefährliches, und gerade so zerren und beißen sich ja die Hunde bei ihren muntern Spielen, und die geschmeichelte Katze streckt die Krallen aus dem Pelz hervor. Und es

Digitized by Google

wäre wirklich sonderbar, wenn in einer organischen Welt, wo Alles so trefflich auf einander berechnet ist, die Instinkte oder die Lebensweise des Thiers den Waffen oder Werkzeugen, die es zur Schau trägt, widersprächen.

Man möchte sich indessen immer noch vorstellen, das zufällige Vorhandenseyn eines Organs werde die Veranlassung zu häufigerem Gebrauch desselben, und erzeuge auf diesem Wege eine entsprechende Gemüthsrichtung. Aber dieser Annahme widerspricht alle Beobachtung. Joseph Banks erzählt — und Viele mögen schon sehr oft Aehnliches gesehen haben — er habe einen jungen Vogel, dem noch die Eischale am Schwanze hing, nach einer Fliege schnappen sehen. Ein Bekannter von Sir Humphrey Davy fand in dem glühenden Sand von Ceylon ein Alligatorei; er zerbrach dasselbe, und ein junger Kaiman kroch heraus, der in seinen Gliedern, wie in seinen Instinkten völlig entwickelt war; denn obgleich ihn der Sonnenstrahl im Sande ausgebrütet, machte er sich alsbald auf die Beine, dem Wasser, seinem eigenthümlichen Elemente, zu; hinderte man ihn, so nahm er eine drohende Stellung an und biß in den vorgehaltenen Stock. Wie der Trieb zu gewissen Bewegungen, welche die äußern Organe auszuführen haben, den Thieren eingepflanzt ist, so haben sie auch Triebe zu ihrer Vertheidigung und Nahrung. Doch auch dies ist schon vor siebzehnhundert Jahren sehr schön gesagt worden. „Man nehme," sagt Galen, „drei Eier, ein Adlerei, ein Gänsei und ein Vipernei, und lasse sie ausbrüten. Wenn die Schale zerbricht, werden Adler und Gans zu fliegen versuchen, während die junge Viper sich ringelt und am Boden hinkriecht. Sezt man das Experiment noch weiter fort, so schwingt sich der Adler hoch auf in die Luft, die Gans wendet sich zur schlammigen Pfütze und die Viper gräbt sich in den Grund."

Wir haben täglich Beispiele vor Augen, daß Kunstfertigkeit nicht allein den Verlust der Hände überlebt, sondern selbst da erwacht und sich übt, wo diese Werkzeuge von Geburt ganz fehlen. Es ist ein überraschender, rührender Anblick, wie bei solchen Menschen die Füße die Stellvertreter der Hände werden, und feine, zierliche Arbeit verrichten. Leider entwickeln sich zuweilen auch die furchtbarsten Leidenschaften und werden Verbrechen begangen, unter Umständen, wo man es für durchaus unmöglich hätte halten sollen, da die gewöhnlichen Mittel zur Ausführung ganz fehlten. Das merkwürdigste Beispiel hievon ist jener Mann, der von Geburt gar keine Arme hatte, und doch, wie vom Teufel besessen, mehrere Mordthaten beging. Es war dies ein Bettler, der an der Landstraße, ein paar Meilen von Moskau, längs dem Saume eines Waldes sich aufhielt. Wenn sich eine schickliche Gelegenheit bot, stieß er die Person, welche ihm ein Almosen reichte, mit dem Kopf heftig vor den Magen, packte sie, wenn sie betäubt niederfiel, mit den Zähnen und schleppte sie in den Wald.

Doch zu etwas Anderem. Die Organisation eines Werkzeugs wie die Hand muß weit tiefer in der ganzen leiblichen und geistigen Natur des Menschen wurzeln, als man bei oberflächlicher Betrachtung meint. Die Hand ist kein Anhängsel, wie ein Extrawerk an einer Uhr; nein, tausend der engsten und zartesten Bande verknüpfen sie mit der ganzen Organisation, Nerven, Gefäße mancherlei Art, und am Ende muß im menschlichen Gehirn ein besonderer Theil den die Hand konstituirenden Organen entsprechen, wenn das Werkzeug in Thätigkeit gesezt werden soll, und mit all diesem Apparat wäre die Hand starr und lahm, besäßen wir nicht von Natur den Trieb und die Fertigkeit, sie in Bewegung zu setzen. Voltaire sagt, trotz aller seiner Gelehrsamkeit wisse Newton nicht, wie sich sein Arm bewege. So wahr ist es, daß alles Wissen und Forschen seine Grenze hat. Voltaire gibt aber zu, daß zwischen der Unwissenheit des Kindes oder des Bauern, und dem Bewußtseyn des Philosophen, an einem Punkt angelangt zu seyn, über den der Mensch mit seinem Verstande nicht hinauskommt, ein großer Unterschied sey. Und, dürfen wir wohl sagen, ist es nicht schon viel, daß wir zur Anschauung gekommen sind, wie Alles im Bau der Hand auf's Zweckmäßigste angeordnet, auf's Feinste berechnet ist, wie der vollkommenste Mechanismus und die lebendige Empfindlichkeit, in verschiedenem Maaße unter all die verschiedenen Glieder des Apparats ausgetheilt, zu dem Zweck zusammenwirken, daß wir sollen die Hand bewegen können? Woher der erste Anstoß zur Bewegung kommt, durch welches Band Körper und Seele verknüpft sind, wissen wir nicht; aber den wundervollen Bau des Apparats kennen lernen, der zwischen jene innere Kraft, die ihn in Bewegung sezt, und die äußere Welt hingestellt ist, das kann der Mensch und das ist seines Geistes im höchsten Grade würdig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder der Nacht.

Die Schlafwandlerin.

Die Lüfte schlummern — athmen kaum,
Die Wipfel beten leise;
Da hebt sich die Nacht, als wie im Traum,
Und wandelt schlafender Weise.

Es schwimmt ihr schwarzes Lockenhaar,
Diamanten und Perlen drinnen,
Sie schüttelt das Haupt, da blizt es so klar,
Wallt hin in schaurigem Sinnen.

Digitized by Google

Trost.

Die Wolken geh'n so düster
Als wäre ihnen bang,
Mit ängstlichem Geflüster
Die finstre Bahn entlang.

Und an einander schmiegen
Sie eng und enger sich:
Da kommt der Mond gestiegen
Herauf gar sänftiglich.

Es schwebt ein Lächeln süße
Auf ihre Wangen her,
Sie fühlen seine Küsse
Und fürchten sich nicht mehr.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Kaiser Nikolaus in Berlin.

Von den Festlichkeiten, der hohen Ueberraschung und der loyalen Rührung, die einige leuchtende Pagina's in Berlins modernster Chronik einnehmen werden, haben die Zeitungen Ihnen schon viel erzählt. Viel hinzusetzen könnte ich auch nicht. Man weiß in der Regel am Orte selbst, wo solche Staatsaktionen vorgehen, weniger davon, als die ausländischen Blätter, und erfährt oft aus ihnen erst, was unter unsern Augen geschehen seyn soll. Die Ueberraschung hat indeß ihre Richtigkeit, denn auch unsere drei Zeitungen meldeten, mit übereinstimmenden Worten, schon am nächstfolgenden Tage, wie Seine Majestät von Rußland zuerst die hohen Herrschaften, welche bei der Kronprinzessin versammelt gewesen, durch ihren unerwarteten Eintritt überrascht, dann eben so Ihre hohe Gemahlin, und zuletzt noch Seine Majestät den König, ohne daß, obgleich Kaiser Nikolaus zu Fuß ging, eine Botschaft dem hohen Gaste vorausgedrungen. Auch wird versichert, daß die Kalesche, in welcher der Kaiser und der Großfürst saßen, durch die Hast der Reise in einem Zustande sich befunden, daß die Schildwache am Schloßportal sie nicht einlassen wollen, und die erlauchten Gäste, denen das sehr viel Spaß gemacht, sich genöthigt gesehen, vor dem Thore auszusteigen. Indeß standen Behörden und Regimenter glücklicherweise für den Fall der überraschenden Ankunft parat, um die Unförmlichkeiten, die etwa vorgefallen wären, durch schuldige Beobachtung des Decorums wieder auszugleichen. Von den schönen, häuslichen Festlichkeiten, welche im Innern des Familienheiligthums vorfielen, durften uns nur Winke zufallen, welche jedoch Alles bestätigen, was man von dem, in großen Fürstenhäusern so seltenen Familienglücke schon wußte. Ein viel dichterer Schleier ruht über den Festen, welche die Zusammenkunft der zufällig auch hier eingetroffenen hohen deutschen Fürsten veranlaßt. Die überraschende Nachricht, daß der Sieger von Vittoria und Waterloo die Palme errungen über das Whigministerium, erreichte noch die Meisten unter ihnen, und wird schöne Rückerinnerungen an den hiesigen Aufenthalt hinterlassen. Die zur allgemeinen Kunde gekommenen Festlichkeiten sind theils militärische, theils theatralische Schauspiele. Hergebracht scheint es jetzt einmal in Europa, hohe Gäste und glückliche Ereignisse durch Robert den Teufel zu feiern; wiewohl ich bekennen muß, die besondern Bezüglichkeiten dieses Sujets mit einer loyalen Freude nicht zu verstehen, so werden es doch Andere besser als ich, und die Grundsätze des Ceremoniels unterliegen keinem Kriterium. So oft die hohen Gäste im Schauspiel erschienen, waren die Häuser von Jubel, Lust und Neugier überfüllt. Nirgends aber fand die Rührung so reichen Stoff, als bei der großen Parade, wo die erlauchten Majestäten selbst einander als Regimentsführer begegneten. Wie der Kaiser und Selbstherrscher dem königlichen Schwiegervater vor den Augen von so vielen Tausenden, vor den Fronten zweier Regimenter zweimal die Hand und dann den Arm küßte, blieb kein schönes Auge trocken, und der loyale Sinn unserer Damen spricht sich laut aus, daß sie dies Schauspiel nie vergessen werden. Der Kaiser hat sich auch in gleichem Maße die Bewunderung der Militärs, die er kommandirte — er soll sich zumal als trefflicher Kavalleriegeneral bewiesen haben — wie die Liebe der Bürgerklassen zu verschaffen gewußt. An der Seite des Thronfolgers ging und fuhr er in bürgerlicher Kleidung umher, besuchte Privatleute, die er kannte, in ihren Quartieren, und kaufte in den Kaufläden selbst ein, deren Besitzer nicht genug von seiner Leutseligkeit erzählen können. Nachdem man diese erhabene Männlichkeit von Person kennen gelernt, finden die Bewunderer alle existirenden Porträts nicht mehr genügend. Namentlich will man in dem großen, angenommenen Reiterbilde von Krüger den Monarchen nicht schön und edel genug wiedergegeben finden. Ueber die milde Schönheit des Großfürsten Alexander ist nur Eine Stimme, und wäre derselbe um einige Jahre vorgerückt, so würde er viele Herzen von hier mitgenommen haben. So außergewöhnliche Begebnisse ziehen, wie sich das von selbst versteht, einen Troß von Gerede und Gerüchten mit sich, und es fehlt, nach Berliner Art, weder an beißenden, noch an witzigen Anekdoten. Die Präsentation der hier studirenden und anwesenden Sarmaten, mit ihren viel besprochenen Folgen, soll auf einem Mißverständniß beruhen; auch soll der zerquetschte Arm einer Dame bei dem Zudrange auf der Gemäldeausstellung, als der Kaiser und die Kaiserin diese besichtigten, sich in eine simple Quetschung auflösen.

Der Majestät der Kaiserin, die noch immer in dem traulichen Familiensinne der Berliner „unsere Tochter" genannt wird, verdankt man die Hervorsuchung mehrerer der Raupachschen Dramen aus der Hohenstaufengeschichte. Es sollten alle existirenden nach der Reihenfolge gegeben werden; aber die historischen Gräuelscenen der ersten Tragödie, nämlich Heinrichs VI., worin bekanntlich, fast vor den Augen der Mutter, ein Knabe und Thronfolger geblendet wird, sollen die noch leidende Fürstin bestimmt haben, von ihrem Wunsche abzugehen, und es wurden nur die sanftern Pieçen hervorgesucht. — Dagegen ist die Furcht ungegründet, welche unsere Kunstfreunde und Patrioten wegen mehrerer der trefflichsten Bilder der diesjährigen Ausstellung hegten. Das Gerücht verbreitete, fast alles Große und Gute sey von der Kaiserin aufgekauft, ja man sagte sogar, es sey gefordert worden, vieles vom Kunstverein Angekaufte der hohen Freunden wieder zu überlassen. Beides ist grundfalsch: die Monarchin hat sich bei allen diesen Unterhandlungen lediglich als Privatperson betrachtet, und weder einen moralischen Zwang den Eigenthümern auferlegt, noch überhaupt etwas gekauft. Nur die bestellte Kopie einer kleinen Farbenskizze wird nach Rußland gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. December 1834.

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt.

Goethe.

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Ich bin von sehr gebildeten, hochstehenden Männern gefragt worden, ob sich am Stimmorgan des Orangutangs, des, der gemeinen Meinung nach, menschenähnlichsten Thiers, ein materieller Grund entdecken lasse, warum er nicht sprechen könne. Mit Erlaubniß des Lesers wollen wir diesen gewiß nicht uninteressanten Gegenstand etwas näher betrachten. Zum Sprechen ist einmal erforderlich eine gewisse Kraft des Ausathmens, als Folge der Thätigkeit der gesammten dem Athmungsprozeß dienenden Muskeln; zweitens müssen die Stimmsaiten oder Bänder im Kehlkopf durch ihre eigenthümlichen Muskeln gehörig gespannt werden, sonst entsteht keine Schwingung, und damit kein Ton; drittens müssen die Oeffnungen der Luftröhre durch ihre zahlreichen Muskeln in vollkommenem Einklang mit dem jedesmaligen Zustand der Stimmritze bald ausgedehnt, bald zusammengezogen werden, und alle diese Momente müssen in völliger Uebereinstimmung wirken, soll auch nur ein Ton hervorgebracht werden. Damit nun aber dieser Ton ein artikulirter, das heißt ein Element einer konventionellen Sprache werde, braucht es noch der Mitwirkung von Schlund, Gaumen, Zunge und Lippen. Die feine Organisation zu all diesem ist nun an den eigentlich sogenannten Stimmorganen durchaus nicht sichtbar; sie liegt in den Nerven, welche all die aufgezählten Theile zu Einer Gesammtwirkung verknüpfen. Die Maschen des Spinnengewebes, das Takelwerk eines Kriegsschiffes sind einfach und übersichtlich gegen das verborgene Nervengewebe, das diese Theile in Bewegung sezt, und fehlt nur Ein Faden, oder ist einer im geringsten Grade verstimmt, so sieht, wie wir täglich sehen können, der Mensch da mit offenem Munde und zuckenden Lippen, und müht sich vergeblich, ein Wort hervorzubringen. Es scheint nun, daß die Nervenassociationen zwischen den Theilen des Stimmorgans bei jedem Thiere andere sind, so daß sie anders beim Bellen des Hundes, anders beim Wiehern des Pferdes, anders beim schrillen Pfeifen des Affen zusammenwirken. Allerdings weichen verschiedene Thierklassen auch hinsichtlich des Baus dieser Organe bedeutend von einander ab; aber bei verwandten Thieren ist oft die Stimme so verschieden, daß die Abweichungen im sichtbaren Mechanismus damit in gar keinem Verhältniß stehen, und hier hängt nun Alles vom geheimen, feinen Spiel der so oder anders zusammengestimmten Nervensaiten ab. Der Affe artikulirt also nicht, einmal, weil die Organe hiezu überhaupt nicht ausgebildet genug sind, zweitens, weil das durch die Nerven vermittelte

Digitized by Google

Zusammenspiel dieser Organe nicht so mannichfaltig und vielseitig ist, als es zum Sprechen seyn muß, drittens endlich, weil, wäre auch der äußere Apparat vollständig vorhanden, der innere Impuls zum Akt des Sprechens fehlt, und der Franzose hatte Recht, der sagte, die Affen sprechen nicht, weil sie nichts zu sagen haben.

Aus alle dem geht wohl genugsam hervor, daß der Hauptunterschied in der innern Fähigkeit, im eingebornen Triebe liegt. Sobald ein Kind etwas unterscheiden und sich darüber verwundern kann, beleben sich seine Züge; seine Stimme fängt an, verschiedene Modulationen anzunehmen, die Amme faßt sie auf, wiederholt sie, und sofort bildet sich zwischen beiden eine Art von konventionellem Verkehr. Der vollkommene Gedankenaustausch zwischen Mensch und Mensch ist Sache der Erfindung, aber die Quelle der Artikulation, das, was zu den ersten Versuchen antreibt, entspringt den Tiefen unserer geistigen Natur. Wir können daher nicht daran zweifeln, daß ein den äußern Organen entsprechender Trieb uns eingepflanzt ist, ein Trieb, ohne welchen erstere unbrauchbare Maschinen wären.

Unwillkührlich gedenkt man hiebei der großen Umwälzung in den menschlichen Verhältnissen, die sich begab, als die früher auf ihr eigenthümliches Organ beschränkte Sprache im Kunstwerk der Hand ihren Repräsentanten fand. Jezt, da ein Mann von geringen Mitteln sich eine Büchersammlung von weit höherem innern Werth verschaffen kann, als Cicero eine hatte, wo die Denk- und Gefühlsweise vergangener Jahrhunderte so offen vor uns liegt, als die unserer Zeit, und die Bildung verschiedener Länder Gemeingut Aller wird, können wir nicht mehr erwarten, daß sich, wie einst, fünftausend und mehr Schüler um unsere Weisen sammeln. Die Völker bauen jezt keine Pyramiden, weihen keine Tempel, errichten keine Statuen mehr, um ihre Thaten auf die Nachwelt zu bringen; einst gab es freilich kein ander Mittel, Großthaten oder erhabene Tugenden zu verewigen. Mit der Buchdruckerkunst sind alle andern Monumente barbarisch geworden, und große Männer setzen sich selbst dauernde Denkmale.

Schwerlich kann es wohl ein größeres Wunder der schöpferischen Natur geben, als das einfache Faktum, daß zwei vernünftige Wesen ihre Gedanken in einander übertragen, die in ihrem Geiste sich entwickelnden Ideen gegenseitig austauschen können. Allerdings wird mit unserer Kenntniß von den Mitteln und Wegen, vom verwickelten Mechanismus, wodurch die Stimme hervorgebracht wird, das Wunder weder größer noch kleiner, unsere Ueberzeugung, daß Alles im Menschen aufs Vollkommenste geordnet und berechnet ist, weder stärker noch schwächer. Vom philosophischen Standpunkt aus bleibt das bloße Faktum, daß wir den Arm aufheben können, wann wir wollen, gleich wunderbar, ob wir all die Nerven und Muskeln, all die Knochen und Gelenke, wodurch es geschieht, kennen oder nicht. Wer denkt aber daran? wer wundert sich, wenn er spricht oder die Hand bewegt? Ist es aber nicht nützlich, sich zuweilen daran erinnern zu lassen? sich Betrachtungen, wie sie das hier Vorgebrachte zu wecken im Stande ist, hinzugeben? Ist es nicht angenehm, die Maschinerie unseres eigenen Körpers kennen zu lernen? muß nicht jeder bessere Mensch wünschen, die dadurch geweckten Regungen der Freude und des Danks bei sich so zu befestigen, daß sie *ein* dauerndes Gefühl werden?

(Der Beschluß folgt.)

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Beschluß.)

Aia Sophia, die allerheiligste, von Türken wie von Griechen gleichmäßig mit dem Namen der göttlichen Weisheit bezeichnet, welchen Kaiser Justinian ihr gab, macht im Aeußern bei weitem nicht dieselbe Wirkung, wie die Moscheen Achmets, Suleimans und Selims. Der Platz, auf welchem sie liegt, ist beengt: türkische Bauten, in Nebendomen und Höfen, Minarets und Anhängseln aller Art lauter Fremdartiges hinzufügend, veränderten und entstellten völlig die ursprüngliche griechische Kreuzform der Kirche, durch welche Justinian sich rühmte, Salomo und seinen Tempel auf Moria übertroffen zu haben. Aber der Zeit und der Neuerungssucht bot Trotz die von vier-und-zwanzig Fenstern umgebene lustige Kuppel, mit welcher Anthemius den großen Bau krönte und die allen Moscheen der Suniten nach der Eroberung zum Muster gedient hat, während nur die Selims I. ihr gleichkommt. Die vier Minarets von Aia Sophia, welche mehr denn ein Palladion des Glaubens enthält, sind ungleich weniger elegant als die an späteren Bauten: sie sind zu massiv, die an der Achmets-Moschee zu hoch. Die eine Seite der Kirche begrenzt den Serailplatz, der einen Theil des ehemaligen Augusteons einnimmt und durch eine der elegantesten Fontänen der Welt geziert wird, wo ehemals die Reiterbildsäule Justinians stand, welcher Mohamed der Eroberer das vom Rumpfe getrennte Haupt Konstantin Dragoses, des lezten Paläologen, vor die Füße werfen ließ. Vor sich hat man die äußere Serailmauer und das große Kaiserthor, an welchem die Kapidschis Wache halten, wie die Bewahs an den Moscheen. Dieses führt in den ersten Hof des Pallastes, welchen die unter der Direktion eines Armeniers stehende Münze, woraus die jeden Augenblick an Werth fallenden und steigenden Piaster hervorgehen,

Digitized by Google

das Zeughaus, eine Militärschule, wo eine Menge Diminutivsoldaten umherliefen, die Bäckereien und andere Gebäude umgeben, während im Hintergrunde das mittlere Thor, Ortakapu, wo man die Köpfe der Hingerichteten aufzustecken pflegte, mit seinen beiden Flankenthürmen sich malerisch darstellt.

Während des Ramadans hatte der Großherr die Gewohnheit, seinen Pallast bei Beschiktasch zu verlassen, welchen er, seit er nach dem Aufstande der Janitscharen das große Serail gemieden, abwechselnd mit dem von Beylerbey bewohnt, nach Konstantinopel zu fahren und dort nach Mittag in einer Bude auf dem Taukbazar sich an's Fenster hinzusetzen, um die auf dem Platz versammelte und langsam vorüberziehende Menge zu sehen. Er war oft nur von seinem Arzte, der im Rath eine wichtige Stelle einnimmt, und wenigen Offizieren begleitet. Es waren gerade die kritischen Tage, von der Schlacht bei Iconium, wo der Großvezier Reschid Pascha gefangen wurde, bis zum Eintreffen des russischen Hülfheeres, und die Stimmung der Hauptstadt wurde für sehr zweideutig gehalten. Mahmud aber kannte entweder solche Gerüchte nicht, oder ließ sich durch sie nicht schrecken, und blickte mit ernster, nachdenkender Miene auf das von Allah seiner Leitung anvertraute Volk. — Nicht ferne vom Serail, wenn man zum neuen Thor hingeht, sieht man an einer Ecke eine derjenigen Begräbnißkapellen oder Turben, welche für solche Sultane errichtet werden, die nicht bei den von ihnen erbauten Moscheen ein Grab finden, wie Mohameds erste Nachfolger, oder an der Aia Sophia. Tritt man in den kleinen Vorhof und an die Thüre, oder schaut man hinein durch das Gitterfenster, so gewahrt man mehrere größere oder kleinere, mit Shawls oder gestickten Tüchern überdeckte Särge, zum Theil von Turbans überragt. Dort ruhen mit mehreren der Ihrigen Abdul Hamid, Selim III. und Mustapha IV. — „Friede sey mit ihnen!“ — Wenn Sultan Mahmud diese Mausoleen seines Vaters, seines Oheims und seines Bruders sieht und bedenkt, daß sie alle unglücklich waren, daß Selim in der Ausführung desselben Plans der Reformen umkam, mit welchem er jezt selbst beschäftigt ist, wenn er bedenkt, daß jeder Krieg, den er während seiner stürmischen Regierung unternommen, einen unglücklichen Ausgang nahm, daß das osmanische Reich unter seinem Scepter mehrere seiner bedeutendsten Provinzen verlor und zweimal seiner Auflösung nahe war, dann ist's wohl erklärlich, daß finsterer Ernst ihm die Stirne umwölkt und das schwarze, durchdringende Auge scheu zurückbebt vor dem Blick in die Zukunft. Aber „die Arznei bei den Leiden des Herzens ist Ergebung in den Willen des Herrn.“ *)

*) Ali Ben Abû Taleb.

Sobald an den Ramadanstagen die Sonne unter den Horizont hinabgesunken ist, verkündigt der Muezzin den Namaz, indem er vom Minaret den Ruf ertönen läßt: „Gott ist groß! Ich bekenne, es ist kein Gott, als Gott, und Mohamed ist sein Prophet. Kommt zum Gebet, kommt in den Tempel des Heils! Gott ist groß, Gott ist groß! Es ist kein Gott, als Gott, und Mohamed ist sein Prophet!“ Der Bekenner dessen, der erschienen ist ein Tröster und Heiliger auf dem Gebirge Faran, reitend auf dem Kameele, das Licht der Menschen zu seyn, zu öffnen die Augen der Blinden, wirft sich bei diesen Worten nieder, das Haupt gegen die Kaaba gewendet, und spricht die drei Rikats des Abendgebets. Dann aber verändert sich plötzlich die Scene, und Jeder entschädigt sich für die Entbehrung des Tages. Kaffee- und Speisehäuser, Bäckereien und Armenküchen werden bestürmt; mit Heißhunger wird über Brod und Gerichte hergefallen, die ganze Nacht hindurch wird von den weniger Frommen gelärmt und geschwärmt, und mit Sonnenaufgang wirft man sich auf die Polster zum Ausruhen. Von den Terrassen der Wohnungen auf dem Hügel von Pera aus sah ich während solcher Nächte auf Konstantinopel hinunter: alle Minarets sind dann erleuchtet und der große, dunkle Raum rings herum ist wie besäet mit Tausenden und abermal Tausenden von Lichtern und feurigen Kreisen, welche meteorgleich über dem Chaos der gewaltigen Stadt schweben. Und dann in der lezten Nacht, am Vorabend des Bairam, ruft der Gläubige: „Wie groß muß unsere Trauer seyn, daß der Ramadan zu Ende gegangen! Ach, seine glänzenden Lichter sind erloschen, seine Uebungen haben aufgehört! Heil dir, o Zeit des Friedens und der Sicherheit, Zeit der Nachsicht und des Erlassens! Lebe wohl, o Zeit der Reue, der Vergebung und Befreiung vom ewigen Feuer! Lebe wohl, o heilige Zeit, wo die Erbarmung und der Segen des Königs, unsers Beschützers und Wohlthäters, zu uns herabstiegen!“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Keine italienische Oper!

Eine negative, deßhalb aber nicht minder interessante Neuigkeit, interessant für eine Menge Menschen, für Sänger und Sängerinnen, für Künstler und Statisten, für Musiker und Decorationsmaler, für die tausend Müßigen, die Unterhaltung, und für die tausend Arbeitsamen, die Unterhalt im Theater finden, mit Einem Worte, interessant für Alle, die an der italienischen Oper in London Interesse nehmen, ist die Nachricht, daß zur Zeit kein Unternehmer

Digitized by Google

der italienischen Oper sich gefunden hat, d. h., daß von den zweien, die sich gemeldet, keiner annehmbar, was so viel sagen will, als solvent, befunden worden ist. Und die Season naht! Und schon rasseln die bepackten, vorne mit vier Pferden bespannten, hinten mit Dienerschaft besetzten Karossen in mörderischem Trabe durch die Straßen! Und schon drängt um die fashionable Shoppingstunde in Regents-Street und Bond-Street sich Wagen an Wagen, während kurz behoste Diener die Trottoirs versperren, die Rückkehr ihrer Herrinnen erwartend, die in den eleganten Gewölben viel besehen und oft nichts kaufen. Aber es sind noch nicht die rechten Wagen, die rechten Diener, die rechten Herrinnen. Die sind zum größern Theile noch abwesend, kaum an London, aber alle an die Season, alle an die italienische Oper denkend, und noch kein Unternehmer! Furchtbare Neuigkeit! Furchtbar, wenn London eine Season und keine italienische Oper haben sollte! Und warum droht so Gräßliches? Ist Niemand nach den schönen, blanken Sovereigns lüstern, die haufenweise in die Kasse strömen? Das wohl, aber es geht dem Goldstrome wie dem Rheinstrome, er versiegt im Sande. Ja, rufen die Unternehmungslustigen, von der Einnahme sprechen Alle, von der Ausgabe spricht Niemand. Und in dieser richtigen Bemerkung liegt der Grund des allgemeinen Erstaunens, daß alle Unternehmer der italienischen Oper in den lezten Jahren bankerott worden sind. Natürlich liegt darin zugleich der Zweifel, ob diese Herren nicht etwa der Welt etwas weis gemacht, denn es lebt sich schön von seinen Renten, wären sie auch aus unbezahlten Schulden entstanden. Nun sieht endlich die böse, verläumderische Welt, wie unrecht sie den guten Unternehmern gethan, nun wird sie endlich wohl glauben, daß diese großmüthigen Menschen, allerdings mit unfreiwilliger Großmuth, für ihr Vergnügen mit eigenem Gelde bezahlt haben; denn wäre das nicht, wie könnte jenes Gräßliche drohen? Der Erfolg zeugt also für die Wahrheit, daß die Einnahme der italienischen Oper die Ausgabe nicht gedeckt hat. Weil indessen überall, wo es sich von Zahlen handelt, die beredteste Argumentation der stummsten Ziffer an Gewicht nachsteht, so hat die hiesige Theaterzeitung statt aller Beweise, daß die Unternehmer haben bankerott werden müssen, eine in runde Summen gestellte Uebersicht der Einnahme und Ausgabe während der lezten Season gegeben, und dabei nur an die nicht zu läugnende Thatsache erinnert, daß gerade die lezte Season für die Oper eine der einträglichsten gewesen ist. Die Uebersicht dürfte auch in Deutschland interessiren.

Ausgabe: Sänger und Chor 10.000 Pfund Sterling. Tänzer 8000 Pf. St., Theatermiethe 11.000 Pf. St., Orchester 7200 Pf. St., Erleuchtung 1500 Pf. St., Heizung 200 Pf. St., Wachen und Polizei 200 Pf. St., Theaterzettel 200 Pf. St., Ankündigungen 120 Pf. St., Regie 600 Pf. St., Statisten 200 Pf. St., Abschreiben der Musik 500 Pf. St., Gesezliche Ausgaben 200 Pf. St., Logenschließer und Billeteinnehmer 200 Pf. St., Anzüge und Schneider 560 Pf. St., Scenerie und Dekoration 650 Pf. St., Wäsche 60 Pf. St., Ausleihen 100 Pf. St., Maschinisten 120 Pf. St., Thürsteher 50 Pf. St., Aufwärter 50 Pf. St., Suggeritore 30 Pf. St., insgemein 1000 Pf. St., zusammen 42.510 Pf. St. — Einnahme: Abonnement 26.000 Pf. St., einzelner Billetverkauf 15.000 Pf. St., Laporte's Benefiz 1000 Pf. St., zusammen 42.000 Pf. St. — Zusammenstellung: 42.000 Pf. St. Einnahme, 42.510 Pf. St. Ausgabe, also 510 Pf. St. Deficit.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsezung.)

Redern. Cerf. Raupach.

Einen bedeutenden Anwachs von Mitteln erwartet unsere Kommune durch die endlich zu Stande gekommene Verlobung unsers Grafen Redern mit der bekannten Erbin aus Hamburg, dem Fräulein Jänisch. Ueber den Kapitalbetrag des Vermögens, und in wie weit es die Millionen übersteigt, ist man noch eben so wenig im Klaren, als über die vorangegangenen Gerüchte, welche schon vor einem Jahre diese Parthie machten und wieder auseinander gehen ließen. Für gewiß wird behauptet, daß der Graf es seine erste Sorge werde seyn lassen, einen äquivalenten Pallast mit dem seinigen auf der gegenüber liegenden Reihe der Linden aufzurichten, um diese prachtvolle Entrée der Residenz symmetrisch zu machen. Man würde alsdann unter der Victoria, zwischen dem Reichthum hindurch, nach dem neuen und alten Schlosse fahren. Ob der Graf nach der Verheirathung seinen bisherigen Geschäften beim königlichen Theater, dessen Generalintendant er bekanntlich ist, obliegen wird, ist noch eben so ungewiß. Da Alles seinen guten Gang geht, würde eine Veränderung, die doch nichts helfen kann, nur Unbequemlichkeiten hervorbringen, die man gewiß gerne vermeidet. Sonst nennt man den Direktor Cerf, vom Königsstädtischen Theater, als den geeignetsten Mann, das Geschäft im Rücktrittsfall des Grafen fortzuführen. Mit seinen Erfahrungen, Connexionen und der verständigen Weise, wie er die Künstler aus der Sphäre des Ueberschwänglichen auf die Wirklichkeit und deren Bedürfnisse zurückzuführen weiß, würde er diesem Institute gewiß viel Gutes erweisen, und die da und dort zerstreuten Kräfte auf Ein Ziel lenken. Er hat erst jüngst bei Gelegenheit des Auftretens der Familie Ereliuger auf seinem Theater seinen Schauspielern in einer praktischen Rede auseinandergesezt, was Publikum und Anstand von einem Theater fordern, und was die Schauspieler ihrerseits für Beides thun müssen. Er als Direktor thut das Seinige, denn er kennt seine Zeit und seine Leute. Er weiß, wann er Hunde, Pferde, Affen, und wann er Trauerspiele vorführen soll. Und besteht denn überall jezt die Theaterkunst in etwas Anderm? Es ist nur die falsche Scham, welche noch hie und da die Halberistenz begünstigt, und es verhindert auszusprechen, daß das Theater ein Industriezweig ist, wie jeder andere. Wer die gangbarste Waare schnell zu Markt bringt, hat den meisten Zuspruch.

Das Hoftheater hat eben ein effektreiches Schauspiel in Scene gesezt: „Corona von Saluzzo," nach einer alten Novelle Sanserino's von Raupach. Das Sujet ist nicht neu; einmal ist es der ewige Stoff, aus dem Romeo und Julie wurde, und dann der eben so alte von der durch Liebe gezähmten Widerbellerin oder Sprödeu; aber die Komposition, die Raupach allein angehört, ist gut und wirkungsreich. Harte, schroffe Gegensäze, plözliche Katastrophen, glänzende Rollen, Spannung und Ueberraschung bis an's Ende, und dieses ein glückliches, denn die Liebenden „kriegen sich," machen das neue Drama zu einem Schau für das Theater. Dennoch fehlt die rege Theilnahme, welche wohl sonst neue Tragödien empfing. Raupach war der Lezte, dem diese theilweise ward, als er Isidor und Olga brachte. Für den edlern Enthusiasmus scheint selbst dem Theater wie Publikum verschlossen zu seyn, und der produktive Verfasser jenes lezterdruten Trauerspiels ist, wenigstens zu einem kleinen Theile, mit daran Schuld.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. December 1834.

— Wer möchte
Pomp haben, und was nur die Pracht begehrt,
Doch nur gemalt, gleich falscher Freundschaft Firnis?

Shakespeare.

Dublin.

Von dem durch seine Reisen in Spanien und Tyrol bekannten Engländer Juglis ist so eben ein Werk über Irland erschienen, das er in diesem Sommer bereist hat. Er geht von Ort zu Ort sehr in das Detail der irischen Zustände ein und scheint wirklich gut beobachtet zu haben. Wir halten vor Allem die folgenden Skizzen für geeignet, an sich zu interessiren und zugleich die Leser auf das Buch aufmerksam zu machen.

* * *

Als ich bei Kingston an's Land stieg, sah ich mich so neugierig um, als wenn ich sonst zum erstenmal den Fuß auf den Boden eines wildfremden Landes sezte, und meine völlige Unbekanntschaft mit Irland, die ich wohl mit sehr vielen Engländern theile, entschuldigt mich genugsam, wenn ich Irland als ein fremdes Land, sein Volk als ein ausländisches ansah. Es war etwas zu früh am Tage, als daß ich hier schon vielen Stoff zu Beobachtungen hätte finden können. Die Bettler, die mich umdrängten, waren so zudringlich und armselig, die Lastträger so geschwätzig, die Kellner im Anpreisen ihrer Gasthöfe so beredt, wie überall, und eine mir neue Menschenrace, die Kutscher der Irland eigenthümlichen Jaunting-cars, betäubten mich mit ihren Deklamationen, wie sehr ihre Fuhrwerke durch Bequemlichkeit und Wohlfeilheit den Vorzug vor allen vornehmern Beförderungsmitteln verdienen.

Der erste Eindruck, den Dublin auf mich machte, war ein höchst günstiger. Von der Seite von Kingston begegnet nur wenig dem Auge, was der Nähe einer großen Hauptstadt unwürdig wäre, und ohne sich durch eine der schmuzigen Vorstädte zu schleppen, die sich in andern Richtungen ausbreiten, befindet man sich auf einmal in prachtvollen Umgebungen, wo sich Alles beisammenfindet, was von Geschmack und Wohlstand Zeugniß ablegt und eine große, blühende Stadt beurkundet. Der Reisende, der gleich mir im Frühjahr nach Dublin kommt, findet sich weniger durch die Schönheit der Stadt in architektonischer Hinsicht überrascht, als durch andere Spuren von Glanz: überall begegnet das Auge den Zeichen von Luxus und wenigstens scheindarem Wohlstand; zahlreiche Equipagen rollen durch die Straßen, ja sperren sie nicht selten, überall prachtvolle Gewölbe mit Luxus- und Modewaaren, vor denen ich in Grafton-street oft zwanzig und mehr elegante Fuhrwerke halten sah, in manchen Quartieren eine Menge glänzender Häuser mit einer Schaar von Livreebedienten. Sieht man aber etwas genauer hin und erkundigt sich näher, so wird allerdings dieser erste Eindruck einigermaßen berichtigt, und man gedenkt des alten, wohl

Digitized by Google

begründeten Sprichworts, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Und wenn man sich wohl in Acht nehmen muß, sich nicht vom Augenschein zu Schlüssen hinsichtlich des Wohlstands von Dublin verführen zu lassen, so muß man sich noch weit mehr hüten, selbst von dem, was an Dublins Glanze nicht bloßer Schein ist, auf den Zustand von Irland selbst zu schließen. Ich sah verhältnißmäßig wenige Gewölbe geschlossen, wenige Häuser unvermiethet; Niemand klagte über Mangel an Arbeit, und es ist eine Thatsache, daß alle Wagenbauer so sehr mit Bestellungen überhäuft waren, daß man für die auf die Eisenbahn zwischen Dublin und Kingston bestimmten Wagen keine Unternehmer finden konnte. Aber ich meines Theil sähe lieber, die Geschäfte der Wagenbauer stockten, wenn dies darauf hindeutete, daß der irische Adel auf seinen Gütern bliebe und, statt in glänzenden Equipagen, auf dem eigenthümlichen irischen Karren durch die Grafschaften kutschirte; ich sähe lieber hübsche Häuser nicht so sehr gesucht und keine so starke Auflage auf den Miethzins aus Gewölben gelegt, wenn man daraus schließen könnte, daß der Landadel weniger in der Hauptstadt zusammenströmte.

Aber auch dieser Anschein von Dublins Wohlstand ist trügerisch. Der Dubliner Kaufmann schafft sich Fuhrwerk und Landhaus an, wenn er ein Kapital vor sich gebracht hat, das der Londoner Kaufmann kaum als eine rechte Grundlage zu weiteren Unternehmungen betrachtet, und es läßt sich wohl mit Fug behaupten, daß jezt der Dubliner Handel weit weniger einträglich ist, als noch vor kurzer Zeit. Dublin hatte früher einen sehr ausgebreiteten und sichern Kommissionshandel mit Westindien und England; seit aber der Verkehr durch die Dampfschifffahrt so sehr erleichtert ist, geben die irischen Landkrämer, welche sich früher sämmtlich in Dublin versahen, über St. Georgs Kanal und tragen ihre Kapitalien nach England. Es mag dies für das Publikum im Ganzen ein Vortheil seyn, ich weiß dies nicht, aber Dublins Wohlstand kann nicht anders als darunter leiden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Beschluß.)

Es ist mir schon oft vorgekommen, als ob eine allzu umfassende Naturbetrachtung unser Selbstgefühl ein wenig allzusehr demüthigte, und ich meine, dafür gebe es kein besseres Correctiv als die Beschäftigung mit kleinern, uns selbst näher berührenden Gegenständen, namentlich also das Studium des thierischen Baus und der Räthsel, die uns überall das Spiel des Lebens aufgibt. Wenden wir unsere Blicke dem Weltall zu, so erstaunen wir, welch ungeheure Fortschritte die Wissenschaft nach und nach gemacht hat; eine mit den krummen Flächen der Gläser vorgenommene Verbesserung, eine neue Methode im Poliren der Reflektoren, eine veränderte chemische Zusammensetzung der Gläser oder eine genauere Berechnung ihrer Brechungsverhältnisse, und Welten um Welten tauchen vor unsern erstaunten Blicken auf. Vergeblich strengt sich unsere Einbildungskraft an, die Unendlichkeit der Schöpfung zu umfassen; wir lassen ab mit dem Gefühle der Kleinheit aller menschlichen Dinge; unser Leben erscheint nur wie ein Punkt in der Zeit gegen jene astronomischen und geologischen Zeiträume, und wir selbst als Atome, wirbelnd im ewigen Getriebe der materiellen Welt. Wie tröstlich ist es daher, sich davon zu überzeugen, daß, mag man den thierischen Körper als einzelne Maschine, oder die Gesammtheit der Thiere in ihren successiven Schöpfungen betrachten, im ganzen Systeme nirgends auch nur im Geringsten Mangel oder Zufall herrscht. Je besser wir alle Formen unsers Wissens, die zugleich Formen unseres Geistes sind, Mechanik, Hydraulik u. s. w. auf den thierischen Mechanismus anwenden lernen, desto mehr überzeugen wir uns von der Vollkommenheit der ganzen Anordnung. Erscheint hier etwas als zufälliges Beiwerk, dort etwas nicht recht im Zusammenhang, so mache man solche Punkte zum vorzüglichen Gegenstand seiner Betrachtungen und Experimente, und man kann sicher darauf rechnen, daß, wenn einem endlich der Zusammenhang deutlich wird, davon wieder auch auf andere Theile Licht fällt und wir einen Schritt weiter im Verständniß des wundervollen Mikrokosmus gethan haben.

Die Ausbreitung unserer Kenntnisse hat durchaus nicht nothwendig zur Folge, daß wir uns desto mehr gesunden, für den Menschen wahrhaft trostreichen Gedanken hingeben. Stellen wir in dieser Beziehung einen alten Philosophen einem jetzigen gegenüber. Der erstere hat nichts in seinem Kopf, was ihn von der Betrachtung des richtigen Verhältnisses der menschlichen Creatur zu der Welt abzöge, im Gegentheil, er sieht, wie alle Dinge nach dem Menschen berechnet oder ihm untergeordnet sind, und denkt sich als einen kleinen, in einem Menschenkörper hausenden Gott. Hat sich aber durch Wissenschaft, durch fein berechnete Instrumente und die sinnreiche Kunst der Hand der menschliche Gesichtskreis zu Dingen ausgedehnt, welche weit über unsere natürliche Sphäre hinausfallen, weil sie entweder zu entfernt, oder zu klein sind; steht die Scheibe der Erde mit dem darüber gespannten Himmelszelt nicht mehr fest in unsern Gedanken, ist unser Wohnplatz zu einer Kugel geworden,

Digitized by Google

welche unter Myriaden ihres Gleichen, die nur unendlich größer sind, durch den Raum dahinrollt: dann ist der Ausruf natürlich: „die Erde sammt dem Menschen ist nicht viel mehr als ein Ameisenhaufen, wo einige Ameisen Futter schleppen, andere ihre Jungen, manche ledig laufen, alle aber auf und ab, hin und her, ein Häuflein Staub!“

Bevor das Licht der neuern Philosophie den Vorstellungen des Menschen diese veränderte Richtung gab, befand er sich wohl in einem naturgemäßeren Zustande, sofern er sich willig den Eindrücken hingab, welche die Gegenstände und Erscheinungen zunächst um ihn unmittelbar auf ihn machten. Als aber in der Entwicklung der Menschheit die Periode eintrat, wo er natürliche Erscheinungen dem Experiment und dem philosophischen Raisonnement unterwarf, dann drohte ihm die Gefahr einer für sein besseres Selbst nicht immer günstigen und wohlthätigen Sinnesänderung. Der ächte Philosoph unterliegt freilich dieser Gefahr ungleich weniger, als derjenige, der sich bloß unterrichtet. Der Mann, den seine Geisteskraft zu ächter Naturforschung befähigt, gibt sich mit der Auffindung sekundärer Ursachen nicht zufrieden; der Gesichtskreis seines Geistes erweitert sich immer mehr und die Objekte seines Denkens und Strebens werden immer erhabener. Anders verhält es sich aber mit Leuten, welche nicht selbstständig forschen, sondern die Resultate der Naturforschung aus zweiter Hand erhalten. Sieht ein solcher das Feuer des Himmels auf Flaschen gezogen, sieht er, wie der Mensch Materien mischt, die verpufft lauter knallen als der Donner und zehnmal verheerender wirken als der Blitz, so ist ihm hinfort die Stimme des Gewitters keine bedeutsame mehr. Sieht er die bäumenden Wogen einer stürmischen See gegen die Küste herbrausen, und betrachtet er einfach, wie an einem bestimmten Punkte der tobende Ocean stillesteht und durch unsichtbare Macht wieder rückwärts gezogen wird, so ist er wohl besser zu dem Gefühle gestimmt, daß auch der Mensch in der Hand der Allmacht steht, als wenn sich die Theorie von der Anziehung des Mondes zwischen den erhabenen Auftritt und die in seiner Brust aufsteigenden Gefühle drängt. Dergleichen natürlichen, nicht umsonst in uns gelegten Regungen des Gemüths, welche Millionen vor ihm als Bildungsmittel gedient haben, sagt er ab als gemeinem Plunder, der unter seiner Würde ist. Im Dünkel frisch erworbener Kenntniß verwirren sich seine Vorstellungen, wenn sie ihn nicht gar auf Irrwege leiten; kurz, er hat nicht die geistige Schule durchgemacht, welche erst zu Erwerbung wahrer Kenntniß befähigt. Ein geistig sehr hoch stehender Mann dagegen kann der richtigen Selbstschätzung auf andere Weise verlustig gehen. Je erhabener die Gegenstände sind, mit denen er sich beschäftigt, desto leichter mögen niederschlagende Gedanken sich seiner bemächtigen; er mag die Kräfte des Geistes, der ihn doch allein zu so erhabenen Betrachtungen befähigt, er mag die Kunst der Hand, die so viel dazu beigetragen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, mißachten, oder gar ihrer vergessen. Das trefflichste Heilmittel für ein solches Gemüth sind nun eben die Beschäftigungen, die wir in diesen Zeilen empfehlen. Die ewige Kraft, welche die himmlischen Körper in ihren Bahnen erhält, ist um nichts wunderbarer, verdient um nichts mehr unser lebendigstes Interesse, als die Kraft, welche ein Blutkügelchen in der Flüssigkeit schwebend erhält, und durch die es seiner Zeit angezogen, aufgelöst und im lebendigen Körper durch eine Reihe von Verwandlungen geführt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beschluß.)

Theater und Musik. Der Psychometer.

Da erscheint, zugleich fast mit dem russischen Hofe, eine Schauspielerin aus Petersburg, Mlle Bauer. Einst, in jenen goldenen Zeiten der Ruhe, der Mittelpunkt theatralischer Begeisterung, auf Händen getragen von Jung und Alt, bleibt sie heute, noch schön, jung und vervollkommnet im Spiel, fast unbemerkt. Das Theater wird freilich besucht, denn die Müßigen wollen Zeitvertreib, aber es bleibt dabei. An theatralischem Rüstzeuge, von allen Seiten her, fehlt es nicht. Karl Devrient, auch aus Petersburg, spielt mit Glück auf dem Königsstädtischen Theater; entweder hat er sich verbessert, oder unsere Ansprüche haben sich verringert. Sängerinnen und Sänger versuchen sich von nah und fern, die Fischer-Achten aus Frankfurt a. M., ein Herr Wurda aus Streliz, eine Mlle. Kohlmetz von hier; es will aber kein neues Gestirn aufgehen, und man überläßt sich immer wieder den ältern. Es möchte wohl kaum eine Sängerin geaeben haben, welche eines ähnlichen Looses wie die hiesige Mad. Seidler (gebornen Wranitzky) sich rühmen kann, die, nicht eben sehr bedeutend in ihrer Jugend, nachdem sie die Glanzepoche vieler jüngern Gestirne und Sonnen überdauert, jezt, als Mutter einer verheiratheten Tochter, die Hauptstütze der Oper ist, und die jugendlichen Rollen wieder bevt, für die jüngere Talente nicht ausreichten. Die Dichterin und Schauspielerin Mad. Birch-Pfeiffer wartet mit einigen neuen Stücken, um sie, unter eigener Beihülfe, auf dem Königsstädtischen Theater zur Aufführung zu bringen. — Musikfeste wurden in solcher Masse losgelassen, daß selbst der unermüdliche Ludwig Neustab ihnen nicht folgen konnte. Die wenigsten Virtuosen haben indessen gute Geschäfte gemacht; am wenigsten, der es vielleicht am meisten verdiente, Lafont. Fast ganz verunglückte die Spekulation des berühmten Wiener Walzerfabrikanten und Dirigenten Strauß. Man hätte zwar gern nach seinem Spiele getanzt, aber Konzerte wollte man nicht von ihm hören, und er hätte seine Lust, Berlin zu sehen, mit großem Schaden gebüßt, wenn nicht, wie es heißt, von Seiten des Hofes ihm eine große Entschädigung bewilligt worden wäre.

Im vierten Stockwerke des Hotels zur Stadt Petersburg saß Abends bei einem Stümpchen Talglicht ein Mann

Digitized by Google

mit ernstem Gesicht und freundlichen Zügen. Den Gästen, die probirt und von denen er die Bezahlung in der Tasche hatte, leuchtete er mit diesem Lichte hinaus, während er die angekommenen, die noch nicht probirt und bezahlt hatten, im Finstern sitzen ließ, ein Umstand, der wohl zur Charakteristik des Mannes gehört, und deßhalb hier vorweg angegeben wird. Vor sich auf dem Tisch hatte er einen kleinen mit Zinkplatten beschlagenen Kasten, woran ein Perpendikel und verschiedene Glasröhren hingen. Die Eintretenden lud er schüchtern ein, eine Glasröhre so lange an einem Katzenfell zu reiben, bis sie warm werde, und dann mit einem Magnet nach dem Perpendikel zu fahren. Schlug der an, so konnte der Gast gewiß seyn, daß er die Eigenschaft in starkem Grade besaß, in deren numerirtes Loth er zuvor den magischen Stift hinabgelassen; wenn nicht, so hatte sie sich nicht bei ihm entwickelt. Der Mann, der dies Kunststück, übrigens auch bei Tage, zeigte, heißt Portius, und seine Maschine ist der Psychometer, von dem schon viel die Rede war, aber doch noch weit weniger, als von mancher unbedeutendern Erfindung. So viel Gelehrte und Ungelehrte hier herausbrachten, ist der Mann kein Betrüger, und noch viel weniger ein Charlatan, aber ein Erfinder, der seinen praktischen Verstand in der Maschine begraben zu haben scheint, denn Niemand konnte es ungeschickter anfangen, sich in Berlin für eine interessante Entdeckung ein Publikum zu verschaffen, als er. Als die Sache endlich anfing besprochen zu werden und ein wissenschaftliches Interesse erregte, da die Antworten einen auffallenden Grad von Richtigkeit erreichten, mußte der arme Erfinder, ohne die Reisekosten gedeckt zu haben, nach Leipzig zurück.

London, December.

(Fortsetzung.)

Keine italienische Oper!

Es ist den Lenkern der italienischen Oper gegangen, wie seit Jahren, selbst in Friedensjahren, den Lenkern großer und kleiner Reiche: die Einnahme ist hinter der Ausgabe, das Einkommen hinter dem Bedürfniß zurückgeblieben. Man kann allerdings gegen die runden Summen der ausgeworfenen Ansätze Zweifel erheben, wenigstens mit eben so vielem Fug, als die runden Summen gewisser Staatsbudgets Manchen zum Kopfschütteln Anlaß geben. Allem abgesehen, daß diese runde Natur eben so gut der Einnahme, wie der Ausgabe eigen ist, die Bedenken könnten doch nur hauptsächlich bei den kleinen Posten verweilen, und daher diesfallsige Ermäßigungen für das Ganze keinen andern Gewinn haben, als den die Oekonomisirung derjenigen Staaten hat, wo den Obern, die viel haben, das Viele gelassen, und den Niedern, die wenig haben, das Wenige genommen wird. Die Richtigkeit der vier ersten Ansätze der Ausgabe, die netto sechsmal mehr betragen, als die übrigen neunzehn, kann ohne Mühe nachgewiesen und ohne Kopfzerbrechen eingesehen werden. Der beste Minister ist in der Regel für ein Billigeres zu bekommen, als eine mittelmäßige Sängerin. Ich begreife daher nicht, wie Sänger und Chor mit lumpigen siebzigtausend Thalern abzufinden gewesen sind. Tänzer — wer wird nächst Sängern und Sängerinnen in unserer tanzenden Zeit reichlicher bezahlt, als Luftspringer und Pirouettenmacher? — die Tänzer sind mit sechs-und-fünfzig-tausend Thalern offenbar zu knickerig bedacht. Theatermiethe, sieben-und-siebzigtausend Thaler; daran ist nicht zu zweifeln, das steht im Kontrakte. Und fünfzigtausend und einige hundert Thaler für Musik, nun ja, das scheint etwas viel, doch der Schein kann trügen. Da für den Fall, daß keine italienische Oper zu Stande kommen sollte, Niemand wesentlicher leiden würde, als die Hauseigenthümer, so ist das Rechenexempel leicht, daß es diesen obliegt, den einzigen Stein, der zur Zeit den Weg versperrt, aus dem Wege zu rollen. Der Stein aber trägt auf der einen Seite die Aufschrift: Baarzahlung von viertausend Pfund, auf der andern: Sicherheit für siebentausend Pfund, und hieran stößt sich der Abschluß mit den zwei Herren, die sich zur Uebernahme gemeldet haben. Alles schreit nun über die Unbilligkeit der Hauseigenthümer; sie sollen den Zins ermäßigen. Bis jezt hat jedoch das Geschrei an taube Ohren geschlagen, und wollen die Hartnäckigen lieber nichts, als weniger haben, so bekommt die elegante Welt in der nächsten Season einen Ort weniger, ihren Putz zu zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 301:
Der Geist.

Charade.

1.

Er stellt sich aufrecht hin,
Keck fragt er alle Welt:
Wer hat sich je mit Lust
Entgegen mir gestellt?
Wer hat mich, eh' ich brach,
Wohl mühelos bekämpft?
Mit welchem Wasser hat
Mein Feuer wer gedämpft?

2. 3.

Ich habe den (1) besiegt,
Wenn ich mich fest gemacht;
Ihr wißt, wie oft er brach
An meiner List und Macht;
Ich bin ein streng Gesetz,
Dem Jeder gern gehorcht,
Wenn aus ihm selbst es kommt,
Und er es nicht geborgt.

1. 2. 3.

Doch wenn die Beiden sich
Zu Einem nun verbinden,
Schnell sieht man allen Ernst
Aus ihren Zügen schwinden;
Nichts ist so leichten Sinns,
Geberdet sich so toll,
Und jubelt, springt und singt,
Wie süßen Weines voll.

Doch ist des Lebens Ernst
Erst über den gekommen,
Hat in die Schule ihn
Das Unglück dann genommen,
So wird bei guter Art
Ein Philosoph daraus;
Doch kommt der alte Schalk
Ihm immer noch in's Haus.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 54.

Sonnabend, 27. December 1834.

[776] In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Molière.

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Ein Seitenstück zum Lessing.

Velinpapier, in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[771] **Anzeige für Concert-Gesellschaften.**

Gesang-Werke im Clavierauszug und einzelnen Singstimmen, bei N. Simrock in Bonn.

(In demselben Verlage sind auch die Orchester-Stimmen zu diesen Werken gedruckt erschienen.)

Eberwein, C., Anbetung. Cantate, von Köhler gedichtet. Für 4 Singst. nebst Chor. Clavierauszug. Op. 11. 1 fl. 52 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 49 kr.
Fesca, F. E., der 103. Psalm. Hymne für id. Clav.-Auszug. Op. 26. 2 fl. 20 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 1 fl. 10 kr.
Haydn, J., die Schöpfung. (La Création.) Im Clavier-Auszug. 5 fl. 36 kr.
— — Die einzelnen Chorstimmen zu diesem Werke. 1 fl. 59 kr.
— — Die Jahreszeiten. (Les Saisons.) Im Clav.-Ausz. 9 fl. 20 kr.
— — Die einzelnen Chorstimmen zu diesem Werke. 3 fl. 2 kr.
— — Missa (in G.) für 4 Singst. Nro. 2. bloss die Singst. 1 fl. 52 kr.
Mozart, W. A., Te Deum laudamus für 4 Singst. Clavierauszug. Latein. u. deutsch. Text. 1 fl. 24 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 28 kr.
— — Cantate: Lob der Freundschaft. Für 2 Tenor und Bass nebst Chor. Clavierauszug. Nro. 1. 56 kr.
— — Die 3 Singstimmen zu diesem Werke. 24 kr.
— — Hymne: Gottheit, dir sey Preis und Ehre. Für 4 Singst. Clavierauszug. Nro. 5. 56 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 28 kr.
— — Hymne: Preis der Gottheit. (Splendente te, Deus.) Für 4 Singst. Clavierauszug. Nro. 6. 56 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 28 kr.
— — Missa pro defunctis. Requiem für 4 Singst. Lat. u. deutsch. Text. Clavierauszug. 3 fl. 30 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 2 fl. 27 kr.
— — Missa für 4 Singst. (in C.) Lat. und deutsch. Text. Clavierauszug. Nro. 7. 4 fl. 40 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 3 fl. 44 kr.
Ries, F., der Morgen. Cantate für 4 Singst. und Chor. Clavierauszug. Op. 27. 1 fl. 24 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 28 kr.
Romberg, A., das Lied von der Glocke von Fr. v. Schiller. Für 4 Singst. nebst Chor. Clavierauszug. Op. 25. Nro. 7. 2 fl. 48 kr.
— — Die einzelnen Chorstimmen zu diesem Werke. 1 fl. 31 kr.
— — Die Macht des Gesanges von Fr. v. Schiller. Für 4 Singstimmen. Clavierauszug. Op. 28. Nro. 10. 2 fl. 48 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 1 fl. 24 kr.
— — Was bleibet und was schwindet. Ode von Rosegarten. Für 4 Singst. Clavierauszug. Op. 42. Nro. 14. 1 fl. 52 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 1 fl. 24 kr.
— — Die Harmonie der Sphären. Hymne von Rosegarten. Für 4 Singst. Clavierauszug. Op. 45. Nro. 17. 1 fl. 52 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 1 fl. 52 kr.
— — Te Deum laudamus. Für 4 Singst. Partitur mit unterlegtem Clavierausz. Op. 55. Nro. 18. 3 fl. 44 kr.
— — Die 4 Singst. zu diesem Werke. 56 kr.
Weber, C. M. v., der erste Ton. Ged. von Rochlitz. Clavierauszug. 4 fl. 24 kr.
— — Hieraus der Schlusschor: „Preis dir! Ton", Clavierauszug nebst den einzelnen Singstimmen. 1 fl. 38 kr.
— — Die 4 Singst. allein zu diesem Werke. 28 kr.

---

[781] Bei J. C. Schaub in Düsseldorf sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. Immermann's Schriften,

1r — 4r Band, 123 Bogen in 8. Auf feinem Maschinen-Velinpapier, elegant gebunden. Preis 8 Thlr.

Inhalt: 1r Band. Gedichte. In sechs Büchern (mit Tulifantchen). 2r Band. Reisejournal. — Frühlings-Capriccio. — Blick in's Tyrol. — Ahr und Lahn. 3r Band. Merlin. Eine Mythe. — Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer, ein Trauerspiel. 4r Band. Alexis, eine Trilogie. — Die Verschollene.

Der tiefe und reiche Geist des genialen Verfassers hat sich bisher noch nirgend so klar und vollständig ausgesprochen, als in dieser Zusammenstellung. Kein vorübergehendes, sondern ein bleibendes Interesse werden diese Schriften durch ihren anziehenden Inhalt haben und dem Leser durch die darin enthaltenen geistreichen Ansichten und Aufschwünge, so wie durch den Reichthum der Gestaltungen, scharfe Charakteristiken, Fertigkeit und Kraft der Sprache ꝛc. vielfachen Genuß gewähren.

---

[779] Vor Kurzem ist erschienen:

Poetische Versuche von Winfried. Altona bei Karl Aue. 1834. 180 Octavseiten, Preis geheftet 18 Gr.

Winfried ist seit vielen Jahren ein unter Deutschlands Dichtern mit Auszeichnung genannter Name, und

Digitized by Google

seine Geistesverwandtschaft mit Salis und Matthisson hat ihm unter Freunden der gemüthvollen Poesie einen bedeutenden Rang angewiesen. Die gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die nur aus einer in unsern Tagen seltnen Dichterbescheidenheit Versuche genannt werden, wird mit einer schönen Zueignung an Schmidt von Lübeck eröffnet, und enthält sodann Altes und Neues, worunter des Vorzüglichen zu viel ist, um hier ausgezeichnet zu werden. Edler Sinn, sanfte Empfindung und Wohllaut des Versbaues schmücken jedes Gedicht und machen es für Kopf, Herz und Ohr gleich erfreulich.

---

[784] Ankündigung.

Das Vaterland,

Blätter für teutsches Volks- und Staatsleben,

Redigirt von

Prof. Fr. Bülau und Prof. Jul. Weiske,

wird auch in seinem fünften Jahrgang für 1835 fortfahren, dem gesammten teutschen Staats- und Volksleben zum freimüthigen und gediegenen Organe zu dienen. Mittheilungen aus allen Theilen Teutschlands werden den Herausgebern auch ferner sehr willkommen seyn.

Ankündigungen und Probeblätter sind in allen Buchhandlungen niedergelegt und gratis zu erhalten. Der Preis des Jahrgangs von 101 Bogen ist 4 Thaler. Bestellungen darauf nehmen alle wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen an.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[793] Die Fortsetzung

des

Wochenblattes

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel

betreffend.

Das Wochenblatt wird auch im nächsten Jahre wie bisher erscheinen, und obgleich die Zahl der besonderen Beilagen und Zeichnungen noch vermehrt werden soll, bleibt doch der niedrige Preis von 1 fl. 30 kr. für den Jahrgang, wofür es im ganzen Lande postportofret zu haben ist, unverändert. Wir bitten nun unsere geehrten Abnehmer und Alle, die im Jahr 1835 neu eintreten wollen, ihre Bestellungen bei den betreffenden Postämtern bald zu machen, um dadurch jede sonst mögliche Stockung bei den Versendungen zu beseitigen.

Die Vereine, welche sich zu Herausgabe dieses Blatts vereinigt haben und einen Theil der Kosten bestreiten, haben die Feststellung obigen geringen Preises der Austheilung von Freiexemplaren, was bei ähnlichen Blättern in Nachbarstaaten geschieht, vorgezogen, indem die Erfahrung lehrt, daß häufig das, was man umsonst hat, nicht gehörig gewürdiget wird. Dessenungeachtet und trotz der gleichzeitigen Erscheinung eines andern Blattes ähnlichen Inhalts erfreute sich das Wochenblatt schon im ersten Jahre seines Erscheinens einer Zahl von mehr als 1200 Abnehmern; es werden nämlich derzeit

im Inland 1046 Exemplare,
im Ausland 158 „
zusammen 1204 Exemplare

abgesetzt. Diese auffallend große Theilnahme, welche unser vaterländisches Unternehmen gleich bei seinem Beginnen gefunden hat, wird uns in unserm Eifer bestärken, das Blatt seinem Zwecke, durch Verbreitung von technischen Kenntnissen zur Beförderung der Landwirthschaft und der Gewerbe in Würtemberg beizutragen, immer näher zu bringen; denn wir sind weit entfernt zu glauben, daß das Wochenblatt schon das leistet, was es wohl unter günstigeren Verhältnissen noch leisten kann.

Indem wir allen Freunden und Beförderern der Landwirthschaft und der Gewerbe, welche uns in diesem Jahre mit Beiträgen beehrt haben, unsern verbindlichsten Dank ausdrücken, bitten wir sie um gleiche Theilnahme auch für die Zukunft. Insbesondere geht aber unsere dringende Bitte um Mittheilungen für unser Blatt an diejenigen Vaterlandsfreunde, welche durch ihre Verhältnisse dem Gewerbsstand näher stehen und daher wissen, welche Kenntnisse ihm bei uns hauptsächlich noch mangeln, da wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß jede Belehrung um so zweckmäßiger ist, je mehr sie aus der Kenntniß des Bedürfnisses hervorgeht.

Die Redaktion des Wochenblatts.

Die Unterzeichnete beehrt sich, im Einverständniß mit dem Vorstehenden, hiermit zu erklären, daß sie eifrigst bemüht seyn wird, ihrerseits Alles beizutragen, was zu Verbreitung und Vervollkommnung des mit so vielem Beifall aufgenommenen Unternehmens dienen kann.

Stuttgart und Tübingen, im Dez. 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[785] Hygiäa. Blätter für Freunde der Gesundheit und des Familienglücks. Herausgegeben von Dr. P. M. Philippson, prakt. Arzte. Erstes Heft. Januar 1835. (4 Bogen in gr. 8.)

Diese vom Herausgeber im Vereine mit mehrern namhaften Aerzten vom Januar 1835 an regelmäßig in Heften zu 2 — 4 Bogen erscheinende Monatsschrift hat die Tendenz, auf Alles aufmerksam zu machen, was die Beförderung der Gesundheit, der Lebensfreude und des Familienglücks betrifft, und als Organ des ärztlichen Wirkens für die gebildete Welt zu dienen. Wir verfehlen daher nicht, Familienväter, Erzieher, Lehrer, Geistliche und Jeden, der sich für jene höchsten Lebensgüter interessirt, darauf aufmerksam zu machen. Der Preis des Heftes ist 7½ Sgr. (6 gGr.) und werden Interessenten bei jeder soliden Buchhandlung angenommen.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

---

[618] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist so eben erschienen:

Sachsens Hauptstädte.

Ein humoristisches-politisches Doppelpanorama.

Herausgegeben
im Verein mehrerer Freunde
von
K. Stolle.

Erster Theil:

Das neue Leipzig

nebst einer Kreuzthurminspiration über Dresden.

8. 1834. brosch. 1½ Thlr.

Digitized by Google

Populäres physikalisches
Lexicon
oder
Handwörterbuch der gesammten Naturlehre für die Gebildeten aus allen Ständen
von
Dr. G. O. Marbach.

2ter Bd. 1stes und 2tes Hft. gr. 8. 1834. brosch. à 8 Gr.

Hiemit erhält das Publikum den Anfang des zweiten Bandes eines Werkes, dessen erster Band bereits in den Händen desselben sich befindet. Wir glauben mit Recht behaupten zu können, daß wir in diesem Werke eine Encyclopädie der gesammten Experimental-Physik geben; wenigstens wird der unparteiische Beobachter finden, daß dieses Werk Alles enthält, was bis auf die gegenwärtige Zeit irgend Bedeutendes in Bezug auf Experimentalphysik geleistet worden. Von dem großen Gehler'schen physikalischen Wörterbuche soll dieses Werk nur dadurch sich unterscheiden, daß es auch die neuesten Erfahrungen mittheilt, und die Anwendung der höhern Mathematik, sowie die Aufführung wenn zuweilen auch geistreicher, doch fruchtloser Hypothesen vermeidet. Nur die Elemente der Geometrie und Buchstabenrechnung sind in unserm Werke bei dem Leser vorausgesezt, und wir glauben hiedurch die Berechtigung zu haben, es ein populäres Werk zu nennen. Da im Verlauf von längstens einem Jahre das Werk vollendet ist, so wird es möglich, demselben eine Vollendung und Gleichförmigkeit zu geben, welche allen Werken abgeht, die eine lebendige Wissenschaft wie die Physik in einem längern Zeitraume behandeln, und da wir nur das Erfahrungsmäßige geben, so wird in 4 Bänden, jeder von 6 Heften, das ganze Werk vollendet seyn. Seine allgemeine Brauchbarkeit, Wohlfeilheit und reiche Ausstattung wird ihm hoffentlich die allgemeinste Theilnahme verschaffen.

---

[769] **Freunde einer gewählten Unterhaltungs-Lektüre,**
sowie
alle Leihbibliotheken und Lesegesellschaften
werden auf folgende neuere
schönwissenschaftliche Werke
aufmerksam gemacht,
welche im Verlage von
Duncker und Humblot in Berlin
erschienen sind
und sich den Beifall der Literatoren und Kritiker im vorzüglichen Maße erworben haben.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter
in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. 6 Bände. gr. 8.

Dieses Werk ist nun vollständig erschienen und kostet auf

Velin-Druckpapier 12 Thlr.
Velin-Schreibpap. 17½ Thlr.

Schwerlich dürfte unsere Literatur ein Werk aufzuweisen haben, das geeigneter wäre, durch die originelle Eigenthümlichkeit der beiden Briefsteller und durch die reichhaltige Mannichfaltigkeit der berührten Gegenstände das verschiedenste Interesse des Lesers zu fesseln, und ihm nicht nur das getreuste Bild der Denk- und Sinnesweise seiner Verfasser, sondern auch die Zeit, in der sie lebten, nach allen ihren Richtungen in lebendigster Anschauung vorüber zu führen. Ganz besonders wichtig aber ist es, daß diese Briefe zugleich den sichersten Commentar zu den Schriften Goethe's, so wie zu seiner ganzen Lebens- und Sinnesweise liefern, indem er sich wohl niemals darüber offenherziger, als eben in diesen Briefen ausgesprochen hat. Wenn so der Briefwechsel als Supplement zu Goethe's Werken betrachtet werden kann, so haben wir ihn auch hinsichtlich des Formats der lezten Octav-Ausgabe derselben anzuschließen geglaubt. Ein Namen- und Sachregister, welches dem sechsten Bande angehängt ist, wird jedem Besitzer des Werks eine willkommene Zugabe seyn.

Rahel.
Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.) 3 Theile. Mit Rahel's Bildnisse. 3 Thlr.

Die Theilnahme, welche eine kleine Auswahl des geistigen Nachlasses einer der edelsten Frauen unserer Zeit bei seinem ersten Erscheinen im Freundeskreise gefunden, hat zugleich das allgemeinste Verlangen danach rege gemacht. Wir freuen uns daher, diesem Verlangen entsprechen und durch die Uneigennützigkeit des Herrn Herausgebers in den Stand gesezt zu seyn, dem Publikum obige erweiterte Ausgabe in drei Bänden (113½ Bogen 8.) zu dem so höchst wohlfeilen Preise von 3 Thalern übergeben zu können.

Dichter und ihre Gesellen.
Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. 8. 1⅔ Thlr.

Dieses so eben erschienene Werk des durch andere Erzeugnisse bereits vortheilhaft bekannten Verfassers hat zwar noch keine öffentliche Beurtheilung erfahren, gewiß wird aber der poetische Geist, welcher darin herrscht, sich der Anerkennung zu erfreuen haben.

Salvador, der Guerillaführer.
Eine Erzählung von Don Telesforo de Trueba. Aus dem Englischen übersezt von Dr. Gottfried Friedenberg. 3 Bände. gr. 12. 3½ Thlr.

Ein lebendiges Gemälde aus dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel! Der Verfasser, jezt Sekretär der Procuradores-Kammer, konnte um so treuer schildern, als er mit den meisten Hauptpersonen persönlich bekannt war.

W. Alexis gesammelte Novellen.
4 Bände. 8. 5½ Thlr.

Inhalt: Band I. Iblou. — Die Schlacht von Torgau. — Die Erscheinung von Anklam. — Band II. Die ehrlichen Leute. — Der Schleichhändler. — Der Braune. — Die Gräfin Helene. — Band III. Venus in Rom. — Emmerich. — Pommer'sche Gespenster. — Band IV. Acerbi. — Herr Kritik.

Digitized by Google

Die Wundersage von Alroy.

Vom Verfasser des Vivian Grey. In's Deutsche übersetzt von Th. Hell. 2 Bände. 8. 3 Thlr.

„Th. Hell verdient Dank, daß er die Uebersetzung dieses genialen englischen Werkes übernommen hat, in dem wirkliche Poesie, in dem wirklich der Geist des Orients weht. Der Charakter des jüdischen Volkes, welches uns hier in seinem letzten Aufstreben nach Selbstständigkeit, aber immer mit seinen theokratischen Ansichten erscheint, ist in allen seinen Feinheiten erfaßt. — Dieses Werk verdient um so mehr Beachtung, da es nicht zu den Modeprodukten der Romane gehört, und der Verfasser wohl noch andere Zwecke hatte, als etwa ein paar müßige Stunden seinen Lesern zu verkürzen.“ (Allgemeine Literatur-Zeitung. 1834. Nro. 197.)

Erzählungen, Skizzen und Gedichte,

von Ludwig Rellstab. 3 Bände. 8. 4 Thaler.

„Herr Rellstab, der sich dem Publikum bereits längere Zeit als Kritiker musikalischer Leistungen und der Bühnen-Darstellung und auch als anmuthiger Erzähler bemerkbar gemacht hat, beschenkt uns hier mit drei Bändchen vermischter Gaben, die vielleicht alle ihre Liebhaber finden, unter denen aber auch manche zu höheren Ansprüchen berechtigt scheinen. Band 1 enthält: die Gewerte, Erzählung nach einer Sage vom Freiburger Münster, psychologisch interessant, geistreich erzählt und von Wirkung. Die Brüder, Erzählung, welche in den ewig denkwürdigen Tagen des Befreiungskrieges spielt. Die Reise durch's Riesengebirge, humoristische Skizzen. Griechenland's Morgenröthe, Gedichte. — Band 2. James Skey, Erzählung, in Erfindung ziemlich leicht, der Unwahrscheinlichkeiten nicht wenige, aber die Charakteristik ist gut und das Ganze nett erzählt. Der Gemsjäger, Erzählung, in Ton und Haltung vorzüglich gelungen. Vermischte Aufsätze: Karl Maria v. Weber. Berichte aus dem Harz. Gedichte. — Band 3. Donna Anna. Der Verfasser scheint eine besondere Vorliebe für diese Erzählung zu haben, die wir müssen es gestehen, ist sie geistreich, voll schöner Schilderungen, ergreifender Situationen, führt interessante Charaktere und Erscheinungen auf, enthält einen Reichthum von Kunstkenntniß. — wir dennoch nicht theilen können. Vermischte Aufsätze: Drei Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden; Paganiniana; über Gluck's Iphigenia, Schillers Jungfrau von Orleans, Spohrs Faust; das Wettrennen bei Berlin am 17. und 18. Juni 1829. Gedichte.“ (Allgem. Lit. Zeit. 1834.)

Lustspiele von Carl Töpfer.

2 Bde. gr. 12. 3⅔ Thlr.

Band I. (1⅔ Thlr.) enthält: Der beste Ton. — Nehmt ein Exempel d'ran! — Schein und Sonn. — In Band II. (2 Thlr.), der so eben erschienen ist, finden sich: Bube und Dame. — Der Krieg mit dem Onkel. — Freien nach Vorschrift.

Briefe eines Lebenden.

Herausgegeben von F. F. 2 Bände. 8. 3½ Thlr.

Frohsinn und Humor, überhaupt die Poesie des Lebens, walten in diesen Briefen um so freier vor, als sie nicht aus dem Nebellande des Spleens, sondern aus dem Lande des ewigen Frühlings, der Dichtung und der Kunst geschrieben worden sind.

Deutsche Denkwürdigkeiten.

Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. v. Rumohr. 4 Theile. 8. 4½ Thlr.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1832, Nro. 21 sagen über diese Memoiren eines alten Diplomaten: „Das ganze Buch ist ein Schatz von eigenthümlichen Wahrnehmungen, in welchen bald Zartheit, bald Tiefe vorwaltet, von feinen Bemerkungen, angenehmen und nützlichen Lebensregeln, von gründlicher Einsicht und Erfahrung in den wichtigsten und anziehendsten oder aufdringlichsten Angelegenheiten.“

Romane von James Fenimore Cooper,

in deutschen Uebertragungen von Gf. Friedenberg.

Die Prairie. 3 Bände. 3½ Thle. Red Rover. 3 Bände. 3½ Thlr. — Conanchet und die Puritaner in Connecticut. 3 Bände. 3½ Thlr. — Die Wasserhexe oder der Streicher durch die Meere. 3 Bände. 3½ Thlr. — Der Bravo. 3 Bände. 3½ Thlr.

Schriften von Thomas Colley Grattan,

in deutschen Uebertragungen von Willibald Alexis, Theodor Hell und K. L. Meth. Müller.

Heer- und Querstraßen oder Erzählungen. 3 Bände. 6½ Thlr. — Reisebilder oder Züge von Menschen und Städten. 2 Bände. 3 Thlr. — Die Erben von Bruges. Erzählung. 4 Bände. 4½ Thlr. — Jacqueline von Holland. Hist. Erzählung. 3 Bände. 4 Thlr.

Schriften von Washington Irving,

in deutschen Uebertragungen von S. H. Spiker und Th. Hell.

Bracebridge-Hall oder die Charaktere. 2 Bde. 2 Thlr. — Jonathan Oldstyle's Briefe. ½ Thlr. — Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2 Bände. 3 Thlr. — Erzählungen eines Reisenden. 2 Bände. 3 Thlr. — Das Alhambra. 2 Bände. 2½ Thlr.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben.

[786] Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Preußen Hort.

gr. 8. broschirt. Preis 8 gGr. oder 10 Sgr.

[767] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen

Kirchengesanges

und der

Kirchenmusik,

von Entstehung des Christenthums an, bis auf unsere Zeit. Nebst Andeutungen und Vorschlägen zur Verbesserung des musikalischen Theiles des evangelischen Cultus. Ein historisch-ästhetischer Versuch von J. F. Häuser. Mit 4 Abbildungen und 24 Musik-Beilagen. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gGr.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. December 1834.

— Credat Judaeus Apella!
Horat:

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Ich habe in früheren Nummern dieser Berichte der vortrefflichen Mondkarte von Beer und Mädler, von welcher damals die erste Section erschienen war, rühmliche Erwähnung gethan, und komme jezt, bei Erscheinung des zweiten Quadranten dieser ausgezeichneten Arbeit um so lieber darauf zurück, als gerade diese Abtheilung mehrfaches Detail darbietet, welches auf die Bewohntheit des Mondes schließen lassen könnte, und durch dessen nähere Betrachtung wir also auf den interessantesten Standpunkt der Himmelstopographie versezt werden. Denn in der That, welchen Reiz die Abbildung und Beschreibung der Eigenthümlichkeiten und Schönheiten der übrigen Körper unseres Planetensystems für uns haben mag, so bleibt doch die Hauptfrage für uns immer ihre Bewohntheit, ohne welche uns ihre Natur als todt und ihre Pracht als überflüssig erscheint. Wir sehen aber auf dem vor uns liegenden Blatte wirklich Mondgebilde, von welchen es fast unmöglich ist, anzunehmen, daß sie die Natur allein hervorgebracht habe, und bei denen man die Mitwirkung denkender, zu bestimmten Zwecken thätiger Wesen voraussetzen muß. Die nähere Betrachtung wird dies zeigen.

Zuerst fesselt unsere Blicke auf diesem zweiten Quadranten der neuen Mondkarte das mächtige Ringgebirge Tycho, welches die Leser auf den noch in den meisten Händen befindlichen älteren Mondkarten nach Tobias Mayer unter Nr. 54 aufsuchen können. Es ist in Bezug auf dasselbe und unzählige ähnliche Gebirgsformen des Mondes sogleich zu bemerken, daß die Berge auf dem Monde meistens in Rundungen die großen Thäler einschließen, und nicht wie auf der Erde in langgestreckten Reihen liegen, eine unterscheidende Anordnung, welche schon einen besondern Bau der Mondfläche und eine abweichende Art in der Wirksamkeit der bei ihrer Bildung thätig gewesenen Naturkräfte verräth. Dieses prächtige Mondringgebirge Tycho also, wohl überhaupt der schönste Punkt auf der ganzen uns zugewendeten Mondhalbkugel, ist hier mit einem solchen Detail gezeichnet, wie es nur die Anwendung der ansehnlichsten Fernröhre gestattet, und das man erst durch die Vergleichung mit früheren Karten recht kennen und schätzen lernt; einen allgemeinen Begriff von dem möglich gewordenen Eingehen auf das Einzelne erhält man aber, wenn man in Anschlag bringt, daß diese der Erde zugewendete Mondhalbkugel an Ausdehnung etwa dem russischen Reiche in Europa und Asien (350,000 Quadratmeilen) gleich kommt, und nun die gewöhnlichen Atlaskarten des leztern Staates mit unserer Mondkarte vergleicht. Höchst

Digitized by Google

merkwürdig an diesem Ringgebirge Tycho sind die auf der Karte in bewundernswürdiger Klarheit dargestellten terrassenförmigen Abstufungen nach Außen und Innen zu, bei dereu Anblick ich mich des Gedankens, daß hier denkende und arbeitende Wesen thätig gewesen seyen, um die Kulturfähigkeit des Terrains zu vermehren, nicht habe erwehren können. Ich hebe dies als einen der Beweise für meine obige allgemeine Behauptung hervor: die Natur terrassirt keine Berge, und keine ihrer uns bekannten Kräfte verfährt nach diesem Gesetz. Was anders als thätige Mondbewohnerhände könnte also diese Terrassen, welche so deutlich auf eine bequeme Benutzung des Bergrückens hinzudeuten scheinen, wohl hervorgebracht haben? — Vom Tycho aus verbreiten sich eine Menge von Adern über eine große Fläche; ich brauche den Ausdruck Adern, da ich keinen passenderen für diese Eigenthümlichkeit der Mondlandschaft zu finden weiß. Richten die Leser zunächst die Augen auf die östliche Abdachung des Gebirges, so werden sie hier eine Menge mit Rändern eingefaßter, zum Theil sehr tiefer Gruben erblicken; dergleichen Gruben enthält die Mondfläche überhaupt in uneudlicher Zahl, und es ist wiederum höchst merkwürdig, daß man sie oft in ganz geradliniger Anordnung und dicht neben einander findet. Auch dies ist sicher kein bloßes Naturwerk; aber was ist's nun eigentlich? — Nordwestlich von unserem Ringgebirge erblickt man mehrere ringförmige Einsenkungen, welche auch eine Eigenthümlichkeit der Mondlandschaften abgeben und denen man, ohne bis jezt über ihre Natur etwas Näheres angeben zu können, den Namen Circellen beigelegt hat; einige davon scheinen sehr tief zu seyn. In allen diesen Darstellungen ist Beer's Mondkarte einzig in ihrer Art und leistet sogar mehr, als die eigene Betrachtung des Mondes mittelst der größten Fernröhre, da nur durch wiederholte Observationen mit geübtem Auge und unter den verschiedensten Beleuchtungen endlich entscheidend festgestellt werden konnte, was auf den ersten Blick durch den Refractor sehr verwirrt erscheint. Ueberaus pittoresk stellt sich ferner die Landschaft dar, welche den Namen Heinsius führt. Eine tiefe, schroff abfallende Grube zeigt auf ihrem Boden eine kegelförmige Erhöhung; umgeben ist diese Grube wallartig wiederum mit einem der auf dem Monde so häufigen Ringgebirge, das sich zwar nach Außen verflacht, aber fast konceutrisch von Terrassen umgeben ist, die neuerdings zu einer bedeutenden Höhe aufsteigen. Ein anderer Flecken, Schikard, fast 400 Quadratmeilen fassend, zeigt alle Lichterscheinungen und Eigenthümlichkeiten der sogenannten Mondmeere. Früher nämlich hat man dem Monde Meere oder überhaupt ein Element, welches dem irdischen Wasser entspricht, ableuguen wollen; aber genauere Beobachtungen stellen das Vorhandenseyn eines solchen Mondwassers ziemlich außer Zweifel und vermehren dadurch die Zahl der Analogien zwischen Erde und Mond.

(Die Fortsezung folgt.)

Dublin.

(Beschluß.)

Wandelt man durch die Straßen Dublins, so begegnet man seltsamen, höchst auffallenden Kontrasten zwischen Pracht und Elend. Auf den prächtigen Plätzen Merion-square, St. Stephens-green und anderswo bilden die zerlumpten Gestalten, die auf den Stufen herumsitzen, einen schreienden Gegensatz zu den glänzenden Häusern, den prachtvollen Fuhrwerken, die davor halten. Geht man um drei Uhr von Merion-square oder Graftonstreet in die sogenannte Freiheit, so kann man sich leicht in einen ganz andern, fernen Theil von Europa versezt glauben. Als ich zum erstenmal die Vorstädte gegen den Phönixpark hin besuchte, fand ich eine überraschende Aehnlichkeit zwischen den niedern Volksklassen Dublins und der Bevölkerung spanischer Städte. Dieselben Lumpen, dieselbe Indolenz, in Folge des Mangels an Beschäftigung und tief gesunkener Moralität; Jungen, mit bloßem Kopf und Füßen auf dem Pflaster ausgestreckt; man durfte bei ihnen nur die Kartoffel mit einer Melone oder einem Stück Weizenbrod vertauschen, so waren sie vollkommene Modelle für einen Murillo; halb verfallene Häuser und Hütten mit Fenstern ohne Scheiben oder ganz ohne Fenster. Auch die geringe Zahl von Buden mit Lebensmitteln fiel mir auf. In London wird je im fünften oder sechsten Laden Speck und Käse verkauft; in Dublin blicken einen ganz andere Leckerbissen verführerisch an. Wozu Speck- und Käseverkauf an einem Orte, wo die niedrigen Volksklassen, die ja überall die Hauptkonsumenten jener Lebensmittel sind, sie nicht erschwingen können und rein von Kartoffeln leben? Meine Wohnuug in Kildarestreet lag dem Gebäude der königlichen Societät gegenüber, und diese hielt gerade eine Viehausstellung; so konnte ich denn sehr bequem unter der versammelten Volksmenge manche jener kleinen Züge beobachten, welche über den Charakter und den ganzen Zustand eines Volks oft den besten Aufschluß geben. Ich bemerkte namentlich, wie begierig die Umstehenden darauf aus waren, einen kleinen Auftrag zu bekommen und ein paar Pence zu verdienen. Ein noch viel unzweideutigerer Beweis von Elend war folgender Zug. Nachdem das Vieh abgefüttert war, fielen die Reste der Rüben dem Haufen zerlumpter Jungen und Mädchen heim; ein heftiger Kampf entspann sich um diese kostbaren Ueberbleibsel; wer sich eine halbzerfressene

Digitized by Google

Rübe zugeeignet hatte, bewachte sie eifersüchtig, lieh sie aber auch wohl einem andern ausgehungerten armen Teufel, daß er sich ein Stück davon abbeiße, und man sah, es galt dies für eine so ungemeine Gefälligkeit, als wäre die Rübe eine Ananas. Sie zeigten sich indessen in der Erlaubniß, sich einen Mund voll zu nehmen, höchst liberal, und ich sah, wie sich zwei Jungen darum stritten, wer einem Gentleman sein Pferd halten dürfe, derjenige aber, der den Sieg und die zwei Pence davontrug, das Trinkgeld mit seinem Rivalen theilte. Es sind dies liebenswürdige Züge, es verräth sich darin jener Edelmuth, der, dem irischen Volk eigen, einem überhaupt so oft in freundlicher Gestalt entgegentritt, aber vielleicht auch in gewissem Grad die Quelle jenes Leichtsinns wird, der zum Theil an den schlimmen Folgen des Absenteismus, d. h. der habituellen Abwesenheit der Begüterten von ihrer Heimath, Schuld ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Seite des Nationalcharakters — Leichtsinn im Bunde mit der Sucht des Großthuns — die Zahl der von ihrem Heimwesen Entfernten so sehr vermehrt und wohl das Meiste dazu beiträgt, Dublin jenen trügerischen Anstrich von Wohlstand zu geben. Mit wenigen Ausnahmen dünkt sich ein Kaufmann, sobald er zehntausend Pfund, oder wohl noch weniger vor sich gebracht hat, über die gemeine Arbeit erhaben, schafft sich ein Landhaus an und sieht Gesellschaft bei sich. Man thut hier groß bei Anlässen und unter Umständen, wo man es gar nicht erwarten sollte; so zählte ich sieben-und-zwanzig Fiaker und sechzehn irische Karren beim Leichenbegängniß einer Person von niedrigem Stande, und die Sucht, sich zu zeigen, schien den Leichengästen nicht minder eigen, als der Verwandtschaft des Entschlafenen, denn alle Fuhrwerke waren offen, und nach der bunten Tracht der Gesellschaft hätte man das Ganze leicht für einen Brautzug halten mögen.

Dublin ist für seine Größe eine schönere Stadt als London; Sackville-street kann sich mit jeder Straße in Europa messen, und Merionsquare und St. Stephensgreen sind größer als irgend ein Platz in der brittischen Hauptstadt. Manche Gesichtspunkte in Dublin, wo man die vornehmsten Straßen und die Quais — denn Dublin hat Quais — übersieht, sind wohl großartiger als irgend eine Ansicht von London, und wenn auch die irische Hauptstadt keine Paulskirche aufzuweisen hat, so darf sie doch auf die architektonische Pracht mancher ihrer öffentlichen Gebäude mit Recht stolz seyn.

Ich konnte Dublin nicht verlassen, ohne die berühmte Mendicity-society zu besuchen, von der ich so viel gehört hatte. In einem Lande, wo das Gesetz für die Armen nicht sorgt, nicht einmal für die Alten und Gebrechlichen, ist wohl eine solche Privatanstalt nicht nur im Interesse der Menschheit, sondern auch aus Rücksichten des gemeinsten Anstandes ein dringendes Bedürfniß. Von dem Schauspiele, das einen in diesem Hause erwartet, hat man keinen Begriff. Welch furchtbarer Kontrast zwischen der Pracht von Graftonstreet und dem Schmutz und den Lumpen im Hofe dieser Anstalt! Durch die Unterhaltung dieses Hauses unterwirft sich der Wohlthätigkeitssinn der protestantischen Bevölkerung einer harten Steuer: die Protestanten unterzeichnen fünfzig Pfund, bis die Katholiken ein einziges unterzeichnen. Ich hörte dies mit Leidwesen; denn ob es gleich richtig ist, daß der Wohlstand vorzüglich unter den Protestanten herrscht, so wird die Anstalt doch viel mehr von den mittlern, als von den eigentlich wohlhabenden Ständen unterhalten, und fünfzig zu eins ist jedenfalls außer allem Verhältniß. Als ich hier war, wurden 2156 Personen unterhalten, worunter 200 Protestanten. In den Finanzen herrschte tiefe Ebbe, und die Vorsteher gingen eben damit um, wieder eine Prozession der Bettler durch die Stadt zu veranstalten, um wiederum die Mildthätigkeit der Einwohnerschaft zu befeuern. Ich hörte, man habe schon ein- oder zweimal zu diesem Mittel gegriffen, und ich gestehe, ich kann mir in einem civilisirten Gemeinwesen kaum etwas Widrigeres denken. Ich sah in diesem Hause einige Arme an der Arbeit, womit sie in der Woche ein paar Pence verdienen, sah aber ihrer Hunderte, für die es gerade keine Arbeit gab, im Hof herumliegen oder sitzen; anderwärts wurden die Kinder unterrichtet; wie viel sie dabei auch lernen mögen, mit ihrer sittlichen Besserung kann es nicht anders als schlimm aussehen, da sie mit Einbruch der Nacht wieder ihren Eltern überantwortet werden und in die Löcher zurückkehren, wo nur zu oft Elend und Laster Hand in Hand gehen.

Auch das Findelhaus besuchte ich, eine ungeheure Anstalt, indem hier gegen zehntausend Kinder versorgt werden. Sie soll jezt aufgehoben und durch Hospitäler in den einzelnen Grafschaften ersezt werden. Da die Kinder in dem allgemeinen Findelhaus protestantisch erzogen wurden, so konnten dies die Katholiken seit der Emancipation nicht mit gleichgültigem Auge ansehen, und in Folge ihrer Vorstellungen soll die neue Einrichtung getroffen worden seyn.

Was das Leben und Treiben auf den Straßen in den besten Stadttheilen betrifft, so ist es im Allgemeinen fast ganz wie in London; abgesehen von der Menge der dem Lande ganz eigenthümlichen Jaunting-cars, wird einem in Sackville- oder Grafstonstreet im Gewühle kaum etwas Nichtengliches auffallen. Aber bei etwas genauerer Beobachtung zeigen sich der Verschiedenheiten genug. Die Frauenzimmer kleiden sich bunter, die Männer nicht ganz so gut wie in London. Die Bettler, wenn ihrer auch nicht so gar viel mehr sind als in London, sind

Digitized by Google

zerlumpter und sehen viel elender aus; vor Allem aber bemerkt man an der Straßenbevölkerung weniger von jenem emsigen, geschäftigen Treiben. Es gibt ungleich mehr Pflastertreter und weit weniger Menschen, denen man am rüstigen Schritt, am muntern Blick ansieht, daß sie zu thun haben und den Lohn ihrer Arbeit ernten. Kaum brauche ich zu sagen, daß sich auch die irische Gesichtsbildung bedeutend von der englischen unterscheidet; dem Fremden muß dies beim ersten Blick auffallen, und der Vergleich fällt wenigstens zum Vortheil der irischen Weiber aus, deren hohe Stirnen und geistreicher Ausdruck ihre Wirkung auf mich nicht verfehlten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Die Polen in England.

Obschon, wie oben angedeutet, die rechte vornehme Welt, der rechte vornehme Flug noch fern von London weilt, sich langweilt vielleicht, so fehlt es doch nicht an Frauen und Männern, die den Glanz und die Anständigkeit eines öffentlichen Balles durch ihre geschichtlichen Namen zu verbürgen und so auf die wohlfeilste Art, ich meine auf Kosten Anderer, den schönsten Zweck eines Balles, den Zweck der Wohlthätigkeit, zu erreichen vermögen. Das zeigte sich an einem der letzten Tage des verwichenen Novembers. Die unter dem Namen einer polnischen literarischen Vereinigung bestehende Gesellschaft von Polenfreunden machte mehrere Wochen vorher in den öffentlichen Blättern bekannt, daß ihre, theils aus Privatbeiträgen, theils aus den vom letzten Parlament zu Unterstützung der hülfsbedürftigen Polen bewilligten zehntausend Pfund Sterling gebildeten Fonds rein erschöpft seyen. Sie legte dabei zugleich über die verwendeten Gelder eine Art Rechnung ab, versicherte, daß sie mit denselben auf das Gewissenhafteste umgegangen sey, deutete dem möglichen Einwurfe, daß die guten Polen lieber arbeiten, als im Müßiggange von Almosen leben sollten, durch die Betheuerung, daß dies, so weit es thunlich, geschehe, daß Viele der vornehmern und gebildetern Klasse durch Unterricht im Fechten, Zeichnen, Tanzen und in Sprachen sich ihren Unterricht erwerben, daß aber die gemeinern Polen wegen ihrer Unkenntniß des Englischen nur selten Arbeit finden, schilderte dann in rührenden Worten den traurigen, von Tag zu Tag trauriger werdenden Zustand der aus ihrer Heimath Vertriebenen, deutete darauf hin, daß die englische Nation eine Schuld zu tilgen habe, die im Laufe der polnischen Revolution das englische Ministerium ihr aufgeladen, appellirte an die Großmuth der großmüthigen Britten, und schloß mit der Ueberzeugung, daß es nur dieses Winkes, nur dieser Anzeige der Bereitwilligkeit zu Annahme milder Beiträge bedürfe, um bedeutenden Summen den Zufluß zu öffnen, und mittelst derselben manchem braven Vaterlandsvertheidiger die drückende Sorge des täglichen Brodes zu erleichtern. Es scheint indessen, daß die Aufforderung ohne wesentlichen Erfolg blieb. Der Aufruf an die britische Mildthätigkeit wiederholte sich in den öffentlichen Blättern, aber nicht die geringste Summe wurde als empfangen bekannt. Und wenn wirklich nichts eingegangen wäre, könnte man das den Engländern als Vorwurf, als Beweis egoistischer Hartherzigkeit anrechnen? Wie nahe auch die Polen ihren Herzen stehen mögen, die eigenen Landsleute stehen ihnen näher, und wer geben will und geben kann, der braucht sich wahrhaftig nicht unter Ausländern nach würdigen Empfängern umzusehen. Hiezu komme, daß die Polen selbst, seit sie auf das Mitleid der Nationen angewiesen sind, großentheils durch eigene Schuld der fortdauernden Früchte dieses Mitleids sich verlustig gemacht haben. Ein dieselbe Behauptung verfechtender Aufsatz eines hiesigen Journals gab vor Kurzem als Beleg, daß es auch in Deutschland nicht an gleichlautenden Aussprüchen fehle, eine dahin einschlagende Stelle eines deutschen Werkes, das dort unter dem Titel: „Bunte Briefe.“ erschienen seyn soll.

Es ist eben so unwahrscheinlich, daß die citirte Stimme, welche sich sehr ungünstig über die Polen ausspricht, die Stimme von ganz Deutschland ist, als daß die dreifache Ansicht des Uebersetzers den Beifall von ganz England ausdrückt. Indessen wird wenigstens die Vermuthung, daß die größere Masse des Publikums die Ansicht des deutschen Verfassers und die Beistimmung des englischen Uebersetzers theile, durch die Lauigkeit gerechtfertigt, welche der erwähnte Aufruf fand, ein Anruf, dessen es gar nicht bedurfe haben würde, wenn die brittische Nation noch das für die Polen fühlte, was sie vor Jahren gefühlt hat. Sey dem aber, wie ihm wolle, der schlechte Fortgang der Sache brachte ein Mitglied des polnischen Vereins auf den Gedanken, das schon oft und nie vergeblich versuchte Mittel, die schlummernde Mildthätigkeit durch Musik zu wecken, noch einmal zu erproben. Vielleicht entstand der Gedanke bei Gelegenheit des großen Festes, mit welchem die City jedes Jahr die Wahl ihres Lord-Mayor in den geräumigen Sälen von Guildhall feiert. Guildhall war glänzend ausgeschmückt; ein Konzert hier, ein Ball hier, ehe der Schmuck verfiel, und an einem günstigen Erfolge war in einer Stadt nicht zu zweifeln, die, wie London, so viele neugierige und vergnügungssüchtige Menschen zählt, denen, sobald ihre Schaulust und ihr Vergnügen befriedigt werden, es ganz gleich gilt, wozu der Ueberschuß des Eintrittsgeldes verwendet wird. Der Lord-Mayor, der König der City, ertheilte die nachgesuchte Erlaubniß; ein Dutzend Lords und Ladies gestatteten den Abdruck ihrer Namen als Patrone und Patroninnen des Polenballes; einige Sänger und Musiker erboten sich zu unentgeldlichen Leistungen; ein Konzert sollte dem Balle vorausgehen, und mächtige Anschläge erzählten das Alles an allen Ecken. Ungewöhnlich niedrig wurde der Eintrittspreis gestellt, acht Schillinge für eine Dame, dreizehn für einen Herrn, und so wurden denn gegen dreitausend Billets verkauft; ein dürftiges Konzert wurde aufgeführt; gegen zwölf Uhr begann der Ball; was von hohen Herrschaften anwesend war, entfernte sich, und nun ging es lustig zu. Eine der oberen Galerien war den *armen Polen* geöffnet, ich meine, den Polen, die aus Mangel an Kleidung nicht im Saale erscheinen konnten, und die Galerie war ziemlich gefüllt. Es fehlte indessen auch im Saale nicht an Polen, und wer weiß, ob nicht Mancher derselben sich an jenem Abend, wenn auch nicht eine goldene Brücke, doch einen bequemen Steg in seine Zukunft gebaut hat. Die flinken Tänzer mit den niedlichen Stupdärten und warmen Augen schienen den Engländerinnen gar nicht zu mißfallen. Noch ist öffentlich nicht bekannt geworden, welchen Ueberschuß die Einnahme gewährt hat. Eine Privatmittheilung versichert von siebenhundert Pfund.

Beilage: Literaturblatt Nr. 133.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. December 1834.

Und wenn ich wieder singe,
So wißt ihr, was ich bringe:
Nur Liebe singt mein Mund!

Denis.

Kleine Lieder von Manfred.

1. Eingang.

Es sprach die Feder heut:
„O sag, mein Lieber,
Ist denn die Liederzeit
Bei dir vorüber?“

„Bin ich dir denn zu klein
Zum Liebesdienste;
Sind Küsse denn allein
Jetzt deine Künste?“

O schweige still, mein Kind,
Und sey gewärtig:
Mit einem Mal oft sind
Viel Lieder fertig.

Doch Küsse schmäle nicht,
Die Liedern gleichen,
Wo still die Seele spricht
In Lippenzeichen.

2. Das Geheimniß.

Abends, wenn durch blaue Höhen
Geht das stille Sternenheer,
Kommt die lieblichste der Feen
Aus den Wolken zu mir her;
Ihre süßen Augen blicken
Wie zwei Strahlen in die Nacht,
Ihre Lippen, sie entzücken
Mir das Herz mit Zaubermacht.

Leise flüstert sie mir Jenes,
Und von Diesem spricht sie süß:
Was sie denken mag, ist Schönes,
Was sie gibt, ein Paradies.
In die trunknen Arme pressen
Möcht' ich für und für mein Glück,
Riese neidisch sie indessen
Nicht die Mitternacht zurück.

Und sie weilt in holder Säumniß,
Sagt mir schnell dann Lebewohl,
Weil die Welt um das Geheimniß
Unsers Glücks nicht wissen soll. —
Ahnte die, was in den Tagen
Meines Frohsinns Quelle sey,
Würde sie die Nächte fragen —
Und der Zauber wär' vorbei.

Digitized by Google

5. Liebe.

Was Frühling und Gesang
Und Sternenlicht —
Ihr machtet mir nur bang,
Wär' Liebe nicht!

Zwar ist die Blume schön,
Die Welle klar,
Und Nachtigallgetön
Gar wunderbar;

Doch vollen Zauber gibt
Erst Liebe euch:
Es fühlt sich, wer verliebt,
Den Göttern gleich.

Ihm singt die Nachtigall
In Hymnen Glück,
Es spiegelt Wasserfall
Ihm Glück zurück;

Glück deutet ihm das Grün,
Des Himmels Blau,
Und Glück ist rings um ihn
Wohin er schau'.

Und schlummert er, so lullt
Das Glück ihn ein,
Von Engeln und von Huld
Träumt er allein;

Und stirbt er, so war Glück
Sein Lebenslauf,
Und jenseits schlägt den Blick
Er glücklich auf!

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Unsere Karte zeigt indeß, daß die Bildung dieser Meere auf der Mondoberfläche nach einem andern Gesetze, als auf der Erde erfolgt sey, indem die Ringgebirgsgruben in immer größerer Ausdehnung nach den Gegenden hinlaufen, wo die Erscheinung der Meere eintritt, so daß sich leztere also als Ansammlungen jenes Mondwassers in den ausgedehntesten Gruben darstellen. Vielleicht sind alle diese Gruben damit gefüllt, und es hält bei den kleinern nur schwerer, den eigenthümlichen Lichtreflex wahrzunehmen; denn es darf nicht vergessen werden, daß man es, bei aller Schärfe der Beobachtung und aller Vortrefflichkeit der Fernröhren, mit einem Weltkörper zu thun hat, der doch immer noch über 50,000 Meilen von uns entfernt ist, wodurch dem Auge also allerdings viel entzogen werden muß. Um so größeres Erstaunen erregt daher wieder Detail, wie das folgende. Im Süden des Promontorium Aenarium nämlich zeigt sich ein Ringgebirge, von dessen Fuße ab ein haarscharf gerader Wall mit völlig parallelen Kanten über eine vollkommen ebene Fläche hinweg bis zum Fuße eines andern, gegen acht Meilen entfernten kleinen Gebirges läuft. Hier ist wiederum die Mitwirkung der Kunst gar nicht zu verkennen: denn die Natur vermeidet überhaupt haarscharfe, gerade Formationen, und auf dem Monde ist ihre Neigung zu ringförmigen Gebilden, wie wir schon oben angeführt haben, noch besonders vorwaltend. So findet man auf dieser Section auch mehrere scharfe, schmale, erhöhte oder vertiefte Linien (Rillen), welche Circellen durchschneiden und fast unwiderstehlich an Straßen oder Kanäle mahnen; vom Fuße des Hesiodus ab z. B. durchzieht eine solche Rille auf fast neun Meilen eine sehr ebene Fläche hart am Fuße eines Gebirges, welches die Flecken Cichus und Merkator verbindet, und kommt etwas weiter davon, nördlich vom Campanus, in fast unveränderter Richtung wieder hervor, indem sie sich nur schwach krümmt und durch einen Hügelrücken geht. Auffallend ist es, daß diese Rillen fast immer in Ebenen laufen, welche der Verbindung keine Hindernisse entgegenzusetzen scheinen; aber könnten es nicht wirklich Kanäle seyn? Für diese Vermuthung scheint die Betrachtung einer hügligen Mondlandschaft östlich vom Campanus zu sprechen: dort laufen vom Fuße des Gebirges vier solche Rillen in beinahe paralleler Richtung durch die Ebene, immer längs Bergwänden, so daß die Absicht, das Hinderniß der lezteren für einen Wassertransport zu umgehen, fast in die Augen springt. Auch endigen diese Rillen, wie meist alle übrigen, immer an Höhen, als seyen sie bestimmt, die Verbindung mit diesen bequemer zu unterhalten.

So viel für diesmal von dieser ausgezeichneten Mondkarte, deren Anschaffung wir unsern Lesern nicht genug empfehlen können. Denn erst wenn man sich in ihrem Besitz findet, wird die eigene Observation des Mondes nunmehr ein wahrer, mit Belehrung verknüpfter Genuß, indem die Karte, wie gesagt, sogleich bestimmt angibt, was dasjenige wirklich ist, was man auf den ersten Blick meistens nicht zu enträthseln versteht. Beer und Mädler haben vielleicht hundertmal einen Mondpunkt angeschaut, über welchen die Ungeduld des Dilettanten schnell weggleitet.

Außer dieser Mondkarte haben wir im astronomischen Theile unserer früheren Berichte besonders auch der großen russischen Reichssternwarte erwähnt, deren Bau bei St. Petersburg beschlossen war. Es freut uns,

Digitized by Google

in diesem Bezuge nunmehr berichten zu können, daß gedachter Bau, und zwar auf den vortrefflich dazu gelegenen Höhen von Polkowa, unfern jener Hauptstadt, unterdeß bereits begonnen hat und mit kaiserlicher Munificenz betrieben wird. Der definitive Bauanschlag beträgt anderthalb Millionen Rubel, ohne Instrumente, eine Summe, von welcher sich denn freilich schon Außerordentliches erwarten läßt. Rücksichtlich der Instrumente, zu welchen noch besonders 200,000 Rubel ausgesezt sind, erinnern sich meine Leser, daß der berühmte Dorpater Astronom, Staatsrath Struve, eine eigene Reise zu ihrer Anschaffung unternommen hatte. Er ist jezt zurück. Die meisten Instrumente sind bestellt bei Utzschneider und Fraunhofer in München, Repsold in Hamburg, Plößl in Wien (dem bekannten ersten Verfertiger dialytischer Fernröhre). Namentlich soll der aus München zu erwartende Refractor, von 13½ Zoll Objektivöffnung und 20 Fuß Focallänge, den berühmten Dorparter sogenannten Riesenrefractor noch um ein Bedeutendes übertreffen. Die Uhren werden geliefert durch Hanth zu Petersburg, Kessels zu Altona, Tiede zu Berlin und einige Londoner Künstler. Das Material wäre also bestellt; könnte man nun nur auch genug Astronomen gleichen Ranges für eine so riesige Anstalt bestellen!

Im physikalischen Theile unserer früheren Berichte ist, jedoch nur vorläufig, von einer höchst merkwürdigen oder doch überraschenden Maschine, einem sogenannten Psychometer (Seelenmesser), die Rede gewesen, den der Erfinder, ein Leipziger, mit Namen Portius, jezt in den Hauptstädten Europas producirt. Wir gestehen, daß uns die Sache Anfangs ein wenig nach Charlatanismus zu schmecken schien, allein in Berlin wenigstens hat die Maschine in den vornehmsten Cirkeln und bei mehreren vorurtheilsfreien und urtheilsfähigen Männern großes Erstaunen erregt. So erfahren wir z. B., daß Portius jenen seinen „Seelenmesser," dessen nähere Beschreibung wir sogleich folgen lassen, in einer auserwählten Gesellschaft bei der Gräfin von Brandenburg hat operiren lassen, und daß die Ergebnisse fast ohne Ausnahme befriedigend befunden worden sind. Dieser Psychometer nämlich, wie ihn der geistreiche Erfinder selbst beschreibt, ist eine Maschine, welche angibt, was man seinem Temperamente, seinem Geiste, seinem Herzen nach ist, indem sie nach hundert und zehn verschiedenen Einwirkungen, die man auf sie ausübt, von hundert und zehn (in einer Tabelle verzeichneten) Eigenschaften diejenigen bezeichnet, durch welche man sich von andern Personen unterscheidet. Die Maschine ist ein Kästchen, 12 Zoll lang, 11 Zoll breit, 3 Zoll hoch. In ihrer Mitte erhebt sich eine Säule, 6 Zoll hoch, 2 Zoll breit und dick. In einer Vertiefung der lezteren schwebt eine Nadel, durch deren Bewegen oder Nichtbewegen der in Rapport mit derselben gesezte Fragende vom Daseyn oder Nichtdaseyn der in Frage gestellten Eigenschaften unterrichtet wird. Am Fuße der Säule befinden sich nämlich auf einem etwas tiefer liegenden, 6 Quadratzoll großen Raume 110 numerirte, in das Innere der Maschine führende Oeffnungen. Das Verfahren bei der über den Besitz oder Nichtbesitz einer Gemüthseigenschaft an die Maschine zu richtenden Frage ist nun folgendes. Nachdem man eine 12 Zoll lange gläserne Röhre gerieben, dadurch erwärmt und mit dem Kästchen in Berührung gebracht hat, senkt man einen, theils gläsernen, theils metallenen, in eine feine Spitze auslaufenden Stift in diejenige der erwähnten 110 Oeffnungen, welche sich auf die in Frage gestellte Eigenschaft bezieht, z. B. in die 65ste, wenn man wissen will, ob man phlegmatisch sey. Hierauf nimmt man einen Magnet in die Hand und nähert denselben der oben beschriebenen, in der Säule frei schwebenden Nadel. Lezstere deutet hiernächst durch Bewegung das Vorhandenseyn, durch Ruhigbleiben dagegen das Nichtvorhandenseyn der fraglichen Eigenschaft an. Dabei wird aber, wegen außerordentlicher Empfindlichkeit der Maschine durchaus erfordert, daß man ja nicht an dieselbe stoße, ruhig vor derselben verweile, während der Erwartung der Antwort keine Nebendinge vornehme, vor Allem aber sich in keinem krankhaften oder gereizten Zustande befinde. Wir haben den Bericht eines Mannes vor uns liegen, welcher den Versuch mit dem größten Vorurtheile gegen die Möglichkeit eines befriedigenden Erfolges unternommen hat, und der uns freimüthig gesteht, durch die Richtigkeit der Antworten in das größte Erstaunen versezt worden zu seyn. Zur Erklärung kann man sich wohl nur an eine gewisse Affinität zwischen dem Nervenfluidum des thierischen Körpers und den elektrischen und magnetischen Materien halten. Allerdings läßt sich annehmen, daß eine phlegmatische Person, wie wir das Beispiel oben gewählt haben, auf eine sehr empfindliche, durch elektrische und magnetische Kräfte in Thätigkeit gesezte Maschinerie anders reagire, als ein feuriges Temperament; die feinsten Ausflüsse des Körpers und die schon erwähnte Natur des Nervenfluidums könnten leicht Modifikationen erleiden, welche durch die Eigenthümlichkeit der Temperamente bedingt sind. Die Möglichkeit eines sogenannten „Psychometers" in seinem allgemeinsten Principe scheint uns also gerechtfertigt; ob aber seine Empfindlichkeit wirklich bis zur Angabe der oben erwähnten 110 feineren Nüancen gesteigert werden könne, darüber behalten wir uns das Urtheil vor.

Zu den außerordentlichen Erscheinungen, welche die in unsern Breiten ganz ungewöhnliche Witterung des verwichenen Sommers nach sich gezogen hat, gehört auch das, in den nördlichen Meeren sonst seltenere, dieses

Digitized by Google

Jahr aber an den Ostseeküsten wiederholt beobachtete schöne Schauspiel des Leuchtens des Meeres. Dieses Leuchten zeigte sich z. B. am Strande zu Zoppot (unfern Königsberg in Preußen) am 28sten August bei rabenschwarzer Nacht und ruhiger See mit einem bewundernswürdigen Effekte. Der Thermometer hatte am Tage im Schatten 20° Reaumür gezeigt, war aber gegen Abend bedeutend gefallen; die Temperatur des Wassers war um Mittag 17° gewesen, und hielt sich Nachts noch auf 13°. Von einer elektrischen Spannung der Atmosphäre ward nichts bemerkt. Nach eingetretener vollkommener Finsterniß hob nun jenes Leuchten des Meeres an, indem sich zuerst theils auf der Oberfläche des Wassers, theils bis zu einer gewissen Tiefe leuchtende Punkte von rundlicher Form, bald größer, bald kleiner und bis auf einen Zoll im Durchmesser haltend, zeigten, welche mit Blitzesschnelle hin und her schossen. Die Bemühungen, mit einem dichten Handnetze dergleichen leuchtende Punkte, welche man für phosphorescirende Thierkörperchen erkannte, heraufzuziehen, waren vergeblich, indem sie immer wieder durch die Maschen entschlüpften. Wohl aber steigerten die Bewegungen des Netzes im Wasser den Glanz, welcher sich immer mehr verstärkte und die Schönheit des Anblicks vermehrte. In den indischen Meeren ist diese Erscheinung etwas Gewöhnliches; ein französischer Naturforscher, mit Namen de Riville, hat unter andern dieselbe dort nach allen Umständen beobachtet und in einer eigenen Abhandlung: Sur la mer lumineuse, sehr gründlich beschrieben. Nach seinen und später besonders nach Spallanzanis, eines italienischen Physikers, Untersuchungen gibt es mehrfache, unter sich verschiedene Gattungen von Meerthierchen, welche, bei begünstigenden Verhältnissen, einen solchen Glanz verbreiten, der an das Leuchten unserer Johanniswürmchen erinnert. Das Wunderbare aber besteht darin, daß sich diese Fähigkeit derselben oder verwandter Thierchen in diesem Sommer außergewöhnlich auch in den nordischen Meeren entwickelt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, December.

Die Kunst in Marseille.

Die Kunst in Marseille! Wer kennt nicht ihren elenden Zustand? wer weiß nicht, daß in dieser Phönizierstadt nicht ein einziges Alterthum mehr ihren alten Glanz verkündet? Alle Reisende, die über Marseille geschrieben, haben einstimmig deßhalb ihre Klagelieder angestimmt, haben sich geärgert auf dem nackten Felsen von Notre Dame-de la-Garde, den einst die heiligen Haine deckten, und mit den Wogen über entschwundene Herrlichkeit geklagt an dem öden Seeufer, wo einst der Tempel der Diana stand. Nicht ein Steinchen sieht man von Allem mehr; aber während der fremde Wanderer hier seine Elegien dichtet, lacht hinter ihm der Marseiller. Was fragt der nach den alten Monumenten? Der Oelbaum wächst ihm noch wie früher, und sein Hafen steht voll hochmastiger Schiffe. Von dem Dianatempel steht freilich kein Stein mehr, dafür erheben sich alljährlich neue Waarengewölbe und hochstockige Gebäude am Cours Bonaparte oder bei den Alleen von Meilhan. Eine interessante Frage ist es nun, warum denn gerade in dieser Stadt alle Monumente untergegangen, während sie in Griechenland noch so zahlreich existiren? warum von dem Apollos- und Dianatempel alle Spuren verweht sind, während die Säulen des Collseums zu Rom noch stehen? Es haben keine Türken hier jemals gegen die Denkmäler gewüthet und kein Alarich und keine Gothen haben Säulen und Altäre umgestürzt. Es waren hier also die Bewohner wohl selbst, welche die lezten Erinnerungen ihrer Phönizier- und Römerzeiten mit eigener Hand verwischten; die Ruinen des Apollotempels lieferten vielleicht noch gute Bausteine, und was Alarich und die Türken zu Rom und Athen verschont, das haben zu Marseille ohne Zweifel die Kaufleute vollends zusammengerissen, um ihre Waarengewölbe und Ställe davon zu bauen. Ein ähnliches Schicksal mag wohl auch jener Hain gehabt haben, dessen heilige Stille, wie ein alter Schriftsteller erzählt, die ersten römischen Legionen mit einem ehrfurchtsvollen Schauer erfüllte. Man betrachte heute den Felsen von Notre Dame-de la Garde! Wer würde von diesem nackten Gestein, auf dem kein Hälmchen grünt, wohl glauben, daß dort einst alte Eichen und Riesentannen ihre Schatten warfen? Diese ehrwürdigen Bäume haben zu gutem Schiffbauholz gedient, und es scheint auf diesem öden Felsen, dessen unheimliche Gestalt im Mondschein so geisterhaft über Stadt und Meer herabschaut, seitdem ein Fluch zu ruhen, da alle Vegetation darauf erstorben ist. Ein Alterthümler würde also seine Rechnung zu Marseille nicht finden, und ein Dichter ebensowenig. Lezterer begebe sich unter die Ruinen von Athen, wenn er träumen will von vergangenen Zeiten, das prosaische Geräusch einer Handelsstadt läßt dies nicht zu. Der Kunstfreund muß, bei dem Mangel an alten Werken, unter dem Kehricht des Mittelalters das wenige Schöne zusammensuchen, das Marseille besizt, und hier sieht er unter dem Plumber in der That einen Diamant leuchten, der einigen Glanz in das Dunkel der Marseiller Kunst wirft. Dieser Diamant ist Puget. Puget, der große Bildhauer, Maler und Baumeister, dessen Statuen zu Paris noch neben denen der griechischen Meister gefallen, ist ein Kind Marseille's. Sein schönstes Werk, die Pest von Mailand, in Basrelief, sieht man hier in der Consigne. In der Kathedrale und in der kleinen Kirche vom Schloß Gombert finden wir mehrere Heiligengemälde von Puget, die man nicht minder ausgezeichnete Kunstwerke nennen könnte, entspräche nur ihr Kolorit der meisterhaften Zeichnung; Puget war mehr Bildhauer, als Maler. Nach seinem Plane wurde auch das Hôtel de ville erbaut, das einzige Gebäude zu Marseille, das einer längern Betrachtung würdig ist. Die wunderschönen Wappenschilder und Zierrathen auf seiner Vorderseite sind Pugets Arbeit. In einem der Säle des Hôtels de ville sieht man mehrere Gemälde von andern Künstlern, die, wenn auch nicht große Meisterstücke, doch für Marseille von Bedeutung sind. Das ausgezeichnetste von allen ist die Pest von Marseille, von Serres gemalt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. December 1834.

Der Tag ist heiß, die Capulets sind draußen.
Und treffen wir, so gibt es sicher Zank;
Denn bei der Hitze tobt das tolle Blut.

Shakespeare.

Die Andacht im Gebirg.

Nach Inglis.

Schon oft, seit ich in Irland war, hatte ich gehört, daß da oder dort eine Pattern gehalten werde, und war gefragt worden, ob ich schon eine Pattern gesehen habe. Am zweiten Tage meines Aufenthalts zu Ma'am fügte es sich nun, daß eine berühmte Pattern hoch oben im Gebirge auf einer kleinen Ebene gehalten werden sollte, und ich beschloß, dem Feste beizuwohnen. Eine Pattern war ursprünglich eine religiöse Feierlichkeit, die, wie immer noch, an einer heiligen Quelle begangen wurde; Manche besuchen zwar noch jezt die Orte, um ihre Andacht zu verrichten, hauptsächlich aber dienen sie zur Volkslustbarkeit, wobei, nachdem die Geordneteren sich mit Tanzen und anständiger Fröhlichkeit einen guten Tag gemacht, Trunkenheit und Schlägerei das Fest beschließt. Mein Wirth begleitete mich auf dem Ausflug. Der Weg war sehr mühsam, denn er führte größtentheils durch Moor, und es erfordert Uebung, um sich hier durchzuschlagen, zu wissen, wo man sich sicher dem Grunde anvertrauen kann, wo man von einem Rasenstück zum andern springen muß, und wo man sich gar nicht vorwagen darf. Ich war mit Sumpf und Moor bereits einigermaßen vertraut, bevor ich nach Irland kam, und so machte ich meine Sache so gut, daß ich auf dem ganzen Wege nicht oft knietief einsank.

Der Weg hinauf zum Ort der Feier war indessen höchst malerisch. Mehrere Meilen vor und hinter uns sah man muntere Gruppen längs der Bergseiten hinziehen, in denen man die Weiber an ihren rothen Röcken leicht unterschied; manche zu Fuß, andere zu Pferd, viele zu zweien auf einem. Auf halbem Wege holten wir einen Haufen junger Bursche und Mädchen ein, welche sich die Mühe des Steigens durch einen Pfeifer an der Spitze erleichterten; bei den muntern Weisen ging es im Tanzschritt den steilen, steinigten Pfad hinan. Nur wenige kamen uns entgegen, nüchtern Volk, das seine Stationen an der heiligen Quelle abgebetet und nicht aufgelegt war, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen, die gemeiniglich der Andacht folgt. — In diesem Landstrich heißt fast Jedermann Joyce, und der Ort, wo die Pattern gehalten wird, liegt, nach der Behauptung der Joyce, in Joyces Land; das lassen aber die Cunnemaras nicht gelten, und so halten denn die beiden Faktionen ihre Patterns im selben Distrikt, und wenn auch nicht dicht nebeneinander, doch so nahe, daß das Fest nimmermehr ohne Schlägerei ablaufen kann. Die Joyces sind ein herrlicher Menschenschlag; nirgends sah ich in Irland höhere, kräftigere Gestalten, und sie lassen selbst die Tyroler hinter sich.

Digitized by Google

Als ich die Höhe des Gebirgspasses erreicht hatte und des Ziels unseres Marsches ansichtig wurde, war es vier Uhr Nachmittags und die Pattern im vollsten Gang, und wirklich, die Scene, die sich hier inmitten des wilden Gebirges aufthat, war im höchsten Grad überraschend und malerisch. Ein Dutzend Zelte, theils offen, theils geschlossen, war aufgeschlagen, und Hunderte lagerten in Gruppen theils auf dem Rasen, theils auf den in Menge umherliegenden Steinen. Einige alte Leute lagen noch auf den Knieen beim heiligen Quell, und abseits sah man hie und da, halb versteckt hinter den Felsblöcken, Mädchen der bessern Klasse, die sich bereits genug erlustigt hatten, ihre Schuhe und Strümpfe ausziehen, um den Heimmarsch anzutreten, oder ihren Anzug in Ordnung bringen oder, jedoch seltener, mit einem Joyce oder Cunnemara Worte wechseln. Alles war im besten Frieden, als ich anlangte, und ich ward als Gast von vielen Seiten herzlich willkommen geheißen und in die Zelte eingeladen. Ich nahm die Einladung an und der ächte Potheen machte fleißig die Runde. Nicht lange aber, so schien die prahlerische Aeußerung eines Joyce Einigen unten im Zelte zu wurmen, und ihrer zwei oder drei riefen etwas wie aus Einem Munde in verächtlichem Tone herauf. Bisher hatte man aus Höflichkeit für mich englisch gesprochen, jezt ward auf einmal irisch verkehrt. Viele der „Jungen“ stürzten rasch hinter einander zwei, drei Gläser Potheen hinunter, und mein Wirth, der mich begleitet hatte und neben mir saß, sagte mir in's Ohr, bald werde eine Schlägerei losgehen. Oft und viel hatte ich in Irland unbedeutende Balgereien gesehen, nie aber ein ordentliches Parteigefecht; ich gestehe es, schon oft hatte ich ein barbarisches Gelüste darnach verspürt, und jezt sollte es Allem nach befriedigt werden. Ich machte mir den Wink des Wirths zu Nutze, schüttelte meinen Nachbarn rechts und links die Hände, und als sich eben ein allgemeines Geschrei erhob, sprang ich über die Bank, zog mich aus dem Zelt zurück und nahm eine sichere Stellung auf einem Felsstück.

Ich hatte nicht lange zu warten: heraus aus den Zelten stürmten die Joyce und ein Haufen anderer Jungen, wie auf ein gegebenes Signal, und die Shillelahs (Knüttel) tanzten nicht lange in der Luft, so wurde ernstlich damit zugeschlagen. Wer zum erstenmal eine irische Prügelei mit ansieht, meint nicht anders, als es müßten wenigstens ein paar Dutzende hors de combat gesezt werden. Sieht man einen ächten Shillelah in der Luft tanzen und hört das Kampfgeschrei dazu, so glaubt man, den Moment darauf müsse eine Hirnschaale zerschmettert seyn; aber der Handel ist, wenn auch schlimm genug, nicht so gar gefährlich als er aussieht; allerdings fällt nicht selten ein Shillelah auf einen Kopf nieder, der sofort unvermeidlich ein Loch bekommt, aber noch öfter trifft Stock auf Stock, und bald werden die Kämpfer handgemein und versuchen an einander ihre Kraft im Ringen. Die Parteien zerren sich herum und der Stärkste wirft seinen Mann nieder; von dem, was man ehrlichen Kampf nennt, ist weiter nicht die Rede, ihrer zwei oder drei fallen über einen Einzelnen her, und man schlägt darauf zu, selbst wenn einer schon zu Boden liegt. Im gegenwärtigen Falle wurden fünf oder sechs verwundet, jedoch keiner erschlagen, und nachdem das Handgemenge etwa zehn Minuten gedauert, blieben die Joyce Herrn des Schlachtfelds. Die Weiber nahmen keinen Theil am Gefecht; aber sie bleiben nicht immer davon, indessen treten sie in der Regel nur dann handelnd auf, wenn mit Steinen gefochten wird, wo sie denn die Kämpfenden mit Wurfgeschütz versehen. Als die Schlacht geschlagen war, blieb nicht viel Volk mehr da, meistens solche, die zu keiner von beiden Parteien gehörten. Die meisten Weiber und auch manche Männer hatten den Platz geräumt, als die Zänkerei begann. Ich sah, wie sich nach der Schlägerei Einige, die sich gebalgt hatten, die Hände schüttelten und küßten; sie schienen wieder so gute Freunde als zuvor. Die Sonne war am Untergehen, als man vollends allgemein aufbrach, und im herrlichen Sonnenschein, der alle Abhänge der Bergschlucht übergoldete, war die Scenerie noch interessanter, als auf dem Herweg. Der Zug der Fußgänger und Reiter dehnte sich meilenweit durch das lange Defilé, und alle Schluchten widerhallten von den Gebirgsmärschen der Schalmeien, hin und wieder von lautem Jauchzen und dem Gebrülle des durch die ungewohnten Laute geschreckten Viehs. Es war finstere Nacht, als wir in Ma'am anlangten.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese und so manche andere Auszeichnungen des abweichenden Jahres nun haben einen in Preußen lebenden aufmerksamen Meteorologen zu der Vermuthung veranlaßt, daß sich in den tellurischen Witterungsverhältnissen in der That eine Veränderung von constantem Charakter ereignet habe, und er sezt diese Ideen in einer eigenen, nicht uninteressanten Schrift, welcher er in seinem Enthusiasmus den Titel „Victoria“ beilegt, auseinander. Nach seinen Entwicklungen dürfen sich fortan unsere Breiten mit der Hoffnung schmeicheln, regelmäßig wärmerer und dauernderer Sommerwitterung zu genießen und dadurch zum Anbau von Gewächsen geschickt zu werden, welche bis jezt nur wärmere Zonen erzeugten. Verfolgt man die

Digitized by Google

Vorgänge der Natur in dieser Beziehung seit längerer Zeit, wie wir darauf in den früheren Nummern dieser unserer Berichte wiederholt aufmerksam gemacht haben; fragt man sich namentlich nach der Grundursache eines, von allen Seiten bestätigten Factums, des Freiwerdens ungeheurer Eismassen aus den Polarmeeren und ihres Herabschwimmens nach tieferen Breiten, wo dergleichen sonst nie beobachtet worden sind, und bringt man damit die höchst auffallenden Witterungsanomalien nicht bloß des lezten, sondern einer Reihe vorangehender Jahre in Verbindung, so scheint unzweifelhaft zu werden, daß die Temperatur bei weitem nicht allein durch den Sonnenstand, sondern vielleicht mehr noch durch die geheimnißvolle Reaction einer eigenen Erdwärme vermittelt werde, deren Existenz ohnehin aus tausendfachen Erscheinungen hervorgeht. Das Vorhandenseyn einer solchen sekundären Wärmeursache aber einmal zugegeben, so kann man den Sitz ihres eigentlichen Herdes eben so gut veränderlich annehmen, als man die Veränderung in der magnetischen Declination und Inclination von einer Veränderung der Lage des magnetischen Princips im Bauch der Erde abhängig gemacht hat. Ich gestehe, daß mir diese Hypothese sehr viel Ansprechendes zu besitzen scheint, und daß ich selbst noch einen Schritt weiter gehe und diese Erdwärme und ihre Erzeugung als eine der wichtigsten Aeußerungen eigenthümlichen Erdlebens betrachte. Aus der größern oder geringern Anhäufung des Stoffes derselben an verschiedenen Stellen und einer vergrößerten oder verminderten Thätigkeit der darauf gerichteten Erdkräfte läßt sich nun sogleich erklären, wie es zugehen könne, daß Perioden in der Geschichte der Erde möglich sind, während welcher gewisse Gegenden ihrer Oberfläche einer außergewöhnlichen Temperatur genießen. Daß dieser Cyklus wechselnder Erscheinungen im Erdleben schon einmal, ja vielleicht schon viele Male durchgemacht worden sey, dafür sprechen mannichfache Erscheinungen, und in Grön- (Grün-)land z. B. muß die gewöhnliche Temperatur mit ihren Einflüssen auf die Vegetation zu der Zeit, da man dem Lande den Namen beilegte, eine andere gewesen seyn als in den lezten Jahrhunderten, wo man es in Eis und Schnee vergraben gefunden hat. Merkwürdig in jedem Falle und günstig im Sinne der hier entwickelten Hypothese bleibt es immer, daß sich in unsern Gegenden der Winter, den nach einem solchen Sommer fast Jedermann sehr früh und sehr streng erwartete, bis jezt *) beinahe gar nicht eingestellt hat, und daß seine Spuren, wenn sie wirklich erscheinen wollen, mit einer Schnelligkeit wieder verschwinden, als wenn sie diesmal gar nicht haften könnten.

*) Ich schreibe dies zu Anfang Decembers. M.

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes können wir mit einer der wichtigsten Entdeckungen am Sternenhimmel machen, welche dem englischen Astronomen Sir John Herschel, dem würdigen Sohne des großen Vaters, geglückt ist, und wovon uns die Kunde so eben zukommt. Bis jezt hatte man nämlich geglaubt, daß die Gruppen von sehr nahe bei einander erscheinenden Fixsternen ungleicher Größe, welche sich an so vielen Orten des Firmaments zeigen, nur in Folge des Hintereinanderstehens der sie bildenden Einzelsterne diesen Anblick gewähren, und daß ein besonderer sonstiger Zusammenhang zwischen jenen Einzelsternen nicht bestehe. Herschel aber beweist jezt vielmehr auf den Grund lange fortgesezter, äußerst sorgfältiger Beobachtungen, daß sich diese Sterngruppen keineswegs nur in Folge einer bloßen Wirkung der Perspektive in dieser Anordnung darstellen, sondern daß sie Systeme sind, in welchen, gleichwie in unserm Sonnensystem Planeten um eine Sonne, kleinere Fixsterne um einen größern Centralfixstern kreisen. Nun ist Aehnliches zwar schon früher von den sogenannten Doppelsternen (Verbindungen sehr nahe bei einander stehender, nur zweier Fixsterne) bekannt gewesen, deren gegenseitiger Rapport bald durch eine gemeinschaftliche eigene, bald ebenfalls durch eine solche Bewegung um einander charakterisirt ist, ja unter denen einige sogar in dieser doppelten Relation stehen. So kennt man schon seit Bradley's (eines brittischen Astronomen des vorigen Jahrhunderts) Zeiten Nr. 61 im Schwan als eine solche Verbindung zweier, sehr nahe bei einander stehender Sterne, welche zusammen im Weltenraum fortrücken und außerdem eine gegenseitige Bewegung haben. Aus den Untersuchungen, die der wackere Königsberger Astronom Bessel über diesen merkwürdigen Doppelstern angestellt hat, geht hervor, daß der seit Bradley bis auf ihn von diesen also vereinigten beiden Sternen im Weltenraum zusammen zurückgelegte Weg über 200 Millionen Millionen Meilen, und daß die Umlaufszeit des einen um den andern gegen 400 Jahre betrage, gleichwie, daß die Masse eines jeden dieser Fixsterne mindestens der ungeheuren Masse unserer Sonne gleichgeschäzt werden könne, obwohl lezlere die Masse unserer Erde, worauf ich mich als den uns geläufigsten Vergleich beziehe, an 300,000mal übertrifft. Ferner besteht, um noch ein zweites Beispiel anzuführen, der Doppelstern Nr. 70 im Ophiuchus aus einem weißgelblichen Sterne vierter, und einem rothen Sterne siebenter Größe, welch lezterer den erstern umkreist. Seit Herschels (des Vaters) erster Beobachtung hat sich ihre gegenseitige Stellung um 300 Grad verändert, dergestalt, daß ein ganzer Umlauf bald vollendet seyn wird. Des jüngern Herschel Beobachtungen beweisen aber überdies, daß die Winkelbewegung des rotirenden kleinern

Digitized by Google

Sterns gegenwärtig geringer geworden sey, und sich sein Abstand vom größern Stern zugleich in dem Verhältnisse geändert habe, als es das Attractionsgesetz erfordert. Allen diesen schon so bewundernswürdigen Ermittlungen über die Doppelsterne setzt aber nunmehr Herschels erwähnte neueste Entdeckung, daß ganze Sterngruppen demselben Gesetze folgen, und unter sich ein System von Sonnen mit einer von ihnen allen umkreisten Centralsonne bilden, die Krone auf, und die Astronomie wird dadurch mit einer neuen, sämmtliche vorangegangene an Erhabenheit übertreffenden Wahrheit bereichert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, December.

(Beschluß.)

Die Pest von Marseille. Belzunce, Réné und Louis Philippe.

Der Marseiller, der seine Apollotempel und Phönizierzeiten vergessen hat, denkt gar wohl noch an eine andere Vergangenheit, von der der Großvater ihm erzählte und die dem Knaben die Haare sträuben machte. Ueber 70.000 Menschen, die Hälfte der Bewohner dieser blühenden Seestadt, fielen im Jahr 1720 als Opfer der Pest. Ihre Leichname fanden keine Ruhe unter den Cypressen ihres schönen Friedhofs; der hartberzige Felsboden versagte den Unglücklichen selbst das Grab, und ihre unbeerdigten Leichname wurden ein Futter der Hunde, der Raben und der Haifische. Aus jener Zeit führt uns der Künstler nun eine Scene vor. Der Schauplatz ist unser Cours, mit den nämlichen hohen Bäumen bepflanzt, wie sie heute noch stehen. Gruppen von Sterbenden, welche den langen Raum bis zur Porte d'Aix erfüllen, halb verweste Leichname, Haufen noch lebender Elenden, deren schwarzgelbe Gesichter der Schmerz und die Verzweiflung der Rettungslosigkeit verzerrt. Hier wimmert ein kranker Vater auf dem harten Steine, von dem eigenen Sohne aus dem Hause gejagt, dort sieht man Mütter ihre angesteckten Kinder mit den Bettkissen aus den Fenstern schleudern; die Todesfurcht hatte alle Bande zerrissen, alle Liebe getödtet; der provençalische Schriftsteller Béranger hat recht: es gehört einige Heroenstärke dazu, um lange mit dem Blicke auf diesem Gemälde zu verweilen. Vier Galeerensklaven fallen unter den Gruppen des Bildes auf. Die Unglücklichen waren zum Fortschaffen der Leichname verdammt, und starben alle bis auf diese letzten vier, welche der Sage nach den berühmten Räuberessig als Präservativ erfunden haben sollen. Eine andere edlere Figur steht zwischen Leichen und Sterbenden, der Seuche trotzend und mit eigener Hand den letzten Trost der Religion den Unglücklichen spendend, denen keine andere Hülfe mehr frommte. Der Mann ist der Bischof Belzunce, dessen Name unter dem Volke noch nicht vergessen ist. Wer die Geschichte jener Tage liest, wird sich nicht wundern, wenn der Provençale noch heute seine Priester liebt, man wird über den Ruf: vive Monseigneur l'évêque de Marseille! nicht stannen, den man im Jahr 1834 und im vierten der Philippistischen Freiheit von dem Volke in Marseille hörte; ein Ruf, der seit langer, langer Zeit in keiner andern Stadt Frankreichs ertönte. Die moralische Macht der Geistlichkeit in der Provence, auf die Liebe des Volkes gestützt, auf das Andenken gegründet, was sie in den Zeiten der Noth dem Volke war, wird sich noch lange Zeit erhalten. Das Brustbild jenes edlen Bischofs Belzunce befindet sich in einem besondern Zimmer des Hôtel de ville. Dieses Zimmer enthält nur drei Porträts, und scheint fast bestimmt, nur die größten Wohlthäter des provençalischen Volkes aufzunehmen. Das zweite Porträt ist das des guten Königs Réné. Ueber dreihundert Jahre schon ruhen die Gebeine dieses besten der Könige zu Aix in der Gruft der alten Grafen der Provence, aber heute noch weiß jedes Kind seinen Namen zu nallen, heute noch lebt sein Andenken in tausend Sagen, in tausend Anekdoten fort, die hier so zahlreich sind, als in Preußen die über den alten Fritz. Das Angesicht jenes romantischen Königs, der ein Ritter, ein Musiker, ein Dichter, zugleich aber auch ein wahrhafter Vater seines Volkes war, spricht ganz jene Herzensgüte aus, die man so sehr an ihm rühmte. Réné residirte in den Wintermonaten gewöhnlich zu Marseille, und da sah man ihn denn oft in dem prunklosen Hausgewande, wie er auf dem Bilde gemalt ist, ohne Gefolge am Hafen spazieren gehen und im Sonnenschein sich wärmen; woher es auch kommt, daß man hier heutiges Tages noch einen sonnigen Weg: chemin du bon Réné nennt. Was mag nun wohl das dritte Bild seyn? Wer kann auf einen Platz zwischen den zwei edelsten Wohlthätern des provençalischen Volkes Anspruch machen? Es ist eine stattlichere Figur, als die seiner beiden Nachbarn. Die Uniform und das rothe Band zieren eine wohlbeleibte Gestalt, ein dicker, schwarzer Backenbart bedeckt einen Theil des lächelnden Gesichtes, und denselben Backenbart kann man auf unzähligen Karrikaturen des Charivari sehen. Ich möchte aber wissen, ob die Mehrzahl des Marseiller Volkes mit der Anordnung einverstanden ist, daß zwischen den Bildern Belzunce's und Réné's das Brustbild Louis Philipps hängt. Wohl habe ich hier aus dem Munde von Tausenden den Ruf vernommen: vive l'évêque de Marseille! und den König Réné hörte ich nie anders nennen, als: le bon Roi Réné! dagegen kann ich mich nicht entsinnen, zu Marseille je den Ruf vernommen zu haben: vive Louis Philippe! und noch viel weniger hörte ich ihn le bon Roi Louis Philippe nennen. — Die meisten Gemälde der Stadt befinden sich auf dem sogenannten Museum. Es ist dieses übrigens eine so ärmliche Sammlung, so gering an Zahl, so unbedeutend an Werth, daß ich derselben nur ihrer Armseligkeit wegen Erwähnung thue. Dem innern Gehalte entspricht das elende Aeußere dieses Gebäudes vollkommen; man glaubt eher in ein Waarenlager von Trödlern einzutreten, als in das Museum der ältesten Stadt Frankreichs.

Auflösung der Charade in Nr. 310:

Muthwille.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 55 u. Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt Nro. 55.

Mittwoch, 31. December 1834.

[802] In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Elementarisches Handbuch
der
industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik
von
Dr. Christoph Bernoulli,
Professor in Basel.

Erster Band,
einen Abriß der allgemeinen und industriellen Physik enthaltend.

Mit 7 Steindrucktafeln.
Preis 3 fl. 24 kr.

Der zweite Band ist unter der Presse und wird in Bälde erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im December 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[782] **Neue Musikalien,**
welche bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam, gr. Walzer für Pfte. Recreat. Nro. 29. 27 kr.
Auber, Gustav oder der Maskenball für Pfte. ohne Text arrang. von Rummel. 8 fl. 6 kr.
— — Dieselbe Oper für 2 Violinen, arrang. Liv. 1, 2, 3, jedes 2 fl.
— — Dieselbe für 2 Flöten arrang., Liv. 1, 2, jedes 2 fl. 6 kr.
— — Fav.-Stücke aus Gustav für Flöte mit Guitarren-Begl. arrang. 48 kr.
Berr fessy. 11te Fantas. für Pfte. und Clar. über Th. aus Auber's Schwur. 2 fl.
Carcassi, Fantas. für die Guitarre über Th. aus Herolds Zweikampf. Op. 48. 45 kr.
— — Fantas. für die Guitarre über Th. aus Gustav. Op. 49. 48 kr.
Herz, H., brllt. Bravour-Variat. für Pfte. über ein Trio aus dem Zweikampf. Op. 76. 2 fl.
— — brllt. Variat. für Pfte. über eine Cavatine aus Mathilde di Shabran. Op. 77. 1 fl. 30 kr.
Kalkbrenner, brllt. Galopp aus Adams le Proscrit für Pfte. arrang. 48 kr.
Kuffner, 9tes Potpourri für Pfte. über Th. aus Zampa und Fra Diavolo. Op. 258. 1 fl. 12 kr.
Labarre, la jeune fille, franz. und deutsch mit Pfte.- oder Guitarre-Begl. Nro. 321. 18 kr.
— — Le roi de la montagne. Ebenso. Nro. 322. 18 kr.
Duchambge, les cloches du couvent. Ebenso. Nro. 325. 18 kr.
Lemoine, Bagatellen für Pfte. über Th. aus Carafas Kerker von Edinburg. 45 kr.
Mazar, 6 leichte fortschreitende Duos für 2 Violinen. Op. 46. 1 fl. 48 kr.
Momy, Introd. und Rondo für Pfte. über ein Th. aus Fiorella. Op. 4. 1 fl. 24 kr.
Rinck, Motette, Gott sey uns gnädig, für S., A., T. und B., mit Orgel-Begl. Op. 109. 1 fl. 12 kr.
Ruckgaber, Melange für Pfte. über poln. Themata. Op. 29. 1 fl. 12 kr.
Lestocq oder Intrigue und Liebe, Oper von Auber, für die deutsche Bühne bearbeitet von Freiherrn v. Lichtenstein. 54 kr.
Der musikalische Hausfreund. 11ter Jahrgang. 1835. 54 kr.

In Stuttgart sind obige Musikalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[787] Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik
von
Prof. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz,
Geh. Kirchenrath, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

gr. 8. auf weißem Druckpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band dieses Werkes fand die günstigste Aufnahme und der nun erschienene zweite Band wird durch seinen reichen gediegenen Inhalt nicht minder willkommen seyn. Der Name des gefeierten Verfassers ist rühmlichst bekannt, und das vorliegende Werk bedarf deßhalb keiner weitern Empfehlung.

---

[625] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Bilder und Zustände
aus Berlin
von
J. Jacoby.

8. 1834. 2 Bände. broschirt. 3 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes.

Verordnung wegen der Repräsentation des Volkes. Der dritte August. Der Herzog von Reichstadt. Die Juden. Zeitungen und Journale. Närrisches. Censoren. Preußische Sentimentalität. Berlinischer Liberalismus. Ein Blatt aus der neuesten Geschichte. Komisches Intermezzo. Trauriges. Burschikose Weltanschauung und Berliner Studentenleben. Die Franzosen und Wir.

Inhalt des zweiten Bandes.

Berliner Poeten. Am 6. August 1832 oder Bundestagsbeschlüsse. Die hochselige Königin Louise. Eine Karrikatur. Das schöne Geschlecht. Skizze aus dem hiesigen Tollhause. Minister. Theater. Am 28. August, Goethe's Geburtstag. Steckelv. Der Strahlauer Fischzug. Das Museum. Briefe. Vision.

Digitized by Google

[797] Bei Vetter und Rostosky in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Lügenkaiser.

Seltsame, wunderbare, abenteuerliche und dennoch wahrhaftige Schicksale

des

Herrn von Münchhausen II.

von

L. v. Alvensleben.

☞ Zweites Bändchen.

8. Mit Abbildungen. Preis geb. 1⅙ Rthlr. (Beide Bändchen zusammen kosten 2⅓ Rthlr.)

---

[780] In Carl Gerolds Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellungen

aus dem

Steyermärk'schen Oberlande.

Von

F. C. Weidmann.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag cartonirt. Preis: 2 Rthlr. sächsisch oder 3 fl. CM.

Die Verlagshandlung übergibt hier dem Publikum einen Beitrag zur vaterländischen Landeskunde, welcher dessen Theilnahme und Aufmerksamkeit in vielen Beziehungen anzusprechen geeignet erscheinen dürfte. Diese Darstellungen umfassen einen höchst interessanten, zum Theil noch durchaus unbesprochenen Theil des steyermärkschen Alpengebietes, nämlich das obere Ennsthal und das steyermärk'sche Salzkammergut. Herr Weidmann, durch Autopsie mit den Thälern und Höhen dieses interessanten Landstriches innig vertraut und bekannt, und im Besitze der schätzbarsten, Andern nicht leicht zugänglichen Daten und Materialien über diesen Gegenstand, hat in diesem Werke das Resultat mehrjähriger Beobachtungen und Wanderungen niedergelegt, und der Werth dieser Mittheilungen dürfte dadurch außer Zweifel gesetzt seyn, daß Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Johann, der erhabene Freund und Kenner unserer Alpenlande, die Zueignung des Werkes anzunehmen geruht haben. — Mit dem Feuer der Darstellung, der Schärfe der Auffassung und innigen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wodurch die topographischen Arbeiten des Verfassers sich stets den Antheil der Leser sicherten, führt er hier dieselben auf die Riesengipfel der Granit- und Kalkkette des nordwestlichen Theiles der Steyermark. Der Hochgolling, die Hochwildstelle, der Woising, das Gunkenegg, die Felswüsten des todten Gebirges, die Ufer des Schwarzensees u. s. w. werden hier zum Erstenmale in ihrem ganzen Umfange geschildert; die Mittheilungen über Aussee und das Salzkammergut sind nicht minder interessant. Das Titelkupfer, die Ansicht des Hochgollings, nach der Natur gezeichnet von Gauermann, von Armann trefflich gestochen, und die ausgezeichnet schöne Karte, das Ennsthal mit den umgreuzenden Hochgebirgen, nach einer Originalaufnahme von Meisterhand, von Huber sehr gelungen im Stiche ausgeführt, dürften dem Werke ebenfalls zur besonderen Zierde gereichen, so wie die Verlagshandlung bestrebt war, durch die äußere Ausstattung in typographischer Hinsicht bestens für dasselbe zu sorgen. Somit empfiehlt sie denn dieses Buch, welches in mancher Beziehung dauernden Werth behalten dürfte, dem Antheil und der Würdigung des Publikums.

Erfahrungen und Ideen

aus dem Gebiete des

Wasserbaues und der Mechanik

von N. V.

Wien. Lithographirt bei J. Trentsensky. Querfolio. Preis: 1 Rthlr. 16 Gr. oder 2 fl. 30 kr. CM.

Man findet in diesem Werke mehrere neu erfundene, durch den Verfasser bereits erprobte Maschinen und mechanische Vorrichtungen faßlich und genau beschrieben und durch lithographirte Abbildungen anschaulich gemacht, nämlich eine neue, weniger kostspielige, auch in Flüssen von geringer Wassermasse anwendbare Art Schiffmühle, eine sehr einfache und vortheilhafte Bewässerungsmaschine, eine einfache, mit wenig Kosten herzustellende Maschine, um Pfähle aus dem Wasser herauszuziehen, eine ganz neue Konstruktion einer wohlfeilen und dauerhaften Windmühle, ein neues Verfahren, um Felsenlagen unter dem Wasser auszuräumen und zu sprengen, einen Wagen, der vermöge seines Baues eine durchaus sanfte Bewegung gewährt, eine einläufige Doppelflinte, endlich eine Vorrichtung, um die Kraft der freifließenden Ströme zum Betriebe jeder Art von Maschinerie zu benutzen.

Alle diese Maschinen zeichnen sich durch Einfachheit, allgemeine Nutzbarkeit und verhältnißmäßige Wohlfeilheit aus, ihre Beschreibung ist ungemein deutlich und verständlich, die Abbildungen mit der Nettigkeit und Präcision ausgeführt, wie man es bei Werken aus der Trentsensky'schen Offizin gewöhnt ist, so daß Kenner und Liebhaber der Mechanik das Werk nicht unbefriedigt aus den Händen legen dürften.

Ferner:

Neues System

des

Ackerbaues

von

Johann Hölbling.

gr. 8. Preis 9 gGr. oder 36 kr. CM.

---

[616] In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Das Buch vom Rübezahl.

Eine vollständige Sammlung aller Volksmährchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt

von

J. Lyser.

8. Mit 6 feinen Kupfern. 1 Thlr. 3 Gr.

Inhalt:

Einleitung. — Rübezahl als Liebhaber. — R. als Knecht, nebst Schwänken. — R. und der dankbare Bauer. — R. der Gnom und der Teufel. — R. und die gute Mutter. — R. und das Dorf Gänsbach. — R. und der Schneidergeselle. — R. und der Dieb. — R. und der vornehme Knecht. — R. und die reisende Dame. — R. und der Saufnickel. — R. verzaubert einen Esel. — R. und der Kegelkönig. — R. und das junge Ehepaar. — R. und der Poet. — R. und der Buchhändler.

Digitized by Google

[800] So eben ist erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Bordogni, 36 Vocalises pour la voix de Sopran ou Tenore, comp. selon le goût moderne. 3 Cah. à 2 Rthlr.

Mendelssohn-Bartholdy, F. 1ste Sinfonie pour l'Orchestre. 5 Rthlr. Dito arr. pour le Pfte. à 4 mains pour l'auteur. 1⅚ Rthlr.

Meyerbeer, Robert der Teufel im leichten Clavierarrangement von Adam. 2⅔ Rthlr. (Die Nro. einzeln in 4 Heften!)

Lafont, Fantaisie sur des motifs de la Muette de Portici pour le Violon avec Acc. de l'Orchestre, de Quatuor ou de Pfte. à 2½, 1½ und 1 Thlr. et Labarre 6 Romances fav. avec Acc. de Pfte. à 4 Gr.

Sammlung der beliebtesten Militärmärsche der preufsischen, österreichischen und russischen Armeen, comp. von Auber, Bellini, Boieldieu, Prinz Friedrich von Preufsen, Gluck, Meyerbeer, Rossini, Mozart, Spontini, Weber etc., arr. für das Pfte. von Neuhardt. 2 Hefte à 12 Gr.

Dito arr. für die Flöte oder Violine von Gabrielsky à 8 Gr.

In diesen Heften ist der berühmte Geschwindmarsch enthalten, welcher zur Einweihung der Alexandersäule in St. Petersburg aufgeführt wurde.

Spontini, Olympie. Gr. Opéra arr. pour le Pfte. seul. 6 Rthlr.

Tanbert, Concert pour le Pfte. avec Acc. de l'Orchestre. Op. 18. 2⅔ Rthlr. av. Quatuor 2⅓ Rthlr., pour Piano seul 1⅙ Rthlr.

— — 12 Lieder (Sang der Liebe) mit Begl. des Pfte. Op. 17. 2 Hefte à 12 Gr.

Weber, C. M. v., Auswahl der beliebtesten Gesänge, Lieder und Balladen für eine Singstimme, mit Begl. des Pfte. 16 Hefte à 4 — 12 Gr. (3 Hefte für 1 Männerstimme.)

Zelter, dito, 9 Hefte à 6 — 16 Gr. (3 Hefte für eine Bafs- oder Baritonstimme.)

Winterfeld, Johannes, Gabrieli und sein Zeitalter. Zur Geschichte der Musik im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert etc. 2 Bände in gr. 4. Text und 1 Band in Fol., enthaltend die bedeutendsten, bisher ungedruckten Tonwerke jener berühmten Meister. 12 Thlr.

Auf Subscription erscheint zu Ostern à 3 Thlr.:

Wörterbuch der griechischen Musik, in ausführlichen Artikeln über Harmonik, Rhythmik, Metrik, Kanonik, Melopoie, Theater, Instrumente etc. Nach den Quellen bearbeitet von Friedr. von Drieberg, in gr. 4. mit 7 gravirten Tafeln.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[801] In Ant. Pichler's Verlagsbuchhandlung in Wien ist erschienen und zu haben bei Aug. Liebeskind in Leipzig und in allen Buchhandlungen:

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler.

4 Theile mit 4 ausgezeichnet schönen Kupfern. 8. Post-Druckpapier. In Umschlag brosch. 9 fl. CM.

Der Schauplatz der Handlung dieses, wir dürfen sagen, weltberühmten Romans, der bereits in alle Sprachen des gebildeten Europa übertragen worden, ist ein Badeort, wo sich während der Kursaison Leute jeder Nation, Meinung und Sinnesart drängen, deren an Genüssen und Begebnissen so überaus reiches Leben Stoff zu Scenen und Bildern bietet, die zu anziehend sind, als daß man sie nicht von einer geübten Hand gezeichnet und in einen zierlichen Rahmen festgebannt wünschen sollte.

Die Frau Verfasserin hat dies in dem genannten Werke gethan, mit gewohnter Meisterschaft hat sie alle Nüancen und Schattirungen des bunten Badelebens getreu und mit lebensvoller Wahrheit wiedergegeben und Spiegelbilder entworfen, worin recht eigentlich das Treiben der grofsen Welt abconterfeit zu sehen, so daß wir von den interessanten Situationen und Charakteren wie von der meisterhaften Darstellung gleich angezogen und begeistert werden.

---

[533] Für Mineralogen und Chemiker.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Suckow, D. Gustav (Prof. in Jena), System der Mineralogie. Ein Grundrifs für akademische Vorlesungen. Nebst einem Anhange, enthaltend die Beschreibung einiger Mineralien des Grofsh. mineralogischen Museums in Jena. Mit 2 Figurentafeln. 8. 1834. 12 Gr. oder 54 kr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Uebersicht der Mineralkörper nach ihren Bestandtheilen; in Tafeln entworfen. gr. 4. 1831. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die chemischen Wirkungen des Lichts. 8. geh. 1832. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Darmstadt, im September 1834.

Karl Wilhelm Leske.

---

[799] ## Der Komet,

herausgegeben von C. Herlofssohn,

wird auch im folgenden Jahre fortgesezt.

Wöchentlich erscheinen, inclusive des Literatur-Blattes und der Reisezeitung, 6 Nummern, nebst einer ausserordentlichen Gratisbeilage

„Der Luftballon,"

ein Blatt für Herz, Geist, Kopf und Magen.

Man abonnirt in allen löblichen Postämtern und Buchhandlungen. Der Preis dieses, des 6ten Jahrganges ist 10 Rthlr. oder 18 fl.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Leo.

---

[789] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

A. Lohnau,

der vollkommene Papparbeiter.

Oder praktische Anweisung, alle Arten geschmackvoller Papparbeiten auf das Sauberste zu verfertigen. Ein Hülfsbuch für alle Diejenigen, welche die Kunst, aus Pappe oder Papier zu formen, erlernen oder sich darin vervollkommnen wollen. Mit 11 Tafeln Abbildungen, 160 Figuren enthaltend, welche nicht nur sämmtliche zur Papparbeit erforderliche Werkzeuge, sondern auch eine

Digitized by Google

Auswahl geschmackvoller, nach ihren einzelnen Theilen detaillirter Gegenstände darstellen, die zum Formen aus Pappe vorzüglich geeignet sind. Zweite, verbesserte Aufl. 8. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Die Kunst,

in

Papiermaché,

sowie in Papier, Stein- und Lederpappe, Sägespänen ꝛc. zu modelliren. Für Fabrikanten und Dilettanten. Von Lebrun. Aus dem Französischen übersezt. 8. Preis 10 gGr.

---

[783] Im Verlage der Gebrüder Reichenbach in Leipzig erscheint vom 1. Januar 1835 an ein Journal für Kritik und Leben unter dem Titel:

Literarischer Zodiacus.

Schriften in bunter Reihe zur Anregung und Unterhaltung. Mit Beiträgen von dem Autor der Tutti Frutti, C. F. Göschel, C. F. Höck, J. L. Klein, F. G. Kühne, J. Lehmann, C. A. Marx, F. A. Märker, Ludwig Rellstab, Leopold Schefer, Johann Schön, G. Schlesier, Heinrich Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, Professor Zumpt u. A. in monatlichen Heften herausgegeben von Theodor Mundt.

Was von dieser Monatschrift zu erwarten ist, kann man am besten aus dem in unserem Verlage von Herrn Dr. Theodor Mundt herausgegebenen ersten Hefte der „Schriften in bunter Reihe“ ersehen, dessen überaus günstige Aufnahme, die es vom Publikum erfahren, uns zur Begründung des „Literarischen Zodiacus“ veranlaßte, und welches nun als Probeheft desselben anzusehen ist. Die namentliche Bezeichnung der ehrenvoll bekannten Männer, unter deren Mitwirkung diese Zeitschrift in's Leben treten wird, mag unser Streben bewähren, darin zu gemeinnützigem Wirken allmählig einen Vereinigungspunkt der besten Köpfe Deutschlands zu bilden. Ausführlichere Prospecte sind in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen.

Man abonnirt auf einen Jahrgang dieser Monatschrift von 12 Heften (jedes zu 5 Druckbogen gr. 8.) mit 5 Thlr. Cour. bei allen löblichen Postämtern und Buchhandlungen.

Gebrüder Reichenbach.

---

[791] Bei G. D. Bädeker in Essen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Dr. K. Hoffmeister,

Romeo

oder

Erziehung und Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 3 Bände. broch.

Preis 3 Thlr.

Dieses nun vollendete Werk schließt sich an „Woldemar“ von Jacobi, an „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ von de Wette und an andere didaktische Romane, und gehört ohne Zweifel zu dem Geistvollsten und Gediegensten, was unsere pädagogische Literatur aufzuweisen hat. Wir empfehlen daher dieses Werk angelegentlichst allen Erziehern, Lehrern, Schulfreunden und allen, welche an der Fortbildung unseres Geschlechtes einen thätigen oder betrachtenden Antheil nehmen. Jedem Menschenfreunde, jedem Gebildeten wird das Buch Anregung oder Belehrung, Genuß und Befriedigung bringen.

---

[752] Neue Verlagsbücher der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Epaminondas und Thebens Kampf

um die

Hegemonie,

von

Ed. Bauch.

gr. 8. 1834. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Die hier gelieferte Darstellung des Lebens und Charakters des Thebaners Epaminondas und seines Zeitalters ist aus einem gründlichen und gewissenhaften Studium der Quellen hervorgegangen und geschöpft, und beleuchtet einen der interessantesten Abschnitte der griechischen Geschichte, die Zeit der Blüthe und der Macht Thebens auf eine Weise, wie bisher noch von keinem Geschichtforscher und Darsteller geschehen ist. Philologen, so wie allen Freunden des griechischen Alterthums, wird diese Schrift gewiß eine sehr willkommene Erscheinung seyn.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten,

von

Eduard Müller, Dr. Ph.

Erster Band.

gr. 8. 1834. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr.

Die obige Schrift, die nicht bloß für den eigentlichen Philologen, sondern überhaupt für jeden Freund der alten Kunst und Philosophie von hohem Interesse seyn wird, entwickelt die Kunsttheorie, d. h. die Ansichten der Alten über Aesthetik, wie sie sich in den Schriften des Alterthums vorfinden. Der Verf. beginnt mit Homer, geht dann zu den folgenden Dichtern über, hierauf zu den Philosophen, besonders zu Plato, dessen Ideen über Schönheit und Kunst hier vollständig dargelegt werden, demnächst zu Aristophanes und dessen Anforderungen an die Dichtkunst, besonders an die tragische und komische. Den Beschluß machen die Ansichten der attischen Redner Isokrates und Lykurgus. Der zweite, nächstens folgende Band wird die Geschichte der Kunsttheorie der Alten von Aristoteles bis zum Schlusse fortführen.

---

[793] Für Staatsmänner, Volksvertreter, Beamtete, Rechtsgelehrte und Lesecirkel.

So eben ist versandt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften. Im Verein mit mehreren Gelehrten herausgeg. vom Geheimen-Rathe ꝛc. Pölitz. gr. 8. 1ster Jahrg. 1835. 12 Hefte. 5 Rthlr. 1stes Heft mit Beurtheilungen von Bülau, Emmermann, Günther, Krug, Pölitz u. A.

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Herausgeg. vom Geheimen-Rathe Pölitz. 8ter Jahrg. 1835. 12 Hefte. 6 Rthlr. 1stes Heft mit Beiträgen von Pölitz, v. Weber, Zirkler und 5 Recensionen.

Leipzig, den 14. December 1834.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wls.per jahrg.28.July-Dec

Morgenblatt f ur gebildete leser

3 1951 001 899 559 5